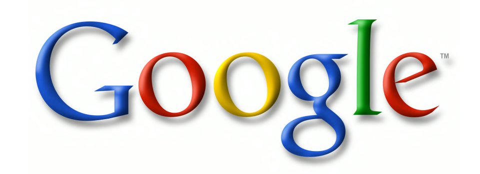



B 1,315,973
Alt und Neu Wien
Geschichte der
österreichischen Kaiserstadt
Von Moritz Bermann


The University of Michigan Libraries





Alt- und Neu-Wien.



Alt- und Neu-Wien.

Geschichte der Kaiserstadt

und

ihrer Umgebungen.

Seit dem Entstehen bis auf den heutigen Tag und in allen Beziehungen zur gesammten Monarchie

geschildert von

Moriz Bermann.

Mit 312 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1880.

Druck von R. v. Waldheim in Wien.

Alt- und Neu-Wien

oder

Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen.

Inhalt.

V. Buch.

Die Vormundschafts-Regierung des Kaisers Friedrich.

VI. Buch.

Wien unter den Habsburgern der steierischen Linie.

VII. Buch.

Die spanischen Habsburger.

VIII. Buch.

Wien im 17. Jahrhundert.

IX. Buch.

Wien im 18. Jahrhundert.

X. Buch.

Wien unter Kaiser Franz I.

XI. Buch.

Kaiser Ferdinand der Gütige und seine Zeit.

XII. Buch.

Kaiser Franz Josef und das neueste Wien.

Verzeichniß der für das vorliegende Werk vorzüglich benützten reichhaltigsten Quellen.

Akademie der Wissenschaften, k. k. Sitzungsberichte.
Alterthum-Verein, Berichte.
Archiv für Geographie, Geschichte u. s. w.
Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.
Aschbach, J., Geschichte der 10. römischen Legion.
" Universität Wien.
" Das römische Heerwesen in Pannonien.
Austria, österreichischer Universal-Kalender.
Bauerle, Ad., Theaterzeitung.
Beheim, M., Buch von den Wienern.
Bergenstamm, A., Collectaneen (Manuscripte).
Bergmann, Jos., Medaillen.
Bermann, Moriz., Oesterr. Biographisches Lexikon.
" Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte.
" Der Stefansdom und seine Geschichte.
" Die neuen Väter der Großcommune.
" Autographensammlung (Manuscripte).
" Historische Collectaneen "
" Biograph. Universal-Lexikon "
" Kunstkataloge.
Birk, Dr. Ernst. Materialien z. Topograph. d. Stadt Wien.
Blätter für Landeskunde von Nieder-Oesterreich.
Blätter, Vaterländische.
Böheim, F. K., Chronik von Wiener Neustadt.
Brabbée, Gust., Sub Rosa.
Camesina, Albr., Ritter von, Schriften.
" Wien während der zweiten Turkenbelagerung.
" Wiens örtliche Entwicklung.
" Die Maria-Magdalenakapelle.
" Die Peterskirche.
" Wiener Bürgerwehr.
" Die ehemalige Judenstadt.
" Wiens Bedrängniß 1683.
Centralcommission, k. k., Mittheilungen.
Cöckelberghe (Realis), Memorabilien Lexikon.
" " Die kaiserliche Burg.
" " Lustschloß Laxenburg.
Dechant, Norbert P., Grabschriften bei den Schotten.
Donin, Ludw., Der heilige Stefan und die Stefaner.
Eugippius, Leben des heiligen Severin.
Feil, Jos., Burgen und Schlösser im Lande Unter der Enns.
" Ueber G. M. Vischer.
" Wiens ältere Kunst- und Gewerbsthätigkeit.
Fernkorn, K. M., Sagen und Legenden.
Fontes rerum austriacarum. (Oesterreichische Geschichtsquellen.)
Frankl, L. A., Zur Geschichte der Juden.
Fromme, Karl, Oesterr. Festkalender.
Fronner, Dr. Karl, Mittelalterliche Paramente u. Säulen.
Fuhrmann, M., Alt- und Neu-Wien.
" Historische Beschreibung von Wien.
Geusau, A. v., Geschichte von Wien.
Gradt, Joh., Archäol. Reise-Aufnahmen.
Gräffer, Fr. National Encyclopädie.
Heider, Dr. Gust., Schriften.
Hocke, N., Belagerung Wiens 1683.
Hofbauer, C., Roßau, Wieden, Alservorstadt.
Hormayr, J. v., Wiens Geschichte.
" Archiv.
" Taschenbuch
Horneck, Ottokar v., Reimchronik.
Huhn, Eh. W., Belagerung Wiens 1683.
Jahrbücher der Literatur, Wiener.
Jordan, J., Schatz, Schutz und Schanz.
Kunbensz, Max, Geschichte des Feuerlöschwesens
Kabdebo, H., Hanns Sachs.
" Nürnberger Briefmaler.
Kaltenbäck, J. P., Mariensagen.
Karajan, Th. G. v., Die alte Kaiserburg zu Wien
Keiblinger, J. F., Burg Aggstein.
" Geschichte von Melk.
Kenner, Dr. Fried. Vindobona.
" Noricum und Pannonia
" Topographie der Römerorte.
Kerschbaumer, Dr. Ant., Das kaiserl. Frauenstift und die Habsburgergruft in Tuln.
" Die Grabstätten der Habsburger.
Kink, R., Geschichte der Universität.
Koch, Jul., Mittelalterliche Baudenkmäler in Mödling
Kommunal-Kalender.
Kuchelbecker, J. B., Allerneueste Nachrichten.
Laz, Wolfg., Histor. Beschreibung von Wien.
Leber, F. O. v., Ritterburgen.
Leber, F. O. v., Wiens kaiserl. Zeughaus.
Leitner, Q., Monographien von Schönbrunn und Laxenburg.
Lewis, L., Geschichte der Freimaurerei
Lind, Karl, Salvatorkapelle.
" Grabdenkmäler.
" St. Michaelskirche.
" Mittelalterliche Kirchen.
" Gemeinde Siegel und Wappen.
" Die alte Schottenkirche.
" Die St. Georgskirche in Wiener Neustadt.
" Die gothischen Monstranzen in Nieder-Oesterreich.
" Plan der Stadt Wien des 15. Jahrhunderts.
" Mittelalterliche Grabdenkmäler.
List, Guido, Die Burg der Markgrafen der Ostmark.
Locher, J. J., **Speculum Academ.**
Meiller, Stadtrechte.
Mennert, H., Geschichte Oesterreichs.
" Geschichte des Kriegswesens.
Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Herausgegeben mit Bewilligung des k. k. Generalstabes von der Direction des k. k. Kriegsarchivs. 4. Jahrgang, gr. 8. 470 Seiten, mit 14 Karten und 9 Druckbeilagen 1879. Preis 6 fl. = 12 Mark.
Mittheilungen der k. k. Centralcommission f. Baudenkmale.
Montoyer, L., Die alte Kaiserburg.
Monumenta habsburgica.
Notizenblatt zum Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen.
Oberleitner, K., Parteikämpfe in Niederösterreich.
Ogesser, J., Stefanskirche.
Perger, A., Ritter von, Belvedere Gallerie.
" Sefanskirche.
" Stadt Hainburg.
Pez, H., **Scriptores Rerum Austr.**
Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte.
Raupach, B., Evangelisches Oesterreich.
Reschauer, Das Jahr 1848.
Revue, Oesterr.
Rueß, J. G. W., Turkenbelagerung. 1683.
Sacken, Ed., Baron, Kunstdenkmale des Mittelalters
" Archäol. Wegweiser durch das V. O. W. W.
Sartori, Burgvesten und Ritterschlösser.
Sava, K. v. Siegel.
Savageri, J. N. v., Stiftungen.
Scheiger, J., Burgen und Schlösser.
Schimmer, G. A., Das alte Wien.
" Kaiserthum Oesterreich.
Schimmer, K. A., Wien seit sechs Jahrhunderten
" Häuser-Chronik.
" Beschreibung und Geschichte von Wien.
Schlager, J. E. Materialien zur österr. Kunstgeschichte
" Skizzen aus dem Mittelalter.
" Alterthümliche Ueberlieferungen
Schönfeld, J. F. v., Collectaneen (Manuscripte).
Schweickhardt von Sickingen, Fr. v., Darstellung des Erzh. Oesterreich u. d. Enns.
Scriptores Univer. Vien.
Seis, Ed., Führer durch Wien.
Stuelz, Jod., Die Herren von Schaunberg.
Sueß, Ed., Der Boden der Stadt Wien.
Tilmetz, P., Stefanskirche.
Trimmel, Emil, Wiener Zustände im Mittelalter
Topographie, Kirchliche.
Tschischka, F., Geschichte der Stadt Wien.
" Kunst und Alterthum.
" Stefanskirche.
Uhlich, P. G. Türkenbelagerungen 1529 und 1683
Völckeren, J. P., Türkenbelagerung 1683.
Vischer, Math., **Topographia Austriae.**
Weidmann, F. C., Geschichte der Theater in Wien.
" Wiens Umgebungen.
Weiskern, F. W., Topographie.
Weiß, Karl, Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken.
" Geschichte der Stadt Wien.
" Geschichte der Rathhauskappelle.
" Entwicklung der Gemeindeverfassung.
Wiedemann, Dr. Th., Geschichte der Karthause Mauerbach
Wiesinger, A., Peterskirche.
Wiener Diarium (später k. k. Wiener Zeitung)
Wolf, G., Geschichte der Juden in Wien.
" Die Juden in der Leopoldstadt
Zappert, G., Wiens ältester Plan.

Außerdem noch zahlreiche Einzeln-Monographien aller Art

Verzeichniß der im Werke enthaltenen ganzseitigen Illustrationen.

Correcturen.

Seite	
76	(Zeile 11 von unten) und Seite 84 (Zeile 10 von oben) lese man statt Herzog — Markgraf Leopold.
81	Der erläuternde Text zu der Ansicht von Wien aus dem 12. Jahrhundert befindet sich Seite 123.
178	(Zeile 35 von oben) soll es heißen: „daß sie etwa des Klosters Pfarrverweser, den Passauer Domherrn Sieghard, Pfarrer von St. Stefan, Beicht höre."
182	(Zeile 13 von unten) lese man: Trautenau in Böhmen.
182	(Zeile 6 von unten) lese man statt Milden — Wildau.
821	(Zeile 19 von unten) lese man: in der Augustinerkirche auf dem zweiten Altare, wo es u. s. w.
932	(Zeile 5 von oben) lese man statt „wo er sich" — wo sich sein Sohn gleichen Namens mit u. s. w.
960	Unter das Bild gehört die Bezeichnung: Kirche des Camaldulenserklosters auf dem Kahlen- oder Josefsberg. (Text Seite 875.)
996	(Zeile 22 von unten) lese man statt 1519: 1719.
1020	(Zeile 24 von unten) lese man: Im Jahre 1780 wurde (17. Februar) u. s. w.
1144	(Zeile 2 von unten) lese man: Am drittnächsten Tage, Sonntag den 27. April u. s. w.

Alt- und Neu-Wien

oder

Geschichte der Kaiserstadt

und

ihrer Umgebungen.

Unsere Aufgabe.

Jede Nation der Welt, möge sie den Reichen der mächtigsten, in der Cultur vorgeschrittensten Völker oder den noch aller Civilisation entbehrenden wilden Stämmen in Asien, Afrika und im hohen Westen von Nordamerika angehören, jeder Einzelne dieser Milliarden von Menschen hängt mit unendlicher Liebe fest und treu an dem Fleck Erde, wo er geboren, auf dem er herangewachsen, Lust und Leid erlebt, und in dem er auch, wenn seine Zeit abgelaufen, zur Ruhe gebettet sein will.

Für das theure Vaterland, für die geliebte, geheiligte Heimat lebten und arbeiteten und starben unsere Urväter; sie legten den Grund zum Erblühen der von ihnen bewohnten Landstrecken. Als im Laufe von Jahrhunderten die rastlos fortschreitende Cultur bis zum Städtebau gediehen war, da drängten schaarenweise die nach einem sicheren und ständigen Wohnsitze verlangenden Landbewohner in die neuen Schöpfungen, welche der rasch und emsig aufstrebende Menschengeist erschuf.

Die Beherrscher der Stämme und Völker, welchen Titel sie auch führen mochten, wählten den herrlichsten Fleck Bodens, der sich in ihren Landen befand, an mächtigen Strömen, am Fuße himmelanstrebender Gebirge, in reizenden Thälern zur Erbauung ihrer Burgen; um sie schaarten sich die mit ihnen gekommenen Einwanderer als Unterthanen, die dort einen sicheren Hort gegen die Gewaltthaten, welche ihnen gar oft von Landläufern und Raubstämmen in ihren einsam gelegenen Hütten und Höfen geworden, zu finden hofften. Als dann die Städte, vorzüglich jene, in denen die Beherrscher des Landes ihren Sitz aufgeschlagen, durch den schnellen Aufschwung mächtig und groß und zu festen Bollwerken für die Sicherheit ihrer Inwohner wurden, da blickten diese mit stolzem und freudigem Selbstbewußtsein auf die Pracht und Herrlichkeit ihrer geliebten Vaterstadt, die ihre Voreltern begonnen, die nachwachsenden Generationen mit regem Eifer fortgesetzt und die jetzt Lebenden mit immer neuem, immer vollkommenerem Schaffen dem Glanze der Zukunft zuführten.

Früher schon erzählten die Erbauer der ersten Städte ihren Kindern und Kindeskindern von dem Entstehen ihrer Heimat mit warmen, schlichten Worten, die in den Kleinen die Liebe für diese letztere mit unauslöschlichen Zügen einschrieb, und fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sich die Kunde, immer anschwellend, und je wichtiger die Ereignisse wurden, je mehr die Cultur ihre segensreiche Macht ausgoß über die Völker der Erde, desto stärker wurde die Liebe zur Vaterstadt, desto heißer das Verlangen, die Geschichte derselben fortzupflanzen, erst von Mund zu Mund, dann, als die ersten Chronisten auftraten

durch die mühsame Handschrift, und endlich durch des großen Sprossen des deutschen Volkes, des unsterblichen Gutenberg geniale Erfindung, durch die Buchdruckerkunst, welche der Welt die Möglichkeit gab, den Werken großer, geistvoller Männer den Weg in alle Lande zu bahnen.

Es dauerte wohl noch eine lange Reihe von Jahren, bis die „große Kunst" in das Stadium getreten war, in welchem ihre Erzeugnisse nicht mehr nur den von Reichthümern beglückten Sterblichen, sondern auch dem Bürgerthume zugänglich wurden. Von da entstehen die Chroniken der Städte, die von dem Bürgerthume mit aufrichtiger Freude begrüßt wurden. Jung und Alt ergötzte sich, fand Belehrung und lebhafte Anregung zur Heimatliebe durch die Schilderungen des Lebens und Treibens der Voreltern, die Großthaten, welche diese begangen, wenn es galt, den häuslichen Herd gegen den Feind zu vertheidigen; die Emsigkeit und der Fleiß, mit welchem die Väter an dem Emporblühen der Stadt arbeiteten, mußten den gerechten Stolz in die Herzen der Inwohner jedes Standes, jedes Alters senken, die durch das erhebende Beispiel, das sie vor Augen hatten, Dank dem Sammelfleiße gelehrter Männer, angeeifert wurden, denselben nachzustreben und Alles aufzubieten, was zum Ruhm, zur Ehre der Stadt, in der sie geboren, geschehen könne, damit auch ihr Andenken in künftigen Annalen der Nachwelt kundgegeben werde.

In diesen Chroniken fehlte es auch nicht an Sagenbildern und seltsamen Ueberlieferungen, welche berühmte, heldenhafte Männer und schöne Frauen oder wackere Bürger in romantischer Weise mit der Geschichte der Stadt verflochten; auch die Geschicke der alten Bauten, die durch ihre oft gar sonderlichen Benennungen die allgemeine Neugier erregten, waren bedacht und boten mit den vorerwähnten Theilen des Inhalts der Chroniken einen Reiz, der dieselben zu dem Lieblinge des Hauses machte und an den langen Winterabenden die ganze Familie um den großen Eichentisch versammelte.

Was man damals von dem Chronikenschreiber verlangte, steht zu den Anforderungen der heutigen Zeit natürlich in keinem Vergleiche. Der Schriftsteller, der sich in unseren Tagen die Riesenaufgabe stellt, die

Geschichte einer Weltstadt

zu schreiben, muß durch jahrelanges Forschen nach den Quellen suchen, die ihm die Genauigkeit und Wahrheit dessen, was sie bringen, verbürgen. Und der Autor, der fast ein Lebensalter dem Studium von diesen wichtigsten Hilfsmitteln für eine treu-historisch gestaltete Darstellung der Geschicke einer mächtigen, weltberühmten Residenzstadt gewidmet hat, die zugleich die vom Tage der Entstehung derselben bis heute geschehenen Ummwandlungen von der längst verschollenen Ansiedlung bis zur Höhe der Großstadt in sich aufgefaßt, die letzten Veränderungen seit zwanzig Jahren sinnig beobachtend mitgelebt, er darf es versuchen, diese seine Eindrücke in fesselnden, wahrheitsgetreuen Bildern wiederzugeben, das zu „Lob und Preis" unserer theuren, an Ehren reichen, in aller Welt berühmten

Kaiserstadt an der schönen blauen Donau, dem herrlichen Wien,

in würdigender Weise geschrieben, den Völkern Oesterreichs die Geschichte der Metropole und ihrer reizenden, eng mit ihr verknüpften Umgebungen, sowie deren Beziehungen zur gesammten Monarchie zur Anschauung zu bringen.

Die hohe Wichtigkeit, welche ein so treues Bild der Kaiserstadt für jeden Angehörigen der Monarchie haben muß, das lebendige Interesse, welches in aller Patrioten Herzen flammt, bedingen das Erscheinen einer in allen Theilen möglichst vollständigen, aus den besten Quellen geschöpften, in volksthümlicher, allen Kreisen

der Bevölkerung zugänglichen Geschichte von Wien, die zugleich belehrend und als Herz und Geist anregende Unterhaltungs-Lectüre gelten muß.

Alt- und Neu-Wien

ist der Name, welcher in kürzester Verdeutlichung das vorliegende neue Werk kennzeichnet. Der Inhalt umfaßt die Geschichte der Kaiserstadt von ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag, wo sie mit ihren Prachtbauten, den herrlichen Straßen, Plätzen und Gärten sich mit allen Hauptstädten des Festlandes zu messen vermag. Um das Bild ganz zu vollenden, sind auch die wunderherrlichen Umgebungen der Metropole an der Donau, deren sich keine andere Residenz in solcher Schönheit und Fülle zu rühmen vermag, einbezogen worden, weil viele von den Burgen und Ortschaften im Laufe der Jahrhunderte in mehrfache, interessante Beziehungen zueinander und zu Wien selbst getreten waren.

Den freundlichen Lesern sind im vorliegenden Buche, wie es wohl Bedingniß ist, um die Entwicklung von Wien in allen ihren Phasen kennen zu lernen, auch die alten, durch historische Begebenheiten oder durch bemerkenswerthe Vorfälle in Adels- und Bürgerkreisen der Beachtung würdigen Gebäude zur Anschauung gebracht; sowohl jene, die heute noch durch ihre alte barocke Bauart, durch die oft die Lachlust erweckenden Benennungen, die Neugier aller Vorübergehenden, besonders der fremden Besucher, wachrufen, als auch die längst entschwundenen, die der Verkehrs-Erleichterung oder anderer, manchmal recht seltsamer Umstände halber, heute verschwunden sind, deren einige aber durch vielbedeutsame historische Erinnerungen und Ueberlieferungen oder durch anmuthige Volkssagen werth sind, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Ferner giebt die auf den genauesten geschichtlichen Grundlagen ruhende Darstellung des Hof- und Garnisonslebens, der Verhältnisse des Bürgerstandes, sowie aller Stände, Gewerke und Volksclassen eines der interessantesten und reichhaltigsten Bilder, um die Kenntniß von den gesellschaftlichen Zuständen, die Klärung derselben von veralteten Gebräuchen und Vorurtheilen, das Durchdringen gerechter und verbesserter Institutionen, die auch dem Bürger und Bauer zu Rechtsbefugnissen verhalfen, wie sie diesen nöthig waren zur Befruchtung ihres Arbeitsfleißes, zu vervollständigen.

Der rein geschichtliche Theil, welcher das Wirken der jeweiligen Beherrscher von Wien, der Helden des Geschlechtes der Babenberger, der Zwischenregenten Ottokar von Böhmen und Mathias Corvin und dann der Sprossen des erlauchten Hauses Habsburg-Lothringen, das dem Lande Oesterreich zahlreiche Erzherzoge, Könige und Kaiser gegeben — von dem Stifter Rudolf I. an, bis auf den jetzt regierenden Kaiser Franz Josef I. — die zumeist alle Noth, alles Leid mit ihren Völkern theilten und, von der Liebe und Treue derselben getragen, kühn durch alle Widerwärtigkeiten dem Reiche zu Macht und Ansehen, den Unterthanen zum Wohlstande verhalfen; die hervorragendsten Männer, welche im Staatsdienste, als Heerführer, im Fache der Künste und Wissenschaften nicht nur der Kaiserstadt, sondern den österreichischen Landen allesammt anerkennenswerthe Dienste leisteten, werden der Kenntnißnahme durch die Nachwelt nicht entzogen; kurz, wer ein Hervorragendes geleistet für Wien, sei es ein Bürger der Stadt gewesen oder ein Fremdling, der sich treu an den Boden schloß, den er zum Aufenthalte wählte, er findet in dem vorliegenden Werke seinen würdigenden Platz.

Es ist aber noch ein gar wichtiges Feld, welches dem Verzeichner der jeweiligen Tagesgeschichte offen steht und das, in seinen besonders anziehenden Stoffen, einen hervorragenden Platz in der Geschichte einer Haupt- und Residenzstadt einzunehmen befugt ist — das Culturleben, angefangen von den verschwundenen Zeiten bis

auf die Gegenwart. Welche unzählbare Fülle von pikantesten und epochemachenden Begebnissen der verflossenen Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit, welche reizvollen Schilderungen aus dem öffentlichen und Familienleben der Residenzbewohner, ihrer Sitten und Gebräuche, der Geschichten und Ueberlieferungen von den Baulichkeiten, Gärten, Plätzen, Straßen Wiens und seiner herrlichen Umgebungen (Vororten und Landaufenthalten), des Hofes, Adels und Bürgerthums in allen den politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen und Wandlungen, welche dieselben während Jahrhunderten durchgemacht, bieten sich dem Chronisten dar! Welche Fülle von Belehrung und Unterhaltung liegt in den Fortschritten von Kunst und Wissenschaft, darunter ganz vornehmlich das Theater- und Musikwesen, endlich in der Vergnügungsweise der Bevölkerung! — Und so glaubt der Verfasser keine Vorfallenheiten übergehen zu müssen, welche geeignet sind, als erschöpfendste Kennzeichen des Oesterreicher- und Wienerthums in allen Zeiten und nach allen Richtungen hin zu gelten.

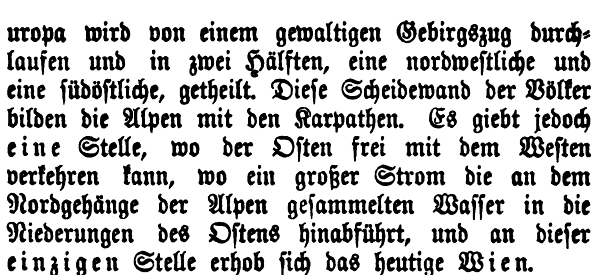
Mit dem Gesagten ist der reiche Inhalt des gegenwärtigen Geschichtswerkes wohl in erschöpflichster Weise dargethan; es sei nur noch erlaubt, darauf hinzuweisen, daß der Autor desselben auch der Verfasser der vor Jahren erschienenen, so gern gelesenen, weil volksthümlichen „Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte“ ist, welche heute wohl schon aus der Zeit gerathen und daher einem neuen Buche Platz machen muß. Er hat viel des Neuen gelernt, eine riesige Menge von bisher unbekannt gebliebenen Quellen und manuscriptlichen Behelfen angesammelt, das bereits Vorhandene und von meisterhaften Forschern zu Tage Geförderte sorgsam benützt und verglichen, bevor eine Auswahl des Richtigen getroffen worden — um nicht den fortlaufenden Text in langweiliger Weise fortwährend zu unterbrechen, kann das reichhaltige Verzeichniß der benützten Quellen erst am Schlusse des Buches gegeben werden — und ging daher mit frischem Muthe und dem Selbstvertrauen, das Jeder, der Zweckmäßiges schaffen will, in sich tragen muß, an die Arbeit, mit welcher er, treu dem, was diese Einführung dem Publikum verspricht, ein vollständiges, geschichtlich-strenges und in stylistisch anregender Weise behandeltes Gesammtbild der Geschichte Wiens zu schaffen bestrebt gewesen, ein Buch, das er an allen Orten der Monarchie, in allen Kreisen ihrer Bewohner und auswärtigen Freunde zum Hausfreund gewählt zu sehen wünscht.

Moriz Bermann.

I. Buch.

Vorgeschichte
bis
einschließlich der christlichen Zeitperiode.

Das Wiener Becken, die Ueberschwemmungs-Perioden und die Pfahlbauten.



uropa wird von einem gewaltigen Gebirgszug durchlaufen und in zwei Hälften, eine nordwestliche und eine südöstliche, getheilt. Diese Scheidewand der Völker bilden die Alpen mit den Karpathen. Es giebt jedoch eine Stelle, wo der Osten frei mit dem Westen verkehren kann, wo ein großer Strom die an dem Nordgehänge der Alpen gesammelten Wasser in die Niederungen des Ostens hinabführt, und an dieser einzigen Stelle erhob sich das heutige Wien.

Wie die neuesten geologischen Forschungen erweisen, entsprechen sich die einzelnen Gesteinzonen der Alpen und der Karpathen in ihrer Richtung und Beschaffenheit so genau, daß es keinem Zweifel unterliegen kann, es wären beide durch einerlei geologische Erscheinung gebildet und erst später von einander getrennt worden. Es ist ferner gewiß, daß diese Trennung durch einen Einsturz, durch eine gewaltige Verwerfung längs der von Gloggnitz bis über Niederkreuzstätten hinausreichenden Bruchlinie erfolgte, und daß dieser Einsturz zumeist die Kalksteinzone berührte, welche gerade am steilsten abbricht, ja an manchen Stellen (wie an der Wand bei Neustadt und in der Nähe von Enzesfeld) völlig umgestürzte Schichten zeigt, so daß die jüngeren Kalksteinbildungen unter den älteren liegen. Die Kalkzone endet bei den Hügeln zwischen St. Veit und Speising, welche gleichsam einen vereinsamten Vorposten bilden, und stellt sich erst jenseits unserer Niederungen von Marienthal bei Stampfen angefangen am Außenrande der kleinen Karpathen wieder ein.

Wien liegt übrigens nicht zwischen zwei selbstständigen Gebirgszügen, sondern mitten in den Alpen selbst, zwischen der Centralkette (diese erreicht unsere Gegend am Wechsel bei Neunkirchen) und einerseits der Grauwackenzone (diese setzt den Semmering und den vorderen Theil des Thales von Reichenau zusammen),

anderseits der Sandsteinzone, welche die waldigen Höhen vom kaiserlichen Thiergarten bis zum Leopoldsberge bildet, und zwar unmittelbar auf dem Gebiete der eingesunkenen Kalksteinzone, welche den ganzen Raum von hier über Enzesfeld, Vöslau, Baden bis Mauer einnimmt und zu welcher auch die vereinzelten Hügel um die Einsiedelei bei Ober-St. Veit gehören.

Nur ein Naturereigniß von so überwältigender Großartigkeit, wie jener Einsturz, konnte die bedeutsame Lücke in die große Gebirgsscheide Europas brechen und alle die natürlichen Eigenthümlichkeiten schaffen, welche der Donau ihren Lauf, unserer Stadt ihre culturgeschichtliche Aufgabe vorzeichnete: eine Brücke zu bilden, über welche die Gesittung des Westens gegen Osten ging, der Barbarei des Ostens an dieser Stelle Halt zu gebieten.

Der furchtbare Einsturz erfolgte um die mittlere Tertiärzeit; das Meer, welches damals einen sehr großen Theil des heutigen Europas überdeckte, trat in die neugebildete Tiefe. Die Wogen des Tertiär-Meeres schlugen ungefähr 95 Meter über dem Niveau der Spitze des Stefansthurmes aneinander.

Eine geraume Zeit verblieb es so, bis die natürlichen Verhältnisse sich abermals veränderten, was durch ausgedehnte Erhebungen oder Senkungen von beträchtlichen Theilen der Erdrinde herbeigeführt wurde. Schließlich traten die jetzigen Zustände ein, wobei sich allmälig, zumeist wohl aus dem Osten kommend, die heutige Thier- und Pflanzenwelt ansiedelte.

Geologische Untersuchungen haben nachgewiesen, daß nach der Bildung des Beckens von Wien zuerst salzige Wasser dasselbe erfüllten, so daß es eine Meeresbucht darstellte; nach einem längeren Zeitabschnitte wurde der ganze heutige Landstrich, und zwar ziemlich gleichmäßig, um einige hundert Fuß gehoben, was den Wasserspiegel im Becken bedeutend verkleinerte und wo das Zufließen größerer Mengen von Flußwasser eintrat; endlich erfolgte abermals nach einem längeren Zeitabschnitte eine weitere Erhebung des Landstriches und dadurch trat an die Stelle der Meeresbucht ein Binnensee von süßem Wasser und schließlich ein großer Fluß.

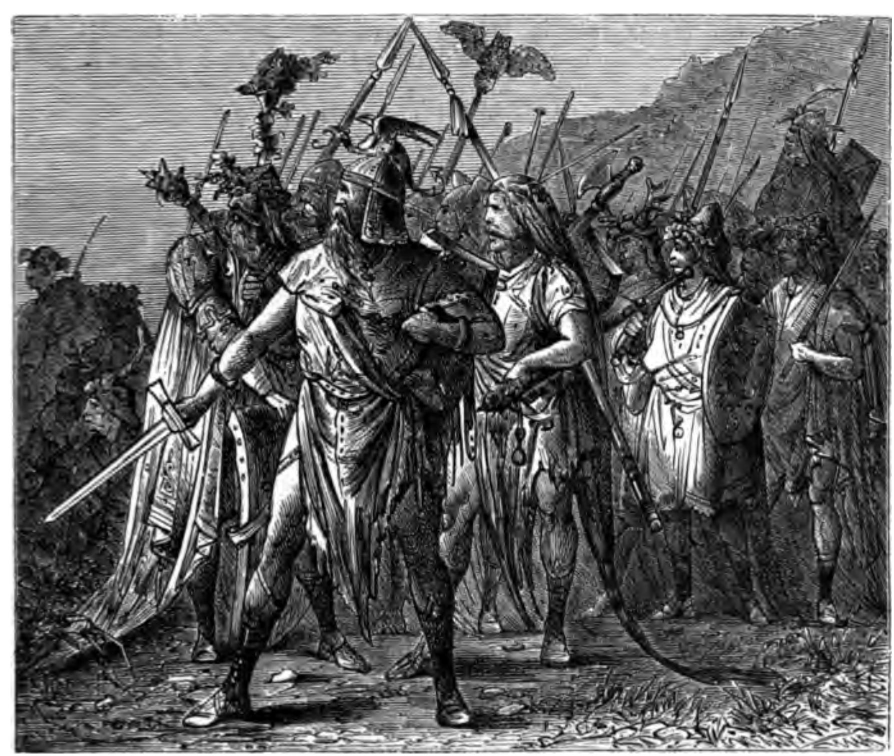
In neuerer Zeit wurden auch die organischen Wesen in fossilen Resten aufgefunden, besonders enthielten die Tegellagen, abgesehen von den großen und auffallenden Resten von Schalthieren, Korallen, ja selbst von großen Säugethieren, Gliederungen, die dem freien Auge kaum sichtbar erscheinen. Es wurden ferner Spuren von Thieren und Pflanzen gefunden, welche zur selben Zeit das nahe Festland (heute das Randgebirge genannt) bewohnten. Leichname großer Thiere wurden in's Meer oder in den Binnensee hinausgetrieben, die dann an einer andern Küstenstelle strandeten, dort von der Brandung hin- und hergerollt, zuletzt von den Uferbildungen überdeckt wurden. Dies erweisen die vielen gerollten Knochen und Zähne von großen Landsäugethieren und die fossilen Treibhölzer in den marinen (Salzwasser-) Uferbildungen des Leithagebirges.

Die Säugethierreste der Süßwassergruppe zeigen sich viel weniger abgerollt; da dieselben in der Mitte des Wasserspiegels herabsanken, waren sie folgerichtig viel weniger den Wirkungen der Brandung ausgesetzt. Die Spuren der damaligen Thier- und Pflanzenwelt lehren aber, daß während der langen Zeit, in welcher das Becken von Wien die drei Stadien von der Meeresbucht (marinen Gruppen), zur brackischen (gemischt salzigen und süßen) Bewässerung und endlich zum Binnensee (Süßwassergruppe) durchgemacht, sowohl die direct betroffenen Wasserbewohner als auch die Bevölkerung und der Pflanzenwachsthum des Festlandes sich vollständig veränderten. Besonders die Landthiere und Landpflanzen der Süßwasser-Periode sind ganz verschieden von jenen der beiden anderen. Der Gesammt-Charakter der Organismen unserer tertiären Ablagerungen deutet auf ein viel wärmeres Klima hin, als wir heute besitzen; es haben die Meeresthiere viele Aehnlichkeit mit

denjenigen des Mittelmeeres, in welchem viele Arten derselben unverändert noch heute existiren, andere wieder erinnern an die südlichen Gewässer, an die westafrikanische Küste.

Betrachten wir uns nun ein wenig die Thiere, welche den damaligen Wiener Boden oder die Gewässer bevölkerten.

Zu den reichsten Fundorten von Seethieren, besonders von Conchylien (Schalthieren), zählen die Ziegelgruben von Baden, Soos, Vöslau; die Sande von Pötzleinsdorf und Enzesfeld; die Mergel (fette, mürbe, vermischte Thon- und Kalkerde) von Gainfahrn. Wie zahlreich und zierlich die Formen sind, erweist sich aus dem Umstande, daß sich aus ihnen gearbeitete Schmuckgegenstände in keltischen



Kelten-Schaar auf dem Kriegszuge. (Seite 14.)

Gräbern gefunden haben. Im brackischen Tegel von Hernals kamen Seehunde, Delphine, Schildkröten und Fische vor, seltener Muschelthiere, von diesen zumeist einige Arten kleiner Schnecken. Derlei Cerithien- (Schnecken-) Schichten ziehen sich von Perchtoldsdorf über den Rosenhügel, Hetzendorf, das Gebiet von Schönbrunn über einen Theil der Schmelz zur Türkenschanze und nach Heiligenstadt. Aus den Brüchen der Türkenschanze wurden in letzter Zeit ein Schädel-Bruchstück einer Rashorn-Art und ein Backenzahn eines Mastodonten gehoben; im Tegel von Inzersdorf fand man Süßwasser-Schildkröten und Süßwasser-Conchylien, auch einige Fische; hier traf man auch von Landthieren zahlreiche Reste, dieselben zeigten sich unseren heutigen Elephanten, Nashörnern, Antilopen und Pferden zunächst verwandt. Es weisen ferner Reste, welche in nur etwas größerer Entfernung von Wien gefunden wurden, darauf hin, daß auch löwenartige Thiere und Hyänen um jene Zeit in Oesterreich lebten. Der Sand und der Schotter nächst der Marzer-

Linie waren die Fundstätten einer großen Anzahl von Knochenresten des Mastodon, Dinotherium, Rhinoceros, Hipparion (das Zebra vertretend), endlich einer erloschenen Schweineart.

Die Pflanzenwelt jener Tage, welche man in Resten zwischen den sandigen, festeren Schichten bei den Grundgrabungen für das neue Arsenal antraf und welche sich auch unter dem botanischen Garten am Rennwege fortziehen, ist ziemlich mannigfaltig; an der Gumpendorfer Wien-Brücke und in der Stolzenthalergasse in Altlerchenfeld wurden ebenfalls im Tegel Pflanzenreste vorgefunden. Im Allgemeinen weiset der Charakter der Vegetation auf ein wärmeres Klima hin; es müssen immer grüne Wälder den weiten stillen Binnensee umgeben haben, hie und da nur an feuchteren Stellen Raum lassend für das hoch aufgeschossene Schilf, dessen Halme sich krachend unter dem schweren Tritte des Nashorns oder der Heerden von Mastodonten beugen, die in langem Zuge zur Tränke hinabsteigen, nicht unwahrscheinlich in derselben regelmäßigen Ordnung wie heute die Elephantenheerde: das Männchen voran, die Jungen hinterdrein und schließlich die Weibchen.

Das Diluvium (Ueberschwemmung) und die große Erdumwälzung, welche in dessen Folge statt hatten, brachten riesenhafte Veränderungen in den Naturverhältnissen hervor. Auf das warme Klima folgte ein viel strengeres; das Becken von Wien bildete freilich wieder einen Binnensee, aber dessen Ufer waren theilweise mit Nadelholz bedeckt, am südlichen Ende erhoben sich Gletscher, die vom Schneeberge und dem Wechsel herabhingen. Diese Gletscher brachten durch ihre fortwährend gleitende Bewegung, mit der sie Gesteinstücke mit unwiderstehlicher Kraft fortschoben, auf den letzteren allerlei Rinnen und Ritzen hervor, und man findet in sehr vielen vom Rosaliengebirge herablaufenden Gräben bei Pütten unweit Neustadt derartig geschliffene Blöcke, zum Theile von beträchtlichster Größe.

In Wien treten die Ueberschwemmungs-Ablagerungen theils in der Gestalt von Lehm, theils als Schotter auf. Ersteren, gewöhnlich der Löß genannt, braungelb und kalkreich, findet sich in den Belvederegruben, am Erdberg, an der Währinger Linie, Nußdorf u. s. w. Er enthält eine Menge von Resten riesiger Säugethiere: die Elephanten-Art Mammuth, eine zweihörnige Gattung von Rhinoceros mit einer knöchernen Scheidewand in der Nase, Hyänen, Bären, große Hirscharten, Rinder u. dgl. Diese Arten sind freilich erloschen, andere aber, die ihre Zeitgenossen waren, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wie Schweine, Ziegen, Pferde.

Es wurden aber in den diluvianischen Bildungen rohe Werkzeuge und Waffen gefunden, welche den Beweis lieferten, daß in so unermeßbar fernen Zeiten, wo die Klima-Verhältnisse von Mittel-Europa nicht nur von den heutigen verschieden, sondern so viel strenger waren, daß selbst das Renthier sich bis in die Mitte unseres Welttheiles vorwagen konnte, daß in jenen Zeiten also einzelne Theile desselben von Menschen bewohnt gewesen. Es waren dies Stämme, denen die Bearbeitung von Metallen noch unbekannt war, welche ihre Werkzeuge und Waffen aus Feuerstein verfertigten. In Niederösterreich fand man deren in solcher Menge, daß dadurch die zweifellose Thatsache von uralten Ansiedelungen festgestellt erscheint. Merkwürdigerweise sind sie nebstbei auch von Bronze-Erzeugnissen begleitet.

Der interessanteste diesbezügliche Fund wurde in den letzten Jahren gemacht, als das uralte Leichenfeld von Leobersdorf bei Vöslau in der Schottergrube des Herrn Leopold Seitz, neben der Nowak-Mühle, aufgedeckt worden. Man fand zahlreiche Bronze-Gegenstände und einige Thongefäße; die Skelete lagen in Einzelgräbern, ein bis 0·6 Meter tief unter der schwachen Humus- (Gewächserde-) Decke, in dem darunter anstehenden Diluvialschotter eingebettet, jedes mit Geröllen beschwert. Im August 1876 entdeckte man aber beim Fortgang der Schottergewinnung ein Grab, das ganz abweichende, höchst merkwürdige Verhältnisse

zeigte. Es war nämlich dasselbe gegen vier Fuß tief und bestand aus einem, aus großen Bruchsteinen, anscheinend mit einer Art Mörtel gleichsam ausgemauerten, unten halbrunden Becken und war ein gemeinsames Grab.

Das unter einer fast 0·6 Meter mächtigen Decke von großen Bruchsteinen liegende erste Skelet war mit dem Kopfe gegen West, mit den Füßen gegen Ost gerichtet und lag wie etwas in gekrümmter Stellung. Unmittelbar unter demselben befand sich aber eine Bettung von fünf anderen Skeleten, in umgekehrter Richtung, die Köpfe hart aneinander, wie die Steine eines Pflasters.

Es gelang, vier dieser Schädel in wohlerhaltenem Zustande zu Tage zu fördern. Einer zeichnete sich durch besondere Größe aus, die anderen waren kleiner (vielleicht weibliche) und einer der letzteren trug in der Schläfengegend eine vier Centimeter lange Verletzung.

Mit diesen Skeleten fanden sich zahlreiche einzelne Zähne vom Wolf, Bären und anderen kleinen Raubthieren; alle hatten ein kreisrundes Loch, was offenbar ihre Bestimmung als Schmuckgegenstand kennzeichnet. Damit zugleich wurde eine größere Anzahl von Topfscherben und zwei Stück bronzene Halsringe einfachster Form ausgegraben. Die merkwürdigsten Stücke waren jedoch eine schön gezähnte Pfeilspitze aus Feuerstein und ein fast ganz erhaltener kleiner irdener Krug mit großem, schön geformtem Henkel, welcher eine ganz nette, mittelst Holzstäben eingedrückte Verzierung wies. Möglicherweise hat man es hier mit der Begräbnißstätte im Kampfe Gefallener zu thun, es kann jedoch auch eine Opferstätte gewesen sein, von welchen wir bald eingehender sprechen werden.

Was die Menschensorte betrifft, so wiesen anderswo gefundene Schädelreste darauf hin, daß deren Besitzer eine höchst geringe Ausbildung der den höheren Fähigkeiten des Geistes entsprechenden Theile besaß, sowie das Antlitz einen ungemein abstoßenden und wilden Ausdruck gehabt haben muß.

Einer der interessantesten Funde war unstreitig jener, welcher das Dasein von Pfahlbauten bei Wien erkennen ließ. Im October 1874 nämlich stieß man bei den Baggerungen im neuen Donaubett auf Pfähle, welche theils vereinzelt, theils in Reihen nebeneinanderstehend angetroffen wurden und die zweifelsohne von Bauten herrühren, welche vor Jahrtausenden daselbst ausgeführt worden waren. Schon die alte Volkssage erwähnt, daß in jener Gegend, als die Donau noch bei Stammersdorf — „am alten Ufer“ — vorbeifloß, ein See bestand; so hat auch Jedlesee ursprünglich „Hüttel am See“ geheißen.

Ueberhaupt findet man an den Ufern vieler Seen, theils noch unter Wasser, theils jetzt etwas vom Ufer entfernt, dann aber mit Anzeichen eines früheren höheren Wasserstandes, uralte Pfähle und Holzblöcke, roh bearbeitet, aufrecht in den Boden eingerammt und zum Theil noch durch Querbalken unter sich verbunden. Auf diesen Pfählen standen hölzerne Hütten — die Wohnungen der sogenannten Pfahlbauern. Man nennt diese Wohnungen Seestationen, und wohl waren sie der Sicherheit wegen in's Wasser gebaut worden; sie standen nur durch eine Brücke mit dem Lande in Verbindung.

Dadurch war der Mensch, trotz seiner damaligen schlechten Bewaffnung hinlänglich gegen den Angriff der zahlreichen wilden Thiere seiner Heimat oder auch der feindlichen Horden seines eigenen Geschlechtes geschützt. Die Menschen, welche die Seestationen bewohnten, waren, nach ihren Ueberresten zu schließen, von festem Körperbau, wie jetzt noch solche Menschen, die ein rauhes Leben führen und schwere Arbeit verrichten, z. B. die Bergbewohner; es ist aber in den Pfahlbauten die Auffindung menschlicher Gebeine überaus selten, denn entweder haben die Bewohner ihre Todten verbrannt, oder sie beerdigten dieselben am Lande, wo die Ueberreste bald in Staub zerfielen.

Es darf indeß der Culturzustand jener Zeit nicht mit Verachtung angesehen werden; die Geräthschaften der ältesten Bauten aus Stein, Knochen und Hirsch-

geweihen sind keineswegs ohne Kunst gemacht, in den jüngeren erscheinen selbe aus Bronze, in den jüngsten sogar schon aus Eisen verfertigt. Der letztere Umstand erweist zudem, daß die Pfahlbauten noch verhältnißmäßig sehr spät bewohnt waren, denn das Eisen wurde erst spät in den nördlichen Gegenden eingeführt und war selbst in der ersten Römerzeit noch selten. Die Pfahlbauten hatten somit eine sehr lange Zeit hindurch bestanden, nämlich von der Stein- bis zur Eisenzeit, was ein Alter von zweitausend Jahren vor Christus nachweist.

Nicht uninteressant dürfte ferner sein, wie sich die Thier- und Pflanzenwelt jener Zeit zu den Menschen verhielt.

Bisher haben gründliche Forschungen im Ganzen das Dasein von 26 Säugethieren, 17 Vögel-, 3 Reptilien- und 10 Fischarten ergeben. Am zahlreichsten fand man die Reste von Hirsch und Elenn — und zwar der Elch oder Elk, das noch lebende Elennthier, und der Schelch oder Schelk, der ausgestorbene Riesenhirsch, und die Kuh, die kleine Race, welche Torfkuh genannt wird; dann das zahme und wilde Schwein; in älteren Bauten findet sich die Ziege, in jüngeren das Schaf; selten ist der Hund, noch seltener sind Pferd und Esel. Von Jagdthieren erscheint der Bär, Wolf und Ur (der echte Auerochs), das Wisent (der Bison, wilde Ochse, Stammart des heutigen Rindviehes), Gemse und Steinbock. Von den Röhrenknochen der Säugethiere gewannen die Pfahlbauern das Mark, man findet sie daher stets gespalten; aus den Knochen und Geweihen der Hirsche verfertigten sie vornehmlich Handgriffe, Pfriemen, Nadeln u. dgl. Es scheint, daß ihnen das Federvieh unbekannt war und werden in den älteren Bauten vorwiegend Jagdthiere, in den jüngeren dagegen Hausthiere gefunden, was einen Fortschritt in der Cultur bekundet.

Die Pflanzenwelt der Pfahlbauten weist darauf hin, daß deren Bewohner auch ein ackerbautreibendes Volk waren; es geschieht ihnen daher volles Unrecht, wenn man sie nicht höher stellt als unsere heutigen Wilden. Sie hatten Weizen- und Gerstenbrot, auch Roggen, Hirse und den Gartenmohn; besonders schwunghaft scheinen sie den Leinbau betrieben zu haben; lieferte ihnen doch diese Pflanze Oel, Nahrung, besonders aber Kleidung und Stoff für die Fischernetze. Von Gemüsen wurde Pastinak (Gattung Möhre), die keltische Zwergackerbohne, Erbsen, Linsen, viele Beerensorten, von Obstarten Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Weinbeeren und Haselnüsse gefunden. Bis jetzt entdeckte man 115 Pflanzenarten, von denen keine ausgestorben ist und die alle mit den jetzt lebenden genau übereinstimmen.

Es scheinen ferner die Pfahlbauern mit den Culturvölkern des Mittelmeeres in regem Verkehr gestanden zu haben; es läßt sich dies aus den Getreidearten, z. B. egyptischen Weizen, den sie besaßen, und aus allerlei fremdartigen Gegenständen schließen, wie z. B. Schildkrötenschalen, Werkzeuge aus fremdländischem Feuerstein, Nefeit und anderen Mineralien. Die recht kunstvoll gearbeiteten Bronzegeräthe haben sie wohl von den Phönikiern eingetauscht, welche der Bernsteinhandel bis in die Ostsee hinauftrieb. Es mag jedoch der Verkehr mit den Colonien am Mittelmeer bei der Einwanderung der Kelten und Germanen von Osten her in's Stocken gerathen sein; man wußte wenigstens in den letzten Jahrhunderten vor Christus jenseits der Alpen so gut wie nichts mehr von den Völkern und Ländern diesseits, bis die Kimbern und Teutonen die erschlaffenden Römer aufrüttelten und an die nordischen Barbaren mahnten.

Nach der Ansicht eines bedeutenden Forschers sind die Pfahlbauern lange vor den Kelten und Germanen vom Mittelmeere her nach Central-Europa eingewandert, blieben mit den Küsten des Mittelmeeres stets in regem Verkehr und standen als ein ackerbautreibendes Volk mit festen Wohnsitzen auf ziemlich hoher Culturstufe; es wurden jedoch später durch die wilden von Osten einbrechenden

Völkerstämme der Kelten und Germanen ihre Niederlassungen zerstört und sie selbst, wenn schon nicht ganz ausgerottet, doch gewiß in die Gebirge zurückgedrängt.

Das Resultat aller bisherigen Untersuchungen über die ältesten Menschenreste ist: die ersten Bewohner Europas waren wilde Menschen, welche sich in nichts Wesentlichem von den heutigen Wilden unterschieden, die größtentheils in Höhlen lebten, sich roher Werkzeuge aus Stein und Knochen bedienten und viel zur Ausrottung der quartären Thiere (das ist jener der letzten, gegenwärtigen Zeitepoche unserer Erde) beigetragen haben. Und einestheils ist wirklich schade darum!

Die ersten Ansiedler, ihre Eigenschaften, Gebräuche und ihr Götzendienst.

Dem Vorausgeschickten nach ist es leicht erklärlich, daß sich der Ursprung der Ansiedlung, aus welcher im Verlaufe der Zeit die prächtige, ländergebietende Haupt- und Residenzstadt Wien erwuchs, in das Dunkel fernster Zeiten verliert, welchen Umstand sie mit der Entstehungsgeschichte der meisten Großstädte theilt. Eines jedoch steht fest, daß die Entstehung des Namens in dem Umstande wurzelt, daß sich hier vor mehr als fünfzehnhundert Jahren ein Stamm des großen, über fast ganz Europa verbreiteten Volkes der Celten oder Kelten, und zwar die Winden oder Windonen niedergelassen und den Ort Vindevon, d. h. Windenwohnung, genannt habe. So weit reichen jene Spuren zurück, die wir von der Besiedlung Galliens, Spaniens und Britanniens von dem gleichen Volke haben, das auch unserem Oesterreich seine Bewohner gegeben hat, und da diese, nachweislich aus Asien kommend, an der Donau aufwärts zogen, so müssen sie viel früher noch als in jene Länder in das heutige Oesterreich gekommen sein.

Es fehlt hierfür auch nicht an ausgiebigsten Beweisen; bei Dreieichen, Eggenburg, Roggendorf und anderen Orten wurden aus Feuerstein verfertigte Werkzeuge, Lanzen- und Pfeilspitzen ausgegraben, daher aus jener, bereits geschilderten Periode stammen, wo man noch nicht die Bearbeitung der Metalle kannte. Bei Kettlach, Pottschach, Rothengrub u. s. w. wurden Leichenstätten aufgedeckt, in deren zahlreichen Gräbern zwar Schmuckgegenstände und Waffen aus Bronze, jedoch keine eisernen Werkzeuge gefunden wurden; dieselben rühren somit aus einer Zeit her, wo man das Eisen noch nicht zu bearbeiten wußte. Von demselben großen Völkerstamme, der Wien gründete, rühren auch noch zahlreiche andere Orte des europäischen Westens her, so z. B. Vindinum (das heutige Vienne), Vindomagus (Le Mans), beide in Frankreich; Vindonissa (Windisch) an der Aar in der Schweiz; Vindotara (Winchester), Vindobala (Walls-End) und mehrere ähnliche in England; Augusta Vindelicorum (Augsburg) und viele andere von den Winden oder Windonen herstammende Orte, welche sich alle viele Jahrhunderte vor die christliche Zeit zurückverfolgen lassen, und so erhellt ganz klar, daß das Alter Wiens mindestens so weit vor die Geburt Christi zurückreicht, als dermal nach derselben Jahrhunderte gezählt werden, daß folglich Wien unter die ältesten Ansiedlungen des europäischen Festlandes zählt.

Das große Volk der Kelten zerfiel in viele Zweigstämme, von welchen wir die Winden oder Windonen als Begründer Wiens bereits genannt haben; außerdem aber erinnert noch heute das cetische Gebirge (Kahlenberg) an die Ceter, Traismauer (das alte Trigisamum) an die Trikasser,

und es sind gar viele alte Ortsnamen, wie auch die Bezeichnung der vorzüglichsten Berge und Flüsse des Erzherzogthums Oesterreich rein keltisch, so z. B. Tuln, Pöchlarn (Arelape), Gaming, Ybra, Tauer, der Thorstein, Oetscher, Goeller, die Donau, Enns, Erlaph u. v. a.

Da der mächtige und herrliche Strom Donau — die „schöne blaue", wie sie in neuester Zeit mit Vorliebe bezeichnet wird — der Stadt Wien von jeher ein ungemein liebes Merkmal aufdrückt, so dürfte es gerechtfertigt erscheinen, wenn hier bemerkt wird, daß der Ursprung des Namens von dem alten Worte Dan, Tan oder Ton stammt, welches in den Ursprachen im Allgemeinen Wasser oder Fluß bedeutete, wie denn dieses Wurzelwort sich bei vielen anderen Flußnamen (Tanais, Tanaster, Danus, Rhodanus u. s. w.) und in den daraus gebildeten Völkernamen (Danai, Dani) findet. Dan—ubius möchte also der „obere Fluß" heißen (von seinen Quellen an bis in die Nähe Illyricums oder des occidentalen Pannoniens) „Ister", von dem keltischen Worte „ist", niedrig, eigentlicher also Dan—ister, der untere oder auch östliche Fluß, nämlich von hier bis zu seiner Mündung in den Pontus. Ganz besonders handsam wurde der Ausdruck Donau durch die reizenden Ouwen (Auen) gemacht, welche man in diesen Gegenden vor sich liegen sieht, nur gebrauchte man das Wort von Volk und Land zugleich, und so kommt es vor, daß die Bewohner dieses Landstriches im älteren und mittleren Hochdeutsch auch die Ubier (Strom- und Au-Bewohner) genannt werden. In der Bedeutung des Wortes ouwe, ove, awe, auge für Strom einigt sich dasselbe mit dem gothischen ahva, althochdeutsch aha, für fließendes Gewässer. Im Nibelungenliede heißt es bei Erzählung der Ueberfahrt der Burgonden über die Donau: „in denselben stunden, do er (Hagen) den schifman sluoch, daz schif das vloz en ouwe", (d. i. im Strome fort); dann heißt es an einem andern Orte: „an dem zwelften morgen der chuonich an die Tuonouwe quam".

Die Kelten waren ein Volk, welches nicht nur Viehzucht und Ackerbau, sondern auch bereits eine Art von Kunsthandwerken trieb; zeigen doch die in den Gräbern gefundenen Bronzegüsse und Schmuckgegenstände von recht achtbarer technischer Fertigkeit. Zudem liebten sie Zierath, Schmuck und Farbenpracht; Helm und Harnisch glänzten von blinkendem Metall, Ketten, Ringe und Geschmeide wanden sie sich um Arme und Hals, prunkende Gürtel um die Hüften, so wie buntgefärbte und bemalte Kleider waren bei ihnen Zeichen der Würde.

Trotzdem waren sie aber keineswegs unkriegerisch oder verweichlicht, vielmehr recht tüchtige Kämpfer, die nicht nur unter sich nach Clanen (gleich den derselben großen Völkerfamilie angehörenden Hochschotten) häufig im Hader lagen und gegeneinander mit ihrem nationalen Feldzeichen, dem ehernen Eber auf hoher Stange (Sinnbild der Sonne), auszogen, sondern selbst der überlegenen Kriegskunst der andringenden Römer zu schaffen machten. Die hohen Gestalten zogen halbnackt zum Kampfe, aber auch mit ehernen und ledernen Panzern; auf den Helmen hatten sie drohende Büsche und Thiergestalten; als Waffen führten sie lange Spieße, Schwerter für Hieb und Stich, wuchtige Steinkeulen und sogar Ringe aus Metall.

Diese letzteren dienten ihnen zu verschiedenen Zwecken. Zum Theile völlig geschlossen, in der Mehrzahl aber offen und mit verschieden gebildeten Knöpfen an den beiden Enden, zeigen dieselben eine große Verschiedenheit in der Größe und Arbeit. Man fand Ringe auf, welche einen viel zu kleinen Relief haben, als daß sie auch den dünnsten Finger zu umspannen vermocht hätten; größere, welche zu Arm- oder Beinverzierungen tauglich waren, dann aber auch einige von noch größerem Umfange und im Gewichte von mehr als zwei Pfunden. Viele derselben (wie im k. k. Münz- und Antikencabinet in Wien und im böhmischen Museum zu Prag befindlich) sind von der einfachsten Arbeit, theilweise sogar nur aus mehreren Drähten zusammengeflochten; an anderen aber zeigt sich künstliche Gravirung, ja

völlige Filigranarbeit in den angebrachten Schnörkeln und Arabesken, soweit eben diese Kunstarbeit bei den einzelnen Stücken in der Patina (Grünspanüberzug) oder sonstigen Spuren des Gebrauches und der Abnützung beobachtet werden kann.

Derlei Ringe nun hatten allerlei Bedeutung und Zweck; sie waren bei der Eidesleistung gebräuchlich und hatten dabei die symbolische Bedeutung der Unverbrüchlichkeit des Schwures; sie waren Werkzeuge für das Kampfspiel, wobei der Ring von zwei Männern an den entgegengesetzten Enden angefaßt wurde, und sie durch Ziehen nach beiden Seiten ihre Kraft erprobten; Spuren von Hieben, wie der Umstand, daß auf keltischen Münzen Figuren dargestellt sind, welche in einer Hand das Schwert oder die Lanze, in der andern einen zuweilen offenen Ring halten, ließen auch meinen, daß diese Ringe Kampfringe und eine Art Vorläufer der Schilde gewesen seien. Freilich enthalten in letzterer Beziehung schriftliche Denkmale der Heidenzeit nirgends die Erwähnung von Kampfringen, wohl aber von Schilden, eine Vertheidigungswaffe, welche selbst den rohesten Völkern bekannt war; derlei Schutz wäre denn doch gar zu problematisch gewesen.

Somit wären die Deutungen der großen Ringe für andere Zwecke, als blos für Schmuckzeug, erschöpft. Welche Deutung finden aber die anderen Ringe, welche zu klein auch für den schmalsten Finger, oder zu groß sind, um den Beinschmuck des dicksten Mannes vorzustellen? Da findet sich denn die richtigste Lösung wohl darin, daß die Mehrzahl der aufgefundenen Ringe aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen oder sonstiger Metallmischung das älteste allgemeine Tauschmittel — das älteste Geld — abgegeben habe. Es folgte unmittelbar jener Zeitperiode, wo die Menschen durch den Tausch selbst ihre gegenseitigen Bedürfnisse befriedigten. Man brauchte eine handsame Form, und um diese zu erzielen, bildete man das Metall, dieses einfachste Schmelzmaterial, zu offenen Ringen nach verschiedenen Formen und Größen, die sich eben so leicht zum Schmuck der Finger, Arme und Füße, als zu Ketten anreihen oder sonst zu Gebrauchsgegenständen verwenden ließen. Die Drahtform war tauglich, weil sie erlaubte, von einem größeren Stücke dem Verkäufer irgend einer Waare einen entsprechenden Theil abzulösen und einzuhändigen; es läßt sich auch der Uebergang vom Metalldrahte zum Ring und von diesem zur förmlich geprägten Münze in den unzähligen Exemplaren, welche die Antikensammlungen bewahren, deutlich verfolgen.

Der Gottesdienst der Windonen war ein Gestirn-Cultus. Hauptgott war die aufgehende Sonne und dieselbe hatte den Namen Belen oder Baal. Man brachte demselben allerlei Opfer, gewöhnlich Stiere, sonst aber bei ganz besonderen Gelegenheiten auch Menschenopfer, und zwar durch den hohe Auszeichnung genießenden Priesterstand der Druiden, und so rauchten auch in der uralten Windenstadt, bevor noch die Römer dort ihren Gottheiten Tempel bauten, ehevor die ersten Strahlen des Christenthums ihr immer strahlenderes Licht ergoßen, die Opferaltäre zu Ehren des aufgehenden Tagesgestirnes. Die Opferstätten befanden sich meist auf Berggipfeln; die rothgekleideten Priester tanzten um den Altar, den sie beräucherten und wobei sie sich nicht selten arg zerfleischten. Aus diesem Grunde enthielten sich die ersten Christen auch so lange der Weihrauchopfer bei ihrem Gottesdienste, welches bei ihnen erst seit den Tagen ihrer Befreiung vom Drucke des Heidenthums Anwendung fand (Ende des 6. Jahrhunderts unter Papst Gregor dem Großen).

Die düstere Mahnung an den Baals- oder Sonnendienst in Oesterreich hat sich aber nicht allein in der Erinnerung des Volkes, sondern auch durch Ueberbleibsel von Götzenbildern bis auf unsere Tage erhalten, und zwar auf das deutlichste in den Götzen am niederen Sonnenstein und Schartenecк bei Traunkirchen. Es knüpft sich daran die älteste Göttersage aus Oesterreich.

Auch die Gestade anderer Seen waren, bevor die christliche Glaubenslehre in unsere Gegenden drang, mächtige Sitze des Heidenthums, wo Götzenpriester die ganze Macht auf das Volk ausübten; ja es traf sich selbst, daß, als die Städte schon lange den Götzendienst verlassen, noch die Landbewohner die eifrigsten Anhänger des Irrglaubens waren, noch immer die alten Idole verehrten und anbeteten.

Besonders am Traunsee finden sich noch Benennungen, welche die vorhandenen Sagen unterstützen, wie der „Baalstein", der „Odinstein" und die zwei „Götzen" oder „Sonnengötter", welche seit vielen Jahrhunderten im Volke diese Namen behielten. An der Johanneskirche zu Traunkirchen, die eines der ältesten Bauwerke des Landes ist, befindet sich 2·5 Meter oberhalb der Erdfläche ein echt antiker Kopf eingemauert. Es ist derselbe ein wahrhaft seltenes Denkmal der von uns im Vorstehenden geschilderten Periode und, wie die Ueberlieferung spricht, das Haupt des einst hier verehrten heidnischen Idols „Sonnengott", welches von den eifrigen Christen nach ihrer Bekehrung abgeschlagen worden. Es heißt ferner, die Länge der sieben Fuß bis zu dem Kopfe bezeichne die Körpergröße der einstigen Bewohner der Viechtau (Vieh-Au, hier haben wir wieder das uralte Wort Ouwe), welche ein kräftiges Geschlecht von Viehzüchtern und Hirten gewesen, bei dem es als Gesetz galt, daß nur derjenige Jüngling ein Weib freien dürfe, welcher — o Inbegriff aller Ungalanterie gegen das holde Geschlecht! — einen wilden Ochsen zu bändigen vermochte.



Männlicher Sonnengötze.

Am Johannisberge nun, wo sich das erwähnte Kirchlein befindet, stand der Sonnengötzentempel. Als in späterer Zeit der Wald, behufs eines Klosterbaues, gelichtet wurde, fand man in dem dunkeln, verwilderten Haine noch Spuren und Reste des alten Götzendienstes, wodurch sich die frommen Stifter und Erbauer des Klosters bewogen fühlten, gerade auf dem Raume des zerstörten Tempels dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren eine Kirche zu erbauen. Daran knüpft sich nun die älteste Götzensage auf österreichischem Boden, welche wir sofort erzählen wollen, auf die Gefahr hin, gewisse eingefleischte Pergamentverschlinger recht sehr zu ärgern. Aber wir huldigen der Ansicht, die vor nicht langer Zeit einer unserer jüngeren Gelehrten aussprach und welcher gewiß Tausende von Lesern beistimmen: „Es ist ein, ernster Forschung würdiges Bemühen, Volkssagen aus jenen Zeiten nachzuspüren und zu erhalten, wo die Spuren der Geschichte nicht durch schriftliche, sondern mündliche Ueberlieferung bewahrt sind. Sagen, wie sie im Volke leben und durch Jahrhunderte sich erhielten, entbehren wohl selten aller historischen Grundlage, und seien es auch nur Bruchtheile, so wird doch die ordnende Hand des Forschers (besonders des volksthümlichen, wie wir uns beizufügen erlauben) sich bestreben, sie wo möglich einem Ganzen beizugesellen" — was übrigens, schließen wir, entschieden auch seine Pflicht ist; — nur mag er, wo ihm dies möglich ist, auch das Körnlein Wahrheit in der Fabel für den Leser an's Licht ziehen.

Als sich nach und nach die christliche Glaubenslehre in ganz Oesterreich verbreitete, zogen fromme Männer nach Traunkirchen, um Gottes Wort zu predigen.

Dies war aber für sie eine recht schwere Aufgabe, denn die damalige Bevölkerung, angefeuert durch die Anwesenheit des Götzen Baal, welcher, nach der Vertreibung aus seinem ursprünglichen Tempel, auf dem Baalsteine seinen Sitz aufgeschlagen, ließ sich in ihrem Irrglauben nicht wankend machen, und so wurde, immer durch die Einwirkung Baal's, alles das, was die frommen Sendlinge mit Mühe und Eifer erstrebten, gar rasch wieder vernichtet.

Unter jenen Aposteln, welche das Wort des göttlichen Heilandes lehrten, war aber ein Mann, dem eine ganz absonderliche Frömmigkeit und der glühendste Glaubenseifer innewohnten. Derselbe erkannte alsbald, daß, so lange Baal hier verweile und seinen Einfluß geltend mache, alle seine Bemühungen zur Bekehrung des Volkes vergeblich blieben. So suchte er denn durch inbrünstiges Gebet den Götzen von dem Baalsteine zu verdrängen, was ihm nach ruhelosem Eifer und durch die Macht des Herrn endlich gelang.

Baal verließ also seinen Aufenthalt auf dem Baalstein, suchte aber sofort den ferneren Aufenthalt auf dem Sonnenstein, der jetzt, wie damals, seine mächtigen Glieder in die schöne blaue Fluth des Traunsees streckt und das reizvolle Siegesbachthal auf einer Seite gegen den See umfaßt. Hier also feierten die Götzendiener neuerdings ihre Feste, hier brachten sie ihm ihre Opfer dar, indem sie Apfelblüthe verbrannten. (Es dürfte von eigenthümlicher Bedeutung sein, daß in mehreren Gegenden Oesterreichs, besonders an Seen, in früherer Zeit die Landleute die Aepfel mit dem Namen Apfalterer, den Apfelbaum mit Apfalter bezeichneten. Gab da nicht die vorstehende altersgraue Sage den Grund, so daß dieses Wort in der Volkssprache aus dem zusammengezogenen Apfel-Altar entstand? Mag nicht vielleicht das Bemühen, den Dienst des Apfelgottes — wie Baal der ihm gebrachten Rauch-Opfer wegen öfters bezeichnet erscheint — zu vernichten, die Grundlage für die Familiennamen der späteren edlen Herren von Apfaltern, Apfelthaler u. dgl. abgegeben haben?)



Weiblicher Sonnengötze.

Der gottergebene, vom heiligsten Glaubensdrange entflammte Apostel folgte jedoch dem Götzen auch auf den neugewählten Sitz, mit inbrünstigem Flehen zu dem Herrn der Heerschaaren, sein Gebet zu segnen, damit Baal auch von hier weiche. Und nun, als der dämonische Götze erkannte, daß er fürderhin ruhelos umherirren müsse, wie auch, daß die Macht Gottes stärker sei als der Irrwahn, da erfaßte ihn die bitterste Verzweiflung und von der Spitze des himmelanstrebenden Sonnensteins stürzte sich der ohnmächtige Götze in des Sees Fluthen. Hoch schlugen die Wellen bis zur Spitze empor, ein Gebrause erhob sich, als theile sich der See und das mächtige Gestein, um ringsher Alles zu verschlingen. Beim Hinabsturze riß der Schreckliche eine tiefe Kluft in den Felsen, die bis in den See reichte, welcher gewaltige Spalt noch bis heute im Volke „der Teufelsgraben" genannt wird.

So weit die Sage, deren Entstehen wohl in der ganz einfachen Thatsache zu finden ist, daß der glaubenseifrige Priester entweder allein, oder mit Beihilfe ihm anhänglicher Personen das Götzenbild, welches fortwährend Ursache gab, daß seine Bemühungen nicht mit dem angestrebten Erfolge gekrönt wurden, in den See stürzte.

Aber noch heute sind an den Felsen, welche das Siegesbachthal gegen den See trennen, zwei aus Felsgesteine gebildete Götzen zu sehen, welche zur Zeit des Heidenthums große Verehrung genossen. Diese heißen im Volksmunde die „Sonnengötter". Der eine befindet sich am niederen Sonnenstein und steht auf einem Piedestal, im Volksmunde die „Teufelskanzel" genannt; der zweite, augenscheinlich eine weibliche Figur mit einem Kinde am Arme, steht am Scharteneck; beide befinden sich einander gegenüber.

Der männliche Götze hat das Gesicht dem weiblichen zugewendet und dieser letztere befindet sich in einer Stellung, als würde er das Kind gegen den Nachbar hinhalten. Es hat die männliche Gestalt eine so auffallend richtige Form, daß es auch nicht des mindesten künstlichen Aufschwunges von Phantasie bedarf, um das Gebilde als das zu erkennen, wofür es die volksthümliche Ueberlieferung kennzeichnet. Natürlich läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, ob Menschenhände bei dieser Gestaltung thätig waren, oder ob nicht doch bloßer Zufall diese Bildungen erzeugte; jedenfalls aber sind es äußerst merkwürdige Erscheinungen.

Wie sich aus den später aufgefundenen, ausgedehnten und regelmäßig angelegten Leichenfeldern entnehmen läßt, war das Land gut bevölkert; überdies erhielt es etwa sechshundert Jahre vor Christi Geburt einen erheblichen Zuwachs durch ein neues stammverwandtes Keltenvolk. Es war nämlich um diese Zeit die Bevölkerung Galliens so zahlreich geworden, daß sich dieselbe nicht mehr zu ernähren vermochte. Nicht zu wundern ist es daher, daß es zwei thatkräftigen Führern, Namens Belloves und Sigoves, gelang, eine mächtige Schaar Beutelustiger zum Zuge in die Ferne zu sammeln.

So zog denn Belloves über die Alpen, setzte sich im Pothale fest und sein Volk begann bald darauf lange dauernde Kämpfe mit den Römern; Sigoves aber drang in die Wildniß des herzynischen Waldes, der damals ganz Mitteleuropa bedeckte, und unterjochte die Alpenvölker. Hierdurch wurden jedoch die keltischen Bojer (d. h. Kuhhirten) aus ihren Sitzen verdrängt, ein Theil zog mit nach Italien, ein anderer aber flüchtete zu den Stammgenossen an der Donau und breitete sich im heutigen Ober- und Niederösterreich, ja bis Böhmen aus, dem sie bis heute seinen Namen Bojenheim — Böhmen — gaben. Anderntheils jedoch erklärte in neuester Zeit Professor Sembera, der bedeutsame slavische Forscher, die bisher gangbare Geschichte von den „keltischen Bojern" und den deutschen „Markomannen" als erste Bewohner Böhmens für irrthümlich und hält die „Bämi" des Ptolomäus (d. i. die Czechen) und die jetzigen „Moravani" (von den Römern fälschlich Marcomani genannt) für die ältesten historischen Bewohner des Landes, welche sammt ihren Stammverwandten an der Saale, Elbe und Oder bei den Griechen und Römern den gemeinschaftlichen Titel „Svevi", im Mittelalter „Slavi" führten. (Wir können, da dies in einen ganz andern Theil der Monarchie führt, uns nicht mit den weiteren Erläuterungen befassen.)

Jedenfalls aber kam der Zuwachs erwünscht; denn bald darauf brausten aus dem Norden neue Völkerwogen heran — die deutschen Kimbern — den Schreck ihres Namens und ihre wilde Kampfweise bis an die Thore Roms tragend; sie brachen um das Jahr 113 v. Chr. auch in Oesterreich ein, wurden aber von den vereinigten Kelten, unter welchen die kriegerischen Bojer voranstanden, glücklich abgewehrt. Weniger glücklich waren sie gegen den zu Cäsar's Zeit (etwa 42 Jahre v. Chr.) von Osten anstürmenden König Börebistas, durch welchen sie eine solche Niederlage erlitten, daß das Land vom Inn bis an's Kahlengebirge fast menschenleer war und von dem großen Geschichtsschreiber Strabo (um Christi Geburt lebend) die Bezeichnung „ein Theil der großen Bojerwüste" erhielt.

Und so stehen wir nun vor der Zeitperiode, in welcher, durch das Vordringen der Römer an den Donaustrom, Licht in die Geschichte des

österreichischen Landes und die erste Glanzperiode für die Windensiedlung an der Donau gebracht wurde. Deren Name Vindevon, oder doch sehr ähnlich lautend, ging fast unverändert und nur mit dem lateinischen Auslaute als Vindobona in die Sprache der neuen Herrscher über.

Bevor aber von dieser Periode zu sprechen ist, muß der Fabeln gedacht werden, durch welche die Benennung „Wien" sonst herzuleiten versucht wurde.

Die Fabeleien über Wiens Vorzeit, und was sich davon bis heute erhalten.

Es bedürfte eines stattlichen Bändchens, wenn man alle die Fabeln erörtern und widerlegen wollte, welche seit uralten Zeiten über die Namensentstehung der Stadt Wien aufgebauscht wurden und die, sich stets wiederholend, theilweise noch heute geglaubt und in Schriften verbreitet werden. Es wäre denn doch schon einmal entschieden an der Zeit, daß man mit solchen Märchen breche, und ganz besonders, daß dieselben nicht in Bücher gelangten, welche zum Schulunterrichte dienen sollen.

Obenan in den märchenhaften Geschichten über Oesterreichs Vorzeit steht jene, die sich in der Chronik Hagen's findet, einem eigenthümlichen, aus gewaltig überhitzter Phantasie entstandenen Werke, nach welchem Oesterreich während seiner grauen Vorzeit die abenteuerlichsten Namen Judaysapta, Aratim, Sauritz, Sannas, Pannans, Tantomo, Mittanaus, Fannawe, Anarata, Ffilan, Narasma, Corrodancia, Anava, Osterland geführt haben soll, und wo sogar die nicht blos fabelhafte, sondern geradezu komische Regentenreihe sammt den Familienverhältnissen jedes Einzelnen, den Wappen (!) und dem Begräbnißorte (!) in pikantester genealogischer Reihenfolge angeführt erscheint.

Die wirklich „denkwürdige" Reihe beginnt mit Abraham von Theomanaria, welcher „in dem Heidenlande über dem Meere, terra amiracionis genannt, woselbst Graf Sathan von Alligemor herrschte", im Jahre 810 nach der Sündfluth geboren wurde, mit seiner Frau Susanna, Tochter Terrements (geboren 824), zwei Söhne: Athaim und Palim, und eine Tochter: Deutharim erzeugte, später mit Graf Sathan „in Fehde" gerieth, besiegt ward und das Land verlassen mußte. In Armuth kam er 859 in ein Land an der Donau, welches vor langer Zeit von einem Juden Judaysapta geheißen war, und da fand er eine Stätte, die ihm wohl gefiel, ließ sich daselbst nieder, nannte diese Stätte Auratim (Stockerau) und sich selbst Abraham Markgraf von Judaysapta, ein Heide; er führte in seinem Wappen vierzehn senkrechte, abwechselnd schwarze und weiße Balken und als Helmzier ein Haupt; seine Gattin Susanna führte im grünen Schildfelde einen weißen Pühel (Hügel) und am Helme einen rothen Knopf; als Markgraf von Judaysapta änderte Abraham sein Wappen und führte im Schilde einen goldenen Adler im schwarzen Felde und als Zimier (Helmschmuck) eine goldene Adlerbrust sammt Kopf zwischen offenen, schwarzen Flügeln. Er regierte dreißig Jahre, sein Weib lebte nach ihm noch neunzehn Jahre. Beide ruhen in Stockerau. (Nebenbei gesagt, hat dieses Märlein Anlaß gegeben, daß noch heute der Volksglaube in Niederösterreich behauptet, es läge in Stockerau der biblische Patriarch Abraham begraben.)

Und so geht denn eine lange, lange Reihenfolge von Nachkömmlingen des Beherrschers von „Oesterreich-Judäa“ fort, in welcher wir z. B. erfahren, wie Athahm, Sohn Abraham's, Mannahym, eine Gräfin von Ungarn, zum Weibe nahm, die Tochter Volhm einen Freier von Pehaim (Böhmen) Namens Babar ehelichte, worauf noch viele andere Verschwägerungen mit Herzogen und Herzoginnen von Pehaim, Grafen und Gräfinnen von Ungarn stattfhatten. Bis zu Peyman (dem fünfundzwanzigsten Herrscher) waren die Herzoge Heiden, der nächste aber, Herzog Gennan, wurde „von den Juden bezwungen, sich beschneiden zu lassen, und starb ohne Weib, da damals noch keine jüdischen Fürsten waren“; Effra vermälte sich mit Samahym, Herzogin von Ungarn, „einer Jüdin“. Mit Montan (dem fünfzigsten Herrscher) endete die Reihe der jüdischen Fürsten und er wurde während seiner fünfundvierzig Jahre dauernden Regierung „durch die Ungarn bezwungen, ein Heide zu werden“. Mit Sathan (dem siebenundfünfzigsten Herrscher) endete die Reihe der heidnischen und jüdischen Regenten, welche durch 1482 Jahre v. Chr. und durch 384 Jahre n. Chr. das Land an der Donau beherrscht haben sollen.

Die Römer, heißt es weiter, setzten nun einen edlen Grafen von Rom, Sand Amand genannt, als Herzog ein. Derselbe glaubte „heimlich“ an unseren Herrn Jesus Christus, nannte das Land Corrodancia von nun an Anara; als Landeswappen wurde bestimmt eine weiß-grüne Jungfrau mit einer Krone in der Hand im schwarzen Felde; den Helm zierte ein goldener Drache zwischen einem weißen Engelsfluge. Seine Gattin war Elena, eine christliche Gräfin von Rom, und beide Gatten bekehrten viel Volk zum Christenthume. Sand Amand starb nach dreiundfünfzigjähriger Regierung den Martertod und ist mit Elenen im St. Peters-Münster zu Rom begraben. Sein Sohn Johann bekam das Land von der Enns bis Neustadt und nannte es von nun an Osterland; dessen Bruder Albrecht erbte das Reich, nannte es Oesterreich und wurde nach einunddreißigjähriger Regierung bei St. Stefan in Wien zur Ruhe bestattet. Sein Sohn Eberhard nannte sich zuerst Markgraf von Oesterreich. Und so wird die Genealogie fortgeführt bis zum Tode des letzten (achtzigsten) Herrschers, der unverehelicht starb, welches Schicksal auch bald darauf die Schwester Elisabeth ereilte, „worauf im Jahre 883 n. Chr. das Land wieder ledig war“. Begraben liegen alle diese Herrscher in hübsch zerstreuter Weise: in Stockerau, Caphenpheil (Greitschenstein), Nußdorf, Charneweburg (Korneuburg), „unter dem Kahlenberg“, Tuln, Chlasterneweburg (Klosterneuburg), „vor dem Werderthore zu Wien“, bei Greiffenstein, „vor dem Schottenthore“, „unter dem Schneeberg“, unterhalb Heiligenstadt, zu Perchtoldsdorf, Lorch, „außer dem Kärntnerthor“, bei St. Stefan, in Klattau, Prag u. s. w.

Etwas recht Seltsames bei diesen Fabeleien ist aber, daß von ihnen noch bis heute ein ebenso schönes als lebensvolles Andenken existirt, und zwar in der Wappenwand des Kaisers Friedrich an der Rückseite der St. Georgskirche in der ehemaligen Burg zu Wiener-Neustadt.

Die Rückseite, welche gegen den ehemaligen Burghof gerichtet ist, hat eine in besonderer Weise geschmückte Wandfläche, und zwar läuft dieser Schmuck zwischen den beiden mittleren Strebepfeilern um das große Fenster herum; er besteht aus einer eigenthümlichen und reichen Verzierung, gebildet aus einigen Figuren und zahlreichen Wappenschildern.

Den bedeutendsten Theil der Ausschmückung bildet das unter dem großen Fenster befindliche, mehr als lebensgroße männliche Standbild, welches in einer Nische unter einem flachen, zierlichen Baldachin aufgestellt ist und den Kaiser Friedrich III. (IV.) vorstellt. Aus festem, graugelbem Sandstein, wahrscheinlich von dem berühmten Straßburger Steinmetz Nikolas Lerch, etwa unter Mitwirkung

des kaiserlichen Steinmetz Peter Poschickh, im Jahre 1453 gemeißelt, stellt die Figur den Monarchen als noch jugendlichen Mann vor, vollkommen gerüstet, auf dem Haupte eine Krone von alter Form mit einem Bügel und einfachen Zinken tragend. Das feine und edel geformte Antlitz ist bartlos, die langen Haupthaare reichen in üppiger Fülle bis zu den Schultern. Die Rüstung trägt das Gepräge des zu Ende gehenden fünfzehnten Jahrhunderts; von den Schultern wallet, am Halse durch ein zierliches Geschmeide gehalten, der lange Mantel in reichen Falten bis zu den Füßen herab.

An den beiden Seiten dieses Standbildes befinden sich in sechzehn, durch senk- und wagrechte Stäbe von einander getrennten und in drei Reihen zu je sechs, sechs und vier geordneten quadratischen Feldern in erhabener Arbeit vierzehn Wappen und zwei Brustbilder von Engeln, welche letztere in den beiden untersten Eckfeldern nach außen angebracht sind und je ein Spruchband halten, deren eines die fünf Vocale, das andere die Jahreszahl 1453 enthält. Die vierzehn Wappen sind den einzelnen Erbländern entnommen: Steiermark, Niederösterreich, Altösterreich, Kärnten, Burgau, Portenau, Krain, Tirol, Windisch-Mark, Oberösterreich, Kiburg, Habsburg, Elsaß und Pfyrt. Aehnliche viereckige Felder mit Wappen sind auch an den beiden Seiten des großen Fensters angebracht und derartig geordnet, daß von unten an auf jeder Seite neun Reihen von je drei Quadraten aufsteigen, sodann folgt eine Reihe, und zwar gegen die Mitte zusammenrückend, von vier, dann wieder eine Reihe von drei und endlich von zwei Feldern. Ueberdies ist auf der linken Seite zu oberst noch ein einzelnes Wappen angebracht. An der der Mitte zugewendeten Seite der beiden mittleren Strebepfeiler ist auch je eine aufsteigende Reihe von je zehn Wappen angebracht, so daß die Wappen zusammen die Zahl von einhundertsieben erreichen.

Diese an der Seitenwand der Pfeiler aufgestellten Wappen bilden mit den anderen der Mittelwand einen rechten Winkel. Die Wappen sind fast durchgängig einfeldig und wiederholen sich oft darinnen einzelne Wappenfiguren, wie der einköpfige Adler, die kreisrunde, scheibenförmige Figur und der Balken, der in verschiedenerlei Richtungen in den einzelnen Schildfedern angebracht erscheint. Alle Schilder sind mit dem Stechhelme bedeckt, deren jeder eine, und zwar meistens von der Schildfigur verschiedene Helmzier mit reicher Helmdecke hat. — Ober dem Sturzbogen des großen Fensters befinden sich ohne Einrahmung fünf leere Schilde und darüber in drei Nischen die mit hohen Kronen bedeckten Figuren der Mutter Gottes mit dem Kindlein, der heiligen Barbara mit dem Thurme und der heiligen Katharina. Alle drei Figuren stehen unter kleinen flachen Baldachinen.

Das erwähnte männliche Standbild wurde anfangs als jenes des zweiten Erbauers der Burg zu Wiener-Neustadt, des biederen Herzogs Leopold III., der 1386 in der Schlacht bei Sempach fiel, und jene 107 Wappen als diejenigen seiner Begleiter, die gleich ihrem Führer in dieser Schlacht den mörderischen Sensenhieben der schweizerischen Bauern erlagen, gehalten; indeß, es ließ sich diese Annahme schon aus dem Grunde nicht rechtfertigen, weil bei Sempach viel mehr Ritter fielen, als an der Neustädter Kirchenwand Wappen prangen, und diese verlorene Schlacht bestimmt keinen Anlaß bot, dem dabei gebliebenen Herzoge und seinen Rittern in viel späterer Zeit ein Denkmal zu setzen. Abgesehen davon endlich, daß unter den Wappen viele von des Kaisers Erbländern vorkommen, wie sie auch auf dessen Grabmal in der St. Stefanskirche zu Wien erscheinen, läßt sich die Aehnlichkeit des Standbildes mit Kaiser Friedrich III. nicht verkennen. Einige Zeit lang hielt man wieder die Wappen für jene der ersten Georgsritter, doch steht mit dieser Annahme die Jahreszahl 1453 in vollstem Widerspruche, da in diesem Jahre der Georgsorden noch nicht gegründet war.

Da war es endlich vor einem halben Jahrhundert einem gewiegten Forscher gegönnt, den Fingerzeig zu einer genügenden Aufklärung zu geben. Die Wappengruppen entstammen der früher erzählten märchenhaften Geschichte über Oesterreichs Urzeit und gehören den einzelnen Gliedern jener fabelhaften Regentenreihe an, welche von Judaysapta bis zum Osterland Oesterreich beherrscht haben sollen. Es hat nämlich Kaiser Friedrich, in seinen oft ausgesprochenen Träumereien von Oesterreichs abenteuerlichen Schicksalen in der eingebildeten einstmaligen Heiden- und Judenzeit und an den mystischen Geschichtsspielereien seiner Zeit Gefallen findend, die Rückseite der von ihm gestifteten Kirche durch besonderen Schmuck auszeichnen wollen und zu diesem Behufe sein eigenes, als des Kirchenstifters Standbild, umgeben von der Glorie des deutschen Kaiserthums, der angestammten Erblande und der Entstehung und Entwicklung seines Reiches aus der grauesten Vorzeit darauf anbringen lassen. So liegt denn der Aufstellung dieser Wappenwand wohl kein besonderes geschichtliches Factum, aber gewiß eine sehr interessante Beziehung zu Oesterreichs und Wiens uralter Vorzeit zu Grunde.

Im 16. Jahrhundert, wo man durch das aufblühende Bibelstudium verleitet wurde, alles Mögliche aus diesem Buche der Bücher abzuleiten, geschah die „Entdeckung", daß Wien schon hundert Jahre nach dem Auszuge der Kinder Israel's aus Aegypten von phönikischen Juden bewohnt gewesen sei. Dabei berief man sich auf einen in der Vorstadt Gumpendorf bei Wien aufgefundenen hebräischen Grabstein, nach welchem der Riese Mordach im Jahre der Welt 2560 (also achthundert Jahre vor Roms Erbauung) gestorben sei, und da wurde die Hagen'sche Fabel von einem förmlichen Judenreiche in Oesterreich, von jüdischen Herzogen zu Tuln, Stockerau u. s. w. abermals aufgetischt; indeß schon vor zweihundert Jahren belachten denkende Forscher diese Nachrichten, welche der gelehrte, aber in geschichtlicher Beziehung gar oft recht unverläßliche Wolfgang Laz — Ferdinand's I. Rath, Arzt und Historiograph; einer der emsigsten Sammler aller Zeiten, Erbauer des „Lazenhof" in Wien, geboren 1514, gestorben 1565, von dem übrigens an betreffender Stelle noch manches Hübsche erzählt werden wird — in die Welt geschickt hatte, ohne zu bedenken, wie übel es um die unstete hebräische Zeitrechnung bestellt sei.

Es muß gleich hier zum vorhinein bemerkt werden, daß dem gelehrten Laz doch häufig auch Unrecht geschieht, wenn man, wie es oft der Fall, das von ihm benützte, freilich oft schlecht und gar zu eilfertig benützte Materiale rein deshalb verwirft, weil er sich dessen bedient hatte. So willkürlich und phantastisch er auch über viele der von ihm beigebrachten Documente geschlossen haben möge, findet sich denn doch gar mancher wahre Kern darin. Auch möchte besonders zu erwägen sein, daß Lazius, der edle, würdige Arzt und Menschenfreund, nicht den Charakter hatte, ein derartiges unwürdiges Possenspiel, und gar absichtlich, zu treiben, welchem sein berühmter Oheim, der königliche Baumeister Hermes Schallautzer, dem der Neffe zumeist die Kenntniß von Inschriften aus Wiener Funden verdankte, gewiß alsbald ein Ende gemacht haben würde.

Später wurde der Romanismus Mode; da mußten wieder alle Städtenamen aus römischen Wurzeln erklärt werden; zuletzt sollte gar Wien von Cäsar, dem es durch zwei Jahre widerstanden habe, Bienna (die zweijährige) genannt worden sein, wenngleich dieser Imperator gar nicht nach dem heutigen Oesterreich vordrang. Da fällt denn schon gar auch die Behauptung weg, daß Wien nach Cäsar eigentlich Juliobona geheißen habe, wie es wohl einmal, aber in einer verdorbenen Schreibweise der Quellen, vorkommt; nicht glücklicher ist die Erklärung, welche den ursprünglichen Namen Wiens mit Vindomina (gleichfalls nach einer abweichenden keltischen Schreibweise) annimmt, und zu berichten weiß, es hätten die Römer den etwas gar zu drohend (minari, drohen) lautenden

Namen in den sanfteren Vindobona verwandelt, eine Furchtergebniß, das dem weltbeherrschenden Volke nicht im mindesten ähnlich sah. Recht komisch ist endlich die weitere Annahme, daß die Römer die Stadt nach dem guten Weine (vino bono) Vindobona getauft hätten, wobei nur vergessen wurde, daß die Weinreben erst unter Kaiser Probus, also fast zweihundert Jahre nach der Besitzergreifung durch die Römer, hier gepflanzt wurden.

Daß schließlich zur Zeit, wo die slavische Geschichtsschreibung alles Mögliche ihrem Stamme zuschrieb und selbst die alten Italer zu guten Slaven stempelte, auch Wien als slavische Gründung erklärt wurde, läßt sich denken; es sollte der Name aus dem Worte Viden, „an welches noch die Vorstadt Wieden erinnere", hergeleitet worden sein.

Es waren eben lauter Modesachen, die eine Zeit lang angehört und dann — vergessen wurden; sie verschwanden, um der einzig richtigen Wortableitung aus der keltischen Sprache wieder den gebührenden Platz einzuräumen.

Wien unter der Römerherrschaft in politischer und strategischer Beziehung.

Dreizehn Jahre vor der Geburt des Weltheilands führten die Stiefsöhne des Kaisers Augustus, Namens Drusus und Tiberius, ihre ehernen Legionen nach Bezwingung der Alpenvölker bis an die Donau in unsere Gegenden vor, unterwarfen auch das heutige Oesterreich der römischen Herrschaft und errichteten bei der alten Windensiedlung ein stehendes Lager, das bald zur Pflanzstadt (Municipium Vindobona) erwuchs. Dies letztere geschah in der Zeit der ersten Vergrößerung und Befestigung ihrer Position unter Kaiser Vespasian.

Die Grenze des Römerreiches im Norden wurde von dem mächtigen Danubius (Donaustrom) gebildet und sie zogen nur zeitweise über dieselbe hinaus, wenn es irgend einem Kriegszug galt, bei welchem sie jedoch jenseits niemals festen Fuß gewannen, und diese Marke wurde durch eine unterbrochene Reihe fester Plätze verstärkt, unter welche auch Vindobona gehörte, wie die keltische Bezeichnung lateinisirt wurde, wobei es allerdings möglich sein konnte, daß man damit beiläufig „die gute Windenstadt" ausdrücken wollte.

Bevor wir ein Rundbild des militärischen und bürgerlichen Lebens in Vindobona, wie auch den Bestand der damaligen Straßen und Baulichkeiten mit besonderer Beziehung auf deren noch heute sichtbare Spuren, nach den Forschungen der gewiegtesten Kenner, liefern, müssen wir dem politischen und strategischen Geschichtstheile unser Augenmerk zuwenden.

Roms Herrschaft im heutigen Oesterreich und dessen Hauptstadt, im Jahre 13 v. Chr. begründet und nahezu ein halbes Jahrtausend andauernd, muß als eine Reihe glänzender Waffenthaten und weiser Verfügungen für die Donauländer genannt werden. Es erlaubt jedoch der enge Rahmen des vorliegenden Buches nur allein dasjenige zu erwähnen, was in Wien und den nächsten Umgebungen vorfiel oder für dessen Schicksal maßgebend wurde.

Die Römer, beseelt von der Tendenz, das Reich der classischen Cultur gegen das Barbarenthum abzuschließen und sicherzustellen, hatten sich bestrebt, durch energische Kriegführung die drei natürlichsten Grenzen für sich zu gewinnen: den Rhein, die Donau und den Euphrat. Und als es ihnen gelungen war, wurden die

Länder, welche an jenen Strömen lagen, in Form von Militärgrenzländern eingerichtet, durch Castelle gesichert und letztere mit der nöthigen Truppenzahl besetzt.

Die Römer gaben sofort dem Lande an der Donau eine neue Eintheilung, die allerdings an eine ältere sich anknüpfen mochte; nach derselben gehörte das Land Oesterreich zwei Provinzen an: Noricum, die obere Provinz, umfaßte das Land bis an das Leithagebirge und erstreckte sich bis zu den Alpen; Pannonia, die untere, begriff von da abwärts alles Land diesseits der Donau bis in die große ungarische Ebene und an die Save. Somit war Vindobona eine Stadt der letzteren Provinz, und zwar an der Grenze gelegen. Aber es währte drei volle Jahre, bevor Tiberius das streitbare Volk der Pannonier, eines Zweigstammes der Kelten, vollends unterworfen hatte. Es wurden jedoch die Ansiedlungen der Winden keineswegs zerstört; als die römische Stadt aufblühte, bauten sich um ihre schützenden Mauern herum zahlreiche Colonisten an, umsomehr als auch bald mächtige Waffenfabriken daselbst entstanden, in welchen die kräftigen und begriffsfähigen Kelten als geschickte und erwünschte Arbeiter beschäftigt wurden. Noch heute erinnern monumentale Ueberreste der einstigen Stadt Carnunt (bei Petronell) an den Sieg des kaiserlichen Jünglings über den Zweigstamm der Kelten. Auch in Wien errichtete Tiberius einen Votivstein, auf welchem er Jupiter freudig sein Gelübde löst — das älteste erhaltene Römerdenkmal der Stadt. (Es war im 15. Jahrhundert beim Schottenthor tief unter der Sohle des Stadtgrabens gefunden worden, gelangte in den Besitz des kaiserlichen Baumeisters Hermes Schallautzer, von hier in die archäologische Sammlung des Freiherrn Hieronymus Beck in Kaiser-Ebersdorf und endlich in die Mediceischen Gärten nach Rom.)

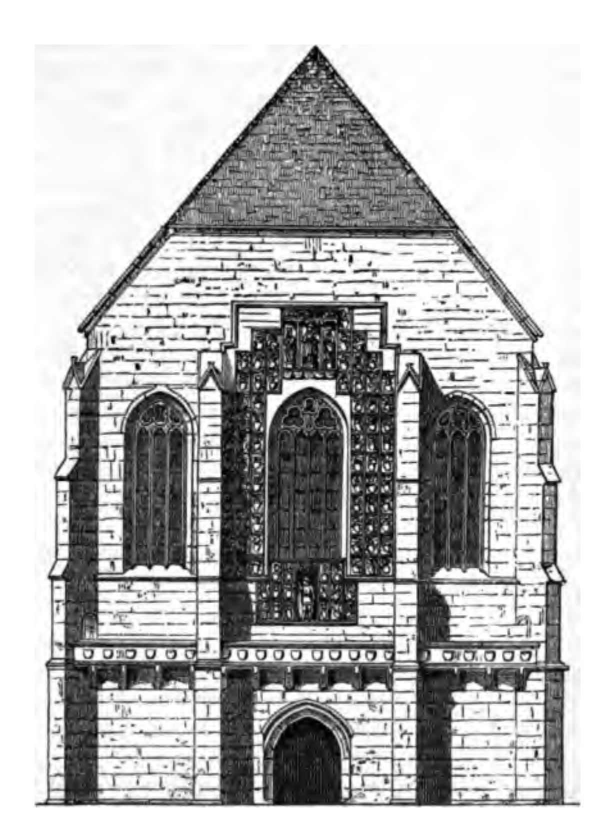
Die militärische Aufstellung der Römer war damals folgende: Das Centrum mit dem Hauptquartier befand sich in Carnunt, wo auch das Gros der Armee stand, welches sich bis gegen die Höhe des Leithagebirges ausbreitete, in der Fronte geschützt durch kleine Castelle, welche jenseits der Donau hinter dem Thebenerkogel in den Höhen bei Mast und Stampfen die March aufwärts errichtet wurden. Die äußerste rechte Flanke der Truppenaufstellung stützte sich auf das entfernte Bregaetium, eine Donaufestung und ein Municipium bei O-Szöny in der Nähe von Komorn; hier lag die Legio I. adjutrix (Hilfslegion) seit dem Beginne des 2. Jahrhunderts bis zum Ende der römischen Herrschaft. — Der Rücken des Centrums wurde von einer dreifachen Reserve gedeckt; in erster Linie war es Mutenum (Bruck an der Leitha), in zweiter Scarabantia (Oedenburg), in dritter Sabaria (Steinamanger). Letzteres ist eine von den ältesten Militär-Colonien in Pannonien, welche für sich zugleich den Mittelpunkt einer andern Truppenaufstellung bildete, deren Front gegen den Plattensee gerichtet war. Die linke Flanke der Truppenaufstellung reichte herauf bis nach Vindobona und an den Kahlenberg.

Die Festung Bregaetium hatte die Aufgabe, die rechte Flanke des kaiserlichen Heeres vor Ueberrumpelungen durch die Barbaren zu schützen, die Festung bei dem Municipium Vindobona die linke, wobei ihr die Lage an den Ausläufern des Kahlenberges trefflich zu statten kam; ohne Zweifel war dies auch der Beweggrund zur Stellung, welche die Römer der Festung Vindobona gaben. Nicht nur, daß sie von dem Höhenzuge von Westen her gedeckt war, es eignete sich auch der äußerste Ausläufer gegen die Donau hin, der Leopoldsberg, vortrefflich zu einer Specula (Warte) und zur Anbringung von den bereits bei den Römern gebräuchlichen Feldtelegraphen.

Diese Signale bestanden in rothen Flaggen, welche aufgesteckt wurden, oder in einem beweglichen Balkenwerk am Wartthurm, das wag- oder senkrecht gestellt werden konnte, oder endlich in Rauchsäulen; bei Nachtzeit gebrauchte

man Feuersignale. Diese letzteren blieben auch fernerhin in Oesterreich im Gebrauch und man nannte sie Kreidenfeuer (von gridare, schreien); man bediente sich ihrer als Hilferuf bei den feindlichen Ueberfällen. Durch die Signale konnten die Römer in kürzester Zeit die ganze Linie von Tuln bis Klein-Schwechat und Petronell von den Vorgängen in der Nähe stromauf- und abwärts, sowie am feindlichen Donauufer benachrichtigen und die Truppen rasch heranrufen. Endlich war die ganze Truppenaufstellung zwischen Wien und Komorn in der Front noch durch eine Donau-Flottille geschützt, deren Befehlshaber sein Quartier in Carnuntum hatte; kleinere Abtheilungen der Flottille stationirten an den Flankenfestungen Vindobona und Bregaetium.

Den römischen Kaisern, namentlich Claudius, Vespasian, Antonius Pius und Septimius Severus, lag die Sicherung der Grenzen sehr am Herzen; sie beschäftigten sich unablässig damit, die Vortheile der Lage von Vindobona zu benützen und den Ort mit seiner Umgebung zu einer festen militärischen Grundstellung auszubilden; so verdankt ihnen unsere Stadt in römischer Zeit ihre militärische Bedeutung.



Wappenwand Kaiser Friedrich's. (Seite 21.)

Die eingangs erwähnten Grenzen blieben bestehen bis in das achte Zehent des 1. Jahrhunderts; da aber hob Claudius das bisherige Verhältniß des fast autonomen Königreichs Noricum auf und verwandelte das Land in ein Krongut; die Verwaltung wurde einem Procurator (Verwalter, Stellvertreter, besonders im Finanzwesen) anvertraut und dieser vereinigte die Civil- und Militärgewalt in seiner Hand.

Die Einrichtungen, welche Kaiser Vespasian um das Jahr 70 n. Chr. zur Sicherung der Donaugrenze am Kahlenberge traf, müssen als wichtig bezeichnet werden und wurden dieselben durch neue Beunruhigungen von Seite der Barbaren hervorgerufen. Es wurde nunmehr eine ganze Legion (4- bis 5000 Mann) in das Standlager (Garnison) Vindobona gelegt, und zwar die Legio XIII. gemina (doppelte), gebildet aus den Resten zweier älterer Legionen; dieselbe, welche unter Drusus am Oberrhein mit besonderer Tapferkeit gekämpft hatte, als er den Feldzug gegen das mächtige Germanien ausführte. Sie war darauf nach Poetovio (Pettau) in Steiermark verlegt worden und hatte in dem Kriege Vespasian's mit Vitellius zu dem Ausgange verholfen, welcher Ersteren auf den Kaiserthron brachte. Aus Dankbarkeit verlegte er die Legion aus

ihrem friedlichen, keine Gelegenheit zur Auszeichnung bietenden Standquartier an die gefährdete Donaugrenze. Der Kaiser verlegte auch nach Vindobona seinen Theil der Ala I. Flavia Augusta militaria Britannica civium Romanorum, eines von ihm selbst errichteten und daher ala Flavia genannten Reitergeschwaders, das aus Britanniern bestand, tausend Mann zählte und seiner Tapferkeit wegen den Beinamen Augusta (kaiserliche, erhabene) erhielt. Die Bezeichnung Civium Romanorum gebührte ihr, weil sie aus Soldaten bestand, welche das römische Bürgerrecht besaßen; sie hatten ihre Treue und Anhänglichkeit an das Vaterland bereits vielfach erprobt. (Von diesem Geschwader fanden sich im 16. Jahrhundert in Wien bei der kaiserlichen Stallburg am Michaelsplatz zwei Inschriftsteine, welche in die Sammlung des Freiherrn von Beck gelangten.)

Vespasian legte auch Castelle an für einzelne Cohorten (Zehntheile), und zwar am Fuß der westlichen Abhänge des Kahlenberges und im Tulnerfeld, bei Zeiselmauer und Tuln, nämlich Cetium (Zeiselmauer) und Commagene (jetzt Markt Sanct Andrä vor dem Hagenthal); dann eine Warte auf dem Leopoldsberge, ein kleines Castell bei Klosterneuburg, wie eine bei der Stiftskirche aufgefundene Tabula honestae missionis (römisches Militärdiplom) aus dem Jahre 80 n. Chr. erweist. Der Beruf des letzteren war, die Thalwege von Kierling und am Weidlingbache, da wo sie zur Donau heraustraten, abzuschließen und gleichzeitig die Warte am Leopoldsberg von der westlichen Seite her zu sichern. Um jene Zeit bildete auch nicht mehr das Leithagebirge, sondern der westliche Ausläufer des Kahlenberges, der Höhenzug, welcher bei Greifenstein in die Donau abfällt, die Grenze zwischen Noricum und Pannonien, und diese neue Einrichtung hatte einen eminent militärischen Zweck. So lange nämlich Vindobona und Carnuntum zu Noricum gehörten, standen diese Posten unter dem Oberbefehle des Procurators von Noricum; zugleich aber stand der übrige Theil der Postenkette an der Donau abwärts unter dem Befehle des Legaten von Pannonien. Da zeigte sich denn wohl bald, daß durch solche Theilung des Oberbefehls nach zwei Provinzen, die in strategischem Sinne eine Linie bildeten, eine schädliche Verzplitterung und Hemmung der militärischen Maßregeln herbeigeführt werde, und so nahm man jene Grenzberichtigung vor, durch welche der dem Marchfelde gegenüberliegende, deshalb höchst wichtige Theil der Donauposten in ein einheitliches und gedrängtes Ganze zu den anderen Posten donauabwärts gebracht wurde, und ein Feldherr die ganze Linie zu regieren vermochte.

Das 1. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung verfloß für Vindobona verhältnißmäßig ruhig; wohl wagten es zeitweilig einzelne Streifposten der feindlichen Anwohner, die Dacier, Catten, Markomannen und Quaden, Einfälle zu machen, indeß sie wurden von der tapferen Besatzung der XIII. Legion mit Nachdruck zurückgewiesen. Dieselbe hatte sich durch dreißig Jahre in Vindobona aufgehalten, wie die am Hohen Markt und Umgebung aufgefundenen Ziegel erweisen. Es hat ferner das einzige schriftliche Monument, der in Ober-Meidling auf dem Grunde des Fabrikanten und Bürgermeisters Herrn Scharl aufgegrabene Stein besondere Wichtigkeit, da aus der „den Nymphen geweihten" Inschrift hervorgeht, daß die Römer schon in der Zeit von 70 bis 100 n. Chr. das Meidlinger Bad gekannt und benützt haben.

Endlich kam für die XIII. Legion der Tag des Abzuges. Kaiser Trajan dislocirte die bewährtesten Truppen nach Dacien und dem unteren Pannonien, um die Erfolge gegen die Dacier zu sichern. Kurze Zeit darauf marschirte die vom Rhein kommende Legio XXX. Ulpio (oder Valeria) durch Vindobona zu gleichem Zwecke; ihr folgte die Legio X. gemina pia fidelis — und diese sollte über hundert Jahre zu Vindobona garnisoniren. Sie kämpfte seinerzeit unter Augustus gegen die Cantabrer (Basken) in Spanien, gründete dort die



Marc Aurel's feierliche Bestattung. 1.

Städte Emerita Augusta (Merida) und Patricia (Cordova), wurde dann unter Nero, Galba und Vespasian nach Niedergermanien geschickt, um den Aufstand der Batаver (heutigen Holländer) zu bekämpfen. Mit der gefeierten Bezwingerin Britanniens, der Legio XIV. gemina, welche nach Carnuntum versetzt wurde, theilte sie den Ruf großer Tapferkeit und Verläßlichkeit, wie auch die Fürsorge für die Grenzwache in unserem Uferlande. Die zehnte Legion muß, besonders in dem bald darauf folgenden Markomannenkriege, nicht nur als die Beschützerin von Vindobona, sondern auch als die besonders thätige Mitwirkerin bei der Romanisirung der Umgebung angesehen werden, ja, es mag Vindobona nicht anstehen, zu sagen, sie sei deren eigentliche Begründerin. Auch sie hat Ziegel und Inschriftsteine zum Beweise ihrer Gegenwart in unserer Stadt zurückgelassen. Auch das britannische Reitergeschwader, die Ala Flavia, verließ Vindobona und zog nach dem Orient in den parthischen Krieg; die Cohorte von Klosterneuburg, Cohors I. Montanorum (so genannt, weil sie aus Gebirgsvölkern ausgehoben wurde) kam nach Niederpannonien.

Unter Antonius Pius, 138 bis 161 n. Chr., finden sich bei den Hilfsvölkern neue Besatzungen; so in Klosterneuburg die Cohors I. Aelia sagittariorum (Bogenschützen aus Thracien), aus Dacien hierher verlegt, u. A.

Römische Geschwader und Detachements bilden jetzt die Besatzung eines neu hervortretenden wichtigen Postens: Alanova (Klein-Schwechat), nahe bei Aequinoctio (Fischamend). Vindobonas Sicherheit wurde dadurch wesentlich erhöht. Es eignete sich die ebene Lage ganz besonders zum Aufenthalte für Reiterei, und noch Anfangs des 5. Jahrhunderts stationirte daselbst die Ala I. Dalmatorum, ein Geschwader von dalmatinischen Reitern. Zudem erwarb sich Antonius Pius großes Verdienst durch Ausbesserung der Heeresstraßen in Vindobonas Umgebungen, wie bei Klein-Schwechat, Klosterneuburg und Inzersdorf, wovon die dort aufgestellten Meilensteine Zeugniß geben.

So war denn, obwohl im Allgemeinen die Zeit ohne hervorragende Kämpfe mit den Barbaren verfloß, dennoch vorgesorgt worden, daß Vindobona sich im tauglichen Kriegszustande befand.

Marc Aurel und seine Wirksamkeit in Wien.

Marc Aurel war 161 römischer Kaiser geworden. Unter ihm sollte der Stadt Wien zum ersten Male große Gefahr drohen. Eine bedeutende Zahl wilder, jenseits der Donau wohnender Stämme — außer den bereits im vorigen Abschnitte erwähnten, noch die Jazyger, Hermunduren, Sueven, Alanen und Vandalen — hatten im Jahre 169 die Gelegenheit, während die römische Hauptmacht in Asien beschäftigt war, benützt, in die Donau-Provinzen vernichtend einzufallen. Alles um sich her verwüstend, wälzte sich die ungeheuere Völkerschaar über Pannonien und Noricum auf Italien zu und Rom selbst zitterte.

Da brach Aurelius auf, es wichen die Feinde vor ihm und wurden zuletzt von dem Kaiser in einer großen Schlacht auf der eisbedeckten Donau glänzend besiegt. Vorher freilich, da war es ihnen noch gelungen, zwei Römerheere unter anderen Führern zu schlagen. Um aber die stets neuerdings andringenden Barbaren im eigenen Lande zu bekämpfen, verblieb Aurel sofort drei Jahre in Vindobona, von wo sich der Donau-Uebergang am leichtesten bewerkstelligen ließ. Bei dieser Stadt wurde eine Schiffsbrücke über den Strom geschlagen und

Marc Aurel drang mit einem auserlesenen Heere in's Marchfeld ein. Er vollzog somit in unserer Gegend den ersten Donau-Uebergang. Hier ereignete sich nun jene Schlacht, deren sich nachmalig auch die christliche Legende bemächtigte zur Verklärung der neuen Lehre.

Die Quaden und Markomannen, gegen welche das Römerheer zunächst auszog, wichen bis in die Vorberge der Karpathen zurück; damit lockten sie die Legionen endlich in die gebirgige Wildniß. Schon sahen sich die Römer rings von starren Höhen umschlossen, welche der Feind besetzt hielt, preisgegeben unrettbar dem Verderben, als sich plötzlich ein heftiger Regen ergoß, der die Dürstenden erquickte, zugleich aber ein fürchterliches Gewitter eintrat, dessen Blitzstrahlen naturgemäß auf die hohen Felszacken zuschossen, die Römer in der Thalebene jedoch verschont ließen. Die Quaden auf den Gebirgshöhen wurden in solch' panische Furcht versetzt, daß sie sich zagend den Römern ergaben. Die Christen im römischen Heere schrieben das wunderähnliche Ereigniß ihrem Gebete zu, die Armee dagegen ihrem Jupiter, dem es mit Votivsteinen dankte, während der siegende Marc Aurel nach jener Schlacht zum siebenten Male vom Heere als Imperator ausgerufen wurde. Auch ein zweites Mal focht er siegreich gegen die neuerdings anstürmenden Barbaren; er verdankte die Erfolge vorzugsweise den beiden oberpannonischen Legionen, der X. und XIV. gemina, von denen die letztere noch besonders bedeutsam als Legionszeichen den Stier führte. Sonst boten die Hilfstruppen ein sehr buntes Nationalitätengemisch; es gab darunter Voluntarior (Freiwillige), Gallier, Belgier, Britannier, Germanen und Alpenvölker, Hispanier und Lusitanier (heutige Portugiesen), Rhätier (Schweizer), Noriker, Pannonier und Thracier, ja selbst Gaetulorum (Afrikaner) und Ituaeorum (Asiaten).

Marc Aurel's Sieg über die Markomannen und Quaden suchte man später in einem Gemälde an der Außenwand der uralten Kapelle (sie stammt aus dem 8. Jahrhundert) des Wallfahrtsortes Maria-Lanzendorf (ein paar Stunden von Wien, zwischen Laa und Himberg gelegen) zu verewigen; nebenbei gesagt, erhielt der Ort seinen Namen von ausgegrabenen römischen Lanzen.

Während der Aurel'schen Periode wurde das Standlager bei Cetium (Zeiselmauer), welches im ersten Anprall der Markomannen, 167 n. Chr., hart gelitten hatte, ganz aufgelassen und dreißig römische Meilen (etwa zehn Stunden) aufwärts auf's neue angelegt. Es erhielt abermals den officiellen Namen Cetium, wurde aber auch von seiner Lage am Dreißig-Meilensteine Tricesimum (heute Traismauer) genannt. In neuester Zeit wird behauptet, daß für diesen Ort und nicht für Wien der Name Fabiana aufgekommen sei, und zwar herrührend von einer Cohorte aus Paphos auf Cypern, daß er nämlich ursprünglich Paphiana gelautet habe und dann in Fabiana verändert worden; es soll über diese Version an passender Stelle eingehender gesprochen werden. Jedenfalls erscheint die Versetzung des militärischen Postens von Cetium (Zeiselmauer) nach Traismauer als eine Ausdehnung der linken Flanke, durch welche man Vindobona während des Krieges mit den Markomannen weitläufiger befestigen und mit zahlreicherer Mannschaft versehen wollte. Marc Aurel war es endlich auch, der Wien um dieselbe Zeit zu einem Municipium erhob.

Aus den Tagen von Marc Aurel's Aufenthalt in Wien stammt auch eine der ältesten Wappensagen.

An einer großen Jagd in den Wäldern längs der Donau hatte auch der Kaiser und seine Gemalin Anna Faustina theilgenommen. Für Letztere war ein mit Netzen umschanzter Platz eingerichtet, von welchem aus sie mit ihren Frauen das ganze Treiben der Jäger, wie man meinte gefahrlos, mitansehen und auch wohl selbst zu ihrer Lust einige Pfeile nach den vorbeiflüchtenden Thieren senden konnte. Eine Abtheilung Wache, unter Anführung eines tapfern jungen Rhätiers,

Namens Theodo, hatte die Wache in der Nähe der Kaiserin, welche sehr heiter war und mit ihrem weiblichen Gefolge manchen zierlichen Wurfspieß dem gejagten Wilde nachschickte.

Plötzlich jedoch, wie wenn zur Nebelzeit des Stromes feste ungeheuere Eisdecke bricht und von gewaltigem Getöse erzittert, krachte es in der Nähe wie ein zersplitternder Wald; das Land ringsum erbebte, und als erbleichend und mit bebenden Lippen Alles nach der Ursache forscht, da bricht von dem Berge herab in der Nähe der Kaiserin dampf- und feuersprühend ein wüthender verwundeter Ur (Auerochs) durch den Wald, dessen himmelstrebende Eichstämme vor ihm wanken und fallen. Alles flieht in Eile und regelloser Unordnung, die Kaiserin ihrem Schicksale überlassend.

Nur Theodo allein warf sich rasch dem wüthenden Thiere entgegen und entsendete mit kräftiger sicherer Hand den starken Speer — der Ur sank brüllend zur Erde, fast im selben Augenblicke, als er seine sichere Beute erreicht hatte. Das Herrscherpaar überhäufte darauf den unerschrockenen Jüngling mit Lobsprüchen.

Später gelang es Theodo, auch den Kaiser Marc Aurel aus den Händen seiner Feinde, der Markomannen, zu erretten, welche vermittelst eines verrätherischen Götzenpriesters den Kaiser in eine Gebirgsschlucht gelockt und dort mit Uebermacht überfallen hatten. Schon hüllte sich der Kaiser in seinen Mantel, so nach römischer Sitte den Todesstoß erwartend, als plötzlich unter den Tönen der Tuba der Legionen aus den Schluchten und von den Höhen herab die Römer hervordrangen, mit Fackeln und erhobenen Schwertern, Allen voran der kräftige jugendliche Held und Stierbezwinger Theodo, der den Kaiser während der letzten Tage wie ein Schutzgeist umschwebt und, Gefahr ahnend, die in den nahen Gebirgspässen stehende Cohorte aufgeboten hatte. Nach Marc Aurel's Tode verließ Theodo die römischen Dienste, welche ihm unter Commodus, dem nichtswürdigen Sohne des großen Kaisers, widerlich geworden waren, und begab sich nach dem Suevenlande (Schwaben), wo er den Wohnsitz Ursperg (Aursperg) gründete. Seine Nachkommen erbauten sich das Schloß Ursperg oder Aursperg und bereits im Jahre 1016 wird Oderich der Ursperger oder Aursperger als verdienstvoller Staatsmann genannt. Der Ur, welcher von Theodo besiegt worden, bildet heute das Familienwappen der Auersperg; es wird von einem goldenen Auerochsen mit einem durch die Schnauze gezogenen Ring im rothen Felde gebildet.

Marc Aurel's Tod erfolgte am 17. März 180 bei oder in Vindobona, und zwar nach der Tradition im praetorium (Art Generalcommando-Gebäude), welches zwischen der Via principalis (Hohen Markt) und der Via praetoria (Judengasse) gelegen war und sich wohl an der Stelle des später sogenannten Berghof (heute Sina'sches Gebäude) befand. Mindestens dürfte hier seine Leiche aufgebahrt gewesen sein, bevor sie den Flammen übergeben wurde. Erwähnenswerth mag sein, daß Marc Aurel noch kurz vor seinem Tode ein Schreiben seines alten Lehrers, des Rhetors Marcus Corelius Fronto, erhielt, in welchem ihm dieser seine eben erfolgte Genesung aus schwerer Krankheit meldet. Er bezeichnet dieselbe nicht nur wörtlich als „Cholera morbus“ (Gallenruhr), sondern hebt unter den gehabten Krankheitserscheinungen auch Puls- und Stimmlosigkeit, Kälte 2c. hervor.

Nunmehr sah auch die Stadt Wien sein von der Armee und den Provincialen (Statthaltern der Provinzen) glanzvoll gefeiertes Leichenbegängniß und den feierlichen Leichenbrand. (Dieser letztere soll in der Gegend erfolgt sein, wo heute die Kirche St. Ulrich befindlich.) Das Leichenbegängniß und der Leichenbrand mochten in folgender Weise stattgefunden haben:

Zuerst wurde auf einem durch Stufen erhöhten, großen und kunstreich geschnitzten Ruhebette von Elfenbein, über welches purpurrothe, reich mit Gold

gestickte Decken gebreitet waren, der Verblichene in kostbaren Gewändern unter dem Eingange des Sterbepalastes ausgestellt, so daß man ihn deutlich sehen konnte. Neben diesem Ruhebette aber saßen, einander ablösend, den größten Theil des Tages über, zur Linken die höchsten Würdenträger der Civilgewalt, in schwarze Togen gehüllt, zur Rechten aber die Frauen und Töchter aller in Würden und Ansehen stehenden Männer in weißen Gewändern und ohne jeden Schmuck von Gold und Edelsteinen, Alle in feierlicher Stille. Am Tage der Leichenfeier traten nochmals die Aerzte an das Ruhebett, besichtigten die Leiche und verkündeten laut, daß der Tod unwiderruflich erfolgt sei.

Jetzt wurde das Ruhebett auf den Schultern dazu ausgewählter Jünglinge aus den ersten Ständen, denen alle Würdenträger des Militär- und Civilstandes nachschritten, durch die Straße auf das Forum (Markt) getragen und hier niedergesetzt. Zu beiden Seiten waren Gerüste mit mehreren Stufen erbaut und auf ihnen stand links eine Anzahl Knaben, rechts aber eine gleiche von Frauen und Jungfrauen, welche in erhabenen und klagenden Melodien Loblieder auf den Vollendeten sangen.

Dann wurde das Ruhebett wieder erhoben und vor die Stadt hinaus auf das freie Feld getragen. Daselbst war blos aus Balken und Brettern ein viereckiges Gerüst mit gleich großen Seiten errichtet, das aus fünf bis sechs immer kleiner werdenden Stockwerken bestand und somit in seiner Gestalt mit einem Leuchthurme verglichen werden konnte. Es war inwendig ganz mit dürrem Reisig angefüllt, auswendig aber mit golddurchwirkten Tapeten, aus Elfenbein geschnitzten Figuren und mehreren Gemälden herrlich geschmückt und gewährte einen prachtvollen Anblick.

Jetzt wurde das Ruhebett auf das zweite Stockwerk gehoben, welches auf allen vier Seiten offenstehende Thüren hatte, und nun brachte man Gewürze und Räucherwerk aller Art und alle möglichen wohlriechenden Früchte, Kräuter und Harze herbei und schüttete sie haufenweise um das Gerüst her auf den Boden, denn nicht blos alle angeseheneren Personen des Municipiums, sondern selbst auswärtige Städte und Orte der Provinzen beeiferten sich um die Wette, diese letzten Gaben zu Ehren des Kaisers zu übersenden.

Nachdem nun ein hoher Haufe solcher Gegenstände aufgethürmt und der ganze Platz damit angefüllt war, folgte das glänzendste und der Zuschauermenge erwünschteste Schauspiel bei dieser Feierlichkeit. Sämmtliche Truppenanführer nämlich sprengten auf ihren schönsten, stattlich herausgeputzten Rossen in bestimmter Ordnung und nach pyrrhischem (Lauf-) Tacte, weshalb auch dieser ganze Umritt eine Pyrrhiche (Art Carroussel) heißt, mehrmals im Kreise um das Gerüst herum, um welches ebenso eine Anzahl von Wagen fuhr, in denen die civilen Würdenträger saßen.

Als auch dieses imposante Schauspiel vorüber war, ergriff der Sohn des Verblichenen, Commodus, selbst eine Fackel und hielt sie an das Gerüst, an welches nun von allen Seiten Feuer angelegt wurde, so daß es augenblicklich in hellen Flammen stand, da es, wie schon erwähnt, ganz mit dürrem Reisig und Räucherwerk angefüllt war.

Während nun die ganze Luft mit Wohlgerüchen geschwängert wurde und man den Leichnam des Kaisers von Flammen umzingelt erblickte, ließ man unter Freudenrufen der Menge von dem obersten und kleinsten Gerüste, wie von einer Zinne, einen Adler fliegen, von welchem geglaubt wurde, daß er die Seele des Verblichenen in den Himmel trage. Damit war das Leichenbegängniß vollendet, die Menge verlief sich, die Soldaten marschirten ab und Prinz Commodus kehrte mit seinem Gefolge nach der Stadt zurück. Vorher noch hatte sich der unwürdige Sohn des ruhmgekrönten Vaters mit einer prunkenden Rede dem Kriegsheere als Herrscher vorgestellt. Aber es gab nicht wenig Stimmen, welche ihn als

den Urheber des Todes seines Vaters bezeichneten: es habe der ihm gefällige Leibarzt dem Kaiser Gift gereicht.

Noch erinnern mehrere erhaltene Denksteine, in welchen Marc Aurel der Glücksgöttin sein Gelübde löst und zu Ehren seines Sieges über die Markomannen Denkmale setzt, an das Wirken des großen Römerkaisers in Wien.

Zugleich mit der Trauerbotschaft wurde der Name der Stadt Vindobona zum ersten Male in weitesten Kreisen bekannt gemacht.

Ende von Roms Herrschaft in Vindobona.

Nach Marc Aurel's Tode ist nur mehr eine Persönlichkeit von Bedeutung und Einfluß auf Vindobona, und zwar Publius Septimius Severus, der Legat (Statthalter) von Pannonien. Aus Afrika gebürtig, erfreute er sich bei den Soldaten großer Beliebtheit, und als im Jahre 192 der grausame Cäsar Commodus, dem es in Rom beliebte, sich Herkules zu nennen, in dessen Tracht herumzuspazieren, unter dem Namen des berühmten Fechters Paulus als Gladiator in Amphitheatern sich herumzubalgen, von einem Gladiator erwürgt worden war, rief den Septimius Severus die X. und XIV. Legion in Verbindung mit den übrigen pannonischen Truppenkörpern im Jahre 193 im Standlager von Carnuntum zum römischen Kaiser aus. Er regierte bis 211 n. Chr. Er kannte nach bester Erfahrung, der eigenen nämlich, die Zustände der Donau-Festungen; von ihm stammt die zweite bedeutsame Verbesserung der Straßen in Vindobonas Umgebung, welche im Unterbau sowohl, wie auch in den Brücken Schaden gelitten hatten (die von ihm herrührenden Meilensteine fanden sich am Fuße des Wiener Berges und bei Klein-Schwechat); er stellte das unter Marc Aurel aufgelassene Standquartier, das ältere Cetium, wieder her und erwarb sich die Anhänglichkeit seiner Truppen im hohen Grade, wie der in der Wipplingerstraße 1493 aufgefundene militärische Gelübdestein eines Tribuns der X. Legion beweist. Cetium erhielt übrigens später den Namen Asturis, und zwar, weil eine Cohorte von Asturiern aus Spanien dort lagerte. Unter Septimius Severus lebte der Geograph Agathemeres, von dem wir erfahren, daß Vindobona zu seiner Zeit bereits eine Stadt war; er erwähnt nämlich den Fluß „Ister", der bis zur Stadt Vindobona Danubius genannt wird.

Im Jahre 260 erhoben sich gegen den schwachen Kaiser Gallienus (254—267) Feinde von innen und außen. Zahlreiche Thronbewerber bestritten seine Herrschaft und über die Grenzen brachen Feinde herein, so daß die Provinzen, darunter vorzugsweise Pannonien, von den Quaden und Markomannen unter deren listigem Könige Attalus überschwemmt wurden. Die X. Legion bewährte fortwährend den Ruf der Tapferkeit und loyalen Anhänglichkeit, selbst in der stürmischen Zeit, in welcher sich nur gleich dreißig „Tyrannen" (eigenmächtige Herrscher) aufwarfen, dem rechtmäßigen Herrscher Gallienus getreu. Der Letztere zog den Feinden entgegen und es gelang ihm, in mehreren Schlachten zu siegen. Was aber diesmal das Römerschwert behauptete, sollte bald schnöder Leidenschaft zum Opfer fallen. Es hatte Gallienus die Tochter des Markomannen-Königs, die goldlockige Pipa oder Pipera, kennen gelernt und wurde von so heftiger Liebe für sie ergriffen, daß er, um sie zur Gemalin zu bekommen, dem Vater den größten Theil

Ober-Pannoniens, worin auch Vindobona, Carnunt und Sabaria (Steinamanger) lagen, abtrat.

Erst der tapfere Kaiser Probus, ein geborener Pannonier, selbst ein strenger, tüchtiger Soldat, der in der Zeit von 270 bis 275 Kriegstribun der X. Legion gewesen, rächte die Schmach seines Vorgängers. Nachdem er im Jahre 278 zum Throne gelangt war, sicherte er durch glückliche Kriegszüge noch einmal die alten Grenzen des Römer-Reiches und zwang die deutschen Gegner an der Donau, wie die in Gallien eingefallenen Franken und Burgunder, die Perser und die räuberischen Isaurer in Asien und die Blemyer in Afrika zum Frieden. Auch hier erwarb sich die X. Legion große Verdienste und Probus nannte sie die tapferste seiner Legionen, und seine Decimani.

Die nachmalige friedliche Thätigkeit des Kaisers Probus war eine nachhaltige und für unsere Gegend segensreiche, indem er bedeutsame Obsorge für die Cultur des Bodens trug. Er hob das einseitige, nur das Wohl Italiens bezweckende Verbot auf, in den transalpinischen Ländern Oelbäume und Reben zu pflanzen, und gab hierdurch Anlaß zur Pflanzung der Rebengelände in Pannonien auf den sonnigen Hügeln rings um Vindobona. (Dies soll vornehmlich in der Gegend von Grinzing geschehen sein.) Bis auf unsere Tage gedieh und gedeiht noch immer die herrliche Frucht der Rebe. Es hatte die sturmbewegte Zeit, in welcher Probus zur Regierung gelangte, die Aufstellung großer Heere erfordert; um nun diese nach eingetretenen Friedenstagen nicht zu nutzlosen Verzehrern des Staatsgutes zu machen, ließ der Kaiser jene Weinpflanzungen um Vindobona wie am Rhein und in Gallien von den Soldaten ausführen, auch sonstige öffentliche Arbeiten, Straßenbauten und Austrocknung von Sümpfen durch dieselben besorgen. So weise aber diese Verfügungen auch waren, so wenig gefielen sie dem, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Heere; es brach im Jahre 282 ein Aufstand aus und in demselben wurde Probus in seiner Geburtsstadt Sirmium (Mitrowič) erschlagen.

Zehn Jahre später trat die erste Theilung des römischen Reiches ein; Pannonien mit Vindobona fiel dem Kaiser Galierus zu. Aber es erwuchs den Provinzen kein Heil durch diese Zersplitterung der höchsten Gewalt, weshalb die Wiedervereinigung des ganzen Reiches im Jahre 323 unter Constantin, dem Schmeichler den Namen des Großen beilegten, mit Freuden begrüßt wurde. Besonders die eine seiner Verfügungen war recht unweise zu nennen: er verlegte die Besatzungen der Grenzorte in die Städte zurück; dadurch verfiel denn die militärische Zucht, es suchten die Legionssoldaten und fanden sowohl Handel und Erwerb, wie auch das weichliche Leben der mit allem Luxus ausgestatteten Städte weit lockender als den rauhen Feldbienst, und so fällte jener Zeitgenosse nur ein gerechtes Urtheil, als er offen aussprach: „Der heutige Soldat ist nur mehr gegen seine Mitbürger muthig und beutelustig, gegen den Feind aber käuflich und feig".

Daher war es die rege Sorge des im Jahre 364 zum Throne gelangten Valentinian, die Grenzfestungen wieder in Stand zu setzen. In Pannonien leitete der Heerführer Marcellian den Bau und ließ auch auf dem Boden der Quaden Castelle und Brückenköpfe errichten. Naturgemäß regte dies die Quaden auf; sie erhoben Einwendungen. Da lud Marcellian deren König Gabin, unter dem Vorwande gütlicher Ausgleichung, zu einem Mahle und ließ ihn bei demselben meuchlings um's Leben bringen. Die Folge dieser Lasterthat war ein gräßlicher Krieg; es setzten die Quaden über die Donau und verheerten Pannonien auf das fürchterlichste. Die eben mit der Ernte beschäftigten Bewohner wurden erschlagen und die meisten Städte sanken in Schutt und Asche, darunter das blühende Carnunt, das sich nicht mehr erholte und seit jener Zeit öde liegt.

Noch immer bewahrt Petronell, an dessen Stelle einst Carnunt stand, höchst interessante Römerspuren; das vorzüglichste und verhältnißmäßig am besten erhaltene Bauwerk Carnunts ist aber ein Thorbogen, der noch heute weithin sichtbar zwischen den Feldern steht und von den Marktbewohnern das Heidenthor genannt wird; es ist der einzige römische Bau in unserer Gegend, der von neuen Zubauten frei erhalten ist. Man bemerkt daran noch Theile der Kämpfergesimse; im Innern besteht der Bau aus einer Füllung von Bruchsteinen und Ziegeln, welche theilweise die Stempel der XIII. und XIV. Legion tragen; selbst Inschriftsteine wurden zur Füllung verwendet. Von außen war das Gebäude mit gut behauenen und sorgsam gefügten Quadern verkleidet, welche aber zumeist weggenommen worden sind. Es ist aus der ganzen Bauart ersichtlich, daß dieses



Das Heidenthor bei Petronell.

„Heidenthor" der Theil eines sogenannten Janus quadrifons, eines Quadriviums ist, d. h. eines Gebäudes mit vier Fronten und gekreuzten Thorwegen als Durchlaß zweier einander in rechten Winkeln schneidender Straßen.

Auf die Nachricht von Carnunts Zerstörung eilte Valentinian herbei und fand die Stadt, welche er nur ein Jahr zuvor blühend gesehen, in trostlosen Trümmern. Drei Monate verweilte er in ihren Ruinen, mit Vorbereitungen zum Kriege beschäftigt, und übersetzte die Donau-Flottille, welche bis dahin in Carnunt ihre Station gehabt hatte, nach Vindobona. Endlich konnte der Kaiser den Rachezug beginnen; bis Ofen, wo er über die Donau setzte und Alles mit Feuer und Schwert verheerte, führte er seine Legionen und furchterfüllt flohen die Feinde vor den wiedervergeltenden Römern. Als jedoch die Quaden gebeugt um Frieden baten, dabei aber die Sendboten derselben dem Kaiser zu Bregetio (unweit Komorn) furchtlos bedeuteten, es wäre nur die Treulosigkeit der Römer gewesen,

welche diesen Krieg herbeigerufen, da übermannte ihn der Zorn und er starb in echter Römerweise plötzlichen Todes im Jahre 375.

Jetzt aber eilte das Weltreich Roms, das ohnehin seit Langem schon in losesten Fugen krachte, und nur durch den tapfern Arm einzelner Kaiser und ihrer Soldaten vor dem Verfalle bewahrt geblieben, immer rascher seinem Sturze entgegen. Es war ja bereits dahin gekommen, daß nicht die vordem so sehr gefürchteten Legionen, sondern einzelne Stämme der früheren Feinde, gewonnen durch Geld und Landanbietung, nunmehr als Schutzwehr des sinkenden Reiches betrachtet wurden. Der heilige Hieronymus (geboren zu Stridon in Dalmatien, gestorben 420) zählt mit Wehmuth alle die Barbarenstämme und die römischen Provinzen auf, die von ersteren täglich beraubt und verwüstet wurden.

Daß der Funde, aus denen der Zustand von Vindobona, sowohl von Stadt als Festungsgruppe, ersichtlich werden konnte, immer weniger und unbedeutender wurden, kann solchen Zuständen zufolge nicht zu verwundern sein. Es finden sich noch auf Meilensteinen die Namen der Kaiser Philippus, Trajan, Decius und Salonius aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts; sie bezeugen wohl die Sorgfalt der Herrscher für die Heerstraßen. Noch am Beginne des 5. Jahrhunderts treffen wir die X. Legion mit ihrem Präfecten in Vindobona, aber — es sind nicht mehr die alten bewährten Kämpfer, welche früher hier stationirt waren; ein Theil derselben steht im Orient, und jene ihrer Cohorten, deren Soldaten auf den Kampf in den Schiffen (liburnae) eingeübt waren, weshalb sie Milites liburnarii hießen, waren mit den gleichartigen Cohorten der XIV. Legion in einen Körper vereinigt, der, von einem Präfecten befehligt, zu Arrabona (Raab) sein Quartier hatte. Dagegen befand sich das Commando der Donau-Flottille (classis histrica) in Vindobona. Es gab ferner noch eine Truppe, Gentis Marcomannorum genannt, die aus einem Theile des Volkes der Markomannen gebildet war, welcher sich den Römern ergeben und Ansiedlungen im römischen Reiche erhalten hatte. Diese Gentiles wurden von einem Tribun befehligt und standen am niedrigsten im Range der Truppenkörper, noch unter den Hilfsvölkern, weshalb sie auch nicht in Cohorten abgetheilt waren, sondern etwa Recruten bildeten, welche für den Kriegsdienst erst herangebildet werden mußten, und nebenher auch den Ackerbau zu versehen hatten.

Vielleicht steht mit dieser Markomannen-Truppe der sogenannte „Bärenhäuter" in Verbindung; nämlich das Steinbild eines Mannes von robustem Körperbaue, auf einer Bärenhaut liegend, das in der Vorhalle eines uralten Gebäudes (an dessen Stelle jetzt das Prachtgebäude am Lugeck mit der Nummer 1) zu sehen und worüber die Inschrift: „Zum Bärenhäuter" zu lesen war. Die eine Hand des von Römerhand künstlich aus Stein gehauenen Standbildes schien einen in der Nähe liegenden Bogen zu suchen, während die andere ein Büffelhorn, mit Meth oder edlem Rebensaft gefüllt, emporhob. Man hielt es mehrseitig für eine Abbildung des Markomannen-Fürsten Marbod, da das glatt geschorene Kinn der Statue und die mit einem Barte gezierte Oberlippe, das Hemd mit Aermeln, welches bis an die Schenkel reichte, die kurzen Beinkleider, welche halb mit einem goldverbrämten Ueberkleide bedeckt waren, endlich die Ringe an den Händen und der metallene Leibgürtel eine vornehme Geburt bestätigten. Die Tradition will wissen, daß sich Marbod mit seinen Nachbarn auf dem Boden des heutigen Wien verabredet habe, sich gegen die Römer zu bewaffnen; an der Stelle des vorerwähnten Hauses sollen die ältesten Stämme den Bund beschworen, der Anführer jedoch, auf einer Bärenhaut liegend, von Meth oder Gerstensaft berauscht, einem Diener das Geheimniß verrathen und dieser, im römischen Solde stehend, solches augenblicklich nach Rom berichtet haben. Da seien denn die Römer sofort nach den Donaugegenden vorgedrungen. Wie weit diese Sage sich verbreitete, zeigt, daß an

mehreren Orten Oesterreichs, selbst an Kirchen, sich alte Malereien mit einem solchen „Bärenhäuter" vorfinden. An das erwähnte Wiener Haus wurde nachmalig das Relief eines schwarzen Bären angebracht und es hieß deshalb das „Bärenhaus am Lugeck"; heute führt die neue Prachtbaute den Namen „Germania-Hof".

Das militärische und bürgerliche Leben in Vindobona, die Gebäude, Strassen und die ersten Stadterweiterungen.

Aus den vorstehenden Schilderungen ist ersichtlich, daß Vindobona aus einem kleineren militärischen Posten sich nach und nach zu einer wichtigen Grenzfestung und zum Mittelpunkte einer Gruppe von kleineren Castellen emporschwang, deren Zweck es gewesen, die Truppenaufstellung gegenüber dem Marchfelde in der linken Flanke zu schützen, wozu das Terrain, vornehmlich die Lage am Kahlenberge, größte Vortheile bot. Es erübrigt nur noch, einige Andeutungen zu liefern, wie sich das militärische und das bürgerliche Leben in der römischen Municipalstadt Vindobona, endlich ganz besonders, wie sich das Aussehen derselben gestaltete. Wir werden — an der Hand der Aufzeichnungen gewiegtester Forscher — es versuchen, der Aufgabe in möglichster Kürze und Abrundung gerecht zu werden.

Das Leben im Allgemeinen in Vindobona entsprach wohl genau der eigenthümlichen Stellung, welche auch die übrigen Grenzländer gegen die älteren Provinzen des römischen Reiches einnahmen; ihre politische Beziehung beruhte auf dem Verhältnisse der Besatzungen, die culturgeschichtliche auf dem zu den Barbaren des Landes. Es bildete sich zudem in den Soldatenkreisen der Grenzländer eine ganz neue Auffassung der Truppen zu der doch vorwiegend demokratischen Regierung, welche eine bedeutsame Umänderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich in der Gliederung der Stände hervorrief, die alte Aristokratie war vernichtet und an ihre Stelle trat jene der Emporkömmlinge. Die Zugewanderten, zumeist reiche Handelsleute, Pächter, Priester orientalischer Culte u. s. w., verdrängten wieder den alten Mittelstand, und das Volk (Pöbel) wuchs in riesiger Ausdehnung. Da mußten sich denn die Vertreter des alten Römerthums in der Bürgerschaft zu den Legionären flüchten, und ihre geschlossene, unter den Waffen herangewachsene Macht vermochte es, den alten Einfluß auf die Reichsangelegenheiten zurückzugewinnen. Ein solches Beispiel wirkte naturgemäß besonders auf die Soldaten der Grenzländer, und bald machten es dieselben dem auserlesenen Legionstheile, den Prätorianern (kaiserlichen Leibwachen), nach und, wie diese in den Standlagern vor den Thoren Roms sich beliebig Kaiser ernannten, riefen auch sie in den Standquartieren an den mächtigen Strömen einen beliebten Feldherrn zum Kaiser aus; dieser stand nun dem Candidaten der Prätorianer entgegen und erzwang zumeist durch die Armeen die Anerkennung. Was Wunder also, wenn man aus Pannonien nicht blos Nachrichten über Siege oder Niederlagen, sondern auch die Entscheidung über recht wichtige, die Zukunft Roms betreffende Dinge erhielt. Da auf dem Landstriche zwischen dem Kahlenberge und der Leitha eine ansehnliche Truppenmenge unter dem weitausgedehnten Oberbefehle eines Legaten stand, mußte Vindobona auch in der politischen Berechnung jener Feldherren, welche nach dem Throne strebten, gelten, und so kam es, daß das militärische Leben im Schooße der

X. Legion eine bedeutende Rolle in der inneren Geschichte des Kaiserthums spielte. Die Wahl des Septimius Severus lieferte das schlagendste Beispiel.

Aber das kriegerische Leben in den Grenzländern gewann für diese selbst eine culturgeschichtliche Bedeutung. Mit der honesta missio (ehrenvollen Abschied) erhielten die ausgedienten Soldaten das römische Bürgerrecht, soweit sie es noch nicht besaßen, und das Connubio (staatsrechtliche Anerkennung schon geschlossener oder noch zu schließender Ehen), wodurch ihre Kinder das Bürgerrecht schon durch die Geburt besaßen. Dazu empfingen diese Veteranen Anweisungen auf Ländereien in den Grenzländern; solche findet man besonders durch Veteranensteine im Viertel unter dem Wienerwalde, wie zu Inzersdorf, Ebersdorf, Katzelsdorf ꝛc. nachgewiesen. Den Veteranen war ihr Standquartier wie eine zweite Vaterstadt lieb geworden, durch vieljährigen Umgang waren sie in nächste Berührung mit den Barbaren der Grenzländer gerathen, siedelten sich nahe bei ihnen an, heirateten deren Töchter, und da kam denn plötzlich ein frisches, wenn auch roheres Element in die römische Cultur, andererseits aber verfeinerten sich die Sitten der Barbaren, und so mußten die Mischehen als ein vortreffliches Mittel erscheinen, den Sinn der Provinzbewohner zu beugen; man verschwört sich eben nicht so willig gegen den Tochtermann.

Da nun alljährlich Entlassungen ausgedienter Soldaten aller in und um Vindobona stehenden Truppen stattfanden, seit dem Markomannen-Kriege einzelne Schaaren von Germanen Ansiedlungen an der Donau erhielten, diese allmälig für die Cultur gewonnen wurden, so ist leicht zu ermessen, daß die Veteranenstadt Vindobona nicht nur in einer steten Ausbreitung, sondern auch in einer fortschreitenden, friedlichen Annexirung des Landes um sie herum begriffen war.

Recht schöne Beweise bürgerlich-thätigen Lebens lieferten die Ausgrabungen. Zu Vösendorf, Maria-Lanzendorf, Katzelsdorf wurden Grabsteine mit barbarischen Namen, wie z. B. Stubilo, Spalleo, Brogimarus, Illo und dergleichen, gefunden; die Ziegel tragen die Stempel von Privatfirmen, worunter jene, welche das Zeichen Antonius Tiberius Vindobonae an sich tragen, den wichtigen Beweis für den officiellen Namen des römischen Wien liefern und sich als einheimisches Fabricat erweisen. Noch wichtiger ist die Auffindung eines Siebes aus Bronze in Petronell, dessen Handhabe den Stempel VINDOBIIOF (Vindobona secunda officina) trägt, wodurch erwiesen ist, daß in unserer Stadt auch Metallarbeiter, und zwar in zwei Werkstätten arbeiteten. Auch inschriftliche Monumente bürgerlicher Personen wurden aufgefunden; darunter gehört der auf dem Stefansfreithofe ausgegrabene Leichenstein mit der Inschrift Titius Finitus (zuletzt an der Meßnerwohnung der Stefanskirche eingemauert); ein Votivstein, aus dessen Inschrift: C. Marcianus decurio municipii Vindobonae quaestor, aedilis duoviralis, praefectus collegii fabrorum etc. hervorgeht, daß die Stadt den Rang eines Municipiums (Stadt mit Bürgerrechten) eingenommen habe, daß ferner Marcianus in Vindobona Vorstand des Collegiums der Metallarbeiter war, im Rathe der Gemeinde die verschiedenen Grade der Municipalbehörden: Aedil, welcher die Polizei handhabte, Quästor, der mit dem Finanzwesen betraut war, und Mitglied des ordo decurionum, Senator der kleinen Stadt, einnahm. Nur von einer Culturerscheinung, der allerwichtigsten aus dem Anfange unserer Zeitrechnung, nämlich der Ausbreitung des Christenthums in unserem Uferlande, hat sich bisher keine Spur in Wien gefunden, die mit Bestimmtheit in die Zeit der römischen Herrschaft versetzt werden könnte.

Was Größe, Gestalt und Aussehen der Stadt Vindobona betrifft, geben die verschiedenen archäologischen Funde einige Aufklärung.

Als günstigster Platz für die Anlegung eines Lagers mußte den Römern eine Hochebene erscheinen, die sich auf der einen Seite sanft abdachte, auf den

übrigen Seiten jedoch schroffe Abhänge hatte und wenigstens an einer Seite auch durch einen Fluß geschützt war. Diesen Erfordernissen entsprach vollkommen das Plateau zwischen dem Tiefen Graben (ehemaliges Rinnsal des Ottakringer Baches) und der Rothenthurmstraße, welches über den Hohen Markt und die Tuchlauben hin in die Ebene der anderen Stadttheile verläuft, aber gegen die übrigen Seiten mehr oder minder schroffe Abhänge hat, wie noch heute die Senkungen des Bodens im Fischhof und in der Seitenstettergasse, die Stiege im Lazenhof, ferner gegen die Donau hin der Katzensteig, die Ruprechts-, Fischer- und Marienstiege, gegen Nordwesten der Tiefe Graben und die Senkungen der Freiung und der Naglergasse darthun. An der Nordseite der damals dem Feinde ausgesetzten Seite schützte der Donau-Arm, welcher in jener Zeit noch viel näher an die Abhänge heranreichte, das Plateau in ausgiebigster Weise; die Römer konnten somit bestimmt keinen zweckmäßigeren Anlagspunkt für ihr Lager finden.

Bis vor etwa dreißig Jahren war man über die Lage der römischen Festung noch recht unsicher; da fand man jedoch Anfangs der Vierziger-Jahre bei unterirdischen Bauten in der Wipplingerstraße in einem Hause (heute mit der Nummer 1, alt 386), das an die Salvatorcapelle im Magistratsgebäude stößt, der ganzen Länge nach durch das Haus und quer über die Salvatorgasse führend, eine Mauer aus Steinen in der Dicke von sechs Fuß mit festem Mörtel, in deren Nähe lagen ferner Ziegel der X. und XIV. Legion; weitere Mauerspuren fanden sich im Fischhof, auf dem Bauernmarkt gegen die Kramergasse hin; in den Fünfziger-Jahren ferner beim Umbau des Galvagnihofes abermals Spuren einer Steinmauer, welche neun Fuß tief in den Lehmboden eingesunken, aus Sieveringer Schleifstein in Bruchsteinen aufgeführt war und eine Dicke von fünf bis sechs Fuß zeigte; dabei lagen wieder derlei Legionsziegeln — da waren denn alle Zweifel gehoben, man hatte die Spuren der Umfangsmauern des Lagers von Vindobona aufgefunden. Aus dem Flächenraume erhellte genau, daß es kaum die Hälfte einer Legion umfaßte, also, daß dieses Castell zu einer Zeit erbaut worden sein mußte, wo nur einige Cohorten hier ihr Standquartier hatten, daher zwischen 41 bis 54, jedenfalls vor 70 n. Chr., und zwar unter Kaiser Claudius.

Wir geben hier (Seite 40) einen kleinen Plan, welcher die nachfolgenden Angaben auf das faßlichste erläutern wird.

Die Front dieses Castells ging von der Synagoge in der Seitenstettergasse (alter Dempfingerhof) in gerader Richtung bis zur Fischerstiege; daraus ergiebt sich die Linie, in welcher die Rückseite des Lagers gelegen war, sie ging von der Brandstätte hinter dem St. Petersplatz vorüber; die Hauptseite war natürlich der Donau zugekehrt. Lagerwege bildeten die Via principalis (Hauptstraße), quer durch das Mauerviereck laufend und den Raum desselben in zwei ungleiche Theile scheidend, nämlich in den der praetentura (vorderen) und der retentura (rückwärtigen). Die Straße hatte zwei Thore, Porta principales dextra (rechts) und sinistra (links). Die Straßenlage ist durch die Mauerspuren erwiesen, welche in dem an die Salvatorcapelle anstoßenden Hause (Nummer 5 neu, 386 alt, in der Salvatorgasse, Nummer 6 neu in der Wipplingerstraße) aufgefunden wurden; die Umfangsmauer ist auf dem beigegebenen Plane (Seite 40) mittelst einer straffen Linie ersichtlich gemacht; der dunklere Theil bezeichnet die aufgefundenen Mauerspuren, der heller schraffirte ist ergänzt. Die Ecke, welche sich am Ende des aufgefundenen Theiles zeigt, gehörte einem Flügel des Lagerthores an, und zwar stand hier die Porta principalis, durch welches die Hauptstraße in's Lager eintrat, längs der im Plane mit punktirten Linien angegebenen Richtung (über den Hohen Markt) quer durch die Festung lief und dann nahe am Lichtensteg auf die andere Längsmauer und auf die Porta dextra traf. Es fällt somit diese Hauptstraße mit

der Linie zusammen, welche noch heute die Hauptverkehrsader der Stadt nach jener Richtung bildet: Hoher Markt mit Lichtensteg und Wipplingerstraße.

Die zweite Straße, Via praetoria, führte der Länge nach durch das Lager, theilte seinen Raum ebenfalls in zwei Theile, da sie durch die Porta decumana (in der Nähe des Trattnerhofes) eintrat und durch die Porta praetoria das Lager verließ. Diese Straße, welche durch wichtige öffentliche Gebäude unterbrochen wurde, führte an die Donau hinab, ging jedoch, da die Ruprechtsstiege und der Katzensteig für eine Militärstraße zu steile Abhänge boten, seitwärts von derselben und durch sie vor dem Feinde gedeckt, in schräger Richtung an das Gestade hinab. Wie der älteste Plan von Wien aus dem 12. Jahrhundert (der später eingehend zur Kenntniß gebracht werden wird) erweist, waren die Reste dieser Römerstraße als Strata aurifabrorum (jetzt Seitenstettergasse) noch damals vorhanden; sie ist also noch heute eine der ältesten von Wien.

Das wichtigste der öffentlichen Gebäude des damaligen Wien war das praetorium (Generalcommando); es enthielt die Wohnungen des Befehlshabers, der höheren Officiere u. s. w.; es lag an der Hauptstraße, war fester gebaut als die übrigen Theile und auch mit größerem Luxus ausgestattet. Wie schon erwähnt, lag es an Stelle des „Berghof", der Häuserinsel, die vom Hohen Markt, der Juden-, Stern- und Krebsgasse eingeschlossen wird. Anfangs des 18. Jahrhunderts fanden sich im Berghof Spuren eines Hypocausticum (Schwitzbadstube; unterirdische Vorrichtung für Luftheizung), wie sie sich gewöhnlich in den mit größeren Bequemlichkeiten ausgestatteten römischen Hauptgebäuden befand. Was den nachmaligen Berghof betrifft, so erscheint fernerhin aus den Zeiten der Babenberger bis herab auf Kaiser Rudolf von Habsburg an dieser Stelle ein Gejaid- (Jagd-) Schloß, und erscheint dieser „Hof" (Gebäudecomplex) noch im 18. Jahrhundert als „das älteste Haus" der Stadt. Der Theil der Hauptstraße vor dem Prätorium (heute der Hohe Markt vor dem Sinai'schen Hause) war der wichtigste Schauplatz des officiellen militärischen Lebens. Vor dem Prätorium stand in der Mitte das Groma (Mittelpunkt, von welchem aus bei Absteckung eines Lagers die Hauptwege gezogen wurden, auch Sonnenmesser, Uhr) rechts gegen die Wipplingerstraße das Auguratorium (Altar), an welchem der Feldherr die Opfer und Auspicien (Beobachtung der Wahrsagevögel) vollzog; hier waren auch die Adler und Feldzeichen der Legion aufgestellt; links das Tribunal (Tribüne), von welchem er bei officiellen Anlässen oder vor dem Ausmarsch in's Feld die Adlocutio (lockende Ansprache) an die Soldaten hielt; es wurde auch dort von ihm, als dem obersten Richter im Lager, Gericht über Vergehen und Verbrechen der Legionäre gehalten. Endlich waren längs der Hauptstraße die Arae (Votivsteine) der Soldaten aufgestellt. Der Name Via principalis (Hauptstraße) gebührte ihr daher mit Recht, da sie die schönste und bedeutendste im Lager war.

Gegenüber dem Prätorium und jenseits der Hauptstraße erhob sich das zweite öffentliche Gebäude im Lager, das Forum (Marktplatz), welches sich von der Hauptstraße in das Innere des Lagers zurück ausdehnte und die Front auf eine zweite Querstraße, Via quintana (heute Landskrongasse), hatte. Das Forum war ein geräumiger, von Gängen, Buden und Gemächern umsäumter Platz, der zum geselligen Verkehre, zu den Privatgeschäften der Soldaten untereinander und zu ihren kameradschaftlichen Zusammenkünften diente. Hier fanden sie ferner Waaren für die Bedürfnisse an kleinen Bequemlichkeiten; es hatten jedoch zu diesem Theile des Lagers nur einzelne, besonders verläßliche Kaufleute und Bürger der Stadt Zutritt, wie man ja eben auch heute in gefährlichen Zeiten nicht Jedermann die Festungen betreten läßt. Das Hypocaustum, welches am Hohen Markt, gegenüber der Judengasse, bei der Canalgrabung im Jahre 1864 aufgefunden worden, gehörte wohl auch zu den das Forum umgebenden Gebäuden, es war also das Schwitzbad für die Legionäre.

Gegenüber dem Forum, jenseits der Via quintana, daher im Innersten des Lagers und nahe an der Rückseite desselben, lag das Quaestorium (Gebäude der militärischen Finanzbehörde, Schatzkammer und Depot des Lagers). Hier wurden die Staatsgelder für Sold und Unterhalt der Truppen aufbewahrt, die Habseligkeiten der Legionäre, wie der Bürger des Municipiums, die Kriegsbeute; es war ferner ein Verwahrungsort für die Gesandten des Feindes, für die etwa von ihm gestellten Geiseln.

Noch fanden sich die Grundreste eines Baues (im Hause Nummer 1 neu, alt 449, an der Ecke der Rosmarin- und Krebsgasse), der zu einem Wasser-Reservoir (Zeichen R auf dem Plane) gehört haben mochte und wohl in Verbindung mit dem in Rosmaringäßchen aufgefundenen Canal stand. Von den Wohnungen der Soldaten, Kasernen, hat sich keine Spur gefunden, wohl aus dem Grunde, weil die Soldatenquartiere nicht mit Ziegeln, sondern von festgestampftem Lehm oder Erde und Holz aufgeführt wurden.

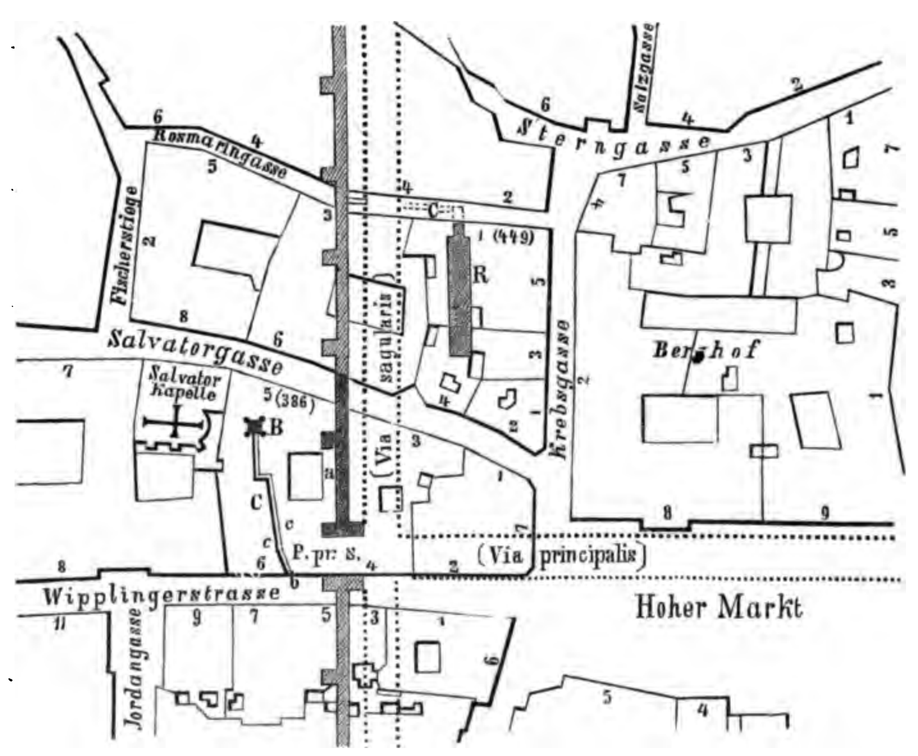
Der Standplatz mußte, als im Jahre 70 eine ganze Legion nach Wien verlegt wurde, entsprechend erweitert werden, und dies geschah gegen den Tiefen Graben und den Graben hin, weil auf der Front an der Donau der Fluß und die Abhänge die Ausbreitung verhinderten. Die Ausdehnung der Längsmauer des neuen Lagers war auf der Strecke von der Synagoge bis nahe zum Trattnerhof (wo ein Eckthurm stand) 224½ Wiener Klafter, die Breite 150 Klafter; die neue Umfangsmauer lief hinter dem Trattnerhof vorüber, entlang dem Graben bis zu den ersten Häusern der Naglergasse, von hier gegen die Donau bis zur Fischerstiege, von da endlich zur Synagoge zurück. Der Flächenraum betrug sodann 28.617 Wiener Klafter, genügte für eine Truppenmenge von etwa 5000 Mann und betrug mehr als das Doppelte des alten Lagers.

An der Hauptstraße wurde auch ein Bad erbaut, das den römischen Legionären sehr nöthig erschien; die Ueberreste eines Theiles davon, ein mit vier Säulen geschmücktes Gemach, fand sich außerhalb der Mauer des alten Lagers zunächst an der Salvatorcapelle (Zeichen B des Planes); eine Wasserleitung, gegen die Wipplingerstraße herauslaufend (Zeichen C des Planes), speiste das Bad. Ueberhaupt wurden in verschiedenen Orten Leitungsröhren gefunden, welche von der Wasserversorgung Vindobonas mit Quellwasser aus der Umgebung Zeugniß geben; es fanden sich solche im Trattnerhof, in der Wipplingerstraße, ferner in der Landskrongasse und bei der Synagoge, dann beim Kapuzinerkloster und beim Paulanerkloster in Hernals, in neuester Zeit zwischen Liesing, Atzgersdorf, Mauer. Nach der Mörtelgattung, in welche die Ausmauerung der letzteren gebettet war, zeigte sich durch tropfsteinartige Ansetzung von Kalksinter, daß die Canäle als Aquäduct im Gebrauche standen und den Zweck hatten, aus den umliegenden Höhen Quellwasser nach Vindobona zu leiten; diese Wasserleitung führte neben der Badener Straße her über den heutigen Trattnerhof in die Stadt.

In neuester Zeit hat sich zwischen zwei bedeutenden Gelehrten eine Meinungsdifferenz gebildet, welche in der Verschiedenheit der Auffassung über die Bedeutung der römischen Niederlassung gipfelt, nämlich, ob diese militärische Ansiedlung ein befestigter Beobachtungspunkt, Castell, oder ein befestigtes Standlager, Castrum, gewesen sei. Während der Eine, Herr Dr. Kenner, Castrum und Castell als zusammenhängende Anlage behandelt, will der Andere, Herr Ritter von Hauslab, diesen zwei verschiedenen Anlagen je einen besonderen Standpunkt angewiesen haben, und so nimmt Letzterer wohl für das Castell die Höhe um den Ruprechtsplatz, für das Standlager jedoch die Höhen des heutigen oberen Belvedere an. Es würde den uns vorgesteckten Rahmen weitaus überschreiten, wenn wir die Gründe der beiderseitigen Meinungen eingehend erläutern wollten, und wir müssen daher auf unser später mitzutheilendes Quellenverzeichniß hinweisen, wo sich der Leser davon unterrichten kann.

Nicht minder interessant und auf eigenthümlicher Grundlage beruhend sind die allerneuesten Erläuterungen eines dritten Forschers, des Herrn Ritters von Camesina, für welchen bei der Frage über den Ort und Umfang des alten Wien und seine Erweiterung das Bild des heutigen Wien, und zwar hinsichtlich seines Terrains, seiner Straßenanlagen und insbesondere die Gestalt und Aneinanderreihung der Grundparzellen der Häuser maßgebend sind. Aus diesem Grunde muß hier seinen Anschauungen ausführlicher Raum gegeben werden.

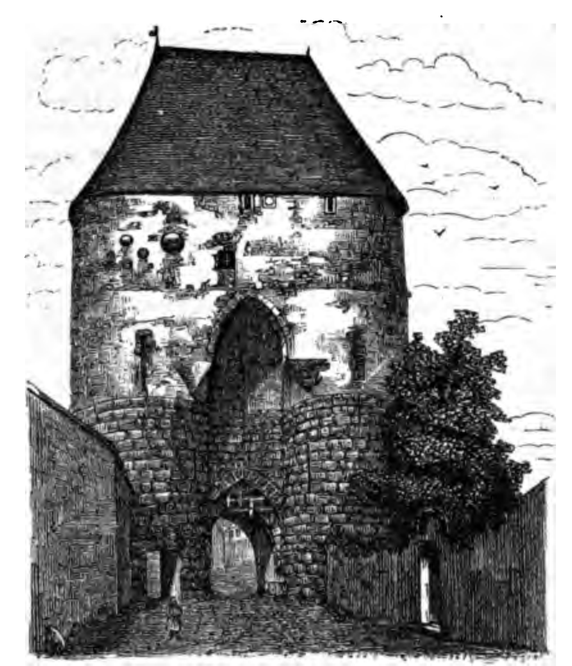
Diesen Anschauungen zufolge war der erste Ansiedlungspunkt der Römer, anfänglich aus kaum mehr als einem befestigten Thurm bestanden habend, auf der Bodenfläche der Häuser: Salzgasse Nummer 4 (alt 456), Sterngasse 2



Plan von Wien zur Zeit der Römerherrschaft. (Seite 37.)

(alt 458) und 4 (457), Judengasse 11 (459), bei welcher Nummern-Angabe wir überhaupt bemerken müssen, daß wir im ganzen Buche den heutigen Orientirungsnummern stets die alten Conscriptionsnummern beisetzen, weil die ersteren nicht bleibend sind. Die zunehmende Wichtigkeit dieses Beobachtungspostens forderte aber gar bald dessen Vergrößerung (also eigentlich die erste), und zwar behufs Aufnahme einer zahlreicheren Besatzung. Diese vergrößerte Ansiedlung umfaßte die vorgenannten Häuser, dann Nummer 1 (alt 460), 3 (alt 464) zum Theile, auf dem Ruprechtsplatz, das Terrain der Ruprechtskirche und Haus Nummer 2 (alt 495) in der Seitenstettengasse; durch dieselbe wurde die quadratische Form mit einem Platze in der Mitte und mit den Ausgängen nach den vier Richtungen erreicht. Als unter Kaiser Vespasian (69 bis 79 v. Chr.) das Castell für die Römer größere Bedeutung erlangte und es nothwendig erschien, ihre Donaugrenze aus-

giebiger und dauernder zu schützen, als nach Vindobona ein großer Theil der XIII. Legion und eines Reitergeschwaders verlegt wurde, da ging etwa die zweite Vergrößerung vor sich; aber die damalige Hinausschiebung der Grenzen Vindobonas änderte, soweit es eben die bedeutenden Unebenheiten des Bodens gestalteten, die nahezu quadratförmige Gestalt nicht und die Ansiedlung blieb noch immer auf die höchste Stelle des heutigen Wien beschränkt, zunächst des Donau-Armes, d. i. auf den heutigen Ruprechtsplatz sammt der nächsten Umgebung. Der Steilrand beim heutigen Salzgries (wo jetzt das Polizeihaus und das ehemalige Salzamt), gegen Osten die verlaufende Höhe dieses Rückens, d. i. weiter einwärts, respective höher als die Rothgasse, endlich die Rückseiten der Synagoge und des Hoyos-, früher Lazenhofes bildeten die Grenze gegen Norden; die Linie längs des Lazenhofes (der in die Stadtmauer eingebaut worden) und die Rückseite des Hauses Nummer 1 (alt 506) in der Sterngasse bezeichnen die Südgrenze; endlich die Häuser Nummer 3, 4 und 6 (alt 455 bis 457) der Salzgasse, und Nummer 5 (508) der Sterngasse die westliche Begrenzung.



Hunnenthurm. (Seite 45.)

Eine nächste, dritte Erweiterung fand wohl zur Zeit des Kaisers Marc Aurel statt, der sein Lager in Carnuntum aufschlug, aber recht oft in Vindobona verweilte. Die zunehmende Bedeutung dieses letzteren gegenüber dem Marchfelde (165 bis 180) erforderte die Vergrößerung hauptsächlich an der West- und Südseite. Der Hohe Markt erhielt als Mittelpunkt des neuen Stadttheiles seine hohe Bedeutung, denn hier zog sich die Straße von Cetium nach Carnuntum (Wipplingerstraße, Lichtensteg) und die Verbindung des neuen Stadttheiles mit dem alten wurde nunmehr durch die Judengasse und die Krebsgasse vermittelt. Die heutige Landskron- und Schultergasse bildete im Süden den Weg zunächst der Umwallung, der durch einen Theil der Tuchlauben, die Vorlaufgasse, den Bauernmarkt u. s. w., mit dem Hohen Markte verbunden war. Gegen Westen bildete sich die Stern-, Rosmarin- und Salvatorgasse zur Verbindung mit der hinter der früheren Umfriedung schon bestandenen Gasse. Die neue Einfriedung, damals wohl schon aus einer Mauer bestehend, zog sich längs der Häuser Nummer 4 (alt 398) der Schultergasse, Nummer 1 (389) und 3 (391) der Wipplingerstraße, Nummer 3 (382) und 4 (380) der Salvatorgasse hinter Nummer 1 (449) und 2 (450) der Stern- und Rosmaringasse hin. Der südliche Ausgang aus der Stadt befand sich unter den Tuchlauben zwischen den Häusern Nummer 27 (444) und 28 (545) und derselbe entspricht der heutigen Straßenanlage der Tuchlauben gegen den Kohlmarkt; der westliche Ausgang war in der Richtung der Wipplingerstraße. Gegen Osten war ein durch ein Thor bewehrter Ausgang beim Fischhofe,

der sich gewundenen Weges über den starken Abfall zur Rothgasse senkte. Die Häuser Nummer 1 bis 4 (511 bis 518) im Fischhofe stehen somit theilweise auf der Anschüttung des früheren Grabens. Ein zweiter, der Hauptausgang, war in der Richtung gegen den Lichtensteg. Diese Vergrößerung hatte gewiß den Zweck, erstens, eine größere Besatzung aufzunehmen, zweitens, zugleich die aus ausgedienten Soldaten gebildete Gemeinde (Municipium) aufzunehmen.

Eine vierte Vergrößerung Wiens, die letzte und bedeutendste, welche etwa in die Zeit des Kaisers Aurelian (270 bis 275 n. Chr.) zu verlegen wäre, als nämlich die Römer mit den Alemannen um den Besitz von Ufer-Pannonien heftig kämpften, nahm abermals ihre Richtung gegen Süden und es wurde die Gestalt der Ansiedlung nunmehr zwei Quadraten ähnlich. Die Landskron- und Schultergasse, bisher den Weg an der südlichen Einschließung bildend, wurden zu Verkehrswegen; die außerhalb der Ansiedlung nach Baden führende Straße, die heutigen Tuchlauben mit ihren an beiden Seiten entstandenen Ansiedlungen, wurden bis zur Stelle des ehemaligen sogenannten Schönbrunner- und Kleeblatthauses (Tuchlauben Nummer 11, alt 435 bis 437) in die geschlossene Ansiedlung eingebogen und daselbst eine Thoröffnung angelegt. Die Kleeblattgasse bildete den Weg hinter der Ummauerung, der sich an den schon bestandenen Weg hinter der Einschließung des älteren Theiles gegen Westen anschloß; die Südgrenzen wurden von den Häusern Nummer 12 und 13 (575 und 576) am Peter, Nummer 1 (577) am Bauernmarkt gebildet. Auch diese neue Ansiedlung erhielt einen Platz, der sich nicht nur über den Kammerhof (heutigen Wildpretmarkt), sondern auch über den Boden der Häuser Nummer 5, 7, 9, 11, 13 (alt 549, 579 bis 582) des Bauernmarktes erstreckt. Von diesem Platze zog sich eine Straße, die einen in der Nähe des heutigen Prachthauses an Stelle des Gundelhofes gelegenen Thorausgang hatte.

Was das Municipium, d. i. den bürgerlichen Stadttheil betrifft, so nahm derselbe den Theil des Plateaus zwischen der Rothenthurmstraße und dem Tiefen Graben ein, welcher noch neben dem Standlager übrig blieb. Die ihn umgebende Mauer lief an den Anhängen vom Salzgries über den Tiefen Graben und den Heidenschuß bis zur Naglergasse und längs dieser zur Rückseite des Standlagers. Schon damals mußte über den Tiefen Graben eine Brücke geführt haben und fand man im Klosterneuburgerhof in der Renngasse einige Ziegel, welche einem Brückengebäude dortselbst angehört haben mochten. Das Municipium hatte zwei Thore; das eine in der Nähe der heutigen hohen Brücke führte zum Lager hinaus, durch das andere am Heidenschuß trat die von der Schottengasse und Freiung kommende Municipalstraße in die Veteranenstadt ein. Dieselbe gab vorzüglich die Straße für den Waarenverkehr ab und ihr Forum, allerdings in geringerer Ausdehnung wie heute, stand an der Stelle des nunmehrigen Platzes, Hof, welcher deren ehemaligen Eintritt noch heute repräsentirt. Es standen übrigens die Häuserreihen im Municipium viel gedrängter, als die im Standlager, sie trugen ein Stockwerk, Gässen und Wege waren enger und unansehnlicher; somit kann für das Municipium trotz des kleines Raumes dennoch eine Bevölkerung von beiläufig 6000 Menschen angenommen werden.

Eine ganz besondere, und zwar umfriedete Ansiedlung bestand westlich der römischen Anlage — die der Juden, welche unzweifelhaft bereits zur Zeit der Römer in Vindobona angesiedelt waren und, von ihrem Handelsgeiste geleitet, für ihre Niederlassung die Hauptwerkehrsader, die Straße nach Cetium, gewählt hatten. Diese abgeschlossene Judenstadt bildete ein nahezu regelmäßiges Viereck, welches, gleich der römischen Ansiedlung, von einem Graben umgeben, aber auch durch einen solchen von diesem geschieden war. Deren Grenzen bildeten die Häuser 8 (385), 10 (363), 14 (361), 19 (349), 15 (348), 13 (345 bis 347)

in der Wipplingerstraße; Nummer 7 bis 9 (342 bis 344), 1 (417), 5 (411), 4 (410), 3 (409), 2 (404), 1 (403) auf dem Judenplatz; Nummer 9 (434) Kleeblattgasse, 12 (405) Kurrentgasse und Nummer 7 (402) Jordangasse. Die Hauptverbindungslinie dieser Ansiedlung war die heutige Wipplingerstraße, aber als deren Centralpunkt erscheint der Judenplatz, von welchem die Wege in der Richtung der Kurrentgasse gegen den Schulhof, Parisergasse, Färbergasse, Stoß-im-Himmel und Jordangasse ausgingen. Wir werden noch späterhin Gelegenheit haben, über diese Ansiedlung zu sprechen.

Die Straßen in der alten Vindobona verbanden die Festung mit den übrigen Festungen an der Donau und waren von eminenter militärischer Wichtigkeit.

Der Donaulimes, d. i. die Reichs- und Heeresstraße, lief nächst des Donau-Strandes hin, verband die Festung Vindobona mit den Flankencastellen Klosterneuburg und Klein-Schwechat und mündete in die Hauptstraße ein; sie war daher die wichtigste Straße, welche ununterbrochen durch das Lager führte. Der Donaulimes bildete ferner eine gerade Linie von St. Marx bis zum Militärspitale am Alsergrund, schlug dann die Richtung gegen Döbling und Nußdorf ein und ging weiter an der Donau gegen Klosterneuburg und Zeiselmauer.

Eine zweite militärische Straße zog fast in gerader Linie von Bruck an der Leitha bis Vösendorf bei Laxenburg am südlichen Abhange des Wienerberges; auch von Baden her führen Römerspuren über Gumpoldskirchen nach Vösendorf. Die durchlaufende Straße traf in ihrer Verlängerung auf die Porta decumana in der Nähe des Trattnerhofes, lief längs der Bräunerstraße an der Stallburg fort, unter der heutigen Hofbibliothek und dem Mineraliencabinete weiter, gerade auf die Getreidemarkt-Kaserne und sofort auf die Hauptkirche in Gumpendorf; zog von da aus in der Richtung gegen den Wienerberg und nach Vösendorf, wo sie sich theilte, so daß der eine Arm nach Mutenum (Bruck an der Leitha), der zweite nach Baden und Scarabantia (Oedenburg) ging. Diese Reservenstraße verband die Festung nicht blos mit den Reserven am Abhange des Wienerberges und mit Baden, sondern auch mit den vorgenannten zwei Städten, also mit den beiden ersten Gliedern der dreifachen Reservekette, die das Centrum der Truppenaufstellung bei Carnuntum sicherten. Eine dritte Straße führte in Gestalt eines Dammes in der verlängernden Richtung der heutigen Herrengasse, neuen Oper gegen den Rennweg, die einerseits in der Währingergasse, andererseits bei St. Marx auf die Donau-Heeresstraße traf. Diese Straße zweigte von den Donaulimes ab, lief hinter Vindobona in einem Bogen vorüber und traf am zweiten Meilensteine außer der Stadt wieder mit dem Donaulimes zusammen; sie muß ferner als die Gräberstraße Vindobonas betrachtet werden, denn längs derselben wurden die Gräber am zahlreichsten gefunden; auf ihr wurde sicher auch am häufigsten verkehrt. Indeß war ihre Bestimmung mehr bürgerlicher Art; auf ihr bewegten sich die Handelsleute und Frachtführer, da durch das Uferland längs der Donau ein stark besuchter Handelsweg nach Osten ging. Es durften eben die Römer den fremden Handelsleuten und schweren Fuhrwerken den Zug durch das Lager nicht gestatten, die Gefahr der Spionage und anderer Unzukömmlichkeiten gebot diese Vorsicht. So gestaltete sich denn diese Gräberstraße zugleich zur Commercial- oder Municipalstraße von Vindobona; sie zweigte in der Währingergasse vom Donaulimes ab, lief längs der Schottengasse auf die Freiung und theilte sich da; der eine Zweig lief über den Heidenschuß in das Municipium, der andere längs der Herrengasse und des Rennweges nach St. Marx.

Diese Straße berührt das Gestade der Donau an keinem Punkte, und doch mußten manche Vorräthe von dem getreidereichen oberen Uferlande zu Schiffe auf der Donau nach Vindobona, dagegen manche Waarensendung aus den Ortschaften

der Umgebung und des Hinterlandes nach Vindobona gebracht worden sein, um von hier auf der Donau abwärts verschifft zu werden. Da muß denn wohl in Vindobona auch ein Landungsplatz an der Donau angenommen werden, der mit der Municipalstraße durch Seitenstraßen in Verbindung stand. Nun, es bestand wirklich eine, sogar doppelte Straße, nämlich für Hin- und Rückfahrt. Dieselbe zweigte beim Bürgerspitale von der Municipalstraße ab und führte über das Kapuzinerkloster, den Stock-im-Eisen, den Stefansplatz und die Rothenthurmstraße an die Donau; eine zweite Verbindungsstraße führte über das alte Glacis, die Riemerstraße und den Laurenzerberg an die Donau. Alle diese Angaben beruhen auf den positiven Schlüssen, zu welchen die Fundobjecte späterer Tage (an Grabsteinen, Meilensteinen, Ziegeln, Mauerresten u. s. w.) führten.

Die Völkerwanderung und Attila, die „Geissel Gottes".

Das tausendjährige Römer-Reich fand sein Ende, und zwar durch jene gewaltige Geschichtsperiode, welche unter der Bezeichnung „die Völkerwanderung" begriffen ist.

Die aus dem Osten und Norden andrängenden Stämme deutschen, hunnischen und slavischen Ursprungs überflutheten Europa bis zu seinen äußersten Grenzen, verließen die alten Wohnsitze, zogen in wilden Kriegszügen immer wieder nach neuer Beute aus, und brachen nicht nur verheerend in die entfernteren römischen Provinzen ein, sondern nahmen auch schließlich Italien mit seiner alten Hauptstadt Rom in Besitz.

Der erste Anstoß hierzu wurde von der Theilung des Römer-Reiches durch Kaiser Theodosius unter seine beiden Söhne gegeben (im Jahre 395); in deren Folge zerfleischten bald innere Kriege die zwei Reiche und gaben den immer drohender an den Grenzen erscheinenden kriegerischen Barbarenstämmen willkommene Gelegenheit, beutelustig über dieselben herzufallen, oder wenigstens als anscheinende Bundesgenossen einzugreifen.

Der erste dieser Stämme war jener der Gothen unter ihrem kriegerischen Könige Alarich; derselbe drang über die am meisten ausgesetzte Provinz Pannonien bis nach Italien vor. Zu gleicher Zeit rückten die Heruler und Rugen aus dem Norden Deutschlands an die Donau vor; mit ihnen vereinigten sich die Quaden und Markomannen, und so strebten die Massen dem allgemeinen Ziele — Italien und Rom zu, entflammt von den bis in die fernsten Gegenden verbreiteten Nachrichten, welche Masse von aufgehäuftem Reichthum als Beuteantheil zu erringen wäre.

Pannonien mit seinen Städten, darunter vornehmlich Vindobona, mußte nun Strom auf Strom der entfesselten Völkerfluth über sich wälzen lassen; in den Jahren 400 bis 408 hausten Gothen, Scythen und Vandalen darin. Diesen nach drang, noch größeres Elend verbreitend, ein eigenthümlich geartetes, häßliches, rohes, aber kräftiges, behendes und kriegerisch organisirtes Reitervolk nach — die kalmükischen Hunnen (Hunar, zu deutsch: Bärenjungen, von ihrer Stärke). Aus dem fernen Asien zogen sie an der Donau aufwärts gegen die römischen Provinzen, verbündet mit vielen unterjochten deutschen und slavischen Stämmen. Im Jahre 438 verheerte König Rugila Pannonien und Vindobona,

und 451 bis 452 drang der Hunnenfürst Attila, die „Geißel Gottes", wie er genannt wurde, auf demselben Wege nach Gallien und Italien vor.

König Attila ist unstreitig eine der interessantesten Personen aller Zeiten, was Wunder, daß sich seiner die Heldensage ebenfalls bemächtigte, und so sehen wir ihn aus den verschiedensten Standpunkten: der Geschichte, Volkssage und Legende vorgeführt. Die Geschichte glaubt sich berechtigt, in vielen Zügen aus dem Leben des mächtigen Königs eine gewisse Gutmüthigkeit seines Charakters und Größe des Geistes anzuerkennen, wie daß nur die Umstände ihn zu seinem Trotze brachten; die Geistlichkeit jedoch schilderte ihn als den Schrecken der Völker, der denselben als „Geißel Gottes" gesandt wurde, um sie zu strafen, weil sie der Kirche so wenig gehorchten. Während diese aber einerseits Grausamkeit aller Art von ihm erzählt, theilt sie wieder manchen seiner großmüthigen Züge mit, in denen Attila entweder das Heiligthum der Kirche schont, oder das Eigenthum der Profanen durch die Dazwischenkunft eines Geistlichen oder Heiligen rettet; dahin gehören z. B. die plötzliche Umkehr vor Rom durch die Vermittlung des Bischofs Leo I. des Großen, woher auch das Sprichwort stammt: „Attila, den kein Mensch besiegen konnte, ließ sich von Thieren (Papst Leo: Löwe, Bischof Lupus: Wolf) bezwingen"; nicht minder die Erscheinung des Apostels Paulus. Das Volk, weil es gegen die Könige kriegt, von denen es unterdrückt wurde, sieht in ihm einen Völkerhirten, einen Friedensfürsten, ja er ist ihm sogar Christ. So heißt es von ihm im Heldenbuche: „Etzel's Hofhaltung":

> der könig war milt und gerechte,
> sein gleich man nydert fant,

ja sogar von dem ewig kriegführenden Manne:

> kein tor mit was beschlossen
> und nyn beschlossen wart:
> „man soll mir's offen lassen"
> sprach Etzel der könig zart:
> „wan ich hab doch kein feinde
> auf aller welte preit" —

Und in welchem offenbaren Contraste die Volksmeinung und die Legende steht, zeigt sich am deutlichsten bei der Legende von der Ermordung der (vermeintlich elftausend) Jungfrauen, während im vorerwähnten Heldenbuche von ihm der Ausruf steht:

> „wer weib schilt um ein har,
> dem bin ich fast gehass!"

Das „Nibelungenlied" läßt den „großen ausländischen König Etzel" (deutscher Name für Attila) in Wien mit der verwitweten Chrimhilde Hochzeit halten. Auch der Stadt Hainburg (Hunnenburg) wird darin gedacht, und zwar bei der Erzählung, wie Etzel nach seiner Vermälung nach seiner Heimat fuhr, wo es heißt:

> ze Huniburch, der alten,
> si waren uber naht (Nacht).

Die landesfürstliche Stadt Hainburg (V. U. W. W.) an der Donau gelegen, eines der beliebtesten Ziele der Landausflüge der Wiener, bewahrt, wie der Volksmund meint, noch heute ein sichtbares Andenken an Attila's oder Etzel's Anwesenheit daselbst, und zwar an einem seiner interessantesten Thore, dem Wiener-Thor (auch Römerthurm und Hunnenthurm genannt).

Dieses Thor ist unstreitig in zwei hochverschiedenen Zeitperioden entstanden. Der untere Theil zeigt sich bis zur Höhe von 32 Fuß gänzlich aus Steinblöcken aufgeführt; er besteht sowohl an den flankirenden Thurmbauten, wie auch an den keilförmigen Werkstücken des Thorbogens und an dem darauf ruhenden Gemäuer

aus Buckelquadern von ziemlich gleicher Größe in nahezu 22 gleichen Steinschichten, von denen die untersten fünf allmälig vortreten, somit die Basis des Baues erweitern. (Das Ausfallthürlein, welches im nördlichen Thorthurme, dem Eintretenden linksseitig gelegen, angebracht ist, stammt aus viel jüngerer Zeit.) Der obere Theil des Thores ist aus Quadern und Bruchsteinen erbaut und das Gesammt-Mauerwerk erreicht eine Höhe von 66 Fuß. Die beiden hervortretenden Thurmbauten sind in der Höhe noch um einige Schichten fortgesetzt und dann wölbt sich von einem Halbthurm zum andern ein mächtiger Spitzbogen, der in seiner Scheitelhöhe 7 Klafter 3 Fuß erreicht. Der Bau erhält somit eine Art länglich-runder Form, die Vorbauten verschwinden in der Masse des Ganzen und der mächtige Bau wird von einem hohen Satteldache gemeinsam überdeckt. Jene Seite, die der Stadt zugewendet ist, zeigt einen einfachen Quadernbau, gemischt mit Bruchsteinen, mit rechtwinkeligen Ecken und sind nur die mächtigen Eckstücke bis hinauf genau behauen. Das Gebäude ist im Innern ganz hohl und ohne allen Zwischenmauern; gemauerte Unterabtheilungen, nur Holzdecken, theilen es in vier Stockwerke. Vom ersten solchen aus konnten die beiden Halbgitter gegen die äußere und innere Seite herabgelassen und der dazwischen befindliche Vorhof von oben herab vertheidigt werden. Von außen sind schmale, aber sehr hohe Schußschlitzen sichtbar. Das zweite bis vierte Stockwerk ist ein jüngerer Bau. (Abbildung auf Seite 41.)

Merkwürdig sind die beiden Figuren, welche an den Buckelquadern der beiden flankirenden Thürme auf jeder Seite gegen das Thor angebracht sind. Jede derselben mißt 13 bis 15 Fuß und ihr Entstehen ist mit dem Baue gleichzeitig, weil die Steine vollständig mit den Maßwerken verbunden sind. Die Bildhauerarbeit ist roh, aber nicht unangemessen ausgeführt; jede Figur steht auf einem einfachen, etwa einen Fuß hohen und eben so weit vorspringenden Wandgestell.

Die an der linken Seite befindliche, besser erhaltene Figur zeigt einen gerüsteten Mann mit bis gegen die Kniee reichendem Panzerhemd und darüber getragenem kurzen Rocke. Auch der untere Theil des, leider sehr durch den Zahn der Zeit beschädigten Gesichtes, ist mit Panzerwerk (einer Hals- und Nackenberge) gedeckt; der Kopf ist durch einen kübelförmigen Helm geschützt. Die Füße haben eine Bedeckung von eng anliegendem Panzerzeug. Die Figur, stehend, mit etwas zurückgebogenem Leibe, etwa in ausschreitender Stellung, hält die Hände abwärts und gekreuzt, wohl sich auf das Schwert stützend. (Bild Seite 48.)

Diese Figur nun gilt allgemein als eine Abbildung des Königs E t z e l; die zweite wird für C h r i m h i l d e gehalten. In der That zeigt selbe ein jugendliches, an die Seite gewendetes Antlitz mit nach rückwärts gewendetem Kopfe, langen lockigen Haaren und fliegendem Gewande; leider ist sie so sehr beschädigt, daß man den unteren Theil nicht mehr zu erkennen vermag. Eine andere Version bezeichnet sie als Sommer und Winter, was aber kaum irgend welchen Sinn hätte; da mag schon eher jene Meinung das Richtige treffen, welche in der linksseitigen Figur das Abbild des Burgherrn und Erbauers des Thores, in der rechtsseitigen das eines Schildknappen (weniger wohl der Frau des Burgherrn) erblicken will.

Das k. k. Zeughaus (ehemals innere Stadt, Renngasse), dessen Schätze nunmehr im k. k. Arsenal aufgestellt sind, bewahrt noch heute einen schönen, lichten, halbgerippten Feldharnisch, den man dem Könige A t t i l a zuschrieb; heute natürlich ist die lächerliche Namentaufe verschwunden und dem schönen Waffenstück die Reihe zum Anfang des 17. Jahrhunderts angewiesen.

Mögen nun die Ueberlieferungen in Betreff A t t i l a's in diesem oder jenem Sinne das Richtige treffen, Eines bleibt gewiß: die Römerstadt an der Donau, welche damals schon allgemein F a v i a n a genannt wurde, hatte viel durch die hunnischen Horden zu leiden; es schien aber ein höheres Geschick über ihr zu walten, denn sie ging nicht völlig zu Grunde, wie manche andere römische

Pflanzstädte im heutigen Oesterreich, deren Stätte man heute nicht mehr zu bestimmen im Stande ist.

Nach dem Tode Attila's zerfiel das große Hunnenreich (455); gothische Stämme theilten unter sich Pannonien, und dessen oberster Landstrich, mit Faviana als Hauptstadt, fiel den Rugen zu. Es wurde Rugiland genannt, jedoch fortwährend von den umlagernden, an Waffenkraft überlegenen Gothen bedrängt.

Der Mithras-Cultus und das Christenthum auf unserem Boden.

Da tauchte auf einmal in der entsetzlichen Zeit der Verwirrung und Bedrängniß eine Erscheinung empor, deren edelstes Wirken wie ein Meteor durch das Verderben leuchtete — der heilige Severin, dieser wahrhafte Apostel des Christenthums. Das letztere hatte allerdings schon früher im heutigen Oesterreich und Wien Fuß gefaßt und die Bekenner der Lehre theilten auch die Schicksale ihrer Leidensbrüder, über welche die wiederholten Verfolgungs-Edicte Roms ergingen.

Zur Zeit der Römer-Occupation herrschte in Noricum und Pannonien der Mithras-Cultus. Mithras galt nicht nur allgemein als Gott des Kampfes, sondern ganz besonders als siegverleihender Gott; jene seiner Verehrer, welche den dritten Grad der Einweihung erlangt hatten, wurden Milites (Streiter) genannt und mit Kranz und Schwert geschmückt; die Einweihung in seinen Dienst bildete eine Schule der Abhärtung und Selbstverleugnung. Es war eine wahre Soldaten-Religion. Dadurch, daß dieser Cult, wie überhaupt alle orientalischen Religionen, dem Herrscher gewissermaßen eine Verkörperung mit der höchsten göttlichen Macht einräumte, steigerte er die Anhänglichkeit der Soldaten an den Kaiser, der zugleich ein Gegenstand höchster Verehrung für sie war. So kommt es denn, daß sich in unseren Ländern allerlei Denkmäler, welche auf Tempelbau hinweisen, vorfinden, wie z. B. bei Stixneusiedl, Deutsch-Altenburg, Petronell, dann in Salzburg, Ofen, Peterwardein u. s. w.

Nichtsdestoweniger hatte das Christenthum ebenfalls in den Soldatenkreisen seine ältesten Bekenner, besonders unter den Legionären; es schlug überhaupt zunächst in den Mittelpunkten römischen Lebens, in den alten Colonien seine Wurzeln ein. Daß es dabei einen Kampf mit der Staatsgewalt und der allgemeinen dem Christenthum ungünstigen Meinung des Volkes gab, ist begreiflich; der Mithras-Cultus bildete im Bereich des Soldatenstandes einen inneren und um so gefährlicheren Gegner, als derselbe von den gottverkörperten Cäsaren, insbesondere jenen, welche durch eine Militärpartei auf den Thron gekommen, im eigensten Interesse begünstigt wurde. Es nahmen indessen mehrere Kaiser auch eine freundlichere Haltung an, so z. B. Alexander Severus, der sogar den Bau von Kirchen gestattete. Während der ersten Epoche des illyrischen Primats (Septimus Severus und seine nächsten Nachfolger) erfreute sich das Christenthum eines fast vierzigjährigen, nur am Beginn und am Ende abgebrochenen Friedens; auch in der zweiten Epoche stellten nur Decius (249 bis 251) und Diocletian (284 bis 305) blutige Verfolgungen der Christen an (250 bis 260, 303 bis 311), wogegen die dazwischen liegenden Regierungen des Claudius, Aurelianus und Probus (268 bis 280) den Christen geneigt waren; Aurelian entschied sogar in einer ihm vorgelegten An-

gelegenheit der Christen zu Gunsten des römischen Bischofs und vollstreckte die Urtheile der Kirche gegen den Irrlehrer Paulus von Samosata.

Was speciell **Noricum** und **Pannonien** betrifft, gehen die Spuren der „neuen" Religion weit hinauf. Die bereits erzählte Legende von der melitenischen Legio fulminata (donnernde Legion), welche aus Christen bestand und in der Quadenschlacht des Jahres 174 durch ihr Gebet eine den Römern günstige Wendung herbeizuführen bestrebt war, ist wohl in solcher Form nicht zu erweisen, aber die Existenz dieser Legende aus den Jahren 1070 *rc.* liefert den nicht anzuzweifelnden Beweis von dem Vorhandensein von Christen in den Reihen der Legionen schon zur Zeit Marc Aurel's. Zudem sind auch sichtbare Beweise auf unsere Tage gekommen. Von den Inschriften, in denen überhaupt nur selten und im 2. und 3. Jahrhundert nur sehr versteckte Anspielungen auf Christen sich finden, deutet ein in der Umgebung Wiens (zu Inzersdorf) gefundener Grabstein bestimmt auf einen **christlichen** Soldaten der X. Legion; derselbe trägt wohl die heidnische Eingangsformel „Diis manibus", verbindet aber mit ihr das echt christliche „Defunctus in pace" (im Frieden gestorben). Dieser Christ war sicher nicht der einzige in der Legion. Die anderen christlichen Inschriftsteine und Sarkophage gehören dem 4. Jahrhundert an, sie tragen die Bezeichnung „in pace"; einer derselben, in Sissek gefunden, die Inschrift „Severilla famula Christi".


Attila. (Seite 46.)

Unter Kaiser Diocletian findet sich das **älteste Martyrium**; am 8. November 294 erlitten fünf christliche Arbeiter, Namens Claudius, Castorius, Symphronianus, Nicostratus und Simplicius, welche in den Steinbrüchen des Mons quinquis almus (Vrdnika Hora) beschäftigt waren, den Tod. Der sehr interessante Sachverhalt ist folgender:

Zur Zeit, als Kaiser Diocletian nach Pannonien kam, um in den Gebirgen verschiedene Steine in seiner Gegenwart brechen zu sehen, geschah es, daß sich unter den dortigen Steinarbeitern als die geschicktesten die vier ersteren der vorgenannten Männer, insgeheim Christen, hervorthaten. Diese christlichen Arbeiter nahmen keinen Anstoß, als ihnen die Ausführungen eines auszumeißelnden Sonnengottes und der zu dessen Verzierung bestimmten Victorien und Amoretten aufgetragen wurden, aber sie weigerten sich entschieden, das Tempelbild eines Aesculap (Gott der Heilkunde) zu verfertigen. Die Aufseher, welche ihnen längst neidisch um die Gunst des Kaisers waren, benützten solches sofort zu ihrem Verderben; sie zeigten die Weigerung dem Kaiser an und dieser erklärte: wenn sich andere Arbeiter für die Aesculap-Statue finden würden, seien diese wegen ihrer frevelhaften Aeußerung zu bestrafen. Der Tribun Lampadius ließ denn auf Befehl des Kaisers diese vier Arbeiter, denen sich noch Simplicius, ihr Schüler im Christenthum, freiwillig beigesellt hatte, peitschen, wurde jedoch unmittelbar darnach vom bösen Dämon (der Reue) zerfleischt und starb auf seinem Richterstuhle. Die Standhaftigkeit der fünf Christen empörte den Kaiser dergestalt, daß er sie lebendig in fünf Särge legen und in die Save werfen ließ. Nach zweiundvierzig Tagen erhob ein Christ, Nicodemus, die Särge mit den Leichnamen und verwahrte sie in seinem Hause.

Eine zweite ähnliche Geschichte war die nachstehende:

Als Kaiser Diocletian von Sirmium (Mitrović) nach Rom zurückkehrte, befahl er, bei den Bädern des Trajan einen Tempel des Aesculap zu erbauen. Namentlich dem Militär wurde befohlen, den Tempel zu besuchen und dem Gotte der Heilkunst zu opfern. Vier Flügelmänner, Namens Serinus, Servianus, Carpoforus und Victorinus, weigerten sich entschieden, zu opfern, weshalb sie der Kaiser

vor dem Standbilde zu Tode peitschen und ihre Leichname den Hunden vorwerfen ließ. Sie blieben durch fünf Tage liegen, bis man sie zur Nachtzeit in der Via Lucana beerdigte. Bischof Melciades befahl, ihr Gedächtnißfest mit jenem des Claudius und seiner vier Genossen zu feiern (8. November).

Diese Legenden gehören sowohl durch die Zeit ihrer Handlung (3. Jahrhundert), als durch das hohe Alter ihrer Aufzeichnung (4. Jahrhundert) zu den anziehendsten und wichtigsten, die auf uns gekommen sind; in denselben manifestirt sich kein leeres Wortgepränge, kein abschreckendes Gemälde gräulicher Martern, es ist die geschichtliche Thatsache und mit ihr ein Stück wirkliches Leben aus jenen Zeiten mit aller Wahrheit und Natürlichkeit wiedergegeben.

Für Wien haben jene Märtyrer göttlichen Glaubens aber noch ein ganz besonderes Interesse. Die Bauhütten des Mittelalters verehrten Serinus, Severianus, Carpoforus und Victorinus als ihre Patrone und nennen sie schlichtweg: „Die vier Gekrönten" (von den Kronen, die über ihrem Grabe erschienen). Da findet sich denn auch auf jenen Tafeln, die sich im Genossenschaftshause der Wiener Bau- und Steinmetzmeister befinden und die Monogramme und Namen der Baumeister von St. Stefan &c. vom Jahre 713 bis 1844 enthalten, ein Andenken an diese vier Patrone des Bauwesens; es sind deren Bilder, die heilige Maria umgebend, angebracht und dabei steht ein Vers, der die Begebenheit erzählt. Nur ist dabei eigenthümlich, daß nicht die vier vorgenannten Heiligen, Serinus und Genossen, sondern Claudius mit seinen drei Freunden mit Ausschluß des Simplicius dargestellt erscheinen; auch zeigt sich in der Inschrift eine Vermischung beider Legenden. Sie erscheinen im langen Kleide oder in der Tunica, mit einem Mantel darüber; zwei sind bärtig, zwei ohne Bart, Alle gekrönt und mit dem Nimbus (Glorienschein) umgeben, woselbst ihr Name steht; jeder ist mit einem Emblem des Steinmetzhandwerkes, als: Zirkel, Zollstab u. dgl., versehen. Noch findet sich von ihnen eine Abbildung auf dem Grabsteine des Wolfgang Tenk, Baumeisters der Pfarrkirche zu Steyr (gestorben 1513).


Karl der Große (Seite 59)

Im Jahre 294 verlangte auch ein Befehl des Kaisers Diocletian von allen Soldaten, vorzüglich aber den hauptstädtischen, heidnische Opfer, „um das Heer von den Christen zu reinigen". In die Jahre 303 bis 305 fallen die Martyrien des heiligen Florian, eines Veteranen der II. italischen Legion zu Laureacum (Lorch, bei Enns), wohin er geeilt war, um seine ehemaligen Kriegsgenossen durch sein Beispiel zum Ausharren aufzumuntern, dann der Bischöfe Victorinus in Poetovio (Pettau) und Quirinus in Siscia (Sissek). Letzterer schmachtete einige Zeit zu Vindobona im Gefängnisse. Es gab somit damals schon Christgemeinden mit eigenen Bischöfen; ja selbst aus dem Uferlande von Noricum brachte man vierzig Christen (zumeist dem Soldatenstande angehörig) nach Lorch.

In der zweiten Epoche der Duldung des Christenthums, unter Gallienus, Claudius, Aurelian und Probus, machte die Religion größere Fortschritte, wozu

die Anregung von zwei Seiten kam: von Sirmium aus sich über das untere und mittlere Save- und über das Donau-Land Pannoniens erstreckend, von Aquileja aus über das obere Save-Land und Noricum; es theilten sich auch später die beiden Provinzen in die Metropolitansprengel von Sirmium und Aquileja. Die ersten und meisten Anregungen zum Christenthume kamen aus dem Orient und von Kleinasien, wo das Christenthum schon um den Beginn des 2. Jahrhunderts verbreitet war. Als nun gar Kaiser Constantin der Große die christliche Lehre zur römischen Staatsreligion erklärte, trat dieselbe auch in Wien vollständig an die Stelle des alten Göttercultus, ja es ist sogar der Bestand eines Bischofsitzes zu Faviana im 5. Jahrhunderte sichergestellt. Ferner waren von den Barbaren, die später hereinbrachen, bereits mehrere, wie die Gothen, Rugen, Langobarden und andere, zum Christenthum bekehrt.

Aber mit Severin gelangen die ersten unzweifelhaften Nachrichten über Gotteshäuser und christliche Andachtsübungen in Wien an die Nachwelt.

Sanct Severin's Aufenthalt in der Stadt Faviana.

Gewaltig waren die Anstrengungen gewesen, welche sich mehrmals wiederholten, um das weströmische Reich in seiner immer weiter schreitenden Zerklüftung zusammenzuhalten; seiner staatlichen Grundlagen beraubt, mußte es über kurz oder lang dem eindringenden Sturme der Ostgothen erliegen. Die ebenso schwachen als verweichlichten Kaiser hatten nicht mehr die Kraft, die Ruhe der Hauptstadt zu erhalten, denn die altgewohnte Disciplin des römischen Heeres war an dem Eigenwillen einzelner Machthaber völlig zu Grunde gegangen. Mußte es sich doch z. B. der letzte Kaiser, Romulus Augustulus, gefallen lassen, daß ihn der kühne Odoaker nach Lucullanum verbannte.

Die römischen Provinzen hatten schon früher viel an harten Bedrückungen ertragen müssen, was sollten sie aber erst leiden, als sie die römische Herrschaft nicht mehr vor der Wuth und Rohheit der eindringenden Barbaren zu schützen vermochte, als die sonst so stolzen Legionen jetzt selbst Schutz suchen und sich in die befestigten Castelle und Städte zurückziehen mußten, wobei es sie wenig kümmerte, wie sich das Schicksal der Bewohner des Flachlandes gestaltete! Und so mußten, um nur das Leben zu fristen, sich die Bewohner Noricums und seiner Nachbarländer, welche seit dem Zeitpunkte, wo die Besatzungen von den nördlichen Grenzen des Reiches nach Italien gezogen worden, den Anfällen der Barbaren fast wehrlos bloßgestellt waren, sich unter die Mauern der Städte zurückziehen und ruhig zusehen, wie ihre Saaten von den umherschwärmenden Horden verwüstet, Ernte und Heerden fortgeführt wurden.

Die christliche Kirche war unter so bewandten Umständen großen Drangsalen preisgegeben, und dennoch gab es einige Männer, welche nicht abließen, das Evangelium mit lauter Stimme zu predigen, die von Furcht und Schrecken gebeugten Gemüther aufzurichten, zu ermuthigen, dem Worte Gottes bei Ungläubigen Eingang zu verschaffen.

Und ein solcher Mann war für unser Heimatland, das ehemalige Noricum, der heilige Severin. Sein Auftreten war von größter Bedeutung; seinem Einflusse ist es allein zuzuschreiben, daß die christliche Kirche in kürzestem Zeitraume die erfreulichsten Fortschritte machte und gleich einer Oriflamme mitten im Schlachten-

gewühle, unter Verheerungen der grimmigsten Art, in den tief zerrütteten Gemüthern hellleuchtend fortglühte.

Der Mönch Severin war ein geborner Afrikaner und mochte von einer römischen Familie abstammen, wie sich deren viele an der nordafrikanischen Küste angesiedelt hatten. Dessen Auftreten fällt in das Jahr 454, wo er durch Istrien, Illyrien und die steierischen Gebirgsschluchten in das Ufernoricum wandernd, zuerst nach Asturis (Enstorf bei Altenberg in der Nähe von Greifenstein) kam, sich dann nach Comagemis (heute St. Andrä vor dem Hagenthal) und Favianis (Wien) wandte, sodann die Ufer der Donau hinauf über den Ennsfluß, die Traun entlang, durch den Atergau und die Hallstadt nach Cucullä wanderte und von da hinab nach Juvavum (Salzburg), Quintanus, Batavis, Lwitro, Lauriacum (Lorch) wieder nach Faviana zurückkehrte. Hier, selbst Alles entbehrend, den Verlassenen Hilfe, den Betrübten Trost, den Flüchtigen Obdach, den Gefangenen Erlösung schaffend, den Barbaren heilsam erschütternden Schrecken beibringend, wirkte er — wie Ennadius von ihm sagt — weithin strahlend durch seine Heiligkeit. Und sein Schüler Eugippius äußert sich: „In die Einsamkeit der Zelle sich zurückziehend, durch strenges Fasten sich kasteiend, versenkt in Gebete und Betrachtung, lesend und sinnend in den heiligen Schriften, diesen Urquellen alles Göttlichen und Erhabenen, aus ihnen Belehrung und Trost, Muth und Kraft schöpfend, erstarkte er und stieg, durch die Gnade Gottes getragen, zu jenem Grade der Heiligkeit empor, durch welche er Allen der Gegenstand der größten Bewunderung und Verehrung wurde".

Ein kleiner, abgemagerter, bärtiger Mann ohne öffentliches Amt, denn er hatte die ihm angebotene Bischofswürde ausgeschlagen, auf's äußerste abgehärtet, so daß er in der größten Kälte barfuß einherschritt, auf dem Fußboden des Betsaales schlief und wochenlang zu fasten vermochte, wurde also Severin durch seinen lauteren Wandel, seine Gottesfurcht und Menschenliebe der Retter der auf's äußerste entmuthigten Provinzbewohner. Er sammelte einen Kreis frommer Jünger um sich und erbaute bei Faviana (Wien) einige Klöster, von welchen wir sofort Nachricht geben wollen.

Das erste Kloster soll im sogenannten Fischerdörfel oder Fischervorstadt (Roßau, heute zum Bezirke Alsergrund gehörig) gelegen gewesen sein. Eugippius, der Schüler und Biograph St. Severin's (509—512), berichtet nämlich, es habe „Severin's Bethaus nahe an Favianis Mauern gestanden". Mit dieser Andeutung kann weder die Johanniskirche zu Siechenals, noch jene in der Währingergasse (ursprünglich bei St. Lazar genannt) gemeint sein, denn beide waren zu weit der Stadt entlegen. Die Meistertafeln der Bauhütte zu St. Stefan bezeichnen ihren Rector Octavian Zainer von Carlstadt schon 713 als Erbauer der Kirche bei St. Johann dem Täufer (dem späteren Lazareth) und der heiligen Märtyrer Gervasi und Protasi (des ursprünglichen Bethauses St. Severin's) und derselbe eröffnet auch den Reigen der alten Wiener Baumeister. Als Severin's Kirchlein galt die uralte Gottsleichnamskirche St. Johann in der Au, „unter den Fischern vor dem Werderthor", welche 1529 von den Türken zerstört wurde. Ein zweites Kloster stiftete Severin in Heiligenstadt (den Namen erhielt dieser Ort, weil ihn Severin's Schüler Sanctus Locus, die heilige Stätte, nannten.)

Unweit davon, versteckt zwischen Rebengeländen, errichtete er ein drittes Bethaus, an dessen Stelle später eine, jetzt schon alte Kirche entstand; der Ort aber erinnert noch jetzt durch seinen Namen Sievering an seinen frommen Stifter; auch befindet sich dort in einem Theile der Kirche jene Steingrotte, welche als Zelle des Heiligen gilt, in welche er sich von seiner gotterfüllten und menschenfreundlichen Wirksamkeit zurückzog. Auch noch weiter in der Waldeinsamkeit, zu Burgum (heute Burkersdorf, nicht am Abhang des Kahlenberges gelegen), hatte

er sich eine Klause zu ungestörter Betrachtung errichtet. In Hütteldorf soll Severin sich eine Zelle erbaut haben, bevor er noch nach Heiligenstadt zog.

St. Severin erwies sich rastlos thätig, wenn es die Tröstung oder den Schutz der Bewohner galt. Als in Faviana, in welchem sich noch immer eine Abtheilung römischer Soldaten hielt, eine Hungersnoth drohte, traf der Heilige hierfür Abhilfe und bald darauf wurde durch ihn die Stadt vor Feindesgefahr bewahrt. Es war nämlich eine Schaar von abenteuernden Kriegern bis an die Mauern vorgedrungen, allenthalben raubend und die Wehrlosen wegschleppend. Nun klagte der Tribun Mamertin dem heiligen Severin diese Noth und wie er nur ein kleines, schlecht bewaffnetes Häuflein Krieger entgegenstellen könne. Aber der Heilige entgegnete: „Ei, haben denn nicht die Feinde gute Waffen? Nun, Deine Soldaten mögen sie ihnen entreißen! Ziehe muthig aus, Gott ficht mit Dir!" — Dadurch begeistert, gelang es wirklich den Römern, die Barbaren am Bache Dicuntia (bei Zwölfaxing) völlig zu schlagen und sie gefangen nach Faviana zu bringen. Hier aber löste Severin ihre Fesseln, erquickte sie und ließ sie wieder zu den Ihren ziehen. Als darauf die wilden Alemannen mehrere Städte an der oberen Donau zerstört hatten und nun auf Lorch zuzogen, wohin sich die christlichen Bewohner geflüchtet hatten, da ging Severin allein dem Könige Feletheus entgegen und bewog ihn durch eine feurige Anrede, von seinem Vorhaben abzustehen.

Severin wurde durch solche Wirksamkeit wahrhaft zum Rettungsanker seiner Landesgenossen; selbst die Barbaren blickten mit staunender Achtung auf den gottbegeisterten Mann; ja, wenn eine Schaar zu gefährlichen Unternehmungen auszog, unterließ sie es nie, sich den Segen des Heiligen zu erbitten. Welche überwältigende Macht war da dem schwachen Männlein gegeben!

So kam auch im Jahre 472 ein Trupp der Heruler, gerüstet zum Kriegszug nach Italien, zur Klause Severin's, um sich dessen Segen zu erbitten. „Zieh' hin," sprach Severin zu ihrem Führer, einem hochgewachsenen jungen Manne, „zieh' hin in Deinen armseligen Thierfellen! Italien wird sie Dir gegen köstlichen Schmuck tauschen und Vielen magst Du dann große Gaben spenden!" — Gar bald verlautete von den Waffenthaten dieses Heerführers, von welchem Severin ahnend sprach: „Sein Name ist Oda vacher (Besitzwächter), sein Schutz mag auf einige Jahre genügen!" — Es gingen beide Prophezeiungen in Erfüllung. Der Feldherr, insgemein unter dem Namen Odoaker bekannt, stürzte das Reich der römischen Kaiser und wurde im Jahre 476 zum Könige von Italien ausgerufen, erlag aber im Jahre 493 den Waffen der Ostgothen.

Als der Heilige den Grundstein zur Verbreitung des Christenthums zu legen begann, wollte er auch dem durch Raub und Mord hartbedrängten Lande innere Ruhe und Sicherheit verschaffen. Eines Tages begab er sich nach dem Aufenthalte einer gefürchteten Räuberhorde in der Nähe des heutigen Schwechat. Auf einem Steinhügel das Kreuz aufpflanzend, trat er erst vor den Häuptling und verlangte die Uebergabe seiner gefürchteten Waffen. Dieser, der keinen Sterblichen für fähig hielt, ein solches Wagstück zu unternehmen, sondern ein überirdisches Wesen vor sich zu haben glaubte, that nach seinem Willen. Nun segnete Severin die Waffen und gab sie ihm mit dem Bedeuten zurück, sie künftig zur Ehre Gottes und zum Schutze des bedrängten Landes zu führen. Der Ueberraschte versprach, den Wunsch des Frommen zu erfüllen, und viele seiner Genossen zogen bald in die Nähe des heiligen Mannes, der sie das Evangelium lehrte und ihnen in der Nähe Zellen erbaute, damit sie ungestört sich mit Handarbeit und dem Landbaue beschäftigen konnten. Aus diesen Zellen entstand später der Ort Burgum. Die Horde beschützte das Kreuz auf dem Steinhügel und es stand noch, als schon lange dasselbe Zeichen an den Gipfeln der zahlreichen Kirchthürme im Lande prangte.

Der Rugenkönig **Flakka**, wenngleich der Secte der Arianer angehörend (welche in Bezug auf die Wesenheit Jesu Christi differirender Meinung waren), schätzte den Heiligen hoch; Königin **Gisa** war ihm jedoch abgeneigt, hielt alle Römer, deren sie sich bemächtigen konnte, in harter Gefangenschaft und zwang die der römischen Kirche Anhängenden gewaltsam zur Wiedertaufe und zum Arianismus. Als **Severin** sie hierüber zur Rede stellte und die Freilassung der Unglücklichen begehrte, weigerte sie sich dessen mit höhnischen Worten und befahl dem Heiligen, von ihrem Antlitz zu gehen. Vor Gottes Strafgericht warnend, schied **Severin**. Aber noch am selben Abende sollte er Recht erhalten. Schon seit Langem hatte die Königin einige römische Goldschmiede in Gewahrsam, welche ihr Schmuck und Tafelgeschirr zu verfertigen hatten. An diesem Tage lief **Friedrich**, ihr kleiner Sohn, neugierig in die Werkstätte; die Goldschmiede ergriffen jedoch die Gelegenheit, bemächtigten sich des Kindes und forderten ihre Befreiung, widrigenfalls der Knabe sein Leben verlieren würde. Da stürzte die angsterfüllte Mutter herbei und brach erschüttert in die Worte aus: „O **Severin**, rächt Dich Dein Gott so schnell schon in meinem Blute?!" — Sie gab alle Gefangenen frei und sandte sie zu **Severin**, ihn bitten lassend, er möge durch seine Fürbitte den zürnenden Gott besänftigen.

Dreißig Jahre hatte der begeisterte Mann in erhebender Wirksamkeit verbracht, als er in seiner Zelle zu Heiligenstadt am 8. Januar 482, von seinen Schülern auf das schmerzlichste beweint, starb. Er hatte denselben noch den nahe bevorstehenden Wegzug nach Italien vorhergesagt und ihnen aufgetragen, seine Gebeine mit dahin zu bringen. Und auch dieses traf zu. Auf die Nachricht blutiger, im rugischen Königshause ausgebrochener Zwiste sendete König **Odavachar** (Odoaker) ein starkes Heer, welches alle festen Plätze schleifte und die Einwohner römischer Abkunft nach Italien führte; diese nahmen denn **Severin**'s Leichnam mit sich. Heute ruht derselbe in dem Benedictinerkloster zu Neapel.

Lange schon war es in katholischen Kreisen der Wunsch gewesen, daß eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllt und dem edlen Wirken des großen Mannes, der mit Recht der Schutzgeist von Niederösterreich genannt wird, ein wohlverdientes Denkmal gesetzt werde; erst in neuester Zeit gelangte dieser Wunsch zur Verwirklichung. Cardinal-Fürsterzbischof Josef Ritter von Rauscher weihte im Jahre 1875 den Grundstein der von den P. P. Lazzaristen unternommenen, nach dem Plane des Dombaumeisters Oberbaurath Friedrich Schmidt, von dem Baumeister Josef Schmalzhofer, unter der Leitung des Architekten Richard Jordan im gothischen Styl aus Rohziegelbau ausgeführten St. **Severinuskirche in Neu-Währing** bei Wien, und am 20. October 1878 nahm Cardinal-Fürsterzbischof Dr. Johann **Kutschker** die Consecration vor. Die dem großen Apostel Oesterreichs geweihte Kirche wurde durch freiwillige Gaben der Katholiken, sowohl durch die Gulden der Reichen wie aus den Kreuzern der Armen erbaut. Ein sehr eifriges Bestreben geht ferner dahin, **den Leib des Apostels aus Italien hierherzubringen**, wo er dann in der ihm geweihten Kirche beigesetzt werden soll.

Hier mag nun am besten jener höchst unerquickliche Streit anzuschließen sein, der sich über den Umstand entspann, ob die heutige Residenzstadt **Wien** wirklich jener Ort sei, wo vom Jahre 454 bis 482 der heilige **Severin** gelebt, und welcher **Faviana** benannt ist.

Bis zum Jahre 1845 war festgestellt gewesen, daß zum Beginn des 3. Jahrhunderts die **fabianische** Cohorte in Wien ihr Lager erhielt und lange verweilte, wie zahlreiche Ziegel und Steine erweisen, daß also nach ihr das feste Castell Fabiana, Faviana genannt wurde und dergestalt nunmehr zwei Bezeichnungen, Fabiana und Vindobona abwechseln. Der keltische Name Vindomina oder Vindomana existirte nicht länger, als bis die Römer unser Uferland besetzten.

Da begann plötzlich die in Bonn ihren Ursprung nehmende, bis nach Wien fortgepflanzte Controverse, und es gelang durch allerlei Scheingründe und wissenschaftliche Streitkunst, die früher unangefochtene Ueberlieferung, es sei Faviana, der Wohnsitz des heiligen Severin, unser Wien gewesen, derart zu erschüttern, daß die Uebereinstimmung der beiden Orte geradezu geleugnet wurde. Es sollte auf einmal Tricesimum (Traismauer) den Namen Fabiana von der Cohorte aus Paphos, also Cohorta Paphiana eigentlich geführt haben. Dagegen wurden in letzter Zeit (1871) Gründe vorgebracht, welche die Uebereinstimmung von Faviana und Wien fast unwiderleglich sicherstellen, und zwar aus den unanfechtbaren Aufenthalten des heiligen Severinus selbst.

Der erste Aufenthaltsort des heiligen Severin war Astura in der Nähe von Comageni, am Fuße des heutigen Kumenberges gelegen. Es befand sich in der Nähe des Landungsplatzes bei Greifenstein an der Donau, bei dem zur Pfarre St. Andrä gehörigen Dorfe Altenberg, wo in früherer Zeit ein zweiter Ort ähnlichen Namens, Eystorf, unmittelbar an der Donau bestand, welcher bis zum 16. Jahrhundert in Urkunden und Gedenkbüchern erwähnt wird, später aber von der Donau hinweggeschwemmt wurde.

Nach den beiden zeitweiligen Wohnstätten Severin's läßt sich nun auch der stabile Sitz desselben, Faviana, ermitteln. Nach der Beschreibung des Eugippius war Faviana nur durch die Donau von dem Gebiete der Rugen getrennt, über welchen Fluß ihr Fürst Flaccitheus, dessen Sohn Fava und andere Rugen zum heiligen Severin in sein Kloster hinüberzukommen pflegten. Die Heimat der Rugen war aber das sogenannte, später von den Longobarden bewohnte Rugiland, die Campi des Paulus Diaconus, d. i. das Marchfeld in der alten Bedeutung des Wortes mit der Westgrenze bis beiläufig Stockerau, wodurch die Lage von Faviana als Nachbarort ziemlich genau gekennzeichnet ist.

Bald nach der Ankunft des heiligen Severin in Noricum, als er sich zu Comageni (St. Andrä, vor dem Hagenthale) aufhielt, beriefen ihn die Bewohner der von einer harten Hungersnoth bedrängten Stadt Faviana, zu denen bereits der Ruf von seiner Frömmigkeit und Weissagungsgabe gedrungen war, zu sich, und baten ihn um Rath und Hilfe, worauf über dessen ernste Mahnung die als sehr geizig bekannte Witwe Procula ihre zurückgehaltenen Getreidevorräthe öffnete und Schiffe mit Getreide aus dem vom Eise frei gewordenen Inn am Gestade der Donau anlangten.

Es ist diese Begebenheit erstens eine Illustration zu dem Thatbestande, daß schon damals die Donaustraße von den Handelsleuten und Frachtführern in ausgedehntem Maße benützt worden, also durch das Uferland längs der Donau ein frequenter Handelsweg nach Osten ging; zweitens war nach ihr bestimmt Faviana in unmittelbarer Nähe von Comageni und ein bedeutenderer Ort an der Donau, Merkmale, die bei keinem Orte so gut zutreffen wie bei dem von St. Andrä nur durch das Kierling- und Weidlingthal und den Kahlenberg geschiedenen Wien.

Es deuten ferner auf die Lage von Faviana zwei den Ort und die Lage betreffende Namen der Umgebung von Wien, der Name ad Vineas, der Winberc (Weinberg), nach der Tradition bei Sievering, wohin der heil. Severin von Faviana sich zurückzuziehen pflegte, und der Name des Baches Tigantia oder Taguntia, bis wohin die Barbaren von den Bewohnern von Faviana, denen sie ihr Vieh geraubt hatten, über den Rath Severin's verfolgt wurden. Dieser letztere Name jedoch hat mit jenem des oberhalb Fischamend in die Fischa einmündenden Baches Tagnitz (oder Dagnitz) die unleugbarste Aehnlichkeit. In der Lebensbeschreibung Severin's wird nirgends Vindobona oder Vindomina erwähnt, da ist denn unmöglich zu denken, es hätte Severin während seines beinahe dreißigjährigen Wirkens in Faviana, wenn dieses westlich von Comageni, irgendwo im

Noricum gelegen gewesen wäre, die naheliegende, so bevölkerte, nach dem Untergange von Carnunt wichtigste Uferstadt von Ober-Pannonien zu besuchen unterlassen, während er doch viel ferner liegende Städte (Lorch, Passau, Salzburg u. s. w.) wiederholt besucht hat. Weiterhin ist absolut nicht anzunehmen, daß eine so bedeutend befestigte, an der Donau gelegene Stadt, wie Faviana, vor der Ankunft des heiligen Severin nie genannt worden und nach Abzug der Mönche von da im Jahre 488 wieder spurlos von der Welt verschwunden wäre.

Das bestimmteste Zeugniß aber für die Uebereinstimmung von Faviana mit Wien bietet der gleichzeitige Anonymus Valesö, ein Geistlicher nordischer Abkunft, welcher um das Jahr 526, also etwa fünfzehn Jahre nach des Eugippius Lebensbeschreibung des heiligen Severin, seine Fragmente über Constantin den Großen in Verona schrieb und ausdrücklich bestätigt, es sei St. Severin ein Mönch von Pannonien gewesen, d. h. Faviana sei in Pannonien (zwischen dem Kahlenberge und der Leitha) gelegen; auch der spätere Paulus Diaconus sagt dasselbe. Nicht mindere Beweise liegen in der großen Aehnlichkeit des Namens Faviana (Fa-Wiana gelesen) mit dem späteren Wiana, Wiena und mit dem Vianiomina des Plinius. Es bestätigen ferner zahllose schriftliche Aufzeichnungen in Urkunden, Glossarien, Codices u. s. w., daß Favianis mit Wien identisch ist.

Die historische Ueberlieferung über den Ort, von wo aus der heilige Severin mit seinen Schülern im ganzen oberen Donau-Gebiete thätig war, wo er von Kranken und Nothbedrängten, von Abgeordneten der Städte und von Fürsten häufig gesucht und besucht worden, ging gewiß nicht in der Erinnerung der Bewohner so gänzlich verloren, daß man so bald darnach seinen Aufenthalt nicht mehr zu bestimmen vermochte; da müßte sich ja das Andenken an St. Florian (304 in die Enns gestürzt), an König Etzel's Hochzeit mit Chrimhilde (450) ebenfalls schon längst verloren haben. Schließlich spricht dafür auch der Cyklus von Sagen, welche noch heute in der Bevölkerung der Umgebung von St. Andrä über den Verkehr des Heiligen von Wien aus verbreitet sind, desgleichen jene über die Entstehung der Klöster bei St. Johann in der Roßau, in Heiligenstadt und Sievering.

So war es denn einigen Zweiflern der neuesten Zeit vorbehalten, an dem vierzehnhundertjährigen liebgewordenen Glauben an die Wohnstätte des heiligen Severin in Wien zu rütteln — bisher wohl vergebens, trotz der ungemein geistvollen Wahrscheinlichkeitsschlüsse.

Karl des Grossen Siege gegen die Avaren und die ersten Kirchen in Wien.

Nach der Besiegung der Rugen zogen die Ostgothen in deren Sitze ein; ihr Stammgenosse Jornandes nennt Windomina (wie in seiner Schreibweise Wien lautet) ausdrücklich als eine ihrer Städte. Von ihnen wurde das Land bis zum Jahre 530 besetzt, und es hat sich aus jener Zeit ein merkwürdiges Denkmal erhalten, nämlich ein Grab, welches im Jahre 1662 beim Baue des Leopoldinischen Tractes der Hofburg (derselbe dehnt sich zwischen dem Rittersaale und der Bellaria aus) aufgedeckt wurde. Man fand nun einen schon alt angebrochenen Sarkophag, in welchem sich Erde und menschliche Gebeine, dann eine kleine, länglich-runde Hülse

aus reinem Golde, oben und unten mit Deckeln verschlossen, zeigten. In letzterer lag eine zweite Hülse aus Bronze, in dieser eine dritte aus Silber und endlich in der letzten ein enge zusammengerolltes, sehr feines Goldblättchen mit der gothischen Inschrift: „Nasei o Kut saiida | ist jaindre Dasvina | menida ab Satana | ubl akranis manva | bi huam dindos gnoba | Kabaugona“ (zu deutsch: Rette o Gott! Geopfert ist dahin Daswina, die der üble Satan bedrohte, als sie zur Frucht bereit war; Du, vor dem des Volkes Kniee gebogen sind!) Es ergiebt sich dies als das Grab einer christlichen, zur Zeit ihrer guten Hoffnung verstorbenen Gothin, Daswina mit Namen, welch' letzterer sich wahrscheinlich auf unsere Vaterstadt bezog. Dieses Denkmal, frühestens aus der Mitte des fünften Jahrhunderts stammend, ist das einzige ostgothische, welches der Literaturgeschichte aufbewahrt blieb.

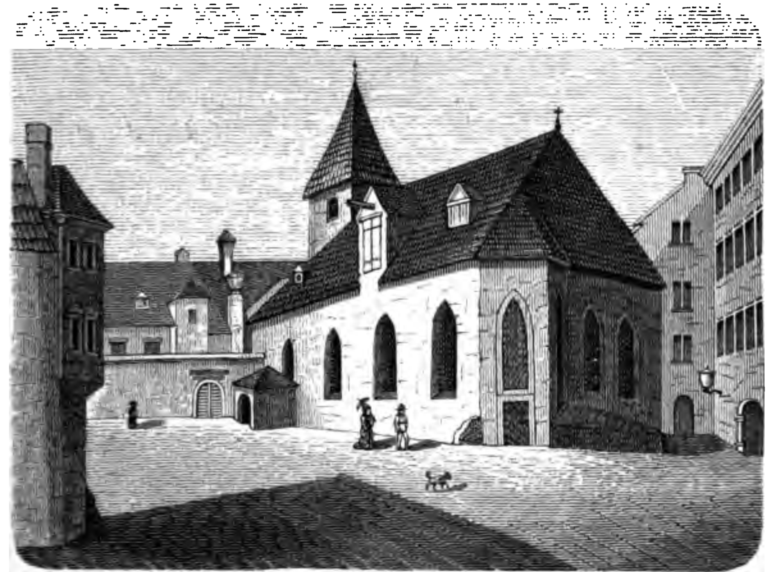


Die Kirche in Sievring. (Seite 53.)

Auf die Ostgothen folgten in Pannonien die Gepiden und auf diese die Langobarden, welche die ersteren im Jahre 551 in einer blutigen Schlacht bei Sirmium fast bis zur Vernichtung schlugen. Gleichzeitig aber brach ein neues, den Hunnen verwandtes Volk, die heidnischen Avaren, aus Asien hervor. Pfeilschnell auf ihren Rossen einherfliegend, befleckt mit allen Lastern der Unwissenheit und viehischen Völlerei, bemächtigten sie sich des Landes bis zur Enns und wußten es durch mehr als zweihundert Jahre zu behaupten. Sie lebten in „Ringen“ (Wagenburgen und ausgedehnten Erdwällen) hinter Flüssen und unzugänglichen Moräften, stets zu Ausfällen, Kampf und Mord bereit. Ein interessantes Andenken an deren Anwesenheit bewahrt der berühmte Anatom, Professor Hyrtl; dessen Schädelsammlung wurde nämlich im Jahre 1854 durch einen Schädel bereichert, der in einer Lehmgrube bei Inzersdorf mehrere hundert Fuß tief unter der Erde gefunden worden ist. Derselbe hat fast die Gestalt eines Zuckerhutes, dessen Grundlage das Gesicht und die Spitze den Scheitel bildet. Die Stirne ist dergestalt nach vorne abgedacht, daß sie mit den beiden Seitenknochen des Kopfes eine abschüssige

Ebene bildet, und dieser Umstand bestimmte den Gelehrten, diesen Schädel als einen Avaren-Schädel anzuerkennen, weil es bei diesem Volksstamme Sitte gewesen, den Köpfen in der Jugend durch Binden und Pressen eine solche Form zu geben.

So abschreckend indeß auch die alten Schriftsteller die Avaren schildern, muß doch eigens bemerkt werden, daß sie keineswegs völlige Verwüster gewesen; im Gegentheile, sie schonten die Städte und die Bewohner, um deren Kunstfertigkeit in allerlei Handwerken, wie das Erträgniß des Ackerbaues, zu welchem sie selbst sich nicht herbeiließen, zu benützen. Es hielten ihre Häuptlinge auf Schmuck und Glanz der äußeren Erscheinung, und wer solches thut, ist nie ganz verthiert. Der Chakan (Oberhaupt) Baikan schonte auf seinem Verheerungszuge die römischen Badeanlagen, denn seine Frauen wußten deren Annehmlichkeiten gar wohl zu schätzen; ein anderer ihrer Fürsten bot den Romäern Waffenstillstand an behufs Feier ihres



Ruprechtskirche. (Seite 58.)

Osterfestes und ließ den hungernden Feinden Speise zukommen. Das sind thatsächliche und lobenswerthe Züge. Aus dem 8. Jahrhundert ist bekannt, daß sich Geistliche im Lande der Avaren aufhielten und ungehindert ihr Amt verrichteten. Allerdings hat wohl auch die Stadt Faviana unter dem Drucke der Avaren gelitten, sie, sowie mehrere andere Städte versanken jedoch niemals völlig in Trümmer, weshalb jene Schilderung, durch welche der Baierherzog Theodo im Jahre 649 den heiligen Emeran abhielt, den Avaren das Evangelium zu verkünden: „denn alles Land von der Enns sei in eine Wildniß verkehrt und dort, wo vordem blühende Städte gestanden, wären nur reißende Thiere zu finden", auf ein weitaus bescheideneres Maß zurückgeführt werden muß.

Der schlagendste Beweis ist jedoch die Gründung der ersten nachweislichen Kirche Wiens, welche zur Zeit der Avaren-Herrschaft fällt. Bischof Virgil von Salzburg ließ sie zu Ehren seines Vorfahren, des heiligen Ruprecht, im Jahre 783 an derselben Stelle erbauen, wo bereits vierzig Jahre früher die Glaubensapostel Cunald und Gisalrich eine Krypte (unterirdisches Bethaus) errichtet hatten, und zwar wie die in der Kirche selbst angebrachte Inschrift besagt:

im Jahre 740. Das Verzeichniß der früheren Steinmetzmeister auf dem Innungshause erwähnt, daß ein gewisser Franz von Eisleben im Jahre 766 die Kirche erbaut habe; immerhin aber verbleibt dem Kirchlein der Ruhm, die älteste Kirche Wiens zu sein, und ging dieselbe wahrscheinlich aus einem römischen Tempel hervor, da das Terrain dieser Kirche in die erste Vergrößerung des römischen Wien behufs der Aufnahme einer zahlreichern Besatzung fiel.

Die erste urkundliche Erwähnung von St. Ruprecht geschieht im Stiftungsbriefe des Schottenklosters vom Jahre 1158, worin Herzog Heinrich Jasomirgott die Capellen zu St. Maria am Gestade, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz innerhalb der Stadtmauern dem Schottener Pfarrsprengel unterstellt. Der schätzbare Chronist Jans der Enenkel aber, welcher um 1190 bis zu 1250 lebte und in seinem Fürstenbuch von Oesterreich und Steier insbesondere auch die Schicksale seiner Vaterstadt Wien nach alten Ueberlieferungen und Klosteraufschreibungen besungen hat, ist der Erste, welcher über die Entstehung des Ruprechtskirche berichtet, und zwar folgender Art:

Seit nach dez haiden (Hunnen) tot,
alz ez der lieb Gott gepot
da sazzen die christen und trachten (dachten)
wie sew ein chirichen gemachten
do Gott imme würde geert
und sein grozzes Lob gemert
do sprach der weisest under in
ir herren hert meinen sin
mit hulden ich ez sprechen sol
die chirich steht nidert so wol
sam gegen den Werd (spätere Leopoldstadt) auf der haide,
do hat sie schön augenweide
die red begund in allen
vil recht wol gevallen
do wart die gruntfest gegraben
und auch die chirich schon erhaben
und wart geweiht also here
in Sand Ruechprechcz ere
alz seu noch heut ist bechant
in Wienne sie die pharr wart genannt.

Die Lage von St. Ruprecht stimmt thatsächlich mit Enenkel's Beschreibung völlig überein; sie stand nach allen Seiten frei auf der Anhöhe in dem ältesten Theile der Stadt, um welchen sich diese, als sie später an Häusern und Bewohnung mächtig anwuchs, in immer weiteren Ringen gruppirte. Der Kirche seitwärts fiel der Hügel steil zum Donau-Ufer ab, so daß am Fuße desselben die Salzschiffe landeten und der Auslandeplatz den Namen Salzgries bekam, den er bis heute sich erhalten hat. Wohl ist nunmehr die freie Aussicht gegen die Donau und den Werd (heutige Leopoldstadt) schon seit Langem durch ein Häusermeer verbaut, das, emporsteigend vom Salzgries und die Kirche selbst zum Theile einschließend, die Anhöhe bedeutend geringer erscheinen läßt; indeß bewahren die Fischerstiege und der Ruprechtssteig (Ruprechtsstiege) noch heute in der Wirklichkeit und dem Namen nach die Erinnerung an die erhöhte Lage des Kirchleins.

Es muß hier ferner noch bemerkt werden, daß der heilige Rupert (von 582 bis 623 wirkend) bei der Gründung des Klosters St. Peter in Salzburg auch die reichen, schon den Römern bekannten Salzbergwerke wieder aufgefunden und in Betrieb gesetzt hatte, welcher Umstand nicht nur mit dem Aufbau des ihm geweihten Kirchleins nahe beim Landungsplatze der Salzschiffe in Verbindung gebracht wird, sondern auch Anlaß gab, das Bildniß des Heiligen selbst auf dem Altare mit einer Salzkufe in der Hand darzustellen. Bis jetzt hat sich in der Kirche ein ähnliches Bild, halberhaben aus Holz geschnitzt, erhalten; dasselbe ist an

dem zweiten Pfeiler, dem Eingange gegenüber, angebracht. Die Zeche der „Salzer" (Salzhändler) erwies sich stets dem Kirchlein, das bereits mehrmals bis zum Einsturze baufällig gewesen, gutthätig, und dasselbe erhob sich durch die Unterstützung derselben immer wieder von Neuem.

Bald begann sowohl für Deutschland wie für Oesterreich eine neue Periode, und zwar durch die Regierung des Kaisers Karl des Großen. Die Geschichte Wiens hat nun freilich nichts mit den Feldzügen zu thun, in denen der Kaiser die rings um die Grenzen raubgierig lauernden Feinde bezwang und mit dem Kreuze zugleich Gesittung, Gesetz- und Rechtsschutz, Bodencultur und Gewerbsthätigkeit, Kunst und Wissenschaft in frühere Barbarenländer einführte; es muß jedoch einer dieser Heerzüge angeführt werden, weil er für Wien von höchst wichtigen Folgen war: der Krieg gegen die Avaren.

Eben hatte Karl in Regensburg Hof gehalten, den treulosen Baiernherzog Tassilo, der sich mit den Avaren verbündet, in's Kloster verwiesen, die Besitzverhältnisse des Landes zwischen Lech und Enns geregelt und das Land selbst in Grafschaften abgetheilt, als die Kunde kam, daß die Avaren neue Einfälle verübt hätten. Nunmehr beschloß der Kaiser einen Feldzug in deren eigenes Land. Er bot die Heeresfolge im ganzen Reiche auf, musterte zu Regensburg die Schaaren und umgürtete seinen dritten, jüngsten, 13jährigen Sohn Ludwig (den Frommen) mit dem Schwerte. Im Spätsommer 791 brach er mit zwei Heersäulen die beiden Ufer der Donau entlang auf; gleichzeitig drang sein zweiter Sohn, Pipin, von Istrien aus in das Land der Avaren ein. Dieser besiegte sie glänzend in einer Schlacht, gegen Karl selbst hielten jedoch die erschreckten Feinde keineswegs Stand, sondern sie flohen sofort und gaben ihre befestigten Ringe am Kampflusse und am commagenischen Gebirge (Kunnenberg V. U. W. W.) preis, worauf sie Karl bis an die Raab verfolgte und sodann nach Regensburg zurückkehrte. Pipin führte den Krieg bis 798 glücklich fort, drang bis über die Theiß und eroberte den Hauptring der Avaren daselbst, wobei eine große Anzahl mit dem Chakan erschlagen und unermeßliche Beute gewonnen wurde.

Die Königsburg der Avaren, welche so vernichtet wurde, daß man dort keine Spur einer menschlichen Behausung auffinden konnte, soll Haimburg gewesen sein, was nicht unwahrscheinlich ist, da abwärts an der Donau keine so gebirgige oder strategische Stelle mehr vorkommt und Karl nur bis an die Mündung der Raab vordrang und dann über Sabaria (Steinamanger) wieder zurückkehrte. Später, im Jahre 805, erschien Capcan, der Fürst der Hunnen, der Bedrängniß seines Volkes wegen bei Kaiser Karl zu Aachen, den er bat, ihm ein Wohnstätte zwischen Sabaria und Carnuntum zu überlassen, indem er in seinem jetzigen Aufenthalte vor den Anfällen der Slaven nicht mehr sicher sei. Diese Bitte gewährte der Kaiser und entließ den Fürsten reich beschenkt.

Erwähnenswerth sind mehrere Personen, welche in der Begleitung Kaiser Karl's erschienen waren und deren einige in Wien und Umgebung zurückgeblieben sind. So erhielt z. B. der Turse die ganze um Baden liegende Gegend, um sich daselbst anzusiedeln und sie von Räubern zu reinigen. Turso wählte zu seiner Ansiedlung den Eingang des nördlichen Gebirges bei Baden, dessen Quellen damals schon besucht waren, weil er von hier aus die weite Ebene frei übersehen und der Räuberhorden am besten Meister werden konnte, welche aus diesen Gebirgsthälern und der Thalstraße vom Gute Sattelbach hervorbrachen.

Die auf den rauhen Eckfelsen erbaute Veste erhielt den Namen Rauheneck und ihr Erbauer, welcher der Stammvater der österreichischen Familie Turso ist, nannte sich nach ihr Turso von Rauheneck. — Eine noch in viel späteren Tagen epochemachende Persönlichkeit war Joannes de Temporibus oder Johann von Ziethen, Karl's des Großen Armiger (Waffenträger),

welcher unter Kaiser Friedrich dem Rothbart erst im Jahre 1138 im Alter von 361 Jahren starb, also der älteste Mensch geworden, von dem man seit Moses gehört hatte. — Endlich wird aus jenen Tagen von einem gewaltigen Recken, Namens Aenother, auch Einheer genannt, berichtet, einem Schwaben (gebürtig aus dem Turgau), der mit Karl gegen die Avaren zu Felde zog. Dieser Riese durchwatete, wie die Chronik erzählt, die Bäche, welche keine Brücken hatten, mähte in der Schlacht die Feinde wie mit der Sense nieder und trug ihrer mehrere an seinen Spieß gesteckt wie Hasen fort. Später gefragt, wie es ihm im Kriege ergangen, soll er geantwortet haben: „Was soll ich viel von diesen Fröschlein sagen; ich trug ihrer vier bis sechs am Spieß und weiß nicht, was sie quackten". Ungewöhnliche Körpergrößen waren übrigens in jener Zeit nicht selten, es maß ja Karl selbst volle sieben Fuß. Die noch heute blühende Bürgerfamilie Einöder (Ainöder) in Wien nimmt Karl's Leibriesen als ihren Urahn in Anspruch.

Karl der Große bestimmte nun das den Avaren abgerungene Land von der Enns bis zum Wienerwalde zu einer Markgrafschaft im Osten des Reiches, wie er dergleichen rings um seine Lande zum Schutze derselben unter streitfertigen Befehlshabern in's Leben rief. Sie wurde Ostmark — plaga orientalis, Windinorum marca — genannt und mit deutschen Einwanderern besiedelt, an welche noch jetzt zahlreiche Ortsnamen, wie Frankenfels, Frankenmarkt, Frankenreuth, Baierisch-Waydhofen, Baierbach, Baier, Sachsen, Sachsengang u. A. erinnern. Karl bestellte ferner als Markgrafen Guntram, den Grafen im Erdingau; diesem folgten Wernhar, Alberich, 823 Gottfried, 826 Gerold und 828 Graf Radbod, welcher die Ostmark gleichzeitig mit der Kärnthner- und Krainermark durch zweiunddreißig Jahre verwaltete.

Neben den neu erstandenen Orten erhoben sich aber auch die meisten schon vordem bestandenen wieder und darunter auch Faviana, woselbst Karl der Große schon 792 nach dem ersten Feldzuge gegen die Avaren eine Kirche zu Ehren des heiligen Petrus erbaute. Als Bauleiter wird ein Meister Zemmer, Geistlicher, genannt, den Bau selbst soll der bereits erwähnte Steinmetz Franz von Eisleben ausgeführt haben. Bis zum Jahre 1702 bestand die Kirche unverändert fort; dann wurde sie abgebrochen und an gleicher Stelle die heutige Peterskirche erbaut. Es soll ferner Bischof Urolph, Diöcesan von Lorch und von Passau, den Bau eingeweiht, sowie auf Kaiser Karl's besondern Wunsch in Wien einen Suffragan-Bischof (erzbischöflichen Stellvertreter) eingesetzt haben, als welch' letzterer Bischof Rathfred (gestorben 826) genannt wird, dem Bischof Arno (gestorben 860), dann Bischof Alberich, endlich Bischof Malvin (unter König Ludwig dem Kinde) folgten. Somit repräsentirt die Peterskirche jener Tage eine Kathedralkirche (Pfarrkirche eines Bischofs), was von vielen Seiten als unmöglich dargestellt wird, weil — wie angegeben wird — das damalige Wien zu klein und unscheinbar gewesen, um einen Bischof in seinen Mauern beherbergen zu können, auch das Kirchlein von St. Peter zu klein und unbedeutend für eine Domkirche gewesen wäre. Es sind dies Alles jedoch keine stichhältigen Gründe, denn vor tausend Jahren lagen die Verhältnisse riesig weit von den heutigen verschieden. Unmöglich ist also dieser Umstand durchaus nicht, wenn auch kaum je zu erweisen.

Nunmehr theilte die Ostmark gute und schlechte Zeit mit dem Reiche, wie sie die wenig würdigen Nachfolger des großen Karl leider über dasselbe brachten. Als mit dem Vertrage zu Verdun (843) das Reich Karl's in zwei geschiedene, das deutsche und fränkische (französische), getheilt wurde, blieb die Mark an der Donau bei dem ersteren und unter Ludwig dem Deutschen.

Jetzt begannen die Kriege mit den Slaven, welche sich schon unter Karl dem Großen zwischen Elbe, Oder und March bis an die Gran ausgebreitet hatten. Mit Ratimar, dem Slavenherrscher an der Save, war der Markgraf

Ratbod schon gegen Mitte des 9. Jahrhunderts in Krieg verwickelt worden; der Markgraf besiegte den Gegner, worauf sich dieser den Franken unterwarf. Aber der Groll gegen die aufgedrungene deutsche Herrschaft blieb ununterbrochen und so ergriff der Mährenfürst Rastiz, wenngleich Ludwig der Deutsche ihn auf den Thron erhoben (846), die Gelegenheit, welche eine den Deutschen in Böhmen beigebrachte Niederlage bot, um sich unabhängig zu machen. Als er bald darauf zur Rückkehr gezwungen wurde, reizte er den mächtigen Fürsten Swatopluk zum gerne unternommenen Kriege. Da schlug denn auch Karlmann die Slaven, sperrte den Rastiz geblendet in ein Kloster und behielt Swatopluk als Geisel; aber der arglistige Mann verstand es, seine Wächter zu täuschen, führte ein mächtiges Heer, das gegen einen Thronwerber auszog, in einen Hinterhalt seiner Landsleute und da ging dasselbe fast völlig zu Grunde.

Von ganz besonderem Interesse ist wohl, daß in dieser Zeit, während welcher, wie man bisher annahm, ein Zustand fast vollständiger Verwüstung der Umgebungen Wiens durch die Stürme der Völkerwanderung und durch die heidnischen Ungarn geherrscht haben sollte, eine königliche Pfalz der Karolinger zu Baden bestanden habe. Nach dem Ergebnisse neuester Forschungen hat nämlich König Karlmann, der älteste Sohn Ludwig's des Deutschen, zu Padun (Baden) eine Pfalz (Palatium, d. h. Gerichtshof) gehabt, welche im Jahre 869 eine glänzende Versammlung pannonischer, ostmärkischer und baierischer Edelleute sah; es verweilte ferner in dieser „östlichsten aller karolingischen Pfalzen“ vorerwähnter König als Heerführer im Jahre 869 längere Zeit und unternahm von da aus seinen Angriff gegen die mährischen Feinde. Der Rechtsstreit, welcher hier auszutragen war, bestand in Folgendem. Im obengenannten Jahre schenkte eine „Matrone“, Namens Perekunda, zu Freisingen an die Kirche daselbst ihre Güter in Baiern und zu Pütten (bei Wiener-Neustadt); die Rechtmäßigkeit dieser Schenkung wurde aber von einem Grafen Kundhar bestritten, der behauptete, daß das Eigenthum dieser Güter ihm gebühre, da ihm dieselben durch den schon vorhin erwähnten Grafen Radbod als freies Eigen übergeben worden seien. Der daraus entsprungene Streit zwischen dem Grafen Kundhar und dem Bischof von Freisingen wurde vor den königlichen Statthalter Karlmann gebracht, und da bei den Erhebungen des Rechtsbestandes Ortszeugen auch aus dem an der damaligen Grenze von Karantanien gelegenen Pütten abgehört werden mußten, so begab sich Karlmann auch in die östlichen Theile und kam somit nach Baden, woselbst für die Rechtmäßigkeit der Schenkung Perekunda's eine ansehnliche Menge von Zeugen, wie Cundalphert, Amalker, Bapholt, Uogo, Amalrich, Hato auftraten, worauf Graf Kundhar abstand, die Schenkung bestätigt wurde und die Uebergabe erfolgte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die uralten Grundmauern, auf welchen sich die nachmalige Burg der „Herren von Baden“ erhob (sie kamen im Jahre 1877 beim Schulbau zum Vorscheine), die Grundfesten der Pfalz der Karolinger gewesen sind.

Um 871 gründete Swatopluk das großmährische Reich, welches Ungarn zwischen der Donau und Theiß, das linke Donau-Land Oesterreichs, Mähren und Böhmen umschloß; die Kämpfe der Deutschen gegen ihn waren nicht glücklich, die Ostmark und Faviana wurden auf's grausamste verwüstet und im Jahre 884 mußte Karl der Dicke bei einer Zusammenkunft am Mons Comagenus (wie schon erläutert, der heutige Kumenberg bei St. Andrä vor dem Hagenthal) einen Vertrag eingehen, der ihm gegen das leere Gelübde der Lehenstreue den Frieden brachte. Im Herbste 1876 ließ der niederösterreichische Landesausschuß über Anregung des Beisitzers desselben, Dr. J. Bauer, auf den Kumenberge bei St. Andrä zur Erinnerung an die im Jahre 791 erfolgte Zerstörung der Avarenburg durch Karl des Großen und die Zusammenkunft Kaiser Karl's des Dicken mit

Swatopluk von Mähren 884 einen entsprechenden Denkstein aufstellen. Es ist dieses geschichtliche Monument an einem Punkt errichtet, von wo man die schönste Aussicht in das weite Tulnerfeld genießt.

Zur gleichen Zeit (882) war in Faviana das dritte Kirchlein: Maria am Gestade, gegründet von frommen Schiffern, welche hier von der Thalfahrt aus Passau und Lorch mit ihren Waaren zu landen pflegten. Wohl wird von mancher Seite dies als eine Fabel erklärt, weil der bisher älteste Plan von Wien (1144, von dem später zu sprechen ist) im Bereiche des damaligen Wien nur über die Ruprechtskirche und die Stefanskapelle als gottesdienstliche Gebäude bestimmte Kunde bringt; indeß ist nicht anzunehmen, daß die Fischer und Schiffer, welche ein nicht ungefährliches Handwerk trieben, ihren Landungsplatz so ganz ohne eine Baute gelassen haben werden, wo sie vor dem Bilde ihrer hochverehrten Schutzpatronin, der Mutter des Erlösers, oft im brünstigen Gebete um Schutz für sich und die Ihrigen flehen konnten, besonders, wenn die noch ganz unregulirte Donau bei aufgeregten Wogen oder brechendem Eise ihnen Tod und Verderben drohte. Also ein Kapellchen „auf der Stetten“ (am Gestade) hat da sicher seinen Platz gefunden. Findet man doch auch an anderen Orten aus Karl's des Großen Zeit Nachrichten von Kirchengründungen.

In dieser Beziehung muß z. B. bemerkt werden, daß auch das Entstehen der Kirche von Maria-Lanzendorf (zwischen Laa und Himberg, zwei Stunden von Wien), diesem noch heute berühmten Wallfahrtsort der Wiener, in jene Zeit gesetzt wird. Dieselbe soll schon in den Tagen, als noch die Römer an der Donau herrschten, existirt und die Lucaskapelle geheißen haben. So zeigt eines der Gemälde an der Außenseite der Wallfahrtskirche den heiligen Lucas, wie er um das Jahr 70 den Markomannen das Evangelium verkündet; ein zweites den Kaiser Marc Aurel, wie er im Treffen gegen die Markomannen und Quaden durch das Gebet der christlichen Legion mit dem Heere gerettet wird; auf dem dritten Bild bauet Prinz Arthur aus Britannien für seine Krieger eine, dem heiligen Lucas gewidmete Kapelle (508), weil er hier einen Stein gefunden, auf dem geschrieben war, daß dieser Heilige hier gepredigt hat; auf dem vierten sieht man Erntrud, eine Fürstin aus dem Stamme fränkischer Könige, wie sie im Jahre 539 in dieser Kapelle die Mädchen vor einem Marienbilde den Englischen Gruß beten lehrt, mit dem auf der Kirchenversammlung zu Ephesus beschlossenen Beisatze: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns!“ Auf dem fünften schlägt Karl der Große die Hunnen, läßt die von ihnen zerstörte Lucaskapelle neuerdings erbauen und setzt 791 das Bild der Mutter Gottes in dieselbe. Diesbezüglich berichtet die Ueberlieferung: „Als Carolus Magnus zu Lorch am Ennsflusse die Avaren schlug, wandelte er weiter fort gegen Faviana und lagerte auf dieser Haide (so wurde der Ort noch im 16. Jahrhundert genannt). Er saß sechzig Tage allhier und baute in gar schneller Eile gegenwärtige Kapelle. Er zog darnach mit seinem Heere gegen Ungarn und setzte seine schmerzhafte Kriegsmutter, die er allezeit mit sich in den Krieg nahm, mit eigener Hand in's Gehäuse und gab sie daher zur ewigen Erinnerung und Verehrung. Und das ist geschehen, da von Christi Geburt vergangen 791 Jahre.“

Es war übrigens nichts seltenes, daß junge Königssöhne das Ostreich durchwanderten und hier Anregung im Christenthume fanden. So that auch der nachmals heilig gesprochene Iwan, Herzogssohn aus Croatien, der nach dem Tode seines Vaters sich einige Zeit in Fabiana und den übrigen Ortschaften aufhielt und sich endlich im Jahre 867 in die Wildniß Ostrow (Böhmen) zurückzog, wo er im hohen Alter starb. Sein Andenken zu ehren, errichtete daselbst Herzog Borziwoy eine Kapelle zu Ehren des heiligen Johann des Täufers, und 1033 führte Herzog Brzetislaw Benedictiner aus dem Kloster Ostrow hierher, denen er ansehnliche Besitzungen gab. Schon in den ältesten Zeiten geschahen Wallfahrten nach dem

„St. Johann unter dem Felsen“ genannten Kirchlein. Daselbst befindet sich die Höhle des heiligen Iwan, sie ist auch sonst merkwürdig wegen des herabtropfenden Wassers, welches in einem Glase aufgefangen seine natürliche Flüssigkeit behält, wenn es aber auf einen Stein fällt, in Bergkrystall verwandelt wird, ferner wegen der in Stein ausgehauenen Zeichen, welche die Lage eines stehenden, liegenden, knieenden und sitzenden Mannes vorstellen. Zu den Wallfahrern gehörten auch Kaiser Mathias und Ferdinand III.; des Ersteren Gemalin Anna ließ 1616 einen Marmoraltar errichten, auf welchem die Ueberreste des heiligen Iwan aufbewahrt sind.

Im Jahre 887 war Arnulph zur deutschen Kaiserwürde gelangt; er sann sofort darauf, an dem Slavenfürsten Rache zu nehmen, und es kam ihm dabei das Erscheinen eines neuen Volkes aus den Karpathen erwünscht, der Magyaren, mit deren Hilfe das großmährische Reich in Trümmer geworfen und Swatopluk zum schimpflichen Frieden genöthigt wurde, den er gramgebeugt nur kurze Zeit überlebte. Die Grenzhut der Ostmark wurde dem tapferen Agilolfinger, Grafen Luitpold, übertragen. Das Bündniß Arnulph's war aber ein recht unheilvolles, das noch lange nachher die schrecklichsten Früchte brachte; denn die Geister, welche er herbeigerufen, ließen sich nicht mehr bändigen. Die Magyaren, ein wildes Reitervolk, welches Blut trank, rohes Fleisch verzehrte und sich der Menschenherzen als Arznei bediente, nahmen nicht nur die Ebenen an der unteren Donau in dauernden Besitz, sondern sie fielen von hier aus auch in die deutschen Gauen mit Mord und Brand ein.

Der Nachfolger Arnulph's war Ludwig das Kind; der Mangel eines starken Herrschers verzögerte das Aufgebot der Reichswehr und diese sammelte sich erst im Jahre 907. Die Deutschen rückten bis an die March vor, erlitten aber hier in nächtlichem Ueberfalle durch die Magyaren eine völlige Niederlage; Luitpold, die Erzbischöfe von Salzburg und Freisingen, viele Aebte und die Blüthe der Ritterschaft wurden erschlagen und mit Noth entrann der junge König in die befestigte Ennsburg bei Lorch. Die siegreichen Magyaren aber brachen in wiederholten wilden Verheerungszügen nach Deutschland, ja darüber hinaus nach Burgund und Italien vor. Es mußte Ludwig den Frieden durch Tributzahlung erkaufen und die Greuelzeit währte nahezu ein halbes Jahrhundert, während welchem die Litanei in den Kirchen den Zusatz erhielt: „Herr, vor der Ungarn Pfeile bewahre uns!“

Somit verschwand die junge Ostmark noch einmal, es sanken die Städte und Ortschaften in Trümmer, die Einwohner wurden auf's härteste bedrückt, aber trotzdem — die Ungarn behinderten sie nicht in ihrem Gottesdienste, ja es erschienen im Lande neue geistliche Sendboten, welche nicht nur den unterjochten Einwohnern und Gefangenen Trost brachten, sondern dem Christenthume auch bei den Magyaren Eingang verschafften.

Allerdings hatte schon Kaiser Heinrich I. im Jahre 925 von den Ungarn gegen Auslieferung eines gefangenen Anführers einen neunjährigen Waffenstillstand errungen und sie, als ihre Reiterschaaren nach dessen Ablauf neuerdings heranstürmten, in der Schlacht bei Merseburg (934) so entscheidend geschlagen, daß sie fortan sich scheuten, Deutschland zu betreten; indeß gelang es erst dem Kaiser Otto dem Großen, die furchtbaren Würger völlig aus dem Reiche zu bannen. Im Jahre 955 brach neuerdings ein ungeheures Heer der Ungarn in Deutschland ein und berannte Augsburg, es erlitt jedoch durch den zum Entsatze anrückenden Kaiser eine solche Niederlage, daß nur sieben Mann als Boten der Hiobspost in das Land zurückgelangten. Nunmehr aber wurden die Ungarn dem Christenthume und einem geordneten Staatsleben zugeführt; zu diesem Resultate trugen nicht nur die Erschöpfung der Nation und die Bemühungen der Glaubenslehrer bei, sondern auch die allmälige Annahme der Cultur von den im Lande zahlreich weilenden Gefangenen, so daß ein alter Schriftsteller zu dem Ausrufe bewogen wurde: „Victa terra victores domuit“ (das besiegte Land zähmte die Sieger).

Das Land diesseits der Erlaph und mit ihm Faviana blieb aber noch durch dreißig Jahre in der Gewalt der Magyaren, welche ihre Grenze gegen die Deutschen durch das Castell Vasvár (die „Eisenburg", an der Stelle des heutigen Melk) beschützten. In dem übrigen Theil der Ostmark erscheint ein Burkhart als Markgraf bestellt, welcher dieses Amtes aber gegen Ende des Jahres 975 durch Theilnahme an dem Aufstande gegen Kaiser Otto II. wieder verlustig wurde.

Entstehen der Burgen und Herrensitze.

Es wurden bereits im vorigen Abschnitte der Maßnahmen Karl's des Großen erwähnt, um das zerrüttete Land wieder aufblühen zu machen. Das Zeichen des heiligen Kreuzes verbreitete Frieden und Wohlstand von den Hügeln der Ostmark bis zu den norischen Alpenhöhen, und vornehmlich in den Meierhöfen, wo der Adel in der Mitte seiner Unterthanen — aus freien Leuten, Leibeigenen und Knechten bestehend — lebte, ehe er sich auf hohen Felsen und Bergen Burgen zu erbauen vermochte, herrschte ein gar fröhliches Leben. Nicht nur Handwerker und Künstler, auch die Frauen und Töchter der Großen beschäftigten sich daselbst mit Verfertigung der Kleider und Hausgeräthe. Die früher in Schutt und Trümmern liegenden Städte und Dörfer hoben allenthalben ihr Haupt empor; die von Pferdehufen zertretenen Wiesen und Felder grünten und waren neuerdings mit Getreide und Früchten geschmückt, die dunklen Wälder, in denen ehedem Menschenblut floß, gelichtet und die schauerlichen Plätze der steinernen Götzenaltäre mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt. Es hatte Karl der Große, dem Lande dies- und jenseits der Enns als Schutzwehre Deutschlands mit besonderer Liebe zugethan, um den verwegenen Einfällen der barbarischen Horden zu begegnen, Grenzwehren, Thürme und Vesten errichten, sowie ansehnliche Ländereien unter die tapfersten Krieger seines Heeres vertheilen lassen, die das Land durch fränkische, sächsische und baierische Colonisten bearbeiten ließen, deren Nationalitätsbezeichnung, wie schon erwähnt, auf die Ansiedlungen überging. Bald erhoben sich auch hie und da die Burgen und Schlösser als befestigte Herrensitze. So ist es denn auch nothwendig, über dieselben einige Erläuterungen zu geben; blicken doch noch heute so manche ihrer altersgrauen Reste auf die lebenden Geschlechter hernieder, gehören doch überhaupt die Burgen, die einstigen Wohnsitze der „vollfreien Genossen" (freien Grundherren), des Adels und der sogenannten Geschlechter, zu den wichtigsten Baudenkmälern des Mittelalters.



Peterskirche. (Seite 60.)

Die Wurzel des Wortes Burc (mittelhochdeutsch) ist Birge, nämlich eine sichere Berge, ein Verschluß. Es wurde aber unter Burg nicht blos das ver-

standen, was zumeist als festes Schloß bezeichnet wird, sondern auch jede befestigte Stadt, sowie ganz besonders in derselben das innerhalb der Ringmauer besonders befestigte Castell, z. B. die Wiener, die Grazer Burg, die Burg in Wiener-Neustadt u. s. w. Deshalb werden auch im Mittelalter die Stadtthore durchaus Burgthore genannt und zum Unterschiede von den, an den alten Ringmauern der Städte meist unter massiven Steinthürmen befindlich gewesenen mehreren derartigen Thoren, noch die einzelnen derselben, theils nach Ländern, wohin die durch selbe ausmündenden größeren Straßen zunächst führten, theils auch nach anderen nahe gelegenen Oertlichkeiten genannt, nebstdem auch sonst mit absonderlichen Beinamen belegt, wie z. B. später das Kärnthnerthor, Bairer- (ganz unrichtig Peiler-) Thor, das Widmer-(Holz-)Thor, Werderthor, Stubenthor, welchen allen die Bezeichnung Puritor (Burgthor) angefügt wurde.

Das Wort Birge in der vorerwähnten Bedeutung ist aber auch zugleich die Wurzel gar vieler anderer Worte. Abgesehen von bekannteren Worten, wie Gebirge, Berg, Verborgenheit, stammt von daher auch das Wort Burgaere, d. h. Bürger, Bewohner einer befestigten Stadt, Herberge, Beinberge (Beinschiene), Halsberge, diese letztere ein Alles bergendes Panzerhemd, d. i. eine aus ineinander geschlungenen Ringen bestehende Rüstung mit einer kapuzenartigen Kappe, die zurückgeschlagen werden konnte und mittelst angeschlossener Hosen vom Kopfe bis unter die Kniee reichte, während von der Hüfte an geren (Zwickel) eingefügt waren oder Schlitze sich befanden, durch welche der alberc (der Alles birgt, bedeckt) unten weiter wurde. Es gab auch doppelte und dreifache „Halsberge“ mit doppelten und dreifachen Ringen.



Regensburger-Hof. (Seite 81.)

Zu dem mittelalterlichen Worte Burg gehört aber auch noch die Bezeichnung civitas und urbs (Stadt), worunter sehr oft auch eine Burg größeren Umfanges, sowie unter der Bezeichnung civis und urbanus (Bürger, Städter) auch ein Burgmann verstanden wurde. Es heißt z. B. Zeiselmauer im Jahre 985 civitas, ohne daß der mindeste Umstand dazu berechtigte, hier je den Bestand einer Stadt zu vermuthen. Nicht minder bedeutet Suburbium viel seltener eine Vorstadt, als vielmehr ein kleines Vorwerk oder Landgut, oder eine zu einem Schlosse gehörige um dasselbe gebaute Ortschaft.

So ist denn die Anlage, Einrichtung und Bezeichnung der befestigten Herrensitze, wo die Dynasten wirklich geborgen waren, ein charakteristisches Merkmal des Mittelalters. Unter dem sicheren Schutze dieser Berghorste gelangte der Lehenadel nach und nach zu jener furchtbaren Uebermacht, von der sich gar oft der Landesfürst selbst in eine unvermeidliche Abhängigkeit gedrängt fühlte und unter deren Drucke aber auch die Untervasallen und Leibeigenen recht schwer seufzten. Lange behauptete der Adel auf seinen Vesten eine fast unnahbare Stellung, durch die sich die Mehrzahl desselben, theils vereinzelt, theils verbündet, zu recht argen Uebergriffen verlocken ließ, bis endlich die allgemeinere Verbreitung des Schießpulvers den Schlupfwinkeln mißbrauchter Gewalt beizukommen vermochte, wo erst dann eine allmälige Entwicklung eines geregelten Rechtszustandes ermöglicht wurde.

Zunächst entstanden die Bergschlösser oder Ritterburgen als befestigte Herrensitze dadurch, daß die ursprünglich in den Dörfern angelegten sogenannten Herrenhöfe vermöglicher freier Grundherren aus den Dörfern auf die Berge

verlegt wurden. Wohl hatten diese Höfe meistens einen festen Thurm und waren mit den zu ihnen gehörigen Wohn-, Arbeits- und Wirthschaftsgebäuden anfangs umzäunt, später schon mit einem Graben und einem im Anfang mit Hecken, dann auch mit Mauern besetzten Erdwalle umgeben, aber bald zeigte sich das Bedürfniß einer noch viel größeren Sicherheit gegen feindliche Angriffe und diese konnte allerdings das Fort auf dem Berge viel besser gewähren. Noch dringender stellte sich dieses Bedürfniß im 9. und 10. Jahrhundert heraus, wo bereits das Faustrecht überhand nahm und man nicht selten mehr den inneren, als den äußeren Feind im Lande zu fürchten hatte.

Auch da gab es schon gewisse Baugesetze. Es waren die Herrensitze in den Dörfern, die Königs-, Adels- oder Geschlechter-Wohnungen — wie z. B. die der Kuenringer, von denen bald gesprochen werden muß — sehr verschieden von den gemeinen Bauernhöfen nicht blos dem Namen, sondern auch der Sache nach. Das Fehde- und Waffenrecht stand nur den vollfreien Geschlechtern zu, nur diese durften ihre Höfe mit Mauern und Gräben umgeben, sowie mit einem festen Thurm versehen, und die Verwandlung der Höfe in förmliche Burgen oder Festungen war ausschließlich von der Genehmigung des Königs oder des Reiches abhängig. Jene Geschlechter und Edelleute, die noch keine Burg haben konnten, besaßen zum mindesten ihre Steinhäuser, Mußhäuser (das sind größere Herrenwohnungen überhaupt, insbesondere Speisehaus, von Muss, die Speise), oder ihre Kemenaten (von Kamen, Stein, lateinisch daher caminata), worunter nicht blos ein heizbares Gemach, sondern auch ein für sich stehendes Gebäude verstanden wird; man vereinigte sich auch zu einem Ganerbenhause (von gan, gemeinsam), das heißt, man schloß ein Uebereinkommen, seine Güter oder einige derselben gemeinschaftlich zu besitzen und zu beschützen und in die Verlassenschaft der aussterbenden Mitglieder sogleich wechselseitig einzutreten. In der Bedingniß der Genehmigung des Monarchen zur Errichtung von Schlössern, Festungen und verschanzten Plätzen liegt ein tüchtiges Stück Zeitgeschichte ausgedrückt, nämlich die Sorge, daß durch die Ueberhandnahme solcher befestigten Bauten, bei der, durch die schwer angreifbare Sicherheit in den letzteren erregten Widerstandslust des Adels, nicht nur für die übrigen Landbewohner, sondern auch für das Reichsoberhaupt selbst eine bedeutsame Gefahr erwachse und daß es schon damals Fälle gegeben haben mußte, wo die Lehensleute der Krone derselben allerlei Gehorsam, vornehmlich die Heeresfolge (bewaffnete Hilfe), zu verweigern sich getrauten.

Die ältesten Spuren vom Bestande eines alten Bergschlosses dürften im Bereiche des heutigen Erzherzogthums Oesterreich im Lande unter der Enns, d. i. in der eigentlichen alten Ostmark zu finden sein. Es ist dies nämlich eine Donauburg, die sogenannte Harlungenburg (an der Stelle des heutigen Schlosses Pechlarn, V. O. M. B.), welcher Name zugleich auf die alte deutsche Heldensage zurückführt; denn Harlungen hießen bekanntlich die Neffen des in der Sage hochgefeierten Gothenkönigs Ermanrich. Dieses Schlosses wird in einer Urkunde König Ludwig's II. des Deutschen vom 6. October 832 gedacht, indem von einem Orte gesprochen wird, wo einst das Schloß Herilungoburg stand. Im Jahre 898 ertheilte König Arnulph dem Mundschenk Haymo und dessen vielbegünstigter Gemalin Miltrudis die Erlaubniß, die zerstörte sogenannte „Hunnenburg“ wieder herzustellen, und es rührt wohl von diesem Haymo der bis auf heute verbliebene Name Haimburg (Burg des Haymo) her. Ein Herrenhof bestand auch bereits in Dornbach bei Wien; es erhielt z. B. Bischof Ambricho von Regensburg nach dem Jahre 852 durch seinen advocatus (Schirmvogt) Alles, was der edle Helmprecht bei Dorninginpach besessen hatte, durch Tausch.

Bei all den Auswüchsen, welche sich in den erwähnten und in späteren Jahrhunderten zeigten, besonders in jenen Ländertheilen, wo solche Burgen und Schlösser in größerer Anzahl vorfindig waren, wo mancher Besitzer derselben ein fast gewährleistetes Räuberhandwerk trieb, darf doch nicht die vorwiegend gute Seite außer Acht gelassen werden, welche das Bestehen solcher Vesten darbot. Man darf da weder die entscheidende Wichtigkeit derselben an Grenzlinien, einem auswärtigen Feinde gegenüber, übersehen, noch den Vortheil, den sie in Zeiten schwerer Bedrängniß dem Landesfürsten selbst boten, der sich gar oft in solche feste Schlösser begab, wenn er in seinem eigenen Lande sich nicht mehr sicher fühlte; noch endlich, daß die Burg des Ritters Heim, jede Burg im Lande aber von ihm als seine Herberge angesehen werden konnte, wo er auf Reisen Unterkunft und Bewirthung fand.

Es ist selbstverständlich, daß die Burgen schon vom Anfange an nach ihrer Lage und nächsten Bestimmung sowohl in Anlage als in Umfang und Einrichtung sehr verschieden von einander waren; es mußten ja die klimatischen und verschiedenartigsten Bodenverhältnisse, der allgemeine Bildungsgrad, die Wohlhabenheit Einzelner oder Mehrerer in den Gebietsstrecken, auf den Bau der Burgen ganz besonderen Einfluß üben, ja selbst im höheren Grade, als dies bei Kirchenbauten der Fall war, bei denen man nur einen Zweck hatte, nämlich der Verehrung des Höchsten eine geheiligte Stätte zu bieten. Deshalb war auch die Anlage der Kirchen in den wesentlichsten Theilen schon durch eben diesen erhabenen Zweck und die Satzungen der gottesdienstlichen Gebräuche bedingt; es blieb dem Aufbaue und Formenschmucke zu allen Zeiten, bis zum Ausgange des Mittelalters mit dem Eintritte in die Kirchenreformation, die bewunderungswürdigste und deutungsvollste Einheitlichkeit gesichert, welches Resultat in erster Linie die klösterlichen, später aber weltliche Bauvereine und Bauverbrüderungen fast für die ganze gebildete Welt, wo der christliche Cult herrschte, schuf. Im großen Ganzen blieb diese Einheitlichkeit erhalten; nur stets sehr kurze Uebergangsperioden gaben ein paar Hauptgruppen eine stärkere Ausprägung; so wird die Periode vom 10. Jahrhundert an bis zum Schlusse des 12., nach Verschiedenheit der Entwicklung in einigen Ländern auch bis in's 13. Jahrhundert als die des romanischen Baustyls, von da an aber als jene des germanischen, stets unrichtig gothisch genannten Baustyls bezeichnet. Dieser letztere machte endlich bei seiner Entartung im Verlaufe des 15. Jahrhunderts und bei seinem gänzlichen Verfalle in der ersten Hälfte des 16. nach dem Eintreten der tiefen Spaltung im alten einheitlichen Glauben der bedeutungslosen Renaissance (Wiedergeburt) Platz und sagte sich vollbewußt von all den Formen los, welche der fromme Sinn des alten Glaubens in eben so natürlicher als herrlicher Entwicklung zum schönsten Ausdrucke herzinniger Verehrung gebracht hatte. Wie wahr sprach eines Tages der berühmte Professor Führich, als er sagte: „Die alten Kirchen wurden nicht gebaut, sondern gebetet!“

Es konnte unter dem Einflusse vorhin erwähnter Verhältnisse nur in sehr eingeschränkter Weise jene Einheitlichkeit auch am Burgenbau angewendet werden, wie selbe am Kirchenbau in so ausgebreitetem Maße herrschte; hing doch die Anlage des einzelnen Bergschlosses stets zunächst von dem Umfange und der sehr verschiedenartigen Benutzbarkeit von Grund und Boden ab, mußten doch gar viele Felstheile für das Gebäude selbst nutzbar gemacht werden, und so vermochte man dem sonst herrschenden Baustyl höchstens an den Thoren und Fenstern in der Anlage und Ausschmückung gerecht zu werden, während die Burg- und Schloßkapellen in ihrem, freilich meist sehr geringen Umfange sich strenger an den jeweiligen Kirchenbaustyl anzuschmiegen vermochten.

Die Babenberger und die ersten Ansiedler in der Ostmark.

Otto der Zweite hatte den deutschen Kaiserthron bestiegen und war sofort genöthigt, gegen Heinrich von Baiern, seinen eigenen Vetter, das Schwert zu ziehen, weil dieser nicht nur nach Unabhängigkeit, sondern sogar nach der deutschen Krone strebte. Es war ein Kampf, der fast durch drei Jahre dauerte.

Aber auf der Seite des Kaisers stand als treuester Vasall in diesem Kriege Leopold von Babenberg, Graf im Donaugau, und dieser erhielt nach Beendigung des Krieges die Ostmark, deren Lehen Markgraf Burkhart, als Verwandter des Baiernherzogs am Kampfe gegen den Kaiser theilnehmend, verwirkt hatte.

Die Belehnung fand Ende des Jahres 975 statt und in einer Urkunde vom 21. Juli 976 erscheint Leopold von Babenberg bereits als Markgraf von Oesterreich. So ist der wahre Hergang der Erwerbung der Ostmark durch den heldenmüthigen Babenberger, während das sinnige Mittelalter diese thatsächliche Begebenheit in eine gar beziehungsweise Erzählung einkleidete, nämlich: es wäre dem Kaiser auf der Jagd der Bogen gebrochen, als er sich gegen einen Bären, der ihn anfiel, vertheidigen wollte; da habe aber ein herbeieilender Jüngling, eben jener Leopold von Babenberg, das drohende Unthier erlegt und als Belohnung vom Kaiser das Lehen der Markgrafschaft Oesterreich erhalten. Leider verstand nicht nur die Nachwelt diese poesievolle Fabel nicht mehr, sondern sie ging auch in sonst gute Geschichtsbücher (selbst noch in allerneuester Zeit) über, während doch das hübsche Jagdbild eine ganz einfache Deutung hat: der gebrochene Bogen ist die gefährdete Macht des Kaisers Otto, das anstürmende Wild die Empörung des Herzogs Heinrich von Baiern, der rettende Jüngling aber der beim Kaiser ausharrende Vasall Leopold von Babenberg; die kaiserliche Belohnung der schönen That war wirklich die Belehnung mit der Ostmark. So gelangte demgemäß Oesterreich an das Haus Babenberg, bei welchem es durch 271 Jahre verblieb und eine Periode des Aufschwunges und Glanzes erlebte, von welcher die Dichter singen, daß alle deutschen Fürsten sie beneideten:

> Da von es ist zur Mähre weit,
> Und hat von manchen wohl den Neid,
> Daß sie es hätten alle gern
> Und wär'n drinnen gerne Herrn.
>
> (Zwettler Reimchronik.)

Das mannhafte Geschlecht der Babenberger stammt aus Franken, und zwar von jenem Adalbert von Babenberg, dessen tragisches Ende in der Fehde mit Rudolf, Bischof von Würzburg, und Hatto, Erzbischof von Mainz, von den Minnesängern vielfach gefeiert wurde. Es soll der Name von Baba, der schönen Tochter des Herzogs Otto von Sachsen, herrühren, welcher zu Ehren das an der Rednitz erbaute Stammschloß Babanberg geheißen; indeß ist wohl das Richtigere die Anknüpfung an die Stadt Bamberg, welche sich seit dem ersten Auftauchen des Geschlechtes in dessen Besitz befand und erst nach Adalbert's Katastrophe fiel die Stadt dem gleichnamigen Bisthume zu.

Sogleich mit dem Auftreten der Babenberger in der Ostmark wird auch deren Wirken wichtig für die Geschichte dieses Landes, wie Deutschlands überhaupt. Erwuchs auch Oesterreich erst durch die Erhebung zum Herzogthume im Jahre 1156 zum selbstständigen Reichslande, war es auch bis dahin eine zu Baiern gehörige Mark und diesem zur Heerfolge verpflichtet, so wog doch der Arm der

thatkräftigen Markgrafen schwer in der Wagschale der Ländergeschicke und in den Kriegen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches wurde ihr Rath gerne gehört. Indeß ist das Wirken der ersten Fürsten dieses Stammes für Wiens Geschichte weniger maßgebend, denn erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts, wo sich in der Stadt selbst die erste Hofburg der Markgrafen erhob, begann Wien der Angelpunkt zu werden, von dem aus sich die Geschicke der stets anwachsenden österreichischen Hausmacht abwickelten.

Der erste Babenberger Leopold der Erlauchte vollführte sofort eine glänzende Waffenthat. Als derselbe nach der Belehnung mit der Ostmark mit einem zahlreichen Heere in dieselbe einzog, eroberte er sogleich (984) die Eisenburg Vasvár (in dem alten Gedichte „der große Rosengarten" die Isanburg genannt, das heutige Melk), wo der Anführer Geysa den größten Theil seiner Schätze aufbewahrt hatte, und trieb die Ungarn bis an das Kahlengebirge zurück. Wohl war schon früher Markgraf Burkhart bis über Krems und die Wachau (deren Name noch an die fränkische Grenzwache Wacta erinnert) vorgedrungen; es war dies ein Kriegszug ohne bleibenden Erfolg gewesen; indeß beginnt jedenfalls mit den Babenbergern die Besiedelung des Landes mit deutschen Colonisten und es kann der Bestand der meisten heutigen Orte schon in jener Zeit nachgewiesen werden.

Markgraf Leopold selbst kam mit einer großen Anzahl streitlustiger Begleiter in das Land, diesen folgten ohne Unterlaß Nachschübe aus seinen Stammlanden und dem übrigen Deutschland, an welche nunmehr das nach dem entscheidenden Siege bei Melk bis an's Kahlengebirge vom Feinde gesäuberte Land vergeben wurde. Die neuen Ansiedler gründeten nun zahlreiche Burgen und Wohnsitze, wobei ihnen insbesondere die geistlichen Stifter werkthätige Mithilfe leisteten. Jene, welche in dem wiedergewonnenen Lande Besitzthum aus früherer Zeit nachzuweisen vermochten, bekamen selbes vom Kaiser neu bestätigt; wie denn Otto III. im Jahre 985 dem Bischofe von Passau bewilligte, daß Freie, die sich herbeilassen, sich in den in der Ostmark gelegenen Besitzungen des Bisthums anzusiedeln, von allen Abgaben an die Staatskasse „vom markgräflichen Heerbanne und Gerichtszwange" frei sein und nur dem Voigte (Vertreter) der Passauer Kirche unterworfen sein sollten. Gleichzeitig werden bereits die Orte Mautern, St. Michael (bei Spitz), Rossatz, Traismauer, St. Pölten, Zeiselmauer und Königstätten als Passauisches Besitzthum genannt. Es hätten ferner auch andere baierische Hochstifter Lehen in Oesterreich; so gehörten die Orte Dornbach, Gumpoldskirchen, Fahrafeld dem Erzstifte Salzburg, Sieghartskirchen dem Bisthume Bamberg u. dgl. Viele Ortsnamen weisen auf neue Colonisation hin, so z. B. Groß- und Klein-Neusiedel, Markgraf-Neusiedel, dann die anderen neunzehn Neusiedel in Oesterreich, ebenso die achtzehn Neustift, Neusteinhof, Neustadt 2c. Es mußte in jenen Theilen des Landes, welche von Hochwald bedeckt waren, dieser letztere erst gerodet werden; hieran erinnern die besonders jenseits der Donau in dem noch jetzt „Waldviertel" genannten Kreise zahlreiche auf „Schlag" und „Reut" endigende, sowie die mit „Wald" verbundenen Ortschaftsnamen.

Ueber die den Stiftern und Klöstern gehörigen Orte stand jedoch den Markgrafen nur ein sehr beschränkter Einfluß zu, und so war es auch das Streben derselben, das Vogteigericht über dieselben zu erhalten und zu üben, weshalb es deren Sorge sein mußte, durch Erwerbung eigener Allode (Erb- oder Eigengüter), vollfreier Besitzungen, ihre Hausmacht zu festigen. Als die größten derselben erscheinen jene zwischen der Liesing, Piesting und Triesting, am Kahlengebirge, dann zwischen der Traisen und Bielach. Diese Landstriche waren von den Babenbergern größtentheils als „Brühle" (von dem lateinischen brogilus nemus, nasser dichter Forst) übernommen worden, woran noch heute die — richtiger der Brühl bei Mödling

und St. Gallen erinnern, welche bis heute diese Bezeichnungen beibehalten haben; ebenso das französische breuil, das italienische broilo.

In diesen Waldforsten gründeten die Babenberger Klöster, und diese bevölkerten und cultivirten wieder ihre Umgebungen. Als die Besiedlung und Urbarmachung des Landes unaufhaltsam gegen Osten vorrückte, erfolgten diese Klosterstiftungen immer zahlreicher und sie haben sich als das erfolgreichste Mittel zum Erblühen der neuen Ostmark erwiesen. Dieselbe wäre, ohne das unablässige Wirken der Mönche und Geistlichen, nie zu dem Grade der Blüthe und des Glanzes gelangt, den sie so bald erreichte. Galt es die Gründung eines neuen Convents, zogen die Geistlichen mit äußerst bescheidener Unterstützung aus dem Mutterkloster aus, aber nicht nur mit den kirchlichen Geräthen zum Gottesdienste, sondern auch mit Axt und Säge ausgerüstet, um die Stelle ihres neuen Wohnortes selbst zu lichten, Kirchen und Zellen selbst zu erbauen; sie waren daher nicht nur Priester, sondern Architekten, Baumeister, Steinmetze, Maurer, Tischler und sonstige Werkmeister, wie sie eben bei einem Baue erfordert werden. Stand sodann das neue Convent, wurden die Mönche zu Lehrern des anwohnenden Volkes nicht nur in der Religion, sondern überhaupt in allen Fortschritten der Civilisation; es wurden ihre Meierhöfe Musteranstalten, von welchen die Bevölkerung bessere Bodencultur und Viehzucht erlernte. Innerhalb der Klostermauern selbst, wenn sie, vom mühevollen Tagewerke erschöpft, nach Hause kehrten, wurde aber nicht der Ruhe gepflogen, sondern es regte sich erneuertes stillthätiges Wirken: sie zierten als Kunstmeister ihr Gotteshaus mit Statuen, Bildern und Glasmalereien, oder schrieben die älteren Werke ab und verfaßten neue; allein unter allen Ansiedlern des Schreibens kundig, bewahrten sie die wissenschaftlichen Leistungen früherer Zeit vor dem Vermodern und wirkten als Geschichtschreiber und Sachwalter zu einer Zeit, wo selbst die Landesfürsten nur ein Kreuz unter die Urkunde zu malen verstanden, und mit dem Schwertknopfe siegelten. Was wäre somit die Geschichte Oesterreichs, was die Geschichte aller Länder, ohne die fleißigen Klosterchroniken?!

Es ist also zu ersehen, daß die österreichische Markgrafschaft bereits unter dem ersten Babenberger, Leopold dem Erlauchten, einen hochgedeihlichen Aufschwung nahm. Leopold wählte Melk zu seiner Residenz und gründete daselbst 985 eine Kirche und ein Chorherrenstift, das er auch zur Grabesstätte für sich und seine Familie bestimmte. Leider entriß schon nach achtzehn Jahren weiser Beherrschung am 8. Juni 994 ein meuchlerischer, nicht ihm, sondern seinem Brudersohne Heinrich, Grafen von Schweinfurt, bestimmter Pfeilschuß bei einem Ritterspiele zu Würzburg Leopold im 81. Lebensjahre der Erde. Von ihm schreibt ein Zeitgenosse, daß er „keinen in allen Staatsverhandlungen besseren und weiseren Fürsten hinterlassen habe".

Leopold's früher Tod stellte es in Frage, ob die Ostmark bei seinem Stamme verbleiben werde; bestand doch noch kein Erbrecht in der Mark und es hing ganz allein vom Kaiser ab, ob der Sohn in der Verwaltung des Landes dem Vater folgen werde; destomehr war es ein Zeichen des Vertrauens, daß Otto III. den Sohn Leopold's, Heinrich I., mit der österreichischen Mark belehnte. Seine bis 1018 währende Regierungsperiode verlief ruhig und in der gedeihlichsten Fortentwicklung des Colonisationswerkes; es erhoben sich auch in den Strecken jenseits der Donau und gegen Böhmen zu Ortschaften; es wurden dem Markgrafen im Jahre 1002 beträchtliche Schenkungen in einer zu Haselbach ausgestellten Urkunde gemacht und der in seine Zeit fallende Tod des irländischen Prinzen Coloman zeigt Stockerau (so genannt von der Erbauung auf einer abgestockten Au) als festgegründeten Ort. Es ist die Geschichte des vorerwähnten Prinzen interessant genug, um sie hier zu erzählen, umsomehr, als sie mit einem noch heute innerhalb Wien befindlichen Denkmale in Verbindung steht.

Im Jahre 1010 kam in dürftiger Pilgerkleidung, auf einer Rückreise vom gelobten Lande begriffen, ein Fremder nach Stockerau, den, seiner ausländischen Sprache wegen, Niemand verstand, und so wurde er für einen feindlichen Ausspäher gehalten, gefangen genommen, grausam gefoltert, zum Schlusse an einen dürren abgestorbenen Hollunderbaum mit einem Zweige desselben Stammes aufgehängt und, wie es damals Sitte war, den Raubvögeln durch längere Zeit preisgegeben. Der Leichnam hing lange den Unbilden der Witterung und dem Fraße der Vögel ausgesetzt; es trat jedoch, wie die Legende berichtet, zum Erstaunen Aller, keine Verwesung ein, noch näherte sich ein Thier dem Körper, welcher seine blühende Lebensfarbe beibehielt; ja, es fing sogar zuletzt der verdorrte Baum frisch zu grünen an und der den Körper schwebend erhaltende Zweig trieb neue Knospen. Nun sah man ein, daß hier ein Unschuldiger den Martertod gelitten habe und es fanden sich sofort zartfühlende fromme Bewohner Stockeraus, welche den Leichnam unter dem Schatten des neu ergrünten Baumes zur Ruhe bestatteten. Der fromme Glaube sprach auch bald von neuen Wundern; es blieb der kleine Erdhügel bei der nächsten Ueberschwemmung von der reißenden Fluth verschont, beim Ausgraben des Körpers wurde derselbe noch immer unverwesen gefunden, ja, er strömte wohlriechenden Duft aus. Da wurde denn auf Befehl des Markgrafen Heinrich der Körper vom Bischofe Meinhard von Halberstadt feierlich nach Melk gebracht, am 13. October in ein prachtvolles Grab gelegt und allda bestattet. An der Stelle, wo der Unbekannte den ungerechten qualvollen Tod erlitten, wurde eine Sühnungskapelle erbaut, und noch im Anfange unseres Jahrhunderts ward in Stockerau pietätvoll der Kerker, ein düsteres Verließ im einstmaligen Rathhause, worin weder Luft noch Licht drang, gezeigt. (Nach der Umgestaltung diente der Kerker zu einem Keller.)

Kurze Zeit darauf erschien abermals ein unbekannter Mann, der weit herumgeirrt war und sich für den Diener eines Prinzen von Irland ausgab, der den Hof seines Vaters, um in seiner Pilgerfahrt keinen Widerspruch zu finden, heimlich verlassen und nur den Diener in's Geheimniß gezogen habe. Der Prinz Coloman sei also verschwunden, und er, Gotthalm, der Diener, sei aufgebrochen, um seinen Herrn aufzusuchen. Nun wußte man erst, daß der vermeintliche Spion Prinz Coloman von Irland gewesen, und der Diener erfuhr, wo man den Leichnam beigesetzt habe. Er begab sich sofort auf den Weg nach Melk, starb jedoch, bevor er dahin kam, im Dorfe Mauer, nur wenige Schritte vom Ziele seiner Reise entfernt. Auch Gotthalm wurde im Stifte Melk beigesetzt. Coloman wurde zum Schutzheiligen von Stockerau erwählt und auch längere Zeit als Landespatron Oesterreichs verehrt, bis später der heilige Leopold an diese Stelle trat.

In Wien selbst wird Coloman's Andenken noch bis heute bewahrt, und zwar befindet sich am linken Thürstock des sogenannten Bischofthores der Stefanskirche ein ehemals weißer, nun aber von der steten Berührung tief ausgegriffener, in Messing gefaßter Stein eingemauert, worauf die (heute schon fast ganz verschwundene) lateinische Inschrift angebracht war: „Dies ist der Stein, auf dem das Blut des heiligen Märtyrers Coloman floß, als ihm die Schienbeine zersägt wurden. Der erlauchte Herr Rudolf IV., Herzog von Oesterreich, hat ihn hieher gesetzt". Auf seine Anordnung weihte auch Bischof Peter von Chur im Jahre 1361 zu Coloman's und aller heiligen Märtyrer Ehren den Stein, Herzog Rudolf legte eigenhändig viele Reliquien darunter und mehrere Bischöfe verliehen Demjenigen Ablaß, der diesen Stein ehrerbietig küsse oder sich vor demselben verneige. Auch befand sich einst neben der großen Orgel der Stefanskirche ein dem heiligen Coloman geweihter Altar.

Als nicht uninteressant mag bei dieser Gelegenheit zu erwähnen sein, daß schon viel früher die beiden Söhne Königs Eduard II. von England (des Mär-

thrers, ermordet 978) durch Oesterreich wanderten. Als nämlich König Kanut von Dänemark mit seinem Reiche England verband, sandte er die Prinzen Edmund und Eduard an seinen Halbbruder König Olaf den Heiligen von Schweden, um sie bei Gelegenheit tödten zu lassen. Dieser aber nahm sie nicht auf, sondern schickte sie in die Markgrafschaft Oesterreich, von da nach Ungarn an den Hof Königs Stefan des Heiligen, wo der erstere Prinz dessen zweite Tochter, Eduard aber eine Verwandte des deutschen Kaisers ehelichte.

Als Heinrich I. am 23. Juni 1018 zu Melk im 57. Lebensjahre in vollem Waffenschmucke eines plötzlichen Todes starb, folgte ihm sein Bruder Adalbert (Albert), beigenannt der Siegreiche. Dieser hatte schon früher am Hofe Kaisers Konrad II. eine angesehene Stellung eingenommen, und es kam diesem höchst gelegen, einen solchen Mann der Thatkraft an die Spitze der Ostmark zu bringen. Es fallen auch in die Zeit Adalbert's die entscheidenden Kriege gegen Böhmen und Ungarn. Der Kaiser, dessen Macht eben zu jener Zeit den Gipfelpunkt erreicht hatte, suchte auch die beiden, sich eben bildenden Königreiche in ein Lehensverhältniß zu bringen, wobei ihm die nach dem Tode des heiligen Stefan in Ungarn eingetretenen Thronwirren als günstigste Gelegenheit erschienen. König Peter, Stefan's Schwestersohn, ein unfähiger Regent und Wüstling, war 1041 vertrieben worden und nach Oesterreich geflohen; als König Aba dessen Auslieferung verlangte, verweigerte sie Adalbert, und so fielen die Ungarn zur Winterszeit in Oesterreich ein. Aber Adalbert, welcher in Tuln seine Residenz aufgeschlagen hatte, um der gefährdeten Grenze näher zu sein, brach sofort auf und schlug die Feinde so nachdrücklich, daß sie schon Anfangs 1042 alles Land zwischen dem Kahlengebirge und der Leitha abtreten mußten. Damit kam auch Wien wieder in den Besitz der Deutschen und verblieb von da an immer in demselben, um gar bald herrlich emporzublühen.

Leopold, beigenannt „der starke Ritter“, der kriegserfahrene Sohn Adalbert's, den die Hildesheimer Chronik als „Ungarns größten Vernichter“ kennzeichnet, nahm an diesen Kämpfen hervorragenden Antheil, und Kaiser Heinrich, willens, das den Ungarn abgenommene Land zu einer neuen Markgrafschaft zu gestalten, belohnte ihn damit. Es starb jedoch Leopold am 9. December 1043 im 21. Jahre seines Alters, und so wurde der Landstrich zwischen dem Kahlengebirge und der Leitha dem Grafen Siegfried von Plein-Beilstein verliehen. Es starb jedoch auch dieser bald, und da es wünschenswerth erschien, bei den immer drohender sich gestaltenden Verhältnissen eine größere Gewalt in der Hand des Markgrafen zu vereinigen, so erfolgte am 21. April 1048 die Uebergabe des neu gewonnenen Landstriches an den Vater Adalbert, und dieser besaß nun wieder das Land in der vollen Ausdehnung, welche es schon durch Karl den Großen erhalten hatte. Es mußte aber der Kaiser, unterstützt von Adalbert, vier Feldzüge gegen die Ungarn unternehmen. Während des ersten derselben, im Jahre 1042, wird Wien als der Ort genannt, wo der Kaiser mit den Fürsten Kriegsrath hielt.

Markgraf Adalbert starb am 26. Mai 1056 und es kann, da unter ihm die Besiedlung des Landes rasche Fortschritte gemacht hatte, dieselbe im Großen bereits abgeschlossen genannt werden. Es hatten sich ferner auch in dem nördlichen Striche gegen Böhmen zahlreiche Orte erhoben; Eggenburg und Grafenburg erscheinen als landesherrliche Orte, Straßen durchzogen das Land nach den Hauptrichtungen, von Regensburg am linken Donau-Ufer über Stockerau und das Marchfeld nach Ungarn mit einer Abweichung nach Lundenburg, dann am rechten der wiederhergestellte alte Römerweg über Enns und Strengberg bis auf Oedenburg zu. Nicht minder wurde die Donau häufig befahren, wenngleich der wildschäumende Strudel und Wirbel große Gefahren bot. Da spiegelte denn die Phantasie den Zaghaften allerlei Erscheinungen vor, deren markanteste wohl die folgende sein dürfte.

Um das Jahr 1045 trat Kaiser Heinrich III. eine Reise nach Ungarn an und entschloß sich, dieselbe auf der Donau zu machen. Nachdem er die Reichsverwesung dem Pfalzgrafen Otto übergeben, brach er, begleitet von Bruno, Bischof von Würzburg, und einem glänzenden Gefolge, von Regensburg auf. Damals lebte auf Schloß Persenbeug, ihrem Witwensitz, Richlinde, eine Tochter des schwäbischen Herzogs Rudolf, und dieselbe erbat sich, daß der Kaiser in Persenbeug verweile. Alles wurde zu dem festlichen Empfange vorbereitet und das regste Leben herrschte auf dem Schlosse. aber — als das Schiff, welches den Kaiser trug, über den Strudel und Wirbel fuhr, zeigte sich zum Entsetzen Aller der „schwarze



Ruine Liechtenstein. (Seite 81.)

Mönch“ in dem „Teufelsthurme“ am „langen Stein“. (Die Sage über das zeitweilige Erscheinen eines als Mönch im schwarzen Habit gekleideten Phantoms in der schon im 11. Jahrhundert zerstörten Raubveste „am langen Stein“ dürfte so ziemlich die älteste derartige in Oesterreich sein.) Kurz und gut, der Mönch rief dem Bischof zu, er sei ein böser Geist und müsse ihm sein nahes Ende verkünden (was übrigens bald einem wahnsinnig gewordenen Schwärmer einfallen konnte). Der Bischof schlug das Kreuz, sprach Gebete und das Phantom verschwand. Das Schiff landete bald darauf in Persenbeug und die harrende Burgfrau führte den erhabenen Gast in die schimmernden Säle der Burg, wo ein prächtiges Mahl aufgetischt ward und Richlinde brachte endlich die Bitte vor den Kaiser, daß die Güter ihres verstorbenen Mannes, da er keine Erben hinterlassen, ihren Verwandten verliehen werden möchten, welche Rede der Bischof unterstützte, worauf der

Kaiser die Bitte gewährte. In diesem Augenblicke jedoch brach der Fußboden des Saales ein und alle Anwesenden stürzten in die unter demselben befindliche Badestube. Der Kaiser selbst wurde nur leicht am Arme beschädigt, aber Bischof Bruno, die Burgfrau Richlinde und Abt Altmann von Ebersberg wurden so schwer verletzt, daß sie nach einigen Tagen starben. (Nach einem andern Berichte wäre nur der Bischof, welcher mit der Brust auf die Schneide der Badewanne geschleudert wurde, allein gestorben.) Jedenfalls waren die drohenden Worte des „schwarzen Mönchs" nur allzu schnell in Erfüllung gegangen, was den Volksglauben an das Dasein eines solchen Phantoms nur bestätigen mußte. Später kam Persenbeug an die Markgrafen von Oesterreich aus dem Babenberg'schen Stamme.

Dem Markgrafen Adalbert folgte sein zweitgeborener Sohn Ernst der Tapfere (geb. 1027) in der Regierung der Ostmark, welcher, wie sein Vater, sich als eine unerschütterliche Stütze der kaiserlichen Gewalt erwies. Dies geschah in der richtigen Erkenntniß, daß nur in solcher Weise die Markgrafschaft erblühen könne, da gerade in jener Zeit Deutschland von den wildesten Kämpfen zerrissen war und sich die mächtigsten Fürsten wider den Kaiser erhoben, um allmälig das Lehensband zu lösen und zu vollständiger Landesherrlichkeit zu gelangen. Auch die Herzoge Baierns verfuhren in gleicher Art, und da Oesterreich noch immer im Abhängigkeitsverhältnisse zu diesen stand, so war die beste Politik, mit voller Macht die Sache des Kaisers zu verfechten, da nur von ihm die Markgrafschaft eine Vermehrung ihrer Gerechtsame, von einem allzu gewaltigen Baiern nur Bedrückung erwarten konnte.

Deshalb stand Ernst, wenn auch mit den Ungarn in harte Kämpfe verwickelt, wobei er den im Lande einfallenden König Bela glänzend schlug und das feste Wieselburg mit Sturm nahm, dennoch als unerschütterlicher Kämpfer für den Kaiser. Dafür wurde er von Heinrich IV. mit dem Gnadenbriefe vom 4. October 1058 belohnt, in welchem es hieß: die Ostmark sei „des Reiches Vormauer", und womit der Markgraf den Titel des „vordersten und getreuesten Reichsfürsten" erhielt. Es sollte ferner Deutschland verpflichtet sein, Oesterreich Hilfe wider seine Feinde zu leisten, der Markgraf erhielt die Schirmvogtei über alle Besitzungen Salzburgs und Passaus in seinen Landen und das Recht, sich wie die Herzoge Schwert und Landesfahne vortragen zu lassen. Als daher Heinrich IV. im Jahre 1075 neuerdings zum Kriege gegen die Sachsen auszog, eilte wieder Ernst mit seinen Oesterreichern herbei; es kam an der Unstrut zur entscheidenden Schlacht, in welcher allerdings der Kaiser siegte, aber tiefgebeugt den Verlust des treuen Markgrafen betrauerte, der schwer verwundet wurde und den Tag nach der Schlacht, am 9. Juni, starb. Auch er fand in Melk seine Ruhestätte.

Leopold II. (stets unrichtig der III. genannt, da doch der Sohn Adalbert's dieses Namens nie die Ostmark beherrschte, seine Zifferzahl somit ganz entfällt), mit dem Beinamen der Schöne, folgte dem Vater, aber er war ihm wenig ähnlich. Man muß freilich in Anbetracht ziehen, welche wirre, sturmbewegte Zeit damals war, in der es nur den stärksten Charakteren gegeben gewesen, unbeirrt von Vortheil oder Nachtheil, den Weg der Pflicht zu wandeln, ohne in's Schwanken zu gerathen, und diese Zeit war jene des für die Schicksale des christlichen Europa und darüber hinaus bis in's Morgenland so folgenschweren Investitur (Amtseinsetzungs)-Streites. Es war nämlich durch die früheren Kaiser die Einsetzung der Bischöfe und Aebte in ihre Würden und Länder als oberherrliches Recht geübt worden, wodurch die geistlichen Fürsten zu Lehensleuten des Reiches herabsanken. Dadurch verweltlichte sich die Kirche, denn es kam dem Kaiser mehr darauf an, treue Vasallen, als gute Hirten der Gemeinde zu haben. Dies waren unleugbare Uebelstände und es traten nunmehr begabte Päpste gegen dieselben auf, denen eines-

theils an einer Reinigung der Kirche, anderntheils aber auch daran gelegen war, die bereits übermächtig gewordene Kaisergewalt zu erschüttern. Aus diesem Grunde wurde auch die sogenannte Investitur, nämlich die Bekleidung der Kirchenfürsten mit den Zeichen ihrer Gewalt, von den Päpsten als ihr Recht in Anspruch genommen, und hierüber entbrannte ein langer blutiger Krieg zwischen Kaiser und Papst, der das Deutsche Reich bis in seine innersten Fugen zerrüttete. Es war derselbe schon zur Zeit des Markgrafen Ernst losgebrochen, aber dieser hielt fest an des Kaisers Partei, was sein Sohn Leopold nicht that, der in der Wahl der Parteien schwankte, je nachdem die eine oder die andere größere Vortheile bot. Er ergab sich ganz den Einflüssen des auf's innigste dem Papste anhängenden Bischofs Altmann von Passau, und dieser vermochte es, ihn gänzlich von des Kaisers Partei abzuziehen. Als daher Heinrich IV. den Markgrafen nach Regensburg und zur Heeresfolge berief, wich Leopold unter nichtigen Vorwänden aus, wurde aber schon im nächsten Jahre (1079) vom Kaiser, der selbst in der Ostmark erschien, zum Gehorsam zurückgebracht. Nun wußte Altmann dem schwächlichen Markgrafen von Seite des Interesses beizukommen, indem er seine „Rechte“ als Passauer Vogt beträchtlich erweiterte. Dadurch bewogen, trat Leopold zur Partei des Gegenkaisers Hermann von Luxemburg über, wurde sofort von Heinrich IV. seines Landes verlustig erklärt und die Mark dem treuen Herzog von Böhmen zugesprochen, der auch daselbst erschien und das von Leopold noch dazu recht ungeschickt aufgestellte Heer im Jahre 1082 bei Mailberg völlig schlug. Der Markgraf wich über die Thaya zurück und erst im nächsten Jahre gelang es dem tapferen Helden Azzo von Gobartsburg, dem Ahnherrn der Kuenringer, die Böhmen aus dem Lande zu jagen.

Azzo de Gopatzpurich (so heißt er in der ältesten Urkunde im Archive des Stiftes Melk, welche zwar ohne Jahreszahl ist, indeß zwischen den Jahren 1056 und 1075 ausgefertigt sein muß) war ein erfahrener und berühmter Kriegsmann. Er wurde von dem Erzbischof von Trier, Poppo, dem Markgrafen Leopold zum Beistande wider seine Feinde mit vielem Kriegsvolke zugesendet, wo ihn dann Leopold zum Marschall und Heerführer ernannte und ihm, nach Gewohnheit jener Zeiten, das Panier oder die Fahne des Landes übergab. Ueber seine Reise nach Oesterreich hat sich aber eine landläufige Sage erhalten. Es war eine Vision, die Azzo eines Tages im Traume hatte, welche ihn mit Entsetzen erfüllte. Es däuchte ihm nämlich, in Oesterreich zu sein, wo er sah, wie das Land ganz von Ebern bedeckt, schrecklich verwüstet wurde. Er ergriff sein Schwert und verjagte dieselben mit mächtigem Arme. Als er erwachte, fand er keine Ruhe, bis er selbst nach Oesterreich ging, um zu sehen, wie es dort aussähe. So trat er vor den Markgrafen und erzählte ihm die Ursache seiner Reise. Leopold, der eben in großer Noth war, da die wilden Slaven sein Land verwüsteten, empfing ihn mit größter Auszeichnung, nahm ihn als Vasallen an und bestimmte ihn zum Anführer. Azzo besiegte die Feinde gänzlich und kehrte im Triumph an den Hof zurück, wo ihn der dankbare Markgraf zum Mundschenk ernannte und ihm mehrere Güter zu Lehen gab, wie z. B. Gobelspurg, Chammern, Krumau am Kampfluß ober dem Mannhartsberg.

An Azzo's Enkel aber knüpft sich das Entstehen des mächtigen Geschlechtes der Kuenringer. Es hatten nämlich Hadmar, genannt Chuffarn, und Albero II., erster Herr von Chuenring, den Willen, eine neue Veste zu erbauen, weshalb sie an einem bestimmten Tage unweit Eggenburg bewaffnet und zu Pferd zusammenkamen. Sie wählten den Ort, wo sie das Schloß anlegen wollten, um den Platz in einem „Ring“ (Kreis) haltend, und Einer aus ihnen rief bei der Berathschlagung über die Benennung des Schlosses aus: „Hie habend die Chuenen des Landes an einem Ringh, davon soll das Haus haizzen

ze Chuenringh". Kühn soll hier aber nicht die Eigenschaft der Personen bedeuten, sondern das altdeutsche Wort Kune (im Lateinischen Genus, Cognativ) bezeichnet Geschlecht, Verwandtschaft, das Wort Ringh oder Rinkh bezeichnet einen eingefangenen Platz, somit sollte Chune-Ring so viel als Geschlechtsplatz heißen.

Von nun an hielt sich Leopold, gewitzigt, ferne vom Kampfe der weltlichen und geistlichen Obergewalt; dadurch wurde dem Lande Frieden. Er konnte nun seinen vom Hochstifte verjagten Freunde Altmann ein Asyl bieten. Dieser Letztere war, trotz mancher Uebergriffe gegen die rechtmäßige Staatsgewalt, ein sittenreiner, gottbegeisterter Mann, welchem Oesterreich gar viel verdankt. Er stellte die Abtei Sanct Florian wieder her, erbaute das Kirchlein Sanct Pankratz zu Wien am Hof (wo jetzt die päpstliche Nuntiatur befindlich) und gründete die Stifte St. Nikola, Garsten und Göttweih. Von letzterer Stiftung berichtet die Sage, daß Altmann (eigentlich Siberus Alemannus, geboren zu Magdeburg am 21. Februar 1011) während seiner Studienjahre mit zwei Mitschülern, Namens Adalbert und Gebhard, an einer Quelle zusammengetroffen sein soll, wo im fröhlichen Geplauder jeder sich sein künftiges Bisthum wählte (nach Anderen wieder soll es Altmann vorhergesagt haben, es werde einst jeder von ihnen einen Bischofsstab tragen). Sie gelobten für diesen Fall jeder die Erbauung eines Klosters, und siehe da — Adalbert wurde Bischof von Würzburg, er gründete 1053 Lambach, Gebhard wurde Erzbischof von Salzburg und gründete 1074 Admont, der anregende Altmann wurde Bischof von Passau und gründete 1083 Göttweih. Der Letztere machte sich auch um die allgemeine Kirchenzucht, sowie um den Bau von Gotteshäusern in Oesterreich verdient; er verstand selbst die Baukunst und berief kundige Meister, welche an der Stelle früherer Holzkirchen Gebäude aus Stein aufführten; Altmann war auch sehr wohlthätig; er speiste täglich 2000 Arme. Ferne von seinem Hochstifte, traf ihn der Tod zu Zeiselmauer am 8. August 1092 und er wurde in seiner Stiftung Göttweih begraben. Vier Jahre später, am 12. October 1096, folgte ihm sein Gönner Leopold und fand zu Melk seine Ruhestätte.

Betrachten wir nun die Bestrebungen der Landesfürsten im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt, so finden wir eine fortschreitende Entwicklung des Landes, welche es übrigens nothwendig machte, jener Landesgrenze näher zu sein, von welcher der erblühenden Ostmark die größte Gefahr drohte, nämlich Ungarn, dessen Bewohner, ungeachtet der Annahme des Christenthums und geordneter staatlicher Einrichtungen, dennoch die frühere Raublust, das Reiterleben und die angeborene asiatische Wildheit nicht ganz verloren hatten.

Deshalb waren auch schon die ersten Markgrafen darauf bedacht, gegen diese stets gefährlichen Nachbarn feste Punkte zu schaffen, Landeswarten, die später zu Städten erwuchsen, wie z. B. Bruck an der Leitha, Pitten, ein festes Castell an der Stelle, wo später Marcheck entstand, Neustadt und Haimburg, letzteres die wichtigste dieser Vesten und am frühesten genannt.

Herzog Leopold hatte schon im Jahre 979 das wohlbefestigte und volkreiche Haimburg, den „Schlüssel zu Ungarn", erobert, von wo an in dem eben behandelten Zeitraume manche wechselnde Schicksale eintraten. So war 1042 der Hunnenkönig Aba mit zwei Heeren in Oesterreich eingefallen und rückte, nachdem er Tuln eroberte, bis an die Traisen vor. Markgraf Adalbert und sein Sohn Leopold schlugen ihn bis über die March kräftig zurück: auch Kaiser Heinrich zog endlich gegen die Hunnen, erstürmte die von ihnen besetzte Stadt Haimburg und hierauf auch die Stadt Preßburg, nach welcher sie sich zurückgezogen hatten; im Sommer 1043 zog der Kaiser an der Spitze eines zahlreichen Heeres und begleitet von einer mächtigen Flotte wieder nach Ungarn, aber König Aba schickte Friedensgesandte, versprach Schadenersatz zu leisten, die Gefangenen freizugeben

und trat das Land vom Kahlenberg bis an die Leitha ab. Darauf kam Haimburg unter die Aufsicht des Markgrafen Siegfried von Plein-Beilstein und nach dessen frühem Tod an den Markgrafen Adalbert. Im nächsten Jahre ging der Kaiser abermals nach Ungarn, denn es hatte König Aba weder den Schaden ersetzt, noch die Gefangenen freigegeben, ja sogar jene Magnaten ermorden lassen, für die sich der Kaiser verwendet hatte. Am 5. Juli überschritt Heinrich die kleinere Rabcha (Raab) und in dem nunmehr sich entspinnenden gewaltigen Kampfe war es, wo sich Markgraf Adalbert den Beinamen „der Siegreiche" erwarb. Im Jahre 1049 wurde der Anfang mit der Wiederherstellung der hart mitgenommenen Stadt Haimburg gemacht und diese 1050 bereits zur Vollendung gebracht. In dieser Zeit entstand die herrliche, dem heiligen Martin geweihte Rundkapelle, die leider in neuerer Zeit als Magazin für den Pfarrer verwendet wurde. Im Jahre 1051 wurde Haimburg der Stapelplatz für alle Waaren, die nach Ungarn und noch weiter nach Osten gesandt wurden.

Diese Burgen nun, unmittelbar an der Grenze gelegen und bestimmt, den feindlichen Nachbar zu beobachten und im ersten Anpralle aufzuhalten, mußten jedoch als Abschluß des Vertheidigungsnetzes im Rücken einen größeren Waffenplatz haben, in dem sich das Hauptheer sammeln und nöthigenfalls nach unglücklichen Feldzügen sicher bergen und der auch für alle Nothdurft an Proviant und Kriegsbedarf Abhilfe schaffen konnte. Und hierzu war wohl im ganzen neugewonnenen Lande kein günstigerer Platz zu finden als das von den Ungarn zwar hart mitgenommene, aber doch nicht gänzlich verwüstete Städtlein Faviana mit seinen aus früherer Römerzeit herrührenden Resten starker Befestigungen. Gelegen an der Donau, dieser natürlichen Verkehrsader des Ostens und Westens, sowie auf dem Punkte, wo die noch immer wegsamen Straßenzüge früherer Zeiten vom Böhmer- und Mährerlande aus Ungarn und dem Deutschen Reiche zusammenliefen, durch ringsum gelegene fruchtbare Korn- und Weingelände leicht mit Lebensbedarf zu versorgen, bot die kleine Stadt einen Vereinigungspunkt für die vordringenden Ansiedler dar, dessen Vorzüge gewiß nicht verkannt werden konnten.

Alsbald sammelten sich deshalb, nachdem die Stadt mit dem Landstriche zunächst der Leitha dem Ungarkönige Aba abgenommen war, zu den Ueberresten der alten Bewohner in Faviana zahlreiche neue Ansiedler, welche die Stadt neu aufbauten. Es lebte ferner der alte Name wieder auf, doch war er bald den Einwohnern zu lange und so wurde im Volksmunde aus Faviana die Stadt Viana, Viena und endlich Wien; es bestanden indeß noch lange Zeit beide Namen nebeneinander und noch Herzog Heinrich Jasomirgott spricht von seiner „Stadt Faviana, insgemein Wien geheißen".

Anfang des bürgerlichen Wesens, des Handels und der Gewerbe.

Die ersten Zuzügler, welche in Wien festen Fuß faßten, waren — wie es überhaupt bei den Städtegründungen im frühen Mittelalter geschah — Kaufleute. Auf ihren Zügen zu den Slaven und Ungarn, wo sie mit ihren Waaren gern gesehen wurden, mußten sie das Städtchen Wien passiren, und als dasselbe unter deutscher Herrschaft immer mehr an Festigkeit gewann, konnte der auf den Straßen oft gefährdete Kaufmann doch wahrlich nichts Besseres thun, als daß er dort Niederlagen errichtete, Rechtsschutz suchte und sich endlich dauernd daselbst niederließ. Bald folgten dem Kaufmanne die Handwerker, welche ebenfalls unternehmend genug waren, um im fremden Lande Gewinn zu suchen, und wo sich irgendwo ein fester Kern deutscher Bürger seßhaft gemacht hatte, da sammelten sich die Handwerker

rasch in großer Anzahl an, sie bereiteten dem Kaufmanne die Gegenstände zur Lebensnothdurft und zum Handel, und so hoben sie den Ort, wo sie sich niedergelassen, durch ihren Gewerbe- und Kunstfleiß, durch das erworbene Vermögen. Und da dürfte es nicht uninteressant sein, über Ursprung und Wesen des Gewerbes in der Vorzeit Einiges zu vernehmen.

Vor mehr als tausend Jahren wußte man bei den Deutschen noch nichts von Handwerkern und Genossenschaften, wie sie jetzt allenthalben sind. Der Deutsche bekam alle Handwerksarbeit aus fremden Ländern und gab dafür Pelzwerk, Thierhäute, Gänsefedern, Menschenhaare, ja Vieh und selbst Menschen hin. Man verdankte es dem Kaiser Karl dem Großen zuerst, daß auch die Deutschen Handwerker bekamen. Schon im Jahre 801 befahl er seinen Verwaltern, die über die Meierhöfe oder Flecken Aufsicht hatten, gute „Künstler" in ihre Dienste zu bringen, als: Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuster, Drechsler, Wagner, Schildmacher, Vogelsteller (d. h. solche, welche die Stoßvögel abrichteten), Seifensieder, Brater, Bäcker u. dgl. Man muß hier ganz besonders die Achtung bemerken, welche der große christliche Kaiser dem Handwerke zollt, dessen Ausüber er „Künstler" nennt. Freilich gab es damals nicht, wie in den jüngsten Tagen, eine solche Ueberfülle an Handwerkern, welche seit der, in manchen Beziehungen recht ungezügelten Gewerbefreiheit durch eine riesige Anzahl von Handwerkspächtern oder auch Pfuschern vermehrt wurden; dagegen hatte das Handwerk auch noch nicht jene Achtung errungen wie heutzutage: Niemand wollte so leicht ein solches ergreifen, denn — ein freier Herr hielt es sich zur Schande und that nichts als reiten, fechten, in den Krieg gehen, jagen und nur zur Noth beten. Wer kein Vermögen hatte, ging bei einem andern Herrn in Dienst; alle Arbeiten aber mußten die Sklaven der Herren verrichten.

Die deutschen Länder waren aber auch damals noch voll von Wäldern und fast ganz ohne Städte; daher lebte fast jede Familie einsam für sich in glücklichster, patriarchalster Einigkeit. Was in jeder Haushaltung gebraucht wurde, machten die Männer und Weiber meistentheils selbst, und da war ihre erste Kunstfertigkeit die Bereitung des Leinenzeuges; sie hatten die Kunst von den Galliern gelernt; aber nicht die Männer, sondern die Weiber webten. Da ist denn noch heute die (ganz irrige) Meinung vorherrschend, es stamme das Wort Weib daher, weil das Weben des Weibes besondere Beschäftigung gewesen, es stammt indeß von dem uralten Ausdrucke Waibjan, binden; bezeichnet somit eine Gebundene, was den ältesten Zeiten der Rohheit, wo die Weiber immer Sklavinnen waren, ganz angemessen ist. Man gebrauchte auch das Wort Weib mehr von niedrigen, Frau aber mehr von vornehmen Personen, und so ist es begreiflich, warum Weib und Frau (letzteres eine Freie bedeutend) einander schon so früh entgegengesetzt wurden.

Später lernten die Deutschen auch wollene und seidene Zeuge machen, welche aber auch nur die Weiber (noch im 10. Jahrhundert) verfertigten; selbst Prinzessinnen spannen, webten und schneiderten, und dem zärtlichen, fürstlichen Vater gefiel am besten das einfache Leinengewand, das ihm seine eigenen Töchter gemacht hatten; ein solches z. B. trug stets Karl der Große, selbst bei jenen Feierlichkeiten, wo er mit dem ungeheuren Glanze der kaiserlichen Würde auftrat.

Die Männer verfertigten Schuhe, Waffenrüstungen und Schmiedearbeit, Bauwesen, Geräthschaften und überhaupt Alles, wozu härtere Arbeit nöthig ist; aber dies Alles machten meistens nur Leibeigene, die den freien Gutsherren auf dem Lande, zum Theil auch in den Städten dienstbar waren. Nur selten verstand ein von freien Eltern geborener Mann eine Kunst und legte selbst Hand an; that er es aber, so geschah es doch nicht um Lohn für Andere. Wie schon erwähnt, waren damals die Mönchsklöster der Sitz der Künste, Wissenschaften und Gewerbe; die Mönche beschäftigten sich mit allen Arbeiten und machten die Sachen selbst, welche sie für ihre Klöster brauchten. Zu dieser Zeit waren daher die Handwerks-

leute sehr selten; man hielt ordentliche Sklavenmärkte, wo Sklaven, welche Handwerke trieben, zu verkaufen waren. Brauchte man z. B. einen Schneider, so ging man auf den Markt und fragte nach, ob unter den Sklaven einer sei, der das Schneiderhandwerk verstehe, welchen man dann kaufte. So ging es noch im 9. Jahrhundert.

Im 10. und 11. Jahrhundert wurden die Städter eingetheilt in Bürger und Einwohner. Erstere nannte man solche, welche entweder von ursprünglich freien Familien, oder von solchen abstammten, welche von ihren Herren frei gemacht worden waren und denen man im dritten Gliede das Bürgerrecht gegeben hatte, bloße „Einwohner" oder „Mitbürger" nannte man solche Gefreite, die noch nicht bis zum dritten Gliede frei und des Bürgerrechts theilhaftig waren, und solche eigene Leute, welche sich mit Handwerksarbeit beschäftigten. Die Bürger oder vornehmen Städter, oder die Adeligen thaten allein Kriegsdienste, nährten sich vom Acker- und Weinbau, wozu sie sich Leibeigene hielten, oder von den Zinsen ihrer Landgüter. Mit Kaufmannschaft und Handwerken beschäftigten sich die Gefreiten oder geringeren Bürger.

Es zerfiel eben in jener Zeit noch jeder bedeutende Ort in die zwei Gemeinden der Freien, blos unter des Königs Bann und der Gerichtsbarkeit des Gau- und Markgrafen stehend, und der Hörigen (Personen, die zwar an sich nicht leibeigen waren, aber doch von ihrem Bauernhofe dem Herrenhofe, zu welchem sie gehörten, zu gewissen Pflichten und Dienst verbunden waren, so daß die Leibeigenschaft auf dem Gute haftete), denen der Lehensherr einen Vogt (herrschaftlichen Verwalter) vorsetzte. Die Hörigen waren in Colones (Bauleute) und in Mancipia (Leibeigene) geschieden. Im alten Gaugerichte führte der Graue oder Grave (Graf, von Gerefa, Mitgenosse, Vorstand, Richter) den Vorsitz und des Königs Banner; in der Ortschaft vertrat ihn der Stadtrichter und sein Witziggeding (weise Gerichtsstelle, bestehend aus den Schöffen oder äußeren Räthen, ein Ausschuß der Bürger).

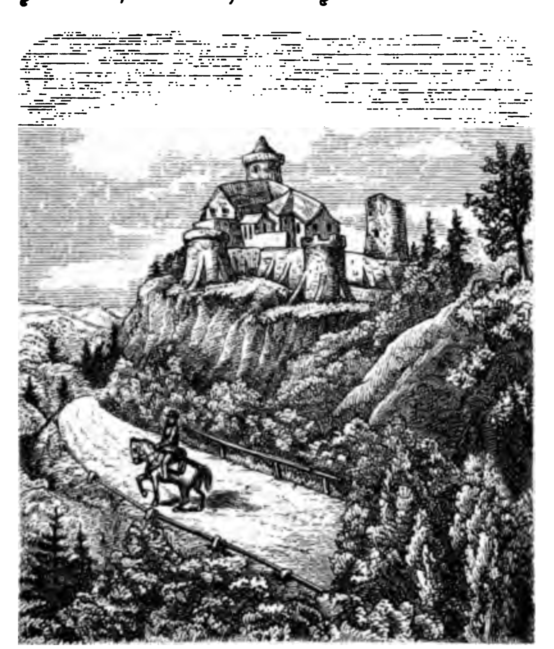
Es gab ferner die Frohne, jene drückende Verpflichtung, welche die Grundbesitzer verband, nebst ihrem Eigenthum gleichzeitig auch den herrschaftlichen Boden ohne Entgelt zu bearbeiten. Sie ist ein echtes Kind der Zeit der Leibeigenschaft, da Grund und Boden als Lehen der Ritter oder Kirche noch geringen, arbeitsame Hände dagegen desto höheren Werth hatten. Als Zoll für den grundherrlichen Schutz, blieb sie bis in unsere Tage an jeder Erdscholle kleben. Um außer der Robot (Frohndienst) noch eine sichere Rente in Geld- oder Naturalzinsen zu gewinnen, nahm der Grundherr an Orten, wo man Feld- oder Weinbau trieb, auch den Zehend (zehnten Theil der Ernte) und den Viehhältern den sogenannten Blutzehend ab. Vielleicht waren es ursprünglich freiwillige Leistungen zu Kriegs- oder Kirchenbedürfnissen, die aber fortan gezwungene Dienste blieben.

Bald kam auch das Gewerbe zu großem Ansehen. Der Adel ist durch die Kriege entstanden, und also auch besonders ein militärischer Stand; eigentlich zählten zum Adel alle Diejenigen, deren Vorfahren sich im Kriege oder durch edle Handlungen vorzüglich hervorgethan und dadurch einen gewissen Rang unter ihren Mitbürgern bekommen hatten. Da die Adeligen immer in den Krieg ziehen mußten, so schmolzen sie auch brav darüber zusammen.

Die geringeren Bürger jedoch legten sich immer mehr auf Betriebsamkeit und Gewerbe, mehrten sich in friedlicher Ruhe und gelangten durch ihre Arbeitsamkeit in aller Stille zu Wohlstand und Begüterung. Dies lockte natürlich Andere an, Handwerke zu treiben; Alles, was sich auf dem Lande und unter den Bauern von der Leibeigenschaft losmachen konnte, ja auch die Freigeborenen von der geringeren Classe drängten sich in die Städte und machten sich durch Fleiß und Emsigkeit selbst den Adel zinsbar; sie wurden bald mächtiger und reicher als dieser. Ja, nach und nach fingen sogar die Handwerker und jene, welche Gewerbe trieben,

an, dem Adel in vielen Vorzügen gleich zu werden. Sie erhielten ein für die damalige Zeit sehr werthvolles Vorrecht, das bisher nur dem Adel allein eingeräumt gewesen, nämlich das Vorrecht, Waffen zu tragen und mit in den Krieg zu ziehen. Uebrigens ist das Vorrecht, sich im Kriege todtschlagen zu lassen, kein so lächerliches gewesen, wie es im ersten Anschein so Manchen vorkommen mag; zog der Bürger mit in den Krieg, so stärkte dies seinen Mannesmuth, sein Vertrauen auf die eigene Kraft und Stärke, es vermehrte sein Ansehen in Vertheidigung seiner Rechte und seines Hauswesens, es schenkte ihm alle Vortheile, deren damals nur allein der Adel genoß, und gab den ersten Impuls zur Gleichberechtigung des patriotischen Verdienstes mit dem blos ererbten.

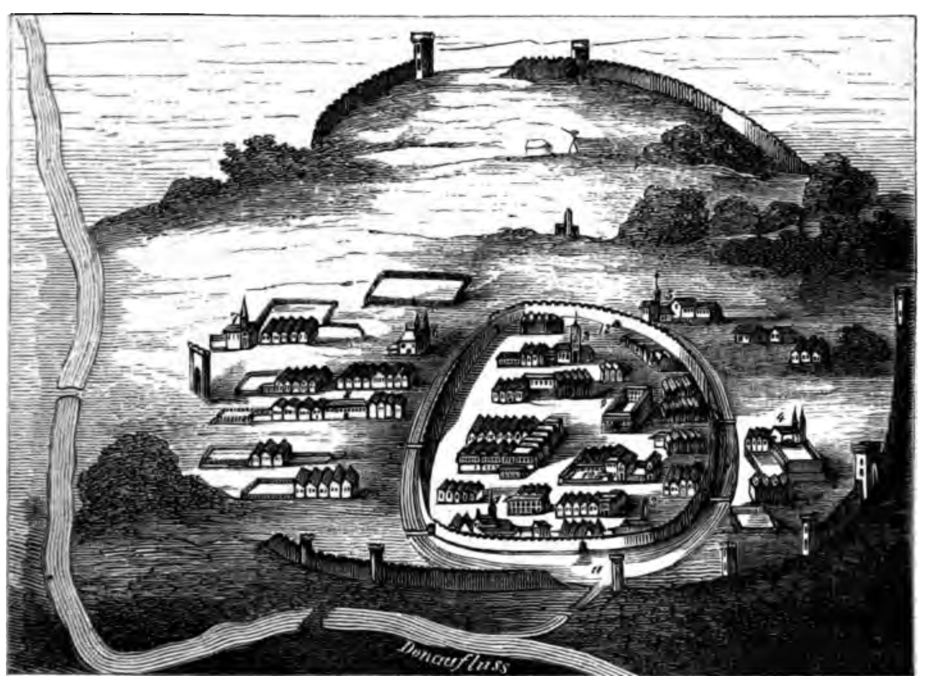
Zuerst bekam die Kaufmannschaft das Vorrecht; endlich aber gab es Kaiser Heinrich V. auch den Handwerkern und machte diese dadurch zu freien Bürgern. Bis dahin hatten auch schon die Männer angefangen, das Schmiedehandwerk und die Wollenweberei selbst zu treiben, wodurch die Städte in große Aufnahme kamen.


Die Herzogenburg auf dem Kahlenberg. (Seite 90.)

Eine Folge der Erweiterung der Handwerke zeigte sich bald in dem Zunftwesen, das aus dem freien Corporationsgeiste der Deutschen hervorging. Die Landbewohner waren den Städten wenig geneigt, sie betrachteten sie als Werkzeuge der Zwingherrschaft; da gab es denn nur ein einziges Mittel, sich mit ihnen zu befreunden: wenn der Landbewohner die Befriedigung seiner immer steigenden Bedürfnisse nur in den Städten finden, seine Producte nur dort absetzen konnte, also genöthigt war, mit ihnen in engere Verbindung zu treten. Um gewerbtreibende Einwohner in die Städte hineinzuziehen, verbot man nach und nach die Gewerbe auf dem Lande und gewährte dadurch den städtischen Handwerkern ein großes Vorrecht. Damit entstand aber auch die Nothwendigkeit, sich gegen die Uebergriffe der in den Städten herrschenden Erbbürgerfamilien zu sichern, und darin zumeist liegt die Veranlassung zu Vereinbarungen der Handwerker, welche anfänglich eine politische Richtung hatten und nicht blos solche Bürger umfaßten, die ein und dasselbe Gewerbe trieben. Durch die ab- und zuwandernden Gesellen blieben die Corporationen in steter Verbindung und errangen, wie später noch weiter zu ersehen sein wird, endlich eine so große Bedeutung, daß man sich genöthigt sah, sie förmlich anzuerkennen und die Satzungen der einzelnen Innungen, Gilden (Gemeinschaften) zu bestätigen. Indem sich sodann diese Corporationen zum Kriegsdienst in den Städten vereinigten, trugen sie dadurch wesentlich zum Schutze gegen allerlei Uebergriffe bei, und selbst die Kaiser bedienten sich ihrer als Gegengewicht gegen die rebellischen Adeligen. So erlangten nach und nach die Zünfte einen bedeutenden Einfluß auf das Städtewesen, ja sogar an der Regierung, besonders in den Reichsstädten.

Wie allenthalben, so geschah es auch in der alten Faviana, daß die Kaufleute und Handwerker es liebten, sich abzusondern und je nach ihrem Geschäfte besondere Stadttheile zu bewohnen. So finden wir auch in Wien sehr zeitlich nach einzelnen Handwerken benannte Straßen, wie zu Ende des 11. Jahrhunderts den Schuster- und Bindersteig, die Goldschmied- und Bognergasse, den Kien- und Holzmarkt u. a., welche sich später vielfach mehrten und zum großen Theile bis auf die heutigen Tage erhalten haben. Bald bildeten sich auch die Märkte in den Städten aus, welche durch den Reichthum der ausgebotenen Waare die Colonisten des flachen Landes und die Bewohner der Adelsitze in die Stadt lockten und somit neuen Erwerb schafften.

Zu solchen Märkten war aber ein großer, freier Platz erforderlich, wie er sich in den meisten altdeutschen Städten findet und vielfach auch „der Ring“



Wien im 12. Jahrhundert.

genannt wird. In der alten Faviana war ein solcher Platz schon vorhanden — der Hohe Markt, und auf ihn findet man daher auch bereits in sehr früher Zeit die Handelsthätigkeit der Stadt zusammengedrängt. Auf ihm bestand die Schranne (aus Gitterwerk bestehendes Geländer, Einfriedung, welches den Gerichtsbezirk bezeichnete), das Kaufhaus und Leinwandhaus, Krambuden aller Art bis in's späte Mittelalter; in der Nähe erhoben sich nach und nach die uralten Höfe der Kaufleute, so jener der Regensburger, Kölner, Passauer, welche daselbst Absteigquartiere und Niederlagen ihrer zugeführten Waaren hatten. Daß Wien, zur wichtigsten Handelsstadt der Ostmark allmälig erwachsend, auch schon sehr zeitig eine Befestigung haben mußte, ist selbstverständlich; wie bei so vielen kleineren Städten zogen sich auch hier bereits im 11. Jahrhundert Gräben und Wälle, und bald auch feste Mauern um die zunehmende Stadt, innerhalb welcher die wehrhaften Bürger die Vertheidigung zu besorgen hatten; so wird in einem Codex zum Jahre 1190 ausdrücklich berichtet: Vienna muro cingitur (Wien wird mit einer

Mauer umfangen), worunter jedoch wohl nur eine Verbesserung und keineswegs die erste Anlage von Festungswerken zu verstehen sein kann, da bereits im Jahre 1145 Wiens Mauern dem Heere Heinrich Jasomirgott's nach der von den Ungarn erlittenen Niederlage festen Schutz boten.

Aus der Zeit des Aufblühens von Handel und Gewerbe stammen die Hausschilder. Heute freilich bestehen die Aushängeschilder der Wiener Häuser großentheils nur noch dem Namen nach, aber in der Vorzeit waren sie meistens mit einer bildlichen Darstellung in Stein, Holz oder Metallarbeit begleitet. In den ältesten Zeiten nämlich, wo die wenigsten Leute lesen konnten, mußte jeder Krämer und jeder Hausbesitzer nothwendiger Weise irgend ein Zeichen vor seinem Laden oder Hause haben, welches dem Publikum die Waare und das Haus auf eine handgreifliche Art vor Augen brachte, und diese Zeichen waren die ersten Kaufmanns- und Hausschilder. In ihrer chronologischen Folge, wie sie in vorliegendem Buche nach und nach berührt werden sollen, bilden sie ein interessantes Studium über die allmäligen Fortschritte des Zeitgeschmackes und des Zeitgeistes.

Das aufblühende Städtlein wurde auch immer mehr und mehr mit Kirchenbauten geschmückt; es lag dies in der frommen Anschauung jener Zeit, wiewohl die Kirchleins sehr einfach und beschränkt waren. So erhob sich, außer den bereits erwähnten Kirchen von St. Rupprecht, St. Peter und Maria Stiegen, um 1080 das durch Bischof Altmann gestiftete Kirchlein zu Sanct Pankraz (jetzt zur päpstlichen Nuntiatur am Hof verbaut), und es wird bald von zahlreichen anderen Gotteshäusern in Wien zu berichten sein, welche unter den babenbergischen Fürsten gestiftet und reich dotirt wurden.

Man trifft dann folgerichtig in Unterösterreich auch Ueberbleibsel von uralten Grabmälern, besonders in den Kirchen und Kreuzgängen der Klöster. Es geht da die Sitte, die Leichname bedeutender Verstorbener, besonders vom geistlichen oder ritterlichen Stande, daselbst zu bestatten durch das ganze Mittelalter; ja, man darf die Sitte überhaupt eine rein mittelalterliche nennen, da wir für dieselbe weder bei den Hebräern noch im classischen Alterthume ein Vorbild finden. Das Begräbniß war immer eine Bestattung im Schooße der Erde, es ist dies eine Beibehaltung der bezüglichen altgermanischen Sitte, denn der altchristliche, später nur mehr höchst selten vorkommende Gebrauch, die Verstorbenen in mit Bildhauerarbeiten geschmückten Sarkophagen (steinernen Prachtsärgen) beizusetzen, ist aus der Antike überkommen worden.

Im Anfange befanden sich die Arae, Coemeteria, Dormitoria (christliche Begräbnißplätze), ebenso wie bei den Heiden und Juden außerhalb der Städte. Wohl begruben die ersten Christen ihre Todten, der vielen Verfolgungen wegen, heimlich an verborgenen Orten, in Felsenhöhlen oder in unterirdischen Räumen (Krypten, Katakomben), die allmälig an Ausdehnung zunahmen und in deren Seitenwänden sich die Begräbnißnischen mit den Sarkophagen, Urnen, Grablampen u. dgl. befanden, über den Nischen, sowie an den Wänden waren Inschriften, christliche Sinnbilder in Bildhauerarbeit oder Malerei angebracht; als jedoch das Christenthum in Mitteleuropa Ausbreitung gewann, wurde durch Synodalbeschluß dem Volke untersagt, seine Todten an ungeweihten Orten zu beerdigen oder sie gar nach römisch-heidnischer Art zu verbrennen. Ebenso war das Begräbniß in der Kirche auf das strengste verboten; außer den Reliquien der Heiligen, welche der Altarraum barg, durften keine Reste der Sterblichen dort aufgenommen werden.

Dieser Grundsatz galt auch für die Gotteshäuser der Klöster und so waren deren Begräbnißstätten ursprünglich außerhalb des Gebäudes, oft in ansehnlicher Entfernung von den Wohnungen der Klostergemeinden angelegt; indeß lagen sie später, nach dem allmäligen Entstehen geweihter Beerdigungsplätze, vornehmlich bei Pfarrkirchen, nächst der Kirche oder um dieselbe herum. In der Mitte erhob sich

gewöhnlich die sogenannte Todtenkapelle, die sich durch runde Anlage und Untertheilung in zwei übereinander befindliche Räume kennbar machte, eine auffallende Bauform, die verursachte, daß man sie durch lange Zeit für heidnische Tempel oder Bauten der Templer hielt. Viele solcher Kapellen haben sich in der Monarchie bis heute erhalten, wie in Hainburg, Deutsch-Altenburg, Wiener-Neustadt, Mödling, Pottenstein, Tuln, Zellerndorf u. s. w.

Die erste Veranlassung zur Bestattung möglichst nahe der Kirche gab gewiß die Sehnsucht der Christen, ihre Ruhestätte zunächst jenem Orte zu finden, wo an geheiligter Stelle die Leiber der Heiligen aufbewahrt wurden, um dadurch gleichsam in deren Schutze zu bleiben; aber gerade in Folge der ursprünglichen Bestimmung der Kirchen als Grabstätten der Heiligen, war die Beerdigung anderer Personen innerhalb der geweihten Räume ausgeschlossen worden. Die Sehnsucht der Gläubigen, in der Kirche selbst beigesetzt zu werden, wurde immer dringlicher, bald konnte sie nicht mehr unterdrückt werden, und so fand man es endlich gerechtfertigt, daß hochverdienten Kirchen- und Klostervorständen, wie auch hervorragenden Wohlthätern von Gotteshäusern, dann Personen, die sich durch besonders frommen Lebenswandel ausgezeichnet hatten, ein Grabraum in kirchlichen Gebäuden zugestanden wurde; ja man stiftete sogar öfters Gotteshäuser nur zu dem Zwecke, damit in ihnen der Stifter und seine Familie eine Ruhestätte fände. Und so fanden im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns bereits im 11. Jahrhundert die Mitglieder der eigenen frommen Gemeinde und die männlichen Wohlthäter derselben ihre letzten Ruhestätten theils in den bezüglichen Kirchen, theils in den Kreuzgängen.

Aus dem vorgenannten Jahrhundert stammt somit auch der Gebrauch, Grabmale mit **Wappen** zu zieren, wie auch der Gebrauch der Wappen selbst; es begannen sich die ersten Keime und der Uranfang der **Heraldik** (Wappenkunst) bei allen christlichen Völkern zu entwickeln. Damals erschienen sie blos am Schilde, erst viel später zeigten sich die heraldischen Helme in Verbindung mit dem letzteren.

An die Fürstengruft zu Melk knüpft sich eine, allerdings auf die natürlichste Weise zu erklärende Sage.

Im Jahre 1075 standen bereits neun Särge in der markgräflichen Familiengruft. Hier ruhte **Leopold der Erlauchte** (seit 994) an der Seite seiner Gemalin **Richarda**, der fränkischen Herzogstochter; ferner dessen Sohn und Nachfolger **Heinrich I.** (seit 1018) und dessen Gemalin **Mechtilde**; dann folgte **Adalbert I.** (1056), dessen Gemalin **Frowiza** (1058); die Witwe Leopold's des tapferen Ritters, **Adelheid** (1071); dessen Sohn **Ernst der Tapfere** (1075) mit Gemalin **Swanhilde** und Tochter **Juditha**.

Der Letztere war eben beigesetzt worden, das Trauergefolge hatte die Gruft verlassen, nur der Sakristan war mit einem Diener zurückgeblieben, um die Fackeln zu verlöschen. Als der Diener diese hinwegtrug und die Trauerhalle nur mehr von der Altarlampe erhellt war, wollte auch er sich entfernen und die Gruft schließen, doch, ermüdet von der Anstrengung des Tages, am Eingange sich ausruhend, fiel er in einen tiefen Schlummer. Da kam ihm vor, wie sich all' die babenbergischen Familienglieder aus den Särgen erhoben, um einen glänzend gekleideten Ritter zu empfangen, der heranschritt und demüthig die Worte sprach: „Gestattet mir, Ihr hohen Todten, bis zum nächsten Morgen in Eurer Nähe zu verweilen!" Der Sakristan glaubte die Antwort zu vernehmen: „Thue das, mein Sohn! Ohnehin wirst Du der **Letzte** unseres Stammes sein, der **hier** noch ruhen wird!" Erschreckt fuhr der Sakristan empor — er war erwacht und statt der Geistergestalten und offenen Särge sah er die Conventualen des Stiftes mit brennenden Fackeln vor sich stehen, die mit **Leopold dem Schönen** gekommen waren, am Grabe des Vaters zu beten. Der Traum ging indeß wirklich in Erfüllung, denn Markgraf **Leopold** war thatsächlich der Letzte seines Geschlechtes, welcher zu Melk

begraben wurde. Sein Sohn Leopold der Heilige ruht in Klosterneuburg; dessen Sohn gleichen Namens in Heiligenkreuz, Heinrich Jasomirgott im Schottenstifte zu Wien, Leopold der Tugendhafte und Friedrich I. in Heiligenkreuz, Leopold der Glorreiche in Lilienfeld und Friedrich der Streitbare, der letzte Babenberger, ebenfalls in Heiligenkreuz.

Aufblühen der Umgebungen, auftauchende Legenden und Sagen.

Von Wiens Umgebungen aus jenen Tagen haben wir nur sehr spärliche Berichte. Es existirte der Markt Perchtoldsdorf wohl bereits im Jahre 983, wo ihn Kaiser Otto II. dem Babenberger Leopold dem Erlauchten zum Geschenke machte; die Ueberlieferung berichtet ferner, daß dieser Herzog drei Brüder, Berchtold (bedeutend stattlicher Alter), Gundold (edler Kühner) und Gumbold (prächtiger Edler) gehabt habe, von denen die drei Märkte Perchtoldsdorf, Guntramsdorf und Gumpoldskirchen die Namen erhielten, aber wie mag es hier, wo noch die Kämpfe an der Eisenburg (Melk) stattfanden, ausgesehen haben?! Anderseits verlautet, daß die Perchtoldsdorfer, Starkenberger, Pottendorfer, die Kuenringer und die Hakenberger Abkömmlinge des bekannten Azzo von Gobartsburg (1070 bis 1092) gewesen seien. Nach dritter Angabe soll der Stammvater der Perchtoldsdorfer ein gewisser Otto, Castellan von Mödling (in den Urkunden schon 1114 vorkommend), gewesen sein und dessen Söhne Wolffer und Rapoto bekleideten die Castellanswürde und besaßen das Kammeramt (fürstliche Finanzverwaltung) von Perchtoldsdorf, Mauer (Gereut), Kalksburg u. s. w.

Im Jahre 1002 wurde der Markt Mödling, ursprünglich Medelike, Medelich genannt, gegründet. Die daselbst befindliche Burg wurde um dieselbe Zeit vom Markgrafen Heinrich I., dessen Besitzungen Kaiser Heinrich II. durch die Strecke Landes zwischen der Liesing, Triesting und dem Dürrenbache bedeutend vermehrte, erbaut. Auch die Erbauung der nordwestlich von Mödling liegenden Burg Liechtenstein, ursprünglich Burg Enzersdorf, fällt in dieselbe Zeit; Beweis dafür ist die in den Ruinen der Burg befindliche, noch ziemlich gut erhaltene romanische Kapelle, welche mit ihren breiten Gewölbegurten, mit den schmucklosen Würfelcapitälen und den in die Höfe gezogenen attischen Säulenbasen deutlich den Charakter des romanischen Styles erkennen läßt. Diese Burg war öfters der Wohnsitz der Familie Babenberg. Markgraf Leopold der Schöne (gest. 1096) räumte seinem Bruder Haderich Mödling mit ansehnlichen Gütern ein und es blieb von nun an unter dem Namen Grafschaft eine für die Babenberg'sche Nebenlinie bestimmte Apanage (Leibgedinge). Nach Haderich's Tode gingen dessen Besitzungen an seine beiden Söhne Rapoto und Heinrich, die Stifter der Abtei Klein-Mariazell, über, die jedoch von hier wegzogen und Mödling durch Castellane verwalten ließen. Zu der ersten Schenkung Kaiser Heinrich's II. an den Markgrafen Heinrich I. im Jahre 1003 gehörte Laab und das im Forste Reichliesing hinter Kalksburg im Wienerwalde liegende Walddorf Breitenfurt, dasselbe war mit seinen Waldhüttlern landesfürstlich. Auch Hietzing muß in jenen Tagen bereits bestanden haben, da die Gegend daselbst dem edlen Geschlechte der Hietzinger oder Hezingen gehörte.

Die Babenberg'schen Landesfürsten bauten sich in Wiens Nähe mehrere Jagdschlösser, wozu sie durch Ausrodung der Wälder erst Platz gewinnen mußten,

und so entstand das Schloß „im Gereut“ auch Moure — Mauer genannt von der dasselbe umgebenden Mauer. Neben dem Schlosse erhob sich zugleich eine Kapelle (später das Haus Nummer 117), dem heiligen Erhard geweiht, um welche sich nach und nach Bewohner ansiedelten, die eine Gemeinde bildeten.

Im ersten Jahrtausend entstand auch der reizende Wallfahrtsort Mariabrunn an der Hauptstraße nach Purkersdorf. Gisela, die Witwe des heiligen Stefan, Königs von Ungarn, hatte der Unruhen wegen, welche die Wahl des neuen Königs hervorrief, Ungarn verlassen und begab sich nach Oesterreich, wo sie Markgraf Adalbert in Wien gastfreundlich aufnahm. Von einem hartnäckigen Fieber ergriffen, begab sie sich in die Gegend von Mariabrunn, verhoffend, es würden die dortigen balsamischen Lüfte für ihre Gesundheit von heilsamsten Einflusse sein. Eines Tages nun — so erzählt die Legende — als die Fürstin in der Gegend, wo heute die Kirche steht, lustwandelte, war sie durstig geworden, so daß ihr nach einem Trunke Wasser gelüstete. Ihr Gefolge suchte nach einer Quelle und fand einen mit Moos und Wasserpflanzen ganz überwachsenen Brunnen, wohin sich die Königin begab. Aber wie erstaunte sie, als ihr auf dessen Wasserfläche die Statue der Mutter Gottes entgegenblickte. Das Frauenbild war aus Lindenholz geschnitzt, mit einem blauen Kleide und einem rothen Mantel angethan und hielt ein nacktes Kindlein auf der Hand. (Dieses Bild befindet sich auf dem Hochaltar.) Die königliche Witwe trank von dem Wasser und erhielt baldige Genesung. Aus Dankbarkeit ließ sie eine kleine hölzerne Kapelle dort erbauen und stellte darin die Statue zur Verehrung auf. Der Wiesenbrunnen und sein Wasser erhielten den Namen „Frauenbrunnen“ und „Frauenwasser“, und bald flüchteten viele Personen, welche Sorgen des Gemüthes oder Peinen des Körpers quälten, dahin und kehrten getröstet oder geheilt heim.

In die Zeit des Markgrafen Leopold des Schönen fällt die zweite Entstehung des Dorfes Heiligenstadt, er erbaute auch daselbst um 1095 die Kirche zu Ehren des heiligen Michael; eine in der Kirche angebrachte Jahreszahl bestätigte diese Meinung.

In die Zeit der ersten Babenberger gehört auch die Burg Greifenstein, deren Burgherren ihres Ansehens und ihrer Macht wegen schon damals zu den ersten Geschlechtern am schönen Donaustrome zählten, von ihrer hohen, fast unersteiglichen Felsenveste aus das umherliegende blühende Land beherrschten und nicht nur jedem feindlichen Angriffe Trotz boten, sondern auch von hier aus die Donau sich zu Diensten, nämlich einträgliche Jagd auf die den Strom hinabziehenden Kauffartheischiffe machten. Hier begegnen wir einer der ältesten Sagen, nämlich der über den Namensursprung des Geschlechtes Greifenstein, welcher in zahllosen poetischen und dramatischen Arbeiten benützt wurde, in ursprünglicher Einfachheit aber folgendermaßen lautet:

Ritter Irmfried war ein tapferer, aber rauher und gemüthsharter Mann, Witwer, Vater einer einzigen schönen Tochter Adelhilde, um welche sich der wilde, stets mit Fehde und Waidwerk beschäftigte Ritter kaum kümmerte, und welche der fromme Burgcaplan Emmerich mit väterlicher Liebe und Sorge erzog und bildete. Bald lernte das Mädchen durch einen Edelknecht des Vaters auch die Liebe kennen, heimliche Zusammenkünfte erfolgten und die Nachwehen einer unglückseligen Stunde wurden endlich so fühlbar, daß der Beklagenswerthen nichts übrig blieb, als sich ihrem geistlichen Freunde anzuvertrauen. Dieser wußte vorderhand keinen anderen Ausweg, als sie vor Allem dem voraussichtlich schrecklichen Zornausbruche des Vaters zu entziehen, umsomehr, als eben dessen baldige Ankunft in Begleitung eines für Adelhilde bestimmten vornehmen Bräutigams gemeldet wurde. Pater Emmerich führte das Liebespaar durch einen unterirdischen Gang in den Wald, versah selbes mit Brot und Wein auf einige Tage und verbarg es

in einer finsteren und feuchten Erdschlucht, die er einstmals entdeckt hatte und von der Niemand sonst wußte.

Gleich nach der Ankunft trat Irmfried in das Zimmer seiner Tochter, ohne sich an die Bitte des Paters zu kehren, sie noch heute in Ruhe zu lassen, da sie krank und schwach sei. Als er dieselbe nicht fand, blieb dem guten Geistlichen nichts übrig, als mit aller Vorsicht dem Ritter allmälig die Geschichte seiner Tochter beizubringen, worauf derselbe in schreckliche Wuth gerieth und den Priester zwingen wollte, ihren Aufenthaltsort zu verrathen. Als sich derselbe standhaft weigerte, wurde er durch eine Thurmöffnung in das Burgverließ, das keinen andern Eingang hatte, hinabgelassen, um ewige Haft zu erdulden. Auch that der Ritter den Schwur, seinem ungerathenen Kinde niemals zu verzeihen, und sollte er eidbrüchig werden, möge ihn sofort der Tod ereilen.

Nach langer Zeit zog der Ritter, dem der Verlust seiner Tochter immer empfindlicher geworden war, zur Jagd hinaus in die Waldungen, als ihm plötzlich eine in Thierfelle gehüllte, ganz verwilderte Gestalt winkte, ihr zu folgen. Der Ritter that dies und gelangte in eine Waldhöhle, wo ihm das Jammerbild Adelhildens, mit Lumpen bedeckt, einen Säugling an der Brust haltend und das Fleisch von den Gebeinen eines erlegten Wildes nagend, vor die Augen trat. Tief ergriffen, schloß Irmfried die Tochter in die Arme und sprach das schöne Wort der Verzeihung. Adelhilde wurde nach dem Schlosse gebracht und der Ritter eilte selbst nach dem Verließe, um den Priester zu befreien. Aber hier faßte ihn der finstere Geist des Eidbruches; er glitt auf der Treppe aus, stürzte hinab und brach das Genick. Seine Hand packte noch krampfhaft den Schlußstein der Treppe und klammerte sich fest daran ein. So fanden ihn die Seinigen und das frohe Fest der Wiederkehr wurde in tiefe Trauer verwandelt.

Die Sage erzählt nun weiter, daß Irmfried's Geist keine Ruhe im Grabe gefunden und öfter wandelnd erblickt worden sei, wobei er verkündete, er könne nicht eher zum ewigen Frieden eingehen, bis nicht der Stab Emmerich's, den dieser bei seiner Befreiung aus dem Verließe durch das junge Paar in einem eisernen Ring daselbst aufgehangen (er wird noch heute den Besuchern gezeigt), von selbst aus dem Ringe fallen und der Stein, an welchen er sich im Todeskampfe geklammert, verwittert sein würde. Da machten es sich nun alle Nachkommen, wie auch die Dienerschaft und jeder Besucher der Burg zur Pflicht, an den Stein zu greifen, um ihn morsch zu machen, und auf diese Weise zur Erlösung des irrenden Schattens beizutragen. Noch heute wird jeder Besucher der Veste dazu aufgefordert, und Viele vollziehen den mildthätigen Steingriff mit gruseligen Gefühlen. So hat sich denn auch wirklich nach und nach der sehr interessante Abdruck einer Riesenhand in dem Eckstein an der Treppe gebildet. Burg und Geschlecht erhielten davon den Namen Greifanstein (Greifenstein).

Die Burg, von welcher später noch allerlei Merkwürdiges zu erzählen sein wird, gelangte Anfangs des 12. Jahrhunderts durch Kauf oder Tausch an das Hochstift Passau.

Eine mächtige Burg war ferner die Veste Starkenberg (beim Markte Piesting, V. U. W. W.), heute Starhemberg genannt. Sie war ursprünglich eine Schöpfung der Herren von Traisma, Besitzer dieser Gegend, welche Engelrich im Jahre 998 als freies Reichslehen in den Landstrichen zwischen dem Tulnerbache und Anzbache erlangt hatte, sich allmälig ausbreitend im Traisenthal aufwärts, sowie auch den Wienerwaldrücken überschreitend, südlich der Alpenkette ebenfalls besitzhaft machte und eine nicht unbedeutende Macht erlangte. Um in der Nähe der Ausmündung des Piestingthales einen Stützpunkt zu gewinnen, bauten die Dynasten die Veste, welche sie aber kaum unmittelbar besaßen, da noch im 11. Jahrhundert Markart und Magan von Starkinperch urkundlich erscheinen.

Leopold III. der Fromme, seine Stiftungen Klosterneuburg, Heiligenkreuz etc.

Auf Leopold den Schönen folgte dessen Sohn Leopold III., beigenannt der Fromme, auch der Freigebige, später der Heilige. Er wurde zu Melk am 29. September 1073 geboren, unter den Augen des Vaters aufgezogen und hatte den reinen kirchlichen Geist erfaßt, wie ihn Bischof Altmann in der Ostmark angepflanzt hatte. Er stand im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters, als er seinem Vater im Markgrafenthum folgte. Seine erste Handlung war, daß er, als Schirmvogt Passaus, die dort wegen zwiespältiger Wahl entstandenen Wirren beilegte. In seine Zeit fällt auch jene großartige Bewegung, welche im ganzen Abendlande durch die Kreuzzüge entstand, so genannt von dem meist rothen Kreuze, das die Kreuzfahrer von Tuch, Seide und dergleichen auf der rechten Schulter trugen.

Seit dem 4. Jahrhundert fanden Wallfahrten nach dem heiligen Grabe statt; später wurden dieselben unter dem Schutze der Khalifen immer zahlreicher, aber spätere, seldschukkische Beherrscher zeigten sich den Christen weniger geneigt. So ließ Al Hakem gar die Kirche des heiligen Grabes niederreißen (1009), und wenn sie auch wieder aufgebaut wurde, konnten dennoch die Christen ihre Erhaltung nur mit vielem Gelde erkaufen. Dies gab endlich den Europäern Veranlassung, die Idee ernstlich zu überlegen, ob das heilige Land den Ungläubigen nicht entrissen werden sollte. Schon zu Ende des 10. Jahrhunderts erließ Papst Sylvester II. einen Aufruf an die katholische Kirche zum Kreuzzuge, und Gregor VII. erneuerte die Aufforderung, aber ohne besonderen Erfolg. Da aber machte der berühmte „Eremit“ Peter von Amiens (geb. 1053, gest. 1115) im Jahre 1093 eine Pilgerreise nach Jerusalem und durch visionaire Erscheinungen fühlte er sich aufgefordert, zur Befreiung des heiligen Landes zu wirken. Mit einem Schreiben Simeon's, des Patriarchen von Jerusalem, versehen, kam er 1094 zu Papst Urban II., welcher ihm gestattete, durch Italien und Frankreich zu ziehen und zu einem Heereszuge nach Jerusalem aufzufordern. Schon auf der Kirchenversammlung von Piacenza 1095 gelang es, besonders auf die Darstellung der griechischen Gesandten, Viele zur Hilfeleistung zu bewegen; aber auf der Kirchenversammlung zu Clermont im November 1095 predigte der Papst Urban II. selbst das Kreuz und verhieß den Theilnehmern allgemeinen Ablaß und jede Unterstützung, worauf die ganze Versammlung in ein begeistertes Deus vult — Deus le volt! (Gott will es!) ausbrach.

Nun nahmen Gemeine und Edle, Fürsten und Bischöfe, Männer und Weiber das Kreuz — Peter von Amiens stellte sich an die Spitze. Im Jahre 1093 bereits über Oesterreich und Ungarn nach dem heiligen Grabe wallfahrend, wurde er tief ergriffen von der Schmach, das heilige Land in den Händen der Ungläubigen zu sehen, nicht minder empörte ihn das traurige Loos der Christen im Orient und er faßte sofort den Entschluß, die Christen des Abendlandes zur Befreiung aufzufordern. An allen Orten, die er bei seiner Rückkehr berührte — darunter auch Wien — ließ er den donnernden Ruf erschallen: „In's Morgenland! In's Morgenland! — Deus le volt!“ Er war also in Wien der erste Kreuzprediger, und zwar an derselben Stelle, wo es nachmals der heldenhafte Mönch Kapistran gewesen — auf der Kanzel des Stefansplatzes.

Eremit Peter führte eine unzählbare Schaar von Franzosen, Normännen, Flanderern, Lothringern, Briten, Spaniern, Italienern und Deutschen, welche er, Walter von Pexcio und nach dessen Tode dessen Neffe Walter Habenichts

befehligte, auf verschiedenen Wegen aus, und so begann der erste Kreuzzug. Dieser nahm seine Richtung auf der großen Heerstraße, welche noch, wie zu den Zeiten der Römer, am rechten Donau-Ufer entlang sich zog, durch Ungarn gegen Constantinopel, wo der allgemeine Sammelplatz für alle Schaaren sein sollte. Ehe sie aber dahin kamen, wurden die undisciplinirten Schaaren von den feindselig gesinnten Ungarn, wohl zumeist der begangenen Excesse wegen, fast ganz aufgerieben; gleiches Schicksal erlitten die 15.000 Mann, welche Priester Gottschalk dahin führte, dann die ihm nachfolgende Schaar, welche schon in den rheinischen Städten ihre Mordlust an den Juden übte. Auf der Fahne, die den Kreuzfahrern vorangetragen wurde, stand ein rothes Kreuz mit der durch die Anfangsbuchstaben H. E. P. angedeuteten Unterschrift: „Hierosolyma est perdita“ (Jerusalem ist verloren); daraus nun machten die der lateinischen Sprache unkundigen Banden eine Art Feldgeschrei gegen die Juden, „Hep-Hep!“ lautend, und dieses blieb der Hetzruf bei fast allen Judenverfolgungen und Judenverspottungen bis auf den heutigen Tag. Diese Versuche kosteten im Ganzen etwa 300.000 Menschen.

Endlich zogen 600.000 Mann aus, unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Hugo von Vermandois, Herzog Robert von der Normandie, Robert von Flandern, Stefan von Blois und Bohemund von Tarent; Jeder sollte unabhängiger Anführer seines Haufens sein und ein gemeinschaftlicher Kriegsrath, unter Beisitz des päpstlichen Legaten Adhemar von Puy, den Zug leiten. Das Heer rückte durch Oesterreich, wo es vom Markgrafen Leopold, der den reinen, leider mit oft unreinen Mitteln ausgeführten Zweck dieser Züge begeistert aufgriff, reichlich beschenkt und mit freiem Geleite ausgestattet wurde, längs der Donau nach Ungarn, wo ihnen endlich König Coloman den freien Durchzug gewährte, ja ihnen selbst das Geleite bis nach Semlin gab. Auch diesem Heere hatte sich Peter von Amiens angeschlossen und es nicht unterlassen, in Wien wie an anderen Orten zur Theilnahme am Kreuzzuge zu entflammen, weshalb sich auch hier eine große Menge frommer Herren und Geistlichen aus Oesterreich anschloß. Leopold selbst machte jedoch den Zug nicht mit, obwohl dies von einigen Seiten behauptet wird, sondern blieb in seinem Lande und sorgte unermüdlich für dasselbe. Dagegen ergriff Itha, die Mutter Leopold's, eine baierische Prinzessin, den Pilgerstab in's heilige Land; sie kehrte jedoch nicht mehr zurück, da jene Schaar, welcher sie sich angeschlossen hatte, im Jahre 1101 durch die Saracenen aufgerieben wurde. Ueber Itha's Schicksal verlautete weiter nichts Bestimmtes, wenngleich es später hieß, sie sei als Sklavin nach Persien geführt und in das Serail eines dortigen Herrschers verkauft worden.

Bestimmtere Nachrichten liegen von dem Begleiter der Markgräfin Itha vor, dem heiligen Thiemo oder Dietmar, Erzbischof von Salzburg, welcher gleich ihr in die Gefangenschaft der Saracenen gerieth und das Ende eines Märtyrers fand. Thiemo, aus dem baierischen Geschlechte der Grafen von Medling und Frontenhausen entsprossen (nicht zu verwechseln mit dem österreichischen Geschlechte der Mödlinger bei Wien), wurde im Kloster Nieder-Alteich um die Mitte des 11. Jahrhunderts erzogen, einer sehr berühmten Klosterschule, in welcher die sieben sogenannten freien Künste nach dem Lehrplane jener Zeit und besonders auch mehrere mechanische und plastische Künste gelehrt wurden. Hier legte er auch den ersten Grund zu denjenigen Kunstfertigkeiten, in welchen er nachher einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit erstieg, nämlich der Malerei, Bildhauerei, Schnitzkunst und der seither verloren gegangenen Kunst des Steingießens, welche letztere darin bestand, daß aus zerriebenen und mit anderen zerschmolzenen Stoffen zersetzten Steinen Statuen und ähnliche Gebilde gegossen wurden. Von seinen Arbeiten befinden sich noch heute mehrere an verschiedenen Orten, so ein aus Stein gegossenes Bild der heiligen Maria mit dem Jesukinde auf dem Arme

im Stifte St. Peter zu Salzburg (auf dem Altare beim Ausgang der Sacristei befindlich, sehr schön gearbeitet, heute leider vergoldet und bemalt); eine andere ähnliche Marienstatue im Kapitelzimmer des Frauenstiftes am Nonnberge zu Salzburg: ein aus Elfenbein geschnitzter heiliger Christoph und ein aus Holz geschnitzter heiliger Benedict im Stifte St. Peter; ein Steinbild der schmerzhaften Mutter Gottes im Stift Admont; eine aus Stein gegossene Marienstatue im Kapuzinerkloster zu Radstadt, eine andere in dem nahen Altenmarkt, eine andere zu Großgmein bei Reichenhall (auf dem dortigen Hochaltare, mit der Jahreszahl 1080 bezeichnet und die Veranlassung der dort bestehenden Wallfahrtsandacht); ein vom Kreuze genommener Christus auf dem Schooße Mariens in der Kirche zu Weizberg (Steiermark), endlich noch einige ähnliche Gebilde in den Klöstern Nieder-Alteich und Kremsmünster. Im Jahre 1077 wurde er Abt von St. Peter in Salzburg, 1088 nach dem Tode Gebhard's wurde er Erzbischof, hatte aber in dieser Eigenschaft viele harte Schicksalsschläge zu erdulden. Er schloß sich im Jahre 1101 dem Kreuz-



Schloß Greifenstein (Seite 85.)

zuge an, da er in seiner Heimat keinen Gegenstand für sein pflichtmäßiges Wirken mehr hatte, gerieth aber in Gefangenschaft der Feinde und wurde in der Stadt Corozaim in Galiläa, am See Genesareth gelegen, da er seine christliche Ueberzeugung nicht abschwören wollte, am 28. September 1110 grausam zu Tode gemartert. Es muß dabei bemerkt werden, daß es eine Fabel ist, als habe er sich geweigert, eine Statue Mohammed's auszubessern und selbe in Trümmer geschlagen, denn die Mohammedaner besitzen ihren Religionsgrundsätzen nach weder menschliche Abbildungen noch Statuen, welche Satzung der strenggläubige Türke noch heute beobachtet.

Eine bedeutsame Epoche im Leben Leopold's bildete die Verlegung seiner Residenz in die nächste Nähe Wiens. Tuln lag von der Landesgrenze zu ferne; an demselben Gebrechen litt auch die von seinem Vater begründete, an welche noch jetzt der Name Herzogenburg erinnert, zudem mochten beide recht beschränkt sein, und so unternahm es Leopold, welcher als wahrer Markgraf den Marken (Grenzen) seines Landes näher sein wollte, um sie gegen die gefährlichen Nachbarn besser überwachen zu können, sich eine neue Residenz zu erbauen, und zwar

stromabwärts in der Nähe des bereits in bester Aufnahme begriffenen Städtleins Faviana, das schon Wien im Volksmunde genannt wurde. Er wählte hierzu die Spitze des commagenischen Gebirges, wo es zu den Wellen der Donau abfällt, und er konnte wahrlich keinen passenderen Ort wählen, als dort, wo der Blick weit über das Marchfeld und an die ungarische Grenze zu schweifen vermochte.

Leopold ließ nun eine große Menge werkverständiger Leute aus Süden und Westen (Italien und Franken) kommen und legte am 8. März 1101 unter großen Feierlichkeiten und im Beisein vieler Ritter und Edlen den Grundstein zu seiner neuen Burg auf dem bald darauf Kahlenberg genannten Gebirgstheile. Der Name stammt aber nicht daher, weil der noch jetzt mit Bäumen bewachsene Bergrücken einst kahl gewesen, sondern von dem Kallen (laut rufen, schreien, bellen bei den Hunden), der im dortigen herzoglichen Jagdforste gehegten Jagdhunde, weshalb er auch in älteren Schriften weit richtiger Kallenberg geschrieben wird. Dessen Kahlheit vormals ist schon deshalb unhaltbar, weil früher bewachsene Stellen wohl leicht ausgerodet werden, aber vordem kahle Stellen sich später nicht mit Wald bedecken können. Binnen wenigen Jahren war das Gebäude vollendet und es melden gleichzeitige Chroniken, daß diese Burg mit königlicher Pracht aufgeführt, mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückt gewesen. In dem geräumigen Schloßhofe, sowie in den glänzenden Sälen und Gängen war eine große Anzahl der herrlichsten Marmorbildsäulen von ausgezeichneter, meistens byzantinischer Arbeit aufgestellt; die wohnlichen Räume wurden von Springbrunnen und anmuthigen Lustgärtlein belebt, wie nicht minder fröhliche Feste, Turniere und Ringelrennen dort stattfanden. (Bild Seite 80.)

Inzwischen aber währte der unheilvolle Streit zwischen Kaiser und Papst fort; da wurde denn Leopold zu einer That verleitet, welche auf den Wandel dieses sonst so ausgezeichneten Fürsten einen dunklen Makel, auf seinen Lebensweg einen düsteren Schatten warf. Es hatte sich nämlich Kaiser Heinrich's IV. gleichnamiger Sohn im Jahre 1105 gegen den Vater empört und nach der deutschen Krone gegriffen. Auf des Kaisers Seite stand Leopold und war dessen wichtigste Stütze; als jedoch die Heere am Regen-Flusse sich gegenüber standen, verstand es der ränkevolle Sohn, besonders durch Zusage der Hand seiner schönen Schwester Agnes, Witwe Friedrich's von Hohenstaufen, Herzogs in Schwaben, ihn zu gewinnen, und was keine Schätze in der Welt zu thun vermocht hätten, wurde durch ein reizendes Weib vollführt — Leopold trat zur Gegenpartei über. Dem gebeugten Kaiser blieb jetzt nur mehr die Flucht übrig, und er starb bald darauf aus Gram. Was übrigens der That selbst noch einigermaßen eine mildere Beurtheilung verschaffen kann, ist der Umstand, daß auf den Markgrafen etwa weniger der schöne verheißene Lohn, als vielmehr der in jenen Tagen besonders schwer wiegende geistliche Zuspruch eingewirkt haben kann, er möge nicht länger an dem im Banne liegenden Kaiser halten.

Am 1. Mai 1106 vermälte sich Leopold zu Melk mit der schönen Witwe Agnes, welche damals im 30. Lebensjahre stand, und führte seine Gemalin und den ganzen Hofstaat mit großem Gepränge in das neue Schloß ein; aber ein bitterer Dorn war ob seiner politischen Handlungsweise gegen den Schwiegervater in seiner Brust zurückgeblieben und diesen konnte weder sein Familienglück, noch die frommen Werke mehr besänftigen. Von dieser Zeit an zog er sich scheu von jeder öffentlichen Wirksamkeit zurück und schlug selbst die ihm angebotene Kaiserwürde aus, als sie ihm nach Heinrich's V. Tode (1125) angeboten wurde. Dazu mag wohl vorwiegend seine Liebe zur Ostmark, die er nicht verlassen wollte, beigetragen haben.

Mit der Erbauung der markgräflichen Burg auf dem eigentlichen Kahlen- (seit 1694 Leopolds-)berg war ein gleicher Zweck wie bei den übrigen Burgen

Oesterreichs verbunden. Da diese letzteren als Grenzhut zu dienen und den Feind aufzuhalten hatten, bis die Nachbarn zur Hilfe herbeieilen konnten, wurden nach bestimmtem Systeme vollständig geschlossene Burgreihen angelegt. Das Kahlenberger Schloß beginnt einen solchen Festungsgürtel, dem nach Süden zu, ferner Engelsburg (die heutige Caserne auf der Mauer), Rodaun, Perchtoldsdorf, Liechtenstein, Mödling, Rauhenstein, Rauheneck, Enzersdorf u. s. w. bis Starhemberg, Emmerberg, Pöttschach, Hupbach folgen, welche alle ein Thal vertheidigen, das den Eingang in das Herz des Landes bildet; hier konnten sich die Truppen sammeln, um dann geordnet hervorzubrechen. Ebenmäßig bildeten sich die Burgreihen gegen Ungarn, von Rabensburg an der Grenze Mährens angefangen, über die Donau bis Hainburg, Bruck, Scharffenegg (bei Mannersdorf), Kirchschlag sich fortziehend; gegen Mähren und Böhmen eine gleiche Burgenreihe, beginnend mit Falkenstein bei Poysdorf, längs der Thaya sich fortspinnend bis in's Oberösterreichische hinein. Und dieser Reihe gleichlaufend, den Rücken deckend, zieht sich eine lange Reihe der Burgen am Kamp hin, von der Rosenburg an bis Rapoltenstein. Gegen Oberösterreich zieht sich die Burgenreihe vom Kamp abwärts zur Donau, die Burgen an der Krems und am rechten Donau-Ufer — eine lange stattliche Reihe im V. O. W. W., von denen viele merkwürdige Ueberbleibsel noch heute erhalten sind.

Leopold, in Trübsinn versunken über das von ihm herbeigeführte Ende seines Schwiegervaters, suchte den Himmel durch fromme Stiftungen zu versöhnen und er dachte bald an die Gründung eines Chorherrenstiftes. Ueber den Platz, wo dasselbe aufgebaut werden sollte, war Leopold noch nicht mit sich einig. Da erzählt denn die Legende: Markgraf Leopold stand mit seiner Gemalin Agnes an einem Erkerfenster des Schlosses und berieth sich mit derselben über die beabsichtigte Klostergründung, als ein wirbelnder Wind der schönen Markgräfin den Schleier vom Haupte riß und ihn durch die Lüfte davonführte. Der Verlust des Schleiers, eines Hochzeitsgeschenkes ihres Gatten, versetzte die Markgräfin sowohl wie den Spender selbst in Bestürzung und Trauer; in seiner Trostlosigkeit gelobte Leopold, dorthin das Kloster zu bauen, wo der Schleier gefunden werden sollte. Jahre vergingen; da befand sich eines Tages Leopold auf der Jagd und wurde durch ein außergewöhnlich lebhaftes Anschlagen der Rüden aufmerksam. In der Meinung, es sei von denselben ein jagdgerechtes Thier gestellt worden, eilte er hinzu und — erblickte den Schleier der Markgräfin, welcher an einer Hollunderstaude hing. Der fromme Landesfürst sank in die Kniee und gelobte, an jener Stelle den von ihm beabsichtigten Bau des Klosters in Angriff zu nehmen. Dies sei der Ursprung von Klosterneuburg, dessen erste Kirche und Collegiathaus schon im Jahre 1108 fertig stand. Zu der noch jetzt bestehenden Kirche legte Leopold im Jahre 1114 den Grund.

Die große Kirche in Klosterneuburg, welche von 1114 bis 1136 gebaut wurde, zeigt, wenngleich sie 1630 bis 1643 ganz modernisirt und überbaut worden, wobei man die alten Pfeiler mit den Umfangsmauern verband, noch immer die alte Anlage, und zwar in den niedrigen Abseiten und überhaupt den Umfangsmauern, an der Stirnseite, am südlichen Querschiffsflügel, der in seinen umrahmten Mauerflächen, Halbsäulen, den Rundbogen- und Würfelfries hat, an der Apsis (Bogen) der nördlichen Abseite (Halbsäulen- und Rundbogenfries), endlich an der ebenfalls mit Halbsäulen und dem Würfelfries versehenen Chorschlusse. Ueber der Vierung erhob sich ein viereckiger Thurm. Der Mitteltheil der westlichen Stirnseite ist der untere Theil des alten Stirnseitethurmes, mit dem ursprünglichen rundbogigen Portal, welches zweimal abgestuft, auf jeder Seite zwei Halbsäulen hat mit Würfelcapitälen und rosettenartigen Verzierungen in sehr flachem Relief, darüber der romanische Bogen- und Würfelfries in zwei Geschossen, dazwischen ein rundbogiges Fenster.

Das Stift Klosterneuburg bestand anfangs aus einem Propst und 12 weltlichen Chorherren, im Jahre 1133, noch vor Vollendung der neuen Kirche, übertrug Leopold das Stift an regulirte Chorherren des Augustiner-Ordens, die aus Italien gekommen waren, ursprünglich die Rochetta, das weiße Chorhemd trugen, weshalb sie in Italien noch heute rochettini genannt werden, wie auch gegenwärtig noch die Augustiner-Chorherren zum Gedächtniß dessen durch einen an der Halsbinde angebrachten fliegenden weißen Leinenstreifen sich auszeichnen. Die Leitung übergab der Markgraf dem Propste Hartmann von Chiemsee, der die neue Klostergemeinde sammelte. Papst Innocenz II. bestätigte auf dem Concil zu Pisa 1134 die Stiftung und stellte einen von sämmtlichen damals anwesenden Bischöfen mitunterzeichneten Schutzbrief aus.

Es hatte jedoch in der Nähe des Stiftes schon lange ein Ort Nivinburg, Neuenburg genannt, mit einer Pfarre bestanden, welcher Ort nunmehr durch das dort gegründete Stift eine höhere Bedeutung erhielt. Die Pfarre blieb bestehen, aber Leopold gab sie mit manchen anderen an das Stift. Nun gründete er bei diesem Orte einen Palast zu seinem Aufenthalte, den er auch häufig, abwechselnd mit seinem Sitze auf dem Kahlenberg, zu bewohnen pflegte und der unter dem Namen des Babenberger Fürstenhofes bekannt ist. Derselbe diente den meisten Fürsten des babenbergischen Stammes als zeitweiliger Wohnort und hörte erst nach dem Aussterben dieses Stammes auf, die fürstliche Residenz zu sein. Man sieht übrigens heute noch im Hofraum des Hauses Nr. 168, 169 einige Mauern von der einstigen Herzogsburg. Leider ließ sich bis heute nicht sicher feststellen, ob das Stift zuerst gegründet wurde und Leopold sich neben seinem geliebten Stifte einen Palast baute, oder ob nicht von ihm das Stift neben seinem Palaste in der Stadt Nivinburg errichtet worden sei.

Klosterneuburg selbst, das römische Cetium, wie schon früher bemerkt wurde, das in Ruinen fiel, wurde als Ansiedlung ganz neu von Kaiser Karl dem Großen gegründet, worauf es von ihm den Namen Nivinburg (Neuenburg) und gleichzeitig mit Wien (Ruprechtskirche) eine Pfarrkirche erhielt. Es hatte auf einer naheliegenden Insel, verbunden durch eine Brücke, den zweiten Stadttheil, welcher forum Nivinburg (Neuenburg-Markthalben) hieß. Derselbe wurde endlich, nach mehrmaliger Zerstörung durch die Donau an die Stelle des heutigen Korneuburg gebaut, machte aber trotzdem noch immer, verbunden mit dem Neuenburg am rechten Ufer, eine Stadt mit demselben aus. Es muß hier angeschlossen werden, daß später Kaiser Albrecht I. die beiden Stadttheile zu je einer selbstständigen Stadt schied, wobei der Stadttheil am linken Ufer den Namen forum Nivinburg erhielt, welcher Name, der Kornmärkte wegen, die dort gehalten wurden, endlich in Korneuburg umgewandelt wurde. Der andere Theil, Neuenburg-Klosterhalben, nahm später den Namen Herzogenneuburg an, dieser auch jedoch im 15. Jahrhundert den heutigen Namen Klosterneuburg.

Um noch weiter von der Schleier-Legende zu sprechen, braucht die Richtigkeit der recht einfachen Begebenheit, an der gar nichts Wundersames hängt, gerade nicht in Zweifel gezogen werden; es ist jedoch sonderbar, daß die Stiftungsurkunde kein Wort von derselben spricht, ja ein Bestätigungsbrief, den Leopold späterhin seiner Stiftung ertheilte, in klarster Weise den richtigen Grund der Stiftung angiebt, nämlich: „weil ihn die vielen zeitlichen Geschäfte abhielten, Gott nach seinem Wunsche zu dienen, so habe er, um von dem Schöpfer Gesundheit, Friede und Wohlfahrt auf dieser Erde, und jenseits ewige Belohnung zu erhalten, dieses Opfer gebracht". Nebenbei gesagt, dürfte interessant sein zu berühren, daß genau dieselbe Schleier-Legende von den Burgbesitzern Otto II. von Henneberg-Bodenlaube und seiner Gattin erzählt wird, das betreffende Kloster war das Kloster Frauenroda bei Kissingen, dessen Gründung ebenfalls Anfangs des 12. Jahrhunderts fällt.

In jedem Falle aber hat sich bis heute noch die Klosterneuburger Legende auf recht anschauliche Weise erhalten. Unter die Reliquien des Stiftes zählt der dort in der Leopolds-Kapelle in einem unteren Fache des markgräflichen Reisealtars aufbewahrte weiße Schleier der Markgräfin Agnes, welcher an der Hollunderstaude gehangen, und ein aus Eisenblech gearbeiteter Hollunderbaum, der in seinem durchbrochenen Stamme die letzten Ueberreste des Originalbaumes in sich verschließt; dann eine sehr kostbare in Form eines Baumes gearbeitete, mit vielen Edelsteinen besetzte Monstranze, bedeutend die Hollunderstaude, am Piedestal kniet der heilige Leopold; endlich ein dreizehn Fuß hoher siebenarmiger Leuchter, ganz mit romanischem Blattwerk durchbrochen, mit sieben Knäufen, dessen Fuß (nunmehr fehlend) die Hülse der Hollunderstaude gewesen sein soll, auf welcher der Schleier der Stifterin gefunden worden.

Schon Otto II., der erste Abt von Klosterneuburg, soll sich von dem markgräflichen Gründer den Schleier der Markgräfin, sowie den Hollunderbaum erbeten haben zum bleibenden Gedächtniß- und Wahrzeichen für das Kloster, welchem Verlangen auch Leopold willfahrte, indeß dem Kloster zugleich die Verpflichtung auflegte, auch fürderhin die Jagdhunde, die den Schleier entdeckt hatten, in seine Gewahrsam zu nehmen und für ihren Unterhalt wie für ihre Fortpflanzung Sorge zu tragen, zu welchem Zwecke er dem Stifte einen nicht unbedeutenden Jahresbetrag zusicherte. Schon bei dem ersten Bau des Klosters ward an der Stelle, an welcher der Hollunder gestanden, der Hochaltar errichtet, auf diesem Altar nunmehr der wirkliche Hollunderbaum aufgestellt, die markgräflichen Hunde hingegen in einer eigens für sie erbauten Räumlichkeit — einem sogenannten Rüdenhause — untergebracht. Und nun überbrachten die Stiftherren sehr sorgfältig die Pflege und Züchtung ihrer vierfüßigen Pfleglinge, worauf sich, wie der Volksmund wissen will, die Race bis auf die letzten Jahrhunderte fortpflanzte; so nennt sie ein deutscher Gelehrter vom Jahre 1777 „einen Theil der Reliquien (!), die man den Reisenden in Klosterneuburg weis't".

Die vorerwähnten Hunde des Markgrafen und ihre Nachkömmlinge wurden auch alljährlich am Festtage des Stifters auf höchst eigenthümliche Weise ausgezeichnet. Es wurde nämlich herkömmlicher Gebrauch, an diesem Tage eine Art stollenförmigen Weißbrotes zu backen, welches Prügelbrot genannt und nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie nebst Fleisch, Wein und silbernen Denkmünzen, den sogenannten Leopolds-Pfennigen, unter das massenhaft herzuströmende Volk vertheilt wurde. Bevor aber dies geschah, fand noch eine Schaustellung ganz absonderlicher Art statt. Sobald nämlich die Brote gebacken waren, wurden sämmtliche Klosterhunde, die jenen des Markgrafen entstammten, in einen großen offenen Raum des Stiftes gebracht. Hier erschienen nun die Chorherren mit dem Schaffner (Wirthschaftsverwalter) des Stiftes, die Ersteren mit Holzstäben in den Händen und gefolgt von den Klosterknechten, welche in mächtigen Körben die erwähnten Weißbrote trugen. Auf ein Zeichen des Schaffners nahmen hierauf die Chorherren die Brote und schlugen von diesen mittelst der Stäbe die Rinde herunter, die sie darauf der lüsternen Meute preisgaben. Nebst der langen dünnen Gestalt des Brotes, welches wirklich einem Prügel ähnlich sah, war dies die Hauptursache zur Ertheilung der Bezeichnung Prügelbrot. Nach dieser Gebahrungsweise wurde das rindenlose Brot in der Stiftsbäckerei nochmals in den Backofen geschoben, um eine neue Rinde zu erhalten, und dann an die Anwesenden vertheilt. Das Prügelbrot nahm im Jahre 1770 sein Ende. Kaiser Josef II. besuchte eines Tages das Kloster und als ihm die Abkömmlinge der markgräflichen Hunde gezeigt wurden, zog er die Echtheit der Race in Zweifel. Er äußerte sich nun: „Es würde viel mehr zur Verherrlichung des heiligen Leopold beitragen, wenn die milde Stiftung, welche jetzt blos dazu dient, vernunftlose Geschöpfe zu erhalten, zum Nutzen der

Menschen verwendet würde.“ Er nahm auch alsbald das Kapital, welches zur Erhaltung der Hunde angelegt war, und gab es dem Waisenhause mit der Verordnung, daß davon arme Jägerkinder ernährt werden sollten, und so las man in einer Galerie des Waisenhauses über einer Thüre noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Inschrift: „Ständige Stiftung Ihrer kais. Majestät Josef II. für arme Jägerkinder“.

Von der Schleier-Legende wird auch noch das bekannte Sprichwort: „Auf einen grünen Zweig kommen“ abgeleitet, was zuerst von dem schönen Stifte gesagt worden sein soll, das durch den auf einem grünen Zweig gekommenen Schleier sich so glänzend erhob. Ohne dies gerade bestreiten zu können, dürfte die Entstehung doch viel eher in einer andern, mehr weltlichen Gepflogenheit des Mittelalters gelegen haben, die allerdings noch gleichzeitig mit dem Entstehen des Stiftes Klosterneuburg gehandhabt wurde. Es war nämlich ein Reis oder grüner Zweig von einem tragbaren Baume bei den alten Deutschen ein sinnbildliches Zeichen der Uebergabe. Diese erhielt ihre gesetzliche Kraft dadurch, daß der Schenker, indem er zu der Hausthüre hinaustrat, dem ihm entgegentretenden Geschenknehmer oder dessen Bevollmächtigten in Gegenwart mehrerer Zeugen einen solchen Zweig überreichte. Es war nun ganz richtig gesagt, daß dadurch der Betheilte auf einen grünen Zweig kam. Das Zeichen des angebotenen Friedens bei Erb- oder Gutsstreitigkeiten war also ein grüner Waldzweig und der vor dem Hause eines Andern hingeworfene Baumast ein Zeichen der Vorladung in's Ding (Gericht). Die damalige Volkssitte brachte aber dem Sprichworte auch die Gegenseite.

Wer nach dem salischen durch die Capitularien Karl's des Großen fortgesetzten Gesetze seinem Miteigenthumsrechte am ganzen Stammgute entsagen wollte, der mußte das Rene rute (rein heraus) beobachten; es nahm der Abtretende aus den vier Winkeln der Wohnung mit beiden Händen Staub, stellte sich auf die Thürschwelle, so, daß er in's Haus hinein sah, und warf solchen, von der linken Hand über die Schulter weg, seinem nächsten Vetter zu; dann sprang er ohne Gürtel und ohne Schuhe, in bloßem Hemde, mit einem kahlen Stocke in der Hand, über den Zaun und ging, wie man noch jetzt zu sagen pflegt, barfuß mit dem Stabe davon. Die Abtretung vom Stamme, oder die gänzliche Entsagung der Verwandtschaft geschah durch Zerbrechung einiger Stückchen Erlenholz vor Gericht. Derjenige, welcher mit den Beschwerden einer Freundschaft (der Blutrache etc.) nichts mehr zu thun haben wollte, sagte sich von selber los und trat von der Verwandtschaft gänzlich ab, dadurch, daß er mit vier Stückchen Erlenholz in der Hand an der Dingstätte erschien, jedes alsdann auf dem Kopfe in vier Theile zerbrach und im Gerichte hinwarf. Von demjenigen also, dem nie etwas übergeben worden, der nie zu einigem Vermögen gelangen konnte, sagte das Sprichwort folgerichtig: „Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen!“

Markgraf Leopold schenkte seinem neuen Stifte unter anderen auch den sogenannten oberen und unteren Werd (heutige Roßau und Leopoldstadt), nämlich die herrlichen Auen, welche noch heute die Donau durchschlängelt. Es war eine sehr reiche Gabe, von welcher aber die Urschrift im Jahre 1529 beim Brande des Neuburgerhofes mit dem Stiftsarchive in der Roßau verbrannte. Die Schenkung ist jedoch aus den Bestätigungsbriefen, welche das Stift Klosterneuburg von Herzog Rudolf dem Sanftmüthigen (1306), dann Albrecht dem Lahmen und Otto dem Fröhlichen (1330) erhielt, vollkommen erwiesen. Rudolf erklärt darin: „es habe die Abtei urkundlich bekräftigt, seit den Jahren ihres Stifters auf der Tunaw von den Marken oberhalb Höflein in der Paßgrub, bei dem Birnbaum, und gegenüber in den schwarzen Stätten niederhalb Spilarn, stromabwärts zu beiden Seiten des Ufers bis an den Mühlgraben oberhalb Erdberg und gegenüber bis zu den

dreizehn Bäumen niederhalb Stadlau, die Fischwaid, Awn, Grünt, Schütt oder Newschütt in unser gewer zu besitzen". Nächst Wien waren jene Uferstrecken ausgenommen, die durch frühere Stromumwälzungen, Aenderung der Gestade und Zurücktreten der Stiftsmarken hinwegfielen, oder dem Stifte vor Ertheilung des Bestätigungsbriefes streitig gemacht wurden. Schon Papst Innocenz IV. forderte in einer Bulle (1253) Heinrich von Liechtenstein und Consorten unter Androhung des Kirchenbannes auf, jene Güter, die sie um die Mitte des 13. Jahrhunderts Klosterneuburg entrissen, namentlich den oberen Werd (Roßau), Kahlenberg und das Dorf Kogelbrunn, dem Stifte zu ersetzen. Kogelbrunn und das Kahlenberger Schloß kamen auch an das Stift zurück, doch blieb ein großer Landstrich vom unteren Werd (Leopoldstadt), wie der ganze obere Werd mit der Thalwiese (später Lichtenthal) dem Stifte verloren. In der „Schottenpoint" (heutige Liechtenstein- zuerst Neuburgerstraße, dann Dreimohrengasse), rechts nach Klosterneuburg führend, lag der stattliche „Hof" (Gebäude-Complex) des Chorherrenstiftes, dessen Baujahr wohl in das Jahr 1114 fallen möchte. Die dortige Kapelle zu den heiligen Aposteln Philipp und Jakob, deren Sprengel sich bis zum Altlichtenwerd erstreckte, wurde erst 1306 begonnen. Der Neuburgerhof barg viele kirchliche und urkundliche Schätze, die leider im oberwähnten Brande zu Grunde gingen. Die strata Newepurgonsium (Neuburgerstraße) ist schon im schottischen Grundbuche vom Jahre 1314 namhaft gemacht, hat aber im Munde der Einwohner gewiß schon bald nach der Erbauung des Hofes platzgegriffen.

Dem Markgrafen Leopold verdankt auch um dieselbe Zeit die Pfarrkirche in Mödling ihr Entstehen. Diese, unter dem Namen St. Martinskirche bis zum Jahre 1787 bestehende Kirche dehnte ihre Pfarrherrlichkeit über die umliegenden Ortschaften aus, sie war theilweise dem Stifte Melk seit Einweihung der dortigen Stiftkirche, laut Stiftbriefes des Markgrafen vom Jahre 1113, incorporirt. Sie muß von großer Bedeutendheit gewesen sein, da sie im Volksmunde von Anfang an die Bezeichnung „Große Pfarrkirche in Oesterreich" erhielt, vermuthlich wegen ihrer reichen Zehenten (wo dann groß diesmal die Bedeutung reich hätte), oder auch des ausgedehnten großen Pfarrbezirkes wegen. Sie stand beiläufig an der Stelle des heutigen Ortsfriedhofes jenseits der Eisenbahn.

Markgraf Leopold zog nur zweimal noch, in den Jahren 1108 und 1117, das Schwert, und zwar beide Male gegen die Ungarn; zuerst im Gefolge Kaiser Heinrich's V., als dieser zur Schlichtung der Wirren dahinzog, und neun Jahre später, als König Stefan II. nach Oesterreich einfiel und die Gegend an der Leitha verheerte. Leopold schlug denselben in zwei Schlachten, eroberte Eisenburg und flößte den Ungarn solche Furcht ein, daß sie zu seiner Zeit die Mark nicht weiter belästigten.

Von da an widmete Leopold bis zu seinem Lebensende seine Tage der Wohlfahrt des Landes und geistlichen Angelegenheiten. Auf die Empfehlung seines Sohnes, des berühmten Geschichtschreibers und Bischofes, Otto von Freysingen (geb. 1109, Probst zu Klosterneuburg, dann Bischof, gest. 1158), führte er den im Jahre 1098 zu Cisteaux bei Dijon gestifteten Cisterzienser-Orden für strengste Beobachtung der Regel St. Benedict's (sogenannte Bernhardiner) ein, und gründete für sie im Jahre 1135 das Kloster zu Heiligenkreuz, so genannt nach dem Wortlaute der Stiftungsurkunde „ob victorissimum nostrae salvationis signum" (wegen des siegreichen Zeichens unserer Erlösung), nicht aber wegen der, später zu erwähnenden Schenkung des berühmten Kreuzpartikels. Auch war Leopold im gleichen Jahre Mitstifter des Benedictiner-Klosters Klein-Mariazell (bei Heiligenkreuz am Sattelbach hinter Baden), dem renommirten Wallfahrtsorte.

Schon lange bevor die Wallfahrten nach Groß-Mariazell in Steiermark entstanden (1157), war bereits eine hier befindliche kleine Statue Maria mit

dem Kinde durch die frommen Wanderungen berühmt, welche nicht nur benachbarte, sondern selbst weit entfernte Verehrer desselben hierher gemacht hatten. Wahrscheinlich gab es die erste Veranlassung zur Gründung und Benennung des Stiftes, an dessen Stelle vorher etwa nur eine hölzerne Waldkapelle in Form einer cella (kleine Höhlung) gestanden hatte. Indessen wurde unter Zelle auch ein kleines Kloster oder eine Priorin verstanden, welche von einer Abtei abhing. Um das Jahr 1134 faßten zwei edle Brüder Heinrich und Rapoto von Schwarzenburg den Entschluß, unweit von ihrer Residenz ein Benedictinerstift zu gründen, wozu sie mehrere Güter widmeten, und legten demselben den Namen Cella S. Mariae, Marienzelle, bei. Da sie aber über die Baustelle nicht einig werden konnten, kam ihnen ihr Vatersbruder, Markgraf Leopold, zuvor, ließ auf seinem Grunde und auf seine Kosten das Bethaus erbauen und schenkte noch die umliegenden Waldungen und Grundstücke dazu, wofür er sich und seinen Nachkommen die Schutz- und Schirmvogtei über das Kloster vorbehielt. Der Stiftsbrief wurde am mark-



Rundkapelle zu Petronell. (Seite 97.)

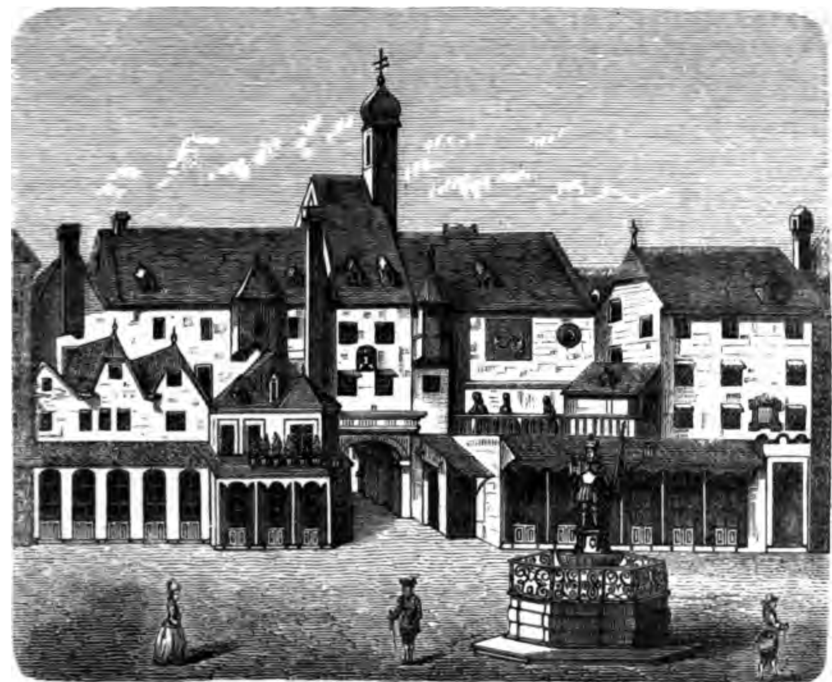
gräflichen Hoflager zu Klosterneuburg am 2. Februar 1136 ausgefertigt und auch zu Tuln und St. Pölten öffentlich kundgemacht. Leopold ließ ferner die Kirche zu Melk 1108 erweitern und vergrößern, jene zu Meißling 1111 neu herstellen; auch bethätigte er seine zum Schutze der Kirche stets bereitwillige Gesinnung durch die kräftige Hilfe, die er den Bischöfen Heinrich Grafen von Wolfrathshausen zu Regensburg und Hildebald zu Gurk angedeihen ließ, als Ersterer vom Herzoge Heinrich dem Stolzen von Baiern in seinem Stammschlosse (1130), Letzterer vom Herzoge Engelbrecht von Kärnten in der Stadt Freisach (1130) belagert wurden.

Auch aus Wiens Umgebungen verlautet manche Kunde aus Leopold's Tagen.

Wenn es auch nur dem Gebiete der Sage angehört, daß der fromme Markgraf der Gründer des nachmaligen Herzoghofes in Baden gewesen sei, so ist doch zweifellos erwiesen, daß er daselbst Grundbesitz hatte, denn er, wie seine Gemalin Agnes schenkten im Jahre 1113 dem Stifte Klosterneuburg fünf Weingärten zu Padan (Baden); andere Weingärten daselbst besaß die Abtei Heiligenkreuz. Markgräfin Agnes schenkte als Witwe (1137) mit ihren drei Söhnen auf einer Versammlung zu Tuln dem Kloster Klein-Mariazell ebenfalls zwei Weingärten

Döbling blühte empor, nicht minder Dornbach, das schon 1115 Eigenthum des Salzburger Klosters St. Peter war. Eipeldau (Apeltowe) war damals ein beliebter Jagdort, der reizenden Auen wegen, und der Name — eigentlich Leopoldau — schreibt sich von des Markgrafen Sohne, Leopold dem Freigebigen her, welchem die Ortschaft vom Vater zum Genusse angewiesen war, und der sich dort gerne mit der Jagd ergötzte. Nach des Vaters Tode schenkte der Prinz die Herrschaft dem Stifte Klosterneuburg (1036).

Zur Zeit Leopold's wurde auch die Kirche zu Korneuburg erbaut, von der wohl noch Reste im Innern des alten Stadtthurms ersichtlich sein mögen. Es ist dies die Nikolauskapelle, welcher jener vieleckige (spätere) Ausbau angehörte, den man noch heute an der Nordseite des gewaltigen Quaderbaues mit eigenem Dache angebaut sieht. Meidling (Mewerlingen) gehörte bereits den Babenbergern



Der Freisingerhof (Seite 106.)

und der fromme Leopold schenkte dasselbe dem Gotteshause von Klosterneuburg; es muß schon damals nicht unbedeutend gewesen sein, da ein altes Urbarium (Grundbuch) daselbst ein Dutzend ganze Lehen und fünf Hofstätte beschreibt. — Nußdorf war gewiß landesfürstliches Eigenthum, denn es kommen schon zu Leopold's Zeit die Herren Albert und Otto von Nuozdorf als landesfürstliche Forstmeister vor. Es mußte auch das vortreffliche Weingewächs in der Nähe des Dorfes, der noch heute gepriesene „Nußberger", trotz der unsichern Lage an den Ufern eines ungezügelten Stromes — die ersten Austritte der Donau fallen bereits in die Jahre 1012, 1118 und 1126 — zu Ansiedlungen aller Art verlocken.

Ein herrlicher Bau ist noch bis heute erhalten: die Rundkapelle zu Petronell, gewiß eines der ältesten Baudenkmale Niederösterreichs aus dem Beginne des 12. Jahrhunderts, außerhalb des Marktes auf einer sich gegen Südwesten erhebenden Anhöhe gelegen. Sie ist als Quaderbau aufgeführt (viele Steine sind mit Steinmetzzeichen versehen) und besteht in ihrem Grundrisse aus zwei ver-

schieden großen und zum Theile ineinander geschobenen Kreisen, wovon der kleinere, der den Altarraum bildet, 16 Fuß, der größere 29 Fuß im Durchmesser hat. Die Außenseite des runden Hauptraumes ist unten mit einem niedrigen ganz herumlaufenden Sockel eingefaßt und wird durch zwanzig Halbsäulen belebt, welche auf Sockelvorsprüngen und attischen Basen ruhend, meist Capitäle mit gerollten Blättern haben. Der kleinere, eigentlich mehr als einen halben Kreis bildende Rundbau ist an seiner Außenseite ähnlich verziert; auch hier gehen vier Halbsäulen vom Sockel an in die Höhe und endigen mit eigenthümlichen ringförmigen Capitälen, auf denen verzierte Deckplatten ruhen.

Der ziemlich niedrige Eingang ist an der Westseite der Apsis gegenüber angebracht; am Vorposten selbst befindet sich jederseitig eine Halbsäule und eine Art Pilaster; im rundbogigen Tympanon (beckenförmige Vertiefung an der Wand) befinden sich Reste eines sehr roh gearbeiteten Reliefs, die Taufe Christi vorstellend. Das Innere der Kapelle ist einfach; es hat kein Rundbogengewölbe mehr, dafür aber ein recht unschönes Kuppelgewölbe eingesetzt. (Bild Seite 96.)

Auch die Kirche zu Sievring versetzt die Ueberlieferung in jene Zeitperiode; es verrathen auch einige Spuren die Bauart des 12. Jahrhunderts, natürlich mit vorwiegender Deutlichkeit der später erfolgten Vergrößerung. Die Gegend selbst wurde vom Markgrafen Leopold und seiner Gemalin Agnes gerne besucht. Daran knüpft sich selbst eine Sage. Es soll Agnes, die Tochter des Ritters auf dem Kogel (Hermannskogel), in ein Liebesbündniß mit einem hübschen Kohlenbrenner getreten sein. Der Vater ertappte die Liebenden bei einer Quelle (das heutige vielberühmte Lotteriebrünnlein, genannt Jungfernbründl) und ließ Beide hinrichten. Gott strafte sofort die böse That und ließ das Schloß des Wütherichs in den Boden sinken. Noch heute wollen Manche, auf dem Kogel stehend, im Innern desselben die Schloßuhr schlagen hören. Es heißt nun im Volksmunde, die beiden Liebenden wandelten ruhelos umher, bis es einer reinen Jungfrau gelänge, sie zu „erlösen". Wenn ein Wanderer dem Fräulein begegnet, bringt es ihm Glück, wenn er selbes beschenkt, daher der Name Glücksbründl, begegnet er aber dem Jäger, der die Liebenden dem Vater verrathen, bringt ihm solches Unglück. Von dem Namen des Fräuleins soll auch die Bezeichnung Agnesbründl herstammen; dies ist aber viel richtiger von dem Wohlgefallen herzuleiten, das die Markgäfin an dem frischen, labenden Quell fand.

Eine ungemein komische Sage knüpft sich an die Namensentstehung der hübschen Ortschaft Speising bei Wien (hinter Lainz). Damals streckte noch der wunderherrliche Wienerwald seine grünen Heeresmassen über das ganze Gelände und Oesterreichs babenbergische Herrscher ließen das lustige Hüfthorn durch die würzige Luft ertönen. Als nun eines Tages der Sohn des frommen Markgrafen einen Tag lang gejagt hatte im großen Walde (unbeirrt durch die noch nicht existirende Thiergartenmauer), langte er, als die Sonne lang zu Rüste gegangen, mit Mühe und Noth an einer einsamen Hütte im Forste an. Dort labten ihn die armen Holzknechte mit dem, was ihre ärmliche Hütte bot; darauf wiesen sie ihm den Weg aus dem Walde zur Residenz auf dem Kahlenberge. Oben angekommen, ließ sie der fromme Markgraf zu sich bescheiden, dankte ihnen für die Hilfe, die sie seinem Sohne geleistet, und ließ ihnen aus dem fürstlichen Säckel eine reiche Belohnung, sowie aus der Küche treffliche Speise reichen, wobei er sagte: „Wackere Leute, Ihr habt meinen Sohn gespeist, dafür speise ich Euch (speis' eng, im Lokaldialekt) wieder". Daher soll der Name kommen. (!!!) Minder volksthümliche Leute meinen freilich, er stamme von dem Geschlechte der Spisungen.

Der Ort Vöslau (Fesselau) wird auch bereits im 11. Jahrhundert genannt; nicht minder Weidling, das den Herren von Widenich gehörte, welche Ministerialien (Dienstmannen) der Babenberger waren, jedoch schon im 13. Jahrhundert

ausstarben. Von solchen, damals existirenden Geschlechtern stammen noch andere Ortsnamen, wie Hacking von den Hekkingen. Diese bauten sich ihr Stammschloß mit dem Rücken gegen den Haggenberg gelehnt; Hadersdorf, von den Herren von Hederichesdorff, die im 14. Jahrhundert ausstarben; Hüttelsdorf, von den Hittendorf, Utelsdorf, von denen Adalbero im Klosterneuburger Saalbuche vorkommt; Kalksburg, vielleicht weniger von den Chalchspurgern als von der alten Burg Kahlsburg (ähnliche Benennungsursache vom Hundegebell etwa wie beim Kahlenberg); die schöne Veste Kreuzenstein, nächst Korneuburg, noch als Ruine denkwürdig, von den Herren von Grizansteine (Greichsenstein, Grischenstein), vielleicht von der Errichtung eines Kreuzes auf einem Felsen in den ersten Zeiten des Christenthums in der Ostmark; Neudorf, wohl ein Theil des Ablehens der Markgrafen und Herzoge von Medling, es erscheint aber dennoch in den Schenkungsbriefen des Stiftes Klosterneuburg schon damals ein adeliges Geschlecht der Nivendorf; Pötzleinsdorf von den Herren Bezelinestorf, aus welchen 1136 Werstrit unter den Zeugen bei der Stiftung von Heiligen Kreuz vorkommt; Rauheneck und Rauhenstein, welche damals Hartung der Turso besaß, einer der mächtigsten Dynasten jener Tage, ebenfalls als Zeuge auf dem Heiligenkreuzer Stiftungsbrief.

Was die zunächst der inneren Stadt Wien liegenden Gründe betrifft, so war jener Bergbach, der in dem Waldgebirge hinter Dornbach entspringt, schon unter Leopold dem Frommen unter dem Namen der Als bekannt; in seinem dem Stifte St. Peter zu Salzburg ertheilten Restitutionsbriefe vom Jahre 1134 wird gesagt: „daß Graf Sieghard von seinen an der Als gelegenen Grundstücken dem genannten Stifte zwei Huben auf ewige Zeiten schenke“. Der Alserbach verfolgt seinen Lauf durch Neu-Waldegg und Dornbach, bei dem er jenen Gebirgsrücken, der den besten Wein dieser Gegend liefert, den Namen des Alseckes ertheilt, welche Benennung ebenfalls aus jenen Tagen stammt; nicht lange darauf wird bei Erwähnung von Lehngütern diese Gegend als „das alte Alseck“ angegeben. Auch Gumpendorf bestand, wie das in Urkunden jener Tage vorkommende Geschlecht der Gumpendorfer erweist. Von den beiden Werden wurde bereits gesprochen; es wäre nur noch zu erwähnen, daß an der Donau am untern Werd (Leopoldstadt) die Schiffer ihre Hütten aufschlugen; die saftigen Viehweiden hatten die Errichtung von Maierhöfen zur Folge und bald wurden aus Weideplätzen Gärten; es waren daher Schiffer, Fischer, Meier und Gärtner, welche der heutigen Leopoldstadt die erste Bevölkerung gaben und die Gegend urbar machten. Die Grenzen dehnten sich aus und so entstand bald das sogenannte Fischerdörfchen, die spätere Roßau; auch außerhalb, was heute Vororte genannt wird, dehnten sich zerstreute Gehöfte und Jagdhäuser, unabsehbare Getreidefelder, Gärten und Weinberge aus; allmälig mehrten sich die Ansiedlungen, man begann hie und da ein Kirchlein, eine Kapelle zu erbauen, und wir werden bald von den sogenannten Vorstädten Einiges vernehmen.

Markgraf Leopold erbaute auch den sogenannten Berghof als Gejaid (Jagd)-Hof, der seinen Namen bis in die neuere Zeit herauf erhalten hatte; ein zweites Jagdhaus wurde von ihm an derselben Stelle erbaut, wo sich heute der fürstlich Eszterhazy'sche Palast in der Wallnerstraße befindet. Es wird in jene Tage bereits die Sage verlegt vom Stock-im-Eisen, dem mit Nägeln beschlagenen Baumstamme, welcher zum Andenken an die ehemalige Wildniß stehen geblieben als tausendjähriger Repräsentant des großen Wienerwaldes, der seinen dunklen Schatten hier ausbreitete; natürlich muß aber darüber an anderer Stelle gesprochen werden, da dessen Aufrichtung in einer viel späteren Zeit erfolgte.

Es ist hier wohl am Platze, von der Jagd, den Gebräuchen und Waffen bei derselben in den früheren Tagen zu sprechen, um einiges diesbezüglich Vorkommende zu erläutern.

In den ältesten Zeiten war die Jagd ein Gemeingut aller Freien; nach und nach aber entwanden veränderte Boden- und gesellschaftliche Verhältnisse den einstigen Freien nebst anderen Rechten auch jenes der Jagd und spielten es fast ausschließlich in die Hände der Herren und Fürsten, welche der mehr oder weniger in jedem kräftigen Manne schlummernden Jagdlust nur allzulange in einer Weise huldigten, wodurch der größte Theil der Bodenbebauer von einer schweren, durch Jahrhunderte blutige Spuren im Nationalwohlstande zurücklassenden Last gedrückt wurde.

Spuren von Privateigenthum an Wäldern findet man in Deutschland (dessen Verhältnisse allein für die unserigen maßgebend sein können) schon im 6. Jahrhundert in den Gesetzen der salischen und ripaurischen Franken, welche bereits Strafbestimmungen gegen die Verletzung desselben enthielten. Die allmälige größere Ausdehnung des Privatbesitzes in Wald und Feld bedingte naturgemäß eine Veränderung der Jagdverhältnisse, in dem das Eigenthum an Grund und Boden auch jenes der Jagd in sich schloß. Bei der Menge und Größe der Wälder in Deutschland und bei der im Verhältnisse zu den Grundflächen noch sehr dünnen Bevölkerung machte aber das Eigenthumsrecht noch keine so scharfen Sonderungen nöthig, und es mußte noch viele Landstriche geben, wo Wald und Wild als Gemeingut der freien Benützung überlassen blieb.

In der Zeit Karl's des Großen entstanden die sogenannten „Bannforste". Es waren dies Waldcomplexe, innerhalb deren die Jagd und Fischerei außer dem Inhaber oder den durch ihn berechtigten Personen bei Strafe des Königsbannes Jedermann verboten war. Jagden und Forste unter Königsbann (Landeshoheit, Criminalgerichtsbarkeit) zu schließen, stand bis noch in das 13. Jahrhundert nur den Königen zu. Man hatte auch geschlossene Thiergärten, welche Bersao (nach der Umfriedung durch Zäune) hießen; die dieselben beaufsichtigenden Jäger nannte man Bersarii (etwa Forstmeister bedeutend), woraus die noch heute gebräuchliche Benennung Birsche oder birschen entstand. Leibeigene mußten alle Jagdfrohnen, Freibauern dagegen nur bestimmte solche verrichten.

Die große Ausdehnung der Bannforste unter den Carolingern legte den Grund zu dem spätern Jagd-Regale (Hoheitsrecht des Reichsoberhauptes über alles Wild im Lande); es wurde das Wild unter eigenen Bann genommen, welchen man Bannum bestiarum (Wildbann) nannte, und damit eigentlich die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über das Jagdwesen bezeichnete. Außerdem bedeutet jedoch dieser Ausdruck, der in den späteren Jagdordnungen auch als Wildbann vorkommt, einen bestimmten Jagdbezirk und in Oesterreich insbesondere die hohe Jagd (auf Bären, Hirsche, Dammwild, Luchse, Schwäne, Reiher, Trappen, Kraniche, Auerhühner, Fasanen) heutzutage. In älteren Zeiten zählte man zum Wildbann nur Hoch- und Schwarzwild, Bären und Elche (Elenthiere), welche damals in den Wäldern in so ungeheurer Zahl vertreten waren, daß Kaiser Heinrich I. (919—936) oft an einem Tage vierzig solcher Thiere erlegte. — Zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert wurde das landesfürstliche Jagd-Regale völlig ausgebildet.

In Oesterreich nun bestanden ähnliche Verhältnisse schon in frühester Zeit; auch hier wurden die einst Freien großentheils in Leibeigene unter der, obgleich zumeist milden Herrschaft des Krummstabes, dann unter der viel drückendern des Adels verwandelt und ihnen die Ausübung der Jagd entzogen. Daß in Oesterreich im 11. Jahrhundert der oberste Landesherr, das ist der deutsche Kaiser oder König, das Jagd-Regale besaß, und die Belehnung mit einem Gute oder mit ganzen Länderstrichen nicht immer die Jagdgerechtigkeit in sich schloß, ist aus vielen derartigen Urkunden, welche der letztern ausdrücklich erwähnen, ersichtlich. So schenkte Kaiser Heinrich III. dem Babenberger Markgrafen Adalbert dem Sieghaften mit Urkunde vom 12. November 1051 dreißig Mansos Land zu Grafenegg in

Oesterreich „mit Wäldern, Jagdbarkeit ꝛc.“; dem Haederich im Jahre 1055 drei Mansos bei Mailberg sammt dem Jagdrechte; und Heinrich IV. belehnte 1066 den Lintwin mit elf Mansos und dem Jagdrechte in dem Gebiete des österreichischen Markgrafen Ernst. Das Privilegium Kaiser Friedrich's I. vom Jahre 1156, welches den österreichischen Landesfürsten unter anderen Hoheitsrechten natürlich auch das Jagd-Regale einräumt, wurde von den ihm nachfolgenden deutschen Kaisern oft bestätigt, und wurde dieses Regale auch in der That in Anspruch genommen und ausgeübt.

Was die Jagd selbst anbelangt, war sie unseren Vätern eine Vorschule des Krieges; deshalb hatte sie auch mit dem letzteren in vielen Beziehungen eine gemeinschaftliche Symbolik (Sinnbildlehre). Wie noch heute das grüne Feldzeichen den Schmuck des Soldaten bei besonderen Feierlichkeiten, der Eichen- oder Tannenbruch eine Zierde des Waidmanns ausmachen, gerade so entnahm das Ritterthum der früheren Zeiten seinen Helmschmuck dem Walde und der Jagd, bald in der Form von Linden- und Eichenzweigen, bald von Hirschgeweihen, Hüfthörnern und dergleichen. Die Jagd spielt ferner eine hervorragende Rolle im „Heldenliede“, wie in der Sage und Legende; wir erinnern da nur an die Jagdabenteuer, mit welchen die Sage den Erwerb der Ostmark durch den ersten Babenberger, die Erbauung von Klosterneuburg und dergleichen in Verbindung bringt.

Was die Jagdwaffen anbelangt, so waren die ältesten: Bogen, Pfeil und Spieß. Die leichten Jagdspieße hießen in sehr früher Zeit „Gabiloten“; sie wurden als Wurfwaffe angewendet und der ritterliche Jäger pflegte immer mehrere derselben in einem Köcher mit sich zu führen. Im „Heldenliede“ lernt der junge Parcival den „Gabilots-Schwang“ (das Gabilot schwingen), und mit letzterem bewaffnet, geht er den „Weidegang“ (auf die Jagd). Weil eben das Gabilot blos zur Jagd bestimmt war, galt es nicht als ritterliche Kampfwaffe, und Derjenige, welcher durch ein Gabilot fiel, hatte keinen „ritterlichen“ Tod gefunden.

Auch der Bogen galt nicht als ritterliche Wehr, sondern nur als Jagd- und Uebungswaffe. Im Nibelungenliede zieht Siegfried mit dem Bogen auf die Jagd und erlegt einen Bären, und als König Etzel (Attila) Krimhilden empfängt, schießen die Ritter und Mannen mit Bogen nach den Vögeln im Fluge. In jener Zeit wurden die Pfeile noch häufig „Stralen“ genannt und gleich den Gabiloten in Köchern getragen. Erst im 12. Jahrhundert tritt der Name „Armbrust“ auf, ohne daß anfangs der Unterschied zwischen Bogen und Armbrust eigentlich klar wird.

Von Jagdhunden kannte man im heutigen Oesterreich und in den angrenzenden deutschen Ländern schon während des 8. Jahrhunderts verschiedene Arten; so den „Leithund“, Such- oder Spürhund, weil er den Jäger, der ihn an einer Schnur hielt, auf die Spur führte. War der Leithund wirklich abgerichtet, dann hieß er „Treibhund“. Jene Hunde, die unter der Erde jagten, hießen „Biberhunde“. Die Spur- und Leithunde kommen später unter dem Namen „Kracken“, auch „Bracken“ vor; ferner wurden „Winde“ (Windhunde) benützt, besonders zur Jagd auf Hasen; „Habichthunde“ für den Vogelfang; „Schwarzwildhunde“, welche gegen Bären, Waldthiere und Eber losgelassen wurden.

Hier ist es aber an der Zeit, von einer gar quälenden Einrichtung zu sprechen, die so Manches in diesem Abschnitte wie in der weiteren Folge erklären wird, und zwar von der Hunde-Einquartierung. Dieselbe ist das Resultat einer der merkwürdigsten Wendungen, welche oft ursprüngliche religiöse Gebräuche und Institute im Laufe der Zeiten genommen haben.

Sobald das Christenthum die siegende Macht seiner göttlichen Ideen zu verbreiten anfing, und insbesondere dem alten heidnischen Glaubenssatze von der Verschiedenheit der menschlichen Natur im Freigeborenen und Sklaven durch die Gleich-

stellung derselben vor den Augen Gottes den Todesstoß gab, tauchten allenthalben bis dahin unbekannte menschenfreundliche Institute auf. Eine der edelsten Blüthen dieses neuen Geistes waren die Hospitäler. Ueberall, wo das Evangelium hinkam, traten in seinem Gefolge Nosokomien (Krankenhäuser) und Xenodochien (unentgeltliche Herbergen für arme Reisende) in's Leben. Am zahlreichsten entstanden sie zur Zeit, als, vom Kaiser bis zum Bettler herab, Alles sich zum Grabe des Erlösers hindrängte. Da gab es keinen Felsenübergang, keine menschenleere Wildniß, keinen reißenden Strom, keine verrufene Gegend, wo nicht die christliche Nächstenliebe dem gefährdeten Wanderer ein gastliches Hospital zu seinem Schutze und seiner Erquickung und zur Förderung seiner Reise hingebaut hätte. Die Hauptstützpunkte dieser Wohlthätigkeits-Anstalten waren die Bischofssitze und Klöster, und später auch die Pfarrhäuser, so daß Hospitalität (Gastfreundschaft) die Seele ihres Lebens bildete und ein Bischofssitz, ein Kloster und ein Pfarrhof ohne ein Spital für Kranke und Hilflose und ohne Herberge für Reisende damals ein Gegenstand des Fluches und der allgemeinen Verachtung gewesen wäre.

Allein, was ursprünglich Frucht der reinsten, freiesten Nächstenliebe gewesen, bekam bald eine ganz andere Gestalt und Farbe. Die Hospitalität der Bischöfe, Klöster und Pfarrer hatte Niemanden besser getaugt als den größeren und kleineren Dynasten (Machthabern), vom Kaiser angefangen bis zum heimatlosen fahrenden Ritter herunter. Fand jener für sein zahlreiches Gefolge und selbst für seine Kriegsschaaren bei ihnen Herberg und Gastung, so traf dieser am Abend seiner Tagfahrt für sich und sein Streitroß Atzung und Nachtlager. Als die Begeisterung für das Grab Christi nachließ, ließ man ungern die Vortheile einer solchen Reiseart aus den Händen, und was Christenliebe und Religion freiwillig zum Gebrauche freigegeben hatten, das erhöhte der Nutzen der Fürsten und Edelleute zum Recht; es forderten Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen und Vögte (herrschaftliche Verwalter) die Gastfreundschaft als schuldige Pflicht; es bildete sich der Grundsatz heraus: „Die landesfürstliche Familie habe auf Reisen das Recht, von Bischöfen, Klöstern und Pfarrherren für sich und ihr Gefolge, Hofleute, Beamte, Gesandte u. s. w. Nachtlager und Gastung zu begehren", und was der fürstliche Adel that, that auch bald der unfürstliche. Daraus erklärt sich freilich die heute angestaunte sogenannte Billigkeit des Reisens in jenen Tagen, wenn eine ganze Schaar zumeist freie Zeche und Quartier hatte.

Nicht lange darnach nahm die Sache eine ganz eigenthümliche neue Wendung. Was der Fürst und Edelmann anfangs vielleicht nur für sich und das nächste Gefolge in Anspruch genommen hatte, das forderte er allmälig, auch wenn keine Reisen und Heerfahrten stattfanden, nicht mehr blos für sich und sein nächstes Gefolge, sondern auch für seine Günstlinge, die er versorgen wollte, für seine Knechte, Kutscher und Pferde, die seine Stelle vertreten sollten, und endlich auch noch für die Unzahl seiner Jäger und Hunde, die er für seine Jagden hielt, aber nicht zu ernähren im Stande war. Er lud daher dem Bischof, dem Abte, dem Pfarrer die Pflicht auf, seine Hunde zu füttern und auf seinen Jagden ihm zuzuführen, und der Klerus seufzte schwer und tief unter der Last dieser Mißbräuche; derselbe suchte durch theuer erkaufte Privilegien dem schweren Drucke zu entgehen. Dabei ging es ihm nun wie jenen Seefahrern, die aus dem Wirbelschlunde an die Felsenklippe geriethen; wurde er auch verschont mit der entehrenden Einlagerung der unvernünftigen Bestien, so legten Fürsten und Edle ihm dafür die beinahe ebenso entehrende Steuer des „Hundefutters" auf und die ehrende Bedeutung des Geschäftes und der selbes vertretenden Steuer hat sich bis auf unsere Tage in dem Schimpfworte „Hundsfutt" erhalten.

In Deutschland war die Last drückender als in Oesterreich, weil in unserem Lande die Erhaltung der zu den landesfürstlichen Hetzjagden nöthigen Rüdenhunde

durch die Vasallen von den Herrschaftsbesitzern und Klöstern meistens auf die Unterthanen gewälzt wurde, welche ihrerseits außerdem noch die eigenen zu diesem Zwecke tauglichen Hunde abliefern mußten. Letztere wurden regelmäßig durch Patente abgefordert, und namentlich den Fleischern, Müllern und Wirthschafsbesitzern befohlen, die Hunde zur festgesetzten Zeit an den zu ihrer Uebernahme bestimmten Jäger zu senden. Einzelne Gemeinden befreiten sich ebenfalls von der ihnen aufgedrungenen gefräßigen Einquartierung durch Natural-Lieferungen an ihre Herrschaften, meistens in Hafer bestehend, woher die Bezeichnung dieser Steuer mit „Hundshafer" stammt. (Es muß hier angefügt werden, daß erst im Jahre 1743 sich die Stifte Klosterneuburg und Melk, und zwar um die Summe von je 6000 Gulden, die Göttweiher um 4000 Gulden von der Rüden-Erhaltung für immer loskauften, ganz vertilgt wurde der schimpfliche Rest der rohen Gewalt einer eisernen Zeit erst durch Kaiser Josef II.)

Zu bemerken ist noch, daß alle vom Landesfürsten für den eigenen Wildbann erlassenen Gesetze auch für die Privatjagden galten, nur hatten die landesfürstlichen Wildgehege so manche Bevorzugung. Es durften z. B. Private in ihren an den landesfürstlichen Wildbann grenzenden, ja selbst in entfernteren Jagdbezirken bei Androhung schwerer Geldstrafen keine „Sulzen" (Salzlecken für das Wild) schlagen, damit das Wildpret nicht verlockt werde, hinüberzuwechseln; angeschossenes Wild konnte von den landesfürstlichen Wildbannen aus weiter und nachdrücklicher in Privatgehege verfolgt werden, als dies im umgekehrten Fall gestattet war. Besondere Verträge oder ausnahmsweise Begünstigungen machten natürlich Unterschiede. Eines solchen ausnahmsweisen Privilegiums genoß z. B. aus uralter Zeit das ritterliche Geschlecht der Herren von Neudeck (Besitzer der Herrschaft Wildeck V. U. W. W.); diese durften einen in ihrem Wildbanne verwundeten Hirsch noch im 17. Jahrhundert durch alle fremden Gehege bis an die steinerne Wienbrücke vor dem Kärntnerthore verfolgen. Gesetze über die „Jagdfolge", nämlich das Recht, angeschossenes Wild über die eigene Grenze in fremdes Jagdgebiet zu verfolgen, kannten schon die salischen Franken und die Longobarden.

Es ist aus Allem nicht zu verkennen, daß die ganze Jagdgesetzgebung früherer Jahrhunderte, sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich, bedeutend mehr das Vergnügen als die Bodencultur im Auge hatte. Althergebrachte, durch mangelhafte Erziehung und Zeitverhältnisse bedingte Anschauung, Leidenschaft für das Waidwerk, der fühlbare Mangel national-ökonomischer Grundsätze in der Administration begünstigten das Bestehen absolut schädlicher Zustände, und wenn auch in späteren Tagen einzelne Artikel der Jägerei-Ordnungen, schon von Schonung des „lieben Getreides" und Ersatz der „Wildschäden" sprechend, einige Rücksicht für den Bebauer des Bodens andeuten, waren doch die vielen öden Gründe, welche dem Wilde lieber unbebaut preisgegeben wurden, und die daraus entsprungene Minderung der Steuerkraft sprechende Zeugen, wie wenig den Absichten verständiger und gütiger Landesfürsten entsprochen wurde. Ebenso wenig erkannte man den Werth des Waldes. Die Jagd war Hauptsache, das Holz nur Nebennutzung. (Wir müssen hier anfügen, daß es erst der großen Maria Theresia vorbehalten blieb, den ersten Verband auf diese klaffende Wunde des Landes zu legen.)

Am 15. November 1136 verschied Markgraf Leopold in seiner Residenz auf dem Kahlenberge und wurde am 19. zu Klosterneuburg beigesetzt. Nach damaliger Sitte wurde unter dem Fußboden eine Grufthöhle ausgemauert, der Sarg in selbe eingesetzt und oben mit einem Steine verschlossen.

Wenn auch Versuchungen, denen wenige Sterbliche widerstehen würden, ihn zu beklagenswerthem Treubruche verleitet haben, verdient er doch anderseits den ihm von einem Zeitgenossen gegebenen Namen „Vater der Armen"; seine kirchliche Wirksamkeit führte zu der 1485 erfolgten Heiligsprechung durch

Papst Innocenz VIII., seit welcher er an Coloman's Stelle als Landespatron Oesterreichs getreten ist. Von den durch dieselbe eingetretenen Veränderungen in seiner Begräbnißstätte muß später gesprochen werden.

Leopold's des Heiligen ältester Sohn Adalbert II. (geb. 1107) folgte, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, seinem Vater nicht in der Regierung der Markgrafschaft. Im Jahre 1125 wurde er von seinem Vater mit noch 120 österreichischen Edelleuten zu Melk zum Ritter geschlagen und zum „advocatus" (Anwalt, Vogt) aller Kirchen in Oesterreich ernannt. Im Jahre 1132 verehelichte er sich mit Hedwig, Tochter des ungarischen Herzogs Almus und Schwester Königs Bela des Blinden. Er starb 1137 und wurde im Stifte Heiligenkreuz begraben.

Die Regierung der Markgrafschaft hatte der nächstfolgende Sohn, Leopold der Freigebige, übernommen, sie währte aber nur sehr kurze Zeit. Leopold IV. (V.) war ein treuer Landesgenosse des Kaisers Konrad III. gegen Heinrich den Stolzen, Herzog von Baiern. Als dieser 1139 seiner Lande verlustig erklärt wurde, verlieh der Kaiser Baiern an Leopold. Und so war aus den kleinen Markgrafen ein bedeutendes Dynastengeschlecht geworden, das überdies mit Ungarn und Böhmen verwandt war; es strahlte bereits der Herzogshut auf demselben. Leopold besetzte rasch die Hauptstadt Regensburg; jedoch währte der Kampf fort und die hier entstandenen Parteien der Welfen (Anhänger des Baiernherzogs Welf VI. mit dem Feldgeschrei: „Hie Welf!") und Waiblingen (Anhänger des Hohenstaufen-Geschlechtes, also des Kaisers, mit dem Feldrufe: „Hie Waiblingen!" später Gibellinen von den Italienern genannt) bekriegten sich auf das bitterste. Somit konnte Leopold auch nicht zum ruhigen Besitze seines neuen Landes kommen, er mußte sich 1141 schnell aus Regensburg retten, wofür er „freigebig" durch grausame Verwüstung der gegnerischen Burgen Vergeltung nahm. Auf der Heimreise ereilte ihn zu Nieder-Altaich in Baiern am 18. October der Tod. Sein Körper wurde nach Oesterreich geführt und im Kloster Heiligenkreuz begraben. Seine Gemalin Maria, Tochter des Herzogs Sobieslaus von Böhmen, hatte ihm keine Kinder geboren. Nach seinem Tode vermälte sie sich mit Hermann von Ortenburg, Herzog von Kärnten.

Leopold's vierjährige Regierung zeichnet sich durch manche Wohlthat an die geistlichen Stifte aus; er hatte Theil an der Stiftung der Cistercienser-Abtei Zwettl (V. O. M. B.) im Jahre 1138, in deren Nähe die mächtige Burg des Geschlechtes Chuofarn lag; er ertheilte Klosterneuburg und St. Florian Privilegien. Im Jahre 1137 übergab er die Peterskirche in Wien an die Diöcese von Passau, und zwar im Wege des Tausches für einen Weinberg am Wartberg und für den halben Theil des Kirchengutes „nächst der Stadt", mit Ausnahme des Platzes, auf dem die Ställe erbaut wurden, gegen dem, daß von nun an diese Kirche und die übrigen Bethäuser in demselben Sprengel dem Wiener Pfarrer untergeordnet seien.

Diese Urkunde ist vornehmlich deshalb merkwürdig, weil in ihr das erste Mal Wien als Stadt — civitas — vorkommt. Es meldet ferner eine Erzählung von seiner Freigebigkeit gegen das Stift Heiligenkreuz. Dieses Stift hatte nämlich solche Vermehrung seiner Bewohner erfahren, daß die Einkünfte zur Erhaltung der Geistlichen nicht mehr hinreichten. In dieser Noth stellte Bela II. von Ungarn dem Abte Gottschalk den Antrag, mit seinen Genossen nach Ungarn zu ziehen, wo ihnen die Wahl des Aufenthaltes freigestellt wurde; aber der Abt, eingedenk der Wohlthaten, die dem Stifte von den österreichischen Fürsten geworden, begab sich, begleitet von einigen Klosterbrüdern, zum Markgrafen, der eben in Tuln Hof hielt. Hier legte er, den ersten Klosterschatz, den von Otto von Freisingen gespendeten Kreuzpartikel vorzeigend, die Bedrängniß dar, und

der Landesherr wurde davon so gerührt, daß er seine Hand auf die heilige Reliquie legte und mit einem Schwure betheuerte, daß er die Stiftung seines Vaters beschützen werde. Und wirklich beschenkte er das Stift kurz darauf mit den Gütern Krumau und Thalern (V. U. W. W., dann jenes reizende Gütchen, das an der Eisenbahnstraße nach Baden jedem Passanten anmuthend in die Augen fällt). Das Andenken an jene That des Markgrafen wird vom Stifte Heiligenkreuz in seinem Wappen bewahrt, welches eine zum Schwören aufgerichtete Hand auf einem Kreuze darstellt. Der Partikel hat die Form eines Kreuzes mit zwei Querstücken; er enthält in der Länge neun Zoll; das ganze Holz ist durchaus dreiviertel Zoll breit und einen halben Zoll dick, einfach und glatt.

Markgraf Leopold IV. legte auch den Grund zur ältesten Stefanskapelle (1137), welche im romanischen Style aufgeführt wurde und an welcher der passanische Bischof pfarrliche Rechte ausübte. Es bestand also schon damals der Stefansplatz, wenn auch nicht mit der heutigen Bestimmung, sondern mit der Bestimmung fast aller älteren um Kirchen angelegten Plätze: eines Begräbnisses für die christliche Bevölkerung des Ortes. Nicht minder erhob sich bereits unter dem Markgrafen die Kapelle zu St. Jakob auf der Hülben (d. h. auf dem Hügel, den die Gegend gegen den Wienfluß zu bildete, heutige Jakobergasse). In jenen Tagen breitete sich dort gegen den Wienfluß zu noch eine wildreiche Au aus. Als eines Tages Leopold der Freigebige darin lustwandelte, bemerkte er auf dem angeschwollenen Waldstrome mancherlei Geräth, Zeugen der Zerstörung, welche die empörten Fluthen angerichtet hatten, und die sie nun dahertrugen. Darunter befand sich ein kleines, einen Fuß und fünf Zoll hohes Standbild des „Zwölfboten“ (Apostels) Jakob des Größeren. Er rettete es aus dem Wasser und baute zu seiner Bewahrung unfern des Ufers an dem Platze eine diesem Heiligen geweihte Kapelle. Bald fügte der fromme Sinn mehrerer Frauen diesem Betkirchlein ein kleines Kloster hinzu und stattete diese Stiftung mit reichlichen Gaben aus. So entstand das Kloster der Chorfrauen zu St. Jakob an der Hülben (1190).


Heinrich Jasomirgott. (Seite 107.)

Aus dem Beginne des 12. Jahrhunderts, etwa 1108, stammt auch die herrliche St. Wolfgangskirche zu Kirchberg am Wechsel, welche leider 1784 der Zerstörung übergeben worden. Sie war über 60 Fuß breit und 90 Fuß lang; an den Eingängen der Ueberreste sind noch zwei Steinbasreliefs mit Vorstellungen des heil. Wolfgang, höchst merkwürdige Säulenknäufe, die bald aus Engelsköpfen, bald aus Drachen, vielartigen Blättern, ja sogar auch aus Wappen zusammengesetzt sind, und uralte Kalkmalereien, wie z. B. ein jüngstes Gericht, St. Christoph, Philipp und Bartholomäus zu sehen. — Auch die Kirche im Markte Mistelbach rührt aus jener Zeit (1421); das schöne Werk altdeutscher Baukunst, mit dem massiven viereckigen Thurme, ging in seinem ältesten Theile 1835 zu Grunde. Die neben der Kirche befindliche St. Katharinenkapelle, ein rundes, ganz von Quadern aufgeführtes Gebäude, zeigt noch die alten Bauformen. Die kleine, schon

1016 erbaute Spitalkirche ist mit ihrem alterthümlichen, achteckigen Steinthurm hoch interessant. — Ein schönes, nunmehr freilich ganz verschwundenes Kirchlein bauten, gleichzeitig mit ihrer Veste (1115), die Herren von Falkenstein (V. U. M. B.). Auf dem Schloßberge daselbst prangen die Ruinen der damals so mächtigen Herren von „Valchinstein“.

Es ist hier ferner nöthig, von Leopold's des Frommen drittem Sohne zu sprechen, dem in geschichtlicher Hinsicht hervorleuchtenden Bischofe Otto von Freisingen. Er wurde 1109 geboren und von dem Vater zum Propste des neugegründeten Stiftes Klosterneuburg bestimmt, weshalb er ihn Studien halber nach Paris schickte. Hier blieb Otto mehrere Jahre und besuchte auf der Heimreise, die er mit fünfzehn auserwählten Klerikern antrat, das Kloster Morimond. Daselbst machte die Sittenreinheit und Lebensweise der Cistercienser solchen Eindruck auf ihn, daß er in den Orden eintrat. Nach einiger Zeit wurde er zum Abte gewählt und bekleidete diese Würde durch sieben Jahre, worauf er 1137 zum Bischofsitze zu Freisingen berufen wurde. Er versah diese Würde durch zwanzig Jahre, in schwerer Zeit, in dem durch den unseligen Investiturstreit die Güter verschleudert waren und die Geistlichkeit verwilderte. Otto war unablässig beflissen, den Glanz seiner Kirche wieder herzustellen; nebenbei war er auch als Schriftsteller thätig und verfaßte die Geschichte Kaiser Friedrich's des Rothbarts und eine Chronik, welche sich bald der allgemeinsten Verbreitung erfreute und vielfach nachgeahmt wurde. Ueberhaupt wirkten die Bischöfe von Freisingen und Passau auch auf die Stadt Wien, welche sich mit dem Ende des 12. Jahrhunderts zur wichtigsten Stadt der Diöcese emporgeschwungen hatte, vielfach ein, wie sie auch selbst durch längere Zeit in den Mauern der österreichischen Hauptstadt weilten. Otto baute in Wien für das Stift einen Hof auf dem Platze, „Graben“ genannt (1140), welcher die Stelle einnahm, auf der seit 1776 der schöne Palast, „Trattnerhof“ genannt (heute Nr. 20, alt 618), aufgeführt wurde. (Bild Seite 97.) Bischof Otto starb zu Morimond am 22. September 1158 und wurde auch daselbst begraben.

II. Buch.

Das neue Herzogthum Oesterreich

unter den

Babenbergern.

Heinrich Jasomirgott und Wiens erste Entwicklung.



Dem verstorbenen Markgrafen folgte dessen Bruder Heinrich II., beigenannt Jasomirgott, nach seinem Sprichworte, das er immer im Munde führte. Er war am 2. April 1114 geboren, 1131 zu Klosterneuburg zum Ritter geschlagen worden und hatte noch bei Lebzeiten seines Vaters die Herrschaft Mödling bekommen, weshalb er Markgraf von Mödling genannt wurde. Das von seinem Bruder erworbene Herzogthum Baiern erhielt er jedoch erst im darauffolgenden Jahre 1142, als er, wohlberechnend, Gertrude, die Witwe des Baiernherzogs Heinrich's des Stolzen, zur Frau genommen und deren Sohn Heinrich der Löwe auf Baiern verzichtet hatte. Nichtsdestoweniger hielt Herzog Welf noch immer die Ansprüche seines vorgenannten Neffen auf Baiern aufrecht, und als wenige Monate darauf Gertrude im Wochenbette starb, erhoben sich alle Freunde Heinrich's gegen den Markgrafen. Der Sohn widerrief bereuend die Abtretung und das strittige Eigenthum wurde zur Ursache lang andauernder Kämpfe. Der kriegserfahrene alte Welf erhob die Waffen für seinen Neffen, und es kam zu mehreren Schlachten, welche allerdings zu keiner Entscheidung führten und Heinrich Jasomirgott sich trotzdem in Baiern behauptete.

Gleichzeitig rüstete König Geisa II. von Ungarn, erbittert durch den Beistand, welchen sein Gegner Boris aus Oesterreich erhalten hatte, zum Einfall in dieses Land; er nahm das von den Oesterreichern besetzte Preßburg und überschritt die Leitha. Der Herzog zog ihm entgegen und durchbrach mit der Reiterei die Schaaren der Ungarn; sein Fußvolk aber wurde geworfen, ergriff die Flucht und Jasomirgott mußte sich mit seinen Begleitern mit dem Schwerte den Rückzug nach Wien erkämpfen, hinter dessen Mauern er sein Heer wieder sammelte (11. August 1146). So vollständig indeß auch die Niederlage der Oesterreicher war, hatte dennoch

ihre Tapferkeit dem Ungarkönige solchen Respect eingeflößt, daß er nicht weiter vorzudringen wagte.

Da kam ein gewaltiges Ereigniß heran, das die Blicke der Fürsten wie des ganzen Abendlandes ablenkte und die Fehde unterbrach — es war dies der zweite Kreuzzug. Durch die Eroberungen des Sultans Saladin in Palästina war die heilige Stadt in Gefahr gesetzt worden, es ging daher durch den begeisterten Abt Bernhard von Clairvaux der Ruf zu einem neuen Kreuzzuge, welcher überall den freudigsten Widerhall fand. König Ludwig VII. von Frankreich, Kaiser Konrad III. und andere Große nahmen das Kreuz; Herzog Heinrich Jasomirgott folgte dem Kaiser. Da bot Herzog Welf ein erhebendes Beispiel deutscher, edelster Treue. Obwohl es ihm nun ein Leichtes gewesen wäre, Baiern zurückzuerobern, entsagte er dennoch dem Streite auf die Dauer der Kreuzfahrt. „Ich bekriege keinen Abwesenden!" sagte er stolz und heftete ebenfalls das rothe Kreuz auf seine Schulter. Das Heer von Rittern und Reisigen wurde nahezu auf eine Million Menschen geschätzt, die Deutschen allein zählten 70.000 gepanzerte Reiter. Der Zug der Streiter ging durch die Ostmark stromaufwärts und Wien war ihr Sammelplatz; an der Fischa wurde das Pfingstfest 1147 gefeiert. Darauf ging es weiter durch Ungarn und Griechenland nach Kleinasien, unter den höchsten Mühsalen, getäuscht vom Kaiser Manuel Komnenos, der wegen des Durchzuges eine Uebereinkunft getroffen hatte, aber, bestochen vom Sultan, sein Wort brach, wodurch unter fortwährenden Kämpfen der größte Theil des Heeres aufgerieben wurde. Nur eine kleine Schaar erreichte Jerusalem, eine noch kleinerer Theil sah die Heimat wieder. Auch Kaiser Konrad kehrte heim, begleitet von Heinrich Jasomirgott. Letzterer brachte seine zweite Gemalin mit, Theodora, des Griechenkaisers Komnenos schöne Tochter, mit der er sich 1149 in Thessalien vermält hatte. Ein Jahr darauf führte er sie in feierlichem Zuge nach Wien, dort frohe Tage erlebend. Mit ihr soll bereits das Geschlecht der Griechen von Als nach Wien gekommen sein, wenngleich die Herren de Alse (von der Als) jener Tage noch nicht den Beinamen Grecus (Grieche) führten, der erst im Jahre 1201 in Urkunden erscheint, und zwar mit Ortlieb Grieche von Als, welcher etwa an dem nächsten Kreuzzuge (1192) theilgenommen und längere Zeit in Griechenland verweilt hatte; es heißt, er habe sich ebenfalls seine Gattin Mathilde von dort mitgebracht.

Kaiser Konrad starb 1152; Friedrich der Rothbart trat nun an die Spitze des Deutschen Reiches. Es ward auf dem Reichstage zu Goslar Jasomirgott das Herzogthum Baiern abgesprochen, aber nichtsdestoweniger zeichnete er sich noch fortwährend als Herzog in Baiern und abwechselnd als Herzog des Ostlandes, ja er hielt selbst das Herzogthum noch besetzt. Es vermochte übrigens Heinrich der Löwe um so beharrlicher seine Ansprüche auf das Herzogthum zu behaupten, als Kaiser Friedrich der Rothbart dessen Hilfe zum bevorstehenden Römerzuge bedurfte und deshalb seine Forderungen begünstigte. Als daher der Kaiser rückkehrte und die baierische Angelegenheit neu in Angriff nahm, blieb die Rückgabe des Landes nicht mehr zu vermeiden, und es konnte sich ferner nur mehr um die Oesterreich zu leistende Entschädigung handeln.

Nach langen Verhandlungen brachte endlich der Reichstag in Regensburg am 17. September 1156 die glückliche Entscheidung. Kaiser Friedrich war daselbst mit großem Gefolge, begleitet von den Reichsfürsten, eingetroffen; gleichzeitig mit ihm erschien auch Heinrich Jasomirgott, bezog in einer Entfernung von zwei Meilen ein Lager, und dahin begab sich der Kaiser. Zum Rechtssprecher wurde König Wladislav von Böhmen auserkoren, welcher erklärte: Heinrich von Oesterreich übergebe sein Herzogthum dem Kaiser und dieser belehne damit Heinrich den Löwen, dieser aber trete an den Kaiser die Ostmark ab.



2.

Herzog Heinrich Jasomirgott besucht den Neubau der Stefanskirche.

welche von demselben zum selbstständigen Herzogthume erhoben, mit dem Lande ob der Enns vereinigt und an Heinrich Jasomirgott verliehen werde. Hierauf erfolgte nach alter Lehenssitte die Uebergabe der sieben baierischen Fähnlein an den Kaiser, welcher fünf davon Heinrich dem Löwen, zwei aber, die Fähnlein der Ostmark und des Landes ob der Enns, an den Oesterreicher übergab. Hierauf wurden die auf den Act bezüglichen Urkunden ausgestellt, und jene Oesterreich betreffende ist der sogenannte Friedericianische Freiheitsbrief, welcher dem neugeschaffenen Herzogthum Oesterreich wichtige Privilegien verbürgte.

Es wurde darin der österreichische Herzog mit den alten Herzogen im Range gleichgestellt, zum Pfalz-Erzfürsten ernannt, und er erhielt den Rang unmittelbar nach den Churfürsten; er wurde berechtigt, bei kinderlosem Absterben das Land zu hinterlassen, an wen er wolle; in dem als untheilbar erklärten Lande wurde die männliche Erbfolge nach der Erstgeburt, bei Abgang männlicher Nachkommen für die älteste Tochter eingeführt; alle die Freiheiten wurden auch auf die späteren Eroberungen ausgedehnt. Es wurde ferner der Herzog von Oesterreich dem Deutschen Reiche außer gegen Ungarn zu keiner Kriegsbeisteuer und Heeresfolge verpflichtet; ingleichen sollte er die Lehen nur im eigenen Lande, und zwar im fürstlichen Ornate, zu Pferde, mit Stab und Herzogshut, empfangen. Was er in seinem Gebiete verfügte, galt für Kaiser und Reich unumstößlich, auch durfte das Reich in Oesterreich keine Lehen haben, und wer solche besaß, mußte des Herzogs Vasall (Lehnmann, zur Treue verpflichtet) werden.

Mit stürmischem Jubel wurde der rückkehrende Herzog von Wiens Einwohnern empfangen, es freute dieselben vorzüglich, daß ihr Landesfürst durch sein edles Benehmen die Achtung von ganz Deutschland gewonnen hatte. Heinrich Jasomirgott widmete unverzüglich seine ganze Kraft den inneren Angelegenheiten seines Landes. Er saß in öffentlicher Versammlung zu Wien, Krems und Enns zu Gericht, hörte Kläger und Beklagte, wie es der herzoglichen Gewalt zukam. Die Beisitzer aus dem Grafen- und Herrenstande und aus der Geistlichkeit schöpften mit ihm das Urtheil und unterzeichneten nach gefälltem Spruche die Urkunden. So war es bald gelungen, die vielfach ausgebrochenen Besitzstreite zu schlichten, und es ging über Oesterreich eine schöne Zeit der Ruhe und des Erblühens auf. Heinrich Jasomirgott war eben unermüdlich zum Besten des Landes, wie der Stadt Wien thätig; er führte die Fürstenämter ein, ordnete die Stände nach Geistlichen, Herren, Freien, Edlen, Rittern und Bürgern — eine Urkunde vom Jahre 1164 hat zum ersten Male den Beisatz: Mit Beirath unserer getreuen Bediensteten (officialium) — und gab Wien einen Stadtrichter. Durch solche weise Wirksamkeit hatte sich die Stadt derart gehoben, daß allenthalben von ihrer Pracht und ihrem Reichthume die Sprache ging. Im Jahre 1166 konnte sie der Herzog zum Schauplatze glänzender Festlichkeiten machen, welche zu Ehren der Verlobung seiner einzigen, fünfzehnjährigen Tochter Agnes mit dem jungen Könige Stefan III. von Ungarn veranstaltet wurden, und wobei, verherrlicht durch die unerwartete Ankunft des Kaisers Friedrich, vierzehn Tage in Wien unter Ritterspielen, Tanz und Freudenmahlen vergingen.

Heinrich Jasomirgott mußte noch dreimal mit kriegerischem Gefolge ausziehen; zuerst in den Jahren 1158 und 1162 mit Kaiser Friedrich gegen die empörte Stadt Mailand, an deren Demüthigung die österreichischen Streiter glorreichen Antheil nahmen; ferner im Jahre 1174 zur Vertheidigung des eigenen Landes, als der Herzog wegen Besetzung des Erzbisthums Salzburg mit dem Kaiser in Hader gerieth. Es hatte der Letztere, durch die italienischen Angelegenheiten völlig beschäftigt, und dabei durch die Weigerung des Herzogs, ihm Waffenhilfe zu leisten, erbittert, die Nachbarn Oesterreichs, denen er die wachsende Macht des jungen Herzogthums als gefährlich schilderte, zu Feindseligkeiten aufgestachelt, und

so rüsteten Steiermark, Böhmen, Mähren und Ungarn zum Kriege, worauf sie verwüstend in das Land einfielen. Es hatte wohl Heinrich ein mächtiges Heer gesammelt und war mit seinen Söhnen Leopold und Heinrich zur Vertheidigung ausgezogen, aber er fühlte sich zu schwach gegenüber der Uebermacht und mußte sich mit einer planvollen Vertheidigung der festen Plätze begnügen, während die Feinde im flachen Lande gräuelvoll wütheten, an der Enns, Leitha und Fischa mit Mord und Brand hausten und sogar bis gegen Wien vordrangen, wo z. B. in Sanct Veit allein dreihundert in die Kirche geflüchtete Menschen durch Brand umkamen.

Mitten in diesen Wirren starb Oesterreichs erster Herzog Heinrich Jasomirgott durch einen Sturz seines Pferdes auf einer morschen Brücke bei Wien am 13. Januar 1177. Ein alter Chronist sagte von ihm: „Er hat viele Beispiele der Tapferkeit und der Redlichkeit gegeben" — welchen Eigenschaften noch weise Mäßigung beigesellt werden muß, die er in den Verhandlungen über Baiern im höchsten Grade bewies.

Was er für sein Land gethan, wurde vorstehend in kurzen Zügen erzählt, was er aber für Wien gewirkt, wie er für diese Stadt der Gründer alles späteren Glanzes wurde, bedarf einer längeren Auseinandersetzung.

Mit Herzog Heinrich Jasomirgott ging eine glänzende Periode für die Stadt Wien auf, denn er wählte sie zu seiner Residenz und trachtete sorgfältigst, dieselbe nach jeder Richtung hin zu heben.

Zu diesem Zwecke erbaute er (an der Stelle des heutigen Kriegsministerialgebäudes) eine Burg, von welcher der Platz noch jetzt den Namen „am Hof" trägt. Diese herzogliche Residenz wurde den in der Nähe (heutige Bognergasse) ansäßigen Bognern (Verfertigern der Bogen und Armbrüste zum Pfeilschießen) zur Huth anvertraut. Die Fürstenburg erhielt ferner auch eine Kirche, die später den „weißen Brüdern" (Carmeliten) eingeräumt wurde. Im Jahre 1144 beschloß er, die außerhalb der Stadtmauern bestehende kleine Kapelle des heil. Stefans zu einem der aufnehmenden Stadt würdigen Münster umzuschaffen und legte im gleichen Jahre den Grundstein zum neuen Bau, welcher von Baumeister Octavian Falkner (Volkhner, Volcner, am richtigsten wahrscheinlich Falck, sprich Falzk) aus Krakau geleitet, so rasch gedieh, daß die Kirche schon drei Jahre später vom Passauer Bischofe Regimbert geweiht werden konnte. Im Jahre 1161 wurde die Kirche dem Passauer Bisthum einverleibt, das bereits 1137 die geistliche Gewalt über Wien erhalten hatte und die pfarrherrlichen Rechte durch einen Geistlichen dieser Diöcese ausüben ließ. Dieser erste Pfarrer hieß Eberhard Huber, gewöhnlich genannt Eberhard von Wien (so steht er auch in jenem Briefe des Herzogs Heinrich vom Jahre 1150, worin derselbe den Wald bei Dornbach dem Benedictinerkloster bei St. Peter zu Salzburg schenkt, unter den Zeugen).

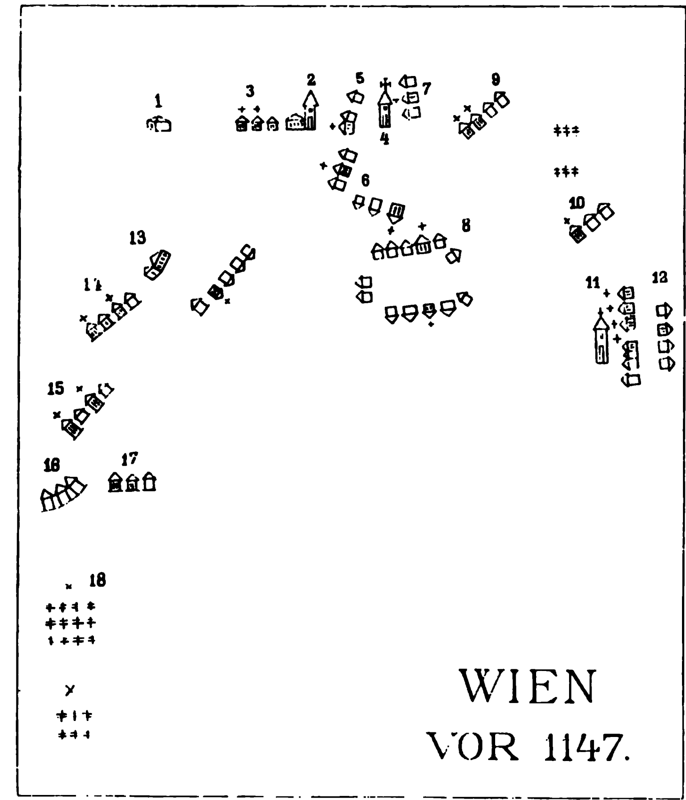
Von diesem Pfarrer erzählt die erste Dom-Sage folgendes: An das erste Stefanskirchlein in Wien schloß sich ein Häuschen an, das bescheidentlich dem Pfarrherrn Eberhard zur Wohnung diente. Der hochwürdige Herr war, seines frommen Wandels wegen, im Städtlein hochgeachtet und verehrt, und wenn er nach vollbrachtem Segenswerke unter einem jungen Lindenbaum saß, der sein Liebling war, weil er ihn vor der bedrohlichen Axt gerettet, wenn er so an dem damals noch ganz nahen frischen Waldesgrün sich ergötzte, umgaben ihn noch zahlreiche Kinder seiner Pfarre, um auf des weisen Mannes Erzählungen und Ermahnungen zu hören. Immer höher wuchs der Baum, immer mächtiger trieb er seine Blüthen an's Fenster. Eines Abends saß Herr Eberhard noch unter'm Baum, den Geist versenkt in wehmuthsvolle Träume, und es ergriff ihn bange Ahnung: eine Todesprophezeiung, als würde er den nächsten Frühling nicht mehr erleben. Als er erwachte, blickte er traurig auf den bereits vom Herbste entlaubten Baum und

flehte innig zu Gott, er möchte doch noch so lange sein Leben fristen, bis sein rüstiges Pflegekind abermals in Blüthen prangen würde und er sich an deren Milde erlaben könne. Von dem Tage an ging es abwärts mit den Kräften des Pfarrherrn; der Körper wurde immer schwächer, schon sehnte er sich beinahe nach der Auflösung; aber bis zum Lenze war's noch fern und Feld und Wald waren mit tiefem Schnee bedeckt. Eines Morgens fühlte der Pfarrherr sein Ende herannahen, er rief den Kirchendiener herbei und sagte zu ihm, er möge schnell das Fenster öffnen und ihn hinführen, damit er noch einmal sein theueres Pflegekind, die Linde, schauen könne. Der Diener befolgte das Geheiß der Sterbenden; doch kaum hatte der Pfarrer das Fenster erreicht, so fuhr er erschüttert zurück — unter dem ringsum starrenden Schnee stand seine Linde voll mit Blüthen übersäet! (Ein noch heute öfter vorkommendes Naturereigniß.) Da neigte Herr Eberhard demuthsvoll sein Haupt und der Wind wehte von dem Baume eine Anzahl Blüthen durch das Fenster auf dessen Leiche. (Von dieser, in die Volkssage verwebten Linde des Pfarrhofes, der damals an der Stelle der heutigen erzbischöflichen Residenz in der Rothenthurmstraße stand, hat das nebenbefindliche, uralte und berühmte Bierhaus „zur Linde" seinen Namen.)

Die damalige Baute war eine dreischiffige gewölbte Pfeiler-Basilica mit schmalen Seitenschiffchen und einem etwas hervorragenden Mittelschiffe, über das sich östlich in der Breite des Mittelschiffes als Chor ein Aspis (Gewölbe mit halbrundem Bogen, Art Halle) vorlegte. Von diesem ältesten Bau stehen noch heute die Emporkirche und die beiden Thürme, letztere damals die Ecken des westlichen Gebäudes bildend. Später nannte man diese Thürme die Heidenthürme und es erlitt die Namensbezeichnung allerlei Auslegungen; sie sollte von dem altdeutschen Worte haed (hoch) stammen; oder von der, heide genannten Pflanze, die auf alten Kirchthürmen zu wuchern pflegt; oder daß sie in Anspielung auf die heidnischen Fratzen, welche die Stirnseite als Dachtraufen ꝛc. zeigt, angewendet wurde; oder weil die Familie Heiden in irgend einer Weise am Ausbaue betheiligt war; oder weil die Türken (insgemein vom Volke nur Heiden genannt) während der ersten Belagerung Wiens ihre Geschütze auf diese Thürme richteten; anderntheils soll den Grund dazu das Märlein gelegt haben, daß in jenen Tagen die Besatzung der Stadt beim Sultan Soliman um Schonung des Stefansthurmes angesucht und die Willfahrung der Bitte unter der Bedingung erhalten habe, daß sie sich herbeiließ, an den Spitzen des Thurmes Halbmonde anzubringen. Es stammt jedoch die Bezeichnung Heidenthurm gewiß noch aus der ersten Zeit; denn man brachte derartige Thürme auf Kirchen häufig an, und zwar als letzte Zufluchtsstätten beim Einfalle räuberischer heidnischer Horden und nannte sie deshalb Heiden- (Schutz-) Thürme. Die heidnischen Feinde pflegten, um rasch zum Ziele zu kommen, die Thürme mit Feuer zu umgeben, um die Inwohner zur Uebergabe zu nöthigen, deshalb wurden derlei Zufluchtsthürme mit sehr dicken Mauern und möglichst wenigen Oeffnungen versehen, um es den Insassen derselben möglich zu machen, eine derartige Belagerung auszuhalten. Die Heidenthürme sind aus Quadersteinen gebaut, haben eine achteckige Gestalt und eine Höhe von 33 Klafter 4 Fuß. In vier Geschosse abgetheilt, sind sie ganz im Baustyle des 12. und 13. Jahrhunderts ausgeführt, bis auf die höchst zierlichen Galerien, jede auf sechzehn Tragsteinen ruhend, und die schönen Blumenknospen auf den Spitzen, die einer späteren Zeit angehören. Die eine von den Spitzen hatte ein Kreuz, die andere eine kronenartige Zierate. Aus diesem Bau steht auch noch das sogenannte Riesenthor (Haupteingang); nur die Vorlage im romanischen Styl gehört einer späteren Zeit an.

Sofort begegnet man hier der ersten Dom-Legende, welche erzählt, wie der alte Bauherr Falkner mit nimmermüder Hand Stift und Zirkel gehandhabt

habe, um ein seiner würdiges Bauwerk herzustellen. Als er nun einst über seine Pläne vertieft, in der Bauhütte gesessen, da sei ein wohlgestalteter Jüngling mit geistvollem Auge und goldigem Haare eingetreten, ihn um Aufnahme als Geselle ersuchend. Es geschah, und verwundert sah der Meister den stets regen Eifer des Gesellen, der mehr zu schaffen vermochte als er selber; es war, als wüchsen ihm Stein und Mauer unter den Händen. Nach vier Jahren schon ragten die beiden Thürme empor und Glocken riefen feierlich zur Einweihung. Da trat der Geselle vor den Meister und begehrte seinen Abschied. Falkner, der ihn lieb gewonnen wie den eigenen Sohn, wollte ihn zurückhalten, aber jener verweigerte es bestimmt, da noch andere Kirchenbauten seiner Beihilfe benöthigten, indeß versprach er, daß ihn der Meister gewiß noch einmal wiedersehen solle. Jahre vergingen, Falkner lag auf dem Todtenbette. Da fiel ihm noch sein trauter Geselle ein und mit bitterem Schmerze beklagte er sich, daß er nun fort müsse und der liebwerthe Geselle sein Versprechen nicht gehalten habe. Da aber klang es wie Aeolsharfen durch den Raum und neben dem Lager stand eine lichte Engelgestalt glänzenden Angesichts, in schimmernde Gewänder gehüllt, eine Lilie in der weißen Hand — es war der geliebte Jüngling. Das Herz des Meisters faßte ein wunderbares Entzücken, er schaute selig lächelnd auf ihn und verschied. Es war ihm noch im Scheiden klar geworden, wer sein Geselle beim Bau des Domes gewesen.



Der älteste Plan von Wien.

Ein Jahr nach seiner Erhebung zum Herzoge (1157), führte Heinrich Jasomirgott auch die durch frommes Wirken in ganz Deutschland hochgerühmten Schottenmönche (aus dem St. Jakoberkloster in Regensburg) in Wien ein, die Benedictiner, genannt „schwarze Mönche“, und gründete am sogenannten Steinfelde außerhalb der Stadtwälle ein Kloster für dieselben, dessen Bau er dem Steinmetzmeister Michael Hunger aus Augsburg anvertraute. Der Bau wurde so rasch gefördert, daß Kirche und Kloster bereits drei Jahre später von dem ersten Abte Sanctin mit dem Convente bezogen werden konnten. Mit demselben brachte der fürstliche Stifter ein Spital für Pilgrime in Verbindung. Im Jahre 1158 fertigte der Herzog den Stiftungsbrief darüber aus, mittelst

welchem er den Mönchen alle pfarrherrlichen Rechte im obern Werd (Roßau), vom Graben der alten Herzogsburg (Heidenschuß) an bis zur Kirche St. Johann an der Als und der Mündung dieses Baches in die Donau übertrug. Mitunterzeichner war Meister Gregorius Herberger, Pfarrer der St. Stefanskirche (Nachfolger Eberhard Huber's), wobei er und der gesammte Klerus von Wien seine Einwilligung zur Errichtung der Schottenkirche und Schottenpfarre gab. Der „Mutterkirche" St. Stefan (wie sie Heinrich selbst nannte) wurden zur Schadloshaltung gewisse Güter in der Wollzeile angewiesen. Zudem erhielten die Schotten noch weiter ausgebreiteten Grundbesitz um Wien, Gerichtsbarkeit (mit Ausnahme des Blutbannes) über ihre Dienstleute (leibeigenen Knechte und Mägde), das Asylrecht für Verfolgte, weshalb noch heute der Platz vor der Kirche die Freiung heißt, unbeschränkte Abtswahl, endlich wies er ihnen die im Innern der Stadt gelegenen vier Kirchen: Maria Stiegen, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankraz, sowie mehrere Kirchen am flachen Lande zu; damit erhielten sie die geistliche Jurisdiction über die Bewohner eines großen Theiles der Stadt. Um jedoch allen jenen Mißverständnissen vorzubeugen, welche gewöhnlich daraus entstanden, wenn Mönche verschiedener Herkunft in einem Kloster lebten, durften in dem neuerbauten Convente nur geborene Schotten aufgenommen werden, diese aber waren zu unentgeltlicher Beherbergung der Pilger und zum Jugendunterricht verpflichtet.



Die alte Herzogenburg. (Seite 110 u. 112.)

Aus jener Stiftung stammt auch eine der ältesten Bezeichnungen im Volksmunde: das Wort Häferlgucker (Topfbeschauer). Es hatte anfänglich Herzog Heinrich den Schottenmönchen — Hybernern, wie man sie landläufig hieß — sich verpflichtet, ihnen aus seiner Hofküche die Speise zu bestreiten. Wenn nun die Speisen zu den Schotten hinübergetragen wurden, konnten es gar viele recht neugierige Wiener nicht verwinden, die Speisenträger aufzuhalten, sie auszufragen über die Qualität und Quantität der Speisen, manchmal recht zudringlich sogar an den Töpfen zu riechen oder deren Deckel aufzuheben und nach dem Inhalte zu gucken. Selbstverständlich wußte dann sofort ganz Wien, was Herzog Heinrich auf seiner Tafel gehabt. Endlich wurde ihm dies so unangenehm, daß er „damit man nit wissen soll, was in seiner Kuchl auf seiner fürstlichen Gnaden Leib gekocht wurd, den new hergebrachten Bruedern etlich Einkhumen geben für die Speiß, damit sie sich (des Essenholens) enthalten mögen". Mit der Anweisung solchen Relutums hörte natürlich die Topfguckerei der Wiener auf, muß aber in der eigenen Wirthschaft desto mehr platzgegriffen haben, denn manche Wiener Frauen hatten bald Ursache, ihre lieben Gatten mit der wenig schmeichelhaften Bezeichnung „Häferlgucker" zu beehren, welcher Ausdruck noch heute für einen unbescheidenen Neugierigen in Anwendung steht. Aus jener Zeit stammt also der Beginn der heute so berühmten Kochschule des Schottenklosters.

Zur Zeit Heinrich Jasomirgott's wurde auch die Kirche in Scheiblingskirchen (V. O. W. W.) erbaut (1163), ein Rundbau von bedeutender Größe, am Hauptraume außen Lisenen mit Halbsäulen, die Blattcapitäle und an den Basen Eckblätter haben; er ist von einem rundbogigen Gewölbe bedeckt, deren Rippen auf mit Blättern und Vögeln einfach verzierten Tragsteinen ruhen. Die Säulenfüße stimmen in ihrer Form genau mit jenen der Burgkapelle von Liechtenstein bei Mödling überein. Scheiblingskirchen hieß ursprünglich Buchberg, es erhielt die erstere Benennung erst im Laufe der Zeit eben von dieser Kirchen-Rotunde, denn die Volkssprache gebraucht häufig Scheibe oder Scheiblings für rund, deshalb bedeutet Scheiblingskirchen einen Ort mit einer runden Kirche. Diese letztere wurde unter dem Salzburger Erzbischof Eberhard zu Ehren des heiligen Rudbert und der heiligen Magdalena (also noch auf altsteirischem Boden, im Bereiche der Grafschaft Pütten) von einem Herrn von Gleißenfeld erbaut.

Aus gleicher Zeit stammt die Rundkapelle in Mödling, welche dem heiligen Pantaleon, berühmter Arzt zu Nicomedia, wo er im Jahre 290 für seine Beharrlichkeit im christlichen Glauben den Marthrtod erlitt, geweiht ist. Gewiß kam die Verehrung dieses Heiligen durch Heinrich's griechische Gemalin Theodora in unsere Gegend, womit denn auch die Entstehung der Kirche zusammenhängt. Hochinteressant ist daselbst das noch heute sichtbare Gemälde in der Halbkuppel der Concha (Muschel), vorstellend die Anbetung der heiligen drei Könige im Beisein Heinrich's III. von Mödling (geb. 1158, gest. 1223) und dessen Gemalin Richsa von Böhmen. Es ist ein merkwürdiges Denkmal der babenbergischen Kunst, leider in bereits sehr verwüstetem Zustande. Nicht minder interessant ist das Relief über dem Eingang in die Rundkapelle, vorstellend einen Hirschen, den zwei Hunde und ein Reiter verfolgen. Ueber dasselbe sind verschiedene Meinungen verbreitet. Einige halten es für eine Darstellung der Drachen-Erlegung durch St. Georg (hierzu gab die rohe Zeichnung der Gruppe des Hirsches und der Hunde, die man für ein drachenähnliches Ungeheuer ansah, Anlaß), Andere erklären das Motiv symbolisch, der Hirsch soll die Sünde, die Hunde die verfolgende Reue darstellen; aber dies wäre höchstens im entgegengesetzten Falle richtig, denn in der kirchlichen Symbolik stellt der Hirsch das Bild eines Schuldlosen vor, der Niemandem etwas zu Leide gethan und dennoch vor seinen Verfolgern nirgends Ruhe und Rast findet, bis er endlich nahe daran ist, vor Erschöpfung zu erliegen und vor Durst zu verschmachten; die Hunde sind in der kirchlichen Symbolik zumeist als böse aufgefaßt, ja als Begleiter des Jägers, als Diener des Satans. Das Volk selbst erzählt sich, der Reiter stelle den Stifter der Kapelle vor, der auf einer Jagd einen Rehbock im Boden scharrend gefunden, und als er nachsah, einen Goldschatz entdeckt habe, von dem er das Gotteshaus erbaute. Am wahrscheinlichsten ist der heil. Hubert, Patron der Jagd (schon in's 8. Jahrhundert fallend), gemeint. Auch außen an der Rundkapelle, auf dem Theile der Wand zwischen Portal und Apsis, ist noch die obere Hälfte eines Frescobildes zu sehen, vorstellend einen Mann in römischer Kriegskleidung aber ohne Waffen, ringsum und über ihm eine himmlische Versammlung heiliger Bischöfe, Väter und Jungfrauen, darunter rechts Maria mit dem Kinde, links oben Katharina; damit ist zweifelsohne die Versetzung des heil. Pantaleon in den Himmel gemeint, wovon eine Legende berichtet.

Gehen wir nun zur Ortsbeschreibung von Wien unter Heinrich Jasomirgott über. Ein günstiges Geschick hat einen uralten Abriß der Stadt erhalten, welcher beiläufig um das Jahr 1147 entstanden und den wir anbei in verkleinerter treuer Nachbildung geben (Seite 112); es ist der, nach seinem Auffinder, dem Geschichtsforscher Georg Zappert genannte Zappert'sche Plan. In einem aus vier Handschriften des 15. Jahrhunderts gebildeten Quart-Sammelbande entdeckte der

Vorgenannte ein zum Vorblatte verwendetes, beschriebenes und mit einigen Zeichnungen verwendetes Pergament. Dasselbe erwies sich durch einige darauf befindliche Zeilen in lateinischer Sprache als Fragment eines Gülten (Grundstück-Einkommen)-Buches, und zwar mit Berücksichtigung auf die Bezeichnung eines Gebäudes mit „curia nostra" (unser Hof), welches in der Nähe des alten Passauer-Hofes erscheint, und zwar eines Gültenbuches, das für den Gebrauch eines passauischen Hub- oder Hofmeisters oder dessen Schreibers zum Zwecke übersichtlicher Vormerkung, in welchen Gassen und von welchen Weingärten Wiens das Bisthum Passau Gülten (Zins) bezieht, angefertigt worden. Es sind daher auch auf der Zeichnung alle gültenpflichtigen Häuser und Gründe mit einem besonderen Zeichen † (einem Kreuzchen, wie altherkömmlich) bemerkbar gemacht. Aus den Benennungen der einzelnen Straßen und Oertlichkeiten ergiebt sich mit Rücksicht auf die Zeitbestimmung dieser Zeichnung, daß sie aus den ersten Tagen des Emporblühens der Stadt Wien, aus den Trümmern des Römer-Castells Vindobona stammt, also aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts; die Einschreibung der Oertlichkeiten macht ferner den Plan zu einem wichtigen Documente der alten Topographie Wiens. Die Namen, auf unserem Bilde durch Ziffern angedeutet, sind folgende:

1. Curia nostra (unser Amtshof). Unter diesem kann nach der Lage kein anderes Gebäude als der alte Passauer-Hof verstanden werden, in welchem der Rentmeister des Stiftes seinen Sitz hatte.

2. Castellum und 3. apud Castellum (das Castell und die Straße bei demselben). In demselben erkennt man sofort eine der vielen Kriegsbauten der Römer, die sie zum Schutze ihrer Reichsgrenzen fast aller Orts errichteten. Das Castell bildete noch damals einen recht gut befestigten Punkt zum Schutze der jungen Stadt, und da dasselbe nach dem Plane beiläufig an der Stelle des noch gegenwärtigen Carmeliter-Nonnenkloster-Gebäudes (jetzt Polizeihaus und zur Demolirung bestimmt) am Ende der heutigen Preßgasse oder Anfang der Sterngasse lag, so ist hierdurch zugleich die schon seiner Zeit beschriebene Lage des alten Römer-Castells bestätigt. In der That berichten auch die älteren Schriftsteller von dem Bestande einer landesfürstlichen Burg an derselben Stelle.

4. Ecclesia S. Ruodperti (Ruprechtskirche). Da bereits 1147 die Kirche St. Ruprecht zur Kapelle zurückgesetzt war, giebt diese Benennung als Kirche den Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung der Planskizze.

5. Semitia sutorum (Schustersteig); 6. Forum pini (Kienmarkt); 7. Semitia tunnariorum (Bindersteig) zeigen, daß schon in der ältesten Zeit, einer sich noch lange in der Neuzeit erhaltenen Gewohnheit gemäß, die Gassen nach den von deren Bewohnern getriebenen Beschäftigungen benannt wurden; sie wechselten daher auch mit Verlegung dieser Beschäftigungen an andere Orte ihre Namen, woher sich erklärt, daß fast alle nächst des Kienmarktes befindlichen Straßen die auf dem ersten Plane bezeichneten Namen schon längst nicht mehr führen.

8. Altum forum (der hohe Markt) ist in seiner Gestalt als Marktplatz recht gut erkenntlich; — 9. Strata aurifabrorum (Goldschmiedgasse) befand sich nicht an der Stelle der später so benannten Gasse, sondern sie ist die heutige Seitenstettengasse; — 10. Inter balneatores (unter den Bädern), beim späteren Stubenthor, welches von den Badestuben seinen Namen erhielt.

11. Capella St. Stephani (St. Stefanskapelle) ist eine Bezeichnung, welche abermals das Alter der Planskizze nachweiset, denn erst 1147 wurde die Kapelle zur Ecclesia (Kirche) erhoben.

12. Strata nemoris paganorum (Heidenhainstraße), die heutige Riemerstraße, welche ehemals ununterbrochen von der Singerstraße auf den alten Fleischmarkt führte, heute aber nur mehr bis an die Wollzeile reicht und hier verbaut wurde, ist sehr bezeichnend für Wiens vorchristliche Zeit; sie soll nach dem alten

Götterhaine genannt worden sein, an welchen die Erinnerung noch nicht verschwunden war. Es würde sich dadurch auch die Lage des Wahrzeichens Stock-im-Eisen erklären, welcher der Grenzbaum eines bis hierher reichenden Haines gewesen sein könnte, der in den vorchristlichen Zeiten zu gottesdienstlichen Zwecken diente und sogar die Bestimmung hatte, unter seinem Schatten die blutigsten, selbst Menschenopfer vollziehen zu lassen. Die unweit davon befindliche Blutgasse führt zweifelsohne daher ihren Namen, nur bedeutete das in alter nördlicher Mundart vorkommende Wort Bluot nicht Blut, sondern Opfer, also hier wohl Opfergasse. Die Heidenhainstraße lief in ihrer ehemaligen Verlängerung an der später so genannten Bursa Haydenhaim (Heidenburse, heute Bäckerstraße Nr. 28, alt 757 Schulgasse) vorüber, es hat sich also noch bis zu Ende des 15. Jahrhunderts eine Erinnerung an einen Heidenhain in der Umgebung der Singerstraße u. s. w. erhalten, wie auch überhaupt die Benennung einzelner größerer oder kleinerer Gebäude gerade in Wien sich häufig an besondere locale Eigenschaften anknüpft. Aber die Entstehung der Benennung möchte denn doch in einem andern Umstande zu finden sein als in einem heiligen Haine, welcher schon vor der römischen Occupation berühmt gewesen und erst mit der Befestigung des Christenthums abgeholzt worden, denn da müßte man doch voraussetzen, daß dieser Hain auch in den Zeiten der Römer fortbestanden habe, und diese waren gewiß viel zu klug, um in der nächsten Umgebung ihres Standlagers einen Waldwuchs zu dulden, durch welchen erstens die Umsicht in der Umgebung beirrt und zweitens den zu einem Ueberfalle herankommenden Feinden ein Versteck geboten worden wäre. Und so muß man lieber sich den Umstand vor Augen halten, daß die Bezeichnung Heidenhain eine derjenigen ist, wie sie sich an vielen Orten aus dem Mittelalter bis heute erhalten haben, wie z. B. Heidenburg, Heidenberg, Heidenthor, Heidenstein, Heidenstraße, Heidenkirchhof, Heidenwald u. dgl. Aber alle diese Benennungen von Oertlichkeiten sind nur auf eine einzige gleichlautende Ursache zurückzuführen, daß nämlich sowohl das Mittelalter, wie auch noch der heutige gemeine Sprachgebrauch damit die Fundstellen römischer und barbarischer Alterthümer bezeichnet. Nun finden sich häufig die Römerstraßen im steinernen Unterbau durch Kalkmörtel gefestigt; dieser verhinderte in den Zeiten des Verfalls, wenn rings um die Straße her dichter Waldwuchs sich ansetzte, die Ausbreitung desselben auf der Oberfläche der Straße selbst, so daß dieselbe ihrer Breite und Richtung nach auch bei der üppigsten Vegetation in der Umgebung noch vollkommen erkennbar blieb, wie man ja noch heutzutage den Zug der Römerstraße in Wald und Feld an den Streifen dünneren Gras- und Baumwuchses, den der Kalkmörtel des Unterbaues verursachte, erkennen kann. Und solches war gewiß auch hier der Fall. Als sich Wien im 12. Jahrhundert wieder erhob, fand man in der Umgebung einen Waldbestand und in diesem unter Gebüsche und Gestrüppe mannigfache römische Alterthümer, Ziegel, Inschriftsteine, Münzen u. s. w.; man fand auch noch die Straße erkennbar, und so bezeichnete man mit der in jener Zeit leicht erklärlichen Scheu vor dem Heidenthume den Wald sofort als Heidenhain, die noch erkennbare Straße als Heidenhainstraße; die Häuserzeile, die dort entstand, nannte man nach der letzteren ebenfalls so. Nicht überraschend kann es daher sein, daß auf alten Plänen von Wien die Riemerstraße auch öfter Römerstraße genannt wird, und die Strata nemoris paganorum kann als eine Seitenstraße der seiner Zeit besprochenen römischen Municipalstraße betrachtet werden. Das Wort Strata ist übrigens der in den Urkunden jener Zeit häufig vorkommende Ausdruck für Römerstraße; es läßt sich daher keineswegs voraussetzen, daß in dem Wien des Jahres 1147 Anlagen von neuen Wegen stattgefunden haben, welche diesen Namen verdient hätten. Darin liegt der beste Beweis, daß in jener Zeit die Ueberreste der römischen Straßen noch vorhanden waren.

13. Curia Marchionis (Gerichts- und Renthof des Markgrafen) ist der alte Berghof (an dessen Stelle steht heute das Sina'sche Palais), von dessen Bestehen in der Krebsgasse schon zur Zeit des heiligen Leopold verlautet, und wo ein Beamter desselben wohnte, um die Zinsen der umwohnenden Weinbauern einzuheben.

14. Inter ariatores (unter den Bognern, heutige Bognergasse) hatte ebenfalls den Namen der daselbst betriebenen Beschäftigung; — 15. Forum lignorum (Holzmarkt) lag an der Stelle des heutigen Kohlmarkt.

16. Vallum vetus (der alte Wall) bedarf einiger Erläuterungen. Die Stelle liegt der kaiserlichen Burg nahe, bei ihr findet sich eine Häuserzeile; — 17. Ad vallum vetus verzeichnet, was eine römische Straße ist, die in Gestalt eines Dammes über jene Stelle führte und zwar in der verlängerten Richtung der heutigen Herrengasse. Diese letztere führte von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts den Namen alta Strata (Hochstraße), welcher Ausdruck abermals eine römische Straße bezeichnet, und zwar eine auf einem Damme aufgeführte.

18. bezeichnet die Weingärten außerhalb des Waldes.


Das Fischerstiegenthor. (Seite 120.)

Verfolgt man nun die Anlage und Vergrößerung der Stadt aus den Straßen und Häusergruppen, so muß man der Meinung jenes gewiegten Forschers beistimmen, welcher die Behauptungen aller bisherigen Geschichtsschreiber über Wien, es habe eine neue Gründung von Wien auf den Trümmern des römischen Wien unter Heinrich Jasomirgott stattgefunden, als eine den Thatsachen widersprechende bezeichnet, daß dagegen die römische Ansiedlung, wenn auch unter den verschiedenen Zeitläufen und mit einer etwa zur unbedeutenden Zahl herabgesunkenen und in ihrer Abstammung veränderten Bevölkerung, stets erhalten blieb.

In dem Zeitraume vom Regierungsantritte Heinrich Jasomirgott's bis zu seinem Tode (1137 bis 1177) hatte Wiens Grundgebiet bedeutend zugenommen. Wenn sich auch zunächst der Donau die Grenzen der Stadt, insoferne sie die alte Niederlassung betrafen, nicht geändert hatten, bildeten sich doch an der Fortsetzung des Steilrandes bis zur Ausmündung des Ottakringer Baches (welcher durch den heutigen tiefen Graben lief und die natürliche Stadtgrenze abgab) neue Ansiedlungen. Um jene Zeit verlor die frühere Stadt gleichwie auch die Judenstadt ihre Umwallungen und Gräben und wurden auf deren Gründen allerorts neue Wohnsitze geschaffen. Es entstanden aber auf dem Boden des Grabens um die Judenstadt herum dennoch nur wieder Wohnhäuser der Juden, und es reichte die Vergrößerung dieser besonderen Ansiedlung sogar theilweise über das alte Terrain hinaus, nach dem Grundsatze, daß bei Vergrößerung einer geschlossenen Stadt immer die unmittelbar außerhalb gelegenen Ansiedlungen einbezogen wurden. Solche speciell jüdische Ansiedlungen fanden sich an der Wipplingerstraße und an der Kurrentgasse, belebtere und einem größeren Geschäftsverkehr zweckdienliche Straßen. Bisher war die Judenstadt in ihrer Grundform quadratisch angelegt gewesen, nunmehr bildete sie einen ziemlich unregelmäßigen Häuserbestand, ja sie verirrte sich sogar zunächst des Auslaufes des Ottakringer Baches bis an den Steilrand der Donau und längs

des Baches selbst bis an den Rand des rechtsseitigen hochgelegenen Ufers, nämlich eingeschlossen der linksseitigen Häuser der Färbergasse. Dabei bildet die aus sehr kleinen Haustheilen bestehende Gruppe beim Ledererhof und der Färbergasse einen eigenthümlichen Vorbau christlicher Ansiedlung in der Judenstadt, was damit erklärbar ist, daß vor den Thoren dieser letzteren, gleichwie dies vor vielen anderen Thoren der Fall war (z. B. Katzensteig, Thor am Lichtensteg, Peilerthor), sich kleine Ansiedlungen von Garküchen, Krämern und dergleichen bildeten, welche dann bei Vergrößerung ebenfalls in die geschlossene Ansiedlung aufgenommen wurden. Es wurde auch das übrige, in eine Spitze auslaufende Terrain längs des Donau-Randes (von der Schwertgasse bis gegen die Krebsgasse hin) von christlichen Ansiedlern bezogen, was abermals ein Beweis für den schon früheren Bestand der Judenstadt ist, weil sich doch sonst die christlichen Ansiedler nicht mit einer so ungünstigen Lage zufriedengegeben hätten. Zwischen den Häusern Nr. 19 (alt 349) und 21 (alt 350) der Wipplingerstraße bestand ein Thor, an welches noch heute ein Mauerpfeiler erinnert.

Die erweiterte Judenstadt lag innerhalb des ehemaligen Schottenviertels, von dem es ganz eingeschlossen war. Beginnt man mit dem Hause Nr. 20 (alt 355) in der Wipplingerstraße (Hohe Brücke), so zog sich die Grenze der Judenstadt von dort an der rückwärtigen Flächengrenze der Häuser: Schwertgasse Nr. 3 (alt 357), 4 (alt 359); Wipplingerstraße Nr. 12 (362), 10 (363), 8 (385) in die Wipplingerstraße, übersprang die Straße zum daselbst befindlichen Hause Nr. 7 (393), dann Schultergasse Nr. 8 (396), 5 (401), Kurrentgasse Nr. 12 (405), Kleeblattgasse Nr. 9 (434), Kurrentgasse Nr. 4, 6, 8 (alt 406 bis 408) und Nr. 2 (428), dann jenseits der Gasse Kurrentgasse Nr. 1 (415), 3 (414), Parisergasse Nr. 2 (413), 1 (420), am Hof Nr. 15 (419), 14 (418), gegenüber Drahtgasse Nr. 2 (341), Färbergasse Nr. 6 (335) und wieder jenseits Färbergasse Nr. 1 (332), dann die Häuser des Ledererhofes, der Füttterergasse, des Judenplatzes (alt 333 bis 351) zurück zur verlängerten Wipplingerstraße (respective Hohen Brücke). Außer durch bestimmte Straßen war ein Verkehr mit der Judenstadt unmöglich, denn gleichwie sämmtliche Judenhäuser nur Eingänge von den Judengassen hatten, ebenso waren diese an ihren Enden durch Mauern abgebrochen oder durch Thore abschließbar. Für Anlage von letzteren besitzt man sichere Nachrichten in Bezug auf die hohe Brücke, bei der Wildwerker (Wipplinger)- Straße, beim Stoß-im-Himmel und in der Färbergasse. Durch eine Mauer waren abgesperrt die Schwertgasse und der Schulhof (ehemals Gasse zum Carmeliterfriedhof), solchergestalt wohl auch gegen den Hof vom heutigen Judenplatz, das Schiltergäßchen und die Gegend hinter der Carmeliterkirche am Hof.

Die Hauptstraße der Judenstadt war die Wildwerkerstraße (den Namen führte sie von den dort ansäßigen Pelzhändlern), insoweit sie sich durch die Judenstadt zog, hatte sie keine Bezeichnung, da alle Straßen der Judenstadt einfach mit „Judengasse“ bezeichnet wurden. Damit erklärt sich endlich deren doppelte Benennung; die Reihe von der hohen Brücke bis zum Judenthor führte den Namen von der Brücke, der Theil gegen den hohen Markt hin hieß aber Wildwerkerstraße, welche doppelte Benennung sich noch bis vor wenigen Jahren erhielt, blos mit dem Unterschiede, daß bereits jenseits der hohen Brücke die Wipplingerstraße anfing. Es ist dies dadurch erklärlich, daß diese Benennung auch auf den namenlosen Straßentheil, der durch die Judenstadt führte, übertragen wurde, und zwar zu jener Zeit, als die Juden denselben verließen. In dieser Gasse trifft man die Häusergruppe des heutigen Rathhauses, wovon Nr. 2 (alt 385) Stoß-im-Himmel ursprünglich im Judenbesitze war. Der heutige Judenplatz bildete beiläufig den Mittelpunkt der Judenstadt; es befanden sich daselbst die Judenschule und das Judenspital. Erstere gab dem Platze den Namen „Schulhof“, aber dieser ist wohl zu

unterscheiden von dem heutigen Schulhofe, der früher der Carmeliterfriedhof gewesen und seinen Namen von der dortigen Jesuitenschule führte. Es stand ferner beim heutigen Sternhof (Nr. 7, alt 402) in der Jordangasse die jüdische Cantorei (Cantorswohnung).

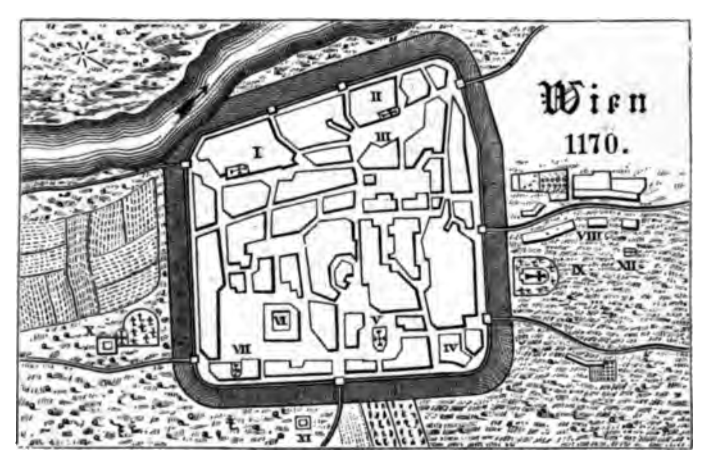
Die Ostseite von Wien veränderte sich ebenfalls; man blieb nicht auf der Höhe des Steilrandes über der heutigen Rothgasse, sondern ging bis in die Tiefe hinab und verlegte die Umgrenzung sammt Graben auf die gegen Osten gelegene Seite der heutigen Gasse, d. h. in die gleiche Flucht mit dem Häusertheil zwischen Lichtensteg und Fischhof. Beim Ausgang zunächst des letzteren blieb die alte Anlage, aber sie wurde verengt und führte zum Wege hinter dem Wall, der Graben dagegen wurde breiter.

Gegen Süden erfolgte die wesentlichste Vergrößerung der Stadt, folgerichtig dann auch theilweise an dem bisherigen Abschlusse ihrer östlichen und westlichen Seite. Man schob die Umfriedung bis an die Nordseite des heutigen Graben vor, und dadurch verlängerte sich die Ostseite der Stadt von der Brandstatt bis zum Graben und von da zur verlängerten Tuchlauben (Spänglergasse früher), nach der Häuserreihe des ehemaligen Schlossergäßchens (beim Trattnerhof und Aciendahof) und des Grabens. An dieser Ecke der Umfriedung stand ein stärkeres Vertheidigungswerk (Thurm und Thor sammt Mauer), da von hier aus leicht ein feindlicher Angriff erfolgen konnte. Der Stadtgraben lief an jener Stelle fort, wo später die Häuser zwischen der Brandstatt und dem Stefansplatz (1792 ꝛc. demolirt) und am Stock-im-Eisen einnahmen; dabei entsprach der heutige Graben auch wirklich seiner Bezeichnung. Jenseits der Spänglergasse zog sich die Ansiedlung in der Richtung der Naglergasse bis zum Heidenschuß in einer schmalen Häuserreihe fort, die auf der Höhe des ziemlich steilen Randes gegen die heutige Wallnerstraße errichtet war. Es weiset noch heute die tiefe muldenartige Lage des Haarhofs (Häuser Nr. 2 und 4) auf den dort bestandenen Stadtgraben; auch hier stand wohl ein Ausgangspförtlein der Stadt. An der Westseite, welche sich vom Ende der Judenstadt bis zum Heidenschuß längs dem Bette des Ottakringer Baches zog, war frei und ohne Häuseranlagen, mit Ausnahme von hier bestandenen Vertheidigungswerken.

Bei Betrachtung des Umfanges und der Begrenzung, wie solche eben dargelegt worden, zeigt sich in dem älteren Theile Wiens keine Aenderung, die Vergrößerung geschah somit in bestmöglicher Rücksichtsnahme auf die schon bestehenden Straßenanlagen. Es schloß die Spänglergasse als Verlängerung an die Tuchlauben an, die Wipplingerstraße verlängerte sich bis zum Ottakringer Bache, die Salvatorgasse bis zum Abstieg an den Donau-Rand (bei Maria-Stiegen); die Straße machte nur eine Wendung beim Bauernmarkt, wo sie zur Goldschmied- (heute Freisinger-) Gasse führte. Durch diese Vergrößerung wurde die herzogliche Burg, welche Herzog Heinrich bleibend bewohnte, mit ihrer Umwallung in die Stadt einbezogen. Dieselbe war ein Vertheidigungsbau und blieb deshalb von allen Seiten frei, daraus erklärt sich die schon damalige ausgedehnte Anlage des heutigen Platzes „am Hof“ und dessen zweifellose Bestimmung als Waffenplatz, wie auch eben durch die Befestigung der Burg der Umstand, daß gegen den Ottakringer Bach hin keine Ansiedlungen entstanden; es sollte dadurch die Mitwirkung der befestigten Burg an der Vertheidigung jener im Vergleich mit dem übrigen Steilrande leicht ersteigbaren Stelle ermöglicht werden. (Bild Seite 113). Dagegen rückte die Ansiedlung im Rücken der Burg, d. i. in der Seizergasse, ziemlich nahe; es entstand auch damals die Naglergasse, als Weg hinter der Umwallung, und sie hatte deshalb nur auf der einen Seite, nämlich gegen den Hof, Häuser. Außer dem großen Waffenplatze am Hof waren die bisherigen Plätze, wie der Hohe Markt, der kleine Kienmarkt, der Kammerhof und der Judenplatz, unverändert geblieben; um die Peterskirche herum entstand ein Platz (heute am Peter), von wo eine kleine Gasse gegen die Stadtmauer führte.

Dem Straßenzuge folgend, besaß Wien in jenen Tagen mehrere Thore, und zwar: an der Wipplingerstraße sammt einer „Brücke über den Graben des Ottakringer Baches“ (Hohe Brücke und Tiefer Graben, welches Thor 1619 abgebrochen wurde); am Heidenschuß; das Peiler- oder Bairerthor in der Verlängerung der Tuchlauben gegen den Kohlmarkt jenseits der Bognergasse; am Austritt der Goldschmiedgasse; beim Lichtensteg; der Katzensteig am Fuße der Seitenstettengasse, so genannt wegen der Schwierigkeit, mit welcher dieser ansteigende Weg, fast den Katzen nachahmend, erklommen werden mußte; das Fischerstiegen-Thor bei Maria am Gestade — diese beiden letzteren waren wohl nur Gehthore zum Verkehre an das Donau-Ufer — endlich der kleine Steig in der Nähe von St. Ruprecht, heute noch bestehend als Durchgang der Häuser Nr. 3 (alt 455 und 5 (alt 469) in der Salzgasse.

Die Kirchen des damaligen Wien waren: die von St. Ruprecht, urkundlich zuerst als Kirche (1137), später schon nur mehr als Kapelle erscheinend (1161); es war nur eine kleine Kirche, einschiffige Anlage mit halbrunder Apsis, mit einem Friedhofe herum; — die Peterskirche, ebenfalls mit einer Beerdigungsstätte;

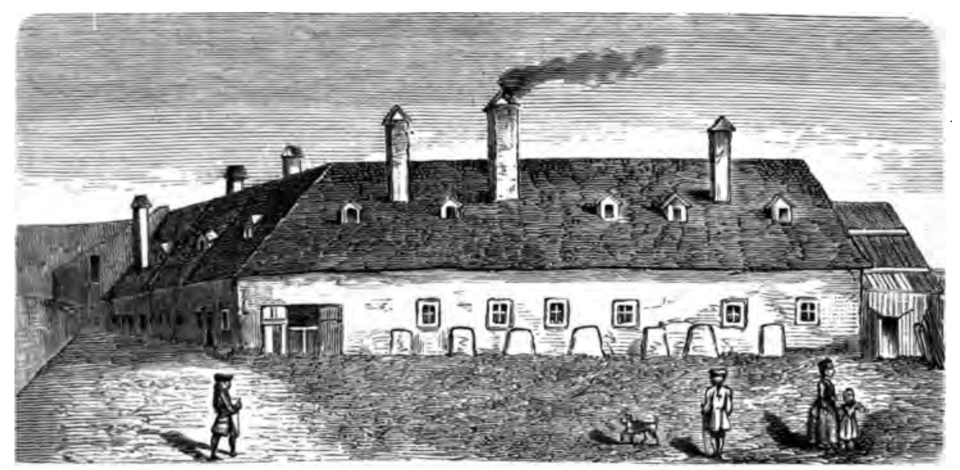


Wien 1170. (Seite 122.)

— die St. Pankrazkapelle an der Stadtmauer (heutige Naglergasse), urkundlich 1161 genannt als „in dem alten Hof der Herzoge gelegen“, was jedoch nicht sagen will, im Gebäude selbst, sondern auf dem Platze, genannt Hof des Herzogs; — schließlich die Kapelle Maria am Gestade, bereits 1162 urkundlich Kirche genannt. Außer der Stadt, ungefähr 400 Schritte vor der Stadtmauer, lag das Schottenkloster; an der Ostseite von Wien die St. Stefanskirche, welche, wenn auch außer der Stadt, doch nicht vereinsamt lag, da sich in ihrer Nähe, d. i. in der Gegend der späteren Wollzeile, die fremden von Herzog Heinrich aus Regensburg berufenen Kaufleute ansiedelten; daselbst bildete sich die Stätte des nach Ungarn gerichteten Handels. Diese Kaufleute erbauten sich später einen eigenen Hof (Gebäudecomplex), der nach ihnen Regensburger-Hof genannt wurde. Das uralte merkwürdige Gebäude (Bäckerstraße Nr. 1, alt 753) steht noch heute; allerdings in veränderter Bauform. (Bild S. 65.) Die Erker in jeder Ecke zeigen noch jetzt einen in altdeutscher Tracht aus Stein gehauenen Mann und ein Weib, welche gleichsam auf die Gasse herab lugen (schauen), woher die Bezeichnung Lugeck kommen soll. Der Name kommt wohl viel eher von dem Umstande, daß in frühester Zeit man von hier aus einen Ueberblick auf den gesammten Straßenverkehr hatte, wenngleich es vollkommen unwahrscheinlich ist, daß zu solchem Zwecke hier ein Wart-

thurm, altdeutsch ein „Lueg“, gestanden habe. Zum Ueberschauen des Platzes und der Straßen bis auf den Hohen Markt dienten genügend zwei Blechthürme an jeder Seite, deren Spuren an den noch daselbst befindlichen Rondellen erkennbar sind. Der Schulmeister Wolfgang Schmelzl singt von jener Gegend:

„An das Lugeck kam ich ongfer,
Da tratten Kauffleuet hin vnd her,
Al Nacions in jr claidung.
Da wird gehoert manch sprach vnd zung,
Ich dacht wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein anfang gnomen,
Und hört ein seltzams draesch vnd gschray
Von schönen sprachen mancherlay.
Hebreisch, Griechisch vnd Lateinisch,
Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch,
Behaimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niderlendisch,
Naturlich Syrisch und Chaldeisch.
Des Volcks auch was (war) ein grosse meng.“



Das Rüdenhaus in Erdberg. (Seite 131.)

In jener Gegend ereignete sich auch eine recht seltsame Begebenheit. Es wurde am 1. Januar 1155 die Frau eines Wollhändlers mit sechs Kindern entbunden, deren Taufe Herzog Heinrich Jasomirgott selbst beiwohnte und die Pathenstelle an diesen Sechslingen zu vertreten versprach; indessen starben die Neugeborenen schon am andern Tage und folgten ihrer vorangegangenen Mutter. Sie wurden Alle in einen metallenen Sarg neben ihre Mutter gelegt und in der Kirche zu St. Stefan begraben.

Was die Umwallung der Stadt betrifft, bestand die erste Befestigungsweise gewiß nicht gleich im Anfange in einer Mauer, wie man solche in den Befestigungswerken späterer Zeit erblickt; die ersten Schutzdienste leisteten nur Erdwälle, Reihen von Pfahlwerk, trockene und nasse Gräben; die Umgestaltung dieser Anlagen behufs Vertheidigung der Stadt in mächtige Mauern mit Brustwehren und Mordgängen (Gewölbe unter dem Walle in einer Festung, woraus der Graben bestrichen werden kann, die bei einem Sturme für die Stürmenden sehr gefährlich waren, deshalb die Bezeichnung; heute sagt man Casematte), die Einschiebung von Thürmen an bestimmten Punkten, besonders an gefährlichen Stellen, schließlich die Versicherung der Stadtausgänge durch kräftige Thorbauten, durch Thürme und verschiedenartigste Bollwerke verstärkt — alles dies war die

Aufgabe einer viel späteren Zeit, hing von den verfügbaren Arbeitskräften, den Geldmitteln, der drohenden Feindesgefahr ab, mag auch recht oft blos projectirt, wegen allerlei Hindernissen, darunter nicht selten neue unterdessen stattgehabte Erweiterungen, jedoch nicht immer zur Ausführung gekommen sein. Erst Mitte des 13. Jahrhunderts trat eine systemmäßige Befestigung Wiens ein und es wird seiner Zeit davon eingehend die Sprache sein.

Die Stadt war umgeben von Wiesen, Weingärten, Auen; auf einzelnen erhöhten Punkten des hügeligen, im Westen doppelt abgestuften Bodens standen einige kleine Burgen aus Holz oder Lehm, die seinerzeit von Feinden für ihre Stütz- und Sammelpunkte erbaut, dann aber in der Flucht verlassen worden waren. Das spätere Erdberg (Theil des Bezirkes Landstraße, früher eigene Vorstadt), damals die Benennung „Erdpruch" tragend, mag von einer solchen Bestimmung, wie nicht minder von einem Durchbruche der Donau an dieser Stelle seinen Namen erhalten haben. Die Umwallungen der Stadt wurden von einem Arme der breiten Donau bespült; dessen Ufer reichten bis an die Abhänge bei Nußdorf und das Rinnsail durchschnitt einen Theil der heutigen Roßau, bespülte knapp die Umwallungen der Stadt und bildete endlich eine Insel, den oberen Werd (Roßau), im Gegensatze zum unteren Werd (heutige Leopoldstadt). Es waren aber beide damals ein zusammenhängendes Ganzes und vorzugsweise von Fischern, die eine eigene Gemeinde bildeten, bewohnt, daher sehr frühzeitig die Bezeichnung Fischerdörfel tragend.

Aus dem vorbesprochenen ersten bisher bekannten Stadtplane erweist sich zur Genüge, daß die Gewerbe der Einwohner Anlaß gaben, die Straßen nach denselben zu benennen, eine Gepflogenheit, welche sich nach dem Maßstabe der allmäligen Erweiterung der Stadt entsprechend vermehrte, nicht minder auch die Vereinigung der Gewerbetreibenden, wie deren immer zahlreicher werdende Arbeits- und Verkaufsstätten zur Ursache hatte. So entstanden gar bald die Innungen oder Zünfte, von denen alsbald ein eigener Abschnitt handeln wird.

Da nun Wien bereits gut mit Häusern besiedelt, in Straßen und Steige abgetheilt, also ein blühendes Städtlein war, ferner eine prunkende Hofhaltung daselbst ihren Sitz hatte, die Handelsthätigkeit der Stadt stetig zunahm, ließen sich die uralten Bürgergeschlechter daselbst für beständig nieder, wie z. B. die Otto-Haymo, die Pithrolf, Hansen, Leublo, Baz, Gundal (Gundel), Pol, Diether, Tyrna, Floyt, Herbot, Urbetsch, Perman, Greif, Würfel u. s. w. (Letztere drei sind wohl noch die Einzigen, die in unserer Zeit durch Nachkommen repräsentirt sind.)

Eine Ansicht und ein Plan von Wien aus dem Ende der Regierungszeit Heinrich's, welche hier in getreuer Nachahmung beigegeben sind, zeigen uns ein recht anschauliches Bild der Stadt in jenen Tagen. Die Begrenzung derselben, eine einfache Zinkenmauer mit Thürmen bei den Stadtthoren, lief von dem Thore am Steinfeld, vor dem Schottenkloster, längs der Naglergasse und dem Graben (damals wirklicher Stadtgraben, dessen Namen sich erhalten hat), bog sich dann neben dem Freisingerhofe gegen Norden, der Brandstatt, dem Lichtensteg und Haarmarkte entlang, dann aufwärts gegen den Dempfingerhof (Seitenstettengasse Nr. 5, alt 464 und 465), Gamingerhof (ebendaselbst Nr. 4, alt 494) über den Katzensteig gegen das Salzamt (ehemalige untere k. k. Arsenal); von dort über den blauen Krebs (Krebsgasse Nr. 5, alt 449) bis an den Hügel, genannt „die Fischerstiege" ferner; hinter Maria am Gestade längs der Anhöhe über dem Tiefen Graben wieder zur Schottenpforte zurück. Die Nummern des Planes im Innern der Stadt sind: I. Maria Stiegen mit dem Passauer-Hofe; II. St. Ruprecht; III. der Berghof (Sina-Palais); IV. der Freisingerhof (Trattnerhof auf dem Graben); V. St. Peter; VI. die Herzogsburg am Hof (heute Kriegsministerium); VII. St. Pankraz (Nun-

tiaturgebäude am Hof). Außerhalb der Stadt lagen: VIII. die Wollzeile, von den Woll- und Tuchhändlern so genannt; IX. St. Stefan; X. das Schottenkloster; XI. das herzogliche Jagdhaus; XII. die Jakobskapelle. Den übrigen Raum rings um die Stadt bis zu den Mauern nahmen Obst- und Weingärten ein. Stadtthore gab es acht: zwei gegen Norden in die Donau, das Salz- und Werder-Thor; eines, den Tiefen Graben in der Verlängerung der Wipplingerstraße überbrückend; das Thor gegen die Schotten; das zu den Tuchlauben führende Bairerthor; jenes nächst der Stefanskirche, schon damals Kärntner-Thor genannt; das Thor beim Lichtensteg und am Katzensteig. — Die Nummern der Ansicht (Bild Seite 81) zeigen uns: 1. St. Ruprecht. 2. St. Peter. 3. Maria Stiegen. 4. Schotten. 5. St. Pankraz. 6. St. Stefan. 7. St. Jakob. 8. Wollzeile. 9. Herzogliche Burg am Hof. 10. Berghof. 11. Fischerstiege. 12. Bairerthor.

Und so sehen wir Wien, aus einem noch immer kleinen Landstädtchen unter Heinrich's kräftig-weiser Regierung zu einem würdigen Herzogssitze erwachsen; wir erkennen in Heinrich Jasomirgott in Wahrheit den Gründer des deutschen Wien, und es war nur eine gerechte Abtragung bedeutsamer Schuld, als die Stadt ihm dadurch ein Denkmal der Erinnerung für alle Enkelsenkel setzte, daß sie mit seiner Statue die Elisabethbrücke und mit seinem Namen eine Gasse nächst dem Stefansplatze schmückte. Ist doch Heinrich's Grabstein im Stifte Schotten spurlos verschwunden; sogar die eigentliche Stätte der Ruhe des ersten Herzogs von Oesterreich ist so gut wie unbekannt, wie es heißt durch ein Erdbeben, das die alte Schottenkirche schwer beschädigte, untergegangen. Beim Graben eines Gewölbes im Bereiche des alten Gotteshauses, d. i. auf dem alten Pfarrkirchhofe „am Vogelsang", nämlich beim 1774 erfolgten Neubau des Schotten-Schulhauses (Freiung Nr. 7, alt 137, sogenannter „Schubladkasten"), kam man auf eine kleine Gruft, welche drei Gerippe in sich schloß, an deren mittleren das Fußbein gebrochen, die beiden anderen weibliche Gerippe waren. Dieser einzige Umstand berechtigte zur Annahme, es wären die Gebeine des Herzogs Heinrich Jasomirgott, seiner Gemalin Theodora und ihrer Tochter, der ungarischen Königin Agnes, hier wieder entdeckt worden. Man legte die Gebeine in einen hölzernen Sarg und verwahrte selbe in der, deshalb so genannten Stiftergruft, unter dem Hochaltare der Schottenkirche, bis der frühere Abt Sigmund Schultes einen Sarg aus Zinn anfertigen und die Gebeine darin aufbewahren ließ (1858). Der Sarg steht auf einem aufgemauerten Postamente dergestalt in der Gruft, daß jeder Priester, wenn er bei dem Hochaltar in der Kirche eine heilige Handlung verrichtet, gerade über dem Sarge wandelt. Auch ließ der vorgenannte Prälat am Fuße des Postaments, dem in die Gruft Eintretenden entgegen, folgende Worte anbringen: Henricus II. Austriae dux. Theodora uxor, Agnes figlia. Cinis latet — beneficia patent. (Worte des heil. Augustin, hier bedeutend: die Asche ruht — die Wohlthaten leben.)



Wielandssäule.

Die ersten Handwerker-Vereinigungen.

Handwerksvereine hatten schon im 10. Jahrhundert mit der Erbauung der Städte ihren Ursprung genommen; einzelne Machtinhaber hatten einigen Handwerkern Privilegien gegeben für sie und deren Erben, nachdem sie aus ihren Sklaven eigene Handwerksmeister zum Unterrichte Anderer bestellt hatten. Dies führte alsbald zu Vereinen dieser Handwerke, und das dem Mittelalter eigene Bemühen, durch gemeinschaftlichen Verband sich die politische Freiheit zu erstreben und zu erhalten, förderte die Vereine um so mehr. Es wurden die unfreien Handwerksmeister selbst frei, der Wunsch nach Schutz bewirkte, daß diese Vereine sich die landesfürstliche Bestätigung erwarben. Schon im Jahre 1152 entstand die feste Innung der Tuchscherer und Krämer, 1153 die der Gewandschneider und Schuster, sowie andere Genossenschaften von Gewerken, die den Beispielen folgten. Diese Vereinigung trug nicht wenig bei zum vervollkommneten Kriegsdienst, zum Schutze der Städte gegen äußere Feinde sowohl wie gegen das Raubgesindel, ja zum Schutze für den Landesfürsten selbst, und bald findet man förmliche Schutz- und Trutzbündnisse zwischen Landesherrn und Handwerken.

Was die Benennung der sich bildenden Innungen betrifft, stammt selbe aus dem Ursprungsworte Ainung, dann Ainigung, daraus Innung, darauf Zumft (von zumfti Versammlung), Zumpft, endlich Zunft. Es bedeutete der Ausdruck eine mit der Entwicklung des Stadtwesens und Bürgerthums im innigsten Zusammenhange stehende Vereinigung der Angehörigen einzelner Gewerbetreibenden zu einer bestimmten Körperschaft mit wechselseitigen Rechten und Verpflichtungen zum Schutze und zur Förderung des Geschäftsbetriebes, sowie des auf den Gewerbsbetrieb verwendeten Vermögens und darauf begründeten Familienstandes durch Zucht und Gewerbstüchtigkeit der Mitgenossen, durch die Sicherung entsprechender Arbeitsleistungen und Ausschließung der Anfertigung und Feilbietung der dem einzelnen Gewerbszweige zuständigen Erzeugnisse von Seite aller anderen, welche nicht der bestimmten Innung angehörten. Jene einzelnen Innungen, welche zu gemeinsamen Zwecken, zum Besten der Zunft, der Kirche, der Stadtvertheidigung, in die Zunftlade Geldbeiträge sammelten, wurden Zechen (wohl von ziehen, einziehen) genannt.

Es ist gewiß, daß auch in Wien sich ungemein frühzeitig solche Einungen bei den Handwerkern bildeten, denn in später auftretenden Stadtbüchern findet man so manche Berufung auf längst erworbene Rechte oder alte Gepflogenheiten.

Unter die ältesten Gewerbe gehören unstreitig die Bogner und Pfeilschnitzer. Erstere verfertigten die Bogen und Armbrüste zum Pfeilschießen, die gewöhnliche gebrauchte Wehre gegen den Feind. Wie aus dem ersten Plan von Wien ersichtlich, bestanden sie schon damals und hatten eine eigene Arbeitsstelle in

der noch heute so genannten Bognergasse. Sie mögen ihre Werk- und Verschleiß-stätte in dem dort befindlichen Stadtthurme gehabt haben, dort lief auch die alte Stadtringmauer zwischen der alten Markgrafen- und Herzogsburg und dem alten Bairer (Peiler)- Stadtthor. Die Nähe an dem alten Fürstensitze und die Waffen-dienste, welche sie den Landesfürsten leisteten, waren Ursache, daß ihnen die Huth der alten Fürstenburg anvertraut wurde. Die Pfeilschnitzer arbeiteten die Pfeile und durften auch Armbrüste machen; ganz besonders oblag ihnen die Befiederung der Pfeile mit Bären- und Dachshäuten, weshalb sie stets das Vorkaufsrecht beim Ausbote solcher Häute hatten. Es gab ferner auch Speerschnitzer, dann die sogenannten Kurbanner (churdewaner, vom Corduanleder stammend), welche nicht nur aus Bock- und Ziegenleder Schuhe anzufertigen, sondern auch eine besondere Belederung der Pfeile zu liefern hatten.

Ein sehr altes Handwerk ist das der Schlosser und Schmiede, überhaupt der Eisenwerk-Arbeiter. Dieselben wurden in mehrfache Unterabtheilungen gesetzt; je nachdem der Handwerksbetrieb des Schmiedens an der Esse bedurfte oder nicht, gab es Kaltschmiede und Rothschmiede, welche Letztere das Eisen, um es für ihre Zwecke zu verarbeiten, am Feuer „roth" (glühend) machen mußten. Die Kleinschmiede (gleichbedeutend mit Schlosser) machten kleinere, geringfügigere Gegenstände, so Schlösser, Schlüsseln, Riegeln u. dgl. Der Messerer machte nicht nur Messer, sondern auch die Stechmesser, das sind die angehängten Stich-waffen; es gab Sarburcher (Panzermacher), Helmschmiede und Kupfer-schmiede, welche nebst Haus- und Küchengeräthe auch Särge aus Kupfer verfer-tigten. Weißschmiede verarbeiteten das Weißblech, die Reisschmiede Waffen für das Feld; Hufschmiede zumeist Hufeisen, Hufnägel, aber auch Pflugeisen, andere Nägel; Kettenschmiede alle Arten eiserne und metallene Ketten u. s. w.

Von diesem Handwerke haben sich aus den ältesten Zeiten sehr interessante Denkmäler bis in die neue Zeit erhalten, nämlich die Schmiede- oder sogenannten Wielandssäulen.

Zu einer Zeit, wo der Kampf mit eiserner Waffe zu den höchsten Zielen führte, wo Jung und Alt ihren ganzen Ruhm in der Führung des Schwertes suchten, waren die Schmiede die hervorragendsten und gesuchtesten Künstler, man hielt die Schwerter, welche sie allerdings nach althergewohntem heidnischen Gebrauche unter gewissen Ceremonien schmiedeten, für ebenso kostbar als undurchdringlich, vererbte sie oft wie Heiligthümer auf Kinder und Kindeskinder und sang bei deren Verfertigung geheimnißvolle Lieder, die von zauberartigen Ceremonien begleitet waren.

In jenen Tagen hatte auch das Wort Schmieden eine ganz andere Bedeu-tung als heute; man deutete damit nicht blos ein einfaches Hämmern, sondern ein völliges Gestalten, eine Bildung und Schöpfung an, weshalb auch auf das Dichten die Bezeichnung angewendet wurde, wie z. B. Liedschmied, Reimschmied (letzteres ja noch heute gang und gäbe). Es gab allerlei Arten Schmiede schon in den ältesten Zeiten, darunter gehörte auch der faber carpentarius oder tignarius (Wagner und Zimmermann), der faber eburarius (Schnitzwerkverfertiger), ja selbst einen faber oculararius (Augenschmied), d. h. er verfertigte die silbernen Augen, welche man den Statuen einzusetzen pflegte. Die aurifabri (Goldschmiede) waren besonders geschickte Zeichner und Modelirer. So hat denn der heutige Begriff von „Schmied" in seinen Zusammensetzungen nichts mit dem alten „smidan" gemein, als nur den Wortklang.

Ein besonderes Merkmal zeigt sich noch darin, daß der Schmied der alten Zeit auch Heilkünstler war. Die Daphne Mezereum und Laureola, unseren „Seidelbast", hat der sagenhafte Schmied Wieland erfunden, weshalb er auch „Wielandsbeere" genannt wird; Valeriana (Baldrian) heißt noch heute „Wielands-wurz". Es war ferner eigenthümlich, wie selbst bis nach dem Mittelalter die

Schmiede ihr Meisterstück zu machen hatten. Demjenigen, der Meister werden wollte, wurde ein unbeschlagenes Pferd vorgeritten; ohne die Hufe zu messen, ja nur mit der Hand zu berühren, mußte er die vier Eisen schmieden, daß sie vollkommen paßten; wenn ihm diese Aufgabe nicht vollkommen gelang, wurde ihm das Meisterrecht verweigert, höchstens setzte man ihm einen zweiten Termin, nach welchem er noch einmal zur Probe zugelassen werden konnte. Es mußten ferner die Schmiede stets freie Leute sein, d. h. sie durften nicht zu den Leibeigenen gehören; in manchen größeren und berühmteren Werkstätten war es Sitte, den Schmiedegesellen, welche sich dort für Lebenszeit verdingten, ein stigma (Brandzeichen) auf den linken Arm zu brennen, damit man sie genau erkannte und sie nicht zu einem anderen Meister gehen und Kunstgeheimnisse verrathen oder verkaufen konnten. Von diesem Gebrauche stammt die noch heute oft vorkommende Tätowirung der Arme bei den Handwerksgesellen und das alte, noch gangbare Volkslied: „Mein Schatz ist ein Schmied, aber 'brennt ist er nid; jetzt laß' ich mir 'n brennen, daß 'n alle Leut' kennen".

Vor den Schmiedewerkstätten nun, auch vor denen der Wagner, standen von den frühesten bis auf die neuen Zeiten aus Holz geschnitzte Säulen, deren Obertheil gewöhnlich schraubenförmig gedreht war, und an dessen Spitze sich meist der Kopf eines bärtigen Mannes mit einer Krone, einem Helm oder Haube befand. An der Säule selbst waren meist ein Rad und verschiedene eigenthümliche Ausschnitte angebracht, welche die Maaße anzeigten, nach denen gewisse Bestandtheile eines Wagens u. dgl. kunstgemäß verfertigt werden mußten. Man nannte sie auch Rädelsäulen, jedoch stammt diese Bezeichnung nicht von dem Rade, das zumeist, wenn auch nicht immer, darauf angebracht ist, sondern von dem Worte Rädel, Reitel (starker, viereckigter Baum). Derlei Säulen waren stets grün, oder grün und weiß angestrichen, und es befanden sich sogar deren bis in die Dreißiger-Jahre noch hübsch viele in den Vorstädten Wiens, wie auf den Dörfern der Umgebungen; ja es stand noch eine solche Säule 1810 in der inneren Stadt am sogenannten „Katzensteig", beim Hause Nr. 5 (alt 464), der heutigen Seitenstettengasse, welches Anfangs des 18. Jahrhunderts dem Wagnermeister Benedict Barth und dem Hufschmied Simon Kellner gehörte, weshalb es insgemein das „Wagnerhaus" genannt wurde. Eine derartige Säule stand ferner auf der Wiedener Hauptstraße nächst der alten Schmiede „zum Schlüssel", eine andere in der Roßau an der Donauschmiede, eine auf der Straße zur Hundsthurmerlinie, eine in Erdberg, mehrere in der Leopoldstadt, in Mariahilf u. s. w., ja wo in den Dörfern der Umgebungen Wiens eine größere Schmiede oder Wagnerei sich befand, stieß man sicher auf eine solche Säule. In Wien wurden dieselben auf Anordnung des Magistrates als „im Wege stehend und die Passagen hemmend" abgeschafft und ausgegraben, in den Umgebungen verschwanden sie wohl aus keinem anderen Grunde, als weil sie auch in Wien aus dem Wege geräumt worden waren.

Die Herren Beamten, welche zur Abschaffung der Säulen so viel beitrugen, dachten dabei leider nicht daran, dieselben in Depots zu erhalten, damit diese aus der ältesten heidnischen Zeit und Sage stammenden Denkmäler in ihrer hochinteressanten Bedeutung der Nachwelt erhalten blieben; man warf sie wahrscheinlich ganz einfach in's Feuer. Heute aber weiß man, daß die Schraubenwindungen und das gekrönte oder behelmte Haupt der Säulen sich auf Wieland oder Veland den Schmied beziehen, der in der germanischen Sage und in den beiden „Edden" (Sammlung von skandinavischen mythologischen Schriften) eine bedeutsame Rolle spielt. Das Welandslied (dem 6. Jahrhundert angehörend) enthält den Grundgedanken, es offenbare sich die innere Natur des Wieland, trotz unangenehmer Geschicke und Mißhandlungen, in immer wundervolleren Kunstschöpfungen. Derselbe war es, welcher zuerst einen Baum fällte, ihn aushöhlte und

auf solche Weise das erste Fahrzeug bildete; er schmiedete für König Nidung (den neidischen) in Jütland ein Messer, das mit seiner Schärfe nicht nur durch das Brot, sondern auch in das Holz des Tisches drang; er schmiedete ein Schwert, welches so scharf war, das es ein Kissen von Wolle, welches den Fluß herabschwamm, bei ganz ruhigem Hinhalten zerschnitt. Aber der König ließ ihm grausam die Sehnen der beiden Kniekehlen abschneiden, damit er nicht fort könne; fortan hinkte er. Wieland's Bruder Egill ist das Urbild des weit späteren Wilhelm Tell; denn König Nidung, eifersüchtig auf Egill's Berühmtheit als Schütze, befahl ihm, einen Apfel von dem Haupte seines eigenen (Egill's) Sohnes herabzuschießen, worauf Egill zwei Pfeile auflegte und dann sagte, wie Tell, es wäre der zweite für den König bestimmt gewesen, wenn der erste des Kindes Haupt getroffen hätte. Wieland rächte sich an dem König, daß er dessen beide Söhne in seine Schmiedestätte lockte, sie erschlug, aus ihren Schädeln Trinkbecher machte und diese dem Könige schenkte; auch entehrte er die Tochter des Königs, die er, als sie einen Goldring zerbrochen hatte, in seine Werkstätte zu ziehen wußte. Dann ließ sich Wieland von Egill viele Vögel schießen, machte sich aus denselben ein Flügelkleid, stieg dann auf einen Thurm, erzählte dem König seine Rachethaten und — flog fort. Noch heute streiten sich Schweden und Dänemark um Wieland den Schmied, jedes Land will sein Grab besitzen.

Wie ist aber nun dieser Wieland in seiner mythischen Geschichte, welcher nebenbei gesagt gewiß auch viel Wahres zu Grunde liegt, so weit gekommen, daß er bis zu uns nach Oesterreich drang und da in ihm gewidmeten Säulen Verherrlichung fand? Da mag denn die Meinung, daß sich die Ur-Sagen des arischen Volksstammes von Asien aus über ganz Europa verbreiteten, weniger maßgebend sein als jene, welche den berühmten Schmied für einen Repräsentanten der keltischen Schmiedekunst bei den Deutschen hält. Diese Letzteren verstanden nichts von der Schmiedekunst, sahen darin nur etwas Dämonisches, schrieben sie daher bald den Riesen, bald den Zwergen zu, und zwangen am Ende ihre keltischen Gefangenen, diese Kunst in ihrem Dienste zu üben. Daher schmieden in den altdeutschen Sagen die Zwerge Waffen für die Helden, und es erscheint Völundr (Wieland) als ein Gefangener, der in Fesseln für seinen Herrn schmieden muß. Man thut etwa nicht Unrecht, wenn man in dem Namen Wieland den Namen Welsch (fremdländisch) versteckt wähnt, während Andere wieder den Namen von Gwalland (Wasservogel) herleiten, dessen Stimme dem Hammerschlage ähnlich gewesen sein soll und mit dem man die Schmiede schon deshalb vergleichen konnte, weil sie aus der Fremde über Meer nach dem Norden kamen. Selbst im religiösen Cultus der Schmiede zeigt sich ein keltisches Moment. Und so wird die Wieland-Sage in die Ostmark entweder schon ursprünglich mit den Kelten, oder, wenn schon später, mit den ersten deutschen Ansiedlern hierhergelangt sein. Da muß denn ganz besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß Jedermann, dem etwa noch solche Säulen aufstoßen, sich um deren Erhaltung bemühe; deren historische Bedeutung soll wieder zur Geltung kommen, da sie schon nach dem dreißigjährigen Kriege, wo alles Wissen, ja ganz besonders alle Ueberlieferung vernachlässigt wurde, außer Acht kamen und es somit ermöglicht wurde, daß die Wielands-Säulen zu gewöhnlichen Handwerkerzeichen herabsanken.

Endlich kommt der Wieland, als Derjenige, welcher das erste Fahrzeug verfertigte, auch auf Schiffen vor, und zwar als ein dem ganzen Schiffe gewissermaßen vorangehendes Bugbild am Vordertheil, das die Wellen durchschneidet und dem Angreifer droht. Noch im Jahre 1866 befanden sich am Donau-Ufer in Wien, an der Strecke vor dem Prater-Kettensteg, abwärts nach Erdberg, zwei solche Wielands-Köpfe doppelt lebensgroß und ursprünglich bemalt. Man hatte sie dort, da die Schiffe gewiß schon längst zertrümmert waren, sorgfältig aufgestellt.

Ein sehr wichtiges Handwerk jener Tage war der Zimmermann (carpentarius), auch er mußte „Künstler" sein. Es sind eben gewisse Arten von Bauwerken auch Kunstwerke, so die größeren Hochbauten, als Kirchen, Thürme u. dgl. in der Ausführung der Gerüstung. Das noch heute vorhandene Sparrenwerk der alten Kirchendächer zeigt oft staunenswerthe Leistungen der Zimmermannskunst. Zudem fanden in den älteren Zeiten nicht nur der „Hiltzenbau" (Holzbauten), sondern auch das mit Ziegeln ausgefütterte Sparrenwerk (Riegelwände) bei Wohnhäusern, Bergschlössern, ja selbst bei kirchlichen Gebäuden Anwendung; als beliebteste Künstler dieser Art galten damals in Wien, Otto, Roudiger, Sibret, Encichint und sein Bruder Herbort, dann Siegebert, welche im Saalbuche des Chorherrenstiftes Klosterneuburg genannt werden.



Einzug der Kreuzfahrer. (Seite 130.)

Herzog Leopold der Tugendhafte und Richard Löwenherz.

Dem Vater folgte der zwanzigjährige Sohn Leopold, welchem die Zeitgenossen den lateinischen Beinamen virtuosus beilegten, was mit der deutschen Bezeichnung „der Tugendhafte" in die Geschichtsbücher überging, während die Uebersetzung viel richtiger „der Tapfere" oder „der Manneskräftige" lauten sollte.

Es ist auch Leopold's V. Leben eine Kette ausgezeichneter Kriegsthaten. Sogleich nach dem Tode des Vaters eilte Leopold nach Italien zum Kaiser, um die Lehen zu empfangen, die er auch ohne Säumniß erhielt, da für Friedrich bei dem feindseligen Verhalten des nach Unabhängigkeit strebenden Baiernherzogs

Heinrich des Löwen eine Annäherung an die mannhaften Babenberger von großer Wichtigkeit war. Kaum in seine Lande zurückgekehrt, rächte Leopold die in denselben vorgefallenen Verwüstungen durch einen Feldzug in Mähren, wobei er Brünn einnahm, Olmütz belagerte und hier, wie gegen Böhmen, so kraftvoll auftrat, daß er im Jahre 1178 einen dauernden Frieden und die Abtretung eines Landstriches an der Grenze Mährens errang, welche der Kaiser auch bestätigte. Dafür blieb Herzog Leopold ein treuer Anhänger Friedrich's des Rothbartes und stand ihm in seinen Unternehmungen gegen Heinrich den Löwen zur Seite; Letzterer mußte im Jahre 1182 seinen Uebermuth mit dem Verluste Baierns büßen.

Leopold benützte die eingetretene Ruhe zu einer Pilgerreise nach Jerusalem;



Die Feuerprobe. (Seite 147.)

er wurde auf derselben in Ungarn und Griechenland glänzend empfangen. Nachdem er zu Ende 1182 über Italien wieder nach Oesterreich zurückgekehrt war, schloß er mit Herzog Ottokar von Steiermark, einem siechen Jünglinge, den hochwichtigen Vertrag ab, daß dieses Land nach dem Hinscheiden des Herzogs an die Babenberger fallen solle, welchen neuen Zuwachs des babenbergischen Hauses Kaiser Friedrich auf dem Wormser Reichstage (1186) bestätigte, jedoch mit Vorbehalt und ausdrücklich nur „zur Belohnung der treuen Hilfe, welche er von Leopold 1185 auf dem Zuge nach Unter-Italien erfahren".

Inzwischen waren alle christlichen Länder in die höchste Aufregung versetzt worden — es hatte Sultan Saladin die heilige Stadt erobert. Nun erfolgte der dritte große Kreuzzug, zu welchem sich Kaiser Friedrich, König Philipp II. von Frankreich, König Richard Löwenherz von England, die meisten deutschen Fürsten und unter ihnen auch Leopold von Oesterreich ver-

banden. Abermals war Regensburg der Sammelplatz der Pilger und im Mai 1189 begann der Zug Donau abwärts. Leopold empfing Friedrich den Rothbart mit einer auserlesenen Schaar an der Landesgrenze und führte ihn unter großen Festlichkeiten in Wien ein. Dort wurden auch die Kreuzfahrer, deren Zahl 20.000 Ritter und über 600.000 Streiter betrug, gemustert und 1500 von ihnen, welche sich dem Zuge aus unehrenhaften Gründen angeschlossen hatten, schimpflich zurückgewiesen. Der Herzog hatte für die Lebensmittel gesorgt, und die Gäste an seinem Hofe reich beschenkt; aber er selbst war durch den nahe bevorstehenden Tod des Herzogs Ottokar und die Ansprüche, welche Ungarn auf dieses Land mit gewaffneter Hand erhob, abgehalten, das abziehende Heer jetzt schon zu begleiten, er zog erst fünf Vierteljahre später mit einem auserlesenen Heere über Italien und die See, dem gelobten Lande zu.

Für Wien hat der Kreuzzug Kaisers Friedrich's ein ganz besonderes Interesse, da ein Wiener Bürger ihm ebenfalls in's gelobte Land folgte; es war dies der Bürger Wergand, dem zu diesem Behufe das Kloster Formbach zehn Talente (nach heutiger Valuta 175 fl. 20 kr. österr. Währung) vorstreckte, wogegen Wergand dem Kloster einen Weingarten sammt Bergrecht übergab. Er sicherte aber seiner Zuhälterin Gepa auf Lebensdauer den Fruchtgenuß dieses von ihr zu bebauenden Weingartens gegen eine bestimmte Pachtsumme zu.

Es war im Frühlinge 1191, als Herzog Leopold im Hafen von Accon Anker warf, jedoch traf er den gewaltigen Kaiser nicht mehr am Leben, derselbe hatte 1190 sein Volk auf Nimmerwiedersehen verlassen mit dem Nachruhme, daß er es verstanden, Deutschland mächtig zu halten, seinem Lande ungemein volksthümlich zu werden, das noch immer meint, der „Rothbart" sitze schlummernd im Kyffhäuser und werde wieder erscheinen, wenn es die Noth erfordere.

Leopold traf aber auch die Kreuzfahrer in wildem Hader und mißlichen Umständen. Schon im zweiten Jahre belagerten die Christen diese wohlbefestigte Stadt, an deren Bestürmung nun Leopold heldenmüthig Antheil nahm, bis sie am 12. Juli 1191 in die Gewalt der Kreuzfahrer kam. Die Sage erzählt hierbei, es habe Leopold so wacker gestritten, daß sein weißer Waffenrock völlig mit Blut bespritzt und nur ein vom Wehrgehänge bedeckter Streifen weiß geblieben sei, wovon das neue Wappen Oesterreichs: der Bindenschild, hergeleitet sein soll.

Es hatte jedoch schon Heinrich VI. dem Herzoge Leopold erlaubt, als Wappenschild eine weiße Binde im rothen Felde zu führen; der Letztere, nicht eitel, machte aber von dieser Auszeichnung keinen Gebrauch und erst Friedrich der Streitbare nahm bei besonderer Gelegenheit das neue Wappen an. Oesterreichs älteres Wappen war ein rother Adler im weißen Felde, der, ungefähr wie der altrömische oder neu französische gestaltet, statt des Donnerkeiles ein Banner in der Klaue trug.

Als aber auch nach dem Falle der Stadt der Kreuzzug völlig planlos fortgeführt wurde und sich die Untüchtigkeit des wohl persönlich tapferen, aber gewaltthätigen und unsteten Königs von England, Richard, beigenannt Löwenherz, zur Führung des Heeres immer mehr herausstellte, überdies auch der von Richard schwer beleidigte König Philipp von Frankreich das Morgenland verließ, kehrte auch Herzog Leopold Ende des Jahres 1191 unmuthig in die Heimat zurück.

Und nun sind wir zu einer der wichtigsten Zwischenhandlungen der österreichischen Geschichte gelangt, welche stets, selbst in der neuesten Zeit noch, von den größten Fabeln entstellt wurde — die Gefangennehmung Königs Richard Löwenherz in Wien.

König Richard, der sich durch sein gewaltthätiges Verfahren fast mit sämmtlichen Fürsten des Abendlandes verfeindet hatte, schloß mit Saladin einen schimpf-

lichen Frieden und schiffte sich am 1. September 1192 in Accon zur Heimfahrt ein. Er hatte jedoch die Nachricht erhalten, daß seine Feinde allenthalben Späher zu seiner Verhaftung aufgestellt hätten, was ihn über den Weg, den er einschlagen sollte, in höchst bedenklicher Ungewißheit ließ. Endlich nachdem er durch einen Sturm an die Küste der Berberei verschlagen worden, schiffte er gegen Venedig, wo ihn unterwegs Seeräuber aufhielten und zuletzt ein neuer Sturm an die illyrische Küste verschlug. Von hier suchte er verkleidet den geradesten Weg nach Sachsen zu gewinnen.

Es war im November des Jahres 1192. Bereits hatte der Graf Meinhard von Görz die Spur des Königs entdeckt, in Pettau wurde ihm aufgelauert; glücklicherweise aber beförderte ein im Dienste des Grafen stehender, Richard ergebener Ritter seine Flucht. Auch Herzog Leopold hatte alle Straßen mit Reisigen besetzt und Richard irrte lange auf abgelegenen Wegen mit zwei Begleitern umher. Einer dieser Letzteren war der berühmte Minnesänger und Dichter Anselm Faydit (oder Gaucelm), ein Provencale, der später in Montferrat am markgräflichen Hofe verstarb (1220).

Bereits hatte der König durch drei Tage Hunger gelitten, als ihn die Noth zwang, in einem Dorfe bei Wien — Erdpruch oder Erdberg (die spätere Vorstadt Erdberg, heute zum Bezirk Landstraße gehörend, nach altem Herkommen der jeweiligen Gemalin des ältesten Herzogs von Oesterreich unterstehend) einzukehren. Hier wurde er erkannt; nach Einigen durch seine Handschuhe, welche der Diener beim Einkaufe von Lebensmitteln in Wien bei sich trug, nach Anderen an den vielen Goldmünzen, welche derselbe vorzeigte, und wieder nach Anderen an dem prachtvollen Siegelringe, den König Richard unvorsichtigerweise nicht vom Finger abgelegt hatte.

Als Schauplatz der Verhaftung wird der herzogliche Rüdenhof genannt. Das Haus, noch jetzt „Rüdenhaus" genannt (heute Dietrichgasse Nr. 16, früher Gärtnergasse 364, Eigenthum der Gärtnergenossenschaft), war um jene Zeit ein landesfürstliches Jagdschlößlein, wo die herzoglichen Jagdhunde eingestallt wurden; noch heute zeigt es die alte Bauart. Da bei diesem Jagdhause bestimmt auch landesfürstliche Dienerschaft bestellt war, gewinnt die Erzählung Glaubwürdigkeit, daß der König auf eigenthümliche Weise entdeckt worden sei.

Es wohnten gerade Herzog Leopold, dessen Gemalin Helena (Tochter Königs Geysa II. von Ungarn), die Prinzen Friedrich I. (der Katholische genannt) und Leopold VI. (der Glorreiche), sowie der gesammte Hofstaat dem „Eisschießen" (Kegelschieben auf der Eisdecke der Donau) bei, welches die Donauschiffer abhielten; in der Küche wurde geschmort und gebraten, Alles hatte die Hände vollauf beschäftigt, um nach geendeter Partie den hohen Herrschaften genügenden Imbiß zu bieten. Es war somit begreiflich, daß der Koch dem fremden Pilgrime den Unterstand dadurch bezahlen ließ, daß er ihm ungenirt einen Bratspieß, woran ein Huhn steckte, in die Hand drückte und ihn mitarbeiten hieß. Um sich nicht zu verrathen, begab sich Richard willig an das ungewohnte Geschäft. Beim Scheine des Feuers hatte aber der Koch besser Gelegenheit, das Gesicht des Pilgrims zu sehen, und, da er mit dem Herzoge den Zug nach Palästina mitgemacht hatte, erkannte er trotz der ärmlichen Kleidung, dem herabhängenden Barte und langen, wildverworrenem Haupthaare Englands berühmten König. Volle Sicherheit wurde ihm, als er an dem Finger der rechten Hand einen kostbaren Ring glänzen sah, von dem im Lager der Kreuzfahrer oft die Rede gewesen. Nun trat der Küchenmeister plötzlich auf den König zu und sagte höhnisch: „Erlauchter Herr, Ihr seid zu fein, um in Wien hier einen „Bratelbrater" (das Wort soll da zum ersten Male angewendet worden sein und hat sich für Garküche bis heute erhalten) abzugeben. Euch ist etwas Besseres bestimmt. Ergebt Euch mir, Widerstand ist doch umsonst!"

Es war vergeblich, daß Richard's Begleiter den Verdacht abzulenken suchte; der Küchenmeister ließ sich nicht täuschen und Richard sah sich gezwungen, einzugestehen, daß er wirklich Englands König sei. „Führt mich zum Herzoge!" rief er endlich aus, „Ihm allein will ich mich ergeben." Dies geschah. Leopold eilte auf die Nachricht herbei und Richard übergab ihm mit stolzem, strotzigem Blicke das Schwert. Nach Anderen soll der herbeigeholte Herzog selbst dem Könige entgegengetreten sein und demselben zugerufen haben: „Vergebens, o König, suchst Du Dich zu verbergen, Deine Miene verräth Dich! Versuche keinen fruchtlosen Widerstand, der Dir nichts helfen kann, und glaube, daß Wir weniger Deine Feinde als Deine Retter sind, denn wärest Du den Verwandten des ermordeten Markgrafen in die Hände gefallen, sie hätten Dir, und wenn Du tausend Leben hättest, nicht eines übrig gelassen."

Es hatten nämlich zwei Assasinnen den Markgrafen Konrad von Syrus vor allem Volke niedergestoßen, und Jedermann schrieb den Mord dessen Feinde, König Richard zu, der mit dem Assasinnen-Fürsten, genannt „der Alte vom Berge", in schändlicher Verbindung gestanden haben sollte. Trotz eines von Letzterem an den Herzog von Oesterreich gerichteten Schreibens, worin er Richard ausdrücklich vom Morde loszählt und denselben auf sich nimmt, galt Richard noch lange allgemein für Konrad's Mörder. Dem Koche, der ihn im Rüdenhause verrathen, warf König Richard einen Beutel Eastorlings zu. (Zur Zeit Richard's I., nach Anderen Johann's, wurde eine Münze aus Deutschland nach England gebracht und wegen ihrer Reinhältigkeit hoch gehalten. Weil nun dieses Geldstück aus den östlichen Gegenden Deutschlands kam, nannten die Engländer solche Geldstücke Easterlings und hernach ihre eigenen, nach diesen eingerichteten Münzen Easterling, später Sterling.)

Es ist noch interessant zu bemerken, daß der im Jahre 1748 im Rüdenhause 56jährig verstorbene kaiserliche Ober-Rüdenmeister Josef Statzer sich seiner Zeit rühmte, in directester Linie von dem Entdecker, der ebenfalls so geheißen, abzustammen. Das Jagdhaus blieb durch alle Zeiten unverändert; in besonders gutem Zustande befand es sich aber zur Zeit des großen Jagdfreundes Maximilian II. Seit dem Jahre 1740 wurde es aber vom Hofe nicht mehr benützt; bald darauf kauften es die Gärtner von Erdberg und erhielten von der Kaiserin Maria Theresia den alten Donau-Rinnsaal mit dem stehenden Wasser zum Geschenke, denn der Monarchin Zweck war, diese Gemüsezüchter näher an die Stadt zu bringen. Der Garten wurde verwandelt und statt der Hunde zog man jetzt hier Spargel, Kohl, Spinat u. dgl. Seit langen, langen Jahren ging alle Jahre das Gerücht von einer Demolirung des Rüdenhauses, ohne daß es sich bis heute bewahrheitet hätte, im Volksmunde wird es auch daher „das unsterbliche Haus" genannt.

Richard's Gefangennahme blieb aber jedenfalls ein Ereigniß von europäischer Bedeutung; es wurden natürlich sofort allseitig Erklärungsgründe hervorgesucht, und so bildeten sich allmälig recht seltsame Erzählungen. Es wurde die Verhaftung des Königs durch eine Gewaltthätigkeit erklärt, welche derselbe dem Herzoge Leopold vor Accon zugefügt haben sollte. Beim Stürmen auf diese Stadt soll Leopold mit den Seinigen zuerst die Mauern erstiegen und seine Fahne aufgepflanzt haben, die aber Richard, eifersüchtig, herabreißen und in den Koth schleifen ließ. Von diesem Märlein berichten spätere Geschichtsschreiber, während die Zeitgenossen nicht das Mindeste davon wissen, sondern im Allgemeinen zugestehen, es habe der Herzog von Oesterreich „gute Gründe des Hasses" gegen den König gehabt; von wirklich vorgefallenen Beleidigungen wissen weder deutsche, noch englische Augenzeugen etwas zu erzählen.

Nun kommt aber eine besondere Frage in Betracht. Da weder die Beschimpfung, noch sonst eine Feindseligkeit zwischen dem Herzoge und dem Könige statt-

gefunden, ja sich Leopold, wie sogleich dargethan werden wird, sogar als Beschützer Richard's zeigte: welche Gründe können dann die Gefangennehmung veranlaßt haben? Diese sind allein aus der Geschichte Deutschlands zu erklären.

Kaiser Heinrich VI., der Nachfolger Friedrich's des Rothbartes, hatte die Absicht, Sicilien, auf welches er durch seine Gemalin Erbansprüche erhoben und sich gegen den Thronerben Tankred mit den Waffen behauptet hatte, mit Deutschland zu verbinden und zu einem erblichen Kaiserthume zu gestalten. In Deutschland rüsteten mehrere Reichsfürsten, vor Allem der ruhelose Heinrich der Löwe; in Italien suchte wieder Tankred Verbindungen mit den Fürsten der Kreuzfahrer anzuknüpfen. König Philipp von Frankreich wies diesen Plan von der Hand, nicht so Richard Löwenherz, der sich geneigt zeigte, Tankred als König erkannte und mit demselben ein Bündniß schloß. Dadurch war der Kaiser auf's höchste erbittert; er bezeichnete Richard in Briefen ganz offen als „Feind des Reiches", und es mußte ihm daran gelegen sein, des aus dem Morgenlande Rückkehrenden habhaft zu werden. Es hatte dieses Letztere sehr triftige Gründe; gelang es nämlich Richard, zu seinem Schwager, Heinrich dem Löwen, zu entkommen, so würde das Bündniß gegen den Kaiser durch einen mächtigen Fürsten verstärkt worden sein, und so waren es allein Gründe des Hasses, welche den Kaiser zu dem Auftrage an die ihm ergebenen Reichsfürsten bewog, auf Richard zu fahnden. Als nun der König von England alle Auswege versperrt sah, nahm er wohl mit klugem Bedacht den Weg nach Oesterreich. Wurde er wirklich entdeckt, konnte er wenigstens von dem edelmüthigen Herzoge Leopold eine bessere Behandlung erwarten als von irgend einem anderen Vasallen des Kaisers. Darin hatte er sich auch wirklich nicht getäuscht, und wäre er nicht davon im vorhinein überzeugt gewesen, hätte er schwerlich seinen Weg auf Wien zu genommen, wo durch das herzogliche Gefolge die Gefahr der Entdeckung am größten war, während doch sonst manche Seitenpfade offen standen.

Gleichwohl hatte Leopold von Oesterreich guten Grund, der Aufforderung des Kaisers mit Bereitwilligkeit nachzukommen. Ihm war ja daran gelegen, die Steiermark dauernd mit Oesterreich zu verbinden, und dazu zeigte sich der Kaiser, abgeschreckt durch die Beispiele anwachsender Vasallenmacht, sehr wenig geneigt. Was war natürlicher, als daß Leopold die schließliche Belehnung mit Steiermark zum Preise seiner Mitwirkung zur Gefangennehmung des englischen Königs setzte? Und er erreichte auch seinen Zweck durch die am Reichstage zu Worms am 24. Mai 1192 erfolgte Verleihung.

Nun müssen auch weitere, in alle Geschichtsbücher übergegangene Fabeln berichtigt werden. Es heißt, daß der Herzog den englischen König an Hadmar VI. Herrn von Chuenring (Oberst-Schenk in Oesterreich, der reichste, mächtigste, weiseste und vorsichtigste aus allen seinen Vorfahren und Nachkommen, gest. 1217) zur Bewachung übergeben, und dieser hätte ihn auf dem Felsenschlosse Dürrenstein in so harter und heimlicher Haft gehalten, daß Niemand wußte, wo der König hingekommen sei. Sein treuer Musikmeister Blondel aber sei nach Deutschland geeilt, von Burg zu Burg gezogen, bis er endlich Richard in Dürrenstein durch ein angestimmtes Lied, auf welches der König antwortete (der musikerfahrene Monarch hatte es selbst componirt), erkannt habe und mit der Nachricht wieder nach England eilte. Ja seit vielen, vielen Jahren zeigt man den fremden Besuchern in unerhörter Dreistigkeit im Schlosse Greifenstein an der Donau (!!!) einen hölzernen engen Käfig, beiläufig Schweinstall, als Richard's Gefängnißaufenthalt! Die Engländer schnitten sich, man könnte sagen balkenweise, Spähne zum Andenken herunter und bewahrten solche als heilige Reliquien auf, trotzdem augenscheinlich von Zeit zu Zeit sich das Material als nagelneu angefertigt zeigte.

Wie sinnlos und der geschichtlichen Wahrheit widersprechend diese Erzählungen sind, zeigt der Brief Richard's aus der Zeit seiner Gefangenschaft an seine königliche Mutter, in welchem er ausdrücklich erwähnt: „honeste circa ipsum moram facimus", d. h. „vom Herzogen in der ehrenhaftesten Art gehalten zu werden". Schon eine einfache Betrachtung der Zeit, welche Richard in Oesterreich verbrachte, weiset derlei Erzählungen — mit einziger Ausnahme einer kurzen Haft auf Dürrenstein — in das Reich der Fabeln; denn Richard wurde am 20. December 1192 zu Erdberg gefangen genommen und Herzog Leopold eilte sogleich mit ihm zum Kaiser nach Regensburg, wo sie am 26. December ankamen. Da aber kein Vergleich zu Stande kam, so führte Leopold den Britenkönig wieder nach Oesterreich zurück und übergab ihn auf kurze Zeit nach Dürrenstein in Haft. Schon im März 1193 lieferte er auf Verlangen des Kaisers den königlichen Gefangenen auf dem Reichstage zu Speyer aus. Die Haft Richard's auf dem Felsenschlosse Dürrenstein hat also auf's höchste zwei Monate gewährt und sie war auch eine ehrenvolle, ohne Härte ausgeführte, wie Richard in seinen eigenen Briefen bestätigt, jedenfalls aber eine so kurze, daß die Erzählung von Blondel's Wanderzug als offenbare Erfindung erscheint.

Am klarsten zeigt aber die Urkunde, welche zwischen dem Kaiser und Herzoge Leopold über die Auslieferung Richard's niedergeschrieben wurde, daß Leopold gegen den König nicht im geringsten erbittert war, ja sich seiner sogar schützend annahm. Die Bedingungen der Auslieferung waren, daß einer der Söhne Leopold's mit der Nichte Richard's vermält werden und eine Aussteuer von 50.000 Mark Silber (die Hälfte des dem Kaiser gebotenen Lösegeldes) erhalten sollte. Durch gestellte Geiseln wurde die Zahlung der Summe dem Kaiser und dem Herzoge sichergestellt.

Richard wurde jedoch erst im Februar des nächsten Jahres frei, da dem Kaiser an dessen Gewahrsam bis zur Beilegung der Gährung im Reiche gelegen war. Leopold, der das verheißene Lösegeld noch nicht erhalten hatte, drohte endlich, sich an die Geiseln zu halten, worauf Richard seine Schwester Eleonore nach Oesterreich entsandte. Als diese aber auf dem Wege dahin die Nachricht vom Tode des Herzogs erfuhr, kehrte sie in ihr Vaterland zurück.

Auch hier begegnen wir einer vollkommen unwahren Erzählung des Chronisten Enenkl, als habe Herzog Leopold die englischen Geiseln zu Befestigungsarbeiten bei seinen Städten Wien, Neustadt und Hainburg verwendet, wobei „die Engelois mußten tragen in krächsen (Körben) auf den Rücken". Dieser Mißgriff des Berichterstatters entstand wohl aus dem Umstande, daß ein Theil des für Richard Löwenherz gezahlten Lösegeldes zur Verbesserung der Stadtmauern von Wien, Enns, Hainburg und Neustadt verwendet worden. Es geben ferner ältere Geschichtsschreiber an, daß in Wien ein förmliches Richards-Thor, mit seiner Bildsäule darauf, bestanden habe, was ebenfalls vollständig unrichtig ist. Dieses Thor in der Nähe des späteren Neuthores war der nie anders genannte Salzthurm (später unteres Arsenal), und das Relief, welches der Sage nach an den Herzog Leopold und den englischen König Richard erinnern sollte, hatte eine ganz andere Bedeutung, über welche sofort gesprochen werden muß.

Das Bild stellte vor einen doppelt und stark bewurzelten Baum, der sich in zwei Aeste theilt; der eine Ast ist mit dem Bindenschilde, der andere mit einem bereits unkennbaren Wappenschilde behangen; die Wurzel des Baumes schmückt das Stadtwappen. Beide Schilde sind mit dem geschlossenen Turnierhelme bedeckt. Die Helme schmücken lange Helmdecken, gleiche Lilienkronreifen und eine hohe Zimier (Helmschmuck), beim Lindenschilde aus dem Pfauenstutze, beim zerstörten aus einem wachsenden Adler gebildet. An der Außenseite eines jeden Schildes steht ein Schildhalter, einen Jüngling beim Bindenschilde und einen bejahrten Mann bei der

andern Seite darstellend. Die Schildhalter führen jeder ein Fähnchen, davon das des Jüngeren dem Schilde entsprechend ist. Das Relief ist eingerahmt von zwei Säulen mit glattem Capitäl, auf dem sich zwei Knorren und zu oberst mit einer Kreuzblume gezierte Rundbögen stützen, die sich in der Mitte auf einem schwebenden Wandgestell vereinen. Leider war die Hälfte des Reliefs so zerstört, daß die Wappen im Schilde und auf der Fahne unerkennbar, die Figur des Schildhalters bedeutend verstümmelt wurde, und so bildete nur die Helmzier die einzige Richtschnur für die bestandene Vorstellung. Es ist nämlich kein Zweifel, daß damit eine Vorstellung von Alt- und Neu-Oesterreich gemeint gewesen. Der Adler-Zimier ist eben dem Wappen Alt-Oesterreichs mit den fünf Adlern entnommen.

Dagegen ist sicher, daß unter Herzog Leopold V. bei dem bereits erwähnten Kirchlein St. Jakob auf der Hülben von einer frommen Matrone, Namens Khülber, im Jahre 1190 ein kleiner Convent für Klosterfrauen erbaut wurde. Drei adelige, kinderlose Matronen aus Kärnten, von Kulm, Rappach und Paar, traten in denselben ein und überließen ihm ihre ganze Habe, wodurch das Kloster in große Aufnahme kam. Die Sage spricht von einem Traume, in welchem ihnen der heilige Augustin erschienen wäre und ihnen angerathen habe, seine Ordensregel anzunehmen.

Unter Herzog Leopold soll ferner 1186 der Orden der Templer in Wien seßhaft geworden sein und an der Stelle der späteren Dominikanerkirche einen Convent besessen haben. Es ist wohl anzunehmen, daß dieser Herzog, welcher zweimal das gelobte Land besuchte, den Orden in seiner Heimat einführte, dafür zeugt schon die altersgraue Tradition, welcher immer ein Körnlein Wahrheit zu Grunde liegt. Es lassen auch, wenngleich nur sehr schwache Spuren kaum bezweifeln, daß dieser einst so mächtige Orden, dessen weitläufige Besitzungen in England, Frankreich und anderen Ländern geschichtlich erwiesen, auch zur Zeit seines höchsten Flores in den österreichischen Ländern Eingang gesucht und gefunden habe, wie denn für Ungarn, Böhmen und Mähren neuere Forschungen darüber Gewißheit gebracht haben; es bleibt aber immer nur Sage, daß die Templer in Wien selbst gehauset hätten. Wohl heißt es, daß der Herzog ihnen die Marienkirche zwischen dem nochmaligen Stubenthor und Biberthurm mit dem anstoßenden Gebäude zur Wohnung eingeräumt habe, wohin in der Folge die Dominikaner aus Ungarn berufen wurden; indessen kamen die Dominikaner so früh nach Wien (1237), daß die Templer nur wenige Jahre in dem von jenen bewohnten Umkreis hätten weilen können. Auch über den Umstand, daß Herzog Leopold den Templern das Dorf (später Vorstadt) Erdberg bei Wien zum Eigenthume gegeben und die Ritter sich daselbst, wo die meisten landesfürstlichen Gärten und Sommerhäuser lagen, einen „Hof“ erbauten, ist durch keinerlei Urkunde erwiesen. Es sind zudem nur ein paar Urkunden bekannt, welche von geringen Besitzungen der Templer sprechen, und zwar von einem Zehent des Domvoigthofes in der Teinfaltstraße zu Wien (heute Nr. 6, alt 74, die sogenannten Klepperställe), dann von Grundstücken zu Schwechat, Fischamend und Rauchenwart, wie von einer Bäckerei in der Radstraße (Dorotheergasse). Die Erzählungen von Tempelhäusern zu Neunkirchen, Petronell, Heiligenstadt, Perchtoldsdorf, Mödling u. s. w. sind stark angezweifelt, da in Oesterreich nie eine Comthurei (Ordenspfründe) bestand und die wenigen Templerbesitzungen in Oesterreich der Comthurei in Mähren untergeordnet waren. Viel wahrscheinlicher ist da eine Verwechslung mit den Kreuzherren mit dem rothen Sterne, welche aus der Aehnlichkeit mit dem rothen Kreuze der letzteren entsprang. Es nennen eben überhaupt, sowohl Künstler als Volk, ohne allen weiteren Grund, Gebäude von byzantinischer rundbogiger Bauart „Tempelhäuser“, was wohl darauf beruhen mag, daß die meisten Gebäude der Tempelherren in diesem älteren Styl erbaut waren, was sich denn, da der Orden gerade in der Blüthezeit der von jener so

ganz verschiedenen deutschen Bauart aufgehoben wurde, den Leuten umsomehr einprägen mußte und leicht zu einer bis auf unsere Zeit überlieferten Meinung Anlaß geben konnte.

Es muß hier Erwähnung gethan werden, daß in neuester Zeit wieder allerlei Meinungen auftauchten von einem Templersitze in Mödling, und es wurde die Frage behandelt, ob nicht in Wahrheit die Spitalskirche daselbst eine Tempelherrenkirche gewesen. Als eine Art Beweis sollte dienen, daß sich unter dem vorspringenden Dache dieser Kirche, gleich einem Schwalbenneste hervorragend, ein gemeißelter Kopf befindet, der als ein eigenthümliches Mittelding zwischen Menschen-, Katzen- oder Löwenkopf erscheint. Mit großen runden Augen sieht es herab, die spitzen Ohren geben ihm etwas thierisches, die Haare sind wie eine struppige Mähne emporgesträubt (Andere wollen in diesem stark verwitterten Theile des Steines eine Krone sehen), und der Ausdruck des Ganzen ist ein beinahe grauenhaft melancholischer. Darüber stellte man nun allerlei Betrachtungen an, und in erster Reihe gerieth man auf den Gedanken, daß es einen sogenannten Baffomet (Baphometus) vorstelle, nämlich jenes Teufels- oder Götzenbild, welches (den Anschuldigungen zufolge, die man behufs ihrer Verurtheilung erhob) die Tempelherren angebetet haben sollen, das aber nichts weiter war als ein Sinnbild, welches bei den mysterischen Aufnahmen der Templer vorkam, besonders eine seltsam geformte goldene Hostienkapsel, welche die Templer küßten. Etwas ist unbedingt daran, denn selbst die ungefolterten Ritter haben bei ihrem Vertilgungsprocesse das Dasein eines solchen Kopfes zugegeben, und schon in ältester Zeit gilt dieser „Katzenkopf“ als das Symbol der gnostischen Häresie (angeblich gotteskundigen Ketzerei), welche, wie wir später erläutern werden, nicht ganz unbegründet auf den Templern lastete. Wie nun Einige meinen, soll der Kopf den Propheten Mohammed oder Allah selbst vorstellen; Andere erklären wieder, es sei darunter die von den Tempelherren stets hochverehrte heilige Jungfrau Maria verstanden. Letztere Erklärung schlöße sich allerdings an die einzig richtige Deutung dieses speziellen Mödlinger Fratzengebildes an, welches fast an jeder alten Kirche in den verschiendensten Abwechslungen noch heute zu erblicken ist (zahlreich z. B. an dem Riesenthore der Stefanskirche, über den Seitenpforten derselben u. dgl.). Derlei Unthiere und Fratzenköpfe, die sich vornehmlich auf Domen, oben an den Geländern, besonders bei den Eingangsthoren vertheilt finden, sind nicht immer (wenngleich häufig) Traufen und Dachrinnen, sondern verzierte Tragsteine und ihre Erklärung gehört der christlichen Bau-Symbolik an. Sie bedeuten das Dämonische, Bestialische, welches sich gegen das Himmlische (besonders gegen die unbefleckte Gottesgebärerin) auflehnt und gleichsam von der Masse des Heiligen, unter dem es unschädlich hervorlugt, erdrückt wird. Nach derselben Symbolik wurden Statuen an der Außenseite in auffsteigender heiliger Scala bis zur Thurmrose (Sinnbild der heiligen Jungfrau) angebracht und mit einem solchen Sinne ist gewiß auch der Fratzenkopf in Mödling verknüpft, über den seiner Zeit eine Statue der heiligen Maria (etwa unbefleckte Empfängniß) angebracht gewesen sein mag.

Es will ferner gar nichts sagen, daß gelehrte Schriftsteller die Kirchen von Mödling, Perchtoldsdorf, Deutsch-Altenburg und Eger für „gewiß“ templerisch halten; daß sich in der Gruft der großen Othmarskirche in Mödling das Grabmal eines Tempelherrn (kann ja ein Johanniter sein) vorfinden soll, daß ein Haus in der Brühlerstraße Nr. 16 zu Mödling noch heute „zum Templerhof“ heißt, daß im Munde des Volkes daselbst noch heute die Sage im Schwunge ist, es seien daselbst einmal „Rothkappler“ und „Weißmantler“ gewesen. Nicht minder unhaltbar ist die vermeintliche „Merkwürdigkeit“, daß in Mödling, Guntramsdorf und Perchtoldsdorf die alten Kirchen Marienkirchen heißen und der heil. Maria geweiht sind, was als Beweis für den, bei den Tempelherren so hoch in Ehren gehaltenen Marien-Cultus gelten soll. So lange also keine triftigeren Gründe vorliegen, ist

das Dasein von Templerbesitzungen in Wiens Umgebungen vollkommen unglaubwürdig.

Da hat es doch noch viel mehr Wahrscheinlichkeit, daß die Templer in Wiener-Neustadt Besitzthum hatten. Das Haus Nr. 197 in der Neunkirchnergasse soll einst der Templersitz, und das Haus Nr. 222, in welchem sich an der Stiege eine Hand mit aufgehobenem Finger (Templerzeichen?) vorfindet, sowie das Haus Nr. 209 in der Keßler-, vormals Hofgasse, ebenfalls Eigenthum der Templer gewesen sein. Ganz besonders erweisen die architektonischen Verhältnisse des in der Ungergasse gelegenen Hauses Nr. 323, daß dasselbe zu eigenartigen Zwecken erbaut worden. Nunmehr im Privatbesitz befindlich, deutet dieses Haus, sowohl nach seiner äußeren Anlage als nach seiner inneren Anordnung darauf hin, daß es seiner Zeit für die Zwecke eines auf einer höheren Rangstufe stehenden Ordens, dessen Mitglieder sich zur Berathung ihrer Angelegenheiten, zur gemeinsamen Theilname an den Obliegenheiten ihres Berufes in geräumigen Hallen zu versammeln pflegten, errichtet wurde; man wendete dabei eine über den bei Privatwohnungen üblichen Aufwand gehende Ausstattung an. Mit Rücksicht auf die vorhandenen Reste dieser Zusammensetzungen und Formen der Anlage und Raumvertheilung, in welchen gleichförmige Beziehungen mit dem, dem deutschen Ritterorden gehörigen, wenn auch viel weitläufigeren, umfangreicheren und verschwenderischer ausgestatteten Hauptsitze Marienburg genau nachweisbar sind, erscheint die zweite Annahme, es habe das Haus Nr. 223 uranfänglich dem Stifte Heiligenkreuz gehört, als höchst unwahrscheinlich. Das Stift hat gewiß nicht seine Besitzung in Wiener-Neustadt zu Capitel (Stiftsherren)-Versammlungen verwendet, sondern höchstens zu seiner bürgerlichen Gerechtsame, d. i. etwa zum Ausschank seiner Zehentweine, benützt, und da waren damals wie heute die allergewöhnlichsten Stuben gut genug. Der Aufwand von architektonischen Mitteln, die nicht zu den alltäglichen zählen, müssen auf einem tiefer liegenden Grunde beruhen, und so mag das sonst recht einfache Haus Nr. 222 trotz dem sogenannten Templerzeichen (?), der Hand mit dem aufgehobenen Finger, die jedoch mehrseitig für das Wappen des Stiftes Heiligenkreuz gehalten wird, für das einstmalige



Dürrenstein. (Seite 133 u. 134.)

Eigenthum dieses Stiftes zu halten sein, während in Bezug auf das Haus Nr. 223 dasselbe denn doch eine ganz andere Bestimmung gehabt haben muß, von der später zu sprechen ist.

Schon das Portal desselben weist ein höchst auffälliges Merkmal, das bei bürgerlichen Wohngebäuden in solch' streng kirchlicher Anordnung niemals angewendet wurde; man sieht sofort, wie der Baumeister die besondere Bestimmung des Hauses deutlich und klar zum Ausdruck zu bringen suchte. Das herrliche Portal steht in Verbindung mit dem Eingangsflur, welcher in frühgothischen Kreuzgewölben gedeckt ist, weiterhin noch mit einer im Hoftracte sich erstreckenden, in unmittelbarem Anschlusse an den gewölbten Eingangsflur angebrachten zweigeschoßigen höchst geräumigen Halle, deren gewölbte Decke von einer schlanken Säule getragen wird. Die Halle selbst bildet in dem unteren und oberen Geschoße ein Viereck, über das sich eine in vier Kreuzgewölben gebildete Decke spannt, deren derb gehaltene Längen- und Breitengurten auf einem mitten der Halle stehenden Säulenschaft auflaufen, der im unteren Geschoße rund, im oberen achteckig gehalten wurde. Der stattliche Eindruck, den diese gewölbten doppelgeschoßigen Hallen, deren Last sich auf eine einzige Säule zusammenzieht, hervorbringen, wird durch die beträchtliche Höhe gesteigert, in welcher sie ausgeführt wurden, weshalb sie auch nicht als Wohnräume benutzt werden konnten und diese in der Ausgangszeit der romanischen Baukunst erbauten Hallen derzeit als Vorrathskammern verwendet werden. Und so ergiebt sich daraus die Schlußfolgerung, daß ein so groß, würdevoll und imposant sich ausnehmender Architektur-Zubehör nicht in Scene gesetzt werden konnte, um als gewöhnliche Baute zu ganz gewöhnlichen Zwecken zu dienen.

Schließlich mag noch eine der lächerlichsten Fabeln erwähnt werden, die je in historische Erläuterungen übergegangen: daß die Templer in Wien ihren Hof in der Blutgasse, im sogenannten „Fähnrichhof" (Gebäudecomplex heute Nr. 5, alt 848, dann Singerstraße Nr. 11, alt 880, 882, 883, 884), gehabt, und daß sie bei den blutigen Verfolgungen im Jahre 1312 daselbst ermordet worden wären, was der „Blutgasse" den Namen gegeben habe (!!)

Was aber die Johanniter (Ritter vom Hospital St. Johannes zu Jerusalem, heute souveräner Ritterorden, auch Malteser genannt) betrifft, so fand ihre Ankunft in Wien, wenn nicht schon unter Herzog Leopold V., so doch gewiß unter dessen Söhnen Friedrich dem Katholischen und Leopold dem Glorreichen statt. Die Kirche und das Haus dieses Ordens (Johannesgasse Nr. 2, alt 981) stand urkundlich schon 1200 und wurde durch lange Zeit das „Pilgramhaus" genannt. Der Orden entstand nämlich ursprünglich aus einer Gemeinschaft von Hospitalbrüdern, die sich in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu Jerusalem bildete und von Gottfried von Bouillon große Besitzungen und eine eigene Ordensverfassung erhielt. Nachdem sich im Anfange des 12. Jahrhunderts dem Mönchsgelübde der Verpflegung der Kranken und der Geleitung von Pilgrimen die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen beigesellt, gewann der Orden in fast allen christlichen Ländern große Besitzungen und einen Einfluß, der ihn an Macht allen ähnlichen Verbrüderungen voranstellte. Sie hatten 1191 großen Antheil an der Eroberung von Accon genommen (von ihnen rührt daher der Name Saint Jean d'Acre her), und ihre Tapferkeit, ihr Glaubensmuth machte sie überhaupt durch zwei Jahrhunderte hindurch zur Vormauer gegen das Andringen der Ungläubigen nach Europa.

Was nun die „ketzerischen" Bestrebungen der Templer anbelangt, so hat sich die Schuld der Tempelherren nicht so sehr aus den Proceßacten, welche die geschichtliche Kritik bisher nicht als Beweise wider sie gelten lassen wollte, sondern aus ihren eigenen Denkmalen dargestellt, und darunter gehören allerdings in erster Linie die Baphometsköpfe, deren ein Dutzend im k. k. Antiken-Cabinete zu Wien befindlich

sind, die man in früherer Zeit für tibetanische Idole hielt, bis Hofrath Hammer darüber richtige Aufklärung zu geben meinte. An den meisten der vorerwähnten Stücke befinden sich räthselhafte, vordem unentzifferte arabische Inschriften (auf einigen auch griechische und lateinische), welche den Namen dieser Idole, nämlich Mete, die Lehre der gnostischen Acht und der Verleugnung der christlichen Religion, enthalten. Sie stellen die Mete, das ist die Weisheit oder Sophia (Schlangenverehrung, unvollkommene weibliche Lichtnatur) der Gnostiker (angeblich Gotteskundiger) und besonders der Ophiten (Schlangenverehrer) als Mannweib mit den Attributen des abgestumpften Kreuzes oder ägyptischen Nils- und Lebensschlüssels, das T, der Schlange, der Feuertaufe u. s. w. vor, und enthalten überdies alle die Symbole von Mond, Sonne, Signatstern, Schurz, Kette, Quasten, Buch, siebenarmigen Leuchter u. s. w., welche als maurerische Hieroglyphen bekannt sind. Die Schlange erscheint bei den Gnostikern als treue Gehilfin Mete's, welche die Menschen zur Erkenntniß der Genesis (Schöpfungsgeschichte) führen will.

Für solche Baphomete — statt Mete, von der Feuertaufe so genannt — seien auch andere in gelehrten Werken abgebildete Idole zu erklären, die man anfangs für alchymistische hielt und deren Inschrift irre leitete, weil das griechische Wort Mete mit arabischen Buchstaben geschrieben, im Orientalischen keinen Sinn giebt. Daß das auf allen arabischen Inschriften befindliche Wort Mete gelesen werden müsse, zeigte sich erst später aus den lateinischen Inschriften anderer Idole und des ehemals den Templern gehörigen bömischen Schlosses Pottenstein, auf dem sich (ob noch der Fall, wissen wir nicht) die Inschrift befindet: „Signata Metis Caritas extirpat hostes", endlich aus Münzen und Bracteaten (Hohlmünzen), auf denen sich theils die Abbildung der Mete und theils der Namen derselben befindet, entweder verzogen (um für Uneingeweihte unleserlich zu sein) oder auch ganz ausgeschrieben, wie auf einer Münze, die klar aus drei Worten bestehende Inschrift: „Mete es is" (ganz irrig als Metensis, von Metz) ausgelegt. Dieselben arabischen Inschriften befinden sich auf drei steinernen Gefäßen des k. k. Antiken-Cabinets, worauf nebst den obigen und anderen gnostischen Symbolen auch die ophitischen Orgien in halb erhabener Arbeit abgebildet sind. Diese Becher nun sind die Kelche der Feuertaufe, indem dieselben mit flammendem Feuer gefüllt, im Kleinen sowohl zu den Füßen der Mete (die den Neophyten — d. i. Neugeweihten — darüber gestellt in den Armen hält), als auch auf dem Basrelief eines dieser Becher selbst, wo der Act der Feuertaufe vollzogen wird, abgebildet sind. Auch findet sich auf dem Basrelief der ophitischen Orgien die Mete selbst wieder zweimal, als Mannweib mit der Kette der Aeonen (Ewigkeiten) und den Lebensschlüssel in den Händen haltend. Dieses T, bei den Ophiten lignum vitae (Holz des Lebens) und auch clavis gnoseos (Schlüssel der Erkenntniß) genannt, ist der eigentliche Charater baphometicus, welchen die Idole auch an der Stirne tragen und wovon in den Aussagen der Templer die Rede ist.

Bis hierher würden diese Idole und Gefäße nur als ophitische betrachtet und wider die Templer aus denselben kein Beweis hergestellt werden können, aber nun tritt der ungemein schwer wiegende Umstand dazu, daß sich dieselben ophitischen Hieroglyphen, Symbole und Vorstellungen, welche mit den besagten arabischen Inschriften auf den Gefäßen und Idolen verbunden sind, auch auf Templergebäuden und Gräbern befinden. Am merkwürdigsten zeigten sich in dieser Hinsicht die Sculpturen der Templerkirche zu Schöngrabern in Niederösterreich (V. U. M. B.), auf denen sich nebst der Mete auch ihr erklärter Feind und Gegner, der dämonische oder typhonische Taldabarth, sammt seinem Sinnbilde, dem Löwen, und die vorzüglichste gnostische Hieroglyphe des ein Kind verschlingenden Weltdrachen erläutert befindet. Dieses Sinnbild wurde auch auf der Templerkirche zu Ebenfurt (V. U. W. W.) und auf anderen angetroffen. Noch heute

befindet es sich an dem äußeren Mauerwerke des Kirchleins in Waltendorf bei Laa (V. U. M. B.) (Bild Seite 145), wo auch andere Bildhauerarbeiten, welche für Templerfiguren gehalten werden, anzutreffen sind, ganz besonders aber zwei in Mäntel gehüllte bärtige Männer (Bild Seite 144). Es wird auch ferner die Legende des Drachenkampfes des heiligen Georg als gnostische Hieroglyphe des Kampfes des Gnostikers mit der Welt dargestellt, und diese ging auch in die Wappen von England und Mailand (als St. Georg und die das Kind im Rachen haltende Schlange) über.

Aehnliche ophitische Symbole fanden sich auch auf den böhmischen Templerkirchen zu Eger und Prag, und in der letzteren (Anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts dem Ritter von Schönfeld gehörig) noch besonders die gnostischen (später maurerischen) Symbole auf Glas und Fresco gemalt; ferner auf der Templerkirche am Steinfeld bei Wiener-Neustadt und, wie vorerwähnt, zu Waltendorf bei Laa (V. U. M. B.), auch auf der Templerkirche zu St. Martin auf der Halbinsel Muran.

Auf diesem, nun einmal vorgezeichneten Wege und neuestem Lichte betrachtet, können eine Menge von solchen früher nicht gekannten Idolen und Sculpturen als templerische und gnostische betrachtet werden. Ein solches neues Licht fällt auch auf eine Menge von Münzen und Bracteaten, deren früher nicht befriedigend erklärte Legenden sich jetzt gnostisch lesen und erklären, ohne daß man deshalb auf dieselben ein Gewicht als Schuldbeweise wider die Templer zu legen braucht. Als Gesammtheit sind sie wirklich nicht schuldig zu erklären, wohl aber beweiset sich aus Allem, daß so manche der eigentlichen Professoren (Directoren) derselben die christliche Religion mit Füßen traten und die schändlichsten Ausschweifungen der Ophiten theilten, so daß sie wirklich nichts weniger als nichtschuldig verdammt worden sind. Wenn nun auch durch das Vorstehende dargethan erscheint, daß die Verbindung Einiger der Tempelherren eine dem Christenthum zuwiderlaufende gewesen, so wird es dem fühlenden Menschen doch schwer, sich zu überzeugen, daß hierdurch der gerichtliche Mord von vielen Tausend Unglücklichen, darunter eine große Zahl Unschuldiger, gerechtfertigt werden könne.

Durch die obige, aus Denkmalen hervorgezogene Entdeckung erhält die mittelalterliche Dichtung vom heiligen Gral (verkürzt aus Sanguis regalis, königliches Blut) ebenfalls ein ganz neues Licht. Der „Gral“, angeblich die Schüssel, aus der Jesus das Opferlamm genossen, und mit der dann Josef von Arimathäa das aus Jesu Wunden fließende Blut aufgefangen haben soll, stellt also nicht, wie früher geglaubt wurde, den Kelch des Abendmahles vor, sondern den Kelch des gnostischen Vereines oder das Gefäß der Feuertaufe. Drei davon befinden sich ebenfalls im k. k. Antiken-Cabinete. Durch die darauf befindlichen Inschriften wurden auch eine Menge von bis dahin ganz dunklen Stellen des „Titurel“ (Hüter des heiligen Grabes, ein althochdeutsches, romantisches Gedicht von dem Provencalen Kyot Slegetanis, bearbeitet von Wolfram von Eschenbach) erst verständlich; so z. B. die, wo sein Schwert in eine Krücke verwandelt wird, in den T-förmigen Krückenstock nämlich, welchen die Templer auf den Kirchen zu Schöngrabern und Waltendorf in den Händen halten, und so erscheint für Manchen der uralte gnostische Ursprung der Maurerei, so weit es möglich ist, bis in die Kreuzzüge und noch weiter hinauf historisch nachgewiesen.

Herzog Leopold war eben mit den Zurüstungen zu einem neuen Kreuzzuge beschäftigt, als er in Graz, mit dem Pferde auf dem Eise stürzend, sich den Schenkel zerschmetterte. Er wollte sich das Bein abnehmen lassen, da aber Niemand sich getraute, das Wagstück auszuführen, befahl er seinem Kämmerer, es mit dem Beile abzuhauen. Erst auf den fünften Streich fiel dasselbe, aber der Herzog war nicht mehr zu retten und starb nach heftigem Leiden am 31. December 1194. Auf dem Todtenbette hatte er die Rückgabe der englischen Geiseln zugesagt und



Herzog Leopold der Glorreiche ertheilt den Wienern das Stadtrecht.

3.

war hierauf von dem päpstlichen Banne losgesprochen worden, welcher wegen Gefangennehmung eines Kreuzfahrers (Richard's) über ihn verhängt war. Er liegt zu Heiligenkreuz begraben.

Leopold's Leben bildet einen Spiegel seiner Zeit; er jagte mit gleicher Kraft irdischen wie himmlischen Gütern nach, und so steht er als Bild des in jenen Tagen erblühenden Ritterthums da.

Auch nach dem Tode Herzog Leopold's hielt der Kaiser an seiner Politik fest und belehnte, um die beiden Herzogthümer des babenbergischen Hauses nicht in Eine Hand gelangen zu lassen, den ältesten Sohn Friedrich mit Oesterreich; den Jüngeren, Leopold, mit Steiermark.

So trat denn Friedrich (geb. am 26. December 1174) ebenfalls im Alter von zwanzig Jahren die Regierung an; aber sofort gerieth er in Streit mit dem päpstlichen Stuhle, weil letzterer das Ansinnen des Königs Richard von England unterstützte, nebst den Geiseln auch das Lösegeld, soweit es gezahlt war, zurückzugeben. Friedrich aber, trotzdem er ein Freund der Geistlichkeit war und die Klöster seines Landes während seiner kurzen Regierung reich begabte, weigerte sich dennoch standhaft gegen ein derartiges Ansinnen, und so mußte sich der Papst mit der Zusage eines neuen Kreuzzuges begnügen. Der Gedanke wurde von Friedrich mit Eifer erfaßt; im Frühling des Jahres 1197 brach er nach Sicilien auf, wo sich das nur aus Deutschen bestehende Kreuzheer sammelte. Dasselbe langte am 22. September in Accon an, aber bald sahen sich die Streiter abermals enttäuscht. Es mißtrauten die Christen des Morgenlandes den Deutschen, ja die Templer und Johanniter waren ihre entschiedensten Widersacher. Dergestalt konnte kein Erfolg errungen werden und es wurde nur eine einzige Stadt erobert. Als nun gar die Nachricht vom Tode des daheim gebliebenen Kaisers Heinrich VI. verlautete, eilte der größte Theil der Kreuzfahrer in ihr Vaterland zurück.

Friedrich von Oesterreich war der einzige der angeseheneren weltlichen Fürsten, welcher mit dem Befehlshaber Erzbischof Konrad von Mainz und einigen Bischöfen zurückblieb; er wartete Verstärkungen ab und wollte die Schmach des Rückzuges durch einen neuen Angriff tilgen. Aber es ergriff ihn zu Accon eine gefährliche Krankheit, welcher er am 16. April 1198 im vierundzwanzigsten Lebensjahre erlag. Sein Freund und Begleiter, Bischof Wolfker von Passau, brachte den Leichnam in die Heimat zurück und setzte ihn in Heiligenkreuz bei. Durch den Schutz, welchen er während des allgemeinen Verzagens der Gläubigen in Palästina verlieh, erwarb er sich den Beinamen „der Katholische“ und bei den Zeitgenossen einen so guten Leumund, daß ihm einer derselben nachrief: „Er lebte tadelsohne, nach Preis stand sein Gemüthe, sein Name ist gekommen zu hohen Ehren.“

Der glorreiche Babenberger und das erste Stadtrecht.

Schon bei der Abreise des Herzogs Friedrich nach Palästina hatte dessen Bruder Leopold VI. die Verwaltung Oesterreichs übernommen. Als die Nachricht von dessen Tode eintraf, eilte er zum Kaiser Philipp, um sich die Belehnung zu verschaffen, hielt standhaft zu dessen Partei und gegen den auf Betrieb des Papstes aufgestellten Gegenkönig Otto. Und wahrhaft, nur der treuen Gesinnung Leopold's für das Haus der Hohenstaufen, seiner Thätigkeit auf den Reichstagen wie auf den Kreuzzügen hatte es Philipp zu verdanken, daß sein

fast verblichener Glücksstern neu erglänzte und nach der Einnahme von Köln (1260) selbst Papst Innocenz III. die Sache Otto's verloren geben und sich mit dem Kaiser versöhnen mußte. Erst als zwei Jahre später Philipp durch die Lasterthat Otto's von Wittelsbach (die bestimmt ein verruchter Mord und kein zufälliges Unglück war, wie es hie und da dargestellt wird) seinen Tod gefunden und nun Otto von Braunschweig unbestrittener Herrscher Deutschlands geworden war, überdies noch durch die Verlobung mit des Gemordeten Tochter Beatrix eine Vereinigung der so lange feindlich sich gegenüberstehenden Parteien in Aussicht stand, da erkannte Leopold ferneres Widerstreben für nutzlos und erschien zu den Festlichkeiten, welche zu Würzburg 1209 gefeiert wurden. Bezeichnend für die Anerkennung, welche sich Leopold's männlicher Charakter allgemein errang, ist, daß er, bisher immer der thatkräftigste Gegner des Kaisers, von der Versammlung der Cardinäle, Bischöfe und Fürsten zum Sprecher gewählt wurde, um Otto über die Gedanken zu beruhigen, welche diesem die nahe Verwandtschaft mit seiner Verlobten aufdrangen.

Im gleichen Jahre noch unternahm Otto IV. den Römerzug und wurde von Papst Innocenz gekrönt; kaum aber befand er sich im Besitze der vollen Macht, als er sofort die Maske abwarf, das Kirchengut mit habsüchtiger Hand angriff und unter fortwährenden Plünderungen im Kirchenstaate gegen den Hohenstaufen Friedrich gegen Neapel vorrückte. Endlich nöthigen ihn des Papstes Bannfluch und die Anordnung einer neuen Wahl in Deutschland zur schleunigen Rückkehr in sein Reich.

Von allen diesen Vorgängen hatte sich Leopold VI. in kluger Politik ferngehalten; er wußte sich selbst von dem Römerzuge zu befreien, indem ihn die Ausführung eines angelobten Kreuzzuges beschäftigte. Getreu seiner angestammten Liebe zum Hause der Hohenstaufen, hatte er mit mehreren anderen deutschen Fürsten Friedrich auf den deutschen Thron berufen und entzog sich nun der Rache des aus Italien heimkehrenden Otto und den hereinbrechenden Wirren durch einen Zug gegen die Ungläubigen, welche er nach Spanien gegen die Mauren unternahm; er weilte aber dort nur kurze Zeit, und da inzwischen Friedrich wirklich angekommen und von den Fürsten anerkannt worden war, zauderte Leopold nicht länger, erschien in dessen Hofhaltung zu Regensburg als Lehensmann und ließ sich seine Besitzungen verbriefen, worauf er Friedrich zur Befestigung seiner Macht die Hände reichte und auch dessen Aussöhnung mit dem Papst bewirkte.

Papst Innocenz III. starb, noch am Sterbebette den Herzog von Oesterreich ehrend, und wünschend: „daß seine Söhne ihm ebenso wie in der Erbschaft des Besitzes, auch in der Reinheit der Sitten nachfolgen möchten". Der neue Papst Honorius war bemüht, einen neuen, großen Kreuzzug in's Werk zu setzen. Noch zauderte Friedrich II., aber der König von Ungarn, Andreas II., der Herzog von Oesterreich und viele Fürsten und Bischöfe begannen 1217 den Zug, schifften von Spalatro aus nach Palästina und landeten zu Accon. Als aber nach einigen siegreichen Kämpfen die Belagerung der Burg Tabor mißlang, stellte sich das alte Uebel der früheren Kreuzzüge wieder ein, die Uneinigkeit der Pilger unter sich, und der ungarische König ging mit seinen Truppen nach Hause.

Aber Leopold hielt aus und als im nächsten Frühjahre neue Zuzüge kamen, bereitete man sich zu einem großen Schlage. In der Ansicht, daß der seldschukischen (turkomannischen) Macht am besten durch die Besitznahme ihrer Kornkammer beizukommen sei, wendeten sich die Kreuzfahrer gegen Aegypten und der Patriarch von Jerusalem trug am Himmelfahrtstage das Kreuz aus den Thoren. Vor Damiette versammelte sich das Heer; die Stadt war gegen den Hafen durch einen großen Kettenthurm geschützt, von welchem die Saracenen Feuer auf die Schiffe und das

Lager der Christen warfen. Da wurden große Belagerungsmaschinen an den Thurm gebracht, die Brücken geschlagen und Leopold drang auf die Feinde ein. Schon war sein Fahnenträger in das oberste Stockwerk gelangt, da wurde derselbe aber wieder herabgeworfen; der Herzog jedoch und seine wackeren Begleiter stritten so mannhaft, daß das Bollwerk ungeachtet der hartnäckigsten Vertheidigung in seine Gewalt kam. Dessenungeachtet erwehrte sich Damiette noch fast ein volles Jahr der Angreifer und ein Sturm der Saracenen auf das Christenlager am Palmsonntage konnte nur durch die größte Tapferkeit abgeschlagen werden, wobei Leopold mit seinen Schaaren und den Tempelrittern eine schon brennende Brücke bis zum letzten Augenblicke vertheidigte. Die Hoffnung der Christen schwand immer mehr und die meisten kehrten zurück, darunter im Mai auch Herzog Leopold mit seinem Gefolge.

Bei seiner Rückkehr fand er Deutschland in besseren Zuständen und den Kaiser Friedrich im vollen Besitze der Macht. Der österreichische Herzog erschien auf den Hoftagen zu Nürnberg im November 1219 und zu Frankfurt im April 1220, auf deren ersterem Friedrich neuerdings einen Kreuzzug gelobte und auf den zweiten seinen sechzehnjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger wählen ließ. Abermals war wieder Sicilien der große Zankapfel zwischen Kaiser und Papst; der Erstere suchte es in jeder Weise seinem Hause zu erhalten, der Letztere erblickte dagegen in dieser Vereinigung eine Bedrohung seiner Machtstellung. Und so mußte Leopold einsehen, daß die Pläne Friedrich's zu keinem guten Ende zu führen vermochten, weshalb er sich, um bei der allgemeinen Anhänglichkeit der deutschen Fürsten an den Kaiser nicht die Freundschaft mit diesem zu verletzen, von den Reichsgeschäften möglichst fernhielt. Er vermied es auch, die Rom-Fahrt mitzumachen, und wir finden ihn seither nicht wieder in der Umgebung Friedrich's, sondern nur mit der Wohlfahrt seiner Länder beschäftigt. Es war jedoch sein Ansehen unter den Fürsten so groß, daß er wiederholt als Schiedsrichter und Vermittler in schweren Reichshändeln aufgerufen wurde; so im Jahre 1224, wo er durch den Papst zum Vermittler in dem bedenklichen Zwiste des ungarischen Königshauses berufen wurde, auch die Einigkeit glücklich herstellte, und Ende 1229, wo er nach Italien eilte, um den drohenden Krieg zwischen Kaiser und Papst zu verhindern. Es gelang ihm dies in der That; Friedrich fügte sich und wurde vom Banne erlöst. Den österreichischen Herzog aber raffte zu San Germano am 28. Juli 1230 im 54. Lebensjahre ein Fieber dahin. Das Herz und die Eingeweide begrub man auf den Berg Cassino, die Gebeine aber wurden nach Oesterreich gebracht und am 30. November desselben Jahres in der Kirche des Klosters Lilienfeld, seiner Stiftung, beigesetzt.

So war Leopold des Glorreichen Wirken als deutscher Reichsfürst, durch das es ihm gelang, inmitten der schwierigsten Zeitverhältnisse sich die allgemeinste Anerkennung und höchste Achtung aller Parteien zu erringen. Weit höher aber steht noch, was er als Landesfürst für sein Gebiet und dessen Hauptstadt geleistet, und es wird alsbald gezeigt werden, wie Wien unter Leopold des Glorreichen Scepter wuchs. Vorher mag aber noch sein Wirken als Landesherr beleuchtet werden.

Vor Allem ist zu bemerken, daß Leopold der Glorreiche sein Besitzthum nicht durch Gewalt, sondern durch Kauf und im Wege der landesherrlichen Rechte erheblich zu vermehren wußte. So gelangte im Jahre 1223 Mödling an ihn durch den Tod des Oheims, Herzogs Heinrich III. (mit seiner Gemalin Richsa in Heiligenkreuz unter einem Steine begraben), welcher daselbst einen durch Pflege der schönen Künste ausgezeichneten Hof gehalten hatte. Ebenso erlangte er Wels, Clam, Klingenberg und andere alte Allode, deren Besitzer kinderlos, zum Theile auf Kreuzzügen im heiligen Lande starben. Leopold erwarb ferner durch Kauf großen Güterbesitz in Krain und legte hierdurch den Grund zur späteren

Erwerbung dieses Landes, ja selbst in Italien erwarb er das Lehen Portenau (Pordenone), welches den österreichischen Herzog in vielfache Wechselbeziehung zu den freien Städten Oberitaliens brachte. Ebenso wußte er, wie mit den Machthabern Deutschlands, auch mit den übrigen europäischen Fürsten Verbindungen anzuknüpfen. Seine älteste Tochter Margaretha (geb. 1205) war 1225 zu Nürnberg mit dem römischen König Heinrich VII. vermält und zwei Jahre später zu Achen mit großem Glanze zur Königin gekrönt worden. Nur dauerte ihr Glück nicht lange; ihr Gemal hatte sich gegen seinen Vater empört und ward gefangen nach Italien geschickt. Die zweite Tochter Agnes (geb. 1206) wurde schon 1222 in Wien an Herzog Bernhard von Anhalt vermält; die dritte Constanzia (geb. 1212) heiratete 1234 zu Stadlau bei Wien Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, und die vierte, Gertrude (geb. 1214), heiratete 1240, nach des Vaters Tode, den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen. Von den Söhnen war der älteste, Leopold (geb. 1207), von seinem Vater nach Klosterneuburg zum Unterrichte gegeben worden, fand aber daselbst am 13. August 1216 durch einen Sturz vom Baume den Tod. Der zweite, Heinrich (geb. 1208), vermälte sich mit Agnes von Thüringen; an ihm erlebte indeß der Vater keine Freude. Der dritte, Friedrich (geb. 1211), den die Geschichte mit dem Beinamen „der Streitbare" gekennzeichnet, ehelichte drei Frauen: 1226 Gertrud von Braunschweig, welche noch im selben Jahre starb; darauf Sofie, Tochter des griechischen Kaisers Theodor Lascaris und Schwägerin des Königs Bela IV. von Ungarn, welche Ehe sich 1229 trennte; endlich 1230 Agnes von Meran, von welcher er sich ebenfalls 1243 scheiden ließ. So sehen wir das Babenbergische Haus mit den mächtigsten Fürstengeschlechtern in enger Verbindung und allseitig geehrt.



Templerbild. (Seite 140.)

Aber auch die Kraft und Blüthe des Landes hob sich rasch. Leopold besetzte die schon von seinem Vater geschaffenen Hofämter doppelt, als Herzog von Oesterreich und Steiermark, und vergab die Würden des Hofdienstes, in Nachahmung der am Kaiserhofe bestehenden, nämlich die Aemter des Marschalls, Speisenmeisters, Schenken, Kämmerers, Jägermeisters und Castellans, erblich an die hervorragendsten Adelsgeschlechter, welche er hierdurch fest an sich und sein Haus band. Zur Rechtspflege setzte er die Landesgerichte ein, welche Streitigkeiten im Namen des Herzogs schlichteten und beilegten und in Strafsachen das Urtheil fällten. Selbst Klöster waren diesem Ausspruche unterworfen, aber er befreite viele vom Landesgerichte und übertrug ihnen entweder selbständige Gerichtsbarkeit oder unterstellte sie unmittelbar seinem Hofgerichte. Die eximirten (befreiten) Klöster bekamen auch von ihm das Asylrecht; es durfte nach demselben der Verbrecher, dem es gelang, innerhalb der Mauern oder auch nur bis an dieselben zu gelangen, sofort nicht ergriffen werden, sondern er unterstand der Justiz des Klosters. Man muß dies nicht unterschätzen; in jener Zeit, wo bei mangelhaften Gerichten Jedermann gerne geneigt war, sein Recht mit dem Schwerte in der Faust zu suchen, bildete das Asylrecht eine höchst wichtige Sache, denn es fand dabei nicht nur der Verbrecher Schutz vor Blutrache, sondern auch der Leibeigene vor der Strenge des nicht selten überharten Gebieters, der Schuldner vor dem unbarmherzigen Gläubiger. Erst unter Kaiser Josef II. verschwanden in Wien die letzten Spuren des von den meisten Klöstern, sowie von den Hofbediensteten geübten Asylrechtes. Interessant ist jedoch, daß die Erinnerung daran und an den Schöpfer desselben,

Herzog Leopold, wiewohl den Ursprung nicht kennend, noch heute sich beim muntteren Spiele der Kinder erhalten hat; denn, wenn diese sich haschen, so bezeichnen sie einen Ort, welchen sie „lepolten" (Leopolden) nennen, und an solcher Stelle darf der Gejagte nicht gefangen werden. Mehrere Male im Jahre berief auch Leopold zur Ordnung der Angelegenheiten das Landthaiding (Landes-Schiedsgericht), eine allgemeine Versammlung, bei welcher die Geistlichkeit, der freie Adel und der Dienstadel sich einfanden und den Herzog, welcher selbst zu Gerichte saß, mit ihrem Beirathe zur Fällung des Urtheils unterstützten.

Eine ganz besondere Obsorge des Herzogs ging jedoch auf die Hebung des Städtewesens. Er hatte nicht umsonst gesehen, wie die Städte am Rhein und an der Donau, an der Nordsee und Elbe durch ihr geordnetes Gemeinwesen nicht nur zu sonst nirgends erlebtem Aufschwunge, zu Glanz und Reichthum gelangten, sondern auch den Kaisern selbst zu einer wichtigen Quelle ihrer Macht und einer Stütze gegen den leicht aufgestachelten Adel wurden; und so suchte er auch den Städten seines Reiches eine ähnliche Stellung zu verschaffen. In der That sind Wels, Krems, St. Pölten, Enns, Wiener-Neustadt und Wien erst durch ihn zu Städten im eigentlichen Sinne geworden, wenn sie auch schon früher diesen Namen führten. War es doch Leopold, der ihnen zuerst Stadtrechte verlieh, ihre Eigengerichtsbarkeit feststellte und ihren Burgfrieden bestimmte. Solche Rechte nach dem Muster der Verfassungen der Städte am Rhein erhielt die Stadt Enns 1212, Wien 1221, Neustadt 1222. Der Herzog setzte als selbstständigen Verwalter der Stadt einen Vogt, ihm zur Seite standen die freien Schöppen (Beisitzer), die aus den Bürgern gewählt, zu Gerichte saßen und „das Urtheil schöpften" (daher die Bezeichnung).



Weltdrache, das Kind verschlingend. (Seite 139.)

Die Wichtigkeit der höchst merkwürdigen Handfeste, durch welche Leopold der Glorreiche im October des Jahres 1221 der Stadt Wien in feierlicher Versammlung ihr erstes Stadtrecht ertheilte, erfordert, daß diese, alle Seiten des städtischen Gemeinwesens umfassende Urkunde nach ihren einzelnen Paragraphen in nur wenig gekürzter Uebersetzung aus dem lateinischen Originale und ausführlicher hier mitgetheilt werde, als dies in irgend einem derartigen Werke bisher geschehen ist.

Neben dem gewöhnlichen Eingange und der Schlußformel mit den Zeugen, unter welchen auch die Consules civitatis (Räthe der Stadt) vorkommen, enthält diese Urkunde 56 Paragraphe. Die ersten 25 derselben enthalten strafrechtliche Bestimmungen über Mord, Todtschlag, Verleumdung und Schändung. Wenn ein Bürger, der ein liegendes Gut von 30 Talenten Werth innerhalb des Burgfriedens besitzt, einen Todtschlag begeht, so soll der Richter ihn vorfordern, und er kann sich durch einen Zeugeneid reinigen. Ist der Todtschlag aus Nothwehr geschehen, so soll sich der Thäter der Feuerprobe unterziehen. Besteht er dieselbe, so geht er frei aus, wenn nicht, so soll er die Flucht ergreifen und vom Richter erst nach Verlauf eines Tages und einer Nacht verfolgt werden. Ist bei Vertheidigung aus Nothwehr der Gegner nur verwundet worden, so genügt der Reinigungseid vor Zeugen. Wird der Mörder auf „handhafter (frischer) That" mit blutigem Schwert ergriffen, und läßt sich durch Zeugen erweisen, daß nicht Nothwehr gewaltet hat, so verliert der Thäter das Leben. (Also höchst beschränkte Todesstrafe.) Wenn der Todtschläger auf dreifache Vorladung nicht erscheint, so soll ihn der Richter „verfesten" (dem Gerichte verfallen erklären) und den dritten Theil seines Besitzes mit Beschlag belegen. Die beiden übrigen Theile

verbleiben des Angeklagten Weib und Kindern. Hat er solche nicht, so mag er, bevor er flieht, darüber verfügen. Hat der Todtschläger kein liegendes Gut vom angegebenen Werthe, so kann er demungeachtet Eideshelfer stellen, welche dann mit der eigenen Person einstehen. Findet er auch solche nicht, so ist der Thäter zu verhaften und bis zum Urtheilsspruche in Verwahrung zu halten. Ist der Mord notorisch und nicht zu leugnen, so büßt der Thäter mit dem Kopfe. Während der Thäter flüchtig ist, darf er über seine Habe nicht verfügen, sondern sie verfällt dem Fiscus (Staatscasse). Doch sind seine früher eingegangenen Schulden aus der Masse zu tilgen.

Wird Jemand so verwundet, daß er nicht vor Gericht erscheinen kann, so soll der Thäter so lang in Haft gehalten werden, bis der Verwundete entweder stirbt oder genesct, und die Sache dann erst ausgetragen werden. Schlägt ein Bürger einem Andern Hand oder Fuß, Auge, Nase oder ein anderes Glied ab, so hat er dem Richter zehn Talente und dem Verwundeten eben so viel zu zahlen. Hat er kein Geld, so büßt er Glied um Glied. Auf Abschlagen eines Fingers oder sonst leichte Verwundung ist eine Buße von drei Talenten an den Richter und den Beschädigten gesetzt, bei Mittellosen wird in obiger Weise verfahren. Bei ganz leichten Verwundungen beträgt die Strafe zwei Talente und der mittellose Thäter erhält vor Gericht eine Leibeszüchtigung, jedoch nicht an dem Orte, wo Diebe ausgepeitscht werden. Bei leichten Verwundungen kann sich der Thäter auch durch den Zeugeneid reinigen. Fallen Verwundungen im Zwielicht oder zur Nachtzeit vor, so sollen die muthmaßlichen Thäter bis zum nächsten Tage in Verwahrung gehalten werden und der Angegriffene dann sein Zeugniß ablegen. Kann derselbe nicht erscheinen, so soll eine Gerichtsperson mit zwei glaubwürdigen Zeugen zu ihm gehen und den „Voreid“ (die Anklage) entgegennehmen. Außer diesem Fall soll der Eid wegen Mord nur vor Gericht und stets mit einem Eideshelfer geleistet werden. Will sich der Beklagte durch einen Eid reinigen, so werden ihm vom Richter zwanzig unbescholtene Bürger, zehn aus seiner Zunft und zehn andere genannt, aus welchen der Angeklagte vier wählt und ihnen schwört. Kann er solche nicht gewinnen, so hat er die Wasserprobe zu bestehen. Kann er aber durch drei ehrsame Zeugen nachweisen, daß er nicht am Orte der That gewesen (also Alibi), so geht er frei aus.

Stockschläge an Bürger werden mit zwei Talenten an den Richter und den Beschädigten gebüßt, bei angeseheneren Leuten aber mit fünf Talenten. Hat aber eine unehrliche Person, ein Dienstmann oder Possenreißer durch Unverschämtheit die Schläge verdient, so geschieht dem Thäter nichts. Ein Backenstreich, welcher einem Bürger gegeben wird, ist mit fünf Talenten an den Richter und den Beschädigten zu sühnen; bei Dienern mit 60 Pfennigen an den Richter und den Geschlagenen. Wird aber erwiesen, daß der Geschlagene den Thäter reizte, so erhält nur der Richter ein Talent, der Geschlagene nichts. Wenn ein „Verfesteter“ (Angeklagter) dem Kläger Genugthuung vor dem Richter bietet, der Kläger aber sie nicht annimmt, so soll der Angeklagte freigesprochen werden. Läßt es derselbe aber auf die „Aberacht“ ankommen (d. h. stellt er sich binnen Jahr und Tag nicht), so ist zur Freisprechung die Zustimmung des Klägers erforderlich. Nimmt ein Bürger einen „Verfesteten“ wissentlich in's Haus auf, so hat er zehn Talente Strafe zu zahlen oder verliert die Hand. Im Wiederholungsfalle soll er an Leib und Leben gestraft werden.

Auf Schändung oder Raub einer ehrsamen Frau oder Jungfrau wird, wenn diese die Klage innerhalb vierzehn Tage anbringt, die Feuerprobe gesetzt. Besteht der Thäter diese nicht, oder wird er auf der Flucht ergriffen, so ist er mit dem Tode zu strafen. Führt die Beschädigte innerhalb vierzehn Tagen den Zeugenbeweis, so ist der Thäter gar nicht zur Feuerprobe zuzulassen; nach dieser

Frist aber soll die Klage der Beschädigten nicht mehr angenommen werden, ebenso auch nicht, wenn eine öffentliche Dirne über Nöthigung klagt.

Zum näheren Verständniß müssen wir über die „Proben“, von welchen in den vorhergehenden Mittheilungen Erwähnung geschah, Einiges mittheilen. In das christliche Mittelalter waren noch aus der heidnischen Vorzeit die Judicia Dei, Ordalien oder Gottesurtheile, übergegangen; d. i. nämlich die Einrichtung, daß Beklagte, deren Schuld oder Unschuld nicht zu ermitteln war, sich einer Handlung unterziehen mußten, bei welcher ohne einen besonderen, wie man annahm, für die Unschuld zu erwartenden göttlichen Beistand, sie nicht unbeschädigt davon kommen konnten. Für die Adeligen galt der Zweikampf als Gottesurtheil; allerdings war dieser von den anderen Gottesurtheilen höchlich verschieden, denn dabei hatte die Geschicklichkeit oder Stärke der Kämpfenden wesentlichsten Einfluß, und man sollte meinen, daß da das Gewinnen immer auf der Seite des Geschickteren oder Stärkeren gewesen sein müsse. Dem ist aber merkwürdigerweise nicht so. In den meisten Fällen trug der Schwächere, als Vertheidiger des guten Rechtes, über den Stärkeren, den Bösewicht, den Sieg davon, und wie heute im Duell nicht selten der geschickteste Pistolenschütze im Bewußtsein des Unrechtthuns oder anderer Gemüthseindrücke der verlierende Theil ist, gerade so geschah es auch zur Zeit der Gottesurtheile, wo zudem dem Vertheidiger des Rechtes sein Bewußtsein fast unüberwindliche Kraft oder mindestens Zähigkeit und vorsichtige Schlauheit gab.

Für den Bürger gab es den Zweikampf nicht, dagegen allerlei andere seltsame „Proben“, die er zu bestehen hatte. Beim Judicium aquaticum (Wasserurtheil), gewöhnlich die Wasserprobe genannt, wurde der Verdächtige, meist in Gegenwart eines Priesters, entweder an Händen und Füßen gebunden, in ein fließendes Wasser, zuweilen in einen Kübel mit Wasser geworfen, was die „Probe des kalten Wassers“ genannt wurde; oder er mußte seine Arme bis an die Ellbogen in siedendes Wasser stecken und einen eigroßen Stein herausholen; was die „Probe des heißen Wassers“ hieß. Sank er im ersteren Falle nicht unter (bei den Hexen galt wieder das Obenaufschwimmen), zog er im zweiten Falle seine Arme verletzt hervor, ward er für schuldig erklärt.

Das Judicium Ignis oder die Feuerprobe, schon bei den Griechen und Römern bekannt, bestand darin, daß der Verdächtige ein glühendes Eisen halten, auch wohl neun Fuß weit vom Taufsteine bis an den Hochaltar auf bloßer Hand tragen, barfuß über 9 bis 12 Pflugscharen gehen oder, mit einem wächsernen Hemde angethan, durch Feuer schreiten mußte. (Bild Seite 129. — Der Sage nach soll Peter von Amiens, als er auf dem Stefansplatze zu Wien zum ersten Kreuzzuge aufforderte, zum Beweise seiner gottbegeisterten Sendung die letztgenannte Art der Feuerprobe gemacht haben.)

Andere solche Proben waren folgende: Das Judicium panis et casei oder Broturtheil, auch „der geweihte Bissen“ genannt. Es wurde dem Verdächtigen ein mit eigenen Verwünschungsformeln hierzu vorbereiteter Bissen Brot oder Käse, oder auch beides gereicht; wenn er dies ohne Anstrengung verschluckte und nachher nicht erkrankte, wurde er für unschuldig, im Gegentheil jedoch für schuldig erklärt. (Aehnlich war bei den Israeliten das „bittere Fluchwasser“.) — Das Judicium eucharistiae oder die Probe des heiligen Abendmahles war besonders bei Geistlichen gewöhnlich; der öffentliche Empfang der geweihten Hostie sollte den Schuldigen tödten. Diese Probe war auch bei Laien üblich, sie wurde jedoch, aus Furcht vor Vergiftung, fast nie angenommen. — Das Judicium crucis oder die Kreuzprobe bestand darin, daß der Verdächtige unter einem Kreuze mit ausgebreiteten Armen unbeweglich stehen mußte, und wenn dies zwei Verdächtige, oder Kläger und Angeklagter zugleich thaten, wobei

in diesen drei Fällen der Priester das Evangelium und gewisse Gebete vorlas, so wurde Derjenige, der die Arme zuerst sinken ließ, verdammt. Dazu gehörte auch das Judicium sortis oder Losurtheil; hierbei wurden zwei Würfel in einen Beutel gethan, wer dann den mit einem Kreuze bezeichneten zog, war unschuldig.

Eine schauerliche Probe, die sich in Bezug auf Confrontation mit der Leiche des Ermordeten bis in die neueste Zeit im Gerichtsverfahren erhielt, war das Jus feretri oder Bahrrecht; man nannte diese Probe auch „Führung auf das Leibzeichen" oder „Anrührung des Ermordeten". Der Verdächtige mußte die Wunde des unter dreimaligem Zetergeschrei hingelegten Ermordeten berühren oder auch blos ansehen; fing die Wunde dann zu bluten an, oder zeigte sich plötzlich am Munde Blutschaum, oder bewegte sich gar der Leichnam (lauter im Verwesungsprocesse sehr leicht mögliche Dinge), wurde der Betreffende für schuldig gehalten. Dazu gehörte auch das sogenannte Scheingehen. Bei diesem mußte der bis auf's äußerste entblößte Angeschuldigte die abgelöste und auf den Gerichtstisch gelegte Hand der Leiche ergreifen, dreimal nach einander knieend seine Finger auf „das Schein" (Corpus delicti) legen, es aufheben, seine Unschuld betheuern, und erfolgte kein Zeichen, dann wurde er seines Halses „feilig" (versichert), frei erkannt.

Lange Zeit erhielten sich an allen Orten die Gottesurtheile, obwohl hervorragende Männer aller Art, in erster Reihe ein hoher geistlicher Würdenträger, der erste Erzbischof von Prag, Ernest von Pardubitz (gest. 1364), gegen diesen unsinnigen Gebrauch eiferten. Letzterer stellte ihn zuerst ab, und als man ihm darüber Vorwürfe machte, rief er erzürnt aus: „Meint ihr denn, Einfältige, daß Gott Eurer armseligen Erdenhändel halber seine ewigen Naturgesetze umstoßen wird?!"

Doch kehren wir zum Stadtrechte zurück.

Die Abschnitte 26 bis 39 des Wiener Stadtrechtes enthalten Vorschriften für die Ruhe und Ordnung der Stadt, und es drückt sich darin der kriegerische Geist der Zeit höchst anschaulich aus. Im Wesentlichen wird dadurch verfügt:

„Wir wollen, daß jedem Bürger sein Haus eine Feste sei und Zuflucht, für ihn, seine Hausgenossen und Jeden, der das Haus betritt oder in dasselbe flieht."

Goldene Worte! Die ersten, welche den später von so manchen Gewalthabern verletzten Grundsatz, daß des Bürgers Haus seine Burg sein müsse, aussprachen!

Niemand — so heißt es weiter in dieser Handfeste — soll eines Andern Haus mit Bogen und Armbrust betreten, und wer dies wagt, büßt dem Herzoge mit dem Verluste seines eigenen Hauses oder er hat sich mit dreißig Talenten zu lösen. Ist es ein Unbehauster, so beträgt die Buße zehn Talente, oder es wird ihm die Hand abgeschlagen. Angriffe auf ein Haus sind den Bewohnern desselben in jeder Weise, außer mit Bogen und Armbrust, abzuwehren gestattet. Wenn Jemand sich der „Heimsuchung" (Betreten des Hauses in böswilliger Absicht) schuldig macht, und der Hausherr Klage führt, so kann sich der Thäter durch das Zeugniß von vier ehrenhaften Männern reinigen. Geschieht dies nicht, so büßt er zwei Talente an den Richter und zwei an den Hausherrn. Fand dabei die Verwundung eines Hausgenossen statt, so erhält der Richter drei, der Hausherr drei und der Verwundete zwei Talente; und wenn der Angriff mit Begleitung unternommen wird, verfällt der Thäter überdies dem herzoglichen Gerichte. Der Richter soll das Urtheil nur in Gegenwart des Klägers fällen, und wenn derselbe Zeugen beibringt, welche nicht seinem Hausstande und seiner Dienerschaft angehören. Ist einmal die Klage angebracht, so darf die „Halsung" (Ausgleichung der Parteien unter sich) nicht stattfinden, sondern der Richter hat die Klage zu verfolgen und der Kläger, wenn er absteht, „Wandel" (Reugeld) zu zahlen.

Wenn Jemand die Stadt betritt, um den Verfolgern zu entgehen, die Bürger aber ihn schützen und dabei Jemanden beschädigen, so sind sie hierfür straffrei. Wenn ein Auflauf in der Stadt entsteht und Einer bewaffnet oder unbewaffnet zuläuft, darüber aber angeklagt wird, so genügt sein einfacher Eid, daß er es in der Absicht gethan habe, den Streit beizulegen, um ihn straffrei zu machen. Wer einen Andern einen Bastard nennt, büßt nach dem Stande des Geschmähten mit sechzig Pfennigen bis zwei Talenten an den Richter. Wer durch das Zeugniß von sieben glaubwürdigen Männern überwiesen wird, falsches Zeugniß abgelegt zu haben, dem soll die Zunge abgeschnitten werden oder er dieselbe mit zehn Talenten lösen und überdies den Schaden vergüten, der durch das falsche Zeugniß angerichtet wurde. Ebenso ist auf Gotteslästerung Abschneiden der Zunge gesetzt und hierbei kein Loskauf gestattet. Wer innerhalb der Stadtmauern ein langes, sogenanntes Stechmesser trägt, verliert ein Talent und die Waffe an den Richter. Trägt er es aber im Stiefel oder sonst verborgen, so zahlt er zehn Talente oder büßt mit dem Verluste seiner Hand.

Mit dem vierzigsten Abschnitte beginnen die Verwaltungs-Bestimmungen über Handelsangelegenheiten und die Satzungen über die Vermögensgebahrung bei Todesfällen. Schon der erste dieser Abschnitte ist sehr wichtig, indem er jene Körperschaft in's Leben ruft, welche sich später zum „äußeren Rathe“ ausbildete und bis in unsere Tage fungirte. Es sollen nämlich hundert getreue und verständige Männer aus den einzelnen Stadttheilen erwählt werden, und zwei derselben jedem Kaufe oder Verkaufe, jedem Abschlusse von Schuld- und Pfandverträgen oder bei Schenkungen über Häuser, Weingärten oder sonstigen Gegenständen im Werthe von mehr als drei Talenten zugegen sein. Stirbt einer dieser Zeugen, so genügt das Zeugniß des Ueberlebenden, die offene Stelle aber soll durch allgemeine Wahl wieder besetzt werden.

Die testamentarischen Bedingungen des Stadtrechtes von Abschnitt 41 bis 46 lauten: Keine Witwe soll die Güter ihrer unerwachsenen Kinder einem andern Manne durch Heirat zubringen, und ein solcher Mann darf auch über das Vermögen der Kinder aus der ersten Ehe seiner Frau kein Zeugniß ablegen. Erweiset er aber, daß die Kinder ihre vogtbaren Jahre (nämlich die der Selbstverwaltung) erreicht und er mit ihrem Willen, durch gerichtlichen Spruch oder im Vergleichswege die Güter an sich gebracht hat, so mag er dieselben in Ruhe besitzen. Wenn ein Bürger, der Weib und Kind hat, stirbt, so soll sich der Richter in die Vermögenssachen nicht einmischen, sondern sie sollen in des Weibes und der Kinder Besitz bleiben. Es soll auch der Witwe freistehen, in ihrem Stande zu verbleiben oder wieder zu heiraten, wenn sie will, und Niemand hat sich einzumischen, vorausgesetzt, daß sie einen Bürger und keinen miles (herzoglichen Dienstmann, nicht wie dieses Wort ganz unrichtig in mehreren Geschichtswerken mit „Landsknecht“ wiedergegeben ist) ehelicht, denn im letzteren Falle kommt sie mit Person und Vermögen in die herzogliche Gerichtsbarkeit. Gleiche Bestimmungen gelten auch bezüglich einer Tochter oder Enkelin des verstorbenen Bürgers. Hat ein Ablebender weder Weib noch Kind, so geschehe mit seinem Gute nach den Bestimmungen seines Testamentes, stirbt er ohne ein solches, so fällt die Hinterlassenschaft dem nächsten Erben zu, wenn sie auf herzoglichem Gebiete wohnen.

Ausländer erhalten das Erbe nur für den Fall, daß sie sich herbeilassen, in der Stadt oder an einem andern Orte Oesterreichs sich seßhaft zu machen, sonst verfällt das Gut dem Fiscus. Stirbt ein Fremder in Wien, so bleibt sein Testament in voller Giltigkeit. Sein Wirth, in dessen Haus er gestorben, soll sogleich die ganze Verlassenschaft vor das Gericht bringen und anzeigen. Wenn er etwas davon betrügerisch verhehlt, ist er wie ein Dieb zu behandeln. Hat der Verstorbene kein Testament gemacht, so soll sein Habe Jahr und Tag bei Gericht verwahrt, und jenen, die sich während dieser Zeit melden und ihr Anrecht erweisen,

ausgefolgt werden. Würde Niemand kommen, so fallen zwei Theile dem Herzoge zu, der dritte wird zu Stiftungen für das Seelenheil des Verstorbenen verwendet. Auch steht es dem Fremdling frei, zu bestimmen, wo er begraben werden wolle.

Hierauf folgen in vier Abschnitten (47 bis 50) Bestimmungen über Handelssachen und das Stapel- und Niederlagsrecht der Stadt Wien. Kein Fremder soll gegen einen Bürger und kein Bürger gegen einen Fremden Zeugniß geben, wenn er sich nur auf „Leitkäufer" und nicht auf andere ehrliche Zeugen berufen kann.

Es muß hier erläutert werden, daß das Wort Leit der altdeutsche Ausdruck für geistiges Getränk ist, welcher sich in dem Worte Leitgeben noch bis heute erhalten hat. Es wird jedoch allseitig irrigerweise geglaubt, die Bezeichnung deute an, daß der Betreffende überhaupt an „Leute" Getränke abgebe, während es nichts Anderes als den Ausschank des eigenen Bauweines (Eigenbau, wie es heute noch ganz richtig heißt) bezeichnet. Leitkauf hieß daher jenes Geld, welches beim Weinkaufe über die bedungene Summe zur Befestigung des Handels gezahlt und gemeiniglich vertrunken wurde. Leitkäufer aber wurden jene genannt, welche entweder bei Käufen die Unterhändler machten, oder welche die vom Lande anlangenden Waaren aufkauften, um durch Zwischenhandel zu verdienen. Später nannte man sie Fürkäufer (Vorkäufer). Da hierdurch die Waare vertheuert wurde und sie es im Handel mit der Ehrlichkeit nicht genau nahmen, so wurden sie bald anrüchige Personen, und das Wiener Stadtrecht, ebenso wie jenes von Regensburg, Enns u. a., erkannte sie nicht als giltige Gerichtszeugen. Das Innsbrucker Stadtrecht von 1239 belegt den „Fürkauf" (Vorkauf) sogar mit Geldstrafe.

Das Wiener Stadtrecht verordnete ferner: Bei Käufern und Verkäufern hat sich der Stadtrichter, außer es wird eine Klage angebracht, nicht einzumischen. Keinem Fremden, aus Schwaben, Regensburg, Passau, oder wo immer her, ist es gestattet, mit Handelsgut nach Ungarn zu fahren, und wer dies unternimmt, verfällt dem Herzoge in eine Strafe von zwei Mark Gold. Auch soll kein fremder Kaufmann mit seinen Waaren länger als zwei Monate in Wien bleiben und dieselben nur an Wiener Bürger verkaufen. Gold und Silber zu kaufen, ist ihm verboten; verkaufen darf er es nur an die herzogliche Münzkammer.

Die weiteren Paragraphe 51 bis 54 enthalten polizeiliche Vorschriften zur Sicherheit der Stadt und zur Wahrung der Maße und Gewichte. Kein Ausländer darf die Stadt mit gespanntem Bogen betreten, sondern er soll die Sehne vor dem Thore ablassen, und wenn er Geschäfte in der Stadt zu besorgen hat, den Bogen in der Herberge ablegen und die Stadt wieder mit ungespanntem Bogen verlassen. Wer dawider handelt, dem soll Bogen und Köcher abgenommen werden. Ebenso soll kein Bürger in die Stadt oder hinaus mit gespanntem Bogen gehen, und Derjenige, welcher dies thut, und bei welchem innerhalb der Stadtmauern Pfeile und eisernes Zeug in den Händen gefunden würde, der ist dem Richter mit 72 Pfennigen verfallen. — In welches Bürgers Haus eine Feuersbrunst entsteht, so daß die Flammen zum Dache hinausschlagen, der zahlt dem Richter ein Talent Strafe. Brennt aber das Haus ganz ab, so hat er nichts zu zahlen, da er ohnedies durch den Schaden schwer genug gestraft ist. Bei wem in der Stadt ein unerlaubtes Maß, daß man die „Ham" nennt (dürfte eine Art Angel oder ein Netz gewesen sein), oder eine falsche Elle oder sonst ein ungerechtes Gewicht gefunden wird, der soll dem Richter fünf Talente zahlen.

Der 55. Paragraph regelt die Gerichtstaxen. Es soll nämlich bei jeder Verhandlung, welche dem Richter ein Talent abwirft, der Unterrichter und Gerichtsbote 30 Pfennige erhalten. Beträgt die Summe für den Richter ein halbes Talent, so entfallen auf die Beiden 15 Pfennige.

Die letzten Abschnitte des Stadtrechtes endlich setzen den engeren Stadtrath ein. Es sollen vierundzwanzig Bürger aus den Angesehensten und

Verständigsten gewählt und in Eid genommen werden, welche über Kauf und Verkauf, sowie über Alles, was zur Ehre und zum Nutzen der Stadt abzielt, zu wachen und zu verfügen haben. Der Stadtrichter hat in die Wirksamkeit dieser Vierundzwanzig nicht einzugreifen, und wenn Jemand gegen ihre Satzungen sich vergeht, hat er dem Richter die von dem Collegium festgesetzte Strafe zu zahlen. Die Gewählten sollen sich häufig versammeln und über das Wohl der Stadt berathen.

Wenn man nun das Stadtrecht Herzog Leopold's des Glorreichen betrachtet, so muß dasselbe eine für diese Zeit völlig passende, echt volksthümliche Verfügung genannt werden.

Das Original ist in lateinischer Sprache, der diplomatischen des ganzen Mittelalters, abgefaßt, die Schlagwörter aber sind mit den deutschen Ausdrücken aufgeführt, wie dieselben schon in den alten Volksrechten der Deutschen erscheinen, z. B. Notwer, hanthaft, lideschaert (Verwundung eines Gliedes), ahpaer man (achtbarer, freier Mann), voraid, averacht, heimsuchunge, halsann, wandel, leitchofaer (Leitkäufer) ꝛc. Ist ja doch das Stadtrecht Wiens selbst hervorgegangen aus dem alten deutschen Volksrechte, schließt sich insbesondere den Satzungen des stammverwandten Westen an, von woher die Kultur nach Oesterreich vordrang und zeigt daher seine Verwandtschaft mit dem sogenannten „Schwabenspiegel“ (Sammlung der Gesetze, die im alten Schwaben, Alemannien, galten) und mit dem neun Jahre früher von demselben Herzoge der Stadt Enns verliehenen Stadtrechte. Im Wiener Stadtrechte herrscht jedoch ein größerer Maßstab, wie es dem wichtigeren Mittelpunkt des Handels und Verkehres, der größeren Bevölkerung der Stadt entspricht. Die Stellung der **Bürger** Wiens darin ist eine eigenthümliche, genau begrenzte; sie nehmen ihren Rang über den Hörigen, Dienstmannen und unehrlichen Personen ein, und es wird genau zwischen entehrenden und nicht entehrenden Vergehen und Strafen unterschieden, daher es bei zwei Fällen leichter Verwundung und Beschimpfung heißt, daß der Thäter vor Gericht, aber nicht an dem „Orte“ (d. h. auf öffentlichem Platze, wo die Diebe ausgepeitscht werden) gehauen werden soll. Doch ist die Befugniß des vom Herzoge eingesetzten Richters eine beschränkte, und gewisse Verbrechen behält sich der Herzog selbst zu entscheiden vor, so z. B. muthwillige Blendung und Heimsuchung (Hausfriedensbruch), wenn sie mit gedungenen Helfershelfern geschieht. Andere Vergehen gehören nur dann vor das herzogliche Gericht, wenn der Thäter oder der Beleidigte eine höher stehende Person ist; solche Fälle sind dann Verwundung, Schläge, Ohrfeigen, Beschimpfung und falsches Maß. Bei einzelnen Fällen erscheint zwar noch das Gottesurtheil, in den meisten Fällen aber wird der Zeugenbeweis und der Eid mit den Eideshelfern festgestellt. Die im Handel den fremden Kaufleuten auferlegten Beschränkungen mußten für die Wiener von den wichtigsten Folgen sein und die kaufmännische Thätigkeit der Stadt emporheben; der Handel mit Waaren des Westens nach Ungarn kam völlig in die Hände der Wiener.

Es ist demnach das Stadtrecht von Wien 1221 nicht nur ein Denkmal der Weisheit und Sorgfalt Herzog Leopold's des Glorreichen, sondern auch ein Beleg für die Wichtigkeit, welche die Stadt Wien bereits unter ihm erlangt hatte. Und wie genau das Stadtrecht den Umständen und Bedürfnissen der Stadt selbst angepaßt war, wie bald es in der Rechtsanschauung der Bürger Leben gewann und zu einem theueren Kleinode derselben geworden ist, zeigt der Umstand, daß es durch mehr als zweihundert Jahre die Grundlage der späteren Satzungen für die Stadt blieb. Die Bulle des Kaisers Friedrich II. vom Jahre 1237, die Privilegien Rudolf's von Habsburg vom Jahre 1278, sowie die späteren Satzungen der ersten Habsburger fußen in vielen Theilen unverändert auf dem Stadtrechte des Jahres 1221.

Ebenso wie für das leibliche Wohl seiner Unterthanen war Leopold auch für den geistigen Aufschwung besorgt. Schon unter ihm entstanden Schulen, und die schönen Künste waren an seiner Hofhaltung geehrte Gäste. Wir werden alsbald

eine lange Reihe herrlicher Dichtergestalten zu erwähnen haben, welche am Hofe des österreichischen Herzogs lebten und sangen. Dafür ward ihm auch die innigste Liebe aller seiner Unterthanen, Groß und Klein, Reich und Arm. Rührende Züge derselben werden noch bei der nachfolgenden Schilderung der Entwickelung der Stadt und des Wiener Bürgerlebens zu erzählen sein.

Und in dieser Liebe und Hochachtung seiner Zeitgenossen mochte Leopold der Glorreiche wohl Ersatz finden für das, was ihm das Schicksal bei allem Reichthum und Glück versagt hatte: die Freude in der eigenen Familie. Eine solche war leider dem edlen Fürsten wenig beschieden. Wohl stand ihm seine ebenso schöne als hochherzige Gattin Theodora, die Nichte oder Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus, getreu zur Seite und führte in den Tagen, wo Kreuzzüge und Reichsgeschäfte Leopold von seinen Landen fern hielten, mit kräftiger Hand die Regierung derselben; sie hat dies unter Anderm bewiesen, als sie während Leopold's Abwesenheit kraftvoll der vom Salzburger Erzbischofe beabsichtigten Gründung des Bisthums Seckau, als einer Beeinträchtigung der Rechte des österreichischen Herzogs, entgegen trat. Aber in seinen Söhnen war Leopold entschieden unglücklich.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Aelteste, ein begabter Knabe, unglücklich zu Grunde ging, noch weniger Freude aber sollten dem Herzoge die beiden Anderen bereiten. Der zweitgeborene, Heinrich, ein trotziger Charakter, welchem die Zeitgenossen den Namen des „Grausamen" beigelegt haben, seit dem Heimfall von Mödling auf dieser Burg in wüsten Gelagen hausend, ging so weit, nach der Herrschaft des Vaters, der ihm allzulange lebte, zu streben. Während Leopold als Vermittler zwischen Kaiser und Papst in Italien weilte, vertrieb Heinrich die eigene Mutter Theodora aus ihrem Aufenthalte zu Hainburg und setzte sich daselbst mit einer Schaar zuchtloser und verwegener Gefährten fest. Schnell eilte Leopold herbei, unterdrückte die Meuterei und verzieh auch milde dem Sohne, der nach der Sage ihm sogar das Leben rauben wollte. Aber Heinrich ward durch solche Gnade nicht gebessert; er spann neue Anschläge, sah sich jedoch bald verrathen und mußte nach Mähren fliehen, wo er den Gewissensbissen am 29. September 1228 erlag.

Auch der einzig übriggebliebene Sohn Friedrich, dem später die Geschichte den Namen des „Streitbaren" beilegte, versprach wenig. Diesem hatte der Vater den weltberühmten Sänger Walther von der Vogelweide zum Erzieher beigegeben, allein der wilde Knabe machte dem sanften Manne viele Sorge, und mit schwerem Herzen mußte er Leopold gestehen, daß er sein Amt nicht beibehalten könne, denn der Jüngling sei „der Ruthe entwachsen, doch noch für das Schwert zu jung" und in keiner Weise zu leiten. Es war dies ein Vorspiel des trotzigen Sinnes, von dem sich Friedrich zum eigenen und seiner Länder Unheil später nur zu oft leiten ließ.

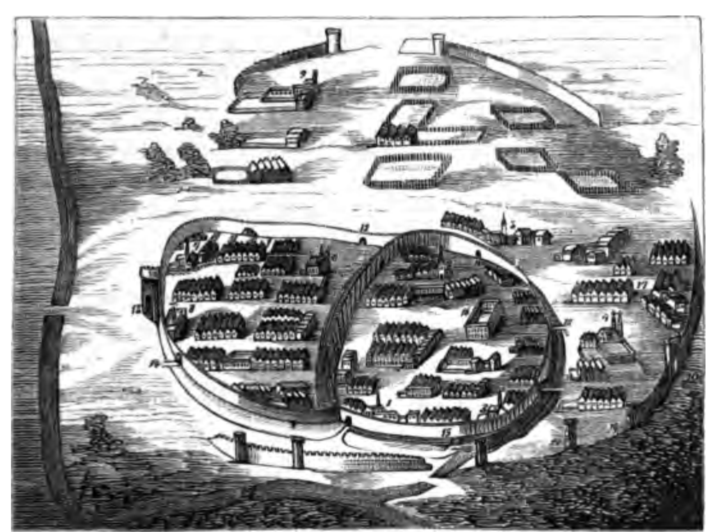
Wie kann es da zu wundern sein, daß das ganze Land in Trauer versank, als die Nachricht von Leopold des Glorreichen Tode dahin gelangte. „Wir haben ihn geliebet," schreibt Papst Gregor IX. an die Witwe Theodora, „mit besonderer Zuneigung, und Wir setzten solches Vertrauen auf seine Redlichkeit, daß Wir in allen Geschäften seinen Rath gehört haben." Kein Auge blieb thränenleer, als treue Vasallen seinen Leichnam durch die Steiermark nach Wien brachten und von da der Trauerzug nach Leopold's Stiftung, Lilienfeld, ging, wo er zur Ruhe beigesetzt ward. Weinend klagten die Wiener:

„Wer singet uns nu vor
Zu wien auf dem chor,
Als er vil dicche (oft) hat getann,
Der vil tugendhaft man.
Wer stift uns nu raien (Reigen)
In dem herbst und in den mayen,
Wer leicht uns silber und golt,
Wer ist uns mit trewen holt.

Wer schaft uns nu guten frid,
Wer hecht (hängt) die rauber an die wid (Weide),
Wer frewt (befreit) uns die stete (Städte),
Als er vil gern tete.
Wen sieht man puhurten (turnieren),
Und ritterlichen lustiren.
Wer freit uns die strazze (Straße)
Wer schaft uns frid on mazze,
Sam (wie) der Herzog Lewpold tat.
Payde in Dorffern und in stat."

Wiens Vergrösserung und dessen neue Bauten.

Herzog Leopold der Glorreiche, überhaupt für die Hebung der Städte und deren Bürgerthum beflissen, wandte seine volle Sorgfalt auch der Hauptstadt Wien zu. Das dritte Mal war es nun, daß der steinerne Panzer Wiens für die erwach-



Ansicht von Wien 1210. (Seite 154.)

sende Volkszahl zu enge wurde, und da überdies wichtige Gebäude, wie die St. Stefanskirche, St. Jakob und die Wollzeile, damals der Wohnsitz der reichen Kaufleute, außerhalb der Stadtmauer lagen, so ließ der Herzog diese erweitern und bezog diese Bauten zur Stadt durch eine neue Mauer ein. Letztere begann da, wo die alte beim Freisinger- (jetzt Trattner-)Hofe die Ecke bildete und lief in Fortsetzung der durch den Graben gebildeten südlichen Linie in der Richtung der Singerstraße hinab bis zur Jakobergasse, bog dort gegen Norden und umfaßte St. Jakob, das Templerhaus bis zum Auwinkel, dann bog die Mauer abermals und lief längs der Adlergasse zum (alten) Fischmarkt (am heutigen Franz Josefs-Quai), wo sie an die ältere Stadtbefestigung wieder anschloß. Durch diese Erweiterung, welche die Stadt fast auf das Doppelte ihres früheren Umfanges brachte, entfielen zwei der früheren Thore, welche jetzt im Innern der Stadt zu liegen kamen, nämlich das Thor beim Lichtensteg, welches, an der größten Passage liegend, auch alsbald gänzlich entfernt wurde, und das Thor am Katzensteig, dessen alterthümlicher Bogen sich bis zum Anfange unseres Jahrhunderts erhielt und erst im Jahre 1825, bei Erweiterung dieses Gäßchens zur jetzigen Seitenstettengasse, abgebrochen wurde. Dagegen entstanden zwei neue Thore: eines am Ausgang der Rothenthurm-

straße, welches, so wie diese, nach einem zum Schutze des Thores erbauten, mit rother Farbe bemalten Thurme (nicht, wie stets geglaubt wird, von den dort auf Wache befindlichen Rotten) benannt wurde, und eines am Ausgange der Wollzeile, welches von den schon um 1100 daselbst bestehenden zahlreichen Badstuben den Namen Stubenthor erhielt. Die Zahl der Stadtthore blieb daher, ungeachtet der Erweiterung, wieder acht, nur wurde noch eines derselben, das früher am Ausgange des Schlossergäßchens bestehende Kärntnerthor etwas weiter gegen Osten, in die Verlängerung des Stefansplatzes verlegt. Der Name dieses letzteren Thores ist mehrfach von dem alten bei St. Stefan bestehenden Beinhause oder Karner (Carnarium) hergeleitet worden; es ist dies jedoch falsch, denn das Thor wurde nach allgemeinem Gebrauche nach der Straße genannt, welche durch dasselbe nach dem Kärntnerreiche führte, ebenso wie jenes am Ausgange der Tuchlauben Bairerthor (später in Peilerthor umgebildet) und das Stubenthor einfach Ungerthor hieß, da hier die Straße nach Ungarn führte. Pater Fuhrmann hat auch von dem Bestande der Stadt, wie sie nach dieser Vergrößerung aussehen mochte, eine Skizze entworfen, welche wir (Seite 153) mittheilen. Die betreffenden Ziffern bezeichnen: 1. Die Kirche zu St. Ruprecht; 2. St. Peter; 3. Maria Stiegen; 4. Schotten; 5. St. Pankraz; 6. St. Stefan; 7. St. Jakob; 8. Templer (später Dominicaner); 9. St. Johann; 10. Schottenthor; 11. Bairer- (Peiler)-Thor; 12. Kärntnerthor; 13. Stubenthor; 14. Biberthor; 15. Fischerstiege; 16. Herzogshof; 17. Domvogtsgasse (heute Teinfaltstraße); 18. Steinfeld (Schottenfreiung); 19. im Elend (Fremdenquartier, heute Tiefer Graben an Stelle der Häuser 36 und 38, alt 215—218). Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Ansicht nur als eine beiläufige angenommen werden kann, denn es lassen sich gegen Einzelheiten derselben gegründete Bedenken erheben; so insbesondere gegen die alte Mauer im Innern der Stadt, die sicher nach der Erweiterung nicht stehen blieb, sondern bis auf wenige Ueberreste sogleich entfernt wurde; ebenso bestanden zu Leopold des Glorreichen Zeit wohl noch einige Ueberbleibsel der Mauer von der alten Römerstadt, gewiß aber nicht so viele, ganze Strecken der Stadtmauer und die gut erhaltenen Thorthürme, wie sie sich auf dem Bilde zeigen. Nichtsdestoweniger bleibt letzteres ungemein interessant.

In- und außerhalb der so erweiterten Stadt erhoben sich unter Leopold dem Glorreichen zahlreiche Neubauten.

Im Jahre 1226 berief der Herzog Mönche des Dominicaner-Ordens aus Ungarn und übergab ihnen das frühere Tempelhaus beim Stubenthore, welches umgebaut und vergrößert wurde. Im Januar 1237 wurde deren neue Kirche zu Ehren der heiligen Maria (Rotunda, nach dem Stammkloster des Ordens genannt) vom Erzbischofe Eberhard von Salzburg feierlich eingeweiht.

Auf seinen Fahrten in's gelobte Land war der Herzog auch mit den geistlichen Ritterorden befreundet worden und räumte ihnen in seiner Hauptstadt Wohnstätten ein. So erhielt der Johanniter-Orden ein Kirchlein mit einem Hospiz für Pilgrime in der Kärntnerstraße, welches der Baumeister Claudius Scharpok von Bamberg erbaute. Bereits 1210 bestätigte Leopold der österreichischen Commende (Ordensgebiet) des deutschen Ordens die reiche Schenkung des Otto von Hallbrunn, nämlich ein Haus mit einer der heil. Maria geweihten Kapelle in der Sinniger- (jetzt Singer-)Straße, wo noch heute Kirche und Hof des Deutschherren-Ordens besteht (Haus mit der Nummer 7, alt 879). Der Orden erinnerte sich dankbar des Schutzes, den der Herzog ihm angedeihen ließ, und lange stand in dem „Gebet Zedull" der Ordensglieder die tägliche Fürbitte „für den Schwabenherzog Friedrich, für Heinrich VI., für die ehrlichen Bürger von Lübeck und Bremen, die Stifter unseres Ordens; auch laßt uns gedenken des Herzogs Leopold von Oesterreich und Herzogs Konrad von Meißau &c."

Auch fand der ritterliche Orden der Kreuzherren mit dem rothen Sterne freundliche Aufnahme; derselbe war, aus dem Orient kommend, wo sie „Betlehemiten" genannt wurden, 1217 in Böhmen aufgetaucht, und seine Genossen widmeten sich dem Schutze und der Begleitung der Pilgrime in das gelobte Land, der Pflege, der armen hilflosen Menschheit und der Seelsorge. Es war dies in Wien nur eine Art Durchzugsthätigkeit; erst Kaiser Karl VI. übertrug den Kreuzherren ihre noch heute übliche Wirksamkeit in der Hauptstadt.

Es wird ferner die Berufung des Minoriten-Ordens dem Herzoge Leopold dem Glorreichen zugeschrieben. Jener Anfangs des 13. Jahrhunderts in Italien entstandene Orden des heil. Franciscus von Assisi, dessen Ordensbrüder unter dem Namen der Minoriten oder Franciscaner bekannt sind, hatte in der ersten Zeit seines Bestehens eine so rühmliche Thätigkeit entwickelt und sich um die Verbreitung des wahren Glaubens so verdient gemacht, daß Herzog Leopold nach seiner Rückkunft aus dem um 1217 unternommenen Zuge nach Palästina sich veranlaßt gesehen haben soll, einige Brüder desselben frommen Ordens sich für Wien zu erbitten. Eine Handschrift des 13. Jahrhunderts, welche noch heute im Minoriten-Archive aufbewahrt wird, nennt die Namen einiger der in Wien angelangten Ordensbrüder, und zwar Johannes de Plano, Albertus Pisanus, Martinus Milanus und Jacobus Tarvisianus (Treviso). Es soll schon Herzog Leopold denselben, welche nach ihrem Stammlande sehr häufig im Volksmunde „die Wälschen" (von wallich, fremd) genannt wurden, einen Platz zwischen der Burg und dem Schottenkloster auf herzoglichem Grunde (dem heutigen Minoriten- und Ballplatz), der aber damals noch außerhalb der Stadt gelegen war, eingeräumt und ihnen die Erlaubniß ertheilt haben, dort ein Kloster sammt Kirchlein zu erbauen; es heißt ferner, daß ein Ablaß des Papstes Honorius III. (1216—1227) den Bau des Kirchleins und das Emporblühen des Wiener Klosters wesentlich gefördert habe, sowie auch mehrere Wiener Bürgerfamilien zu diesem Zwecke kräftigst beitrugen. Indessen wäre es hier kein vereinzelt stehendes Beispiel, daß der Stiftungsbrief eines Conventes erst mehrere Jahre nach der eigentlichen Gründung geschrieben wurde; zudem erwähnen mehrere Chronisten der vorstehenden Begebenheiten und berufen sich dabei auf Urkunden, die jedoch gegenwärtig nicht mehr aufzufinden sind. Dagegen ist die Anwesenheit des Minoriten-Ordens unter dem Sohne Leopold's des Glorreichen, unter Friedrich dem Streitbaren, urkundlich erwiesen. Man findet da den Pater Johann de Plano als Provincial der sächsischen Provinz, zu welcher der Wiener Convent gehörte. Auch wurden von mehreren Päpsten zahlreiche Bullen an die hiesigen Minoriten gesendet, so von Papst Gregor IX. im Jahre 1236 wegen der von Kaiser Friedrich feierlich gelobten, aber immer verschobenen Heerfahrt zur Eroberung des heiligen Grabes, ferner die Bulle desselben Papstes von 1241 wegen des Zuges gegen die Mongolen; mehrere Bullen von Papst Innocenz IV., aus denen jene hervorzuheben ist, durch welche das Ansehen des Klosters in Wien gesteigert und für den Kirchenbau viele milde Gaben eingebracht wurden. Papst Alexander VI. ertheilte den Kirchenbesuchern Ablässe und Papst Urban IV. sandte an die Minoriten in Wien jene Bulle (vom 5. Juni 1262), in welcher er ihnen empfahl, gegen Kaiser Michael Palaeologus in Constantinopel zu predigen.

Im Jahre 1230 wurde auch von Constantia, der Tochter Bela's III. von Ungarn, die sich nach dem Tode des Gemals Ottokar I. von Böhmen nach Wien begab, daselbst das zweite Nonnenkloster zu St. Agnes, in der Rauhensteingasse, gestiftet. Es trat die Königin selbst in den Convent ein und führte mit ihren Jungfrauen ein beschauliches Leben. Als aber später der Krieg zwischen Friedrich dem Streitbaren und Ungarn ausbrach, ging Constantia nach ihrer Heimat zurück. Die übrigen Nonnen blieben zwar beisammen, doch kam der Convent theils durch die Gräuel der herrenlosen Zeit, theils durch den Mangel fester Regeln

völlig in Verfall. Seine Regenerirung in den darauffolgenden Jahren und der Name des Himmelpfort-Klosters, den er erhielt, wird an späterem Orte erläutert werden.

In den Tagen Leopold's des Glorreichen wurde auch am Fuße der Schottenpoint, inmitten grünender Rebenpflanzungen, das Nonnenkloster zu St. Maria Magdalena gegründet, welches ursprünglich Cistercienserinnen bewohnten, denen später (1494) regulirte Chorfrauen des heiligen Augustin (Canonissinnen) folgten. Dieses Kloster hatte am Abhang des Schottenberges, zwischen dem „Strudelhof" und den Häusern in der ehemaligen Neuburger- (heute Liechtenstein-) Straße seinen Standpunkt. Das alterthümliche Haus „zum goldenen Engel" bildete einen Theil dieses Klosters, jetzt steht an dessen Stelle das Hotel, in welchem Danzer's Orpheum befindlich (Nr. 21, alt 278). Das Kloster war, nach jenem bei St. Jakob auf der Hülben, Wiens ältestes Nonnenkloster; die Ausfertigung des eigentlichen Stiftsbriefes erfolgte aber erst unter Friedrich dem Streitbaren (1239 bis 1246); die erste schriftliche Erwähnung desselben geschieht 1234, als der Salzburger Erzbischof Eberhard II. den Cistercienser-Nonnen zu St. Maria Magdalena außerhalb der Mauern Wiens einen jährlichen Salzbezug aus der Saline zu Hallein zusichert. Das Cistercienser-Nonnenkloster St. Nikolaus innerhalb der Stadtmauern (Singerstraße, an der Stelle der Häuser Nr. 1 bis 4, alt 836 bis 838 und 885; dann Singerstraße Nr. 11, alt 884 stehend) entstand im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, und zwar als eine Tochtergemeinde der vorerwähnten älteren außer der Stadt gelegenen.

Es muß hier, um das Klosterleben jener Tage zu kennzeichnen, nebenbei als höchst interessant erwähnt werden, daß in den meisten Klöstern des Mittelalters Gespräche untersagt waren, da sie als den Gelübden zuwider betrachtet wurden; indeß wußte man gewisse Zeichen einzuführen, um die unumgänglichen Mittheilungen des geselligen Lebens und die Ausführung mancher Befehle über die vorgeschriebenen Uebungen möglich zu machen. Diese Zeichensprache war keineswegs willkürlich, sondern überall durch die Klosterregel vorgeschrieben. In den alten Glossarien finden sich lange Reihen derselben angeführt, von denen wir einige hervorheben wollen:

Zeichen, die auf den Gottesdienst Bezug hatten, waren:

Im Allgemeinen, um ein Buch zu begehren, streckte man die linke Hand aus und bewegte zwei Finger der rechten Hand darüber hin, gleichsam umzublättern; das Meßbuch wurde außer der eben genannten Handbewegung noch durch das Kreuzzeichen angedeutet; das Evangelienbuch außer dem Zeichen für jedes Buch noch durch das Kreuz auf der Stirne. Für die Episteln wurde das allgemeine Zeichen und das Kreuz über der Brust gemacht; um das Allelujah anzudeuten, faltete man die Finger und machte zuvor damit die Bewegung des Fliegens (zur Erinnerung an die Engel, deren Gesang dies Allelujah ist; diese Geberde soll sich übrigens sehr komisch ausgenommen haben). Die Ordensregel bezeichnete das allgemeine Buchzeichen, dann faßte man mit beiden Fingern ein über das Ohr hängendes Haarbüschel.

Zeichen in Bezug der Nahrung, Kleidung und dergleichen waren: für das Brot ein Kreis, den man mit dem Daumen und zwei anderen Fingern bildete (kam dann der runden Form des Brotes gleich); um feinste Bäckerei (Art Torte) anzuzeigen, machte man ein Kreuz noch dazu auf die Handfläche (in dieser Form wurde das Gebäck gewöhnlich getheilt); ein halbes Brot wurde durch das Falten des Daumens mit dem nächsten Finger (Halbkreisbeschreibung) angezeigt. Bohnen wurden dadurch angedeutet, daß man auf das erste Daumengelenk die Spitze des Zeigefingers legte und dabei den Daumen vorragen ließ; Hirse, indem man mit einem Finger eine Rundung bildete (weil sie so mit dem

Löffel im Topfe umgerührt wurden); eine Hülsenfrüchtensuppe, indem man einen Finger auf den andern legte und den oberen wegzog (als Bezeichnung des Abschneidens des Gemüses). Fische im Allgemeinen wurden angezeigt durch die Nachahmung der wedelnden Bewegung eines Fischschwanzes im Wasser; ein Aal dadurch, daß man beide Hände zusammendrückte, wie um einen Aal festzuhalten, der entschlüpfen will; eine Lamprete zeigte man durch die Andeutung der Punkte an der Kinnlade, welche dieselbe über den Augen hat; beim Lachs galt das allgemeine Zeichen, dann ein Kreis, den man mit Daumen und Zeigefinger bildete und denselben um das linke Auge zog (Andeutung über das große Auge des Lachses); bei einem Hecht rieb man mit dem Finger glatt über die Nasenspitze (weil der Fisch einen ziemlich langen Rüssel hat); bei der Forelle fuhr man mit dem Finger von einer Augenbraune zur andern.

Käse wurde angezeigt, indem man beide Hände zusammenschlang und gegeneinander drückte, was das Pressen des Käses anzeigen sollte. Um Kuchen anzudeuten, wurde das Zeichen für Brot und Käse gemacht, dann alle Finger einer Hand gebogen; diese Form dann mit der Höhlung über die andere Handfläche gelegt, zeigt die Form des Kuchens an. Milch zu verlangen, legte man den kleinen Finger zwischen die Lippen, wie ein säugendes Kind; beim Honig legte man den Finger an die etwas vorgestreckte Zunge (Andeutung des Leckens). Wein wurde angedeutet, indem man den Finger krümmte und an die Lippen legte (ersterer formirte dann den Kelch). Forderte man Wasser, so wurden alle Finger zusammengefaltet nach rechts und links bewegt; bei Essig rieb man mit dem Finger die Kehle (weil sich in dieser der Geschmack äußert). Um Früchte zu begehren, vorzüglich Aepfel oder Birnen, hielt man mit den übrigen Fingern den Daumen versteckt; Kirschen deutete man dadurch an, daß man den Finger unter ein Auge hielt (dadurch wurde die am Stängel hängende Kirsche dargestellt). Der Daumen ausgestreckt und die nächsten Finger zusammengefaltet bedeutete Zwiebel. Streckte man die Hand gegen den ein wenig geöffneten Mund, wie man ihn in Gesellschaft von Leuten, welche Hülsenfrüchte verzehren, des Geruches wegen verzieht, so zeigte dies Knoblauch oder Rettig an. Senf wurde durch das Anlegen des Daumens an das vordere Gelenk des kleinen Fingers (wegen der Kleinheit des Senfkornes) angedeutet.

Eine Schale begehrte man, indem drei Finger ausgestreckt und etwas gekrümmt in die Höhe gehalten wurden; dasselbe Zeichen mit der ganzen Hand gemacht, bedeutete einen Schlüssel. Wenn man den Chorrock mit drei Fingern an dessen Ende faßte, nämlich mit dem kleinen und den zwei nächstfolgenden Fingern, so zeigte dies das genannte Kleidungsstück an; wurde eine Decke gefordert, so streckte man die ganze Hand aus, legte sie auf die Brust, gleichsam auf die Wolle der Kutte gedrückt, und fuhr mit der Hand von unten über den Arm hinauf, als bedecke man sich im Bette mit etwas; hob man die Hand auf, krümmte die Fingerspitzen und machte die Bewegung des Fingers (was die Bettfedern anzeigte), und legte sie dann an die untere Gesichtshälfte wie ein Schlummernder, so bedeutete dies ein Kopfkissen. Den Gürtel zeigte das Drehen eines Fingers um den andern an und man legte von beiden Seiten die Finger jeder Hand um die andere Hand (um das Anziehen desselben zu versinnlichen). Jedes Metall deutete man durch das Zusammenschlagen der Fäuste an; bei einem Messer zog man mit einer Hand durch die Fläche der andern; das Futteral des Messers wurde ausgedrückt, indem man die Schärfe mit einer Hand auf die andere Handfläche setzte (wie wenn man es in's Futteral legen wollte). Der Ausdruck Griffel wurde durch das Zeichen des Metalls gegeben, dann streckte man den Daumen aus und machte die Bewegung eines Schreibenden; eine Schreibtafel verlangte man durch das Kreuzen beider Hände, die dann ausgebreitet wurden, wie beim Auf-

schlagen eines Buches. Fuhr man mit drei Fingern durch die Haare, so bedeutete dies einen Kamm.

Vorgesetzte und allerlei Personen oder Begriffe hatten ebenfalls recht sinnreiche Bezeichnungen. Ein Engel wurden durch das Zeichen beim Allelujah angezeigt; die heilige Jungfrau, indem man mit der Hand von einer Augenbraune zur andern strich; hielt man ein Haar mit zwei Fingern, so bedeutete es einen Abt; einen Mönch aber, wenn man mit der ganzen Hand in die Haare griff. Ahmte man das Läuten einer Glocke nach, so zeigte es den Kirchendiener an, und den Prior, wenn man mit Daumen und Zeigefinger ein Glöckchen vorstellte. Den Novizenmeister zeigte man an, indem man mit der Linken durch das Haar über die Stirne herabfuhr (dies zeigte einen Novizen an), dann den Zeigefinger auf die Augen legte (um die Aufsicht anzudeuten). Der Kellermeister oder Hausverwalter wurde durch die Bewegung eines sich im Schlosse drehenden Schlüssels angedeutet; der Gärtner durch die Fingerkrümmung, als kratze man die Erde. Beim Almosen-Sammler fuhr man mit der Hand von der linken Schulter gegen die rechte Seite herüber (so trugen die Bettler ihren Quersack); der Krankenwächter wurde durch das Anlegen der Hand in die Brust und dann mit dem beim Novizenmeister erwähnten Zeichen der Aufsicht oder Wachsamkeit angedeutet. Um den Greis zu bezeichnen, fuhr man mit der Rechten durch das Haar und rieb sich dann die Stirne (der Falten wegen); beim Kind legte man den kleinen Finger an die Lippen. Bei einem Landsmanne oder Verwandten zeigte man mit der Hand auf das Gesicht und legte den Mittelfinger auf die Nase, um die Blutsverwandtschaft zu bezeichnen.

Das Sprechen deutete die vor den Mund gehaltene Hand und das Herumbewegen mit derselben an; das Schweigen, wenn man einen Finger an den geschlossenen Mund preßte; das Gehör, wenn man den Finger an das Ohr hielt; die Unwissenheit, wenn man mit dem Finger über die Lippen wischte; um das Einverständniß zu bezeichnen, hob man die Hand so auf, daß sich deren Rücken oben befand. Wenn man den Daumen und zwei andere Finger an den Unterkiefer brachte und damit über das Kinn herabstrich, so bezeichnete dies das Gute; um dagegen etwas Böses anzudeuten, setzte man die Finger beiderseits an das Gesicht und ahmte einen Vogel nach, der etwas an sich zieht, um es zu zerreißen. Die Spitze des Mittelfingers unter den Daumen gesetzt und dort aufgestoßen, zeigte an, daß man etwas ausschlage; der Zeigefinger unter ein Auge gebracht, bezeichnete das Gesicht.

So komisch auch manche der Zeichen sich dargeboten haben mögen, muß doch im Ganzen zugegeben werden, daß in dieser Deutungssprache viel Geist und Erfindungsgabe steckte.

Unter Leopold dem Glorreichen entstanden auch mehrere Kapellen. Unmittelbar bei der St. Stefanskirche erbaute im Jahre 1214 Ulrich, Domherr von Passau und Secretär des Herzogs, die St. Katharinenkapelle, welche Bischof Manegold (gest. zu Wien 1215) einweihte. Sie wurde später dem Stifte Zwettl übergeben und so mit dem Hofe dieses Stiftes (Stefansplatz Nr. 6, alt 868 und 870) verbunden. Jeder nachfolgende Besitzer des Hauses hatte das Recht, den zur Kapelle gehörigen Priester zu präsentiren, für dessen Unterhalt hinlänglich gesorgt wurde, indem er ein an die Kapelle gebautes Haus zur Wohnung, jährlich 62 Pfennige von zwei Häusern in der Stadt und einen Grundzins in der Weihburggasse zu beziehen hatte; überdies mußten ihm von einem Weinberge bei Grinzing jährlich bei 60 Eimer Wein geliefert werden. Im Jahre 1234 befand sich das Haus und das Patronatsrecht über diese Katharinenkapelle im Besitze des Ritters Konrad von Greifenstein, seine Nachkommen verblieben in demselben bis zum Anfange des nächsten Jahrhunderts und unter ihnen wurde das

Gebäude mit der Kapelle (1275) und nach zwei Jahren abermals ein Raub der Flammen, so daß es neu erbaut werden mußte.

Weiters bestand eine Kapelle zur heiligen Dreifaltigkeit, im nachmaligen Lazenhof (heute Hohoshof, Nr. 2, alt 500 und 516 im Fischhof); diese verdankt ihr Entstehen dem Herzoge und einem reichen Bürger Namens Zinkh. Bischof Wolfker von Passau eximirte (befreite) sie 1204 von St. Stefan als Hauskapelle Gottfried's, des Oberkämmerers der Stadt Wien.

Dem Herzoge Leopold verdankt auch Klosterneuburg seine Johanneskapelle. Der Herzog wohnte oft zu Klosterneuburg im Fürstenhofe, wo ihm 1207 sein erster Sohn gleichen Namens geboren wurde. Im Jahre 1209 hielt er daselbst einen großen Gerichtstag. Bei solchen Gerichtstagen, wie zu Festen und anderen Gelegenheiten, versammelte sich der Adel des Landes um den Fürsten, und das Gefolge desselben, sowie das herbeiströmende Volk machte eine beträchtliche Zahl Köpfe aus, für deren Unterkommen gesorgt werden mußte. Es muß also Klosterneuburg schon damals eine der bedeutendsten Städte Oesterreichs gewesen sein und der Fürstenhof einen ansehnlichen Umfang gehabt haben. Im Jahre 1211 wurde Friedrich der Streitbare daselbst geboren. Von dem Kreuzzug, den Leopold gelobt hatte, kehrte er 1218 siegreich heim und baute sogleich bei seinem Palaste die vielgerühmte Kapelle, welche schon im Jahre 1222 vollendet war und von Gebhard, Bischof von Passau, zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers geweiht wurde. Der Herzog bedachte sie mit liegenden Gütern und bestellte einen Weltgeistlichen, um daselbst den Gottesdienst zu verrichten, es ist jedoch nicht richtig, wenn mehrseitig gemeint wird, er habe dieselbe als Ruhestätte für seine Familie erbaut. Die Babenberger suchten ihre letzte Ruhestätte stets in den Stiften, die sie gegründet, und wenn die Palastkapelle mit außergewöhnlichem Glanze erbaut wurde, sowie nach den Umstande zu urtheilen, daß er sie bald nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande errichtete, ist es wahrscheinlich, daß er nach der Sitte der Zeit daselbst kostbare Reliquien erworben hatte und in dieser Kapelle eine monumentale Hülle für dieselben herzustellen beabsichtigte. Aus derselben Zeit beiläufig stammt auch die Dreikönigskapelle in Tuln, eine herrliche Rundkapelle, Quaderbau, zunächst der Pfarrkirche, und zwar rechts vom Presbyterium am ehemaligen Friedhofe stehend; sie hatte die Bestimmung einer Gruftkapelle, wurde also mit einem Karner (Beinhaus) versehen.

Es muß hier erwähnt werden, daß in einer Zeit, wo die Kirche alle Verhältnisse durchdrang, wo selbe im Staate wie in der Familie tief wurzelte, um welche sich Alles gruppirte, nicht blos große Stadtkirchen, Kathedralen und Klosterkirchen in's Leben gerufen wurden, sondern daß das religiöse Bedürfniß auch in jedem Hause einen Betplatz verlangte, und so war das eigene Oratorium (Bethaus) ein wesentlicher Bestandtheil jedes Palastes oder jeder Burg. In der Regel war dabei ein Geistlicher bestellt, manchmal sogar ganze Capitel, um den Gottesdienst zu verherrlichen. Derartige kleinere Kirchen nun erhielten im Mittelalter den Namen Kapellen, die dabei bestellten Geistlichen hießen Kapellane. Der Name stammt von der cappa des heil. Martin. Diese war eine Regenkappe, Kapuze, von caput, Kopf, ein Kleidungsstück, dessen sich die Laien männlichen und weiblichen Geschlechtes und auch Geistliche im Mittelalter bedienten. Es hatte die Form eines weiten Rockes oder Mantels, ward über den übrigen Kleidern getragen, nur beim Ausgehen gebraucht, und weil es sehr gegen die Witterung schützte, häufig auf Reisen von Kaufleuten getragen, größtentheils mit weiten Aermeln und einer Kapuze zur Bedeckung des Kopfes versehen. St. Martin hatte bekanntlich die Hälfte dieses seines Regenmantels dem Bettler gegeben, die andere Hälfte wurde von jeher von den Königen Frankreichs besonders verehrt, ja sie führten sie sogar im Felde mit sich und bewahrten sie in einem besonderen Zelte auf, in dem sie auch ihre Andacht

verrichteten. Dieses andachtsvoll gehütete Zelt mit der Cappa St. Martin's nahm nach und nach auch von derselben den Namen an, der dann auf alle ähnlichen kleinen Bethäuser übertragen wurde. In zweiter Reihe soll man im Felde überhaupt Zelte aus Ziegenfellen (capra oder capella) für das heilige Meßopfer errichtet haben, und es soll sich der Name von diesem Umstande herschreiben.

Die Haus- und Burgkapellen sind uns aus dem Mittelalter in großer Zahl erhalten geblieben; manchmal zeigen sie sich als kleine Gemächer im Innern eines Gebäudes, manchmal als selbstständige Gebäude im Umfange der Burg. Manchmal sind deren zwei vorhanden, eine äußere und eine mit den inneren Gemächern in Verbindung stehende. Die äußere war sodann wohl die Hauptkapelle für den öffentlichen Gottesdienst in der Burg, die innere die Andachtsstätte der Familie. Beson-



Das Maifest.

deres Interesse bieten die auf mancher Burg vorkommenden Doppelkapellen in zwei Stockwerken übereinander, die dann meist durch eine Oeffnung in der Decke verbunden sind. Der untere Raum ist da überall niedriger, von gedrücktem Verhältniß und in einfachen Formen gehalten, während die obere Kapelle lichter und höher ist. Man meinte lange, daß die obere Kapelle für die Herrschaft, die untere für die Dienerschaft bestimmt gewesen wäre, dies ist jedoch kaum richtig; der untere Theil ist als Gruft aufzufassen, und es stehen die Doppelkapellen mit den Räumen in anderen ähnlichen Bauten in organischer Verwandtschaft und in Verbindung mit den antiken Mausoleen und Grabtempeln. Das 13. Jahrhundert rief einen Umschwung vieler Ansichten und Auffassungen hervor, und da kamen auch diese Art Kapellen aus der Uebung und wurden wohl nur in einzelnen Fällen solche noch errichtet.

Ueberhaupt war Leopold beflissen, den kirchlichen Glanz seiner Residenz zu heben; er bemühte sich, Wien zu einem bischöflichen Sitze zu erheben. Da

aber die neu zu errichtende Diöcese noch zum Bisthume Passau gehörte, so war vor Allem die Einwilligung des Bischofs Manegold zu erringen. Der Papst selbst nahm sich des Planes mit vieler Wärme an und schrieb an den Bischof, ihn dazu zu bewegen. Herzog Leopold und die Gemeinde Wiens, welche Innocenz III. bei dieser Gelegenheit „die wichtigste Stadt Deutschlands nach Cöln" nennt, erklärten sich bereit, aus ihrem Vermögen dem neuen Bischofe tausend Mark jährliche Einkünfte zu sichern, und der Passauer Diöcese sollte nur ein Dritttheil vom österreichischen Gebiete entzogen werden. Die Verhandlungen zogen sich durch zwei Jahre, 1207 und 1208, hin, und noch zu Ende des zweiten Jahres schrieb Innocenz aufmunternd an Leopold und forderte ihn auf, neuerdings Schritte einzuleiten. Aber Manegold war nicht zu bewegen,



Die Katzenbeiße. Strafart für zänkische Weiber. (Seite 190.)

irgend etwas von seinem Sprengel zu verlieren, wiewohl der Papst einen besonderen Legaten beauftragte, den Bischof hierzu zu bestimmen, und so fiel dieser große Gedanke Leopold's in ein Nichts zusammen; erst nach Jahrhunderten sollte durchgeführt werden, was Leopold in richtiger Erkenntniß als eine Quelle neuer Bedeutung für Oesterreich betrachtete, denn das Bisthum würde nicht nur der Stadt selbst neuen Glanz verliehen, sondern auch Oesterreich selbstständiger gestellt haben, welches seine Abhängigkeit von Baiern in kirchlicher Hinsicht tief empfand.

Auch sonst noch entstanden vor den Stadtmauern neue Gotteshäuser, darunter vornehmlich das Heiligengeist-Spital mit der Kirche zu St. Anton. Den müden Pilgern und Heerfahrern hatten zur Zeit der Kreuzzüge allerorts gastliche „Hospitien" (Herbergsklöster) ihre Pforte geöffnet. Auch das im Jahre 1211 vom Herzoge Leopold und seinem Arzte Gerhard, damaligem Pfarrer in Valva (Felling an der Piesting), gegründete Hospital des Heiligengeist-Ordens in

Wien zählt in die Reihe dieser Zufluchtsstätten. Hospital und das zugehörige Kirchlein bei Sanct Anton lagen am jenseitigen Ufer des Wienflusses und lag ersteres am heutigen Nasch- (Obst-)Markt, nahe der sogenannten Bärenmühle (Wienstraße Nr. 1), hart am Wien-Ufer, letzteres rechts vor dem heutigen Freihause (Obstmarkt Nr. 1). Nur ist dieses Hospital wohl zu unterscheiden von dem am linken Ufer, gleich außerhalb des Kärntnerthores in der Kumpflucke befindlich gewesenen Allerheiligen-Spitale, dem ersten und ursprünglichen Wohnsitze der verarmten Wiener Bürger. Nach der Stiftungs-Urkunde vom 27. Mai 1211 sowie den späteren Bestätigungsbriefen Friedrich's des Streitbaren (1243) und König Ottokar's von Böhmen (1274) führte in diesem Hospitium der von Montpellier aus über ganz Frankreich, Italien, England und die deutschen Gaue sich ausbreitende und seit 1208 auch in Wien festen Fuß fassende Orden vom heiligen Geiste das Regiment. Seine Ordensglieder, Chorherren, Ritter und dienende Brüder, waren verpflichtet, Fremden (peregrinus, fremd, nach dem mittelalterlichen Sprachgebrauche gleichbedeutend mit elend, woher auch der Ursprung der sogenannten Elendzeche oder Fremdenbruderschaft in Wien und die Behausung im Elend, d. i. Fremdenherberge, den Ursprung haben), Kranken, Armen und Waisen Hilfe und Obdach zu bieten; die französischen Ordensbrüder hatten zumeist auch mit den Waffen in der Hand an den Kreuzzügen selbst theilgenommen. Jedem ihrer Hospitäler standen ein Komthur (Meister) und mehrere Präceptoren (Vorsteher) vor. Ihr Ordenskleid war schwarz, das weiße Doppelkreuz an der linken Schulter und Kapuze weiß und ankerförmig. Zu den liegenden Gütern der „Heiligengeister", wie sie der Volksmund gewöhnlich hieß, gehörte nebst ihren Wirthschaftsgebäuden und einer Mahlmühle (Heiligengeistermühle, später Bärenmühle genannt) auch das umliegende, schon vor Herzog Leopold dem Orden zugesprochene Rebgelände „am Gries" (sandiger Platz, auch Markt), welches von der Wienflußbrücke aufwärts bis an die Marken der Kirchengüter von St. Stefan sich erstreckt hatte. Die Kirche, welche bald zur Pfarre erhoben wurde, erhielt der nicht lange vorher in Rom entstandene Orden des heil. Anton von Saxia, der sich der Krankenpflege geweiht hatte. Kirchen und Kloster gingen erst bei der ersten Türkenbelagerung zu Grunde. Zur Errichtung des heiligen Geistspitals gab es genügende Veranlassung. Durch das Aufblühen des Handels und der Gewerbe unter dem glorreichen Landesfürsten hatte auch der Stand der Bevölkerung einen so bedeutenden Aufschwung genommen, daß eine Stadterweiterung höchst nothwendig erschien. Es war aber dadurch auch die Zahl jener Personen gewachsen, die sich aus der Fremde hier angesiedelt und einen Erwerb gesucht hatten, welche dann in Fällen der Verarmung oder der Krankheit keine hinreichende Unterstützung von Seite der ihnen fernstehenden Gemeindebürger fanden. In anderer Beziehung wieder zogen in Folge der Kreuzzüge an den Mauern Wiens Tausende von Pilgern vorüber, von denen gar manche hier erkrankten und die schutzlos auf den Straßen herumlagen, weil sie in den Herbergen keinen Unterstand fanden. Endlich hatte auch die häufige Berührung mit dem Oriente bösartige Krankheiten nach dem Abendlande verpflanzt, und so eilten Jene, welche in kleinen verödeten Orten davon ergriffen wurden, in die größeren Städte, um von dem Uebel durch die Kunst der Aerzte befreit zu werden. Da war es denn vielseitig nothwendig, Sorge für Pflege und Unterkunft zu tragen, und wie sehr sich ein solches Bedürfniß geltend machte, zeigt ganz besonders der Umstand, daß ein ebenso ausgezeichneter wie menschenfreundlicher Arzt zuerst ein Spital gründete.

Im Jahre 1211 erhob sich auch die Kirche des heiligen Ulrich im Orte Zeismannsbrunn (später Vorstadt St. Ulrich), Eigenthum des reichen Bürgers Dietrich, von dem alsbald die Sprache sein wird; sie wurde vom Bischof Mangold eingeweiht, der für ihre Freisprechung von der Pfarre St. Stefan

zwei Höfe in der Alservorstadt abtrat. Auch die Landstraße, damals sehr gering an Häuser- und Bewohnerzahl, erhielt eine Kapelle (an Stelle der heutigen Rochus-Pfarrkirche), aber es war nur eine Hauskapelle, in welcher der Priester Ehrenfried Gobl den Gottesdienst hielt. Die Kirche von Brunn am Gebirge entstand zwischen 1201 und 1210, erwähnt wird selbe jedoch erst 1216. Als Erdbeben, Wassergüsse und ansteckende Krankheiten, sowie ein sehr strenger, verderblicher Winter überall Angst und Schrecken verbreiteten, sollen die Einwohner der Ortschaft Brunn (der Name leitet sich von dem herrlichen Quellwasser her, das aus dem Gebirge kommt) die Erbauung der Kirche zu Ehren des heiligen Kreuzes gelobt und ausgeführt haben. Im Jahre 1216 wurde auch die Kapelle Unserer lieben Frau zu Perchtoldsdorf zu einer Pfarrkirche erhoben und von Otto, dem Besitzer dieses Ortes, der Pfarre zu Mödling, wohin vorher jene Kapelle gehörte, drei Goldgulden jährlicher Einkünfte in Brunn zur Entschädigung angewiesen. Dabei fungirte Heinrich, Pfarrer der Stefanskirche, als Zeuge. Im Jahre 1214 wurde die St. Katharinenkapelle auf dem Stefansfriedhofe erbaut mit Einwilligung des Pfarrers Sieghard, Domherrn von Passau. Im Jahre 1213 entstand die Pfarrkirche von Deutsch-Altenburg; dieselbe bildet ein dreischiffiges Langhaus mit viereckigen Pfeilern, deren Bau die Brüder Alban und Johann von Dörr ausführten. Sie ist ein Bauwerk, das jeder Freund mittelalterlicher Baukunst zu besehen nicht versäumen soll. Der Kirche zunächst liegt ein Karner, der ungemein zierlich und eine der schönsten Rundkapellen ist unter den zahlreichen derartigen Bauten, die in Niederösterreich erhalten sind; insbesondere verdient das reich gegliederte Portal mit seinen Säulchen und phantasievollen Capitälen volle Berücksichtigung.

Die wichtigste der Kirchenbauten jener Tage aber ist die St. Michaelskirche, im Jahre 1221, damals gleichfalls noch außer den Mauern der Stadt, vom Herzoge erbaut, und zwar zu Ehren Unserer Frau Maria und des Erzengels Michael. Anlaß hierzu gab ein weiterer, von Leopold aufgeführter Bau, nämlich jener der neuen Herzogsburg (heute k. k. Hofburg) in Wien, von welcher alsbald gesprochen werden wird. Die Kirche zu St. Michael gehört demgemäß zu den ältesten Kirchen der Stadt und hat sich zum größten Theile noch in ihrer ursprünglichen Bauanlage erhalten. Im Jahre 1219 begann der Bau, welcher 1221 vollendet war, und zur Kirche wurde ein Pfarrer bestellt, ihr auch ein bestimmtes Einkommen von acht Pfund Pfennigen zugewiesen. Die Kirche hatte bei ihrer ersten Anlage ein dreischiffiges Langhaus mit einem vorgebauten Querschiffe und ein Chorquadrat, welches bis an die Stelle des jetzigen Geländers im Presbyterium (Sitz des Kirchenvorstandes) reichte. Kirche wie neue Burg wurden vom Herzoge in das Bereich der von ihm merklich vergrößerten Stadt Wien einbezogen, obwohl die Ummauerung dieses Stadttheiles erst unter König Ottokar als Herzog von Oesterreich stattfand (1275). Auf dem Platze, wo Burg und Kirche erbaut wurden, wurde früher der Holzverkauf betrieben, weshalb dieser Platz der „Wid (Holz-) markt“ hieß, sowie das nächst der alten Burg in die Vorstadt hinausführende Stadtthor das Widmerthor und bis in unsere Tage ein ganzes Stadtviertel das Widmer- (verballhornt Wimmer-)Viertel. Dagegen wird die Strecke vom alten Holzmarkte bis zum Bairerthor stets der alte Kohlmarkt genannt. Die Kirche war von einem ausgedehnten Friedhofe umschlossen und der ganze Platz mit Krambuden, Drechslerwerkstätten und Fleischbuden umgeben. Gleichzeitig mit der Michaelskirche entstand auch die Pfarrkirche von Laa, die besonders in den Ornamenten ihrer Capitäle an die St. Michaelskirche erinnert.

Wahrscheinlich mochte die alte Burg am Hof bei der vergrößerten Hofhaltung nicht mehr Raum geboten haben, und so begann der Herzog wohl schon vor seiner Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande auf demselben Platze, wo noch heute

der sogenannte „Schweizerhof" mit dem ihn umgebenden, massiven Gebäudeviereck steht, den Bau einer neuen Burg. Wann der Grundstein dieses großartigen Bauwerkes gelegt wurde, darüber ist keine Notiz auf unsere Zeit gekommen, wenngleich sogar der Meister genannt wird, und zwar gilt als solcher Martin Buschperger. Da übrigens die Burg im Jahre 1221 fertig und bewohnt war, dürfte wohl ein Zeitraum von zehn Jahren für den Bau, der für seine Zeit ein sehr mächtiger genannt werden muß, kein zu langer sein, und sonach fiele der Beginn etwa in das Jahr 1212, in welchem Leopold den Kreuzzug nach Spanien unternahm und auf diese Weise dem Zwiespalte zwischen seiner Neigung für den Hohenstaufen Friedrich und seinem Lehensherrn Kaiser Otto entging.

Die neue Herzogsburg war ein starkes, in regelmäßigem Vierecke angelegtes Bauwerk, das durch massive Mauern, einen Graben, vier ungemein starke Thürme an den Ecken und wohlbeschützte, durch Zugbrücken gedeckte Thore sich zur Wehr gegen Anfälle eignete, dabei aber doch der Zierlichkeit durch schön verzierte Fenster, Erker, Balcone und sonstige Ausschmückungen nicht entbehrte. Im Jahre 1221 stand die neue Burg vollendet da und war bereits bewohnt, wie sich aus der Stiftungs-Urkunde der Michaelerkirche ergiebt, welcher der Herzog alle pfarrherrlichen Rechte „über alle seine Dienstleute, die in der neuen Burg wohnen, und über alle Bürger und das Hofgesinde, die umher gebauet haben oder ferner bauen", übergiebt. Es läßt sich hierdurch annehmen, daß die Gegend des Kohlmarktes und der Hochstraße (Herrengasse) schon zu jener Zeit, obwohl noch außer dem schützenden Mauergürtel gelegen, auch ziemlich dicht mit Ansiedelungen besetzt war. Namentlich mochten dies Diener des Herzogshofes und Handwerker gewesen sein; welche ihren Erwerb aus der Hofburg fanden und es vorzogen, dem Hofpfarrer und der Hofjustiz zu unterstehen, anstatt innerhalb der eigentlichen Stadtmauern zwar größeren Schutz zu haben, dafür aber dem Stadtrathe zu unterliegen, der schon in Leopold's Tagen, auf den zunehmenden Reichthum der Stadt pochend, mehr und mehr der Selbstständigkeit und Reichsunmittelbarkeit zustrebte und hierdurch mehr als einmal mit den nachfolgenden Herrschern in Conflict gerieth.

Bereits ein Jahr danach, nachdem die Burg bezogen war, fand daselbst ein freudiges Ereigniß statt, nämlich die Vermälung der zweiten Tochter des glorreichen Herzogs, Agnes, mit dem Herzoge Albrecht I. von Sachsen. Leider starb sie bereits im Jahre 1226.

Die alte Herzogsburg am Hof übergab Leopold den Münzern, einer dazumal wichtigen Corporation, welche das dem Landesfürsten zustehende Privileg der Münzprägung übte, und von welcher alsbald eingehender die Rede sein wird.

Ueberblickt man die Vergrößerung Wiens im Ganzen, so ist ersichtlich, daß selbe in der Stadtanlage die Gestalt eines regelmäßigen Viereckes fast ganz wieder herstellte. Diesmal geschah die Erweiterung des Umfangs der Stadt nach Süden und mag wohl die Hauptveranlassung dazu die zahlreich erfolgte Ansiedlung von Ministerialen, Dienstleuten des Hofes, und Bürgern gegeben haben, welche in Folge der Verlegung der herzoglichen Residenz in die neue Burg statt hatte. Diese Ansiedlungen fanden naturgemäß an der ganzen Ausdehnung der Südseite von Wien statt und der größte Theil derselben wurde in die Umfriedung der Stadt einbezogen. Diese schloß nunmehr die Häusergruppen zwischen der Singerstraße und Himmelpfortgasse, zwischen dem Graben und der Stallburggasse, endlich zwischen der Herrengasse und der Naglergasse in den neuen Stadttheil ein. Der Graben verlor folgerichtig von da an seine fortificatorische Bedeutung und wurde in Folge seiner naturgemäßen breiten Anlage zu jenem Platze ausgebildet, der ihm noch heute eingeräumt ist.

Verfolgt man die Stadtgrenze genauer, so zeigt sich folgende Straßenbildung. Von der Singerstraße, bisher Wallstraße (nun eine bis an die Stadtumfriedung

führende Parallelstraße der Wollzeile), ging die Wallstraße, der Wall und der Graben über die Häusergruppen zwischen der Weihburggasse und der Singerstraße (jetzt Franciscanerkloster), dann zwischen dem ersteren und der Himmelpfortgasse bis zu dieser. Nur die Wollzeile allein blieb als Ausgang für die östliche Stadtseite; die neuen Straßen (Singer- und Weihburggasse) hatten keinen Ausgang außer der Stadt.

Wie erwähnt, begann die Südgrenze der Stadt an der Himmelpfortgasse, welche die Wallstraße bildete, durchschnitt sodann die Kärntnerstraße und den Neuen Markt und erreichte in gerader Linie die Stallburggasse und endlich den Michaelerplatz. Jenseits desselben ging die Umfriedung auf der Fläche der rechtsseitigen Häuserreihe der Herrengasse und Strauchgasse bis zum Heidenschuß und schloß sich an die ältere Umfriedung an.

In dem neuen Stadttheile entstanden zahlreiche Straßen, welche theilweise, wie vorerwähnt, mit der Wollzeile, theilweise aber mit der Kärntnerstraße, respective dem nunmehr ebenfalls in die Stadt einbezogenen Kohlmarkte liefen. Letzterer war die Stätte, wo Holz, Kohlen, Bindergeräthe und Holzwaaren feilgeboten wurden. Mit ihm gleichlaufend waren die Rauhenstein-, Seiler-, Spiegel-, Dorotheer-, Untere und Obere Bräunerstraße. Jenseits des Kohlmarktes bildeten sich gegen Westen gerichtete Straßen, so die enge Naglergasse und die Wallnerstraße (ehemalige Straße vor dem Walle). Die Herrengasse (die von altersher bestehende römische Straße, via regia) blieb außer der Stadt. In Folge dieser Vergrößerung vermehrten sich die Ausgänge der Stadt wohl nicht, aber sie bekamen andere Stellungen; so z. B. kam der ehemals am Stock-im-Eisen-Platz befindliche Ausgang an die nunmehrige Mündung der Kärntnerstraße zwischen den Häusern Nr. 25 (alt 946) und 24 (alt 1046); dadurch lag das Hospital des Johanniter-Ordens außer demselben. Auch das Bairer-(Peiler-)Thor; verlor seine Bedeutung, dafür entstand der Ausgang am Michaelerplatze, der durch eine mächtige Thorbaute geschützt war.

An neu entstandenen Plätzen ist vor allen der Graben zu nennen; derselbe bildete sich aus der ehemaligen Befestigungsanlage, es sind jedoch schon an dessen beiden Enden Häusergruppen zu finden; nicht minder bildete sich eine solche am Stock-im-Eisen-Platze an der Stelle des bestandenen Thorbaues. — Ferner entstand der Neue Markt; dieser erreichte wohl gegen Süden nur die Hälfte des heutigen Platzes, er erfaßte jedoch noch die Häusergruppe bis zur Seilergasse. Die Michaelskirche umfaßt der allerdings recht kleine Michaelerplatz, zugleich Friedhof. Dagegen verloren einige Plätze der älteren Stadt an Ausdehnung, wie der Hof — dort entstanden gegen die Burg und den Tiefen Graben Häusergruppen — und das Lugeck; hier bildeten sich durch den Einbau der Häuserzeile die beiden Bäckerstraßen. Zu bemerken ist noch, daß der Ottakringer Bach seinen Lauf gegen die Stadt verlor und als St. Ulrichsbach dem Wienflusse zugeleitet wurde; dagegen leitete man einen Theil des Alserbaches als künstlichen Bach längs der Schotten- und Herrengasse in das ehemalige Bett des Ottakringer Baches „im Fluder“ (bei der Strauchgasse) mit dem Abflusse durch den Tiefen Graben, weil die daselbst angesiedelten „Buchfeller“ (Pergamentmacher) und Tuchmacher des fließenden Wassers beburften.

Fragt man nun, wie die Bauten jener Tage ausgesehen haben, so bleiben leider für deren Beurtheilung nur sehr geringe Anhaltspunkte; solche liefern blos die Westfronte von St. Stefan und das Langhaus und Querschiff der Michaeler-Hofkirche. In dem reich ornamentirten Portale der ersteren mit der im Spitzbogen geöffneten Vorhalle und den phantastischen Bildhauerarbeiten der Außenwand und der Kämpfer (vorspringenden Simswerke) wiederholt sich die an anderen romantischen Bauten in Oesterreich gemachte Wahrnehmung, daß die Ornamentik sehr

ausgebildet war und auf einer großen Mannigfaltigkeit der Vorwürfe beruhte. Nicht minder ist dies bei den älteren Theilen der Michaelskirche der Fall, wo der schlanke leichte Aufbau des Langhauses mit seinen spitzbogigen Gewölben, ferner die Auflösung des Pfeiler-Systems gegenüber der Grundrißanlage, dann dem rundbogigen Friese unter der Gesimsung des Querschiffes und den romanischen Formen der Säulenköpfe die romanische wie die gothische Stylgattung nebeneinander laufend kennzeichnen. Was die Burg anbelangt, war sie weniger durch verzierte Ausstattung als durch Festigkeit der Mauern und quadraten Thürme ausgezeichnet; sie sollte nur ein dauerhafter, bequemer, vor Angriffen geschützter Wohnsitz sein.

Eben diese Eigenschaften vereinigten auch die übrigen Bauten, welche sich erhoben. Auch bei ihnen muß die besondere Umsicht beachtet werden, auf die Dauer zu bauen. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Gebäude bildeten die Giebel und die Erker mit den Eckthürmchen. Fragt man sich im Allgemeinen, so wie im Einzelnen, was diese oder jene bedeuten, welcher Zweck irgend einer Form zu Grunde lag, so rechtfertigt sich sicher die Auflösung zu Lob und Ehre unserer Vorfahren. So sind die Giebel nichts als die Masken unschöner, aber zweckdienlicher hoher Dächer; diesen gab man somit einen Neigungswinkel, der steif genug war, Schnee und Nässe abzuleiten. Um aber diese hohen Dächer dem Auge so schmackhaft als möglich zu machen, schmückte und zierte man die Dachbrust oder Maske auf die mannigfachste Weise; zierlich oder ernst oder mächtig, nicht selten in edlen Formen gegliedert, erscheint ein Pfeilerwerk, zwischen dem die schwächere Zwischenwand vertieft liegt. Man setzte dadurch der Form zu, was man an Material erspart hatte; man baute dem Klima entsprechende Dächer, während die heutige Baute nur auf Sonnenschein und volle Börsen berechnet ist.

Die Erker und Eckthürmchen sind die graziösen Kinder einer heiteren Laune, einer füllereichen Phantasie, an die man sämmtlichen Liebreiz aller Kunstbestandtheile verschwendete. Aufgeputzt eigneten sich die Erker insbesondere zu friedlichen Zusammenkünften für die weiblichen Familienglieder. Welch' heitere Spiegelbilder lassen sich da von jenen Zeiten träumen, in denen man sprichwörtlich sagte, er oder man zog sich in das Fenster zurück. Man schloß sich ab von der übrigen Gesellschaft, sei es im Gefühl plötzlichen Schmerzes oder der Freude! Es verhielt sich der Architekt an diesen Erkern in der That als schaffender Künstler, er ließ sie je nach dem Charakter der Baulichkeiten wesentlich verschieden auftreten, ließ sie bedingen durch Anforderungen im Innenraume oder durch äußere Veranlassung. An Rathhäusern gleichen sie Kanzeln, von denen man herab zum Volke spricht, ähnlich erst an geistlichen Höfen; an Bürgershäusern erscheinen sie in heiteren Auswüchsen und treten in Gesellschaft von mehreren auf. Wo sie aber auch zu finden sind, verweilt doch das Auge stets mit Vergnügen darauf; sie gewähren bei den geringsten Kosten dem Hause eine Art Reichthum. Daher kommt es denn auch, daß man bis tief in die Zeiten hinein dergleichen anmuthige Häuserbestandtheile achtete. Noch heute liefern einzelne Häuser in den Städten derartige großartige Beispiele.

Eine weitere Art waren die Ueberbauungen, d. h. Erweiterung, Verbreitung des tragenden Theiles, zur Aufnahme oder Stützung eines darauf Gelagerten. Damit wollte man eine Mehrzahl der Bevölkerung auf das mindeste von Raum zusammenrücken; man wollte Leben geben und glaubte, daß, je mehr Menschen in einem Stadttheile auf den engsten Raum aneinander gerückt würden, um so leichter deren Ernährung in sich möglich sei. Es war dies ganz natürlich und folgerichtig; denn mehrere Stadttheile, wenn auch im Wesentlichen zum Ganzen verbunden, konnten dennoch in dieser Weise als gesonderte, gegliederte Ganze organisch bequem fortbestehen.

Die beschleunigte Verbindung förderten nun aber fernerhin auch sehr wohl angelegte Straßenzüge, wodurch die Gruppen zum Gesammtleben verbunden wurden; es waren Centralpunkte, aus denen und nach denen die Aeste und Zweige des gemeinsamen Lebens strahlten; Querstraßen, um und an die sich die Straßenzweige lehnten und rühriges Leben schufen.

Das Bürgerleben, die Mai- und Weihnachtsfeste.

So wie im Allgemeinen die Geschichtsquellen erst bei den letzten Fürsten aus dem Geschlechte der Babenberger reichlicher zu fließen beginnen und einen genaueren Einblick in die Zeitverhältnisse gewähren, so ist dies auch mit den Ueberlieferungen der Fall, aus welchen wir die Nachrichten über das Bürgerleben Wiens in dieser Periode zu schöpfen vermögen.

Freilich wohl überläuft bei dem Worte „Ueberlieferung“ gar manchem ergrauten Actenforscher, der nichts gelten lassen will, als die ihm vor Augen liegende Urkunde, ein gelinder Entrüstungsschauer; indeß bedenkt ein solcher nicht, daß bei gar vielen Fällen nicht sowohl gelehrte Anschauungen und noch so geistvolle, aus der Wissenschaft gezogene Bestandtheile oder Schlüsse, dann einzelne Autodidacten (Selbstgelehrte) entscheiden, sondern vielmehr das fromm bewahrte, geprüfte und nimmer zu unterdrückende Bewußtsein im Volke. Dieser Meinung sind selbst hochansehnliche Gelehrte, deren Einer noch weiter erklärte: „Die beglaubigte Ueberlieferung des Volkes steht höher als selbst die geistreichste Zweifellehre. Wenn diese letztere nicht zur unumstößlichen Gewißheit führt, wenn diese verneinende Richtung nichts Besseres gewährt, so ist es Pflicht des Forschers, dem Trugbild entgegenzutreten und den Zweifel mit allen Waffen der Wissenschaft zu bekämpfen. Einzelne nicht mehr enthüllbare Geheimnisse, oder nicht mehr lösbare Räthsel stoßen das Ganze eines historischen Bauwerkes nicht um. Ein fremder, ein moderner Maßstab für jene Zeiten, — welche Täuschungen und dünkelhaften Urtheile wären die Folgen davon! Aus dem Volke selbst muß seine Geschichte geschöpft werden. Die treuesten Dolmetscher des Lebens eines Volkes sind immer nur die Männer derselben Heimat, in den Erinnerungen ihrer Väter großgezogen. Ueberlieferungen, die beinahe zu dem Anfange der Dinge hinaufsteigen, dem Maßstab gewöhnlicher Glaubwürdigkeit zu unterstellen, ist Thorheit; um sie anzufechten, fehlt jeder Anhaltspunkt. Aus dem Vernunftglauben geschöpfte oder schlaue Deutungsversuche entweihen den innigen Glauben unverdorbener Geschlechter, welchen die ewige Vorsehung den Wechsel der Dinge kundgiebt.“

Große Worte sind es, die damit gelassen ausgesprochen wurden, und welche den Leitfaden für die volksthümliche Darstellung des vorliegenden Buches abgeben müssen.

Man erlaube uns aber vorher einen kleinen Rückblick.

Die erste genauere Nachricht über Wien findet sich in dem unsterblichen National-Epos der Deutschen, dem Nibelungen-Liede, dessen erste Abfassung in deutscher Sprache nach den neuesten Forschungen in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts fällt. Obwohl die Zeit des Königs Attila (Etzel, des Hunnenkönigs) behandelnd, ist uns in demselben doch ein getreues Bild aus den Tagen des Dichters erhalten, und er zeigt uns nicht nur Oesterreich als ein mit Ortschaften wohlbesetztes, geordnetes Land, sondern auch Wien insbesondere schon als

eine erblühende, gewerbefleißige Stadt, die weithin bis nach dem fernen Chiow (Kiew) Handel treibt. Daselbst läßt der Markgraf Rüdiger die prächtigen Kleider verfertigen, welche er zur Brautwerbung um die schöne Chrimhild bedurfte; ebendaselbst fand die Hochzeit selbst statt, und die Königin mit dem ganzen Gefolge wird in Wien auf ihrem Zuge in's Hunnenland herrlich empfangen.

Sehen wir nun solchen Luxus in Wien schon zur Zeit, wo noch kein Fürstenhof in der Stadt selbst einen Mittelpunkt der Pracht und des Glanzes bot, so trug die von Heinrich Jasomirgott dahin verlegte herzogliche Hofhaltung noch mehr zur Hebung der Stadt und ihres Reichthums bei. Und so konnte bald aus den Tagen Leopold des Glorreichen von dem Wiener Bürger Dietrich dem Reichen berichtet werden, welcher sein Geld nie gezählt, sondern mit Schaufeln geschöpft und gewogen habe, welchem der Herzog, ihm die Schlüssel seiner Schatzkammer anvertrauend, dreißigtausend Mark Gold aus seinem Schatze lieh, damit er es den Kaufleuten und Bürgern „weiter leihe und diese damit arbeitend und werdend reich". Dieser reiche Bürger war es auch, der auf seiner Ortschaft Zeismannsbrunn (später St. Ulrich), um eine eigene Kirche zu haben, jene von St. Ulrich bauen und dieselbe von St. Stefan eximiren (befreien) ließ; er stiftete darauf einen Caplan, starb jedoch ohne Leibeserben, denn sein reicher Nachlaß fiel an seine Schwester Kunigunde von Ringelberg und an deren zwei Kinder, Heinrich und Juta. Sein Vermögen hatte Dietrich dem während der Durchzugszeit der Kreuzfahrer schwunghaft betriebenen Weinhandel zu danken. In den früheren Jahrhunderten galt eben den Reichen wie den Armen, den Vornehmen wie den Geringen der Genuß des herrlichen Rebensaftes als unentbehrliches Bedürfniß, und wenn in den Kellern Wiens der Wein unter die gewöhnliche Richtwage sank, dann wurde die Stimmung der Bürger eine bedenkliche. Die Rebengewächse von Perchtoldsdorf, Mödling, Baden u. s. w. erfreuten sich zwar in der öffentlichen Meinung stets tadellosen Rufes, allein als classische Weine galten doch nur der Grinzinger, Kahlenberger und Klosterneuburger. Nicht blos die heimischen Bewohner gaben sich dem Studium der Weine (mit oft maßlosem Eifer) hin, sondern die österreichischen Edelweine wußten sich auch außerhalb der Grenzen ihres engeren Vaterlandes einen höchst ehrenvollen Namen zu erwerben, und so kam es, daß sie auch einen ansehnlichen Ausfuhrartikel des österreichischen Handels zu bilden vermochten. Prager wie Regensburger Kaufleute u. s. w. fanden in Wien stets bedeutende Weinlager vor, denn der Wiener Bürger beschränkte sich nicht darauf, zu den Wein verzehrenden Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu zählen, sondern er stand werkthätig auch in den Reihen der Wein-Erzeuger, denn damals, wo die Industrie sich noch nicht zu der schwindelnden Höhe von heute emporgegipfelt hatte, verband der Bürger fast stets mit dem gewerblichen zugleich den landwirthschaftlichen Betrieb.


Basilisk. (Seite 177.)

Es gehörte übrigens zum Stolze des Wiener Bürgers, sich nicht blos als Haus-, sondern auch als Weingärten-Eigenthümer fühlen zu können, und bald kam

es dahin, daß ungefähr jeder fünfte Bürger Besitzer eines viertel oder achtel Weingartens war. Die bescheidene Weingartenhütte diente ihm in den heißen Monaten als Sommerfrische — darin wurzelt das spätere „Auf-das-Land-Ziehen" der Wiener — und zur Winterszeit flüchtete er häufig in die unterirdischen Wölbungen seines Hauses, um an den dort lagernden eichholzenen Gebünden die frosterstarrten Glieder zu wärmen. Noch Jahrhunderte darnach war der Boden der Vorstädte Landstraße, Rennweg, Wieden, Laimgrube, Alsergrund, den heute steinerne Paläste decken, Weingartenland, auf welchem lustig die Rebe emporrankte. Im 12. Jahrhundert war auch noch der heutige Dominicanerplatz, Bibergasse u. s. w. Weingartenland.

Etwas bitter war freilich die sogenannte Frohne, das ist jene drückende Verpflichtung, welche die Grundbesitzer verband, nebst ihrem Eigenthume gleichzeitig auch den herrschaftlichen Boden ohne Entgelt zu bearbeiten. Sie stammt aus der Zeit der Leibeigenschaft, wo Grund und Boden als Lehen der Ritter oder Kirche noch geringen, arbeitsame Hände dagegen höheren Werth hatten. Als Zoll für den grundherrlichen Schutz blieb sie bis in unsere Tage herauf an jeder Erdscholle kleben. Um außer der Robot noch eine sichere Rente in Geld- oder Naturalzinsen zu gewinnen, nahm der Grundherr an Orten, wo man Feld- oder Weinbau trieb, auch den zehnten Theil der Ernte und den Viehhältern sogenannten Blutzehend (d. h. von lebendiger Habe) ab. Ursprünglich wohl freiwillige Leistungen zu Kriegs- oder Kirchenbedürfnissen, hatte sie die Gewohnheit fortan zu gezwungenen Diensten gemacht.


Capitol in der Michaelerkirche. (Seite 183.)

Die Wiener hatten allerdings durch das Stadtrecht Leopold des Glorreichen persönliche und dingliche Freiheit erlangt, nichtsdestoweniger waren sie aber ihrer Dienstpflichtigkeit gegen den Grundherrn nicht enthoben. Freilich war ihr Dienst geringe und stand in keinem Verhältnisse zum Besitze, wie den z. B. die goldene Bulle Friedrich's II. verordnete, die Bürger Wiens zu keinerlei Dienst zu zwingen, von dem sie, nach Tagesanbruch ausgefahren, nicht vor Nacht heimkehren könnten; indessen wurden unsere Vorfahren auch dieser Last entbunden durch die allmälige Einführung einer jährlichen Geld- oder Naturaliengabe, die nach Gestaltung der Wirthschaft theils in Rindern, Hühnern, Eiern oder einem entsprechenden Geldwerthe zu Ostern, Georgi, Pfingsten oder Weihnachten geschah. So lange die Vorstädte Wiens noch Kornfelder, Weinberge, Safran-, Obst- und Gemüsegärten waren, nahmen der Stadtrath, die Schule, Burg, einige Abteien und Klöster, dann das Bisthum und Bürgerspital Zehend und Jahresdienst ab. Daß die Weine nirgends anderwärts gezehentet werden durften, als wo sie gepreßt wurden, war eine der vielen, dem Weinbaue zugewendeten Begünstigungen, die, aus den Zeiten der Babenberger herstammend, späterhin noch öfters bestätigt wurden. Innerhalb des Wiener Burgfriedens war der Ertrag aller Gründe mit ihren Lasten dem Stadtrathe anzugeben, der sodann die Steuer, Mannschaft, den Dienst- und Thorwachsteherzins bestimmte.

Was den Stadtbürger jener Zeit anbelangt, so stellt sich derselbe so recht als ehrenfest dar. Die Gaben, welche ihm sein Fleiß brachte, genoß er

froh und theilte sie Anderen gerne mit; er war sich seiner Stellung als freier Stadtbürger gar wohl bewußt und buhlte nicht nach dem glänzenderen, aber unsicheren Lose des höfischen Dienstadels. Er hielt auf die Freiheit seines Hauswesens und duldete keinen Eingriff in dieselbe. Besonders aber kennzeichnete die Wiener Bürger von jeher die Anhänglichkeit an den Landesfürsten, und gerade in dieser wurzelte das Festhalten an den von den Regenten erhaltenen Freiheiten und wohlerworbenen Rechten, so daß sie unbilliger Zumuthungen und Eingriffe in solche Rechte sich mit allen Mitteln zu erwehren suchten. Die tiefe Religiosität der Wiener giebt sich in den zahlreichen Stiftungen kund.

Zu allen Zeiten zeichnete die Wiener Gemüthlichkeit und Fröhlichkeit aus; es wurde jeder Anlaß zum frohen Feste, wobei Lieder erschollen und Tänze aufgeführt wurden. Eine solche jährlich wiederkehrende Festlichkeit war unter anderen das mit Eintreten des Frühjahrs begangene Maifest, ein uralter, aus der vorchristlichen Zeit herüber gekommener Gebrauch, der heute freilich nur mehr in einem Corso nach dem Prater am 1. Mai seine Vertretung hat. Schon zur Zeit, als die Römer die Gegend beherrschten, wurde der 1. Mai feierlich begangen; sie brachten den Laren (schützenden Hausgöttern) Opfer dar, setzten ihren Bildnissen frische Blumenkränze auf und hingen einen Kranz über dem Camine auf, jenem gastfreundlichen Herde, welcher der Vesta (Göttin der wohlthätigen Flamme) geheiligt war, und wo diese kleinen Götterbilder ihre Stelle fanden. Unter ihrem Schutze standen auch die Speisen, von denen man ihnen kleine Opfer brachte, und so wahrhaft zum Tisch, wie zu einem Altare ging. Die Römer pflanzten auch vor den Wohnungen von Personen, denen sie eine Ehre erweisen wollten, Bäume oder steckten grüne Zweige auf. (Von daher stammt auch die Sitte, grüne Zweige von Palmen und dergleichen als Freuden-, Sieges- oder Friedenszeichen, oder auf Bittgängen Personen vor- und entgegenzutragen.) Man nannte dies „den Maien pflanzen“ und derartige Bäume hießen Maibäume noch bis heute. Im Mittelalter begann man damit auch den Begriff von Freiheit zu verbinden, daher stammend, daß sich die Gemeinden das Recht zur Pflanzung von Maibäumen in ihren Freibriefen vorbehielten und sich sogar ausbedangen, daß die Grundherren aus ihren Forsten die Bäume dazu liefern mußten. Der Monat Mai erhielt seinen Namen majus (groß, hehr, herrlich) von dem Umstande, daß die Natur in ihm sich neu erhebt, und Kaiser Karl der Große verdeutschte den Mai höchst sinnig in die Bezeichnung: Wonnemonat. Dieser bedeutsame Herrscher übte auch seinen Einfluß auf das durch ihn dem Christenthum zugeführte Wien, und so kam es, daß seit vielen Jahrhunderten daselbst die Feier des 1. Mai ein bedeutsames Volksfest war. Auch die Christen steckten grüne Baumzweige vor den Häusern in die Erde, man pflückte das erste Veilchen und umtanzte es im fröhlichen Reigen, was der „Maitanz“ genannt wurde. (Erst später vorkommende Unordnungen veranlaßten Verbote dagegen; 1740 befahl Maria Theresia die Abschaffung der Maibäume, wohl nur aus dem Grunde, um die Forstwirthschaft vor Schaden zu hüten.)

Die alten Wiener hatten aber dabei noch eine schöne Feier. Nicht nur um den Lenz zu bejubeln, zog Alt und Jung mit Blumen und Kränzen geschmückt aus, wobei die Spielleute wacker intonirten, es galt auch der Begrüßung des „Maikönigs“, eines allegorischen Spieles. Der Maikönig wurde durch einen mit Blumen und Laubwerk umhüllten Knaben vorgestellt, welcher darauf ausging, seinen Feind, den grimmigen Winter, aufzusuchen und zu besiegen. Den Winter stellte eine in Pelz gehüllte Person mit einer Krone künstlicher Eiszapfen vor; wenn sich Beide trafen, so begann zuerst ein Wechselgesang mit Herausforderungen, darauf folgte der Kampf, in welchem der Winter schließlich erlag, worauf der Maikönig seine Regierung antrat und Würden und Aemter vertheilte. Frohe Tänze beschlossen das

Fest, an welchem alle Stände theilnahmen, und es ist bereis erwähnt worden, wie die Wiener bei Leopold des Glorreichen Tode klagten, daß nun Niemand da sei, ihnen den „Raigen im Maien zu stiften". (Bild Seite 160.)

Auch sonst mischte sich der hochsinnige Herzog gerne in die Lust seiner Bürger, und Jans der Enenkel hat uns eine ungemein liebliche Episode aus der alten Stadtgeschichte aufbewahrt, welche ein solches Fest beschreibt, nämlich die Feier des Weihnachtstages. Auch auf unserem heimatlichen Boden hatte dieses erhabene Fest seine eigentliche Entwicklung, welche zu verfolgen von großem Interesse ist.

Den Urvölkern erschien die Natur weit lebendiger als später den Städtemenschen; deshalb war auch die ursprüngliche Ursache der vorerwähnten Feier die Beobachtung des verschiedenen Standes der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten; Jeder, auch der einfachste Bewohner bemerkte, daß die Sonne im Sommer einen weit höheren Tagesbogen beschreibe als im Winter, in welchem die Nächte so lang sind. Da nun alle wenig gebildeten Völker von jeher sich gern Alles versinnlichten, zu personificiren suchten, erblickten sie auch in jenem Gestirne, das ihnen Licht und Wärme spendete und ihre Früchte reifte, eine Art von Gottheit, die aber, wie sie wohl einsahen, nicht allmächtig war, sondern ihre Gegner und Feinde hatte, welche sie zu bekämpfen suchten. Letztere waren der Nebel, Frost und das Dunkel; in den immer kürzer werdenden Tagen schien sie denselben zu erliegen, aber mit dem erneuten Wachsen des Tages trat die Sonne als Siegerin hervor, und die Zeit, in welcher dieser Sieg begann, bot die Grundlage des sich jährlich wiederholenden Festes: das Fest der winterlichen Sonnenwende oder Umkehr des Sonnenrades (Iul).

Das Julfest war ungemein großartig. Zuerst wurden Boten mit Einladungen nach allen vier Weltgegenden gesendet, Männer zogen auf allen Straßen, Schiffe segelten an den Küsten zu allen Orten, wo die großen Zusammenkünfte stattfanden. Wer reich genug war, kaufte Getreide, um zu brauen und große Tonnen mit Bier zu füllen; besonders begüterte Leute hatten eigene Trinkhallen in ihren Gehöften, die zur Feier auf das schönste geschmückt wurden. Die Wände wurden mit färbigen Stoffen geziert, Schilde und Waffen darauf angebracht; in der Mitte stand die Tafel mit den Hochsitzen, auf denen nur die vornehmsten Gäste ihren Platz fanden; Knechte streuten Binsen oder Stroh und richteten kleinere Tische auf, welche zum Ausschenken und Aufstellen der Trinkgefäße dienten. Das Trinken wurde, so lange es Tag war, ruhig betrieben, und Jeder bekam nur sein bestimmtes Maß; Abends jedoch konnte Jeder thun, was ihm beliebte, es fand da das sogenannte Minnentrinken aus einem geweihten Gefäße, dem Minnishorn, statt. Dieser Trunk galt der Erinnerung, nicht der Liebe, wie das Wort Minne verrathen lassen könnte, welches in dem ersteren Sinne bis in's 11. Jahrhundert seine Bedeutung beibehielt und erst dann, als die mitteldeutsche Poesie erblühte, von den Dichtern als Ausdruck geistiger, wie sinnlicher Liebe gebraucht wurde; das Wort Minnesänger bedeutete anfangs also Sänger von Erinnerungen an die Heldenthaten der Vorfahren und wurde erst später als Liebessänger aufgenommen. Nach dem Erinnerungshorn kam der Bragabecher, bei welchem man Gelübde ablegte; man führte auch den Sühn-Eber durch die Reihen der Bänke, derselbe galt als Sinnbild der Sonne, und wer etwas zu geloben wünschte, faßte das Thier mit der einen Hand am Kopf und legte die andere auf die Rückenborsten, wobei er sein Gelübde aussprach. Noch im Mittelalter war bei den Rittertafeln das Gelübde auf den Kopf der „wilden Sau" gebräuchlich.

Als man sich bestrebte, das Christenthum zu verbreiten, ersann man klug, die Feier der Geburt Christi auf die Julzeit zu verlegen, an welcher die alten

Völker mit ungemeiner Zähigkeit hingen, indessen hielt man dies erst dreihundert Jahre nach Christi Tode zu thun für nöthig. Auch die gegenseitige Beschenkung kam bald in Gebrauch. Schon in der heidnischen Zeit war es Sitte, bei den fröhlichen Gastmählern Geschenke auszutheilen, besonders waren Wachslichter im Gebrauche; man warf behufs Ueberraschung gut verpackte Gaben in die Häuser; die Frauen bereiteten Kuchen aus Mehl und Honig (von diesen stammt der sogenannte Lebzelten, die Christstollen, Neujahrsstritzel u. s. w.), stellte grüne Tannenbäume vor die Häuser (Entstehen der späteren Christbäume) und gab Aepfel und Nüsse als Symbole der Fruchtbarkeit.

Es war im Jahre 1227, als es den edlen Fürsten Leopold drängte, den Weihnachtsabend mit seinen Wienern zu begehen; er ritt durch die festlich erleuchteten Straßen und sah mit Vergnügen die von bewegten Lichtern und hin- und wieder eilenden Gestalten belebten Fenster. Aber in einem Augenblick hatte dies die ganze Stadt erfahren; Groß und Klein, Alt und Jung lief dem geliebten Herrn nach, ließ ihn hochleben, drängte sich herzu, um ihm Hände oder Füße, Bügel oder Schwert, Mantel oder Pferdedecke zu küssen. Schnell fanden sich auch die Gilden und Zünfte der Handwerker zusammen, um den geliebten Fürsten festlich zu empfangen. Vor ihm — so schildert der Chronist den Zug — gingen die Münzer her, sie brachten ihm lange, breite Borden, wohl bereitet mit hartem Silber; silberne Becher und Ringe mit edlen Steinen geziert und Gürtelschnallen von Gold. Die Kaufleute gaben ihm gutes Gewand, das beste, das man feil hatte, grün, braun, blau, scharlach, und dazu andere reiche Gewebe. Pelzwerk und Hermelin (von Harm, Härme, aus „Armenien" gebildet, weil daselbst der allgemeine Stapelplatz dieser Mantelzierde der höheren Stände im Mittelaltar war), das nicht schöner mochte sein, gaben ihm die Kürschner, ihn zu ehren; hierauf folgten die Krämer und gaben ihm seidene Gewänder, Gewürze und Zindel (Halbseidenstoff); die Fleischhauer kamen sodann und führten an Seilen und Bändern dreißig Rinder oder mehr, und sprachen: Guter Herr! Reine und edlen Gemüthes, diese Habe sollt Ihr empfangen und sie nicht verschmähen! Sodann brachten die Bäcker „ihm Chiphen (Kipfel) und weiße Flecken (Wecken), weißer als Hermelein, ane (selbst der) Schnee konnte nicht weißer sein". An dieser Stelle muß überraschen, bereits der Kipfel und Wecken erwähnt zu sehen, was beweist, daß diese Arten des Gebäckes schon sehr alt zu Wien im Gebrauche standen. Kipfel (etwa nach Furkel, Gabel gebildet) bedeutete die Krummheit dieses noch heute so gestalteten Gebäckes.

Unter den Einwohnern herrschte nur Eine Stimme des lauten Jubels und der Liebe zu ihrem Herrscher. Herzog Leopold war auf das innigste gerührt und befahl den Bürgern, sich eine Gnade zu erbitten. Da klagten sie ihm nun, daß ihnen die Fremden großen Eintrag thäten, auch seien ihnen diese viel schuldig und sie könnten nicht zu ihrem Gelde kommen. Der Fürst möchte so gnädig sein, einen Termin zu setzen, auf den sie bezahlt werden möchten. Herzog Leopold begehrte darauf ihre Schriften zu sehen, und als er die Forderungen richtig fand, bewilligte er ihre Bitte. Auf einen billig festgesetzten Tag wurden durch die Gerichte alle Forderungen bei Heller und Pfennig eingetrieben. Leider wurde dieses herrliche Einvernehmen zwischen Fürst und Bürger unter Leopold's Sohne und Nachfolger auf die traurigste Weise gestört.

Wenn wir die äußere Erscheinung des Wiener Bürgers betrachten, so zeigt sich dieselbe mit edlem Anstande, seiner Stellung bewußt; es fehlte indeß bei alledem schon damals nicht die Sucht, Fremdes nachzuahmen, welche Nachäffung Seifried Helbing bitter in einem seiner Gedichte tadelt, wo er sagt:

Wie groß auch immer Ungerland,
Ist uns doch gar wohl bekannt,
Der Unger tritt mit keinem Tritte
Aus seiner ungerischen Sitte.
Doch nah' dabei ist Oesterreich,
Ein kleines Land, doch wie ungleich
Die Sitten sind darin!
Ein Sachs, zu Wien geboren,
Sei immerdar verloren;
Ein Thüringer aus Neuenstadt,
Der finde nimmer guten Rath;
Von Bruck gebürtig ein Pole,
Den gleich der Böse hohle.
Von Haimburg ein Meißner,
Der ist ein böser Gleisner;
Der Marchecker zeigt sich aus Brabant,
Der Neuburger aus Holland,
Der Rheinfrank gar aus Triebensee,
Diesen geschehe allen weh;
Ein Hesse von Tuln gebürtig,
Ist gleicherart nichtswürdig.
Lieber Herr, das fällt mir schwer,
Alle, die ich genannt daher,
Werden gerne aufgenommen,
Wann sie aus der Fremde kommen.
Daß aber der Ostermann (Oesterreicher)
Fremde Landessitt' nimmt an —
Hat ihm der Teufel angethan.

An anderer Stelle entwirft dafür derselbe Dichter das anziehende Gemälde eines echten Oesterreichers. Ein Zugereister fragt einen ihm Begegnenden, wer denn jener Mann sei, dessen Erscheinung ihm so sehr auffalle? Er sagt: „Ich sah ihn sein Kleid in löblicher Weise tragen, weder zu lange noch zu kurz; er trug einen Gürtel um den Leib, mit einer Schnalle von Elfenbein und einem Messer mit guter Klinge und gefladertem Griffe. Sein Haar ließ er schön wachsen, der Hut stand ihm wohl angemessen. Wer immer gegen ihn sich verging, der erfuhr seinen Zorn; er war gegen die Guten gut, gegen die Bösen böse, freimüthig im Tadel, freigebig mit dem Gelde, gottesfürchtig, treu, verschwiegen, doch zur rechten Zeit zu Lust und Scherz bereit." Worauf der Dichter den Fragenden folgendermaßen belehrt:

„Lieber Knecht ich sage Dir,
Den Rechten hast gezeiget mir,
Fürder kannst Du das Fragen lan (lassen)
Das war ein echter Ostermann."

Die Behausung des Wiener Bürgers war in jenen Zeiten und noch viel später eine sehr einfache. Die Häuser waren anfangs gewöhnlich sehr klein, mit einer gemeinschaftlichen Stube und höchstens einer Schlafkammer nebenan, Alles ebenerdig, denn nur selten hatte eines der kleinen Häuschen ein erstes Stockwerk. Nach rückwärts lagen die Schoppen der Arbeitsleute, Stallungen und Fruchtscheuern, das Ganze aber war mit einer Mauer oder doch einer Umplankung befriedigt, welche eben die Hausfreiung bildete, deren Bruch das Stadtrecht so schwer ahnt, daß der dabei Betretene vom Hausherrn straffrei erschlagen werden kann. Innerhalb dieser Grenzen herrschte der Hausherr über seine Familie und Hausgenossen; auf das Haus beschränkte sich, wenn er nicht Antheil an der städtischen Verwaltung hatte, sein ganzes Leben und Treiben; denn ein Gasthausleben, wie es die spätere Zeit brachte, gab es in den Tagen der Babenberger nicht, ja nicht einmal Gasthäuser. Wohl hatten, wie schon bemerkt, die Kaufmanns-Genossenschaften ihre Häuser, wo sie bei Geschäftsreisen den Aufenthaltsort nahmen und ihre Waaren

einlagerten, wer aber sonst zu einer Reise genöthigt war, der mußte entweder am Ziel derselben einen Gastfreund, wo er seinen „Absteig“ nahm (so genannt nach der gewöhnlichen Reise zu Roß), oder er nahm Zuflucht in der Herberge. Letztere war ein den heutigen Karavansereien des Morgenlandes ähnliches Gebäude, in welchen der Reisende Unterkunft fand, für Nahrung aber selbst sorgen mußte und sie allenfalls bei dem gemeinschaftlichen Küchenfeuer sich selbst bereiten konnte. Es wird da wohl begreiflich, wie seiner Zeit König Richard Löwenherz in eben solcher Thätigkeit begriffen sein konnte, als ihn die herzoglichen Knechte erkannten und festnahmen; wer diese Ueberlieferung bespöttelt, kennt eben nicht die Gepflogenheiten jener Tage und mißt Alles mit dem Maßstabe von heute. Wein hatte jeder Bürger vom Eigenbau im Hause; wollte der Fremde solchen, so mußte er ihn bei irgend einem Bürger kaufen, denn erst viel später wurde die erste Taberna (Taberne), öffentliches Wirthshaus, eröffnet.

Durch diesen Mangel des öffentlichen Lebens erklären sich alsbald zwei Erscheinungen im Leben des Städters jener Zeit, einestheils die Begierde, in das Einerlei des häuslichen Treibens, durch Ausgreifen, wo es sein konnte, Abwechslung zu bringen, woher die allgemeine Betheiligung aller Stände an den Freudenfesten, den Maizügen, und wo sich immer Gelegenheit dazu ergab, stammt; andererseits waren die Zurückgezogenheit und Abgeschlossenheit dieser auf das Haus beschränkten Wirksamkeit dem Meinungstausche förderlich. Wo der Kreis in reger Thätigkeit, der Mann im Handwerke schaffend, die Frauen spinnend, zusammensaßen, da ergab sich leicht eine Erzählung, die bei der nächsten Wiedergabe ausgeschmückt wurde, und so mitunter aus den einfachsten Anlässen zu den abenteuerlichsten Geschichten anwuchs. Daraus entstanden denn:

Die ersten Stadt- und Häuser-Sagen, besonders in Beziehung auf Hähne, Drachen, Schlangen und Katzen.

Wenn man die Hausschilde oder Häuserbezeichnungen der Reihe nach betrachtet, muß es Jedermann auffallen, zahlreich auf fabelhafte Unthiere zu stoßen. Man sieht da einen Basilisk, mehrere Lindwürmer, Drachen, Schlangen, ferner Hähne in den seltsamsten, fast menschlichen Verrichtungen begriffen. Da nun solche ungeheuerliche Begriffe denn doch auf irgend einer reellen, erklärlichen Basis beruhen müssen, so ist es nicht genügend, das Märlein und seine Entstehung mitzutheilen, es dürfte auch die Erklärung seiner Bedeutung von culturgeschichtlichem Interesse sein, weshalb solche auch hier nicht fehlen soll.

Als die Wiener den Grund aufbrachen, um zu ihren zu erbauenden neuen Wohnungen Keller zu graben, da stieß so mancher auf eine Schlange oder sonst ein ihm bisher unbekannt gebliebenes Knorpelthier, welche Thiere in dem Schutte früherer Zeiten oder an den feuchten Ufergeländen lange harmlos gehaust hatten. Auch in den Häusern und Wohnräumen selbst mochte sich hie und da derlei Ekel erregendes Ungeziefer zeigen. Da wurde denn die Phantasie gewaltig angeregt und theilweise Furcht und Aberglauben, theilweise auch wohl die Lust, einen Scherz auszuführen und minder Vernünftige in Schrecken zu setzen, gaben Anlaß, diese nicht immer giftigen, sondern zumeist sehr harmlosen Thierlein zu schauderhaften Ungethümen zu vergrößen. Rasch tauchte der aus den Thierfabeln des Alterthums wohlbekannte Basilisk, Lindwurm und dergleichen wieder auf, und so gemahnen noch heute die Hausschilde „zum schmeckenden (übelriechenden)

Wurm", dann „Wo der Hahn im Spiegel schaut" (nach der Sage, daß der Basilisk und jenes giftige Gethier dadurch ungefährlich zu tödten sei, wenn man demselben einen Spiegel vorhält, vor dem es über sein eigenes Gebilde erschreckend, sich selbst tödtlich verwundet), „zum Hahnenbeiß", „zum Drachen", „zum grünen Lindwurm" u. s. w., endlich ganz besonders das „Basiliskenhaus" in der Schönlaterngasse (Nr. 7, alt 678) an jene längstvergangenen Tage. Das letztgenannte Haus kam in nachstehender Art zu seiner Bestimmung, wenigstens erzählt sie derart der berühmte Arzt und Chronist Wolfgang Laz.

„Den 26. Juni 1212 entstand großes Geschrei und Lärmen in und um das Haus eines Bäckers (er hieß Martin Garhibl) in dem Stadttheile, den man dazumal unterm Tempelhof (Umgebung des Dominicaner-Klosters) zu nennen pflegte. Das Haus aber war zum rothen Kreuz (in Erinnerung an die Tempelherren) genannt, und versammelten sich vor demselben auf darin erhobenes grausames Geschrei und Klagen eine große Menge Volkes, ungeduldig und vorwitzig, was wohl der Lärmen zu bedeuten haben möge, und was für ein Unglück da vorgegangen sei. Da kam auch endlich der Stadtrichter Herr Jakob von der Hülben geritten und forschte mit seinen Knechten, ob Jemand ungebührlicher Weise Gewalt geschehen oder der Stadtbann durch leidigen Friedensbruch verletzt worden sei. Die Sache verhielt sich aber folgender Gestalt. Eine Magd des genannten Bäckers sollte in der Frühe aus dem im Hofe stehenden Ziehbrunnen Wasser schöpfen. Dieselbe kam aber mit leerem Kruge und großem Geheule zurück, meldend, es sei ein gräulicher Gestank aus dem Brunnen hervorgegangen, der sie fast betäubet und ihr das Schöpfen verleidet, habe auch aus demselben wundersam geglitzert und geleuchtet, so daß sie für Schrecken und Angst fast des Todes verkommen.

Alsbald unterwand sich ein beherzter Bäckerjung, das seltsame Phänomen näher zu untersuchen, ließ sich wohl an ein Seil binden und mit angezündeter Pechfackel in den Brunnen hinablassen; erhob jedoch plötzlich ein entsetzliches Geschrei und wurde für todt auf das schleunigste wieder aus den Brunnen herfürgezogen. Nachdem man ihn mit allerlei Arcana (Geheimmittel) gelabt und er wiederum etwas zum Leben zurückgekommen, sagte er mit bebender Stimme aus, wie daß er ein gräßliches Thier im Brunnen gesehen habe, fast in Gestalt eines großen Hahnes, aber gräulich anzusehen, mit vielzackigem Schuppenschweife, plumpen, warzigen Füßen, wundersam glühenden Augen und ein Krönlein auf dem Haupte. Schien ihm fast, als sei das Thier aus einem Hahn, einer Kröte und einer Schlange zusammengesetzt und hätte er sein Leben so was Abscheuliches und Abschreckendes nicht gesehen. Schloß auch alsbald die Augen und schrie um Hilfe, denn ihm wollte bedünken, als ob ihm durch den giftigen Blick des Unthiers das Blut in den Adern zu erstarren beginne und hätte er sonder Zweifel jämmerlich dahinsterben müssen, wenn man ihn nicht schnell zurückgezogen, denn auch der widerliche Gestank habe ihm die Brust beengt und den Athem verlegt.

Jedermänniglich verwunderte sich baß (besser) über die wundersame Mähr, begehrte auch Niemand weiter, seinen Vorwitz zu büßen und wußte aber nicht, was von dieser Begebenheit zu halten und was bei so gestalten Sachen anzufangen. Da trat hervor Herr Heinrich Pollitzer, der Weltweisheit Doctor, ein geschickter Medicus und in der Kenntniß von den natürlichen Dingen wohl erfahren, der erklärte den Leuten, daß solch ein gräuliches Thier Basilisk genannt sei, und wie dasselbe wunderbarer Weise aus einem Ei entstünde, das ein Hahn gelegt und eine Kröte ausgebrütet habe. Wie endlich der alte berühmte Naturforscher Plinius der Aeltere schon ein solches Thier beschrieben, wie sein Blick so giftig sei, daß jedes Menschenkind davor ersterben müsse, und wie es endlich auf keine andere Art zu ertödten sei, als wenn man ihm eine polirte Metalltafel (erster

Spiegel) vorhalte, darinnen er, sein eigenes Bild erblickend, vor dessen Scheußlichkeit sich so sehr entsetze, daß er vor Wuth und Ingrimm zerplatze.

Nachdem man sich noch eine Weile bestens berathen, wurden nach der Anleitung Herrn Heinrich's allgemach große Steine und viel Erden in den Brunnen geworfen, auf daß das Unthier dadurch erdrückt und ertödtet werde. Zuletzt ward besagter Brunnen bis auf den Rand mit Erden und Steinen angefüllet, so daß kein fürderes Unheil geschehen mochte. Stiegen aber während der Arbeit so böse und gefährliche Dünste aus dem Brunnen, daß einige Arbeiter plötzlich erkrankten und jämmerlich dahinstarben, wie auch der ermeldte Bäckenjung in ein paar Tagen darauf vor Entsetzen und Grausen des Todes verblichen.

Zum ewigen Gedächtniß aber hieß das Haus, so früher zum rothen Kreuz genannt, fortan zum Basilisken und wurde das Abbild des gräulichen Unthiers in einer Corniche (Simskranz) des Hauses aufgestellt, wo selbes noch 1577 durch Herrn Hansen Spanring renovirt und mit der Aufschrift versehen worden:


Wurmbrand-Wappen. (Seite 182.)

„Anno Domini M. CC. XII.

Ward erwelbt Kayser Friederich der II. vndter seynem Regiment ist von aynem Hann endtsprungen ain Basilisc, welcher obstehender Figur gleych, vnd ist der Brunn voll angeschüt worden mit Erden, darinnen solligs Thier gefunden worden ist: ohn Zweiffel, weil ob seyn gifftigen Aigenschaften vyll Menschen gestorben vnd verdorben seyndt.

Renovirt A. 1577 durch den Hauß-Herrn Hannß Spannring, Buchhandler."

Vorerwähnte Erzählung erleidet anderseits wieder die Veränderung, daß der Bäcker einen stattlichen Preis, ja die Hand seiner Tochter auf die Erlegung des Unthiers gesetzt habe, worauf einer seiner Gesellen, ein armer Bursche, der das Mädchen seit Langem liebte und von demselben wiedergeliebt wurde, mit einem Spiegelschilde versehen sich vorsichtig in den Brunnen hinabgelassen und, den Basiliskenblick vermeidend, denselben auf sein Schild zu lenken gesucht habe, was ihm auch gelang, so daß das Unthier durch das eigene Gift seinen Tod fand und ingrimmig zerbarst. Ihm wurde freudig die Belohnung zu theil.

Es hat kein gleichzeitiger noch ein nachfolgender Schriftsteller aufgeklärt, wie denn die Sache sich in unverfälschter Wahrheit zugetragen; nicht unmöglich ist es, daß der schlaue Bäckermeister mit Beihilfe seines Gesellen und projectiren Schwiegersohnes selbst die Auffindung eines todten Hahnes zu dem Märchen benützte, um sein bereits stark heruntergekommenes Geschäft wieder in die Mode zu bringen. Dazumal gab es diese einzige Art von Reclame. Daß die Ueberlieferung wegen des gefährlichen und tödtenden Brunnens begründet sei, darüber kann schon der

Inschrift nach kein Zweifel herrschen, indeß war sicher kein Basilisk — ein wirklich existirendes Thier in den Wäldern Guyanas oder Amboinas — daran schuld, sondern es mochte sich wohl durch Aase oder irgend welcher Zuströmung eine schädliche Luft entwickelt haben, die gefährlich, ja tödtend auf die Einathmenden wirkte. Fand man dazu noch einen todten Hahn in demselben, der sich entweder dahin verflogen hatte, oder, wie es damals nicht selten, muthwilliger oder boshafterweise geworfen worden war, so erklärt sich die Geschichte des Basilisken auf die einfachste und natürlichste Weise, besonders in jener leicht- und starkgläubigen Zeit, wo der fabelnde Plinius selbst für Gelehrte das einzige Orakel in den Naturwissenschaften war.

Erwähnenswerth mag hier übrigens sein, daß es schon in uralter Zeit ein sehr gebräuchliches Mittel war, Geisteszerrüttungen zu heilen, indem man dem Kranken unausgeweidete Hühner auf den Kopf legte, die so lange dort bleiben mußten, bis sie in Fäulniß übergingen. Noch im 16. Jahrhundert wurde dieses Mittel angewendet, so z. B. 1524 bei dem hessischen Minister Balthasar von Schrautenbach, welcher genas und später eine zweite Ehe einging und ein sehr hohes Alter erreichte; es soll ferner einen gleich günstigen Erfolg, nur nicht von so langer Dauer, diese Curart bei dem letzten Herzog von Jülich, Johann Wilhelm, gehabt haben, der in seiner Raserei seine Gemalin Jakobine, geborene Markgräfin von Baden, im Jahre 1597 wegen Verdachtes eines Ehebruches erdrosseln ließ.



Marien-Relief mit Lindwurm. (Seite 183.)

Das Abbild des Basilisken ist übrigens noch bis heute, obschon in sehr verwittertem Zustande, am mehrerwähnten Hause in der Schönlaterngasse, worin sich auch noch seit altersher ein Bäcker befindet (wohl das älteste Bäckergeschäft Wiens), in einer Nische zu sehen. Das Standbild erscheint aus Stein gehauen und ist stark übertüncht, der gezackte Schweif ist aus Eisen verfertigt, aus welchem Materiale das Thier auch früher eine Krone aufhatte, die aber längst verschwand. (Bild Seite 168.) Die Inschrift war schon in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden. In der neuesten Zeit wurde jedoch über die Figur in geologischer Beziehung die Meinung abgegeben und so die Frage des sagenreichen Basilisken in wissenschaftlicher Weise gelöst.

Die Figur wurde als eine Anhäufung von Sandstein-Sphaeroiden (Kugelformen), der man eine Krone, Schnabel und einen Kamm angefügt habe, erklärt. Aehnliche Steinplatten wurden auch an anderen Orten Wiens in Tegelflächen gefunden. Und so erklärt sich die Sage von dem Ungethüme dadurch, daß man etwa hier im Jahre 1212 einen tieferen Brunnen grub, wobei die Tegelgrenze erreicht wurde. Als man die Steinplatte, die einen Basilisk vorstellen soll, emporhob, quoll aus der darunter liegenden Sandschichte Wasser hervor, das, wie dies

bei unseren Tegelgewässern Regel ist, von einem betäubenden Gase begleitet war; aus dem üblen Geruche des Wassers oder der entweichenden Luftart entstand dann wohl die weitere Fabel.

Ganz eigenthümlich ist, daß die Stadt Marchegg in Unterösterreich ein Siegel führt, das im Mittelfelde einen verschnörkelten Schild zeigt, in welchem ein förmlicher Basilisk (Hahnenkopf mit Drachenleib) erscheint, der ein Kreuz auf dem Rücken trägt. Zwei größere Siegel dieser Stadt zeigen im Mittelfelde einen geflügelten Drachen, auf welchem die heilige Margaretha kniet.

Es besteht noch eine Version, welche das Entstehen der Basiliskensage auf ungemein heitere Weise zu erklären sucht. Die Erzählung bildet zugleich die erste humoristische Klostergeschichte Wiens.

Das Kloster der Chorfrauen zu St. Jakob an der Hülben wurde damals durch Frau Anna von Rappach regiert, eine Dame aus gutem Hause, daher gewohnt, ihre schnell aufsteigenden Wünsche und Launen jedesmal und alsbald befriedigt zu sehen. Sie besaß wenig Urtheil und einen schwachen Verstand, war daher allen Gründen unzugänglich und nur um so beharrlicher in ihrer Eigenwilligkeit. Eines Tages kam Bischof Manegold in das Kloster, um nach der Ordnung zu sehen und zugleich dem Kirchendienste durch seine Gegenwart mehr Glanz zu verleihen. Als sich die Aebtissin mit dem Bischofe allein befand, machte sie ihn mit einem sehnsüchtigen Wunsche ihres Herzens bekannt. Derselbe bestand darin, ein Vorrecht zu erwerben, das andere Frauenklöster nicht genossen, nämlich das Vorrecht, die Beichte zu hören. Sie versprach, davon niemals Mißbrauch machen zu wollen. Das Begehren überraschte den Bischof ungemein; indeß, um die fromme Matrone nicht zu kränken, antwortete er ihr gütig, er merke wohl, daß sie den Grund nicht kenne, warum die Frauen zu dieser heiligen Handlung nicht zugelassen würden, sie wären ja bekanntlich leichtzüngig und könnten nichts verschweigen; eine Beichte aber zu verrathen und auszuplaudern, sei eine der schwersten Sünden. Allein die Dame ließ sich nicht abweisen, sondern beschwor, daß, wenn sie das glorwürdige Vorrecht erwerben könne, sie lieber zehntausend Tode sterben, als jemals etwas von dem vermessentlich ausplaudern würde, was in der Beichte ihr anvertraut worden. Er möge wenigstens den Versuch mit ihr anstellen, es werde ihn nie und nimmer gereuen.

Da kam dem Bischofe der Gedanke, sie von dem unsinnigen Gelüste zu heilen. Er sagte ihr, daß er vorderhand ihr erlauben wolle, daß etwa des Kloster Pfarrverweser, der Passauer Domherr Sieghard, Pfarrer von St. Stefan, sie Beichte höre. Würde der Bischof gesehen haben, wie sie dabei sich benehme, wolle er seine Entschließungen sodann nach den Umständen einrichten.

Die Aebtissin war nach dem Bescheide vor Freude fast außer sich; der Bischof aber traf seine Verabredungen mit dem Pfarrer Sieghard, dem er befahl, unter den hergebrachten Formen, als sei's im Ernste, der Aebtissin seine Beichte aufzusagen. Dies geschah denn auch. Der Domherr, überdies noch von lustiger Sinnesart, bekannte der alten Dame einige der gewöhnlichsten menschlichen Schwächen und Fehler, worauf sie in ihrer Weise ihm sein Beginnen verwies und ihn zur Besserung vermahnte. Als er darauf ein wenig anhielt, fragte sie ihn, ob er etwa noch etwas auf der Seele habe, und ermunterte ihn, ja nichts zu verschweigen, des eigenen Heiles willen. Da seufzte der Humorvolle tief aus der Brust hervor und sprach, wie er allerdings täglich eine grobe, ja unverzeihliche Sünde beginge, die er sogar bisher noch keinem Beichtiger habe anvertrauen mögen, weil er sich deren zu sehr schäme. Als ihn die Dame recht eindringlich ermahnte, daß in der Beichte nichts verschwiegen werden dürfe, stellte sich der Domherr, als habe er einen inneren schweren Kampf zu bestehen, und beichtete endlich — wie er täglich, gleich den Hennen, auf dem Kloster-Meierhofe — ein Ei lege. Mit Hast fragte

die Aebtissin, ob dem wirklich so sei, gab ihm auf nochmalige Versicherung mit aller Fassung und Haltung die Absolution und gehörige Buße auf; allein nicht sobald war der Priester aus ihren Augen, als sie in ein fast unauslöschliches Gelächter verfiel. Die sie umgebenden Nonnen hätten gerne die Ursache gewußt, aber die Aebtissin hörte nicht auf zu lachen. Endlich konnte sie dem Andringen der Nonnen, wie dem eigenen Plauderdrange nicht widerstehen und platzte im vollen Lachen damit heraus, daß Pfarrer Sieghard täglich ein Ei lege. Die Nonnen lachten ebenfalls endlos über diese Seltsamkeit und erzählten sie Jedem, der's hören wollte.

Nicht lange nachher ging der Domherr wie von ungefähr im Klostergange auf und ab; da lachten alle ihn begegnenden Nonnen überlaut und riefen ihm zu: „Nun, Pater Gockel (Hahn), habt Ihr heute schon Euer Ei gelegt? Geht doch nach Euerer Pfarre und legt es rasch, wir wollen's gerne sehen!" Aber gleich hinter ihm kam der Bischof, der sich zur Aebtissin begab und strengen Tones sagte: „Ihr fürwitziges Weib, wollt Beichte hören und Sünden verschweigen, während Ihr den Blödsinn der Ei-Legung durch einen Menschen für wahr hieltet und aller Welt auspofaunntet?! Wahrlich, nur allzu schlecht, wenn auch von mir so erwartet, habt Ihr die Probe bestanden und laßt Euch nimmer beikommen, mich mit einem so unziemlichen Begehren zu beläſtigen."

In Wien aber wurde diese Beichtprobe bald bekannt, und es soll sich daraus die dem als dem Thatorte so nahe liegenden Basiliskenhause anklebende Sage „von dem Hahn, der ein Ei leget" gebildet haben.

An die Sage von Basilisken schließt sich die der Hahnen- und Drachenhäuser von Wien.

In der Bezeichnung der Häuser, ein Mittel, welches zu einer Zeit angewendet wurde, wo man an keine Numerirung dachte, wo die wenigsten Regenten und Adeligen schreiben konnten, das Volk fast gar nichts vom Lesen und Schreiben verstand, mußte man die Häuser der Bürger durch andere Kennzeichen zu unterscheiden suchen, und dazu bot sich als zweckmäßigstes Mittel das sinnbildliche Gemälde.

Natürlich nahmen bei solchen Bezeichnungen die verschiedensten Geschlechter des Thierreiches die erste Stelle ein, wobei es nicht fehlen konnte, daß außer den zahllosen bekannten zahmen und wilden Thieren noch die fabelhaften Gebilde, wie Basiliske, Drachen u. s. w., zum Vorwurfe genommen wurden. Von den zahmen Hausthieren trat aber in den unzähligsten Exemplaren eines der nützlichsten als Hauszeichen auf, es war dies der Hahn. Mit diesem Thiere verbanden sich ferner allerlei besondere Begriffe, die bald zu Sprichwörtern wurden, wie z. B. „Wo der Hahn im Spiegel schaut" (Bauernmarkt Nr. 4, Eisgrübel, alt 607); der Hahn auf dem Mist" (Tiefer Graben Nr. 25, alt 169); „Der Hahn im Korb"; „Wo der Hahn den Hühnern predigt" (Wollzeile Nr. 28, alt 793); und „Der Hahnenbeiß".

Das letztere Schild ist uralt und stellte als Wandgemälde zwei Hähne dar, kampffertig einander gegenüberstehend und gerüstet, über einander herzufallen. Es befand sich am Hof, auf dem Hause Nr. 5 (alt 322), neben der päpstlichen Nuntiatur, und zwar noch in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts; erst beim Neubaue des uralten, schon dem Einsturze nahen Gebäude wurde es mit demselben in den Schutt geworfen. Aber dieses Wandgemälde war kein leeres und bedeutungsloses, wenngleich es über die Ursache der Bezeichnung vielerlei Versionen giebt. Vorerst hielt man diese Häuser für den Schauplatz, wo die auch in Wien sehr beliebten Hahnenkämpfe abgehalten und die Streitthiere gehegt und gepflegt wurden.

Hahnenkämpfe waren schon in den ältesten Zeiten in Gebrauch, die Griechen und Römer kannten dieses grausame Vergnügen, das bald zum Volksschauspiele wurde. In den österreichischen Ländern nährten sich von diesem vielbeliebten Thiergefechte seit undenklichen Zeiten viele Personen, vorzüglich Böhmen und Mährer,

bis zum 14. Jahrhundert. Sie hatten in ihren Wohnhäusern eigene Hahnenzuchten mit einer besonderen Fütterung, wodurch diese Thiere eine ungewöhnliche Größe und Stärke bekamen. Man reizte die Hähne zum Zorne und leitete sie zum Streiten an, wobei man ihnen sogar eigene Waffen, gleich einem Sporen mit Stacheln an die Füße band, womit sie den Streit so lange fortsetzten, bis sie entweder ihre Wärter durch einen lauten Ruf oder Schlag an ein Bret zur Ruhe brachten, oder aber bis einer der Streitenden erlag. Bemerkenswerth ist noch, daß die Hähne sich, wie „haggelnde" Bauernburschen mit dem Mittelfinger, gegenseitig mit den Schnäbeln erfaßten (woher der Ausdruck „anhandeln", mit Jemand Streit beginnen, stammt) und sich dann erst mit den Flügeln und Krallen bearbeiteten. Die Slaven zogen damit in alle Theile der Welt und suchten durch eigene Spiele, welche sie in Städten und Dörfern gaben, sich zu nähren. Möglich, daß sie in Wien den Anfang machten, wahrscheinlicher aber ist, daß bei Occupation der Römer die Hahnenkämpfe in der alten Windensiedlung bereits Fuß gefaßt hatten. In Wien versuchte man nach Jahrhunderten wieder einmal im Jahre 1834 eine Wiederholung dieses grausamen Schauspieles anzubahnen; im Tivoli zu Meidling übten sechs Paar mächtiger Hähne ihre Kraft auf Tod und Leben; es erhielt aber die Production so geringen Beifall, daß es seitdem Niemandem mehr einfiel, die Gemüthlichkeit der Wiener auf eine derartige Probe zu setzen.

Indeß, so barbarisch das Schauspiel der Hahnenkämpfe auch ist, kann man das Interesse derselben nicht ganz in Abrede stellen. Die Hähne zeigen dabei eine eigenthümliche Art von Kampfluft und ritterlichen Geist, der sehr zu ihren Gunsten stimmt. Man hat z. B. bemerkt, daß der Sieger nie den Ueberwundenen zu tödten sucht; er begnügt sich — und komisch genug ist dies anzuschauen — auf seinen Leib zu fliegen, da mit den Flügeln zu schlagen und ein siegbewußtes Krähen auszustoßen. Und gerade in dieser Ritterlichkeit dürfte der alte Aberglauben von den Hähnen wurzeln, welche sich selbst fortpflanzen. Daß von Hähnen außerordentlicher Weise Eier gelegt werden können, haben mehrere Gelehrte und Aerzte sehr ausführlich zu beweisen gesucht. Der fabelhaften Aussage nach soll der Basilisk sein Entstehen einem Hahne verdanken, der in seinem fünfzehnten Jahre ein Ei legte; das Ei wurde von einer Kröte ausgebrütet, und diese sei die Hebamme des Wunderthieres, welchem feuchte Keller und dunkle Gewölbe zur Wohnung dienen. Im 15. Jahrhundert wurden sogar in verschiedenen Städten Hähne des Verbrechens angeklagt, Eier gelegt zu haben, und dann verurtheilt, mit einem solchen Ei öffentlich verbrannt zu werden. Wunderbarerweise theilten in jenen hexenproceßlustigen Tagen die Eigenthümer der Hähne nicht deren Schicksal. Das Märchen von den eierlegenden Hähnen wurde noch in der spätesten Zeit geglaubt, so daß der berühmte Naturforscher Buffon (geb. 1707, gest. 1788) einst für nothwendig fand, es zu widerlegen. Freilich wurden Basilisken in gar manchen Naturaliensammlungen gezeigt, allein sie erwiesen sich stets als Zusammensetzungen vereinzelter Theile von verschiedenen Thieren, welche von Betrügern verfertigt und von Leichtgläubigen erkauft wurden.

Noch ist eine Version in Betreff des Hauses „zum Hahnenbeiß" zu erwähnen. Es soll die Bezeichnung davon stammen, daß hier ein Hahnenwahrsager seinen Sitz gehabt. Die Alectryomantie (Wahrsagung mittelst eines Hahnes) datirt aus den ältesten Zeiten. Ein Hahn wurde in den Kreis eines aus Körnern gebildeten Buchstaben-Alphabetes gestellt und aus den von seinem Schnabel unzerbissen, also verschont gebliebenen Schriftzeichen prophezeite irgend ein Schwindler den leichtgläubigen Zuhörern die Zukunft.

In Verbindung mit der Basilisken-Sage stehen in Wien auch die Drachen- und Lindwurm-Sagen. Man hat eine Drachengasse (alten Fleischmarkt), ein Drachenhaus (ebendaselbst, Nr. 14, alt 689), einen „grünen Lindwurm"

(Singerstraße Nr. 4, alt 900) und den „Schmeckenden Wurm“ (Bäckerstraße Nr. 6, alt 772, Durchhaus in die Wollzeile Nr. 5). Das Drachengäßchen stößt mit der Rückseite des uralten „Drachenhauses“ an die Hinterseite des Hauses zum „Basilisken“ und hat zweifelsohne von dem letzten Unthiere den Namen erhalten, welcher lange schon existirte, bevor noch Martin Drach (1700) Eigenthümer des Hauses war, bevor noch die Witwe Clara Flaschinger, eine unter dem Spottnamen „der bissige Drach“ wohlbekannte Wiener Volksfigur, darin verstorben (1724, 66 Jahre alt).

Mit dem „Schmeckenden Wurm“ verhält es sich anders und soll der Name des uralten Hauses von einem Lindwurme stammen, der mit dem ältesten Besitzer zusammenhängt. Der Lindwurm (richtig Lint- d. i. Glanzwurm) überhaupt stellt ein langgeschwänztes, mit Schuppen bedecktes, amphibienartiges Ungeheuer von beiläufig 27 Fuß Länge und dieser entsprechenden Dicke dar. Vier kurze starke Füße, deren Zehen mit Schwimmhäuten verbunden und mit gewaltigen Krallen versehen sind, außerdem zwei häutige Flügel am langgezogenen Rücken geben demselben eine sonderbare Gestalt, und der weit aufgesperrte Rachen eines vorn und hinten gleich breiten Kopfes vollenden das Scheußliche derselben.

Ein solcher Lindwurm soll seiner Zeit in einer Höhle des cetischen Gebirges (Kahlenberg) gehaust haben. Ein Wiener, der sich ein Haus bauen wollte, sandte Leute hinaus, die ihm Steine brechen und Sand führen mußten. Diese stießen auf einen Drachen mit vier Füßen und zwei kleinen Flügeln, der vor seiner Höhle in der Sonne lag und glücklicherweise schlummerte. Entsetzt eilten sie zu ihrem Herrn, nachdem sie sich den Weg genau bezeichnet hatten. Der Herr sammelte seine Leute und nahm sie mit auf eine Stelle, die hoch über des Unthiers Höhle gelegen war. Es wurde nun eine bereitgehaltene hölzerne Falle von riesigem Umfange an Ketten vor die Höhle hinabgelassen, dazu an einem Stricke ein lebendes ganzes Kalb gehängt, und als der Drache durch die Falle gekrochen war, das Thier zu verschlucken, konnte er sich weder vor- noch rückwärts bewegen. Nun wurden auf den freistehenden Kopf und Schweif große Steine gewälzt, dann Feuer angezündet, so daß der Drache ersticken mußte. Zuletzt nahm man den Kasten auseinander, holte das todte Unthier hervor, zog ihm die Haut ab und hing sie vor dem dem Besitzer gehörigen Hause auf.

Auch das Dorf Enzenreith (eine Viertelstunde südlich von Gloggnitz gelegen) liefert ein Contingent zu derlei Sagen. Schon der Name hat eine eigenthümliche Ableitung, er bedeutet einen mächtigen Holzschlag (von Entas, ungeheuer, wovon noch heute die Anfügung des Wörtchens Enz im Volksmunde stammt, um Ungeheuerliches zu bezeichnen, wie z. B. Enzweib, Enzwurst und dergleichen). Ziemlich nahe dabei liegt das Dorf Sunleithen und bei dem alten Orte Altendorf ein Sunnawendriegel, gleich hinter Schottwien aber der Sunnawendstein (Mittagstein); ja es hat sich die altgermanische Feier der Sonnenwende hier erhalten und noch heute lodert das Sunnawend-Foir in der Johannesnacht von den höchsten Berggipfeln; nicht minder hat diese Gegend die Erinnerung wie den Gebrauch des Nodfiur (Nothfeuer) bewahrt. Unter den Bergnamen erregt auch der dem Sonnenwendsteine nahe gelegene Berg Otter bedeutsame Aufmerksamkeit. Im Munde des Landmannes klingt derselbe wie „Othon“ und „Otthan“, wohl von „Wuotan“, dem Donnergotte; es befindet sich auch hier eine „Donnerwand“ und ein „Wetterkogel“. Mehr aber als alle diese Orts- und Bergnamen gemahnt an den alten, deutschen Glauben der Umstand, daß die Sage die Drachentödtung durch den ersten Wurmbrand in die Schluchten dieser Gebirge verlegt.

Laut derselben hielt sich in der grauen Vorzeit, in einer tiefen, wildverwachsenen und verborgenen Kluft in der Nähe des Schneeberges — vielleicht ist es die

sogenannte „heiße Höhle“ oder das „Heißerloch“, nahe bei Ternitz, Sieding und Stüchsenstein, im wildzerklüfteten Gössing-Berg gelegen — ein Lindwurm auf, von dem eine Stelle der dortigen romantischen Gebirgsgegend noch lange nachher den Namen des „Lindwurmgrabens“ beibehielt. Die Sage schildert diesen gräßlichen riesenhaften Moloch ganz so, wie Schiller in seinem Gedichte „Der Kampf mit dem Drachen“ es so schön wiedergiebt. Das Unthier zerriß mit giftigem Zahne die weidenden Rinder und Lämmer der Gegendbewohner, es fiel Reiter und Roß an, ja es schlich sich zu entfernteren Wohnungen der Menschen und verschlang dort spielende Kinder. Alles floh schon von weitem die furchtbare Schlucht, wo das Ungeheuer sich aufhielt, und die Felder lagen zum Verderben der armen Landbebauer beinahe ganz verödet.

Als eines Tages ein nahewohnender Gutsbesitzer beschäftigt war, seine Aecker mit neuen Zäunen zu versehen und zu diesem Ende einen tüchtigen Pfahl anbrannte, um ihn vor der Fäulniß zu bewahren, hatte der giftige Wurm seine Höhle verlassen und stürzte sich auf den unvorbereiteten Landmann. Dieser aber verlor, alles Schreckens ungeachtet, nicht die Geistesgegenwart; er ging dem Ungethüm herzhaft entgegen, und als dasselbe den höllischen Rachen öffnete, um den Mann mit Haut und Haar zu verschlingen, stieß er ihm den brennenden Pfahl hinein, wodurch das Ungeheuer erstickt wurde. Da durch diese That die ganze Gegend vor den Verheerungen des Lindwurmes befreit worden war, so erhielt dessen wackerer Besieger vom Landesherrn eine angemessene Belohnung, wurde zum Edelmann erhoben, wählte einen Lindwurm, dessen Rachen von einem brennenden Pfahl durchstochen ist, zum Wappen und nahm zugleich den sinnreichen, zu einem so ausgezeichneten Ruf gelangten Namen Wurmbrand an. Der Erste dieses Geschlechtes, welcher in Urkunden erscheint, hieß Ottomar und lebte im Jahre 1130. Er besaß auch das Schloß Stuppach (unweit Pöttschach, V. U. W. W.), nannte sich jedoch Herr von Wurmberg; erst dessen jüngerer Sohn Leopold, der das Schloß Wurmbrand (bei Krumbach, V. U. W. W.) erbaute, nannte sich Herr von Wurmbrand, änderte auch sein Wappen dahin ab, daß er den schwarzen Drachen in's silberne Feld stellte und ihm in den Schnabel einen Brand steckte, der von beiden Seiten loderte. (Seite 176.) Der Name Wurmbrand jedoch ist nichts Anderes als der deutsche Ausdruck für das altnordische Tafnirbanne, und gerade, daß Wurm hier Drache bedeutet, bezeugt das Alterthum der Sage; Oesterreich ist eben trotz des Wechsels und der Mischungsverhältnisse seiner Bevölkerung der germanischen Stammsage und dem alten Urglauben nicht völlig fremd geblieben.

Drachentödtungen knüpfen sich sonst noch an allerlei Stammgeschlechter, Städte und Orte; so an den grünen Lindwurm im blauen Felde der mährischen Familie Obeßlik von Lipultowitz, deren Ahnherr ein solches Unthier durch ein mit ungelöschtem Kalk ausgefülltes Kalbsfell getödtet haben soll; an den Drachen im Siegel der Stadt Trautenau in Mähren, welchen Herr Albert Trautenberger mit einer Falle (wie in der Wiener Sage) erlegte, die Haut ausstopfen und im Thurme seines Schlosses aufhängen ließ, später aber dem Herzoge Udalrich von Böhmen verehrte, der das Geschenk huldvoll annahm und in der Halle des Rathhauses zu Brünn an drei Ketten aufhängen ließ, wo es bis in die neueste Zeit bewahrt wurde; an die drei knotigen Knittel im blutrothen Felde der Stadt Knittelfeld in Steiermark, deren Bewohner ein solches Ungethüm mit großen stacheligen Knitteln erschlugen. Auch das Kloster Wilden bei Innsbruck in Tirol bewahrt noch heute die Zunge eines Drachen, welche der riesige Held Haimo (dessen kolossale Marmorsäule im Capitelhause in einer Nische befindlich, weil er als der Stifter des Klosters angegeben ist) dem Unthier bei lebendigem Leibe aus dem Rachen gerissen. Was es mit dem Drachenschädel in Klagenfurt für eine Bewandtniß hat, ist bekannt; derselbe erwies sich in neuerer Zeit als der

eines fossilen Prachiderms von 28 Zoll Länge und mit einem Fuß breiten Jochbeinen, was den Lindwurm in ein Rhinoceros (Nashorn) umwandelte, und zwar von einer Art, welche gegenwärtig nicht mehr lebend auf der Erde vorkommt; ja es muß die Zeit seines Daseins von dem Erscheinen des Menschen auf der Erde entfernter stehen, als man es sich gewöhnlich vorstellt.

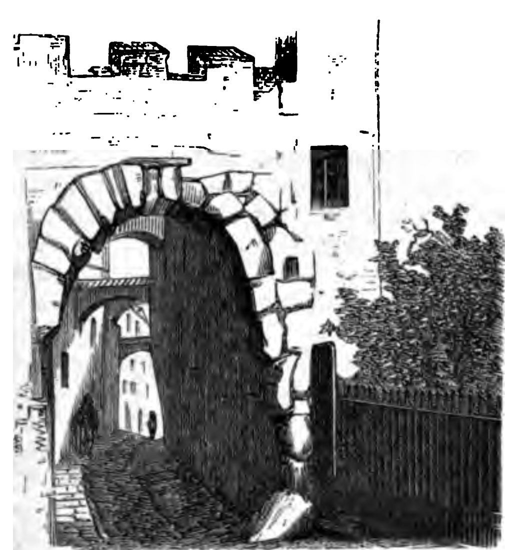
Wien und Umgebung hat noch heute interessante steinerne Erinnerungen an die Zeit des Drachenglaubens. Die Michaelerkirche zeigt in einem der Capitäler ihrer Säulenschäfte zwei mit den Schwänzen verschlungene Drachen. (Seite 169.) Auf der Gassenseite des Hauses Nr. 4, alt 900, der Singerstraße, seit dem Jahre 1566 beschildet „Zum grünen Lindwurm", später „zum Drachen", ist ein hübsches Relief angebracht, vorstellend die heilige Maria mit dem Kindlein auf der Mondsichel in einer Strahlenglorie sitzend; zwei schwebende Engel halten über der Mutter Gottes eine Krone. Unterhalb ist ein Spruchband, dessen Schrift in Folge der Verwitterung und Ueberstreichung mit Kalktünche nicht lesbar ist; zu unterst kriecht ein Lindwurm. (Seite 177.) In der Dreikönigskapelle zu Tuln befindet sich an der Stelle der Apsis, wo der Fries und das Gesimse sich an den Hauptbau anschließen, eine phantastische Thiergestalt als deren Abschluß angebracht; die eine gleicht einem Vogel, die andere zwei Lindwürmern mit gemeinschaftlichem Kopfe.

Der Umstand nun, daß in den Sagen der älteren Zeit der Drache oder Lindwurm den ersten Rang einnimmt, muß ungemein auffallen, und so ist es geboten, den diesbezüglichen Gründen nachzuforschen. Waren die fossilen Ueberreste der einer früheren Periode angehörigen Saurier (Eidechsen) die Veranlassung zu den Drachen-Sagen, denen eine Grundlage, ein wirklich stattgehabter Kampf zwischen Mensch und Thier nicht mit Bestimmtheit abgesprochen werden kann; oder gaben kleinere, harmlosere Reptilien den Anlaß, die in der Einbildungskraft der Vorvordern zu Lindwürmern wurden? Es ist Beides anzunehmen. Das Erstere geschah durch Ueberlieferungen von Seite jener Personen, welche fossile Ueberreste, gewiß oft in noch sehr gut erhaltenem Zustande auffanden, besonders aus dem später gut classificirten Eidechsen-Geschlechte, wie z. B. der Megalosaurus (Rieseneidechse, 7 bis 8 Fuß hoch, 30 bis 60 Fuß lang); der Iguanodon, dessen Mahlzähne dem des Rhinoceros ähnlich, der Mittelhandknochen zweimal so breit als beim Elefanten gefunden wurden; der Ichtyosaurus, mit der Schnauze des Delphins, den Zähnen des Krokodils, den Kopf einer Eidechse, den Flossen des Walfisches und dergleichen; der Pterodactylus (Flugeidechse), mit Schuppen bedeckt, wie eine Eidechse, mit Organen ausgestattet, um wie eine Fledermaus zu fliegen und sich wie ein Faulthier an die Bäume zu hängen (halb Reptil, halb Vogel), er muß einen grausigen Anblick geboten haben. (Ein fast vollständiges Exemplar befindet sich in der Naturalien-Sammlung der königl. Akademie der Wissenschaften zu München.)

Hierher gehört auch das Skelet eines Ungeheuers, welches Dr. Koch im Jahre 1845 auffand, und das er Zeulodon Sillimami nannte. Dieses fürchterliche kriechende Thier hatte nach seinen Angaben eine Länge von 104 Fuß; die soliden Theile der Rückenwirbel hatten 14 bis 18 Zoll Länge und 8 bis 12 Zoll im Durchmesser, jeder wog 75 Pfund. Seine sehr verlängerten Kinnbacken zeigten sich mit nicht weniger als 40 Schneidezähnen bewaffnet, mit 4 Hunds- und 8 Backenzähnen. Augenscheinlich ist das Thier ein fleischfressendes gewesen. Die Augen waren offenbar groß und so hervorstehend an der Stirn gelegen, daß das Thier beständig und scharf auf seinen Raub lauern konnte. Der Körper hatte dazugehörige Glieder, welche, Rudern oder Flossen ähnlich, aber im Verhältnisse zu dem Thiere klein waren und ohne Zweifel bestimmt, den Körper dieses enormen Thieres durch die großen Flüsse oder Meere fortzubewegen, die es bewohnte oder besuchte. Jedes dieser Flosse bestand aus 21 Knochen, welche sieben frei articulirte

Gelenke bildeten. Die sehr zahlreichen Rippen zeigten sich eigenthümlich geformt und unten dreimal so stark als oben. Da hätten wir ja den regelrechtesten Drachen des Alterthums!

In zweiter Linie sind die Lindwürmer unserer deutschen Vorfahren theilweise in Wirklichkeit jene einfachen, wennngleich ohne Gift, aber durch die ungeheure Stärke, womit sie selbst die größten Thiere zu umschlingen und zusammenzubrechen vermögen, so furchtbaren Riesenschlangen; ihre mannigfachen Arten bewohnen noch gegenwärtig zahlreich die feuchten Gegenden des heißen Erdgürtels der alten und neuen Welt. Jene des alten Festlandes faßten die Naturforscher unter dem Gattungsnamen Python zusammen; denen im wärmeren Amerika gaben sie willkürlich den Namen Boa. Die Pythonschlangen sind meist Waldbewohner von ungeheurer Größe, mit verhältnißmäßig kleinen Schuppen bedeckt, am Bauche mit querlaufenden einfachen, hornigten Platten bekleidet, die aber am Schwanze in Paare gespalten sind. Sonst wie alle Schlangen ohne besondere Gliedmaßen, sind sie doch am Anfange des Schwanzes unten mit einem Paare von einfachen, kleinen, hornigten Sporen versehen, welche sie in ihren Leib zurückziehen können. Mittelst der von einander entfernbaren Hälften des Unterkiefers kann sich ihr Rachen in einen Schlund ausdehnen, der weiter wird, als selbst die Dicke ihres Körpers beträgt. An sich träge, lauern sie blos den vorübergehenden Thieren auf, auf die sie schnell unter furchtbarem Zischen mit dem vorderen Theile ihres Körpers losschießen. Mit ihren spitzigen, hakenförmigen Zähnen — ihr Oberkiefer hat vier zahlreiche Reihen derselben, ihr Unterkiefer zwei — fassen sie die lebend ergriffene Beute, winden sich mit ihrem langen Körper um sie, zerbrechen dem unglücklichen Opfer alle Knochen, strecken dasselbe zugleich in die Länge und verschlucken es dann mühsam, aber ganz, immer zuerst mit dem Kopfe desselben anfangend. Ihren größten Arten sah man selbst Büffel unterliegen; man fand welche, die ganze von ihnen so erwürgte Menschen verschlungen hatten. Wie der grausame Panther schön gefleckt ist, so sind auch die meisten Riesenschlangen schön gezeichnet; doch ist im Allgemeinen ihre Grundfarbe mehr dunkel. So werden auch die Drachen der Alten beschrieben. Wie in alten Zeiten in Europa noch Löwen waren, so sind auch die Riesenschlangen in den ältesten Zeiten weiter als gegenwärtig und bis in die gemäßigten Erdstriche verbreitet anzutreffen gewesen; besonders Italien kannte sie als vollkommen heimisch; wie weit war's denn von da bis zu uns? Man muß ferner wissen, daß die Alten jede größere oder dickere Schlange zu den Drachen-Arten rechneten, und daß Drache gleichbedeutend bei ihnen war mit großer Schlange.



Katzensteig-Thor. (Seite 190.)

Noch heute sind in manchen Gegenden Oesterreichs und Baierns Sagen vom Tatzelwurm (so genannt von den Tatzen, auf denen er gehen soll) in Verbreitung, ja es giebt nicht wenig alte Jäger und Hirten, welche das fabelhafte Unthier mit eigenen Augen erblickt haben wollen. Diese Fabeln sind einfach

auf jene Gattung von Schlangen zurückzuführen, die den Namen Büffel-Ottern führen. Es zeichnet sich diese Gattung von Ottern im Abstich von allen anderen Schlangen-Arten durch kurze Füße oder mindestens Zehen aus; sie ist ein dickleibiges Ungethüm mit unverhältnißmäßig großem Kopfe, ihr Biß ist giftiger als jener der ebenfalls in Oesterreich vorkommenden Sand- und schwarzen Viper, und sie wartet nicht erst den Angriff der Menschen ab, sondern stürzt sich mit überraschender Schnelligkeit auf den Gegner. Die Büffel-Otter zischt nicht wie andere Thiere dieser Gattung, sondern kündigt ihre Gegenwart durch ein grelles Pfeifen an. Viele alte Leute erinnern sich, dieses höchst gefährliche Reptil gesehen, einige Jäger erzählen, in ihrer Jugend Büffel-Ottern erlegt zu haben. In den Sechziger Jahren soll das Stift Kremsmünster einen Preis auf die Einbringung eines Exemplars dieser Schlangengattung gesetzt haben, weiter verlautete jedoch nichts von einem Erfolge. Der Förster des Grafen Josef Auersperg erblickte eines Tages auf einem Mühlendamme bei Sonnegg in Krain einen großen Klumpen sich zusammenringelnder Ottern. Er schoß in denselben, der ganze Knäuel fiel in's Wasser und färbte es mit seinem Blute roth. Der Förster stieß mit einer Stange darnach; da ringelten sich die unheimlichen Thiere mit solcher Schnelligkeit und in so erschreckender Anzahl um dieselbe und stiegen so drohend an ihr empor, daß der Förster entsetzt das Holz in das Wasser warf und sich entfernte. Die neueste Zeit hat aber auch einen hübschen Beweis von Zähmung dieser Thiere geliefert. Das fünfjährige Töchterchen eines Dienstweibes auf einem Schlosse verlangte täglich in der Mittagsstunde ein Stück Brot, es sagte, es müsse dasselbe zu einem Vögelchen tragen. Eines Tages ging man dem Kinde nach; es begab sich zu einem kleinen Graben, an welchem eine Schleuse angebracht war. Kaum hatte es ein Stückchen des erhaltenen Brotes auf den Querbalken gelegt, als eine riesengroße Otter sich aus dem Graben emporwand und sich das Brot holte; ein zweites Stück nahm sie dem Kinde aus der Hand.



Katzensteig-Haus. (Seite 191.)

Das Entstehen der Drachen-Sagen hängt theilweise auch mit dem skandinavischen Orme-drag oder Drag-Fä, mitteldeutsch Heerwurm genannt, zusammen. Dieses sonderbare, noch in neuester Zeit öfters beobachtete Wesen besteht aus 6 bis 7 Linien langen, fußlosen Larven einer Mücke, welche millionenweise zu schlangenförmigen Körpern vereint, vorwärtswandern, was die Gemüther des Volkes noch heute zuweilen mit Schreck und abergläubischer Furcht erfüllt. — In einer Längenausdehnung von 12 bis 14 Fuß, 3 Finger breit, 1 Finger hoch zieht gewöhnlich die graue Schlange des Heerwurmes quer über die Hochstraße. Wenn auch Pferdehufe und Wagenräder darüber hinwegziehen, hemmt sie dies doch nicht, in langsamer Bewegung vorwärts zu kommen, indem sich die getrennten Theile wieder vereinigten. Das Vordertheil, der Anfang erscheint gabelförmig aus-

gebreitet, bald zu zwei, bald zu drei, auch zu vier Gliedern, als suche das Heer durch diese auf mehrfache Weise den besten Weg zu ertasten. Millionen Köpfchen sind da in steter Bewegung, die wieder dem unsichern Suchen des Vorderendes gleichen. Ein mattsilbergrau glänzender Streifen zeigt sich an der Stelle des Weges, über welchen der Heerwurm gekrochen ist. So ist auch nach anderen Beobachtungen die typische Erscheinung desselben. Einige haben jedoch auch noch größere schwarze Raupen, gleichsam als Trabanten auf den Seiten bemerkt.

So mußte denn in den ältesten Zeiten, gleich wie heute, das seltsame Erscheinen, das grauenhafte Ansehen eines perlgrauen, schlangenähnlichen, geräuschlos und gespenstig dahingleitenden Gewürmes von so bedeutender Länge, das, näher betrachtet, aus Millionen wimmelnder Einzelgeschöpfe besteht, beim ersten Erblicken jeden Unbefangenen, geschweige denn erst die Befangenen, das Volk der Wälder und die Landleute überraschen. In erster Reihe schuf daraus ihre Phantasie ein schicksalverkündendes Wesen; der Volksname dieser seltenen Naturerscheinung auf den Gebirgshöhen wurde Heerwurm, Kriegswurm, Heerschlange, und den Bewohnern solcher Gegend wurde er ein Vorbote schlechter Ernte, wenn er bergan zog, gesegneter aber, wenn er thalwärts kroch; den Wäldnern Krieg kündend im Bergaufziehen, Friede im Abwärtsziehen, überhaupt jedoch immer mehr als Kriegsbote gefürchtet denn als Friedensbote begrüßt. In den Gebirgen wirft man ihm Kleider und Gürtel in den Weg und hält es für glückbringend, wenn der Wurmzug darüber hingleitet, für unheilkündend hingegen, wenn er seitwärts ausweicht.

Am allerinteressantesten sind aber jene Hypothesen, welche in Bezug auf die Unterwelt oder für ein bewohnbares und bewohntes Innere unserer Erde aufgestellt wurden, und welche meinen, daß die allgemein verbreiteten alten Sagen von Drachen und anderen Ungeheuern der Tiefe nicht blos in der Phantasie der Dichter ihren Grund zu haben scheinen. Allerdings haben schon längst durch die in der neueren Zeit angeregten Untersuchungen und Vermuthungen hochberühmter Naturforscher über die innere Beschaffenheit der Erde, über die Gebirgsarten, Metalle, Versteinerungen, über den Erdmagnetismus, die Erdwärme, die Vulcane, Erdbeben u. dgl. auf den hier betretenen Weg geführt, doch scheinen modernere muthige Eindringlinge (man mag neuestens den originellen Verne darunter zählen) mit einem schnellen Ruck über alle gelehrten Vorgänger und über die Grenzen der wissenschaftlichen Forschung selbst hinaus in das anmuthige Fabelland der „Vermuthungen" fortgerissen worden zu sein. Indeß in einer Zeit, wo nach allen Seiten hin, also auch nach unten, die Natur untersucht wird, und in einem Lande, wo die Phantasie beständig einen großen Antheil an den gelehrten Forschungen genommen und deren Lücken ergänzt hat, mußte beinahe mit Nothwendigkeit eine Hypothese sich bilden, die wenigstens eben solche Existenzberechtigung hat als die von den Bewohnern des Mondes.

Vergleicht man, was selbst namhafte Gelehrte über die wahre Natur des Erdkernes vermuthet haben, so muß man zugeben, daß hier noch Alles räthselhaft bleibt. Einer meinte, die Erde bestehe durch und durch aus Stein, Granit, Demant, Magnetstein, Eisen; wieder Einer, sie bestehe inwendig aus Feuer und Wasser, das in Erdbeben und vulcanischen Ausbrüchen zu Tage kommt; noch Einer meinte, sie sei hohl und in ihrem Mittelpunkte schwebe eine Centralsonne oder ein Viergestirn gegeneinander gravitirender Asteroiden (anziehender Planetchen), woher die Abweichungen der Magnetnadel erklärt werden sollen u. s. w. u. s. w. Da findet man es denn doch etwas ungereimt, daß der ungeheuere innere Raum der Erde von einerlei Masse unnütz ausgefüllt sein sollte, und tritt also der Meinung Derer bei, welche sie für hohl halten; findet es aber wieder ungereimt, daß sie unnütz blos mit Licht, Feuer, Luft oder Wasser erfüllt sein sollte, und so giebt man ihm diesfalls nicht nur Pflanzen und Thiere, sondern auch Menschen zu Bewoh-

nern. Die Vertheidiger dieser Hypothese wissen selbe durch scheinbar sehr annehmliche Gründe zu unterstützen, gehen von unbestrittenen Erfahrungen aus und führen Schritt für Schritt in ihre Vermuthungen hinein, daß die Grenze zwischen Wahrheit und Täuschung nicht immer leicht zu finden ist.

Anfangs geben sie eine breite Grundlage von Thatsachen, gegen welche kein Erfahrungsmann etwas einwenden kann; es wird sich da auf die längst bekannte Beobachtung berufen, daß sich die Vulcane, Erdbeben, warme Quellen 2c. nicht aus oberirdischen Bedingungen erklären lassen, daß sie vielmehr auf ein Dasein von Feuer, Luft und Wasser unter der Erde hindeuten. Nun gehen sie aber weiter. Auch die versteinerten, erfrornen oder sonst uns erhaltenen Ueberreste vorweltlicher Pflanzen und Thiere wollen sie nicht durchgängig für Abkömmlinge der Erdoberfläche halten, sondern vermuthen bei vielen, daß sie ursprünglich dem Innern der Erde angehören. Dabei gedenken sie der fremdartigen Fische, die in unterirdischen Seen oder im Auswurfe der Vulcane gefunden werden und anderer räthselhafter Erscheinungen von unbekannten Thieren, die plötzlich erschienen und wieder verschwunden sind. Und hierher zählen sie die Drachen der Sagen in allen Ländern.

Sie vermuthen sogar, daß die Schwalben und anderen Thiere, die im Winter plötzlich verschwinden, ohne daß man selbe fortziehen sieht, sich in das Innere der Erde zurückziehen dürften. Endlich wollten sie selbst auch Spuren von Menschen finden, die auf jene unterirdische Welt hindeuten. Es sei, wenn sie schon die alten Sagen von Berggeistern, Gnomen u. dgl. nicht in diesen Bereich ziehen mögen, denn doch erwiesen, daß man mitten im gebildeten Europa zuweilen wilde Menschen gefunden hat, von denen Niemand erfahren konnte, woher sie gekommen. Nach der Meinung dieser Forscher sind dies Bewohner der Unterwelt, die sich durch Höhlen in die Oberwelt verlaufen haben; dazu rechnen sie den Stamm der Zigeuner, die so viel Erdhaftes haben, deren Herkommen Niemand genügend erklären kann, die sich seiner Zeit schaarenweise in dem höhlenreichen Irland einfanden, ohne daß je ein Schiff sie hinüberführte u. s. w. Ja, sie glauben sogar, daß die Grönländer mit jenen Unterirdischen zusammenhängen, weil sie ihren Himmel in's Innere der Erde versetzen und vorgeben, von einem noch nördlicheren Volke abzustammen. Sie behaupten weiter, die Erde sei an den Polen offen, und es scheine nichts einfacher, als daß jener Völkerstamm aus dem Nordpol hervorgestiegen sei.

Alle diese eigenthümlichen Untersuchungen führen endlich diese Theoretiker zu dem Resultate, daß die Erde inwendig hohl, warm und von einem gleichmäßigen und immerwährenden Lichte erleuchtet sei, daß es darin Pflanzen und Thiere gäbe, die wahrscheinlich mit den auch uns bekannten Nachtpflanzen und Nachtthieren, so wie mit den Geschöpfen der Vorwelt, von denen wir nur die vergrabenen Ueberreste kennen, verwandt seien, und daß endlich auch Menschen dort unten wohnen dürften, von gnomischer (erdgeistiger) Art, und vielleicht im Besitze unschätzbarer Reichthümer, zu denen wir dereinst vielleicht durch die beiden Pole, oder noch besser, durch die großen Höhlen gelangen können, die hie und da in unermeßlicher Tiefe die Erdrinde durchdringen. Deshalb meinen sie, daß den Sagen von durch Drachen bewachten Schätzen im Innern der Erde ein gewichtiges Körnlein Wahrheit und Erfahrung beigemischt wäre.

Hochinteressant, und zur Geschichte der Städte Sagen gehörig, bleiben diese Hypothesen ohne Zweifel wohl immer; es ist der Plan, das Innere der Erde näher zu erforschen, stets empfehlenswerth, denn so hoch man auch durch die Fernröhre nach oben in den Himmel eingedrungen ist, so wenig kennt man dagegen, was unter unseren Füßen ist; indeß mag weniger bloße Nachlässigkeit uns von der Erforschung der Tiefe abhalten, als vielmehr ein geheimes Grauen vor ihren dunklen Gewalten, was unser großer Dichter schon so richtig kennzeichnete, als er sagte:

Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und verlange nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

So mögen denn die Drachen in die untersten Höhlen der Erde verbannt bleiben, wir kümmern uns nur um die Sagen-Entstehung im „rosigen Licht".

Da kommt denn noch ein Umstand vollwiegend in Betracht. Einen guten Theil trägt die Art und Weise der damaligen Burgbauten bei, um der poetischen Auffassung großen Spielraum zu gewähren. Es gab damals dreierlei Arten von Burgen: 1. Raubnester, die meist klein waren, und wo sich Wartthürme, Schlupfwinkel, unterirdische Gänge, schaudervolle Verließe fanden (hierher gehörten Aggstein an der Donau, Selblingstein und Scharfeneck bei Baden); 2. Wehrburgen, die sich durch größere Verschanzungen auszeichneten, aber trotz ihres Umfanges wenig Prunkgemächer enthielten (wie Forchtenstein, Pütten, Trautmannsdorf, Neuhaus); 3. Prachtfesten, sehr groß, auf weitschauenden Hügeln mit zierlichen Gemächern, geräumigen Höfen zu Ritterspielen, und meist in gewählt schönen Gegenden gelegen (Rosenburg, Theben, Hainburg, Starhemberg 2c.). 4. Schutzburgen, welche die schöne und edle Bestimmung hatten, die nach und nach gewöhnlich am Fuße des Berges oder Hügels liegenden Städte und Dörfer zu schützen (wie Kirchschlag, Heimburg, Dürrenstein, Theben u. s. w.) Es kommen jedoch diese Eintheilungen selten streng geschieden vor, und die meisten Gebäude des Mittelalters sind ein Gemisch von Raub-, Wehr- und Prachtburgen.

Die Theile jeder Burg zerfielen in Vertheidigungswerke und Wohngebäude. Gewöhnlich war das Wohngebäude des Burgherrn von den Wohnungen der Burggenossen abgesondert und beide waren mit einer Ringmauer umgeben. Die Umfassungsmauern wurden von Bruchsteinen aufgeführt, deren unterer Rand immer bedeutend dicker war und eine vorspringend schiefe Fläche bildete, die von größeren Steinen erbaut, und wo sie mit der senkrechten Mauer zusammenstieß, mit einer oder mehreren Reihen behauener Steine eingefaßt war.

Diese Mauern waren oft von ziemlich unbedeutender Höhe, denn entweder wehrte ein oft mehrfacher Wassergraben dem Andrange der Feinde, oder die hohe Lage der Burg und der schwierige Zugang sicherten sie hinlänglich vor Sturmmaschinen und Leitern. Oft war der mehrmal schlangenförmig gewundene Damm, der sich um die Wasserburgen zog und zum Eingange führte, mit einer Mauer besetzt. Solche Schlösser hießen Schlangen, und da zu der Zeit Burgen ein gewöhnlicher Aufenthalt von edlen Frauen und Jungfrauen waren, welche sonst dem Uebermuthe herumziehender Abenteuerer wären ausgesetzt gewesen, so entstand aus dieser Benennung das Märchen von den schönen Prinzessinnen, die von Schlangen oder Drachen bewacht und von jungen Helden durch Erlegung (respective also Bewältigung) dieser Ungeheuer befreit (manchmal auch geraubt) wurden. Auch an Burgen in Wiens Umgebungen knüpfen sich derlei Sagen.

Es kommt ferner in Betracht, daß der Drache und die Schlange seit uralten Zeiten in der kirchlichen Symbolik eine hervorragende Stelle einnehmen. In dieser Beziehung bedeuten sie das böse Princip, welches dem durch das Kreuz oder eine andere symbolische Figur dargestellten Guten, dem Glauben und Christenthum, nachstellt.

Die Darstellung des Drachens als Sinnbild des Teufels und insbesondere seiner Hinterlist und des Neides fußt in vielen Stellen der Bibel, und sie ist eine der reichsten auch in der christlichen Kunstanwendung, hier oft mit ganz eigenthümlicher Auffassung, z. B. wo zu den Füßen des gekreuzigten Heilandes zwei mit Keulen bewaffnete Männer mit einem scheußlichen Drachen ringen u. dgl. In der

Cistercienser-Abtei Zwettl befindet sich ein elfenbeinerner Krummstab, ein Geschenk des Abtes Adam von Ebrach aus dem Jahre 1145, bei welchem die Krümme aus dem Rachen eines phantastischen Thierkopfes mit langen zurückgelegten Ohren hervorwächst, die zuletzt in einen Drachenkopf endigt; innerhalb der Rundung sieht man Maria mit dem Kinde, vor ihr der heilige Bernhard knieend, in runden Figuren aus vergoldetem Silber angebracht. Das Stift Göttweig bewahrt eine gleiche Stabkrümme, die in einen Schlangenkopf endet, der gegen eine Kreuzfigur den Rachen aufsperrt; innerhalb derselben befinden sich zwei mit den Hälsen verschlungene Pfauen, die ebenfalls das Kreuz benagen. Symbolisch stellt dies das böse Princip, sowie Hochmuth und Stolz, welche dem Erlösungswerke und dessen Früchten nachstellen, dar. Dieses Pastorale ist ebenfalls aus Elfenbein und reicht bis in die Zeit des Bischofs Altmann zurück. Auch das Ordenszeichen der Drachen-Ritter, die sich Ende des 14. Jahrhunderts bildeten, besteht aus einem Lindwurme, der unter einem Kreuze hängt, oder um das Wappenbild des Eigners geschlungen ist (wie beim Edlasberg'schen Wappen im sogenannten Federlhof in Wien, in Stein gehauen; beim Wappen Königs Ladislaus Posthumus auf dem Portale der Pfarrkirche in Perchtoldsdorf &c.).

Der „Schmeckende Wurmhof“ in der Bäckerstraße (heute Nr. 6, alt 772, Durchhaus in die Wollzeile Nr. 5) zeigt noch heute über einer alten Material- und Colonialwaarenhandlung in einem ebenerdigen Theile des alterthümlichen Hauses ein Krokodil aus Eisenblech. Eine traditionelle Sage meldet, daß man einst in einem Keller dieses Hauses ein lindwurmartiges Ungeheuer gefunden habe, dessen gräulicher, äußerst scharfer und widriger Gestank Ursache zur Hausbenennung gegeben habe; augenscheinlich gab hierzu die Sage vom Basilisken den Ursprung. Die neuere Zeit hat die Bezeichnung mit dem aus dem Gewölbe dringenden Gewürzgeruche in Verbindung gebracht, wenngleich der Materialist Thomas Sachers (gestorben im Schmeckenden Wurmhofe 1716 im 52. Lebensjahre) als der Erste gilt, der, wie bei den Händlern mit überseeischen Producten gebräuchlich, sein Locale mit abenteuerlichen Thiergestalten ausschmückte, was vordem nur von den Apothekern geschah.

Uebrigens hat der Volksmund noch eine dritte Version für die Bezeichnung, welche von allen am lieblichsten lautet. Ende des 17. Jahrhunderts lebte im ersten Stocke dieses Hauses eine Waise, Salome Schmiedhuber mit Namen, ein schönes Mädchen, welches oft am Fenster saß und Mandoline spielte, wobei es reizenden Gesang ertönen ließ. Ein Student der nahen Universität passirte ihm zu Liebe gar oft die Gasse und drückte ihm durch Zeichen seine glühende Verehrung aus; leider ohne sichtbaren Erfolg, denn das schöne Mädchen blieb erschrecklich gleichgiltig. Er verfiel nun auf die Idee, eines Nachts, vor dem Geburtstage der Holden, dem blechernen Ungeheuer zwischen die Zähne einen prächtigen Strauß von wohlriechenden lebendigen Blumen zu stecken, welchen das Mädchen, als es Morgens das Fenster öffnete, bemerkte, leider aber, statt ihn herauszunehmen, im Rachen stecken ließ, so daß die neugierigen Wiener mehrere Tage zu sehen bekamen, wie der „Wurm“ an den Blumen „schmeckt“ (riecht). Der Student soll bitter gerächt worden sein, denn die ehrsame Jungfrau Salome Schmiedhuber starb in dem Hause ihrer Triumphe, ledig, am 13. October des Jahres 1732, alt 52 Jahre.

Noch ist hier unter den ersten Thiersagen aus Wiens Vorzeit die der spuckenden Katze zu erwähnen, die mit jenem Stadttheile in Verbindung gebracht wird, welcher der Katzensteig genannt wurde (heute Seitenstettengasse Nr. 2 und 4, alt 494 und 495), nicht zu verwechseln jedoch mit dem heutigen „Katzensteig“ (früher alte Ruprechtsstiege, Nr. 1 bis 4, alt 462, 464 bis 467). Auch die Katze gilt, gleich dem zu ihr gehörigen Geschlechte der Tiger und Löwen, als ein Sinnbild des Bösen, und so findet man auf den kirchlichen und anderen Baudenk-

mälern des Mittelalters häufig Katzen und Katzenköpfe abgebildet; der Katzenkopf ist auch eines der Merkmale gnostischer Häresie und spielte bekanntlich in dem Templerprocesse als **Baffomet** eine hervorragende Rolle. (Seite 136.)

Ueberhaupt wurden im Mittelalter bei den Wohnhäusern, welche hohe Satteldächer und abgestufte **Giebelmauern** hatten, diese letzteren **Katzensteige** genannt, und es darf nicht Wunder nehmen, daß in den altersgrauen Gebäuden und im düsteren unschönen Charakter der Gassenform noch vor nicht allzufernen Tagen der Geist der Vorzeit deutlich zu erkennen war. Es war somit der uralte finstere sogenannte „**Katzensteig**", im Kerne der ältesten Stadt gelegen, damals sehr geeignet, dem arglosen Wanderer alles erdenkliche Grauen einzuflößen. Er nahm kaum die Hälfte der Breite der Seitenstettengasse ein, war mit mehreren schwarzen Mauerbögen überspannt, lief in unfahrbarer Steilheit empor und nahm sich in der Morgen- und Abenddämmerung mit den altersschwarzen Wänden der beiderseitigen hohen Häuserschlucht wie der dunkle Eingang eines lichtlosen unterirdischen Kerkers aus. Er bildete ein eigenes **Thor** gegen die Donau, welches zunächst des Dempfingerhofes (heute Nr. 4, alt 494) stand, die vormals „Katzensteig" benannte Gasse absperrte und erst beim Umbau des vorerwähnten Hauses (1825) abgebrochen wurde. Es bestand von Grund auf bis an die Zinnen aus mittelmäßigen, irregulär gebauten und versetzten Quaderstücken, war auch sammt dem Halbzirkel des Bogens von gar unrichtiger Baukunst. (Bilder Seite 184 u. 185.)

Ueber den abenteuerlichen Namen bildeten sich verschiedene Meinungen; wahrheitsgetreu läßt er sich nur von der Bodenbeschaffenheit selbst ableiten, denn dieses Berggäßchen glich in seiner vormaligen, engen, unebnen und gekrümmten Beschaffenheit wahrhaftig mehr einem für die Katzen als für die Menschen gangbaren Stege, welcher Umstand zweifelsohne auch dem bezeichnenden Ausdrucke „**Katzensteig**" seinen Ursprung gegeben hat. „**Katze**" wurde zudem auch ein erhöhtes Werk auf den Burgen, Stadtmauern und dergleichen genannt, welches man dort anbrachte, um der Baute eine größere Vertheidigung zu verschaffen, hauptsächlich die Belagerten gegen die Geschoße der Belagerer zu schirmen, also meist Schirmdach.

Eine andere Version will wissen, daß die dortige Gegend ihren Namen von einer gewöhnlich in der Nähe am Kienmarkte vollzogenen Strafe des Mittelalters, die **Beißkatze** genannt, habe. Es wurden nämlich (noch bis in's 17. Jahrhundert) jene Weiber, die sich gezankt und geschlagen hatten, zur Strafe auf einem öffentlichen Markte oder Platze mit den Köpfen nebeneinander in ein schwarzes Bret gespannt, oder man sperrte die Widerbellerinnen in einen Kasten, aus dem nur der Kopf hervorragte. Die Kästen wurden zwei Nasen lang gegen einander gestellt. Wenn sich beide in dieser Stellung müde gezankt und begeifert hatten, wurden sie ruhig und dann wieder herausgelassen. In anderer Weise wurde der angeklagten Keiferin eine Art Zaum aus Schmiedeisen angelegt; das um den Mund laufende eiserne Band hatte nach der Mundhöhle zu eine verlängerte Feder, welche sich auf die Zunge legte und so jedes Wort von Seite der Keiferin unmöglich machte. Dann führte der Scherge die böse Sieben an einer Kette durch die Straßen, wobei er mit einer Glocke das Volk herbeilockte, dem er dann das Vergehen des Weibes mit lauter Stimme verkündete. (Bild Seite 161.) Diese Strafen nun nannte man die **Beißkatze**, vielleicht deshalb, weil im Mittelalterlichen ein Haken „Katze" genannt wurde, auch die Schmiede nannten ihre Eisenbündel „Katzen", anderntheils auch, nach dem Begriffe eines hohlen Raumes, jeder Gürtel die Bezeichnung „Katze" führte. Das Wort „Beißen" bedeutet hier nicht das gewöhnliche Zermalmen mit den Zähnen, sondern den Begriff schelten, zanken, auch den des eisernen Keils, welcher „Beißer" hieß. Der Büttel, der mit der Strafe beauftragt war, hieß gewöhnlich der **Katzenbeißer**, und die Familie dieser Executionsmänner pflanzte sich unter dem gleichen Namen bis in's 19. Jahrhundert in Wien fort. (Der

Letzte dieses Geschlechtes, Lorenz Katzenbeißer, starb den 25. Juni 1809, alt 56 Jahre, als herrschaftlicher Kellermeister und rühmte sich sogar seiner Abstammung.)

Der Volksglaube begnügte sich jedoch selbst bis auf unsere Tage nicht damit, einfache und natürliche Erklärungen gelten zu lassen, sondern liebt und sucht oft weit her aus dem Gebiete des Wunderbaren und Ungewöhnlichen geholte Ableitungen, und einer solchen verdankt die an dem Katzensteige haftende Sage „von der gespenstigen Katze“ ihr Entstehen. Ein böser Mensch, der hier wohnte, haßte sein Weib, dessen er überdrüssig war, da er sich in ein benachbartes Bürgerweib verliebt hatte und im Ehebruche mit derselben lebte. Beide verabredeten sich, die rechtmäßige Gattin zu vergiften, und der Mann sollte ihr Katzenmark in einer Rahmsuppe beibringen, was in jenen Tagen für ein schreckliches Gift gehalten wurde. Die Vorsehung vereitelte aber das Vorhaben und durch Verwechslung genoß die Concubine das Gift. Die Wirkung äußerte sich durch eine Gehirnzerrüttung; sie glaubte eine Katze zu sein und kletterte gleich einer solchen auf den Dächern herum von Giebel zu Giebel, bis sie sich einmal vom Hause herab auf die Straße stürzte und mit zerschmetterten Gliedern todt blieb. Noch lange daher soll sie als gespenstige Katze die Umgebung beunruhigt haben. Eine gleiche Sage wird von dem kleinen Schlosse der Herren von Katzenburg in Krain erzählt, und dessen nachmaliger Besitzer, ein Herr von Rahmschüssel, war auch Eigenthümer des nachmals in so gespenstigen Ruf gekommenen Hauses. Es mag sich da wohl die Schloßsage aus Krain nach Wien verpflanzt haben.

Handwerker-Gerechtsame und Münzwesen.

In stetem Erblühen befanden sich bereits in jenen Tagen die Handwerker-Innungen, welche sowohl ihrem Ursprunge als ihren Einrichtungen nach kirchliche, christliche Vereine, religiöse Bruderschaften zu nennen waren. Wenn sie gleich bürgerliche Zwecke hatten, so war dennoch ihre Einrichtung religiös, nach dem Vorbilde anderer religiöser Vereine und Bruderschaften, und sie sind mit Recht eine Pflanzung der christlichen Kirche zu nennen, da sie alle ihre Einrichtungen, Gesetze und Vorschriften, ja selbst ihre Gebräuche und Gewohnheiten aus der christlichen Kirche, besonders aus dem kirchlichen Bruderschafts- und Klosterleben entnommen haben.

Wie schon erwähnt, waren zuerst die Klöster die einzigen Stätten, wo Kunst, Wissenschaft und Handwerk Pflege fanden. Als man aber anfing, Städte zu bauen, da genügten die Klosterbrüder als Handwerker nicht mehr, denn der Bau einer Stadt erfordert deren zu viele, zudem war den Klosterbrüdern verboten, sich an weltlichen Bauten zu betheiligen. So wurde denn nun mit der Gründung der Städte ein weltlicher Handwerkerstand nothwendig, der auch in dieser Zeit wirklich entstanden ist, wobei aber die Mönche die Lehrer für die weltlichen Handwerker wurden, denn nur von ihnen konnten die Laien lernen. Sowie aber ein Kind aus dem Elternhause die meisten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten mit nimmt und im neuen Hause getreulich fortübt, ja selbst der Nachkommenschaft dieselben gewissenhaft überliefert, eben so nahm auch der weltliche Handwerkerstand aus seinem Mutterhause, dem Kloster, gar manche Einrichtung mit in die Welt hinaus. Gleich den geistlichen Bruderschaften bildeten die Mitglieder desselben Handwerkes eine durch einen Eid verpflichtete Genossenschaft, sie ahmten selbst die

mönchische Abgeschlossenheit nach, indem in gar vielen Städten die Mitglieder desselben Handwerkes dieselben Straßen oder Stadtviertel bewohnten. Daraus erklärt sich die Straßenbenennung nach Handwerken, deren wir bereits erwähnt.

Diese Einrichtungen nun, welche die Handwerker aus dem Klosterleben genommen hatten, machten bald das eigentliche Wesen, den Kern der Handwerker-Innungen aus; dieselben sind streng religiös, kirchlich und haben das Christenthum, seine Glaubens- und Sittenlehre zur Grundlage. So sind die Jahrtage eine der vornehmsten, wahrhaft christlichen Einrichtungen der alten Handwerker-Innungen; jede solche hatte ihren Jahrtag, und dieser galt als das Vereins- und Bruderschaftsfest des Handwerkers und seiner Mitglieder. Er entspricht dem Ordensfeste der Klosterbrüder, und der Mittelpunkt seiner Feier bestand (wie noch heute bei vielen Genossenschaften) in der Darbringung des heiligen Meßopfers. An diesem Innungsfeste sollten, wie die alten Innungsbücher strenge vorschrieben, außer „Gottesgewalt" (d. i. außer dem Falle schwerer Krankheit), alle Mitglieder der Innung theilnehmen. Nachdem sich dieselben beim Handwerksvater versammelt hatten, wandelten alle Innungsbrüder, Meister und Gesellen, im feierlichen Zuge in die Kirche zu dem Bruderschaftsaltare, wo nach altem Brauche die heilige Messe gefeiert wurde; dadurch zeigten die Mitglieder ihren Glauben an, drückten ihren Dank aus gegen Gott für die von ihm der Innung und den einzelnen Mitgliedern erwiesenen Wohlthaten und zugleich die Bitte um ferneren Schutz für die gesammte Innung.

Eine weitere uralte Einrichtung ist die Verehrung eines Schutzheiligen, eines Patrons, welcher der Handwerkspatron genannt wurde. Es verehrte jedes Handwerk einen Heiligen als seinen Patron, als seinen Fürbitter bei Gott, und dazu wählte man gewöhnlich einen solchen Heiligen, der, als er auf Erden lebte, entweder selbst das Handwerk betrieben hatte, oder doch auf irgend eine Weise zum Handwerke in einer näheren Beziehung stand. So erwählte sich schon in frühesten Zeiten das ehrsame Handwerk der Zimmerleute den Nährvater Christi, den heil. Josef, die Maler den heil. Lukas, die Schmiede den heil. Eligius, die Schneider den heil. Johannes der Täufer, die Schiffer, Fischer, Brauer und Müller den heil. Nikolaus, die Weber den heil. Severus von Ravenna, die Glaser den heil. Jakob Alemannus, die Töpfer den heil. Goar, die Sattler den heil. Gualfordus, die Schuster die heil. Crispin und Crispinian, die Aerzte die heil. Cosmas und Damian zu ihren Patronen. Der Festtag der Patrone war auch Feiertag für die Mitglieder; in jenen Orten, wo die Innung später ihren eigenen Altar hatte, stellte das Bild auf demselben den Handwerkspatron dar, ebenso wurden die Zunft- und Innungsfahnen mit seinem Bildnisse geschmückt; das Innungssiegel zeigte dessen Bildniß und in der Innungsstube war stets seine Abbildung zu finden.

Eine andere auf das Christenthum und die christliche Liebe begründete Einrichtung war die Gedächtnißfeier für die verstorbenen Innungsmitglieder; in den meisten alten Innungsbüchern wird vorgeschrieben, daß alle Jahre an einem bestimmten Tage (meistens zur Zeit des Allerseelenfestes, welches im Jahre 998 vom Abte Odilo von Clugny eingeführt und ein Jahr darauf von Papst Sylvester II. der ganzen römischen Kirche anempfohlen wurde) für die Seelen der verstorbenen Innungsmitglieder Jahrmessen gehalten werden sollen.

Nicht minder ist die Einrichtung auf das Christenthum gegründet, daß jede Innung ihren Handwerks- oder Herbergsvater hat. Dieser Letztere entspricht in vieler Beziehung dem Klosterabte; was der Abt für die Klostergemeinde, sollte der Handwerksvater für die Innung sein; wie Ersterer mit verständiger Vaterliebe zu sorgen hatte für das leibliche und geistliche Wohl der Seinigen, die Werke der Mildthätigkeit im Namen der Klostergemeinde übte, Kranke zu pflegen, Nothleidende zu unterstützen und Fremde zu beherbergen verpflichtet war, ebenso sollte

auch der Handwerksvater die christlichen Liebeswerke gegen die Genossenschaft selbst, wie auch gegen Fremde zu erfüllen haben; er sollte Sorge tragen für das Beste der Innung überhaupt und für die einzelnen Mitglieder derselben insbesondere; er war verpflichtet, im Namen der Innung die Werke der Nächstenliebe auszuüben, für Witwen und Waisen besonders verstorbener Mitglieder zu sorgen, fremde Meister und Gesellen aufzunehmen, zu beschenken und zu beherbergen; darum hieß er „Herbergsvater“. Derselbe nahm deshalb auch stets in der Innung eine sehr ehrenvolle Stellung ein; er hatte mit den Meistern des Handwerkes den Vortritt bei feierlichen Gelegenheiten, bei Processionen; er hatte das Recht, von jedem Zunftgenossen den Gruß zu fordern; in seinem Hause fanden die Zusammenkünfte und Berathungen der Innung, die Aufnahme der Lehrjungen, die Freisprechung der Gesellen statt; er bewahrte die Innungslade mit dem Siegel, mit den Schriften und Documenten der Innung, mit einem Worte, er war stets und ist noch heute der Vertrauensmann der Genossenschaft.

Eine besonders schöne, wahrhaft christliche Einrichtung war der sogenannte Handwerksgruß; jede Innung hatte einen solchen eigenthümlichen und derselbe drückte einerseits den Glauben und die höchste Verehrung gegen Gott aus, denn er begann mit dem ehrfurchtsvoll ausgesprochenen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ anderseits drückte er die Brüderlichkeit aus, die unter allen Menschen herrschen soll. Jeder fremde Geselle, der demselben Handwerke angehörte und zu einem fremden Meister kam, entrichtete von den Meistern und Gesellen seiner Heimat den „Handwerksgruß“, bat damit um brüderliche Aufnahme zur Arbeit und Pflege, und der Meister war verpflichtet, ihm seinen Gruß zu erwidern, zu danken und ihn als Zunftgenossen und als christlichen Mitbruder zu behandeln.


Die Instrumente der Minnesänger. (Seite 202).

Auch die sittlichen Vorschriften, die den Innungsmitgliedern gegeben wurden, waren dem Evangelium entnommen und ganz mit dessen Geiste übereinstimmend, besonders wurde strenge eingeschärft: Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Ehrlichkeit und Redlichkeit und ein guter, unbescholtener, reiner Lebenswandel, nach dem Sprichworte: „Die Zünfte müssen so rein sein, als wenn sie von Tauben gelesen wären“.

Es ist gewiß von Interesse zu vernehmen, woher es stammt, daß bei allen den verschiedensten Arten der erwerblichen Beschäftigung der Name Meister (Magister) in Anwendung kommt. Es zerfällt die mehrfache Bedeutung dieses Anhängsels gewisser Stellungen in zwei Hauptpunkte. Zuerst in Betreff des Vorranges, welcher entweder als Anerkennung hervorragender Leistungen im Gebiete des schöpferischen Wissens oder künstlerischer Befähigung zuerkannt wurde, wie es denn im Mittelalter Meister der Kunst, der Dichtkunst und ausgezeichneter schriftstellerischer Befähigung gab, oder es wurde Derjenige so genannt, der für einen gewissen Wirkungskreis die Leitung übernahm, was sich bis auf die neueste

Zeit erhalten für gewisse Aemter, wie z. B. Hofmeister, Kellermeister, Küchenmeister, Bürgermeister, Schützenmeister, Jägermeister u. s. w. In zweiter Art war die Meisterschaft von dem günstigen Erfolge einer Erprobung der geistigen oder handfertigen Befähigung behufs der Erlangung eines gewissen Grades oder einer bestimmten bürgerlichen Stellung abhängig. Wenn es der Probe geistiger Befähigung galt, erwarb der Betreffende sich bestimmte akademische Grade oder durfte bestimmte Lehrfunctionen ausüben, so der Meister der Arznei, der Lehrmeister, Schulmeister 2c. Der nothwendige Grad der Fertigkeit in Handarbeit für die Erlangung des Befugnisses zur selbstständigen Ausübung des Gewerbes wurde durch Anfertigung eines Meisterstückes bedingt. Nicht uninteressant mag erscheinen, daß auch bei Beziehungen geistlicher Würden ähnliche Ausdrücke gewählt wurden; so erscheint z. B. noch bis über das 17. Jahrhundert hinaus der Pfarrmeister (Pfarrer) und sein Pfarrgeselle (Cooperator, Hilfsgeistlicher). Ueberhaupt findet man nicht selten Glieder des Priesterstandes, selbst höhere geistliche Würdenträger, für weltliche Geschäfte bleibend angestellt, ja selbst in der Ausübung bürgerlicher Beschäftigungen und Künste thätig, z. B. als Secretäre, Kanzler, Pfleger, Lehrer, Aerzte, Orgelbauer, Uhrmacher, Baumeister 2c.

Die Zuständigkeit und Ueberwachung der Ausübung des gewerblichen Berufes hatte allerlei Unterschiede. Die lehrämtliche Thätigkeit, die Ausübung der Heilkunst, die Stellung, welche durch akademische Grade erlangt wurde, unterordnete die mit dem Beisatze der Meisterschaft versehenen Persönlichkeiten später der Hochschule, welche zugleich unter dem Rector die ausnehmende Gerichtsbarkeit über ihre Angehörigen ausübte; die Wundärzte jedoch blieben den bürgerlichen Zünften beigeordnet.

Die Baumeister und Steinmetzen waren ebenfalls der Genossenschaft untergeordnet, aber nur in bürgerlicher Beziehung, was nämlich die Meister- und Gesellenverhältnisse, Arbeitslöhne u. dgl. betraf; in Ausübung des Handwerkes als Kunst hingegen, besonders bei kirchlichen Bauten, hatten sie sich der „Haupthütte“ in Straßburg unterzuordnen. Die Münze und das zur Prägung und zur Controle des gesammten Münzwesens bestimmte Personale besaß seine eigene Gliederung und war vom Innungsverbande frei.

Zur Ueberwachung der Handels- und Gewerbsthätigkeit in Wien gab es zwei obrigkeitliche Einrichtungen, und zwar das Hansgrafenamt und den Bürgerausschuß der Genannten. Schon die Benennung Hansgraf zeigt die Bestimmung Desjenigen an, der mit diesem Amte bekleidet wurde, denn Hansa, Hanse bedeutete im älteren Sprachgebrauche eine Handelsgesellschaft, einen Handelsbund, auch ein Handelsgericht, und Grave oder Graf einen höheren weltlichen Vorstand oder Richter. Derselbe hatte die Streitigkeiten in Handwerks- und Handelssachen auf das kürzeste zu untersuchen und zu entscheiden, Zwistigkeiten zu vermitteln und das gesellschaftliche gute Einvernehmen der Bürger zu unterhalten. Obwohl in den Urkunden erst im Jahre 1279 in Wien ein „Hansgraf“ vorkommt, muß doch schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein solcher Grave (Richter) über den gewerblichen und Handelsverkehr functionirt haben, etwa der von Regensburg, welcher schon 1191 den Verkehr mit der Stadt Enns vermittelte. — Die Genannten (Erwählten), in der Zahl von hundert, welche schon im ältesten Stadtrechte von 1221 erscheinen, hatten von ihrer Erwählung und der verordneten Bezeichnung in einem eigenen Buche den Namen; es wurden in den Rath die „getreuesten, weisesten und nützlichsten und auch die ehrbarsten“ erwählt, die sich „mit ihrem geschworenen Eide dazu vertreuen“ mußten, alle Ehren und allen Nutzen zu fördern.

Eine der wichtigsten Corporationen waren die Münzer. Vordem befand sich die herzogliche Münze in Krems, wie sie schon 1166, also wenige Jahre nach

der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume, urkundlich vorkommt. Die „Münzer", auch „Flandrenser" genannt, von dem Lande, welches die in Metallmischung und Prägung geschickten Männer vorzugsweise stellte, wurden in Wien, wie in Köln, Erfurt, Mainz, Worms und anderen Orten Hausgenossen genannt, weil sie gleichsam eine dem herzoglichen Hause unmittelbar zugeordnete Bruderschaft bildeten. Herzog Leopold der Glorreiche ertheilte dieser Genossenschaft im Jahre 1208 ein wichtiges Privilegium, wonach sie als eine besondere mit der Münze und dem Geldwechsel ausschließlich berechtigte Körperschaft, von der Gerichtsbarkeit des Stadtrichters ausgenommen und dem Münzmeister und dem herzoglichen Münzkämmerer unterworfen waren. Ihr Statut ist äußerst merkwürdig. Nach demselben sollte die Zahl der „Hausgenossen" nicht mehr als 48 betragen und nur mit deren einstimmiger Einwilligung konnte Jemand in ihre Gesellschaft aufgenommen werden. Wer außer den Hausgenossen, Christ oder Jude, es wagen sollte, Gold, Silber oder alte Pfennige zu kaufen oder zu wechseln, dessen Leib und Gut soll man dem Landesfürsten und dem Münzmeister überantworten. Wenn der Landesfürst Pfennige erneuern will mit einem einfachen Eisen (d. h. mit nur auf einer Seite ausgeführtem Gepräge), so soll dies nirgends geschehen als zu Wien, Enns und in der Neustadt, und es sollen die Hausgenossen mit gutem Fleiße die Prägeisen behüten. — Den Hausgenossen wird das Asylrecht für ihre Häuser und die Befreiung von Einquartierung fremder Gäste, dann das Recht eingeräumt, ihre Hausgenossenschaft zu verkaufen und zu vererben. Es muß hier ganz besonders betont werden, daß das Privilegium der Befreiung von der Einquartierung im frühen Mittelalter ein ungemein wichtiges war. In jener Zeit nämlich, wo das Reichsoberhaupt keinen festen Wohnsitz hatte, sondern mit seinem Gefolge, der Kanzlei und dem ganzen Troß der Hofhaltung von einer „Pfalz" (Provinz) zur andern zog, waren die Bürger des Ortes, wo sich der Kaiser eben aufhielt, zur Beistellung aller Leibesnothdurft für Mann und Roß verhalten, mußten die Hofleute beherbergen und Speise, Trank, Fourage, Betten und alles Andere zur Hofhaltung liefern. Und solches fraß dann den Ertrag vieler Jahre fleißiger Bürgerarbeit auf. Daher bewarben sich Städte und Bürger zeitlich um das Privilegium der Befreiung vom descensus (Absteig), d. i. der Einkehr des reisenden Landesherrn mit seinen gefräßigen Anhängseln, so daß die Befreiung der Flandrenser von der Einquartierung fremder Gäste, nämlich aus dem Gefolge des Kaiser- und Herzogshofes, als ein wichtiges Privileg zu erachten ist.

Bei der herzoglichen Münze unterschied man folgende Personen: 1. Den Münzmeister, welcher unmittelbar vom Herzoge ernannt wurde und dessen Gerichtsbarkeit die Hausgenossen und alle übrigen zur Münze gehörigen Personen unterstanden, sie mochten wo immer im Lande sich aufhalten. Er hatte in der Münze eine solche Macht, daß selbst Fremde, wenn sie die Schlagstube (Münzwerkstätte) betraten, nur seiner Gewalt unterlagen, und wenn sie sich dahin flüchteten, nicht ergriffen werden durften (Asylrecht). Seine Pflichten waren: die monatliche Untersuchung der Kaufleute und Wechsler, daß sie nicht die Münzen „saigern" (herabsinken machen, nämlich die schlechten um vollwichtigere Stücke von besserem Schrott verwechseln), dann die Verfolgung der Falschmünzer, es war Todesstrafe auf Münzfälschung gesetzt; endlich die Ueberwachung des Gusses und des ganzen Geschäftes. Dafür bezog der Münzmeister von jedem Gusse 5 Schillinge und 23 Pfennige Nutzung. 2. Der Anwalt, welcher die Person des Herzogs bei der Münze vertrat, daher auch in Nachahmung des Hoftitels Münzkämmerer genannt wurde und mit dem Münzmeister nahezu gleiche Rechte und Verpflichtungen hatte. 3. Die Hausgenossen, nämlich die Arbeiter in allen zur Münzprägung nöthigen Zweigen, Stempelschneider, Gießer, Präger und auch Münzwechsler; doch durften sie alte Pfennige nur zu Nutzen der Münze verkaufen.

4. Die Wechsler, welche aber nur als Diener der Hausgenossen bestellt waren und in deren Namen den Umsatz der Geldsorten und die Wiedereinlösung älterer Münzsorten besorgten.

Es dürfte bei dieser Gelegenheit angezeigt sein, Einiges von dem Geldwerthe jener Tage zu erfahren. Es erscheinen in den Saalbüchern der Klöster, welche die kostbarsten und fast die einzigen Fundgruben für die Erkenntniß der damaligen Zeitverhältnisse sind, als umlaufende Münzen: Talente (vom griechischen Talanton, d. h. Wage, das Zugewogene), die 10 bis 20 Thaler in Gold hatten; Byzantiner (Goldmünzen), welche gleich 4 Thaler waren; Marke; Schillinge (auch solidi oder Solung genannt, stärkere Silbermünzen von der Größe eines Groschens), die das eigentliche Currentgeld abgaben und 12 Denare oder argenteos (Pfennige, Silberlinge) hatten. Letztere hießen auch Numen (Münzen überhaupt). Zu jener Zeit gab es noch keine Gulden, keine Helblinge (silberne Scheidemünzen von 1 Loth), wohl aber gab es noch den Obulus (etwa 10 Pfennige im Werth).

In Wien wanderten bald auch andere Gewerbsleute ein, namentlich die Färber, welche Flämminger (oder auch Flandrenser) genannt wurden, weil Flandern auch durch seine Färbekunst in hohem Rufe stand. Besonderen Ruf genossen die Goldschmiede, Bogner und Pfeilschnitzer, die Waffenschmiede, Sattler, Wildwerker (Kürschner) und Weber. Auch die Schuster waren renommirte Handwerker. Aus der Zeit stammen ferner die vielen an Zünfte und Gewerbe erinnernden Gassenbenennungen vorzugsweise her, wie außer den bereits genannten, noch die Riemer-, Färber-, Nagler-, Seiler-, Schlosser-, Kruger-, Lederer-, Münzerstraße u. s. w. Es hoben sich die Handelsgeschäfte Wiens zur Blüthe; die Wiener Kaufleute hatten ihre Handelsverbindungen bis nach Venedig und von dort nach dem Orient; viele derselben waren Mitglieder des deutschen Kaufhauses in Venedig, und die „Venedigerstraße", der vielberechtigte Handelsweg zwischen den beiden Städten, wird in Wiens Urkunden häufig erwähnt. Sonst wurden die Fremden auch mit dem altdeutschen Worte: „Wällische" genannt. Mit Wal bezeichnete man ehedem überhaupt einen Fremden, ganz besonders jedoch späterhin einen Italiener, woher denn der Ausdruck „wälsch" kommt. In der „Wallichstraße" (heute Wallnerstraße) hat sich die Erinnerung erhalten; es dürfte das Wort „wal" den Waller, Reisenden, bezeichnet haben. Ebenso ist der Name „Elend" zu erklären, dessen Bedeutung gleichfalls so viel als „fremd" war, und der jener Gegend beigelegt wurde, wo Fremde häufig verkehrten.

Wie die Handelsthätigkeit weise geregelt wurde, ist bereits früher dargethan. Den Verkehr Wiens mit Regensburg hatte übrigens bereits Leopold der Tugendhafte im Jahre 1192 geordnet, indem er die Zollabgaben minderte und die Regensburger Kaufleute gegen den Unfug der herzoglichen Beamten schützte.

Adel, Geistlichkeit, Kunst, Poesie, Musik, Ritterwesen und Minnesängerthum.

Neben dem Grundstocke des städtischen Lebens, dem Bürgerstande, sind noch andere Stände zu erwähnen; vor Allem der Adel, welcher die herzoglichen Dienstmannen oder Ministerialen und den freien Landadel in sich begriff. Ueber diese Classe sind die ältesten Quellen nicht allzu gut zu sprechen; besonders die Zeit

Leopold's des Glorreichen fällt die Klage über Bedrückungen des Adels, „der sich selbst im Dienste des Herzogs nicht scheue, in Märkten und Dörfern einzulagern und dafür nichts zu zahlen". Darüber waren die Wiener so aufgebracht, daß sie an den Herzog selbst die Bitte stellten, er möge seine Dienstleute verhalten, ihre Schulden zu tilgen. Auch Ulrich von Liechtenstein, obwohl selbst ein Adeliger, klagt über die Verwilderung seines Standes, und es sollte nicht lange dauern, sah man den Adel wüstem Raubhandwerke fröhnen. Dagegen wird der Tapferkeit der herzoglichen Krieger alles Lob ertheilt. Tomasin der Zinkler, welcher zu Leopold des Glorreichen Zeit schrieb, preiset dessen Ritterschaft als die würdigste, die gefunden werden könne, und später noch vermaß sich König Ottokar selbst, „er wolle mit tausend Deutschen dreimal so viele Ungarn bestehen, und dabei furchtbar sein, wie nie zuvor".

Die Geistlichkeit machte zu jener Zeit noch wenig von sich reden, da sie sich zumeist nebst der Seelsorge nur wissenschaftlich und ökonomisch beschäftigte; aus ihr gingen die Schriftkundigen, die herzoglichen Kanzler hervor, sowie einige Leistungen in theologischer und philosophischer Wissenschaft, welche in Oesterreich wie in ganz Deutschland in den Schranken enger Schullehre gehalten wurde. Sehr thätig zeigte sich dagegen die Geschichtsforschung, welche aber gleichfalls ausschließlich von der Geistlichkeit ausging. In den Klöstern wurden die Chroniken geführt, aus welchen wir die Geschichtskunde jener Zeit schöpfen; Melk besitzt die älteste dieser Annalen, und auch aus Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Zwettl, Göttweih, Admont sind solche Chroniken auf uns gekommen; in Wien schrieb Vatzo, ein Mönch und Verwandter des Bürgermeisters Paltram Vatz, eine Chronik.

Ist über die Entwicklung der Wissenschaften in den Tagen der Babenberger noch wenig zu berichten, so erblühten dafür um so rascher die schönen Künste in Wien und Oesterreich. In der Baukunst herrschte dazumal der sogenannte romanische oder Rundbogenstyl, von den mit rundem Abschlusse versehenen Thür- und Fensteröffnungen und den mit gleichem Grundcharakter durchgeführten Bauverzierungen so genannt. In dieser Grundform wurden auch die Kirchenbauten in Wien und Oesterreich durchgeführt, wovon in ersterem freilich nur zwei Ueberreste, die Front der Stefanskirche mit dem sogenannten Riesenthore, den beiden Heidenthürmen und den sinnreichen allegorischen Figuren aus Stein, dann der Grundbau der Michaelerkirche auf uns gekommen. Von der letzteren zeigt namentlich der Seitenflügel, welcher vom Hofe des Michaeler-Durchhauses zu sehen ist, noch den reinen romanischen Styl mit seinen Verzierungen. In Unterösterreich sind Bauwerke aus der Babenberger-Zeit noch häufiger, und wir nennen davon nur die Stiftskirchen zu Heiligenkreuz, Lilienfeld, Klosterneuburg, Zwettl, die Pfarrkirche zu Wiener-Neustadt, die durch ihre Sculpturen sehr interessante Kirche von Schöngrabern, welche von mancher Seite noch heute als ein Denkmal der Templer betrachtet wird, die zahlreichen Tauf- und Grabkapellen zu Mödling (jetzt zum Glockenthurm verwendet), zu Tuln, Petronell, Hainburg, Scheiblingkirchen, Gars, Kuenring u. v. a. Zur Ausschmückung der Kirchen dienten Gemälde, Bildhauerarbeiten, Glasmalereien, kostbare Gefäße und Gewänder, und auch hiervon hat sich in den Kunstsammlungen der Stifter Vieles erhalten, in Wien selbst die Glasmalereien der Stefanskirche, dann viele Schaustücke im k. k. Antiken-Cabinete und in der Schatzkammer und zeigen von der höchst achtenswerthen Stufe, auf welcher diese Künste im 12. und 13. Jahrhundert standen.

Unter allen geistigen Leistungen aber steht die Wunderblume der Dichtkunst in Wien und Oesterreich zur Zeit der Babenberger obenan. War es doch ein Oesterreicher, der das größte und herrlichste aller deutschen Gedichte schuf — das Nibelungen-Lied, und der hierdurch der Dichtkunst neuen Boden errang. Was den Namen Nibelung betrifft, welcher ein in weiter Entfernung liegendes

Land, also ein Nebelland bedeuten soll, muß bemerkt werden, daß dieser Vorname schon bei den Karolingern im Gebrauche war und von den Normanen nach Italien und Frankreich gebracht wurde. In einer Urkunde in Monte-Cassino findet sich im Jahre 1145 ein Nibelons de Wurone, woraus die Italiener bald Neapolio machten, welcher Vorname sich nach Korsika verbreitete und somit dem berühmt gewordenen Napoleon zur Grundlage diente.

Es ist vor Allem hier etwas eingehender über die Gesangs- und Dichtkunst jener Tage und über deren Träger zu reden.

Wie ein jeder einzelne Mensch eine Periode der Blüthe in seinem Leben aufzuweisen hat, eine liebe- und gesangreiche Zeit, deren Spuren sich oft viele Jahre erhalten und das ganze Wesen eines Sterblichen verklären, so daß gleichsam seine Natur in der süßen Fülle der Töne aufgeht, so wird auch das Jugendleben der meisten Völker, selbst der rohesten, von einer Liebe zur Poesie, zum Gesange und zur Musik überhaupt verklärt, die einem solchen ganzen Zeitalter den unwiderstehlichsten Zauber verleiht. Es ist allerdings unleugbar, daß Einzelne, wie ganze Völker, von Musen und Grazien verlassen, selbst in den glücklichsten Stunden und Zeiten sich nicht zum Aetherglanz der himmlischen Schönheit aufzuschwingen vermögen, sondern wie der Nebel auf den Köpfen und Geistern der meeranwohnenden Völker beschwerend lasten soll, so hemmt und drückt eine angeborene Prosa jeden Augenblick von höherem Streben nieder; aber wer hätte wohl nicht einmal gedichtet? Wer nicht einmal seine von Liebe und Lust oder von tiefen Schmerzen durchstürmte Brust in Töne ausgehaucht? Und wer blickte nicht gerne auf diese schöne Zeit zurück? Und wer es nicht thut, nicht thun konnte, bleibt Der nicht zu bedauern? Daher nennt man die Zeit eines Volkes, wo die Erwägung und Ausgrübelung den unverhohlenen, geraden Ausdruck des Empfundenen noch nicht hemmt, drückt, verflüchtigt oder zurückgedrängt, wo die Tyrannei der angenommenen Sitte die poetischen Ausdrücke und Ergüsse noch nicht verflocht und verwässert, die Jugendzeit eines Volkes. Und je herrlicher und lebendiger diese gewesen, destomehr Sagen und Lieder erhalten sich den spätesten Nachkommen, die dann, wie ein verlorenes Paradies, auf dieselbe sehnsüchtig zurückblicken.

Eine solche Periode zeigt auch die Geschichte der neueren Völker, die allmälich aus den gewaltsamen Zerrüttungen der Völkerwanderung, aus diesem Chaos, in dem die herrlichsten und fruchtbarsten Keime verborgen lagen, sich herausbildeten. Nachdem die wilde Rohheit der germanischen Stämme sich an den Ueberresten der alles inneren Lebens entbehrenden Bildung der entnervten römischen Welt abgerieben hatte, wurden die Künste, die holden Genien einer besseren Zeit, in ihre früheren Rechte eingesetzt. Die Baukunst wie die Musik wurden zunächst Dienerinnen der Kirche, und was wir noch übrig haben von diesem phantasievoll-jugendlichen Streben, zeigt, wie die Völker riesenhaft gerungen, das lange Versäumte wieder nachzuholen. Aber auch das öffentliche Leben gewann jetzt mehr Reiz; die ewigen Kriege, die dem Ritter sein Schwert nicht aus der Hand legen ließen, wurden jetzt auf immer längere Zeit unterbrochen; der Friede lächelte freundlich, und eine festere Gestaltung der Dinge gewährte Zeit und Gelegenheit, die Künste des Friedens zu üben. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Deutschen, durch einen engeren Verkehr mit den orientalischen Völkern, in den Kreuzzügen viel dazu beigetragen haben, daß mehr Schönheit, Pracht und Prunk in das öffentliche und Kunstsinn in das häusliche Leben gebracht wurde.

Die Zeit nun, welche unmittelbar aus diesem Streite in jugendlicher Schönheit hervorblühte, ist die romantische, von der wir hier reden müssen. Wir sehen da alle Bedingungen, die einem frohen Leben, einer poetischen Richtung das Dasein geben und erhalten können und müssen; und so sind kühner, unverhohlener Ausbruch aller Leidenschaften, die noch durch keine Moral, höchstens durch ein

buntes Gemisch von Satzungen und dunkeln Begriffen von Ehre zurückgedrängt und gemäßigt wurden, ferner Sinnlichkeit und der feste Glaube an alles wunderbar Uebersinnliche, Zartheit und unbedingte Achtung für das schwächere Geschlecht, kraftvolles Ankämpfen gegen alle Schwierigkeiten, rücksichtslose Aufopferung für das einmal erkannte Wahre und Große die hervorstechendsten Züge dieser Zeit. Dazu kam noch die Abgeschlossenheit und Beschränktheit des Gesichts- und Wirkungskreises, die die Völker mehr auf sich verwies und ihnen Gelegenheit gab, sich energischer aus sich heraus zu entwickeln. Es ist also kein Wunder, wenn wir das ganze Abendland von Sängern fast überschwemmt sehen, wenn sogar die Ritter selber ihr Herz den Musen zuwenden und Meister in Gesang und Dichtung werden, ja dieser Liebhaberei sogar ihr Vermögen aufopfern. Bei festlichen Gelagen, wenn das Horn schwieg und die Schwerter gesättigt an der Seite der frohen Ritter ruhten, da sehnte sich das wilde Herz nach dem Klange der Saiten. Dann traten Sänger auf, welche die großen Thaten der Vor- oder Mitwelt erzählten, sangen, und die Gemüther in Staunen und Verwunderung setzten, oder die Hörer zur Nacheiferung antrieben.

Die Spanier, Franzosen und Italiener hatten die verwandte Benennung für solche Sänger: Trobador, Troubadour, Trovatore; die Engländer hatten ihre Minstrels, die Deutschen ihre Minnesänger. Diese erschienen aber bald in solcher Anzahl, daß sich sofort Klagen über die Mißbräuche, die durch ihre Vermehrung entstanden, vernehmen ließen, und zwar von Mönchen, die einestheils mit Recht es mißfällig aufnahmen, daß die Volkspoesie in's Rohe umschlug, und der Stand der Spielleute, weil sie aus der Kunst ein Gewerbe machten und „Gut um Ehre“ nahmen, im Allgemeinen schon anfing, als ein unehrenhafter zu gelten, sie auch nur für fromme Lieder eingenommen waren, anderntheils aber auch nicht ohne Neid auf die Günstlinge der Großen blickten, welche deren Freigebigkeit den Kirchen und Klöstern entzogen. Einer derselben klagte laut: „Wer histriones (Schauspieler), mimos (Geberdenkünstler) und joculatores (Gaukler) in sein Haus aufnimmt, weiß nicht, welche Schaar unreiner Geister ihnen nachfolgt“. Der Mann hatte freilich so unrecht nicht.

Die Klage, daß in der heutigen Zeit Künstler, namentlich Sänger und Musiker, so auffallend geschätzt, belohnt und bevorzugt werden, läßt sich sofort näher würdigen, wenn man die damals getriebene Verschwendung in Betracht zieht. Die Minnesänger selbst erzählen, welche Geschenke, welche reiche Gaben von großmüthigen Gönnern ihnen zuflossen, und sie bieten Alles auf, dieselben durch ihren Rath bei dieser einträglichen Laune zu erhalten. Wie sehr sie ihre Rechnung bei der Großmuth der Grafen und Ritter fanden, sieht man daraus, daß Viele durchaus von ihrer Kunst leben mußten. So giebt z. B. einer einem jungen Ritter den Rath, in einem Schlosse ohne Thüren und Riegel zu wohnen und auf die Verleumder nicht zu hören, die ihm Pförtner, Schildknappen und Wächter anzustellen rathen würden, um Spielleute und Landstreicher von der Schwelle mit dem Knüttel zu treiben. Folgte der Ritter diesen Eingebungen, so ward er weit gepriesen, denn die fahrenden Sänger verkündeten in allen Gauen den Ruhm seiner unbeschränkten Freigebigkeit, und er brauchte nicht für Unterhaltung und Belustigung zu sorgen. Pilgerten doch einem so schönen Sterne viele Minnesänger und Gaukler zu, wie einst die Weisen aus dem Morgenlande. Und gewiß mochten Viele um diesen Preis manche Opfer bringen, und es fehlt nicht an Beispielen, daß ärmere Ritter ihr ganzes Vermögen ihrer Neigung aufopferten. So sehen wir denn, daß in der damaligen Zeit eben dieselbe Schätzung von Künstlern stattgefunden hat, und daß dabei eine Verschwendung sichtbar wird, die schwerlich in unsern Zeiten ihres Gleichen haben möchte. Dazu kommt noch, daß die Geschichte des Minnesängerthums so gut als keine Sängerin aufzuweisen hat. Gewiß wirkten die Sänger weniger

auf die Augen und das weiche Herz alter und junger Herren, wie das heutzutage öfter geschehen soll, und dennoch wurden sie so sehr geliebt, woraus mit Sicherheit erhellt, daß weniger sie selbst als ihre Kunst und ihre Dichtergaben bezauberten. Zwar kommen Beispiele vor, daß Sänger an dem Hofe, wo sie lebten, einen vertrauten Umgang mit der Herrin des Haüses unterhielten, doch waren dies nur sehr vereinzelte Fälle, die auf die Beurtheilung, wie hoch die Musik und Dichtung zu der damaligen Zeit in Achtung gestanden, nicht den mindesten Einfluß haben können.

Es muß hier ganz besonders auf den Unterschied aufmerksam gemacht werden, der zwischen den Verrichtungen und dem Wirkungskreise der Minnesänger von der einen und der Joglares (Jongleurs, Gaukler) von der andern Seite obwaltete. Erstere waren unstreitig in höherem Ansehen, schon ihr Name bezeugt es, daß sie die eigentlichen Dichter waren. Wie es sich wohl noch heute zuweilen findet, daß der Dichter Musiker ist, daß er lyrische oder epische Gedichte selber in Töne setzt und selber singt (wir erinnern da nur an Rudolf Hirsch in Wien), so war es auch damals der Fall. Die Troubadours (herstammend von trovare, finden) waren außerdem, daß sie Gedichte erfanden, auch Componisten und zugleich Sänger, so daß sie gleichzeitig drei Verrichtungen, meistens aus dem Stegreife, ausübten. Begeistert von dem Stoffe, der ihnen vorlag, faßten sie ihre Handlung oder ihr Gefühl in Worte, die nach einer bestimmten Ordnung rhythmisch auf einander folgten, und eine Art Recitativ diente zum musikalischen Ausdrucke des Ganzen. Es finden sich aber auch bestimmte Weisen, die zum Muster für spätere Gedichte dienten, die nach ihnen gesungen wurden. So sprachen die Verfasser öfters aus: das Gedicht sei nach dieser oder jener allgemein bekannten Weise zu singen. Sehr häufig aber waren die Dichter nicht bei Stimme, und dann ließen sie ihre Lieder durch Andere vortragen, die von ihnen abhängig erscheinen. Dies waren die Joglares oder Jongleurs, welche, zumeist aus geringeren Ständen, der Bildung entbehrten, welche die Kunst des Troubadours verlangte: denn die Forderungen, welche an diese gestellt wurden, erscheinen als nicht unbedeutend. Sie mußten nämlich eine Menge Sagen und Legenden kennen, sie waren, da sie zugleich erzählten, gewissermaßen ein Conversations-Lexikon, eine Art Encyklopädie des Wissenswürdigsten ihrer Zeit. Verlangte Jemand dies oder jenes Lied, so mußten sie das Verlangte anstimmen. Außerdem hatte man eine Art Poetik, deren Gesetze strenge befolgt werden mußten; auch gehörte eine nicht unbedeutende politische Kenntniß zu den sogenannten Tansonen (witzig-poetischen Spielen, Wechselgesängen), deren man sich zum Spotte und zu Schmähungen der Gegner oder Feinde bediente, daher ein Wissen nöthig war, das von dem ordinären Jongleur nicht erwartet werden konnte. Und so blieben die Letzteren in der niederen Sphäre, indem sie das von den Troubadours Ueberkommene sangen, die Spottlieder mit ausdrucksvollen Gesten begleiteten und sich davon ernährten. Außerdem pflegten diese „Gaukler" auch für's untere Publikum, nämlich die Knappen und Diener, zu singen, und diese nebstbei durch mancherlei Kunstfertigkeiten zu ergötzen, und von da her stammt der heutige Begriff von „Jongleur" oder „Gaukler". Sie waren endlich zu jener Zeit die ersten Volkssänger.

Die „Jongleurs" also beschäftigten sich ausschließlich mit dem Gesang und den Instrumenten, und sie sind die eigentlichen Spielleute, deren Wirksamkeit viel weiter ging als die der Troubadours, weil sie, so zu sagen, Alles in Allem waren. Sie drängten sich denn auch, wie sich das erwarten läßt, hinauf, und recht oft klagten die Minnesänger, daß man ihren Namen dazu mißbrauchte, auch Leute damit zu bezeichnen, die Seiltänzer, Lustigmacher und Taschenspieler seien.

Nun aber wird doch der Gesang meistens mit irgend einem Instrumente von dem Sänger selbst begleitet, oder er führte Spielleute mit sich, oder, was wohl noch häufiger vorkam, er spielte selber zum Gesange und ließ sich außerdem

von mehreren anderen Instrumentalisten begleiten. Und da finden wir bei den Instrumenten eine merkwürdige Eintheilung; es gab deren nämlich hohe und niedere. Es ist allerdings sehr schwierig, zu entscheiden, ob diese Benennung sich auf die Eigenthümlichkeit und den Ton der Instrumente bezogen hat, oder auf die Achtung, in der sie, unter einander verglichen, bei den Musikern gestanden haben, denn es soll gleich Gelegenheit geboten werden, zu erkennen, daß wirklich einzelne Instrumente vorzüglich geachtet und im Gebrauche gewesen, theils deshalb, weil sie wegen ihrer Eigenthümlichkeit zum vorzüglicheren oder ausschließlichen Gebrauche sich eigneten, theils aber auch, weil sie die ältesten, ursprünglichsten waren und als solche in der Achtung sich erhielten und befestigten. Dessenungeachtet bleibt es unentschieden, ob nicht dennoch der natürliche Ton der musikalischen Werkzeuge zu der merkwürdigen Unterscheidung von „hoch" und „nieder" Veranlassung gegeben habe. Es scheint nämlich, daß die Minnesänger, die sich auf jede Weise vor den niedriger stehenden „Gauklern" auszuzeichnen strebten, auch dadurch ihr Vorrecht geltend gemacht haben, daß sie sich der Harfe, der Viole und der Cither u. s. w. bedienten. Wie die niedrigsten Classen der Musiker regellos ihre Romanzen machten und das gemeine Volk damit erfreuten, so wendeten sie auch die Instrumente an, die dazu am meisten paßten. Dazu kommt noch, daß die Instrumente „höheren Ranges", wie wir sie nennen müssen, an sich kostbarer waren und deshalb nur von Denen gekauft wurden, die begütert, also meist Edle waren; denn die Jongleurs fristeten ihr oft sehr dürftiges Leben durch die Gaben der Großen, wie heutzutage viele Straßenmusiker, die in den Höfen der großen Städte ihre Klage über ihre bittere Armuth durch Töne verkünden.



Friedrich der Streitbare. (Seite 214.)

Bedenkt man nun, wie sehr theuer die meisten Dinge bei dem Mangel an baarem Gelde im Mittelalter waren, wenn man sich erinnert, daß kleine Bibliotheken oft ungeheuere Summen kosteten (ein manuscriptliches Buch hatte oft den Preis von Tausenden), so wird man sich leicht einen Begriff machen können von dem hohen Preise der musikalischen Instrumente. Außerdem hatte das Zunft- und Innungswesen, für das sich eine so rege Theilnahme fand, die Folge, daß sich die Stände in jeder nur möglichen Beziehung in sich abzuschließen und von einander zu trennen strebten.

Unter den Instrumenten, die der Begleiter eines Minnesängers mußte spielen können, war: die Trommel, das Schlagholz (Castagnetten), die Geige, Symphonie (Instrument, das nur eine Octave hatte und zur Begleitung und Unterstützung des Gesanges unisono diente), das Psalterion (eine Art Harfe, zur Begleitung ernsten Gesanges), das Monocord (wörtlich Einsaiter), die Sackpfeife und mehrere andere, die alle darauf hindeuten, daß sie musikalische Instrumente zweiten Ranges sein mußten, da sie theils sehr eintönig, ohne bedeutenden Umfang waren, theils sich weniger zur Begleitung des Gesanges eigneten. Ein Jongleur rühmt von sich: „Ich bin Spieler der Viola, ich kann

die Muse, Frestele, Harfe, Symphonie, Geige, Harmonie, das Psalterion und auf der Rota spielen".

Ueber die Beschaffenheit der einzelnen Instrumente hat man leider keine bestimmten, ausführlichen Nachrichten, indessen sind die Namen sowohl als auch einige alte Abbildungen von Sängern und Musikern genügend, um einigermaßen einen Leitfaden abzugeben. Die Viola war der Vorläufer der Violine, nur wurde dieselbe nicht an's Kinn gesetzt, sondern auf das Knie gelegt wie eine Cither und dergestalt mit dem Bogen gestrichen. Sie ersetzte den Jongleurs die Harfe, welche nur Minnesänger spielten. Die Muse war eine Art Schalmei (ohne die Blasebälge der Sackpfeife). Am häufigsten war die Rota, so genannt von der radförmigen Gestalt des Bogens, mit dem selbe, eine kleinere Viola, gespielt wurde. Alle diese sind jedoch Instrumente niederen Ranges. Den ersten Rang von allen nahm die Harfe ein, über welche wir schon mehr sagen müssen.

Ueberall, wo von Minnesängern die Rede ist, erscheinen sie mit ihrer geliebten Harfe, oder stützen sich auf sie, wenn sie ihre Töne entlocken, oder wenn dieselben verhallt sind, um den Effect ihres Gesanges zu erwarten und sich an demselben zu weiden. Wo von ihr gesprochen wird, erscheint sie als das edelste Werkzeug, als die Königin der Instrumente, weshalb eine Menge Romanzen und Balladen an die Harfe geknüpft sind. Sie erbte der Sohn oder Schüler des Sängers, wenn er nichts weiter erben konnte, und glücklich war er, wenn er den Ruhm des alten, durch Generationen hindurch gefeierten Werkzeuges preisen konnte.

Die Harfe erscheint als unzertrennliches Beiwerk, als zierendes Attribut bei den meisten Sängern; wie die Ritter nicht ohne Schwert und Schild, die Könige nicht ohne Scepter und Krone dargestellt wurden, so stets die Sänger nicht ohne Harfe; ja selbst große Helden erschienen mit derselben. Es muß hier auf einen interessanten Gebrauch aufmerksam gemacht werden, der bei diesem Instrumente stattfand und eben so sehr das Gepräge des Mittelalters trägt, als er einen Beweis giebt, wie die Sänger mit ihrem steten Begleiter gleichsam verwachsen und verbunden waren. Man benannte nämlich die zahlreichen Saiten mit symbolischen Namen, die meist in Beziehung auf die Eigenschaften der Geliebten standen, in deren Preise der Sänger sein liebreiches Leben verhauchte. Jede Saite mahnte ihn an sie, und ein voller Accord, in der Fülle der Begeisterung angeschlagen, zauberte ihm ihr ganzes Bild vor die Seele. Wer weiß, welch' unbedingten Geschmack das Mittelalter am Symbolisiren und Allegorisiren fand, dem wird diese sinnige Art, selbst einzelne Saiten als Andeutungen auf den geliebten Gegenstand zu betrachten, nicht auffallen können.

Ein ungemein werthvolles culturgeschichtliches Bild in Bezug auf die Musik-Instrumente zur Zeit der Babenberger liefert das Titelbild des Psalteriums des heil. Leopold in der berühmten Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg. Es stellt den König David mit musicirender Umgebung vor, in welchen Figuren die Instrumente der Minnesänger und Jongleure recht ersichtlich dargestellt sind. (Bild Seite 193.)

Wir kommen nun auf die Dichter und Sänger aus der Zeit der Babenberger zurück. In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts trat der Edle von Kürnberg auf, dessen Stammburg nächst Linz auf der Höhe hinter Wilhering lag, wo noch heute ein Bergrücken der Kirnberg heißt. Derselbe dichtete in den Jahren 1121 und 1138, wahrscheinlich am Hofe des prachtliebenden Bischofes Regimer von Passau weilend, die deutsche Heldensage der Nibelungen. Hiermit war die Schranke durchbrochen, der edle Sänger fand immer zahlreichere Nachfolger aus allen Ständen, und bald erblühte die Dichtkunst in allen Gauen Deutschlands, vorzüglich aber in Oesterreich und Wien, wo die kunstsinnigen Bamberger sich als besondere Gönner der edlen Sänger zeigten.

Es würde den Raum unseres Buches weit überschreiten, alle Minnesänger aufzuführen, welche in Oesterreich lebten oder am gastfreien Hofe der Herzoge

Aufnahme fanden und ihre Gesänge erschallen ließen; wir können daher nur von den wichtigsten sprechen, welche über den österreichischen Hof und dessen Oberhaupt, über das Land und die Hauptstadt am ausführlichsten Berichte geliefert haben. Da waren:

Heinrich von Ofterdingen, aus ritterlichem Geschlechte zu Oberösterreich in dem noch bestehenden Orte Ostering (im Volksmunde Osterding) um das Jahr 1160 geboren. Er erhielt seine Bildung am Herzogshofe, war bei Leopold dem Tugendhaften und seinem Sohne Leopold dem Glorreichen wohlgelitten und kündete dessen Lob bei dem Sängerkampfe auf der Wartburg in Thüringen. Sonst ist er noch der Verfasser zweier großer Gedichte: des „Biterolf" und des „König Laurin oder der kleine Rosengarten". Lange galt Heinrich von Ofterding auch als Verfasser des Nibelungen-Liedes, aber auch jetzt, nachdem dessen wahrer Dichter entdeckt ist, wird er immer einer der ersten Minnesänger bleiben.

Ueber den vorerwähnten Sängerkrieg auf der Wartburg, in welchen Oesterreichs Herzog so innig verflochten war (1207), erzählen die Ueberlieferungen Folgendes: Sechs edle und berühmte Sänger saßen auf der Wartburg beisammen, und zwar: Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf der Hofdiener, Reinmar von Zwetter, Wolfram von Eschenbach und Heinrich der tugendhafte Schreiber. Sie kämpften mit Liedern, mit Räthseln und mit Stellen der Schrift, wer aus allen Fürsten der tugendreichste wäre. Nur mehr zwischen Leopold dem Glorreichen und Hermann, Landgrafen von Thüringen und Hessen, waren sie ungewiß. Da trat der Ofterdingen wider Alle auf und pries Leopold als die Sonne. Den Anderen mißfiel solches, und sie beschlossen, gegen den Ofterdingen auf Leben und Tod zu kämpfen, und unterläge er, sollte er auch vom Leben zum Tode gebracht werden. Wirklich hintergingen sie ihn auch mit ungleichen Würfeln und gewannen ihm die Meisterschaft ab, wollten ihn auch sogleich ergreifen und tödten. Aber die Landgräfin Sofie, zu der er flüchtete, schützte ihn. Zur Entscheidung des Streites sollte er den berühmten Meister Nikolaus Klingsor herbeischaffen, den berühmten Weisen, welchem der Sage nach die Geister dienten und alle Schätze des Erdschooßes klar und offen vor dem Auge lagen, der durch die Schönheit seiner Gestalt und durch den Zauber seiner Rede und seines Liedes alle Herzen erfreute, der am Hofe des ungarischen Königs Andreas II. lebte, von Allen hochgeehrt.

Nur mit schüchterner Hoffnung schritt Ofterdingen an's Werk. Er suchte ein mächtiges Fürwort und zog dahin, wo es ihm am wenigsten fehlen konnte — zu Herzog Leopold nach Wien, wo er schon früher geraume Zeit gelebt hatte, und vertraute dem edlen Fürsten Alles. Der gab ihm Briefe an Meister Klingsor, Roß und Reisegeld. Zu Siebenbürgen traf er Klingsor, der Heinrich den freundlichsten Willkomm bot und sich alle seine Gesänge vortragen ließ, nicht wenig davon entzückt, denn sie waren guten Sinnes und süßer Töne voll. Nun aber schien es, als vergesse Klingsor seiner Zusage völlig und halte seinen Gast nur durch leere Worte hin. Klingsor vertröstete ihn lächelnd auf sein schnelles Roß und auf einen gar leichten Wagen. Aber schon übrigte nur mehr ein einziger Tag zur Reise und Heinrich klagte, daß er je in's Ungarland gezogen und nun für immer landflüchtig sein müsse. Da reichte ihm Klingsor einen Trank und er fiel in tiefen Schlaf. Am Morgen erwachend, sah sich Ofterdingen unter Erstaunen zu Eisenach und durch die ganze Stadt flog die Kunde der wundersamen Ankunft, und die Herren kamen vom Schlosse, mit Ehrenbezeigungen und Geschenken an den hohen Meister gesendet. Wenige Tage darauf sahen sie Klingsor in seines Wirthes Garten, in einer hellen Sommernacht, gleich einem Standbilde sitzen und den Blick zu den Sternen des Nachthimmels emporheben. Viele ritterliche Hofleute und Bürger, die den Abendtrunk zu sich nahmen, umstanden ihn bittend, ihnen

etwas Neues zu künden, was er allezeit that. Und er erhob sich und sprach: „Ja wohl, neue und fröhliche Märe! Meinem Herrn, dem König von Ungarn, wird in dieser Nacht eine Tochter geboren (die heilige Elisabeth), die wird dereinst dem Sohne Eures Fürsten vermält und durch ihre Anmuth und Frömmigkeit die ganze Christenheit erfreuen". Der Landgraf, dem die Bürger solches verriethen, nöthigte den Meister auf das Schloß zu Gaste. Darauf aber ging Klingsor nach dem Rittersaale zu den Sängern. Er versöhnte sie; der Landgraf beschenkte ihn mit köstlichem Gewand und Kleinod und Klingsor nahm dankgerührten Urlaub von der Wartburg. Er kehrte über Wien, wo er dem Herzoge Bericht erstattete, wieder nach seiner Heimat zurück.

Hochberühmt war ferner Walther von der Vogelweide. Derselbe wurde um 1165 in Tirol auf einem kleinen Hofe im oberen Eisackthale (Wippthal), welcher der Vogelweider-Hof hieß (Layener Ried bei Bozen), geboren und gehörte dem Ritterstande an. In früher Jugend schon lebte er in Oesterreich, wo, wie er selbst sagt, er seine Bildung zum Dichter erhalten hat; auch kommen bei ihm, wie nur bei österreichischen Dichtern, Reime vor, wie „verworren" und „Pfarren".

Es mag um 1190 gewesen sein, daß der Jüngling das Vaterhaus verließ und sich nach Oesterreich begab. In Wien, das nächst Köln schon damals durch Größe und Reichthum als die erste Stadt des Deutschen Reiches galt, entfalteten zu jener Zeit die babenbergischen Herzoge ihren glänzenden Hofhalt und bildeten dort durch Prachtliebe und verschwenderische Freigebigkeit für Poesie, Kunst und Wissenschaft einen Mittel- und Anziehungspunkt, wie es in Deutschland keinen zweiten gab. In dies reichbewegte, glänzende Leben trat der schlichte Sohn der Berge, der außer seinem Talente nichts sein eigen nennen konnte. Doch zunächst war das Glück ihm hold. Wo Sänger und Spielleute stets willkommene Gäste waren, fand auch er freundliche Aufnahme und Unterstützung und in Reinmar dem Alten, Minnesänger am Hofe Friedrich's des Katholischen, dann am Hofe Leopold's des Glorreichen, dessen Kreuzzüge in Palästina er mitmachte, einen Meister, wie ihn ein angehender Jünger der Kunst nur wünschen konnte. Die Jahre, die nun folgten, seine eigentlichen „Lehrjahre", blieben die schönsten seines ganzen Lebens; in sorgenfreier äußerer Lage und angenehmer Umgebung, ermuthigt durch den Beifall, der seinen Liedern in Nähe und Ferne zu Theil wurde, blickte er frohen Muthes und in gehobener Stimmung in die Zukunft, und niemals ist die Erinnerung an diese erste selige Zeit der Jugend und der Liebe aus seiner Seele gewichen. Es ist die Entstehungs-Epoche seiner frischesten und innigsten Frühlings- und Liebeslieder.

Der unselige, mit Kaiser Heinrich's VI. Tode anhebende Wahlstreit war es später, der ihn aus seiner behaglichen Ruhe am Wiener Hofe aufschreckend, aus seinem Geiste auch die ersten Funken patriotischer Begeisterung schlug. Damit betrat Walther's Poesie das politische Gebiet und schlug jene Richtung ein, der er durch volle dreißig Jahre unerschütterlich treu geblieben, und von der er bis zu seinem Tode nie, auch nur um eines Fußes Breite abgewichen ist. Er stellte sich auf die Seite Philipp's von Schwaben und erhob noch von Wien aus seine Stimme zu dessen Gunsten, indem er das deutsche Volk aufforderte, dem Genannten die Krone aufzusetzen. Herzog Friedrich's Tod löste das bisherige Verhältniß. Des Herzogs Verlust betrübte Walther tief, denn er sagte: „Da senkte ich meinen stolzen Schritt zur Erde; da ging ich schleichend, wie ein Pfau, wohin ich ging, das Haupt mir kummervoll nach meinen Knieen hing". — Herzog Leopold der Glorreiche war Walthern anfangs auch durchaus nicht günstig, obwohl derselbe ihm eine Mahnung sandte, „von dem reichen Ueberfluß und Segen, den er verbreite, doch endlich auf ihn einen Tropfen fallen zu lassen". Die Bitte fruchtete

nichts, denn der Dichter beklagte sich ferner über die Ungastlichkeit des verwaisten Hofes, den er redend einführt, und selbst seinen Verfall beklagen läßt: „Mein Dach ist faul, es stürzen meine Wände. Nicht schenken Schmuck und Kranz noch meine Hände". Der Dichter ging endlich von dannen, „da es ihm hier an Gut und Ehre fehle", und fand gegen Ende desselben Jahres, 1198, gastliche Aufnahme bei König Philipp, dem er sich durch manche zu dessen Gunsten verfaßte Gedichte empfohlen hatte. Er lobte indeß auch theilweise das Glück, das er noch hoffte und voraussetzte, und das ihm auch wirklich zu Theil wurde. Es kann aber sein Aufenthalt am königlichen Hofe nicht von langer Dauer gewesen sein, da er sich schon zu Pfingsten im Jahre 1200 wieder in Wien befand und an dem Feste theilnahm, mit dem Herzog Leopold seine Schwertnahme feierte. Um 1205 ist Walther dann wieder an Philipp's Hofe.

Das neue Verhältniß währte abermals nicht lange. Von dem Zeitpunkte an, wo sich Philipp's Stellung befestigte, und es ihm gelang, seinen Gegner in offener Schlacht zu besiegen, so daß er in Folge jenes Sieges 1205 nun auch in Aachen gekrönt wurde, verstummte Walther's politische Dichtung, und weder Philipp's gewaltsamer Tod (1208), noch Otto's nunmehr einmüthige Erhebung auf den deutschen Thron vermochten, ihm neue Töne zu entlocken. Erst 1210, als zwischen Otto und dem Papste Innocenz III. der unheilvolle Bruch eintrat und der kaum zuvor Gesalbte mit dem Banne belegt wurde, sieht man Walther's patriotische Muse wieder aufwachen und für des Kaisers und des Reiches Recht sich mit jugendlicher Frische und Kraft erheben.

Vom Anfang an war er der Person Otto's nicht gewogen gewesen, aber wie er in ihm das rechtmäßige Reichsoberhaupt erkennen mußte und inne ward, daß es seine Pflicht sei, die weltliche Autorität, so weit es ging, zu schützen, da schwor er sofort zu des Kaisers Fahne und hielt dieselbe nun hoch, obgleich nur Undank sein Lohn war. Dies sich selbst einzugestehen, sträubte sich Walther wohl lange, ebenso, daß Otto schließlich zu einer Puppe ohne Macht und Bedeutung herabgesunken, daß von solchem „Schattenkaiser" das Deutsche Reich kein Heil erwarten dürfe; aber mit der Treue und Beharrlichkeit seines Charakters war er einer der Letzten, die von Otto abfielen, und die sich dem neu aufgehenden glänzenden Gestirne, Friedrich II., zuwendeten. Dieser lohnte ihm nicht ebenfalls mit Undank; er gab ihm nicht nur ein Gutslehen nahe bei Würzburg, der Hauptstadt des Frankenlandes, sondern ehrte ihn noch dadurch, daß er ihn zum Erzieher seines unmündigen Sohnes, des nachmaligen Königs Heinrich, machte, desselben, welcher wegen gegen seinen Vater gerichteter Umtriebe sogar dieser seiner Würde nicht lange hernach entsetzt wurde. Walther erlebte an dem verwahrlosten und ungerathenen Knaben keine Freude. Zeuge seines Unmuthes darüber gab sein Gedicht, welches mit den Worten beginnt: „Verwahrlostes Kind — für die Ruthe leider schon zu groß, für das Schwert zu klein" u. s. w. Ja, er sah sich gezwungen, seiner Stellung bei ihm zu entsagen. Doch das bewirkte in unseres Dichters Verhältniß zu Kaiser Friedrich nicht die geringste Aenderung; Letzterer blieb ihm gnädig gesinnt, und er stand jenem bis zu seinem letzten Athemzuge mit Rath und That zur Seite. Walther verbrachte den Abend seines Lebens in Würzburg, wo er um das Jahr 1235 starb. Unter einer Linde in dem vom Kreuzgange umschlossenen stillen, kühlen Hofe des neuen Münsters, vordem Lustgarten genannt, wurde der Sänger zur Erde bestattet, und von seinem milden, liebevollen Sinne giebt ein schönes Zeugniß die alte Sage, welche erzählt, Walther habe in seinen letzten Willen verfügt, daß auf seinem Grabsteine täglich die Vögel gefüttert und getränkt werden sollten, zu welchem Zwecke auf demselben vier Löcher angebracht wurden. (Bekanntlich wurde im Jahre 1874 dem Minnesänger eine Gedenktafel auf dem Vogelweidhof und 1877 in Innsbruck eine Statue gesetzt.)

Es ist sehr nothwendig, die dichterische Wirksamkeit und Bedeutung Walther's von der Vogelweide hier in Kurzem zu erörtern. Derselbe ist ein deutscher und specifisch österreichischer Dichter nicht nur dem Erdentheile nach, auf welchem er geboren wurde, sondern auch deshalb, weil er seinen hochbegabten Zeitgenossen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg gegenüber fremdländische, d. h. nicht deutsche Dichtungsstoffe verschmähte und dabei zugleich seinem engeren Vaterlande mit einer solchen Zärtlichkeit anhing, daß seine Geschichte sozusagen jeden Pulsschlag des deutschens Lebens begleitete. Er machte sich gleichsam zum lebendigen Ausdruck der Gefühle seines Volkes, und die Liebe zu demselben erweckte in ihm die höhere dichterische Begeisterung. Wie werth ihm sein Vaterland war, spricht er in den einfachen, aber schönen Worten aus:

„Tugend und reine Minne,
Wer sie suchen will,
Komm' herein in unser Land;
Da ist die Wonne viel."

Seine Dichtungen bilden einen entschiedenen Gegensatz zu dem gewöhnlichen Charakter der höfischen Dichtung, aus allen leuchtet wohlthuend eine hohe Reinheit des Gemüthes, eine kindliche Liebe zu seiner und aller Deutschen Mutter hervor; so nimmt er denn auch zärtlichsten Antheil an allen Geschicken des Vaterlandes, an den inneren Kämpfen, welche nach Heinrich's VI. Tode (1197) Deutschland zerfleischten, als die Krone ein Spielball innerer und äußerer Parteispaltungen war. Der Standpunkt, den Walther einnahm, ließ ihn ziemlich genau die Lage der Dinge überblicken, da er zuerst am Hofe Friedrich's I. von Oesterreich lebte, dann sich auf Seite König Philipp's von Schwaben stellte, dann, am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebend, sich an Otto IV. anschloß, bis er sich endlich zu dessen Gegner Friedrich II. wandte, immer das Beste hoffend und von der Gegenwart stets unbefriedigt, von Hohenstaufen zu Welfen, von diesen wieder zur ghibellinischen Partei zurückwandernd; wie er dann auch zum zweiten Male nach Oesterreich zum Herzog Leopold dem Glorreichen und selbst den Zug in's heilige Land unternimmt, von welchem er in frommer Begeisterung in einem Liede singt.

Walther's Gedichte sind mitunter der Ausdruck augenblicklicher Stimmung und Partei-Anschauung; da ist es denn auch erklärlich, daß sich auf diesem Wege bisweilen auch einiges Irrige einschlich. In den Parteikämpfen seiner Zeit zum Manne gestählt, vollzog sich bei ihm zugleich auch jene Läuterung der Seele, welche allmälich erkennt, daß über dem Parteigetriebe noch etwas Erhabeneres stehe, und daß alle niederen, gottentfremdeten Bestrebungen dieser Welt unverträglich seien mit geistiger Auffassung und höherem Sinne. Er selbst sagt kurz und bündig hierüber:

„Ja, leider kann das niemals sein,
Daß Sucht nach Geld und Ehre
Mit Gottes Huld sich mehre;
Daß diese drei zusammen kommen,
Der Weg dazu ist weggenommen."

Die Zeit war damals ganz vorzüglich geeignet, wahrhaft ernste Gedanken hervorzubringen; es war der heftigste Kampf zwischen dem Staate und der Kirche ausgebrochen, was Walther mit den Worten tief bedauert:

„Erhoben war der schlimmste Streit,
Der je bestand zu einer Zeit,
Als losbrach das Entzweien
Der Priester mit den Laien."

Der Dichter nimmt regen Antheil da, wo die Christenheit sich theilt, das Reich sich spaltet; er redet von der Verpflichtung des weltlichen Herrschers wie des geistlichen Oberhauptes in einer so verworrenen Zeit, wo freilich auch der Klügste und Biederste einen Fehlgriff thun konnte, wie dies bei Papst Innocenz III. der Fall war, als er dem Welfen Otto IV. die Kaiserkrone gab, dieser aber gleich darauf die Kirche bekämpfte, weshalb Walther den Papst „zu jung", den Kaiser Otto aber den „bösesten Mann" nannte. So suchte der Dichter das Kaiserthum auf die rechte Bahn zu bringen; ihm ist das Reichsoberhaupt Vogt der Kirche, welche er deshalb auch nicht bekriegen, sondern schützen und schirmen soll, was insbesondere im Kampfe der Christenheit mit der Heidenschaft zu geschehen habe. Der Gedanke, von welchem Walther hierbei geleitet wurde, war, daß Jeder dem Zweck dienen solle, zu welchem er von Gott bestimmt ist, daß aber Untreue gegen die eigene Verpflichtung und Verrath am Heiligsten die ärgste aller Sünden sei.

Zarteste Lieder, voll Innigkeit und Scham, voll Minne und Zucht singt Walther, wenn er sich den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens zuwendet. Dabei ist er wohl darauf bedacht, insbesondere für die jüngere Geschlechtsreihe warnend hervorzuheben, daß die irdische Liebe ihm selbst die gehoffte und beschriebene Seligkeit nicht gebracht habe, denn er singt:

„Sieh', nun hab' ich Dich gelehret,
Was ich selber leider nie gewann,
Unglück wurde mir bescheeret,
Welches ändern könne, wer da kann."

Seine dem Kerne nach durchaus heitere Lebensanschauung ist allerdings von jener Art, welche streng fromme Richtungen ruhig Anderen überläßt, indeß bleibt dennoch sein für irdisches Glück empfängliches Herz bei dieser Empfindung nicht stehen, sondern erhebt sich mit feuriger Glut weit über alles Irdische zu den höheren Himmelskreisen empor. In tief ergreifenden Tönen ruft seine Harfe zur Verherrlichung und Anbetung des Allerhöchsten, und er widmet der jungfräulichen Gottesmutter heilige Bewunderung und zur Ehrfurcht stimmende Lobgesänge.

Walther von der Vogelweide hat nicht nur den dichterischen Lorbeer als einen der größten Lyriker aller Zeiten erlangt, sondern auch dem Unwesen stürmischer Gedankenströmungen einen Damm entgegenzusetzen und die edelste Richtung zu bewahren gesucht. Er ist der vollendetste Dichter seiner Zeit, und seine Lieder überraschen nicht nur durch die Lieblichkeit und Schönheit der Ausdrucksweise, sondern sie sind auch durch die darin enthaltenen Mittheilungen von hoher Wichtigkeit für die Kunst- und Sittengeschichte Oesterreichs. Im Ganzen kennt man 110 Gedichte Walther's, welche insgemein in drei Fächer: Herrendienst, Frauendienst und Gottesdienst eingetheilt werden; auch wird ihm ein großes Gedicht zugeschrieben, welches unter dem Namen „Freidanks Bescheidenheit" (d. h. Bescheidenheit eines Freidenkers, nämlich über die gesellschaftlichen Zustände) erschien und in 53 Abschnitten und 4138 Versen die herrlichsten Lebenswahrheiten für alle Stände ausspricht.

Die für Wien interessanteste Persönlichkeit in jenen Tagen bleibt Ritter Ulrich von Liechtenstein. Aus einem angesehenen Geschlechte der Steiermark entsprossen, wurde er um das Jahr 1200 zu Judenburg geboren. Schon früh belehrte man ihn, daß nur der getreue Dienst einer hohen Frau wahre Würdigkeit und Freude verleihe, so daß er sich schon im zwölften Jahre eine Herrin wählte, der er sein Leben widmete. Es war dies Beatrix, die einzige Erbin und Tochter Otto's II., Pfalzgrafen von Hochburgund, vermält seit 1208 mit Otto von Andechs, Herzog von Meran, der am Hochzeitstage durch den Mord, den Otto von Wittelsbach an König Philipp beging, Pfalzgraf von Burgund geworden. Fünf Jahre lebte Ulrich bei ihr als Edelknabe, aber auch als er auf Befehl seines

Vaters scheiden mußte, blieb sein Herz bei ihr. Er kam nun an den Hof des Herzogs Heinrich von Mödling, Bruders Leopold des Tugendhaften, der auf seiner Burg stets von Dichtern und Sängern umgeben war. Der Herzog unterrichtete ihn nicht nur in den ritterlichen Tugenden, sondern lehrte ihn auch „höfisch von Frauen zu sprechen und in Briefen süße Worte dichten". Nach seines Vaters Tode nahm Ulrich Abschied vom Hofe zu Mödling und zog in die Burg seiner Ahnen, wo er sich im Turnieren übte. Als Herzog Leopold der Glorreiche im Jahre 1222 seine Tochter Agnes mit dem Herzoge Albrecht von Sachsen vermälte, erhielt Ulrich zu Wien nebst mehr als 200 anderen Edelknechten den Ritterschlag. Bei dieser Gelegenheit sah Ulrich seine Herrin wieder, ohne ihr jedoch aus Furcht vor den Spähern ein Wort zu sagen. Erst später ließ er ihr durch



Kuenring's Gefangennehmung. (Seite 217.)

eine Verwandte einen „Leich" überreichen. Dieses Wort, abstammend von „leichen" (springen, spielen), bedeutete in der Minnesängerzeit eine Gattung singbaren Gedichtes aus ungleichförmigen, in spielender Weise ohne rhythmisches Grundgesetz hingeworfenen Versesätzen bestehend, durch welche ungebundene Form sich auch das Leich von dem Lied unterschied. In demselben bat nun Ulrich die Herzogin um ihre Einwilligung, sich ihrem Dienste weihen zu dürfen. Die Dame lobte zwar das Gedicht, verschmähte aber seinen Dienst, besonders wegen seines mißgestalteten Mundes, weshalb er sich in Graz eine seiner drei Lippen von einem Wundarzte abnehmen ließ. Zwar führte ihn dieser sein muthiger Entschluß noch nicht zum Ziele, doch blieb er seiner Dame standhaft ergeben, dichtete und sendete der Herrin seine Lieder, die sie ihm jedoch zurückschickte. Da sah er, daß Etwas hineingeschrieben war; weil er aber nicht lesen konnte und sein Schreiber nicht bei ihm war, trug er es zehn Tage und Nächte auf seinem Herzen, bis der Schreiber kam, der

ihm im heimlichen Zimmer diese acht Reimzeilen vorlas, worin es hieß, daß Mancher spreche, was seinem Herzen fremd sei. Der Spruch: „Wer wünscht, das er nicht soll, versagt sich selbst", war dreimal wiederholt. Dies betrübte ihn, doch tröstete ihn der Gedanke, daß es doch von ihr komme.

Er zog nun überall hin, wo es zu turnieren gab, und erwarb sich manchen Preis. An einem Turniere zu Brixen wurde ihm ein Finger durchstochen, zu dessen Heilung er nach Botzen ritt, wo ihm das Glück zu Theil wurde, durch einen Boten seiner Herrin zu vernehmen, daß sie seinen Unfall im Frauendienste beklage; sie schicke ihm vier Büchlein, um sich nach Rittersitte durch Lesen und Gesang die Weile zu kürzen. Am folgenden Tage brachte ihm der Bote von der Herrin eine in deutschen Landen noch unbekannte Weise, welche sie ihn deutsch zu singen bat.



Uebergabe Wiens. (Seite 227.)

Ulrich lernte sogleich die Weise und sang in derselben die Würdigkeit der Frauen. Das Lied gefiel der Herrin so, daß sie ihm ein Hündlein zum Lohne schickte; doch wurden neue Versuche des Ritters, ihre Minne zu gewinnen, entschieden abgewiesen. Er entschloß sich nun, nach Rom zu reisen, wo er sechzig Tage blieb. In die Heimat zurückgekehrt, sendet er wiederum Boten an die Herrin, doch empfängt sie dieselben noch schnöder als zuvor; sie erklärt, daß Ulrich's Liebe nicht wahrhaft sei, wie er denn keineswegs einen Finger um sie verloren habe. Als Ulrich dies hörte, ließ er sich den Finger abhauen und schickte ihn der Erwählten, welche den Boten nunmehr freundlich aufnahm und Ulrich's That beklagte, welche sie übrigens, fügte sie hinzu, einem vernünftigen Manne nicht zugetraut hätte. Auch erklärte sie, daß sie zwar den Finger beklage, jedoch nicht aus Liebe zu Ulrich, sondern weil er ihn ihretwegen verloren; sie wolle den Finger gut in ihrer Lade bewahren und täglich ansehen, dennoch würde es ihm

nicht helfen, und wenn er ihr auch tausend Jahre diente. Doch entschloß er sich, ihr zu Ehren eine abenteuerliche Fahrt zu machen, zu welcher sie ihm auch ihre Einwilligung gab.

Und so zog denn Ulrich von Liechtenstein im Jahre 1228 aus Venedig zur abenteuerlichen Fahrt aus, wobei er in einem offenen Briefe allen Rittern in Lamparten (Lombardei), Friaul, Kärnten, Steier, Oesterreich und Böhmen verkündigte: daß die Königin Venus zu ihnen kommen und ihnen Frauendienst lehren werde. Welcher Ritter gegen sie kömmt und einen Speer entzweisticht, dem giebt sie zum Lohne ein gülden Ringlein, das solle er dem Weibe senden, das ihm die liebste ist. Wirft die Frau Venus einen Ritter aus dem Sattel, der soll sich nach den Enden der Welt neigen einem Weibe zu Ehren; würde aber ein Ritter sie selbst sattellos machen, so soll derselbe alle Rosse erhalten, welche sie mit sich führt. — So bestand Ulrich im prächtigen Aufzuge viele Abenteuer. In den Städten war er stets als Weib (Frau Venus) gekleidet, Weibergewand über den Harnisch gezogen, mit Haarzöpfen, welche mit Perlen geschmückt waren, einen Kranz von weißen Rosen auf dem Haupte, in weißsammtenem Mantel, und von Knappen, Garzunen (Buben), Köchen, Fiedlern, Sumberschlägern (Paukisten), Mägden und allerlei Dienstmannschaft umgeben. Die edelsten Herren kamen ihm allenthalben entgegen, verstachen ihre Speere und hielten dann vor der Herberge, wo Ulrich in prächtiger Frauenkleidung zusah, Ritterspiele ab. Wenn er aber zur Kirche ging, umgaben ihn edle Frauen und dienten der Königin Venus, die zur Verherrlichung ihres Geschlechtes den Zug that.

Sein Einzug in Wien machte riesig Epoche. Der Edelherr von Gars, prächtig gekleidet, führte zu Fuß das Roß der Königin Venus, und Hadmar der Chuenringer wartete vor dem Thore mit einer starken Ritterschaar. Der Einzug in Wien erzeugte ein Gedränge, wie es noch nie gewesen; die Fenster waren voll Frauen, „deren Glanz seinem Herzen wohl that", wie er sich äußert. Im Schritte ritt er durch die Straßen, und 160 schön gekleidete Ritter zogen auf schönen Pferden mit auf's Feld, wo der Domvogt von Regensburg wartete, der in der Stadt Quartier gemacht hatte, und wo jeder Bürger sein Haus zur Herberge geöffnet hatte. Ulrich von Liechtenstein soll, einer uralten Ueberlieferung zufolge, sein Absteigquartier in dem, nachmals „Brandstatt" genannten Gebäude (heute Rothenthurmstraße Nr. 1, alt 628 bis 632) genommen haben. Er blieb indeß nicht lange in Wien, sondern setzte seine Fahrt fort, bis er endlich an die Thaya in Böhmen kam, wo die Fahrt mit einem letzten Rennen auf einer schönen Wiese beschlossen wurde. Ulrich hatte bis dahin 307 Speere verstochen, 271 Ringe hingegeben und vier Ritter aus dem Sattel geworfen. Uebrigens war er mehrmals verwundet worden. Diese Abenteuer beschrieb er in einem großen Gedichte, genannt „Der Frauendienst", welches 18.882 Verse enthält.

Hierauf zog er nach Neuburg bei Wien (Klosterneuburg), wo ein von ihm angesagtes Turnier stattfand. Aber hier brachte ihm sein Bote die traurige Nachricht, seine Herrin habe ihm Haß zugeschworen und verlange auch ihren Ring wieder, weil er einer andern Frau diene. Darob empfand der Ritter so heftigen Schmerz, daß er wie ein Kind weinte und nur gezwungen zum Turniere ritt, bei welchem er jedoch ritterlich focht. Hierauf schickte er seinen Boten an die Herrin mit einem Liede, in welchem er sie seiner Treue versicherte; er selbst ritt traurig zu seinem „lieben Gemal", Bertha von Weizenstein, die ihm nicht lieber sein könnte, wenn er sich auch ein ander Weib zu seiner „Frauen" erwählt hatte. Später sehen wir ihn wieder in Wien, „wo er mit schönen Frauen kurzweilte" und im Lande zu anderen schönen Frauen umherritt (1229). Zuletzt erkor sich Ulrich zur Huld die Gräfin Anna von Görz; in ihrem Dienste dichtete er sein zweites Werk „Das Frauenbuch" mit mehr als 2000 Versen, und unter-



Einzug des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein.

4.

nahm im Jahre 1240 seine zweite Ritterfahrt als „König Arthus“, der aus dem Paradiese zur Wiederherstellung der Tafelrunde kommt. Seine weiteren Erlebnisse gehören in eine spätere Periode.

Um alle die Thorheiten zu begreifen, welche sich in dem Leben Ulrich's von Liechtenstein abspiegeln, muß man den Ursprung von Ritterthum und Liebesgalanterie verfolgen. Es mußten sich eben in den uralten Tagen diese beide ergänzen. Die Ritterfrau des Mittelalters langweilte sich in ihrer Burg; das Ritterwesen sollte ihr Zerstreuung gewähren. Was war aber das Ritterwesen jener Zeit? Eine Erfindung des Christenthums gegenüber der Barbarei. Das Lehenwesen könnte man nach heutigen Begriffen eine auf Gegenseitigkeit gegründete Versicherungsanstalt in Sachen des Straßenraubes nennen, bei welcher die Priester als Verbreiter der menschenfreundlichen Lehren Christi, wie der gemeine Mann in gleichem Maße die leidenden Parteien waren. Diese geistlichen Menschenfreunde nun, als ihre Lehren, Mahnungen, Warnungen nichts fruchteten, als es trotz alledem beständig nur Raub und Todtschlag auf den Straßen gab, welche neben den Felsenburgen hinliefen, versuchten es die freien Herren durch ihres Gleichen zu bessern; sie hatten nämlich in deren Herzen bei der Gewissenserforschung entdeckt, daß in Ermanglung aller übrigen Tugenden wenigstens eine noch darin herrschte — die Liebe. Wenn so ein Mann des Mordes aus Raubritter-Standespflicht (möchte man sagen) getödtet und vom Geraubten geprazt hatte, dann pflegte er behaglicher Laune zu sein; eine Frau brachte ihn sodann leicht durch ihre Liebenswürdigkeit zur Unterwerfung. Und diese unwiderstehliche Waffe der Frau benützten in geschickter Weise die natürlichsten Gegner der Uebertreter von Gottes Geboten und machten so die Galanterie zum Waffenstillstand Gottes auf der Erde des Mittelalters; sie erfanden das Ritterwesen. Aber freilich brauchte es viel Zeit, um einen Ritter zu verfertigen, und der Stoff dazu mußte von Klein auf gut bearbeitet werden. Dies ging folgender Art zu.

Der geborene Edelmann kam schon in frühester Jugend als Page zu einem benachbarten Schloßbesitzer oder vielmehr zur Besitzerin, denn diese war es, die den Pagen in ihren Dienst nahm und in der Wissenschaft der Höflichkeit unterrichtete. In seinem fünfzehnten Lebensjahre stieg er zum Range eines Schildknappen empor, ritt und strigelte die Pferde seines Herrn, bis er endlich im einundzwanzigsten Jahre in den Stand der Ritter aufgenommen wurde. Auch zu dieser Einrichtung hatte die Kirche die Einleitung ergriffen und das Ceremoniel nach ihrem Vorbilde geregelt. Der Aufzunehmende betete, fastete, wachte, beichtete, nahm ein Bad, legte ein weißes Kleid an und hörte dann, das Schwert am Halse, zwischen zwei „Taufpathen“ die Messe mit an. Nach derselben zog er seinen Handschuh aus und schwor auf's Evangelium, den Schwachen und Unterdrückten zu vertheidigen. Sodann schlug ihn der mit der Aufnahme beauftragte Lehensherr dreimal mit seinem Schwerte im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Nach diesen, unter dem Namen Accolade (Umarmung, von collum, Hals) bekannten, von einem Kusse begleiteten Ritterschlägen schnallten die Pathen des Candidaten ihm die goldenen Sporen an.

Von nun an hatte der Mann mit den Sporen das Recht, in der Welt herumzuirren und eine Lanze zu brechen „für seinen Gott und seine Dame“. Nach den lehensrechtlichen Bestimmungen besaß der Grund und Boden den Mann und classificirte ihn je nach Verdienst des Lehens, in Gemäßheit des Princips: kein Gut ohne Lehensherrn, und wer das Gut erbt, erbt auch die Lehensherrlichkeit. Wo die Frau erbte, kam das Lehen zur „Spindel“ (Repräsentanz des Frauenthums, welches spann und webte) und die Erbin übte dann die Lehensherrlichkeit aus. Von da an strebte der Mann nicht mehr ihrer selbst, sondern des Gutes wegen nach ihr und heiratete sie, gleichviel ob jung ob alt, ob häßlich oder schön, lediglich

um seine Besitzungen abzurunden. Dadurch wurde die Ehe nicht selten zum Handel, und der Mann brach sie, je nachdem es ihm gefiel. Wie konnte er auch eine Frau lieben, deren alleiniges Verdienst in ihrem Eingebrachten bestand!

Aber — das Herz wollte doch auch seinen Theil haben in der Ehe, und fand es ihn nicht hier, so suchte es ihn anderswo. Und der Ritter suchte ihn in einer Art Doppelehe. Er besaß zwei Frauen: die eine angetraute, und diese wohnte im Schlosse der Ahnen, die andere für seine Mußestunden, und diese war es, die er liebte, die er besang — das heißt, wenn er das Talent besaß, Reime zu machen. Bevor er aber zum Rechte des Besingers gelangte, mußte er erst vier Einweihungsstufen zurücklegen: zuerst als Seufzender, dann als Bittender, auf der dritten Stufe als Erhörter und auf der vierten endlich als Freund — im vollsten Sinne des Wortes, denn weitere Stufen gab es bei der sittigen Dame nicht. War er so weit, dann beugte er das Knie vor seiner Dame und schwur, die Hand auf dem Herzen, ihr dienen zu wollen bis zum Tode und sie zu schützen „gegen alles Uebel und jede Schmähung". Die Dame dagegen erklärte, daß sie des Ritters Dienste annehme, und gab ihm zum Pfande ihrer Freundschaft einen Ring und einen Kuß, den ersten und, wie sie sagte, den letzten. Es geschieht dies nach der sehr bescheidenen Aufforderung des Ritters, ihm „Mund und Hand" darauf zu geben, d. h. die Erlaubniß, sein Dasein von ihr als Vasallenschaft (Dienstmann) zu erhalten. Darauf sprengte der Liebesdienstmann im Galopp davon, die Lanze fest in der Faust, und rief überall, wo er hinkam, aus, daß seine Dame besser als irgend eine andere Dame wäre, und er fordere jeglichen Rittersmann heraus, der das Gegentheil behaupte. Da hatte man denn das fahrende Ritterthum in seiner üppigsten Blüthe, deren denkwürdigstes Exemplar in der Person Ulrich's von Liechtenstein vor Augen verkörpert erschien.

Da gab es nun keinen Ritter in der Runde, welcher nicht der Herausforderung entsprochen hätte. In einem Turniere ward die Frage erledigt. Und während man nun von beiden Seiten, für oder gegen die Dame, eine Lanze brach, nahm dieselbe, mit halbem Körper über das Geländer gebeugt, mit ausgestreckten Armen und blitzenden Augen, mit Bewegungen und Zuruf Theil an der Handlung. Immer von Neuem wirft sie ihrem „Ritter" ein neues Pfand der Liebe zu, bald ihren Kopfputz, bald eine Schärpe, bis sie zuletzt selbst auf den Kampfboden eilt. Das Eisen dröhnt, es fließt das Blut; denn wenn man auch nur mit Turnierwaffen (meist stumpf) kämpft, so ist das Turnier doch ein vollständiges Drama eines Kampfes und eine nervöse Rittersfrau hat dabei den vollen Genuß des römischen Circus. Und was waren da für Devisen auf den Schilden zu lesen: „Wenn ich sterbe, welch' süßer Tod!" — „Ich glühe unter der Asche!" — „Einst war meine Hoffnung lebendig, jetzt ist sie todt!" Und auf einem las man gar die (ganz gewiß aufrichtige) Beichte: „Närrisch für eine Frau!" Ein Lanzenbrechen war damals zumeist nur eine liebenswürdige Art des Selbstmordes; das Geringste, was man bei einer solchen ritterlichen Spielweise davontragen konnte, war ein ausgestochenes Auge oder eine zerschmetterte Kinnlade; dem einäugigen Ritter blieb aber dann wenigstens der Trost, daß seine Dame die Wunde selbst mit Balsam wusch und den Verband anlegte, denn jedes hochgeborene Fräulein mußte lernen, Knochen wieder einzurichten und einen Verwundeten zu verbinden.

Der Lehensherr oder der von den Damen ernannte „Ehrenritter" verkündete endlich den Sieger. Wurde dessen Ausspruch bestritten, appellirte er an die Damen selbst, die in letzter Instanz entschieden, worauf der Held des Tages den Preis seiner Geschicklichkeit aus der Hand seiner Geliebten empfing. Sie setzte ihm einen Kranz aus Rosen auf den Kopf und begleitete diese That mit einem Kusse. Der Platzhalter des Turniers aber führte ihm sodann das Pferd oder die Rüstung des niedergestreckten Ritters vor, ja zuweilen sogar den Ritter in Person oder das

Lösegeld dafür. Im Turnier galt nämlich nicht selten das Kriegsrecht; der Sieger machte den Besiegten zum Gefangenen und ließ ihn nur gegen eine bestimmte Geldsumme wieder frei. Manchmal verpfändete einer bei einem Lanzenstoß nicht blos seine eigene Person, sondern verspielte selbst seine eigene Tochter; gewann der Gegner, so heiratete er das Fräulein, wie es einmal in den Familien Rauhenstein und Marquatstein (Merkenstein) geschehen. Arme Ritter pflegten daher auch in Turnieren zu spekuliren und ihr Schwert zum Broterwerb zu benützen; ein gut angebrachter Stoß oder Hieb brachte ein hübsches Vermögen ein.

Nach dem Schlusse des Turniers lud der gnädige Gutsherr des Ortes die Gesellschaft zum Abendessen ein. Nach ritterlicher Sitte wurde jeder Turnierkämpfer neben seine Dame gesetzt (daher stammt noch heute die Sitte in Gesellschaften), er speiste mit ihr von einem Teller. Während der Mahlzeit trug ein Fräulein einen gebratenen Pfau oder Fasan um den Tisch, wobei Alle, wenn die Reihe an sie kam, irgend ein Gelübde thaten. Da wurde freilich viel tolles Zeug zu Tage gefördert, manchmal aber auch viel Edles und Gutes. So verdankt, der volksthümlichen Ueberlieferung zufolge, Oesterreich dem Gelübde des Ritters Walther von Merkenstein, der geliebten Hulda von Rauhenstein aus dem Kreuzzuge (Ende des 12. Jahrhunderts) das angenehmste und nützlichste Geschenk mitzubringen, die herrliche Pflanze, den Saffran. (Nebenbei ist vorerwähnte Hulda die Heldin der Sage von der „Spinnerin am Kreuz", über welches alte Wiener Wahrzeichen später zu sprechen ist.)

Hatte eine Dame einmal den Liebeserklärungen eines Ritters Gehör geschenkt, so hatte sie gar keinen andern Gedanken mehr; sie dachte an ihn bei Tag und Nacht; war sie verheiratet, so sah sie nur ihn in ihrem Manne, überall hin folgte ihr sein Schatten; und wenn am Morgen bei der Lerche Frühgesang ihr Sklave (denn das war wohl der Minne-Ritter im buchstäblichsten Sinne des Wortes) unter ihrem Fenster träumte, sagte sie, während der Toilette einen Blick in den (metallenen) Spiegel werfend: „Möge Gott dem süßen Freunde einen guten Tag schenken!"

Noch mögen als Oesterreicher folgende Sänger und Dichter Erwähnung finden: Wernher, Caplan zu Elmendorf, welcher im 12. Jahrhundert auf Geheiß des Propstes Dietmar von Heiligenstadt ein moralisches Lehrgedicht schrieb. — Reinmar von Zweter oder von Zwettl, in Oesterreich erzogen, wohin sein Vater, der gleichfalls als Sänger genannte Reinmar der Alte, eingewandert war. Der Sohn, später nach Böhmen ausgewandert, war nicht blos ein trefflicher Dichter, sondern auch ein freimüthiger Mann voll Thatkraft und Frömmigkeit. — Der Stricker oder Strickaere (was jedoch nur ein poetisch angenommener Name ist, von „stricken" hergeleitet, einen Verknüpfer, Componisten bedeutend, somit überhaupt eine Umschreibung für Dichter) war ein österreichischer fahrender Sänger, der um das Jahr 1240 in Wien starb. Er dichtete viele kleine und mehrere große Gedichte, Fabeln und Schwänke, darunter „Der Pfaff Amis", ein Scherzgedicht voll Humor in 53 Abenteuern. Von diesem Stricker soll die noch jetzt existirende Bürgerfamilie gleichen Namens herstammen. — Der zu gleicher Zeit lebende Wernher der Gärtner führte in seinem bei 2000 Verse enthaltenden Gedichte „Maier Helmbrecht" in höchst anschaulicher Weise das österreichische Bauernleben vor und schildert den Verfall der Sitten. — Auch Walther von Mappes, 1197 Archidiacon von Oxford, der sich unter mancherlei Namen, am liebsten unter dem „Archipoeta", in vielen Ländern herumgetrieben, der Verfasser des so sehr beliebten Studentenliedes „Mihi est propositum in taberna mori", hielt sich eine Weile in Wien auf.

Besonders zu erwähnen ist endlich Jans der Enenkel, Verfasser der gereimten Chronik: „Fürstenbuch von Oesterreich und Steiermark".

Er war ein geborener Wiener (im Jahre 1190), daselbst lebend, und behauptet, wie er am Ende seines zweiten Werkes, der „Weltchronik“, selbst sagt:

„Der ditz getichte gemachet hat,
Der sitzt zu Wiene in der stat
Mit Huse und ist Johans genant,
In der Kronken (Chronik) er ez vant.
Jans der Enenkel, so hicz er.“

Und das „Fürstenbuch“ beginnt er mit den Worten:

„Ich bin Jans genant,
Daz getícht ich von mir selbst vant,
Herr Jannse der Enenchel haizz ich,
Dez mag ich wol vermezzen mich:
Daz ich ein rechter Wiener pin.“

Nach den gründlichsten Forschungen wird Jans, welcher zu den späterhin sehr allgemein gewordenen Reimchroniken den ersten Ton angab, für ein Glied der uralten Wiener Bürgerfamilie der Hansen oder Hansonen gehalten. Er soll um das Jahr 1250 in dem Hause Nr. 7 (alt 827) der Kumpfgasse gestorben sein. Seine Familie besaß die Flußburg Albrechtsberg in Unteröſterreich (bei Sitzenthal, unweit Melk).

Friedrich der Streitbare, der letzte Babenberger.

Friedrich der Streitbare, der letzte Fürst aus dem Geschlechte der erlauchten Babenberger, erfuhr in der Geschichte eine unendlich verschiedene Beurtheilung. Während ihn Einige den besten Herrschern seines Stammes zur Seite stellen, seine Tapferkeit, seine Milde gegen gedemüthigte Feinde und die Entschiedenheit seiner Maßregeln zum allgemeinen Staatswohle hochpreisen, sehen Andere in ihm einen Rebellen, einen von unüberlegter Streitsucht erfüllten Mann, welcher durch ungerechte Kriege schwere Drangsale über seine Lande herbeirief und in Beschaffung der Mittel zu denselben vor keiner Ungerechtigkeit zurückschreckte. Wie schon so oft erprobt, liegt aber auch hier die Wahrheit in der Mitte dieser beiden Anschauungen; es muß daher die unparteiische Geschichtschreibung Friedrich einen Mann nennen, in welchem sich Gutes und Böses, Scharfsinn und Ungestüm, Mäßigung und Trotz recht wunderlich vermischten; er war ein echter Sohn seiner Zeit und kann daher in seinem Wesen und Wirken nur in der Berücksichtigung der allgemeinen Zeitverhältnisse klar erkannt werden.

Es bestand nämlich im 13. Jahrhundert noch das Lehenswesen in Kraft, jene uralte, das ganze Reich durchziehende Rechtseinrichtung, nach welcher große wie kleine Reichsfürsten ihren Besitz nur als einen persönlichen, von der Verleihung des Kaisers abhängigen ansehen konnten und hierfür zu Dienstleistungen, Heeresfolge, Hofämtern u. dgl. verpflichtet waren. Es hatte sich wohl, theils durch Gewohnheit, theils durch kaiserliche Privilegien das Princip der Erblichkeit bereits Bahn gebrochen, es war jedoch noch immer für den Sohn die erneuerte Belehnung nothwendig, und verstieß derselbe irgendwie gegen die kaiserliche Obergewalt, so brachte dies den Verlust des Lehens mit sich. So ist es denn erklärlich, daß dieser Zustand den deutschen Fürsten in dem Grade mehr verhaßt wurde, als sie an Gut und Macht wuchsen; sie suchten, wo es immer anging, der Unabhängigkeit näher zu kommen, ja, sie möglichst vollständig zu erringen, und dieses Streben der einzelnen Fürsten

gab sich um so offener kund, je günstiger sich dazu die Zeitverhältnisse stellten, will sagen — je kraftloser das Kaiserthum und je entfernter die Person des Kaiser war.

Gerade die Zeitperiode, in welcher der erst neunzehnjährige, von wildem Ehrgeize erfüllte Friedrich zur Regierung seiner Erbländer gelangte, war zur Verwirklichung solcher ehrgeiziger Pläne günstig. War doch Kaiser Friedrich II. nun schon über zehn Jahre von Deutschland fern und kämpfte in Italien mit wechselndem Glücke gegen die weltlichen und geistlichen Waffen des Papstes und seiner Anhänger, weshalb Herzog Friedrich die Gelegenheit benützte, sich dem Einflusse der kaiserlichen Gewalt zu entziehen. Da aber der Kaiser eine solche Loslösung von seiner Obergewalt unmöglich dulden konnte, war damit Anlaß zu den schwersten Verwicklungen gegeben. Aehnliche, nicht minder gewichtige, führten zu Katastrophen im Innern.

Es wurden nämlich dem Fürsten, in dem Maße, als er sich selbstständig zu stellen trachtete, die großen Adelshäupter im eigenen Lande als Theilnehmer am Regimente höchst unbequem, denn bei ihnen wiederholten sich folgerichtig alle die Eigenthümlichkeiten des Lehenstaates im Kleineren.

Es hatte schon Leopold der Glorreiche, allerdings mit weiser Mäßigung, sich bestrebt, durch die aufblühenden Städte dem Adel ein Gegengewicht zu setzen, wodurch derselbe arg erbittert worden, aber als nun gar dessen junger Sohn den ungestümen Vasallen herrisch entgegentrat, da kam es zu offenem Widerstande. Die Städte, insbesondere Wien, das durch den Aufschwung des Handels- und Gewerbslebens zu hohem Wohlstande gelangt war, blickten mit Sehnsucht auf ihre freien Schwestern draußen im Reiche, welche sich selbst regierten und nur dem Kaiser allein unterstanden. Dazu hatte sich mit der prangenden Hofhaltung wohl ein reger Erwerb, aber auch — besonders mit dem jungen Herzoge — eine sehr lockere Sitte eingestellt, so daß der ehrenfesten Bürgerschaft mehr als einmal im heiligen Familienleben auf böseste Weise nahe getreten wurde, was der deutsche Hausherr am wenigsten zu verwinden vermochte. Die Chroniken erzählen diesbezüglich ein Abenteuer, in welchem Friedrich selbst in unschönster Weise handelnd auftritt, und welches wir passenden Ortes erzählen werden. Es einigte sich eben Alles, um die Regierungszeit Friedrich's des Streitbaren zu einer stürmischen, ja zu einer Kette ununterbrochener Widerwärtigkeiten zu machen, wobei sein eigener Charakter wohl tapfer und edelmüthig, dabei jedoch halsstarrig und ehrgeizig bis zu einem Grade war, daß er zu unerlaubten Mitteln griff, um seiner Länder- und Herrschsucht zu genügen.

Das erste Adelsgeschlecht, mit welchem der Herzog in Hader gerieth, war das der Chuenring (Kuenring). Die Chuenringer hatten sich als getreue Anhänger des Herzogs Leopold erwiesen, und dieser bestimmte deshalb Heinrich von Chuenring als obersten Landmarschall, zugleich mit seinem Bruder Hadmar beim Fortzuge nach Italien zu Rathgebern seines jungen Sohnes; in ihrer Obhut befand sich das herzogliche Siegel und der reich gestellte Staatsschatz Leopold's, sie zählten sich zu den reichsten und mächtigsten Grundherren Oesterreichs, wie ihnen nebst Anderm auch zehn der stärksten Burgen gehörten, welche sie die „zehn Finger ihrer Hände" nannten. Allgemein nannte man die Brüder die „Hunde von Chuenring", über welche Bezeichnung wir näher sprechen müssen.

In jenen Tagen waren Beinamen von Thieren bei Fürsten und Adeligen weder ungewöhnlich, noch schimpflich; Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär glänzen ja in der deutschen Geschichte; in Wien und Umgebungen waren Ulrich der Esel, Reinprecht von Polheim, der Roßkopf, Heinrich der Hund von Pottendorf sehr angesehene Herrschaftsbesitzer. So nannten denn auch die Chuenringer sich mit Vorliebe „die Hunde" (Canes), aber nicht, wie es von Einigen gemeint wird, wegen ihrer unbedingten Treue und Anhänglichkeit gegen Herzog Leopold,

sondern wegen des unbändigen Trotzes und der umsichtigen Wachsamkeit, womit sie ihr Besitzthum vertheidigten. Den Beinamen griffen die Zeitgenossen auf und erläuterten ihn wieder als Stempel für ihre Wuth und Bösartigkeit. Es ist diese Erklärung auch viel natürlicher und glaubwürdiger als jene des Dominicaners Pernold (Beichtvaters der römischen Königin Margaretha, welche nachmals dem böhmischen Könige Ottokar vermält war), der meinte, es solle „Hounde" statt Hände stehen, in Anspielung auf die zehn gewaltigen Burgen der Chuenringer. Allerdings bedeutet hund in den ältesten Sprachen „zehn", aber es ist viel begreiflicher, daß das arme, geplagte Volk die beiden schrecklichen Räuber und Mordbrenner Heinrich III. und Hadmar IV. von Chuenring nicht im ehrenhaften Sinne „die Hunde" nannte. Es ist der laute Fluch der unglücklichen Bürger von Stein und Krems: „Möchten Heinrich und Hadmar von Chuenring, die Hunde genannt, doch keine Hündlein mehr erzeugen, damit sie uns und unsere Freunde künftig nicht zerreißen!" noch heute nicht vergessen.



Stadtsiegel. (Seite 224.)

Als die Nachricht vom Tode Leopold's eintraf und der junge Herrscher den erfahrenen Räthen hochmüthig begegnete, empörte sich ihr Stolz; sie zogen sich vom Hofe zurück und traten bald in offener Empörung gegen Herzog Friedrich auf. Zuerst bewogen sie den Abt Heinrich von Zwettl, die gleichnamige Stadt, welche bisher nur mit einem Zaune umfangen war, mit einer Mauer zu umgeben, worein der überlistete Abt gerne willigte, da ja das Kloster selbst eine Stiftung des Chuenring'schen Geschlechtes war (durch Hadmar von Chuoffarn 1138, weiter gefördert von Albero von Chuenring und dessen Sohn Hadmar). Als aber die Mauer fertig stand, behielten die Brüder die befestigte Stadt in ihrer Gewalt und bedrückten von hier aus das flache Land.

Noch ärgeren Mißbrauch mit ihrer Gewalt trieben sie im Jahre 1231, wo sie den Schatz des Herzogs während dessen Abwesenheit am hellen Tage zu Wien auf Wagen laden ließen und, da die bethörten Bürger glaubten, solches geschähe auf des Fürsten Befehl, ihn ungehindert nach ihrer Veste Rapottenstein führten. Dadurch vermeinten die Brüder dem Herzoge die Mittel zu nehmen, ein Heer aufzubringen und sie zum Gehorsam zurückzuführen. Und nun, auf ihre Macht trotzend, begannen Heinrich zu Weitra und der eisenstarke tollkühne Hadmar auf seinen unbezwinglich scheinenden Burgen Dürrenstein und Aggstein, im Bunde mit den Adeligen der Umgebung, das flache Land zu quälen, Kirchen und Klöster zu berauben und besonders die Städte zu plagen. Krems und Stein wurden in Brand gesteckt und ausgeraubt; Niemand reiste mehr ungefährdet auf der Donau wie auf der Landstraße, denn diese adeligen Freibeuter überfielen die Reisenden, beraubten und mordeten die Einen, und wenn sich der Fund der Mühe lohnte, sperrten sie die Anderen

in's Burgverließ, wo sie durch Ketten und Hunger reiche Lösegelder von ihnen erzwangen. Von einer Specula (Warte) an der Donau zwischen Schönbühel und Aggsbach, das ist sogar auf fremdem Boden, meldete das Horn des Speculator (Wartmann, Wächter) oder ein anderes Signal der Räuberrotte zu Aggstein die sich nähernden Schiffe, um daß man daselbst ihrer Ankunft gewärtig sei, worauf das Zeichen von der Burg erwidert wurde. Damit nun Hadmar's Raublust keines der Schiffe entginge, sperrte er die Donau bei Aggstein mittelst einer eisernen Kette.

Noch heute sind Spuren jener Warte vorhanden, die noch jetzt das Blashaus genannt werden. Es stand an der Stelle, welche nunmehr die zweite der vom Kloster Schönbühel bis zur Wallfahrtskirche in Langeck durch den Grafen Konrad Balthasar von Starhemberg 1654 errichteten Betkapellen oder Kreuzweg-Stationen einnimmt, neben welcher aufmerksame Beobachter noch deutlich Spuren eines hier befindlichen viereckigen Wartthurmes bemerken. Es ist hier zu bemerken, daß die Bezeichnung Blashaus nicht davon herstammt, daß man sich der Blasinstrumente für Signalisirung der Schiffe bediente, sondern von dem Worte Blas (Hauch, Wind), weil Feuerzeichen mit aufsteigendem Rauche die gewöhnlichen Signale in jenen Tagen und auch viel geeigneter und sicherer als der Schall von Hörnern und dergleichen waren, die in so weite Entfernung bis nach Aggstein hinab Nachrichten tönen sollten.



Reitersiegel. (Seite 224.)

Zu diesem räuberischen Treiben kam noch, daß auch König Wenzel I. von Böhmen einen Heerhaufen in's Land schickte, in der Absicht, bei so günstiger Gelegenheit den Landstrich am rechten Donau-Ufer zu erobern. Und so stellte sich Friedrich's Lage im Anfange seiner Regierung trostlos genug dar. Indessen es verzagte der junge Herzog nicht. Während er sich gegen die Böhmen in der Vertheidigung hielt, ging er mit einer kleinen, aber auserlesenen Schaar treu gebliebener Vasallen auf die Rebellen los, nahm Zwettl mit Sturm, brach dessen Mauer nieder, schlug Heinrich von Chuenring in mehreren Treffen und zwang ihn zur Flucht. Bei so gefährlichem Stande der Dinge that wohl ein strenges Beispiel noth, und so kann es Friedrich nicht verargt werden, wenn er anfangs mit schneller Justiz verfuhr und die gefangenen Theilnehmer des Aufstandes ohneweiters an die nächsten Bäume knüpfen ließ. Später legte er ihren Genossen, die in seine

Gewalt geriethen, schwere Geldbußen auf. So war die Macht des Aufruhrs bald gebrochen, um so mehr, als der Bischof von Passau auch den Bann über die Chuenringer, die seine Besitzungen mehrfach geschädigt hatten, aussprach; ihre Anhänger suchten entweder in der Flucht oder durch freiwillige Unterwerfung ihre Rettung, und nur der trotzige Hadmar hauste noch auf seinen Burgen an der Donau und brandschatzte die vorbeisegelnden Schiffe.

Es sollte dies jedoch ebenfalls bald sein Ende haben, denn Friedrich setzte der List hier ebenfalls List entgegen. Es wurde zu Regensburg, so weit entfernt, auf daß keine Kunde zu Hadmar gelangen konnte und jeder Verdacht abgelenkt würde, ein Schiff mit kostbarer Fracht ausgerüstet; aber — dasselbe barg im Raume dreißig wohlbewaffnete und tüchtige Kriegsmannen. Als sich nun dieses Fahrzeug der Burg Aggstein nahte, ertönte wie gewöhnlich der „Ruf" (Aufforderung) zum Landen, welchem auch Folge gegeben wurde. Nun brach Hadmar gierig mit seinen Gesellen hervor; es wurden die Waarenkisten geöffnet und was gefiel, von den Knechten an's Land gebracht. Aber in dem Augenblicke, als Hadmar fast allein auf dem Schiffe war, stießen die Schiffleute vom Lande ab, die Reisigen stürzten aus dem Verstecke, warfen sich auf den Schloßherrn, überwältigten ihn nach kurzer Gegenwehr und brachten ihn, sich der Nachsetzenden mit Schleudern und Wurfspeeren glücklich erwehrend, als Gefangenen nach Wien. (Bild Seite 208.) Wie jubelten die Wiener, als ihr entsetzlicher Bedränger, nun unschädlich gemacht, am Landungsplatze ankam, von wo ihn die schon wartenden Knechte des Herzogs in sorgfältig gehütete Haft brachten. Sofort benützte Friedrich die durch die Gefangennahme des Schloßherrn hervorgebrachte Verwirrung der Rebellen, rückte vor die beiden Raubnester Aggstein und Dürrenstein, welchen er mit großen Schleudermaschinen so nachdrücklich zusetzte, daß sich die entmuthigte Besatzung ergab. Die beiden Burgen wurden zerstört.

Auf diese Nachricht hin, beugte sich auch des Gefangenen Bruder, Heinrich, und kam freiwillig nach Wien, um sich dem Herzoge auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Friedrich gedachte jedoch der hohen Verdienste, welche die Vorfahren der Brüder seinem Hause geleistet, und begehrte nicht nach deren Untergang; er nahm ihre Söhne, welche sie als Geiseln stellten, gnädig auf, ließ sie den geraubten Schatz und das den Klöstern und der Landschaft Abgenommene ersetzen und verzieh die erlittene Unbill; ja es wurde Heinrich sogar in seiner Würde als Landmarschall belassen. In Hadmar hatte jedoch die erlittene Katastrophe eine gänzliche Aenderung seiner Gesinnung hervorgerufen; sein Muth war gebrochen und er entsagte der irdischen Macht, um im Pilgerkleide nach Passau zu wandern und die Lösung des Kirchenbannes zu erwirken. Dieses Ziel wurde aber von ihm nicht mehr erreicht, denn er starb bereits auf dem Wege aus Gram (1233).

Mit der Begnadigung der Brüder stand nach mehrseitiger Meinung auch ein gemeinschaftliches Siegel derselben in Verbindung, in dessen Felde ein gezackter Holzblock steht mit einer nach rechts frei darüber liegenden Axt (im Volksmunde Hacke). Es soll der Herzog bei der Begnadigung die Brüder verurtheilt haben, als Zeichen der Strafe, die sie als Hochverräther verdient hätten, das Siegelbild des Holzblockes mit dem Henkerbeil künftighin zu gebrauchen. Dies ist aber sehr zu bezweifeln, denn lange darnach führten noch die Ritter von Aggstein das gleiche Wappen, welches wohl keinen gezackten Holzblock, sondern einen in fünf steilen Spitzen aufsteigenden Felsen, über welchem eine Axt schwebt — also das redende Wappen mit der Bedeutung Axt-Stein (etwa erster Name der Burg) vorstellt.

Die glückliche Wendung der Dinge hatte aber für den Herzog noch den weiteren guten Erfolg, daß die Böhmen es nicht räthlich fanden, mit Friedrich's gesammelter Macht anzubinden, sondern rasch wieder über die Grenzen zurückgingen,

und so das Land von inneren und äußeren Feinden gesäubert war. Der junge Herzog Friedrich hatte so durch glänzende Kriegerthaten seine Ritterlichkeit gezeigt und es drängte ihn nun, die Ritterwürde selbst zu erlangen. So feierte er denn am Sonntag den 8. Februar 1232 seine „Swertleite"; d. i. er ließ sich nach althergebrachter Sitte am Grabe des ersten Herzogs Heinrich Jasomirgott in der Schottenkirche zu Wien, nach abgehaltenem Hochamte, vom Bischofe Gebhard von Passau das geweihte Ritterschwert umgürten und ertheilte sodann zweihundert edlen Jünglingen aus österreichischen Geschlechtern den Ritterschlag. Diese waren, wie der Herzog selbst, in hermelinverbrämten Scharlachgewändern, mit weißen Waffengürteln gekleidet, von den rothen Baretten wehten weiße Federn. Es war hier das erste Mal, wo das neue österreichische Wappen, der Bindenschild, welcher mit Friedrich's Regierung ausschließlich statt des früheren einfachen Adlers, als eine Erinnerung an die Großthat des Ahns, Leopold's des Tugendhaften, vor Ptolomais oder Accon, in Gebrauch kam, durch äußere Symbole zur Darstellung gebracht wurde. Die weißrothe Tracht wurde von da an die beliebte Hofkleidung; mehrere österreichische Fürsten, wie Albrecht II. der Weise und Leopold III., sind in ihr auf den besten Porträten (Ambraser Stammbaum) abgebildet, welche auf uns gekommen sind, und noch in neuester Zeit war Weiß und Roth die Galakleidung des Monarchen als Oberster Kriegsherr, wie auch der österreichischen Marschälle und Generale. Die Schottenkirche wurde zu dieser Feierlichkeit wegen ihres Umfanges gewählt, denn die Räume der Burgkapelle hätten für eine so zahlreiche Versammlung nicht ausgereicht. Dagegen begrüßten nach Beendigung des kirchlichen Festes die Räume der neuen Burg den nunmehr streitbaren Herzog mit einer glänzenden Festlichkeit.

Es ist ferner gewiß, daß Herzog Friedrich mit seiner glänzenden Ritterschaar nach der Feierlichkeit zu einem festlichen Turniere auszog, von dem schon die gleichzeitige Reimchronik Enenkel's berichtet:

„Auf starkh ors (Roß) waren sie
Vil ritterlichen gesessen,
Vil manig helt vermessen,
Da hub sich ein puhirtn*) grozz
Es manichen ritter da verdrozz
Die panir**) warden haste (wenig)
Vil maniges schildes glaste (Glanz)
Sah man do erplechen (erbleichen)
Und an die arm stechen."

Es soll diese Festlichkeit, der Ueberlieferung zufolge, in Penzing (Ortschaft bei Schönbrunn) stattgefunden und der Ort von dem alten Worte „penzen", so viel als streiten, zum Kampfe reizen, den Namen erhalten haben. Diese Sage zerfällt jedoch in nichts durch die Gewißheit, daß — mag auch zu Penzing ein Turnierplatz bestanden haben — doch der Ort mit seinem Namen schon lange vorher bestanden hat; es kommen schon im 12. Jahrhundert in Klosterneuburger Urkunden Rudolf und Regenbert von Penzingen vor, und was vom alten Bauwerk der Jakobuskirche daselbst noch vorhanden, deutet auf das 12. Jahrhundert hin.

Was überhaupt die Entstehung der Turniere oder Ritterspiele anbelangt, ist selbe zweifelhaft. Es legen sich die Ehre ihrer Einführung mehrere Völker bei. Manche Gelehrte leiten die Benennung aus dem lateinischen Worte torneare (herumdrehen), torneamentum (Umlauf) ab, und so müßten die Römer, da sie

*) Buhurdiren, d. i. Kämpfe der einzelnen gegen einander beim Turnier; wenn ganze Schaaren fochten, hieß es Puneiß.

**) Die Paniere wurden wenig, will ausdrücken, daß die mit Fähnchen gezierten Lanzen zersplittert wurden.

eine Bezeichnung für die Sache hatten, auch wohl die Sache selbst gehabt haben; es ist diese Meinung jedoch grundlos, denn die Lateiner wußten von den Ritterspielen, wie sie das Mittelalter aufweist, gar nichts, und die erwähnten Worte beziehen sich lediglich auf die Spiele im Circus. Andere behaupten, daß das Turnier in Tours entstanden sei, wie denn überhaupt die Franzosen sich das Verdienst dieser edlen Erfindung zuschreiben und deren Ursprung in das 9. Jahrhundert verlegen. Ein Anderer spricht bereits von Waffenspielen, die im Jahre 842 für Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen veranstaltet worden sind; dagegen versichern die Italiener, daß das erste Turnier auf italienischem Boden stattgefunden habe, und zwar unter der Regierung des Gothenkönigs Theoderich (gestorben 526), der die grausamen Gladiatorenkämpfe unterdrückte und dafür das edle Kampfspiel der Turniere in Aufnahme brachte (was allerdings dem großen Fürsten gleichsah). Auch die Deutschen machen Ansprüche auf das erste Recht der Turniere und schreiben dieselben dem Herzoge Heinrich von Sachsen zu, der später als Heinrich der Vogler den deutschen Kaiserthron bestieg und der Gründer des städtischen Elementes in Deutschland geworden ist; aber man weiß mit Bestimmtheit, daß weit vor dem Jahre 934, in welchem das erste deutsche Turnier in Magdeburg abgehalten ward, bereits in Frankreich öffentliche Ritterspiele gefeiert worden sind.

Eines steht aber fest, daß die Turniere, Waffenübungen, bei besonderen Gelegenheiten Schaukämpfe der vornehmsten Fürsten und Herren, als solche und in diesem Sinne ihren Ursprung im früheren Mittelalter haben, daß sie bei allen Ereignissen größerer Bedeutung nicht fehlen durften und jedesmal den Glanzpunkt aller Festlichkeiten bildeten, welche gelegentlich der Bündnisse, Friedensschlüsse, Heiraten u. s. w. damit besonders gefeiert wurden. Es hatten aber die Turniere nicht blos den Zweck, die Kraft und Geschicklichkeit der Ritter in Führung der Waffen und im Einzelkampfe zu zeigen, sondern sie bildeten auch eine Art Ehrenprobe für die Kämpfenden; mußte doch Derjenige, der daran theilnehmen wollte, den unbeflecktesten Ruf haben, so daß Jeder davon ausgeschlossen war, dem man Raub, Meineid, Unzucht oder Betrug vorwerfen konnte. Nicht minder war Derjenige unfähig zum Turniere, welcher Kaufmannschaft oder ein Gewerbe trieb; indeß späterhin wurde man in letzterer Beziehung allmälich nachsichtiger und nahm es besonders mit den reichen Patriziern (Erbbürgern) von Nürnberg und Augsburg nicht mehr so genau.

Wenngleich Turnierverordnungen überhaupt erst zu Ende des 13. Jahrhunderts, deutsche gar erst gegen Ende des 15. erscheinen, so ist, wenn man die älteren Grabdenkmale und die darauf abgebildeten Ritter in kunstreichen Rüstungen betrachtet, doch anzunehmen, daß sie viel früher schon bei ihren Turnieren geschriebene Gesetze und Ordnungen haben mußten. In der ältesten Zeit waren die Waffen und Rüstungen zum Turniere wenig von den gewöhnlichen, im Kriege gebräuchlichen unterschieden, und erst das 13. Jahrhundert machte, besonders mit dem Helm, eine bedeutende Abweichung. Den Leib bedeckte noch wie früher der Schuppen- oder Ringpanzer, letzterer aus geschmiedetem Drahte; die Lanze wurde einfach unter dem Arm gehalten. Bei den Turnieren ging es, besonders in älteren Zeiten, nicht ohne Gefahr ab; schon Ulrich von Liechtenstein erzählt, wie viele Kranke und Verwundete nach dem Stechen in den Betten lagen und daß Mancher seine Lebenszeit genug daran hatte. Besonders interessant ist seine Schilderung jenes Lanzenrennens, das er in Frauenkleidern zu Wien bestand, und wo unter Anderem er erzählt:

„Da ich wohl zwanzig Speer verstochen hatte, kam ein Ritter gegen mich, Herr Konrad von Streitwiesen (Wiese, Turnierplatz bei Penzing, wie gemeint wird), der war mir vom Herzen gehaß, und man warnte mich, weil er

Turnier Friedrich's des Streitbaren.

5.

sich vermesse, mir ein Leid zuzufügen. Ich sprach: Dem mag wohl Rath werden: wer mich mit Stoß darnieder reiten will, gegen den treibe ich mein Roß so, daß es ihm wohl mag leid werden, und er zusammt mir muß zu Haufen liegen. Er hatte schon viele hohe Dinge um Frauen gethan; er führte ein starkes Speer, das er mir auf der Brust verstach, so daß es mir durch die Platte drang. Ich traf ihn oberhalb des Schildes am Halse so stark, daß er auch auf das Land fallen mußte. Davon ward auf dem Felde (Turnierplatz) ein großer Lärm. Man trug den Ritter leblos aus der Stechbahn, ließ einen Priester rufen, um den Segen über ihn auszusprechen; doch dieser, welcher soeben von einer Reise von Compostella (San Jago di Compostella, berühmter Wallfahrtsort in Spanien schon seit 835) zurückkam, verweigerte ihn, weil die Kirche alle jene Ritter, die im Kampfspiele den Tod finden und mit schweren Sünden dem Leben entrissen werden, nicht für ihre Söhne erkenne. Auch das Begräbniß in geweihter Erde ward dem Leichname versagt. Er wurde daher in der Nähe des Kampfplatzes von den trauernden Rittern zu Grabe geleitet.“ (Es soll davon die Gegend den Namen Streitwiese erhalten haben.)

Mittlerweile war aber zwischen Herzog Friedrich und dem Kaiser ein gespanntes Verhältniß entstanden. Der Herzog hatte sich geweigert, das bedungene Heiratsgut für seine Schwester Margaretha (seit 1225 an den römischen König Heinrich, Sohn des Kaisers, vermält) zu bezahlen, was allerdings bei der bedrängten Lage des Herzogs kaum zu ermöglichen war. Ebenso hatte er sich auf zwei in Italien anberaumten Hoftagen nicht eingefunden; er erschien zwar im Jahre 1232 auf seiner Besitzung zu Pordenone, verweilte aber bei Kaiser Friedrich II. nur so lange, als zur Erlangung der Lehen erforderlich war, und die beiden Fürsten schieden in Erbitterung von einander. Es mochte der Kaiser wohl schon Kunde erhalten haben, daß der Herzog sich seinem eigenen treulosen Sohne annähere.

Im September desselben Jahres nach Wien zurückgekehrt, traf der Herzog Anstalten, den Einfall der Böhmen zu züchtigen. Er sammelte sein Heer und brach siegreich in Mähren ein. Hier soll der Herzog, um Schloß Rosenstein (an Oesterreichs Grenze) und Maidenburg in seine Gewalt zu bekommen, einen höchst tadelnswerthen Gewaltstreich begangen haben. Er lauerte Nehrad von Boskowitz, Burggraf des königlichen Schlosses Rosenstein, und Chrek, Burggraf von Maidenburg, bei einer Wolfs- und Bärenjagd auf, überfiel sie und ließ sie nach Wien (nach Anderen nach dem nicht weit entfernten Schlosse Staatz) bringen, wo sie durch Verheißungen, dann durch Drohungen, endlich durch Martern zur Uebergabe der ihnen vom Könige Wenzel anvertrauten Burgen bewogen werden sollten. Nehrad wurde nackt auf bloßes Eis geschlossen, und erst, als selbst die angedrohte Enthauptung seine Treue nicht erschüttern konnte, freigelassen. Er hatte durch die Marter (wahrscheinlich aber durch eine im Kampfe erhaltene Wunde) den Gebrauch seiner Füße verloren, und verlebte seine übrigen Tage in schwerem Siechthum. Der König schenkte ihm zur Belohnung seiner Treue auf ewige Zeiten die uralte Felsenburg Orlow oder Arhaus (bei Austerlitz). Es ist hier wunderlich, was der Herzog selbst mit dem Willen der Burggrafen Nützliches angefangen hätte, da doch das Schicksal der Burgen nicht in deren Gewalt war, die Besatzung auch ohne sie widerstand und verrätherischen Befehlen ihrerseits schwerlich gehorcht haben würde.

Friedrich verweilte nicht lange in Mähren, denn ein neuer Einfall der Ungarn rief ihn nach Oesterreich zurück; er besiegte dieselben aber glücklich bei Höflein. Es schien nun noch einmal eine glückliche Friedenszeit über Oesterreich aufzugehen. Am 29. April 1233 schloß Friedrich mit dem Bischofe von Freisingen, Konrad Tolzner, in Wien einen Vertrag ab, der zu den Besitzungen

der Babenberger in Krain neue hinzufügte, und nahm hierauf zu seinen übrigen Titeln und Wappen auch jene von Krain an. Montag den 1. Mai 1234 fanden in der neuen Burg zu Wien große Festlichkeiten statt, denn es galt, die Hochzeit der jüngeren Schwester des Herzogs, Constanze, mit dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meissen zu feiern. Die Braut zählte zweiundzwanzig, der Bräutigam sechzehn Jahre; es fand jedoch die Vermälung nicht in der Stadt Wien selbst statt, sondern auf der großen Ebene nördlich der Stadt, am linken Ufer der großen Donau, bei Stadelau zu Ringlinsee, welch' letzterer, zunächst der großen Donaubrücke gelegene Ort jetzt verschwunden ist. Es traute nämlich der Herzog dem durch Wohlhabenheit übermüthig gewordenen Volke von Wien nicht, dieses aber war dagegen wieder auf den Herzog, seiner zu großen Strenge wegen, erbittert, und das Uebergehen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten trug nicht wenig dazu bei, die Kluft noch mehr zu erweitern. Bedeutend war die Zahl der damals in Wien anwesenden Gäste; unter ihnen befanden sich: König Andreas II. von Ungarn (genannt der Hierosolymitaner, seines im Jahre 1217 unternommenen Kreuzzuges wegen, bei welchem er sehr tapfer focht); er war der Schöpfer der „goldenen Bulle", in welcher die Vorrechte des Adels bestimmt festgesetzt wurden, und das die Grundlage der nachmaligen ungarischen Constitution wurde, unterzeichnete auch 1233 mit der Geistlichkeit ein Concordat; König Wenzel I. von Böhmen; Eberhard II., Erzbischof von Salzburg; Rudiger von Radek, Bischof von Passau; Ekbert von Andechs, Herzog von Meran und Bischof von Bamberg; Konrad I. Tolzner, Bischof von Freising; Heinrich I., Bischof von Seckau; Otto II., Markgraf von Mähren; Albert I., Herzog von Sachsen; Bernhard I., Herzog von Kärnten; Hermann II., Landgraf von Thüringen (Sohn des Landgrafen Ludwig mit der heiligen Elisabeth); die Burggrafen von Dewin und Leisnig und noch viele Andere.

Bald nach diesen fröhlichen Festen brachen ernstere Zeiten herein, und der Herzog weilte durch länger als fünf Jahre nicht mehr in Wien. Es war im Jahre 1235, als Friedrich den Besuch des ungarischen Königs bei Gelegenheit von dessen Vermälung in Stuhlweißenburg (mit Beatrix von Este) erwiderte, er ließ sich aber von seinem rastlosen Ehrgeize hinreißen, mit den mißvergnügten Magnaten ein geheimes Bündniß zu schließen, das ihm die Aussicht auf den ungarischen Königsthron eröffnen sollte, in Wirklichkeit jedoch nur zur Quelle maßlosen Elendes wurde. Denn als Friedrich wirklich in Ungarn einfiel, zog ihm Bela IV., der rechtmäßige Erbe Ungarns, mit einem großen Heere entgegen und brachte den, ohnehin von einem großen Theile seiner über den ungerechten Krieg erbitterten Vasallen verlassenen Herzog eine völlige Niederlage bei, so daß derselbe mit nur wenigen Begleitern, verfolgt von den Ungarn, nach Wien flüchten mußte. Er konnte den Frieden nur durch ungeheuere Summen erkaufen, was den Staatsschatz völlig erschöpfte, und um dieselben aufzubringen, mußte er eine außerordentliche Steuer ausschreiben, von welcher Niemand enthoben war. So geschah die Einführung der ersten Bürgersteuer, wobei in sehr unschöner Weise vorgegangen wurde. Es rief der Herzog nämlich die Bürger Wiens einzeln hervor, und ein Wiener Bürger Wolfger von Parawe (Parau) selbst stand hinter einem Vorhange versteckt und flüsterte rathend dem Herzoge den Stand der Vermögensverhältnisse des Betreffenden zu, worauf der Fürst demselben eine willkürlich stipulirte Summe auferlegte. Den Klöstern, welche, gestützt auf ihre Privilegien, die auferlegten Summen zu zahlen verweigerten, wurde an einem Tage gewaltsam all ihr Gold und Silber weggenommen.

Ueberhaupt war Herzog Friedrich im Anfange seiner Regierung den frommen Stiftungen seiner Ahnherren sehr abgeneigt, entzog und schmälerte, wo und wie er nur immer konnte, den Klöstern Einkünfte und Gerechtsame und kümmerte

sich wenig um die Klagen und Bitten derselben. Diese Härte sollte aber bald darauf gebeugt werden. An des Herzogs Hofe lebten zwei edle Jünglinge, denen er mit großer Liebe zugethan war, der Eine hieß Adalbert von Zelking, der Andere Hermann von Wolkersdorf. Da traf es sich, daß Beide in einer Schlacht zu Tode verwundet wurden; die Aerzte hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben und die letzte Stunde rückte immer näher. Der Herzog war trostlos; mit Thränen im Auge entsendete er Boten nach allen Abteien seines Herzogthums, „daß sie zu Gott dem Allmächtigen und Allgütigen um die Wiederherstellung der Jünglinge, seiner Freunde, beten sollten". Er machte das Gelübde, zu Heiligenkreuz eine prächtige Gruft zu bauen, mit bewaffneter Hand gegen die ungläubigen Preußen zu ziehen und Alles den Klöstern zurückzustellen, was er ihnen seit dem Tode des Vaters unrechtmäßig vorenthalten oder weggenommen hatte. Wie eine Chronik meldet, fanden diese frommen und aufrichtigen Vorsätze, vereinigt mit dem inbrünstigen Gebete der Geistlichkeit, bei Gott Gnade, die beiden Jünglinge erlangten ihre Gesundheit wieder, lebten hierauf noch viele Jahre und wurden berühmte Kriegshelden. Der Herzog aber, von der fast ein Wunder zu nennenden Genesung tief ergriffen, änderte seine frühere Gesinnung gegen die Klöster vollkommen und beschenkte sie von nun an, wo und wie er nur konnte.

Indessen waren auch die Angelegenheiten im Reiche zur Entscheidung gekommen. Der Reichsverweser, König Heinrich, war seinem Vater in offener Empörung entgegengetreten und überzog dessen getreuen Anhänger, Otto von Baiern, mit Krieg. Friedrich der Streitbare trat gleichfalls als Widersacher des Kaisers auf und brandschatzte die in Oesterreich liegenden Güter der baierischen Klöster. Es eilte jedoch Kaiser Friedrich II. rasch herbei, und schon im Frühjahre 1235 war der Aufstand niedergeschlagen und Heinrich in die Gefangenschaft nach Apulien (nordöstliches Unter-Italien) verbannt. Hierauf wurde auch Herzog Friedrich der Streitbare auf den Reichstag nach Augsburg vorgeladen, um sich zu rechtfertigen; aber derselbe erschien nicht, wies schnöde selbst den Rath seiner klugen Mutter Theodora zurück, welche zur Fügsamkeit mahnte, und glaubte, der kaiserlichen Gewalt trotzen zu können.

Aber diese Selbstüberschätzung hatte der Herzog gar bitter zu bereuen, denn als nunmehr auch vielfache Klagen der bedrohten Unterthanen an den Kaiser gelangten, sprach derselbe im Juni die Reichsacht über den Herzog aus und rief den König von Böhmen, die Herzoge von Baiern und Kärnten, sowie die Bischöfe von Bamberg, Freising und Passau zur Vollstreckung auf. Im Herbste drang das die Acht vollstreckende Heer in Oesterreich ein. Von den Edlen und Städten verlassen, floh Friedrich erst nach Wien, das ihm aber die Aufnahme verweigerte und ihm bedeutete, es könne sich seinetwegen nicht den Gefahren einer Belagerung aussetzen; dann floh er nach Mödling, wo er auf der Veste Schutz und in dem treu bei ihm ausharrenden Orte eine kräftige Stütze fand, während fast ganz Oesterreich von ihm abgefallen war; aber auch hier konnte trotzdem seines Bleibens nicht sein, weshalb er sich nach Starhemberg (nahe beim Markte Piesting, auf der Straße von Felixdorf nach Guttenstein) begab, das ihm auch treu geblieben war; schließlich nach Wiener-Neustadt, der einzigen ihm treu gebliebenen Stadt, welche sich als wichtige Grenzveste seines mehrmals angegriffenen Länderbesitzes bewährt hatte und für die er wirklich in dankbarer Weise dieselbe Vorsorge wie sein Vorfahre trug. Er ertheilte der Stadt einen Freibrief (1241), in welchem den ansäßig gewordenen Handwerkern, die sich in die für Wiener-Neustadt damals erhebliche Anzahl von achtzehn Innungen abgeschlossen hatten, der Vollgenuß der bürgerlichen Rechte durch die Haussitzigkeit, Freizügigkeit, Steuer-, Mauth- und Zollfreiheit gewährt, der Heiratszwang von Hofbediensteten beseitigt, den hausgesessenen Bürgern, Gewerbsleuten und Ministerialen ein ausgedehntes autonomes Stadt-

regiment belassen und die „Freiung“ (Asylrecht) in's Leben gerufen wurde. So hatte denn der Herzog von seinen reichen Landen außer Wiener-Neustadt nur mehr die Burgen Starhemberg, Emmerberg und die von seiner Gemalin Agnes von Meran (seit 1230 mit ihm vermält) vertheidigte unbezwingbare Riegersburg (in Steiermark) in seinem Besitze. In Starhemberg lag zudem der herzogliche Schatz.

Wien aber eröffnete dem siegenden Reichsheere die Thore, und Kaiser Friedrich II. zog unter dem Jubel der Bürger, welche den Monarchen dem Landesfürsten zum Trotze mit besonderer Freundlichkeit aufnahmen, in Wien ein. Indessen wußte der Kaiser selbst nur allzugut, daß es eine große, ihm abgeneigte Partei innerhalb der Mauern gab und daß er auf keine dauernde Vertheidigung rechnen konnte. Der Lohn für die Bewohner sollte die von ihnen so sehr ersehnte Erhebung Wiens zur freien Reichsstadt sein. Es wurde die Stadt im April 1237 auf ewige Zeiten unter des Kaisers und des Reiches Herrschaft gestellt, sie sollte nur im Namen des Reiches Gericht halten und die Bürger aller Dienstbarkeit ledig sein. Mit der Erhebung zur freien Reichsstadt verlieh der Kaiser auch Wien das erste Wappen, welches einen einfachen Adler mit ausgebreiteten Flügeln enthielt (Seite 216). Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß schon damals die Siegelstecherkunst, welche von Goldschmieden geübt wurde, einen besonderen Zweig in der Ausübung der schönen Künste bot. Nicht nur die Landesfürsten führten, je nach den Akten, zu welchen sie verwendet wurden, verschiedene Siegel, wie z. B. das Sigillum equestre (große Reitersiegel), das Sigillum pedestre (Siegel mit der stehenden Figur), das kleine „Secretsiegel“, letzteres gemeiniglich auf einem Ring angebracht; sondern auch die Herzoginnen, die Großen, die Vorstände der Klöster und die Convente, die Städte und Märkte, und auch die Bürger Wiens hatten bereits im 12. und 13. Jahrhundert ihre besonderen Siegel, ohne deren Beidruck keine Urkunde rechtskräftig galt. Die Reitersiegel Leopold's des Heiligen und Friedrich's des Streitbaren (Seite 217) sind noch technisch recht unvollkommen, beide Siegel zeigen den Landesfürsten geharnischt und zu Roß, mit ausgezackten Streitfähnlein in der Hand; bei Leopold ist der Helm offen und am Schilde der einfache Adler angebracht; Friedrich hat den Helm geschlossen und im Schilde wie auf dem Fähnlein die österreichische Binde; aber in der Zeichnung des ältesten Wappens von Wien zeigt sich bereits der Fortschritt, den die Siegelstecherkunst in jenen Tagen



Reitersiegel Leopold's des Heiligen.

gemacht, es bekundet die technische Ausführung des Siegels bereits die Gewandtheit des Meisters. Die Umschrift des Stadtsiegels lautet: Sigillum Civium Winnensium; es befindet sich, in rothem Wachse abgedruckt, an einer Niederlagsordnung vom Jahre 1281 im städtischen Archive. (Bilder Seite 216, 217.)

Eine werthvolle Gabe ertheilte Kaiser Friedrich II. den Wienern ferner, als er ihre älteste Schule, die bei St. Stefan, bestätigte und deren Freiheit erweiterte. Seitdem durch Papst Innocenz III. auf dem vierten allgemeinen lateranischen Concil im Jahre 1215 angeordnet worden war, daß bei jeder Cathedrale (bischöflichen Hauptkirche) ein Magister der freien Künste und bei jeder Metropolitankirche (erzbischöflichen Haupt- oder Mutterkirche) noch außerdem ein Doctor der Theologie, mit angemessenen Pfründen ausgestattet, als Lehrer bestellt sein sollte, wurde in allen Theilen des christlichen Abendlandes das Bedürfniß nach höheren Unterrichtsanstalten für die Theologie und Philosophie fühlbar; denn die bis dahin bestandenen Pfarr- und Klosterschulen reichten nicht dafür aus, die erforderlichen



Veste Starhemberg. (Seite 223.)

derlichen Lehrkräfte heranzubilden. Diesem Umstande ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß schon im Laufe des 13. Jahrhunderts im Deutschen Reiche mehrere Dom- und Stiftsschulen in den größeren Städten entstanden, daß kleinere Schulen zu größeren erweitert wurden, wie es denn auch solchergestalt mit der Bürgerschule zu Sanct Stefan geschah. Die betreffende Stelle in der kaiserlichen Handfeste lautet: „Wir wollen auch gemachsamer Lernung vorsehen, davon Weisheit an den Volk gelehrt wird, und das ungelehrt Alter der Kinder gelehrt wird, und geben volle Gewalt dem Meister, wer von uns und unseren Nachkommen genommen wird zu der Schul zu Wien zu verwesen, das der andere Meister und Lehrer nach weisen Rath zu Wien setze, die genügsam und weis sein der Lernung ihrer Hörer, darum daß unser kaiserlich Stadt einzig Aufnehmung nehm unter der Seligkeit mehr unser Herrschaft". — Mag nun (wie es manchfältig geschieht) diese Stelle auf die erste Entstehung oder auf die bloße Erweiterung der Schule in Wien gedeutet werden, so bleibt doch immer dem Kaiser der Ruhm, daß er der erste war, welcher für die Wissenschaften in unserer Vaterstadt sich verwendet hat: zugleich unterrichtet uns dieselbe, daß die Lehranstalt in Wien sich nicht allein auf die

Jugend, sondern auch auf Erwachsene erstreckte, daß der Kaiser sein Recht, den Schulmeister zu bestellen, handgehabt und lediglich diesem von ihm und den Fürsten nach ihm benannt werdenden Schulmeistern die Freiheit ertheilt habe, sich andere Doktoren als Lehrer oder Gehilfen nach Rath der Stadt beizugesellen. Die Stefans-Schule befand sich seit damals bis zum Jahre 1868 in dem erzbischöflichen Chor- und Churhause (Stefansplatz Nr. 3, alt 874).

Aus der Zeit des Aufenthaltes Friedrich's II. in Wien wird ein sehr lustiges und lehrreiches Handwerksstücklein gemeldet, das sich gar bis nach Italien verbreitete und daselbst einen geistvollen Erzähler fand; es ist dies eine der ältesten Stadt- und Handwerksgeschichten, sie giebt ein Pröbchen, was sich die munteren Wanderburschen zu erzählen wußten.

In einer der zahlreichen Schmiedewerkstätten hantirte Meister Martin der Eisenarm, so genannt, weil er im Arme eine ungeheure Stärke besaß. Derselbe arbeitete alle Tage, selbst am Sonn- und Feiertag in seiner Werkstätte, aber nur so lange, bis er vier Groschen verdient hatte; dann band er sich sein Schurzfell ab und machte Feierabend. Da konnte man ihm für eine Arbeit goldene Berge versprechen, er rührte dann keinen Finger mehr. Ganz Wien kannte diese Eigenthümlichkeit an dem sonst sehr wackeren Manne, und kam irgend ein Fremder in die Stadt, so erzählte man ihm gewiß sofort von dem Schmiede und seiner Sonderlingsnatur. Es konnte nicht fehlen, daß man dem Kaiser, der sich um die interessanten Eigenthümlichkeiten Wiens erkundigte, auch von dem Schmiede erzählte, und da war der Fürst gar nicht damit zufrieden, daß der Eisenarm selbst an den höchsten Feiertagen arbeitete, wenngleich er dann nur diejenigen Arbeiten vollbrachte, die kein Geräusch machten. Er ließ also den Mann zu sich rufen und fragte ihn, ob Alles wahr sei, was man von ihm erzähle; worauf der Schmied zugestand, wie er es sich zur unabweislichen Regel gemacht, jeden Tag so viel zu arbeiten, daß er vier Groschen verdiene, dann feiere er die übrige Tageszeit.

Als ihn nun der Kaiser leutselig fragte, was er mit diesen vier Groschen mache, antwortete er, daß er zwölf Heller verschenke, zwölf erstatte, zwölf wegwerfe und zwölf für sich verwende. Auf weiteres Befragen, wie solches zu verstehen sei, erklärte er das Räthsel folgender Art: „Zwölf verschenke ich um Gotteswillen an die Armen; zwölf andere gebe ich meinem Vater zu seinem Lebensunterhalt, ich erstatte sie ihm also, weil er jetzt so alt ist, daß er nichts mehr erwerben kann, und er hat sie mir doch vorgeschossen, als ich noch so jung war, daß ich mich selber nicht ernähren konnte. Die zwölf, die ich wegwerfe, die gebe ich meiner Frau zur beliebigen Verfügung, die sind wahrlich weggeworfen, denn sie thut nichts als essen und trinken. Die zwölf letzten Heller verwende ich zu meinen eigenen Bedürfnissen, also brauche ich im Ganzen nur die vier Groschen, wie ich gesagt habe."

Der Kaiser ließ den Schmied wieder gehen, aber er trug ihm bei schwerster Strafe auf, gegen Niemanden zu verlautbaren, was er soeben erklärt habe, es wäre denn, daß er vorher hundertmal das kaiserliche Antlitz gesehen hätte. Sofort legte auch der Kaiser den weisen Räthen in seiner Umgebung den Fall von den vier Groschen vor, von denen einer verschenkt, einer erstattet, einer weggeworfen und einer verwendet wurde, und fragte, wie dies zu verstehen sei. Da ihm natürlich Keiner Auskunft zu geben vermochte, ließ er ihnen acht Tage Bedenkzeit. Nachdem die Hofherren eine Weile vergeblich nach dem Sinne des Räthsels geforscht hatten, erkundschafteten sie, daß die Auflösung mit dem Besuche des Schmiedes zusammenhängen dürfte, und sie eilten zu ihm, um die Bedeutung zu erfahren. Lange wollte er nicht Rede stehen, als sie ihm jedoch jede Befriedigung seiner Forderung versprachen, begehrte er, daß sie ihm hundert Goldgulden bringen sollten, die dann sein Eigenthum bleiben müßten. Es geschah. Der Schmied nahm Stück für Stück

in die Hand, erlabte seine Augen an dem schönen Gepräge und plauderte dann sein Geheimniß aus.

Als nun darauf die Räthe dem Kaiser genaue Antwort gaben, war er sehr erzürnt, denn es konnte sonst Niemand als der Schmied selbst ihnen Aufklärung gegeben haben. Er ließ ihn daher rufen und machte ihm herbe Vorwürfe über seinen Ungehorsam. Der Schmied aber behauptete, er hätte den Befehl nicht verletzt; denn da ihm die Herren hundert Goldgulden aufgezählt, hatte er hundertmal das Antlitz seines kaiserlichen Herrn gesehen, er sei somit nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet gewesen, Rede zu stehen. Da sprach der Kaiser: „Geh', Du bist hundertmal klüger als alle meine Gelehrten. Gott schenke Dir Glück und Segen, aber ich befehle Dir, an den gebotenen Feiertagen die Arbeit ruhen zu lassen!" Dies beobachtete auch fernerhin der Schmied und lebte friedlich fort.

Für die Anwesenheit des Kaisers in Wien bürgen zwei Urkunden, und zwar eine Stelle in den Jahrbüchern der Prediger (Dominicaner) zu Wien, ferner ein Schutzbrief des Klosters Lambach gegen jede Verletzung durch weltlichen Eingriff, im Januar 1237 vom Kaiser selbst zu Wien ausgestellt; diese Urkunde ist geradezu gegen den Landesfürsten Friedrich den Streitbaren gerichtet und wird ihm darin die Verletzung der Rechte der Klöster ausdrücklich zum Vorwurfe gemacht, in den Worten: „(Fridericus) raptores dilexit, claustra, coenobia rectigales fecit." (Er hat die Räuber geliebt, die Klöster und Convente zollpflichtig gemacht.)

Die Volkssage läßt mit Kaiser Friedrich noch eine hochinteressante Persönlichkeit in Wien verweilen; seinen damals elfjährigen natürlichen Sohn Enzio (Heinz), den er 1226 mit Donna Bianca Lancia gezeugt hatte, den nachmals so unglücklichen König Enzio, welcher in Italien in Gefangenschaft gerieth und darin 1272 starb. Thatsache ist allerdings, daß ihn der Kaiser auf das zärtlichste liebte, nie von der Seite ließ und in alle Feldlager mit sich nahm. Erst dreizehn Jahre alt, stritt er bereits mit seinem Vater gegen die Italiener.

Der Jubel Wiens über die neue Errungenschaft war groß; leider daß sie weder von Dauer noch zum Heile war, denn bald wurde der Kaiser von dringenden Geschäften nach Italien gerufen und seine Statthalter begannen einen wechselvollen Kampf mit dem Herzoge. Friedrich brach aus Neustadt hervor, und als es ihm gelungen war, das Reichsheer am Steinfelde unvorbereitet zu überfallen und entscheidend zu schlagen, bekam er den größten Theil seiner Lande wieder in seine Gewalt. Der König von Böhmen stand ihm zur Seite, wofür ihm Friedrich das Land jenseits der Donau abzutreten versprach.

Nur die Stadt Wien wollte es auf's äußerste ankommen lassen, ihre junge Reichsfreiheit, zu wahren und die Bürger leisteten fast zwei Jahre den entschlossensten Widerstand. Erst nachdem der Herzog ein neues, zum Entsatze anrückendes Reichsheer auf's Haupt geschlagen, die Stadt völlig umzingelt und ihr alle Zufuhren abgeschnitten hatte, wurde sie durch grimmige Hungersnoth zur Unterwerfung gebracht. Zu welchem Grade die Theuerung gestiegen war, läßt sich ermessen, daß ein Metzen Korn um den nie erlebten Preis von sieben Talenten (Gulden) verkauft wurde. Alle Pferde waren bereits geschlachtet, die Reichsten nährten sich mit Katzen und Hunden, die Armen aber stritten sich um die ekelhaftesten Gegenstände und Viele gingen durch Hunger zu Grunde. Die höchste Noth öffnete endlich die Thore der Stadt, und die unglückliche Einwohnerschaft gewärtigte nun von dem Herzoge, dessen Strenge sie so oft erfahren, ein neues Strafgericht. (Bild Seite 209.) Aber Friedrich ließ Milde walten; er verzieh, richtete die Gebeugten auf und schaffte für die Hungernden Lebensmittel herbei. Diese Großmuth gewann Friedrich alsbald die Herzen der Wiener um so mehr, je weniger sie auf Milde gehofft, ja eine solche verdient hatten, und von nun an waren ihm die Wiener aufrichtig ergeben.

Hier aber ist es am Platze, vorläufig von einem Denkmale zu sprechen, das später, bis auf den heutigen Tag, einen in der ganzen Welt berühmten Beinamen führt, wir meinen die sogenannte „Spinnerin am Kreuz", das berühmteste Wahrzeichen unter allen von Wien.

Das Wort Wahrzeichen, herstammend von dem altdeutschen wahr (sichtbar, sehend; daraus: wahrnehmen, gewahren, ja selbst wahrhaft) bedeutet ein Merkmal zum Erkennen und kam in Gebrauch, als es bei den Handwerksgesellen der Städte und Ortschaften Sitte wurde, ihren einwandernden Genossen bald nach deren Ankunft eine absonderliche Eigenthümlichkeit ihrer Heimat zu zeigen, damit dieselben darthun konnten, daß sie wirklich an dem Orte gewesen waren. Zumeist wählten sie Baudenkmäler, die auf öffentlichen Plätzen standen, wie Säulen, Brunnen mit ihren figuralischen Darstellungen; oder Grabdenkmäler, Statuen, absonderliche Steingebilde an Kirchen, Stadtthoren, Rathhäusern, einzelnen Wohngebäuden; endlich auch Kunstwerke, wie Uhren u. dgl. An derlei Wahrzeichen knüpften sich selbstverständlich recht interessante Geschichten ihrer Entstehung, gar häufig auch anmuthige oder schaurige Märchen, was Alles dem Fremdlinge, saß er mit seinen Gefährten während der Feierstunde beisammen, haarklein erzählt wurde. Verließ er sodann über kurz oder lang den Ort, um auf weitere Wanderschaft zu gehen, erzählte er wieder dort, was er gesehen und gehört, und so wurden die „Wahrzeichen" einzelner Städte bekannt und berühmt durch die ganze Welt.

Dieser letztere Fall trifft nun ganz besonders bei dem „Wahrzeichen" ein, von welchem hier zu sprechen ist, und das unter den zahlreichen derartigen Denkmälern in Wien und Umgebung (wie z. B. Heidenschuß, Stock-im-Eisen, Wolf den Gänsen predigend ꝛc.) das älteste und berühmteste Wahrzeichen ist, nämlich die Denksäule (Spinnerin am Kreuz) auf der Höhe des Wienerberges, von welcher zahlreiche Sagen existiren. Bevor wir von diesen letzteren sprechen, müssen wir erst die geschichtliche Thatsache constatiren, daß schon zur Zeit Herzog Friedrich's der „Burgfriede" der Stadt Wien bis an jene Stelle des Wienerberges ging, wo eine Kreuzessäule aufgerichtet war, auf dem Platze, wo heute die sogenannte „Spinnerin am Kreuz" steht. „Burgfriede" bedeutete jene Umgebung einer Burg, um welche der öffentliche Friede nicht gestört werden durfte, in weiterer Bedeutung auch den ganzen Gerichtsbezirk der Burg. Man wendete ferner die Bezeichnung auch auf die öffentliche Sicherheit an, welche die Rechte den fürstlichen Residenzen und den daselbst wohnenden Bürgern beilegten, was sich im weiteren Sinne auf alle öffentlichen Orte ausdehnte. Ruhestörende oder verbrecherische Handlungen, welche im nächsten Umkreise des Burgfriedens gegen den Willen der Inwohner verübt wurden, erlitten schwere Strafen; die allergewöhnlichste war in alten Zeiten die Abhauung der rechten Hand. Die Ausdehnung des Wiener Burgfriedens bis an jene Stelle des Wienerberges geschah bereits in den Zeiten des letzten Babenberger's, denn als selbe im Jahre 1296 neuerlich bestätigt wurde, nannte sie die Urkunde als „von alter gewonhait herchomen". Der Grund lag wohl darin, daß auf diesem Punkte der von Süden kommende Reisende zuerst der schönen Wiener Stadt ansichtig wurde.

Da ist es denn eine nicht ungerechtfertigte Meinung, wenn erläutert wird, es habe die erfreuliche Begebenheit der unverhofften Begnadigung der Stadt durch den schwer gekränkten Herzog Friedrich durch jene Denksäule verewigt werden sollen. Diese Begründung des Entstehens hat bestimmt sehr viel für sich, woran nicht einmal die Thatsache etwas mindern könnte, daß der Ursache der Errichtung in keiner Inschrift gedacht wird. Es wollte eben der Stifter weiter nichts, als sein Gelübde lösen, die Seelengröße seines Fürsten anerkennen, aber das Andenken der That, die einen dunklen Schatten auf den Ruhm der Vaterstadt warf, nicht in's Gedächtniß zurückrufen.

Daß es auch hier nicht ohne die ausschmückenden Sagen abgehen konnte, ist selbstverständlich, und wir registriren hier zwei derselben, welche ganz in dem Charakter des Mittelalters liegen.

Ein Ritter war mit Herzog Leopold dem Glorreichen in's heilige Land gezogen. Da gelobte seine Gattin, wenn er wohlbehalten heimkehre, zur Ehre Gottes ein Kreuz errichten zu lassen und die Kosten durch Spinnen zu verdienen. Drei Jahre gingen vorüber, und der Ritter kam nicht; keine Nachricht von ihm brachte der harrenden Gattin Trost. In der Zeit aber hatte sich ihr Gespinnste so ansehnlich vermehrt, daß sie beschloß, statt des einfachen Kreuzes eine größere zierliche Denksäule zu errichten. Bereits fehlte nur ein Rocken noch, um die Kosten für das Denkmal und den Künstler zu bestreiten; eben hatte sie den letzten Rocken angelegt und begann von Neuem emsig zu spinnen, als Trompeten ertönten, die Schaaren der Kreuzfahrer heranzogen und der Ritter aus ihrer Mitte auf muthigem Rosse hervorsprengte, vom Sattel herab und in die Arme seiner Gattin eilte. Alsbald machten die Glücklichen Anstalt zur Erfüllung ihres Gelübdes und errichteten die Säule an der Spitze des Wienerberges, welche nach der Getreuen die Bezeichnung „Spinnerin am Kreuz" erhielt.

Eine andere Sage lautet wieder: Zum Kreuzzuge nach dem heiligen Lande gesellte sich auch ein Ritter, der die Heimat, zugleich aber auch seine Braut verließ, welche Letztere in Gram und Sehnsucht seiner Rückkehr harrte. Sie betete am Wege, besuchte ein benachbartes Kirchlein und fand darin Trost. Darum gelobte sie, dem Kreuze, zu dessen Ehre ihr Geliebter im heiligen Lande focht, sich ganz zu weihen und am Kirchlein so lange zu spinnen, bis der Verlobte in ihre Arme zurückkehren würde. Täglich fand sie sich daselbst ein, emsig ihr begonnenes Werk fördernd, oft saß sie am Wegkreuze und schaute sehnsüchtig nach der Gegend, aus welcher der Geliebte heimkehren mußte. Einst saß sie, die Spindel im Arme, am Kreuze; die Sonne war untergegangen, Dämmerung senkte sich aus den Lüften herab und schauerliche Abendwinde flüsterten. Da kam ein blutiges Phantom herangeschwebt, und mit einem Schrei des Entsetzens erkannte das Fräulein den Schatten ihres Bräutigams, der ihr verkündete, sie spinne ihr Todtenkleid, jenseits sähen sie sich erst wieder. — Tags darauf brachte ihr ein Pilger die Trauerpost, ihr Ritter sei bei Accon gefallen, sterbend habe er ihm des Fräuleins Verlobungsring übergeben. Mit gottergebenem Sinne trug sie still und gelassen ihr herbes Schicksal, saß noch sechs Wochen spinnend am Kreuze und legte, nachdem ihr Gespinnste gewebt und ihr Todtenkleid davon gemacht war, den Verlobungsring auf den Altar, theilte vor dem Kirchlein alle ihre Habe den Armen aus und starb, beweint von Alt und Jung. Ein Denkmal von Stein bezeichnet den Ort, wo ihr des Geliebten Schatten erschien, und noch oft wollten nächtliche Wanderer im Mondlichte das schöne Fräulein betend auf den Stufen knien gesehen haben. Von ihr erhielt das Denkmal die volksthümliche Bezeichnung.

Positiveres spricht die dritte Sage aus. Hulda, die Tochter des edlen Herrn Heinrich von Rauhenstein, erklärte an der Abschiedstafel, welche ihr Vater den jungen Rittern gab, die mit Herzog Leopold 1198 in's gelobte Land zogen, von allen Bewerbern demjenigen allein ihre Hand zu reichen, welcher ihr bei seiner Rückkehr das angenehmste und nützlichste Geschenk mitbringen würde. Zugleich versprach sie, spinnend auf der Höhe des Wienerberges, der Heimkehrenden zu warten. Sie that dies, und als die rückgekehrten Ritter ihr die mitgebrachten Geschenke vorwiesen, erklärte sie das Geschenk des Ritters Walther von Merkenstein als das angenehmste und nützlichste, denn derselbe hatte ihr die bis dahin in Oesterreich ganz unbekannt gebliebene, so überaus wichtige Pflanze heimgebracht — den Safran.

Betrachtet man die Ueberspanntheit so vieler Gelübde im Mittelalter, erscheint das Vorerzählte nicht als unmöglich, und der von mancher Seite

dagegen erhobene Einwand, es würde eine Inschrift und noch gewisser das Wappen des Urhebers der Säule nicht fehlen, ist schon deshalb unhaltbar, weil die Zerstörung der ersten Säule im Jahre 1446 durch die Reiterschaaren Hunyady's erfolgte, welche gewiß nicht eine solche Tafel mit ausnahmsweiser Schonung behandelten. Ueber die sodann errichtete neue Säule wird am passenden Orte gesprochen werden.

Kaiser Friedrich II. war aber einstweilen wieder mit der Kirche in Hader verfallen, der über ihn ausgesprochene Bann ließ viele der deutschen Fürsten wanken; Herzog Friedrich von Oesterreich jedoch, hierin eine gute Gelegenheit erblickend, sein Reich auch rechtlich wieder zu sichern, wies die Aufforderung zum Abfalle zurück, und der dankbare Kaiser setzte ihn in seine Länder und Würden wieder ein, bot ihm ein enges Freundschaftsbündniß, erweiterte die österreichischen Hausprivilegien, indem er Oesterreich von jedem auswärtigen Gerichtszwange befreite, und schmückte den Herzogshut mit dem Kreuze der Kaiserkrone. Er hatte sogar die Absicht, Friedrich dem Streitbaren die Königskrone zu verleihen, wozu es jedoch nicht kam. Die Aussöhnung des Kaisers mit dem Herzoge verursachte viele Freude in Wien, und im December 1239 fanden zur Feier derselben sowohl in der Burg als überhaupt in Wien große Festlichkeiten statt.

Leider sollte der Herzog abermals nicht lange der Ruhe genießen. Es ereignete sich nämlich zwei Jahre darauf der Mongolen-Einfall, jene späteste Welle der Volksströmung aus Asien, durch die schon mit Beginn des Mittelalters ganz Europa von bunten Völkerfluthen überströmt und erschüttert gewesen war. An den Grenzen Chinas hatte dies wilde, aber tapfere Reitervolk seinem Häuptling Temudschin gelobt, ihn zum Dschengis-Khan, d. h. „Herrn der Welt" zu machen, und brach in zahllosen Schwärmen erobernd hervor. Ganz Asien beugte sich der Gewalt der Mongolen, und auch, nachdem Temudschin 1227 gestorben war, gaben seine Söhne und Enkel die Eroberungen nicht auf; sie unterwarfen Rußland, Polen und Schlesien und erschienen mit einem unzählbaren Heere an der Grenze Ungarns, in welches Land sie sofort verheerend eindrangen.

Es lassen die meisten Geschichtsschreiber in den nun folgenden Ereignissen Friedrich den Streitbaren eine ungemein glänzende Rolle spielen, ja sie nennen ihn sogar den Erretter Deutschlands vor der Verwüstung der Mongolen. Dies ist vollkommen unrichtig; nicht nur, daß dieser Nimbus auf ein sehr bescheidenes Maß zurückzuführen ist, es erscheint vielmehr hier der Charakter des Herzogs in einem wenig gewinnenden Bilde. Wohl erschien Friedrich auf die Bitte des Königs Bela im Frühjahre 1241 in Pest, aber dies geschah nicht mit Heeresmacht, sondern nur mit wenigen Begleitern; er ließ sich freilich mit einer nach Pest heranschweifenden Mongolenschaar in ein Gefecht ein, bei welchem er die gewohnten Proben großer persönlicher Tapferkeit ablegte, er hatte es jedoch im Uebrigen viel weniger auf ernstliche Hilfe gegen den drohenden Feind als auf die Verfolgung seiner früheren Pläne zur Erringung der ungarischen Krone abgesehen. Daher steigerte er listig die Zwietracht zwischen dem König und den Großen; und auch an der Ermordung des zu Bela geflüchteten Kumanenhäuptlings Kuthen in Pest, welche für Ungarn so unselige Folgen haben sollte, hatten Friedrich's von ihm angestiftete Begleiter Antheil. Während hierauf der König zum Entscheidungskampfe auszog, kehrte Friedrich in sein Land zurück. Die mörderische Schlacht am Sojo endete mit der vollständigen Niederlage der Ungarn, und nur mit Noth vermochte Bela, begleitet von wenigen Getreuen, nach Oesterreich zu fliehen!

Kaum aber war er in der Gewalt des Herzogs, so verlangte dieser die Rückzahlung der Summen, mit welchen er 1235 den Frieden hatte erkaufen müssen.

Bela sah sich genöthigt, dem Herzoge seinen Schmuck zu überlassen, um einen Theil des Geldes zu zahlen, für den Rest verpfändete er drei an der österreichischen Grenze liegende Comitate, und hierauf erst ließ er den König frei weiter ziehen. Friedrich hatte sich allerdings zur Hilfeleistung gegen die Mongolen verpflichtet, aber auch jetzt beschränkte er sich auf die Vertheidigung der drei abgetretenen Comitate und ging gegen die Anhänger des Königs selbst feindlich vor, indem er die von den Ungarn besetzte Stadt Raab überrumpeln ließ, wo es zu einer Metzelei zwischen Ungarn und Deutschen kam; ja, so weit suchte Friedrich die trostlose Lage Bela's auszubeuten, daß er auch gegen die ihm nicht abgetretenen Landestheile erobernd auftrat, so daß Bela ihn seinen inimicum principalem (Hauptfeind) nennt.

Gegen Ende Mai und in der ersten Hälfte Juni rief das Herannahen der Mongolen, Tataren und Kumanen auch in Wien große Besorgniß hervor; Friedrich erzählt in einem aus Wien am 23. Mai an Heinrich Truchseß von Waldburg, Bischof von Constanz, gerichteten Schreiben, es sei König Bela IV. von Ungarn bereits aus seinem Reiche durch die Tataren vertrieben, Boleslav V., König von Polen, durch sie erschlagen, die Grenzen Oesterreichs durch ihre Schaaren angegriffen, aber Dank der Tapferkeit der dort aufgestellten Ritterschaft mehr als siebenhundert der Feinde gefallen, es hoffe der Herzog mit Hilfe Gottes dem Andrange widerstehen zu können, obwohl der Macht des gewaltigen Gegners schon sehr viele Reiche unterlegen seien. In einem anderen aus Wien am 13. Juni an den römischen König Konrad IV. gerichteten Schreiben meldet Friedrich, daß er persönlich gegen die Tataren ausgezogen, in Ungarn, wo sie sich an vielen Orten tüchtig verschanzt, mit ihnen zusammengetroffen wäre und sich nach einem siegreichen Gefechte zurückgezogen habe. Bei dieser Gelegenheit verhehlte der Herzog seine Besorgniß nicht, daß der Feind, concentrirt wie er jetzt sei, und nur auf zwei Tagereisen von den Grenzen Oesterreichs entfernt, ihn täglich angreifen könne, und er beschwor den König um möglichste Beschleunigung eines combinirten Zuzugs in Gemeinschaft mit den Königen von Frankreich, England und Spanien. Glücklicherweise erfüllte sich diese Befürchtung nicht, indeß schlug er sich doch im Spätherbste mit einzelnen Schaaren der Tataren an der mährischen Grenze herum; 1242 erschien ein Schwarm derselben raubend bei Neustadt, zog sich aber, ohne es zum Gefecht kommen zu lassen, wieder zurück. Die Verfolgung durch die Oesterreicher war eine sehr matte, denn es wird erzählt, daß der Herzog acht der Flüchtlinge fing: das große Kreuzheer der Böhmen, Kärntner, des Markgrafen von Baden und des Bischofs von Aquileja aber, vor welchem die Feinde erschreckt die Flucht genommen haben sollen, hatte sich wohl zu sammeln begonnen, kam jedoch, wie sich aus dem Vergleiche der Daten ergiebt, gar nicht nach Oesterreich. Es war somit nicht die Tapferkeit Friedrich's, wie überhaupt nicht christliches Kriegsglück, was die Mongolen zum Rückzuge zwang, sondern sie zogen sich noch im Jahre 1242 auf die Nachricht vom Tode des Groß-Khans Ogotai freiwillig nach Bulgarien zurück.

Nichtsdestoweniger liebte man es, des Herzogs große Siege über die Tataren in Oesterreich zu feiern. In Graz wurde alljährlich am Festtag Johann des Täufers von den gemeinen Einwohnern ein Popanz verfertigt, welchem man den Namen Tatermann gab; dieser wurde nach der Leinwandbleiche an das Ufer der Mur geschleppt, dann auf einer hohen Stange befestigt und mit brennenden Besen so lange beworfen, bis er Feuer fing und ihn die Flammen verzehrten. Dieses Volksfest wurde länger als ein halbes Jahrtausend gefeiert; als aber dessen geschichtliche Bedeutung in Vergessenheit gerieth, erblickte man darin in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundertes nichts weiter als eine rohe Ausschweifung des Pöbels, und seine Abschaffung hatte, da die Menschen alte Gebräuche lieben, einige tumultuarische Folgen. Auch in der Marienkirche auf dem Hostein bei Olmütz wurde alljährlich

am 2. Juli ein feierlicher Dankesgottesdienst wegen der siegreichen großen Tatarenschlacht gehalten. Sehr interessant ist es aber, daß noch heute die St. Stefanskirche in Wien eine Erinnerung an jene Tage bewahrt. Es ist dies nämlich am sogenannten Bischofsthor ein gegenüber dem schmerzhaften Christus im Glaskasten angebrachter Oelberg von reizvoller Steinmetzarbeit aus dem 14. Jahrhundert, unter welchem, in Stein gehauen, folgende merkwürdige Inschrift sich befindet:

† Ir † Menschen gesamt glawbt in got †
† Vnd behalt Christi gebot †
Sie baten an
Diu tatmanbant (Tatermann, Tatar, heidnischer Asiate, Götzenbild)
Die sie selb habnt berait (gemacht) †
Darum warnt sie wohl geait (bestraft)
All Fried ist in (ihnen) twr.

Eine der ersten Unternehmungen des Königs Bela, als er in sein Land zurückkehrte, war, den Herzog mit Krieg zu überziehen, und es giebt Zeugniß von der Erbitterung, daß dies zu einer Zeit geschah, wo der Feind eben das Land verlassen hatte und dieses in gräuelvoller Verwüstung darniederlag. Schon 1242 begann der Krieg an der Grenze, und es ist urkundlich erwiesen, daß Bela auch im Norden der Donau Gebietstheile zurückeroberte, welche Friedrich gewaltsam an sich gerissen hatte. Auch Böhmen und Kärnten waffnete gegen Oesterreich; Friedrich aber focht gegen beide mit Glück; es gelang ihm, die Böhmen zu schlagen und den Herzog von Kärnten selbst gefangen zu nehmen.



Grabstein Friedrich's. (Seite 233.)

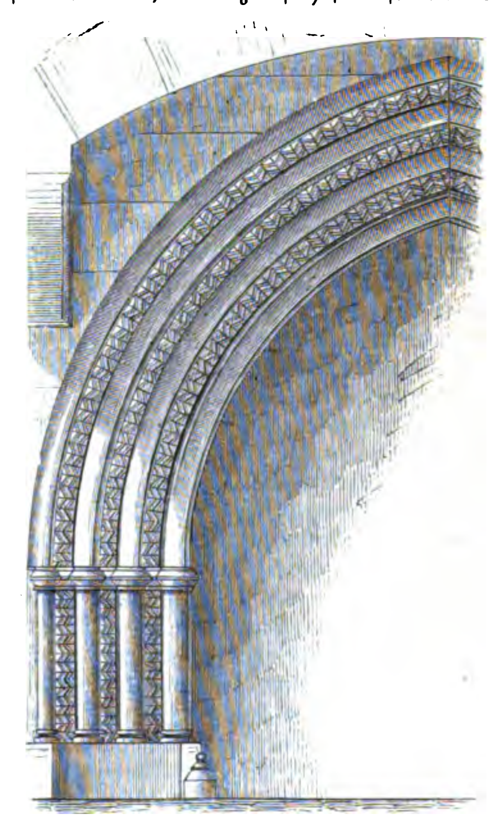
Nachdem der Krieg durch vier Jahre unentschieden angedauert hatte, ging Bela mit großer Heeresmacht über die Leitha. Friedrich zog ihm mit seinen Schaaren entgegen, aber nicht wie sonst mit gewohnter Siegeszuversicht, sondern voll trüber Vorahnung. Der gewaltige Mann mochte jetzt, wo es zur Entscheidung kam, sich es wohl nicht verhehlen, daß seine Sache nicht die gerechte sei, daß sein rastloser Ehrgeiz neuerdings Gefahr für sein ganzes Land heraufbeschworen habe. Er machte zu Neustadt sein Testament, das er am 14. Juni dem Albrecht von Pollheim mit der Bemerkung überschickte, er werde, wenn derselbe das Schreiben erhalte, vielleicht nicht mehr unter den Lebenden sein.

Den Tag darauf kam es zur Schlacht. Sie wurde von den leichten Reitern Bela's eröffnet, gegen welche Friedrich losbrach, sie in die Flucht warf und hitzig verfolgte, so daß er die Seinigen bis auf zwei Ritter weiter zurückließ. Da traf der Pfeil eines fliehenden Kumanen des Herzogs Roß — es stürzte und begrub den Reiter unter seiner Last. Ehe er sich wieder hervorarbeiten konnte, drangen neue Feinde ein; Friedrich's Begleiter wurden erschlagen und ihn selbst traf ein Speerstoß — wie erzählt wird, durch Friedrich Frangipani — in's Auge, der ihm das Leben nahm. Wohl rückten jetzt die Oesterreicher heran, der Feldherr Heinrich von Liechtenstein erfocht einen glänzenden Sieg über die Ungarn, aber — derselbe war auf das theuerste erkauft durch den Tod des streitbaren Herzogs, mit welchem der Mannesstamm des Babenberger Geschlechtes in Oesterreich erloschen war.

Die Leiche Friedrich's wurde von seinem Schreiber aufgefunden; sie war von rohen Soldaten der Rüstung beraubt worden und zeigte sich mit leinenen Kleidern

bedeckt. Sie wurde vom Schlachtfelde weg auf einem Pferde, wie ein Sack, quer übergelegt, nach Wiener-Neustadt in eines Bürgers Haus übertragen, von da weg in der Pfarrkirche daselbst aufgebahrt und endlich im Kloster zu Heiligenkreuz zur Ruhe bestattet.

So birgt denn noch gegenwärtig das Babenberger-Lieblingsstift, die Ruhestätte eines großen Theiles der Mitglieder des landesfürstlichen Hauses der Babenberger, die Asche Friedrich's des Streitbaren. Die Grabesstelle ist im Capitelhause, allwo der mehr als sechshundert Jahre alte, sechs Fuß lange und 1½ Fuß breite, aus grauem Sandsteine gemeißelte Grabstein inmitten der Halle im Fußboden eingelassen ist. Auf dem Steine, der unzweifelhaft einstmals die Deckplatte einer Tumbe gewesen, befindet sich die liegende Figur des Herzogs im kriegerischen Waffenrocke; derselbe ist verbrämt und reicht bis an die Kniee. Um die Hüften ist ein Gürtel geschnallt; die Hände sind an den Seiten gestreckt, die rechte ruht am in die Scheide gesenkten Schwerte, die linke am Schilde, der wahrscheinlich mit der österreichischen Binde geziert war. Dieses Denkmal, das älteste mit figuralischem Schmucke und eines der merkwürdigsten unseres Vaterlandes, zeigt sich arg beschädigt, besonders am Kopfe und an den Füßen; die Hände sind abgeschlagen, die Vorderfüße fehlen, das Gesicht ist fast unkenntlich, die Nase fehlt, und man beschuldigt die Türken, diese Verstümmelung im Jahre 1683 verübt zu haben; nun, es mögen nicht um ein Haar weniger sich auch die Fußtritte der Besucher an dem Denkmale versündigt haben, dessen einstiger Zustand aus den gegenwärtigen Resten noch erkennbar ist. Wahrscheinlich knieten am Kopfende zwei Engel und an der Fußstelle befanden sich zwei sitzende Mönchsgestalten, welche für den Abgeschiedenen aus heiligen Büchern, die auf ihrem Schooße liegen, beteten. Die Füße scheinen auf einem Löwen oder Hunde geruht zu haben, und alle die Eckfiguren berechtigen zur Annahme, daß das Monument die Tumbenform hatte. (Bild Seite 232.)



Räthselhaftes Hausportal. (Seite 138 und 240.)

Die Volksmeinung bringt den Tod Friedrich's des Streitbaren noch mit jener Begebenheit in Verbindung, welche einen der dunkelsten Flecke auf des Herzogs Charakter wirft. Die Chroniken erzählen darüber Folgendes:

Nachdem Friedrich seine zwei nacheinander gehabten Gemalinnen (Gertrude, die Erste, eine Prinzessin von Braunschweig, starb 1226 einen Monat nach der Vermälung; Sofie, die griechische Prinzessin, wurde 1229 von ihm geschieden, ebenso Agnes von Meran, die Dritte, im Jahre 1243), weil er mit ihnen keine Erben erzeugt, unrechtmäßigerweise von sich verstoßen, verliebte er sich in eine wienerische Bürgerin, wegen ihrer ausbündigen Schönheit nur insgemein die schöne Brun-

hilde oder die österreichische Helena genannt, dermaßen, daß er dieselbe durch verschiedene Wege und Weise, Geschenke, Schmeicheleien und Liebkosungen zu gewinnen sich äußerst bemühte. Er konnte jedoch niemals zu seinem Ziele gelangen, weil die ebenso tugendhafte als schöne Wienerin viel lieber einen Mann gleichen Standes heiraten, als mit dem österreichischen Herzoge in Sünde und Laster leben wollte. Weil aber des Herzogs Gemüth und Herz sich allzusehr nach ihrem Besitze sehnte, vertraute er sein Anliegen seinem vertrautesten Minister, Wraczen von Bernstein, dessen Treue und Klugheit er schon vorhin gar oft erfahren, und verlangte von ihm Rath und Hilfe in dieser Liebesangelegenheit. Der sittenlose Helfer gab dem Herzoge einen Rath, welcher ihm so wohl gefiel, daß er denselben sofort auszuführen beschloß. Er hielt in der Burg ein großes Fest, wozu er die Wiener Bürger mit ihren Frauen und Töchtern einladen ließ. Als dieselben, Brunhilde mit ihren Eltern unter ihnen, dabei erschienen, stellte sich der Herzog krank, um sich bei den geladenen Gästen nicht sehen zu lassen, und wartete in einem entfernten Zimmer auf seinen Raub. Kaum hatte der Tanz begonnen, brachte Bernstein mit Hilfe einer bestochenen Bürgersfrau die arme Brunhilde in ein Nebengemach, von wo aus sie, nachdem ihr durch Verstopfung des Mundes jeder Hilferuf unmöglich gemacht wurde, in das Kabinet des Herzogs geschleppt wurde. Die Bedienten mußten unter die tanzenden Gäste „Feuer!“ schreien, worüber Alle in die größte Verwirrung geriethen und Jeder seinem Hause zueilte. Erst am nächsten Tage wurde die Schandthat bekannt und der allgemeine Aufruhr so groß, daß der Herzog, um den erzürnten Bürgern zu entgehen, mit seinem getreuen Bernstein sich über die Stadtmauern flüchten mußte, worauf sie sich nach der Veste Starhemberg in Sicherheit brachten.

Da spricht nun die Sage davon, daß der Herzog in der Ungarschlacht an der Leitha nicht durch Feindesspeer, sondern durch den eigenen Begleiter den Tod gefunden habe, welcher an dem Herzoge die lange aufgeschobene Rache üben wollte. Man nennt den Junker Rudolf von Pottendorf (Besitzer des gleichnamigen Schlosses in Unterösterreich) als Denjenigen, welcher dem Herzoge, als er ihm nachsprengte, den Spieß in die Seite gestoßen, dann mit dem Zaume seines eigenen Rosses erwürgt und so die Schande seiner Schwester gerächt hätte. Andere lassen diese That Brunhilden selber, die in Knappentracht gehüllt, ihrem Verführer gefolgt war, vollbringen. Sei dem wie ihm wolle; bei solchen Vorfällen wird es leicht erklärlich, wenn die Liebe der Wiener zu Leopold dem Glorreichen beim Sohne bis zu dem Grade schwand, daß sie den Einzug des Reichsheeres, welches den Herzog vertrieben, mit maßlosem Jubel begrüßten.

Eine zweite ähnliche Geschichte spielte sich in Tuln ab. Hier sah Friedrich die schöne Frau des dortigen Bürgermeisters, entbrannte für sie in heftiger Liebe und fand freiwillige Erhörung. Es konnte aber das verbrecherische Verhältniß nicht lange ein Geheimniß bleiben, und die Wuth der empörten Bürger zwang den jugendlichen Helden, bei Nacht und Nebel mit der Geliebten zu entfliehen. Er brachte sie nach Rappoltenkirchen, schenkte ihr das einsam gelegene Jagdschloß mit einem Theile des Gebirges und lebte hier in ihren Armen gleich sicher vor dem Späherauge seiner Gemalin, wie vor den Nachstellungen der widerspenstigen Bürger. Doch dauerte diese beglückende Verbindung nur kurze Tage. Die Ungarn waren in Oesterreich eingefallen (1246), es rief die Pflicht den Fürsten an die Spitze seines Heeres. Von bangen Ahnungen erfüllt, geleitete die Burgherrin den Geliebten bis zur Grenze ihrer Besitzung, einer Bergwiese, die rings von Wäldern umgeben war. Hier brach sie in Thränen aus und nahm Abschied von ihm — für immer. Und wirklich kehrte der Herzog nie wieder; er fiel in der ersten siegreichen Schlacht. Die schöne Bürgermeisterin überlebte die Schreckenspost seines Todes nur wenige Stunden. Noch heute heißt die steile Bergwiese, auf der man von Rappoltenkirchen

durch den Schweinsbachgraben und über den Rabenstein nach Gablitz gelangt, zur Erinnerung an die Trennung von der Geliebten, die Herzogswiese.

So wenig streng Herzog Friedrich in Bezug auf seine eigene Person bei Liebeshändeln war, so sehr scheint er es gegen Andere gewesen zu sein, wenn anders die Erzählung wahr ist, welche uns das Lied eines Minnesängers aufbewahrt hat, die traurige Geschichte des „Prenberger".

Ritter Reimann von Brenneberg, ein Regensburger, gewöhnlich „der Prenberger" genannt (von seinem Schlosse auf dem gleichnamigen Berge in der Gegend von Weyerburg V. U. M. B., auf der Seite gegen Hollabrunn), war zu Wien am herzoglichen Hofe sowohl, wie auch bei allen Edlen gerne gesehen, denn er verband mit der größten Tapferkeit die einnehmendsten Manieren und die Kunst des Meistergesanges. Es konnte kein fröhliches Gelage geben, wo der Prenberger nicht dabei gewesen wäre. Zumeist hielt er sich am Hofe des Herzogs von Oesterreich auf und weihte dort die süßesten Minnelieder dessen schöner Gattin; alle sang er zu ihrem Preis und erhob darin ihre Lieblichkeit über die aller Frauen der Erde. Anfänglich hatte der Herzog nichts dagegen, war es doch zu damaliger Zeit Sitte, daß sich edle Ritter, und besonders Minnesänger, einer Dame, ja oft mächtigen Herrscherinnen, zu Dienste weihten; aber eines Tages lauerte der mißtrauisch gewordene Gatte dem Prenberger auf und ließ ihn auf dem Platze tödten. Dann gebot er seinen Mannen, sich zu entfernen, blieb noch eine Weile bei dem Leichname und sprengte hierauf spornstreichs nach Hause. Hier ließ er eine herrliche Mahlzeit anrichten, bei welcher auf goldener Schüssel ein besonders köstliches Gericht servirt wurde. Als solches die Herzogin verzehrt hatte, fragte sie ihr Gatte, wie ihr die Speise gemundet habe, und als dieselbe erwiderte, daß sie vermeine, nie Köstlicheres genossen zu haben, sprach er: „Nun, so wißt, es ist des Prenberger's, Eueres Dieners, Herz, der Euch viel Lust und Schmerz brachte, und konnte Euch wohl schmecken." — Die Herzogin wurde todtenblaß und sagte: „Es muß mich reuen um den treuen Prenberger, der unschuldig den Tod um meinetwillen erlitten. Ihr habt einen schlechten Streich verübt! Fürwahr, er kam mir nie so nahe, daß ihn meine Arme umfangen hätten. Habe ich aber sein treues Herz als so köstliche Speise gegessen, so thue ich einen Schwur darauf, zu dieser Stunde, und sollte meiner armen Seele nimmer Rath werden: vom Essen und Trinken kommt nimmermehr etwas in meinen Mund." Sie stand von der Tafel auf, verfügte sich in ihr Closet und flehte zur Himmelskönigin um Vergebung dieser Gräuelthat. Elf Tage lebte sie, ohne daß Speise und Trank über ihre Lippen kam, und am zwölften starb sie. Was half es, daß der Herzog sich wie ein Verzweifelnder geberdete; er konnte sein holdes Weib nicht mehr erwecken.

Die Chroniken, wie das Lied nennen den Namen der Herzogin, welche Brennberg besang, nicht; Einige vermutheten in ihr Theodora, die Gemalin Leopold's des Glorreichen, welche sich thatsächlich erhungerte: damit stimmt aber der Schluß der Erzählung nicht, denn erstens überlebte sie ihren Gatten sechzehn Jahre und zweitens erfolgte ihr Tod in Folge der Trauernachricht, daß ihr Sohn, Herzog Friedrich der Streitbare, in der Schlacht gefallen sei. Als ihr diese Botschaft auf das Kahlenberger Schloß gebracht wurde, sprach sie nicht mehr, bald aß sie auch nicht mehr, und erwartete, gleich einem kalten augenlosen Marmorbild, den Tod, der ihr am achten Tage nach der Schlacht (23. Juni) das Herz brach. So möchte denn eher auf Friedrich's erste Gemalin, Gertrude von Braunschweig, zu denken sein, welche kurze Zeit nach ihrer Vermälung starb, und deren raschem Eheherrn ein solches Verfahren eben nicht unähnlich sieht.

Friedrich und seines Hauses Fall wurde allgemein beklagt, Lieder ertönten zum Lobe des Herzogs und die Völker befürchteten, als verwaist, das Hereinbrechen grenzenloser Verwirrung. Das Geschlecht der Babenberger hatte in Oesterreich

so tiefe Wurzeln geschlagen, daß auch der Druck, welchen Friedrich auf seine Länder übte, vergessen war, und man nur des Guten gedachte, was durch das herrliche Geschlecht dem Lande geworden war. So sagt Ulrich von Liechtenstein: „Er hatte nur eine kleine Wunde an der linken Wange. Welch' Unheil, daß ein so vollkommener Mann den Tod davon haben konnte. Das war ein rechter Herr, und ich sein rechter Dienstmann, darum kann ich nicht genug um ihn klagen. Nach ihm erhob sich große Noth in Oesterreich und Steier. Mancher wurde arm, der reich gewesen, viele Unbild geschah. Man raubte Tag und Nacht, die Dörfer lagen wüste, die Reichen nahmen den Armen ihr Gut und wurden Räuber. Thut der Edle, was schon am Unedlen Laster ist, dann wäre besser, er wäre nie geboren!" — Hierzu muß bemerkt werden, daß der Abt Johann von Victring in seiner Chronik zum Jahre 1243 vom nächtlichen Raube innerhalb der Straßen des geschlossenen Wiens spricht; es habe aber der Herzog selbst aus eigenem Antriebe nächtlicher Weile die Wachtposten besucht und auf die größte Wachsamkeit gehalten.

Mönch Pernold schreibt: „Mit Friedrich's Tode schlug für Oesterreich die Stunde namenlosen Unheils, das endlich auch den Lästerern die Augen aufriß, daß endlich auch sie ihren Herzog und Herrn als wahrhaft einzig erkannten und beweinten, und eine Welt bewegen würden, um ihn (vermöchten sie es nur) aus der kalten Erde zurückzurufen! Mit ihm ward die öffentliche Wohlfahrt zu Grabe getragen. Niemand vermag es mehr, gegen öffentliche Willkür und Gewalt zu schützen, seit Friedrich nimmer das unerbittliche Richterschwert handhabt."

Uebersieht man indeß mit heute geschärftem Auge die Wirksamkeit Friedrich's, so tritt zuerst die mit allen deutschen Fürsten getheilte Sucht hervor, zur Selbstständigkeit und Loslösung von der Kaisergewalt zu gelangen. Mit anderen Territorial-Herren hat Friedrich dieses Streben, für welches die Zeit noch nicht gekommen war, theuer gebüßt, und er sühnte es später durch Festhalten am Kaiser in einer Zeit, wo die Kirche selbst den Abfall billigte. Weniger entschuldbar ist Friedrich's unersättliche Ländergier, die ihn wiederholt zu Schritten verleitete, welche eines Fürsten und Mannes wenig würdig, ihm und seinen Landen zum Verderben ausschlugen. Persönlich war der Herzog im hohen Grade tapfer und entschlossen; jene hohen Eigenschaften aber, welche seinen glorreichen Vater zierten, die unablässige Sorge zum Erblühen seiner Lande, die weise Mäßigung, gingen Friedrich völlig ab. Er liebte Pracht und Glanz, aber nur in Aeußerlichkeiten; die Pflege der Kunst und Wissenschaft lag ihm ferne. In dieser Art stellt sich Friedrich's des Streitbaren Charakter in Wahrheit dar; er war ein thatkräftiger, aber kein guter Fürst.

Die sturmbewegte Zeit Friedrich's des Streitbaren, der mit seiner Hauptstadt selbst, wie bereits geschildert worden, in Hader lag, war neuen Schöpfungen wenig günstig: wir müssen aber selbst dieses Wenige einer Erörterung unterziehen.

In dem großen Freiheitsbriefe, den Kaiser Friedrich II. bei seiner Anwesenheit im Jahre 1237 den Wienern gab, wurde nicht blos das Privilegium des Herzogs Leopold des Glorreichen ergänzt, sondern es wurden auch einige, auf die Stellung der Juden bezugnehmende Bestimmungen hinzugefügt. Es ist der Urkunde zu entnehmen, daß der Stadtrichter alljährlich von dem Landesfürsten zu ernennen, und daß bei der Auswahl der Personen, wenn es nothwendig erscheint, der Rath der Bürger einzuholen ist. Dem Stadtrichter ist es nicht gestattet, die Bürger zu einer anderen Abgabe zu verhalten, als welche diese freiwillig zu leisten geneigt sind. Damit die Juden keinen Druck auf die Christen ausüben können, bleiben sie von allen städtischen Aemtern ausgeschlossen, zudem als sie durch kaiserliche Machtvollkommenheit von den ältesten Zeiten her zur ewigen Knechtschaft verpflichtet sind. Ein besonderes Judengesetz, durch welches der Kaiser dann nachträglich die Bezie-

hungen der Juden zu den Christen regelte, beseitigte noch andere, ihnen durch Friedrich den Streitbaren ertheilte Begünstigungen, ohne jedoch damit zu jener Strenge und Grausamkeit zurückzukehren, wie sie noch nicht lange vorher nicht blos in Oesterreich, sondern auch in anderen Ländern geübt wurde.

Ueberhaupt muß hier des besonderen, unter eigenthümlichen Umständen auftretenden Stammes der Juden in Wien gedacht werden. Wenn auch jene alten Erzählungen von der Gründung Wiens durch diese Glaubensgenossen, wie bereits erläutert, in's Reich der Fabeln gehören, so ist doch sicher, daß sie schon sehr zeitlich sich hier angesiedelt befanden; es geschieht auch bereits in der Zollordnung Kaiser Ludwig des Kindes im Jahre 906 ihrer in Oesterreich Erwähnung. Kaiser Friedrich der Rothbart ertheilte dem Herzoge Heinrich Jasomirgott die Bewilligung, in seinem Lande Juden zu halten, und diese hießen herzogliche Kammerknechte; der Herzog selbst war ihr oberster Schutzherr und in seinem Namen übte der Judenrichter, zu den herzoglichen Amtsleuten gehörig, die Gerechtigkeit nach den bestehenden Gesetzen.

Ihm standen Vorsteher und Meister der Gemeinde (Judenzeche) zur Besorgung der Gemeinde-Angelegenheiten zur Seite. Herzog Friedrich der Streitbare ertheilte im Jahre 1244, wahrscheinlich guter, von der Judenschaft während seiner Bedrängniß geleisteten Dienste eingedenk, den Juden von Wien ein Privilegium mit wichtigen Vorrechten. Sie sollten frei und ungehindert durch die österreichischen Lande ziehen und an den Zollstätten nur jenen Zoll zahlen, welchen ein Stadtbürger entrichtet. Sie sind fähig, Häuser, Grund und Boden zu erwerben; in Rechtsstreitigkeiten ist das Zeugniß eines Christen allein gegen einen Juden ungiltig; Verbrechen, wie Hauseinbruch und Todtschlag, werden, wenn sie gegen einen Juden begangen worden, schwerer gebüßt, als bei einem Christen. Auch erlaubte ihnen der Herzog die Eröffnung eines eigenen Friedhofes; derselbe lag (bis zum Jahre 1421) vor dem Kärntnerthore. Es erscheint somit die Judenschaft vom Herzoge nachdrücklich beschützt, wofür sie freilich tüchtige Steuern zu zahlen hatte und hierdurch zur guten Einnahmsquelle für den Staatsschatz wurde. Jedenfalls aber zeigt sich, daß die Juden zur Babenberger-Zeit keinerlei Bedrückung erfuhren, sondern an Rechten den übrigen Staatsbürgern ganz gleich standen. Es ist daher auch unrichtig, schon von einem Judenviertel oder Ghetto in jener Zeit zu reden, sondern die Juden wohnten frei in allen Theilen der Stadt, und der Judenbezirk kann nur in dem Sinne als solcher erkannt werden, daß die Anhänger des Mosaismus sich mit Vorliebe um ihre in der Gegend des Kienmarktes gelegene, 1204 urkundlich erscheinende Synagoge ansiedelten, in gleicher Weise, wie christliche Bürger einerlei Gewerbes sich in besonderen Gassen sammelten und diesen den Namen ihres Handwerkes vererbten. Ja, spätere Beschlüsse einer Synode zu Wien (1267), welche sich gegen die Juden kehrte, blieben ohne Wirkung, und erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, auch in Wien die traurigen Erscheinungen blutiger Verfolgungen gegen diese Glaubenssecte hervorzurufen; und erst als diese begannen, zogen die Juden in einen besonderen, durch Mauern geschützten Stadttheil zusammen.

Als Herzog Friedrich, gebeugt von den harten Schicksalsschlägen, milder, einsichtsvoller und sittenstrenger durch bitterste Erfahrungen geworden, sich mit dem Kaiser und den Wienern versöhnt hatte, trat allerdings die „goldene Bulle" (so hieß jede wichtige, mit einem angehängten goldenen Siegel, Bulla, versehene Urkunde) außer Kraft, dafür war jedoch das Stadtrecht, welches der Herzog den Bürgern am 1. Juli 1244 verlieh, in seinen Hauptbestimmungen eine Bestätigung des Leopoldinischen Privilegiums mit dem Zusatze, daß die Gesetze Kaiser Friedrich's über die Juden aufrecht erhalten blieben. Ein starker Verlust war es allerdings, daß Wien die Reichsunmittelbarkeit verlor und die Bürger in mancher Richtung schärfer an die fürstliche Willkür gebunden waren; indeß trat, als

Friedrich der Streitbare starb, abermals die goldene Bulle des Kaisers in Kraft und die Wiener erlangten die Reichsunmittelbarkeit zum zweiten Male.

Es mag für die Damenwelt von besonderem Interesse sein, ein paar auf die Frauen bezügliche Punkte aus der Gesetzgebung jener Zeit zu vernehmen. Recht drückend war z. B. früher das sogenannte „fürstliche Ehegebot". Kam nämlich ein Kaiser in eine Stadt und erblickte einer seiner Hofbedienten eine schöne und reiche Tochter, die er zur Ehe haben wollte, konnte er dieselbe, ohne sie von den Eltern zu begehren und bei dem Mädchen selbst die Werbung vorzubringen, einfach dadurch erlangen, daß er den Kaiser darum bat, worauf der Monarch seinen Marschall vor die Wohnung der Betreffenden sandte und den „Ruf" ertönen ließ:

„Höret zu, Ihr Herren, überall,
Was gebeut der Kaiser und Marschall,
Was er gebeut und das muß sein:
Hier ruf' ich aus N. mit N.
Heut' zum Lehen,
Morgen zur Ehen,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar!"

Dieses Recht übten auch die Fürsten des Deutschen Reiches aus, und so trifft man in den Freiheitsbriefen, welche die größeren Städte Oesterreichs von den Babenbergern erhielten, meistens schon die Begünstigung, daß die Herzoge ferner in ihrem Umfange keine Ehegebote erlassen wollen, namentlich angeführt. In der Urkunde, die er vor seinem Tode den immer treuen Neustädtern als Anerkennung ihrer großen Verdienste um ihn gab, spricht Friedrich der Streitbare es eigens aus: „Auch wollen wir sie noch in Anderen ehren, nämlich, daß sie ihre Töchter und Verwandten nicht nach unserem Verlangen oder Zwange, sondern nach der freien Bestimmung ihres Willens vermälen mögen". — Es ward aber diese Begünstigung nicht allen Städten zu Theil und bei einigen gerieth sie später in Vergessenheit, so daß noch im 16. Jahrhundert Beispiele solcher Zwangsnormen vorkommen.

Nicht minder eigenthümlich ist der zu leistende Fraueneid. Es heißt da: „Ist es, daß sie (die Frau) auf ihren zwei Brüsten und auf ihren zwei Zöpfen schwört, daß es ihr Wille nie war, daß ihr die Morgengabe würde verkauft, und wenn sie das also bestätigt, so soll ihr der Richter ihre Morgengabe heißen wiedergeben". — Ferner heißt es: „Und soll auch jegliche Frau vor Gericht nicht schwören, noch keinen Eid thun dann auf ihre Brüste mit ihren zwei Fingern". — „Die Frauen sollen den Fürhalt des Juraments mit entblößtem Haupt anhören, wie auch also und mit Legung der zwei vorderen Finger der rechten Hand auf die linke, in etwas entblößte Brust das Jurament leisten." Erst Anfangs des 17. Jahrhunderts wurde der Gebrauch dahin abgeändert, daß es statt „auf die linke, in etwas entblößte Brust" hieß: „auf die linke, doch unentblößte Brust".

Was neue Stiftungen anbelangt, werden dem Herzoge Friedrich nachstehende zugeschrieben: das Kloster zu St. Maria-Magdalena vor dem Schottenthore zunächst der Als, welches bereits in einer Urkunde vom 19. Februar 1234 erwähnt wird und nach dem St. Jakobskloster auf der Hülben wohl das älteste Nonnenkloster Wiens gewesen sein dürfte. In der vorgedachten Urkunde sichert der Salzburger Erzbischof Eberhard III. den Cistercienser-Nonnen zu St. Maria-Magdalena außerhalb der Mauern Wiens einen jährlichen Salzbezug aus der Saline von Hallein zu. Der Stiftsbrief aus dem Jahre 1239 ging seither verloren. Das Kloster scheint aber noch in die Periode Leopold's des Glorreichen zu fallen, indem es schon 1231 (ein Jahr nach seinem Tode) und 1233 in Urkunden vorkommt. Es war an der Schottenpoint, zwischen Roßau und Währinger-

gasse, also am Abhange des Schottenberges, zwischen dem Strudelhofe und den Häusern in der ehemaligen Neuburger=, heute Liechtensteinstraße gelegen, und bildete das Haus „zum goldenen Engel" (Nr. 21, alt 278), wenn nicht ein Theil des Klostergebäudes selbst, doch mindestens ein dazu gehöriges Wirthschaftsgebäude. Auch die Anwesenheit des Ordens der Minoriten ist erst unter Herzog Friedrich urkundlich erwiesen. Wir finden bereits einen Pater Johann de Plano als Provinzial der sächsischen Provinz, zu welcher der Wiener Convent gehörte; auch wurden von mehreren Päpsten zahlreiche Bullen an die hiesigen Minoriten gesendet, so 1236 vom Papst Gregor IX., wegen der von Kaiser Friedrich feierlich gelobten, aber immer verschobenen Heerfahrt zur Eroberung des heiligen Grabes; ferner die Bulle desselben Papstes von 1241 wegen des Zuges gegen die Mongolen. Herzog Friedrich erbaute also wahrscheinlich nur dem ohnehin bereits von seinem Vater eingeführten Orden der Minoriten ein Kirchlein mit einem Convente auf dem Platze, welcher noch jetzt deren Namen führt. — Die St. Georgskapelle im Freisingerhofe (Trattnerhof) am Graben erhielt vom Herzoge ein Privilegium mit großen Vorrechten.

Eine sehr interessante Erscheinung unter der Regierung des letzten Babenberger's waren die in Wiener=Neustadt zuerst auftauchenden Beguinen, auch Beghardeu, Begutten genannt, eine Art Nonnen, frommer Frauen, die sich zu beschaulichem und wohlthätigem Leben, jedoch ohne ein eigentliches Klostergelübde vereinigten. Es ist dies der älteste aller weiblichen weltlichen Vereine zu frommen Zwecken, im Jahre 1056 zuerst in Urkunden zu Vilvoorden geschichtlich auftretend, von dem Lütticher Priester Lambert Le Begue 1180 neu geregelt. Der Ursprung des Namens hat vielfache Deutungen erfahren. Einige sagen, er käme von der heiligen Begga, Tochter Pipin's, Herzogs von Brabant, Stifterin des Frauenklosters Andenne an der Maas (gest. 698); Andere wollen ihn von dem Regenerator Le Begue ableiten, Dritte von dem Worte „beggen" (beten oder betteln), dann von dem Worte beguin (Kinderhäubchen), weil sie eine ähnliche Kopfbedeckung trugen. Sie verbreiteten sich im 13. Jahrhundert über die Niederlande, Frankreich, Deutschland und kamen selbst bis nach Oesterreich. Sie lebten in großen Gesellschaften, oft bis 2000 Schwestern, in ihren Beguinerien (Beguinagiae), paarweise in einzelnen Hüttchen, wo ein Spital, eine Kirche, ein Betsaal die Vereinigungspunkte waren, oft auch bei ihren Verwandten einzeln, und erhielten vom Ertrage ihrer Arbeit sich selbst, die Gesellschaftskasse, die Priester, Vereinsbeamten und Spitäler. Die Vorsteherin jeder Beguinerie hieß Magistra (Meisterin), welcher Curatoren oder Tutoren (Vormünder, Aufseher), die gewöhnlich Bettelmönche waren, zur Seite standen; oft nur dem Ortspfarrer, gewöhnlich dem Bischofe und jedenfalls auch der weltlichen Obrigkeit unterworfen. Die einfachen Gelöbnisse der Keuschheit und des Gehorsams gegen die Statuten konnten eigenwillig durch Austritt gehoben werden, und alle Schwestern sich dann verheiraten. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Bürgersfrauen jedes Landes, jedoch hatte jede Beguinerei eine bestimmte Farbe dafür, braun, grau, blau und dazu einen weißen Schleier über den Kopf. Später wurde Schwarz beinahe allgemeine Farbe und dazu kam eine seltsame, einer umgekehrten Muschel ähnliche Mütze mit einer großen schwarzen Quaste. Der Verein bewies sich übrigens als ein höchst nützlicher durch Aufnahme verlassener Frauen und Mädchen, durch treue Krankenpflege, Erziehung armer Kinder u. dgl.; indessen blieben sie auch von Vorwürfen über mancherlei Unordnung ꝛc. nicht frei und durften daher an manchen Orten keine Schwestern vor deren vierzigstem Jahr aufnehmen. Einzelne ließen sich zu den Verirrungen der „Fraticelli" (Schwärmer, die sich für Franciscaner des dritten Ordens ausgaben), dann der pantheistisch=mystischen Secte der Fratres et sorores liberi spiritus (Brüder und Schwestern des freien Geistes) hinreißen, d. h. sie behaupteten, daß

der Geist allein frei und selig mache, daher alles Aeußere unnütz sei, zogen seltsam gekleidet und stürmisch bettelnd umher, hielten Arbeit für eine Störung aller Gott schuldigen Andacht, fröhnten in nächtlichen Versammlungen Orgien wildester Art, da sie behaupteten, daß körperliche Handlungen die Seele nicht beflecken könnten, so daß es endlich ernstlich geboten erschien, dieselben auszurotten, was von Seite der Synoden zu Köln (1306), Trier (1310), Vienne (1311) mit allem Eifer in's Werk gesetzt wurde. Schließlich kann nicht unerwähnt bleiben, daß möglicherweise das schon bei Besprechung der Templer erwähnte Haus Nr. 223 in Wiener-Neustadt mit dem räthselhaften Hausportale (Seite 138) auch mit den Beguinen in Beziehung zu bringen sein könnte. (Bild Seite 233.)

Unter der Regierung des streitbaren Herzogs erscheint auch bereits urkundlich die prächtige Ried (Weinbergsflur) Alseck, d. i. die Biegung jenes langgedehnten Hügelrückens, welcher Dornbach von Pötzleinsdorf scheidet und, mit den edelsten Reben bepflanzt, die vorzüglichsten Weine dieser Gegend liefert.

Es wurde im vorhergehenden Abschnitte von Festlichkeiten gesprochen, die in der herzoglichen Burg stattfanden, und zu welchen auch die Bürgerschaft Wiens geladen ward. Eine Schilderung der Gepflogenheiten bei solchen Anlässen dürfte von großem Interesse sein.

Denken wir uns die betriebsame Bürgerschaft eben an ihrem vielgeschäftigen Tagewerk; in den engen Gassen vernimmt man das klirrende Getöse der offenen Schmieden und anderer lärmender Hantirung, die gellenden Stimmen der Ausrufer ertönen, welche unterschiedlichen Lebensbedarf feilbieten, und am Grünmarkte (heute Graben) vor dem Freisinger-Hofe treiben sich emsig die Bürgerinnen herum, in weitfaltige Tuchmäntel und Kappen gehüllt, und allerlei Bedarf an Grünwaaren und Fleischwerk in den langen „Kober" (viereckigen Bastkorb mit Deckel) sackend.

In dieses bunte Treiben hinein erschallt plötzlich Trompetenton, und man erblickt, begleitet von zwei Trompetern, den herzoglichen Ausrufer. In der guten alten Zeit nämlich, wo es noch keine Zeitungsspalten gab, um Anfragen nach Dienstplätzen, verkäuflichen Dingen verschiedenster Art, Sommer- und Winterwohnungen, ehelicher Glückseligkeit mit entsprechendem Vermögen zu inseriren, oder Reclame mit glücklich vollbrachten medicinischen Curen zu machen, da wurden alle Befehle des Landesherrn und Stadtrathes durch öffentliche Ausrufer bei Trompetenschall verkündet. Eine derlei Mittheilung hieß „Ruff" und in späterer Zeit befand sich bei St. Stefan sogar ein eigenes „Rufglöcklein", womit der Thürmer ein Zeichen gab, wenn ein „Ruff" geschah. Da war auch die Altane der Stadtschranne insgemein der Ort, wo solche Ankündigungen, wie auch so manche traurige, die Verfügungen und Urtheile des Halsgerichtes, vorgenommen wurden. Der Ausrufer schritt vom Peilerthor durch die Tuchlauben der Stadtschranne zu, alsbald einen stets wachsenden Schwarm neugierigen Volkes und Bürger in verschiedenartiger, bunter Handwerkskleidung nach sich ziehend. Dort angekommen, bestieg er die gewölbte Altane, ließ die Trompeter lustig über die dichtgereihte Menge wegschmettern und verlautete darauf also mit weitschallender Stimme: „Mein gnädigster Herr und Herzog Fridericus entbietet allen Bürgern hiesiger Stadt seinen wohlgemeinten Gruß! Maßen es ihm zu Sinn gekommen, wie sein in Gottes Huld ruhender Vater, Herzog Leupoldt, sich mehrmalen mit seinen getreuen Bürgern in ehrbarer Lust erfreut, so will mein gnädigster Herr in Huld ein Gleiches halten und gelobet einen öffentlichen Tanz in der neuen Burg. Er entbietet solchermaßen durch hohen Ruf allen Bürgern gemeiner Stadt, auf gethanes Zeichen mit Trompeten und Posaunen mit ihren ehrsamen Hausfrauen, auf morgen, den Erchtag (Dienstag), und befiehlt Allen und Jedem sich einzustellen, bei großer Pön. Welchen gestalten ich, des gnädigsten Herrn Herzogs Ehrenhold, solchen öffentlichen Ruf gethan. Und sag' es Einer dem Andern."

Lautes Trompetengeschmetter folgte der herzoglichen Einladung, während die Menge froh auseinander stäubte, an der erfahrenen Botschaft schwer tragend und dieselbe allenthalben eifrig verbreitend; denn es waren die frohen Festlichkeiten Herzogs Leopold's noch wohl in der Wiener Gedächtniß, und sie sahen in dieser Einladung einen neuen Beweis, der Herzog wolle sich nach dem Bilde des erlauchten Vaters halten. In den Wohnungen der Geladenen begann daher großes Getriebe, Lichtschein blickte durch die Fensterritzen bis tief in die Nacht, und in den Stuben webte emsiger Fleiß der Frauen und Dirnen, mit Nadeln und Steifeisen noch allerlei Nothdurft an Gewandung zum morgigen Feste zu bereiten.

Um die vierte Nachmittagsstunde riefen Pfeifen und Hörner vom Burgthurme gegen St. Michael der Stadt lustigen Willkomm zu, worauf die kleinen Spitzthürlein der Häuser sich allgemach öffneten und ehrsame Bürger mit ihren Ehefrauen, schön geziert, hervorschritten, durch's Peilerthor über den Kohlen- und Holzmarkt der Herzogsburg zuwandelnd. Weitfaltige Wämser dunkler Farbe und ehrsamen Schnittes bildeten die Kleidung der Männer, jedoch nach Stand und Gewerbe verschieden, so daß die Flandrenser und Münzer reichen Goldstuck, Kaufherren, Wildwerker und reichere Bürger schweren Sammet, die Uebrigen aber festes Tuch zur Bekleidung hatten. Nur die Rathsmänner der Stadt schritten in schwarzseidenen Unterkleidern, darüber den weitfaltigen Tuchmantel, mit feinem Pelz verbrämt, einher, außerdem noch durch das goldene Ehrenkettlein vor der Brust, ihrem Stande gemäß, ausgezeichnet. Die enganliegenden Tuchhosen liefen bei männiglich in dunkle Schuhe aus, welche die jüngeren Männer wohl auch theilweise mit hellfarbigen Bauschen nach neuem fränkischen Geschmacke zierten, den Kopf aber bedeckte das Barett von dunklem Tuche oder der Filzhut. An der Männer Seite wandelten die Frauen einher, die Betagteren in dunkelfarbigeren Kleidern, das Haupt mit der Kappe bedeckt, die schleier- oder mantelförmig über den Rücken herabfiel. Die jüngeren Frauen aber, im minniglichen Putz dieses poetischen Zeitalters, trugen Kleider von hellem Stoffe, an Brust und Armen eng anliegend, an der Achsel bauschige Puffen von unterschiedener Farbe. Um den Leib war der zierliche mit Perlen und Goldstickerei geschmückte Gürtel gespannt, unter welchem der Rock in weiten Falten so lang hinabwallte, daß er die Füße völlig verbarg und beim Fortschreiten mit der Hand emporgehalten werden mußte. Den oberen Theil der Brust bedeckte ein blüthenweißes Nesseltuch, welches am Halse in die steife Spitzenkrause auslief, vom zierlich gelockten Haupthaare fiel im Rücken der Schleier bis zu den Fersen, welcher bei reicheren Bürgersfrauen wohl auch mit Silber und Gold gestickt erschien, wie denn Jegliche ihr bestes Geschmeide, Ketten, Ringlein, kunstreich verzierte Taschen und ähnliches angethan hatte. In der Hand trugen die Bürgerinnen das weiße Schweißtüchlein, denn die zierlichen Federbüschlein und seidenen



Köpfmaschine. (Seite 250.)

Fähnlein zum Zufächeln labender Kühlung waren dazumal noch ein Vorrecht der Edelfrauen.

Während so die Wiener dem Feste zuzogen und heller Trompetenschall ihnen von der Burg entgegenlärmte, waren des Herzogs Diener beflissen, die herabgelassene Zugbrücke und den Hofraum mit leuchtenden Fackeln zu erhellen, und neben der Stiege zur Tanzstube zogen herzogliche Lanzenträger auf, die nöthige Ordnung zu wahren, und auch die mächtigen Handegen der Edlen, wie die Schwertmesser der Bürger in Empfang zu nehmen, welche beim Eintritte abgelegt werden mußten. In der großen Tanzstube, mit schmalen Spitzsäulen gewölbt, mit schwarzgebeiztem Holzwerk bis über Manneshöhe ausgelegt und darüber mit bunten Schildereien in Stuckwerk geziert, brannten zahllose Wachskerzen auf vielarmigen Wandleuchtern und strahlten wundersam aus den vier großen Metallspiegeln zurück, welche Herzog Leopold von den kunstreichen Venedigern erhalten hatte. Die mit Reisern ausgeschmückten Altane bargen die Spielleute, welche in Lautenschlägern, Harfnern und Fiedlern zum sanften, zierlichen Rundtanze bestanden; diesen gegenüber jedoch waren die lärmenden Pfeifen, Trompeten und Sumber (Pauken) zum schallenden Empfang der Gäste und für den raschen Springtanz bereit.

Auch waren hier schon die edlen Herren und mannhaften Ritter versammelt, des Herzogs Räthe wie die betagten Adelsherren in dunkelfarbigen, geschlitzten Kleidern, prachtvollen Pelzmänteln und Ehrenketten, die freisamen jungen Recken (Helden) und Gefährten des Herzogs aber in schimmernden Atlasgewändern von heller Farbe mit vielfarbigen Bauschärmeln und reichen Krausen um Hals und Arme. Von den zierlichen Sammetbaretten winkten schwingende Federn verschiedener Farbe, und waren auch schon Einzelne, deren Schuhe in überlange Schnäbel ausliefen, so daß sie mit Kettlein aufwärts gehalten werden mußten, auf welche erst neuerlich aufgekommene Sitte sich die kecken Gesellen nicht wenig zugute thaten. Wußten auch gar guten Zeitvertreib und traten den ankommenden Bürgerfrauen entgegen, mit welchen sie Scherz und Minnespiel trieben, während die betagteren Adelsherren den Bürgern nahten und in freundlicher Unterredung die Zeit hinbrachten, bis mit des Herzogs Erscheinen der Tanz beginnen sollte. Auch die anwesenden Gesandten des Königreiches Hungarn erregten nicht wenig Neugierde und konnten in der prachtvollen ausländischen Kleidung nicht sattsam beschaut werden, welche in gelben, gespitzten Stiefeln, weiten Pelzen mit silbernem Schnürwerk und prachtvollen Säbeln mit goldverzierten Scheiden und breiten gebogenen Klingen bestand. Die langen glatten Haare, wie der pechschwarze Bart waren mit Gold und Perlenschnüren durchflochten und auf dem Haupte ruhte die sackförmige, hellfarbige Mütze mit breitem Pelzbesatz und einer aufgerichteten Feder, letztere durch herrliche Steinschnallen gehalten.

Das Erscheinen des Herzogs ließ längere Zeit auf sich warten, und die Gäste vertrieben sich indessen die Zeit auf die beste Art, je nach Stand und Lust mit ernstem Gespräch und süßem Kosen, oder auch den guten Dingen in den Nebenstuben herzhaft zusprechend, welche des Herzogs Küchen- und Kellerleute hier auf langen Tafeln aufhäuften. Da gab's Wildpret aller Art, tüchtige Rinderbraten und anderes Fleisch, weißes krustiges Brot und derlei derbere Speisen, sowie Marzipan, Honiggebäck und andere süße Dinge, den Frauen zum Naschwerk, und wer auf solche Eßwaaren die Kehle trocken verspürte, konnte sich in gutem Landwein, heurigem, ungarischem oder italienischem Rebengewächse oder süßem Meth nach Gelüste erlaben. Und sie thaten's auch, die Frauen nicht ausgenommen, denn es war eine gesunde, kräftige Zeit, die einen Pokal des edlen Rebensaftes zu schätzen wußte und gar nicht über ihre Kräfte fand. So ging die Zeit schnell vorwärts, bis lautes Trompetengelärm (Fanfare) die Ankunft des Herzogs kündete, welcher mit mehreren Edlen heranschritt.

Herzog Friedrich stützte sich mit dem Arm auf die Schulter des Junkers Thurzo von Radaun (das heutige Rodaun bei Wien), dessen Vater einer der edlen Oesterreicher gewesen, welche Herzog Leopold VI. nach dem heiligen Lande begleiteten; und wie dieser, blieb auch Thurzo am Herzogshofe angesehen und bekleidete bis zu Friedrich's des Streitbaren Tode die Würde eines herzoglichen Kämmeres und Säckelmeisters. Besonders hervorragte ferner die reckenhafte Gestalt des greisen Rathes Orthulf von Traiskirchen, Comthur des deutschen Ritterordens, wie die des ehrenfesten und reichen Rathsmannes Neidhard der Pippinger, welcher einer ganzen Straße (Pippingerstraße, heutige Annagasse) den Namen gab, das erste Beispiel solcher Straßentaufe, die heute so oft wiederholt ist. Des Herzogs Oberleib umgab ein eng anliegendes Gewand von schwerem, schwarzem Seidenstoffe, vielfach geschlitzt und mit rothen Näthen unterzogen; darunter trug er enge weiße Beinkleider von Atlas und bauschige Schuhe von gleicher Farbe mit rothen Puffen; ein blausammtener Mantel mit Hermelin gefüttert und ein Purpurbarett mit weißen Federn vollendeten die Bekleidung des in voller Mannesschöne strahlenden Herzogs, eine dreifache schwere Goldkette fiel tief über die Brust herab.

Die ehrfurchtsvollen Begrüßungen leicht erwidernd, schritt Friedrich der Streitbare die an den Wänden gereihten Gäste entlang, gleichsam spähend und musternd, und nur zeitweilig seine Bewegung durch auffallende Gluth im Antlitze verrathend, wenn er irgend eine besonders liebliche Frauengestalt erblickte. Die ehrsamen Bürgerinnen mochten aber, das Antlitz sittig zu Boden geschlagen, des Herzogs Blick nur selten bemerken. Auf des Herzogs Zeichen huben nun die Lautner und Fiedler lustige Weisen an, und die Ritter und Bürger, ihre Tanzlust nicht länger zähmend, tummelten in bunten Reihen mit den lieblichen Frauen. Damals waren mit den Turnieren besonders zwei Arten von Tänzen aufgekommen: der Schreit- oder Schleiftanz und der Springtanz oder Reigen. Bei ersterem, der als der vorzugsweise höfische galt, faßte der Tänzer eine oder zwei Tänzerinnen an der Hand und hielt mit schleifen Schritten einen Umgang im Saale (heutige sogenannte Polonaise); dazu sang ein Vortänzer oder eine Vortänzerin Tanzlieder und wurden Saiteninstrumente gespielt. Herzog Friedrich der Streitbare nahm sogar selbst zuweilen den Bogen in die Hand und schritt, spielend und singend, den Tanzenden voran. Der feierliche Schleiftanz war auch der bei der Feier vornehmer Hochzeiten übliche Fackeltanz, welcher sich übrigens noch bis heute bei Vermälungsfeierlichkeiten an einigen Höfen (z. B. am preußischen) erhalten hat.

Der Springtanz oder Reigen ist der Ahnherr unseres heutigen Walzers; man sprang dabei lustig herum und es mischten sich Pfeifen, Trommeln und Tambourins in die Töne des Orchesters. Beim später folgenden Festmahle ließen die Dichter und Minnesänger ihre Weisen erschallen, und an so kunstbegabten Männern fehlte es auch an des streitbaren Babenberger's Hofe nicht.

Von allen diesen erlangte im Volksmunde unsterbliche Berühmtheit — Ritter Tannhäuser. Derselbe, der salzburgische Freiherr von Tannhäuser, Minnesänger am Hofe Friedrich's des Streitbaren von Oesterreich, Otto des Erlauchten von Baiern, Ottokar's von Böhmen, Otto's von Meran und Heinrich's von Breslau, war früher (allerdings dann auch später) ein abenteuernder unsteter Geselle gewesen, ehe er eine bleibendere Stätte an dem minneholden Wiener Hofe fand. Ganz Deutschland, Italien, Frankreich, wahrscheinlich auch Dänemark und Polen hatte er durchwandert, ferne Länder und entlegene Himmelsstriche kennen gelernt. Im Jahre 1228 war er mit dem letzten großen Staufenkaiser als Kreuzesstreiter nach Palästina gezogen, und so enthalten manche seiner Lieder Erinnerungen an die Erlebnisse und Gefahren dieser Heerfahrt. Auf

seinem Bilde (in der Manasse'schen Liederhandschrift zu Paris) trägt er deshalb auch über einem grünen gegürteten Rocke den weiten weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze auf der linken Brust. Seine Wiege soll eigentlich in Franken gestanden haben, wo es seit den ältesten Zeiten Freiherren, seit dem 17. Jahrhundert Grafen Tannhusen gab; aber zur Zeit, als der Tannhäuser in Wien lebte, erscheinen auch Männer dieses Namens als salzburgische Vögte, deren Abkömmlinge später erzbischöfliche Erbtruchsessen und steirische Erbjägermeister wurden. Noch jetzt ist der Name Dannhauser berühmt in Oesterreich durch den Historienmaler, den man sogar als Abkömmling des fahrenden Ritters bezeichnete. Bald nach seiner Ankunft in Wien trat der Tannhäuser in viel nähere Beziehung zu dem letzten Babenberger als irgend ein Lied- und Tafelgenosse. Friedrich beschenkte ihn auch mit unerhörter Freigebigkeit; der Gnade dieses Fürsten verdankte er einen schön gelegenen „Hof" in Wien selbst, das Gut „Leupoldsdorf" (Leopoldsdorf bei Maria-Lanzendorf) bei Luchse (Laxenburg) und ein schönes Gut in Himberg.

Wenn man in Betracht zieht, daß Walther von der Vogelweide, der größte Dichter der Minnezeit, als Tafelgenosse des freigebigen glorreichen Leopold sich vergebens nach einem Fleckchen eigener Erde sehnte, so muß man sich billig wundern, wie solches dem viel weniger talentirten Tannhäuser gelingen konnte. Anerkennung für das Talent desselben konnte es nicht gewesen sein, denn die sechzehn Gedichte, welche auf uns gekommen, reihen ihn — ging nicht etwa Besseres der Nachwelt verloren — unter die Poeten zweiten Ranges. So mußte denn eine ganz besondere Gemeinschaft der Charaktere und der Interessen den in Finanznöthen steckenden Friedrich zu einem so innigen Bande mit dem Sänger verknüpft, zu solcher Freigebigkeit veranlaßt haben. Da wird man denn gewiß nicht fehl greifen, wenn man den Tannhäuser, dessen Minnelieder überdies voll Sinnlichkeit sind und den schmeichlerischen, überaus diensteifrigen Hofmann Friedrich's erkennen lassen, als einen vornehmen, von der Gunst des Fürsten bevorzugten Wüstling hält, daß die Dienstwilligkeit und Dienstbereitheit des höfischen Dichters bei den galanten Abenteuern des sinnlich begehrenden und in solchen Momenten unbezähmbaren Fürsten sich die spendenreichen Gnaden erwarb.

Indessen sind seine Lieder auch voll warmer, aufrichtiger Trauer über den Tod des fürstlichen Freundes, von dem er singt: Niemand könne die „werdekeit" (Würdigkeit) des erlauchten Fürsten nach Verdienst besingen, er schwebe wie ein Adler über niederen Vögeln. Dann aber schildern sie den Niedergang des Glückssterns des Minnesängers, der in Friedrich's Tagen so hell gestrahlt. Den reichen Besitz, welchen er seiner Gunst verdankte, hat er „verzehrt und verpfändet", weil ihm: die schönen Frauen, der gute Wein, zwei Bäder jede Woche und „diu mursel" (morceaux, Vormittagsimbiß) zu viel gekostet haben. Arm, wie er nach Wien gekommen, vielleicht noch ärmer sogar, verläßt er es wieder, um als fahrender Ritter in die Welt zu ziehen; „allein die Wirthe sahen ihn lieber gehen als kommen".

Da ist es denn leicht begreiflich, daß Tannhäuser seinen Zeitgenossen als die Verkörperung des entschwundenen Glückes und des gekommenen Unglückes erschien, und der arme fahrende Sänger mit ergrauendem Haare verfiel alsbald der Sage. Als alter, enttäuschter und müder Mann mag er zuletzt (1270) in einer der Gegenden, welche noch heute den Namen Venusberg tragen, sich zurückgezogen haben, entweder also in die Einschichte Nieder-Baierns, Landgericht Vilsbiburg; oder in's sächsische Dorf Zwickau; oder in den württembergischen Hof; oder endlich in das unterösterreichische Dorf, Bezirk Herzogenburg, Pfarre Traismauer, welche Orte alle den Namen Venusberg noch heute führen. Die berühmtesten Berge sind der Venusberg bei Freiburg im Breisgau und der Hörselberg in

Thüringen; dann giebt es noch Venushalden, ein Haus in Tetnang und Venusmühle in Biberach. Es müssen gewiß auch sonst noch mehrere einzelne Berge nach der Frau Venus genannt worden sein, bei denen aber keine gleichnamigen selbstständigen Ortschaften erbaut wurden, weshalb man in den Fernen nichts davon weiß. So wüßte man gewiß nicht das Mindeste von dem Venusberge in der Nähe Wiens, wenn nicht an seinem westlichen Abhange das Dörfchen Venusberg sich fände. (Beide auf der Karte Oesterreichs vom k. k. Generalstabe verzeichnet.)

Forscht man nach dem Geburtsorte der Sage vom Tannhäuser, nach welcher derselbe, am Hörselberg angekommen, von Frau Venus empfangen und zu sich gelockt, später von ihr entlassen, bereuend nach Rom gewallfartet, da er jedoch von dem Papste nicht die Absolution erhalten, wieder zu Frau Venus in den Berg zurückgekehrt sei, so ist große Wahrscheinlichkeit dafür, daß ihr erstes Entstehen in Wien selbst gipfelt. Es lebte ja im Gedächtniß der damaligen Wiener noch frisch die fantastische „Venusfahrt" des Lied- und Hofgenossen Tannhäuser's, des Ritters Ulrich von Liechtenstein, die in Wien ihre glänzendste Episode hatte, und da lag es doch am nächsten, wenn man diese Fahrt auch mit der sinnlichen Lust des Tannhäuser in Einklang brachte. Ja selbst der Ausspruch des Papstes wurzelt in der scharf ghibellinischen, anti-päpstlichen Tendenz des Gedichtes, wozu der eifrige Hohenstaufe Anlaß bot, und wie der Papst erklärt, es könnten des Tannhäuser's Sünden so wenig vergeben werden, als der dürre Stab in dessen Hand jemals grüne, am dritten Tage aber der Stab grünt, da meint das Lied:

> Das soll nimmer kein Priester thun;
> Dem Menschen Mißtrost geben;
> Will er dann Buß und Reu empfahn;
> Sein Sündt seindt ihm vergeben.

Noch ein merkwürdiger Zug findet sich in einem schweizerischen Volksliede vom Tannhäuser. Dort heißt es, nachdem der Papst den Ritter verstoßen, geht dieser zur Kirche hinaus, da begegnet ihm die heilige Jungfrau Maria und er nimmt Abschied von ihr:

> Behüt' Dich Gott, Du raini Magd;
> Dich darf ich nimmer anschauen!

So entsagt dem „Ewig-Weiblichen", wer in „Frau Venus" Freudenhallen einzieht.

Es mag also die Sage in Wien sich an die Abenteurergestalt des ebenso lebens- als liebelustigen Minnesängers aufgerankt haben und trat ihre Wanderung nach Deutschland an, wo sie eine Localisirung fand, die ihr die Heimat an der Donau nicht bieten konnte; dazu mag noch der Sängerkrieg auf der Wartburg (wenngleich in eine frühere Zeit fallend) mit verwoben worden sein. Die Sage hat zahllose Deutungen erfahren; die allerprosaistische gab der hessische Kanzler Melchior Goldast (gest. 1635) in den denkwürdigen Worten: „Urbanus Papa in causa fuit, ut in Veneris montem, hic est lupanaria, in quibus voluptas erat, Tanhuser redierit, aeternum pereundus." (Papst Urban war die Ursache, daß Tannhäuser, welcher in den Venusberg, in dem die Wollust herrschte, zurückgekehrt war, auf ewig verdammt wurde.) Neueren Forschern galt die Tannhäuser-Sage als das Bild des Unterganges der Minnedichtung. Es ging die Zeit des ritterlichen Frauendienstes und der Taglieder, der höfischen Poesie zur Neige. Mit dem Fall der Hohenstaufen fiel auch die altdeutsche Dichtung, und was nach ihnen kam, war nur der matte Widerschein einer untergegangenen Sonne. In der eisernen Periode der Zwischenregierung, unter dem nüchternen praktischen Regimente Rudolf's von Habsburg verstummte das Lied der Ritter, flüchtete in den Schooß der Wälder und Berge und stieg in das Herz des Volkes hinab, wo es noch nach Jahrhunderten

stets frische Blüthen treibt. Auch für den Fall des Ghibellinenthums ist die Tannhäuser-Sage symbolisch zu nehmen. Es war der zweihundertjährige Kampf zwischen Kaisern und Päpsten zu Ende; die Kirche hatte gesiegt, der trotzige deutsche Geist war unterlegen und flüchtete sich zu den alten Göttern, den alten Helden in den hohlen Berg. Die Sage trat den Rückweg nach ihrer Heimat an, vollendet und ausgestattet, wie sie uns zuletzt erscheint, aber der Tannhäuser, der in ihr fortlebt, ist und bleibt immer der leichtlebige und sinnliche Wiener Minnesänger, eines der herrlichsten, poetischen Vermächtnisse der Wiener des 13. Jahrhunderts.

Das Interessanteste bei der ganzen Sache ist jedoch, daß unter dem Helden ganz ein anderer Tannhäuser zu verstehen ist als der vorbeschriebene Minnesänger. Frau Venus ist nämlich keine andere als die germanische Göttin der Liebe Freia. Diese böse und buhlerische Person vermälte sich nach der altnordischen Vilcina-Sage mit Wittich, dem Sohne Wieland's des Schmiedes, und Wittich oder Witigouw bedeutet „der im Tann (Tannenwald) hausende". Der Auftritt mit dem Papste ist aus einem ähnlichen der Vilcina-Sage entnommen und nur umgebildet. In der letzteren heißt es nämlich, daß in der Rabenschlacht Dietrich den Speerschaft nach Wittich schoß, und der Schaft stehe noch heutzutage, daß Jeder ihn sehen könne, der dahin kommt. Dieser Wittich besaß die Burgen Tresinburg (Burg des Drasian, Treisenmure am Rhein), ferner Fritila (die Burg der Freia) und Thornborg (Dornburg, durch Verhaue geschützte Waldwohnung bedeutend).

III. Buch.

Das Zwischenreich.

Die herrenlose, grauenvolle Zeit.

Mit dem kinderlosen Ableben des letzten Babenberger's waren die österreichischen Lande erledigte Lehen geworden und dem Reiche anheimgefallen. Allerdings besagten die Freiheitsbriefe von wirklicher Erbfolge, aber nur im Falle Töchter des ohne männlichen Nachkommen verstorbenen Herzogs vorhanden wären, und solche hinterließ Friedrich der Streitbare nicht, denn nur zwei Schwestern überlebten ihn: Margaretha (geb. 1205), im Jahre 1225 an den römischen König Heinrich, Sohn Kaisers Friedrich II., vermält, 1227 zu Aachen zur römischen Königin gekrönt, aber in den Sturz ihres Gatten verwickelt, welcher 1244 in Apulien im Kerker starb, und bis 1245 in Calabrien angehalten, worauf sie sich nach Trier in das Dominicaner-Frauenkloster zu St. Katharina begab, ohne jedoch den Orden anzunehmen; ferner Constanze (geb. 1212), die Gemalin des Markgrafen Heinrich von Meißen; endlich seine Nichte Gertrude (geb. 1226), Tochter seines Bruders Heinrich V. des Grausamen von Mödling, vermält mit Wladislaw, dem älteren Sohne des Königs Wenzel I. von Böhmen. — Diese Frauen nun machten anfangs keinen Anspruch auf die Erbschaft der österreichischen Länder, sondern begnügten sich mit der Theilung des herzoglichen Schatzes, welchen der Comthur des deutschen Ordens, Ortholf von Traiskirchen, auf der Burg Starhemburg im Piestingerthale verwahrte.

Kaiser Friedrich II. war gewillt, die nach dem deutschen Lehensrechte herrenlos gewordenen Lande für sein Haus zu gewinnen und so demselben eine neue Hausmacht und Stütze zu schaffen, denn es waren die ausgedehnten Besitzungen der Hohenstaufen in Deutschland während der langwierigen Kriege gegen Kirche und Papst größtentheils verpfändet und verkauft worden, so daß das Familiengut zur vollsten Unbedeutendheit herabsank. Deshalb schickte er sofort nach dem Tode des Herzogs den ihm treu ergebenen Otto von Eberstein als Reichsverweser nach Oesterreich. Derselbe wurde von der zum Kaiser haltenden Partei, besonders von den Städten, welche dem für sie eifrig sorgenden Friedrich sehr ergeben waren, mit Jubel empfangen, und es schien sich der sehnliche Wunsch der Wiener verwirklichen zu wollen, als der Reichsverweser neuerdings diese Stadt zur freien Reichsstadt erklärte, welche Begünstigung die Bürger durch feste Anhänglichkeit an die kaiserliche Partei lohnten.

Aber es erhob sich gegen diesen Plan einer Hebung der Macht Kaiser Friedrich's der ihm feindlich gesinnte Papst Innocenz IV. mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln; er legte den Königen von Böhmen und Ungarn die Nützlichkeit dar, das herrenlose Land unter sich zu theilen. Die Gelegenheit zu leichtem Erwerbe so gesegneter Landstriche war viel zu einladend, als daß der gute Rath nicht befolgt worden wäre. König Wenzel überzog das linke Donau-Ufer mit Heeresmacht, während König Bela in Steiermark einfiel, welche Handlung roher Gewaltthat und völliger Rechtlosigkeit die Bewohner derart empörte, daß der Aufruf des kaiserlichen Reichsverwalters allgemeines Gehör fand und derselbe mit Beihilfe des österreichischen und steierischen Adels die eingedrungenen Feinde siegreich zum Lande hinauszuwerfen vermochte. Wohl folgte sofort ein päpstliches Interdict



Minoritenkirche. (Seite 258, 271 und 272.)

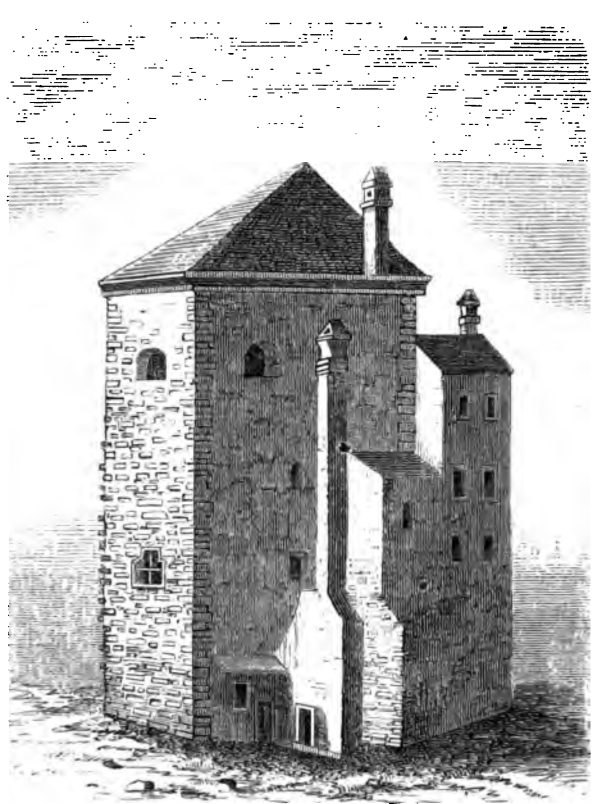
(Kirchenbann), aber dasselbe wurde so wenig geachtet, daß allgemein im Lande, selbst von den Schotten in Wien, dem Bannfluche zum Trotze öffentlicher Gottesdienst gehalten wurde.

Der Papst sah nunmehr seine Absicht vereitelt und munterte die weiblichen Verwandten des gefallenen Herzogs auf, ihre Ansprüche geltend zu machen. Gertrude, im Jahre 1247 zur Witwe geworden, schloß mit Innocenz das Uebereinkommen, nach welchem ihr der Papst ihr Erbrecht bestätigte und seine Beihilfe zur Erlangung der Nachfolge versprach, sie aber sich verpflichtete, alle Feinde des Papstes aus den österreichischen Ländern zu vertreiben und nur einen der Kirche ergebenen Mann zum Gemal zu nehmen.

Witwe Margaretha trat ebenfalls mit ihren Ansprüchen hervor, verließ das Kloster in Trier und trat in die Oeffentlichkeit. Die kaiserliche Gegenpartei war bestrebt, der bereits alternden Frau einen Mann zu verschaffen, der ihre

Ansprüche verfechten könne, und man trug ihr zuerst Florentin, den Bruder des Gegenkaisers Wilhelm von Holland, und später einen Prinzen von Meißen an: aber Margaretha, welche abwechselnd in Hainburg und in dem alten Familiengute Erdberg bei Wien sich aufhielt, konnte zu keinem Entschlusse kommen. Mittlerweile hatte sich auch Gertrude wieder mit dem Markgrafen Hermann von Baden vermält, und viele Edle, welche sahen, daß die andauernde Herrenlosigkeit zum Verderben des Landes führe, schlossen sich ihr an, indem sie sich auf die Reichssatzung beriefen, nach welcher ein erledigtes Reichslehen binnen Jahresfrist wieder vergeben werden sollte.

Unter solchen Umständen fühlte sich der kaiserliche Statthalter Otto von Eberstein nicht mächtig genug, die Sache des Kaisers in Oesterreich aufrecht zu erhalten; von mehreren Herren und Rittern begleitet, begab er sich zum Kaiser nach Verona und gelangte auch glücklich dahin, während seine Begleiter in die vom Salzburger Erzbischofe Philipp, einem Anhänger der päpstlichen Partei, gelegte Falle geriethen und gefangen wurden. Es hatten die Gesandten beschlossen, den Enkel des Kaisers und Sohn Gertrudens von Mödling, den Prinzen Friedrich von Hohenstaufen zum Herzoge zu erbitten, und so dem früheren Geschlechte in weiblicher Erbfolge die babenberg'schen Lande zu erhalten; aber der Kaiser, in Anspruch genommen von den beständigen Kämpfen, war nicht in der Lage, in dieser wichtigen Angelegenheit endgiltig zu entscheiden und enthob nur den Grafen der Verwaltung, an dessen Stelle er zwei neue Verweser, Herzog Otto von Baiern in Oesterreich und Graf Meinhard von Görz in Steiermark einsetzte. Es waren jedoch Beide schwankende Charaktere, und der Letztere von so geringer Hausmacht, daß sie zu keinem Einflusse gelangen konnten. Die Lage der österreichischen Lande blieb somit die alte.



Judenthurm. (Seite 271.)

Nicht glücklicher war Hermann von Baden, welcher als Gemal einer österreichischen Prinzessin seine Ansprüche auf den Besitz Oesterreichs zu verfolgen suchte. Obwohl vom Papste unterstützt und auf dessen Betrieb vom Gegenkaiser Wilhelm von Holland belehnt, wofür er sich zum Versprechen an den Papst hergab, gegen den Kaiser das Kreuz zu nehmen, konnte er doch keine Erfolge gewinnen, als er wirklich in Oesterreich erschien. Allgemein nannte man seine Herr-

schaft erschlichen und angemaßt, und als er die Hilfe der Ungarn annahm und diese nach ihrer Weise unter gräulichen Verwüstungen im Lande einfielen, standen die Bewohner auf und griffen zu den Waffen. Hermann setzte sich in Klosterneuburg fest und erwarb sich besonders dadurch Anhänger, daß er seinen Leuten Raub und Brandschatzung angehen ließ; aber bald mußte er erkennen, daß ihm sein Wohnsitz in Klosterneuburg nicht die genügende Sicherheit bot, und er zog sich auf den Kahlenberg zurück. Gertrude hatte Mödling zu ihrer Sicherheit erkoren, aber bald mußte sie von dort nach Meißen fliehen. Inmitten dieser Wirren starb Hermann auf dem Kahlenberge im Jahre 1250.

Inzwischen war auch Kaiser Friedrich in Apulien gestorben und sein Sohn Konrad war nach Italien geeilt, um wenigstens das italienische Erbe der Hohenstaufen zu retten. Es lag Deutschland in grenzenloser Verwirrung; auch Prinz Friedrich, der Sohn Gertrudens, welchen der verstorbene Kaiser in seinem Testamente zum Herzog von Oesterreich und Steiermark bestimmt hatte, und der von den Anhängern seiner Mutter mit Freuden aufgenommen worden wäre, starb auf der Reise nach Wien eines jähen Todes, wie mit allem Grund angenommen wurde, durch ein ihm von der Gegenpartei beigebrachtes Gift. Da sahen denn die Edlen des Landes ein, daß nur durch eigenes und einiges Handeln den Wirren ein Ende gesetzt werden könne; that doch dem Lande eine geordnete Regierung noth, da der Mangel eines Herrschers alle schlimmen Leidenschaften wachgerufen hatte und Raub und Bedrückung allgemein im Lande herrschten.

Und sie war eine gräuelvolle Zeit, die der Herrenlosigkeit, welche selbst die Unthaten früherer Jahre vergessen machte. Nicht mehr von dem kraftvollen Scepter des Landesfürsten gebändigt, brach der Uebermuth und die Habgier der Großen, die Rohheit und Raubsucht der weniger vermögenden Burgherren und die Plünderungswuth gemeiner Raubhorden, alle Schranken sprengend, wie ein Strom über das unglückliche Land. Denn was vormals kaum der Auswurf des Adels und der Ritterschaft gethan, was Nothwehr, Rache, drückender Mangel mitunter hervorgebracht hatten, wurde nun zum stehenden Gewerbe, zum gewöhnlichen Erwerb. Auf allen Höhen, auf jedem Hügel, an allen Straßen, an jedem Flusse erhoben sich bald Burgen raubgieriger Herren, die den friedlichen Nachbar mitten im Burg- und Gottesfrieden in seinem Besitzthume überfielen, die Wehrhaften mordeten, die Wehrlosen zur Knechtschaft verdammten und gefangen mit sich führten, alles Bewegliche als Beute fortschleppten, das Andere verwüsteten und zerstörten: reichen Geistlichen oder Kaufleuten an Straßen oder auf Flüssen auflauerten, sie wegfingen, auf ihre Raubnester schleppten und dort mit unmenschlichster Grausamkeit, durch die empörendsten Qualen hohes Lösegeld von ihnen erpreßten und sich solcher Thaten rühmten, Raub und Mord für die einzige ihnen anständige Beschäftigung haltend. Diesen gegenüber drohten neue Vesten, welche die Edelgesinnten errichteten, um dem Unwesen zu steuern; aber da sie ihren Besatzungen keinen Sold gaben, begingen diese dieselben Ausschweifungen, und das allgemeine Elend wurde noch erhöht. Jede Burg fast war die Veranlassung zur Erbauung anderer; denn wurde eine belagerte Burg nicht bald erobert, so stiegen in Kürze neue Burgen empor, an deren Bau das Landvolk Tag und Nacht ohne Lohn arbeiten und die Kosten des Baues noch obendrein tragen mußte.

Von großem Interesse ist es, daß schon damals in Italien, Deutschland und dem heutigen Oesterreich (besonders Böhmen) die Köpfmaschine — das Fallbeil, Guillotine — angewendet wurde. Diese Maschine hieß „die Diehle“, weil das scharfschneidende Eisen an einem eichenen Holze oder Diehle befestigt war. Die einfachste und älteste Art der Hinrichtung bestand darin, daß das betreffende Opfer in knieender Gestalt seinen Kopf auf einen Block legte; dieser lag zwischen zwei kleinen Balken und oben an dem Balken war das Brett, welches, mittelst eines

Seiles an einem andern Balken befestigt, auf- und niederzuschieben war. Hatte nun der Delinquent seinen Kopf auf den Block gelegt, so setzte der Executirende (Scharfrichter), welcher hinter ihm stand, das Brett zurecht, nahm die in der andern Hand befindliche runde hölzerne Keule, schlug damit gewaltig auf das mit scharfem Eisen (Axt) versehene Brett (Diehle) und trennte dergestalt den Kopf des Verurtheilten vom Rumpfe. Von diesem Todesinstrumente stammte auch das häufig angewendete Sprichwort: „Ehe ich das thäte, wollte ich mir lieber den Kopf mit der Diehle abreißen lassen“; ebenso kommt daher das überall gebräuchliche: „sich den Kopf abreißen“. Unter den historisch bekannt gewordenen Opfern des Fallbeiles stehen obenan die beiden unglücklichen Prinzen Konradin von Hohenstaufen (Sohn Kaisers Konrad IV.), rechtmäßiger Erbe des Königreiches Neapel, und Friedrich von Baden, sogenannter Herzog von Oesterreich (Sohn der Babenbergerin Gertrude von Mödling, welche in 1249 zu Alland bei Heiligenkreuz geboren, weshalb sie diese Pfarre dem Stifte schenkte), der seinem Freunde das väterliche Erbe erkämpfen helfen wollte. Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Tagliacozza wurden Beide gefangen und am 25. October 1268 auf dem Marktplatze zu Neapel durch die Köpfmaschine (dort La Manaya genannt) hingerichtet. In Lorch (Württemberg) in der Klosterkirche, in welcher mehrere Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen ruhen, befindet sich nebst anderen Bilder der Hohen jener Zeit auch das Bild des unglücklichen Konradin und über dessen Haupt ist dessen Hinrichtung abgebildet, und zwar mittelst der Köpfmaschine; wie die, dem Original gemäße, rohe, aber zu dem Zwecke hinreichende Abbildung zeigt. (Bild Seite 241.) Die Procedur des Guillotinirens findet man noch auf vielen alten Holzschnitten des 16. Jahrhunderts, auf Gemälden in Klöstern, Schlössern, ja im Museum des Fürsten Lobkowitz im Schlosse zu Bilin bei Teplitz befindet sich noch heute eine Köpfmaschine; die Dimensionen, nach welchen sie verfertigt ist, beweisen, daß sie nicht etwa bloßes Modell gewesen sei, sondern wirkliche Dienste geleistet habe; die lateinischen Inschriften, welche auf dem oberen Querbalken, in welchem das Beil eingefügt ist, angebracht sind, liefern ebenfalls dazu den Beweis. Der Erfinder des Schießpulvers, Berthold Schwarz (eigentlich Constantin Angklitzer), wurde ebenfalls auf Befehl des Königs Wenzel mit dem Fallbeile hingerichtet (1389). Obschon die „Diehle“ noch im 16. Jahrhundert allerorts bekannt war, bediente man sich dennoch schon seit dem 14. Jahrhundert fast nirgends mehr der Köpfmaschine, sondern nur des Schwertes. Was ist aber wohl die Veranlassung zur Erfindung einer solchen Maschine gewesen? Wollte man das Leiden der Verurtheilten mildern? Oder der Hand eines seiner Mitmenschen die furchtbare Vollstreckung ersparen? (Bestimmte Scharfrichter gab es eben in den frühesten Zeiten nicht.) War die Köpfmaschine nur ein schnellerer, sicherer, stummerer Vollzieher der Uebermacht und des Blutdurstes von Seite des Raubadels? Bekanntlich hat die neuere Zeit in der Strafgesetzgebung mancher Länder den Vollzug der Todesstrafe durch „Enthauptung mittelst Maschine“ wieder aufgekommen.

Die Gewaltthaten waren in jenen Tagen so arg, daß der Ritter Ulrich von Liechtenstein tief betrübt sang:

„Got muez sin (sein, des Herzogs Friedrich) pflegen,
er ist nun tot,
sich huob nach im viel groziu not
zu Stire (Steier) und ouch ze Oesterreich,
da war manegar arm, der e waz rich.
Für war ich iu (euch) daz sagen wil,
nach im geschah unbildes vil:
man roubt diu lande nacht und tac,
da von vil Dörfer wüste lac.“

Und zu den maßlosen Schrecken jener Tage, zu Raub, Mord, gesetzloser Hinrichtung, Brandlegung und Gräueln aller Art gesellte sich noch ein schreckliches Uebel — der Aussatz oder die sogenannte Hiobskrankheit; es war dies ein ekelhaftes Gebreste, welches die Kreuzfahrer auf ihren Eroberungen mit in Kauf genommen und aus dem Oriente eingeschleppt hatten. Als einzig wirksames Mittel zur Bannung dieser Seuche wurden an allen Orten und Enden Badestuben errichtet, und Wien zählte bald mehr Bäder — sogenannte „Stuben" — als vielleicht die übrigen großen Städte Deutschlands zusammen; ein Beweis, wie das Uebel schon überhand genommen hatte. Der Name eines ganzen Stadttheiles, des Stubenviertels, stammt von jenen Bädern her; überdies hatten die Abteien und Klöster, der Rath und fast alle wohlhabenden Familien eigene Badestuben bei Hause. Schlimmer war die Armuth daran; die Wenigen, welche der Seuche nicht erlagen, trugen zeitlebens ihre Spuren davon; doch sollte auch diesen, wie wir später hören werden, sich ein rettender Hort eröffnen.

Bei so traurigen Verhältnissen verband sich denn der Landadel mit der Geistlichkeit und den Städten, und deren Abgeordnete faßten auf ihrer, im Jahre 1251 zuerst in Wien und dann in Triebensee erfolgten Zusammenkunft den Beschluß, das Land durch eine Gesandtschaft einem Sohne der babenbergischen Prinzessin Konstanze von Meißen anzubieten. Diese Versammlung ist darum merkwürdig, weil hier zur Entscheidung wichtiger Landesangelegenheiten zum ersten Male neben dem Adel auch Vertreter der Geistlichkeit und der Städte erschienen und in dieser Art als Landstände (wie sie später vielfach auftreten) verhandeln. Die Abgeordneten: der Schottenabt Philipp von Wien, der Propst Dietmar von Klosterneuburg, Friedrich der Schenk von Hausbach, und als Führer der wackere Heinrich von Liechtenstein, als Kriegsheld bekannt und Stifter der Nikolsburger Linie dieses berühmten österreichischen Adelsgeschlechtes, begaben sich auf den Weg ihrer Sendung.

Inzwischen hatte auch der Papst die österreichische Angelegenheit nicht aus dem Auge verloren, es mußte ihm daran gelegen sein, an dem neuen Herrscher einen unbedingten Anhänger zu gewinnen; und als solcher schien ihm das böhmische Königshaus geeignet, denn König Wenzel war dem päpstlichen Stuhle seit Jahren ergeben. Als daher die österreichische Gesandtschaft nach Prag kam, wurde sie vom Könige gut empfangen, zugleich aber mit den päpstlichen Plänen bekannt gemacht. Da mochten denn die Oesterreicher einsehen, daß mit einem vom Papste, welcher nach der Niederlage des hohenstaufischen Hauses den Gipfel der Macht erreicht hatte und in Deutschland unumschränkt gebot, nicht anerkannten Herrscher nur neues Trübsal für ihr Land entstehen könne, und sie ließen, verleitet durch die Gewalt der Umstände und nach reiflicher Erwägung, sich bestimmen (nicht überlisten, wie es bisweilen heißt), die Herzogswürde dem Sohne Wenzel's, dem Markgrafen Ottokar (Otachar) von Mähren, anzutragen.

Allsogleich eilte dieser mit einem Heere nach Oesterreich und warf die abermals verheerend eingefallenen Ungarn, sowie den Herzog Otto von Baiern, welcher Oberösterreich für sich zu erringern vermeinte, in glücklichem Feldzuge aus dem Lande. Durch die Erklärung, daß er auf die wohlbedachte Einladung der edlen Grafen und Barone des Herzogthums die Regierung übernehme, durch die zu Steier, Klosterneuburg, Tuln und Mautern abgehaltenen Gerichtstage, bei welchen sich Ottokar ebenso gerecht und scharfsinnig als milde bewies und die Stände durch Anerkennung ihres Beirathes einnahm, sowie hauptsächlich durch die sich Allen aufdrängende Nothwendigkeit eines starken Landesherrn, gewann Ottokar viele Stimmen zu seinen Gunsten. Um die Gemüther noch mehr für sich einzunehmen, bewarb sich derselbe jetzt um die Hand Margarethens, welche zwar bereits sechsundvierzig Jahre, also vierundzwanzig mehr als der zweiundzwanzig-

jährige Ottokar zählte, aber durch den Glanz der Herrschaft bewogen, sich leicht herbeiließ, den reichen Königssohn zu heiraten. Am 8. April 1251 wurden Beide zu Hainburg verlobt und hierauf öffneten Wien und Neustadt dem neuen Herrscher die Thore. Er bestätigte den Städten ihre Privilegien and Freiheiten, ebenso die Rechte des Adels, beschenkte die Klöster und Kirchen und gewann durch Freigebigkeit und strenge Gerechtigkeit die Liebe des Volkes. Als endlich am 17. September 1253 Ottokar zu Krems in die Hand des päpstlichen Kardinal-Legaten Velascus den Eid der Treue gegen den päpstlichen Stuhl abgelegt und dafür die Zustimmung zum neuen Ländererwerbe vom Papste, wie von Wilhelm von Holland erhalten hatte, konnte sich Ottokar im Besitze des babenbergischen Erbes sicher fühlen.

Ottokar II. von Böhmen und Rudolf von Habsburg.

Kaum hatte Ottokar den Thron bestiegen, als ihm ein mächtiger Gegner in König Bela IV. von Ungarn erwuchs. Diesen Letzteren hatte der Papst gleichfalls zur Besitzergreifung der österreichischen Länder ermuthigt. Unter dem Vorwande, die Rechte Gertrudens zu verfechten, fiel er mit seinen Ungarn in Oesterreich nnd Mähren ein, wobei die gewohnten Grausamkeiten verübt wurden, so daß z. B. in der Kirche von Mödling allein anderthalbtausend dahingeflüchteter Menschen den Flammentod starben. (Die Kirche stand, wo heute die Othmarkirche sich befindet.) König Bela rückte mit 80.000 Mann vor Wien. Er stellte die Forderung, daß Gertrud, die Tochter Herzog Heinrich's, des älteren Bruders Friedrich II., sich mit seinem Neffen Roman, Herzog von Reussen vermäle, und wußte dieser Forderung durch Raub und Brand gräßlichen Nachdruck zu geben. Diese erste Belagerung der Stadt und Burg dauerte vom Mai bis September 1253; endlich vermittelte auf Betrieb des Papstes der Bischof von Olmütz den Frieden (1254), und diesem zufolge erhielt König Bela die untere Hälfte der Steiermark, das Wassergebiet der Mur, Ottokar — mittlerweile durch des Vaters Tod König von Böhmen geworden — dagegen den nördlichen Theil mit dem Herzogstitel. Es sollte indeß die Theilung nicht lange bestehen, denn König Bela hatte in dem erworbenen Lande die Gemüther Aller auf's höchste erbittert, weshalb sich viele adelige Herren insgeheim mit Ottokar verbanden, ja einer der angesehensten derselben, Graf Otto von Hardeck, erschien an dessen Hofe und bat offen um Befreiung des Landes vom ungarischen Joche.

Ottokar, welcher während der Zeit in der Burg zu Wien residirt hatte, begab sich 1259 zur Huldigung Steiermarks nach Graz. Da war nun der Krieg unvermeidlich geworden, und im Sommer 1260 standen sich die beiden Könige mit großen Heeresmassen an der March gegenüber. Die beiden Heere beobachteten sich mehrere Tage lang, denn keines von beiden wagte im Angesichte des Feindes den Fluß zu überschreiten. Endlich gelang es aber dem Königssohne Stefan, am 12. Juli in der Nacht mit einem großen Theile seiner Truppen den Uebergang zu bewerkstelligen, und am frühen Morgen wurde König Ottokar im Centrum bei Kroisenbrunn von der leichten Reiterei angegriffen. Inzwischen war auch das Hauptheer Bela's über den Fluß gerückt und es entbrannte auf dem nach und vor so oft mit Blut getränkten Marchfelde eine der größten Schlachten, welche daselbst je geschlagen wurden, nnd von welcher der Dichter Ottokar von Horneck, als Augenzeuge, ein höchst anschauliches Bild entwirft. Das Gras und der grüne

Klee waren so mit Blut übergossen, daß man bis an die Sporen darin waten mußte; die Bogensehnen, welche die Pfeile abschnellten, mochten wohl tausend Ziegenhäute ausmachen; Spieße und Schwerter flogen gegen einander wie Schneeflocken, und der Staub hob sich in so dichten Massen, daß kein Sonnenstrahl durchdringen konnte. Der Kampf währte den ganzen Vormittag über; endlich — um die Mittagsstunde — entschied die schwere Reiterei Ottokar's den Sieg; es zerstoben die Ungarn in wilder Flucht. Von der oft erfahrenen Hinterlist des Feindes schwer erbittert, verschonten die Verfolger kein Leben. Als ein Tatarenhäuptling so viele Pferde, als er Haare auf dem Kopfe hatte, für die Erhaltung seines Lebens bot, verweigerte König Ottokar die Lösung und ließ ihn an den nächsten Baum henken. Die Niederlage der Ungarn war eine vollständige; es waren 18.000 Feinde erschlagen und auf der Flucht gingen im Marchflusse 14.000 zu Grunde. König Bela mußte Ottokar's Friedensbedingungen annehmen und die Steiermark an den Sieger abtreten. Für den herrlichen Sieg ließ Ottokar die Abtei Guldenkron und auf der Schlachtstätte die Stadt Grenzfeste Marchegg erbauen, welche er der heiligen Margaretha empfahl, da er am Tage dieser Heiligen (13. Juli 1260) den Sieg errang. Die Stadt führt daher die heilige Margaretha, auf einem geflügelten Drachen stehend, im Wappen.

Nach Beendigung des Feldzuges wurde zu Preßburg zwischen Ottokar und Bela ein Friede abgeschlossen, in welchem unter Anderen auch festgesetzt wurde, daß beide Könige in Wien zusammenkommen wollten zu größerer Befestigung ihrer Freundschaft. Diese Zusammenkunft erfolgte auch im April 1261, zu Ostern, in der Hofburg, und hier wurde der Plan einer neuen Vermälung verabredet. Bewogen durch die Sorge zur Erhaltung seines Geschlechtes, trennte Ottokar seine Ehe mit der kinderlosen Margaretha und vermälte sich am 25. October 1261 zu Preßburg mit Kunigunde, der reizenden Enkelin des Königs Bela. Zur Verherrlichung derselben brachte er seine junge Gemalin nach Wien und feierte daselbst glänzende Feste.

Im nächsten Jahre erfolgte die feierliche Krönung zu Prag; zwei Jahre später kam Ottokar abermals mit seiner Gemalin noch Wien, um daselbst seine Nichte Kunigunde dem jungen Prinzen Bela von Ungarn zur Frau zu geben. Die Ausstattung der Braut, wie die Sorge für das Hochzeitsfest hatte Ottokar auf sich genommen und er rüstete dazu in einer Art, daß der Ruf der unglaublichen Anstalten bis in die fernsten Länder drang. An der Ebene am Einflusse der Fischa ließ er über die Donau eine so breite Schiffbrücke schlagen, daß zehn Reiter nebeneinander dieselbe passiren konnten. Ungeheuere Mengen von Vorräthen wurden aus Oesterreich, Steiermark und Mähren herbeigeschafft, fünf Futterhaufen aufgeschobert, deren jeder so groß war wie die größte Kirche; die ganzen Donau-Inseln waren mit Mastvieh aller Art bedeckt, unzählbar war das Wildpret und Geflügel; an tausend Muth Mehl wurden zu Brot verbacken und Wein war in solchen Quantitäten vorhanden, daß er für die Bevölkerung zweier Länder hingereicht hätte; es trug die Donau kaum die Last der mit Vorräthen herbeieilenden Schiffe, denn der König hatte befohlen, daß man diese nicht nach dem wirklichen Bedarfe berechne, sondern daß vierfacher Ueberfluß vorhanden seie; er verschrieb zudem aus fremden Ländern für mehr als 20.000 Pfund Silber kostbare Zeuge, Tücher und Juwelen, und er selbst entwarf den Plan zu den schön verzierten Gezelten.

Die Eilboten, welche die Fürsten und den Adel im Namen des Königs zur Hochzeit und zum Turnier einzuladen hatten, gingen schon im Sommer in alle Länder, daher fanden sich in und um Wien zahllose Gäste ein, welche theils mit dem Könige im feierlichen Zuge ankamen, theils sonst aus allen Gegenden herbeiströmten. Auf den Feldern lagerten Hunderttausende von Neugierigen, Jeder erhielt von den



Vermählung des Prinzen Bela mit Prinzessin Kunigunde von Böhmen.

6.

verordneten Schaffern, was er an Speise und Trank verlangte. Die Zahl der turnierlustigen Edlen war eine so große, daß durch das Loos bestimmt werden mußte, wer zum Kampfspiele zugelassen werden sollte; Diejenigen aber, welche dazu gelangten, erhielten einen reich geschmückten Hut mit den böhmischen Landesfarben zum Abzeichen. Am Tage des Vermälungsfestes wiesen sich die langen Reihen der für die Gäste bestimmten Zelte mit Sammt und Goldstoffen behängt, mit Wappen, Fahnen und Kränzen geschmückt. König Ottokar selbst zeigte sich im höchsten Schmucke, von den Großen und Edlen seiner Länder umgeben und von vornehmen Frauen, welche alle die kostbarsten Gewänder trugen. Vor Allen aber stach die Braut hervor; auf ihrem Purpurkleide waren Figuren von arabischem Golde gestickt, ihr Kopfputz übertraf eine Königskrone an Werth, und der übrige Schmuck war kaum zu schätzen.

König Ottokar führte die Braut in das zur kirchlichen Feier bestimmte Zelt, und als bald darauf das ungarische Königspaar mit dem Prinzen Stefan und Bela und einem wohl kleinen, aber aus den vornehmsten Würdenträgern bestehenden Gefolge erschien, wurde das Heiratsgut festgesetzt, ein feierliches Hochamt abgehalten und die Trauung vollzogen. Der junge Bela setzte seiner Braut eine goldene Krone auf, welche ein Magnat, nach der Sitte des Landes, mit bloßem Schwerte, das er über ihrem Haupte geschwungen hatte, wieder abnahm. Darauf wurde ein glänzendes Mahl gehalten. Ottokar ertheilte an zahlreiche Edle den Ritterschlag, und es begann das Turnier, an welchem jedoch die Ungarn nicht theilnahmen, sondern noch am selben Tage mit der Braut schieden und zu Schiffe in ihr Land heimkehrten. Eine Fabel ist die Erzählung, daß die Ungarn deshalb so raschen Abschied genommen hätten, weil sie über die Gewalt, mit welcher die deutschen und böhmischen Ritter sich beim Turniere anrannten, ebenso erstaunt als auch erschreckt gewesen wären und, unbekannt mit solchen Kampfspielen, gemeint hätten, es wäre der Kampf ernst und hinterlistig auf sie, die Leichtbewaffneten, abgesehen. Noch durch mehrere Tage währte das Kampfspiel und die gastliche Bewirthung. Die Wiener, zu allen Zeiten lebensfroh und schaulustig, waren dabei sicher nicht die Letzten, und ihre Kaufleute, Zünfte und Bürger erzielten bei dem Zusammenflusse so vieler Gäste reichlichen Erwerb.

Es muß auf's höchste überraschen, daß gerade in jener Zeit des rauschenden Vergnügens (1261) in Wien eine fanatische Secte auftauchte, welche ungeheueres Aufsehen erregte, da sie an allen öffentlichen Orten erschien; es ist die der sogenannten Flagellanten, zu deutsch Geißler. Man stelle sich einen unabsehbaren Zug vor von alten und jungen Personen, das Gesicht verhüllt mit einer Art Kapuze, die den ganzen Kopf bedeckte (um nicht erkannt zu werden), nur für die in fanatischer Wuth glühenden Augen waren zwei Löcher geschnitten; der Leib war vom Gürtel aufwärts entblößt; in der linken Hand trugen sie eine brennende Kerze, in der rechten eine scharfe, mit Spitzen versehene Geißel. In langen Reihen, je zwei und zwei, durchzogen sie die Gassen, schwangen die brennenden Lichter und schlugen sich mit der Geißel unablässig den nackten Rücken, so daß das Blut stromweise herabquoll und ganze Fetzen Fleisches davon herabhingen. Ununterbrochen brüllten sie dabei ihr „Wehe! Wehe! Wehe!" — Es hatte sich eine plötzliche und unbegreifliche Raserei Aller bemächtigt; Jung und Alt, Vornehm und Gering traten den wahnwitzigen Schwärmern bei, die sich von Italien aus durch Frankreich und Deutschland auch nach Oesterreich verbreitet hatten; man prügelte sich zur Ehre Gottes und zum Heile seiner Seele, rannte wie besessen, heulend, händeringend, seine Sünden beklagend, durch die Straßen, und verkündete überall, daß Niemand selig werden könne, der nicht wenigstens dreiunddreißig Tage in dem Orden zugebracht hätte. Die Geißler hielten ihr Gebahren für außerordentlich wirksam; wie auch dafür, daß jeder Theilnehmer an den Kasteiungen unfehlbar in den Himmel

kommen müsse; ja sie verkündeten, daß selbst ein bereits zur Hölle Verdammter wieder in den Himmel einziehen könne, wenn sich ein Anderer für denselben geißle. Die Secte hatte auch Frauen zu Theilnehmern, diese aber geißelten sich in den Kirchen bei geschlossenen Thüren. (Bild Seite 257.)

Die Staatsgewalt sah dem Treiben eine Weile zu, ohne sich einzumischen; endlich wurde derselben denn doch die Narrheit zu arg; es wurden die ekeln Umzüge verboten, und als dies nichts half, die Aufzüge mit Gewalt verhindert und die Geißler auseinandergetrieben. Es geschah wohl noch ein Versuch, die Geißelfahrten auf dem Lande, in Wiens Umgebungen, einzuführen; dies scheiterte aber einerseits an dem gesunden Sinne der Landbevölkerung und an deren Abneigung gegen unnothwendiges Erdulden von Schmerzen, anderntheils an der scharfen Spottluft einiger der Wortführer unter dem Bauernvolke. So erzählt die Volkschronik, daß die Kohlenbrenner und Holzhauer von Schottwien sich den Spaß machten, einen glatten breiten Holzblock mit alten Kleidern zu behängen, den Rücken mit Lammsblut zu bespritzen und, ihm so das Ansehen eines auf dem Gesichte liegenden Flagellanten gebend, auf einen Holzwagen zu legen und damit gegen Wien zu fahren. Die ihnen entgegenkommenden Geißler aber packten sie und prügelten sie mit ihren dicken Stöcken so windelweich durch, daß gar bald Niemand mehr Lust fühlte, eine Geißelfahrt zu unternehmen. Leider sollte später dieser ekle Unfug noch einmal auftauchen.



Ottokar von Böhmen (Seite 253.)

König Ottokar ließ aber nicht nur bei so freudigen Anlässen die Bewohner seiner Lande theilnehmen, sondern sorgte auch in jeder andern Hinsicht für sie und die Stadt Wien in väterlicher Weise. Er bestätigte die Rechte der Wiener und Neustädter Bürger, erweiterte dieselben und knüpfte mit den böhmischen und mährischen Städten Verbindungen an, welche zu wichtigem Handelsverkehre führten. Unter ihm wurde die Gerechtigkeitspflege strenge gehandhabt, er selbst saß in Wien, wie in den alten Gerichtsstätten zu Tuln und Mautern den Verhandlungen vor und schlichtete mit den Ständen des Landes die Streitigkeiten. Unter ihm wurde Wien wiederholt von Feuersbrünsten heimgesucht. Den 5. August 1258, nach Mitternacht, entstand ein Brand, der die Stefanskirche mit ihren Glocken, das deutsche Haus, das Johannesspital in der Kärntnerstraße und über die Hälfte des Dominicanerklosters verzehrte. Am 28. April 1262 brach eine furchtbare Feuersbrunst aus, welche das eben aufblühende Wien in so gräßlichem Umfange einäscherte, daß kaum

der zehnte Theil der Stadt vom verheerenden Elemente verschont blieb. Nur das Schottenkloster blieb unversehrt; alle übrigen Kirchen und Kapellen sammt der Pfarrkirche, insbesondere auch das Marienkirchlein am Gestade, wurden ein Raub der Flammen. Eben zu jener Zeit, als das Kirchlein in seinen verödeten Trümmern dalag, erhob sich ein heftiger Streit zwischen dem berühmten Wiener Pfarrer Gebhard und dem Schottenabte Philipp, einem sehr leidenschaftlichen Manne, über die Ausübung der pfarrlichen Rechte, über die Zuständigkeit der Kirchen: St. Maria am Gestade, St. Peter, St. Ruprecht und St. Pankranz in Wien, über Zehente, Opfergaben und Sterbegelder, wobei der Abt die äußersten Grenzen der Mäßigung weit überschritten hatte. Erst nach dem Jahre 1269 wurde der Streit ausgetragen. -- Am 28. März 1276 entstand Feuer in der Singerstraße, bald



Flagellanten. (Seite 255.)

darauf, am 18. April unter einer gänzlichen Mondesfinsterniß, am Kienmarkte und Hohen Markte, wodurch beide Plätze und die genannte Straße größtentheils in Asche gelegt wurden. Die Gemüther hatten sich von diesen Schrecknissen noch nicht erholt, als am 30. April vor dem Schottenthore gleich außerhalb des Stadtgrabens in einem Ziegelofen abermals Feuer entstand. Der Sturmwind trieb die wilden Gluthen in die Stadt; Kirche und Kloster der Schotten fingen zuerst Feuer, dann ergriff es die Gotteshäuser am Peter, bei St. Stefan, die Minoriten, die Kirche St. Michael (hier wurde alles Brennbare, Paramente, sämmtliches Kirchengeräthe, Urkunden und Schriften ein Raub der Flammen) und mehr oder weniger alles Uebrige; es blieben nur 150 Häuser in der Gegend des Neuen Marktes ganz verschont, ferner das Widmerthor bei der Burg und das Kärntnerthor mit dem Thurme. Von da her rührt auch der Name Brandstatt, welchen die gegenüber dem Riesenthore der Stefanskirche liegenden Häuser sammt dem großen Hofe

(mit den alten Nummern 587, 588, 627, 628, 629, 630, 631 und 632) führten. Bei der 1875 stattgehabten Demolirung des ganzen Complexes blieb nur die sogenannte „alte Mörung" (heute Nr. 6, alt 632) verschont, über welche interessante Baute wir noch später zu sprechen haben werden. Die Löschmittel, welche im Mittelalter bei Feuersbrünsten angewendet wurden, waren sehr kindlicher Natur; man trug Wassergefäße auf den Brandplatz, goß den Inhalt kleiner Handeimer aus Holz oder Leder in die Gluth und riß mit eisernen Haken (sogenannte Feuerhaken) das Gemäuer nieder oder das brennende Holz herab, um das Feuer zu begrenzen. Zu allem Ueberflusse wurde Wien am 29. October 1267, Nachts, durch ein heftiges Erdbeben erschüttert, so daß die Kirchenglocken von selbst zu läuten anfingen. All' dieses Unheil geschah nach der Meinung jener und selbst viel späterer Zeit, nicht ohne Vorzeichen, und als ausgiebigstes galt die Erscheinung eines Kometen, welcher sich in der Mitte des Jahres 1264 am Himmel zeigte. Fast alle Historiker jener Tage gedenken seiner in Ausdrücken von Verwunderung und Staunen; Keiner erinnert sich, in seinem Leben einen ihm vergleichbaren Kometen gesehen zu haben. Die Höhe seines Glanzes erreichte er im Monate August. Wenn der Kopf über dem östlichen Horizont am frühen Morgenhimmel eben sichtbar war, streckte sich der Schweif weithin über die Mitte des Himmels nach Westen aus. Chinesische und europäische Schriftsteller bezeugen seine ungeheure Größe. Er verfolgte seine Bahn vom Löwen aus durch den Krebs und die Zwillinge nach dem Orion zu. Am 2. October des erwähnten Jahres zeigte er sich zum letzten Male, und zwar in der Todesnacht des Papstes Urban IV., dessen Ableben, so wähnte der Aberglaube, durch ihn verkündet worden war. Merkwürdig ist, daß die neuen Astronomen ihn für identisch mit demselben Kometen erklärten, der bereits in den Jahren 104, 683, 975 und dann 1556 erschien, in welch' letzterem Jahre er den Kaiser Karl V. veranlaßte, die Krone niederzulegen und in das Kloster zu gehen. Es theilte eben der große Kaiser den Aberglauben seiner Zeitgenossen, welche in dem Erscheinen dieser „Zuchtruthe" am Himmel die Andeutung irgend eines verderblichen Ereignisses sahen. Karl zweifelte nicht, daß die Drohung des Kometen ihm, als größten unter den Fürsten, gelte. „His ergo indiciis me mea fata vocant!" (Unter diesen Anzeichen rufen mich also meine Geschicke!) sagte er. Der Muth hatte ihn freilich schon früher verlassen, so daß ihm der Ausdruck entschlüpft war: Das Glück kehrt den Alten den Rücken zu; das Erscheinen des Kometen deutete Karl als einen Wink des Himmels und stieg von dem Throne herab, um dem Unglücke zu entgehen.

Bei allen Unfällen aber zeigte sich Ottokar väterlich besorgt, die Verunglückten zu unterstützen und sie wieder aufzurichten; er baute auf seine Kosten die Kirchen wieder auf, legte den Grund zu einer neuen schönen Kirche für die Minoriten, bewilligte der Stadt einen Freimarkt auf sechs Monate ohne alle Mauth-Abgaben, schenkte den Bürgern einen Wald, um das nöthige Bauholz zu schlagen, und befreite die Einwohner auf fünf Jahre von allen Abgaben, so daß sich die Stadt bald wieder zum früheren Wohlstande erhob. Nach dem zweiten Brande, bei welchem auch ein Theil der Befestigungswerke gelitten hatte, erfolgte bei der Erneuerung derselben die Einbeziehung der um die Burg, die Michaelerkirche und um das Johanniterspital gelegenen Häuserpartien, wodurch die Stadt im Ganzen den Umfang erhielt, den sie noch in unseren Tagen, bis zum Falle des Mauergürtels, hatte, wovon alsbald eingehender gesprochen wird.

Wien war im Jahre 1267 der Schauplatz einer ganz eigenthümlichen Feierlichkeit — der sogenannten Wiener Kirchen-Synode. Dieselbe wurde durch den berühmten päpstlichen Legaten Guido, Cardinalpriester zu St. Laurenzi in Lucina, Cistercienser-Abt, einberufen und vom 10. bis 12. Mai in der Stefanskirche zu Wien abgehalten. Ihr Zweck war: die Kirchenzucht wieder herzustellen,

und die Sitten zu verbessern, welche seit dem Tode Leopold's des Glorreichen ungemein gelitten hatten. Der Cardinal-Legat führte den Vorsitz; nebstbei waren anwesend: Gregor, Patriarch von Aquileja, Ladislaus, Erzbischof von Salzburg, Petrus von Passau, Leo von Regensburg, Konrad von Freising, Amalrich von Lavant, Bruno von Brixen, Egno von Trient, Johann von Prag, Bruno von Olmütz, Heinrich von Breslau, nebst vielen Aebten, Pröpsten, Erzdiaconen 2c.

Die Wichtigkeit dieser Synode geht aus den in neunzehn Capiteln zusammengefaßten Verordnungen hervor, welche bei derselben festgesetzt wurden und die ein eigenthümliches Licht über den damaligen Stand der Dinge verbreiten. Die Vorschriften beziehen sich auf die Lebensweise, die Seelsorge, die Pfründen, die Visitation der Klöster, und der Inhalt derselben ist ein wahres Compliment für unsere eigene Zeit, denn wenn man die damaligen Mönche und die Israeliten (um die es sich zumeist handelt) mit den gegenwärtigen vergleicht, so muß man doppelten Respect vor den jetzigen haben.

So lautet der erste Artikel von der „Nahrung, Weise und Geberden, von der Kleidung und Ehrbarkeit der Priester". Es wird den geistlichen Personen ernstlich geboten, daß sie sich in ihrer Nahrung, ihren Sitten und Geberden, auch in anderem ihren Thun und Lassen und in Allem, was ihren Stand betrifft, ehrbar und züchtig halten, damit sie bei dem „gemeinen Volk" wegen ihres geistlichen Namens nicht in „böses Geschrei" kommen und „geschwächt" werden. Sie sollen sich auch in den Mahlzeiten der Bescheidenheit und Mäßigkeit befleißen und wohl in Acht nehmen, alle unziemliche Ueberflüssigkeiten und Völlerei „als ein Zunder und Ursprung alles Uebels" fliehen und meiden. — Der zweite Artikel befiehlt, daß sich die Priester eines eingezogenen und keuschen Lebens befleißen sollen, damit sie Gott mit einem „reinen Herzen und keuschem Leib in ihrem geistlichen Amt dienen mögen. So aber einer oder mehr hierüber begriffen würden, welche ihre öffentliche Concubinas (Zuhälterinnen) bei sich aufhalten und ihnen Unterschleif geben thäten, wo sie sich unter einer Monatsfrist deren nicht enthalten und entschlagen würden, also daß sie weder in demselbigen, oder in ihren eigenen und sonst anderen Häusern nicht bei ihnen wohnen, auch zu ihnen nicht gehen, die sollen hernach aller geistlichen Benefizien beraubt sein". — Der sechste Artikel handelt „von den Excessen und Uebertretungen der Mönche". Es heißt darin:

„Dieweilen auch lautmährig und bei uns wahrhaftig angebracht worden, wie daß die Aebte und Mönche des heiligen Benedicti-Ordens in sehr vielen Orten von ihrer Regel freventlich abwichen und zu ihren selber und vieler Seelen Gefahr und Verderben ein ganz unordentliches Leben zu führen keine Scheu tragen, so sollen alle Bischöfe im salzburgischen Gebiet und der Bischof von Prag allen Ernstes ein jeder inner einem halben Jahre zwei Aebte des Cistercienser-Ordens zu sich nehmen und alle Klöster der schwarzen Mönche in seiner Diöcese und Bisthum visitiren, dieselben sowohl am Haupte, als an den Gliedern verbessern und reformiren." — Die nächsten Artikel betreffen „die Weltlichen und das gemeine Volk". Es heißt darin: „Wir wollen auch das hinzugesetzt und beschlossen haben, daß jährlich in der Versammlung Diejenigen, welche die Geistlichen gefangen nehmen, dieselben schlagen oder umbringen, oder sonst gewaltthätiger Weise die Hände an sie legen, excommunicirt, in den Bann gethan und gebunden sein sollten."

Ueber die Juden wurde beschlossen: „Weil auch der Juden ungewöhnliche Kleidung, Stolz und Hochmuth dermaßen überhand genommen, also deswegen ihrer in vielen Christen die Gerechtigkeit und die reine katholische Lehre nicht unterschieden oder erkannt, sondern verdunkelt wird und abnehmen thut, wollen wir sowohl mit Aufbringung neuer, als mit Erneuerung der alten Satzungen und Ordnungen der Päpste ernstlich geboten haben, daß die Juden, die an der Kleidung von den

Christen sollen unterschieden werden, einen gehörnten Hut, welchen etliche in diesen Landen aus Frevel abzulegen gewohnt haben, wiederum zu tragen anfangen, damit sie augenblicklich von den Christen mögen erkannt und unterschieden werden. Welcher Jude nun betroffen würde, daß er ohne dies Zeichen öffentlich unter die Leute gehen thäte, der soll von dem Herrn des Landes an Geld gestraft werden". — Ein anderer Artikel gebietet, daß die Juden alle Gemeinschaft der Christen vermeiden, „als nämlich die Bäder, Stuben, Zechhäuser, Hochzeiten, Jahrmärkte, Gewerbshandel, Mahlzeiten. Sie sollen auch der Mägden, Knechten und Säugammen, ja der Christen Hilfe und Dienste nicht gebrauchen". Ferner sollen die Juden zu keinen öffentlichen Aemtern, Mauthen oder Zöllen zugelassen werden. Die Christen sollen weder Fleisch, noch andere Eßspeisen, so die Juden feil haben, von denselben kaufen, damit nicht „vielleicht" dadurch den Christen, welche sie für Feinde halten, mit „betrüglicher Arglistigkeit" Gift gegeben werde. Die Juden dürfen keine kranken Christen besuchen oder bei ihnen die Arznei üben. Wenn ein Jude betreten würde, der mit einem Christenweibe „Liebschaft" getrieben hätte, soll derselbe so lang in das Gefängniß geworfen werden, bis daß er zur Strafe und Besserung auf's wenigste zehn Mark erlegt hat; und ein Christenweib, das solchen „verdammten Unfug" begehen und „ihr gelieben lassen würde", die soll mit starken Prügeln durch die Stadt hinausgeschlagen und von der Stadt, ohne die mindeste Hoffnung wieder darein zu kommen, gänzlich verstoßen werden.

In einem andern Artikel heißt es: „Wenn die Juden hinfüro mit waserlei (was immer für) Vorgeben den Christen schweren und unziemliche Wucher abzwingen werden, so soll ihnen der Christen Theil entzogen sein, bis daß sie wegen der unbefugten und unziemlichen Beschwerung der Gebühr nach genug thun werden; daher dann die Christen, wenn es die Noth erfordern würde, durch die geistliche Censur und Aufmerkung dahin sollen gehalten werden, sich der Juden Gemeinschaft zu enthalten". — Es heißt ferner in einem der Artikel: „daß sie keine neue Synagoge oder Schule aufrichten, die alten, wenn es vonnöthen sein wird, mögen sie wieder verbessern und zurecht bringen, doch nicht weiter köstlicher oder höher machen. Sie dürfen keinen Christen zum jüdischen Glauben zwingen, die Juden aber, die Willens sind, Christen zu werden, sollen sich nicht verhindern. Wenn man das hochwürdige Sakrament des Altars herumträgt, und sie das Glöcklein gehört haben, sollen sie sich in ihre Wohnungen einschließen, damit sie das hochwürdige Sakrament nicht ansichtig werden".

Die den obigen Beschlüssen angehängten Strafen sind freilich nicht so arg, wie sie dem ehemaligen Zeitalter nach hätten sein können; nichts von Tortur, Scheiterhaufen, lebendig Einmauern, nichts von Zungenabschneiden, Augenausbrechen (Blenden), Hand- oder Kopfabhacken; ein Bischen Staupbesen, weiter nichts. Und dazu noch wurden diese Beschlüsse nicht einmal in der Wirklichkeit ausgeführt. Ottokar war allerdings dem Papste vollständig ergeben, ja von diesem in seiner Machtstellung abhängig, aber zur Durchführung der fanatischen Anordnungen gab sich keine Gewalt her und die Maßregeln blieben für die Juden ohne fühlbare Einwirkung. Erst in weit späterer Zeit, wo sich zur Abneigung bestimmter Stände auch noch der Haß des Bürgers gegen diese Glaubensgenossenschaft, wie nicht geleugnet werden kann, größtentheils durch deren eigenes Verschulden, gesellte, erst dann gab es in Wien jene gewaltthätigen und traurigen Vorfälle, die unter der Bezeichnung Judenverfolgung später die Geschichte zu verzeichnen hatte. Unter Ottokar's segensreicher Regierung genossen die Juden solchen Schutz und so allgemeines Ansehen, daß im Jahre 1257 sogar zwei Juden, Lublin und Nekul, zu herzoglichen Kammergrafen erhoben wurden. Im Februar des Jahres 1270 wurde zu Wien ein großer Hoftag abgehalten, auf welchem König Ottokar, nach dem 1269 erfolgten Tode des Herzogs Ulrich von Kärnten, die neuen Titel

eines Herzogs von Kärnten, Herrn von Krain, der windischen Mark und Egers annahm. An demselben Tage wurden auch des Königs Beschwerden über den Propsten von St. Peter zu Brünn und den Herzog Philipp von Kärnten zu Wien verhandelt. Aus Anlaß der Erwerbung Kärntens wurde aber der König in neue Kämpfe mit dem Baiernherzog und den Ungarn verwickelt, wovon jedoch Wien nicht berührt wurde, dagegen hatten die Ereignisse, welche sich nun im Deutschen Reiche ergaben, auch für Oesterreich und dessen Hauptstadt gewichtige Folgen.

Ottokar, in seiner hervorragenden Stellung, des päpstlichen Schutzes vollständig sicher, hielt es für nicht so schwer, die höchste weltliche Würde zu erlangen — das deutsche Kaiserthum. Dazu schien nun mit dem Tode des Schattenkönigs Richard von England (1272) der Zeitpunkt gekommen, und Ottokar knüpfte sogleich Verhandlungen an, wobei der Erzbischof von Köln eifrig bei den Kurfürsten für ihn warb. Letztere aber waren der Wahl eines mächtigen, ländergebietenden Fürsten wenig geneigt, denn sie hatten ihre souveräne Fürstengewalt während der kraftlosen, in der Ferne weilenden Vorgänger im Reichsregimente vollkommen ausgebildet und sich zu unumschränkten Landesherren emporgeschwungen. Die Verhandlungen zogen sich über ein Jahr hinaus; endlich wurde der Wahltag auf den 29. September 1273 nach Frankfurt ausgeschrieben. Es hatten noch am Tage vor der Wahl Ottokar's Gesandte diesem den Ausspruch des Erzbischofes von Köln, Engelbert von Falkenburg, berichtet, daß seine Sache günstig stehe; wie waren aber dieselben bestürzt, als am nächsten Morgen Herzog Ludwig von Baiern den erwählten König verkündete, und dieser nicht Ottokar war, sondern — Rudolf von Habsburg. Da protestirten die Gesandten Ottokar's und zogen fort; der Letztere wendete sich erbittert an den Papst und bat ihn, die Wahl eines solchen „Bettelkönigs", als des Reiches unwürdig, nicht zu bestätigen. Aber auch die Berichte der übrigen Kurfürsten trafen in Rom ein, und es ergab sich aus diesen, daß Alles ordnungsmäßig bei der Wahl vorgegangen war, und so verschob der Papst, in der Klemme zwischen seiner Protection für den Böhmenkönig und dem einmüthigen gerechten Vorgange der deutschen Fürsten, seine Entscheidung auf das im nächsten Jahre abzuhaltende Concil, und auf diesem wurde nach sorgfältiger Prüfung die Giltigkeit der Wahl Rudolf's ausgesprochen. Es erließ ferner der Papst an Ottokar ein Mahnschreiben, sich dem deutschen Könige zu unterwerfen und die Belehnung zu empfangen.

Mittlerweile war Rudolf von Habsburg am 24. October zu Aachen gekrönt worden und die Zügel der ihm anvertrauten Regierung wurden von ihm mit aller Kraft ergriffen. Die Reichsfürsten erhielten die Belehnung mit ihren Landen und versahen beim Krönungsmahle ihre Reichsämter, nur Einer fehlte — der Mundschenk, und dieser war König Ottokar von Böhmen. Deshalb erging an ihn die Aufforderung, sich am 19. November 1274 auf dem Reichstage zu Nürnberg zu stellen und sich darüber zu verantworten, daß er nicht nach den Reichsgesetzen binnen Jahr und Tag die Bestätigung seiner Lehen nachgesucht habe.

Diese Maßregel hatte in Oesterreich im Anfange wenig Eindruck gemacht; es hingen ja die Mehrzahl der Bewohner, besonders die Städte, mit Begeisterung der Regierung Ottokar's an; nur wenige Adelige, besonders aus Steiermark, in welchem Lande überhaupt Ottokar sich niemals der Beliebtheit erfreut hatte, begaben sich zu Rudolf und führten Klagen über Bedrückung. Dies erbitterte Ottokar auf's äußerste und er verfuhr gegen die Treulosen mit großer Grausamkeit, vermeinend, nunmehr durch Furcht und Schrecken herrschen zu müssen. Daß dabei so manche arge Ungerechtigkeit mitspielte, ist begreiflich, wie z. B. Herr Otto von Meißau als Opfer der Verleumdung seiner Feinde von König Ottokar in einem unterirdischen Gefängnisse der Veste Eichhorn dem Hungertode preisgegeben, dann aber mit Strohseilen erwürgt wurde. (Dessen Sohn Stefan

wurde, wohl als Sühne dieses Unrechtes, von König Rudolf zum Obersten Marschall ernannt.) Er erzielte aber nichts damit, als daß er sich nur noch mehr Gemüther entfremdete.

Im Monate Mai 1275 sendete Rudolf den Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg an den Wiener Hof; derselbe hatte von dem Monarchen sowie von dem zu Augsburg gehaltenen Reichs-Hoftage den Auftrag, Ottokar zum letzten Male zur Unterwerfung unter das Reichsoberhaupt aufzufordern und die Rückgabe Oesterreichs, Steiermarks, Kärntens und Krains zu verlangen, welche Länder als erledigte Lehen dem Reiche heimgefallen seien. „Ich will hier daheime sein und erwarten, was da kommen mag!“ war Ottokar's trotzige Antwort. „Beliebt es mir aber, zu Prag Hof zu halten, so werd' ich das ohne Besorgniß thun.“ Der König ging auch wirklich noch im selben Monate nach Prag, wo er bis Anfangs des Jahres 1276 verweilte. Es muß hier bemerkt werden, daß Rudolf im vollsten Rechte war, als er die Anerkennung seiner Obergewalt durch Ottokar mit Nachdruck forderte; er konnte es durchaus nicht dulden, daß der mächtigste Vasall dem neuen Herrscher trotze, sollte dessen Herrschaft nicht schon vom Anbeginne ein Schatten sein; daß aber sein Besitz von Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain ein rechtloser genannt und die Herausgabe desselben verlangt wurde, das war keinesfalls im Rechte begründet und eine politische Maßregel zur Abschwächung seiner gefahrdrohenden Gewalt. Ottokar hatte ja dem König Wilhelm von Holland den Lehenseid geleistet und im Jahre 1262 auch von Richard von England die Bestätigung seiner weit ausgedehnten Lehen erhalten.

Da war denn nunmehr die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt; es rüsteten beide Theile mit Macht. Ottokar vermeinte die österreichischen Länder durch den Herzog von Baiern gedeckt, der ihm verbündet war, und sammelte sein Heer in Böhmen; aber Herzog Heinrich von Baiern unterwarf sich Rudolf, als derselbe heranrückte, und so schlug der Letztere rasch den ihm offen stehenden Weg nach Oesterreich ein; es öffneten die meisten Städte ihre Thore und das Reichsheer stand bereits am 18. October vor Wien. Hier mußte Rudolf die erste Widersetzlichkeit erfahren; es verschloß die Stadt dem römischen Könige trotzig ihre Thore, einestheils aus Furcht vor Ottokar, anderntheils, weil sie wirklich dem Herrscher, der so viel zum Besten des Landes und der Stadt gethan hatte, diese letztere bewahren wollte. Sie vertheidigte sich wacker unter dem Befehle des als Staatsmann wie als Krieger tüchtigen Bischofs Bruno von Olmütz und des Bürgermeisters Paltram Vatzo. Dieser Letztere spielte überhaupt in der politischen Welt jener Tage eine ungemein wichtige Rolle und war einer der eifrigsten Anhänger Ottokar's. Er war ferner reich, hatte einen großen Anhang und machte schöne Stiftungen, so z. B. im Vereine mit dem Abte Heinrich von Heiligenkreuz die des St. Claraklosters (später einen Theil des Bürgerspitales einnehmend), des Klosters St. Nicola in der Singerstraße, der Todtenkapelle in Zwettl u. s. w. Auch war er der Verfasser einer Landeschronik seiner Zeit.

Die Belagerung Wiens währte genau fünf Wochen, während dieser Zeit eilte Ottokar mit seinem Heere durch Böhmen der Donau zu, aber auch die Stadt wurde schwer geängstigt. Indessen blieben die zahlreichen unternommenen Stürme ohne Erfolg, und Rudolf, dessen Heer bereits wankelmüthig geworden war, mußte den Bürgern drohen, deren Weingärten zu verwüsten, die Landhäuser zu zerstören und alle Widerspänstigen durch das Schwert zu vertilgen, wenn der Widerstand noch länger dauern würde. Da rottete sich der erschreckte Pöbel, um die Uebergabe der Stadt zu erzwingen, vor Paltram's Hause zusammen, wollte dasselbe stürmen und den Bürgermeister mit all' den Seinen erschlagen. Der ebenso wackere als muthige Mann wankte jedoch nicht; es gelang ihm mit Hilfe des

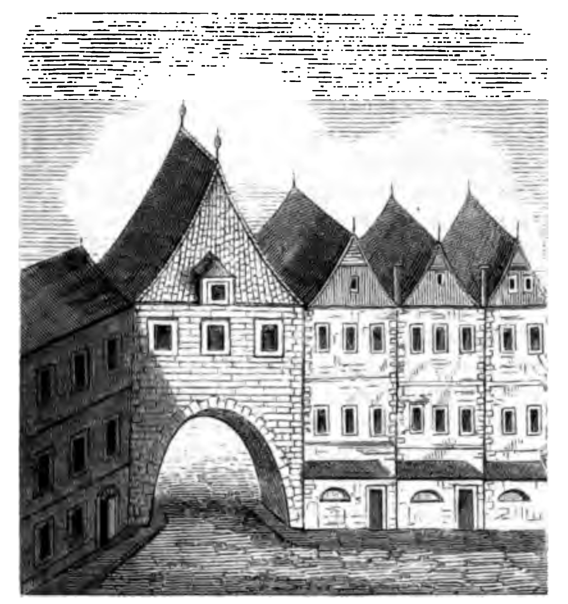
Münzmeisters Kuno und des Stadtrichters Konrad Chrigler, den Muth der Verzagenden nochmals aufzurichten; gleichzeitig sandte er Boten an Ottokar mit der Mahnung, schleunigst zum Entsatze der Stadt herbeizueilen. Das Bemühen war jedoch umsonst. In trostloser Lage, geängstigt von allen Seiten durch die überlegenen Feinde, bedroht von einem Angriffe des an Mannschaft weit stärkeren Rudolf, wie in seinem Rücken durch eine Empörung des Adels in Böhmen, blieb ihm kein Heil weiter als das Ansuchen um Frieden. Dieser wurde von den gewählten Schiedsrichtern Sonnabend den 21. November 1276 unter den härtesten Bedingungen für Ottokar gewährt; die Acht über ihn ward aufgehoben, es blieben ihm die böhmischen Lande, er mußte jedoch allen Ansprüchen auf die österreichischen Lande entsagen. Wien erhielt Vergebung und die Bestätigung seiner Freiheiten. Eine Doppelheirat zwischen zwei Söhnen und Töchtern Rudolf's und Ottokar's sollte das Bündniß befestigen.

Vier Tage nach dem Friedensschlusse (in welchem sonderbarerweise der erste Chormeister der Stefanskirche, Ulrich Mont, den König Ottokar präsentirt hatte, miteingeschlossen war) erschien der Böhmenkönig im Lager vor Wien und erhielt daselbst die Belehnung mit seinen Landen; es ist aber eine vollkommen grundlose Fabel, daß ihm die Begünstigung zugestanden worden sei, die Belehnung im verschlossenen Zelte zu nehmen, daß aber, während er auf den Knieen lag, die Wände fielen und der gedemüthigte König allen Augen preisgegeben gewesen sei. Nunmehr erfolgte der gemeinschaftliche Einzug der beiden Könige in Wien, und die Bewohnerschaft begrüßte den Sieger mit recht ansehnlichen Geschenken. Um dieselbe Zeit erschien auch daselbst Graf Meinhard von Tirol, um dem römischen König persönlich seine Huldigung darzubringen.

Rudolf verkündigte nun einen fünfjährigen Landfrieden, setzte einen Reichsvicar für den Fall seines Todes ein und verweilte in Wien von dieser Zeit an, mit der geringen Unterbrechung eines halben Monates, bis zum Mai 1281. Auch seine Gemalin Gertrude, nach der Krönung Anna genannt, eine geborene Gräfin von Hohenberg, kam in Juni 1277 in Wien an und wurde von der Bürgerschaft durch reichliche Geschenke geehrt. Es war jedoch dieser lange Zeitraum für Rudolf nichts weniger als ein durchwegs friedlicher und behaglicher. Abgesehen von der großen Anzahl derjenigen Geschäfte, welche hier ihre Erledigung fanden und finden mußten und die ein unaufhörliches Kommen und Gehen vieler Würdenträger und mächtiger Glieder des Reiches zur Folge hatten, gab es auch andere und wichtigere Geschäfte, welche, wiederholt begonnen, dennoch nicht zum völligen Austrage gelangen wollten; darunter gehörten die steten Ausgleichsversuche mit König Ottokar, welche dreimalige Friedensentwürfe hervorriefen, aber nie die völlige Beilegung der gegenseitigen Forderungen herbeiführten. In minder wichtigen Geschäften ging es freilich besser. Es ist z. B. aus jenen Tagen eine Begebenheit aufbehalten, welche zudem beweist, daß Rudolf bei seinen sonstigen großen Eigenschaften auch eine reiche Ader Humor besaß, so daß witzige Einfälle nicht nur bei ihm nichts Seltenes waren, sondern ihm auch an Anderen sehr wohl gefielen.

Es kamen nämlich zwei Abgeordnete einer deutschen Reichsstadt an seinen Hof zu Wien und baten in einer wichtigen und dringenden Sache um schleunige Hilfe. Das Erste, was dem munteren Herrscher auffiel, als sie in sein Gemach traten, war, daß der Eine einen grauen Kopf und schwarzen Bart, der Andere aber einen schwarzen Kopf und grauen Bart hatte. Rudolf, der ihr Begehren billig fand und ihnen schon im Herzen seine Unterstützung zugesagt hatte, wollte aber nebenher die Geistesgegenwart und den Witz der Gesandten auf die Probe stellen; deshalb gab er ihnen zur Antwort, daß ihnen unverzüglich Hilfe werden sollte, wenn Jeder von ihnen eine genügende Ursache der sonderbaren Verschiedenheit ihres

Kopfes und Bartes angeben könnte. Sie stutzten. Da sie aber Rudolf's Sinnesart schon kannten, so hätten sie ihn doch gerne auch durch eine schickliche Antwort zu ihrem Freunde gemacht. Sie baten daher, vorerst abtreten zu dürfen, und als sie Rudolf wieder rufen ließ, sagte der Graubart: „Allergnädigster Herr und König, die Ursache, warum mein Bart grau und der Kopf schwarz ist, liegt in der großen Sorge, die ich von jeher darauf verwendet, wie ich das Maul zum Besten möchte unterhalten; darum bin ich früher um den Mund grau geworden, als auf dem Kopfe!" — Der Andere aber mit dem grauen Kopfe und dem schwarzen Barte erklärte: „Das Haar auf meinem Kopfe habe ich mit aus dem Mutterleibe gebracht, den Bart aber mir erst zwanzig Jahre nachher angeschafft; es ist also kein Wunder, wenn mein Kopf grau ist, denn er ist zwanzig Jahre älter als der Bart." — Rudolf war mit diesen Antworten zufrieden und versprach schleunige Hilfe; die Gesandten entfernten sich beruhigt, denn sie wußten, was Rudolf versprach, war so gut als gethan.

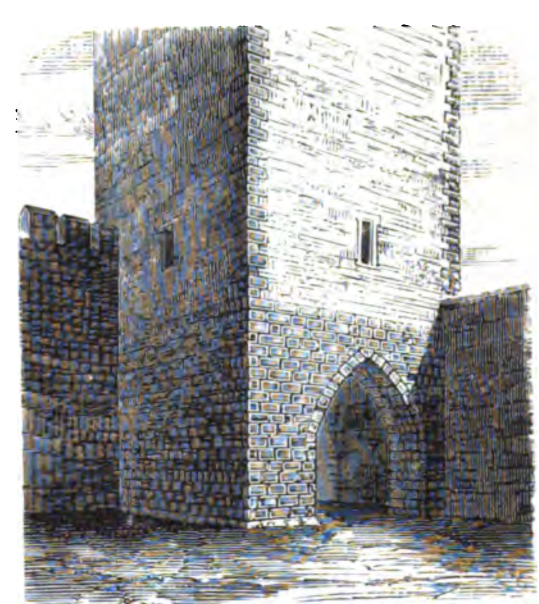

Peiler- (Baiern-) Thor. (Seite 270.)

Rudolf hatte anfangs auch einen sehr schweren Stand mit einem großen Theile der ihm und seinem Hofgesinde feindlich gesinnten Bürger, was fast täglich zu Mord und Todtschlag führte; besonders wenn, wie es zu öfteit geschah, die Ritter und Adeligen bei den Weinwirthen im Winter des Abends und des Nachts von ihren Dienern Wein holen ließen. In herausfordernder Weise stießen da die Bürger im Finstern an die Diener an, und wenn diese unwillig darüber wurden und sich auflehnten, stachen sie dieselben nieder oder erschlugen sie. Die Thäter konnten nicht erforscht werden. Die Sache ging einem der Herren, dem Grafen Friedrich von Leiningen, sehr zu Herzen; er übersah nicht die Folgen so ruchlosen Treibens und verabredete sich mit einem Ritter, Kranich genannt, demselben ein Ende zu machen. Es begaben sich die Beiden, allein und insgeheim versteckt wohl bewaffnet, in der Verkleidung von Knechten auf die Straße, als sollten sie Wein holen, wobei Ritter Kranich eine Kanne trug, und durchstreiften ganz Wien. Wer ihnen begegnete und sie des Weines halber mit Gewalt und Trotz angriff, den stach Graf Leiningen, ein reckenhafter Mann, ohne Säumen nieder, schlug ihm den Kopf ab und Kranich setzte ihn dem Getödteten auf die Brust.

Welches Jammern gab es, als der Tag angebrochen war, und viele Bürger und deren Söhne dergestalt entleibt in den Straßen und Gassen lagen! Die ganze Bürgerschaft erhob sich und beklagte sich heftig bei König Rudolf, daß in seiner Anwesenheit so viele Todtschläge geschehen konnten. Rudolf begehrte nun die Thäter zu wissen — natürlich konnte sie Niemand angeben. Am selben Tage jedoch, als er aus der Burg nach der Kirche ging und die Leichname noch öffentlich

auf der Straße lagen, damit sie der König selbst sehen könne, beobachtete Rudolf sein Gefolge, und nun bemerkte er, wie der Graf Leiningen, welcher ihm zur Seite ging, den Ritter Kranich anstieß und demselben heimlich sagte: „Schau diesen an, dem hast Du den Kopf nicht an die rechte Stelle gesetzt; er liegt neben ihm, statt auf ihm.“

Rudolf schwieg; als er jedoch aus der Kirche nach Hofe kam, ließ er den Ritter zu sich kommen und befragte ihn ernsthaft, ob derselbe um die That wisse. Der Graf erzählte nun gründlich die Ursache und Umstände seiner Handelsweise, wie die Gefahr täglich überhand genommen nnd wie er die Bestrafung der Mörder heimlich selbst auf der Stelle vorgenommen. Er meinte auch, daß denselben damit nur Gerechtigkeit widerfahren sei. „Ihr habt Recht und nützlich gethan; die Lehre wird heilsam wirken!“ antwortete Rudolf. Und wirklich konnten von dem Tage an die Diener des Hofes und der Adeligen ungefährdet sich des Abends und in der Nacht auf die Straßen wagen.


Werderthor. (Seite 271.)

Dem deutschen Könige war die Geistlichkeit unbedingt ergeben, so daß sie sich sogar herbeiließ, eine bedeutende Abgabe von den Kirchengütern zur Deckung der Kriegskosten zu leisten; die Wiener jedoch waren weniger dazu geneigt, um so mehr, als die vorerwähnten, immer mehr verbitterten Verhandlungen zwischen Rudolf und Ottokar einen neuen Bruch vorhersehen ließen, und Ottokar's Partei hierdurch neue Hoffnungen schöpfte. Letzterer hatte wirklich, durch neue Bündnisse gestärkt, in seinen Verhandlungen mit Rudolf immer gereiztere Briefe geschrieben und denselben beschuldigt, böhmische Empörer zu begünstigen. Rudolf ließ durch einen Rath von Bischöfen diese Anschuldigungen als Friedensbruch erklären, worauf Ottokar ohne Verzug die Feindseligkeiten eröffnete und gegen die Donau vordrang.

Schon am 11. November hatte Rudolf mit König Ladislaus von Ungarn zu Hainburg eine Zusammenkunft gehalten, die erforderlichen Verabredungen getroffen und den Zuzug aus dem Deutschen Reiche möglichst geordnet; da Ottokar durch die Belagerung einiger fester Plätze aufgehalten wurde, hatte Rudolf Zeit, in Hainburg seine Truppen zu sammeln, und wir sehen ihn Sonntag den 14. August 1278 bereits nicht mehr in Wien, sondern mit dem Heere die Donau überschreitend und Freitag den 19. bei Marchegg im Lager, wo auch sein Verbündeter, König Ladislaus von Ungarn, zu ihm stieß.

Um sich die Treue der Wiener zu versichern, hatte ihnen Rudolf, bevor er zum Entscheidungskampfe auszog, am 20. Juni 1278 einen Gnadenbrief ertheilt. Derselbe bestätigte die Stadtrechte Leopold's VII. und Friedrich's II. (1237), also auch die Reichsunmittelbarkeit, in ihrem vollen Umfange,

und gab nur den Juden eine günstigere Stellung, indem er sie der Gerichtsbarkeit des Stadtrichters vollständig entzog und direct unter den König stellte. Es wurde darin ferner zu Gunsten der Wiener insbesondere befohlen, daß Niemand, weltlichen oder geistlichen Standes, innerhalb des Burgfriedens von Wien, welcher auf die Entfernung einer „Rast" (deutsche Meile) im ganzen Umkreise der Stadt festgesetzt wurde, eine Burg, eine Feste oder einen Wehrthurm erbauen dürfe, widrigens der Bau von Grund aus zerstört werden müßte; zugleich wurde anbefohlen, alle Festen niederzubrechen, die in diesem gefreiten Bezirke nach Herzog Friedrich's des Streitbaren Tode (1246) erbaut worden waren. Zu bemerken ist hier, daß Ottokar als Herzog von Oesterreich zu Gunsten der Stadt Wiener-Neustadt in dem der Neustadt ertheilten Freiheitsbriefe beinahe dasselbe verordnete. Rudolf soll am 24. Juni 1278 ein zweites Privilegium der Stadt Wien ertheilt haben, das noch weitgehendere Zugeständnisse enthielt, demzufolge auch die vierundzwanzig Mitglieder des Stadtrathes mit der Bezeichnung „Consules" (höchster Magistrat) erscheinen; es wird jedoch die Echtheit dieses Privilegiums noch immer mehrseitig angezweifelt. Jedenfalls hatte durch die Begünstigungen Rudolf die Bürger Wiens für sich gewonnen, und die Partei Ottokar's, welche sich unter dem Bürgermeister Paltram Vatzo wieder regte, vermochte nicht durchzudringen, ja es entging Paltram selbst nur durch schleunige Flucht der über ihn verhängten Todesstrafe.

Mittlerweile langten Briefe aus Rom an, in denen Papst Nikolaus III. den Bann über alle Widersacher Rudolf's von Habsburg verhängte; derselbe wurde natürlich rasch von der Geistlichkeit verbreitet und von ihr besonders Ottokar als der Betroffene bezeichnet, wodurch manche der Anhänger des Böhmenkönigs wankend wurden. Indessen waren sich trotzdem beide Heere an Stärke gleich.

Die Entscheidungsschlacht erfolgte Freitag am 26. August 1278 auf dem Kruterfelde nächst Dürnkrut, längs des Weidenbaches, der die beiden Heere von einander trennte; am 25. hatten sie Aufstellung genommen, je auf drei Hügeln. Am Vorabende, als die endlosen Streiterreihen sich gegenüberstanden, da wurde freilich vielen Kämpfern das Herz schwer; eine Anzahl der Hilfstruppen ergriff sogar die Flucht und ließ sich nicht in die Schlacht ein; die Deutschen aber warteten muthig des bevorstehenden Kampfes, legten die Beichte ab und gaben ihre letzten Aufträge, im Falle sie in der Schlacht umkommen würden.

Es hatten an diesem Tage auch die Kumanen die Vorhut der Böhmen überrumpelt, dieselben gefangen genommen und außerdem 180 Köpfe von erschlagenen Feinden mit sich zurückgebracht.

Am verhängnißvollen Morgen wurde in beiden Lagern feierlicher Gottesdienst gehalten; darauf ordneten sich die Schaaren, die Deutschen in vier, die Böhmen in sechs Heereshaufen. König Rudolf schlug vor der Schlacht noch viele Edle zu Rittern, und diese, wie die Uebrigen, schmückten sich mit den prächtigsten Waffen und Harnischen. Die zwei ersten Treffen bildeten die Ungarn unter dem Grafen Matthäus Csáak, Grafen von Trentsin, das dritte die Schweizer, die Reichstruppen und die Krieger aus Steier, Kärnten und Krain unter des Kaisers eigener Anführung, ihm zur Seite sein Sohn Albrecht mit der Rennfahne und der Markgraf von Hochberg mit dem Reichspanier. Das letzte Treffen bildeten die Herren aus Oesterreich, deren Banner der greise Haslau trug. Abgesondert befehligte Berthold von Kapellen eine erlesene Schaar Oesterreicher, um das Schicksal der Schlacht zu entscheiden.

Bald waren die Heere an einander gerathen; die Deutschen mit dem Feldrufe: „Hie Rom!" die Böhmen mit jenem „Hie Prag!" Eine alte Chronik sagt: „Wie ein gewaltiger Baum vom Sturme hin- und hergeschaukelt wird, so wankte

der Kampf unentschieden". Die beiden Könige selbst leuchteten durch ihre Tapferkeit hervor und befeuerten die Ihrigen. An der Seite Ottokar's focht dessen natürlicher Sohn Nikolaus; als derselbe verwundet zur Erde sank, hieb Ottokar, ohne zu unterbrechen, fort in die Feindeshaufen ein. Rudolf selbst gerieth in hohe Gefahr, den der thüringische Ritter Valens, von riesiger Größe und Kraft, und der eisenstarke Pole Herbot von Füllenstein hatten es auf sein Leben abgesehen; Ersterer hatte ihm bereits das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er in den Weidenbach fiel.

Es eilten zu seiner Hilfe mehrere von seiner treuen Züricher Leibgarde herbei; schnell schwang sich Rudolf auf ein anderes Pferd, bezwang den Polen im Zweikampf und sandte seine Krieger mit den Worten zurück: „Sorgt nicht für den Einzelnen, sondern steht Anderen bei!" Einmal gerieth sogar die österreichische Hauptfahne in's Wanken; dieselbe wurde von einem hundertjährigen Greise geschwungen, dem Landrichter und Signifer Austriae (Panierträger) Otto von Haslau. Vierzehn Streiter aus dem Geschlechte der Trauttmansdorffer waren bereits gefallen — da stürzte sich der Führer der österreichischen Truppen, der alte, unbesiegte Held Heinrich von Liechtenstein, das Banner hoch schwingend, mit seinen Streitern und den Tapfersten der österreichischen Ritterschaft, den Liechtensteinen, Falkenbergen, dem Grafen Schildberg, Hohleneck und Anderen auf die dichtesten Feindesreihen und durchbrach deren Schlachtordnung. Zu diesem kam noch eine glückliche Kriegslist; es rief nämlich der Markgraf von Hochberg mit gewaltiger Stimme aus: „Die Feinde fliehen!" Dieser Ruf fand in Rudolf's Heere ein tausendstimmiges Echo und wirkte mit panischem Schrecken auf die Gegner.

Jetzt sollte, nach dem Plane Ottokar's, ein neuer Heereshaufe, den er in einen Hinterhalt gestellt hatte, hervorbrechen; aber mit Schreck mußte der König ersehen, daß er bisher einem Verräther vertraut hatte, denn der Anführer der Schaar, Milota von Diedic, ließ, aus Rache für eine alte Beleidigung, im entscheidenden Augenblicke zum Rückzuge blasen, statt daß er dem Könige zu Hilfe eilte, und Ottokar mußte erkennen, daß Alles verloren sei. Er wollte seine Niederlage nicht überleben und kämpfte fort, bis alle die Seinigen um ihn gefallen waren. Endlich stürzte auch sein Pferd unter ihm; auf dem Boden liegend, wurde er von gemeinen Kriegern des kostbaren Helmes, der Rüstung und des größten Theiles seiner Kleidung beraubt. In demselben Augenblick kamen Berthold, Truchseß von Emmerberg, und Seifried von Mährenberg heran, welche Beide vom Könige schwere Unbilden, die martervolle Hinrichtung ihrer Verwandten, zu erfahren gehabt und denselben racheglühend in der Schlacht aufsuchten. Als sich Ottokar ihnen zu erkennen gab, stießen sie ihm, wenngleich Rudolf strengen Befehl gegeben hatte, seines Lebens zu schonen, ihre Schwerter in die Brust. Ein milder Edler Otto III. von Perchtoldsdorf, Oberkämmerer von Oesterreich, kam heran. Er nahm Ottokar's Haupt auf seinen Schooß, labte ihn mit Wasser und bedeckte seine Blöße mit einem Schappraum (Pferdedecke, Schabrake), den ihm sein Garzaun (Diener) reichen mußte. Rudolf von Habsburg, das Schlachtfeld durchschreitend, erblickte kaum seinen sterbenden Gegner, als sich seine Augen mit Thränen füllten und er sich in tiefer Betrübniß ihm nahte.

Ein einfaches Kreuz, das sogenannte große „Herrenkreuz", bezeichnete die Stätte, auf welcher Ottokar, bedeckt mit Wunden, gefallen war und auf welcher die Leichname von vielen böhmischen Herren begraben wurden. Im Jahre 1830 aber wurde dieses Wahrzeichen auf dem Kruterfelde demolirt und bis zur Stunde keine neue Denksäule auf dem noch immer bekannten Platze aufgerichtet. Die Rochuskapelle zwischen Angern und Stillfried soll auf dem Punkte stehen, wo

Ottokar seine tödtlichen Wunden empfing. (?!) Es ist ferner nicht uninteressant, daß im Jahre 1304 in Stillfried (V. U. M. B.) dem Pfarrer Siboto, der in der Marchfeldschlacht mitgekämpft hatte, ein Stein gesetzt wurde.

Nach damaliger Sitte blieb Rudolf drei Tage auf dem Schlachtfelde stehen; darauf rückte er nach Mähren und Böhmen, schloß daselbst mit der Witwe Ottokar's Frieden, bestätigte den minderjährigen Wenzel als König und stellte zwischen ihm und seiner Tochter Jutha (identisch mit Judith) ein Heiratsbündniß fest, das jedoch erst 1286 vollzogen wurde. Hierauf nach Wien zurückkehrend, wurde Rudolf mit unendlichem Jubel empfangen. Die geistlichen Orden, die weltliche „Pfaffheit" und eine große Menge Volkes empfingen ihn mit Gesang. Ringsum ertönten die Glocken, und auf allen Gesichtern wies sich die innigste Freude. Sofort zog Alles nach St. Stefan in das Münster, wo Rudolf der Gnade des Allmächtigen Dank sagte. Freudig empfing ihn die Königin Anna mit ihren Kindern, den beiden Töchtern Hedwig (später Markgräfin von Brandenburg) und Clementine (nachmalige Königin von Ungarn und Prinzessin von Neapel) und mancher hohen Frau. Es folgten weiters frohe Festlichkeiten und ein großes Turnier (5. December 1280), bei welchem auch der greise Otto von Haslau mit seinem, vom Könige eben zum Ritter geschlagenen Urenkel Georg von Turs eine Lanze brach.

Der Leichnam Ottokar's wurde von Marchegg nach Wien gebracht, zuerst in das Schottenkloster, woselbst ihn Königin Anna mit einer Purpurdecke schmückte. Derselbe wurde einbalsamirt und dann, begleitet von der gesammten Clerisei, jedoch ohne Sang und Glockengeläute (weil er im Banne verschieden war), in die von ihm gestiftete Minoritenkirche übertragen. Hier ward er im Capitelsaale durch dreißig Wochen mit entblößtem Antlitze zur Schau ausgestellt, damit sich Jedermann von seinem wirklichen Tode überzeugen konnte. Da weinte manches Auge am Sarge des Königs, der seine Ueberhebung mit dem Tode bezahlt hatte, der Stadt jedoch ein edler Beschützer gewesen war. Rudolf besuchte ebenfalls wiederholt und mit tiefer Bewegung den Katafalk. Nach dreißig Wochen endlich kamen edle Herren aus Böhmen, welche die Leiche in ihr Land heimführten, wo sie zunächst in Znaim und später in St. Veitsdome zu Prag ihre Ruhestätte fand.

Es muß hier bemerkt werden, daß von mancher Seite Protest erhoben wird, wenn man König Ottokar als einen „Usurpator" (widerrechtlichen Besitznehmer) bezeichnet; welches Letztere bestimmt nicht aus dem Grunde geschieht, weil der König ein Slave gewesen. Nicht nur, daß Przemysl Ottokar selbst es war, der in seinen Kronländern das deutsche Element entschieden und mit offener Beeinträchtigung des slavischen begünstigte, es liegt der Bezeichnung das staatsrechtliche Verhältniß der österreichischen Länder und auch Böhmens zum römisch-deutschen Kaiserreiche und folglich auch König Ottokar's zu Rudolf zu Grunde. Es sind Böhmen, wie Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain deutsche Reichslehen gewesen, deren rechtmäßiger Besitz von dem Lehens-Empfange abhängig war. Abgesehen von der Besitzergreifung des babenbergischen Nachlasses ohne Berechtigung, mußte König Ottokar jedenfalls seine Länder von dem rechtmäßigen Reichsoberhaupte nach den Reichsgesetzen binnen Jahr und Tag nach der Wahl von Neuem empfangen, wie alle anderen deutschen Reichsfürsten, auch die Kurfürsten sie empfingen. Ottokar wollte solches aber nicht, sondern wollte seine Länder gegen den Willen des rechtmäßigen Reichsoberhauptes behalten, und so war er, Rudolf gegenüber, Usurpator. Als er sah, daß er dem Reichsoberhaupte, das ihm zum Gehorsame zwingen wollte, nicht gewachsen sei, indem er überrascht worden war, bequemte er sich zur Unterwerfung; er verzichtete auf Oesterreich, Steiermark und Kärnten u. s. w., da er darauf kein Recht hatte, und empfing Böhmen und Mähren als Reichslehen; er war also dem Reichsober-



Rudolf von Habsburg bei der Leiche Königs Ottokar.

haupte unterworfen und gelobte Gehorsam. Als er den Krieg nach einiger Zeit erneuerte, weil er glaubte, den König Rudolf überwältigen zu können, da war er offenbarer Empörer. Es durfte doch gewiß kein Reichsfürst (und das war der Böhmenkönig so gut als der Herzog von Baiern oder Sachsen) das Reichsoberhaupt bekriegen, ohne daß er dadurch sein Gelübde gebrochen hätte. Deshalb betrachteten auch Ottokar's Zeitgenossen ihn als Reichsfeind (und zwar als inneren) wie als Feind der Kirche; er entbehrte deshalb auch durch längere Zeit das christliche Begräbniß, weil er im Kirchenbanne geendet hatte. Sieben Monate war er im Capitelsaale der Minoriten aufgebahrt, bis ihn erst die Böhmen abholen und zu Prag feierlich beisetzen durften. Wäre Ottokar Sieger geblieben, wäre wohl das Glück, aber nicht das Recht auf seiner Seite gewesen. Anderntheils ist es wieder einer der ungerechtesten und servilsten Vorgänge, wenn man Ottokar deshalb verketzert, weil er später mit dem Manne in Zwiespalt gerieth, welchem neben der Kaiserkrone auch die österreichischen Lande zugefallen; wenn man ihn als Tyrannen schildert und die Augen gegen all' das Gute verschließt, das diesen Ländern unter dem böhmischen Herrscher widerfuhr.

Im Frühlinge des Jahres 1279 wurde zu Wien am Königshofe die Vermälung seiner Tochter Hedwig mit Otto dem Kurzen, Markgraf von Brandenburg, gefeiert; bei der Hochzeit selbst waren viele Fürsten und Würdenträger der Kirche anwesend, und wurde zur Verherrlichung des Festes ein Turnier gehalten. Auch fand ein Eheverlöbniß zwischen der Prinzessin Katharina und dem Herzoge Otto von Baiern statt. Im Jahre 1280 fand in Wien die Geburt, aber auch der Tod zweier Knaben (Söhne des vorerwähnten Paares) statt. Sonntag den 16. Februar 1281 war für die Bewohner Wiens ein Trauertag gekommen; es erlag nämlich Königin Anna ihrem Leiden, und zwar wird ihr Tod dem übermäßigen Schmerze zugeschrieben, den ihr die Trennung von ihrer geliebten Tochter Clementine, Gemalin Königs Karl Martel's, verursachte. Nach gehaltenem feierlichen Todtenamte wurde ihre Leiche zum Begräbnisse nach Basel abgeführt, begleitet von 400 Berittenen.

Rudolf verweilte noch bis zum Mai 1281 in Wien, unablässig damit beschäftigt, die Zustände der österreichischen Länder dauernd zu ordnen. Er theilte die Ansicht der Hohenstaufen, daß die deutsche Kaiserwürde nur durch eine starke Hausmacht Bestand haben könne; so griff er den Plan Friedrich's II. wieder auf und suchte diese Länder für seine Söhne zu erwerben, daher zunächst in Oesterreich festen Fuß zu fassen und durch Verleihung von Privilegien und Freiheiten die Städte besonders Wien, sowie die vornehmen Adelsgeschlechter zu gewinnen. Diejenigen aber, welche im Widerstande verharrten, wurden von ihm gedemüthigt, so vor Allen die treulosen Chuenringer, welche sich schon nach dem ersten Friedensschlusse mit dem Böhmenkönig Rudolf unterworfen hatten, aber beim erneuerten Kriege so offen für Ottokar auftraten, daß dieser selbst sie ermahnen mußte, vorsichtig zu Werke zu gehen. Rudolf griff sie in ihrem Hauptsitze zu Weitra an und brach ihre Macht gründlich.

Hierauf empfing Rudolf noch einmal die Huldigung aller Stände zu Wien und Linz und übergab bei seiner Abreise seinem Sohne Albrecht die Verwaltung der Lande Oesterreich, Steiermark, Krain, der windischen Mark und von Portenau unter dem Titel eines Reichsverwesers und Landeshauptmannes. Diese Angelegenheit betrieb Rudolf eifrig auch während seines nächsten Verweilens am Rhein und in Schwaben; von sämmtlichen Kurfürsten erhielt er die schriftliche Zustimmung. Darauf berief er seine Söhne Albrecht und Rudolf nach Augsburg und belehnte sie am 27. December 1282 gemeinschaftlich, später am 1. Juni 1283 auf die Vorstellungen der Landstände, welche die Stellung unter zwei Herrschern als gefährlich und unausführbar darstellten, Albrecht allein und

dessen Mannesstamm mit den genannten Ländern und mit allen Bestandtheilen, Rechten und Freiheiten, wie selbe einst die babenbergischen Herzoge besessen hatten.

Da hatten denn die Oesterreicher und die Wiener wieder einen Herrn; es kam mit dem neuen Fürstenthume, mit der Dynastie der Habsburger eine neue Zeit, welche wir alsbald schildern werden; nur müssen wir noch früher der Veränderungen gedenken, welche die Stadt Wien in ihrem äußeren Umfange, ihren Bauten, rechtlichen Zuständen, Bürgerleben u. s. w. während der Ottokar'schen Periode erlitt.

Wiens neue Erweiterung, seine Privilegien, Stiftungen, Kirchen und Spitäler.

Die Regierungsperiode Ottokar's II., Königs von Böhmen, war auch diejenige, in welcher nicht nur beträchtlichere Schöpfungen in Wien entstanden, sondern es wurde auch durch dieselben die Stadt nahezu auf jene Größe gebracht, welche sie bis zu jenem Jahre (1858) behielt, in welchem die neueste Stadterweiterung erfolgte. Es kann eben die in der Zwischenzeit stattgefundene Vergrößerung ihrer Unbedeutendheit und des Umstandes wegen, daß dieselbe nur eine Folge des im 16. Jahrhundert ausgeführten neuen, dem damaligen Befestigungssysteme der Städte angepaßten fortificatorischen Baues war, dabei nicht in Betracht kommen. Vor Allem handelte es sich nach der Feuersbrunst vom Jahre 1262 darum, die Stadt Wien wieder aufzubauen, weshalb der Beschluß gefaßt wurde, die Stadtmauern abermals hinauszurücken und jene Gebäude in die Stadt einzubeziehen, welche bis dahin außerhalb dem Kärntnerthore gegen die Burg und das Schottenthor lagen. Es erfolgte demnach zwischen 1262 und 1276 abermals eine Erweiterung der Stadt Wien. Die neue Mauer schloß sich der alten bei der Singerstraße an und lief, die von der Kärntnerstraße herabgehenden Gassen in weiten Bogen umfassend, bis zur Burg und von dieser weiter, die neue Minoritenkirche, das Schottenkloster und die Fremdenherberge im Elend zur Stadt einbeziehend, wieder zur alten Mauer am Donau-Arm zurück. Bei dieser Erweiterung benützte man die wenigen, aber noch immer festen Ueberreste der Umwallung, welche die einstige römische Civilstadt umgeben hatte; es sind die Grundmauern des Schottenthores, des Judenthurmes u. a. unzweifelhaft als römisches Mauerwerk erkannt worden. Dadurch wurde nun die Stadt abermals auf mehr als das Doppelte ihres früheren Umfanges gebracht und hatte bereits die Ausdehnung erreicht, welche sie einzelne kleine Erweiterungen bei der Burg, Biberbastei &c. abgerechnet, noch in unseren Tagen vor dem Wegfalle der Mauern hatte. Wohl lag die Burg innerhalb der Umwallungen, sie war aber von der Stadt durch einen breiten Graben getrennt und bildete ein festes Castell für sich. Von den älteren Stadtthoren entfiel das Kärntnerthor an der Ecke des Roßmarktes (Stock im Eisen); dessen Name ging auf das neue Thor am Ausgange der gleichnamigen Straße über. Neben der Burg, und zwar da, wo noch bis in die jüngste Zeit der Durchgang unter dem Rittersaale bestand, wurde ein neues Thor angebracht, welches unter dem doppelten Namen Wid- oder Widmerthor (Holzthor, von dem nahen Wid-, d. i. Holzmarkte am Michaelerplatz), sowie schon zeitlich als „Burgthor" im engeren Sinne erscheint. Es muß hier besonders betont werden, daß im Mittelalter das Wort Burg in seiner wortinhaltlichen Bedeutung als „Bergung" häufig für die ganze Stadt gebraucht wurde, so

daß manchmal auch andere Stadtthore als „Burgthor" bezeichnet wurden. Ebenso heißt die Mauth an den Stadtthoren „Burgmauth", so wie sich das Wort „Burgfriede" (Gerichtsbarkeit innerhalb der Stadtgemarkung) noch erhalten hat. Durch das Burgthor wurde übrigens das früher von der Stadt zum Herzogshofe führende Baier-(Peiler-) Thor (Bild Seite 264), welches nun inmitten der inneren Stadt zu liegen kam, überflüssig, doch bestand der feste Thorbogen desselben mit dem thurmartigen Aufbau darüber noch fort und war als Eigen der Stadt theils zu Wohnungen, theils zu Gefängnissen benützt; im Jahre 1732 wurde dasselbe abgebrochen. (Bei der im Jahre 1858 erfolgten Demolirung des Hauses Nr. 1, alt 424, in der Bognergasse erwies es sich, daß die Keller desselben zu den Souterrains des ehemaligen Peilerthores gehörten.) Dagegen verschwand das Thor vor dem Schottenkloster bald und sein nach diesem Stifte lautender Name wurde auf das neue Thor übertragen, welches neben dem nunmehr zur Stadt einbezogenen Kloster in's Freie führte. Bei dem Ausgange zunächst des einstigen Arsenals, in Verlängerung der Hohen Brücke stand bei dem gleichnamigen Thore der Judenthurm. (Bild Seite 249.) — In der Gegend des nachmaligen Arsenals wurde das neue Werder- oder Wasserthor eröffnet. (Bild Seite 265.) Durch Hinausrücken der Stadtmauern wurde auch beim Biberthurm die Stadt erweitert. Der Zeit Ottokar's gehört ferner die Eintheilung der Stadt in die vier Vierteln, als Widmer-, Kärntner-, Schotten- und Stubenviertel, an. Es war ferner für die erweiterte, an Bewohnern rasch zunehmende Stadt auch der alte Marktplatz, der Hohe Markt, zu klein und für die im südlichen Theile der Stadt wohnenden zu entlegen geworden, weshalb in dem neuen Stadttheile auch ein Neuer Markt (1276 in den Urkunden als novum forum erscheinend) entstand, der seinen Namen bis auf den heutigen Tag beibehielt.

Durch die vorbeschriebene Erweiterung unter Ottokar kam auch zur Stadt die Häusergruppe zwischen der Himmelpfort-, Wallfisch- und Kärntnerstraße einerseits, der Seilerstätte anderseits, welche von den in die Kärntnerstraße mündenden Parallelstraßen: der Johannes-, Anna- und Krugergasse, durchschnitten war; es hatten jedoch diese Gassen keinen Ausgang aus der Stadt und bildeten die Wallfischgasse und die Seilerstätte die äußersten Verbindungslinien hinter der Umfriedung. Die Häusergruppe zwischen der Kärntnerstraße und dem Kohlmarkt erhielt durch Ansiedlungen, die sich in der Verlängerung der Seiler- und Spiegelgasse, der Bräuner- und Habsburgergasse gebildet hatten, bedeutenden Umfang; es wurde nunmehr die auf der Stelle der (erst zu Ende des 18. Jahrhunderts eröffneten) Plankengasse bestandene Straße hinter der früheren Umfriedung ein höchst wichtiger Verkehrsweg von dem in seiner Längenausdehnung bedeutend vergrößerten, hingegen in der Breite durch den Einbau der einen Häuserreihe der Seilergasse verschmälerten Neuen Markte bis zum Friedhofe von St. Michael, der sich jetzt über einen Theil der dortigen Befestigungsfläche ausbreitete. Der neue Theil des Neuen Marktes hatte an seiner Südseite je eine Verbindungsstraße gegen die Kärntnerstraße und die Seilergasse; die spätere Klostergasse führte von der Kärntnerstraße zum Schweinmarkt (heute Lobkowitzplatz); es hatte ferner die Kärntnerstraße damals schon ihre ganze Länge erreicht und war, wie schon erwähnt, durch das mit einem daneben stehenden Thurme befestigte Thor abgeschlossen. Das Terrain jenseits der Schaufler- und der die Verlängerung der Herrengasse bildenden Augustinergasse, welches somit die unmittelbare Umgebung der neuen Burg bildete, war frei, die Burg selbst mit den Befestigungsanlagen insoferne in Verbindung gebracht, als der Graben, welcher dieselbe umgab, sich dem Stadtgraben anschloß und selbst das die vorüberführende Straße vom Kohlmarkt her abschließende Widmerthor mit der Burg in unmittelbarem Zusammenhange stand. Der Stadt wuchs eine weitere ausgedehnte Häusergruppe zu, nämlich die jenseits der Herrengasse; deren Mittelpunkt bildete das Minoritenkloster, dessen Kirche in ihrer heutigen Gestalt unter König Ottokar zu bauen begonnen worden sein

soll. (Bild Seite 248.) Die Kirchenanlage war von einem ausgedehnten Friedhofe umgeben, zu welchem die Regierungsgasse und die Kreuzgasse führten; querüber der Herrengasse liefen die Schenken- und Teinfaltsstraße. Endlich gelangte zur Stadt noch der westliche Theil der Häuser zwischen der Als in dem Rinnsale des Ottakringer Baches und der Donau; hier befanden sich die ausgedehnten Baulichkeiten des Schottenklosters, die Freiung, die Häusergruppen zwischen der Herrengasse, Strauchgasse und Freiung, zwischen dem Tiefen Graben, der Renngasse und in der Verlängerung der Wipplingerstraße diesseits der Hohen Brücke. Das Ende der Schottengasse und das der Wipplingerstraße war durch ein befestigtes Werk abgeschlossen; von der hoch gelegenen Verlängerung der heutigen Wipplingerstraße führten übrigens kleine Gässen zur Goldschmiede und zum Donau-Ufer.

In Folge der Hinausschiebung der Umfriedung waren auch in den älteren Stadttheilen manche locale Veränderungen vor sich gegangen; während bis dahin die Stadtanlage auf der Höhe des Steilrandes gegen die Donau abschloß, wurden nunmehr auch die Ansiedelungen am Steilrande selbst zur Stadt einbezogen; dadurch kamen der Salzgries mit seiner inneren Häuserreihe, die Kohlmessergasse bis zu der nun verlängerten Rothenthurmstraße und die Adlergasse inner der Stadtumfriedung zu liegen. Gegen Osten schob sich die Stadt um ein bemerkbares Stück hinaus, dergestalt, daß das letzte Stück der Seilerstätte, die Riemerstraße sammt dem Jakobskloster mit dem Friedhofe und das Dominikanerkloster ebenfalls mit Gottesacker sammt den umliegenden Häusern bis zum „Sauwinkel“ (von dem Stadtthurme so genannt, in welchem sich die Schweineschlachtbank, Brühbank befand, vielleicht aber auch aus Seihwinkel verunstaltet, denn dort seihte sich beim Regen das Wasser aus den höher gelegenen Straßen herab) nunmehr in die Stadt einbezogen waren. Die Befestigungen der zugewachsenen Stadttheile, früher blos in Erdarbeiten, Palissadenführungen und theilweise gemauerten Thoranlagen bestehend, nahmen jetzt auch eine systematischere Befestigung an, und zwar durch doppelte Mauern an der Donauseite, durch befestigte Thore, Thurmbauten und Grabenzüge.

Aus Ottokar's Tagen ist auch eine Erweiterung und Vergrößerung von Kirchengebäuden zu verzeichnen. Da die Stefanskirche sowohl 1258 als 1275 durch Feuersbrünste großen Schaden gelitten hatte, war man eifrig zu ihrer Wiederherstellung bemüht. Bischof Peter von Passau betrieb lebhaft den Restaurationsbau und wurde von König Ottokar eifrig unterstützt. Auch der durch die Feuersbrünste fast verödete Pfarrhof wurde vom Pfarrer Gerhard laut einer von ihm ausgestellten Urkunde vom 25. November 1267 wieder neu erbaut. (Jetzt bedeckt die Stelle, auf welcher derselbe gestanden, das fürsterzbischöfliche Palais, der sogenannte „Bischofhof“, Rothenthurmstraße Nr. 2, alt 869.) Es heißt ferner, daß König Ottokar das Minoritenkloster sammt Kirche mit freigebiger Hand aus Schutt und Asche erhoben habe und den Grundstein zu einer neuen Kirche, das heißt zu jenem Theile, der später mit dem Namen des alten Chores bezeichnet wurde, gelegt haben solle, ohne jedoch die Vollendung seines Werkes zu überleben; indeß walten gegen diese bisherige Annahme gegründete Bedenken vor, besonders der Umstand, daß bei dem Brande von 1276 blos der Zerstörung des Klosters, nicht aber auch der Kirche der Minoriten gedacht wird. Es wäre daher viel eher anzunehmen, daß Ottokar den Neubau des Klostergebäudes begründet und unterstützt hat, wenngleich auch hiervon in keinerlei gleichzeitigen Aufzeichnungen die Rede ist. Im Jahre 1276 erhielt das Kirchlein Maria Stiegen eigene Priester mit bleibendem Wohnsitze; es war dies in Folge einer testamentarischen Stiftung des Rathsbürgers Otto, dem Sohne Haymo's von Neuenburg. Derselbe erhob auch das Johanneskirchlein am Alserbache und das Augustinerkloster am oberen Werd (Roßau) nach dem Brande 1276

aus dem Schutte und bot den Mönchen anderweitige Hilfsmittel. Im Jahre 1260 erbaute die kleine Gemeinde der Landstraße, kaum vierhundert Bewohner zählend, ein einsames Kirchlein zu Ehren des heiligen Rochus und Sebastian (Gegend des heutigen Gotteshauses, damals „auf dem Bergel" genannt); es stand mitten in Weingärten, in einiger Entfernung von den Häusern, welche mehr in der Niederung am rechten Ufer der Wien und gegen das heutige Invalidenhaus lagen; dasselbe hatte keinen eigenen Seelsorger, sondern länger als ein Jahrhundert mußten die Augustiner in der Stadt und jene vom oberen Werd an Feiertagen einen Priester hinsenden.

Im Jahre 1271 bestätigte König Ottokar dem Kloster zu den Schotten in Wien das herkömmliche Begräbnißrecht der Hofleute, der Fremden, der Gäste und eigenen Klosterleute. Im Jahre 1275 weihte Bischof Peter von Passau das neugegründete Kloster St. Nicola in der Singerstraße ein; zu jener Zeit erscheint auch bereits die Kapelle im Heiligenkreuzerhof der inneren Stadt.



Die Hausmutter bei St. Stefan. (Seite 274.)

In jenen Tagen erbarmte sich auch der Pfarrer Gerhard von St. Stefan des völlig in Verfall gerathenen Frauenconvents zu St. Agnes in der Rauhensteingasse. Es hatte Constantia, die Tochter König Bela's III. von Ungarn und zweite Gemalin des Böhmenkönigs Przemysl Ottokar I., nach ihres Gatten Tode (1230) das von innerem Zwiespalte bewegte Böhmen verlassen und sich nach Wien begeben, um dort mit mehreren frommen Jungfrauen, die von ihrer Lebensweise den Namen Inclusae (Eingeschlossene) und Reclusae (Versperrte) führten, ein von aller Welt abgesondertes, beschauliches Leben zu führen. Später begab sie sich, die Streitigkeiten zwischen ihrem Neffen Bela IV. und dem Babenberger Herzog Friedrich dem Streitbaren fliehend, in ihr Vaterland nach Ungarn. Die Frauen blieben in Wien fortan beisammen, aber durch die damaligen Kriegsgräuel drohte dem Schwesternbunde die gänzliche Auflösung. Da sah Pfarrer Gerhard das Bedrängniß des Klosters und erbarmte sich desselben; er restituirte das Kloster (1267) und gab demselben sein Haus und mehrere Weingärten (1271) unter der Bedingung, daß sie ihr Kloster nicht verlassen, sondern darin als Chorfrauen des heiligen Augustin fortan eingeschlossen leben sollten. Der Baumeister Michael Heß aus Nürnberg erbaute Kirche und Kloster neu, andere Wohlthäter steuerten bei, und so erhielt ein Jahr darauf Gertrude, die erste Meisterin des Hauses, und ihre geistliche Gemeinde einen an ihr Kloster stoßenden Bauplatz in der Traiboten- (Himmelpfort-) Gasse und das Kloster vergrößerte sich ansehnlich dadurch. Es nahm

zuletzt jenen Häusercomplex ein, den heute in der Rauhensteingasse die Häuser mit den Nummern 3 und 5 (alt 927, 932), in der Ballgasse mit den Nummern 3, 4, 6, 8 (alt 928, 931, 930, 929) und in der Himmelpfortgasse mit den Nummern 7, 9 und 11 (alt 949, 950, 951) einnehmen. Der Convent gelangte bald zu großer Blüthe, und der Name, welcher ihm ertheilt wurde, „zur Himmelpforte" oder „Himmelspförtnerin" kam derartig in Gebrauch, daß derselbe auch auf die anstoßende Gasse übertragen wurde und sich bis heute erhalten hat.

Die Benennung des Klosters wird von einer reizenden, tiefgedachten Legende hergeleitet. Es lebte in dem vorgedachten Kloster eine junge schöne Nonne als Pförtnerin, die von der Welt noch nichts gesehen, von deren Freuden noch nichts gekostet hatte, welcher aber plötzlich ein ruhefeindlicher Dämon eine unendliche Sehnsucht darnach einhauchte. Eines Abends ergriff sie die Schlüssel der Klosterpforte, legte sie zu den Füßen des Marienbildes nieder, das sich innerhalb in einer Mauerblende befand, und sprach: „Wahre Du Dein Haus, ich kann es nicht länger!" Darauf entfloh sie und warf sich in das Treiben der Welt und ihrer Lust, mit vollen Zügen aus dem Freudenbecher trinkend. Aber schon nach wenigen Jahren fand sie sich getäuscht, betrogen von dem Geliebten, verarmt an Friede und Freude, und so ging sie in rauhem Bußgewande, viele Meilen weit barfuß, mit reuevollem Herzen zurück in das Kloster. Erschöpft und bis zum Tode krank, zog sie in einer mondhellen Nacht an der Glocke, aber — wie zerknirscht fiel sie in die Kniee, als sie erkannte, daß Maria selbst ihr öffnete und ihr die Schlüssel wieder zurückgab. Am nächsten Tage waren die Oberin, wie die Schwestern über die Erzählung der Pförtnerin erstaunt, denn sie hatten sie niemals vermißt und erkannten jetzt, daß während der ganzen Zeit die Gottesmutter selbst als Pförtnerin des Amtes gewaltet hatte. Die Nonne ging noch am selben Tage zum ewigen Frieden ein. Das wunderbare Ergebniß wurde von der Oberin nach Rom berichtet, und der Papst befahl, das Kloster von da an „zur Himmelspförtnerin" zu nennen. Das Bild wurde später in die Hauskapelle übertragen und zur „Hausmutter" des Klosters erwählt. Als im Jahre 1679 die Pest in Wien fürchterlich wüthete, blieben die Klosterfrauen zur Himmelspforte fast allein verschont; dieses und die besondere Andacht, welche schon früher die Kaiserin Claudia Felicitas (Gemalin Leopold's I.) zu dem Bilde getragen hatte, verursachten, daß die „Hausmutter" jährlich durch acht Tage zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde. Der Zulauf des Volkes war außerordentlich, und aller Orte hörte man nur: „Gehen wir zur Hausmutter!" Nach Aufhebung des Klosters (1783) kam das Gnadenbild zu St. Stefan, wo es noch fortwährend in der vormaligen Herzogs-, nunmehr Eligiuskapelle (Bild Seite 273, links, neben dem Riesenthore gelegen) hoch verehrt wird.

Zu Ottokar's Zeit wird auch zuerst urkundlich der Kapelle zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria in Hietzing erwähnt (1253); um dieselbe Zeit wurde auch die Kirche in Hainburg erbaut.

Eine wichtige Gründung des vorerwähnten Pfarrers Gerhard war das Siechenhaus „zum Klagbaum" auf der Wieden. Was den Ursprung dieser Vorstadt (nunmehr Bezirk genannt) überhaupt betrifft, fällt derselbe in die frühesten Zeiten, wo die Gegend „im Bernhardsthal" hieß. Bereits 1211 nennt Leopold der Glorreiche in seinem Stiftsbriefe des Hospitals zum heiligen Geist diese Vorstadt: „Wienne gegen den Fluß Wienn, vulgariter (insgemein) Widem". Die Bezeichnung Wieden hat die verschiedenartigsten Auslegungen erhalten; Einige meinen, sie stamme von den Weidenbäumen an den Ufern des Wienflusses, oder von den Viehweiden in dieser Gegend; Andere vermuthen, es sei der Name der Stadt Wien in Wjden slavisirt worden (etwa zu König Ottokar's Zeit); wieder Andere sagen, daß diese Gegend, welche den Rittern vom Heiligengeist-Orden, deren Hospital und der Antonskirche zugewiesen worden, ein Widum (Widmung) geworden,

woher der Name stamme; am richtigsten ist indeß die Herleitung der Benennung von der Nähe des Widmer- (Holz- oder Burg-) Thores, des alten Wid- (Holz-) Marktes vor der Michaelerkirche, bis wohin sich in älterer Zeit die Vorstadt hinzog, denn das altdeutsche Wort „Wyd“ bedeutet gefälltes Holz. — Die Bezeichnung „Klagbaum“, welche die Gegend speciell hatte (bis 1876 durch die Klagbaumgasse, Häuser Nr. 1 bis 4, alt 442 bis 445, von da an durch die neue gleichnamige Gasse mit den Häusern Nr. 62, alt 446, und 68, alt 441, der Wiedner Hauptstraße erweitert und im Andenken erhalten), stammt aus viel früherer Zeit; denn, bevor noch das Spital errichtet wurde, hieß sie bereits „dacz (bei) dem Chlagpaum“. Es herrschte nämlich im Volke der Aberglaube, es existire ein Gespenst, welches durch sein Wehklagen die Menschen vor gefährlichen Orten, besonders Sümpfen, warne. Man nannte dasselbe die „Klag'“ oder „Wehklag'“. Man dachte sich den Spuk als rollende Kugel am Boden hinkollernd und herzzerschneidende Wehrufe von sich lassend (etwa gar das Entstehen der Kreisel). Zweifelsohne war zu Anfang der neuen Ansiedlung jene Gegend stark versumpft, lehmig (daher auch die Bezeichnung Laimgrube); was Wunder also, daß gar mancher Wanderer des Nachts in eine Untiefe gerieth und sein Jammern um Hilfe für die Klage des vermeintlichen Gespenstes gehalten wurde. Ein mächtiger Baum in der Nähe, der etwa als Aufenthaltsort des Gespenstes galt, erhielt deshalb die Bezeichnung „Klagbaum“. Noch zu Ende des 18. Jahrhunderts mußte in Wiens Umgebung ein unglücklicher Verirrter den Volksglauben bitter büßen. Er war nämlich in einen sumpfigen Rohrteich gerathen und schrie vergeblich drei Tage und Nächte um Hilfe, die jedoch Niemand zu leisten wagte, weil man das Geschrei für die Stimme des Gespenstes „Wehklag'“ hielt. Der Arme, ein Taglöhner, ging elend zu Grunde.

Schon früher bestand in Wien ein öffentliches Spital; es war dasselbe das Bürgerspital vor dem Kärntnerthore (diesseits des Wienflusses), welchem im Jahre 1257 die Herren Otto, Kuno und Konrad von Hohenmarkt vorstanden. Es wurde aber damals unter der Benennung „Bürgerspital“ nicht blos eine Kranken- und Versorgungsanstalt nach heutiger Art, sondern alle, den Bürgern Wiens gemeinschaftlich gehörigen Gebäude verstanden, und dahin gehörten: „ein Haus zum Aufbewahren des Getreides, ein Haus zum Kriegszeug (Arsenal), eines zum Zoll- und Mauthabnehmen, eines zur Bibliothek, eines für die Gefangenen und Uebelthäter (Schranne) und drei Häuser für die armen Kranken“. Davon war das größte zu St. Marx für allerlei Kranke, das zweite für die Aussätzigen (im Klagbaum) und das dritte in Siechenals für die Pestartigen. Gegründet wurden sie von einigen wohlhabenden Bürgern Wiens, die als Knaben arm und verlassen, durch Unterstützung der gutmüthigen Wiener, durch ihren Fleiß und ehrliche Betriebsamkeit wohlhabend geworden waren, und die dann aus Mitleid und Dankbarkeit gegen ihre Mitbürger diese Zufluchtsorte errichteten.

Bereits wurde erwähnt, daß nach Friedrich des Streitbaren Tode Raub, Mord und Brandlegung die Schrecken jener Tage waren, daß dieselben aber in's Maßlose vermehrt wurden durch eine Krankheit, welche die Kreuzfahrer als Errungenschaft aus dem Oriente in ihre Heimat mitgebracht hatten, und zwar die sogenannte Hiobskrankheit, nämlich den Aussatz; daß man als bestes Mittel zur Bannung der Seuche an allen Orten und Enden Badestuben errichtete; nebstbei hatten die Abteien und Klöster, der Stadtrath, die wohlhabenderen Bürgerfamilien ihre eigenen Badestuben im Hause. Die armen Leute jedoch waren sehr schlimm daran, sie fielen schaarenweise der Seuche zum Opfer, und jene Wenigen, die ihr nicht erlagen, bewahrten ihr Leben lang die Spuren an dem Körper. Da stiftete Meister Gerhard, Pfarrer in Sanct Stefans-Münster (1252 bis 1271), Domherr zu Passau und Capellan des Papstes Gregor X., im Jahre 1266 ein Siechenhaus zur Aufnahme armer unheilbarer Aussätziger, und zwar,

wie es in der Urkunde heißt, „auzzerhalb der Stat ze Wienn dacz (bei) dem Chlagpaum“, und diese Ausdrucksart beweist schon, daß das Gebäude in der Nähe des schon derart benannten Baumes aufgeführt wurde. Der Pfarrer widmete dazu mehrere Liegenschaften und stiftete dabei eine Kapelle „zu dem gueten sand Job“, dem alten Vorbilde gottergebener Duldung. Die Einweihung erfolgte 1267 durch den Bischof Peter von Passau in Gegnwart des Cardinal-Legaten (Nuntius) Guido. Der Bau wurde jedoch erst am 5. Juni 1273 vollendet.

Nach der Regel, welche Pfarrer Gerhard den Spitalsbewohnern gab, hatte das Siechenhaus seine eigenen Priester und zur obersten Aufsicht einen Vogt aus dem Rathe der Stadt. Die Siechen waren sehr bescheiden gekleidet, trugen ein „blautuchenes“ Gewand und auf ihrem Mantel ein rothes Kreuz in einem rothen Ringe. Ihr Kostzettel war folgender: „An den Fasttagen je ein Brot, an anderen Tagen zwei Brote. Jeglichem täglich Morgens eine und des Nachts zwei Pfründen (zum Unterhalt nöthige Portion) Wein, und zwar wie sechzehn auf ein Viertel gehen; auch soll man an Tagen, da man Fleisch ißt, jedem des Morgens drei Speisen geben, nämlich Kraut und Fleisch, dann Milch und wieder Fleisch; Abends zwei Speisen, nämlich Fleisch und Käse oder Eier. An Fasttagen jedem Kraut und Häring, Gemüse und ein Stück Fisch. An Samstagen und anderen Tagen, wenn man Käse und Eier ißt, jedem des Morgens Kraut und Käse, Milch und zwei Eier; Abends einen ausgezogenen Käse und je zwei Eier oder eine Milchspeise“

Für diese Pfründe mußten die Aussätzigen bei Tag und bei Nacht abwechselnd die Lauretanische Litanei und Gebete für die Gutthäter des Hauses absingen, was sie, wie eine Chronik sagt, „in langsamem und gar kläglichem Tone continuirlich beobachtet haben“. Von diesen Klagetönen her verbreitete sich die Meinung, als hätte der „Klagbaum“ von denselben den Namen erhalten; indeß läge die Ableitung noch eher in der Sitte, eigene Frauen zu miethen, sogenannte „Klageweiber“, welche gedungen wurden, bei den Leichen der Verstorbenen zu klagen und zu weinen. Diesen Verdienst wies man später den Weibern der Spitäler zu und hat sich diese Sitte noch heute in der Gepflogenheit erhalten, die „armen Leut'“ dem Leichenbegängnisse beizuziehen und für ihr „Klagegebet“ zu bezahlen. Es erscheint ferner nicht unwahrscheinlich, daß die wirklich existirende Bürgerfamilie, die Clagbaumer, Grund zur Benennung gegeben, denn auf einer Urkunde des Jahres 1350 erscheinen noch Heinrich und seine Gattin Katharina als Haus- und Weingartenbesitzer vor dem Kärntnerthore, beim „Heubrückel“, spätere „Mondscheinbrücke“, als Grundbesitzer in jener Gegend. Wie ferner die im Bürgerspitals-Archive liegenden Stiftbriefe erweisen, hatte die Siecheanstalt keine besonders reichliche Vermögenschaft aufzuweisen. Sie führte ein Siegel, auf welchem ein Krückenkreuz, in bedeutsamer Weise auf einem Menschenkopfe aufgerichtet, und in dessen oberen Winkeln rechts ein sechsstrahliger Stern, links ein Halbmond (symbolisch den Papst und den Kaiser, als im Zusammenwirken herrschend, vorstellend) ersichtlich ist. Unterhalb des Querbalkens steht zu jeder Seite ein gegen außen gewendeter Vogel, den Kopf gegen das Kreuz zurückgewendet. Die Legende (Umschrift) auf dem mit Perllinien begrenzten Schriftbande lautet: „† S. Dominarum in Clagpaum“. Das Kreuz im Siegel war dasselbe, welches die Spitalangehörigen auf ihrer Kleidung trugen.

Ueber die Entstehung der Benennung Klagbaum giebt es mehrere Sagen, welche indeß auf Rechnung der phantastischen Begabung der Märchenerzähler jener und der späteren Tage zu setzen sind. Einige erläuterten, daß eine Hebamme, welche allen Kindern, denen sie an's Tageslicht verholfen, die Nothtaufe im Namen des Teufels ertheilt und, nachdem sie von dem Gottseibeiuns geholt worden, in jener Gegend nächtlicherweise „herumgeklagt“ (ein ganz absonderliches Schauer-

stückchen); dann wieder Andere, daß der Reimchronist Ottokar von Horneck unter dem Baume in jener Gegend des Nachts seine Klagelieder über die herrschenden Zustände gesungen haben soll, was allerdings nicht unmöglich ist, denn dieser Minnesänger war in der That als Aufseher des Gotteshauses zu Sanct Job von dessen Schirmherrn Otto von Liechtenstein bestellt, und bewohnte einen nahen „Hof". Als sein Wohnhaus wurde das Haus Nr. 3 (alt 443) in der schon seit Langem bestehenden Klagbaumgasse bezeichnet. Horneck war aus Steiermark gebürtig und behandelte in seiner Reimchronik die Ergebnisse des Zwischenreiches und der Regierung Rudolf's von Habsburg sehr anschaulich und eingehend, weshalb sein Buch eine werthvolle Geschichtsquelle bildet. Gleichzeitig mit ihm hielt sich auch der österreichische Ritter Seifried von Helbling in Wien auf, der, um 1230 geboren, seine Jugend am Hofe eines mächtigen Adelsherrn, wahrscheinlich eines Kuenringers, zubrachte. Derselbe war Besitzer eines Hauses, Baumgartens und Feldes „am Nußberg" zu Nußdorf bei Wien, wo noch im Jahre 1308 ein Weinberg urkundlich den Namen „Helbling" führte. Obgleich daher nicht in Wien selbst hausend, ist er doch mit den Oertlichkeiten der Stadt sehr vertraut und schildert in seinem jungen „Lucidarius" die Sitten aller Stände, wobei die Uebelstände mit scharfer Lauge gewaschen werden. Seine Schilderungen der das Ausland nachäffenden Oesterreicher und sein Bild eines ehrenfesten Wiener Stadtbürgers wurden bereits mitgetheilt.

Auch das bereits früher erwähnte Heiligengeist-Spital, am rechten Wien-Ufer (beiläufig an der Stelle des heutigen Naschmarktes) gelegen, war allmälich in Ansehen und Wohlstand gestiegen. Friedrich der Streitbare hatte 1243 die Stiftung seines Ahnherrn, Leopold's VI., bestätigt und dem Spitale die Begünstigung ertheilt, die zur Verköstigung der Armeen nothwendigen Nahrungsmittel mauthfrei einzuführen; diese Stiftung nun bestätigte auch König Ottokar und gab dem Spitale für alle seine Bedürfnisse die Mauthfreiheit; 1226 gestattete er die Einleitung von Sammlungen zum Ausbaue des Spitals und empfahl die Sammler der Mildherzigkeit der Gläubigen; 1274 gab er eine neuerliche Bestätigung. So kam es, daß das Heiligengeist-Spital bald Grundstücke und Weingärten zu Grinzing, Hütteldorf, Kahlenberg, auf der Wieden und am Wienerberg, Häuser in der Stadt, Mühlen, Burgrechte u. s. w. sich erwerben konnte. Das Siegel dieses Spitales gehört zu den interessantesten, welche aus dem Mittelalter erhalten geblieben sind. In der Mitte des Feldes zeigt sich ein an den Balkenenden sich erweiterndes Doppelbalkenkreuz, darüber der heilige Geist als Taube rechts gewendet, aber ohne Nimbus (Heiligenschein); zu beiden Seiten sind je zwei der Evangelisten-Symbole (Adler, Engel, Löwe und Stier) vertheilt. Der runde, schmale, einfache Leistenrahmen enthält die Legende: „S. Domus Sci. Spiritus e. S. Antonius in Vienna".

Die bereits erwähnte Stiftung des Bürgerspitales, welche durch die Schenkung von 200 Goldgulden von drei Wiener Bürgern in's Leben gerufen worden sein soll, entstand zweifelsohne zur Zeit, wo sich bereits das Bürgerthum Wiens als solches zu fühlen begann. Es geschah dies mit der Verleihung der ersten städtischen Verfassung, mit der ersten Einführung der Selbstverwaltung der Stadt durch ihre Bürger, mit der Verkündigung des Bürgerstatutes des Herzogs Leopold des Glorreichen im Jahre 1221. War es doch in jenen besitzunsicheren Zeiten eine der ersten und natürlichsten Aufgaben der Bürgerschaft, für ihre verarmten Mitglieder zu sorgen und das „Burger-Spital" war zunächst der Erfüllung dieser Pflicht gewidmet. Indeß hatte es, wie dies auch aus dem im Jahre 1268 von dem Meister Heinrich und der Bruderschaft des Bürgerspitales erlassenen Aufrufe zur Unterstützung hervorgeht, auch jene allgemeine Widmung, welche alle in den frühesten Jahrhunderten gegründeten Anstalten kennzeichnet. Die Anstalt selbst erreichte bald

nach ihrer Gründung einen bedeutenden Aufschwung durch eine Reihe reicher Vermächtnisse und Geschenke, die ihr von zahlreichen Wohlthätern zuflossen, und welche größtentheils in Häusern, Aeckern, Wiesen und Weingärten, Burg- und Bergrechten, Zehnten und verschiedenen Besitzungen und nur zum geringsten in Geld bestanden. Den Hauptstock des Fondes bildeten daher die gestifteten, in unbeweglichen Gütern bestehenden Vermögenschaften. Die dem Bürgerspitale zugewendeten Stiftungen zu Mahlzeiten, Handbetheilungen und Kleidern ermöglichten allmälich und im Vereine mit dem Erträgnisse des Wirthschaftsbetriebes der Anstalt auch die Einführung der gänzlichen Verpflegung der Armen, welche anfangs nur eine Unterkunft in derselben erhalten konnten. Die ökonomische Leitung des Spitales führte ein „Spittl-Meister", eine weltliche Person, in deren Hand sich sodann auch die Obsorge über den Spitaldienst vereinte. Die Krankenpflege besorgten ebenfalls die Brüder vom heiligen Geiste (bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinauf), sie bildeten daselbst einen Convent. Die beim Spitale befindliche Kirche war der heiligen Jungfrau und allen Heiligen geweiht, weshalb das Bürgerspital in etlichen Urkunden auch als „Spital zu allen Heiligen" bezeichnet wird. Unweit dieses Spitales stand die St. Kolomanskirche, die von einem Friedhof umgeben war und bereits 1268 erbaut gewesen sein soll, was wohl eher auf eine Friedhofkapelle Bezug haben kann. Das Hauptgebäude des Spitales, das sogenannte „Langhaus", war ein einziger Tract, „wohlgebauet und mit Ziegeln gedeckt"; an dieses aber schlossen sich weitläufige Wirthschaftsgebäude, welche den ganzen Complex bedeckten, der heute von der verlängerten Kärntnerstraße, der verlängerten Weihburggasse, der Wallfischgasse und Seilerstätte und von dem Wienflusse begrenzt wird. Die Besitzungen des Bürgerspitales bestanden aus Häusern in der Stadt, aus Höfen, Gärten, Wäldern, Wiesen und Weinbergen in der näheren und ferneren Umgebung, wie sie im Laufe der Zeiten nach und nach gestiftet wurden, und zu den Einkünften aus diesen Besitzungen gesellten sich noch manche aus der Anstalt verliehene Gerechtsame. Das Siegel dieses Spitales (von 1264 an auf Urkunden erscheinend) hat eine spitzovale Form, im Felde führt es ein einfaches Kreuz auf einem Felsen, zu oberst steht auf diesem eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln und Kreuznimbus, in den vier durch das Kreuz gebildeten Rechtecken ist oben Sonne und Mond und unten je ein Stern angebracht. Die Legende im eingefaßten Schriftbande lautet: „† S. Hospitalis civium in Wienna".

Wie die Stadt selbst, so hatte sich auch das Gemeindewesen fortwährend entwickelt. Die Erhebung Wiens zur freien Reichsstadt (1237) während der Acht Friedrich's des Streitbaren hatte das Selbstgefühl der Bürgerschaft ungemein gehoben und das Stadtrecht Leopold's des Glorreichen in der hierüber ausgestellten goldenen Bulle wichtige Zusätze erhalten. Jährlich soll von kaiserlicher Machtvollkommenheit und, wenn es nöthig ist, mit Zuziehung der Bürgerschaft ein Stadtrichter eingesetzt werden. Demselben steht nicht zu, Abgaben auf die Bürger zu legen, außer was sie freiwillig geben. Den Bürgern sollen keine Dienstleistungen aufgebürdet werden, als solche, welche sie beim lichten Tage beginnen und von welchen sie vor Sonnenuntergang nach Hause gelangen können. Die Juden sollen von allen Stadtämtern ausgeschlossen sein. Kein Bürger, der gute Zeugen zu stellen vermag, darf zum Zweikampfe (Gottesgerichtskampf) gezwungen werden. Zur Volksbildung und zum Unterrichte der Jugend soll ein entsprechendes Studium (Lehrplan) eingeführt werden. Es erhält daher der Meister, welcher durch den Kaiser selbst zum Schulregimente eingesetzt wird, die Macht, mit Beirath der weiseren Männer der Stadt für die einzelnen Wissensfächer beliebige Lehrer anzustellen. Die Wiener Bürger haben das Recht, ihre Waaren von Jenen zurückzufordern, in deren Hände sie durch Schiffbruch oder Wassergüsse gelangt sind.

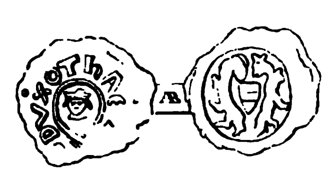
Dieses Privilegium, nach des Herzogs kinderlosem Tode (1246) von Kaiser Friedrich II. erneuert, scheidet sich in wesentlichen Punkten von der Handfeste Leopold's des Glorreichen. Die Stellung der Wiener Bürger ist eine weit selbstständigere geworden, die Lasten derselben werden geregelt, die Rechtsverhältnisse sind weit geordneter, indem die Gottesurtheile fast völlig dem Zeugenbeweise weichen; das Gut der Stadt wird gegen den verderblichen Unfug des Strandrechtes geschützt, und es werden merkwürdige Verfügungen über das Unterrichtswesen erlassen. Es war daher kein Wunder, daß die Wiener diese neugewonnenen Rechte mit der größten Ausdauer vertheidigten und von ihren früheren Landesherrn nur durch grimmige Hungersnoth bezwungen werden konnten. Als dann Friedrich der Streitbare die Stadt zurückgewann, schonte er klugerweise die Rechte derselben, so weit sie nur irgend mit seiner herzoglichen Gewalt verträglich waren, so daß nirgends etwas von einem Eingriffe in die städtischen Freiheiten durch den Herzog verlautet, der es doch vordem mit derlei Gewaltmaßregeln nicht so genau genommen hatte.

Und gerade so verblieb es auch in der Zeit Ottokar's, welcher die Stadt nicht nur erweiterte und in der Drangsal freigebig unterstützte, sondern auch deren Rechte und Freiheiten anerkannte und ehrte. Er wurde daher auch mit der Zuneigung der Wiener gelohnt, insbesondere der angeseheneren Classen, welche selbst dem Reichsheere unter Rudolf von Habsburg muthigen Widerstand leisteten. Ottokar gab den Handelsleuten und Gewerken wesentliche Erleichterungen. Erkennend, welche Hemmungen im Ganzen für den Handel und die gewerbliche Thätigkeit in dem gar zu strengen Abschlusse des Zunftzwanges lag, und wie daraus zunächst doch nur für die in diese Körperschaften vereinigten Genossen selbst, nicht aber für die Gesammtheit wahrhaft ersprießliche Rückwirkungen erflossen, hob er zeitweilig als Begünstigung zu baldiger Verminderung der gräßlichen Verluste und Beschädigungen nach den Bränden vom 28. März, 16. und 30. April 1276, die Zünfte auf, befreite die Wiener durch fünf Jahre von allen Steuern und Mauthzahlungen, stellte ihnen einen ganzen Wald für ihre Bedürfnisse zur Verfügung und bewilligte ihnen die Abhaltung länger dauernder Märkte. Wien besaß auch damals schon recht schöne Ziergärten, und es sollen von hier aus die ersten Tulpen nach Holland gekommen sein, was nichts Ueberraschendes für sich hat, wenn man bedenkt, daß unsere Gartentulpe zuerst im Orient blühte und üppig gedieh, von woher sie die Kreuzfahrer recht leicht nach Oesterreich bringen konnten.

Aus jenen Tagen sind uns auch Münzen aufbewahrt, welche zeigen, daß die Kunst in der Stempelschneiderei bereits vorgeschritten war. Die Münzen sind bereits gut ausgeprägt, nicht mehr so roh gearbeitet und nur auf einer Seite geprägt, wie unter den Babenbergern. So zeigt die von uns (auf Seite 280) beigegebene Abbildung einen Pfennig aus König Ottokar's Zeit, in dessen Mitte ein Haupt mit der Umschrift Dux Othac. und auf der Rückseite der Bindenschild, von zwei Löwen (Böhmens Wappen) umgeben, sichtbar ist; die zweite Abbildung (auf Seite 281) einen Pfennig desselben Königs; die Vorderseite ist ebenso wie beim vorigen gestaltet, rückwärts ein T in einem Schilde, entweder die Münzstätte Tuln oder den Namen des Münzmeisters bedeutend.

Als der Stern Ottokar's zu sinken begann, sicherte sich auch Rudolf von Habsburg im Jahre 1276, nach der Uebergabe der Stadt, die Zuneigung der Wiener durch Bestätigung aller ihrer Freiheiten und Privilegien, und als er zwei Jahre später zum Entscheidungskampfe aufbrach, wußte er sich die Anhänglichkeit Wiens durch ein neues Privilegium zu erhalten. In demselben wurden die darin von Leopold dem Glorreichen eingesetzten „Vierundzwanziger", hier consules (Rathgeber) genannt, bestätigt und demselben befohlen, sich ein- bis zweimal in jeder Woche zu versammeln. Sie konnten den äußeren Rath nach ihrem Gutdünken einschränken oder an Zahl vermehren; in bürgerlichen und peinlichen Sachen hat der

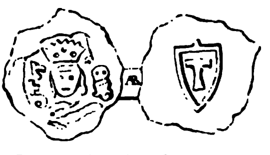
Stadtrichter die ausschließliche Gerichtsbarkeit und nur die Lehenssachen blieben dem Lehensherrn, die Angelegenheiten des Weinbaues dem Bergmeister und die Münzangelegenheiten dem Münzmeister zur Entscheidung vorbehalten. Für Münzverfälschung und für Staatsverrath war das „Augenausbrechen“ (Blenden) die gebräuchliche Strafart, welche durch Vorhaltung glühenden Metalles, Bleches, eines Beckens (Bacino, daher Abacinare genannt) vollzogen wurde. Indeß kommt in den Handfesten Rudolf's der Verlust eines oder beider Augen nur im Falle der Wiedervergeltung für die gleiche Schädigung eines Andern vor. — Im Burgfrieden der Stadt durfte keine Festung angelegt werden, den Bürgern wurde die Reichsmauth erlassen, die Burgmauth, d. h. die an den Stadtthoren zu entrichtende, jedoch bestätigt. Die Verwahrung der Thore wurde den Bürgern selbst anvertraut. Die Stadt durfte ferner zu Jakobi und Lichtmeß zwei große Jahrmärkte halten; der erste solche fand im Jahre 1277 statt. Und so sehen wir auch hier leicht den Fortschritt, den das Gemeinwesen Wiens errang; es wurde der innere Rath mit vergrößerten Befugnissen ausgestattet, von den zahlreichen Ausnahmen des Strafrechtes, welche in Leopold's Privilegium noch gemacht wurden, zeigt sich keine Rede mehr und der Stadtrichter hat, bis auf die ausdrücklichsten Rechte des Reichsoberhauptes, unbeschränkte Gewalt. Der freie Markt, welchen Ottokar nur einmal bewilligte, ist hier zu einem festbestehenden, jährlich zweimal wiederkehrenden Rechte geworden; ebenso wie die Adeligen nicht mehr vom Stadtgerichte befreit sind, ist es ihnen auch verwehrt, im Burgfrieden der Stadt feste Sitze anzulegen.



Ottokar-Pfennig. (Seite 279.)

Bei dieser Gelegenheit möge es uns gestattet sein, ein paar der markantesten Personen jener Tage zu berühren, von welchen bereits andeutungsweise die Rede gewesen. Konrad der Chrigler war 1265, 1274 und 1275 Stadtrichter; seine Familie gehörte zu den ältesten Bürgergeschlechtern Wiens und dessen Sprossen waren, wie alle die großen Rathsbürger jener Zeit, rittermäßige Leute. Der Aelteste, von dem man Kenntniß hat, wurde unter König Ottokar wegen Landfriedensbruch und „Reutterei“ (Ausrottung) hingerichtet. Der Letzte war der spätere Stadtrichter und Bürgermeister Stefan Chrigler (1328), welcher seinen zahlreichen adeligen Neffen, den von Watzmannsdorf, Huigest, Hadmarstorff, Vierdung und Horach (Harrach) ein ansehnliches Erbe hinterließ, darunter das berühmte Haus am Lichtensteg „unter den Fleischbänken“ (den späteren Federlhof). — Eine der hervorragendsten Personen war Otto III. von Perchtoldsdorf, Besitzer des seinen Namen führenden Marktes und der Burg, aus einem Dynastengeschlechte, welches in den damaligen Urkunden immer unmittelbar nach den Markgrafen und Herzogen selbst genannt wird und bis zur Zeit Rudolf's von Habsburg und seiner Söhne das reichste Geschlecht war. Es besaß außer der Stammburg (unweit der heutigen Kirche gestanden) noch die Güter „Gereut“ (heute Mauer bei Hietzing), Kalksburg, Eckartsau, Hof an der March, die Feste Stopfenreit und die Dörfer Breitenweidbach, Fellabrunn und Dewchstorf (Teesdorf); Rudolf ertheilte ihnen dazu die Herrschaften Sommerfeld, Stinkenbrunn, Engelhardstetten, Leubweiß an der Thaya und Weidling. Lange noch vor Erbauung ihrer Burg bekleideten sie das Castellansamt auf Mödling. Drei Ottone aus dieser Familie zeichneten sich namentlich während des großen Zwischenreiches durch ihre kluge Haltung in stürmischer Zeit aus. Vergebens bemühte sich Ottokar, die mächtige Familie für sein Interesse zu gewinnen, dies sollte nur dem Manne im grauen Röcklein gelingen, auf den die Wahl zum römisch-deutschen Kaiser fiel. Otto III., geb. 1229, Erbkämmer von Oesterreich, hauste auf seiner von ihm 1250 erbauten festen Burg auf einem nahen waldigen Berge, die er „Kammerstein“ benannte (nicht nach

seiner Würde, wie es ganz irrig heißt, sondern von dem Worte „cam", d. i. Krümmung, und „Stein", d. i. Schloß, daher die Bedeutung von Kammerstein ganz einfach „Feste auf einem Bergkamm" ist), und in welcher er, als sich der gewaltige Ottokar des österreichischen Erbes bemächtigt hatte, fortan zurückgezogen von dem Hofstaate des neuen, unwillkommenen Herrschers lebte; aber er schloß sich alsbald dem neuen Herrscher an, den er, wie schon erzählt, in die Schlacht am Kruterfelde begleitete und der ihm seine Tapferkeit und Edelmuth durch reiche Gaben belohnte. Er verwandelte die Güter, welche Otto bisher nur zu Lehen getragen, in freies Eigenthum, verlieh dem Geschlechte die Kämmererwürde in Oesterreich erblich und schenkte ihm fortwährend sein volles Vertrauen. Otto befand sich stets unter den Ersten seines und seines Sohnes Albrecht, des ersten Habsburgers in Oesterreich, Hofstaat; im vorgerückten Alter jedoch nahm Otto nicht mehr an den öffentlichen Geschäften Theil und zog sich auf seine Burg zurück, wo er fortan sich nur mehr mit der Sorge für den Markt Perchtoldsdorf befaßte, zu dessen historischer Bedeutung er den ersten Grund legte. Er starb 1286. Während Ottokar's Regierungsperiode ist auch der, am 26. Januar 1275 im 70. Lebensjahre erfolgte Tod des Minnesängers Ulrich von Lichtenstein zu verzeichnen, den eine Sage mit dem Hause Nr. 30 (alt 1044), gegenüber dem fürstlich Schwarzenberg'schen Palais, in Verbindung bringt, welches bis in die neueste Zeit den Schild „zum weißen Schwan" führte, und zwar, wie es heißt, vom Ritter Ulrich, der auf seinen Ritterfahrten stets im weißen Sammt gekleidet war, wie auch seine Knappen weiße Tuchbekleidung, seine Pferde weiße Wappendecken hatten, die Sättel alle silberblank waren, weshalb er „Oesterreichs weißer Schwan" genannt wurde. Die Bezeichnung des Hauses, eines uralten Einkehrwirthshauses, wie auch dessen alterthümliche Bauart bestand bis zum Jahre 1846, wo es Fürst Johann Adolf von Schwarzenberg zu einem eleganten Privathause umbauen ließ.



Ottokar-Pfennig. (Seite 279.)

Die wichtige Periode schließend, von welcher an nunmehr die Sprossen des erlauchten Stifters der österreichischen Dynastie in die Geschichte der Stadt Wien eingreifen, müssen wir über eine Stiftung Rudolf's von Habsburg sprechen, welche er unter seine liebsten im östlichen Donau-Lande zählte. Es ist dies das von ihm zu Tuln gegründete Frauenkloster „zum heiligen Kreuz", das ihm sehr am Herzen lag, weshalb wohl auch die Sage entstand, daß hier sein Herz begraben ruhe. Es verlautet, daß König Rudolf vor Beginn der entscheidenden Schlacht gegen Ottokar im heißen Gebete das Gelübde gethan, im Falle eines glücklichen Ausganges derselben zu Ehren des heilbringenden Kreuzes (bekanntlich trug sein Sohn Albrecht während der Schlacht eine Rennfahne, worauf zum Zeichen eines Gelübdes ein rothes Kreuz auf weißem Grunde glänzte) ein Kloster zu bauen, und es ist Thatsache, daß Rudolf im Jahre 1278 den Grundstein zu einem Nonnenkloster in Tuln legte. Der Grund, warum die Stiftung gerade nach Tuln verlegt wurde, mag in dem Umstande gelegen haben, daß ihn, als er das erste Mal nach Oesterreich kam, die Stadt Tuln mit Ehren und Freuden bewillkommnete. Es mag ferner auch Rudolf's Hofkanzler (Scriba Austriae), Magister Konrad, Einfluß auf diese Wahl genommen haben, denn er besaß zu Tuln einen „Hof" (Aula, Pfalz), der durch eine area (Hofstatt) von der Stadtmauer getrennt war. Konrad, einem vornehmen Bürgergeschlechte des damalig sehr bedeutenden Tuln angehörig, war sehr begütert und eine der einflußreichsten Persönlichkeiten jener Zeit. Früher Landschreiber der Steiermark (1271), dann in Oesterreich (1275) war er von Ottokar sehr begünstigt und geehrt worden, neigte sich jedoch frühzeitig auf die Seite König Rudolf's, der ihm sein vollstes Vertrauen schenkte und ihm die Verwaltung der gesammten Einkünfte der Länder Oesterreich und Steier-

mark übergab. Fast noch mehr wurde er von Herzog Albrecht, dem Sohne des Königs, geehrt, der ihn sogar zu einem seiner Kinder als Pathe nahm und ihn stets „seinen Gevatter und lieben Hausgenossen" nannte. Beide schuldeten ihm auch große Summen.

Die am nordöstlichen Ende Tulns gelegene Hofstatt sammt Kapelle „zum heiligen Kreuz", welche letztere unter der Jurisdiction der Schotten in Wien stand, denen sie vom Herzog Heinrich Jasomirgott war verliehen worden (1158), überließ Konrad seinem Herrn, der ihn dafür durch andere Güter entschädigte. König Rudolf vertraute seine „neue Pflanzung" dem Orden des heiligen Dominicus an, aus Dankbarkeit für den großen Einfluß, den derselbe und der ihm verwandte Minoriten-Orden zu seinen Gunsten in den österreichischen verwaisten Ländern geltend machte. So kamen denn die ersten Nonnen, sieben an der Zahl, aus dem vormals zu Laa bestandenen Frauenkloster nach Tuln, und derart entstand das Nonnenkloster der Dominicanerinnen, oder, wie es später ämtlich genannt wurde, das kaiserliche Frauenstift zu Tuln, als ein Denkmal der Frömmigkeit und Dankbarkeit des Ahnherrn der Habsburger.

Zwei Jahre später erfolgte die solenne Gründung, und die demuthsvollen Worte, welche Rudolf in der zu Wien, 31. August 1280 erlassenen Stiftungsurkunde gebraucht, verdienen allgemein bekannt zu werden. Es heißt darin: „Nicht unserer Macht, nicht unseren Heerführern, nicht unseren Kräften, sondern einzig der Barmherzigkeit und Fügung dessen, der unsere und des Reiches Angelegenheiten bisher so gnädig gelenkt, dem Spender aller Güter nämlich und dem siegreichen Zeichen des heilbringenden Kreuzes, messe er den Ruhm so großen Sieges bei. Zum Preise des vorerwähnten lebendigmachenden Kreuzes und zum ewigen Andenken so großen Triumphes haben wir in unserer Stadt Tuln ein, wie wir glauben, Gott wohlgefälliges Kloster und einen Nonnen-Convent errichtet, der alldort unter Befolgung der Regel des heiligen Augustin und der Vorschrift der Schwestern vom Predigerorden dem göttlichen Dienste sich getreulich unterziehen wird." Nachdem er die Dotationen des Klosters festgestellt, schließt Rudolf diesen seinen ersten Stiftsbrief mit den ernsten Worten: „Bei unserer königlichen Machtvollkommenheit verbieten wir streng, daß kein Reichsunterthan den Convent des Klosters in seinen ihm durch uns als Schenkung bestimmten Gütern und Einkünften irgendwie zu beeinträchtigen wage. Wer dies gleichwohl thun sollte, wird es inne werden, daß er in unsere königliche Ungnade gefallen sei." — Unter den vielen erlauchten Zeugen, welche diese Urkunde bekräftigten, erscheinen auch die beiden Söhne des Stifters, Albrecht und Hartmann von Habsburg.

Ein besonderer Gönner und Wohlthäter des Klosters blieb ferner Magister Konrad von Tuln, der frühere Grundherr, welcher die dem Kloster angehängte Stiftung für sechs Priester des Predigerordens aus seinen eigenen Mitteln bestritt und dadurch sozusagen „Mitstifter" des Klosters wurde; ja es legte derselbe seine Kanzlerstelle nieder, entsagte dem Weltleben und trat in den Dominicaner-Orden, welchem Beispiele auch seine Gattin Ita und seine Tochter Katharina folgten, welche Beide im Dominicanerkloster zu Tuln den Schleier nahmen (1282). Auf Befehl Rudolf's und mit Einwilligung des Ordens versah Konrad das Amt eines obersten „Schaffner" (Pfleger, Amtmann) im Tulner Frauenkloster. Später wurde Ita Priorin desselben.

In neuester Zeit hat, vertreten durch hochangesehene Geschichtsforscher, die sogenannte Habsburger-Gruft zu Tuln viel Staub aufgewirbelt; es sollte im kaiserlichen Frauenstifte nicht nur das Herz des Königs Rudolf von Habsburg, seinem eigenen Willen gemäß, dort beigesetzt, sondern auch noch siebzehn Nachkommen desselben (Kinder, Enkel und Urenkel) der geweihten Erde der Klosterkirche übergeben worden sein; zunächst hieß es, daß seine Tochter Euphemia

und sein Sohn Friedrich dort begraben liegen. Es ist dies beides unrichtig. Euphemia (deutsch Offmey), Nonne im Kloster, war nicht Rudolf's, sondern des Königs Friedrich des Schönen natürliche Tochter, und Prinz Friedrich gehört unter jene zweifelhaften Söhne des großen Habsburgers, von welchen in keinem der bewährten chronologischen Register die Rede ist. Die ungemein sachkundigen Forschungen des Herrn Dechanten und Stadtpfarrers Dr. Anton Kerschbaumer haben nunmehr zweifellos festgestellt, daß die Erzählung von der Beisetzung des Herzens König Rudolf's von Habsburg in der Tulner Gruft historisch unhaltbar ist (die Sitte, die Eingeweide und speciell das Herz abgesondert von dem Leichname zu bestatten, begann nachweislich erst mit Ernst dem Eisernen, gest. 1424), daß bestimmt die Kirche des Klosters keine Habsburger Familien-Gruft barg, daß ferner wohl einige Glieder der erlauchten Habsburger Familie, größtentheils Kinder, in der Nonnenklosterkirche zu Tuln begraben, bei der Räumung der Gruft (1788) von Seite des Käufers des Kirchengebäudes, dem Haarzopfband-Fabrikanten Karl Leopold Bürger aus Erfurt, herausgenommen und in dem angrenzenden Garten zerstreut verscharrt wurden; daß jedoch diese Ueberreste der Habsburger Gebeine in neuester Zeit theilweise aufgefunden, gesammelt und von dem vorgenannten Herrn Dechant selbst vorläufig, nach vorausgegangener führender Weihe derselben, in der Anfangs des 13. Jahrhunderts, der Sage nach auf den Trümmern eines heidnischen Jupiter-Dolichenus-Tempels erbauten, Dreikönigskapelle zu Tuln beigesetzt wurden, welche letztere nunmehr eine in jeder Hinsicht passende ehrenvolle Ruhestätte für die einst in Tuln beigesetzten Nachkömmlinge des Ahnherrn der erlauchten Dynastie, daher ein wahrhaft würdevolles habsburgisches Mausoleum bildet. (Bild Seite 289.)

Zu erwähnen wäre hier noch, daß auch das Herz Ottokar's von Böhmen in Oesterreich zurückgeblieben sein soll, und zwar wurde es vermeintlich in der Minoritenkirche beigesetzt, leider aber soll es, wie der Sarg Blanka's, verschwunden sein. In den Vierziger-Jahren tauchte die Meinung auf, dasselbe möchte sich in der Lehenstube, früheren Kapelle der Minoriten, befinden. Von Nachforschungen in dieser Beziehung wurde nichts öffentlich bekannt.

In Wien aber mochten die Herzen der Bürger freudigstolz sich heben, als ihre Vaterstadt zu so schöner Entwicklung gelangt war: es konnten die Bewohner der nun zum dritten Male reichsunmittelbaren Stadt, welche keinen Herrn als des Kaisers Majestät über sich zu erkennen hatten und über die Angelegenheiten ihrer Vaterstadt so selbstständig verfügten wie ihre älteren Genossen am Rhein und an der Spree, mit gerechtem Stolze ihr Haupt hoch tragen! Dabei ist gewiß das Bild des Bürgers in jener Zeit, wo die Städte als Sitze des Gewerbefleißes und Reichthums, der Cultur und Bildung von den wackersten Kaisern als Gegengewicht wider den zunehmenden Verfall des streit- und verschwörungslustigen Adels begünstigt wurden, eines der anziehendsten aus dem Mittelalter. Und so schreiten wir mit neu geschöpftem Muthe zur weiteren Entwicklung Wiens unter dem neuen Herrscherstamme der Habsburger.

IV. Buch.

Entwicklung Wiens

unter dem

neuen Herrscherstamme der Habsburger.

Die Herzoge Albrecht I. und Rudolf III.

Die österreichischen Lande hatten wieder einen Herrn erhalten: Herzog Albrecht I., Sohn Rudolf's von Habsburg mit Anna von Hohenberg, der ihnen zu Basel am 13. Juni 1248 geboren wurde. Er führte, seines Antheiles an der Marchfelder Schlacht wegen, den Beinamen „der Siegreiche". Wohl war er der Schirmherr des Landes und der Stadt, keineswegs jedoch der Herrscher, denn durch die Freiheiten, welche der Stadt Wien bestätigt und erweitert worden waren, durch die ihr Charakter als freie Reichsstadt neuerdings festgestellt erschien, waren die oberherrlichen Rechte des Herzogs in sehr empfindlicher Weise beeinträchtigt, seine Gewalt vielfach abgeschwächt und insbesondere in Bezug der wichtigsten Stadt seines Gebietes bedeutend geschmälert. Anderntheils muß wieder gesagt werden, daß dies von Uebel war, denn in jener Zeit, wo die Macht der Gebietsherren im Wachsthume begriffen war, konnte nur von einem Herrscher Heil zu erwarten sein, der es verstand, die gesunkene Macht des Landesfürsten wieder zu festigen und neu zu erheben.

Allerdings war Albrecht I. vollkommen der Mann dazu. Er ging mit festem und entschlossenem Charakter an diese seine Aufgabe und war zur Erreichung seiner Ziele eben nicht wählerisch in den Mitteln. Deshalb nannten ihn seine Zeitgenossen grausam und hart; die neuere Zeit ist aber diesem Fürsten wieder gerechter geworden, und so gilt es heute zu zeigen, daß gar viele der ihm gemachten Vorwürfe nur in der Parteianschauung seiner Zeitgenossen wurzeln. Es lag vielmehr in seinem unerschütterlichen Streben zur Festigung der Regentenmacht der politische Aufschwung Oesterreichs, und so muß dem Urtheile jenes berühmten Geschichtsschreibers Recht gegeben werden, der mit Bezug auf die so lange vorherrschend gewesene Anschauung Albrecht den „bestverleumdeten" deutschen Kaiser nennt.

Nicht nur der Adel, sondern auch die Bürgerschaft Wiens empfand alsbald das feste Auftreten der herzoglichen Gewalt und deren Widerstand gegen die eingeschlichenen Eigenmächtigkeiten, die doch ganz bestimmt mit der Landesherrlichkeit

unvereinbar waren. Da gab es nun freilich gewaltigen Zorn; und dieser wendete sich zu allernächst gegen des Herrschers Rathgeber, jenes Gefolge treuer Vasallen, das er von seinen Stammgütern mit nach Oesterreich gebracht. Die Herren unterstützten den Herzog recht eifrig in ihren Reformplänen, vergaßen dabei aber, nach Menschenbrauch, nicht das eigene liebe Ich und wußten recht wacker für ihre eigene Wohlfahrt zu sorgen. Sie verheirateten ihre Söhne mit den reichsten Herrentöchtern des Landes und gewöhnten sich nach und nach — wie ein Chronist sagt — „den Fürsten, bei dem sie Alles galten, Andern um Geschenke und Gaben zu verkaufen". Dadurch wurden diese Fremdlinge reich und groß, wogegen die Eingeborenen in Armuth geriethen, wie denn der Herr von Wallsee seinen Kindern an 10.000 Mark Silber jährliches Einkommen hinterließ, da er doch nicht so viele Pfennige mit in's Land gebracht hatte.

Vor Allem verdroß es die Landesherren in Oesterreich, daß die „Schwaben", wie sie selbe stets nannten, beim Fürsten Alles galten und sie das Nachsehen haben sollten. Deshalb fingen sie im Jahre 1281 an, öffentlich darüber zu schelten, und bemühten sich, die Räthe bei Jedermann verhaßt zu machen. Sie sagten: „Es sind Herkömmlinge, aus ihrem Vaterlande Entlaufene. Weil sie in Schwaben nichts zu leben gehabt, sind sie in das fruchtbare Oesterreich gekommen, daß sie den Inwohnern die Früchte wegfressen und wie die Schwammen Alles an sich ziehen. Unser Fürst ist ihr Gefangener, den sie vor uns verschließen; es ist uns aller Zutritt bei ihm versagt. Wenn es dergestalt fortwährt, so werden wir in Kurzem so viele Fürsten als Schwaben im Lande haben." — Aehnliche Reden stießen sie täglich vor dem Volke aus, und sie begehrten öffentlich, ohne Scheu, daß der Herzog die „Schwaben" aus seinem Rathe thun solle, da gewiß unter ihnen selbst Viele wären, welche derlei Aemter viel besser zu versehen verständen. Es kam dem Herzoge ein solches Begehren höchst befremdlich vor, indeß, er verbarg seinen Unmuth darüber und wies sie gütlich ab.

Auch in Steiermark waren Viele gegen Albrecht übel gesinnt, und als sich derselbe dahin verfügte, wurde mittlerweile in Oesterreich ein heimliches Bündniß gegen ihn geschlossen. Die vornehmsten Häupter kamen in Triebensee (V. U. M. B.) zusammen und beriethen darüber, wie Herzog Albrecht zu vertreiben und an seinerstatt König Wenzel II. von Böhmen, des Herzogs Schwager, einzusetzen wäre. Nachdem das Bündniß geschlossen, begab sich eine Deputation, bestehend aus Leutold von Chuenring, Hadmar von Sumeregg und Konrad von Sumerau, zum Herzoge und begehrte mit trotzigen Worten die Bestätigung ihrer alten Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten; sie fügte bei, daß alle Ausländer vom Rathe und vom Hofe abgeschafft und dagegen die Inländer deren Würden einnehmen sollten.

Herzog Albrecht erkannte, daß es sich vor Allem um die „Schwaben" handle, die ihn bei den Landständen verhaßt gemacht; da er jedoch deren treue Dienste jenen der unruhigen Köpfe vorzog, beschloß er, den Anforderungen kein Gehör zu geben. In der Absicht aber, die Gegner auszuforschen, erklärte er, daß er ihnen gerne willfahren möchte, doch sollten sie ihm von den „Schwaben" drei Räthe lassen, nämlich Hermann von Landenberg und die Brüder Eberhard und Heinrich von Wallsee, welche er doch füglich nicht ihrer Ehren entsetzen könne, da sie mit dem Lande Oesterreich durch ansehnliche Heiraten und Schwägerschaften verbunden und sich auch sonst wohl verdient gemacht hätten. Als ihm nun die Deputirten antworteten, sie wollten lieber hundert Andere, als gerade diese Drei leiden, erzürnte sich der Herzog und erwiderte: „Um Eures Drohens willen würde ich nicht den geringsten Stallbuben von mir lassen. Uns gebührt es, zu gebieten und nicht zu bitten, Euch aber, zu gehorchen und nicht Gesetze und Ordnung zu geben. Sprecht kein Wort weiter davon, oder seid Unserer vollsten Ungnade gewärtig". — Mit diesen strengen Worten wurden sie entlassen.

Hier muß bemerkt werden, daß das Rittergeschlecht der Wallsee schon unter Kaiser Rudolf I. eine auf die Geschicke des Landes einflußreiche Stelle einnahm, denn der Ahnherr der österreichischen Dynastie gab seinem zum Regenten der österreichischen Erblande bestimmten Sohne Albrecht die vorerwähnten Herren Eberhard und Heinrich von Wallsee als Räthe, welches Vertrauen sie im vollsten Maße rechtfertigten. Ulrich und Heinrich von Wallsee stritten unter Albrecht I. gegen den unruhigen aufrührerischen Grafen Ivan von Güns und kämpften später (1322) in der Schlacht bei Mühlbach gegen Ludwig den Baier. Ritter Eberhard stiftete das Cistercienserstift Seissenstein (1334) und das Frauenstift desselben Ordens zu Schlierbach (1355), ferner die Minoritenklöster in Linz und Enns. Er starb 1357 und wurde in der Familiengruft zu Seissenstein (V. O. W. W.) beigesetzt. Die von den Wallsee gegründete gleichnamige Burg, gegenüber von Arbing und Baumgartenberg, am rechten Donau-Ufer liegend, ist der imposanteste Wehrbau der Westgrenze Niederösterreichs. Der Grundfels, aus welchem schon seit Jahrhunderten die allgemein verwendeten Mühlsteine gebrochen und in den Handel gesetzt werden, ragt aus der Donau-Mündung, an der Nordseite steil abfallend, an 100 Fuß heraus. (Bild Seite 297.)

Aufgewiegelt von den Landständen, hatten sich auch die Wiener immer mehr gerührt, wie sie denn zur vorerwähnten Versammlung ihre Abgeordneten geschickt hatten. Nunmehr verkehrte aber die Bevölkerung ungescheut mit den Aufwieglern, welche ihr in jedem Falle große Hilfe und sonst goldene Berge versprachen, so daß zuletzt das Volk begann, den herzoglichen Räthen und ihren Anordnungen Trotz zu bieten und nicht nur gegen dieselben, sondern selbst gegen den Fürsten allerlei Schmachreden auszustoßen und sich zahlreich auf den öffentlichen Plätzen zusammenzurotten. Unter Andern ließen sich die Schuster zu der übermüthigen Aeußerung hinreißen, „sie wollten den Burggraben mit ihren Leisten ausfüllen und darüber hin laufen". Dieses bedeutsame Wort wird bis heute mißverstanden, da man es wörtlich nimmt, während es doch nur die große Zahl der Mitglieder dieses Gewerbes in der Stadt andeuten und dem Herzoge die Nachgiebigkeit nahe legen sollte. In jedem Falle ängstigte derlei die Hofleute, und sie riethen selbst dem Herzoge, er möge zur Beschwichtigung des unruhigen Volkes etwas nachgeben und durch die Finger sehen, auch lieber die Zeit abwarten, wo er die Rädelsführer mit Fug und Recht bestrafen könne. Aber solche Nachgiebigkeit lag nicht in der Art und Weise des ebenso tapferen als standhaften Landesfürsten. Seine Antwort war, daß er sich durchaus nicht durch die Drohung seiner Unterthanen schrecken und seine Maßnahmen umstoßen lasse. Es sei ihm wohl bewußt, wie, wenn er ihnen jetzt in dem Wenigen nachgäbe, sie alsbald nur desto kecker und, alle Jahre, jetzt Dieses, dann Jenes begehrend, den gleichen Aufruhr erwecken würden. Endlich aber schickte er doch zu ihnen und ließ sie fragen, was denn eigentlich die Ursache ihres Auflaufes wäre und worauf sie es denn abgesehen hätten. Mit tobendem Geschrei wurde geantwortet: „Saget Eurem Fürsten, daß, wofern er es nicht bei unseren alten Freiheiten verbleiben ließe, wir ihm ferner keinen Gehorsam mehr leisten wollen!"

Dies war dem Regenten doch zu arg. Ohne die Hilfe zu erwarten, welche ihm aus Schwaben kommen sollte, was ihm gefährlich und nicht rathsam erschien, begab er sich mit seiner Gemalin Elisabeth (Tochter des Grafen Meinhard IV. von Görz), den Kindern und dem Hofstaate aus der Stadt und auf den Kahlenberg. Ihn begleitete auch ein entschiedener Anhänger, Pfarrer Gottfried von St. Stefan, sein Protonotar, Domherr zu Passau und Worms, zugleich Pfarrer bei St. Ulrich in Neustadt, zu Mistelbach und Herrenstein (wo er 1295 starb). Der Herzog zog nun seine Mannen an sich und verlegte alle Wege gegen die Stadt, so daß keine Lebensmittel hinein, keine Person aber aus der Stadt heraus kommen konnte. Er benachrichtigte auch von diesem Ereignisse seinen Vater, wie

auch seine Verwandten und guten Freunde, welche nicht säumten, ihm ausgiebige Hilfe zu schicken. Die Landstände hingegen hatten sich wohl auch von Seite ihrer Verwandten und Bundesgenossen Hilfe versehen, den Wienern auch solche bestimmt zugesagt, da jedoch diese Hilfe vollständig ausblieb, konnten auch sie selbst den Einwohnern der Stadt keine Unterstützung leisten.

Gar bald machte sich bei dem Umstande, als die Stadt gesperrt und von Insassen überfüllt war, die allerschwerste Bedrängniß fühlbar — der Mangel an genügenden Lebensmitteln und die Hungersnoth wurden immer drückender. Die Handwerksleute und Taglöhner stürmten in die Häuser der Reichen und forderten, daß man ihnen Brot verschaffe, widrigenfalls sie dieselben gefangen und gebunden dem Fürsten ausliefern wollten. Der Rath und die vermöglichen Bürger, darunter als angesehenster Herr Konrad Breitenfelder, vertrösteten das Volk auf Hilfe und Zufuhr, die in wenigen Tagen ankommen würde; allein weil die Theuerung täglich zunahm und, wie eine Chronik meint, „der Bauch, so keine Ohren hat, sich mit Worten nicht wollte abspeisen lassen“, griffen endlich die Hungrigen zu den Waffen, und es wäre zu blutigen Krawallen in Wien gekommen, wenn nicht etliche Geistliche in's Mittel getreten wären und der Rath versprochen hätte, wofern innerhalb sechs Tagen keine Rettung käme, sie sich alsdann mit dem Fürsten vertragen wollten.

Mittlerweile aber hatte bei den besonneneren Bürgern klügere Einsicht platzgegriffen; sie erkannten die große Gefahr, in welcher sie sich befanden, wie sie von den Landherren getäuscht worden wären, und spät begann die Reue sich zu regen. Sie baten den Schottenabt Wilhelm (den zweiten dieses Namens), daß er sich zum Fürsten begeben und ihnen seine Verzeihung erflehen möge, welche sie, obwohl sie sich gröblich gegen ihn vergangen, dennoch durch die Mit-Fürbitte der frommen Fürstin Elisabeth zu erlangen hofften. Der Abt, von ihrer Noth und Reue gerührt, begab sich auf den Kahlenberg, und nachdem er die Herzogin für sein Vorhaben gewonnen, gelang es ihm durch ihre holdselige Fürsprache wenigstens Zutritt beim Herzoge zu erhalten. Eine Deputation der Wiener folgte ihm nach, mit bloßen Häuptern und Füßen, fiel auf die Kniee und bat unter vielen Reuethränen um Erlassung der wohlverdienten Strafe für ihre begangene Thorheit; die Wiener versprachen ferner, ihm, als ihrem lieben und gnädigen Landesfürsten, künftighin alle schuldige Treu und Gehorsam zu leisten.

Herzog Albrecht, keineswegs harten und unversöhnlichen Gemüthes, fühlte sich durch seiner Gemalin, des Abtes und der Bürger klägliches Bitten, ganz besonders aber durch den gram- und nothgebeugten Anblick der Fußfälligen bewegt und verzieh ihnen vollständig; er bedung sich jedoch, daß sie ihm alle ihre Freiheitsprivilegien zustellen sollten. Dies geschah alsbald, und darauf ließ Herzog Albrecht die Vornehmsten seines Hofes zusammentreten und die Urkunden vorlesen. Da wurden denn alle jene Documente, in welchen nach des Herzogs und der Räthe Ansicht etwas enthalten war, was ihm und seinen Erben nachtheilig zu sein vermochte, in Stücke zerrissen. Sehr bezeichnend und richtig meint ein Chronist: „Also ging es den Wienern wie jenem Esopischen Hunde, dem das Stück Fleisch aus dem Maul entfiel, als er nach dessen größeren Schatten geschnappet“. Ferner mußten zu Klosterneuburg der Stadtrichter, der Bürgermeister, der innere und äußere Rath und die ganze Gemeinde Wiens für Albrecht und seine Nachfolger Gehorsambriefe ausstellen, auf alle mit den Rechten des Landesoberhauptes nicht vereinbarlichen Freiheiten und auf alle öffentlichen und geheimen Bündnisse verzichten, widrigenfalls sie sich selbst und ihre Habe dem Herzoge verfallen erklärten.

Diese Ceremonie fand in der neuen Burg zu Klosterneuburg statt. Die Habsburger erkannten wie ihre Vorgänger den Werth von Klosterneuburg, allein es hatte der Fürstenhof daselbst im Laufe der Zeit durch Krieg, Brand und Ueber-

schwemmung schwer gelitten, was Ursache zu vielfältigem Flickwerk gewesen
Einestheils sagte Albrecht daher dieser Aufenthalt nicht mehr so recht zu, ar
theils war das Gebäude nicht fest genug und waren überdies die Lebensverhä
und Anforderungen in Betreff einer fürstlichen Wohnstätte andere geworden;
so baute er sich, als er sich häufiger zu Klosterneuburg aufhielt, eine neue
am Ende der Stadt gegen das Kirlinger Thal zu. Der neue Palast wa
ansehnliches Gebäude und hatte, wie der alte, ebenfalls seine eigene Hausk
die Albrecht I. zu Ehren des heiligen Märtyrers Achaz und seiner Ge
einweihen ließ; er verleibte jedoch die Kapelle dem Stifte ein. Später wurde
halb dieser Kapelle eine zweite mit einem Altare zu Ehren der heiligen
errichtet. Trotz der Errichtung der neuen Burg und der neuen Kapelle bei der
wurde die alte Burgkapelle nicht vernachlässigt; Albrecht schenkte im Gegen
der Johanniskapelle im Jahre 1290 einen Bauernhof und überließ ein Jahr d
dem „Glasermeister" Eberhard den Genuß eines Weinberges mit der Ver
tung, dafür die Fenster der Kapelle, denen eine besondere Sorgfalt zuzuw
sei, in gutem Stande zu erhalten. In dieser Urkunde erhält Meister Eberl
das Lob ganz besonderer Geschicklichkeit und Erfahrenheit, woraus erhellt, da
Kapelle mit werthvollen gemalten Fenstern versehen war, deren Schmuck und
mit jenem des Marmors wetteiferte, woraus die Kapelle errichtet war.

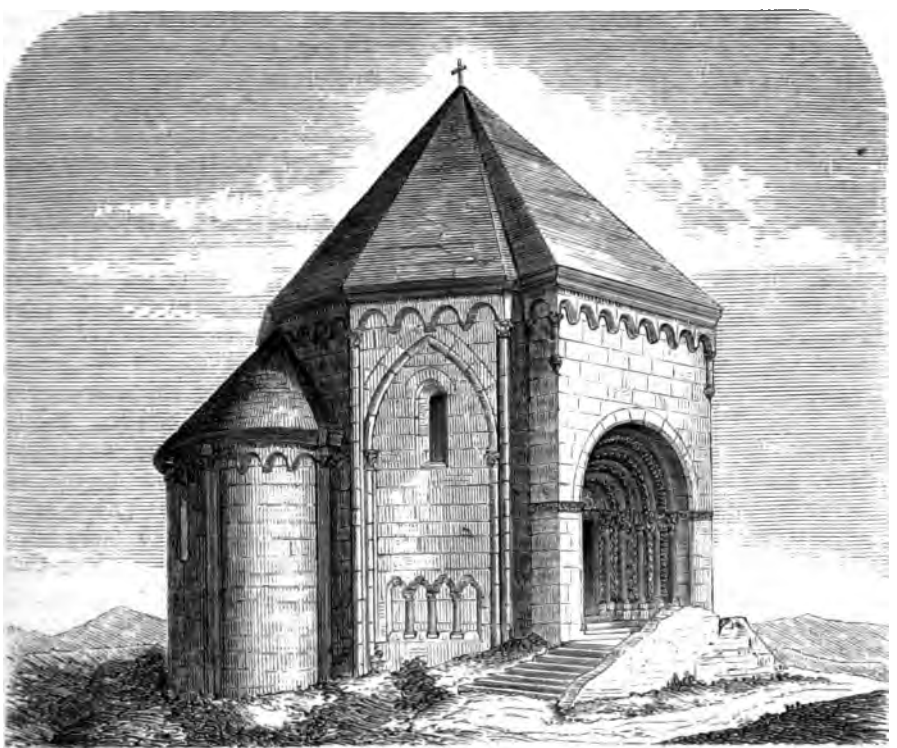
Damit an der Unterwerfung der Wiener auch nicht das Mindeste
erklärte Kaiser Rudolf seine zehn Jahre früher verliehenen Privilegien für erl
und den ihm geleisteten Eid auf den neuen Herzog, seinen Sohn, übergega
Mit einem Male also war wieder der Traum der Wiener von Reichsunn
barkeit, und zwar für immer, in der Luft zerstoben.

Albrecht's Vorgehen, betrachtet mit vollkommen parteilosem Auge,
wohl nicht als gerechtfertigt und von Willkür frei betrachtet werden; es n
setzten sich die Wiener erstens keineswegs der Person des Herrschers, sondern
dem langen Anhange der schmarotzenden Höflinge, und in dieser Hinsicht theilt
inländische Adel, welcher sich durch die Fremden aus den ehrenvollsten und ein
lichsten Hofämtern verdrängt sah, vollkommen dieselbe Ansicht; ferner waren do
Freiheitsbriefe der Wiener gute, vom Vater selbst noch ausgestellte und gew
Rechte, somit blieb die Vernichtung derselben zu Gunsten der größeren Selbs
schaft immer und ewig eine Gewaltthat; aber für die Stadt selbst und das
wurde die Unterwerfung zum Heile. Ohne diese wäre das von beständiger
teiung zwischen der herzoglichen, der Bürger- und Adelspartei zerrissene Wie
zu seinem späteren Glanze gelangt; denn hätte Nothwendigkeit oder irgen
Umstand den Herzog dazu gebracht, die Reichsunmittelbarkeit der Stadt zu sch
so würde er sich in derselben nie heimisch gefühlt haben; Wien würde nie
Hauptbollwerk gegen die unruhigen Nachbarn geworden sein und wäre als
der Gewalt des Landesherrn entzogene Reichsstadt wahrscheinlich zum unbedeut
Grenzstädtchen herabgesunken, dagegen irgend sonst eine Landstadt, etwa Kloste
burg oder Tuln, durch die dahin verlegte Residenz des Herrschers zu
Größe und Pracht emporgestiegen sein, welche der Stadt Wien vorbehalten
Es hatten somit die Wiener ihr eigenes Interesse mißkannt, als sie sich
besonders erboßten, daß im Jahre 1282 Albrecht ihre Stadt „des La
Haupt" nannte, trotzdem sie seit vierzig Jahren ungefähr und noch im Jahre
den Titel „des Reiches Hauptstadt" führte, er sie sonach an sich zu r
suchte. Daraus erst erwuchs das Heil der Stadt.

Die erste Regierungsperiode Albrecht's war für Stadt und Land
erfreuliche Zeit. Kaum waren die Festlichkeiten vorüber, welche zu Ehren der
mälung Friedrich's I., Landgrafen von Thüringen, beigenannt „mit der gebis
Wange", mit Agnes, Tochter des Grafen Meinhard IV. von Görz, Schr

der Gemalin des Landesfürsten, im Juni 1285 stattgefunden hatten, als eine pestartige Krankheit ausbrach, an der viele Leute hinstarben; 1286 wüthete eine Seuche unter den Hausthieren, die großen Schaden brachte. Dazu gesellten sich beständige Kriegsunruhen, welche das Land in Folge innerer und äußerer Feinde durchtobten, und so zeigt sich klar, daß die Lage der Wiener keine frohe zu nennen war. Aber sie fügten sich ehrenfesten Sinnes in das Unvermeidliche, standen nunmehr dem Landesherrn treu zur Seite, was er wohl in seinen Kämpfen mit den widerspänstigen Ständen und den feindseligen Ungarn auch bedurfte.

Es ging eben im nahen Ungarlande recht wild her. Ein Tyrann, Ladislaus der Kumane, hatte dort den Thron bestiegen, und Andreas III. (letzter Arpade, genannt „der Venetianer", weil er als Sohn des flüchtigen Königs Stefan im



Dreikönigskapelle. (Seite 283.)

Jahre 1269 zu Venedig geboren worden), ein Sprosse der königlichen Seitenfamilie, war wider denselben aufgestanden. Er mußte jedoch fliehen und suchte in Wien Schutz. Herzog Albrecht nahm ihn gastfreundlich auf und verwarf mit Abscheu den ihm von seiner Umgebung ertheilten Rath, den königlichen Flüchtling seinen Gegnern auszuliefern. Er empfing und ehrte Andreas an seinem Hofe mit all den seinem Stande gebührenden Würden, sah sich jedoch durch den offenen Uebermuth des Prinzen genöthigt, die Hand von ihm abzuziehen. Als nämlich eines Tages Albrecht von der Jagd heimkehrte und von seinem ganzen Hause, allen Dienstmannen u. s. w. mit Gepränge empfangen wurde, da weigerte sich Andreas allein, seinem freundlichen Hauswirthe entgegenzureiten, „weil es sein königliches Blut nicht gestatte, einem einfachen Herzoge solche Ehre zu erweisen". Von da ab gewährte der Herzog dem Prinzen wohl noch weiteres Asyl, aber er kümmerte sich um ihn nicht weiter, so daß derselbe in große Dürftigkeit versank und lange Zeit

nur durch die Gaben lebte, welche ihm ein treuer Wilhelmiter-Mönch (den Orden stiftete 1153 St. Wilhelm von Maleval in Italien, daher der Name; 1158 wurden die Mönche über mehrere Länder verbreitet; Gregor IX. gab ihnen die Regel des heiligen Benedict) und eine bei ihm ausharrende Wienerin zukommen ließen.

Da plötzlich zeigte sich sein Glücksstern, es nahmen die Dinge für ihn eine glückliche Wendung. Ladislaus III. und dessen Bruder Andreas waren Todes verblichen und damit war das Haupthinderniß seines rechtmäßigen Anspruches auf Ungarns Krone aus dem Wege geräumt. Im Juli 1290 machten sich denn zwei Mitglieder des Ordens der Wilhelmiter von Ungarn her auf den Weg, um den rechtmäßigen Erben des Thrones heimlich über die nahe Grenze zu entführen, denn man befürchtete, es würde der Herzog seinen Gast nicht so blindlings ohne Bürgschaft für sein ferneres ruhiges Verhalten von dannen ziehen lassen. Um die Flucht auszuführen, wurde die günstige Gelegenheit gewählt, wo der Herzog zwei Tagereisen weit von Wien weg auf die Jagd geritten war. Vorerst schickten die beiden Mönche Kundschafterinnen, welche weniger Bedenken erregen mußten, in die Burg, um den Aufenthaltsort des Königs genau zu erfahren; erst als dies gelungen war, begaben sie sich selbst dahin, bekleideten Andreas mit einer ihrer Kutten und brachten ihn so, unerkannt von den Wachen, aus der Veste auf ein Schiff, mit dem er unangefochten die Donau abwärts seinem Reiche zufuhr.

Die Folgen dieses gelungenen Streiches ließen nicht lange auf sich warten. Die Erinnerung an seinen traurigen Aufenthalt, sowie der von Albrecht erhobene Anspruch auf Ungarn bewogen Andreas III., daß er im Juli 1291 mit 80.000 Mann in Oesterreich einfiel. Abtheilungen des großen Heeres reichten und plünderten bis gegen Neustadt hin; rings um Wien wütheten Raub und Brand, letzterer so bedeutend, daß der Qualm und die Funken bis an die Stadtmauer schlugen. Die Bestürzung in der rings umzingelten Stadt war auf den höchsten Grad gestiegen, täglich fielen Kämpfe vor, Frauen selbst erstiegen die höchsten Thürme der Stadt, um nach dem Feinde zu spähen. Durch sechs volle Wochen und darüber dauerten die Kämpfe, während welchen das Land verheert, die Burgen zerstört und bis weit hinein mit Feuer und Schwert gewüthet wurde; dagegen half nicht der Spott und Hohn der berüchtigten schwäbischen Räthe, welche lachend meinten, es wäre die Macht des „Krämers von Venedig" recht unbedeutend. Ueber diesen Punkt wünschte endlich Albrecht doch Gewißheit zu haben und er sandte seinen Leibspaßmacher Gämperl (vielleicht von Gamanderlein, Schlagkraut, Erdkiefer, wahrscheinlicher aber von Gam, Mann, also Gamperl, Männlein) als Kundschafter hinaus in's feindliche Lager.

Bis zu des Königs Zelt wagte sich der muthige Schalksknecht, hier aber erkannte ihn König Andreas selbst, denn gar oft hatte ihn Gämperl während der trüben Stunden seines Asyls in Wien mit seinen Schwänken und Liedern aufgeheitert. Sofort rief er aus: „Ei, Gott zum Gruß, mein wackerer Tröster im Trübsal! Ich steh' noch tief in Deiner Schuld für so manchen Sonnenblick in der Nacht meines einstigen Unglückes. Was führt Dich her und was willst Du von mir?" — „Ich soll Euch ausspioniren, hoher Herr!" war Gämperl's kühne und launige Antwort, worauf er dem über solche Offenheit herzlich lachenden König so kluge und eindringliche Vorstellungen über die Nothwendigkeit machte, mit seinem ehemaligen Gastfreunde sich auszusöhnen, daß Andreas zuletzt überzeugt wurde und sagte: „Nun gut, kehre zu Deinem Herrn zurück und theile ihm mit, daß, wenn mein vormaliger Gastfreund einen Schritt zur Versöhnung macht, ich gerne zwei entgegen thun will." Darauf ließ er Gämperl ein kostbares Kleid, Geschmeide und ein reichgesatteltes Pferd geben, welches er besteigen und worauf er das ganze Lager durchreiten mußte, „um es auszuspioniren", wie der König erklärte. Dann erst ließ er ihn frei nach Wien geleiten. Das Erstaunen Aller läßt sich denken,

Gämperl im glänzenden Schmucke in Wien eintritt und ohne weitere nschweife dem Herzoge schroff in's Gesicht sagte, er möge sich um eine List ıschauen, denn mit Gewalt würde es ihm nie gelingen, den reichsten „Krämer" nmt seinem „Kram" an der Schwechat zu fangen. Er rathe daher billig, es wolle Herzog Frieden machen. Unterstützt von einer genauen Schilderung von des nigs furchtbarer Heeresmacht, wirkte Gämperl's Rath auf den Herzog, und er zte sich zur Versöhnung geneigt.

So wurde denn nicht nur der Friede, sondern selbst ein Schutz- und Trutzbdniß geschlossen, denn Andreas bedurfte ebenso sehr des österreichischen Beindes gegen den übermüthigen Grafen Iwan von Güssing, den Albrecht eits wiederholt befehdet hatte, als dem Herzoge an der Hilfe der Ungarn gelegen r, weil sich ernste Wetterwolken in Deutschland erhoben, wo nach dem am . Juli 1291 erfolgten Tode Rudolf's von Habsburg sich Albrecht gründete Hoffnung zur Nachfolge im Reiche machte. Um die Mitte August langten sandte des Königs Andreas am Hoflager Herzog Albrecht's an und die rständigung begann. Mit Stolz hoben die Zeitgenossen hervor, daß selbst der ind so viel Vertrauen in die Redlichkeit des Herzogs Albrecht setzte, daß des nigs Gesandte ohne Bedenken „sicher und unbehindert" (ohne jedweden Geleitein) in die Burg von Oesterreich sich verfügten. So kam denn am 28. August 1291. h dreitägiger Schlußverhandlung, zu Hainburg der Friede zu Stande und mit ihm cherheit und freie Bewegung innerhalb und außerhalb der Stadtmauern.

Aufgemuntert durch die Versprechungen mehrerer Kurfürsten, eilte Albrecht h Deutschland; zu seiner großen Betrübniß erfuhr er die Täuschung, daß gegen es Verhoffen der Graf Adolf von Nassau zum deutschen Könige erwählt rde (1292), und so blieb ihm nichts übrig, als mit verbissenem Grimme rasch ner Vasallenpflicht zu genügen und die österreichischen Lande zu Lehen zu nehmen. eilte darauf nach Oesterreich zurück, wo er sich mit verstärkter Kraft die Festing seiner Landesherrlichkeit angelegen sein ließ.

Im Juni 1293 langte König Wenzel von Böhmen, eingeladen durch den rzog, mit seiner Gemalin Jutka und einer großen Anzahl Adeliger in Wien . Er wurde auf's freundlichste empfangen und verweilte in der Hofburg durch ölf Tage zur größten Belustigung des Adels und der Bischöfe, die anwesend ren. Endlich kehrten sie, mit herrlichen Kleinoden beschenkt, heim. In demselben hre, im November, geschah das feierliche Eheverlöbniß der Prinzessin Agnes, chter des Herzogs, mit König Andreas von Ungarn, welches von einem gemein glänzenden Feste begleitet war, die Vermälung jedoch erfolgte drei hre später.

Am 11. November 1295, einem Freitage, wurden die Bewohner der Burg größte Bestürzung versetzt. Erst kürzlich an einem Augenleiden erkrankt, wurde n Herzoge nach eingenommenem Mittagsmahle dergestalt übel, daß durch die fleute sich bereits in der Stadt die Nachricht verbreitete, derselbe wäre gestorben. lbrecht selbst hatte ausgerufen: „Schließet alle Thüren — ich habe Gift erlten!" — Kaum hatten die beiden dienstthuenden Edelknaben Pilgrim und lbero, Söhne der Truchseß von Puchheim, diese Meinungsäußerung vermmen, als sie an den Tisch stürzten und so viel als möglich von den Speisen rschlangen, um sich dergestalt von dem Verdachte der Mitwissenschaft an solchem vel zu reinigen. Es mußte Albrecht befehlen, die Speisen wegzuschütten, denn wolle nicht, daß die Knaben ein Opfer der Treue würden. Leider, daß ihm bst von den herbeigerufenen Aerzten auf das übelste mitgespielt wurde. Zuerst ssen sie ihm große Quantitäten von Arzneien ein, dann hingen sie ihn bei den einen auf, nach der landläufigen Meinung, daß hierdurch das Gift beim Munde rausfließen würde. Diese barbarische Behandlung einer unwissenden Zeit bewirkte,

daß Albrecht ein Auge verlor und von da an eine gelbe Gesichtsfarbe beibehielt. Herzogin Elisabeth, damals in Steiermark weilend und eben eines Kindes genesen, eilte, noch schwach, an das Krankenlager ihres Gemals, es erfolgte aber dessen Genesung rascher, als man erwarten durfte, und wie ein Zeitgenosse ausspricht: „erfleht durch die Bitte der Armen". Elisabeth's treffliche Pflege, so wie der Gebrauch des Heilbades in Baden bei Wien stellten ihn wieder her.

Die Nachricht von dem Unfalle hatte jedoch den kaum gedemüthigten Landadel von Neuem aufgestachelt; abermals wurde in einer Versammlung zu Triebensee die Abschüttlung der habsburgischen Herrschaft beschlossen, und man sandte Boten an König Wenzel von Böhmen mit der Aufforderung, die Gelegenheit rasch zu benützen, um den Tod Ottokar's zu rächen und dessen verwirkte Lande wieder in Besitz zu nehmen. König Wenzel schickte jedoch keine Hilfe; auch die Wiener erwiderten auf die Aufforderung zum Anschlusse, es hätten die Landstände beim letzten Aufstande die Stadt ohne Hilfe gelassen, und so wollten sie jetzt bei Albrecht aushalten; ja die Wiener baten sogar den Herzog, der ihnen seinen Entschluß kund gab, eine Kriegsmacht aus Schwaben herbeizuziehen, er möge dies doch unterlassen, denn sie wollten ihm beistehen und wären Mannes genug, allein seine Sache zu verfechten in Noth und Tod; — da rührte den sonst unbeugsamen Fürsten eine solche Treue der Stadt, mit der er erst noch vor Kurzem so strenge, ja kaum gerecht verfahren war, und er gab der Stadt am 11. Februar 1295 eine neue Handfeste mit wichtigen Privilegien, mit der Begründung: „Wien sei es wohl werth, gepriesen und gefördert zu werden, um seiner Treue willen, und als Haupt und Säule des neuen Fürstenthums".

In dieser Handfeste heißt es: Der eingesetzte Richter soll der Stadt nichts zu Schaden thun. Die Marschälle des Hofes sollen kein Quartier aufschlagen bei den Bürgern. Gewaffnet in der Stadt herumzugehen, ist verboten, und Fremde, welche einen Bürger beleidigen, sollen entfernt werden. Juden dürfen kein Amt verwalten. Alle Rechtshändel, mit Ausnahme der Burg- und Lehenssachen, dann der mit besonderer Gerichtsbarkeit begabten Münzer, entscheidet der Stadtrichter. Der Burgfrieden Wiens geht bis an das Ziel des Stadtgerichtes (der Säule am Richtplatze, von welcher alsbald gesprochen werden soll). Der Stadtrath bestellt den Posten des Schulmeisters bei St. Stefan, und von diesem sind die anderen Schulmeister der Stadt abhängig. Alle in der Stadt gemachten Schulden müssen auch daselbst gezahlt werden. Das vom Wasser weggeschwemmte Gut wird dem Eigenthümer zurückerstattet. Bürger sollen im Weinbaue nicht beirrt werden, da dieser eine der wichtigsten Erwerbsquellen der Stadt ist und ihr zu Ehre und Nutzen gereicht. Es sollen zwanzig gottesfürchtige, getreue, weise, nützliche und vorsichtige Bürger zu Rathsherren gewählt und beeidet werden; sie sollen Kauf und Markt überwachen, können mit Willen des Landesfürsten an Zahl vermehrt werden, sollen in der Stadt haussässig sein, Weib und Kinder haben und der Stadt Ehre behüten, auch keine Gaben nehmen. Der Richter, wenn er geklagt wird, soll aus dem Rathe gehen; er soll auch nach geendetem Richteramte Rathsherr bleiben, nicht aber jener, der vorher kein Rathsherr war. Rathsverhandlungen sollen immerdar Rechtskraft haben und die Sitzungen sollen alle Wochen ein- bis zweimal stattfinden. Die Räthe sollen die jungen Bürger im Zaume halten und haben das Recht, sie mit Gefangenschaft zu strafen, beim dritten Vergehen sie sogar im Kärntner-„Burgthurm" zu unterst einzusperren und einen solchen, wenn er keine Bürgschaft leistet, zu verbannen. Kläger sollen die Wahrheit ihrer Aussage mit dem Eide erhärten. Auf eine Rast Weges rings um die Stadt soll kein festes Gebäude aufgeführt werden. Endlich werden der Stadt zwei Jahrmärkte gestattet, im Sommer 14 Tage vor St. Jakob, dann 7 Tage vor und 7 Tage nach Lichtmeß, und den Kaufleuten, welche dieselben besuchen, wird sicheres Geleite und Schutz,

strenges Maß und Gewicht und Befreiung von der Stadtmauth zugesichert. Von solcher Freiheit sind nur Fälscher, Diebe, Räuber und Mordbrenner ausgenommen.

Es zeigt sich nun, daß diesem Privilegium die älteren, von Herzog Leopold, Kaiser Friedrich II. und König Ottokar verliehenen Freiheitsbriefe zu Grunde lagen; sind doch viele Bestimmungen derselben wörtlich, oder wenigstens der Bedeutung nach in die neue Handfeste übergegangen, welche nur das Verhältniß der Unterthanen gegen den Landesfürsten sorgfältig wahrt und der herzoglichen Oberherrschaft allenthalben Rechnung trägt.

Aus der vorstehenden Handfeste erhellt ferner mit Gewißheit, daß sich auf dem Wiener Berge, dem Endziele des Burgfriedens, schon damals der Richtplatz, „der Stat gerichte“, befunden habe, daß aber auch schon damals die schauerliche Stätte mit einer Säule (der nachmaligen Spinnerin am Kreuz) versehen gewesen sein muß, eine wohl mit dem Bildnisse des Erlösers oder einiger Heiligen gezierte Säule, auf welche hin der in der Todesstunde schwebende Verurtheilte noch bittend und betend den letzten Blick, entweder den der Reue über den begangenen Frevel, oder des Verzeihens über die ihn allenfalls treffende Ungerechtigkeit, werfen konnte. Unter Herzog Albrecht's Regierung gab es der letzteren Fälle wohl kaum, im Gegentheile übte derselbe strengste Gerechtigkeit. Besonders auffällig tritt diesbezüglich eine Begebenheit hervor, in welcher er „zu Ehren seiner treuen Wiener Recht sprach“.

Es hatte nämlich ein mächtiger Ritter, Namens Hadmar von Hornsberg, auf der gleichnamigen Burg (V. U. M. B.) lebend, verwandt und befreundet mit dem höchsten Adel des Herzogthums, wie mit Stefan von Meissau, Leutold von Chuenring, Calchof von Eberstorf u. s. w., einen jungen Ritter in einer Fehde besiegt und ihn gefangen genommen. Derselbe konnte das hohe Lösegeld nicht erschwingen und die Hälfte desselben, welche des Ritters schöne junge Ehefrau ihm überbrachte, erklärte er für nicht genügend, um des Gefangenen Leben zu retten. Eben wollte sich die Gattin trostlos entfernen, als ein Knappe erschien und dem Hartherzigen eine Nachricht in's Ohr flüsterte, welche sofort eine Aenderung seiner Gesinnung hervorrief; denn Hadmar erklärte der schönen Frau, wie er ihr den Gatten auszuliefern gedenke, wenn sie seine Liebe erhören würde. Nach langem Sträuben willigte die Unglückliche, um ihren Mann zu retten, ein; als sie aber darauf dessen Auslieferung begehrte, übergab man ihr — dessen Leichnam. Er war im Verließe bereits an seinen Wunden gestorben gewesen, als seine Gattin mit dem Ritter über dessen Freiheit unterhandelte, und die Nachricht davon hatte eben der Knappe heimlich dem Burgherrn gebracht. Dem Tode nahe, fiel das arme Weib auf den geliebten Gatten; als sie sich mit Hilfe der Dienerschaft erholt hatte, schnitt sie eine Locke von seinem Haupte und schwur über seiner Leiche, den Frevel zu rächen. Noch dieselbe Stunde eilte sie nach Wien zum Herzog Albrecht, that ihm einen Fußfall und machte ihm das schändliche Verbrechen kund, das an ihr so frevelhaft begangen worden.

Herzog Albrecht beruhigte die Dame, versprach ihr Gerechtigkeit und berief den Uebelthäter an seinen Hof. Derselbe ahnte wohl nichts Gutes, er konnte jedoch füglich nicht ausbleiben und erschien also, mit aller Frechheit gewappnet, vor Gericht, dem der Herzog persönlich vorsaß. Letzterer hatte alle seine Räthe versammelt und auf seinen ausdrücklichen Wunsch mußten noch mehrere der angesehensten Bürger dem Gerechtigkeitsacte beiwohnen. Es gab viel des Streites in der Versammlung. Der Angeklagte stellte seine Handlung als unschuldige List dar; der Ritter sei von ihm in ehrlicher, angesagter Fehde überwunden und nicht getödtet worden; höchstens sei ihm vorzuwerfen, daß er die Todesnachricht an die Frau unterlassen und das Trauerjahr nicht berücksichtigt habe. Da in den Meinungen der Gerichtsbeisitzer keine Einigung zu erzielen war, erhob sich der Herzog und sprach: „Der Frau ist

die Ehre wiederzugeben nöthig. Der Angeklagte muß sie ehelichen!" — Ritter Hadmar, der nicht gehofft hatte, so gut durchzukommen, willigte freudig in diese angenehme Strafe. Es wurde in Gegenwart des Herzogs sofort der Ehevertrag aufgesetzt, den Albrecht und alle Anwesenden als Zeugen unterfertigten, und in welchem der Ritter der edlen Frau sein gesammtes Vermögen als Witwengut zuschreiben mußte.

Noch am selben Abende fand die Vermälung statt. Die Trauung geschah in der Stefanskirche bei glänzendem Gepränge; nur schauderten die Gäste ein wenig, als sie neben dem Brautpaare einen leeren Sarg erblickten.

Nach vollzogener heiliger Handlung trat der Herzog mit allen Anwesenden auf den Kirchhof bei St. Stefan hinaus und sprach mit volltönender Stimme: „Meine lieben, getreuen Wiener! Ihr habt mich oft strenge und unbeugsam gegen Euch genannt und mir langehin gegrollt. Ihr habt die Nachsicht gerügt, mit der ich manches Walten meiner Räthe ohne Tadel gelassen; zu dem waren Ursachen da. Heute wollen Wir Euch gerecht sein und gern beweisen, wie Wir urtheilen mögen über wahren, unverzeihlich großen Frevel. Ritter Hadmar soll Euch deß zum Beispiel dienen." Darauf winkte der Herzog und hervor trat — der Henker. Der Ritter, schon bei Erblickung des Sarges in der Kirche ein schlimmes Ende fürchtend, sank nun dem Herzoge zu Füßen und gelobte alle mögliche Sühne; die Räthe, die Wiener Bürger, wenn sie auch des Herzogs Gerechtigkeit zu Gunsten der unterdrückten Tugend hochpriesen, verwendeten sich für Hadmar; aber Herzog Albrecht gewährte keine Gnade; der Henker verrichtete vor Aller Augen seine Schuldigkeit und das Haupt des verbrecherischen Lüstlings flog in den Sand. Die edle Frau Irmengard aber erbte alle Habe und genoß stets des herzoglichen Schutzes.

Wien wurde bald darauf durch ungewöhnliche Naturerscheinungen erschreckt. Im Jahre 1295 stieg das Wasser des Wienflusses so hoch, daß die Kranken im Bürgerspitale vor der Stadt nur mit genauer Noth gerettet werden konnten; im gleichen Jahre richtete ein unerhörter Sturmwind großen Schaden an und warf das Kreuz von der Stefanskirche herunter; am 8. August waren drei heftige Erdbeben um Wien herum. Das Jahr 1297 war reich an schweren Ungewittern, deren eines acht Personen auf einmal auf dem Felde erschlug; im Jahre 1298 verursachte die Erscheinung eines großen Kometen großen Schreck; die bestürzten Einwohner deuteten dieselbe auf bevorstehende großartige Ereignisse (was in noch viel späteren Jahrhunderten ebenfalls geschah), und solche traten auch thatsächlich im selben Jahre ein; der Zufall unterstützt eben gar oft den Unverstand. Die Zeitperiode bot indeß auch angenehmere Naturerscheinungen. So war im Jahre 1289 der Winter dergestalt warm gewesen, daß das Laub an den Bäumen blieb; im Januar blüthen die Bäume und die Vögel fingen an zu brüten. Im Februar blühte der Weinstock und es gab bereits reife Erdbeeren; demungeachtet erfolgte eine gute Ernte.

Indessen hatte die Stadt auch freudenreiche Ereignisse zu verzeichnen. Anfangs des Jahres 1296 erfolgte die Vermälung der Prinzessin Agnes mit dem Könige Andreas III. von Ungarn zu Wien, und zwar in der Hofburg, wobei es nicht an glänzendsten Festlichkeiten fehlte. Die Braut erhielt 40.000 Mark Silber zur Aussteuer. Ende Mai 1297 zog wohl Herzog Albrecht nach Prag, um der Krönung des Königs Wenzel beizuwohnen, aber im Monate September war er bereits wieder in Wien anwesend zum Abschlusse des wichtigen Friedens mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg, in Gegenwart der Bischöfe Heinrich von Lavant und Ulrich von Seckau, der Aebte Friedrich von Sanct Lambrecht, Engelbrecht von Admont und vieler österreichischer und steirischer Würdenträger.

Sonntag den 9. Februar 1298 hielt Herzog Albrecht in den Räumen der Burg eine der glänzendsten Fürstenversammlungen jener Zeit ab. Es galt

die letzten Verabredungen wegen der gegen den deutschen König Adolf von Nassau einzuleitenden Schritte. Dabei waren anwesend: König Andreas von Ungarn mit seiner Gemalin und Tochter Elisabeth, König Wenzel von Böhmen, Markgraf Hermann von Brandenburg, Boleslaus Herzog, von Oppeln, Nikolaus, Herzog von Troppau, Otto mit dem Pfeile, Markgraf von Brandenburg, die Bischöfe Peter von Basel, Heinrich von Konstanz, Theodorich von Olmütz, Bernhard von Passau, Theodor von Raab, Gregor von Prag, Emicho von Freising, Benedict von Veszprim, Paul von Fünfkirchen, Ulrich von Seckau, Albert von Chimsee, Haab II. von Waizen, Anton von Erlau, die Erzbischöfe Gregor von Gran und Johann II. von Kalocza und noch eine große Anzahl weltlicher und geistlicher Würdenträger und Adeliger, namentlich aus Ungarn. Da kam es denn, daß die Räume zur Beherbergung so vieler Gäste innerhalb und außerhalb der Stadt kaum ausreichten; zudem erschien Alles mit Pferden und Dienerschaft, und so waren selbst die kleinsten Räume in den Vorstädten überfüllt. Die mit dem Könige Andreas angekommenen Ungarn machten aber wenig Federlesens; sie stellten einfach ihre Rosse in die Wohnzimmer der Bürger ein, warfen die Hausherren aus ihren Wohnungen, verschonten selbst Frauen und Töchter Vornehmer nicht und trieben solche Ungebühr, daß darüber viele Aufläufe entstanden und blutige Händel vorfielen. Ein solcher Fall war besonders eclatant. Vor dem Stubenthore begannen in einer Herberge Fremde mit den Frauen, Töchtern und Mägden der Einheimischen allerlei freche Scherze zu treiben; bei dem daraus sich entwickelnden Streite und Auflaufe wurden in einer einzigen Stube zehn Kumanen erschlagen, darunter befand sich — Albramm, der Sohn des Königs der Kumanen.

Mittwoch den 12. Februar 1298 wurde in Gegenwart all' der hohen Häupter die Verlobung Elisabeth's, Tochter des Königs Andreas von Ungarn aus dessen erster Ehe, mit Wenzel III., dem Sohne des Königs von Böhmen, einem erst neunjährigen Prinzen, gefeiert. (Derselbe wurde acht Jahre darnach in Olmütz ermordet.) Nach Beendigung der Festlichkeiten und der beabsichtigten Verhandlungen in den ersten Tagen des März verließ Herzog Albrecht Wien, zum entscheidenden Kampfe um das Reich gerüstet. Das Einlangen der Nachrichten von der Schlacht zu Göllheim (2. Juli), in welcher Adolf von Nassau gegen Herzog Albrecht blieb, wie jene von des Letzteren Wahl zum Könige der Deutschen (27. Juli) rief in Wien viele Freudentage hervor. Damit war jedoch Albrecht's Wirksamkeit als österreichischer Landesfürst beendet. Am 21. November hatte er seinen ältesten Sohn Rudolf III., mit dem Beinamen der Sanftmüthige, zu Nürnberg mit Oesterreich und Steiermark belehnt, welcher sich sofort nach Wien begab, wo er mit den Wienern den Fasching des Jahres 1299 fröhlich bis zu Ende brachte.

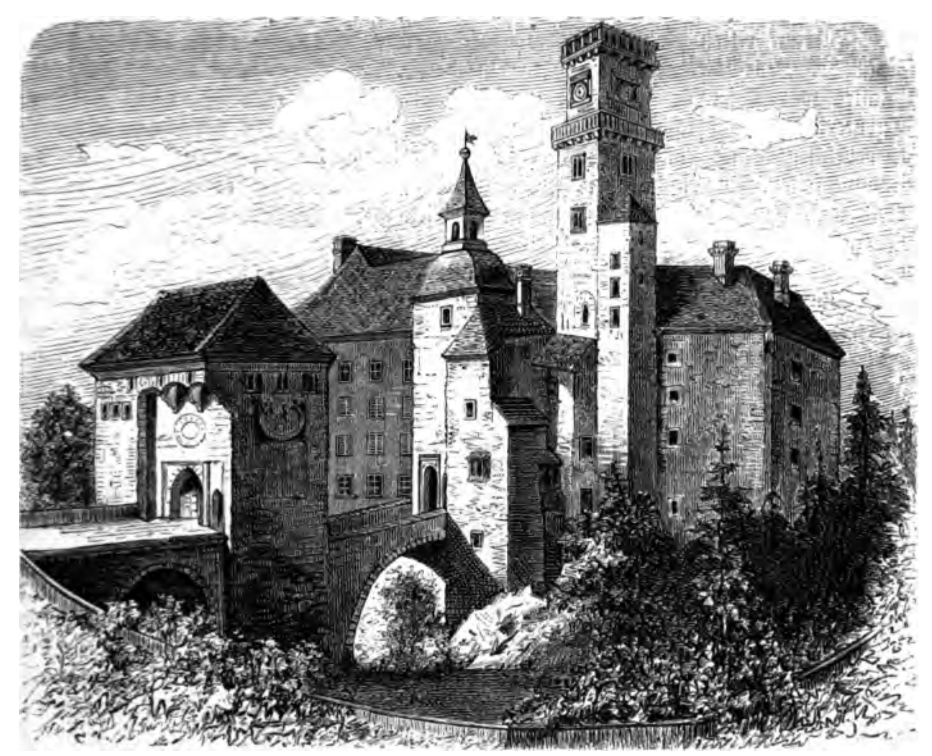
Bei der vorerwähnten Belehnung in Nürnberg hielt der Wiener Bürger „Ritter" (miles) Konrad Breitenfelder, einst das Haupt der Empörer in Wien, nunmehr aber ein treuer Anhänger des Kaisers, das Scepter. Er hatte jene demüthigenden Gehorsambriefe vom 19. und 27. Februar 1288 mit unterzeichnen müssen, die Herzog Albrecht von den zu ihm auf den Kahlenberg unterwürfig hinanziehenden Wienern bei Herausgabe sämmtlicher, von seinen Vorfahren der Stadt gewährten Privilegien gefordert hatte. Dieser berühmte Breitenfelder bekleidete keine obrigkeitliche Würde in der Gemeinde Wien, indeß fehlt sein Name kaum auf einem wichtigen Briefe als Zeuge, ja meist selbst als Spruchrichter in Privatstreitigkeiten. Er starb in seinem Hause (dem sogenannten Stoß-im-Himmel Nr. 3, alt 364) zu Wien 1318 und wurde bei den Minoriten begraben. Es muß in Bezug auf die Ritterschaft des Vorgenannten hier erläutert werden, daß es im Mittelalter auch in Wien unter den Bürgern einen Standes-

unterschied gab; ihn bildeten die Erbbürger (Patrizier), die von der persönlichen Ablegung des Bürgereides befreit, manchmal auch Ritter waren, welche die Stadtämter bekleideten, theils Schlösser, theils viele Güter auf dem Lande und die meisten Weingärten in der Umgegend von Wien besaßen; und geringere plebejische Familien, welche von verschiedenen Handwerken und vom Handel lebten. Die Erbbürger stammten theils aus alten, rittermäßigen Geschlechtern des Landes, welche sich nach und nach in die Stadt gezogen hatten. Uebrigens besaß der größte Theil des städtischen Adels Häuser in Wien, ja manche ständische Familien stammten und stammen selbst von Wiener Bürgershäusern ab und zogen erst später auf das Land, wie z. B. die Ennenkel, Fluschart (beide bereits ausgestorben) und die noch jetzt blühenden Grafen von Kuefstein. Die Erbbürger waren auch Grund- oder Burgrechtherren über viele Stadthäuser. Die wichtigsten Familien dieser Art in Wien waren die Paltram, die Würfel (später Herren der Burg Radaun, unser heutiges Rodaun), deren Name noch heute vorkommt, das Geschlecht des Greif (beigenannt von Mariastiegen, früher vom Hohenmarkt, aus dem Geschlechte von Neuburg, Besitzer von Adoldshof zu Zaismannsbrunn, heute St. Ulrich, und Patron der Kirche daselbst; Stifter des Spitals und der Katharinenkapelle zu Krems; Besitzer des sogenannten Greifenhauses mit dem runden Thurme, später der „Passauerhof" genannt, Salvatorgasse Nr. 11 und 12, alt 365 bis 367, bei welchem eine Badestube, Stadel an der Donau, großer „Turngarten", d. i. mit schönen Windungen, und zwei Herbergen vor dem Werderthore in der Roßau; als Letzter der Familie wird Don Lucas Greif, als Provincial des Paulinenordens, am 15. April 1786, alt 57 Jahre, gestorben, genannt) und der mit ihnen stammverwandten Herren bei den minnern Brüdern (Minoriten); das Geschlecht Haimo's und Herbord's auf der Säule; die Vierdung, Schuchler, Poll (aus Regensburg und Nürnberg stammend, sie bekleideten städtische Rathswürden und besaßen viele Häuser und Höfe, namentlich in der hinteren Bäckerstraße, Münzerstraße, am Hohenmarkt und neben der Rathhauskapelle, also fast in einer Linie von einem Ende der Stadt zum andern), Polz, Urbetsch, Kraneft, Zink, Stadelauer, Breitenfelder, Harmarkter, Kriegler, Wulfleinsstorfer ꝛc., besonders aber das Geschlecht der Tirna. Es muß hier angefügt werden, daß Herzog Rudolf IV. im Jahre 1360 ihre Rechte bedeutend schmälerte, wie daß im Jahre 1396 von den Herzogen Wilhelm und Leopold als Vormündern Albrecht's die jährliche Erneuerung des Bürgermeisters und des Stadtrathes durch die Wahl der ganzen Stadtgemeinde verordnet und auch die Aufnahme von Kaufleuten und Handwerkern in den Rath anbefohlen wurde. Die alten Erbbürger hatten nur mehr das Monopol des Weinschankes vor den Uebrigen voraus, bis sie auch dieses verloren (1563) und als Körperschaft in Wien gänzlich verschwanden. Im Laufe der Jahrhunderte sind ihre Geschlechter erloschen und nur von Wenigen sprechen noch die in den alten Kirchen Wiens und seiner Umgebungen vorhandenen Grabmäler; es erhält jedoch ihr Andenken noch manche von ihnen in's Leben gerufene fromme Stiftung.

Im Jahre 1300 zog die römische Königin Elisabeth zugleich mit ihrem Sohne Rudolf III. und dessen Gemalin Blanka, einer Schwester des Königs Philipp IV. von Frankreich, nach deren Vermälung zu Paris in der Wiener Burg ein, auf höchst feierliche Weise und mit reichen Geschenken von den Landherren Oesterreichs und den Bürgern der Stadt empfangen. Ein Reimchronist jener Tage liefert eine ebenso charakteristische als ergötzliche Geschichte von des Herzogs Brautfahrt, die wir ihrer Anmuthung wegen hier mittheilen.

In Paris, so heißt es, erwartete man den österreichischen Junkherr mit vieler Neugierde, wiewohl die Königin bereits durch den früher nach Oesterreich gesendeten Bischof von Betlehem Kunde über ihn erhalten hatte. Die Vornehmen

machten sich fertig, ihm entgegen zu ziehen, und viel Volk, so Provençalen (Bewohner der Provence, auch Troubadours) und Champagner (Bewohner der Grafschaft Champagne, welche letztere durch die Vermälung der Gräfin Johanna mit Philipp IV. später an dessen Nachkommen fiel), wie Franzosen, häufte sich am Wege. Zum Empfange der Gäste war eine Herberge auf's schönste bereitet. Und als diese nun angelangt waren und kaum so viel Zeit gehabt hatten, sich umzukleiden, machte sich schon der König, von reichen Herren begleitet, auf den Weg, um den werthen jungen Gast minniglich (liebend) zu begrüßen; und dies war gar nicht gewöhnlich, weshalb der Besuch des Königs die Pariser sehr in Verwunderung setzte. Als der König sich beurlaubt, kam die Königin mit fünfzig Frauen und unter Posaunenschall. Sie umarmte den österreichischen Junkherr, und bemerkend, daß er sich



Schloß Wallsee. (Seite 286.)

wahrscheinlich nach der Braut umsehe, sagte sie lateinisch: „Die Ihr gerne sähet, ist nicht hier; Ihr werdet sie morgen sehen.“ Er erwiderte: „Was Ihr gebietet, Frauen, erfüll' ich, wo ich kann.“ Sich beurlaubend, bat die Königin um seinen Gegenbesuch. Ueberhaupt bestrebte man sich, ihm Freude zu machen, und es statteten ihm der Bischof von Paris, die Prälaten, die Studenten (Paris hatte die erste Universität im heutigen Sinne errichtet) und die Ersten der Bürgerschaft ihre Besuche ab. Alltäglich war nun Rudolf an der Königin Hofe zu schauen und hatte nur einen Kummer, daß er, bei seiner Braut sitzend, ihre Worte nicht verstand.

Die Hochzeit war Sonntags zu nicht geringer Lust der Pariser. Man sah die schöne, edel gekleidete Jungfrau, begleitet von der Königin Mutter und vielen Frauen in's Münster (Notre Dame) führen. Im Chor an einer Seite auf köstlich gepolsterten Sitzen nahmen sie Platz, zu oben die Braut, deren seiden lockig Haar nach Landesart ungeflochten herabhing. Ihr gegenüber sah man den Fürsten aus

Oesterreich und neben ihm König Philipp, seine Sippen (Verwandten) und die Hohen des Landes. Ein Erzbischof hielt die Messe, vor deren Beendigung er vom Altare vortrat und aus Letzner (Buch der kirchlichen Schlußgesänge) und Psalter (Psalmbuch) manches für Eheleute gute Wort und auch Fragen herlas, welche zuerst der Herzog von Oesterreich und dann die Braut, die es verschämt nach jungfräulicher Weise that, mit Ja zu beantworten hatten. Dann segnete er sie, und wieder zum Altare gewendet, sang er die Messe bis zum Schluß. Man sah den König und alle Anwesende aufmerksam, wie sich das Brautpaar benehmen würde. Aber gar nicht zaghaft faßte der österreichische Junkherr die Wänglein der Braut mit beiden Händen und küßte ihren rothen süßen Mund (also sogenanntes Zwickeküßlein), so daß Mancher von den Zuschauern sagte: „Das wird einmal ein rechter Mann, der, was er zu thun hat, so keck greift an".

Hierauf ritten die Frauen und die Herren mit großer Hoffahrt (hier im Sinne des Gepränges gemeint) in die Herberge. Im weiten Saale des königlichen Palastes war Tafel für die Herren. Nach der Tafel gab es ein ritterlich Tyostiren (Turnierkampf) auf schönem Plan (Ebene) vor dem Palaste der Frauen, worin die deutschen Gäste sich als Meister zeigten. Und so verlief der Tag und Abend in Ergötzlichkeiten. Zu Nacht aber legten sie nach Landessitte die Vermälten zusammen (Beilager). Am lichten Morgen gingen Diejenigen, denen es nach Sitte zustand, wieder zu ihnen an's Bett, und Glück und Segen ward gewünscht. Diesen Tag und noch zweie währten die Feste am königlichen Hofe. Darauf lud der junge österreichische Fürst den König und die hohen Herren auch zu sich, sie nach Oesterreicher Weise bewirthend. Und Tags darauf lud er die Königin sammt ihren Frauen und ließ aufwarten, was seine Amtleute und Schaffner (Verwalter der häuslichen Angelegenheiten, Aufseher über Küche und Keller) nur ersinnen und haben konnten.

Dann kam die Reihe an die Gesellschaft der „edlen Schüler" (Studenten, Burschen) und am vierten Tage an die ersten Bürger der Stadt. So ging die Zeit fröhlich hin und die deutschen Gäste begannen nun, sich zu beurlauben. Alle hohen von Albrecht (dem Ersten, seinem Vater) gesandten Herren begaben sich auf die Heimreise, mit Ausnahme des Herr Eberhard von Wallsee, der mit seinem Fürsten noch in Paris verblieb, wo es an Kurzweile nicht fehlen konnte. Die Königin bot all' ihr Gesinde, so Pfaffen als Laien, zu ihrem Dienste auf und Jagden und Falkenbeize waren gar ergötzlich. Auch die junge Frau that, was sie irgend vermochte, zum Vergnügen ihres Gemals, der sich vor aller Welt glücklich preisen mußte. Als es dann Herrn Eberhard für Zeit hielt, dem Aufenthalte in Paris ein Ende zu machen, ersuchte er den König um Urlaub für die Vermälten. Mit vielen Kleidern voll Borten und Geschmeide noch beschenkt, bereitete sich die junge Herzogin von Oesterreich zur Fahrt. Hohe Herren gaben das Geleite bis zur deutschen Grenze. Und wie man von da bis zum Rhein gezogen war, traf man mit Albrecht und Königin Elisabeth zusammen und setzte den Weg nach Oesterreich fort.

Nach dem 14. Januar 1301, dem Todestage Königs Andreas von Ungarn, brachte der Landmarschall von Oesterreich, Hermann von Landenberg, die Witwe des Königs, Agnes, mit einem Heere von der Belagerung von Martinsberg kommend, in feierlichem Zuge in die Burg ihres Vaters, des Königs Albrecht, heim; am 14. September 1303 kam dieser Letztere selbst wieder einmal nach Wien, wo er etwa fünf Monate verweilte; im November 1304, nach Vollendung des Feldzuges gegen Wenzel von Böhmen, verweilte König Albrecht abermals in Wien, und zwar durch drei Monate. Wiens und der Hofburg Mauern umschlossen da zu gleicher Zeit seinen nachmaligen Mörder — Johannes von Schwaben, dessen Oheim er war. Um 1288 geboren, war Johann ein Enkel Rudolf's von Habsburg, zum Theile am Hofe seiner Mutter Bruder, Königs

Wenzel, erzogen worden. Mündig geworden, forderte er mehrmals von seinem Oheim und Vormund Albrecht I. seinen Landesantheil, das Herzogthum Schwaben, besonders die seiner Mutter verschriebene Grafschaft Kyburg; er wurde aber von Albrecht stets wegen seiner zur Regierung noch nicht reifen Jahre und das letzte Mal bis nach beendigtem böhmischen Feldzuge, den er mitmachen sollte, verwiesen. Er mag hier nochmals seine Forderung geltend gemacht haben, indeß abermals abgewiesen worden sein. Dadurch wurde Johann in größte Aufregung versetzt und später zu dem Morde getrieben.

Anfangs März zog König Albrecht von Wien aus nach Nürnberg, kehrte aber schon im nächsten Jahre, 1306, wieder nach Wien zurück, wo er am 23. December in Gegenwart des Herzogs Friedrich von Oesterreich, des Erzbischofes Konrad von Salzburg, der Pfalzgrafen bei Rhein und Herzoge in Baiern, Rudolf und Ludwig, ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihre und des Königs Rudolf von Böhmen Feinde schloß. In der ersten Hälfte des Januars 1307 verließ Albrecht die Wiener Burg, um nie wieder in ihre Mauern heimzukehren.

Wenden wir uns nun zu Rudolf III. (Da Rudolf II., der dritte Sohn des großen Habsburgers, wohl 1282 gleichzeitig mit Albrecht I. mit den österreichischen Landen belehnt wurde, dieselben aber schon im nächsten Jahre auf Albrecht allein übergingen, Rudolf II. dann Herzog von Schwaben ward und zu Prag 1290 starb, so findet derselbe in der Geschichte Wiens weiter keinen Platz.) Rudolf's III. Regierungszeit war eine sehr kurze. Schon im Jahre 1306 wurde er, durch das Aussterben des böhmischen Königshauses, auf dessen Thron berufen, starb aber plötzlich, eben als er damit beschäftigt war, einige widerspenstige Landesherren, Anhänger des Gegenkönigs Heinrich von Kärnten, zum Gehorsame zu bringen, im Lager von Horazdiez am 4. Juli 1307, ohne Kinder zu hinterlassen. Seine Gemalin Blanka war ihm zu Wien am 13. März 1305 vorangegangen. Beide machten sich durch mehrere fromme Stiftungen in Wien bemerkenswerth.

Im Jahre 1303 errichtete Herzog Rudolf mit seiner Gemalin Blanka das Frauenkloster zu St. Clara beim Kärntnerthore (an der Stelle des späteren Bürgerspitales, die Front gegen das alte Operntheater bildend). Dasselbe war anfangs nur für Jungfrauen und Witwen des Landadels bestimmt, drei Herzoginnen traten in dasselbe ein. Er schenkte dem Kloster auch einen Theil der heutigen Leopoldstadt jenseits der Donau, dem Dorfe Erdberg gegenüber, welcher Schenkung später Herzog Friedrich der Schöne die Freiheit der Fischweide auf dem Wasser, welches aus der Donau um die den Klosterfrauen gehörende Au zwischen Erdberg und Ebersdorf auf ihren Gründen floß, beifügte. Diese Besitzung der Clarisserinnen im Prater gab der alten Fabel Entstehung, daß in diesem Walde einst ein Nonnenkloster bestanden habe. Bei der ersten Türkenbelagerung, 1529, flüchteten die Nonnen nach Villach; nach ihrer Rückkehr wurden sie in das Gebäude des vor dem Kärntnerthore bestandenen, vom Feinde verwüsteten Bürgerspitales untergebracht. Die Kirche wurde im Jahre 1782 abgebrochen; noch bis zum neuesten Umbaue zeigten sich aber in dem Seitenhofe nächst dem Opernhaus die Strebepfeiler, und es bildete der schön ausgehauene Grabstein der im Jahre 1521 verstorbenen Aebtissin Esther von Silberberg in arger Profanation den Staffel zum Eingange einer Wirthshausküche.

Schon im Jahre 1298 war die alte Minoritenkirche auf Kosten des Marschalls Dietrich von Pillichsdorf (jenes riesigstarken Helden, der als Jüngling in der Marchfeld-Schlacht für Rudolf I. und als Greis bei Mühldorf für Friedrich den Schönen gestritten, und der auch daselbst begraben wurde) erneut und zu Ehren der heil. Katharina eingeweiht worden; das nächste Jahr ließ der Wiener Bürger Koloman die Nicolaikapelle bei den Minoriten erbauen (wo er auch 1301 begraben wurde); aber eine ganz besondere Gönnerin fand das Kloster

in der Person der Herzogin Blanka. Sie hatte beschlossen, daselbst eine neue Kirche zu bauen, welche zu Ehren ihres Großvaters dem heiligen Ludwig geweiht wedren sollte. In ihrem Testamente vom 22. September 1304 ordnete sie die Feier der „Bivilde" (Exequien) für sich bei den Minoriten im Chore vor dem Altare an, und bestimmte hundert Pfund Pfennige zum Ankaufe von Gülten, damit davon für sie und ihre Vorvordern ein Jahrtag gehalten werde, dann noch andere namhafte Legate, insgesammt tausend Pfund. Auch Herzog Rudolf hinterließ eine nicht unbedeutende Summe für die Erbauung von Kirche und Kloster der Minoriten und der St. Clara-Nonnen in Wien. Indessen kam der letzte, klar ausgesprochene Wille der Herzogin, der neue Kirchenbau zu Ehren des heil. Ludwig, nicht sofort zur Ausführung. Dies vollführte erst Isabella von Aragonien, die vom Schicksal hart geprüfte Gemalin König Friedrich's des Schönen (vermält 1316), denn Blanka's Spende war unberechtigt zum Baue des Clarenklosters verwendet worden.

An das Clarenkloster knüpft sich eine humorreiche Anekdote, welche als Pröbchen des schon damals recht lebenslustigen Sinnes der Wiener nicht unerwähnt bleiben darf. Es lebte nämlich in der Nähe des Klosters eine junge Witwe, die über den Tod ihres Mannes untröstlich war. Sie überlief ihren Beichtvater mit Besuchen, geberdete sich dabei wie eine Unsinnige und gelobte ihm eine ewige Witwenschaft. Dem Beichtvater kam dieser heftige Schmerz nicht recht geheuer vor; er warnte die Frau daher vor jedem voreiligen Gelübde und gab ihr den Rath, einige Tage hindurch zu fasten, jeden Morgen die Kirche des St. Clarenklosters zu besuchen und dort vorzüglich auf den Klang der Glocken Acht zu geben. Die Witwe befolgte den Rath des Beichtvaters, hielt drei Tage strenge Fasten und begab sich am frühesten Morgen in die bezeichnete Kirche, wo sie aufmerksam auf den Ton der Glocken, die zur Messe läuteten, horchte. Nach wenigen Tagen fand sie sich wieder bei ihrem geistlichen Rathgeber ein und sagte ihm, daß ihr die Sprache der Glocken zwar anfangs unverständlich gewesen sei, da sie nichts als „Mang-Mang-Mang" gesagt hätten; allein jetzt sei sie mit diesen ungewohnten Tönen besser bekannt geworden und der Ruf der Glocken sei: „Mann-Mann-Mann!" Sie werde daher nicht länger anstehen, diesem Gebote Folge zu leisten und sich wieder verheiraten.

Herzogin Blanka wurde nach ihrem Tode bei den Minoriten in einem herrlichen Grabmale beigesetzt. Das ihr errichtete Denkmal war durchaus im Marmor ausgeführt, hatte die Tumbenform und stand auf einem niederen Sockel ohne Stufenerhöhung. Die Langseitenwände hatten unterhalb der Gesimsleisten und zwischen den schmucklosen Eckpfeilern je acht nischenartige, mit einem Kleeblatt-Ornamente eingefaßte Vertiefungen, innerhalb derer sich theils sitzende, theils knieende Mönchsfiguren in sinnender, betender oder klagender Geberde befanden. An der auf der Abbildung ersichtlichen schmalen Fußseite erblickt man zwei Mönche mit Kapuzen und orientalischer Tonsur auf einem vorspringenden Sockel sitzend. Auf dem Sargdeckel ist die Fürstin selbst in liegender Stellung abgebildet; ihr Haupt ruht auf zwei übereinandergelegten Polstern von ungleicher Größe; ihre Tracht ist der einer Nonne ähnlich; ein bis an die Füße reichendes faltiges Unterkleid mit eng anschließenden Aermeln wird in der Mitte von einem Gürtel festgehalten, welcher mit einer schmalen Schleppe endigt; der verbrämte Mantel schlägt sich von der linken Seite herüber, das Unterkleid theilweise bedeckend. Die Brust ist mit einem Tuche bedeckt und die auf dem Bilde sichtbare rechte Achsel mit einem kurzen Oberärmel. Das Haupt wird über Kinn und Ohren von einem schmalen Streifen, die Stirne von einem zweiten so umfangen, wie es bei Nonnen üblich war. Vom Scheitel wallt ein faltiges Uebertuch dergestalt herab, daß es oben bis zur Stirne, an der Seite bis zur Brust reicht. Mit der rechten Hand schmiegt sie ein auf einem kleinen Polster ruhendes Kind (ihr bald nach der Geburt verstorbenes Söhnlein)

mit einfachem Kleidchen ohne Kopfbedeckung und mit übereinandergelegten Händchen an sich. An jeder der vier Ecken des Sargdeckels kniet je eine genienartige Gestalt mit zum Himmel gerichtetem Antlitze, die Hände zum Gebete gefaltet. (Bild Seite 305.)

Leider verschwand dieses herrliche Denkmal, eines der schönsten Wiens, spurlos nach dem Jahre 1784. Dessen Standplatz war zuletzt in jenem Gewölbe, welches durch die im Jahre 1697 im alten, auch die „Ludwigskapelle" genannten Chore aufgestellte sogenannte „heilige Stiege" (nach dem Muster der Scala-Santa in Rom erbaut, daher der Name) gebildet wurde. Später wurde die letztere beseitigt und theilweise zu den Stufen des neuen Hochaltars in der Augustinerkirche verwendet.

Der Ausbau der Burg in Wien und die Stiftung einer Kapelle bei derselben, welche später in die heutige Gestalt umgebaut wurde, fällt noch in die Tage Albrecht's I.; ebenso die Gründung der in neuester Zeit durch deren Ueberlassung an die „Altkatholiken" Epoche machenden Salvatorkapelle. Sie verdankt ihre Entstehung der mächtigen und ritterlichen Bürgerfamilie von Neuburg, nach ihrem Stammhaupte auch die Haym oder Haymo genannt. Der alte Otto Haym war 1276 gestorben, zur Zeit als Oesterreich an das Haus Habsburg kam; er hatte drei Söhne, von welchen Haymo Johanniter, Herrand ein tapferer Kämpfer war, und Otto; seiner heroischen Kriegsthaten wegen, vom Herzog Albrecht I. besonders ausgezeichnet wurde. Dieser Letztere hatte ein Fräulein aus dem Geschlechte der Breitenfelder geheiratet, welche ihm nur zwei Töchter, Jutha und Margaretha, gebar, weshalb er sein großes Vermögen seiner Vaterstadt und der Kirche vermachte. Sein großes Haus ist das spätere Rathhaus in der Wipplingerstraße, welcher Name nunmehr der verstümmelte der alten „Wiltwerkerstraße" (von den Verkaufsstätten des Wild-, d. i. Pelzwerkes) ist. In älteren Zeiten war es überhaupt, namentlich auch in Wien Sitte, daß reiche, mächtige und angesehene Familien sich entweder zur bequemeren, öfteren und ungestörteren Andachtspflege in ihren Wohnhäusern oder auch bei größeren Kirchen auf eigene Kosten besondere Kapellen bauten, und dieser Sitte folgten denn auch die Haymo, indem sie sich in ihrem Herrenhause, welches mit dem Rücken an die Judenstadt stieß, eine Kapelle erbauten, und zwar im ersten Stockwerke über einem Gange, der zur Wiltwerkerstraße führte. Des Baues dieser „zu Ehren Gottes und Unserer lieben Frau" im Hause der Brüder Otto und Haymo zur Verrichtung der häuslichen Andacht errichteten Kapelle geschieht wohl schon 1282 in dem Verzeichnisse der Wiener Steinmetzen Erwähnung, indem dort die Ausführung des Baues der Kapelle dem Baumeister Nikolaus Scheibenböckh zugeschrieben wird; urkundlich sichergestellte Nachweise beginnen jedoch erst 1301, wo Bischof Peter von Basel, als Pfleger (Verwalter) der St. Stefanskirche in Wien, dieselbe von der letztgenannten Kirche eximirt (aus der pfarrlichen Abhängigkeit befreit). Auch Wernhard, Bischof von Passau, wie der Pfarrer Gottfried von St. Stefan, bestätigten diese Befreiung; 1302 wurde der Kaplan dieser Kapelle zur Vornahme der Aschen-, Wachskerzen-, Fleisch-, Palmen-, Wasser- und Salz-Weihe berechtigt. In diesem Jahre erscheinen auch die ersten Stiftungen bei dieser Kapelle. Bald sollte sie jedoch dem Privatbesitze entzogen werden, wie alsbald zu erzählen sein wird.

Im Jahre 1305 wurde eine Kapelle auf dem Stefansfriedhofe, geweiht dem heil. Virgilius, gegründet und mit der daselbst bestehenden Maria-Magdalena-Kapelle vereint. Diese alte Kapelle hatte auf der Nord-, d. i. der Stefanskirche zugewendeten Seite einen dreiseitigen Chorschluß, bis an's Dachgesims ansteigende Strebepfeiler und mächtige Fenster in Spitzbogen, dann ein kleines Thürchen, als Eingang zum Presbyterium, ferner einen (späteren) Zubau des Querschiffes auf der Nordseite zwischen Figurenschmuck mit zwei kleinen spitzbogigen Fenstern und

darunter einen rundbogigen Vorbau, dabei ein geradliniges Portal (wahrscheinlich Eingang in die Gruft) und endlich einen (jüngsten) Anbau sammt einem Portal, zu welchem Stufen hinanführten, und dabei einen mit Doppel-Spitzbogenfenstern versehenen viereckigen Thurm, der einen mit Knorren besetzten Helm trug. Im Jahre 1781 wurde sie vom Brande zerstört und abgetragen. (Bild Seite 312.) — Auch im Neuburgerhofe im oberen Werd (Roßau) wurde 1306 eine Kapelle gebaut, die den heil. Aposteln Philipp und Jakob geweiht wurde.

Nicht geringes Aufsehen machte die im Jahre 1307 stattgefundene Anwesenheit des mächtigen Trentschiner Grafen und Palatins Matthäus Csák in Wien. Derselbe, Oberststallmeister des ungarischen Königs, Preßburger Graf und im Jahre 1297 Palatin, wurde im Jahre 1304 von König Wenzel im Besitze Trentschins bestätigt, der König schenkte ihm ferner das ganze gleichnamige Comitat, welches Matthäus von da an „Matschakerland" (Abkürzung von Matthäusschakerland) nannte, wie denn auch auf der Trentschiner Burg, wo er als Burggraf lebte, nordwärts angebaut, sich ein Thurm befand (noch heute befindet), den er das „Matschakergebäude" (für Matthäusschakergebäude) nannte, und der noch heute so heißt.

Matthäus Csák genoß den Schutz der Herzoge Rudolf und Friedrich von Oesterreich, Söhne Albrecht's I., welche damals im Besitze des Preßburger Comitates waren; ja dieser Lehensverband sollte sogar durch eine Vermälung dauernd befestigt werden, und es wurde seinem Sohne Johann eine Herzogin als Gemalin bestimmt. Um die Heiratsangelegenheiten zu betreiben, zog Matthäus Csák mit seinem Sohne Johann nach Wien und bewohnte da ein seinem Range angemessenes Haus oder Hof, welches möglicherweise wohl seinen Namen erhalten haben konnte und dessen Andenken noch heute der Matschakerhof in der ehemaligen „Hungergasse" (so genannt, weil hier die Ungarn gewöhnlich ihre Herberge nahmen), heute Seilergasse (Haus Nr. 6, alt 1091), bewahrt. Palatin Matthäus starb am 9. September 1319 an einem hektischen Leiden. Nach seinem Tode geriethen dessen Nachkommen mit dem König Karl Robert in Streit und Trentschin wurde dergestalt verwüstet, daß keine einzige Urkunde jener Zeit gerettet werden konnte. Johann Csák verscholl; aber es tauchte im Jahre 1349 in Oesterreich zuerst eine Familie Namens Matschaker (Matschacher) auf, von welcher Anfangs des 16. Jahrhunderts Hanns Matschaker als Besitzer des besprochenen Hauses in den sogenannten Anschlagebüchern vorkommt. Derselbe war städtischer Verordneter und der letzte männliche Sprosse des Geschlechtes. Mit seiner einzigen Tochter Anna ging der Matschakerhof durch Verehelichung an den Ritter Bernhard Jörger über. (Im Jahre 1620 wurde der Hof an Graf Verdenberg verkauft, später von ihm dem Franciscanerkloster vermacht, welche ihn gegen ein Haus vertauschten. 1684 besaß den Hof die Propstei Eisgarn; 1690 kaufte ihn der Gastwirth Georg Grim, und von da an wurde er in ein vielbesuchtes Einkehrwirthshaus umgewandelt, was er bis heute verblieb.)

Nun folgten rasch zwei Unglücksfälle im österreichischen Regentenhause; im Juli 1307 war der Regent der österreichischen Lande, Herzog Rudolf III., seiner geliebten Blanka in die Gruft nachgefolgt, und seine zweite Gemalin Elisabeth hatte seinen Leichnam in der Schloßkirche zu Prag mit königlichen Ehren beisetzen lassen; am 1. Mai 1308 ereignete sich die Entsetzen erregende That der Ermordung Albrecht's I. zu Rheinfelden durch seinen Neffen Johann von Schwaben, welcher von nun an den Beinamen Parricida (Vatermörder) erhielt. Es muß hier, in Bezug auf Wiens Geschichte, einer eigenthümlichen Begebenheit erwähnt werden, die glaubwürdige Zeugen erzählen. Johann floh nach dem Morde und irrte lange herum, ja er kam sogar, als Pilger verkleidet, nach Wien. Damals lag auf der Freiung, in der Mitte des Platzes, ein breiter Stein; auf diesen soll sich Johann, zu Tode ermüdet von seinen Irrfahrten, gesetzt haben, von einem

vorübergehenden Dienstmann der Hofburg jedoch erkannt worden sein. Dieser eilte dem Stadtthore zu und verbreitete den Ruf, daß der Kaisermörder sich auf dem Schottenplatze befinde. Als die Wache und viele Neugierige herbeiströmten, um ihn zu ergreifen, war der Gesuchte bereits spurlos verschwunden und konnte trotz eifrigsten Suchens nicht mehr aufgefunden werden. In dieser gerade nicht unmöglichen Begebenheit wurzelte das noch in neuer Zeit gebräuchliche Sprichwort: „Bei den Schotten am Stein", wenn man ausdrücken wollte, daß alle Nachforschung über irgend einen Gegenstand erfolglos sei, oder wenn man ein Begehren abschlägig bescheiden wollte. Noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war dieser „Unglücksstein", wie man ihn nannte, auf der Freiung zu sehen, und man hielt allgemein dafür, daß ein gräßlicher Fluch auf demselben laste. Es wird erzählt, daß ein alter Mann, den sein Sohn von Haus und Hof verjagt hatte, erschöpft und halb verhungert sich auf denselben gesetzt und dort entkräftet verschieden sei; zwei Jahre darauf habe man den unnatürlichen reichen Sohn auf demselben Stein sitzen — und betteln gesehen. Es pflegte daher das Volk in Wien von einem übermüthigen Reichen zu sagen: „Der kommt heilig (sicher) noch zu den Schotten am Stein!" — Johann fand endlich im Augustinerkloster zu Pisa Aufnahme, woselbst er 1313 reuig starb. Als er aber noch in den Wäldern herumschweifte, soll er mit einem jungen Weibe, das ihn begleitete, einen Sohn, Namens Lathon (Lothar) erzeugt haben, und von diesem berichtet der Geschichtsschreiber Thomas Ebendorfer von Haselbach (geb. 1387, gest. 1464), daß er selbst (wohl noch als Kind) ihn als blinden Bettler mit jungen Zügen und weißem Haare, durch Lieder aus der Vorzeit und durch die Kunde seiner verhängnißreichen Abkunft die Menge um sich versammelnd und das armselige Leben durch Almosen fristend, am Neuen Markte in Wien in einer von ihm verfertigten Hütte gesehen habe.

Die Witwe des ermordeten Kaisers, Elisabeth, ließ auf der Stätte, wo ihr Gemal seinen Geist aufgegeben hatte, ein Bethaus erbauen und von den dahin berufenen Priestern täglich für die Ruhe seiner Seele beten, auch gründete sie darauf mit ihrer Tochter Agnes, Königin von Ungarn, dort das Kloster Königsfelden. Sie selbst aber schlug zu Perchtoldsdorf bei Wien ihren Witwensitz auf und verweilte dort bis zu ihrem am 18. October 1313 erfolgten Tode. Mit aller Entrüstung muß aber hier schließlich die Behauptung eines modernen Phamphlets, welches sich in haßdurchtränkten und manchmal rein unsinnig zu nennenden Skandalgeschichten über verschiedene Persönlichkeiten des habsburgischen Hauses ergeht, zurechtgewiesen werden, als hätte der Mord des Kaisers auf Anstiften seiner Gemalin Elisabeth stattgefunden (angeblich nach ihres Hofkaplans, eines ungarischen Mönches, Aufzeichnungen, die aber noch dazu die Anstifterin fälschlich Agnes nennen). Alle Zeitgenossen sprechen von der glücklichen, mit einundzwanzig Kindern gesegneten Ehe des hohen Paares, von der rastlosen Sorge der Gattin für den Gemal, weshalb die erwähnte Behauptung als böswillige, in keiner Weise zu begründende Erfindung gekennzeichet werden muß.

Wenn schon von einem geistigen Impulse geredet werden könnte, möchte als solcher viel eher der von 1287 bis 1294 als Verweser der Pfarre von St. Stefan in Wien lebende Theologe und Arzt Peter Aichspalt zu gelten haben. Geboren zu Aspelt bei Trier den 15. Juni 1252 von sehr armen Eltern, mußte er sich anfangs sein Brot durch Singen vor den Thüren erwerben, wobei er jedoch so fleißig studirte, daß ihn der Graf von Luxemburg endlich zu seinem Leibarzte ernannte. Später kam er in die Dienste des Herzogs Rudolf II. von Oesterreich, war bei ihm zu Wien und Prag und erzog dessen einzigen Sohn Johann als Rächer Ottokar's (seines Großvaters mütterlicher Seite), denn Aichspalt war einer der bittersten, planvollsten und entschlossensten Feinde, die Habsburg je gehabt. Er vereitelte alle Bestrebungen Albrecht's I. auf Böhmen,

erhob Luxemburg wider Habsburg, fachte in der Schweiz und überall die Flammen des Hasses wider ihn an und wendete noch bei der nächsten Kaiserwahl die Gemüther von Friedrich dem Schönen ab. Anfangs Domherr von Prag, wurde er Bischof von Basel (aus Dankbarkeit ernannte ihn Papst Clemens V., den er durch seine Arzneiwissenschaft von einer tödtlichen Krankheit gerettet, zu diesem Posten), zuletzt 1305, Erzbischof und Kurfürst von Mainz, woselbst er am 5. Juni 1320 starb.

Verhältnisse des Handels und der erste Judenkrawall in Wien.

Unter Rudolf's Regierung tauchte die erste Judenverfolgung in Wien auf (1305 oder 1307), welche freilich der Herzog sofort unterdrückte. Die Ursache, welche Bruder Ambros, Cistercienser im Stifte Heiligenkreuz, erzählt, war folgende:



Albrecht I. (Seite 295.)

Die Zurückweisung der Juden in ihre ehmaligen Schranken durch Kaiser Rudolf und dessen Sohn Albrecht (1278) wurde bald den Juden unerträglich, zumal, als sie nur an ein stetes Herumschweifen und sich nur so lange an die Gesetze des Landes zu halten gewohnt waren, als sie Nutzen von denselben ziehen konnten. Sie versuchten nun, dies Joch abzuschütteln, und da es nicht gelang, so suchten sie sich an den Christen, als den Beschränkern ihrer willkürlichen und eigenmächtigen Handlungen, zu rächen. Zu dieser Rache ersahen sie sich in Wien einen Bauern, den sie durch große Versprechungen gewannen, daß er in der St. Michaelskirche aus dem dortigen Sacramentshäuschen eine Hostie raubte und diese zur Entehrung in ein Judenhaus in die Reifstraße (heutige Spiegelgasse, nach Anderen nach Korneuburg, was jedoch unrichtig) überbrachte. Hier soll dann selbe dem ganz betäubten und zitternden Räuber aus der Hand und in ein daselbst gestandenes offenes Faß gefallen sein. Aus diesem erhob sich, wie die Sage nun erzählt, eine Stimme, gleich der eines klagenden Kindes, worauf die Leute zusammenliefen und schwuren, diese gräuliche Frevelthat zu rächen. Schon machte man sich bereit, nicht nur dieses Haus, sondern alle Judenhäuser Wiens insgemein zu stürmen und Mord und Brand in dieselben zu tragen, als Herzog Rudolf herbeieilte und die Wüthenden durch strenge Zurufe, Belehrung, Bitten und versöhnliche Worte besänftigte. Hauptsächlich wirkte sein Befehl, den Anlaß der That strenge zu unter-

suchen und die Schuldigen zur gebührenden Strafe zu ziehen. Es ist bis heute nicht bekannt geworden, auf welche Art die Thäter bestraft wurden; gewiß ist es aber, daß sich nach diesem Vorgange ein großer Theil der Juden von den Herumstreifenden geschieden hielt und denselben unter fürstlichem Schutze ein bestimmter, ihnen allein angehöriger Aufenthalt — also Ghetto — in Wien eingeräumt wurde und der Herzog ihnen eigene christliche Judenrichter vorsetzte. Als erster solcher Richter fungirt Hager Spielberg (noch 1331).

Der Vorfall läßt sich, als wirklich geschehen, nicht leicht bestreiten; es handelte sich aber wahrscheinlich eher um das schwere Verbrechen eines Kirchenraubes als um eine fanatische That; die aus dem Sacramentshäuschen geraubte goldene Kapsel der Hostie wollte etwa der Thäter einem der vielen Schacherjuden verkaufen und religiöser Fanatismus oder Aberglaube, wie ihn der Jude so gut wie der Christ hegte, hatte etwa mit dem Frevel nichts zu thun. Auffallend bleibt es aber immer, daß sich derselbe zu einer Zeit ereignet haben soll, wo man das Allerheiligste aus



Grabmal Blanka's. (Seite 300.)

dem mit Eisen vergitterten finsteren und kleinen Aufbewahrungserker ausgehoben, mit dem Tabernakel in öffentlicher Pracht auf den Altar — Gottesleichnams-Altar genannt — zur Anbetung übersetzt und diesen zu St. Michael, bei den Augustinern am oberen Werd (Roßau), erbaut und eingeweiht hatte. Es ist ferner sonderbar, daß die Herzoge Otto und Albrecht, welche zum Andenken und zur Sühne dieses Frevels in Korneuburg einen Frohnleichnams-Altar erbaut und gestiftet haben sollen, in ihrem Stiftungsbriefe (December 1338) kein Wort davon melden, sondern blos sagen, daß sie den Augustinern in Baden einen vorhin den Juden gehörigen Platz zu einem Kloster und Gotteshause geschenkt hätten.

Es ist nöthig, bei dieser Gelegenheit eingehender über die Zustände Wiens in Bezug auf die Juden zu sprechen; vorher mögen uns jedoch einige Erläuterungen über den Gegenstand erlaubt sein, welcher zu den lärmenden Ausbrüchen Anlaß gab.

Im Anfange des Kirchenbaues waren die Altäre von der größten Einfachheit; ihre seit dem 5. Jahrhundert eingeführte Gestalt war einfach die eines erhöht freistehenden, bisweilen auch mit einer Seite an die Wand gerückten

steinernen Tisches (mensa), oben mit einer gemeißelten steinernen Platte bedeckt. Ueber diese Altarplatte, in oder unter welcher ein kleines Kästchen mit Reliquien eingelassen wurde, breitete man die vorgeschriebene Decke von weißem Linnen aus, stellte darauf in der Mitte ein Crucifix, daneben das Meßbuch und zu beiden Seiten je einen Leuchter. Ueber dieser Mensa erhob sich, zum Schutze des Altars, schon frühzeitig ein auf Stein- oder Metallsäulen ruhender Baldachin (tabernaculum, umbraculum), und bewegliche Vorhänge, welche das Ganze umschlossen, entzogen den die heiligen Mysterien feiernden Priester den Augen des Volkes. Im Innern dieses Tabernakels hing, an Kettchen über dem Altare schwebend, das Ciborium (Speisekelch) mit dem geweihten Brote, oder es stand auch auf einer derartig mittelst Kettchen herabhängenden Schüssel. Das Speisegefäß hatte gewöhnlich die Gestalt einer Taube; im 8. Jahrhundert wurde aber bereits unter Ciborium im engeren Sinne das geheiligte Speisegefäß, im weiteren jedoch auch das ganze Altarhäuschen verstanden.

Mit der Zunahme der Cultur und der überhandnehmenden Gothik in allen Einzelheiten kirchlicher Einrichtungen mußte sich auch die Form des Altars ändern, sowie dessen Verhüllung fallen; die freie Aufstellung wurde aufgegeben und der Altar an die Wand geschoben; er wurde nun ein offenes, aufstrebendes Gebäude, dessen Hauptstück ein auf die Mensa gestellter, mit geschnitzten Heiligenbildern gezierter, meistens durch zwei mit Malerei oder Schnitzwerk verschönerten beweglichen Flügelthüren versehener Schrein war. Demzufolge mußte auch das Speisegefäß einen anderen Aufstellungsplatz (tabernaculum) finden, und man wählte zu demselben entweder eine Mauervertiefung beim Altare, oder nächst desselben ein eigenes kleines, zu diesem Zwecke eigens aufgeführtes Gebäude. Die im Jahre 1274 zu St. Pölten abgehaltene Synode befahl, daß das Allerheiligste in mit Gittern verwahrten Mauernischen aufbewahrt werde, um es vor Raub und Entweihung zu schützen.

Als Papst Urban IV. im Jahre 1264 eine auf die Lehre der Transsubstantiation (Wandlung) bezügliche Bulle an die ganze Christenheit erließ und behufs der Heiligung dieser Lehre das glänzendste Fest der katholischen Kirche, das Frohnleichnamsfest (von fron, heilig, und Leichnam, Leib, also heiliger Leib bedeutend), eingeführt hatte, dessen Verherrlichung später vom Papste Clemens V. auf dem Concil zu Vienne 1311 überall zu feiern angeordnet wurde, da handelte es sich, bei dem Bestreben nach immer größerer Verherrlichung des in der Hostie enthaltenen göttlichen Leibes, nicht mehr blos um einen Aufenthaltsort für das kleine Ciborium mit der zur Communion bestimmten heiligen Hostie, sondern ganz besonders um einen solchen, in welchem die die heilige Hostie enthaltende Monstranze zum Zwecke der Schaustellung und Anbetung gesichert und doch allgemein sichtbar aufgestellt werden konnte. Und so entstanden die, noch in vielen Kirchen vorhandenen Sacramentshäuschen (Ciboria, Gotteshäuschen, Herrgottshäuschen, Weihbrotgehäuse, auch Fronwalme, Sanctuarien genannt), welche gewöhnlich kapellen- oder nischenförmig (in gezierten Maueraushöhlungen) zunächst des Hauptaltars, und zwar an dessen Evangelienseite (nördliche Chorwand) angebracht wurden. Es wurde auf dieselben ungemein viel Kunstfertigkeit verwendet, und es würde ein wahrhaft reizendes Gebilde liefern, wenn es dem Beschauer vergönnt wäre, alle die herrlichen Kunstdenkmäler in dieser Beziehung zusammengestellt zu erblicken.

Was den Gebrauch der Monstranzen betrifft, hat derselbe allerdings schon viel früher stattgefunden, aber Monstranzen waren vor der Einführung des Frohnleichnamfestes blos tragbare Reliquienbehälter (Reliquiare), in denen die Reliquien sichtbar mittelst eines Verschlusses von Glas oder Krystall zu dem Zwecke eingeschlossen waren, um sie den Gläubigen in öffentlichen Umzügen und Bittgängen, oder am Altare zu zeigen und zum Kusse zu reichen. Diese Reliquiare führten schon damals die Bezeichnung „Monstranzen“ (monstrantia, Zeiggehäuse); als aber

nun in Folge des allgemein eingeführten Frohnleichnamsfestes ein neues kirchliches Gefäß zur Aufnahme der Eucharistie (Abendmahl) benöthigt wurde, wählte man zu diesem Zwecke die Reliquien-Monstranz, behielt für das Gefäß den alten Namen „Monstranz" bei, versah sie jedoch mit einer Lunula, nämlich mit jenem halbmondförmigen silbernen Kreise, in welchem die Hostie innerhalb des durchsichtigen Theiles des Tabernakels befestigt wird. Die erhabene Bestimmung der Monstranze läßt es vollkommen erklärlich erscheinen, daß sich die Kunst des Mittelalters derselben sofort bemächtigte und das schönste und reichhaltigste in den edelsten Metallen herzustellen sich bemühte; daß aber auch gerade diese Schönheit und der hohe Metallwerth die Anlockung zu ruchlosem Raube gaben, wie eben das angeführte Beispiel in Wien nicht das einzige geblieben ist.

So entstand in Korneuburg die Kapelle des heiligen Blutes (1302, 1305?) aus gleichem Anlasse. Es hatte sich daselbst das Gerücht verbreitet, der Jude Zerkel und der Judenschulmeister hätten einen Christen bestochen, ihnen eine geweihte Hostie zu verschaffen. Dieser — hieß es — empfing denn wirklich in der Aegidius-Pfarrkirche das Abendmahl, nahm aber die Hostie heimlich wieder aus dem Munde und überlieferte sie den beiden Juden, die nun nicht müde geworden sein sollen, an derselben ihren Muthwillen auszulassen. Obgleich dem rasch darüber verbreiteten Gerede kein wie immer geartetes Factum zu Grunde lag, so versetzte es doch die Stadt in eine ungeheure Aufregung; die auf's höchste empörten Bürger schleppten die beiden Juden, trotzdem sie unaufhörlich ihre Unschuld betheuerten, auf den Scheiterhaufen und jagten die Uebrigen ohne Erbarmen zur Stadt hinaus. Die Habe der Vertriebenen fiel dem Pöbel zu, der ihre leerstehenden Häuser ausplünderte und dieselben schließlich dem Erdboden gleich machte. Auf dem Boden, wo das Haus des Juden Zerkel gestanden, wurde die Kapelle errichtet und darin die, angeblich mit fanatischer Wuth durchstochene, mit Blut befleckte Hostie zur Verehrung ausgestellt. Später wies Bischof Bernhard von Passau nach, daß die sogenannte „mißhandelte Hostie" absichtlich durchstochen und mit Blut bestrichen worden war, um glauben zu machen, als wäre das letztere wirklich aus derselben geflossen; ein Schurkenstückchen, welches damals an einigen Orten von Schuldnern ausgeführt wurde, um ihre Gläubiger bei der Regierung und beim Volke in Mißcredit zu bringen. Daher stammen die mit dem Namen „Heiligen-Blut" versehenen Kapellen oder Kirchen an mehreren Orten Oesterreichs, wo überall solche Opfer des Hasses mit ihrem Leben und ihrer Habe gebüßt hatten.

Ein sehr reizendes Sacramentshäuschen bewahrt die Kirche Maria-Stiegen in Wien, welches sich an der linken Wandseite nächst dem Hochaltare befindet. Es hat die Gestalt einer geschlossenen spitzbogigen Pforte; die Thüre selbst ist aus Bronze, reich durchbrochen; eine hoch absteigende Fiale mit Kreuzblume schließt den Thorbogen ab. Rechts und links findet sich ein kleiner, aber im Vergleiche mit dem Mittelbaue niedrigerer Anbau, dessen Flächen mit Blendmaßwerk geziert sind. Ein Engel mit Spruchband, die Worte enthaltend: Ecce panis Angelorum factus cibus Viatorum vere (Siehe das Brot der Engel, welches wahrhaftig zur Speise der Erdenpilger gemacht ist), trägt consolenartig das ganze Gebäude, welches eine recht sinnige Idee darstellt, nämlich die Himmelspforte. (Bild Seite 313.)

Trotz der natürlichen Erklärung in Bezug auf die Erregung des Volkes gegen die Juden in Betreff der Theilnehmung an der Verhehlung geraubter Heiligthümer, muß doch zugestanden werden, daß da auch noch ganz andere Beweggründe mitwirkten.

Es wurde bereits einmal gezeigt, daß die Juden in der Zeitperiode der Babenberger in allen Theilen der Stadt ohne Beschränkung lebten, jedes Gewerbe betrieben und überhaupt den Christen gleichgestellt waren, ja, daß sogar auf Verbrechen, welche an Juden verübt wurden, strengere Strafen gesetzt waren als auf

solche, welche Christen betrafen; dagegen werden wir bald von leidenschaftlichsten Ausbrüchen gegen die Juden, ja selbst von deren Vernichtung hören, zu welchen Ereignissen die vorerzählten Begebenheiten nur ein kleines Vorspiel bildeten. Wie kam nun dieser Wechsel, der endlich damit endete, daß die Juden auf ein Ghetto (eigenes Judenviertel) beschränkt wurden?

Es war dies sehr einfach. Die erste Anregung hierzu bildete einmal die religiöse Seite. Auf die, in humaner Anschauung dunkler Zeiten entsprungene Ansicht gestützt, daß die Juden wegen des am Erlöser verübten Frevels zu ewiger Knechtschaft zu verdammen seien, bemühte man sich anfangs wohl nur damit, die Christen von den Juden abzusondern; aber bald gesellten sich politische und soziale Motive dazu, welche die Gemüther auf's heftigste entflammten und keineswegs der Begründung entbehrten. Es ist unleugbare Thatsache, daß die Juden so mancher Beschäftigung oblagen, welche die Christen schwer verpönten, darunter gehörte vor Allem der Handel mit Menschen, Gefangenen und Leibeigenen, den die Juden vornehmlich stark nach Ungarn betrieben. Vergebens eiferte die Geistlichkeit dagegen; der Vortheil dieses Handels und das Baargeld überwogen selbst beim christlichen Adel das Bedenken dagegen, und so verrichteten die von Juden gekauften christlichen Leibeigenen den Herren die nöthigen Hausdienste. Damit konnte sich selbstverständlich das Volk nicht zufrieden erklären.

In anderer Weise waren die christlichen Bürger der Städte durch sehr naheliegende Gründe veranlaßt, ebenfalls den Juden feindselig entgegen zu treten. Es sah sich der so vielseitig nach innen und außen durch Kriegsereignisse und Stadtangelegenheiten in Anspruch genommene Bürger in mannigfaltigster Weise von den Juden übervortheilt; denn der Jude, obwohl ihm bis zum Ende des 13. Jahrhunderts alle Gewerbe offen standen, wendete sich nicht denselben, sondern meistens dem Handel zu, verfuhr dabei häufig auf recht unredliche Weise, und er selbst war es zuerst, der sich nach den Satzungen seiner Religion von den christlichen Bürgern abzusondern suchte, was doch keineswegs dem nach Oeffentlichkeit und Gemeinschaft strebenden Sinne der Stadtbürger entsprechen konnte. Die Spannung wurde noch durch so manches unerquickliche Verhältniß des Schuldners und Gläubigers erhöht. Wie von Paris bekannt ist, war auch in Wien die Hälfte der Häuser ein Pfandgut der Juden, und daß in allerlei Fällen die augenblickliche Bedrängniß des Schuldners vom Gläubiger ausgebeutet wurde, kam eben so gut vor, als es heute von Seite vieler Wucherer, seien sie Christen oder Juden, vorkommt. Da war denn damals, so gut wie heute, die Klage über den Wucher der Juden eine allgemeine. Dies verursachte, daß der Bürger schon frühzeitig ein Feind der Juden wurde, es muß constatirt werden, aus Schuld der Letzteren. Da galt es denn hier einen Kampf um die Existenz. In der durch Gesetz und Humanität geläuterten Jetztzeit, in welcher die Bildung und das Selbstbewußtsein so herrliche Blüthen errungen, wo Alles sich zu einem, zu beiderseitigem Heile auslaufenden Streben vereinigen kann, ist die Kampfesweise eine ganz andere; heute heißt sie Methode und Concurrenz, damals aber konnte das Heilmittel nur in der Vernichtung der gegnerischen Partei bestehen. In Wien, wie in ganz Deutschland unterlag das Judenthum, und wir müssen einem geistreichen Schriftsteller vollkommen beistimmen, wenn er — um die neueste Redeweise seit 1873 zu gebrauchen — die damaligen Zustände den „Krach im Mittelalter" nennt. Es ist auch sehr interessant, die Begründungen desselben zu verfolgen.

Die außerordentliche Verwirrung der Münze, die große Anzahl der Münzberechtigten, die Menge der Münzsorten und ihr von Jahr zu Jahr, von Stadt zu Stadt wechselnder Feingehalt machten schon im frühesten Mittelalter eine eigenthümliche Art von Geldhandel oder Geldwechsel nothwendig, indem der Kaufmann das auf einem Jahrmarkt gelöste Geld durch Umtausch gegen die in seiner Heimat

giltigen Münzen erst nutzbar machen mußte. Das Recht eines solchen Tauschhandels stand den Münzer-Hausgenossen zu, es reichte jedoch ihr Wechselgeschäft noch lange nicht für das allgemeine Bedürfniß aus und deshalb wurde auch dieser Geldhandel als freies Gewerbe betrieben, das sich vom Waarenhandel nur dadurch unterschied, daß dieser mit größtem Fleiß und Erfolg vom deutschen Bürgerthume erfaßt und ausgebildet, der Geldhandel dagegen bis in die späteren Zeiten vorzugsweise den Fremden überlassen blieb. Diese Fremden waren die Kauwerzen oder Gawertschen (vom Volksmunde aus Cavorsins verdorben, denn es waren Piemontesen, so genannt nach der Stadt Cavors), die Lombarden und die Juden.

Trotz der vielen Münzstellen herrschte durch das ganze Mittelalter hindurch ein entschiedener Mangel an Baargeld. Aber es brauchten doch Volk, Fürsten und Prälaten, Adel und Klerus, Stadt und Land unaufhörlich Geld, recht viel Geld; Allen voran — die Fürsten. Endlos fast in Kriege verwickelt, mußten sie Ritter und Reisige besolden, Rosse und Waffen kaufen; kam nach dem kostspieligen Kriege zeitweilig ein bischen Friede, ei, dann gab es nicht minder kostspielige Feste und Turniere, Vermälungsfeierlichkeiten in der Familie, Jagden und Schmausereien; dabei durfte natürlich der Fürst nicht sparen, am wenigsten mit kostbaren Kleinodien und Kleidern, die nur so ihm aus den Fingern flossen, mochte es zumeist auch nicht, denn sorgenlose Leichtlebigkeit war gar Vielen angeboren. Kam nun gar dazu, daß der Fürst ein Wahlfürst war, wie der deutsche Kaiser, nun, dann waren die Einkünfte des Reiches oft schon lange vor der Wahl ausgezahlt, um nur die Stimmenzahl zu erhalten. Es war eben die Käuflichkeit des Mittelalters über die Maßen arg, man handelte mit Allem, was des Handels werth erachtet wurde, mit der Kaiserkrone, mit Mann und Roß, mit alten Rechten und neuen Privilegien, mit Freiheit und Freiheiten, und Händler und Käufer waren die Häupter so gut wie die Glieder.

War es da ein Wunder, wenn die Juden ihr ausgiebiges Profitchen dabei nahmen? Und so brachte die Geldbedürftigkeit der Fürsten und des Adels allmälig die Kron- und Hauskleinodien, Ländereien und Burgen, Zölle und Abgaben, von Seite der Bürger die Häuser, Ländereien und Weingebirge in die Hände meist ungläubiger Gläubiger, wenngleich auch gute Christen so manches Land und Juwel als Pfand eingesackt hatten. Und so klagten schon im 13. und 14. Jahrhundert länderreiche Fürsten, vermögliche Klöster und Gemeinden, daß „der Abgrund der Zinsen und Schulden bei den Juden" sie verschlinge. Es hielt sich aber auch der Zinsfuß auf einer für die damalige Zeit ganz unbegreiflichen Höhe; der gesetzliche Zinsfuß war nämlich von zwanzig bis vierzig Percent! Und derselbe mußte auf die Weise, wie er in städtischen und fürstlichen Verordnungen bei allen Anleihen auf Wochenzinsen, dem eigentlichen Geldhandel auf Pfand, bestimmt wurde, mit entsetzenerregender Schnelligkeit den Schuldner mit Hab und Gut, Willen und Freiheit dem Gläubiger überliefern.

Wie ist aber, so legt sich gewiß mancher Leser die folgerichtige Frage vor, wie ist aber ein solches Mißverhältniß zwischen dem Preise des Geldes und der Erträglichkeit von Boden und Gewerbe denkbar geworden? Auch dies ist sehr einfach, wenn man den damaligen Gewerbestand und seine Verhältnisse betrachtet. Die sogenannte außerordentliche Billigkeit der Nahrungsmittel und Lebensbedürfnisse im Mittelalter reiht sich eben an die zahllosen Fabeln und Sagen, welche jener Zeitperiode entsprossen. Man schiebt noch immer heutzutage den jetzt geltenden Nominalwerth des Gulden, Pfennigs oder Hellers der damaligen zwar gleichbenannten, aber sehr verschiedenen Münze unter, und bedenkt nicht, daß der mittelalterliche Gulden eine Goldmünze im Werthe von mehreren Gulden unserer heutigen Währung, der Pfennig oder Denar eine Silbermünze von beinahe einem

Zehntel des heutigen Guldens, der Heller von etwa einem Viertelduzend Kreuzern bildete. Man vergleicht ferner zu wenig genau das Werthverhältniß der Waare und der Arbeit zu einander, und vergißt, daß da keineswegs eine größere Wohlfeilheit herrscht, wo die Lebensmittel zu billigen Preisen zu haben sind, in demselben Verhältniß aber auch die Arbeit schlecht bezahlt ist. Ortschaften, in denen keine Fabriken mit zahlreichen Arbeitern sind, welche das Bedürfniß nach Lebensmitteln haben und dadurch deren Preise erhöhen, Landaufenthalte, in denen nicht der reiche Sommergast eine Theuerung von Allem und Jedem hervorruft, bleiben noch heute a rm. Und gerade so war's auch damals. Was war das für ein Gewinn, wenn z. B. der Handwerksmann des 14. Jahrhunderts für einen Pfennig etwas mehr als einen halben Kilo Rindfleisch bekam, oder drei Liter Bier, oder zwei ein halb Liter Wein, dagegen aber für eine ganze Tagarbeit nur vier Pfennige, mit der Kost sogar nur zwei erhielt? Wo blieb da die außerordentliche Wohlfeilheit? Und solche Preise herrschten in den guten Jahren! Oder was war das, wenn eine Elle mittelfeinen Tuches einen Gulden kostete und ein fleißiger Weber in einem Tage bis zwei Meter fertigte, von jedem Gulden aber der Wollenhändler, der Tuchspanner, der Scheerer, der Färber, endlich der Schneider den Kostenbetrag, Arbeitslohn und Gewinnst abzogen? Was blieb da dem Weber? Bringt man dabei noch in Anschlag, daß sich die Preise der Lebensmittel schnell veränderten, daß ein Jahr des Ueberflusses mit einem Jahr der Hungersnoth abwechselte, daß ein verwüstender Krieg eine unerschwingliche Theuerung oft über Nacht herbeiführte, so läßt sich die Wohlfeilheit des Mittelalters bis auf den Deut ausrechnen.

Damals wie heute zwang dann die Zeit der Noth die arbeitenden Classen bei schneller und gänzlicher Erschöpfung ihrer Baarvorräthe, von den Geldhändlern auf Pfand Geld zu nehmen; größere Summen gewöhnlich auf ein Jahr, kleinere auf zwei bis sechs Monate. Sie erhielten das Darlehen angeblich „ohne Zins", denn schon in den Capitularien Karl's des Großen war Zinsen zu nehmen strenge verboten; aber der Geldleiher von damals machte es genau so, wie es der moderne Vampyr macht — er zog sofort einen Theil vom Hauptgute als „Schadkauf", Ersatz, Geschenk, oder Gesuch (Forderung) ein und für den ausbezahlten Theil trat nach verstrichener Frist als Strafe oder Entschädigung der Wochenzins von 20 bis 40 Percent ein. Damit waren Kleinbürger, Adel und Fürsten unaufhaltsam in den Abgrund der Schulden gerissen; es mußte ein endloses „Finiren" und „Finanziren", Consolidiren und Amortisiren der Schulden, bald ein willenloses Hingeben an, bald ein gewaltsames Losreißen von dem Gläubiger platzgreifen.

Betrachtet man also mit parteilosem Auge die Finanzkunst des Mittelalters, so erscheint sie im Wesentlichen als keine andere, wie ein Uebel durch ein anderes zu heben, ein Loch aufzugraben, um ein anderes zuzumachen, bis es dann schließlich unmöglich ist, aus dem allerletzten Loche herauszukommen. Da verkaufte dann einer oder der andere hohe Würdenträger seine zerstreuten Schulden an mehrere Juden an einen einzigen Juden, und überschrieb dafür auch diesem Letzteren die ganze Summe gegen einen Wochenzins von 43⅓ Percent, Städte verkauften ihre Leibrenten gegen 32½ Percent. Gerade das gesetzliche Feststellen von Wochenzinsen für die kleinste Summe als Einheit, also 1 oder ½ Pfund Pfennige, beweiset, daß es die arbeitenden Classen am meisten gewohnt waren, Hilfe bei den Pfandleihern zu suchen. Es wird auch von jenen Gemeinden, die während der Verfolgungen der Juden sich ihrer Geldgeber anzunehmen pflegten — und solches kam nicht allzu selten vor — ausdrücklich hervorgehoben, daß dieselben durch ein Darlehen auf Pfänder „dem gemeinen Mann nützlich und unentbehrlich" seien, und es wird den Juden, wo dem Christen das Gesetz es verbietet, ein solches Gewerbe gesetzlich erlaubt. Der baierisch-österreichische Landfriede vom Jahre 1256 sagt eigens: „Es soll kein Christ Gesuch nehmen, noch Pfand auf Schaden setzen, außer an die Juden, oder er ist friedbrüchig".

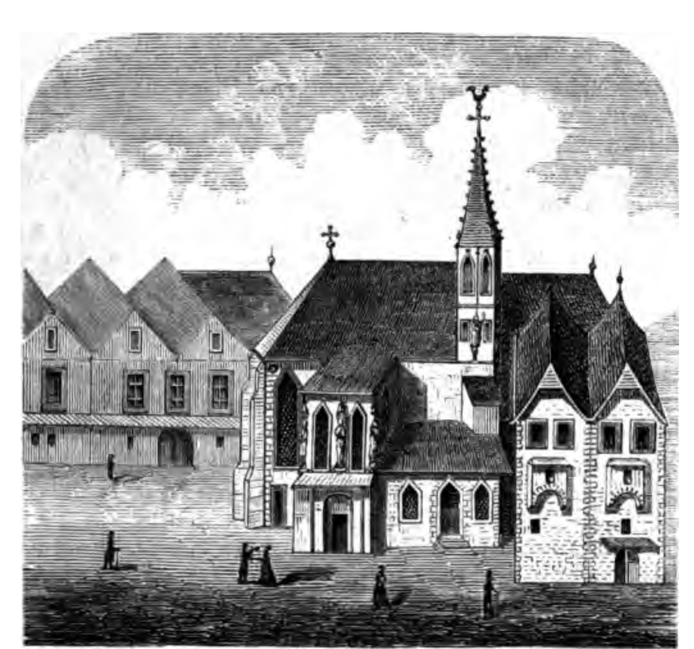
Und nun sind wir an der äußersten Kante angelangt; war die Schuldenlast und Abhängigkeit der unteren Classen so drückend und unerträglich geworden, daß sie nicht mehr aufkommen konnten, so erfolgte der „Krach“, der sich nicht so harmlos äußerte wie der heutige mit der Aburtheilung wegen „leichtsinniger“ oder „selbstverschuldeter“ Crida, sondern den Spieß um-, nämlich gegen den Gläubiger, kehrte und stets blutiger Natur' war. Man sagte nicht Bankrott an, sondern die Ermordung der Juden, die Plünderung ihrer Häuser galt als das beliebteste Mittel, unangenehme Schuldbücher zu vernichten. Und so sind alle die zahllosen Judenverfolgungen — vielleicht einige wenige des 11. Jahrhunderts ausgenommen, wo die erste Gluth der Kreuzzüge einen entzündeten Religionshaß mächtiger machte als das Gefühl der Abhängigkeit von unlöslichen Schulden — nichts weiter als die Ausbrüche einer solchen Krisis der vollkommensten Zahlungsunfähigkeit. Den beliebtesten Vorwand gaben stets dieselben Fabeln, der Diebstahl von Hostien zu unlauteren Zwecken, oder das Abschlachten eines Christenknaben behufs Gewinnung des Osterblutes, Vergiftung von Brunnen und dergleichen Unsinn.

Mochten da auch die Kaiser und Fürsten zumeist den Juden als nützlichen Gemeindegliedern (besonders für den eigenen Sack der Machthaber) ihren Schutz angedeihen lassen, eine solche Wohlthat blieb fast immer erfolglos; derlei Einmischungen hinderten ebensowenig die Wiederholung, als es die Gräuelthaten selbst zu thun vermochten, und den Beweis hierfür liefert der Umstand, daß diese Mittel unzählige Male wiederholt werden mußten. Es kam das Mittelalter eben aus den „Krachen“ gar nicht heraus; der Grund davon lag jedoch bei Allem nicht so sehr an den jüdischen Wucherern, als vielmehr in dem vorhin geschilderten Münzmangel. Spätere weise Einrichtungen, das Emporblühen des Wechselverkehres machten endlich dieser blutigen Differenzbegleichung ein Ende.

Es muß zugestanden werden, daß von allen Landesfürsten sich die österreichischen Regenten in Bezug auf die Juden und ihre Verfolgungen rein erhielten, wenngleich sie so manches drückende Gesetz für dieselben zu erlassen genöthigt waren. So sehen wir schon unter dem letzten Babenberger, Friedrich dem Streitbaren, der doch die Juden Wiens durch einen großen Privilegienbrief auszeichnete, in seinem Privilegium der Neustadt die Verfügung treffen, daß sich in ihren Mauern kein Jude aufhalten dürfe; nicht minder wurden uns die judenfeindlichen Maßregeln der Synode in Wien 1267 unter Ottokar bekannt, ebenso aber auch, daß dieselben wenig Befolgung fanden, denn auch die 1274 zu St. Pölten tagende Synode mußte manche dieser Kirchensatzungen, wie das Verbot, christliche Dienstleute zu halten, wiederholen; Herzog Rudolf unterdrückte, wie wir anfangs erzählten, den ersten Judenkrawall in Wien, und wir werden bald noch weiter hören, wie Herzog Albrecht der Weise in einem ähnlichen Falle verfuhr, indeß müssen wir, bei steter Anerkennung des Hochsinnes aller dieser Fürsten, denn doch wahrheitsgetreu erörtern, daß der Grund dieses den Juden gebotenen Schutzes nicht allein in reiner Gerechtigkeitsliebe zu suchen war. Die Herzoge begünstigten die Juden, weil diese ihnen höhere Steuern zahlten und demnach als „herzogliche Kammerknechte“ (nämlich dem Staatsoberhaupte leibeigen) eine treffliche Einnahmsquelle bildeten. Sie hatten an die herzogliche Kammer eine jährliche Judensteuer, nach den Vermögensumständen bemessen, zu zahlen, Betten und Geräthschaften für den Hof zu liefern, sich bei Kreuzzügen durch besondere Summen von der Mitwirkung loszukaufen und ebenso bei besonderen Gelegenheiten, wie Vermälungen, Anwesenheit fremder Fürsten u. dgl., Beisteuer zu zahlen. Und ebenso wie die Landesherren im Ganzen, verfuhr der Adel auf seinen Besitzungen, auch ihm war der Jude eine nützliche Melkkuh und wurde darum in Schutz genommen.

Friedrich der Schöne und seine Brüder.

Herzog Friedrich der Schöne, so beigenannt wegen seiner herrlichen Gestalt, der zweitgeborene Sohn des Kaisers Albrecht, war zwar im Jahre 1298 mit seinen Brüdern vom Vater mit den österreichischen Ländern belehnt worden. allein es führte der ältere Bruder Rudolf III. die nominelle und Albrecht I, selbst die thatsächliche Regierung. Erst mit dem kurz nach einander folgenden Ableben Beider gelangte Friedrich, damals zweiundzwanzig Jahre alt, zur wirklichen Herrschaft (1308). Er führte die Regierung gleichzeitig mit seinen Brüdern Leopold, beigenannt „die Blume der Ritterschaft", Albrecht II., beigenannt „der Weise" (später der Lahme), Heinrich I. dem „Leutseligen" und Otto dem „Fröhlichen". Es gab keinen Streit unter den edlen Brüdern, denn es verband sie alle die innigste Liebe untereinander, welche erst später, ein einziges Mal, geringe Störung fand. Besonders aber waren sich die beiden Aeltesten — Friedrich und Leopold — innigst zugethan, wofür ein erhebendes Beispiel Zeugniß giebt. Noch zur Zeit, als ihr Vater Albrecht seine Pläne auf die deutsche Kaiserwürde vereitelt sah (1292) und auch sonst allerlei Widerwärtigkeiten sein Gemüth verbitterten, hatte er sich unter einer Anwandlung von Mißmuth und Widerwille gegen alle Besuche in seine Gemächer der Wiener Hofburg zurückgezogen und hielt sich selbst von seiner Familie fern, trotzdem er an ihr mit großer Innigkeit hing. Wir müssen hier abermals jenes Pamphlet verdammen, welches Albrecht einen „rohen, dem liderlicher Lebenswandel mit feilen Dirnen nachhängenden Menschen" nennt, der „seine Gattin nicht allein vernachlässigte und bei ihr seine ehelichen Pflichten nicht erfüllte, sondern sie noch obendrein mißhandelte"; es ist dies entschieden eine Lüge. Sein Zurückziehen hat auch hier wohl nur den Grund gehabt, daß er befürchtete, seinen Mißmuth auch gegen seine Familie hervorzukehren. Zum Wächter an seiner Thüre bestellte er einen großen starken Hund, welchen er wegen seiner Klugheit sehr liebte. So oft nur Jemand der Thüre sich nahte, erhob sich Jaginta (eilfertig), so hieß das kluge Thier, drohend und knurrend. Endlich kam auch Prinz Leopold und wollte die Thüre öffnen, aber der Hund, der sich ihm früher schmeichelnd genähert hatte, riß ihn jetzt am Wamse zurück; darüber erzürnte sich



Magdalenakapelle vor der Stefanskirche. (Seite 301.)

der Jüngling, welchen schon im frühen Alter eine ungemeine Körperkraft auszeichnete, und gab dem Hunde einen so wuchtigen Faustschlag über den Kopf, daß derselbe sofort todt blieb. Der Prinz entfloh; es entstand aber Lärm und Albrecht, hocherzürnt, schwur, er werde den Thäter auf's schwerste strafen. Kaum erfuhr dies Prinz Friedrich, als er sich vor dem Vater als Thäter angab, um den Bruder zu bewahren; Leopold dagegen wollte nicht dulden, daß seines Bruders Großmuth ihm Leid verursachte und nannte sich gleichfalls als Thäter, und so führten beide Jünglinge, jeder in der Absicht, dem Bruder die Strafe zu ersparen, den edlen Wettstreit, bis Albrecht, ihren Hochsinn erkennend, Beide gerührt an seine Brust drückte.

Als daher Friedrich sich mit dem Plane trug, die deutsche Krone zu erringen, leisteten ihm beide Brüder lebhaften Beistand; es wurde jedoch der Plan durch die Wahl Heinrich's VII. von Luxemburg vereitelt, und so verließ Friedrich in der zweiten Hälfte des Monats Juni 1309 die Wiener Burg, um mit seinem Bruder Leopold nach Speier zum Könige zu ziehen und die österreichischen Lehen zu empfangen; sein glänzendes Gefolge bestand aus 1400 Reitern. Die Belehnung zu Speier erfolgte im September.



Sacramentshäuschen. (Seite 307.)

Aber die falsche Nachricht von der Verweigerung der Belehnung (was übrigens wirklich anfangs der Fall gewesen) reizte eine unzufriedene Partei in Oesterreich und Wien, während der Abwesenheit der Herzoge neue Unruhen zu beginnen. Unter der Führung der Herren von Pottendorf und Zelking stand fast der ganze Land-Adel auf und nahm mehrere fürstliche Schlösser mit stürmischer Hand. Es waren die Empörer wohl die ältesten größeren Häuser des Landes, die noch aus den Zeiten Albrecht's her Groll gegen das neue Regentenhaus hatten, welches eifrig strebte, jene Burgen und Güter in ihr Lehensband durch Kauf oder andere Weise zu ziehen, die der Adel als freies Eigen besaß. Aus ihnen war nur der Burggraf von Gars dem Fürsten anhängig, dagegen erhob sich sein Nachbar Hadmar von Falkenberg als einer der Ersten zur Befehdung der habsburgisch Gesinnten; er, sowie Ortlieb von Kranichberg verjagten die Mönche zu Gloggnitz, die den Herzogen anhingen.

Auch zu Wien entbrannte ein höchst bedenklicher Aufstand, dessen Endziel in den Panieren zu Tage trat, um welche sich die Aufständischen schaarten; diese waren nämlich blau und weiß geschacht, wiesen somit auf den Herzog Otto von Baiern hin, der ein abgesagter Feind der Habsburger war. Es wurde verabredet, daß an einem bestimmten Tage die mißvergnügten Landherren Oesterreichs und Steiermarks mit ihrem Gefolge ganz in der Stille nach Wien abrücken und die Stadt besetzen sollten, deren Thore sofort geöffnet werden würden. Im Vereine mit den Wienern sollte dann die herzogliche Burg angegriffen werden, welche damals die beiden jungen Herzoge Heinrich und Otto beherbergte. An der Spitze der Aufrührer in Wien stand ein ehemaliger Schneider, der nunmehrige Schützenmeister

Berthold. Damals schon, also lange noch vor Erfindung des Schießpulvers durch den Mönch Berthold Schwarz (eigentlich Constantin Angklitzer), gab es in Wien schon Gesellschaften der Bogen- und Armbrustschützen, welche ihren Vorsteher oder Schützenmeister hatten, indeß kennt man erst aus einer Urkunde des Jahres 1305 einen solchen mit Namen und ist dies der vorerwähnte Berthold.

Alles schien bereits gut eingeleitet; aber da bekam der herzogliche Hubmeister (Art Finanzminister) Konrad der Harmarkter (nicht Greif Zelm, wie er unrichtig stets genannt wird) Nachricht von den heimlichen Umtrieben. Als Mann der That, den drohende Gefahr nur um so rascher handeln ließ, schickte er früh am Morgen nach seinen Freunden und hieß sie einen Eid der Treue schwören, den Fürsten nicht zu verlassen, was auch kommen möge. Sodann raffte er etwa tausend Mann zusammen, welche der dem Landesherrn treuen Partei angehörten, und führte sie in die Burg; die beiden jungen Herzoge aber entfernte er aus derselben und brachte sie heimlich in Sicherheit in seinem Amtshause am Petersplatze (nachmalige k. k. Polizeidirection, mit der Nummer 10, alt 564); die Stadtthürme und Thore besetzte er mit verläßlichen Leuten, nicht minder die Thürme vom St. Stefans-Münster, auf daß nicht Sturm geläutet werden könne.

Als nun Berthold der Schützenmeister, der Haupt- und Rädelsführer des ganzen Aufruhres, wahrnahm, wie übel die Dinge stünden, sandte er zum Hubmeister in die Burg und ließ ihm scheinbar treuherzig seine guten Dienste antragen, im Falle er seiner bedürfe. Der Hubmeister jedoch erwiderte: „Welcher Art die Dienste sind, die man dem Schützenmeister antragen mag, wird sich wohl bald zeigen, wenn Gott den Landesfürsten heimführt oder Herrn Dietrich von Pillichsdorf, den Landmarschall!" Auf diese Andeutung hin, die ihm sehr gefährliche Aussichten bot, entfloh Meister Berthold mit seinem Anhange. Die Empörer jedoch, die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, verwüsteten ringsum im Lande Alles, was den Wienern gehörte, die treu zum Herzoge hielten; es war eben die Zeit zur Weinlese und so war der von ihnen verursachte Schaden ein bedeutender. Endlich aber kam durch den Landeshauptmann Ulrich von Wallsee und den Abt Ulrich von Melk Hilfe, welche mit rasch in der Steiermark gesammelten Schaaren die Empörer überfielen, schlugen und ihnen den Raub wieder abjagten. Wahrscheinlich fiel Berthold in einem dieser Scharmützel, denn er war von da an verschwunden und Niemand erfuhr mehr, was aus ihm geworden.

Berthold hatte schon früher den Verräther an seinem Fürsten gespielt. In seinem Hause fand Herzog Otto von Baiern, der Kronprätendent von Ungarn, nach König Wenzel's von Böhmen Tode (Juli 1305) eine geheime Zuflucht, die umso wichtiger war, als Herzog Otto alle Reichskleinodien Ungarns bei sich hatte. Meister Berthold verbarg die Krone Stefan's des Heiligen in eine Ledertasche, hielt zu Enzersdorf eine Fähre bereit, von wo Otto an die Leitha und zu dem treulosen Grafen von Güssing kam, der die Reichsinsignien dem Lande zurückgab und Otto dem Wojwoden von Siebenbürgen überlieferte, der ihn in unwürdiger Haft hielt, aus der er endlich mit genauer Noth nach Schlesien und von dort heimzog. Meister Berthold erkältete aber in seiner Anhänglichkeit an Otto nicht, und er war es allein, welcher in Wien eine Partei für den Baier geworben hatte.

Als nach erhaltener Belehnung Herzog Friedrich wieder in seine Lande zurückgekehrt war, hielt er am 9. Februar 1310 ein strenges Strafgericht über die Meuterer. Den aufrührerischen Adeligen wurden die Güter entzogen und Mehrere mit dem Tode bestraft; in Wien wurde der reiche, einflußübende Bürger Johann Stadelauer an den Schweif eines Pferdes gebunden, zur Stadt hinausgeschleift und gerädert. Er war Besitzer des Hauses „bei den Röhren", oder der „Röhrhof" genannt (von einer alten Wasserleitung stammend; der nachmalige „Seizerhof",

heutige „Bazar" in der Seizergasse Nr. 6, alt 427) und wurde nunmehr auch dessen verlustig erklärt. Der Röhrhof wurde darauf vom Herzoge für eine Schuld von 700 Mark löthiges Silber den Wiener Bürgern Wernhard und Heinrich die Chranesten überlassen und vierundzwanzig Jahre später von den Enkeln des Letzteren an die Herzoge Albrecht II. und Otto den Fröhlichen für 400 Mark verkauft. In dem Hofe bestand auch damals schon die Kapelle St. Nikolaus.

Mit ihm büßten noch andere Theilnehmer in schrecklicher Weise, so daß das grausame Strafgericht noch heute unter der Bezeichnung „das Wiener Blutgericht" bekannt ist. Die Brüder Wilhelm und Gottfried die Salser (Salsator, Salzhändler am heutigen Salzgries) wurden geblendet und ihnen die Zungen abgeschnitten; mehrere Andere verloren die Hand, mit welcher sie die Treue geschworen, durch das Henkerbeil. (Bild Seite 321.) Auch der reiche Otto Haymo hatte sich verdächtig gemacht; er wurde des Landes verwiesen und seine liegenden Güter nach den strengen Gesetzen jener Zeit, ohne Rücksicht auf seine gottesfürchtige Hausfrau Gertrude, geborene Breitenfelder, confiscirt, wie denn z. B. Friedrich's Belehnungsurkunde eines Otto Haymo'schen Weingarten „an dem Nußberg" (Nußdorf) an seinen Schreiber Heinrich lautet: „Der an uns und an das Land zu Oesterreich mit Frag und mit rechten Urtheil gefallen und ledig worden ist, um die Missethat, der er gegen uns begangen hat". Andere Weingärten und Grundstücke, zu Alsegg, Matzleinsdorf und Eichau schenkte der Herzog den Herren Ulrich und Friedrich von Wallsee für ihre Treue. Dessen großes Haus aber in der Wipplingerstraße, im Rücken an die Judenstadt grenzend, mit der Marienkapelle, schenkte er am 12. Mai 1316 der treuen Bürgerschaft von Wien. Dasselbe wurde die Grundlage des heutigen Rathhauses der Stadtgemeinde, zu welcher Bestimmung sein bedeutender (noch auf Wohlmuth's Stadtplan vom Jahre 1547 zu erkennender) Flächenraum, der hohe geräumige Thurm, die Kapelle mit ihren Stiftungen, dann das vormalige Versammlungsplätzchen auf der Straße (Salvatorgasse), die damals noch keinen andern Namen erhalten hatte, als „Gasse da man von dem Hohenmarkt zum Rathhaus geht", vollkommen paßte.

Ueber die Stelle, an welcher das bisherige Rathhaus gelegen war, giebt es verschiedene Meinungen. Durch den Inhalt einiger alter Urkunden verlockt, nahm man an, es wäre dasselbe in der Wollzeile gewesen. So heißt es z. B. in einer solchen vom Jahre 1303: „Des Wiesenders Haus, daz do leit in der Wollzeil, an dem Ecke gegen dem Rathhaus über"; ebenso in den im erzbischöflichen Archive aufgefundenen Urkunden, wo überall von dem Rathhause in der Wollzeile die Rede ist. Allein dieses Gebäude konnte, als zur Pfarre St. Stefan gehörig und den alten Pfaarhof bildend, keinerlei Bezug auf die städtischen Angelegenheiten haben und sind daselbst gewiß nur die geistlichen Consistorial-Angelegenheiten und die der Schul-Oberaufsicht berathen worden. Eine uralte Ueberlieferung setzt das erste Rathhaus auf den Graben, in das Haus Nr. 5 (alt 1133) und sollen die vor der jüngsten Demolirung noch sichtbaren herrlichen Arcadengänge und schönen Stiegen darauf hingewiesen haben; es ist dies Letztere jedoch falsch, da das prachtvolle Bauwerk aus dem 17. Jahrhundert stammte. Gleichwohl scheint die bereits 1302 als „Rathstraße" vorkommende Bräunerstraße auf ein solches Gebäude hinzudeuten; dies dürfte jedoch von daher abzuleiten sein, daß im Hause Nr. 20 (alt 1156) der Dorotheergasse die älteste bekannte österreichische Kanzlei sich befand. Eine dritte Meinung, die richtigste, versetzt das älteste Rathhaus in das sogenannte „Schönbrunnerhaus" unter den Tuchlauben (mit der Nummer 8, alt 562). In demselben wurden zugleich die Armbrüste, Harnische, Eisenhüte, Spieße und sonstigen Waffenstücke der Bürger verwahrt, so daß dem Hause der Name „Zeughaus" und „Zeugmeisterhaus" bis in das 16. Jahrhundert verblieb. Wir bringen (auf Seite 329) eine Abbildung des Rathhauses in der Wipplingerstraße, wie dessen Gestalt am Wiener

Plane Hoefnagel's (sprich Hufnagel) vom Jahre 1609 noch erscheint. Wir sehen darauf die zweischiffige Kapelle A. daneben das Rathhaus mit dem Thurme, dahinter und anstoßend die übrigen Gebäude, welche damals noch nicht in das Rathhaus B einbezogen waren; ferner das mit einem Thurme versehene Haus der reichen und angesehenen Familie Würffel unter C; jenes der Familie Haiden unter D.

Es muß hier erwähnt werden, daß sich mit der Kapelle ein komisches, lang andauerndes Mißverständniß zutrug. Dieselbe war bekanntlich von Otto Haymo der heiligen Maria geweiht worden, das Volk nannte sie jedoch stets — besonders um sie von der naheliegenden Kirche Maria-Stiegen zu unterscheiden — nach dem Stifter die Otto-Haymo-Kapelle, woraus die Unwissenheit gar bald einen „heiligen Ottenhayn“ machte, als welcher das hölzerne Salvatorbild auf dem Hochaltare vom Volke verehrt wurde. Diesen seltsamen Mißverstand zeigte nach zwei Jahrhunderten, und zwar am 15. Juni 1515 der Pfleger Peter Hainfogel dem Papste Leo X. an, welcher eine Bulle erließ, womit der Kapelle der Name Salvatorkapelle verliehen und die vorige Bezeichnung unter Androhung des Bannes untersagt wurde. Dies gab, vorläufig nebenbei gesagt, Veranlassung zur Ausprägung der ersten Salvator-Medaille durch den Wiener Stadtrath.

Im Rathhause wohnte der Bürgermeister, hier fanden die Sitzungen des Rathes statt und von hier gingen die feierlichen Aufzüge aus, bei welchen der Stadtrath in vollem Glanze erschien, der Bürgermeister bei besonderen Gelegenheiten nach altem Vorrechte im ritterlichen Harnische, umgeben von den in die Farben der Stadt, weiß und roth, gekleideten und mit Hellebarden bewaffneten Scharbienern (Stadtdienern, abgeleitet von „Schar“, Abtheilung Bewaffneter). Dem Rechnungswesen der Stadt, welche ihre Einnahme von den Steuern und den Einlaßgebühren an den Thoren zog, stand ein Kämmerer und Unterkämmerer vor, und ihre genauen Aufschreibungen, welche sich glücklich bis in eine frühe Zeit erhalten haben, sind noch bis heute die wichtigsten Quellen zur Geschichte der Stadt, selbstverständlich auch für das vorliegende Buch gewesen. Im Rathhause wurde auch jene wichtige Schöpfung Herzog Friedrich's vom 21. Januar 1320, das Eisenbuch genannt, verwahrt, in welches alle Rechte und Ordnungen der Reichen und Armen eingeschrieben werden sollten, es wird von demselben alsbald eingehender die Rede sein.

Otto Haym hatte so schöne Besitzthümer dem Fluge thörichter Hoffnungen und Wünsche geopfert, es wurde durch ihn der Name einer Bürgerfamilie geächtet, welche die ersten Würden der Stadt bekleidete, bei allen wichtigen Abmachungen ihren Namen als Zeuge zeichnete, von dessen hervorragenden Gliedern sich Rudolf von Habsburg 1281 und 1288 eigene Gehorsambriefe ausstellen ließ. Zwar gelang es in der Folge Otto Haym wieder, vom Herzoge Friedrich Verzeihung zu erhalten; derselbe stellte ihm und Gertruden, welche er schon früher in Gnaden aufgenommen, im Jahre 1327 auch das große Lehen im Werd (die Leopoldstadt) „enthalb“ des Arms (der Donau) vor Rotthurm, das dem Pfarrer von Wien „unzher“ (seit Haymo's Flucht) zugewiesen war, dann das Haus im Stoß-im-Himmel zurück; aber sein Haus in der Wipplingerstraße blieb verwirkt und dem Rathe der Stadt überlassen.

Um die Mitte des Jahres 1310 verließ Herzog Friedrich die Burg und begab sich auf den Kriegszug gegen Otto von Baiern, in dessen Land er am 10. August einrückte, den Winter dieses Jahres verlebte er jedoch in Wien. Im Jahre 1311 befand sich derselbe abermals auf baierischem Boden, erschien aber im September wieder in Wien, wo er bis in den October 1314 verblieb.

Die Vorfallenheiten während dieser vier Jahre gehören theils der Geschichte, theils der sagenhaften Ueberlieferung an. Vor Allem erregt das größte Interesse die Ausrottung des Ordens der Tempelherren.

Die Tempelritter waren durch ihre Reichthümer und ihre Macht dem Könige Philipp von Frankreich so verhaßt geworden, daß er es versuchte, sich ihrer gänzlich zu entledigen; er beschloß ihr Verderben. Vor Allem versuchte er, sie dem Papste verdächtig zu machen, und es wurden recht abgeschmackte Beschuldigungen gegen sie vorgebracht, welche meistens auf Aussagen von treulosen und ihrer Laster wegen ausgestoßenen Ordensbrüdern beruhten. Man warf ihnen besonders Gotteslästerungen vor, sie sollten bei der Aufnahme Christum verleugnen und das Kreuz verhöhnen, ja sogar anspucken (etwa blos scheinbar, zum Zeichen des unwiderstehlichen Gehorsams, was aber auf's höchste zu tadeln), Abgötterei, Zauberei, Unzucht, besonders Männerliebe getrieben haben u. dgl. Anschuldigungen mehr. Nun lockte Philipp den Großmeister Jakob Bernhard von Molay von Cypern nach Paris (1306), ließ ihn und alle Templer in Frankreich festnehmen, worauf ihnen ein langdauernder Proceß gemacht wurde, der bis 5. Juni 1311 dauerte. Schon vor der Untersuchung wurden 54 Ritter verbrannt, weil sie den Orden vertheidigten; 1312 wurde derselbe durch eine päpstliche Bulle aufgehoben und im Jahre 1314 Jakob von Molay nebst dem achtzigjährigen Großprior Guido von der Normandie, auf einer Insel der Seine zu Paris verbrannt. Auf Ermahnung des Papstes wurden die Templer auch in allen übrigen Ländern vertrieben, in Deutschland jedoch nur an einigen Orten Untersuchungen angestellt, in Böhmen und Mähren gar keine; allein es mußte auch hier der päpstliche Befehl der Aufhebung ausgeführt werden, und so traten die meisten Templer in den Orden der Johanniter. Ueber die Art und Weise der Aufhebung des Ordens in Oesterreich gab es ein schauerliches Märchen, welches besagt, daß alle Mitglieder desselben, an ihrer Spitze der damalige Comthur, Bruder Ekko, Gebiethiger durch Böhmen, Mähren und Oesterreich (sie hatten zu Wien Antheil an einer Abgabe vom Domvogtshof, Nr. 6, alt 74, in der Teinfaltsstraße, dann Grundbesitz zu Schwechat und Rauhenwart), in jener Straße erschlagen wurden, welche deshalb noch heute die Blutgasse heißt, denn deren Blut wäre da stromweise die Singerstraße hinabgeflossen; ja es wurde noch im gegenwärtigen Jahrhundert das Haus der Riemerherberge daselbst, der „Fähnrichhof" genannt (Nr. 5, alt 848, beschildert zum Vogel in der Au), mit scheuen Augen betrachtet, denn es sollte in den tiefen Kellern des Bierhauses nicht geheuer sein, sich daselbst mehr als eine blutige Templergestalt zeigen, die noch nach einem halben Jahrtausend im Grabe keine Ruhe zu finden vermochte. Wir haben bereits an anderer Stelle auf die wahrscheinlichere Entstehung der Gassenbenennung hingewiesen.

Um jene Zeit wurde die Gegend auch von besonderen Unglücksfällen heimgesucht; 1310 verheerte das Ungeziefer alle Gärten und Weinberge; 1312 wurde durch Mißwachs eine unerhörte Theuerung hervorgerufen, so daß viele Menschen Hungertodes starben und im flachen Lande das Räuberwesen um sich griff, bis der Herzog den Marschall Dietrich von Pillichsdorf aussandte, der die Schuldigen, gleichviel ob Bürger, Bauer oder Adeliger, an die Bäume knüpfen ließ; 1312 fand eine große Ueberschwemmung in Baden statt; eine gleiche verheerte Krems.

Im Jahre 1313 faßte Herzog Friedrich „nach reiflicher Ueberlegung und mit Beistimmung seiner Brüder Leopold, Albert, Heinrich und Otto" den Entschluß, auf dem von dem Wiener Bürger Herbord auf der Seul erworbenen Gute Mauerbach „zur Ehre der dreieinigen Gottheit, der seligsten Jungfrau Maria, des heiligen Johannes Baptist, des heiligen Antonius und aller Heiligen Gottes" ein Kloster für einen Prior und für zwölf Mönche und zunächst demselben ein Spital für zwölf Arme zu erbauen, und Kloster und Hospital dem Karthäuser-Orden zu übergeben. Wie noch heute ersichtlich, lag dieses Gut in einem dichtbewaldeten, aber sehr angenehmen Thale westwärts von Wien, von zwei

Bächlein bewässert, die sich außerhalb desselben zu einem Bache — dem Mauerbach vereinigen; die liebliche Gegend zieht alljährlich in der schönen Jahreszeit zahlreiche Freunde der Sommerfrische dahin.

In diese herrliche, lebensfrische Gegend sollte jetzt der Geist ergreifender Beschaulichkeit, einer schauerlichen Strenge sogar, eingeführt werden, der Geist des Ordensstifters Bruno, Canonicus von Reims. Die Mönche, von den Laienbrüdern getrennt, welche gemeinsam lebten, Handwerke trieben, Feldbau und Viehzucht besorgten, wohnten je einer in Zellen, welche einzeln um die Kirche gebaut waren, und theilten hier ihre Zeit in Gebet, Stillschweigen und Arbeit; um Mitternacht wurden sie von der Kirchenglocke zur Frühmesse gerufen. Der Karthäuser trug auf dem Leibe ein stechendes Gewand, darüber ein Kleid von weißem Tuche mit Kapuze und Schulterbehang (Scapulier), durch einen Streifen von Leder gegürtet. Jeder bereitete sich die Speise selbst in seiner Zelle, nur an den Capitel-(Stifts-) Festen und am Todestage eines Bruders speisten Alle gemeinsam. Fleisch durfte nicht genossen werden, Fische nur in Krankheit; Wein zu trinken aber war nur an Fasttagen untersagt. Von Kreuzerhöhung bis Ostern durfte täglich nur einmal gegessen, an den Vigilien der acht Ordensfeste mußte bei Wasser und Brot gefastet werden. An Capitel- (Versammlungs-) Tagen durften sich die Mönche miteinander unterhalten und zuweilen auch gemeinschaftlich arbeiten.

Dieser von Bruno seinem Orden eingehauchte und von den Generalcapiteln mit beharrlicher Wachsamkeit bewahrte Geist hinderte, daß die Mehrung des zeitlichen Besitzes für den Einzelnen weder Anlaß noch Mittel zu erhöhtem Genusse werden konnte. Eine jede Karthause war zudem straff in die Gliederung der Ordensgewalten eingefügt und von der Gewalt des Diöcesanbischofs exempt (befreit). Die Vorstandschaft im Geistlichen und Weltlichen, die Leitung und Ueberwachung der Klostergenossen oblag einem von den Mönchen gewählten Prior; in zeitlichen Dingen stand ihm ein Procurator (Geschäftsverweser) zur Seite; ein Visitator der Ordensprovinz oder der Provinzial selbst forschte von Zeit zu Zeit über den Stand der Ordenszucht und des Hauses geistliche und weltliche Verhältnisse. Der Provinzial vermittelte mit dem obersten Vorsteher des ganzen Ordens, dem Prior der Haupt-Karthause bei Grenoble und dem Generalcapitel, welches jährlich zusammentrat und in allen Angelegenheiten des Ordens die höchste Gewalt und Entscheidung zu vollziehen hatte. Da das ganze Gebäude des Ordens auf den vier Wörtern: Lesen, Nachdenken, Gebet, Betrachtung ruhte, wurde auch ein wissenschaftliches Streben eingefügt und dieses bestand im Abschreiben wichtiger Urkunden und anderer Elaborate.

Herzog Friedrich theilte nun sein Vorhaben dem Prior Haymo zu Chartreuse (Berg bei Grenoble), als dem obersten Vorsteher des Ordens, mit und dieser gab in einem Schreiben seine Beistimmung zu erkennen; er fügte ferner die neu zu errichtende Karthause dem Ordensverbande ein, nannte sie Vallis S. Antonii (Thal des heiligen Anton), verfügte, daß in dem Hospitale nur Männer verpflegt werden dürften und daß sie unter der Aufsicht des Priors zu stehen hätten und ernannte den Prior der Karthause Seiz in Steiermark, Gottfried, zum Vorsteher der neuen Pflanzung.

Gottfried, von 1306 bis 1314 Prior der vom Markgrafen Ottokar V. von Steiermark in den Jahren 1154 bis 1165 in den Südabhängen des Bachers, in der Nähe der Burg Lindeck, in einer reizenden Waldeswildniß gegründeten Karthause, bot zu der neuen Gründung alle die Eigenschaften, wie sie eben nothwendig erschienen; er war fromm, wissenschaftlich gebildet, gewandt in den Geschäften und besaß eine ungewöhnliche Menschenkenntniß. Er wurde mit seinen Brüdern freundlich empfangen und legte rasch Hand an die Arbeit.

Aber der Bau war mittlerweile durch den Tod König Heinrich's VII. von Luxemburg (24. August 1313) und die hieraus sich ergebende Bewerbung des Herzogs Friedrich um die deutsche Krone unterbrochen. Es stellte ihm die Luxemburgische Partei den Herzog Ludwig von Baiern als Kronbewerber gegenüber und beide Parteien versammelten sich mit großen Kriegsschaaren bei Frankfurt; Ludwig lag am rechten, Herzog Friedrich am linken Main-Ufer bei Sachsenhausen. Da eine Verständigung und Vereinigung der beiden Parteien zu einer gemeinschaftlichen Wahl nicht erfolgte, so geschah es, daß Friedrich am 19. October 1314 zu Sachsenhausen von dem Erzbischofe Heinrich von Cöln (einem Grafen von Virneburg), dem Pfalzgrafen Rudolf, dem Herzoge Rudolf von Sachsen und dem vertriebenen König Heinrich von Böhmen gewählt wurde; daß aber auch am andern Tage die Erzbischöfe Peter von Mainz und Balduin von Trier, der König Johann von Böhmen, Herzog Johann II. von Sachsen und Waldemar von Brandenburg Ludwig von Baiern wählten. Dieser Letztere wurde in der alten Krönungsstadt Aachen mit der eigentlichen deutschen Krone, aber durch den hierzu nicht berechtigten Erzbischof von Mainz, Friedrich zu Bonn mit der unechten Krone, jedoch von dem zu dieser feierlichen Handlung berechtigten Erzbischofe von Cöln gekrönt. Da standen sich nun zwei Enkel Rudolf's I. als Gegenkönige gegenüber. Ludwig war noch dazu mit den Söhnen des Herzogs Albrecht I. seinerzeit in Wien erzogen worden.

Nun übergab Friedrich die Sorge um Mauerbach dem Caplane seiner Mutter, seinem Gewissensrathe, dem Pfarrer Gerlach zu Traiskirchen. Dieser war einer der hervorragendsten und einflußreichsten Männer auf dem Gebiete der österreichischen Kirchengeschichte seiner Zeit; seine trefflichen Eigenschaften und seine anerkannten Verdienste veranlaßten den Bischof Bernhard von Passau, nachdem er auf einer zu St. Pölten am 21. April 1301 gehaltenen Diöcesan-Synode, nach dem Wunsche der Königin Elisabeth, selbst eine Visitation aller Gotteshäuser der Augustiner und Benedictiner im Lande unter der Enns angeordnet hatte, bei der Ausführung dieses lästigen, aber sehr wichtigen Geschäftes sich der Mitwirkung Gerlach's zu bedienen und ihn mit den Ordensobern von Engelszell, St. Pölten und St. Florian zu Visitatoren mit unbeschränkter Vollmacht zu ernennen. Gerlach förderte die von Friedrich erhaltene Mission mit solchem Eifer und mit solcher Umsicht, daß die Karthause schon am 17. März 1316 beendigt dastand und eingeweiht werden konnte. Nun bezog sie Prior Gottfried mit seinen Mönchen, nannte sie aber Vallis omnium Sanctorum (im Allerheiligen-Thale).

Im Jahre 1315 erlebte Wien die Freude, eine Landesmutter zu besitzen; denn er hatte sich zu Basel am 11. Mai d. J. mit Isabella (Elisabeth), Tochter des Königs Jakob II. von Aragonien, vermält und hatte sein liebes Gemal in Wien eingeführt. Hier aber blieb sie zurück, während der Herzog gleich wieder nach Schwaben ging, um die römische Krone zu erkämpfen; derselbe kehrte erst im Februar 1316 wieder heim, blieb aber wieder nur bis in den Mai, um dann ein volles Jahr und darüber in Baiern und Schwaben, bald zurückweichend, bald vordringend, im Kampfe gegen König Ludwig zuzubringen. Vom August 1317 an bis in den Herbst des Jahres 1320 verlebte Friedrich in seiner Heimat, er wohnte in Wien auch, 1319, der Hochzeit seiner Schwester Juta mit dem Grafen Ludwig von Oettingen bei.

Es ist hier eines höchst interessanten Hochzeitsgastes zu erwähnen, des ersten Mitgliedes der später so berühmt gewordenen Familie Buonaparte, welches sich in Wien aufgehalten. Es war dies der Trevisaner Pietro Buonaparte, Podestà von Padua, Gesandter am Hofe des Herzogs Friedrich von Oesterreich zu Wien. Es erregte ungeheures Aufsehen, als derselbe mit der vor nicht langer

Zeit von dem Florentiner Salvino degli Armati erfundenen Brille (so genannt von beryllus, durchsichtiger Stein) auf der Nase erschien.

Die Vorfallenheiten während dieser Zeitperiode, welche bald einer ungemein traurigen weichen sollte, waren folgende: Am 19. Mai 1316 stellte König Friedrich in Wien den Stiftsbrief der Karthause Mauerbach aus; er bestimmte als Fundation: den Berg Maureck, einen von dem Bischofe von Freising eingetauschten Wald „Wispuch", das Bergrecht zu Gumpoldskirchen und Pfaffstetten, die Zehenten zu Jedlersdorf, Wagram, Aspern u. s. w., die freie Einfuhr aller Bedürfnisse wie Speisen, Kleider, Holz, Leder; verlieh ihr das Recht der Freiung (Asylrecht), dem Prior das Recht eines Hofcaplans u. dgl. Gerlach erbaute neben der königlichen Karthause aus eigenem Vermögen ein von ihr getrenntes, aber in nächster Nähe (an der Stelle des heutigen oberen Wirthshauses) gelegenes kleines Kloster des männlichen Ordens als ein Siechhaus für sechs Priester, einen Laienbruder und zwei Diener nebst einem Weltpriester zur Seelsorge an der Pfarre und in dem Siechhaus und versah seine Stiftung mit einer Kirche zu Unser Lieben Frau am Fischteiche. Am 31. Mai 1317 ertheilte König Friedrich zu Klosterneuburg im Vereine mit seinen Brüdern der vereinigten Stiftung nochmals die Bestätigung und versprach, sie zu frieden und zu schirmen. Gerlach nannte sein Siechhaus „zum heiligen Antonius".

Gerlach aber erwartete seine nahe Auflösung; er verfügte daher in seinem Hause zu Wien noch Manches über seine Verlassenschaft und hinsichtlich des für ihn abzuhaltenden Jahrtages und fügte seiner Stiftung noch Weingärten in Sievering, Döbling und Baden bei. Am 16. April 1318 starb er und wurde, seinem letzten Willen entsprechend, im Chore der Klosterkirche beim Stuhle des Priors begraben. Am 6. Mai 1319 erlaubte Papst Johann XXII. den Karthäusern in Mauerbach, Güter, liegende und fahrende Habe von Personen, die freiwillig in das Kloster treten, zu besitzen, zu verwalten, gerade so, wie es diese Personen in der Welt selbst gethan haben würden.

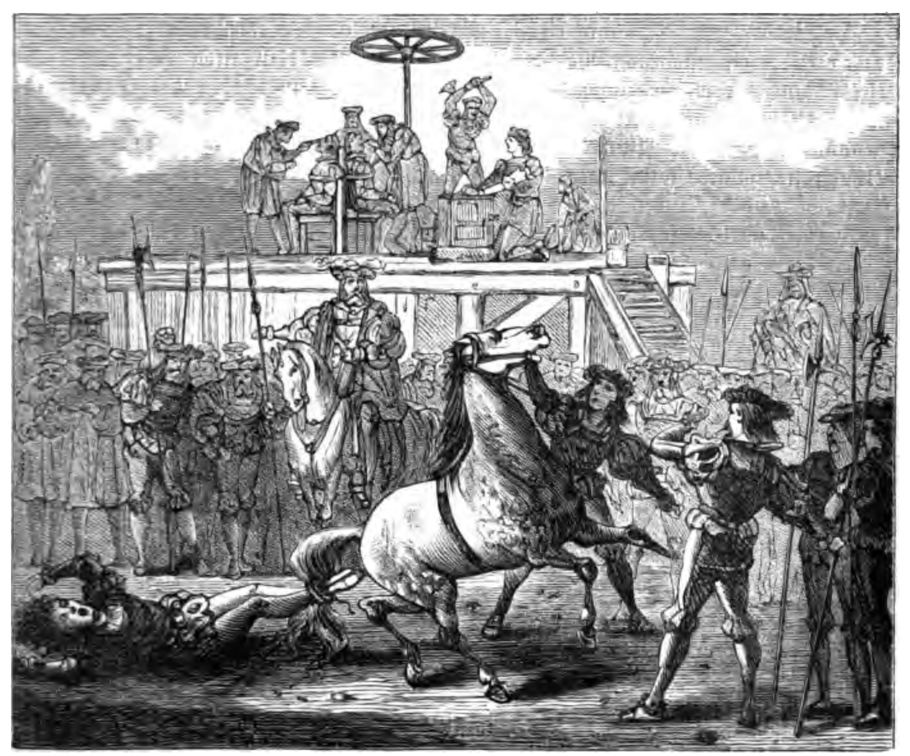
Leider waren in den Jahren auch trübe Nachrichten zu verzeichnen; 1316 ertränkten Wasserfluthen die Saaten, zerstörten alle Brücken und rissen ganze Dörfer mit Menschen und Vieh fort. Im nächsten Jahre wiederholte sich die Hungersnoth, so daß selbst Reiche nur Hafer- und Gerstenbrot als einzige Nahrung hatten.

Ungemein segensreich und unterstützend wirkte da der Pfarer von St. Stefan, Albrecht (Sohn des Herzogs Albrecht II. von Sachsen mit Agnes, Tochter des Kaisers Rudolf I.); derselbe führte bereits 1308 den Tittel eines Pfarrers von St. Stefan, bevor er noch die höheren Weihen empfangen hatte, die er erst im Jahre 1321, nachdem er im Jahre 1320 zum Bischofe von Passau erwählt worden war, zu Salzburg erhielt. Seine Primiz (erste Messe) feierte er in der Pfingstoctave bei den Dominicanern in Wien, wo Friedrich der Schöne und sein Hof und viele vornehme Herren und Frauen zugegen waren. (Er starb 1342.)

In das Jahr 1320 fällt die Gründung des großen Stadtbuches, sogenannten Eisenbuches, dessen Geschichte von hohem Interesse und Wichtigkeit ist, denn die der Stadt bereits durch die Babenbergischen Herzoge Leopold VI. und Friedrich II. bis zu einem gewissen Grade gegebene, durch König Rudolf I. im Jahre 1278 bedeutend erweiterte Willensfreiheit der Bürger und das ihnen eingeräumte Recht der verordnungsmäßigen Gesetzgebung erhielt dadurch vom Könige einen äußeren Ausdruck und eine formelle Bestätigung. Es hatten ihm nämlich die Wiener Bürger Klagen darüber vorgebracht, daß ihre Rechte mit dem Ableben der älteren Bürger immer mehr in Vergessenheit geriethen, und sie baten ihn, sie darüber aufzuklären und der daraus hervorgehenden Rechtsunsicherheit zu steuern. Nachdem sich Friedrich mit ihnen und den Landsherren über die dazu führenden Mittel berathen, gestattete er ihnen die Anlage eines Rechtsbuches zur

Eintragung aller von ihnen gefundenen Rechte, die sodann für alle Zeit Kraft und Wirksamkeit haben sollten.

Die Aufzeichnungen sind jedoch keine von Privaten unternommenen Mittheilungen des Gewohnheitsrechtes oder Bearbeitungen des Rechtes, sondern die mit ämtlichen Ansehen bekleideten Sammlungen von bestimmten Erzeugnissen der städtischen Autonomie und der gesetzgeberischen Thätigkeit des Landesfürsten, weshalb die später dafür angenommene Bezeichnung als „großes Stadtbuch“ die anpassendste ist. In jüngerer Zeit wurde das Buch, des starken Metallbeschlages wegen, das „Eisenbuch“ genannt; in der jüngsten Aufzeichnung vom Jahre 1819 wird es „Gedenkbuch“ genannt. Was dessen Gestalt anbelangt, ist das „Eisen-



Das Blutgericht. (Seite 315.)

buch“, wie es vorwiegend noch heute heißt, ein sehr schöner Pergamentcodex in Groß-Folio, im Ganzen 356 Blätter umfassend, in ledernem, aus jüngerer Zeit stammendem Einband, wobei jedoch die alten dicken, mit gepreßtem Schweinleder überzogenen Holzdeckel benützt wurden; die Ecken, sowie die Ränder sind durch sehr starke, schön ausgeführte metallene Beschläge geschützt, an denen Gravirungen angebracht sind; an den Eckbeschlägen, sowie auch in der Mitte finden sich sehr starke Buckel von Messing befestigt; zwei starke Spangen von Metall halten das Buch zusammen; dessen Länge ist 44·5, Breite 32, Dicke 14 Centimeter. Die Aufzeichnungen im „Eisenbuche“ beginnen mit dem Jahre 1320 und reichen bis 1819. Wir werden die darin enthaltenen wichtigsten Urkunden der Stadt ohnehin im Verlaufe zu berühren haben, und so entfällt für uns die Nothwendigkeit, ein Verzeichniß derselben hier mitzutheilen. Zu bemerken ist noch, daß das Buch an einer Kette

befestigt war, diese diente jedoch nicht, um dasselbe an den Tisch festzuschließen, sondern zum Aufhängen des Buches, was die älteste Einrichtung der Bibliotheken war. (So sieht man z. B. noch die „Liberei" in Petrarca's Trostspiegel abgebildet.)

Zu den mancherlei Unfällen, deren wir bereits erwähnten, kamen noch schwere Abgaben, welche Friedrich seinen Landen aufzulegen genöthigt war, um seine Absichten zur Erreichung der deutschen Krone zu verfechten; denn sowohl er, als der Baier Ludwig führten seit der zwiespältigen Wahl 1314 den Titel des deutschen Königs, nur das Schwert konnte entscheiden, und hierzu forderte Friedrich von der Geistlichkeit seiner Länder den zehnten Theil ihrer Einkünfte, sowie den Zehenten von allen Weingärten, und 1316 den zehnten Theil alles bürgerlichen Einkommens, das eidlich bekannt werden mußte — die erste Einkommensteuer.

Da traf es denn die Stadt Klosterneuburg umso schwerer, als am 14. September 1322 (nicht 1318, wie bisher angenommen wurde) eine große Feuersbrunst ausbrach, welche die Hälfte der Stadt in Asche legte, das Stift zerstörte und bei welcher auch der Fürstenhof sammt seiner Johanneskapelle großen Schaden litt. Schwere Beschädigung erlitten dabei die 51 Tafelgemälde des Email-, sogenannten Verduner Altares vom Jahre 1181, verfertigt von Nikolaus aus Verdun; sie konnten kaum durch Begießen mit Wein gerettet werden und litten dergestalt, daß sie der kunstsinnige Propst Stefan von Sierndorf nach Wien bringen ließ, wo sie von Goldschmieden restaurirt und neu vergoldet werden mußten. Darauf wurden die Tafeln, welche ursprünglich zur Verkleidung eines „Ambo" (erhöhter Ort mit Stufen zu beiden Seiten) dienten, vom Propste zu einem „Retable" (Altaraufsatz) verwendet. Zu diesem Behufe wurden sechs Emailtafeln neu dazu gemacht, ferner die Rückseite mit Gemälden, auf Holztafeln in Tempera- (Wandmalerei-) Farben versehen. Mit diesen besitzt das Stift Klosterneuburg einen wahren Schatz in Bezug auf die Geschichte der Kunst und Malerei in Oesterreich.

Endlich, nach acht Jahren unentschiedener Verwüstungskämpfe, sollte der entscheidende Schlag erfolgen, dem wir jedoch einen eigenen Abschnitt widmen müssen.

Die Gefangenen von Traussnitz und Pürglitz.

Es war im Jahre 1322, als sich die Gegenkönige zu einem Feldzuge rüsteten, der durch eine entscheidende Schlacht den verderblichen Streit beenden sollte. Friedrich erließ an die Bewohner Oesterreichs und Steiermarks einen Aufruf zum Kriege; es begannen große Truppenwerbungen, die Bundesfreunde, König Karl von Ungarn, der Erzbischof Friedrich von Salzburg, der Bischof Albrecht von Passau (früher Pfarrer zu St. Stefan in Wien) sandten Hilfstruppen; Herzog Leopold sammelte in Elsaß und Schwaben ein Heer. Mit einem Theile seiner Kriegsmacht zog Friedrich durch Steiermark, bei Admont vorüber, und gelangte zum salzburgischen Städtchen Mühldorf. Hier lagerte er sich; sein Bruder, Herzog Heinrich, der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Passau waren bei ihm; Oesterreicher und Ungarn rückten an beiden Ufern der Donau hinauf und vereinigten sich mit seinen Streitkräften.

Ludwig zog mit einem Heere dem Nebenbuhler entgegen und schlug bei Ampfing sein Lager auf; bei ihm waren König Johann von Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbaiern mit ihren Hilfstruppen. Sein Heer war allerdings noch schwach, aber jeder Tag brachte großen Zufluß an Kriegern in sein Lager. Herzog Leopold hatte sich mittlerweile mit seiner Waffenmacht dem Flusse

Lech genähert, wo er sich verleiten ließ, erst den Grafen Montfort, einen treuen Anhänger Ludwig's, bekriegen zu wollen. Die Eilboten, welche Friedrich an seinen Bruder schickte und durch die er ihn zur Beschleunigung seines Marsches auffordern ließ, erreichten denselben nicht, da sie beim Kloster Fürstenfeld aufgefangen und ihrer Pferde beraubt wurden; gleiches Schicksal hatten wieder die Boten, welche Leopold seinem Bruder schickte.

Der Feind bot dem Könige Friedrich die Schlacht und derselbe nahm sie an, obwohl die vorzüglichsten Führer seines Heeres ihn eindringlichst baten, doch die Ankunft seines Bruders Leopold abzuwarten. Es war vergeblich; er rief ungeduldig: „Genug Elend und Unheil ist von diesem Kriege unter den Völkern gestiftet worden; er hat genug Personen zu Witwen und Waisen gemacht! Es drängt mich in tiefster Seele, den Streit zu beendigen, mag auch der Erfolg wie immer sein!"

Der 28. September 1322 wurde zum Tage der Schlacht bestimmt. Am Vorabende feierten die mit den Baiern verbündeten Böhmen Sanct Wenzel's Tag mit Hörnern, Heerpauken, heiligen und kriegerischen Gesängen. Mit froher Zuversicht verlangten sie die entscheidende Schlacht am Tage ihres Landesheiligen. Pflichta von Zierotin, aus dem Geblüte der russischen Czaren, der Ritter mit dem gekrönten schwarzen Löwen in Roth, von riesengleicher herrlicher Gestalt, bestieg sein erprobtes Schlachtroß, verneigte sich vor Ludwig dem Baiern und sagte: „Schau einmal auf mich, mein König!" spornte sein Pferd und sprengte wie toll durch das feindliche Lager, schlug rechts und links, was ihm in den Weg kam, zu Boden, wendete, nachdem er das ganze Lager durchbrochen, rückwärts um, jagte mit Windeseile zurück, fand sich lächelnd wieder bei König Ludwig ein und ließ den mächtigen Hengst verschnaufen. Noch einmal wiederholte er das kühne Spiel ungestraft. Da sagte Ludwig freundlich: „Pflichta von Zierotin, Ihr seid ein kühner Mann, von dem ich für morgen viel erwarte; aber stellt die Langmuth Gottes nicht nochmals auf die Probe. Jetzt haben sich die Oesterreicher vorgesehen."

Aber Ritter Zierotin ließ sich nichts sagen. Donnernd durchstob der mächtige Hengst den Raum zwischen beiden Lagern; weitab vom Helme flatterten die gezackten Helmdecken; hier und dort sah man im Getümmel Zierotin's Streitaxt blinken; da — auf einmal — stürzte sein Pferd an den Ketten und Gruben der österreichischen Wagenburg; der Held kam unter dasselbe zu liegen und war im Nu von der herandrängenden Menge erschlagen. Herzog Friedrich von Oesterreich kam zu spät, ihn zu retten. Dem Rosse des Helden war nichts geschehen. Friedrich sendete die Leiche Zierotin's unter ritterlicher Begleitung in das baierische Lager; mit gesenktem Haupte schritt das treue Schlachtroß hinter derselben her (von da an soll es Gebrauch geworden sein, den Leichenbegängnissen von berühmten Kriegern das sogenannte Trauerpferd folgen zu lassen). Beide Könige, Ludwig der Baier und Johann von Böhmen, empfingen tief gerührt die Leiche des thatendurstigen jungen Mannes. Johann ließ Zierotin's Leiche den Nonnen von Teimitz (Pflichta's Stiftung) überbringen. Seit dieser Zeit ging die Sage, daß, so oft ein Böhmenkönig falle, das gleiche Loos einen Zierotin und einen Kolowrat treffe. (Es war, nebenbei gesagt, auch so, und zwar auf dem Marchfelde, wo Ottokar unterlag, später dann bei Cressy und bei Mohacs.)

Am Schlachttage selbst feierte Friedrich beim Frühlichte mit seinen Truppen das Meßopfer, zu welchem die mitgeführten Reliquien ausgestellt wurden. Unter die letzteren zählte ein ganz besonders interessantes Stück, der sogenannte Schicksalsring des Hauses Habsburg. Es war dies ein goldener Reif, angeblich aus dem Golde gemacht, das die heiligen drei Könige dem Christkind verehrt hatten, welchem die wunderbare prophetische Kraft in Bezug auf die Schicksale des Herrscherhauses innegewohnt haben soll, daß er drohendes Unglück durch Erblassen,

bevorstehendes Glück durch erhöhten Glanz anzeigte. Nach beendeter Messe aber verschwand der Ring plötzlich auf wundersame Weise und soll erst nach einigen Jahren wiedergefunden worden sein, wo er dem Kaiser Ludwig eingeliefert wurde, der damit sein liebes Stift Etal beschenkte, wo er noch in der Beschreibung der Kirche zu Ende des 17. Jahrhunderts figurirte. Anderen Nachrichten zufolge soll der Ring im Jahre 1342 bei einem eben verstorbenen Priester (dies könnte wohl nur Albert, Bischof von Passau, gewesen sein) gefunden und dem Herzoge Albrecht II. dem Weisen überbracht worden sein, welcher darüber große Freude äußerte und ihn sorgsam bei seinen übrigen Schatzstücken bewahrte. Was aber weiter damit geschehen, ist zweifelhaft; wurde das seltsame Kleinod umgegossen? Oder befindet es sich noch unbeachtet in der kaiserlichen Schatzkammer? Oder etwa im baierischen National-Museum?

Die aufgehende Sonne fand die Heere der Gegenkönige in Schlachtordnung. Das österreichische Heer bestand aus vier Abtheilungen; bei der ersten, wo die Reichsfahne im Herbstwinde rauschte, befand sich König Friedrich; die zweite mit dem österreichischen Panier befehligte Marschall Dietrich von Pillichsdorf, welchem des Königs Bruder, Herzog Heinrich, zur Seite stand; die dritte war den Brüdern Ulrich und Heinrich von Wallsee anvertraut, bei der vierten erblickte man die Fahne des Erzbischofs Friedrich von Salzburg.

Den linken Flügel des Feindes bildeten: König Johann mit seinen Böhmen und Herzog Heinrich von Niederbaiern mit seinen Reitern; das Centrum bestand aus oberbaierischen Rittern, befehligt von dem Ritter Albrecht von Rindsmaul, Pfleger zu Neustadt an der Donau, Schwager des berühmten Feldherrn Seifried von Schweppermann; am rechten Flügel standen baierische und Truppen der verbündeten Fürsten. Burggraf Friedrich von Nürnberg lag mit vierhundert Rittern in einem Gehölze im Hinterhalte, um auf ein gegebenes Zeichen hervorzubrechen und den Oesterreichern in den Rücken zu fallen. Den Oberbefehl über das gesammte Heer führte Schweppermann, ein Nürnberger Patrizier, ein kleines, schwaches, schief gewachsenes Männlein, der Spott der gutgewachsenen Soldaten, aber ein außergewöhnliches Feldherrntalent, in mancher Beziehung an den nachmalig so berühmt gewordenen Prinzen Eugen mahnend.

Friedrich betheiligte sich selbst an der Schlacht; das Schwert in der fest geschlossenen Faust, die mit der goldenen Krone geschmückte Sturmhaube auf dem Haupte, bekleidet mit einer schimmernden, prachtvollen Rüstung, saß er auf seinem Pferde, den Tod verachtend, wirklich ein schöner, muthvoller Mann, mit den Heldenaugen seine und die Armee des Feindes überfliegend — „jeder Zoll ein König". Ludwig dagegen mengte sich nicht in den Kampf; er hatte sogar, um nicht erkannt zu werden, seine königliche Rüstung abgelegt und sich in den blauen, mit weißen Kreuzen geschmückten Wappenrock eines gewöhnlichen Ritters gehüllt. Seine Seele war nebstbei niedergedrückt und hegte keine Siegeshoffnung; er war auf den Tod gefaßt, wenn er die Schlacht verlieren würde.

Nachdem das Zeichen zum Angriffe gegeben worden war, eröffnete König Johann die Schlacht; er rief seine und die baierischen Ritter zum Kampfe und warf sich mit ihnen, einem rasenden Sturmwinde gleich, auf die Reihen der Oesterreicher. Beide Heere stritten mit rühmenswerther Tapferkeit, aber der Held der Helden war doch immer Friedrich. König Johann hatte bereits viele hundert wackere Reiter verloren, welche als Leichen oder Verwundete die Erde bedeckten. Einen ganzen Tag beinahe dauerte der heiße Kampf, in welchem sich Ludwig's Heer wacker gehalten; aber endlich konnte sein linker Flügel dem grimmigen Andrange der Oesterreicher nicht länger Widerstand leisten, wich und ergriff die Flucht.

In dem wichtigen Augenblicke, wo sich schon der Sieg auf die Seite Oesterreichs zu neigen begann, sah man in der Ferne eine neue Streitmacht herankommen;

es waren Ritter, denen die österreichische Fahne vorgetragen wurde. „Das ist mein Bruder Leopold!“ rief Friedrich hoch erfreut, und die Armee jubelte laut darüber. Aber — oh schreckliche Enttäuschung! — als die so freudig begrüßten Ritter heranbrausten, hieben sie auf Friedrich's Krieger ein, denn es war nicht dessen Bruder, sondern der Burggraf von Nürnberg. Diese Kriegslist brachte Verwirrung unter die Oesterreicher, sie konnten Freund und Feind nicht mehr unterscheiden, zerstreuten sich und flohen. Viele Adelige, die ihren König nicht verlassen wollten, darunter der Marschall von Pillichsdorf, blieben kämpfend zurück und wurden gefangen. Der Herzog Heinrich von Oesterreich hatte ein gleiches Schicksal.

Auch Friedrich wollte das Schlachtfeld nicht räumen, rechts und links mähte er die Feinde nieder, aber — da wurde ihm sein Pferd durchstochen und er stürzte zur Erde; ein baierischer Ritter nahm ihn gefangen; der Burggraf von Nürnberg trat herzu; ihm überlieferte Friedrich sein blutiges Heldenschwert. Sofort entspann sich auch unter den feindlichen Rittern ein Streit um die Ehre, wer denn eigentlich Friedrich bezwungen habe; wer hierauf Anspruch machte, mußte sein Schild aufweisen. Da sah der königliche Gefangene eines, das einen Rindskopf mit ausgeschlagener rother Zunge in Silber als Wappen führte. „Der ist's!“ sprach Friedrich. „Weder mit Schlagen noch mit Stechen konnte ich mich des Kuhmauls erwehren!“ Richtig war es der Ritter Albrecht von Rindsmaul gewesen. (Es ist aber, nebenbei gesagt, ganz unrichtig, daß die im späteren Wappen der Grafen von Rindsmaul vorkommenden drei Kronen von der Thatsache stammen, daß bei Ampfing drei gekrönte Häupter gegeneinander stritten; die Kronen kamen vielmehr durch Heirat in das jetzige Wappen.)

So endete die verhängnißvolle Schlacht bei Mühldorf. Ludwig's Gruß, den er Friedrich bot, lautete kalt: „Vetter, mit Vergnügen sehe ich Euch!“ — Der gefangene König wurde über Regensburg nach dem Schlosse Traußnitz in Baiern gebracht. Die übrigen Gefangenen wurden in Erwartung eines hohen Lösegeldes von den Siegern getheilt. Herzog Heinrich von Oesterreich fiel dem König Johann zu, wurde nach Böhmen gebracht und, mit Ketten belastet, in das Schloß Pürglitz gesperrt.

Herzog Leopold hatte bereits über den Fluß Lech gesetzt, als er die Kunde von der unglücklichen Schlacht und dem traurigen Schicksale seiner Brüder erhielt. Er war von unsäglichem Schmerze durchdrungen und machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er den Grafen Montfort bekriegt und so die äußerst kostbare Zeit versäumt hatte, sich mit dem brüderlichen Heere zu vereinigen. Was nützte aber jetzt der Schmerz und das Klagen; er mußte, da seine Streitmacht zu gering war, um einen Gewaltstreich zu üben, sich allein darauf beschränken, die Befreiung seiner Brüder zu erwirken.

Zuerst begann König Johann mit dem gefangenen Herzoge Heinrich selbst über die Bedingnisse seiner Freiheit zu unterhandeln, stellte aber die überspanntesten Forderungen. Heinrich jedoch, der acht Wochen bereits im Kerker zugebracht, sehnte sich, seiner Ketten ledig zu sein, dem düsteren Gefängnisse zu entsteigen, die Luft der Freiheit zu athmen, in die Burg seiner Väter einzuziehen und seine Geschwister zu begrüßen, und so zeigte er sich bereit, die geforderten Opfer zu bringen. Er kam nach Wien, um sich mit seinen Brüdern zu besprechen, die ihn, da sie ihn herzlich liebten, auf das innigste erfreut, empfingen. Als sie aber die Bedingnisse, gegen die er seine Freiheit erhalten sollte, gewissenhaft prüften, erklärten sie die Erfüllung derselben unvereinbar mit den Pflichten gegen ihr Land, gegen ihre Unterthanen und daß daher die Bruderliebe diesen höheren Rücksichten weichen müsse. Heinrich weigerte sich nicht einen Augenblick, abermals die Wiener Burg zu verlassen und in die Dunkelheit seines Kerkers zurückzukehren, darauf gefaßt, daß er abermals mit Ketten gefesselt, ja noch viel härter behandelt werden würde.

Es kam jedoch nicht derart; denn König Karl von Ungarn, der nach der Schlacht seinen Freundschaftsbund mit den österreichischen Herzogen erneuert hatte, trat als Vermittler auf. König Johann stimmte seine überspannten Forderungen herab und verlangte von den Herzogen von Oesterreich für die Befreiung ihres Bruders und der übrigen österreichischen Gefangenen die Rückgabe der Stadt und des Schlosses Znaim, 9000 Mark Silber und als Pfänder für die sichere Erlegung dieser Summe die Städte Laa und Weitra in Unterösterreich; auch sollten die Herzoge ihre Ansprüche auf Böhmen und Mähren aufgeben und ihm alle Urkunden ausliefern, durch die sie zu diesen Ansprüchen berechtigt waren. Obwohl die Erfüllung dieser Bedingungen ebenfalls eine sehr schwere Last war, fügten sich die Herzoge diesen Forderungen; somit erhielt Heinrich seine Freiheit.

Ungleich schwieriger aber war es, den König Friedrich aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Herzog Heinrich von Kärnten erschien in München und überreichte am 21. September 1323 dem König Ludwig einen Entwurf der Bedingnisse, zu deren Erfüllung sich die österreichischen Herzoge verpflichten wollten, wenn ihnen ihr Bruder zurückgegeben würde. Aber Heinrich von Kärnten trat ohne Erfolg seine Rückreise an. Nun wollte der Herzog Leopold selbst einen Versuch machen, seinem Bruder die Freiheit zu verschaffen, und da hat die neueste Forschung ein recht pikantes Stückchen zu Tage gefördert.

Bisher wußte man von einer sagenhaften Ueberlieferung, welche lautete: es wäre dem auf der Traußnitz (Bild Seite 336) gefangenen Herzog Friedrich dem Schönen von Oesterreich der Teufel erschienen und habe ihm angeboten, ihn um den Preis seiner Seele zu befreien; darauf hätte aber der fromme Herzog den Teufel durch sein Gebet verjagt. Spätere Autoren setzten an die Stelle des bösen Dämons einen etwas einfacheren „Teufelsbeschwörer und Zauberer“; damit kamen sie aber so ziemlich auf die richtige Fährte, die in der neuesten Zeit die befriedigendste Aufklärung erhalten hat. Der Schwarzkünstler ist auf einen ehrlichen Schweizer, aus dem Canton Aargau, reducirt, dessen Name, und obendrein von seiner eigenen Hand, mit einem ganzen Manuscript glücklich zu Tage kam. Der geschichtliche Sachverhalt ist demnach folgender:

Während Friedrich auf der Veste Traußnitz saß, kam zu dessen Bruder Leopold ein fahrender Schüler und Nekromant (Geisterbeschwörer, besonders Todten-Heraufrufer), Namens Anton Trautmann, aus dem Aargau, welcher dem Herzoge Friedrich sehr ergeben war und seinem Bruder versprach, den Gefangenen mit „geringer Zauberkunst“ zu befreien. Dieses Mittel enthält auch Trautmann's im Jahre 1867 aufgefundes, auf Pergament und Papier geschriebenes Taschenbuch, worin derselbe eine Sammlung von Mitteln medicinischer, sympathetischer und mystischer Art überallher zusammentrug. Das aberwitzige Recept zur Befreiung von Gefangenen lautet nun: Man habe während des Ave-Maria-Läutens ein Brot in den Mund zu nehmen, dasselbe dann in ein reines Tuch zu binden und auf einen Altar zu legen, daß Messe darüber gelesen werde; dann habe man dem Gefangenen ein weißes Hemd zu machen „mit eym zweifaltigen goller (Leibchen) und tun in das (Brot) in's goller und schick' ihm das, dann wird er ledig“. — Ein solches Hemd nun sollte dem Gefangenen überliefert werden und der Nekromant machte sich zu diesem Behufe selbst auf den Weg.

Der Gefangene war durch seine Geschwister mittlerweile in Kenntniß gesetzt worden, daß in der vorbestimmten Nacht ein Vertrauter vor seinem Fenster erscheinen und ihn in einem mitgebrachten Linnen über die Mauern hinablassen werde; die Wächter seien mit in's Einverständniß gezogen. Bereits hatte auch Friedrich das Hemd mit dem darein genähten Brot empfangen und angelegt, das ihm die Hoffnung giebt, glücklich in die Tiefe des Burggrabens hinabzukommen; es erklimmt auch rechtzeitig der fahrende Schüler das Gefängnißfenster und lispelt ihm zu, in

das bereit gehaltene Laken wie in eine sichere Hängematte zu steigen; er hat jedoch, in vorsichtiger Weise, um die Schloßwache mit ihrem eigenen Aberglauben zu schlagen, seine Gestalt in's Satanische entstellt „in specie viatoris, habentis calceos corruptos et pileum in capite oculosque lippos“ — nämlich, er trägt einen Schlapphut mit der Sichelfeder, um die Füße schlottert ein den Pferdehuf verrathendes Schuhwerk, die Augen hat er feuerroth gemalt, und so flüstert er dem Herzoge zu: „Leopold schickt mich! Seid ohne Angst, ich bin ein Scholar aus dem Aargau — kommt mit!“

Aber auch der Herzog verkennt die Maske, glaubt, was nach den damaligen Culturstudien nicht unbegreiflich, wirklich einen leibhaftigen bösen Dämon vor sich zu sehen, schlägt das Kreuz und ruft zum Heiland so laut um Hilfe, daß der Schüler leider genöthigt ist, so rasch als möglich zu verschwinden, um sich selbst zu retten; ja, es ist der Gefangene dermaßen außer aller Fassung, daß seine Wächter hernach noch Reliquien herbeibringen und zusammen gegen den Versucher beten müssen!

Bald hatte sich die Sage dieses Ereignisses bemächtigt; sie verwechselte das Rettungshemd und das eingenähte Brot mit dem Leinlaken und machte zugleich den Zaubermantel daraus, auf dem man durch die Lüfte fährt. Ein Zeitgenosse, der Straßburger Magister Albert, erzählte davon in seinem „Chronikon“, natürlich recht confus und dem Aberglauben jener Tage angemessen, und so ging das verballhornte Märlein in andere Chroniken, zuletzt auf die Neuzeit über, welche natürlich die alberne Geschichte als eine Lächerlichkeit verwarf. Dadurch blieb aber die Thatsache selbst unaufgeklärt, und doch hatte schon Friedrich selbst Gelegenheit, sich über ihre Giltigkeit auszusprechen, sogar öffentlich, denn — als er, einmal freigegeben, nach Wien heimgekehrt war, erblickte er eines Tages den Scholaren Anton Trautmann aus Aargau; und da wendete er sich an seine Begleiter mit den Worten: „Seht, der da ist der Teufel gewesen, der mich damals hat entführen wollen!“ Trautmann befand sich wirklich in Diensten des Herzogs Leopold und wurde später wieder unter dessen Umgebung von Friedrich erkannt; der Scholar nennt in seinem hinterlassenen Tagebuch den Herzog Leopold ausdrücklich „seinen gnädigen Herrn“, sich selbst einen Aargauer, und schreibt obendrein darin dasjenige Geheimmittel nieder, das zur Erledigung des gefangenen Königs dienen sollte, ein Mittel, an welchem die Berichte der Zeitgenossen zwar mehrfach herumgerathen haben, das aber nur er uns als solches wirklich nennt.

Nachdem die heimliche Befreiung durch den fahrenden Schüler fehlgeschlagen war, nahm Herzog Leopold seine Zuflucht zur schweren Kunst der Selbstverleugnung und bezwang sein grollendes, Schlacht und Kampf begehrendes Gemüth. Es wurden jedoch seine Vorschläge von dem Könige Ludwig zurückgewiesen und der Letztere begehrte von dem Herzoge die Auslieferung der Reichsinsignien; er wollte Krone, Mantel, Schwert und Scepter Karl's des Großen besitzen, weil er befürchtete, das Volk würde ihn sonst nicht für den rechtmäßigen König der Deutschen halten. Einige Zeit weigerte sich Herzog Leopold, dieses Begehren zu erfüllen, endlich gab er nach; die Reichsinsignien wurden nach München gebracht. Damit war jedoch König Ludwig noch nicht zufrieden; er stellte eine zweite Forderung: Leopold sollte alle Reichsstände, die ihm Treue geschworen, ihres Eides entbinden. Da konnte der Herzog nicht länger seinen Unwillen bezähmen. „Noch bin ich unbesiegt!“ rief er aus. „Wenn mir nicht vollkommen gehalten wird, was man mir bei der Auslieferung der Reichsinsignien versprochen hat, so ist an keinen Frieden zwischen mir und Ludwig zu denken!“

Leopold verband sich nun mit dem Könige Karl von Frankreich, der mit Hilfe des Papstes deutscher Kaiser werden wollte. Bald sah sich König Ludwig von allen Seiten her tüchtig bedrängt. Auch König Johann von Böhmen war sein Feind geworden und neigte sich zu Oesterreich, weil er für seine Mitwirkung

in der Schlacht bei Mühldorf nicht die Markgrafschaft Brandenburg erhalten hatte. König Karl von Frankreich, der selbst nach der deutschen Krone strebte, bemühte sich, Ludwig vom Throne zu stürzen; der Papst wollte den Sieger bei Mühldorf nicht als römischen König bestätigen und forderte ihn auf, die Krone niederzulegen, und als Ludwig dieser Aufforderung nicht nachkam, überdies den Feinden des römischen Stuhles Hilfstruppen nach Italien schickte und den als Ketzer verurtheilten Markgrafen Nikolaus I. von Este mit Ferrara sammt Gebiet belehnte, so verhängte der Papst, der diese Stadt und das Gebiet für ein Eigenthum der römischen Kirche erklärte, am 23. März 1324 den Bann gegen ihn. Dadurch verlor Ludwig eine bedeutende Zahl seiner Anhänger; einige Große weigerten sich, von ihm die Belehnung mit ihren Ländern zu empfangen, mehrere Städte fielen von ihm ab, ja Mainz und Cöln berathschlagten bereits über seine Absetzung.

Dadurch ward Ludwig's Lage eine sehr schlimme. Um sie aber noch mehr zu verschärfen, ergriff der von ihm so sehr gefürchtete Herzog Leopold von Oesterreich die Waffen, verstärkte sich durch Bündnisse mit dem Erzbischofe Friedrich von Salzburg, mit den Bischöfen von Straßburg und Passau, mit der Stadt Kolmar, mit anderen Städten, Fürsten, Grafen und Mächtigen des Reiches, und wüthete an den Grenzen von Schwaben und Baiern mit Feuer und Schwert. Ludwig, von den Seinigen um Hilfe angerufen, stellte sich an die Spitze seiner Truppen und belagerte das feste Schloß Burgau, in das sich die unermüdlichen Peiniger seiner treuen Anhänger geworfen hatten. Der Widerstand, den er hier erfuhr, war ein sehr hartnäckiger; auch Herzog Leopold eilte herbei und drohte mit einem Angriffe in den Rücken; zu gleicher Zeit war ein Ausfall der Belagerten zu fürchten. Ludwig, welcher sich diesem doppelten Andrange nicht gewachsen fühlte, floh und überließ dem Feinde das ganze Lager sammt dem Belagerungsgeschütz. Alles dies, vorzüglich aber Herzog Leopold's von Oesterreich mächtiges Schwert, bändigte Ludwig's Trotz und machte ihn zu Unterhandlungen geneigt.

Währenddem war die Karthause Mauerbach durch die Gefangenschaft ihres Stifters in tiefen Jammer versetzt worden. Rasch eilte der Prior Gottfried zu Herzog Friedrich nach Traußnitz und suchte dessen gebeugtes Gemüth aufzurichten; er verweilte daselbst den Rest des Jahres 1322, das ganze Jahr 1323 und die ersten Monate 1324. Da rief ihn eine zwischen dem Propste von Klosterneuburg und dem Convente ausgebrochene Mißhelligkeit nach Wien, welche jedoch auf einem Vergleichstage im Schottenkloster geschlichtet wurde, und so kehrte Prior Gottfried im November wieder nach Traußnitz zum gefangenen König zurück. Als sich trotz dem siegreichen Kampfe Leopold's, trotz der energischen Parteinahme des Papstes Johannes XXII. die Thore der Veste für den Gefangenen nicht öffnen wollten, begab sich Gottfried nach München und trat als Bittsteller vor den König Ludwig.

Jetzt begab sich Ludwig, begleitet von dem Prior Gottfried, dem Prior des Augustinerklosters in München, Konrad Tattendorfer, dann von mehreren Edlen zur Traußnitz. Allein, ohne alle Begleitung, trat er in Friedrich's Gefängniß. Kein blühend schöner Mann stand ihm mehr gegenüber; die herrlichen Züge des Antlitzes, die dem Helden den Beinamen gegeben, hatte der langwierige Gram arg verwüstet; die Wangen waren hohl und bleich, die einst so schönen, seelenvollen Heldenaugen hatten ihren Glanz verloren, sie lagen tief in den Höhlen und glühten melancholisch; ein langer entstellender Bart vollendete das Jammerbild.

Wehmuth beschlich da Ludwig's Herz; in dieser traurigen Stunde wurde über Friedrich's Befreiung verhandelt. Es kam zwischen beiden Vettern und Königen ein Vertrag zu Stande, den Friedrich am 6. März 1325 feierlich beschwor. In der Schloßkapelle feierte Gottfried noch am selben Tage die heilige Messe; beide Könige waren anwesend und empfingen aus seiner Hand die heilige

Communion. Die Versöhnten begaben sich nach München und unterzeichneten am 13. März den abgeschlossenen Vertrag. In den Hauptpunkten war da festgesetzt: Es leistet Friedrich Verzicht auf die deutsche Krone, so lange Ludwig lebt, und verspricht, alle Urkunden auszuliefern, die sich auf seine Erwählung zum römischen Könige beziehen; — er und seine Brüder erkennen den König Ludwig als den rechtmäßigen Oberherrn des Reiches und werden sich von ihm mit ihren Ländern belehnen lassen; — dazu werden sie auch den Herzog von Kärnten und ihre sämmtlichen Anhänger zu bewegen trachten und die Widerstrebenden als Feinde behandeln; — die österreichischen Herzoge werden alle Reichsstädte, welche sie besetzt halten, dem Könige übergeben; — sie verpflichten sich, ihm und seinen Kindern wider alle Feinde Beistand zu leisten; — Friedrich verlobt seine Tochter Elisabeth dem Sohne Ludwig's, Stefan, zur Gemalin; es werden sich Ludwig und Friedrich zu geeigneter Zeit um die päpstliche Dispensation zur Vermälung ihrer Kinder bewerben; das Heiratsgut werden der Graf Berthold von Henneberg und der Burggraf von Nürnberg bestimmen; zur Sicherstellung des Heiratsgutes werden dem



Das Wiener Rathhaus. (Seite 315.)

Könige Ludwig Burgau und Riesenburg verpfändet; — sollte Ludwig sterben und Friedrich zum römischen Kaiser gewählt werden, so wird dieser die Kinder des Verstorbenen mit den Reichsgütern belehnen, die ihnen gebühren, namentlich mit der Markgrafschaft Brandenburg; — Ludwig verpflichtet sich, den Herzogen von Oesterreich, gegen Vorweisung der gehörigen Urkunden, alle Reichspfänder zu bestätigen, die sie von dem Kaiser Heinrich und dessen Vorfahren empfangen haben; — die Anhänger der beiden Gegenkönige sollen Vergebung erhalten und die Gefangenen (unter diesen waren Mitglieder der Familien Stubenberg, Wurmbrand, Trauttmansdorff u. s. w.) in Freiheit gesetzt werden; — Friedrich wird schwören, diesen Vertrag genau zu erfüllen; sollte man ihm jedoch die Erfüllung dieser Bedingnisse unmöglich machen, so verpflichtet er sich, am künftigen Sonnenwendetag sich wieder im Gefängnisse zu Traußnitz einzufinden.

Dieser Vertrag wurde von beiden Fürsten beschworen; dann hörten sie eine Messe und empfingen zum heiligen Abendmahle die getheilte Hostie. Jetzt kehrte Friedrich aus seiner Gefangenschaft nach Wien zurück. Es begleitete ihn sein treuer Prior und Beichtiger Gottfried, dem er als Belohnung „der Hauggin Haus in der Färbergasse“ für die Karthause Mauerbach schenkte.

Der Jubel, welcher in Wien über des edlen Herrschers Rückkehr herrschte, läßt sich nicht beschreiben. Viele Tausende waren herbeigeströmt, um ihren hochverehrten Landesfürsten zu sehen; Felder, Bäume, Straßen, Erker, Fenster und Dächer waren dicht von Menschen besetzt. Alle Opfer, alle Drangsale und Qualen des Krieges waren an diesem Tage vergessen. Jedes Auge wurde feucht, als der Herrscher vorüberkam.

An seiner Seite befanden sich zwei Helden, welche nach fast übermenschlicher Gegenwehr gleich ihm gefangen worden waren: Hektor von Trauttmansdorff und Helmwig (Heilwig) von Wurmbrand. Dieser Letztere, schon beinahe erdrückt von der Menge, halb begraben unter seinem gefallenen Gaule, hatte noch wie rasend um sich gehauen und gestochen, weil er doch den einen Arm noch regen konnte und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen gedachte. Alles wollte des Edlen schonen, Alles schrie ihm zu, sich zu ergeben, der Streit sei so gut wie aus, für Ehre und Ritterschaft habe er genug gethan. — „Ich mein's!" schrie der stolze Recke darauf, und ein einhelliger Zuruf jauchzte ihm die Anerkennung. Er schrieb alsdann die Worte: „Ich mein's" auf seinen Schild, und noch heute führt jeder Wurmbrand diese Worte auf Siegel, Ring und Kleinod zum ewigen Andenken. Auf der Burg Steiersberg in Unterösterreich befindet sich ein altes Oelgemälde, welches die Turnier-Tartsche (langer, halbrunder Schild) vorstellt, welche Helmwig von Wurmbrand bei Turnieren führte. Sein Symbol steht in den Worten „Ich mein's" achtmal rund herum.

Aber war es wirklich Friedrich „der Schöne", der da nach der Burg zog?! Er war fast unkenntlich geworden, so sehr hatte ihn das tiefe, schwere Seelenleiden verwandelt; dazu kam der lange Bart, den er sich im Gefängnisse hatte wachsen lassen. Aber der tiefste Kummer sollte ihn erst noch treffen.

Seine Brüder Albrecht, Heinrich und Otto empfingen ihn; sie geleiteten sorgsam eine wankende weibliche Gestalt, seine Gemalin Isabella, die reizende Tochter von Arragonien. Thränen flossen über ihre bleichen Wangen; wieder vernahm sie seine geliebte Stimme, aber sein theueres Antlitz sah sie nicht mehr, denn ewige Nacht verhüllte ihre Augen — sie hatte sich blind geweint!

Friedrich befand sich Anfangs Mai 1325 wieder in seiner Burg. Es galt nun, die Forderungen des Vertrages zu erfüllen. Er benachrichtigte ganz Deutschland von seiner Entsagung auf die römische Königskrone und nannte sich nur mehr einen Herzog von Oesterreich. Er erklärte Ludwig, den Baier, als den römischen König und als seinen und Deutschlands Herrn; er forderte die Nation auf, demselben Gehorsam zu leisten, und versuchte es, wiewohl vergebens, den Papst mit dem König Ludwig zu versöhnen. Papst Johann XXII., der heftigste Gegner des Königs, erörterte in einem Schreiben, das politisch kaum zu rechtfertigen, katholisch ganz zu verwerfen ist, daß alle Zusagen, Verträge und Eidschwüre, die an Ludwig geleistet und mit ihm eingegangen worden, gänzlich ungiltig seien, ja es wurde Friedrich bei Strafe des Bannes verboten, denselben Folge zu leisten. Auch die Brüder Friedrich's weigerten sich auf das bestimmteste, den König Ludwig als ihren Herrn anzuerkennen, ihm die von ihnen besetzten Reichsstädte zu übergeben, sich von ihm mit ihren Ländern belehnen zu lassen und auch andere Fürsten zu bereden, von ihm ihre Lehen empfangen zu wollen. Ganz besonders war aber Herzog Leopold mit dem „Traußnitzer Vertrage" unzufrieden; er verwarf ihn voll Entrüstung „als unverträglich mit der Ehre und Würde des Hauses Habsburg". Hatte doch er vorzüglich es dahin gebracht, daß Ludwig seinem Gefangenen die Freiheit zu geben genöthigt wurde, und so wollte er jetzt auch Alles aufbieten, um ehrenvolle Bedingnisse zu erzwingen.

Nahe war der Sonnenwendetag (24. Juni); Friedrich mußte die Unmöglichkeit erkennen, die Vorschriften des Vertrages in Ausführung zu bringen. Schwer

wurde ihm der Abschied von der theueren Gemalin, den herrlichen Brüdern, den liebwerthen Freunden, dem treuen Volke, aber — er nahm ihn doch; er verließ seine Burg in Wien und, begleitet von seinem getreuen Prior Gottfried, kehrte er in sein Gefängniß nach Traußnitz zurück — „Ein Mann ein Wort!" so dachte er dabei. Und so hätte von da an ihm der Beinamen „der Redliche" besser gebührt als die Mahnung des ursprünglichen an die vergängliche körperliche Schönheit.

Bereit, nach Traußnitz zu wandern, erschien er in München vor dem Könige Ludwig. Aber dieser, zu Thränen gerührt von solcher Hochherzigkeit und Seelengröße, umarmte ihn, und beide Fürsten konnten vor tiefer Bewegung lange keine Worte finden. In diesem Augenblicke war der vieljährige Krieg vergessen, die längst entschwundene Jugendzeit tauchte vor ihrem Geiste auf, es erschienen jene goldenen Tage, wo sie am Hofe in Wien als traute Freunde wandelten und von großen Thaten, von einer glänzenden Zukunft träumten. „Nicht nach Traußnitz sollst Du ziehen," rief endlich Ludwig schluchzend, „sondern in München bleiben, in meiner königlichen Burg, als Freund beim Freunde wohnen!" — Und die beiden Fürsten, die sich so viele Jahre hindurch feindselig bekriegt hatten, aßen nun an einem Tische und schliefen in einem Bette.

Der Traußnitzer Vertrag war durch Friedrich's Rückkehr aufgehoben, dafür am 5. September 1325 der Münchener Vertrag abgeschlossen, laut welchem beide Fürsten übereinkamen, die Regierung des römischen Reiches gemeinschaftlich zu führen. Unter den Zeugen dieser Urkunde stehen abermals der Prior Gottfried von Mauerbach und Prior Konrad von München, „unser beden Beichtiger, die alle do bei gewesen seint". Es muß hier ganz besonders hervorgehoben werden, daß Prior Gottfried, der fromme und seiner Kirche so ergebene Priester, trotz des päpstlichen Verbotes treu zu dem Vertrage der Traußnitz und somit treu zu der altchristlichen Anschauung stand, „auch dem Feinde ist Treue zu halten". Er war ein hervorragendes Glied des strengsten Ordens der Christenheit und dieser letztere stand damals in seiner Blüthe; daß nun Gottfried in einer so entscheidenden Sache so unverholen seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, ehrt den Mann hoch und giebt einen Fingerzeig, auf welchen Wegen der Karthäuser und Minoritenorden zur Parteinahme für Ludwig von Baiern und in Opposition gegen den päpstlichen Stuhl geriethen; weil sie nämlich nicht in der Verquickung der religiösen mit der politischen Idee übereinstimmten. Das Original der neuen Uebereinkunft vom 7. Januar 1326 zu Ulm in Bezug auf eine Theilung der Regierungsgewalt übergab Friedrich seinem treuen Prior, der es in Mauerbach hinterlegte. (Die Urkunde ging entweder 1683 durch die Türken, welche Mauerbach gänzlich verwüsteten, oder späterhin bei der Auflösung des Convents zu Grunde.) Im November 1326 kehrte Friedrich, begleitet vom Prior Gottfried, in seine Erbfürstenthümer zurück, um sie nie mehr zu verlassen.

Das Gefängniß auf der Traußnitz, jahrelanger Gram und Kummer hatten den Körper Friedrich's so sehr erschüttert, daß er sich nicht wieder erholen konnte. Zur Kränklichkeit gesellte sich noch der Trübsinn über den Tod der Brüder Leopold und Heinrich, über das Unglück seiner Gattin und über das nicht lautere Benehmen König Ludwig's, dessen Vertrag indessen von allen Kurfürsten bestritten wurde. Die Trauerbotschaft vom Tode Leopold's zu Straßburg am 28. Februar 1326 war für Friedrich's Herz ein zerschmetternder Schlag, der Verlust unersetzlich zu nennen. Sie hatten sich einander eine so schöne, innige und treue Bruderliebe gewidmet, wie sie nicht leicht auf Erden gefunden wird. Vom heftigsten Schmerze erschüttert, rief Friedrich aus: „Oh, herrlicher Feldherr! Du Ruhm des Heeres und Schreck der Feinde, Du Zierde des Vaterlandes und des Jahrhunderts!" Er bedeckte sein Antlitz mit den Händen und rief mit der Stimme des tiefsten Leidens:

„Was soll ich auf Erden beginnen ohne Dich? Warum hast Du mich verlassen auf dem sturmbewegten Meere dieser Welt?“ — Am 3. Februar 1327 starb ihm auch sein Bruder Heinrich. Beide Leichen wurden zu Königsfeld beigesetzt, im Jahre 1770 aber nach St. Blasien übertragen.

Friedrich sehnte sich nach Ruhe, nach stiller Abgeschiedenheit und suchte dieselbe in seiner Stiftung Mauerbach, an der Seite seines getreuen, erprobten Priors Gottfried. Dort verlebte er glückliche Stunden in heiliger Andacht, dort fand er einen Frieden, wie ihn diese Welt nicht geben kann, dort ruhte der müde Wanderer aus und sehnte sich nach seinem wahren Vaterlande — dem Himmel. Bald sollte er jedoch aus diesem köstlichen Stillleben in unsanftester Weise aufgerüttelt werden, ein neuer Schlag sein Herz treffen. Es war dies die feindselige Erhebung seines Bruders Otto, welcher, angeeifert von seiner herrschsüchtigen Gemalin Elisabeth, Tochter des Herzogs Stefan in Baiern, sich nicht mehr mit den Einkünften begnügen wollte, die ihm nach der Vorschrift der österreichischen Hausordnung beschieden waren, sondern einen größeren Antheil an der Regierung und eine Theilung der Erbländer verlangte. Es konnten diese Forderungen umsoweniger befriedigt werden, als Kaiser Friedrich I., der Rothbart, welcher im Jahre 1156 die Markgrafschaft Oesterreich zu einem Herzogthume erhob, zugleich die Untheilbarkeit desselben angeordnet und Kaiser Rudolf von Habsburg ausdrücklich bestimmt hatte, daß immer der älteste der Brüder regieren sollte. Die innige Eintracht, welche bisher unter König Albrecht's Söhnen geherrscht hatte, wurde nunmehr durch Otto gestört; er sammelte sich einen Anhang, griff zu den Waffen und rief die Könige von Ungarn und Böhmen um Beistand an. Eine zahlreiche ungarische Armee drang in Oesterreich ein und begann furchtbare Verheerungen; bald erschien auch der König von Böhmen und belagerte Städte und Schlösser. Um den schrecklichen Verwüstungen des Landes Einhalt zu thun, mußte sich Friedrich, dessen Streitkräfte gegen so viele Feinde zu schwach waren, aus seiner Ruhe in Mauerbach aufraffen und, unterstützt von seinem klugen Bruder Albrecht, versuchen, dem Lande den Frieden zu verschaffen. Es gelang ihm ziemlich rasch. Otto erhielt die Stadt und das Schloß Hainburg an der ungarischen Grenze und die Besitzungen des verstorbenen Herzogs Leopold in Schwaben und Elsaß. Da verstummte denn das Kriegsgetöse, es röthete sich nicht mehr der nächtliche Himmel über Oesterreich von brennenden Städten und Ortschaften.

Friedrich aber war in der Tiefe seiner Seele verbittert, seine Gesundheit war zerrüttet und er bedurfte der endlichen, vollkommenen Ruhe. So übertrug er die Regierungsgeschäfte seinem Bruder Albrecht II. und suchte die stille Abgeschiedenheit in Guttenstein, das er im Jahre 1321 zum Markte erhoben hatte, und wo er nun seinen Wohnsitz aufschlug. Trotzdem ließen Regierungsgeschäfte dem kranken Fürsten keine Ruhe; im Jahre 1329 wirkte er theils in Steiermark, theils in Oesterreich; im September war er zum letzten Male in Wien anwesend, im October stellte er in Graz seine letzte Urkunde aus. Darauf eilte er nach Guttenstein zurück und starb in den Armen seiner blinden Gattin am 13. Januar 1330. Nach seiner eigenen Verfügung wurde er im Chore der Klosterkirche zu Mauerbach mit königlichem Prunke begraben: die Karthäuser trugen den Leichnam ihres Stifters von Guttenstein bis Mauerbach auf ihren Schultern.

Am Tage des heiligen Johann Baptist, zur Sonnenwende 1327, hatte Friedrich zu Wien sein Testament verfaßt und es in die Hände des Priors Gottfried niedergelegt. Zur Vollstreckung seines letzten Willens bestimmte er den Abt Pilgrim von Heiligenkreuz (der jedoch 1329, vor Friedrich, starb), den Prior Gottfried, die Aebte von Salmansweiler und Wettingen, denen seine Brüder Albrecht und Otto, seine Gattin Isabella, seine Schwester Agnes, Königin von Ungarn und der Pfarrer Heinrich von St. Stefan zu Wien (dieses

Letzteren Rolle in dem Zwiespalt der Könige war nicht viel geringer als die des Priors von Mauerbach) als getreue Rathgeber zur Seite stehen sollten, „damit sie Lohn von Gott darumb empfangen und von keiner Säumniß ewige Pein verdienen". Nach Mauerbach verschaffte er die Wagenmauth zu Wien; zahlreiche Spenden gab er an Kirchen, die er im Kampfe um die deutsche Königskrone mit Brand geschädigt, an „Pfaffen und Laien", denen er Schaden gethan, die er mit Pfändungen geschädigt und denen er im „unrechten Wandl" ein Gut abgenommen. Nach Friedrich's Ableben veranlaßten die Brüder Albrecht und Otto eine jährliche Gedächtnißfeier; nach dem Ableben der beiden Herzoge ruhte diese Pflicht der Dankbarkeit und Pietät auf dem Convente, und dieselbe wurde bis zu den Tagen der Aufhebung getreu erfüllt.

Sechs Monate später, am 12. Juli 1330, starb auch seine Gemalin Isabella; deren Leiche wurde aus der Wiener Burg in die benachbarte Kirche der mindern Brüder (Minoriten) geführt und unter einem schönen marmornen Sarkophage, zunächst jenem ihrer Schwägerin Blanca in der Ludwigskapelle, die sie hatte erbauen lassen, beerdigt. Leider ist in der Neuzeit, als der Minoriten-Convent in das Kloster der Trinitanier in der Alsergasse versetzt und die Minoritenkirche an die italienische Nation übergeben wurde (1785), bei Gelegenheit der bedeutenden, an der Kirche vorgenommenen Umgestaltungen das Monument (eine rechteckige längliche Tumbe von Porphyr) entfernt worden und seitdem spurlos verschwunden. Zwei Glieder der erlauchten Familie nahmen um jene Zeit freiwillig den Schleier und zogen sich in das Kloster zur heiligen Klara zu Wien zurück, welches die Herzogin Blanca erbaut hatte, und zwar Anna, die zweite Tochter Friedrich's des Schönen, welche (nach dem Tode ihres Gemals, Johann Heinrich Graf von Görz) als Aebtissin dieses Klosters 1343 im Alter von 23 Jahren starb, und Katharina, eine Tochter Albrecht's II. (gest. 1381).

Von Vorfallenheiten in der letzten Periode sind zu erwähnen, daß am 5. December 1326 eine große Feuersbrunst die Stadt Wien verheerte; über zwei Dritttheile der Gebäude standen in hellen Flammen. Der Brand war in der Wallnerstraße im Hause eines Bäckers ausgebrochen. Wenige Monate darauf, am 23. März 1327, brach während des Mittagmahles Feuer aus in der Küche des Meisters Heinrich, Notars am Münster zu St. Stefan, und währte bei heftigem Sturmwinde den ganzen Tag hindurch, so daß an Rettung nicht zu denken war. Von der Herrengasse an, den Kohlmarkt entlang, ergriff der Brand die Kirche St. Michael, so daß die Thurmglocken schmolzen, nahm seinen Lauf durch die Bräunerstraße über den Graben, den Stock-im-Eisen-Platz und die Kärntnerstraße bis zum Hause Meister Jakob's, des Arztes; durch die Goldschmiedgasse bis zum Hafnersteig (Griechengasse); vom Thore zum Stefansfreithof bis zur Hohen Schule; die Singerstraße entlang bis zur Stadtmauer; die untere Bräunerstraße (Habsburgergasse) hindurch bis zum Hause Hugo's, des Roßtauschers, und alle folgenden Straßen bis zum Neuen Markt. Umsonst begab sich Herzog Friedrich selbst zu den Brandstätten, um die Arbeiter anzueifern; die Stadt wurde bis auf eine, um den Neuen Markt gelegene Häusergruppe verheert. Im Jahre 1329, am 23. Februar, starb in der Wiener Burg Gräfin Jutta von Oettingen, Schwester König Friedrich's; deren Leichnam wurde darauf nach Königsfelden in die Familiengruft der Habsburger geführt.

Auch eine ganz eigenthümliche Scandalgeschichte aus Adelskreisen trug sich zu, an welche noch heute ein übergebliebenes, sühnendes Denkmal erinnert. Einen beliebten Ausflug, besonders von Baden aus, bildet das westlich gelegene Dörfchen Meierling, von wo aus man bald nach der Veste Arnstein gelangt, einst eine stattliche Burg auf steilem Felsengipfel, wohl ihren Namen von dem ihre Zinnen umkreisenden Königsvogel Aar und der Bezeichnung Stein (für Schloß, also

etwa Adlersitz bedeutend) tragend. Aus uralter Zeit her künden noch heute die Dorfbewohner umher folgende schauerliche Begebenheit.

Ritter Konrad von Arnstein, der zu Ende des 13. Jahrhunderts nach Palästina gezogen war, hatte seine Gattin, Kunigunde, aus dem Geschlechte der Polheim (Urkunden nennen sie übrigens Offmey und sie lebte noch 1323), in guter Hoffnung zurückgelassen. Die Stunde der Geburt kam, aber — welches Entsetzen für die Wöchnerin! — sie genas eines Knäbleins von ganz häßlicher, ja sogar hundeähnlicher Gestalt. Die erschreckte Mutter befahl, das unglückliche Geschöpf sofort zu ersäufen, und wirklich wurde ihrem unmenschlichen Befehle Folge geleistet. Es fand seinen Tod in dem Teiche, der am Fuße des Schloßberges lag. Als Ritter Konrad aus dem gelobten Lande zurückgekehrt war, erfuhr er die schwarze That. Da stellte er bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Gastgelage an sein herzloses Weib die Frage, welche Strafe eine Kindesmörderin verdiene, worauf sie, um jeden Verdacht zu vermeiden, schroff entgegnete, daß eine so grausame Mutter verdiene, in ein Faß voll spitziger Nägeln gesperrt und den Berg hinabgerollt zu werden. — Da entschied der strenge Edelherr, sie habe sich damit das eigene Todesurtheil gesprochen, und er ließ auch ohne Erbarmen die Strafe des Regulus an ihr vollziehen. Später jedoch bereute er sein strenges Gericht und ließ an der Stelle, wo das mörderische Faß im Thale stehen geblieben war, eine Kapelle bauen, aus der die spätere Pfarrkirche zu Raisenmarkt entstand. Der Name des Ortes selbst mag von dem altdeutschen Worte risan, fallen, in die Tiefe sinken (in Bezug auf das Faß) gekommen sein.

Dem unglücklichen Söhnlein aber, das die Vernachlässigung der Natur so bitter gebüßt, wurde ein marmorner Grabstein errichtet, der noch heute in der Pfarrkirche zu Alland bei Heiligenkreuz, unfern dem Altare, die verwundernden Blicke der Besucher auf sich zieht. Unter leichter Hülle liegt ein hundeähnliches Geschöpf, demüthig seine Gliederchen emporhaltend, wie es die Hündchen zu thun pflegen, wenn sie, auf dem Rücken liegend und die Pfötchen hebend, hierdurch um Schonung zu bitten scheinen. Schärfere Augen gewahren sogar noch die Spuren eines Kreuzes auf dessen Leibe, und aus dem Grabeshügel des Kindleins sprießt stämmig, in üppiger Blätterpracht ein gothisches Kreuz, gleichsam in der Farbe der Unschuld das lilienblätterige Zeichen der Sühne, zu dem Schöpfer um Gnade flehend für die Sünderin und für das unglückliche Würmlein. (Bild Seite 337.) — In jedem Falle gehört dieser marmorne Grabstein zu Alland unter die archäologischen Räthsel; denn man findet wohl häufig Thiergestalten unter den Standbildern deutscher Grabsteine, z. B. Hunde (als Zeichen der Treue), Löwen (Sinnbild der Kraft, Gewalt, des Muthes), Eidechsen (häusliche Glückseligkeit ausdrückend), aber alle diese Thiere befinden sich gewöhnlich zu Füßen der ritterlichen Gestalt oder doch in kauernder Stellung angebracht. Und so ist es zu beklagen, daß der Hundestein zu Alland jedes Schriftzuges ermangelt, welcher Aufklärung geben könnte.

Wien bewahrt von dem unglücklichen Fürsten eine schöne Stiftung in der Augustinerkirche. Herzog Friedrich gelobte nämlich in seiner Gefangenschaft zu Traußnitz, für den Fall seiner Befreiung, dem Orden der Augustiner aus Dankbarkeit ein neues Kloster zu stiften, denn, wie bereits bekannt, es hatte sich der am Hofe König Ludwig's befindliche Augustiner-Prior Konrad Tattendorfer viel um die Befreiung Friedrich's aus der Kriegsgefangenschaft bemüht. Der Herzog löste nach seiner Rückkehr (1325) das Gelübde; er berief eben den Prior Konrad, der sich auch nicht minder um die Verwirklichung des Gelübdes annahm, mit mehreren Ordenspriestern nach Wien und händigte denselben die vom 15. März 1327 ausgestellte Stiftungsurkunde ein. In derselben schenkte er im Einverständnisse mit seinen Brüdern Albrecht und Otto dem Orden ein Haus in der Hochstraße, dem Kloster Mauerbach gehörig, nebst einem angrenzenden Flächenraume, um alldort

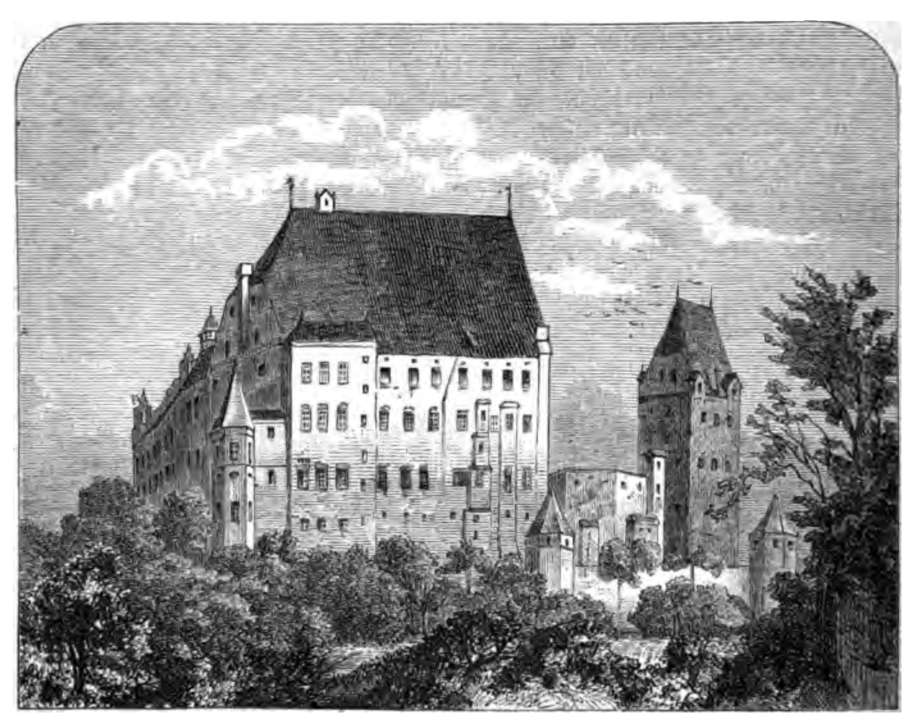
ein neues Kloster mit Kirche, Chorhaus und anderen Stätten zu erbauen, damit dasselbe von dreizehn Priestern bezogen werden könne, obgleich es erlaubt wurde, die Zahl der Convent-Mitglieder zu vermehren, wenn deren Erhaltung durch Wohlthäter möglich sei. Auch sollte das Kloster mit allen jenen Freiheiten und Auszeichnungen gleich anderen derlei Stiftungen der römischen Könige und Fürsten ausgestattet und unter den besonderen Schutz der Stifterfamilie gestellt werden. So erhielten denn die Mönche, statt ihrer beengten Ansiedlung am obern Werd (Roßau), das neue Kloster, in welches sie unter dem neuerwählten Prior Hermann Herzog Friedrich gegen Ende Juli selbst einführte. Der Kirchenbau begann jedoch erst 1330, und zwar durch Meister Dietrich Landtner. (Bild Seite 345.) Das verlassene Mönchskloster im Werd gestaltete Friedrich zu einem Hospitale, welches jedoch im Jahre 1343, da nur ein Dutzend Sieche darin lagen, von Albrecht II. aufgehoben und mit dem St. Martinspitale vor dem Widmerthore (1330 gestiftet) vereinigt wurde. Die Kapelle aber, zu St. Johann genannt, vor dem Werderthore, blieb aufrecht, aus ihr ging 1417 die Pfarrkirche des „Fischerdörfchens" (Roßau) hervor. Das Gebäude des Spitals wurde 1360 von den Carmelitern bezogen, welche daselbst eine Kirche zu Ehren Gottleichnams errichteten. 1386 wurde das Kloster durch Brand zerstört, worauf die Carmeliter ihr großes Kloster am Hof erhielten. Die Johanniskirche bestand aber noch einige Zeit nach der ersten Türkenbelagerung.

Nicht unmittelbar von Friedrich, sondern von dessen Bruder Otto gestiftet, aber von jenem und seiner Gemalin in ihren Testamenten reich bedacht, entstand das Kloster zu St. Laurenz in der Stadt (auf dem Alten Fleischmarkt) für Dominicaner-Nonnen.

Die ersten Regierungsjahre Herzog Albrecht's II.

Zwei Söhne Albrecht's waren noch am Leben: Albrecht II., beigenannt der Weise oder auch der Lahme, und Otto III., beigenannt der Fröhliche. Von ihnen übernahm der Erstere die Regierung der österreichischen Länder. Kurz nach dem Tode des Bruders wurde eine Lasterthat an ihm verübt, diesmal eine wirkliche Vergiftung, welche ihn fast völlig des Gebrauches seiner Glieder beraubte, während die am Mahle theilnehmende Gemalin Otto's, Elisabeth von Baiern, in wenigen Stunden starb (25. März 1330). Die Thatsache ist aufrecht erhalten, nur ist die Zeit des Geschehnisses in sehr verworrener Art dargestellt. Gleichzeitige Chroniken melden davon im Jahre 1342, was doch mit dem Todesjahre der Herzogin nicht stimmt, wahrscheinlich daher auch nur das Jahr der Aufzeichnung und nicht das der Begebenheit selbst ausdrückt. Diese letztere ist folgende: Bei einem Gastmahle in der Burg wurde ein seltener großer Fisch aufgetragen, von dem Herzog Albrecht und seine Schwägerin Elisabeth (deren Gemal Otto befand sich auf einem Jagdzuge) mit Lust genossen, sofort aber heftig erkrankten. Mit Mühe wurde der Herzog gerettet, blieb jedoch für sein Leben gelähmt (daher sein zweiter Beiname), die Herzogin aber starb. Damals war man in der Naturwissenschaft noch nicht so weit, um die Krankheitsentstehung auf das richtige Maß zurückzuführen, welches entweder den Fisch selbst als giftig oder andere Zersetzungsprocesse darlegen konnte; so fand sich denn sofort ein klug scheinender Ausleger, die Chronik nennt ihn einen „Pfaffen aus Schwaben", welcher brieflich den Verdacht des Herzogs Albrecht auf dessen eigenen Küchenmeister, den beim Herzoge und sonst

in allen Kreisen beliebten Stibor Chrezzel (Kressel), lenkte, als hätte derselbe seinen Herrn zu vergiften gesucht. Meister Kressel wurde sofort verhaftet und lange Zeit bei Wasser und Brot in Gewahrsam gehalten, bis sich endlich dennoch seine Unschuld herausstellte. Der Angeber wurde ergriffen und ihm der Proceß gemacht. Auf dem Hohen Markt wurde hoch auf einer Säule ein „Vogelhaus“ (eiserner Käfig) gestellt, der Verleumder hineingesetzt und durch vierzehn Tage der Schaulust des Volkes preisgegeben. Dann nahm man ihn heraus und „vermauerte ihn auf dem Stefansfreithof“. Es ist da jedoch nicht eine Einmauerung bei lebendigem Leibe zu verstehen (wie stets erzählt wird), denn die Chronik sagt eigens „do starb er auch kurcgleich darnach in ainem stockch“ (Stock, d. i. ein Klotz, woran die Gefangenen in den Gefängnissen befestigt wurden, oft



Schloß Traußnitz. (Seite 326.)

auch ein ausgehöhlter Klotz, worein sie mit den Füßen geschlossen wurden, endlich auch die Bezeichnung für das Gefängniß überhaupt, hier wohl ein Haftsort für Geistliche im Pfarrhofe). Jedenfalls war Meister Stibor dankbar für die Wiederherstellung seiner Ehre und für die Befreiung, denn er schenkte der Kirche St. Michael in Wien viele Paramente (Meßgeräthschaften) und ließ die Nikolauskapelle daselbst in ihrer jetzigen Gestalt neu erbauen, auch machte er die Stiftung einer täglichen Messe und erbaute ein Familienbegräbniß für sich und seine Angehörigen in derselben Kapelle.

Die Thätigkeit des gelähmten Albrecht war, trotzdem daß er gleichsam zum Frieden und zur Ruhe gewaltsam genöthigt war, da er sich nur selten von seinem Lehnstuhle erheben konnte, eine tiefgreifende und ersprießliche; er richtete sein Augenmerk zumeist auf die innere Verwaltung der Länder, übte die Gerechtigkeit mit starker Hand — ein Pröbchen davon wurde soeben erzählt — erließ eine große

Menge weiser Verordnungen und sammelte mehrmals in Wien mächtige Nachbarn, um dem Berufe eines Vermittlers gerecht zu werden. So hatte er den Kaiser Ludwig gebeten, zu einer Besprechung ihrer und des Reiches Verhältnisse zu König Johann von Böhmen, der kärntnerischen Erbschaft wegen, nach Wien zu kommen, und wir sehen Ludwig Anfangs Januar 1336 seinen feierlichen Einzug in die Stadt halten. Ganz besonders interessant ist dabei, daß zu diesem Empfange die Kirchenglocken nicht geläutet werden durften, weil derselbe seit dem Jahre 1331 excommunicirt (aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen) war, eine Kirchenstrafe, die bis dahin noch immer nicht aufgehoben war. Ueberhaupt war es schon in frühester Zeit Sitte, beim Einzuge von Fürsten und hohen Würdenträgern mit allen Glocken zu läuten; der Grund dafür liegt in der alten Gepflogenheit, daß man solche hohe Gäste bei ihrer Ankunft in die Kirche geleitete, wo sie den priesterlichen Segen erhielten. Derlei galt aber auch als Zeichen der Oberhoheit, und mancher fremde Fürst mußte dieses Geläute entbehren, weil es eine Anerkennung der Landesherrlichkeit gewesen wäre. Ludwig belehnte am 5. Januar bereits zu Wien die Herzoge mit den Städten Padua und Treviso, verließ die Stadt aber Ende des Monats.


Arnstein's Hundegrab. (Seite 331.)

Die erste Handlung, als Albrecht zur Regierung gelangte, war, nach dem Sinne der Zeit, eine fromme That: die Stiftung eines Klosters für den Orden, dem er, wie sein heimgegangener Bruder, besonders hold war, für die Karthäuser. Die Herzoge Leopold II. und Albrecht II. hatten schon seiner Zeit ein Gelübde gemacht, wenn sie ihren Bruder, den unglücklichen König Friedrich III., aus seiner Haft zu Traußnitz befreien könnten, eine fromme Stiftung zu errichten; nach dem Tode der Brüder hatte Albrecht dasselbe allein zu erfüllen. Er erwählte dazu das schöne Waldthal bei Gaming zur Gründung der Karthause, welche eine der größten und angesehensten war, und „das Haus des Thrones Unserer lieben Frau" genannt wurde. Der Stiftbrief lautet vom 24. Juni 1330 und dotirte das Kloster so reichlich, daß die Mönche in Demuth weitere Geschenke ablehnten. Da sprach Albrecht die denkwürdigen Worte: „Nehmt, so lange man Euch gerne giebt. Es wird die Zeit kommen, wo deß sehr wenig werden wird; darum hütet wohl, was ich Euch gebe". Damals mochte es der Herzog wohl nicht ahnen, daß es nach fünfthalbhundert Jahren der eigene Enkelsenkel (Josef II.) sein werde, der seiner Lieblingsschöpfung ein Ziel setzen werde (1782), bei welchem Vorgehen die Gruft des Stifterpaares geöffnet, der Inhalt aus den Särgen geraubt, diese sowie die an den Wänden lehnenden Bleiplatten mit den Epitaphien und die Tumba verschleppt und verkauft werden würde, daß dann später (erst 1797) die Gemeinde des Marktes aus Pietät die Gebeine des Habsburgers sammeln und sie in der Pfarrkirche beisetzen würde. — Herzog Albrecht legte 1332 den Grundstein zur Kirche und dem für fünfundzwanzig Karthäuser bestimmten Kloster. Der erste Prior, Martin aus Ungarn, betrieb eifrig den Bau; 1342 wurde die Kirche von Konrad, Bischof von Gurk, feierlich eingeweiht; die gänzliche Vollendung kam aber erst 1358 zu Stande. Auch das Bürgerspital in Wien erfuhr die Gunst

des Regenten; es blühte derart empor, daß dasselbe im Jahre 1334 bereits 500 Arme verpflegen konnte.

Eine freudige Nachricht war es im Jahre 1332, daß Herzog Otto, dem der oberste Heeresbefehl übertragen war und der sich nach der Reihe in Baiern, Böhmen und Kärnten an der Spitze der österreichischen Truppen befand, bei Laa (V. U. M. B.) den Böhmenkönig Johann auf's Haupt schlug. Dagegen ereignete sich im Jahre 1335 in Oesterreich und besonders in der Gegend um Wien das seltene und furchtbare Schauspiel einer Heuschrecken-Ueberschwemmung, die Laub und Gras, Blüthen und Saaten, Blätter, Blumen und Kräuter bis auf den Grund verheerten und die blühenden Fluren Oesterreichs fast gänzlich verödeten. Nur die Weingärten blieben von dem Ungeziefer verschont. Es war dies wohl die berüchtigte Zug- oder Wanderheuschrecke (Acridium migratorium Latr.), die sich von den gewöhnlichen einheimischen Laubheuschrecken (Lausten) durch die bedeutende Länge (sammt Flügeln 2½ Zoll) und die viel kürzeren Fühler unterscheidet und in ihren Merkmalen mehr Uebereinstimmung mit den bekannten roth- und blaugeflügelten Schnarrheuschrecken hat, weshalb sie auch der Familie der Acridien angehört. Ihr Flug ist hoch schnell und ausdauernd. Diese Heuschrecken kamen nun von Osten und flogen in so dichten Schaaren, daß sie im vollsten Sinne des Wortes die Sonne verdunkelten und gleich großen schwarzen Wolken anzuschauen waren. Sie erhoben sich bei Sonnenaufgang und flogen in dichten Klumpen fort, bis sie nach mehreren Stunden wieder verheerend auf Felder, Wiesen und Wälder herabsanken. Markgraf Karl von Mähren (der nachmalige Kaiser Karl IV.) erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er zu Pulkau ihr Lager abgemessen und es 35.000 Schritte breit gefunden habe, die Länge jedoch war man nicht im Stande, in einem Tage abzumessen. Gegen Herbst und Winter verloren sie sich, kamen aber die nächstfolgenden vier Jahre, allerdings in immer schwächeren Schaaren, wieder, bis sie gänzlich ausblieben.

Selbstverständlich bemächtigte sich auch der Aberglaube dieses Ereignisses, man hielt dafür, daß der Untergang der Welt nahe sei, und Viele wollten auf den vordersten Flügeln die Buchstaben I. D., d. h. Ira Dei (Zorn Gottes) gesehen haben. An einigen Orten aber vermeinte man, ihnen mittelst „Proceß" zuleibe gehen zu können, wie denn der Pfarrer in Kaltern (Tirol) und nach ihm Andere in Oesterreich folgendes Urtheil fällten: „Derweilen vermeldte Heuschrecken dem Land und Leuten schädlich und verderblich kommen seind, so wird zu Recht erkannt, daß sie der Pfarrer auf offener Kanzel mit brennenden Lichtern verweisen sollte. Im Namen Gottes Vaters, Sohnes und heiligen Geistes". Dieses „Urtel" wurde auch ordentlich vollzogen. Uebrigens waren solche Insecten-Processe damals und auch viel später nicht selten.

Mit dieser Heuschreckennoth steht eine Begebenheit in Verbindung, welche sich im Volksmunde bis heute erhalten hat. Ritter Bunzel von Rauheneck, auf der gleichnamigen Veste bei Baden lebend, war durch seine an Grausamkeit grenzende Strenge der Schrecken seiner Untergebenen; wegen des geringsten Vergehens wurde ein Diener zu Tode gegeißelt und es gelang nur selten der Gattin des Ritters, Berid, Tochter des Philipp von Pillichsdorf, Gnade für einen solchen Unglücklichen zu erbitten. Eines Tages wurde dem Ritter die Nachricht gebracht, daß seine Arbeiter beim Erblicken eines Heuschreckenschwarmes die Aecker verlassen und die junge Saat den Thieren preisgegeben hätten. Wüthend warf er sich auf's Pferd und ritt, begleitet von seinen Rüden, hinaus, mit dem Vorsatze, die Leute durch seine Hunde zerfleischen zu lassen. Als er dem Walde nahe kam, flog eben eine unübersehbare, die Sonne verdunkelnde Thierwolke daher, was die Arbeiter abermals in die Flucht trieb, um sich im Walde zu verbergen. Der Ritter beachtete weder das dumpfe Schwirren der geflügelten Insecten, noch den Umstand, daß

sowohl die Knappen als die Hunde furchtsam zurückblieben, sondern sprengte allein mitten hinein in die lebendige Fluth. Bald war er von derselben derartig eingehüllt, daß man seine Gestalt nicht mehr zu unterscheiden vermochte. Erst als alles Grün auf viele Meilen weit verzehrt war, flogen die Insecten, gräulichen Gestank zurücklassend, davon. Nun wagten es erst die Diener, ihren Herrn aufzusuchen; man fand endlich ihn und sein Roß auf dem Boden liegen, aber — es waren Beide nur mehr fleischlose Skelete.

Im selben Jahre wies Herzog Albrecht seiner Gemalin Johanna (Tochter und Erbin Ulrich's IV., des letzten Grafen von Pfirt, mit welcher er sich 1324 vermält hatte) zum Witwensitze die schöne Ortschaft Perchtoldsdorf an und unternahm deshalb den Bau eines Schlosses nächst der Kirche, den er in möglichster Eile betrieb, indem er selbst dort zu wohnen beabsichtigte, da ihm bei seinem Körperleiden die Luft in dem Schlosse auf dem Kahlenberge (Sommer-Residenz) zu stark war. Allein Johanna gelangte nicht in den Besitz des Schlosses, da sie fünf Jahre vor ihrem Gatten starb. Auch kaufte er 1335 im Vereine mit seinem Bruder um 400 Mark Silber von den Kindern des Wiener Bürgermeisters Heinrich Chranest des Aelteren ein Haus „oberhalb dem Langen Keller zu Wien, das heißt zu den Röhren" (von einer alten Wasserleitung, deren Spuren man Ende der Dreißiger-Jahre beim Umbau des Hauses auffand) mit der Lehenschaft der dabei befindlichen Kapelle und gab dieses Besitzthum dem Prior Gottfried von Mauerbach, freiten es auch nebst dem Wirthe, den er darin setzen werde, ausgenommen der Steuern, Lehen und Forderungen, die einen Dritten berühren, und gewährte dem Prior alles und jedes Recht, wie es den Bürgern von Wien mit Weinschänken, Kaufen und Verkaufen zusteht und betrieben wird. Dafür überließ Gottfried den Herzogen das von der Gerlach'schen Stiftung stammende Julian'sche Haus in der Färberstraße (heutige Dorotheergasse, und zwar der Theil gegen den Graben) 1315. Das Haus „zu den Röhren" mit der Kapelle des heiligen Nikolaus ist das später unter dem Namen „der Seizerhof" (heute „Bazar", Tuchlauben Nr. 7, alt 427) wohlbekannte Mauerbach'sche Besitzthum. Schon 1403 kommt die Bezeichnung „Seizerhof" urkundlich vor, wie auch im Volksmunde bald die Bezeichnung „Seizerkeller" für das Weinausschanklokale entstand, die es bis zum Umbaue (1840) beibehielt.

Anfangs October 1336 traf die betrübende Nachricht ein von dem Tode Katharina's, der Witwe Leopold's II., Tochter des Herzogs Amadeus von Savoyen; sie war am 30. September gestorben. Um dieselbe Zeit verfiel Elisabeth, die einzige Tochter Friedrich's des Schönen, innerhalb der Räume der Hofburg in schwere Krankheit. Früh schon war die Prinzessin dem Könige von Serbien als Braut zugedacht, sie konnte sich aber nicht entschließen, diese Verbindung einzugehen. Später ward sie dem Könige Johann von Böhmen vermält, diese Ehe wurde aber nicht vollzogen, sondern unter dem Vorwande körperlicher Untauglichkeit von Seite des Königs selbst wieder aufgehoben. Als nun König Johann um diese Zeit nach Wien kam, zum Besuche seiner an Herzog Otto in dessen zweiter Ehe (1334) vermälten Tochter Anna, zog ihn sein Schwiegersohn an der Hand zum Lager der kranken Elisabeth, die von dem Besuche selbstverständlich recht unangenehm berührt sein mußte, indessen doch dem Könige „verschämt und auf jungfräuliche Weise" (wie die Chronik sich ausdrückt) sie anzureden gestattete. Johann, vom Anblicke der Jungfrau ergriffen, seufzte tief auf, brach in einen Strom von Thränen aus und verließ schluchzend das Trauergemach, von dem Bewußtsein seiner Ausschweifungen tief erschüttert und ausrufend: „Welch' ein Engel! Oh, ich verdiente blind zu werden, daß ich solches nicht früher erkannte!" (Merkwürdigerweise hatte König Johann vier Jahre darauf das Unglück, bei einem Ringelrennen nicht nur ein Auge zu verlieren, sondern durch einen jüdischen Arzt so ungeschickt behandelt

zu werden, daß er auch das andere einbüßte, daher sein Beiname: der Blinde.) Elisabeth starb am 23. October und verlangte, an der Seite ihrer Mutter Isabella in der Stiftung ihres Vaters, der Karthause Mauerbach, beerdigt zu werden. Der ganze Hof, der Landesadel, die Stadt wurden durch ihren Tod in Trauer versenkt, „es war, als ob das Land der Sonne beraubt, in das dunkle Trauerkleid des Jammers wäre gehüllt worden", so lautete es in Bezug auf das holdselige Prinzeßlein. Man sagte ferner, Elisabeth's Trost sei der innige Verkehr mit ihrem Schöpfer gewesen, sie habe viele Gebete niedergeschrieben und Christum zu ihrem Bräutigam erwählt. Graf Ulrich von Pfannberg verherrlichte sie in vielen Liedern und sagte: „Bei ihrem Leichenbegängnisse ist der Frohsinn des ganzen Adels verstummt. Kam dieser sonst nach Hof, so hatte ihn Elisabeth stets mit Achtung empfangen, den Armen selbst herablassend behandelt, nie ihren Genossen oder ihrem Gefolge gegenüber irgendwie sich übernommen". Noch in dasselbe Jahr ist die Vermälung der Herzogin Anna, Schwester Friedrich's des Schönen, mit Johann Heinrich Grafen von Görz zu setzen, welche im Spätherbste feierlich in der Burg begangen wurde. Aber schon am 17. März 1338 starb der Graf, und Anna begab sich in das St. Klarenkloster in der Kärntnerstraße, wo sie von der Hand des Bischofs Konrad von Gurk den Schleier annahm. Im Jahre 1341 wurde sie Aebtissin, starb aber schon den 14. December 1343 und wurde in der Klosterkirche begraben.

Im Jahre 1337 errichtete die Rittergesellschaft der Tempeloise bei der Augustinerkirche die St. Georgskapelle, welche Bischof Peter von Markopol am 1. Mai 1341 einweihte. (Am 15. October 1349 starb der Bischof und wurde in der Minoritenkirche, zunächst der Mauer, bei dem Katharinen-Altar begraben.) Herzog Otto der Fröhliche hatte mit mehreren in- und ausländischen Grafen und Baronen eine Gesellschaft gestiftet, deren Zweck die kriegerische Unterstützung des deutschen Ordens in Preußen bei Bekehrung der dortigen heidnischen Völker und die Erhaltung des ritterlichen Wesens überhaupt gewesen sein mag. Diese Gesellschaft nannte sich die Templaise, Tempeloise, Societas Templois, deutsch Temploiser, gewiß in Erinnerung an die Templeisen, wie in der alten deutschen und französischen Sage die Wächter des heiligen „Graals" (d. i. der Schüssel, aus welcher Christus und die Jünger das Abendmahl nahmen) hießen. Ihr Schutzpatron war der heilige Georg, nach welchem sich die Gesellschaft auch Georgsritter nannte. Das Ordenszeichen bestand in einem Schildchen mit einem Kreuze darauf, an welches bisweilen ein Reiterfigürchen gehängt wurde, vorstellend den heil. Georg, wie er den Drachen mit der Lanze tödtet. Die Gesellschaft stiftete als sichtbares Ergebniß, wohl sogar als Versammlungsort die dem heil. Ordenspatron gewidmete Georgskapelle an der Epistelseite der Augustinerkirche, jenseits des Kreuzganges; sie nannte sich daher auch Societas Capellae St. Georgii dominorum oder militum Templois. Sie bestand nicht blos aus österreichischen Herzogen und Gliedern des inländischen Adels, sondern auch aus regierenden Herren und Fürsten des Auslandes, doch nur weltlichen Standes, was eben den ritterlichen Zweck bekundet. Heerfahrten unternahmen im Jahre 1328 Ritter Friedrich von Kreuspach (Krebsbach, Kroisbach), genannt „der Landfahrer", 1344 Leutold von Stadeck, 1345 Ulrich von Wallsee, 1370 Leopold der Biedere (mit 1500 Rossen), 1377 Albrecht III. (mit ihm vier Liechtensteine, drei Stubenberge und zahlreiche Edle aus Oesterreich und Steiermark) und viele Andere. Im Jahre 1356 that Hanns von der Traun einen Zug nach Reußen, Lithauen und Liefland, weshalb er „Haubetmann Sand Görgen" wurde.

Herzog Otto erlebte indeß nicht die Einweihung der St. Georgskapelle, da diese am 1. Mai 1341, somit weit früher als die der großen Klosterkirche, durch den Bischof Peter von Markopolis vollzogen wurde. Die Kapelle und der Altar

zur Rechten wurden dem heil. Georg, der Altar links dem heil. Leib Christi geweiht. Es ist somit festgestellt, daß Kaiser Friedrich III. nicht der Erste war, welcher in Oesterreich eine Gesellschaft von Georgsrittern gründete (was 1468 geschah).

Gegen Ende Juni 1337 verließ Herzog Albrecht Wien und zog in die Vorlande, von da nach Aachen als Wallfahrer im braunen Pilgerkleide, zum Theile auch deshalb, weil er unerkannt bleiben wollte, was ihm jedoch nicht gelang. Seine Heimkehr erfolgte in der zweiten Hälfte des Januar; er brachte eine große Menge Reliquien mit, wegen welchen Processionen angestellt wurden, worauf man an deren Vertheilung ging. Den größten Theil erhielt die Burgkapelle, einen zweiten die Karthause zu Gaming, den Rest andere fromme Orte. Albrecht verweilt nun wieder in Wien, und wie ein Chronist sagt: „von der Reise, die müden Glieder ausruhend, ertheilte er Jedem Zutritt zu sich und versäumte trotz seines Unwohlseins keine seiner Pflichten“.

Das Jahr war kaum vorüber, da ertönte aus der Wiener Burg heraus das Sterbeglöcklein. Herzog Otto war krank in einer Sänfte aus Graz nach Hause gebracht worden; die Bewegung und Erschütterung durch die Reise, sowie die eingetretene Kälte verschlimmerten zudem von Tag zu Tag den Zustand des Herzogs. Es rückte rasch der Tod heran und Otto empfing andächtig die Sacramente der Sterbenden, nachdem er gebeichtet und in seinem letzten Willen Ulrich von Pfannberg und Ulrich von Pergau zu Vollstreckern desselben eingesetzt hatte. Nachdem er seine beiden Söhne Friedrich und Leopold und seine Tochter Elisabeth, wie sein Land, seine Unterthanen und seine Diener dem Bruder empfohlen hatte, starb er am 16. Februar 1339. Zuerst wurde sein Leichnam bei den Augustinern beigesetzt, später aber nach Neuberg in Steiermark, in das von ihm gestiftete Kloster gebracht und daselbst beerdigt.

Als im Jahre 1869 die Staatsherrschaft Neuberg in Privathände überging, wurden auf Befehl des Kaisers Franz Josef I. die Grabstätten der herzoglichen Familie restaurirt, die Gruft Otto des Fröhlichen unter dem Mitteljoche des Capitelhauses wieder hergestellt, sowie auch die Gebeine Otto's und seiner Familie in neue Särge gelegt, worauf diese in die alten Steinsärge eingestellt wurden (1871). Vorher waren die Gebeine nach Wien gebracht und einer commissionellen Prüfung unterzogen worden.

Erwähnungswerth ist, daß Herzog Otto der Erste war, welcher jene Gegend zu beleben begann, welche später, und noch heute, ein Lieblingsaufenthalt der Wiener geworden ist — Reichenau. Es erbaute nämlich Herzog Otto der Fröhliche in dem Walde am Fuße des Feuchtenberges, an der rasch strömenden Schwarza, ein Jagdschloß, da er hier oft und gerne der Waidmannslust pflegte. Bald erhoben sich um diese echt mittelalterliche Behausung, welche einen großen Thurm, an den Ecken mit vier kleineren Thürmchen versehen, eine Zugbrücke, doppelte Gräben und recht feste Mauern hatte, mehrere Hütten, und so entstand das herrliche Reichenau. Seine Gemalin Elisabeth schenkte Schloß und Gegend dem Stifte Neuberg, welches Beides bis zu dessen Aufhebung (1786) behielt, worauf es in das Eigenthum des Staates fiel.

Otto der Fröhliche und die wienerische Lustigkeit.

Nach der Katastrophe der Verschwörer bei Friedrich des Schönen Regierungsantritte (1310) war der Widerstand des Volkes gegen das neue Herrscherhaus geschwunden, obwohl die Erregbarkeit der Wiener, wenn es sich um Bewahrung

ihrer Freiheiten handelte, fortwährend die gleiche blieb. Daher wurden diese letzteren von weisen Herrschern, wie Albrecht II., Rudolf IV. und Albrecht V., sorgsam geschont, und erwarben sich die Fürsten hierdurch die Liebe der Wiener, die sich bereits in ihrer Eigenschaft als ausschlaggebende Reichshauptstadt fühlten und gar gut wußten, daß in ihrer Treue eine der gewichtigsten Stützen der landesherrlichen Macht lag. Wenn später, wie ferner zu berichten sein wird, besonders während der Vormundschaft des nachgeborenen Ladislaus und nach dessen frühem Ableben noch von Aufständen und gewaltsamen Vorgängen der Wiener die Rede war, so ist der Grund davon in den traurigen Zerwürfnissen des Herrscherhauses selbst zu suchen, dessen Glieder sich gegenseitig befehdeten und dabei Jeder nach der Gunst einer Partei in der Hauptstadt buhlte, kein Mittel unterließ, die Gemüther zu gewinnen, wenn es auch wenig sauber war, wie dies leider insbesondere die Geschichte Herzog Albrecht's VI. zeigt.

War aber auch diese Periode der ersten Habsburger eine bewegte, nur zu häufig von ernsten und gräulichen Scenen unterbrochene, so that dies doch dem Grundcharakter der Wiener keinen Eintrag, und kaum war die Ruhe hergestellt, das Blut von den Schaffotten abgewaschen, so zeigte sich jene glückliche, für Lust und Freude empfängliche Stimmung wieder, welche des Wieners Erbe geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Am hellsten zeigte sich dies in jenen Fällen, wo ein leutseliger froher Fürst die Schranken der schon damals mit eherner Scheidewand das Volk abschließenden Hofsitte und Etikette durchbrach und in der Mitte des Volkes sich der Lust hingab. Als solcher aber steht Allen voran Herzog Otto III., welchem die Mitwelt mit vollstem Rechte den Namen des „Fröhlichen“ oder „Rosenbekränzten“ gab, wie er denn auch auf seinen Porträten mit dem Rosenkranz auf dem Haupte abgebildet ist. (Bild Seite 345.) Die Entstehung seiner Beinamen wird in folgender Weise erzählt. Es war zur Zeit, als König Friedrich aus seiner Gefangenschaft heimgekehrt war (1325), wo beim Bewillkommnungsmahle in der Wiener Burg Friedrich allen Jenen dankte, welche dem Hause Habsburg in seinen Fährlichkeiten beigestanden; besondere Worte richtete er an seinen Bruder Otto, den er „durch Muth und Kühnheit des deutschen Adels Zier“ nannte, und ihm gebot, als Lohn von ihm eine Gabe zu fordern, die nicht verweigert werden solle. Einem Mägdlein winkend, das an der Thüre lauschte und dessen Kopf ein Rosenkränzlein, mit frischem Grün umlaubt, trug, und diesem das Kränzchen abnehmend, das er sich nun selbst auf's Haupt setzte, sprach Otto: „Mein Begehren ist wahrlich klein; ich will als Lohn nichts wie dies Kränzelein, das heitere Bild des Frohsinnes, den ich nicht um Land und Wappenschild vertauschen möchte. Es soll mich schmücken mein ganzes Leben lang, und wenn einst mein Herz stille steht, dann gebt es mir mit in's Grab!“ Friedrich erwiderte gerührt: „Der Fröhlichste von Allen bist doch Du in Oesterreich; von nun an sollst Du auch der Rosenbekränzte sein!“ — Von da an blieben dem Herzoge Otto diese Beinamen. Ferne vom politischen Treiben, in welches er sich, wie bereits erzählt, nur einmal, und zwar in sehr bedauerlicher Weise hinreißen ließ, hielt er in Wien Hof und sammelte einen Kreis lebensfroher Genossen um sich, jeden Anlaß zum Feste machend, und in Mitte des Volkes sich fröhlichem Treiben hingebend. Er hielt sich zwei lustige Tischräthe: Wiegand von Theben, genannt „der Pfaff vom Kahlenberg“, und Otto Neidhard aus dem Rittergeschlechte der Fuchs von Burtbreitenbach, genannt „der Bauernfeind“, von welchen so viele lustige Schnurren erzählt werden, daß sie noch heute unter die volksthümlichsten Wiener Persönlichkeiten aller Zeiten zu rechnen sind.

Schon unter Leopold dem Glorreichen (1230) war ein Volksfest freudig begangen worden, welches den charakteristischen Titel Veilchenfest führte. Wer



Das Veilchenfest.

8.

nämlich das erste Veilchen auf dem Felde fand, bedeckte es vorerst schützend mit seinem Hute, meldete es sogleich dem Herzoge, welcher mit seinem ganzen Hofstaate, begleitet von einer großen Zahl der Einwohner Wiens, unter Jauchzen und Musik hinauszog, den Erstlingsboten des herannahenden Frühlings zu begrüßen, ihn durch das schönste und sittsamste Mädchen pflücken zu lassen, wobei ein munterer Reigen (kreisförmiger Tanz mit Gesang) ausgeführt und dazu ein Frühlingslied gesungen wurde. (Unsere noch nicht lange verschwundenen Feste im Augarten und Prater am 1. Mai jeden Jahres, ja selbst die noch heute erhaltene sogenannte „Praterfahrt" an diesem Tage bilden unstreitig die Fortsetzung des uralten Veilchenfestes.)

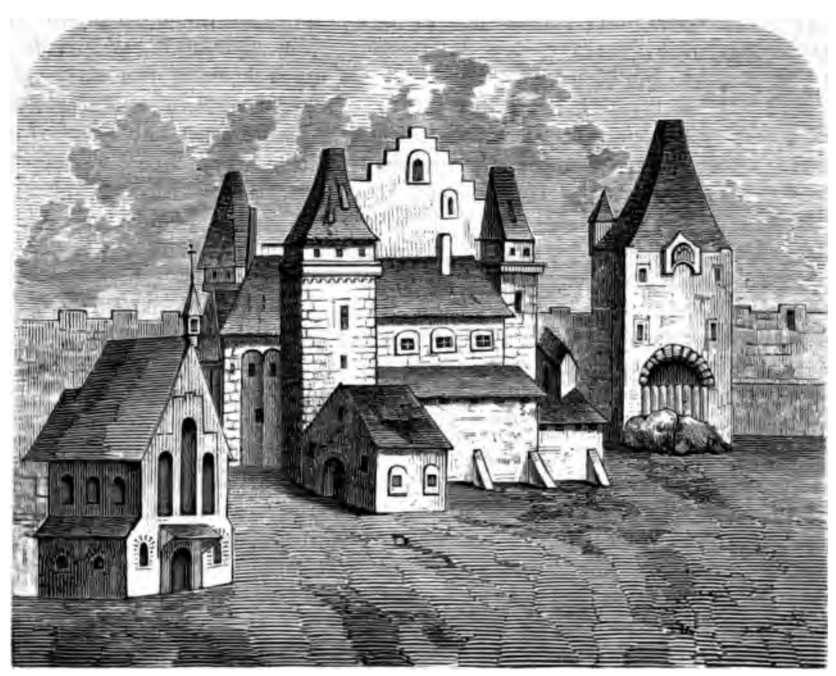
Da wollte es nun der Zufall, daß in einem Jahre gerade der lustige Rath des Herzogs Otto das erste Veilchen fand und darüber ungemein erfreut war, was leicht erklärlich ist, denn in jener Zeit gab es noch kein Schauspiel, keine Oper, kein Concert, kein Ballet, daher sich die Fürsten sogenannte „lustige Räthe", auch (aber nicht immer richtig) „Hofnarren" genannt, hielten, deren Pflicht es war, ihre Herren in den Ruhestunden durch phantastische Schwänke und Possen zu ergötzen, die düsteren Falten durch Gesang und Spiel von ihrer Stirne zu bannen und ihr Gemüth durch immer neue Scenen zu erheitern. Diese Schälke waren die steten Begleiter derselben, durften überall mitsprechen und genossen viele Freiheiten. Aber deren Schalkmaske verbarg zumeist tiefen Verstand und hohe Kenntnisse, dazu eine richtige Unbefangenheit in Beurtheilung der politischen und gesellschaftlichen Vorkommnisse, welch' Alles sie, in das Gewand des Scherzes gekleidet, zum Wohle ihrer Herren, die so leicht von Niemand sonst die den Fürsten so überaus nöthige Wahrheit anhören mochten, fleißig in deren Ohren träufelten. Des Herzogs Otto lustiger Rath Otto Neidhard Fuchs, ritterliche Dienste am Hofe verrichtend und manches schöne Lied dichtend, war gerade nicht allzuhastig in seinen Bestrebungen, seinen Herrn durch Possen zu erheitern; nur gelegentlich und zufällig erfreute er durch Witz und Spaß das Ohr desselben, sonst war er meistens ernst und wurde nur durch Anlaß in die Lustbarkeit gedrängt. So war denn auch hier, nach der Auffindung des Veilchens, mehr seine Absicht, Herzog Otto in poetisch-sinniger Weise zu vergnügen, als bei dieser Gelegenheit einen Possen zu verüben, und er beeilte sich, dem Herzoge seine Entdeckung mitzutheilen und ihn einzuladen, dem Pflücken des Veilchens beizuwohnen.

Dies geschieht, Alle befinden sich an Ort und Stelle. Neidhard, der glückliche Finder, hebt den Hut auf, da — ein allgemeines Gelächter ertönt, welchem jedoch alsbald Ausbrüche größten Unwillens folgen — an der Stelle des Veilchens liegt ein Haufe ekler Unflathes. Es hatten nämlich ein paar Bauern den lustigen Rath belauscht, als er das Blümlein entdeckte, und da sie ihm feind waren, weil er immer durch ihre Felder jagte, hatten sie das Veilchen ausgerissen, die Stelle mit Unflath besudelt und den Hut wieder darauf gedeckt. Die Anwesenden, der Herzog mit inbegriffen, waren auf das höchste erbittert, denn sie hielten dafür, daß Neidhard selbst der Urheber des unfeinen Spaßes gewesen, und er konnte sich vor den thätlichen Ausbrüchen der Volkswuth nur durch die Flucht retten. Düster und ingrimmig kam er nach dem nächsten Dörfchen, das am Fuße des Kahlenberges lag. Was aber sieht er hier? — Die Bauern umtanzen jubelnd ein an eine Stange gebundenes Veilchen, wohl dasjenige, das er eigentlich entdeckt hatte. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, zieht er sein Schwert und fährt unter die jubelnde Menge, welche vor dem Rasenden die Flucht ergreift, aber nicht verhindern kann, daß Einige aus ihnen, die er niederschlägt, den Scherz mit dem Leben bezahlen. Neidhard reißt das Veilchen von der Stange und bringt es, sich zu rechtfertigen, an den Hof. Von dem Tage an mochte Otto Neidhard Fuchs keine Bauern mehr dulden, verfolgte sie, wo er nur konnte, und that ihnen jedweden Schabernack an, weshalb man ihm den Spottnamen „der Bauernfeind" gab, welcher auch

seiner Familie geblieben sein soll, von welcher abzustammen die Wiener Familie **Bauernfeind**, einstmals Besitzer der „Brandstatt" am Stefansplatz, sich rühmte.

Neidhard Fuchs starb im Jahre 1334 in Wien (eine Tradition will das sogenannte „Füchselhaus" auf dem Stefansplatze, Nr. 5, alt 871 und 872, ihm zuerkennen), eine Sammlung seiner Gedichte hinterlassend, in denen er, seinem Bauernhasse getreu, den Uebermuth und die tolle Kleiderpracht der österreichischen Landleute seiner Tage mit ungemein grellen Farben schildert.

Diesbezüglich wird es von Interesse sein, über die damalige **Kleidertracht** im Allgemeinen Näheres zu erfahren. Die Sucht, fremde Sitte anzunehmen, mehrte sich schon seit der Babenberger Zeit immer mehr und mehr, und eine Chronik vom Jahre 1336 erzählt darüber Nachstehendes: „Um diese Zeit war eine recht verwunderliche **Kleidertracht in Wien und Oesterreich**, dergleichen Mode



Die alte Augustinerkirche bei der Hofburg. (Seite 334.)

man gewißlich nicht gesehen. Doch war sie ungleich und in Vielem unterschieden; ein Jeder kleidete sich nach seinem Kopfe und eigenem Belieben. Einige trugen Röcke mit Aermeln von zweierlei Tuch, und der linke Aermel war viel weiter als der rechte; Andere trugen beide gleichweite Aermel, aber der linke war in dem unterschieden, daß sie ihn mit sehr vielen und verschiedenen Ellen langen Bändern geziert und daran hängen hatten. Andere trugen einen von Gold, Silber und Seiden gestickten Fleck auf der Brust, Andere nur ein Bild auf der linken Brust allein. Wiederum Andere ließen sich so enge Kleider machen, daß sie solche niemals allein konnten an- und ausziehen, massen die Aermel durchaus bis auf den Rücken und das Bruststück mit ganz kleinen Knöpflein von vorn hinunter besetzt waren. Andere trugen Kleider, sehr weit um den Hals ausgeschnitten, also daß man ihnen einen ziemlichen Theil an der Brust und Rücken bloß sah. Damals hörte auch auf die vorhin gewöhnliche Haubentracht der Männer, wodurch Weltleute und Christen von den Juden unterschieden und kenntlich waren. Man ließ sich kolben (die Haare

brennen), dann und wann die Haare gänzlich abnehmen (sogenannte Fieschi-Frisur späterhin). Sie trugen theils so kurze Mäntel, daß sie ihnen kaum die Hüfte berührten. Bald aber trugen sie kurze Aermel nur bis auf die Ellenbogen, und von dannen hatten sie, wie ein Fähnlein, etwas abhangen." Eine Chronik vom Jahre 1389 erzählt von der Tracht jener Tage: „Vorher trugen die Männer Aermel an Wambiern und an den Schauben (Mantelkleid) und an anderer Kleidung; die hatten Staufen (Aermel) beinahe auf die Erden. Und wer den allerlängsten trug, der war der Mann".

Diese Mischung von Kleidungsarten, den verschiedenen Nachbarvölkern entnommen, wurde immer unnatürlicher. Nicht nur in den Farben der Wappen pflegten sich Landesfürsten und Edelleute zu tragen, sondern sie besetzten die Kleider mit silbernen Schellen und Glöckchen. Hiergegen, wie gegen die Schnabelschuhe, das Schminken und die Schleppkleider eiferten die Kritiker vergebens, wie es z. B. der Wiener Spruchdichter Peter Suchenwirth gethan. — Nicht lange darauf mußte den Studenten untersagt werden, kurze oder buntfärbige Kleider, oder solche und Kapuzen mit Einschnitten und Bauschen, sowie Halsketten nach Weise der Ritter, oder Waffen ohne Erlaubniß des Dekans zu tragen.


Herzog Otto der Fröhliche. (Seite 341.)

Was die bürgerliche Kleidung in Wien zu jener Periode anbelangt, so war sie jedenfalls eine sehr geschmackvolle und malerische; sie zeichnete sich, wenn sie nicht durch die Nachäffungssucht und Ueberladung der Zierbengel geschmacklos wurde, durch einen freien Faltenwurf, Lebhaftigkeit der Farben und Bequemlichkeit aus. Blos der Gürtel hielt die Kleider bei den Geschlechtern um die Mitte fest, im Uebrigen waren dieselben bequem und von schönem Schnitte.

Die vorzüglichsten Kleider neben dem Pfaid (Hemd), von dem es verschiedene Gattungen mit und ohne Aermel gab, waren: die Joppe, ein Ueberkleid mit Aermeln, beiden Geschlechtern gemeinsam, von einer besonderen Innung, den Joppnern, gefertigt; — der Rock, bei den Männern bis zur Wade, bei den Frauen bis auf die Erde reichend; — die Tabarde (Tappert), ein runder, langer Ueberwurf, von dem hinten ein langer Streif zur Erde fiel, bei beiden Geschlechtern und allen Ständen in Gebrauch; — die Kappe, verschieden von dem, was man heutzutage unter dieser Bezeichnung versteht, denn sie war ein weites, den Körper vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllendes Uebergewand mit einem kapuzenähnlichen Ansatze, besonders für Reisen geeignet und von Männern und von Frauen getragen; — die Hose, theils bis zum Knie, theils, nach alter Sitte, lang, nach der Form des Beines und der Wade geschnitten und über die Knöchel in die Schuh reichend (Beinkleider und Strümpfe nur ein einziges Stück ausmachend, heute Tricots).

Stiefel wurden nur von Reitern getragen, sonst trug man Schuhe, und hierbei that sich insbesondere der Modegeschmack kund, welcher bald Schnabelschuhe mit Spitzen, bis zu einer Elle lang, vorschrieb, bald wieder Bauschen und Schlitze vorne bei den Zehen. — Das Suckl war ein weibliches Kleidungsstück, ein langer Kragen (heutige Mantille); — der Seydl ein mantelartiger Ueberwurf, eine der allgemeinsten Trachten für Alt und Jung, Geistlich und Weltlich; ebenso allgemein war der Mantel, nach der Mode kürzer oder länger, welchen ehrbare Frauen auch im Sommer trugen.

Zur Kopfbedeckung des weiblichen Geschlechtes gehörte der Schleier, auf der Straße zur Verhüllung gebraucht; wenn derselbe nur bis zum Nacken herabreichte, hieß er das Trum (bedeutend kurzes Stück eines abgeschnittenen Gewirkes). Um den Schleier auf dem Kopfe hübsch zu legen, diente der Sturz, ein Gestell aus Draht, welches in seiner Form nach der Mode vielfach wechselte und mitunter ziemlich unnatürliche Gestaltung zu hohen Hörnern, weitab von den Ohren stehenden Flügeln u. dgl. annahm. Später wurde der „Sturz" selbst mit Goldborden überzogen, als Hauptschmuck getragen und verwandelte sich zuletzt in die auf dem Lande noch jetzt getragene reiche Haube. Andere Kopfbedeckungen beider Geschlechter waren der Hut, die Haube und die Gugl (Kogel, von ihrer kugelförmigen Gestalt, Art türkischer Kopfbund; von der Form stammt das beliebte Wiener Zuckergebäck: der Guglhupf).

Der Gürtel gehörte zum täglichen Gebrauche beider Geschlechter; man findet ihn bei Männern und Frauen mit Silber beschlagen, an ihm hingen die Geldtaschen, die Schwertmesser der Männer und die Rosenkränze der Frauen, ebenso Schlüssel, Scheeren und sonstiges Geräthe zum Handgebrauche. — Endlich gab es den Pelz. Derselbe erscheint sehr zeitlich bei den Bürgern in Gebrauch, und zwar theils als wirkliches Kleidungstück, theils nur zum Prunke bestimmt, wie denn Ehrenpelze und Pelze, deren Tragen mit gewissen Stadtämtern, z. B. Rathsherrenstellen, Würden der Lehranstalten 2c., verbunden war, vielfach erwähnt werden. Die Farbe der Kleidung war, bis auf wenige Ausnahmen, Jedermann freigestellt, nur Scharlach (aus dem türkischen Worte Iskerlet übertragen, denn diese Art Tuch ist morgenländischen Ursprungs) ohne Wechsel mit anderen Farben war als Hofkleidung vorbehalten, sowie Gelb im Wechsel mit Schwarz, welches als uraltes Vorrecht des deutschen Kaisers, auch die Familienfarbe des Habsburg-Lothring'schen Stammes bis auf unsere Tage geblieben ist. Die Stoffe waren zumeist einfache Leinen und Tuch, mit welchen die uralten Zünfte der „Leinwater" und „Tuchlaubener" handelten; doch erscheinen schon sehr zeitlich auch Seidenzeuge, und ebenso wird Damast, Brocat, Taffet, Sammt u. s. w. sehr zeitlich als Kleidungsstoff genannt.

Neidhard's Grab befindet sich (angeblich) in der Vorhalle nächst des sogenannten Singerthores des St. Stefansdomes; es ist eine Tumbe, aus Sandstein verfertigt, 2·5 Meter lang, 0·9 Meter breit und 0·8 Meter hoch; sie steht nur mit der rechten Lang- und der Fußseite frei, mit den beiden anderen Seiten ist sie an die Mauer und den Strebepfeiler gerückt. Sie war in ihren Wänden mit Reliefs geschmückt, wovon nur an der Fußseite wenige Reste von ganz unentzifferbaren Vorstellungen — es soll jene berüchtigte Schlägerei mit den Bauern sein — erhalten blieben. Die Deckplatte der Tumbe ist mit der lebensgroßen Gestalt eines Ritters geziert, dessen Haupt auf einem viereckigen Polster ruht. Die Figur ist in ein langes bis unter die Kniee reichendes, faltenreiches Gewand gehüllt und trägt darüber einen weiten Mantel, der auf der rechten Achsel mittelst einer Agraffe hinaufgezogen und zusammengehalten wird. Der Schwertriemen ist gürtelförmig um den Leib gelegt, die Scheide zum Theile noch erhalten, zum Theile wie auch die Spitzen der Füße abgeschlagen. Es ist zu vermuthen, daß die Füße der Figur auf

einem Thiere (Löwe, Hund, vielleicht auch Fuchs) gestützt waren, das gegenwärtige Bildhauerei-Fragment gestattet keine bestimmte Annahme. Auch die Hände und ein Stück der Vorderarme fehlen, doch kann man aus der Richtung der Stumpfen annehmen, daß die Figur in der nach abwärts gerichteten rechten Hand das blanke Schwert gesenkt hielt und mit der linken Hand, oder deren Arm der Mantel kragenförmig in die Höhe geschlagen ist, den an dieser Seite liegenden ziemlich kleinen viereckigen Schild ergriffen hatte. Die Schildfigur ist ein aufrechtstehender Fuchs. Ein über dem Monument angebrachter und mit einem Dache versehener Steinbaldachin hatte die Bestimmung, diesen Bau gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Dieser Unterbau bildet zwei kleine mit Kreuzgewölben überdeckte Joche; die Gewölberippen verbinden sich an den beiden an die Kirche angesetzten Seiten mit dem Mauerwerke derselben; auf den freien Seiten stützen sie sich nur auf eine an der Langseite aufgestellte Tragsäule, die vordere Eckrippe entbehrt der Stütze und ist in zierlicher Weise hängend verfertigt. (Bild Seite 352.)

Das Denkmal selbst giebt, mit Ausnahme des Wappenschildes mit dem Fuchse, keinerlei zweifellosen Bescheid über die Person, welcher dasselbe errichtet wurde, es entbehrt leider jeder Inschrift; indeß hat der Volksmund eine Persönlichkeit gefunden, deren Andenken in diesem Monument bewahrt werden soll, und zwar soll dies eben der vielbesprochene Otto Neidhard Fuchs sein. Allerdings erscheint es sonderbar, daß man einem lustigen Rathe ein solches Denkmal und an solcher Stelle gewidmet hätte, und es dürfte wohl eher die Ruhestätte eines Ritters bezeichnen, dessen Wappenfigur ebenfalls ein Fuchs gewesen. Jedenfalls erfolgte die Aufstellung des Monumentes erst nach Vollendung des Singerthores und der dortigen Mauer, also erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Es heißt ferner, daß die Figur im Jahre 1805 bei der französischen Invasion so barbarisch verstümmelt worden.

Kurze Zeit war seit dem verhängnißvollen Veilchenfeste vergangen, als Neidhard einen gewaltigen Mitbewerber um die Gunst des Herzogs Otto erhielt. Es war dies der Student der Theologie Wigand von Theben, in Ungarn geboren, der zu den fahrenden Schülern à la Trautmann gehörte, sich wahrscheinlich aus Noth auf das Spaßmachen verlegte, zu dem ihm die Natur vorzügliche Anlagen gegeben hatte, und der eine kärgliche Pfründe in dem Dorfe am Kahlenberge erhaschte, welche ihm nebst seinen witzigen Possen den berühmten Namen „der Pfaff von Kahlenberg“ verschaffte.

Es würde zu weit führen, sollten hier alle die ihm zugeschriebenen Stücklein erzählt werden, so charakteristisch solche auch für die damalige Zeitperiode sind, wir müssen uns daher begnügen, nur jene anzudeuten, welche Anlaß zu Häuserschilden in Wien gegeben haben. Da ist vor Allen jene Posse zu registriren, welche er seinem Kollegen Neidhard gespielt.

Wigand war eines Tages zur herzoglichen Tafel geladen und erschien mit zerrissenen Schuhen. Vom Herzoge zur Rede gestellt und seine Armuth als Entschuldigung anführend, gebot ihm der Herzog, sich neue Schuhe auf dessen Kosten machen zu lassen, worauf Wigand erklärte, es werde die Besohlung auch genügen. Auf die Zustimmung des Herzogs eilte Wigand sogleich zum Goldschmied und ließ sich silberne Sohlen mit silbernen Nägeln an die alten Schuhe heften. (Von diesem Schwanke erhielt ein Haus in der Kärntnerstraße die Benennung „Zur silbernen Schuhsohle“, welchen Schild es noch ein paar Jahrhunderte darnach trug.) Als er in diesem Aufzuge wieder bei der Tafel erschien und dem Herzoge die neuen Sohlen wies, wollte das Lachen kein Ende nehmen. Herzog Otto, sich darüber ärgernd, daß er sein Wort halten und die Sohlen bezahlen mußte, rächte sich dadurch, daß er Wigand's Teller durch seinen Wink stets leer erhielt. Als Letzterer beim Nachtische sah, daß vor jedem Gast ein bedeckter Teller stand, auf welchem,

der damaligen Sitte nach, ein reiches Geschenk lag, das der Herzog seinen Gästen anzubieten pflegte, schlich er sich mit dem leeren Teller in den herzoglichen Marstall und band das schönste Leibroß des Herzogs mit den Vorderfüßen darauf.

Als darauf der Herzog wirklich die Gäste bat, das, was auf dem Teller eines Jeden lag, als Geschenk anzunehmen, führte Wigand die Herren in den Marstall, um ihnen sein Geschenk zu zeigen; er erstaunte aber, statt des herrlichen Streitrosses einen jungen kleinen Esel auf den Teller gebunden zu sehen, welche Verwechslung Neidhard vollführt hatte, der ihm heimlich nachgeschlichen war. Bald darauf erhielt der Letztere ein Schreiben, worin ihm eine Frau schrieb, sie schicke ihm anbei eine Wiege mit seinem eben neugebornen Kinde. Als aber die Umhüllung weggezogen wurde, lag in der Wiege dasselbe junge Eselein, welches Neidhard auf Wigand's Teller gebunden hatte. Dies erregte größten Tumult und das Abenteuer wurde in der ganzen Stadt bekannt. Von der Begebenheit erhielt das Haus mit der heutigen Nummer 21 (alt 944) in der Kärntnerstraße den Schild „Zum Esel in der Wiege". (Es steht auf drei Baustellen, deren mittelste das Khlesl'sche Bäckerhaus, mit obiger Bezeichnung und dem Wandbilde versehen, einnahm, mag daher wohl im Volksmunde die Bezeichnung als Anspielung auf den Namen des Bäckers bekommen haben. Der älteste Sohn des Bäckers wurde Priester und nachmals der berühmte Cardinal Melchior Khlesl, von dem seinerzeit noch die Sprache sein wird. In diesem Hause starb ferner der Dichter Alois Blumauer.)

Auch der Herzog erkannte den Schalksstreich, und da er einsah, daß nicht der Esel, sondern sein schönstes Leibroß dem Pfarrer gehöre, meinte er, daß dasselbe für ihn nicht tauge, er wolle ihm daher ein Anderes geben und so viel Futter dazu, als sein Metzen halte. Wigand begab sich nun mit seinem Metzen, den er früher durchlöchert hatte, in die Futterkammer und füllte so unermüdlich auf den Wagen, bis ihm der Arm matt wurde. (Von dieser Begebenheit erhielt ein Wiener Hausschild die Bezeichnung „zum durchlöcherten Metzen".)

Ein Schalksstreich gab den Entstehungsgrund zu einem der berühmtesten Wahrzeichen von Wien. Ein Wiener Bürger und Hausbesitzer, der den Pfarrherrn haßte, wollte ihn bei seinen Beichtkindern in Mißcredit bringen und ließ von einem Maler ein Gemälde anfertigen, das einen gemästeten Wolf (Wigand) auf einer Kanzel und ringsherum eine Schaar Gänse, die zu ihm die Hälse emporstrecken (einfältige Bauernweiber), vorstellen sollte. Das Gemälde wurde in die Gemeinde gebracht und kam nach der Predigt zur Enthüllung auf dem freien Platze. Aber der Maler, ein Studiengenosse Wigand's, hatte mit demselben eine lustige Posse verabredet, und der im Vorgefühle des Triumphes schwelgende Hausbesitzer war nicht wenig entsetzt, als der Wolf, der den Gänsen predigt, sein eigenes wohlgetroffenes Antlitz zeigte. Wüthend riß der so jämmerlich Hintergangene das Bild an sich und verbarg es in seinem Hause, wo es einer seiner Urenkel fand, dasselbe auffrischen und (natürlich ohne das Porträt seines Ahnherrn) an dem Hause, welches nun sein Eigenthum und bereits neu aufgebaut worden (Wallnerstraße Nr. 17, alt 271), copiren ließ, wo es bis zur Demolirung des Gebäudes im Jahre 1860 als letztes Denkmal der wienerischen alten figuralischen Wahrzeichen, „Wandgemälde" genannt, noch zu sehen war (Bild Seite 353) und leider in den Schutt fiel. Von da an wurde derselbe Gegenstand im Kleinen als Steinbild an der nunmehrigen Neubaute angebracht.

Es ist immerhin möglich, daß die spaßhafte Geschichte mit dem Gemälde sich schon zu Wigand's Zeiten ereignete, gab es doch schon frühzeitig ein deutsches Sprichwort, welches lautete: „Wenn der Wolf die Gans beten lehrt, so gilt es ihren Kragen". Indeß hat auch jene Meinung Vieles für sich, welche annimmt, daß das Bild aus jenen Tagen stamme, wo in Wien der Protestantismus seine Anhänger zu finden begann und ein Katholik es für passend gefunden haben mochte,

eine Art Warnungstafel an seinem Hause anzubringen. Die k. k. Hofbibliothek in Wien besitzt eine Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, worin es von einer solchen Wolfspredigt heißt:

„Man spricht g'meinlich bei unsern Tagen:
Was will der Wolf den Gänsen sagen?
Der Wolf thut bei sich selbst gedenken:
Möcht' ich Euch die Häls' umrenken!
Denken die Gäns': Möcht's der Wolf schicken,
Er würd' uns allesammt verschlicken:
So kein Partei trägt sammen Gunst,
So ist die Predigt fast umsunst".

Tiefsten Sinnes voll ist jenes Stücklein, als Wigand, auf dem Gipfel des Kahlenberges stehend, in Gegenwart des Herzogs Otto einen Sack voll Todtenköpfe ausschüttete, und als diese, wie natürlich, nach verschiedener Art und Weise den Berg hinunter kollerten, dem Landesfürsten bedeutsam lächelnd zurief: „Hier habt Ihr den Beweis: Viele Köpfe, viele Sinne!“ welches Sprichwort sich bis heutigen Tages bei uns erhalten hat.

Wigand von Theben überlebte seinen fröhlichen Herrn um acht Jahre. Man rühmt ihm nach, ein väterlicher Freund seiner Pfarreinwohner gewesen zu sein, für deren Waisenkinder und stark verwilderte Jugend er in Zucht und Ordnung sorgte. Auch war er ein guter Prediger; weit und breit strömte Alles herbei, um ihn zu hören, so daß er zwei Knechte halten mußte, um die durstig gewordenen Zuhörer nach der Predigt mit Wein zu versorgen, da jene Gegend damals noch kein Wirthshaus hatte. Er starb auf der Pfarrei zu Neuberg in Steiermark (dem letzten Aufenthalte Otto's) im Jahre 1348 und wurde zu Prigglitz bei Sebenstein (V. O. W. W., Decanat Neukirchen) begraben. Nach der Meinung Anderer starb Wigand in Wien, und zwar in dem von den Herzogen Albrecht und Otto im Jahre 1331 der Karthause Neuberg geschenkten Hause, welches als des Klosters Eigenthum die Benennung „Neubergerhof“ erhielt (Grünangergasse Nr. 1, als 883).

Albrecht's des Zweiten weise Schöpfungen.

Albrecht II. war nunmehr allein als Herrscher übrig, aber dasselbe Jahr, welches ihm den Bruder raubte, schenkte ihm den Sohn und Thronerben — Rudolf IV., welcher am 1. November 1339 geboren wurde. Eine recht liebliche Sage weiß diesen absonderlichen Umstand zu benützen, indem sie Folgendes erzählt. Dem Geheimschreiber des Herzogs Otto, zugleich Beichtvater, Pater Nikolaus (nachmalig Pfarrer zu Baden im Aargau), träumte eines Tages, als derselbe unter dem kühlen Schatten eines Baumes sein Nachmittagsschläfchen hielt, er sähe sechs Bäume, alle hochaufgeschossen und von üppigem Wuchse, bis auf einen, der matt und kränklich die gelben Blätter zu Boden senkte. Zwei Engel erschienen nun mit glänzenden Gewändern und blitzenden Schwertern, welche nacheinander die Bäume umhieben. Als sie zum letzten schwachen Baume kamen und der Engel schon das Schwert gegen den verkrümmten Stamm erhob, besannen sie sich und hielten Rath. „Laßt uns doch sehen“, sagten sie, „was er für Früchte tragen wird!“ Sie verschwanden. Der Geheimschreiber aber erwachte und erkannte im Gebete die Deutung auf den Tod von fünfen der herzoglichen Brüder, während der Letzte, schwachleibige,

sie Alle überleben und seinen Söhnen die Regierung vererben sollte, wie es auch thatsächlich geschah.

Herzog Albrecht II. führte, seiner körperlichen Gebrechen ungeachtet, den Herrscherstab als ganzer Mann und wurde den Wienern zum wahren Vater, wie aus vielen der nachstehend geschilderten Vorfallenheiten während der Dauer seiner Regierung zu ersehen ist, die wir chronologisch vorführen müssen.

Am 5. März 1324 regelte der Herzog das Wasserrecht oder die Abgabe von den Schiffen nach ihrer Größe; am 24. August 1331 erließ er die Fleischhauer-Ordnung. Die Fleischer vom Lande dürfen dreimal der Woche in der Stadt selbst am Alten Fleischmarkt und in den übrigen Tagen vor der Stadt am Heubühel ihre Waaren verkaufen. Kein Wiener Fleischer soll das vom Land Eingebrachte, auch Fische, in ganzen Wagenladungen kaufen, außer er führt es wieder aus der Stadt. Da diese Zunft zu Gewaltthätigkeiten mehr geneigt war als irgend eine andere, wurde am 7. December 1350 ein neuer Brief erlassen, worin alle heimlichen Zusammenkünfte verboten, die Marktangelegenheiten geregelt, willkürlicher Entlassung der Knechte vorgebeugt und die Zunft im Ganzen für jede von Einzelnen begangene Umgebühr verantwortlich gemacht wurde. Zur Belebung des Handels, der insbesondere seit der mit Baiern eingegangenen engeren Verbindung von dorther erblühte, erhielten die Münchener Kaufleute im Jahre 1332 gleiche Rechte wie jene, deren sich die Regensburger seit der Babenberger-Zeit erfreuten; dagegen wurde den Wiener Kaufleuten freies Geleite durch Tirol zu Theil. Eine besondere Wohlthat für die durch den Heuschreckenschaden hart Mitgenommenen war der im Jahre 1338 bewilligte Erlaß aller Steuern für ein ganzes Jahr.

Im Jahre 1339 verlieh der Herzog den Wienern das älteste „Taffernrecht", d. h. eine Befugniß zum Weinhandel, nach welchem die Stadt unter eigener Regie fremde Weine aller Gattung, italienische und ungarische, die man damals „Osterweine" nannte, nicht nur ausschenken, sondern auch über die Gasse verkaufen durfte. Würden aber Bürger Aehnliches wagen, so sollte man den Wein ausrinnen lassen oder zum Besten des Bürgerspitals in Beschlag nehmen. Die erste Stadt-Taberne (das Wort kommt aus dem Lateinischen und bedeutet ein öffentliches Wirthshaus, eine Schenke) mit zwei Trinkstuben bestand in der Wollzeile im Hause mit der heutigen Nummer 17 (alt 778), welche noch 1798 im Grundbuche als „alte Tafferne" vorkommt. In derselben übte der Stadrath die Befugniß, süßen Wein aller Gattung, Kräuterwein, Rayfal, Malvasier, Muskateller, Osterwein u. A. auszuschenken, bis zum Jahre 1571 aus, in welchem er auf das Tabern-Recht verzichtete und dafür begann, Befugnisse zum „Schänken von Süß- und Kräutelwein vom Zapfen" zu ertheilen. Im Jahre 1346 geschieht bereits der Bezeichnung „Gasthaus" Erwähnung. Bei einem Zehentverkauf des Hanns der Mer und Stefan von Parssenbrunn an Chadolt von Eckartsau verbinden sich die Verkäufer dem Käufer zu einer Obliegenheit, wobei es heißt, „thäten sie das nicht, so soll ihrer jeglicher einen ehrbaren, rittersmäßigen Knecht selbander mit zweien Pferden zu Wien in ein ehrbares Gasthaus inlegen, wo ihnen der vorgenannt Herr von Eckartsau sie zeiget, und sollen die da inneliegen und leisten, als Inneliegens und Leistens Recht ist ꝛc."

War aber auch Oesterreich als Weinland naturgemäß zunächst auf den Genuß des Rebensaftes angewiesen, finden wir dennoch schon ziemlich früh den Genuß des Bieres (von dem alten bere, Gerste, stammend) eingeführt. Bereits Anfangs des 14. Jahrhunderts gab vom linken Heidenthurme der Stefanskirche eine Glocke täglich zu gewisser Stunde des Spätabends ein Zeichen, daß von da an Niemand mehr ohne Licht durch die Gassen gehen durfte, und diese Glocke wurde im Stadtrechte des Jahres 1340 als „Bierglocke" bezeichnet, da sie das Zeichen zum Schließen der Bierschenken gab.

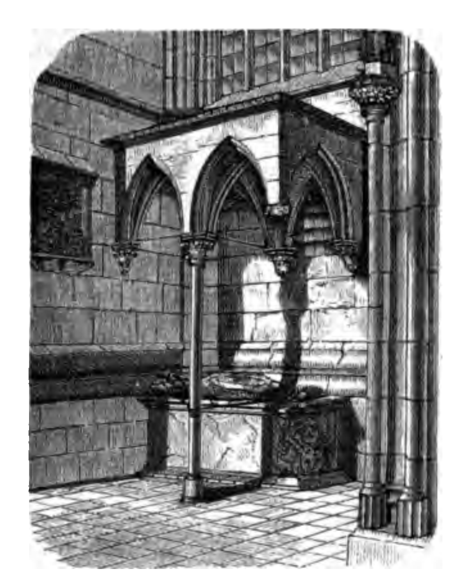
Das Jahr 1338 hatte einen betrübenden Todesfall gebracht; es starb am 10. November Gottfried, der würdige Prior der Karthause Mauerbach, der erste und zugleich tüchtigste Vorsteher der Stiftung des Herzogs Friedrich, zu dessen treuesten Anhängern er gehörte. Er war einer der Männer, welche in jeder Lage des Lebens die Verhältnisse klar zu durchschauen und demgemäß zu handeln verstehen. An seiner Seite war als ebenbürtiger Vicar der Karthäuser Konrad gestanden, gebürtig aus Hainburg an der Donau, welcher 1343 Prior in Seitz, 1350 bis 1360 Prior in Gaming geworden und am 17. August 1360 starb. Er zählte zu den besten Liederdichtern des Mittelalters, und seine religiösen, in lateinischer Sprache verfaßten Lieder geben Zeugniß von der wissenschaftlichen Thätigkeit in Mauerbach unter dem Prior Gottfried. Er war ein Dichter voll religiöser Begeisterung, kundig der lateinischen Sprache in der Ausdrucksweise eines Boethius und der Metrumsgewandtheit eines Ovid. Auf Befehl Kaisers Karl IV. und auf Betrieb des Erzbischofs Arnost (Ernst von Pardubitz) von Prag verfaßte er das unter dem Titel „Laus Mariae“ (Lob Mariens) wohlbekannte und durch Jahrhunderte als Lieblingsbuch des Klerus geltende Werk, welches die k. k. Hofbibliothek in Wien bewahrt.

Im Jahre 1340 übersiedelte Herzog Friedrich II., der Sohn Otto des Fröhlichen, nach Wien und in die Burg zu seinem Oheime und Vormunde, bei welchem er neben seinem Bruder Leopold II. an dem Gymnasium (der nachmaligen Universität) seiner weiteren Ausbildung leben sollte und wie der Chronist bemerkt, „durch Wort und That sich dem Adel des Landes gleichzustellen trachtete“. Er war vordem von seinem Vater in die Vorlande geschickt worden, um an den Kämpfen gegen die Schweiz theilzunehmen, da aber diese von keinem glücklichen Erfolge gekrönt waren, kehrte er heim. Die beiden hoffnungsvollen Jünglinge wurden aber schon im Jahre 1344 kurz nacheinander vom Tode dahingerafft und in Neuberg begraben. Eine alte Chronik läßt im Jahre 1340 den weltberühmten Schalk Tyll Eulenspiegel, jenen Abenteuerer, der in aller Herren Länder herumzog und da seine Schwänke und Possen trieb, von Prag kommend, sich einige Wochen in Wien aufhalten und da einige seiner Schalksstreiche verüben. Ein hübsches Andenken an diese Sage bildet das auf der Wieden, Theresianumgasse, Ecke der Sofiengasse, vom Bildhauer Schönthaler gebaute Wohnhaus, welches, gehalten in einem geschmackvollen Style, mit einem Erker versehen ist, der von Tyll Eulenspiegel, im mittelalterlichen Kostüme, die Schellenkappe auf dem Kopfe, getragen wird.

Am 23. Juli 1340 gab Herzog Albrecht II. den Wienern auf die Bitte des Bürgermeisters Konrad der Wildwerker (Kürschner, einer der reichsten Erbbürger von Wien, der nicht nur Häuser, Höfe und Gewandkeller in der Stadt, sondern auch Wein- und Baumgärten in der Umgebung, dann mehrere Lehen besaß) und der Gemeinde seine große Handfeste, welche nicht nur die früheren Privilegien erneuerte, sondern auch neue, sehr wichtige Satzungen enthält. Des Bürgers Haus ist seine Burg; er hat volle hausväterliche Gewalt über Familie und Gesinde und der Richter darf in dieselbe nicht eingreifen. Vergehen wider die Sitte werden noch härter gestraft, als dies im Leopoldinischen Privilegium festgestellt ist. Die Grenze der „Vogtbarkeit“ (Vormundschaft) ist für Jünglinge das achtzehnte Jahr, den Mädchen bleibt ihr Recht bis zur Verheiratung, zum klösterlichen Gelübde, oder zum fünfzigsten Jahre vorbehalten. Das alte Stappelrecht Wiens wird gewahrt; kein Regensburger, Passauer, Schwabe, oder wo er immer her sei, darf mit seinem Kaufschatz nach Ungarn ziehen. Die Grenzen des Pfandrechts sind genau bestimmt; leichtsinnige Verschwendung und Verweigerung von Zahlungen sind mit Einkerkerung im Kärntnerthurme zu bestrafen — erster Schuldenarrest. Besondere Vereine der Handwerker werden verboten, nur die althergebrachten

Innungen der Laubenherren (Tuchmacher) und der Hausgenossen (Münzer) dürfen auch ferner bestehen.

Auf Uebertretungsfälle beim Verkaufe von Lebensmitteln sind Geldstrafen gesetzt; die Bäcker jedoch, wenn sie beim Verkaufe zu leichten Brotes betreten werden, sollen „nach altem Herkommen geschupft" werden. Es muß zur näheren Erklärung hier beigefügt werden, daß das sogenannte Bäckerschupfen, ein den Geist und den Gerichtszustand der Vorzeit vollkommen kennzeichnendes Verfahren, damals beinahe in ganz Europa üblich war. Die Strafe wurde mit einer Maschine vollzogen, welche die Gestalt eines Korbes hatte, der an dem Ende eines in Form einer einfachen Schaukel angebrachten langen Balkens hing. Derjenige, welcher etwas verschuldet hatte, wurde hineingesetzt und dergestalt in die Donau getaucht. (Bild Seite 361.) Meistens geschah dies in der Roßau, aber auch in der inneren Stadt, am Graben und am Neuen Markte, als den damals zum Brotverkaufe bestimmten Plätzen, wurde das „Schupfen", und zwar hier mittelst Eintauchen in Unrath, vorgenommen. Im 17. Jahrhundert bestanden solche „Schupfen" auch am rothen Thurme und vor dem Fischerthore; im Jahre 1773 aber, unter der Regierung des erleuchteten Kaisers Josef II., wurde diese Strafe zum letzten Male in der Roßau angewendet. Ueberhaupt wird in der Handfeste auf möglichsten Vorrath für den Markt und dadurch erzielte Wohlfeilheit gesehen. Fleischer und Bäcker dürfen keinem Fremden, wenn er die Gebühr giebt, die Aufnahme in die Zeche verweigern, ebenso soll der Rath strafen und selbst Preise setzen, wenn die Futterhändler den Hafer zu hoch setzen und die Schneider übertheuern oder complottiren. Wird bei Wein, Meth und Bier nicht strenges Maß gehalten, so soll das Getränk zum Besten des Bürgerspitals confiscirt werden. Fremde Weine einzuführen, ist verboten, doch mögen ehrbare Leute bis zu vier Eimern im Hause einlagern, um sie zu trinken und zu verehren, nicht aber zu verkaufen. Es dürfte bei dieser Gelegenheit von Interesse sein, die Abbildung eines Goldguldens aus den Tagen Albrecht's des Weisen zu bringen. Die Vorderseite enthält eine hübsch ausgeführte heraldische Lilie mit der Unterschrift: Dux Albertus, der Revers den heiligen Johannes, als bärtigen Mann mit einem Mantel dargestellt und die Unterschrift S. Johannes, woran sich der österreichische Bindenschild reiht. (Bild Seite 368.) — Ein gar eigenthümliches Gebot jedoch traf die Fischer, über welche vorerst Einiges gemeldet werden muß.



Neidhard's Grabmal. (Seite 346.)

Die „Zeche" (Innung) der Donau-Fischer ist sehr alt; sie wurde, je nach den Werkzeugen, deren sich ihre Genossen zur Ausübung ihres Gewerbes bedienten, in verschiedene Abarten getheilt. Da waren z. B. die Segner, so genannt, weil sie sich vorzugsweise zur Winterszeit mit ihrem Gewerbe beschäftigten; es wurde nämlich ein Durchschlag der Eisdecke „Segengrund" genannt. Es hieß daher auch damals eine Oertlichkeit an der Roßauerlände in der Nähe der Fischergasse, „unter den Segnern". — Eine zweite Art waren die Reuscher, deren Name von den

„Reuschen“ (aus Ruthen geflochtenen Fischbehältern) herstammt. — Die Leiner, auch Grundgarner, erhielten diese Bezeichnung von der Leine, mit welcher sie ihre Netze an den Kähnen festhielten. Auch die Scherrer hatten den Namen von der kleinen gespaltenen Leine, die sie verwendeten. — Die Streitperler oder Strutter nannten sich nach dem „Stritper“ oder „Strutper“ (Strich- oder Streichbär), einem sackförmigen, an einer Stange befestigten Netze. Deren Name ging als „Strotter“ (also Herumstreicher, von woher auch die Bezeichnung kommt) auf die müßige Jünglingswelt Wiens über, während sie im eigentlichen Sinne von den Individuen, die nach Abfällen suchen, gebraucht wird.

Die Marktordnung jener Tage für die Fischer lautete folgender Art: „Bürger und Gäste, die Fische hingeben wollen, sollen nindert feil haben, denn an



Wandgemälde: Der Wolf, den Gänsen predigend. (Seite 348.)

dem Hohen Markt. — Die Gäste, die lebendige Fische herbringen und verkaufen wollen, sollen ihren Stand haben hinten an der Fischmauer mit dem Rücken zwischen den Thürlei, die an den Hohen Markt gehen. — Item, die Bürger, die Schubfische feil haben, sollen ihren Rücken kehren gegen den Wendtkremmen (Gewandhändlerstände am Hohen Markt) und ihre Fische vor sich haben bis hinauf, wo man Wachs feil hat, also daß ein guter geräumer Weg zwischen beider Theile Tischen frei sei. — Seefische soll man nur am Hof feil haben.“ — So bestand denn der älteste Fischmarkt auf dem Hohen Markt, wo noch bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts, der Stadtschranne gegenüber, der „Fischbrunnen“ und ein nach ihm genanntes Haus stand. Auch der „Fischhof“ mit dem Hause zu den „drei Fischeln“ erinnern noch heute daran, sowie das Haus „zum rothen Krebs“ und die „Krebsgasse“ an den Krebsenmarkt an dieser Stelle. Aber auch am Donaustrande, gewöhnlich im Schatten mehrerer Linden, wurde der Fischmarkt abgehalten, und als später die

Bevölkerung zunahm und der Hohe Markt anderen Zwecken dienen mußte, wurde er außer das Werder-, später Neuthor versetzt, und man nannte den dortigen Complex von Häuschen die Fischervorstadt oder das Fischerdörfel. Nicht minder erinnert an die alten Fischer die sogenannte Fischerstiege, welche von den Fischhändlern erbaut wurde, und wo die Fischer und Schiffleute die Bewohner Wiens mit allen nöthigen Lebensmitteln versorgten. Der Ausdruck ist der Gegend noch immer erhalten, wie auch auf dem dort befindlichen Hause Nr. 3 (alt 369) haftend, auf dem sich ein uraltes, im Jahre 1839 aufgefrischtes Wandgemälde befindet, welches eine brückenartige Stiege und die Bibelstelle vom Fischzuge Petri vorstellt, mit der Unterschrift:

„Dieses Haus steht in Gottes Hand.
Zur Fischerstiege wird es genannt."

Es ist dieses Haus eines der ältesten von Wien, und ein Blick in sein Inneres versetzt uns mit seinen architektonischen Mißgestalten und engen Räumen in die mittelalterlichen Jahrhunderte. Schon in den ersten Zeiten der Ansiedlungen unterhielten übrigens im Donauthale die Fischhändler zahlreiche kleine Schiffe mit „Fischtrüherln" (Fischbehältern, Truhen aus Holz), zu deren Ehren das zwischen dem Dianabade und dem Hause „zum scharfen Eck" gelegene Gasthaus den Namen „zum Fischtrühel" (obere Donaustraße Nr. 79, alt 10) erhielt.

Da die Fischer nicht nur ein sehr lustiges, leichtlebiges Völkchen waren, sondern auch allerlei Unfug und Uebervortheilungen inne hatten, verbot ihnen Herzog Albrecht II. in seiner gegebenen Fischerordnung, „weder Sommer- noch Winterszeit Mäntel, Hüte und Gugeln (Kopfbedeckung) zu tragen"; wohlweislich aus dem Grunde, damit sie, in Sonne, Wind und Regen barhaupt stehend, ihre Kunden eiliger und billiger bedienten. In Beziehung auf dieses Gesetz hat sich in Wien ein figuralisches Andenken erhalten, welches noch heute zu schauen ist, und zwar der sogenannte „Winter" auf dem Hause Nr. 3 (alt 552) der Landskrongasse, Ecke der Tuchlauben Nr. 26. Diese recht hübsch gemachte Figur stellt einen mit Winterkleidern (Mantel, Guglmütze, Kapuze und hohen Stiefeln) angethanen Bauer vor, der, sich wärmend, über einem in einem Topfe brennenden Feuer steht. Das Haus hat von diesem Sinnbilde den Namen „Winterhaus" erhalten, den es noch heute führt; das altrenommirte Bierhaus daselbst heißt das „Winter-Bierhaus". Dieses alte Wahrzeichen Wiens zu deuten, wurden die verschiedensten Auslegungen erfunden, von denen wohl die lächerlichste ist, daß die Figur den König Mathias Corvin vorstelle. Es soll derselbe bei der von ihm durchgeführten Belagerung Wiens während einer Waffenruhe es gewagt haben, in der Verkleidung eines Wagnergesellen in die Stadt zu kommen, um sich mit den Häuptern der ihm anhänglichen Partei zu besprechen; als Ort dieser Zusammenkunft wird das obenerwähnte Bierhaus genannt. Aus den, angeblich ungarischen Knöpfen des Rockes will man die Erklärung schöpfen, daß die Figur zum Angedenken an Corvin's heimliche Anwesenheit in Wien an dem Hause angebracht worden sei. Es ist dies absolut unrichtig; die Figur des sich wärmenden Bauers ist zweifelsohne ein Spottbild, errichtet von den übrigen Marktleuten, welche nicht, wie die Fischer, die hier zunächst ihre Verkaufsstände hatten, trotz der winterlichen Kälte auf obrigkeitlichen Befehl ohne Mantel und Kopfbedeckung, sondern gut eingehüllt, ihre Waare feilbieten durften. (Bild Seite 369.)

Nach altdeutscher Sitte hatte in früheren Zeiten jeder wichtige Artikel des Handels und Wandels seinen eigenen Marktplatz, und es wohnten auch die Leute einerlei Geschäftes meistens in demselben Gäßchen oder wenigstens sehr nahe dem Orte, der den Namen ihres Handwerkes trug. Und so wohnten denn die Fischer damals am „oberen Werd" (Roßau) in dem eigens nach ihnen benannten „Fischerdörfchen". Ihre Verkaufsplätze am kiesigen Gestade der Donau wurden der

„obere Gries“ (Kreis, nach der Flußkrümmung in das Land) genannt; ein solcher Standplatz war auch die „Seegasse“, d. i. die im schiefen Winkel zur Pramergasse führende Strecke, welche von einem in unmittelbarer Nähe gelegenen Teiche, der sogenannten „Fischlacke“, ihren Namen herleitet. Die Benützung der Fischlacken oder Teiche gehörte dem Bürgermeister, von dem rinnenden Wasser der Donau jedoch der Gemeinde. In alten Urkunden wird der bewässerte Stadtgraben noch viel später die „Lacke unter den Fischern“ genannt, ebenso der „Teich vor Schottenthor“. Dieser letztere wurde später in die Als geleitet. Auch das „Seehaus“ (heute Seegasse Nr. 17) schreibt seinen Namen von der Fischgasse her.

Aus dem „Vischtaiding“ (Fischerrecht), welches das Stift Klosterneuburg im Jahre 1399 gab, erhellt, daß die „Vischwaid“ (Fischwasser) auf der Donau zwischen Höflein und Erdberg schon seit den Tagen des frommen Markgrafen Leopold IV. ein ausschließliches Vorrecht des Propstes von Klosterneuburg gewesen, der jährlich einen „Fischmeister“ bestellte, dem die Fischer in gewerblicher Beziehung zu gehorchen hatten. Dieser Meister konnte sich überdies aus den Fischern zu Höflein, Klosterneuburg, Korneuburg, Nußdorf und Wien Beistände nach Gefallen „zur Handhabung der altherkömmlichen Ordnung“ auswählen, mit denen er außerdem „Vischtaiding“ (der am Sonntage nach dem St. Petrustage, 29. Juni, abgehaltenen Gerichtssession) zu Recht erkannte. Dem Propste und Convente stand es frei, auf der Donau, ober- und unterhalb des Klosters einen „Erich“ (hölzernes Gerinne) zu schlagen, auch dem Fischmeister war es gestattet, ein solches und einen „Segengrund“ (Durchschlag der Eisdecke) auf der Fischweide des Klosters inne zu haben. Jeder Segner, Reuscher und Leiner hatte dem Propste jährlich 10 Pfennige. jeder Scheerer und Streitperler 5 Pfennige zu steuern. Verpönt waren die Angler und „Taupler“ (Fischer mit dem Senknetz); angeln durften nur die Erbfischer.

Am 23. August des Jahres 1340 erhielt die Zunft der Schneider einen Zechbrief, in welchem acht Zechmeister zur Handhabung der Zunftordnung eingesetzt werden. Darin wurden die Feiertage festgestellt, an welchen nicht gearbeitet werden durfte; verläßt aber ein Geselle seinen Meister außer diesen Zeiten, so darf er von keinem andern wieder aufgenommen werden. Den unbefugten Arbeitern (heute Sitzgesellen genannt) wurde Einhalt gethan, dagegen sollten sich die Schneider zu Tuchmachern und Bürgern ordentlich verhalten. Neue Wämser sollten nur von Befugten (deren Standplatz auf dem Platze, genannt „Hof“, war) feilgeboten werden, mit alten aber konnte handeln, wer immer wollte. Starb ein Genosse des Handwerkes, so war die ganze Zunft verpflichtet, die Leiche zu begleiten, und jeder Mitgehende mußte als Leidträger mit einem Trauerzeichen versehen sein. — Auch bestand schon damals die Herberge der Schneider, und zwar in der Wildwerker- (Wipplinger-) Straße, an derselben Stelle, wo sie sich heute noch befindet, im Hause Nr. 13 (alt 347, Ecke der Füttterergasse, in welche Seitengasse beim letzten Umbaue in den Dreißiger-Jahren der Eingang verlegt wurde).

Im Jahre 1346 fand sich auch wieder König Johann von Böhmen ein, bereits blind, und da ereignete sich in der Wiener Burg der traurig-lustige Zufall, daß der blinde Böhmenkönig die Thüre nicht finden, der lahme Herzog aber nicht aufstehen und sie ihm zeigen konnte, worauf beide Fürsten, über ihre Hilflosigkeit lachend, erst Hilfe aus dem Vorzimmer herbeischreien mußten. Mitte Januar 1347 traten zu einer vertraulichen Besprechung mit Herzog Albrecht Kaiser Ludwig IV. der Baier, Markgraf Karl von Mähren (später Karl IV.) und König Ludwig von Ungarn in Wien zusammen. Der Letztere wohnte jedoch nicht in der Burg, sondern in dem Augustinergebäude vor dem Werderthore (Roßau). Auch der Pfarrhof von St. Stefan beherbergte gleichzeitig einen ausgezeichneten Gast, nämlich den Kardinal Guido von Auvergne, Nuntius bei Karl IV. und Ludwig von Ungarn, der als päpstlicher Legat nach Ungarn und Böhmen gesandt worden und

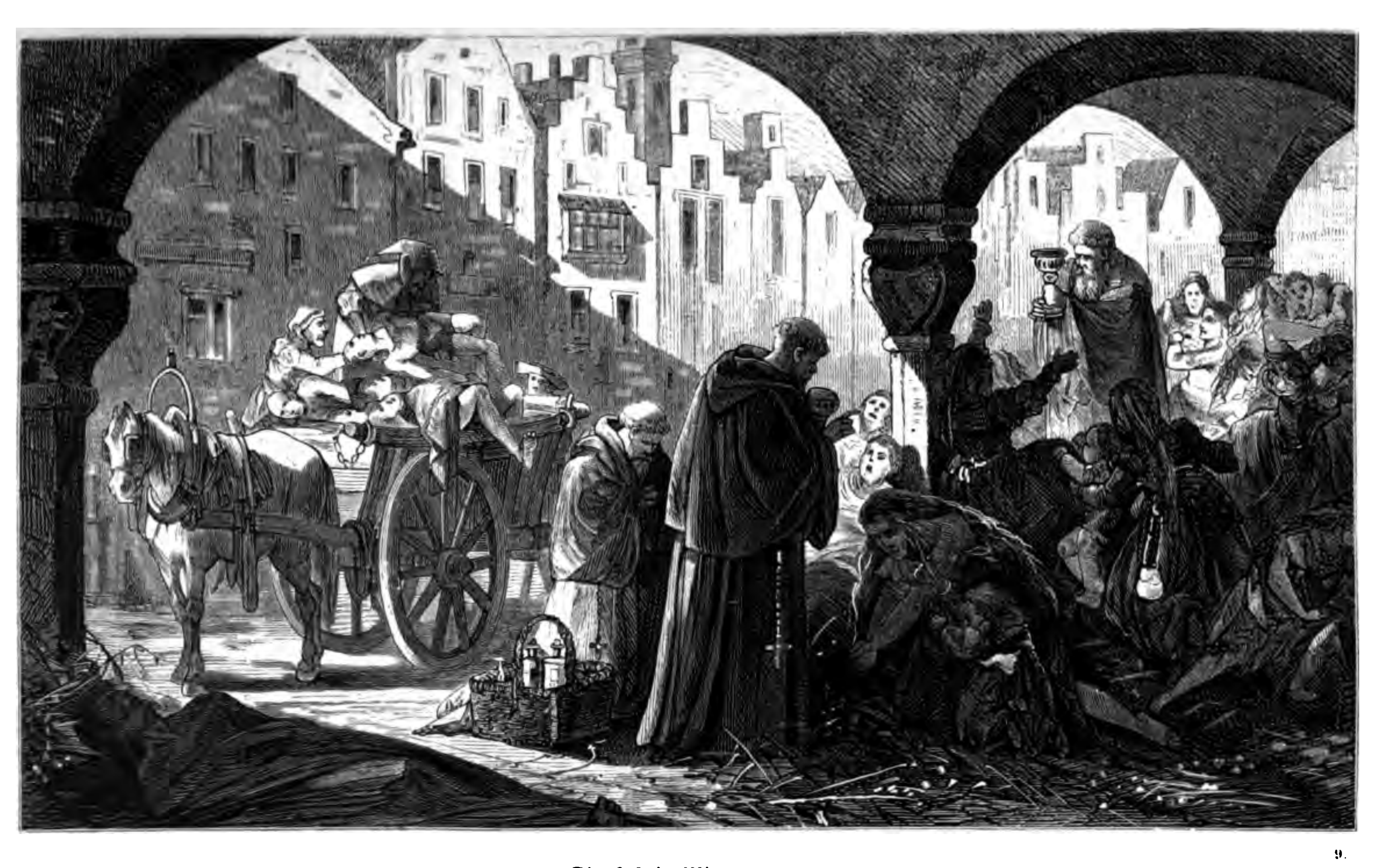
die beiden Herrscher nach Wien begleitet hatte. Im nächsten Jahre, am 5. Juni 1348, empfing zu Seefeld an der mährischen Grenze, in der Burg der Kuenringe, Herzog Albrecht II. mit seinem neunjährigen Sohne Rudolf IV. die österreichischen Lehen aus der Hand des neuerwählten römischen Königs Karl IV.; wenige Tage vorher hatte Albrecht Wien verlassen und war mit seiner Gemalin und seinen Söhnen Rudolf und Friedrich nach Brünn zum Könige Karl gezogen und mit diesem zur Belehnung auf österreichischem Boden, wie das der alte Freiheitsbrief verlangte.

Etwa im August desselben Jahres kehrte Herzog Albrecht heim, früh genug, um all' die Schrecken der herannahenden Seuche, welche „der schwarze Tod" genannt wurde, in der Nähe der so schwer heimgesuchten Stadt Wien zu erleben. Diesen Begebenheiten müssen wir jedoch einen eigenen Abschnitt widmen.

Der „schwarze Tod" in Wien.

Deutschland erbebte in seinen Gründen; die Erdstöße fingen um das Jahr 1346 in den Alpen an und dauerten bis 1349; die Thürme stürzten zusammen und auf dem erhitzten Boden blühten um Weihnachten die Bäume; Regen und Kälte verdarben drei Jahre hindurch die Ernten und giftig war die Nahrung für Menschen und Vieh. Schon im Jahre 1345 war die Getreidetheuerung so groß, daß viele Leute (die Chronik nennt sie achtbar, homines honesti), um ihr Leben zu fristen, Leibeigene wurden; sie stieg noch vor dem Erdbeben und hatte Seuchen zur Folge.

Von allen diesen Seuchen aber war diejenige, welche die Benennung der „schwarze Tod" erhielt, die schrecklichste. Obwohl nachher als orientalische Beulenpest erklärt, läßt sie sich doch eher mit der später auftretenden Cholera vergleichen und mag wohl mit ihr gleicher Natur gewesen sein. Sie kam von dort, woher später die Cholera kam, von Indien, binnen Jahresfrist durch Asien nach Rußland und an's Mittelmeer, über welches die Epidemie zu Schiffe nach Sicilien und Italien gebracht wurde, wo sie dann an der Küste hinaufzog. Sie überstieg dann zu gleicher Zeit die Alpen und die Pyrenäen und verbreitete sich über Deutschland und Oesterreich, über Spanien, Frankreich, England u. s. w. Ueberall fand sie die Völker in großer Aufregung. In Deutschland stritten zwei Könige um die Krone (Karl IV. und Graf Günther von Schwarzburg); vor den Ungarn floh die Königin Johanna von Neapel, Staatsmänner von erstem Range begeisterten sich und Andere in Italien für seine Freiheit, wie Petrarca und Machiavelli thaten, und Rom selbst war durch die Aussicht einer neuen Weltherrschaft verwirrt; in Spanien arbeitete sich die königliche Gewalt aus der Volksgewalt eben wieder empor, und in den Niederlanden war Meuterei, während Franzosen und Engländer seit der Blutarbeit von Crecy (1346, in welcher der blinde König Johann von Böhmen getödtet worden) Ruhe unter sich, aber nicht in sich hatten. Und da übte denn der „schwarze Tod" seine fürchterliche Gewalt über Menschen, die theils von schlechter und spärlicher Nahrung matt und kränklich, theils leidenschaftlich bewegt, theils in den größten Massen in hochbefestigten, engen und schmutzigen Städten zusammengedrängt waren. Der „schwarze Tod" ging schnell, und weder von Gebirgen, noch Wäldern und gesperrten Städten und Lagern aufgehalten, durch die Länder und folgte augenscheinlich dem Laufe der Gewässer abwärts und aufwärts, oder dem Luftzuge, den die Strömung veranlaßte, und dem



Die Pest in Wien, 1348.

9.

Winde, der ihn zurücktrieb. Er fußte dort am ersten und mähte am meisten nieder, wo er große Menschenmassen traf.

Was Wien anbelangt, so berichtet eine gleichzeitige Chronik Folgendes darüber: „Da wurde das Sterben in allem Oesterreich gar groß, doch besonders zu Wien, also daß man alle Leut', arm und reich, mußte legen in den Gottesacker zu St. Coloman. Und starben so viel Leut', an einem Tag zwölfhundert Leichen, die gelegt wurden in den Gottesacker; und waren daselbst sechs Gruben gegraben bis auf das Wasser, und man legte in die eine Grube vierzehntausend Leichen, ohne die, die heimlich begraben wurden in den Klöstern und in den anderen Kirchen". (Als bei der jüngsten Stadterweiterung die Grundfesten zum Opernhause, Heinrichshof und den Häusern der Ringstraße gegen die Burg zu ausgehoben wurden, grub man viele Wagenladungen von Menschengebeinen, Ueberreste der Pest-Opfer, aus und überführte sie auf die nunmehrigen Friedhöfe.)

„Der Herzog floh aus der Stadt gegen Purkersdorf und verbot, daß man Niemand durfte legen auf die Freithöf überall in der Stadt." (Es war dies eine äußerst weise Verfügung Albrecht's, denn durch das Begraben zahlreicher Leichen auf den engen, rings von Wohnhäusern umgebenen Friedhöfen der Stadt wäre die Seuche auf Jahre hinaus förmlich eingebürgert worden. Bei der 1387 wiederkehrenden Pest versäumte des Herzogs zweiter Nachfolger, Albrecht III., diese Maßregel, und es ist wohl das Einscharren großer Leichenmassen auf den Friedhöfen inner der Stadtmauern die Ursache, daß die Seuchen später häufiger auftraten.)

„Und auch viel Leut' flohen aus der Stadt, deren viele auf dem Lande starben. Und auch zeigte sich die Sterblichkeit an den Leuten also: An welchen Leuten sich rothe Sprinkel (Flecken) oder schwarze erhoben, die starben alle an dem dritten Tag, und auch entsprangen den Leuten Drüsen unter den Achseln, die sturben nahe alle an dem dritten Tag. Es war auch der Jammer so groß, daß die Leute barfuß kirchfahrten (wallfahren) gingen und thäten große Gebet. Das half Alles nichts. Auch war manches Haus dort zu Wien, wo siebzig Menschen aussturben und mehr, also daß manches Haus öd stund, daß die Leute alle todt daraus waren. Und wie viel Gut und Erbe ward so erblos, daß Niemand war, der sich sein unterwand (d. h. es in Besitz nahm); die Leute sprachen, sie hätten gar genug, sollten sie nur leben. Und wie groß die Sterblichkeit war, konnte man die Wahrheit nie erfahren. Der Lai-Pfaffen (Priester, welche die Seelsorge hatten; Weltgeistliche, wie man heute sagen würde) starben so viel, daß zu Sanct Stefan allein starben vierundfünfzig Pfaffen." (Damaliger Pfarrer war Albert Graf von Hohenberg, welcher mit der gesammten Chorgeistlichkeit in so menschenfreundlicher Aufopferung seines heiligen Amtes waltete, daß, nach dem Zeugnisse des Geschichtsschreibers Johann Schönfelder, nicht mehr als vier Menschen ohne den Empfang der heiligen Sacramente starben. Der Pfarrer selbst wurde diesmal von der Pest verschont.)

Auch in der Familie des Herzogs forderte die Seuche zwei Opfer, und zwar zuerst die Nichte Albrecht's: die Tochter Herzog Leopold's, Katharina, welche am 25. September 1349, und ihren zweiten Gemal, Graf Konrad von Hardegg, welcher kurze Zeit darauf ebenfalls starb. Graf Hardegg diente dem Könige Philipp VI. von Frankreich und zeichnete sich 1347 in der Belagerung von Calais aus. Hier lernte er die Prinzessin Katharina von Oesterreich kennen, Witwe des Grafen Ingelram VI. von Coucy, Mutter jenes Coucy, der im Jahre 1375 ein Heer von 40.000 Engländern nach dem Aargau führte, um die Ehesteuer seiner Mutter mit gewaffneter Hand einzufordern. Katharina wählte Hardegg zu ihrem zweiten Gemale; aber Herzog Albrecht, der Oheim, erklärte diese Ehe für eine Mißheirat, indem der Graf sein Unterthan und Dienstmann sei. Der Graf aber forderte den Brautschatz seiner Gemalin und

begab sich zugleich unter den Schutz König Karl's IV. Die Fehde zwischen Oesterreich und Böhmen schien bereits die nothwendige Folge zu werden, als die Pest das Ehepaar dahinraffte.

Es drängt sich hier folgerichtig die Frage auf, wie es denn damals mit den Aerzten stand. Die Antwort darauf ist einfach: so schlecht als nur denkbar möglich, und wir wollen deren Wirksamkeit nach den besten Quellen einer näheren Beleuchtung unterziehen.

Der Arzt (Arzat, Arzet im Mittelhochdeutschen, vom Mittellateinischen artista, d. h. Künstler, Kunstarbeiter) war zur Heilung der inneren Krankheiten bestimmt, gegenüber dem Wundarzte, welcher äußerliche Schäden, Wunden u. s. w. behandelte; indessen war der Arzt sehr oft zugleich Operateur. Es war da noch der Unterschied, daß der Wundarzt einer besonderen bürgerlichen Innung, nicht dem gewissermaßen privilegirten Stande der Intelligenz, wie der Arzt, zugetheilt war, und somit seiner Stellung, wenn auch nicht seinem Einflusse auf die größere Masse nach, eine ziemlich untergeordnete Rolle spielte. Unter den Aerzten gab es jedoch nicht minder einen wesentlichen Unterschied. Der wissenschaftlich gebildete Heilkünstler hieß „Bucharzt" (physicus), im Gegensatze zum bloßen Erfahrungskünstler. So wird in Wien Meister Heinrich von Profession ein Physikus genannt (1229), Meister Hermannn ist 1302 „Artzet" Herzog Albrecht's, Albert dessen „Bucharzt" 1351, Konrad von Dannstadt ist „Doctor der medicinischen Kunst" und Physikus u. dgl. —

Der Wundarzt (Chirurgus, manchmal auch incisor, genannt) war, wie schon gesagt, Gegensatz des Bucharztes und so ziemlich Handwerker in seinem Fache, denn erst im Jahre 1390 nahm an der Wiener Universität der höhere Unterricht in der Heilkunde seinen Anfang und gar erst 1404 wurden im Stadtkrankenhause zum ersten Male öffentliche anatomische Darlegungen vorgenommen. Nur graduirte Doctoren, wenn sie zugleich Mitglieder der medicinischen Facultät waren, keineswegs aber Doctoren an sich: Baccalaure (Doctoranden), Scholaren (Schüler), Chirurgen, Apotheker, durften sich mit ärztlicher Praxis befassen. Im Jahre 1353 findet sich so ein verunglückter Chirurg als Silberminengräber nächst der Abtei Zwettl. Der Chirurg, welcher Brüche, Stein und Gries operirte, wurde auch „Schneidarzt" (incisor) genannt. Man findet in Wien 1307 Heinrich Walich, „der Aderlasser", Burger zu Wien.

Wie es mit deren Geschicklichkeit aussah, mag aus nachstehender Schilderung zu erkennen sein. Im Allgemeinen war in jenen Tagen die Arzneiwissenschaft nicht derart mit der sogenannten Volksmedicin, den beliebten „Hausmitteln" im Widerspruche, wie dies sehr oft heutzutage der Fall ist; im Gegentheile wurde genau so systemlos, abergläubisch, unsinnig und verderblich curirt, wie es in althergebrachter Weise in den Familien diese oder jene curpfuschenden Elternmüttern 2c. thaten. Wir wollen damit nicht sagen, als habe nicht öfters diese oder jene Person recht tüchtige Mittel gegen allerlei Krankheiten besessen, man hat Beispiele von merkwürdigen Genesungen, welche recht einfache Männlein und Weiblein durch irgend ein Heilkräutlein bewirkt, aber größtentheils wurde nur auf abergläubischen Hokuspokus gesehen, so manches verderbliche Vorurtheil ließ sich nicht bannen, und so pfuschte man nach der angeerbten Schablone fort, bis der Kranke richtig zu Tode curirt war oder einen unheilbaren Leck bekam, wie Herzog Albrecht I. das traurigste Beispiel lieferte. Mußte da nicht jeder Fortschritt gehemmt bleiben?

Zu den Uebelständen kam noch, daß die Aerzte fast sammt und sonders Nachbeter der Araber waren, deren Heilverfahren durch eine Menge fatalistischer und abergläubischer Formeln eingeschränkt war; das Seciren der Leichen war ihnen durch ihre Religion untersagt, Operationen an Frauen wurden bei ihnen theils aus falscher Scham, theils der erbittertsten Eifersucht wegen nicht vorgenommen,

alle Krankheiten betrachteten sie als hervorgerufen durch den unmittelbaren Urheber aller Naturerscheinungen, und so meinten sie, Gott werde auch da helfen, ohne daß sie sich besonders anzustrengen brauchten. Der schöne christliche Lehrsatz „Bete und arbeite!" war ihnen eben ein unbekanntes Feld, und so vermeinten sie, es mit den religiösen Beschwörungen allein auszurichten.

Daß es somit keinen medicinischen Fortschritt bei ihnen gab, ist leicht begreiflich, wie auch, daß das kabbalistische Formelwesen zur Heilung von Krankheiten, Stellung der Gestirne und ihr vermeintlicher Einfluß auf die Geschicke der Menschen, Chiromantie (Wahrsagekunst aus den Handlinien) und Zaubergehenke (Amulette), als Schutzmittel gegen Gefahren und Krankheiten, in vollster Blüthe stand. Vornehmlich bei der Pest des Jahres 1348 wurde von ihnen allgemein eine „große Conjunction (Zusammenkunft) der drei oberen Planeten Saturn, Jupiter und Mars im Zeichen des Wassermannes", welche nach Guy von Chauliac am 24. März 1345 erfolgt war, als Hauptursache der schwarzen Pest angenommen. Nach dem Muster dieser arabischen Aerzte nahmen auch die europäischen ihre Zuflucht nicht selten zu ebenso gefährlichen als thörichten Mitteln, wie z. B. das Stecken eines Kranken in einen geheizten Backofen (Mittel gegen Aussatz), Aufhängen an den Füßen (gegen Vergiftung) u. dgl.

Erst im Jahre 1313 begann man in Italien mit den öffentlichen Sectionen und anatomischen Studien an menschlichen Leichnamen, in Frankreich, Spanien, Oesterreich u. s. w. erst viel später; es konnten deshalb die Aerzte nur eine höchst geringe Kenntniß von dem Baue des menschlichen Körpers besitzen, und es waren ihnen Störungen dieser wunderbaren Maschine unauflösliche Räthsel. Da mußte denn der Dämonenglaube aushelfen; jede innere Krankheit galt als von einer geheimnißvollen übernatürlichen Einwirkung hervorgerufen; sie vermeinten, ein solches Geheimniß durch ein anderes austreiben zu müssen, und je ungewöhnlicher ein solches war, desto mehr Erfolg versprachen sie sich davon. Daß gar mancher Patient damit systematisch zu Tode curirt wurde, muß als unausbleibliche Folge dieser Methode angesehen werden. Es mußten z. B. Häring gegen Krätze, Asche von Fliegen (?) gegen Hautübel, Genuß von Affenfleisch gegen Fieber, die in Wein gewaschene Leber eines Hundes gegen Bißwunden, Katzenkoth gegen Epilepsie, die Kralle des Luchses in Leder eingenäht gegen Krämpfe, das Auflegen einer noch lebenden geöffneten Katze (!) auf den Bauch gegen Entzündung der Eingeweide, das Blut des Maulesels gegen Skropheln, das Blut von Lerchen gegen Unterleibskrankheiten u. s. w. herhalten. Man sieht, daß die vermeintlichen Heilmittel zumeist dem Thierreiche entnommen waren. Nicht minder aber wurde eine bedeutsame Heilkraft dem Metall- und Mineralreiche zugeschrieben; Gold, Perlen, Edelsteine rc. gaben für erkrankte Fürsten höchst kostbare, fast unerschwingliche Summen erfordernde Medicamente ab. Das häufigst angewendete Mittel war aber der Theriak (Latwerge aus mindestens einem halben hundert Arzneimitteln, Kräutern u. dgl. zusammengesetzt), dessen Erfindung man Nero's Leibarzt, Andromachus aus Kreta, verdankt. Zudem wurde keine Cur vorgenommen, ohne daß vorher die Gestirne befragt wurden, und so gesellte sich der astrologische Schwindel zu dem medicamentalen.

Besonders bei Epidemien, deren Einbruch zumeist die schrankenlosen Verbindungen mit dem Orient ohne jede Vorsichtsmaßregel verursachten, wurde der Mangel an rationell behandelnden Aerzten schmerzlich fühlbar, und so kam es, daß dieselben überhaupt gesuchte und hochgeschätzte Persönlichkeiten waren, daß viele Städte durch Verleihung von allerlei Vorrechten (Befreiung von Steuern, Erlaubniß, Pferde zu halten rc.) sie in ihren Bann zu ziehen suchten, daß die Leibärzte von Fürsten und Herren reichliche Emolumente bezogen.

Die gefährlichste aller in jenen Tagen herrschenden Epidemien war aber die Pest. Gerade diese trat am häufigsten und verheerendsten auf, denn seit Anfang des 12. Jahrhunderts wurde fast jede Generation von dem entsetzlichen Uebel heimgesucht. Es wüthete so unerhört grausam, daß die Städte des größten Theils

ihrer Einwohner beraubt wurden. Straßen und Plätze waren von Kranken, Sterbenden und Todten überfüllt; die Wegschaffung der unzählbaren Gestorbenen war fast eine Unmöglichkeit; ganze Haufen derselben wurden auf Wagen geladen, von den Siechenknechten vor die Thore gefahren und dort in großen Gruben verscharrt, in denen meist einige Tausende zu liegen kamen. Und was blieb Alles unbeerdigt! Des Begrabens müde, warf man zuletzt viele noch lebende Pestkranke in die Totengrube, mit den in heutiger moderner Sprechweise etwa derart wiederzugebenden Worten: „Ach was, Der kommt ohnehin nicht davon!" Wie viele reiche Bürger, welche die eigene Familie, die gesammte Dienerschaft voll Entsetzen und Furcht verlassen hatte, ereilte der Tod nur aus Mangel an der nöthigen Pflege und Nahrung, welche Unglücklichen man dann nach dem Aufhören der Seuche als bereits vermoderte Leichen in ihren Betten fand. Da die Bewohner aller Klassen heerdenweise die Stadt verließen, fehlte es auch an Todtengräbern und Krankenwärtern; trotz des reichen Lohnes, der geboten wurde, fand sich fast Niemand, der zu solchen Diensten bereit gewesen wäre. Es ist keine Uebertreibung, wenn manche Chronisten behaupten, daß bei manchem Pestausbruche der dritte Theil des menschlichen Geschlechtes in den Erdboden verscharrt worden sei.

Aber nicht nur der Mangel an rationellen Aerzten macht die entsetzlichen Resultate der Epidemien erklärlich, die höchst mangelhafte Ordnungsbehörde (heute Polizei genannt) trug die Hauptschuld. Von Sicherheitsmaßregeln zum Eindämmen der furchtbaren Epidemie findet sich auch nicht die leiseste Spur; es gab keine Gegenanstalten für Ansteckung, wie z. B. das Verbrennen der Kleider und Betten, die nöthige Reinigung der Häuser u. dgl., wodurch viele Tausende von Menschen hätten gerettet und die stets wieder hervorbrechende Seuche hätte mehr eingeschränkt werden können. Es fiel sogar der Unverstand nur auf jene Mittel, welche die Seuche noch vermehren mußten; so ließ man, sobald die Pest in einem Hause ausbrach, um die Gemeinschaft der Kranken mit den Gesunden zu verhüten, Thüren und Fenster vernageln, ja selbst vermauern, wodurch natürlich auch die Gesunden darin umkamen und bei der späteren Wiedereröffnung der aus den Häusern quellende mephitische Gestank zum erneuerten Ausbruche der Seuche führte. Die Sicherheitsbehörde wirthschaftete fort, denn die Aerzte waren ja selbst viel zu einfältig, um derselben wirksamen guten Rath ertheilen zu können; da hätten sie erst einsehen müssen, daß die engen Straßen und Häuser, der Schmutz der Gassen, die Einschließung der Städte durch Mauern und Gräben mit stehendem faulen Wasser, die Kirchhöfe im Innern der Städte und das Begraben der Todten in den Kirchen die Hauptursachen der so häufig und so verheerend auftretenden pestartigen Krankheiten gewesen.

Da war es denn kein Wunder, wenn auch das Volk in die Fußstapfen ihrer bornirten Lehrmeister trat und für die außerordentlichen Erscheinungen auch derlei Entstehungsgründe herausklügelte. In erster Reihe traten die religiösen Anschauungen in den Vordergrund, und so sah Wien zum zweiten Male jene fanatischen Schaaren die Straßen durchziehen, welche Flagellanten oder Geißler genannt wurden und die bereits bei den Unglücksfällen zu Ende des 13. Jahrhunderts in Wien ihre bedeutsame Rolle gespielt hatten. In jenem Zeitalter mußte eben die Pest als eine Strafe des Himmels angesehen werden, deshalb die in wilden Schaaren umherziehenden Bußprediger, welche sich und häufig auch Die, welche ihnen begegneten, geißelten und dazu das folgende charakteristische uns aufbewahrt gebliebene Lied sangen:

„Die Erde bebet, auch klaffen die Steinen:
Liebes Herze, Du sollst weinen! —
Maria stand in großen Nöthen,
Da sie ihr liebes Kind sah tödten:
Ein Schwert durch ihre Seele schnitt,
Sünder, daß laß Dir sein lit (leid)!

In kurzer Frist
Gott zornig ist!
Jesus ward gelabt mit Gallen,
Dafür sollen wir kreuzweis niederfallen.
Erhebet Euch mit Eurem Arme:
Daß sich Gott über uns erbarme!
Jesus durch Deine Namen drei
Nu macht uns hie von Sünden frei!
Jesus durch Deine Wunden roth."

Diesmal producirten sie einen aus Jerusalem datirten Brief, angeblich ihre Stiftungsurkunde, welcher folgendermaßen lautete: „Die Lasterhaftigkeit der Welt



Bäckerschupfen. (Seite 352.)

ist groß und der Himmel ist erzürnt darüber. Vierunddreißig Tage lang soll daher Jeder vom Hause ziehen und sich geißeln, um wieder Gnade und Barmherzigkeit zu finden." — Und so thaten sie sich zusammen, erst zu Hunderten, die aber schon nach wenigen Tagen zu Tausenden anschwollen. Jeder durfte täglich nicht mehr als vier Pfennige für seine Bedürfnisse verwenden. Alle trugen Kreuze auf den Kapuzen und Kleidern, am Gürtel aber hing eine dreisträngige Geißel, die mit Knoten und eisernen Stacheln versehen war. So zogen sie in feierlichen Processionen durch das ganze Land. Wenn sie sich irgend einer Stadt oder Ortschaft näherten, so kamen ihnen die Bewohner ehrfurchtsvoll entgegen und alle Glocken wurden geläutet. Nun zogen die Büßer in die Kirche, legten sich mit ausgestreckten Armen auf's Angesicht und geißelten sich gegenseitig derart, daß die scharfen Stacheln tief in's Fleisch drangen und nach jedem Hiebe wieder gewaltsam herausgerissen werden mußten.

Darauf schritt der „Meister" (Anführer), deren jede Schaar einen hatte, über sie hinweg mit den Worten: „Steh' auf durch der Martern Ehre und hüte Dich vor der Sünden mehre!" — Durch diese so blutigen und ergreifenden Ceremonien wurden bei der ohnedies erregten Stimmung die Gemüther in einer Weise eingenommen, daß alle Geißler durch ein volles Jahr in großen Ehren standen. Da sie sich aber mit der Zeit verschiedene Unzukömmlichkeiten zu Schulden kommen ließen, so untersagte endlich Papst Clemens VI. selbst diese Bußfahrten mit dem Beifügen: „Wer seinen Leib geißeln wolle, der könne dies auch zu Hause thun im stillen Kämmerlein". So fanden denn die scandalösen Scenen ihr Ende.

Dabei stellten sie sich jedoch nebstdem auf den Standpunkt heidnischen Aberglaubens. Die „Pest" wurde eine mythologische Person in Gestalt eines weiblichen Wesens, das durch den gebieterischen Wink seiner Hand den „schwarzen Tod" ausstreue, und man nannte das Gespenst die „Pest-Jungfrau". Die Anzeichen wurden eigenthümlich geschildert. Vorerst sehe man ein blaues Flämmchen durch die Luft fliegen, das aber plötzlich unzählbare Fünkchen werfe, die in die Häuser fielen und dort die Pest einimpften, die Flamme selbst werde aber deshalb nicht kleiner. Andere erzählten wieder von einer vielfarbigen Kugel, die vom Himmel auf die Erde gefallen, daselbst zersprungen sei und bösartige Dünste verbreitet habe, woraus in der Atmosphäre giftige Insecten erzeugt wurden, welche die Pest nun vollends überall hin verbreiteten. (Vorlauf der heutigen Lehre von flüchtigen Miasmen, d. i. den in der Luft schwebenden Krankheitsstoffen, dann von den durch Infusorien, Pilze u. s. w. vermittelten Contagien, d. h. Ansteckungsstoffen.) Ja die Sage bringt mit einer solchen Pestkugel auch ein Wiener Haus in Verbindung, und zwar das mit der Nummer 9 (alt 704) versehene, am Alten Fleischmarkt, Eck der Griechengasse, wo eine solche Feuerkugel von einem eben dahinschreitenden Bischofe erblickt, jedoch durch sein Gebet derart beschworen worden, daß das Ungeheuer schadlos in die Erde neben diesem Hause versunken sein soll. (Meteor?) Es wurde darauf zum schuldigen Danke ein Marienbild, aus Stein gearbeitet, angebracht, und noch heute befindet sich ein solches an der mittleren, dem freien Platze zugekehrten Wand des Hauses.

Endlich durfte dabei nicht fehlen, daß man die Hauptschuld den Juden in die Schuhe schob; sie wurden beschuldigt, die Pest durch das Vergiften der Brunnen verursacht zu haben, und so erhob sich an mehreren Orten der Pöbel gegen die unglückliche Secte und beging die unmenschlichsten Grausamkeiten.

Der furchtbare Wahn, daß die Pest aus Vergiftung entstanden sei, welcher sich übrigens auch in unserer Zeit bei Erscheinung der Cholera in Ungarn, Petersburg, Paris ꝛc. (1830) zeigte, ergriff auch damals den Pöbel und man unterlegte den Juden die Absicht, alle Christen zu vergiften. Da begann denn an allen Orten ein furchtbares Morden der Juden, grausamer noch, als es zu den Zeiten des ersten Kreuzzuges der Fall gewesen war. Schon im Herbst 1348 verbreitete sich ein panischer Schrecken ob der geglaubten Vergiftung unter alle Völker, und man überbaute ängstlich alle Quellen und Brunnen, damit ja Niemand aus ihnen trinken oder die Speisen mit ihrem Wasser bereiten möchte. Die Einwohner unzähliger Städte und Dörfer (vornehmlich in Deutschland) bedienten sich lange Zeit hindurch nur des Regen- und Flußwassers. Auch verwahrte man mit großer Strenge die Stadtthore; nur Zuverlässige wurden eingelassen, und fand man bei Fremden Arzneien oder andere Dinge, die man für giftig halten konnte (Viele trugen wohl dergleichen zu eigenem Schutze bei sich), so zwang man sie, davon einzunehmen. Durch diesen ebenso peinlichen, als wirklich die Gesundheit schädigenden Zustand von Entbehrung, Mißtrauen und Argwohn steigerte sich begreiflicherweise der Haß gegen die vermeinten Vergifter und artete zuletzt in jene großen Volksbewegungen aus, die nur noch mehr geeignet waren, die wildesten Leidenschaften durcheinander

toben zu lassen. Wer Anders konnten die Vergifter sein, als nur die Juden? War es denn nicht Thatsache (dieselbe ist auch in neuester Zeit noch zu bemerken), daß viel weniger Juden der Seuche erlagen? Freilich dachte man nicht daran, wie dazu der Umstand beitrug, daß die Juden viel mäßiger in all ihren Genüssen sich verhielten.

Vornehme und Geringe verschworen sich ohne Scheu, die Juden mit Feuer und Schwert zu vertilgen und sie ihren Beschützern zu entreißen, deren sich übrigens so Wenige fanden, daß in ganz Deutschland nur einige Orte genannt werden konnten, an denen man jene Unglücklichen nicht als Geächtete betrachtet und sie gemartert und verbrannt hätte. Von Bern aus ergingen die ersten feierlichen Aufforderungen an die Städte Basel, Freiburg im Breisgau und Straßburg, die Juden als Giftmischer zu verfolgen. Zwar widersetzten sich die Bürgermeister und Rathsherren diesem Anmuthen, in Basel jedoch nöthigte sie das Volk zu dem eidlichen Versprechen, die Juden zu verbrennen, und ihren Religionsverwandten auf zweihundert Jahre die Stadt zu untersagen. Hierauf wurden sämmtliche Juden in Basel, deren Anzahl gewiß nicht unbedeutend war, in ein hölzernes, eigens hierzu erbautes Behältniß eingesperrt und mit diesem verbrannt. Bald darauf geschah dasselbe in Freiburg.

Nun wurde auch ein förmlicher Landtag in Bennefeld im Elsaß gehalten, wo die Herren und Barone, sowie Abgeordnete der Grafen und der Städte sich beriethen, wie fernerhin gegen die Juden zu verfahren sei. Als sich hier die Abgeordneten von Straßburg zu Gunsten der Verfolgten vernehmen ließen, da sie nichts Nachtheiliges von ihnen wüßten, so erregten sie lauten Unwillen und man fragte stürmisch, warum sie denn ihre Brunnen verdeckt und die Eimer abgenommen hätten? So kam ein blutiger Beschluß zu Stande und fand unter dem Pöbel nur allzu bereitwillige Vollstrecker. Wo man nun die Juden nicht verbrannte, da verjagte man sie wenigstens, und so fielen sie, umherirrend, den Landleuten in die Hände, die mit Feuer und Schwert gegen sie wütheten, ohne menschliches Gefühl und ohne Scheu vor irgend einem Gesetze. Da versammelten sich denn an vielen Orten die Juden in wilder Verzweiflung in ihren Häusern und verbrannten sich selbst mit den Ihrigen. Die wenigen Uebriggebliebenen wurden zur Taufe genöthigt, die Leichen der Ermordeten aber, die auf den Straßen umherlagen, steckte man in leere Weinfässer und rollte sie in die Ströme, damit sie nicht die Luft verpesteten.

An anderen Orten wurden Tausende von Juden auf ihren Begräbnißplätzen verbrannt, wo man große Gerüste aufgebaut hatte; Wenige, die versprachen, Christen zu werden, ließ man leben und nahm ihre Kinder wieder vom Scheiterhaufen. Auch erregten die Jugend und Schönheit einiger Jungfrauen Mitleid und man entriß sie wider ihren Willen dem Tode; Viele aber, die von der Brandstätte gewaltsam entsprangen, wurden in den Straßen ermordet. An vielen Orten gaben die fanatischen Geißelfahrten Anlaß zu blutigen Auftritten, und da man überall mit der Mordgier eine unselige, für den Moment ganz unpassende Bekehrungssucht verband, so wurde auch unter den Juden ein fanatischer Eifer rege, als Märtyrer ihres alten Glaubens zu sterben. Wie hätten sie sich auch mit Ueberzeugung dem Christenthume in die Arme werfen können, dessen Gebote nie frevelhafter als eben im Momente übertreten worden? So verbrannten sich denn an manchen Orten ganze jüdische Gemeinden in ihren Synagogen, und oftmals sah man Mütter mit eigenen Händen ihre Kinder auf den Scheiterhaufen werfen, damit sie nicht getauft werden sollten, und dann selbst in die Gluth nachspringen; kurz — wozu Fanatismus, Rachsucht, Habgier und Verzweiflung im furchtbaren Vereine den Menschen irgend treiben können, das geschah ohne Grenzen im Jahre 1349 ungestraft vor Aller Welt Augen. Es schien, als wären der Pest nur Schandthaten und wahnsinniger Taumel, nicht aber Trauer und Betrübniß gefolgt; die Meisten, welche Erziehung

und Standpunkt beriefen, die Stimme der Vernunft zu reden, führten selbst den rohen Haufen zu Mord und Plünderung. Fast alle Juden, die in der Taufe das Mittel zu ihrer Rettung gefunden zu haben glaubten, wurden späterhin nach und nach verbrannt, denn man ließ nicht ab, sie der Vergiftung des Wassers und der Luft zu beschuldigen; auch wurden mit ihnen viele Christen gefoltert und hingerichtet, die ihnen aus Menschenliebe oder Eigennutz Schutz hatten angedeihen lassen. Andere zum Christenthume Uebergetretene bereueten ihren Abfall und suchten, ihrem Glauben treu, den Tod.

Und wie verhielt sich die Geistlichkeit bei diesem entsetzlichen Treiben? — Es muß in ehrendster Anerkennung ausgesprochen werden, daß sie alle erdenklichen Mittel aufbot, dem Unheil zu steuern. Was konnte aber der Seelsorger ausrichten, wenn selbst die menschliche und vernünftige Stimme des obersten Hirten, Papstes Clemens IV., wie ein Schall in der Wüste verwehte? Es war die höchste kirchliche Macht vollkommen unzureichend, der zügellosen Wuth Einhalt zu thun. Papst Clemens beschützte nicht nur die Juden, soviel er vermochte, sondern er erließ auch zwei Bullen, in denen er sie unschuldig an den ihnen aufgebürdeten Verbrechen erklärte und die christlichen Völker insgesammt (leider ohne jeden Erfolg) ermahnte, von einer so grundlosen Verfolgung abzustehen.

Aber auch weltliche Herrscher nahmen sich der Juden an, und in den Ländern, wo dies geschah, wurde wenigstens einigermaßen das Unheil eingedämmt. Kaiser Karl IV. war den Juden günstig und versuchte es, das Verderben von ihnen abzuwenden, wo er nur immer konnte; aber das Schwert der Gerechtigkeit durfte er doch nicht ziehen, ja, er sah sich sogar genöthigt, dem Eigennutze der böhmischen Edelleute nachzugeben, die eine so erwünschte Gelegenheit nicht unbenutzt lassen wollten, sich ihren jüdischen Gläubigern mit Hilfe eines kaiserlichen Mandats zu entziehen. So mancher Städterath ließ alle Pfänder und Schuldbriefe den Schuldnern zurückgeben und das vorgefundene Geld der Juden unter die Handwerke vertheilen, doch wollten Viele ein so schnödes Blutgeld nicht annehmen, sondern schenkten es nach der Bestimmung ihrer Beichtväter frommen Stiftungen, empört über die Auftritte mordgieriger Habsucht, über die das wuthberauschte Volk sogar die Pest zu vergessen schien. Daß die dabei vorfallenden Orgien der entsetzlichen Epidemie nur förderlich sein mußten, ist begreiflich. Die Schützer der Juden nannte man nur die „Judenherren", und sie geriethen in die Gefahr, von dem Volke und ihren mächtigen Nachbarn bekämpft zu werden. Zuletzt blieb den Verfolgten und Mißhandelten, um sich Schutz zu verschaffen, keine andere Freistätte als das ferne Litthauen, wo Herzog Boleslaus V. von Polen (1227 bis 1279) ihnen schon früher Gewissensfreiheit bewilligt hatte, und wo sie nun König Kasimir der Große, den Bitten seiner jüdischen Geliebten Esther nachgebend, aufnahm und ihnen ferneren Schutz angedeihen ließ. Daher kam es auch, daß Polen seitdem von einer großen Anzahl Juden bewohnt ist.

In Oesterreich hatte die Bevölkerung ganz das Zeug in sich, in die Fußtapfen der Nachbarn zu treten. Auch hier verbreitete sich das Gerücht, die Juden hätten alle Brunnen vergiftet, und zu Krems, Stein und Mautern in Niederösterreich erhob sich bereits das Volk gegen die Juden, die hier sehr zahlreich wohnten, plünderte und mordete so gräulich, daß sich die meisten Juden mit ihren Weibern und Kindern sammt ihren Häusern verbrannten, um dem Gemetzel zu entgehen (29. September 1349); aber die Wütheriche hatten ohne den weisen Herzog Albrecht gerechnet. Der Fürst befahl dem Herrn Bernhard von Meißau, dem Unfuge zu steuern; dieser nahm nun den Räubern ihre Beute wieder ab und belegte die an dem Raube und Morde betheiligten Dörfer Leoben, Radendorf, Weinzierl und Straßing mit hoher Geldstrafe. Mautern mußte 600 Pfund, Krems und Stein 400 Pfund erlegen. Die Rädelsführer aber wurden zu Stein und Rechberg in's Gefängniß geworfen, wo sie größtentheils elend umkamen.

Auch Wien würde etwa dem Beispiele gefolgt sein, hätte nicht Herzog Albrecht mit eiserner Faust Ordnung gehalten. Alle diejenigen Juden, welche sich nach Wien oder in andere österreichische Städte (mit Ausnahme der früher erwähnten) geflüchtet hatten, blieben verschont. Wohl spricht die Chronik davon, daß sich auf Anrathen des Rabbiners R. Tona die ganze Judengemeinde zu Wien in ihrer Synagoge „entleibt" habe, aber dies mag entweder eine Verwechslung mit Mödling sein, wo wirklich zu allen Zeiten sich die wüthendsten Judenverfolgungen zeigten, oder es war ein unglücklicher voreiliger Schritt, der sich erst später als solcher auswies. Herzog Albrecht hatte schon früher die Parteien zu versöhnen gewußt und die Judenschaft bewogen, den Zinsfuß herabzusetzen. Die im „Eisenbuche" in hebräischer Sprache eingetragene Urkunde (dem Albrechtinischen Erlasse vom 11. Juni 1338 in Betreff des Zinsfußes bei Darlehen beigefügt) sagt: „Daß die Gemeinde der Juden zu Wien, ungezwungen und von ganzem Herzen, die Noth ihrer Mitbürger betrachte, und darum hinfür ein Pfund Wiener Pfennige um einen Helbling (Heller) die Woche Armen wie Reichen leihen wolle."

Daß sich da auch allerlei Sagen und Legenden bildeten, kann nicht zu verwundern sein. Unter die letzteren gehört die der sogenannten „Teufelslöcher" bei den Minoriten. Noch lange Zeit nach dem (von Pater Matthäus erzählten) Vorfalle, war im Kreuzgang nächst der Klosterpforte auf der Mauer ein Frescogemälde angebracht, welches das Ereigniß mit kurzen Worten folgenderart meldete: „Renovirte Abbildung eines unwürdigen Communicanten. Es ist mit allen Schriften bewiesen und bezeuget, daß einer aus Verachtung des Gebots der christlichen Kirchen, in einem Tag das hochwürdigste Sacrament, welches er sieben Jahre zu empfangen unterlassen, siebenmal genommen. Darauf er alsbald mit jähem Tod verschieden und sein Leib an diesem Ort begraben worden, welchen folgender Nacht der Teufel, als er den Sacristan geruft, nach aufgethanenem Grab herausgerissen und zerschmettert, aus welches Mund sieben Hostien gefallen, den Leib mit sich hinweggeführet und zu einem Zeichen das Loch, so in der Mauer zu sehen ist, ver (hinter) lassen. — Nun gedenk, o Mensch! siehe! und gehe fort. Anno 1348, dessen Antiquität ist in dieser Kirchen zu sehen."

Das Gemälde stellte einen rabenschwarzen Teufel vor, der die Hostien aus dem Munde des Todten in einen Kelch beutelt, während der Sacristan staunend zusieht. Zwei Löcher (nicht blos eines) waren bis in's 18. Jahrhundert vorhanden. Die eine Mauerlücke befand sich am Altare der schmerzhaften Mutter und im Kreuzgange im Winkel eines Pfeilers nächst dem Epitaphium Balthasar Hauser's. Unweit davon oberhalb der Kirchenthüre war ein zweites ähnliches Gemälde angebracht, bei welchem sich eine kleine Tafel befand, die auf die ausführliche renovirte Inschrift im Kreuzgange hinwies. Die zweite Mauerlücke befand sich der ersten gegenüber und ging durch und durch in die Kirche. Der gottlose Communicant soll ein Bäcker gewesen sein. Noch Ende des 18. Jahrhunderts nahm man die Spuren gewaltsamen Durchbruches wahr, und der Sage nach sollen alle Bemühungen, diese Löcher zu vermauern, erfolglos gewesen sein, indem man die eingesetzten Steine am folgenden Morgen wieder herausgeworfen fand. Endlich aber, nach Aufhebung des Klosters zu Kaiser Josef's II. Zeit (1783), wurden die Oeffnungen bei der Renovirung geschlossen.

Weiterhin erzählt eine Legende von der höchst seltsamen Auffindung eines auf der Donau herangeschwommenen Kreuzes, welches den Beinamen „das Wunderkreuz" erhielt. Im Jahre 1350 wurde an einem Morgen die an den Ufern der hochströmenden Donau in der Vorstadt Roßau des Verkehrs wegen zahlreich versammelte Volksmenge nicht wenig überrascht, als sie in der Gegend des Hauses zum „goldenen Lamm" (später städtischer Flötzenstadl, Roßauer Lände Nr. 15, alt 30) plötzlich aus der Tiefe des Wassers ein riesengroßes Holzkreuz auftauchen sah, dessen

Form, Färbung und Goldverzierung ganz morgenländisch war und dem Kenner einen griechisch-byzantinischen Ursprung verrieth. Nachdem dieses Kreuz eine Weile stromaufwärts (?!) geschwommen war, machte es auf der Oberfläche des Flusses Halt, und alle Bemühungen des Volkes, es mittelst Seilen und Stangen an das Land zu ziehen, waren vergebens. Unbeweglich und felsenfest behauptete das Kreuz seinen festen Standpunkt auf dem doch so beweglichen Lager. Die Kunde dieses Wunders durchlief mit Blitzesschnelle die Hauptstadt und ihre ganze Umgebung, so daß am Morgen des folgenden Tages Tausende und Tausende von Menschen die Donau-Ufer bedeckten. Auch der Clerus erschien in feierlicher Procession, wobei sich ein Klosterbruder aus dem Hause der Minoriten befand, dem es endlich, nachdem alle Versuche, das Kreuz an das Land zu ziehen, abermals vergeblich geblieben waren, gelang, dasselbe mit seinem darnach ausgeworfenen Ordensgürtel und mit leichter Mühe an das Ufer zu ziehen. Hierauf wurde das Kreuz in die Stefanskirche gebracht und daselbst unter Gebet und Glockengeläute öffentlich aufgestellt. Welch' neues Erstaunen bemächtigte sich jedoch der Stadt, als das Crucifix des andern Morgens von St. Stefan verschwunden war und sich bald darauf die Kunde verbreitete, es habe sich an einer Wand der Minoritenkirche, und zwar über der sogenannten Puchheim'schen Kapelle wiedergefunden, wohin es durch unbekannte Kräfte in der Nacht hingestellt worden sei. Von da an blieb es auf dem Hochaltar der Minoritenkirche der andächtigen Verehrung ausgesetzt, wo es bis 1569 verblieb, in welchem Jahre die Protestanten sich dieser Kirche bemächtigten. Nach der Aufhebung des Ordenshauses (1783) kam das Kreuz nach Wimpassing (V. U. W. W.) in die Klosterkirche desselben Ordens, wo es von den Gläubigen noch verehrt wird. Nach der Pest des Jahres 1713 wurde an der Donaustraße, zwischen dem vorerwähnten städtischen Flötzenstadl und dem Hause Nr. 17 (alt 31) der Roßauer Lände, die Kreuzkapelle erbaut, in welcher die Serviten den Gottesdienst versahen. Einige fromme Bürger spendeten die Geldmittel dazu, und ihr Entstehen galt zugleich dem Andenken der vorerzählten Begebenheit. Die Kapelle wurde 1831 ihrer Baufälligkeit wegen abgebrochen und die Kirchengeräthe armen Landkirchen verehrt; das Deckengemälde mit der Auferstehung Christi bekamen die Serviten.

Albrecht's letzte Lebensjahre.

Auch nach dem herben Unglücke bemühte sich Albrecht nach allen Richtungen hin für das Wohl seiner Unterthanen. Unter ihm wird in Urkunden zuerst einer Donaubrücke beim rothen Thurm erwähnt, und zwar geschieht dies in dem Fleischhauer-Briefe; sie hatte den Namen Schlagbrücke erhalten, nach der Bauart, nicht aber wegen der nahen Schlachtbänke der Fleischhauer, welche am rechten Ufer, gegen die spätere Vorstadt Weißgärber standen. Es hatten eben der immer mehr aufblühende Handel Wiens und der allmäliche Anbau der beiden Werde die Nothwendigkeit herbeigeführt, eine bleibende Verbindung der beiden Donau-Ufer durch feststehende Brücken zu bewerkstelligen. — Im Jahre 1351 erneuerte Albrecht das Stapel- und Niederlagsrecht der Wiener; 1353 und 1355 gab er Weingarten-Ordnungen, welche den Lohn festsetzten, der für jede Arbeit (Hauen, Graben, Schneiden, Jäten, Binden u. s. f.) gezahlt werden sollte; die Eigenthümer sollen ihre Weingärten nicht vermiethen, sondern sie selbst oder durch Taglöhner bearbeiten; die Arbeit dauert vom Aufgang bis Niedergang der

Sonne, und nur an gewissen Stätten ist es dem Arbeiter erlaubt, Mittags unter Dach zu gehen. Wie sehr diese Anordnung das Richtige traf, erhellt aus dem Umstande, daß mehrere Bestimmungen derselben noch heute als althergebrachte Norm in Uebung bestehen. Im Jahre 1352 erhielt Bürgermeister und Rath die Ermächtigung, zum Besten der Stadt Steuern einzuheben, und auch die Wirksamkeit der Stadtbehörde für das gemeine Wesen zeigt sich in mancher Verfügung, so 1353 in der Verordnung, daß die Bürger nur jene Dienstleute zu vertreten haben, welche in beständigem Dienste stehen, nicht aber auch die „Sonntagsknechte" (d. i. die nur für einen Tag gemietheten). Am 26. December 1350 regelte der Herzog die Dispositions-Fähigkeit der Erbgüter. Im Jahre 1354 wurde ein Regulativ erlassen über den Glashandel, wonach sowohl Venediger- als anderes Glas nur an den hierzu bestimmten Glastischen am Hohen Markt verkauft werden sollte. (Die ältesten bekannten Glashütten sind die zu Ende des 13. Jahrhunderts zu Venedig bestehenden und von da nach Murano verlegten.) Im Jahre 1357 entschied Herzog Albrecht zwischen den Tuchbereitern von Wien und Tuln und wies denselben gesonderte Verkaufsstände an. So zeigte sich der Herzog und mit ihm im Vereine die Stadtbehörde zum Erblühen der Stadt thätig.

Von anderweitigen wichtigen, oder zum mindesten interessanten Begebenheiten ist zu verzeichnen, daß der Herzog am 25. October 1349 die Landesherren Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens zu sich in die Burg lud und sie feierlich dem muthmaßlichen Thronerben Rudolf IV. den Eid der Treue schwören ließ. Am 1. November ließ er seine zweite Tochter Katharina im St. Clarakloster (Lobkowitzplatz) den Schleier nehmen. Acht Tage früher war die Kirche daselbst eingeweiht worden. Die nächsten Jahre vergingen in Wien und dem ganzen Lande friedlich, aber in den Vorlanden sah es trübe aus, so daß der Herzog, trotz seines körperlichen Zustandes, in den Jahren 1352 und 1354 sich daselbst aufhalten mußte. Im Jahre darauf wurde mit den Zürchern Friede geschlossen und der Herzog konnte sich den inneren Angelegenheiten mit aller Fürsorge widmen. Im Monat November berief er die Landherren Oesterreichs, Steiermarks und Kärntens zu sich und legte ihnen für seine vier Söhne, Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold, eine Hausordnung vor, nach welcher sie sich von da an theils untereinander, theils gegen ihre Unterthanen zu benehmen hätten; zugleich mußte ihm der Adel das Versprechen geben, in seiner Gesammtheit, und Jeder von ihm insbesondere, die Anordnungen dieses Gesetzes getreulich zu erfüllen und namentlich denjenigen der Prinzen in Gemeinschaft mit seinen Genossen zu bekämpfen, welcher es sich beifallen lassen würde, dieser Ordnung entgegen zu handeln. (Noch bis zur Stunde ist diese Urkunde im k. k. Hausarchiv bewahrt.) Im Januar 1356 befand sich König Ludwig von Ungarn in Wien, wo derselbe mit dem Herzoge ein Schutz- und Trutzbündniß wider die gemeinsamen Feinde schloß; im nächsten Jahre befand sich König Ludwig abermals mit seiner Gemalin Margaretha (aus dem Hause Luxemburg) in Wien, wobei es demselben gelang, die Zerwürfnisse Albrecht's mit Markgraf Johann von Mähren zu begleichen und die beiden Gegner zu versöhnen.

Ein denkwürdiges Ereigniß war die Ankunft des Kaisers Karl IV. in Wien, welcher in der Hofburg im Juli 1357 seinen Aufenthalt nahm; der Kaiser beabsichtigte den Herzog zu bewegen, gegen die Baiern zu ziehen, was Albrecht jedoch klüglicherweise ablehnte. In Karl's Umgebung befand sich damals sein ehemaliger Kämmerer und lustiger Rath Theodorich von Kogelwiet (gewöhnlich Dietrich von Kagelwidt genannt, was aber unrichtig, da sein Eltervater Hanns, der weise und berühmte Majordomus des Königs Konrad I., von seiner weißen Kappe — de wiete Kogel — den Namen erhalten). Derselbe war damals Bischof von Minden und träumte es noch nicht, daß er in vier Jahren Erzbischof

von Magdeburg sein sollte. (Als solcher starb er 1367.) Ursprünglich Hausverwalter eines böhmischen Klosters, hatte ihn ein launiger Einfall bei König Karl von Böhmen in Gunst gebracht. Als Letzterer nämlich eines Tages unvermuthet erschien und die Gastfreundschaft des Klosters in Anspruch nahm, waren keine Eßvorräthe vorhanden als eine Anzahl Ferkeln, welche zur Schlachtung jedoch noch nicht zeitig waren. Theodorich hatte nun den Einfall, um die Heerde zu schonen, den Ferkeln die Ohren und Schwänzchen abhauen und als Gericht für den Monarchen und seinen Hofstaat bereiten zu lassen. Alle erstaunten über die Anzahl und meinten, das Kloster müsse eine riesig starke Heerde verzehrt haben, wenn es noch so viele Ohren und Schwänzchen besitze. Der Frater klärte nun den Sachverhalt auf, und dessen Geistesgegenwart übte solchen Eindruck auf Karl, daß ihn derselbe an seinen Hof nahm.

Aus der Zeit von Karl's Aufenthalt in Wien soll die Bezeichnung eines Hauses stammen, in Folge einer lustigen Geschichte, deren Urheber der humorreiche Kogelwiet gewesen und die im Volksmunde folgenderart lautet: Ein Hausverwalter in der Bäckerstraße hatte eine reizende Mündel, in welche sich ein Jäger des herzoglichen Hofes verliebte und Gegenliebe empfing. Aber auch der alte Vormund wollte die Mündel heiraten und hielt selbe in engem Gewahrsam. Als der junge Mann zufällig dem Bischofe einen namhaften Dienst erwies und bei näherer Erörterung sein Liebesleid klagte, versprach ihm Kogelwiet, Hilfe zu leisten. Er begab sich in das Haus des Bürgers, wurde dort mit großen Ehren aufgenommen und versprach sogar, die Trauung der Mündel persönlich zu vollziehen. Mittlerweile aber lockten die Freunde des Jägers den Vormund aus seinem Hause, und der Bischof traute wirklich die Mündel, jedoch mit dem Jäger, der sich inzwischen eingefunden hatte. Es gab allerdings genug Spektakel, aber da die Trauung einmal vorüber, der Bischof sich entschuldigte, daß er über die Person des Bräutigams nicht näher unterrichtet gewesen sei, mußte der Vormund gute Miene zum bösen Spiele machen und seiner Mündel das ihr gehörige bisher verwaltete Haus zu eigen geben. Ein Freund des glücklichen Ehepaares, ein Maler, konnte aber nicht umhin, seiner Freude durch eine Neckerei Ausdruck zu geben, indem er, als ihn der Jäger um ein Wandgemälde für das Haus (Bäckerstraße Nr. 16, alt 763) bat, ein solches anbrachte, das auf Angabe Kogelwiet's eine Kuh und einen Fuchs am Brete spielend, ferner einen Kürschner, einen Jäger sammt Hund und eine summende Fliege vorstellte. Dabei standen die Verse: (Der Fuchs — Vormund — spricht zur Kuh — Mündel:) Ich wirf darein, Dein Haut ghert mein. (Kuh zum Fuchsen:) Pral nicht so gschwind in Spielen! Dein Unglück kannst bald fuehlen. (Der Kürschner — Kogelwiet — mit dem Fuchsschweif die Mücken von den zweien den Tisch erleuchtenden Lichtern abwehrend:) Ich wehr und leucht, erwart die Zeit; Wie sich wird enden Euer Streit. (Der Jäger, den Fuchs durchbohrend:) Ich komm just recht zum Spiel. (Der Hund des Jägers — Maler:) Ich auch mich stellen will." — Noch im Jahre 1797 war dieses Gemälde auf dem Hause zu sehen, das davon den Schild führte: „Wo die Kuh am Bret spielt". Es mag indessen auch hier, gleichwie beim Wandgemälde des „Wolf, der den Gänsen predigt", ein Spottbild aus der Reformationszeit zu Grunde liegen.



Goldgulden Albrecht's (Seite 352)

Im Jahre 1356 fand ein großes Erdbeben statt; die Sage erzählt, daß in Folge desselben die von den Babenbergern erbaute Burg in Wiener-Neustadt in den sumpfigen Boden versunken sei; es ist indeß wahrscheinlicher, daß sie durch das

Erdbeben in ihren in dem unsicheren sumpfigen Grunde gebauten Fundamenten gewaltig erschüttert wurde, sowie daß der ganze Bau durch dieses Naturereigniß besonders litt. Die Burg, ohnedies seit dem Aussterben der Babenberger unbenützt, wohl gar unbewohnbar, fiel dann dem gänzlichen Verfalle anheim.

Mit diesem Erdbeben wird auch die Entstehung der Vorstadt Hungelbrunn (früher Hungerbrunn) in Verbindung gebracht. Zu jener Zeit befand sich in der Gegend der heutigen Hungelbrunngasse (früher „Feldgasse“ und am „Linienwall“), dann einem Theile der Wiedener Hauptstraße, welches Territorium urkundlich als „Hungerprunn“ erscheint, ein Brunnen, von dem die Sage erzählt, daß derselbe nur in Miß- und Hungerjahren seinen labungsreichen Quell geöffnet habe, sonst aber ohne Wasser gewesen; er soll mitten unter den grünenden Rebenpflanzungen, dem Siechhause am Klagbaume gegenüber, befindlich gewesen sein. Aehnliche Brunnen giebt es übrigens häufig, so z. B. bei Altheim im Ulmer Gebiet, zu Wangen im Canton Zürich, bei Dauerheim im Hessischen, zu Riehen in der Schweiz (welcher letztere im Jahre 1816 zum ersten Male lief, dann bis 1845 trocken blieb, wo er abermals zu laufen begann, 1863 aber wieder versiegte).


Figur des Winter. (Seite 351.)

Von dem Wiener Hungerbrunnen, so genannt, weil er nur in den Hungerjahren läuft, erhielt zu Beginn des 18. Jahrhunderts das sich bildende, nur elf Häuser zählende Vorstädtchen den Namen, der jedoch in „Hungelbrunn“ verballhornt wurde. Das Amtssiegel dieser Gemeinde führte einen gedeckten Ziehbrunnen mit einem an der Welle schwebenden Wassereimer im Bilde; rechts vor dem Brunnen steht der heil. Florian, zur Linken der Apostel Petrus, über einer Wolke ist der heil. Leopold, Schutzpatron Oesterreichs, sichtbar. Die Hungerquellen, nach dem gleichbedeutenden Sinne „Hungerbrunnen“ genannt, sind eine ganz natürliche Art abwechselnder Quellen, welche nur in feuchten Jahren Wasser geben, wo die überflüssige Nässe gemeiniglich Theuerung und Hungersnoth verursacht, weshalb man das Fließen solcher Quellen als Vorboten solcher Mißjahre ansah; möglich, daß hier eine solche Quelle zur Zeit des Erdbebens sichtbar wurde, indeß dürfte die Benennung richtiger Hungerlingquelle oder Hungerlingbrunnen gelautet haben, der weinreichen Gegend und ihrer Frucht, der „Hungerlinge“ (eine Art rother Weintrauben, die bald reif werden und vielen, jedoch geringen Wein geben) besser anpassend.

Im Jahre 1358 gelang es dem siechen und greisen Herzoge Albrecht abermals, zwei erbitterte Gegner zu versöhnen, den Herzog Stefan von Baiern und den Erzbischof Ortolf von Salzburg; so schwer es ihm auch fiel, er entschloß sich dennoch zu der höchst beschwerlichen Reise nach Baiern. Am 12. Juni fällte er seinen Schiedspruch zu Passau und feierte die Versöhnung der beiden Fürsten bei dem Verlöbnisse seiner Tochter Margarethe mit dem Grafen Meinhard von Tirol. Am 27. befand er sich wieder in Wien, das er von da an nicht mehr verließ. Sein Leben ging zur Neige; er starb am 20. Juli 1358 im 69. Lebensjahre

nachdem er „durch siebenundzwanzig Jahre derart gelähmt gewesen, daß er wie ein vom Schlage Gerührter weder zu gehen, noch zu tasten vermochte". Er wurde in seiner Stiftung, der Karthause Gaming, in einem einfachen Mausoleum vor dem Hochaltare begraben. Dort ruhten bereits seine ihm vorausgegangenen Gemalinnen Johanna von Pfirt (gest. 1351) und Elisabeth von Böhmen (gest. 1373). Er hatte sich im Jahre 1324 zuerst vermält, obwohl er anfangs zum geistlichen Stande bestimmt war, weil der Mangel männlicher Nachkommen bei seinen Brüdern Gefahr für den Stamm befürchten ließ. Die erste Ehe war eine gesegnete, denn es entsprossen ihr vier Söhne und zwei Töchter, welche sämmtlich den Vater überlebten. Als die Gruft im Jahre 1739 eröffnet wurde, erkannte man an dem linken Fuße Albrecht's noch die Spuren der Lahmheit. Die Leichname wurden in drei neue Särge gelegt.

Es erübrigt noch, der Verschönerungen Wiens zu erwähnen, welche die Stadt durch Herzog Albrecht in baulicher Weise erfuhr, ebenso einiger seiner Institutionen für das Wohl der Bürger und Gewerbetreibenden, was wir in einem eigenen Abschnitte berühren wollen.

Verschönerung Wiens, die Bauhütten, Bruderschaften und Zechen.

Vor Allem ist zu erwähnen, daß unter Herzog Albrecht der zweite neue Bau der Stefanskirche stattfand. Schon frühzeitig hatten die Bischöfe von Passau angefangen, die alte, enge und niedrige Kirche erheben zu helfen, wozu besonders zwei Pfarrer, darunter Bernhard Prambach (gest. 1313 als Bischof von Passau, welche Würde er seit 1285 bekleidete) Vieles beitrugen. Da die Kirche durch die Feuersbrunst des Jahres 1276 fast ganz in Asche gelegt wurde, war es das Bemühen der Vorerwähnten, unterstützt durch König Ottokar von Böhmen, den Wiederaufbau zu betreiben. Im Jahre 1313 waren denn mit Beihilfe der Landesfürsten, Pfarrer und anderer Wohlthäter wenigstens die Wände der Kirche größtentheils aufgeführt; viele Personen widmeten testamentarisch Summen zu dem Baue; die ganze Kirche wurde erhöht und in den Grundmauern verstärkt, bei welcher Gelegenheit auch die Vorlage des Riesenthores mit seinen wunderlichen Thiergestalten und den kleinen Vertiefungen entstand. (Bild Seite 376.)

Das Riesenthor ist eine bedeutsame Merkwürdigkeit der alten Dombaute. Dessen Vorlage zeigt den romanischen Styl. Die Halle, in der vorderen Oeffnung von einem Spitzbogen bedeckt, enthält an jeder Seite sieben Säulen; diese laufen in der schräg sich einziehenden Seitenmauer bis an die Thüre fort; über deren blätterförmigen Knäufen dehnen sich gedrückte Halbbogen, die, wie die Seitenschäfte, theils mit Gitterwerk verziert, theils wie Palmenstämme geformt sind. Die Leiste, welche sich über die Säulenknäufe hinzieht, ist noch mannigfaltiger und reicher geschmückt; man erblickt zwei mit den Hälsen verschlungene Enten, ein Kind mit der Kapuze, Löwen, geflügelte Ungeheuer und allerlei ebenso seltsame als abenteuerliche Gestalten einer bizarren Künstlerfantasie. Ober dieser Leiste sind sechzehn männliche Brustbilder von Heiligen (zwölf Apostel, vier Evangelisten). Das Mittelbild zeigt den in einer Eirunde zwischen zwei Engeln sitzenden, segnenden Heiland. Alles ist von uralter, schöner Steinmetzarbeit. (Bild Seite 377.)

Die Halle dieses Chores wird von einer besonderen Vorlage gebildet, an der ebenfalls symbolische Zierarbeiten unter dem Gesimse, dann in viereckigen

Vertiefungen bemerkbar sind, z. B. Löwen, die in den Ecken Wache halten, ein Löwenbändiger (wohl Simson), ein Jüngling, der seinen verletzten Fuß auf dem einen Knie hält, die Büste einer Frau und eines Mannes, ein knieender alter, bärtiger Mann, ein geflügeltes Ungeheuer mit seinen säugenden Jungen u. dgl.

Nicht nur diese Figuren, sondern auch die Fratzenbilder und Unthiere, die sich oben an den Geländern, wie auch überhaupt auf der Stefanskirche, besonders bei den Eingangsthoren als Traufen, Tragsteine rc. vertheilt befinden, sind von eigenthümlicher Bedeutung. Nach der alten christlichen Bau-Symbolik bedeuten die Zerrgestalten, wie schon einmal bemerkt, das Dämonische, Bestialische, welches sich gegen das Himmlische auflehnt, jedoch, gleichsam erdrückt von der Masse des Heiligen, unschädlich hervorlugt. Von den aus den Drachenmäulern solcher Dachrinnen sich schonungslos und nach dem Höhenverhältniß mit vieler Gewalt auf die Köpfe der Vorübergehenden ergießenden Wasserströmen stammt das Sprichwort: „Vom Regen in die Traufe kommen".

So ist es denn eine vollständig irrthümliche Meinung, wenn man auch hier die ungeheuerlichen Köpfe mit dem sagenhaften Baphomet (Teufelsbild) der Templer vermischt; nicht minder unrichtig ist es, daß man die Figur am Riesenthore, welche den verwundeten Fuß dreieckartig auf den andern stützt, von der Freimaurerei herleitet. Diese Figur am Riesenthor ist ein durchaus religiöses Bau-Symbol; sie bedeutet nämlich: gleichwie den Verwundeten der leibliche Arzt Hilfe und Trost bringt, wird hier in dem Gotteshause auch den Seelenkranken geistige Hilfe und Trost dargebracht. Die Freimaurerei ist überhaupt niemals in dem Sinne mit den alten Bauhütten der Kirchen in Verbindung zu bringen, wie in neuerer Zeit erläutert wird.

Im Jahre 1326 begann Herzog Albrecht II. die Kirche bedeutend zu vergrößern; er ließ die Westseite, an die durch Ritter Ulrich von Tirna zur Linken die Kreuzkapelle, durch ihn selbst aber zur Rechten die Eligiuskapelle angebaut worden, beträchtlich erhöhen und die Unterkirche ihrer Breite nach bis zu den jetzigen Hauptmauern erweitern; ferner errichtete er einen Chor daselbst, der bis an den heutigen Hochaltar reichte und die Breite des Mittelschiffes hatte. Im Jahre 1339 mußte jeder Einwohner Wiens — selbst die Kinder in der Wiege wurden nicht ausgenommen — einen Groschen Steuer für den Bau von St. Stefan bezahlen. Im Jahre 1340 wurde der neue Chor und Tabernakel vom Bischofe Albert von Passau eingeweiht, ebenso der Hochalter zu Ehren des heil. Stefan consecrirt. In diesem Jahre erscheint auch bereits urkundlich der neue Karner (Beinhaus) auf dem Todtenacker und wird erwähnt, daß in demselben ein Virgiliusaltar bestand.

In jenen Tagen begann die Blüthezeit der Bauhütte von Sanct Stefan, und zwar an derselben Stelle, wo heute das sogenannte Curathaus und Alumnat (Stefansplatz Nr. 3, alt 874) befindlich. Hier wohnten obligat der Baumeister und der Hüttenknecht (Steinmetz), hier hatte die alte Innung der Steinmetze ihren Stammsitz, und zwar bis in die Vierziger-Jahre, wo das Erzbisthum eine Entschädigungssumme bezahlte, worauf die Innung auswanderte, sich provisorisch in der Dorotheengasse einmiethete, später aber das von ihr im altdeutschen Style neu erbaute schöne Innungshaus in der Wolfengasse (kleines Sackgäßchen des alten Fleischmarkt) bezog. Der Bau der prächtigen altdeutschen Dome im Mittelalter, welche noch heute als Muster der Baukunst und als schönste Zierden der Städte dastehen, versammelte folgerichtig eine Anzahl von Bauleuten, welche unter der Leitung eines Meisters standen. Eine solche Vereinigung nannte man „Bauhütte"; sie knüpfte sich innig an jedes hervorragende Bauwesen an, vorzugsweise aber an die Kirchen und Klöster, und es stand fast bis zur Hälfte des Mittelalters die Baukunst unter der ausschließlichen Obhut der Bischöfe, Aebte und Mönche. Daher wurde eine solche „Bauhütte" gewöhnlich von einem geistlichen Kirchenvorsteher gestiftet

und derselben von ihm „Regeln“ und „Gebräuche“ vorgeschrieben. Wurde doch in den ersten Zeiten alle Wissenschaft und Kunst einzig allein in den Klöstern betrieben. In ihnen zeigten sich zahlreiche Bruderschaften, es standen also hier Baukünstler, Bauarbeiter und Künstler anderer Art, zur Ausschmückung der Bauwerke gehörig, in genauer Verbindung.

Erst als sich mit der Zeit die in den Klöstern zur Ausführung der Kunstwerke aufgenommenen Laien von ihnen trennten, stifteten diese Letzteren eigene Vereine, und da dienten ihnen die Klosterbruderschaften zum Muster. Es stammten daher viele Satzungen der späteren Laien-Maurer, die noch auf den klösterlichen Ursprung hinweisen, wie z. B. das Gebot, daß keine Weiber der Bauhütte nahen durften; die Sitte, daß der Meister jederzeit „im Osten“ saß (wie die Priester in den Kirchen der Alten); das Zusammenrufen durch den Hammerschlag, der in allen Klöstern üblich war vor Einführung der Glocken und auch nachher noch in Zeiten, wo die Glocken nicht geläutet werden durften; der gemeinschaftliche Namen „Bruder“, welchen die Mitglieder der Bauvereine, sowie Mönche untereinander führten; die Brüderversammlungen unter dem Namen „Capitel“, was Alles aus dem Kloster hergenommen ist. Es war ferner das Zusammenleben der ersten Baugesellschaften während eines Baues in solid aufgeschlagenen Hütten; hier herrschte der Baumeister gleich einem Commandanten in seiner Festung, und wer nicht Baumitglied war, konnte ohne das „Paßwort“ die Hütte nicht betreten; ja es wurde überhaupt die Baukunst geheim gehalten, deshalb in eine symbolische Sprache und in symbolische Formen gehüllt, deren schriftliche Aufzeichnung oder Mittheilung an Fremde strengstens verboten blieb. Auch dieser Gebrauch ging auf die nachmaligen Laien-Maurer über.

Die Bauhütten, noch von den Kirchen und Klöstern abhängig, befanden sich in den zu diesen Bauten gehörigen Räumlichkeiten und machten einen Theil derselben aus; hier waren die Wohnungen und die Versammlungslocale der Baucorporationen, die Vorrathskammern, die Registratur (all' dieses war stabil); das Magazin für ihre Handwerkszeuge, die Arbeitsschoppen oder Hütten waren daneben angebaut und für alle Jahreszeiten eingerichtet. Ueberall, wo neue Collegial- oder Stiftskirchen, Münster, Dome, Kathedralen 2c. gebaut wurden, waren die Bauhütten neben der Baustelle angebracht, wie z. B. die Haupthütte in Wien bei St. Stefan, die zu Straßburg am Münster u. s. w. Da die freien Maurer damals ihre eigenen Capläne hatten, die zugleich auch ihre Bauschreiber waren, so wurde gewöhnlich die Bauhütte an eine Kapelle, wenn gerade eine solche vorhanden war, angelehnt, wo die Arbeitenden täglich die Messe hörten und so ihre Andacht verrichteten.

Im römisch-deutschen Reiche waren (bis zur Zeit der gänzlichen Auflösung desselben) vier Haupthütten, und zwar: Straßburg, Wien, Zürich und Cöln am Rhein. Diese bildeten vier Districte, und der „Großmeister der deutschen Steinmetze“ leitete von seinem Sitze in Straßburg aus die Angelegenheiten der vier Bauhütten, entschied in letzter Instanz und genehmigte die Pläne aller bedeutenden Kirchenbauten. Der Wirkungskreis der Wiener Haupthütte bei St. Stefan erstreckte sein Gebiet über Ober- und Nieder-Baierland, auch das Land ob der Enns, Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnten und Krain und nach der Donau obenhin, „das soll gehorsamb sein der Haupthütten zu Wien und den zehnten Pfenning reichen“, heißt es in einem alten Manuscript der Straßburger Bauhütte.

Rücksichtsvolle Unterstützung lieh Herzog Albrecht II. den um jene Zeit überhaupt sich immer mehr und mehr ausbreitenden Bruderschaften oder Zechen der Handwerker. Es war eben ein mächtiger Drang nach Vereinigung, welcher das 14. Jahrhundert in charakteristischer Weise beherrschte. Das zum Selbstbewußtsein gekommene Bürgerthum trat in Verbindung, um mit aller Kraft ein Ziel zu erstreben, welches nur durch Zusammenwirken Mehrerer erreichbar

erschien; ja sogar die Bettler vermochten dem Zuge der Zeit sich nicht zu entziehen und stifteten geordnete Genossenschaften. So geschieht bereits zur Zeit Albrecht's II. der Bettlerstiege Erwähnung, welche Gegend, da sie auf der nach Purkersdorf führenden Reichsstraße lag, für die bettelnden Wegelagerer als bester Erwerbs- und Wohnort erscheinen mußte. Es wird später über diese Zunft eingehender gesprochen werden. In ganz Deutschland vermehrte sich die Anzahl der frommen Bruderschaften, überall bekundete sich, abgesehen von der Theilnahme für alle Gesellung, das Streben, sich des seligen Lebens nach dem Tode möglichst zu versichern, wofür als vorzüglichstes Mittel Messe und Todtenfeier galten. Aus diesem Glauben gingen alle „Seelgeräthe“, wie die frommen Stiftungen und Schenkungen an Kirchen und Klöster sehr bezeichnend genannt wurden (von dem altdeutschen Worte Geräth für Testament, Vermächtniß), hervor, und sie halfen wesentlich den Reichthum, damit die Macht und den Einfluß der Kirche begründen.

In diese Bruderschaften gehörten nun auch jene Gilden, welche in Oesterreich vorzugsweise Zechen genannt wurden. Dieselben bezweckten ursprünglich die Verbindung von Handwerksgenossen und sollten als religiöse Verbindungen durch Geldbeiträge ihrer Mitglieder es diesen ermöglichen, eine anständige Todtenfeier zu erhalten und durch vielerlei Wohlthaten vielseitige Fürbitte für ihr Seelenheil hervorzurufen. So gediehen denn gar bald neben anderen geistlichen Genossenschaften und Instituten auch die „Zechen“ und entfalteten ein mächtiges Leben. Die älteste der religiösen Bruderschaften ist die St. Nikolaus-Bruderschaft. Es hatten sich nämlich schon im Jahre 1288 die Musikanten Wiens vereinigt und zur Verehrung Gottes und ihrer Kunst an der Pfarrkirche zu St. Michael die Nikolai-Bruderschaft gegründet. Um aber bei den alsbald auftauchenden Mißbräuchen des edlen Musikhandwerkes durch die fahrenden Schüler, Gaukler u. dgl., was sie öfter in Noth und Bedrängniß brachte, auch einen angesehenen weltlichen Schutzherrn zu haben, wählten sie sich zum Vogte den herzoglichen Oberst-Erbkämmerer Peter von Ebersdorf, welcher sofort der Sache eine ganz andere Wendung gab, indem er aus der einfachen Bruderschaft ein Staatsinstitut machte, das er Oberst-Spielgrafenamt nannte, und welchem bald darauf alle Musikanten des Landes untergeordnet wurden, so daß mittelst herzoglichem Befehle eigens festgesetzt wurde, wie alle „varunde (fahrende) Spielleut“ zu dem Kammeramt gehören und nur der „Spielgraf“, welchen der oberste Kämmerer ernennt, über sie zu richten hat. Peter von Ebersdorf bekleidete das Amt des Oberst-Spielgrafen von 1354 bis 1376. Dieses Amt bestand länger als durch vier Jahrhunderte.

Anfangs des 14. Jahrhunderts bestand die Bruderschaft der Notare und Beamten, welche unter dem Namen Schreiberzeche ihre andächtigen Versammlungen in der Kapelle des am Stefansplatze befindlichen Karner, genannt Vigilius-, dann Erasmus-, weiterhin Helena-, endlich Magdalenenkapelle, hatte, welche 1305 von ihnen gestiftet worden. Als die Schreiberzeche schon recht zahlreich geworden war, veranlaßte sie im Jahre 1338 den Bau der Magdalenenkirche anstatt der früheren Kapelle. Aus der Schreiberzeche ging später die St. Johannes-Bruderschaft hervor, welche ebenfalls aus Wiener Advokaten und Notaren bestand; dieselben hatten das Vorrecht, die Metten vor den hohen Festen um zehn Uhr vor Mitternacht zu halten. Das Gotteshäuschen besaß hinter der Vorstadt Laimgrube, vom Wienflusse bis zu dem Berge, auf welchem sich nachmals die Vorstadt Mariahilf erhob, ein Grundstück, das schon in früher Zeit mit Häusern bedeckt wurde, dann eine besondere Vorstadt mit einiger Gerichtsbarkeit bildete und von der Kapelle den Namen Magdalenagrund erhielt. Derselbe nahm die Gegend der heutigen Kaunitzgasse, Magdalenenstraße u. s. w. ein. Um das Jahr 1352 erscheint an der St. Michaelskirche die Frohnleichnamszeche, zur besonderen Verehrung des Altarssacramentes; derselben folgte alsbald eine gleichnamige bei St. Stefan.

Auch in Wiens Umgebungen bildeten sich Zechen, als älteste derselben erscheinen die Bäckerzeche, die St. Martinszeche und die Zeche am Neusiedel in Klosterneuburg; ferner derartige Vereine von Bauern, wie die Weinhauerzeche in Heiligenstadt und die Schefflentzech (Zeche der Schiffleute) zu St. Martin. Deren Zweck war ein vorzugsweise religiöser, ihre Versammlung geschah auf den „Zechtaydingen" (bestimmten Gerichtstagen), an solchen erfolgte die Wahl der Führer, der Eintritt neuer Mitglieder, die Leistung der bestimmten Beiträge (8 bis 24 Wiener Pfennige und eine Aufnahmegebühr im Baaren oder in Naturalien). Ihre Verpflichtungen waren auch die Anwesenheit bei den Messen und den Vigilien für die Gestorbenen, wie auch die Begleitung der Leiche zu Grabe.

Auch die Zünfte und Zechen sind im Albrecht'schen Stadtrechte mit allerlei Privilegien begabt; es ist ihnen darin aber auch strenge untersagt, sich gegenseitig zu schelten und zu beschimpfen. Besonders verpönt war der Schimpf über uneheliche Geburt: „wer dies thut, der gebe dem Richter sechzig Pfennige; spricht er aber also zu einem ehrbaren Manne, so gebe er dem Richter zwei Pfunde, und hat er der Pfennige nicht, so soll er werden geschlagen und enthäutet fast, aber nicht, wo man die Diebe schlägt (Richtplatz)". Recht komisch sind die Schimpfworte, die man sich damals an den Hals warf; am gewöhnlichsten hieß es: „Mainenutz" (nichtsnutzig, dasselbe „Mein" wie in Meineid), Hasenjäger, Vogelfaher (=Fänger), Burgerskalb, verlogen's Mandl, siebentaufter Frauentreiber, Blindschleiche, Fretter (ein Handwerker, der nur mit Noth etwas zu leisten oder sich fortzubringen im Stande ist), Stümpler (Pfuscher im Handwerk, wie man solche heute nennt), Unflatt, ausgestrichener (bereits abgestrafter) Dieb u. dgl. Frauen schalt man: lose Zähnbrecherin, eine March (Mähre), volles Säckel (betrunken) u. s. w.

Bei allen Zünften wurde die ganze Familie als zur Genossenschaft gehörig betrachtet; Frauen und Kinder, wenn diese erwachsen waren, nahmen an den Vergnügungen der Zunft Antheil und durften auf deren Unterstützung rechnen. Das Handwerk erbte gemeiniglich vom Vater auf den Sohn, welcher schon von Geburt an Zunftgenosse war, und wenn er das väterliche Geschäft erbte oder ein eigenes gründete, genoß er des Vorrechtes, geringere Taxen als Fremde zu zahlen. Ebenso war der Eintritt jenen erleichtert, welche die Tochter oder Witwe eines Zunftgenossen heirateten, und die Witwe hörte auch nach dem Tode des Mannes nicht auf, der Zunft anzugehören und konnte ihr Geschäft durch einen Genossen, nicht aber durch einen Fremden betreiben lassen. Ueberhaupt schlossen sich die Zünfte argwöhnisch gegen solche ab, und es bedurfte wiederholt landesherrlicher Machtsprüche, um zugereisten tüchtigen Meistern Eintritt in die Genossenschaften zu verschaffen.

Im Jahre 1333 findet sich das erste Beispiel von Straßenreinigung. Es erging nämlich am 5. Mai eine Verordnung wegen Reinhaltung der Straßen, worin unter andern gesagt wurde: „Da nur solche Menschen die Gassen der Stadt Wien verunreinigen, welche in Bezug auf die Anständigkeit und Sittlichkeit selbst zum Unrathe gehören, so möchten sie nicht wie die unvernünftigen Thiere sich zeigen, sondern ein Beispiel an den gesitteten Personen nehmen, widrigenfalls sie, wie der Unrath aus der Stadt, hinausgekehrt werden würden." Zu jener Zeit erscheint bereits der untere Werd (Leopoldstadt) als reicher besiedelt; es schlugen nicht blos die Fischer und Schiffer daselbst ihre Hütten auf, sondern die saftigen Viehweiden zogen immer mehr Meier und Gärtner hin, was die Errichtung von größeren Meierhöfen zur Folge hatte. Die stehende Straße nach Böhmen und Mähren lockte auch die Fuhrleute, das regere Leben natürlich die Handwerker hin; die Gartencultur bestimmte nicht minder manche reiche Bürger der Stadt, sich auf der reizenden Insel einen Lustsitz zu wählen. Auch Larichvelde (Lerchenfeld) begann besiedelt zu werden; obwohl es dort Weingärten gab, hieß es doch

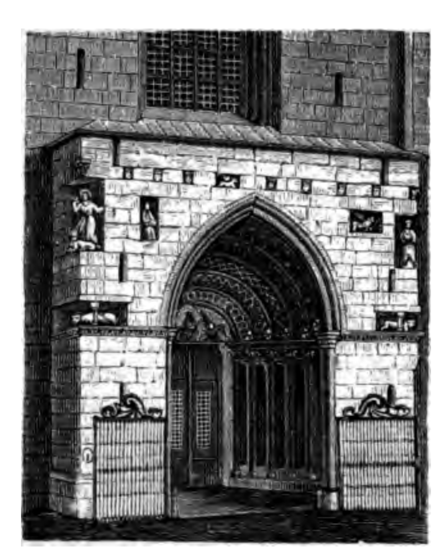
noch hundert Jahre später das „dürre Lerchenfeld“. Es ist vollkommen unrichtig, wenn man den Namen dieser Ortschaft davon ableitet, daß hier einst ein mächtiger, später ausgerodeter Lärchenwald gestanden habe; viel wahrscheinlicher ist die Vermuthung, daß einst auf diesen ausgebreiteten Flächen ein großer Lerchenfang, etwa zum Vergnügen des Hofes, errichtet gewesen.

Im Jahre 1338 errichtete ein Gutthäter, der Arzt Meister Jakob, Pfarrer zu Himberg, nächst dem Kärntnerthore das St. Colomans-Kirchlein. (Damals waren die Aerzte oft Geistliche: so Meister Simon, Arzt des Kaisers Friedrich 1240; Meister Albert von Cremona, Pfarrer in Walchenstein und Arzt Albrecht's II. 1350; Meister Cherung von Pirbaum, Bucharzt des Herzogs Rudolf IV. 1360. Domherr Suntner mag das Richtige treffen, wenn er meint, daß unter „Bucharzt“ damals Bibliothekar verstanden worden sei.) Meister Jakob schenkte das Colomans-Kirchlein an das Bürgerspital. Um dasselbe herum wurde ein Gottesacker angelegt, der, wie schon erwähnt, seine Bestimmung in recht trüber Zeit zu erfüllen hatte. Noch bis zum Jahre 1813 erinnerte an diesen Gottesacker eine Säule mit der Inschrift: „Daz paw ist volpracht zu lob Gots vnd in der eren Mariae vnd zu trost aller glaubigen seelenheil“. Dieselbe wurde, als baufällig, abgetragen und verschwand spurlos. Im Jahre 1391 erscheint der Colomans-Friedhof als „im heiligen Felde“ genannt.

Was die vorerwähnte Säule betrifft, gehörte sie unbestritten zu den prächtigeren ihrer Art. Sie stand auf einem sechsseitigen, ziemlich hohen Sockel und bestand aus drei Abtheilungen. In der unteren Abtheilung der sechsseitigen Säule waren den sechs Kanten je ein Dreiviertel-Säulchen vorgelegt, das mit einem einfachen Capitälchen abschloß, auf welchem sich nach vorne eine kleine Fiale (Schale) und hinter derselben je ein weiters Halbsäulchen erhob, das an den Kanten der Säulen in der mittleren Abtheilung hinanstieg. Die Felder der unteren Abtheilung wurden durch je einen eingeblendeten und mit Maßwerk ausgefüllten Spitzbogen angefüllt, die der mittleren Abtheilung mit Reliefs, Passions-Vorstellungen enthaltend, welche mit kleinen, weit vorspringenden Baldachinen überdeckt waren und auf Consolchen ruhten, die sich aus dem Blendornament der unteren Abtheilung entwickelten. In der obersten Abtheilung bilden sich aus den vorgelegten Halbpfeilerchen frei aufstrebende Pfeiler, welche die offene sechsseitige, zierlich ausgestattete Kapelle tragen. Die Fensteröffnungen sind spitzbogig gestaltet und mit Maßwerk versehen; den Abschluß bildet ein sechsseitiger Spitzhelm, der mit einer Kreuzblume besetzt ist. Diese Säule diente wahrscheinlich dazu, eine Lampe aufzunehmen, in welchem Falle sie die Bestimmung einer sogenannten „Todtenleuchte“ auf dem Friedhofe hatte. Es war eben eine schöne, uralte Sitte in der christlichen Kirche, die Grabstätte theurer Todten von Zeit zu Zeit oder bleibend mit einem Lichte zu schmücken, was symbolisch ein Sinnbild des ewigen Lichtes des Glaubens bedeutete, das für die Todten nie erlöschen und ihnen zur glücklichen Auferstehung leuchten möge. Im Mittelalter blieb das Licht nicht auf das Grab beschränkt (wie heute, wo man nur am Allerseelentage ein brennendes Licht in einer schönen Laterne auf das Grab setzt), sondern man wollte, daß es für alle am Friedhofe Beerdigten leuchte, und deshalb baute man solche Todtenleuchten auf den Friedhöfen gerne recht hoch, um damit das Licht darin alle Gräber überstrahle. Solche Leuchten besitzt noch Klosterneuburg (ein sehr prachtvolles Werk von etwa 30 Fuß Höhe, mit Reliefs aus dem Leben Jesu) auf dem heutigen Kirchenplatze, der früher der die Kirche umgebende Friedhof war; Penzing (deren Höhe hat 26 Fuß); Wien, und zwar am Stefansdom an der Front bei der Tyrnakapelle (ein sehr einfaches Kästchen); dann eine zweite sehr schöne auf der Südseite bei der Eligiuskapelle, ähnlich einem Sacramentshäuschen.

Im Jahre 1339 wurde der Bau der Augustinerkirche mittelst
licher Unterstützung der Herzoge Albrecht und Otto durch den Bau
Dietrich Landtner aus Piern vollendet; die Einweihung verzögerte sic
bis zum 1. November 1349, wo sie durch den Erzbischof von Apamea, Ort
von Arzenbruck, vollzogen ward. Im Jahre 1345 räumte Dietric
Fluschart, Richter zu Wien, den Augustinern ein Haus vor dem Werde
eigenthümlich ein. Wenn die Kirche auch heute in ihrem Aeußeren umgestalt
so hat sie dennoch im Innern ihre Abtheilung in Chor und Schiff beibehalt

Am 25. August 1350 war die St. Michaelskirche abermals von
Feuersbrunst heimgesucht worden, wobei die Glocken, sämmtliche Bücher, Sch
Geräthe und Paramente (Altargeräthschaften) zu Grunde gingen. Der pass
Official Ulrich von Lisereck erließ nun einen Aufruf und Sammelbr
alle Bewohner des Kirchsprengels zur Wiederherstellung der Kirche, und das R
dieser Sammlung war so bedeutend und ergiebig, daß nicht nur die Kirche n
hergestellt, sondern auch ein neuer F
leichnamsaltar erbaut werden konnt
welcher Gelegenheit sich die berei
wähnte Bruderschaft des heiligen F
leichnam bildete. Im selben Jahre
der seinerzeit erwähnte Stibor Ch
(Kressel), Küchenmeister Herzog Alb
schöne Stiftungen, ja er ließ die Nik
kapelle in ihrer jetzigen Gestalt neu er



Das Riesenthor. (Seite 370.)

Im Zeitraume der Jahre 13
1360 fand der Neubau der Mino
kirche statt, zu welcher sowohl H
Rudolf III. und Herzogin Isa
von Arragonien, wie auch andere
thäter, darunter die herzoglichen Käm
Ulrich Pentzo (gest. 1339) und He
Malkasten (gest. 1353), namhafte
stützungsbeiträge lieferten. Den Bau f
einige den Minoriten angehörige
meister, so Frater Nikolaus, A
Hanns und der Bruder Jakob,
vater Herzog Albrecht's II., welche
schöne Portal zugeschrieben wird. Bruder Konrad schmückte die Kirche mit
reren Gemälden seiner Hand. Und daß in jenen Tagen auch die Poesie ihre
fand, davon giebt eine Handschrift Zeugniß, welche noch Ende des 18. Ja
derts die Klosterbibliothek bewahrte. Ein vier Seiten langes Gedicht behand
Tischzucht und giebt Regeln und Vorschriften, wie man sich bei Tis
benehmen habe. Es ist somit anzunehmen, daß man damals den darin anges
Weisungen stark entgegenhandelte. Es heißt in denselben:

„Beschneidet die Nägel ab den Händen,
Sind sie lang, daß sie Euch nicht schänden.
Wollt Ihr nicht sitzen als ein Gauch,
So entlasset den Gürtel um den Bauch.
Wollt Ihr zu Hof Brot schneiden,
So sollet Ihr das vermeiden:
Setzt es nicht vorn an die Brust,
Nach der kranken Weiber Gelust,
Die dazu zwingt ihre kranke Noth,
Das ist zu Hof ein großer Spott.

Und in das Tischtuch schneuzet sich,
Als ich deß kann besinnen mich,
Kein züchtig Mann."

Ehe man trinkt, soll man den Mund abwischen, nicht in den Becher blasen und vom Essen nichts in Mund haben. Es heißt diesbezüglich:

„Wer in dem Mund das Essen hat,
Und dazu trinket als ein Vieh,
An dem ich diese Unzucht sieh',
Dem rath' ich das mit Treuen wohl,
Daß er es fürbaß meiden soll.
Ich wähn', daß es auch nicht wohl stat (steht),
Wer das Bein genaget hat,
Und es wieder in die Schüssel thut."

Auch Salz und Senft soll man nicht mit den Fingern reichen oder nehmen, und wer Eier ißt, mag sich vorerst das Brot richten und sich ebenfalls hüten, mit den Fingern in dieselben zu greifen. Der Schluß lautet:

„Ihr laßt auch, lieb' Gesellen mein,
Das Suchen mit der Zunge sein
In dem Munde. das übel stat (steht),
So ihr von dem Tische gat (geht).
Hier hat die Tischzucht ein Ende,
Gott behüth uns an alle Missewende
(Mißdeutung). Amen."



Die Eirunde am Riesenthor. (Seite 370.)

Der Verfasser dieses Gedichtes möchte wohl jener Caplan sein, der ihm Jahre 1356 einer österreichischen Herzogin auf ihr Befragen, ob sie nach der Feierglocke noch der Ergötzlichkeit pflegen solle, zur Antwort gab:

„Frisch auf um Fünf, zu Tisch um Neun,
Zu Tisch um Fünf, zu Bett um Neun,
So lebst der Jahre Neunzig und Neun."

Im Jahre 1348 kamen die Kanonissinen des heiligen Augustin, welche vordem ein kleines Kösterlein im „Aubusch" (heutiger Prater, der sich damals viel weiter gegen die Stadt heranzog) bewohnten, statt der ausgestorbenen Predigerinnen (Dominikanerinnen) in das Lorenzerkloster am Alten Fleischmarkt, woselbst sie 1350 Herzog Albrecht II. bestätigte; 1357 erfolgte auch die Bestätigung des Cistercienserinnen- oder sogenannten grauen Ordens im Kloster St. Nikola vor dem Stubenthor (Landstraße, in der Niederung gegen Erdberg gelegen, wo noch in später Zeit der Friedhof und eine St. Nikolauskapelle bestand). Eine wichtige Stiftung Albrecht's war das Armenhaus St. Theobald (im Volksmunde Diebold) für adelige Frauen. Er gündete dasselbe 1349 vor der Stadt, wo über die Vorstädte hinaus ein Erdhügel als gehobener Rücken zwischen den Einschnitten der Wien und des Ottakringer Baches aufragte, und zwar an der Stelle gelegen, welche bis in die neueste Zeit das Haus, genannt Casapiccola (nicht „kleines Haus" bedeutend, sondern weil Herr Dominik Casapiccola darin ein Kaffeehaus errichtete), am Eingange der Mariahilferstraße, und das nebenliegende Haus (später der städtische Getreidekasten, dann Magazin für die Treppen und Gerüste bei Ueberschwemmungsgefahr) einnimmt. Die Kapelle St. Theobald und das Spital daselbst wurde von Albrecht II. und seiner Gemalin Johanna „zu

Ehren Gottes, der heil. Katharina und des heil. Theobald" gestiftet, damit dort zwölf ehrbare adelige Frauen, dürftige, alte oder krankhafte Witwen und Jungfrauen verpflegt würden. Das Recht der Pfründenverleihung stand nur der ältesten Herzogin, oder in deren Abgang dem ältesten Herzoge von Oesterreich zu. Kurz nach der Stiftung wurde jedoch die Bestimmung geändert, nämlich 1354 verordnet, daß die zwölf Frauen dem Büßerorden des heil. Franz angehören sollten. Sie besaßen auch ein Haus in der Schenkenstraße. Endlich ist Albrecht auch (1357) der Stifter des Dorotheerklosters (in der damaligen Färber-, später Dorotheergasse gelegen), welches die Bestimmung hatte, als Beneficiatkapelle für einen Weltpriester zu dienen. Nach der Aufhebung, im Jahre 1782, wurde Kirche und Kloster zum Versatzamte verwendet.

Im Jahre 1349 gab Albrecht dem Dorfe Erdberg eine bestimmte Verfassung und ein Grundbuch, Schöff- (Schiff-) Straße genannt. Die Einkünfte überließ er seiner Gemalin Johanna, so lange sie lebte; nach ihrem Tode fiel Alles dem Landesfürsten zu. Aus jener Zeit stammt auch die dortige Pfarrkirche St. Peter und Paul. Der herzogliche Forstmeister Werner der Schenk (gest. 1364) erbaute zur selben Zeit die Kirche in Hütteldorf; dessen Grabstein befindet sich noch heute in der Pfarrkirche daselbst.

Besonders bemerkenswerth ist endlich noch das Vorhandensein eines Gesundbrunnen in jenen Tagen. Derselbe lag in der Roßau, auf dem Territorium des gräflich Clam-Dietrichstein'schen Palais (vormals Jesuiten-Lustgarten), woselbst der berühmte Professor Crantz die Mineralquelle 1777 neuerdings auffand und sie „Eisenbrunnen" nannte. Im Jahre 1350 hieß diese Quelle der „Pletzenbrunnen" und gehörte dem Ritter Dittmar von Meinhardsdorf, welchen Besitz ihm der Schottener Amtmann Benedikt zusprach.

Vom vorgenannten Amtmann weiß die Chronik ganz Außerordentliches zu berichten. Derselbe soll aus ansehnlichem Geschlecht gestammt haben, aber in der Jugend ein recht wilder Geselle gewesen sein. Von Gewissensbissen getrieben, habe er sich endlich in das Asyl des Schottenklosters geflüchtet, wo er um Aufnahme bat und diese auch, um seiner Reuebezeugung willen, fand. Er verurtheilte sich nun selbst zu den niedrigsten Arbeiten, wobei er nicht anders als „Knecht Benedikt" genannt sein wollte. Manchmal nahte sich ihm der Versucher in nächtlichen Träumen und malte ihm das ehemalige Lockerleben in verführerischen Bildern vor, aber er bekämpfte mannhaft die wiedererwachende böse Lust. Die Sage machte daraus den wirklich durchgeführten Kampf mit dem ihm erscheinenden Satan, den er, nach echt volksthümlicher Gepflogenheit, „derb um die Erde gehauen" haben soll und wo noch lange nachher das Volk im Klostergange die Spuren dieser mitternächtlichen Balgerei erblickt haben will. Jedenfalls war dieser Benedikt einer der merkwürdigsten Männer des Stiftes, welcher es endlich zum berühmten Volksredner, Prior des Hauses, Rath und Hofcaplan Herzog Albrecht's II., endlich zum Abt von Seitenstetten brachte, wo er nach einem vierjährigen weisen Regimente starb.

Herzog Rudolf IV., der Stifter.

Schon Herzog Albrecht der Weise hatte in den letzten Jahren seiner Regierung wahrgenommen, daß sich das Haus Luxemburg, welches sowohl zur Herrschaft im Deutschen Reiche gelangte und auch den böhmischen Königsthron einnahm, viel rascher und glänzender entwickelte, als es bei seinem eigenen Stamme der Fall

war. Kaiser Karl IV. hatte es verstanden, Böhmen in kürzester Zeit zu heben, er richtete die Hofhaltung in Prag auf das glanzvollste ein; das daselbst gestiftete Erzbisthum machte das Land in kirchlicher Hinsicht unabhängig, während es für Wien nicht einmal gelungen war, ein Bisthum zu erringen; und nun gar hatte Prag eine Universität, welche es zum Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland machte; am allermeisten aber fühlte Oesterreich seine politisch untergeordnete Rolle durch die am Reichstage in Nürnberg 1356 erlassene kaiserliche goldene Bulle, durch welche Böhmen zur wichtigsten Stellung unter den weltlichen Kurfürsten gelangte, während Oesterreich in die gleiche Reihe mit den unbedeutendsten Reichsständen gestellt ward. Hatte daher schon Albrecht II. dafür gesorgt, durch feste Bündnisse mit Böhmen und Bewahrung der Einigkeit im Innern des Landes nach Möglichkeit für sein Haus und dessen Besitz zu wirken, um wie viel mehr ließ es sich der thatkräftige, neunzehnjährige Herzog Rudolf IV. angelegen sein, das Ansehen seines Hauses und des Landes durch alle Mittel zu heben.

Es gab hierzu zwei Wege, welche Rudolf mit vielem Glücke betrat. Zuerst suchte er die Lebenskraft und das Ansehen seiner Länder durch innere Ordnung, neue Schöpfungen und Verbreitung der Cultur zu heben, gleichzeitig aber auch deren Ansehen nach außen in jeder Weise zu mehren. Zum letzten Zwecke griff er sogar zu einem Mittel, das wohl nicht zu billigen ist, im Mittelalter jedoch häufig angewendet wurde; er nahm die vom Kaiser Friedrich thatsächlich dem Babenberger Heinrich Jasomirgott verliehenen Vorrechte zum Ausgange, dehnte sie aber weit mehr aus, als es in jener Urkunde ausgesprochen war, und nahm nicht nur völlige Unabhängigkeit, sondern selbst königliche Ehren in Anspruch. Mit diesen ganz unrichtigen Briefen und zugleich durch Bündnisse gestärkt, schritt Rudolf zur Verfechtung seiner Ansprüche. Bei seinem Regierungsantritte verschmähte er es, um Belehnung einzuschreiten, nannte sich zuerst Erzherzog, Pfalzerzherzog und Herzog von Schwaben, bestellte als „allgemeiner, mit kaiserlicher Machtvollkommenheit eingesetzter Landesherr" Erzämter und einen Erzkanzler, nahm in Wien, auf einem goldenen Stuhle sitzend, die Huldigung entgegen; dies geschah am 20. November 1359 auf dem Platze, noch jetzt „der Hof" genannt, vor der alten Burg der Babenberger, woselbst herkömmlicherweise die herzoglichen Lehen „sub divo" (unter freiem Himmel) ertheilt wurden. Rudolf legte sich ferner ein neues Wappen — fünf Adler im blauen Felde — bei und schmückte seinen Herzogshut mit dem Bügel und Kreuze der deutschen Krone.

All' dieses unberechtigte Vorgehen wurde vom Kaiser Karl IV. wohl gefühlt, indeß es war ja Rudolf sein Schwiegersohn (derselbe hatte sich im Jahre 1357 mit der böhmischen Prinzessin Katharina verehelicht). Wenngleich nun der Kaiser die Urkunden, welche er als unecht erkannte, nicht anerkennen mochte, ja Oesterreich sich mehrmals von einem Kriege bedroht sah, namentlich als der Herzog auch seine Pläne zur Erweiterung seines Ländergebietes ebenso klug als nachdrücklich in Bezug auf Tirol und Görz betrieb; wiewohl Karl das rasche Erblühen des Hauses Habsburg mit scheelem Auge ansah, gelangte Karl, bewogen durch Vermittlung seiner geliebten Tochter Katharina, doch endlich dahin, daß er von allem gewaltsamen Vorgehen gegen Rudolf abstand und die Zukunft der beiden Häuser durch enge Erbverträge verband.

Es können in unserer Geschichte der Kaiserstadt Wien diese für Habsburgs Schicksale so wichtigen Welthändel nur so kurz berührt werden, als zur Charakteristik des Herzogs unerläßlich ist, desto genauer aber muß von seinen unablässigen Bestrebungen für das Emporblühen und den Glanz seiner Hauptstadt berichtet werden. Vorher jedoch werfen wir noch einen Blick auf seine Erziehung.

Es war dem jungen Herzoge nicht vergönnt gewesen, gleich seinem Schwiegervater, Kaiser Karl, sich an der bedeutsamsten Quelle des Wissens in der damaligen

Zeit, an der Pariser Universität, auszubilden, das mochte er übrigens auch später bei all seinem geistigen Streben recht schmerzlich empfunden haben; indeß ersetzte dennoch die sorgfältige Erziehung, welche ihm sein Vater durch gelehrte und weise Männer hatte geben lassen, diesen Abgang in hinreichendem Maße. Zu diesen Letzteren gehörte vor Allen der gelehrte Magister Thomas von Straßburg, der in Paris lange die Theologie vorgetragen hatte und in Wien als Augustiner-Ordensgeneral starb (1357), ferner die Grafen Ulrich von Pfannberg und Konrad von Schaunberg. In inniger Verbindung lebte Herzog Rudolf ferner mit dem berühmten Grafen Ulrich von Schaunberg, über welchen noch heute so irrige Meinungen verbreitet werden, daß über dieselben eigens zu sprechen ist.

Graf Ulrich I. von Schaunberg verdankt seinen Ruhm keineswegs einer hervorragenden Begabung oder außergewöhnlichen Thaten, sondern einer mißverstandenen Aeußerung und dem leidenschaftlichen Aerger eines Chronisten, endlich dem Scharfsinne neuerer Gelehrten, welche den Worten des Grafen durch willkürliche Deutungen eine Bedeutung abzugewinnen suchten, die nicht in ihnen gelegen war; es war eben die Zeit des beginnenden modernen „Culturkampfes“, und da brauchte man einen Kämpen aus dem Mittelalter für derartige Zwecke. So wird denn von gewisser Seite Graf Ulrich als Pädagoge, Leiter, Führer und Tyrann des Herzogs dargestellt. Zu seinem Pädagogen war der kaum achtzehnjährige Graf viel zu wenig passend, als daß ihn der weise Vater zur Erziehung und zum Unterricht gewählt haben konnte; anderntheils war Rudolf keineswegs der Mann, sich von irgend einem Menschen „tyrannisch“ beeinflussen zu lassen. Der Graf war mit dem jungen Herzoge eng verbunden, die Geistlichkeit, Stifte und Klöster hatten nicht mit Unrecht Ursache, sich über willkürliche Bedrückungen und herrisches Verfahren des Herzogs zu beklagen und unzufrieden zu sein, was Wunder dann, wenn man die Geschehnisse dem mit dem jungen Fürsten eng verbundenen und einflußreichen Grafen Ulrich zuschrieb und dergestalt recht bitterböse über ihn urtheilte.

Noch größere Ehre und Ruhm trug es in der neuen Zeit dem Grafen ein, daß er — wie Annalisten wissen wollen — den Papst den „gaissenen Vater“ (ein fast unübertragbares Wortspiel mit den Bedeutungen gähren, Begierde, Geiz und Bock) genannt und sich gerühmt habe, er wäre in seinem Gebiete selbst Papst, König, Bischof, Archidiacon und Dechant; wie er auch überhaupt die Priester gehaßt, den Klerus gedrückt und beraubt habe. Das nannte man und darin erkannte man eine „über die Vorurtheile der Zeit weit hinausragende“ Ansicht. Die höchste Bewunderung rief jedoch sonderbarerweise eine angebliche Behauptung Ulrich's hervor: „Es ist und lebt zwar ein allmächtiger Gott, zu dem nach dem Tode und der Verwesung des Leibes der Geist zurückkehrt, entweder rein oder befleckt, ohne Rücksicht auf seine Handlung“. Bis in die neueste Zeit nennt man dies das Product „erleuchteten und tiefsinnigen Denkens!“ Derlei hohle Phrasen hörte man zu allen Zeiten bis heute in jeder Kneipe.

Anderntheils heißt es weiter, daß er der ärgste Tyrann nicht blos gegen den Klerus gewesen, sondern auch seinen Unterthanen gegenüber ganz neue und unerhörte Bedrückungen erfunden habe. So legt man ihm, bei Gelegenheit einer Seuche unter den Pferden, die Worte in den Mund: „Gott, wenn auch alle meine Rosse umfallen, so werde ich dennoch nicht wie Du auf eine Eselin steigen, sondern auf meinen Bauern reiten“. Zur Strafe für alle diese Frevel habe seine Gattin eine Mißgeburt mit einem Hundskopf zur Welt gebracht (wer denkt da nicht an eine Verquickung mit dem Arnstein'schen Grabmal in Alland und der diesbezüglichen Sage, von welcher bereits Seite 334 gesprochen worden ?), und er selbst habe ohne den Trost der Religion sein Leben enden müssen, obwohl mehrere Priester ihn umstanden.

Mag nun auch möglicherweise allen diesen Behauptungen ein Körnlein Wahrheit zu Grunde liegen, so steht doch das Eine durch Urkunden unwidersprechlich

festgestellt, daß er den Klerus nicht haßte und kein Irrgläubiger, vielmehr ein Freund der Geistlichkeit und ein rechtgläubiger Christ gewesen. Er stiftete im Jahre 1365 mit seinem Bruder Heinrich ein ewiges Licht „zu unserer Begräbniß zu Wilhering für den heiligen Kreuzaltar“, ferner eine Messe daselbst, und im Nekrologe des Klosters steht er ganz allein als des Klosters freigebiger Wohlthäter und großer Freund der Kirche eingezeichnet. Nicht minder schenkte er dem Stifte Lambach mehrere Güter, „damit die Mönche am Namenstage seiner Mutter ein Seelenamt singen“. Dazu sieht er sich bewogen, „in Ansehung der freundlichen Treue und Liebe, die Abt Ulrich zu ihm hat und haben wird in geistlichen und weltlichen Läufen“.

Graf Ulrich von Schaunberg war jedenfalls eine bedeutende und einflußreiche Persönlichkeit, weshalb ihn schon Herzog Albrecht auszeichnete und an sich zu ziehen bemüht war, er schenkte ihm ein Haus in der Walch- (Wallner-) Straße zu Wien und übertrug ihm den Schirm aller Besitzungen des Klosters Lilienfeld auf dem linken Donau-Ufer. Herzog Rudolf stand in inniger Beziehung zu dem Grafen, und dieser Letztere wird fast unzertrennlich in seiner Umgebung gefunden; so erblickt man denn, allerdings nicht ganz mit Unrecht, in Ulrich den eigentlichen Ursprung mancher Schritte und Maßregeln des Herzogs. In dem Kriege, welcher wegen Besitznahme Tirols mit den baierischen Herzogen ausbrach, standen die Brüder Schaunberg auf der österreichischen Seite; sie begleiteten Rudolf auf seinem Heerzuge nach Baiern und vertheidigten die ihnen verpfändete Stadt Schärding siegreich gegen das Belagerungsheer der baierischen Herzoge; auch im Kriege gegen den Patriarchen von Aquileja unterstützten die Grafen den Herzog mit Mannschaft und Geld, ja sie schlossen sich persönlich der Heerfahrt an. Ulrich war mit Elisabeth, der Schwester des Burggrafen von Nürnberg, vermält.

Herzog Rudolf nahm sofort nach seinem Regierungsantritte in seine Umgebung die gelehrten Bischöfe Albrecht von Passau und Johann von Brixen; den Letzteren erhob er zu seinem Kanzler und schenkte ihm sein besonderes Vertrauen. Durch diesen vorzüglich wurden die Unterhandlungen wegen der Errichtung einer Universität zu Wien mit dem päpstlichen Stuhle eingeleitet, welche durch die Hände des gelehrten Geistlichen Albert de Saxonia, dem einfachen Sohne eines Landmannes, späteren ersten Rectors der Wiener Universität, gingen.

Gleich bei Beginn seiner Regierung war Herzog Rudolf eifrig auf die Vergrößerung und Verschönerung der Stefanskirche bedacht; er wollte dieselbe zu einem der Großstadt würdigen Münster umgestalten und betrieb demgemäß eifrig die schon von seinem Vater in Angriff genommenen Neubauten bei derselben. Unter ihm erhielt die Stefanskirche, wenigstens dem Plane nach, erst ganz die gegenwärtige Gestalt. Er vollendete nicht nur den von seinem Vater angefangenen Bau des unteren Kirchentheiles mit gänzlicher Schließung der Gewölbe und mit Aufsetzung des hohen Daches, worauf derselbe zu Ehren „aller Heiligen“ geweiht wurde, sondern begann auch, indem er den Albertinischen Chor abbrechen ließ, einen neuen erweiternden Bau an diesem Theile des Gebäudes, wozu er am 7. April 1359 den ersten Stein zur Grundfeste legte.

Anwesend bei dieser Feierlichkeit waren seine Gemalin Katharina, seine Brüder Friedrich, Albrecht und Leopold, Markgraf Meinhart von Brandenburg, Herzog Wenzel von Sachsen, Herzog Peter von Bourbon (einer der berühmtesten Helden Frankreichs, welche der Schlacht von Cressy beigewohnt und die Belagerung von Calais geleitet hatte), Graf Meinhard von Görz und viele Würdenträger des Reiches, Vertreter der Residenzstadt, Geistlichkeit u. s. w.

So entstanden der jetzige Kaiser- und Frauenchor, den aber Rudolf nur über die Grundfeste brachte; gleichzeitig gründete er die beiden hohen Thürme,

welche recht sinnig über die Vorsprünge des Kreuzes gestellt wurden, da an der Hauptseite, die unverändert bleiben sollte, ohnehin zwei bereits standen. Die zahlreichen Zierarbeiten und Bildsäulen, mit denen dieser prachtliebende Fürst die Kirche im Inneren und Aeußeren schmücken ließ, verfertigten die drei sehr geschickten Meister Ulrich Helbling, Heinrich Kumpf (ein Hesse, auch Kußkump, nämlich Henricus-Kumpf genannt) und Christoph Horn von Dinkelsspül. Den Bau selbst unternahm ein einfacher Meister, Wenzla aus Klosterneuburg, und mit Beginn des 15. Jahrhunderts, als derselbe starb (1404), war bereits der größte Theil der Hochkirche und der große Thurm auf zwei Dritttheile vollendet. Uebrigens hatten schon zu seinen Lebzeiten ihn Peter von Brachawitz (gest. 1429) und Ulrich Helbling (gest. 1417) unterstützt.

Herzog Rudolf hatte sich ferner schon in seinen Kindeszeiten vorgenommen, eine fromme Stiftung zu machen; er veränderte daher noch bei Lebzeiten seines Vaters jene Wohnung, die er zu Wien in dem Burgthurme neben dem Widmerthore gehabt hatte und worin er auferzogen worden war, in eine Kapelle und stiftete sie im Jahre 1356 mit Rath und Hilfe seines Vaters. Nach dessen Tode ersuchte er Papst Innocenz VI. um die Einwilligung, daß er zur Vermehrung des Gottesdienstes in seiner Hofkapelle eine Probstei errichten dürfe, was ihm auch 1359 nebst der Erlaubniß zugestanden worden ist, daß seine Chorherren sich einer rothen Kleidung bedienen durften. Er wünschte freilich zuerst, daß der Bischofssitz von Passau nach Wien übertragen würde, sowie einst der Bischofssitz von Lorch nach Passau übertragen worden, allein die mit der päpstlichen Curie diesbezüglich angebahnten Verhandlungen blieben fruchtlos. So mußte sich denn der Herzog mit der Propstei begnügen; weil er aber alsbald einsah, daß der Raum der Burgkapelle für so viele Geistliche und für das Volk zu klein wäre, änderte er seinen Sinn und übertrug die Propstei mit Einwilligung des Papstes Urban V. nach Sanct Stefan. Er übergab die neue Kirche dem Propst und den vierundzwanzig Kanonikern, fürstete den Ersteren und derselbe hatte die Berechtigung, wie die Bischöfe Stab und Inful zu tragen; doch stand ihm auch das Recht zu, ritterliche Wehr und Harnisch zu gebrauchen; den Domherren wurden rothe Talare wie den Cardinälen zugestanden. Zur Wohnung wurde ihnen der Zwettlhof (Stefansplatz Nr. 6, alt 868 und 870) angewiesen, den der Herzog vom Stifte erkaufte; gleichzeitig beschenkte er auch die Kirche mit einem großen Schatze kostbar gefaßter Reliquien. Wiederholt besuchte der Herzog selbst mit seiner Gemalin und glänzendem Gefolge den Bau, nahm die Fortschritte an demselben in Augenschein und eiferte die Arbeiter durch Geldspenden zu rascher Förderung an. Die Propstei „bei allen Heiligen", wie die neue Kirche geweiht worden, ohne daß diese Benennung die im Volksmunde gerecht gewordene „Sanct Stefan" je verdrängen konnte, unterstand unmittelbar dem Papste. Der Herzog ertheilte später (1363) dem Propste auch das Richteramt über alle der Kirche eigenen und vogtbaren Güter; dazu gehörten auch die sogenannten „Achaziusgüter", namentlich die zu der von dem letzten Pfarrer Leopold von Sachsengang (gest. 1366) im Jahre 1357 gestiftete Kapelle im Pfarrhofe (heutigen Bischofhof), welche den heiligen Andreas und Achazius geweiht wurde, gehörigen Liegenschaften auf der Wieden. Der erste Propst von St. Stefan war Johann Mayerhofer, welcher recht nützliche Satzungen für das Kapitel machte; er kaufte auch einen Wald zu St. Veit und einen Hof zu Speising für dasselbe. (Er starb 1402 als Bischof von Gurk.)

Am 25. Mai 1559 verfügte sich Herzog Rudolf in das Kirchlein zu St. Dorothea, dessen Einweihung an diesem Tage statt hatte, und im September traf die Nachricht von dem zu München durch die Gräfin Margaretha von Tirol, genannt „die Maultasche", errichteten Vermächtnißbriefe, durch welchen sie, für den Fall als ihr Gemal und ihr Sohn ohne Leibeserben stürben,

die Grafschaft Tirol, Görz, die Gegend an der Etsch mit der Burg Tirol und allen anderen Burgen an die vier Brüder, Herzoge von Oesterreich, fallen sollen. Um jene Zeit war es, daß die Veste Rauheneck bei Baden einen gewaltigen Anstoß für die Wiener abgab. Philipp von Pillichsdorf hatte sich, nachdem er seinem Schwiegersohne Bunzel von Rauheneck die schöne Veste durch List abgenommen, ungescheut als „Herr von Rauheneck" genannt und von diesem Felsenschlosse aus harte Wegelagerung getrieben. Dadurch wurden endlich die Wiener, deren Verkehr recht schweren Schaden litt, genöthigt, mit Erlaubniß des Herzogs gegen den Raubritter auszuziehen und sie zerstörten das von ihnen eroberte Schloß. Bei der Erstürmung wurde der Pillichsdorfer gefangen, aber er wußte alle Schuld der Räubereien auf seinen Burgvogt Elias zu schieben, der ohne Auftrag all die Gräuel verübt haben sollte, und so beschloß dieser Sündenbock seines Herrn sein Leben als Gefangener im Rothen Thurme zu Wien. Johann Turso von Rauheneck nahm nun die Herrschaft in Besitz und begann den Wiederaufbau der Burg, wie selbe in den Ruinen noch heute ersichtlich.

Im Jahre 1360 führte der Herzog die Carmeliter oder „Brüder vom Berge Carmel", auch von ihrer Ordenskleidung die „weißen Brüder" genannt, unter ihrem Prior Michael von Hochstetten in Wien ein und übergab ihnen das Johanneskirchlein und dabei befindliche Hospitz im oberen Werd (Roßau), welches die Augustiner aufgegeben hatten. Der Orden hatte die Verpflichtung, bei Festzeiten mit Fahnen und Heilthümern (Reliquien) den Pfarrer von St. Stefan zu begleiten, dem Jahrtage für Herzog Rudolf in der Stefanskirche beizuwohnen und andern Tags einen solchen in eigener Kirche abzuhalten. — In demselben Jahre wurde auch die im ersten Stockwerke gelegene Salvatorkapelle vergrößert, indem der Bürgermeister Heinrich der Schuechler den Fußboden bis auf die ebene Erde herabließ, wobei eine Umgestaltung des Innern und Aeußern bewirkt wurde; im Jahre 1361 fand die Einweihung statt. — Im Jahre 1363 stiftete Herzog Rudolf nahe der alten Kirche St. Theobald auf der Laimgrube ein Frauenkloster des St. Clara-Ordens für zwanzig Frauen und eine Aebtissin und wurde selbes an der Stelle gebaut, wo heute die Kirche des heiligen Josef und das Gebäude der ehemaligen „Carmeliter ob der Laimgrube" befindlich ist. Im gleichen Jahre stiftete er die Fürstengruft bei Sanct Stefan für sich und seine Nachfolger; in dieselbe führt heute die in der Mitte der Kirche, gleich vor dem den Chor beim Hochaltar umgebenden Geländer befindliche, mit einer großen Marmorplatte bedeckte Oeffnung hinab, und zwar mittelst einer geräumigen Treppe von vierzehn Stufen. Oben am Gewölbe ragt eine in Stein gehauene Hand hervor, nach der Mitte, auf die Grabstätte Herzog Rudolf's IV. weisend. Auch von außen führt ein Eingang in die Gruft, neben dem Todtengräberhäuschen, bei der sogenannten „Crucifixkapelle".

Ganz besonders zu erwähnen ist hier des Herzogs Verordnung zur Feier des Frohnleichnamsfestes, welches von da an öffentlich begangen werden sollte. Seit 1264 vom Papste Urban IV. am Donnerstage nach dem Dreifaltigkeits-Sonntage zu begehen verordnet, kam es in Wien durch eine Stiftsurkunde des Pfarrers Magister Heinrich im Jahre 1334 in Aufnahme, da derselbe verordnete, daß fünfzig oder wenigstens vierzig Priester dem in der Kirche abzuhaltenden feierlichen Frohnleichnams-Umzuge und dem darauf folgenden Hochamte beiwohnen sollten; auch stiftete er gleichzeitig einen Frohnleichnams-Altar, für welchen er ein mit Gold und Edelsteinen geziertes Marienbild schenkte, welches während der Procession feierlich mitgetragen und nach der Vollendung wieder an seine Stelle gesetzt werden sollte. Der Herzog aber verfügte: „Den Gottsleichnamtag soll man auf gleiche Weise begehen wie den Weihnachtstag; dann soll man das Heiligthum, das da ist, und alle Himmel (Tragbaldachine) und dreißig Kerzen und zehn

Windlichter umtragen in der Stadt, und dazu sollen kommen alle Pfarrer, alle Klöster und alle Kapellane, und alle Pfaffen mitsammt den deutschen Herren, Johannesrittern, Heiligengeistern und Spitälern in der Stadt und Vorstädten, mit all ihrem schönsten Gezierd, auch gegen St. Stefan gehen und mit der ehgenannten Procession umgehen."

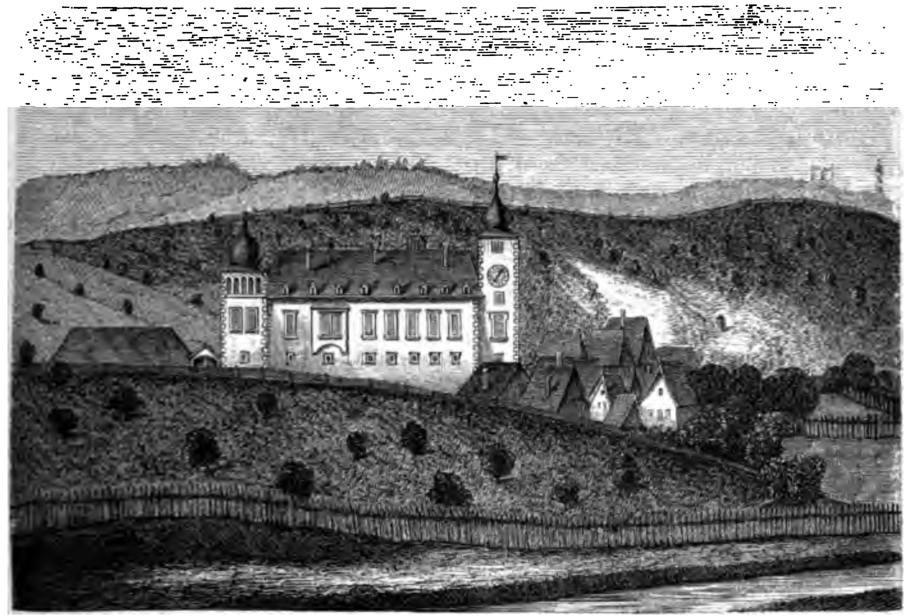
Mittlerweile hatte Herzog Rudolf IV. die Stadt verlassen gehabt; wir finden ihn am 21. Mai 1360 zu Seefeld an Mährens Grenze, woselbst ihn und seine drei Brüder Kaiser Karl IV., nachdem vier Tage vorher durch Vermittlung des Königs Ludwig von Ungarn eine Aussöhnung zu Tyrnau stattgefunden, mit Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, der Mark Portenau und den Vorlanden belehnte. Am 31. December befindet sich Rudolf in Preßburg, wo es ihm gelungen war, für sich, seine Brüder und Herzog Meinhard III. von Baiern mit den Königen Ludwig von Ungarn und Casimir von Polen ein Bündniß zu schließen, das die gegenseitige Vertheidigung ihrer Reiche zum Zwecke hatte. Leider traf schon im nächsten Monate die Nachricht in Wien ein, daß Herzog Meinhard, der Verlobte von des Herzogs Schwester Margaretha, am 13. Januar 1362 gestorben sei, was zur Folge hatte, daß dessen Mutter Margaretha die Regierung Tirols übernahm und kurz darnach, im Sinne des bereits erwähnten Vertrages, am 26. Januar eine Urkunde ausfertigte, durch welche sie die österreichischen Herzoge zu ihren Erben und künftigen Landesfürsten Tirols erklärte. Am 11. September 1363 trat auch Margaretha, mit Zustimmung der Stände, Tirols Land und Leute an die Herzoge von Oesterreich förmlich ab, und von da an prangte das Wappen des neu erworbenen Landes neben jenen der alten Erbländer in den Räumen der herzoglichen Burg. In Folge dieser Erwerbung verließ der Herzog mit seinen Brüdern Wien und wurde am 8. Februar 1364 zu Brünn durch den Kaiser mit Tirol belehnt. Zwei Tage darauf wurde eben daselbst der Erbfolge-Vertrag (in Betreff wechselseitigen Erb-Anfalles ihrer Länder bei gänzlichem Abgange männlicher und weiblicher Leibeserben eines oder des andern Hauses) zwischen dem Kaiser, König Wenzel von Böhmen, Markgraf Johann von Mähren und den Herzogen von Oesterreich unterzeichnet.



Herzog Rudolf IV.

Es waren dies gar freudige Ereignisse, welche die Wiener mit Recht bejubelten, denn sie befestigten ja die Macht und das Ansehen des Hauses Habsburg. Am 18. November wurde der Schlußstein an das Werk gelegt, in der Erneuerung des Hausgesetzes Herzog Albrecht's II. Darin wurde ausgesprochen, daß fortan alle Besitzungen der Herzoge von Oesterreich ein untrennbares Ganze

bilden sollten und mit allen fahrenden Gütern zusammen ein Gemeingut des österreichischen Regentenhauses bleiben, dessen Haupt und oberster Herr stets der älteste des Stammes sein solle. Wie schön lautet die Erläuterung des Zweckes dieser Urkunde in den Worten: „Dies sei verfügt, damit wir gebunden seien, ewiglich miteinander brüderlich zu leben, in solcher Einhellung und Gunst, damit wir allzeit friedlich und lieblich bei einander verbleiben und auch nach des allmächtigen Gottes Willen und Gnaden aufnehmen und wachsen in allen Würden, Ehre und Güte, und damit sich alle unsere treuen Unterthanen in allen unseren Landen, geistlich und weltlich, freuen und trösten ewiger Sanftmüthigkeit des Friedens und Gemaches.“ — Und was auch die späteren Tage gebracht hatten, noch immer blickt der Geist Albrecht's des Weisen aus diesem Hausgesetze; was auch gegen denselben verfehlt worden, die herrliche Saat gedieh dennoch im Großen



Margarethen-Schloß.

und Ganzen und die kommenden Stürme vermochten sie höchstens zu hemmen, nie aber sie zu zerstören!

Was Margaretha die Maultasche betrifft, war dieselbe im Jahre 1360 dem Herzoge Rudolf nach Wien gefolgt und nahm ihren Aufenthalt in einem nahe bei der Stadt gelegenen Schlößchen, das nach ihr den Namen Margarethen erhalten und denselben auch der nachmals erwachsenden Vorstadt gegeben haben soll. Noch ist uns dessen Ansicht in der Topographie des Matthäus Vischer aus dem 17. Jahrhundert aufbehalten. (Bild hier oben.) Daselbst verlebte sie in Zurückgezogenheit ihre letzten Tage, sich die Zeit mit Jagd, Fischerei und wohlthätigem Walten vertreibend, so daß man annehmen kann, es sei alles Schlimme, was von ihr die Geschichte erzählt, wohl mehr eine Folge des männlich entschlossenen Wesens, das sie in ihrer Jugend über die Grenzen des weiblichen Handelns hinaustrieb, als wirklich eines grausamen Herzens gewesen. Ihr Tod erfolgte zu Wien (in dem von ihr stets zur rauhen Jahreszeit bewohnten herzoglichen Gebäude nächst dem Minoritenkloster) am

3. October 1369 im 53. Lebensjahre, und sie wurde in der Minoritenkirche neben Isabella, Gemalin Friedrich's des Schönen, im linken Seitenschiffe der Kirche in die Gruft gesenkt; seit 1784 ist jedoch ihr Grabstein spurlos verschwunden. Erwähnt muß hier werden, daß ihr Beiname nicht von den ungestalteten Lippen kommt (wie es immer heißt), sondern von der Maultaschburg in Meran (Tirol), welche gewöhnlich ihre Residenz gewesen. Die Legende der Namensentstehung für das Schloß Maultasch ist eine sehr natürliche, alles Zaubers leicht entkleidbare. Auf dem Schlosse hauste einst ein leichtfertiger Junker, gefährlich den Jungfrauen der Gegend. Einst trug es sich zu, daß ein Mädchen den Schloßberg in verwegener Herausforderung hinanstieg; da trat ihm ein „geheimnißvoller" Jäger entgegen und machte es auf das Gefährliche und Unziemliche seines Ganges aufmerksam. Es ließ sich jedoch nicht abhalten und wandelte lachend weiter. Nach acht Monaten kehrte die Dirne wieder zurück -- weinend und verstoßen von dem Junker aus dem Schlosse, noch dazu in sehr bedenklichen Umständen. Und an derselben Stelle trat ihr abermals der „geheimnißvolle" Jäger entgegen; diesmal jedoch sprach er kein Wort, indeß verabreichte er ihr eine derbe „Maultasche" (wie in Tirol die Maulschelle genannt wird; noch heute heißt in Tirol „taschen" so viel als bemaulschellen). Nun und von dieser „geheimnißvoll" gegebenen, aber recht offenkundig gewordenen strafenden Ohrfeige erhielt das Schloß den Namen, welcher auch auf dessen nachmalige Herrin übertragen wurde und einfach ausdrücken soll „Bewohnerin oder Besitzerin der Maultaschburg". Noch heute bewahrt die k. k. Ambrasersammlung in Wien den silbernen Trinkbecher dieser Fürstin, wie auch deren Bildniß.

Im Jahre 1364 tauchte in Wien eine neue Krankheit auf, welche stets als Pest bezeichnet wird, die jedoch nichts weiter war als eine, allerdings sehr gefährliche, Grippe oder Influenza (Einfluß), wie sie die Italiener, von welchen sie herüber kam, nannten. Der Name stammt weder aus dem Französischen la grippe (Schnupfenfieber), mit welchem man ein Insect bezeichnet glaubte, noch von dem deutschen gripen (greifen), sondern von dem slavischen Chřipe, sprich Rschipe (Kehlenknorpel). Noch heute wird das Uebel böhmisch mit Chrápota (Heiserkeit, Röcheln) bezeichnet. Jedenfalls war die Grippe eine miasmatische Krankheit, d. h. sie pflanzte sich durch die Atmosphäre fort und verschonte Niemand; es war eine Art epidemischer Katarrh, den man den „Pesthusten" hieß, welche Bezeichnung bis in die neuere Zeit geblieben ist, da die Krankheit, wenn auch nicht mehr in dem Grade gefährlich wie einst, bis heute gar oft epidemisch auftritt (in wahrhaft entsetzlicher Weise zuletzt 1833 nach der ersten Cholera-Epidemie).

Mit dieser Epidemie steht eine Sage in Verbindung, welche umsomehr mitzutheilen ist, als dieselbe zum ersten Male und in ältester Zeit die durch das in Wien besonders beliebte Volksschauspiel „Der Müller und sein Kind" so populär gewordene „Todtenmette" behandelt, mit dem damit verbundenen „Todtensehen". Dieses Letztere besteht nämlich darin, daß Derjenige, welcher zur Christnacht um die zwölfte Stunde in oder vor der Kirche befindlich sei, im Grabkleide alle jene Personen zur mitternächtlichen Geistermesse ziehen schaue, welche auf der Todtenbahre liegen werden, bevor noch das nächste Jahr beendet.

Um jene Zeit nun war Graf Albert von Hohenberg, von welchem schon einmal gesprochen worden, Pfarrer zu St. Stefan, der Vorletzte, bevor die Pfarre in eine Propstei verwandelt wurde. In der Christnacht des Jahres 1363 saß der Pfarrer noch spät beim Lampenscheine, in tiefem Sinnen über das Capitel der heiligen Schrift gebeugt, über welches er am andern Tage predigen wollte. Von außen wüthete ein eisiger Sturm, der ihn jedoch nicht störte. Aber mit großem Erstaunen vernahm er plötzlich einen Chor von Betern, deren Stimmen aus der Stefanskirche bis in den Pfarrhof drangen. Es für seine Pflicht haltend, dieser

räthselhaften Versammlung auf die Spur zu kommen, kleidet er sich an, nimmt Hut und Leuchte und begiebt sich zur Kirche. Er hört auf der Straße schon den feierlichen Choral und an den schmalen Fenstern sieht er Lichterschein. Da spricht er im stillen Gebete: „Oh Herr! Nicht Frevel ist's, der mich herausführt; es ist die Pflicht des Schirmers von dem Gotteshaus. Was auch meiner harren möge, ich fürcht' es nicht. In Deinem heiligen Namen öffne ich das Thor!“

Und so betrat er das Innere der Kirche. Da sah er zahlreich den Raum gefüllt, kein Sitz-, kein Stehplatz war leer; selbst auf dem Chore und in den Beichtstühlen drängte sich die Menge, die Meisten ihm bekannt, Viele auch ihm fremd. Nur waren Alle mit langen Todtenhemden bekleidet. Da giebt es Greise und Matronen, Jünglinge und Jungfrauen, kleine Kinder in zahlloser Menge, beinahe keines seiner Beichtkinder vermißt er. Er blickt zum Altar. Da steht ein silberlockiger Greis, der die heilige Messe liest — er selbst erkennt sich in dem Manne. Noch starrt er mit sprachlosem Entsetzen auf den Geisterspuk, als die Glocke Eins dröhnte und die ganze Erscheinung im Nu verschwunden ist. Tief erschüttert kehrt er heim, bringt die ganze Begebenheit sammt den Namen Aller, die er in jener Nacht gesehen, zu Papier. Ihn und Alle, welche er verzeichnet, raffte im nächsten Jahre (1364) die gräßliche Epidemie hinweg.

Mit dieser Krankheit wird auch die um jene Zeit von Herzog Rudolf angeordnete, sogenannte Primglocke in Verbindung gebracht. Es cursiren aber eine Menge Versionen über deren Benennung. Diese soll entstanden sein, weil mit dieser Glocke das Zeichen zur Prima (erste Betstunde in der römischen Kirche) gegeben worden sei. Anderen ist es wieder auffallend, daß Herzog Rudolf die Glocke stets die „Preim“ nannte, wie es heißt deswegen, weil man sie während der in jenen Tagen zu Wien grassirenden Halsentzündung (altdeutsch Bräun, weil die Kehle braunroth entzündet wurde, böhmisch Prym, insgemein aber „das wilde Feuer“ genannt) zum Gebete um Abwendung dieses Uebels läutete. Sie wurde auch bis in die späteste Zeit stets „Bräunglocke“ genannt. Um dieselbe Zeit wurde bei der Stefanskirche ein neuer „Sagrer“ (Sacristei) errichtet, in welchem die Kirchenschätze aufbewahrt werden sollten. Der längliche Theil dieser Sacristei war mit zwei spitzbogigen Fenstern versehen, während jener Theil, der den alten Karner (Beinhaus) in sich faßte, kein Fenster aufwies. Wie auf den meisten Friedhöfen, stand auch auf dem Stefansfreithof die das ewige Licht für die Todten enthaltende Leuchte; dieselbe war aus einer viereckigen Säule gebildet, hatte eine bedeutende Höhe und trug zu oberst des Schaftes das nach den Seiten des Vieleckes mit Fenstern versehene Lichthäuschen, das mit einem spitzen Helme abschloß. (Bild Seite 392.)

Die Gründung der Wiener Universität, die Stadtordnung und andere Institutionen.

Eine der herrlichsten und wichtigsten Thaten des Herzogs Rudolf war die Gründung der Wiener Universität.

Wie bekannt, hatte bereits seit langer Zeit bei St. Stefan eine Schule bestanden, welche schon Kaiser Rudolf's I. Brief (1278) als die vornehmste Schule der Stadt erwähnt. Nun aber faßte Herzog Rudolf IV. den Entschluß, diese Schule zu einer Universität zu erweitern, um auch in dieser Hinsicht mit Prag wetteifern zu können. Es sollte damit eine Lehranstalt geschaffen werden, ganz

nach dem Muster der Pariser Hochschule; sie sollte eine der katholischen Kirche dienende und einverleibte Körperschaft zur Verbreitung des wahren christlichen Glaubens und zur Pflege und Förderung der Wissenschaften werden. Zur Ausarbeitung des Entwurfes für den Stiftungsbrief war Albert von Sachsen, der gelehrte Geistliche von Avignon, nach Wien gekommen und derselbe berieth darüber im Vereine mit dem herzoglichen Kanzler, Johann Bischof von Brixen, mit dem Diöcesanbischof Albrecht von Passau und den damals gerade in Oesterreich weilenden päpstlichen Legaten Agapetus von Colonia. Man setzte dabei als sicher voraus, daß eine ganz vollständige Universität errichtet werden solle, und daß dafür die Zustimmung von Seite des Papstes Urban gesichert sei; es sollten Theologie, die freien Künste, die geistlichen und bürgerlichen Rechte gelehrt werden; die Gemeinde der Lehrer und Lernenden sollte zur ruhigeren und bequemeren Betreibung der Studien neben der herzoglichen Burg gegen die Ringmauer, gegen das Schottenthor und gegen die Herrengasse hin, einen abgesonderten Stadttheil mit gewissen Vorrechten einnehmen. Die dortigen Hausbesitzer waren strenge verhalten, von Lehrern und Studenten jede Belästigung fernzuhalten. Wollten sie ein solches Haus verkaufen, so bestimmen zwei Studenten und zwei Bürger eidlich den Kaufpreis, der nur im Falle eines Neubaues gesteigert werden darf. Versäumt der Hausherr die nöthigen Ausbesserungen, so können die Mitglieder der Universität solche vornehmen und vom Hauszinse abrechnen. Lehrer und Schüler erhalten auf ihren Reisen zur Hochschule freies Geleit; der dessenungeachtet erlittene Schaden muß von den Schuldtragenden ersetzt werden. Sie sind steuerfrei und alle ihre Bedürfnisse zu Wasser und zu Lande mauthfrei. Sie unterstehen ausschließlich der Gerichtsbarkeit des Rectors (man sprach denselben „durchlauchtigster Meister der sieben freien Künste und oberster Schulmeister“ an), welchem die Landesgerichte Beistand zu leisten haben; schwere Fälle entscheidet der Propst von St. Stefan, welcher das Amt eines Kanzlers bekleidet. Bei Mord oder Verwundung eines Universitäts-Mitgliedes schützt den Verbrecher kein Asylrecht. Nur damit diese Bevorzugung nicht Uebermuth und Zügellosigkeit erzeuge und die Sitten der Studenten zum Nachtheile der Studien verfallen lasse, ist es dem beleidigten Ehemanne gestattet, an einen auf der That ergriffenen Frevler an seiner Ehre gewaltsame Hand zu legen. Niemand darf von den Universitätsgliedern Bücher kaufen oder pfänden; gestohlene Bücher müssen ohne Ersatz zurückgegeben werden. Den Nachlaß eines ohne Testament verstorbenen Lehrers oder Schülers behält der Rector Jahr und Tag und liefert ihn den sich meldenden gesetzlichen Erben aus. Meldet sich keiner, so fallen die Bücher der Universitäts-Bibliothek zu; die sonstige Habe wird zu Stiftungen für das Seelenheil der Verstorbenen verwendet. Die Gesammtheit der Universität theilt sich in Hinsicht der Herkunft in vier Nationen, jede unter einem Procurator; die Nationen wählen den Rector, und dieser bildet mit den Procuratoren den Magistrat der Universität und hat das Archiv derselben in Verschluß. Das Universitätssiegel (einen vor sieben niedersitzenden Scholaren lehrenden Magister, darüber die heil. Jungfrau mit dem Kinde und zwei betenden Engeln, am Rande rechts den österreichischen, links den städtischen Wiener Wappenschild darstellend) soll, wie auch die Stiftungsbriefe und Privilegien in der Sacristei der Stefanskirche in einem verschlossenen Kasten aufbewahrt werden, wozu der Rector, der Kanzler und die vier Procuratoren den Schlüssel haben.

Die Stiftungsurkunde, welche in lateinischer und deutscher Sprache am 12. März 1365 gegeben wurde, nennt als gegenwärtige Zeugen den päpstlichen Gesandten, sieben Bischöfe, sechs Aebte und eine große Anzahl Landherren und Adeliger und fügt die Siegel des Herzogs Rudolf und seiner beiden Brüder zu ihren eigenhändigen Unterschriften. Das Reitersiegel Rudolf's ist von großer Schönheit und zeigt die bedeutenden Fortschritte, welche bereits die Siegelstecher-

kunst gemacht. Der Herzog ist darauf im vollen ritterlichen Schmuck, zu Pferde dahinsprengend, mit dem Pfauenhelme auf dem Kopfe, den Länderwappen auf dem Schilde und auf der Lanzenfahne abgebildet. (Bild Seite 393.)

Vier Tage später, am 16. März, wurde vom Herzoge der Stiftsbrief für die Propstei von Allerheiligen (St. Stefan) erlassen, worin förmlich ausgesprochen wurde, daß die beiden Stiftungen für ewige Zeiten miteinander „in einer Verpflichtung und Einung“ verbleiben sollten, damit der christliche Glaube gemehrt werde. Tags darauf richtete der herzogliche Kanzler, Bischof Johann von Brixen, ein Schreiben an den Papst Urban V., in welchem er ihm Nachricht von der Universitätsstiftung giebt, den Inhalt der Stiftungsurkunde und des Schutzbriefes des städtischen Magistrates für die neue Lehranstalt beischließt, worauf er als Ueberbringer dieser Documente Albert de Saxonia nach Avignon an den Papst sendet. War es doch derselbe Albert, der den Brief des Papstes mit dessen Geneigtheit, die neue Universität zu bestätigen, nach Wien gebracht hatte und war seine genaue Kenntniß des Pariser Universitätswesens bei der Abfassung des Stiftsbriefes vorzüglich benützt worden. Es waren ferner seine Dienste durch die Uebertragung der reich dotirten Pfarrei Laa belohnt worden, und man hatte ihn schon auch als Rector der Hochschule bestimmt. Wer mochte also geeigneter erscheinen, die Sache zu einem glücklichen Ausgange zu führen, als gerade der gelehrte Albert?

Aber man hatte diese günstige Meinung etwas zu voreilig gefaßt. Damals weilte gerade Kaiser Karl IV. am päpstlichen Hofe, und dieser, befürchtend, daß die in so großartigem Maßstabe angelegte Hochschule zu Wien seine in Prag mit weniger Freiheiten in's Leben gerufene junge Stiftung in Schatten stellen könne, setzte alle Hebel in Bewegung, um den Papst dahinzubringen, daß er der österreichischen Lehranstalt die Bestätigung verweigere. Papst Urban, welcher den Wünschen des Kaisers genügen, dennoch aber sein dem Herzoge Rudolf schon früher gegebenes Wort erfüllen wollte, ersann einen Mittelweg; er bewilligte die Stiftung, aber mit Ausnahme der theologischen Facultät (18. Juni), und so fristete die herrliche, nicht in ihrer Vollständigkeit anerkannte Stiftung anfangs nur ein kärgliches Dasein, schon darum, weil der Herzog bereits am 27. Juli starb und seine beiden Brüder Albrecht und Leopold bei ihrer Jugend (der Erstere war sechzehn, der Letztere vierzehn Jahre alt) weder das Verständniß, noch die hinreichende Zeit hatten, um sich ihr mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu widmen. Die junge Lehranstalt wurde somit gar bald von vielen Schülern und Lehrern verlassen; von Errichtung eines besonderen Studentenquartieres konnte, da solches den Bürgern als unausführbar erschien, ebenfalls keine Rede sein, und so entschloß man sich sogar zuletzt, einen Zeitpunkt festzustellen, binnen welchem zur Revision der Stiftungsurkunde geschritten werden sollte. Erst nachdem die Theilung der Erblande zwischen den beiden Brüdern eingetreten war, vermochte Herzog Albrecht III. das gesunkene Ansehen der Universität wieder herzustellen und ihr die theologische Facultät zu verschaffen (1384), wovon später eingehender zu sprechen sein wird.

Es dürfte bei dieser Gelegenheit nicht uninteressant sein, in Wort und Bild die Art und Weise kennen zu lernen, wie in alter Zeit die Meister oder Lehrer ihren Unterricht ertheilten, und welche Stellungen die Schüler dabei einnahmen. Im Alterthume hatten die Meister ihren Unterricht gewöhnlich auf öffentlichen Plätzen ertheilt, in den Hallen öffentlicher Gebäude, oder beim Spaziergange auf dem Felde, im Schatten der Bäume, an einem Hügel oder Bergabhange; da standen oder saßen die Lehrer wie die Schüler auf dem Boden, auf einem Steine oder auf irgend einer schlichten Bank. Hatten sie zu schreiben, so machten sie es so, wie es heute noch die Chinesen, Perser und andere Völker in ihren Schulen thun, sie hatten ihre Tafel auf dem Knie. Im Mittelalter jedoch, wo bereits die Schulen

in Gebäuden untergebracht waren, saß der Lehrer gewöhnlich an einem Schreibpulte, auch unter einem zierlich gearbeiteten Baldachin, und die Schüler befanden sich bereits vor ihm, auf hintereinander stehenden Bänken sitzend. Die Schüler hatten jedoch weder Pulte noch Tische, sondern hielten ihre Schreib- und Rechentafeln auf dem Knie. (Erst im 16. Jahrhundert bekamen sie Stühle, Bänke und Tische, und noch viel später erst Bänke auf die Art der noch heute in den Schulen gebräuchlichen.) Hätte man ihnen Schreibpulte wie die ihrer Lehrer gegeben, so würde eine Menge von Krankheiten und Verkrüppelungen von ihnen ferngehalten worden sein, denn die Schreibpulte der Lehrer hatten einen Sessel oder eine Bank mit Rücklehne, der Tisch war schräg, das Tintenglas hing an der rechten oberen oder unteren Seite des Tisches. Die Pulte waren selbst zum Hoch- und Tiefstellen (wie die heutigen Musikpulte) eingerichtet, und es gab deren in den verschiedensten Formen mit den prachtvollsten Verzierungen; sie erscheinen somit besser als alle neueren deutschen und amerikanischen Schulbänke. Unsere Voreltern wußten eben stets, warum sie etwas thaten, und man hat übel daran gethan, durch Jahrhunderte hindurch die wichtigen Bauverhältnisse der mittelalterlichen Schreibpulte zu übergehen. (Bild Seite 400.)

Albertus de Saxonia hatte es sich als Rector sehr angelegen sein lassen, die Schule in Aufnahme zu bringen, es mußten bei den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten seine Anstrengungen erlahmen. Als man nun gar den gelehrten Mann in seine Heimat, auf den bischöflichen Stuhl von Halberstadt berief, nahm er die hohe Stelle an und verließ im Herbst 1366 Oesterreich. Er starb als Bischof in Halberstadt 1390.

Herzog Rudolf hatte von dem vorläufigen Zerfalle seiner herrlichen Stiftung keine Kenntniß mehr erhalten. Er befand sich in Mailand, wohin er sich begeben, um Bundesgenossen zum Kriege gegen Friaul zu werben; dort wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen und starb am 27. Juli 1365, fünfundzwanzig Jahre alt. Sein Leichnam ward (des weiten Transportes wegen in eine schwarze Ochsenhaut eingenäht) nach Wien überbracht und in der von ihm gestifteten Herzogengruft bei St. Stefan beigesetzt. Bei deren Eröffnung 1739 fand man sein Todtengerippe, sechs Fuß lang, genau so vor.

Werfen wir schließlich noch einen eingehenden Blick auf die städtischen Zustände, auf Wiens Handel, Gewerbe u. s. w., so müssen wir anerkennen, daß die siebenjährige Herrschaft Rudolf's IV. noch fruchtbarer für das Land als jene seines Vaters war. Das Bürgerwesen, die Verfassung des Landes, Kunst und Wissenschaft verdanken ihm die erheblichsten Fortschritte. Wie schon der Vater, ging auch Rudolf darauf aus, die noch immer gewichtige Macht des Landadels nicht durch starres Auftreten zu bekämpfen, sondern denselben durch maßvolles Eingehen in seine Interessen sich ergeben zu machen. Die Landtagsversammlungen wurden regelmäßig abgehalten und der Beistimmung des Landtages wurde in seinen Verfügungen mehrfältig ausdrücklich erwähnt. Es ist besonders erwähnenswerth, daß gleich zu Anfang seiner Regierung bei der schon erwähnten Huldigung am Hofe in Wien noch keine Vertreter der Geistlichkeit und der Städte erscheinen, bald aber gelangten auch diese beiden Stände zu politischen Rechten; es gelobten auch die Städte Wien, Eggenburg, Hainburg, Korneuburg und Neustadt, den Erbfolgevertrag zwischen Böhmen und Oesterreich zu halten, und Kaiser Karl mit seinen Söhnen verbriefte sich, die Bischöfe, Aebte, Pröpste, Grafen, Freien, Landherren, Dienstleute, Ritter und Knechte der österreichischen Länder bei ihren Ehren, Rechten und Gewohnheiten zu erhalten. Auf diese Art stellten sich unter Rudolf's Regierung die vier „Landstände“ der Prälaten, Herren, Ritter und Städte in der Art fest, wie dieselben bis in die neueste Zeit in einer gesetzlichen, wenngleich sehr beschränkten politischen Wirksamkeit verblieben.

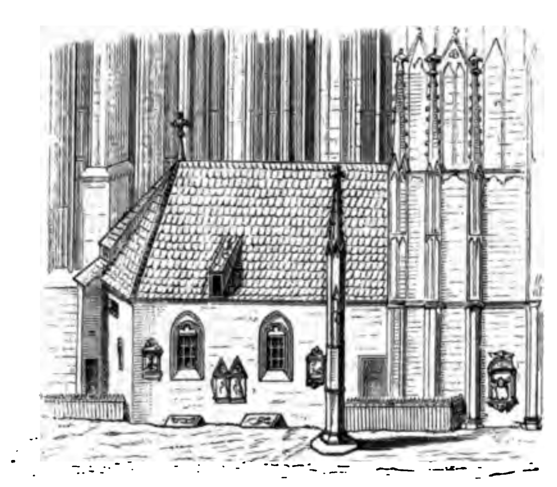
Rudolf wußte sich den Adel durch wiederholte Steuerbefreiung geneigt zu machen; im Jahre 1359 hob er das Unwesen der jährlichen Münzverschlechterung auf, und es sollte nicht mehr vorkommen, daß die neueren Münzen zu höheren Beträgen ausgegeben und die älteren zu herabgeminderten eingezogen wurden. Auch hier möge die Abbildung eines Wiener Pfennigs aus Herzog Rudolf's Zeit ihren Platz finden. Dieselbe zeigt das Stadtwappen (das Kreuz) und den Buchstaben W, außerdem die Buchstaben H und T, welche den Namen des herzoglichen Münzmeisters Hanns von Tirna bedeuten. (Bild Seite 401.)

Den hierdurch bewirkten Ausfall der herzoglichen Einkünfte sollte das als feste Steuer eingeführte Umgeld decken, eine Verbrauchsgabe, welche vom Getreide, Vieh und Getränke zu entrichten war. Auch Städte und Klöster, nicht aber der Adel, waren dieser Steuer unterworfen, eigene Inspectoren hatten über die Ausführung zu wachen, und schwere Strafen wurden von den Uebertretern eingehoben. Um jedoch die Städte für die hierdurch aufgelegte Last zu entschädigen, wurde durch die am 20. Juli 1361 erlassene Handfeste oder Stadtordnung (Stadtverfassung) alle Grundherrlichkeit in denselben aufgehoben. Wo Landesherren dergleichen in Städten, deren Bürger sie nicht waren, besaßen, mußten sie dieselben gegen sehr geringe Entschädigung aufgeben. Hierdurch wurde aber den Städten das Tragen der Abgaben, da nun alle vordem steuerfreien Grundstücke im Burgfrieden zur Antheilnahme herbeigezogen wurden, ungemein erleichtert. Diese Verfügung war insbesondere erlassen für Wien, das, wie es in der Urkunde heißt: „ein Haupt ist des Herzogthums Oesterreich, die oberste Wohnung seiner Fürsten, und das der Herzog mit solcher Liebe umfangen habe, daß er nur dort weilen wolle in Leben und Tod". Wir sehen also hier Wien deutlich als Haupt- und Residenzstadt anerkannt. Die öden und ledigen Bürgerhäuser sollten drei Jahre Steuerfreiheit genießen zur Wiederherstellung, nach dieser Zeit aber dem Herzoge verfallen sein. Alle Sondergerichtsbarkeit wurde aufgehoben, und nur das Hofgericht, Stadtgericht, der Münz- und Judenrichter verblieben; ebenso wurden alle Asyle, mit Ausnahme jener der Burg, bei St. Stefan und bei den Schotten, abgeschafft. (Es war eben in Betreff der öffentlichen Sicherheit mit dem Asylrechte der Kirchen und Klöster gar zu viel Mißbrauch getrieben worden.)

In Bezug auf den vorerwähnten Adel muß leider gesagt werden, daß sich derselbe — mit wenigen Ausnahmen — keines besseren Leumundes erfreute als in der Periode der Babenberger; seine Tapferkeit, die Pracht seines Erscheinens findet man freilich überall gepriesen, aber es ist nirgends die Rede von dessen besonderer Gewandtheit und Feinheit des Benehmens, ja im Gegentheile klagen gleichzeitige Chronisten ausdrücklich über Mangel an Schwung und feiner Sitte gegenüber dem schönen Geschlechte, ja es wird sogar angeführt, daß die Artigkeit in Oesterreich verachtet und verschwunden sei, daß sie, wo sie noch erscheine, verlacht werde. Peter Suchenwirth klagt vornehmlich, daß die ritterliche Gesinnung verschwinde, jeder nur seinen Beutel fülle, Niemand sich um ritterliche Künste kümmere und nur das Getriebe nach Hab und Gut den Sinn der Leute lenke. Ueber die Raublust des Adels wurden bereits allerlei Belege geliefert und können einzelne schöne Beispiele des Gegentheils, wie z. B. das edle Geschlecht der Wallsee, der wackere Hofmarschall Pillichsdorf und Andere, die mit unerbittlicher Strenge gegen die Störer des Landfriedens verfuhren, nicht für so viele Unziemlichkeiten Anderer Ersatz bieten. Gewiß ist, daß die Leichtfertigkeit und Sittenlosigkeit des jungen Adels Stoff zu vielen Erzählungen und Sagen gab, wie z. B. jene des sogenannten „Wiener Don Juan", des Junkers Konrad von Kirchberg, Besitzer des Hauses Nr. 11 (alt 315) in der Bognergasse, welches noch heute den Schild „zum Todtenkopf" führt. Das Märlein erzählt diesbezüglich, es habe der Junker einst auf dem Petersfreithofe den Todtenschädel einer leichtfertigen

Dirne erblickt und demselben aufgetragen, die Gebieterin Nachts zu Gaste einzuladen. Die Dirne sei wirklich erschienen, und nur die zufällige Anwesenheit des Pfarrers habe verhindert, daß das Höllengespenst den Junker mit sich genommen. Man sieht hier deutlich die Uebertragung der (übrigens ganz gleichzeitigen) Sage von Don Juan de Tenorio auf österreichischen Boden und österreichische Verhältnisse.

Das Zunft- und Innungswesen in den Städten, und besonders in Wien, war in so enge Kasten-Absonderung ausgeartet, daß Handel und Verkehr darunter litten. Deshalb löste Rudolf am gleichen Tage alle Zechen, Innungen oder Zünfte auf und verfügte, daß alle fremden Handwerker und Künstler sich in der Stadt niederlassen und mit einer dreijährigen Steuerfreiheit ihr Gewerbe betreiben dürfen. Es sollte hierdurch auch der Abnahme der eingesessenen Bürgerschaft, in welche die wiederholt grassirenden Epidemien arge Lücken gerissen hatte, gesteuert und die Zahl der steuer- und waffenfähigen Stadtbürger vermehrt werden. Und wirklich war die Abnahme so erheblich gewesen, daß die Zunft der Bogner und Pfeilschnitzer, welcher bisher ausschließlich die Bewachung der Stadtbefestigung übertragen war, hierzu nicht mehr genügte, und daher Herzog Rudolf diese Verpflichtung auf alle Bürger ausdehnen mußte. — Es waren dies die ersten Dienste einer Bürgermiliz.



Sacristei bei St. Stefan. (Seite 387.)

Und so führt denn Herzog Rudolf IV. mit vollstem Rechte den Beinamen des Stifters, der ihm in der Geschichte verblieben ist, und unter welchem ihn die Zeitgenossen noch mit nicht weniger Berechtigung den Unermüdeten, den Weisen und den Sinnreichen nannten. Dieses Letztere geschah, weil er wirklich ein Gelehrter war; nicht nur, daß er lesen und schreiben konnte, was damals schon allein für eine hohe Gelehrsamkeit galt, sondern er studirte auch und sammelte gar Vieles, besonders Urkunden. Diejenigen, welche er selbst ausgefertigt hatte, zeigen, wie viel er auf hohe Titel hielt und wie sorgsam er deren Stylisirung überwachte. Ja er erfand sogar eine Geheimschrift, deren gänzliche Lösung erst in neuester Zeit gelang. Ein Beispiel befindet sich auf einer Urkunde, die eine Widmung verschiedener Reliquien zur Stefanskirche enthält; das zweite liefert allen Besuchern der Stefanskirche seine eigene Grabschrift auf der linken Strebepfeiler-Wand der Vorhalle im Bischofhofthor. In den nachfolgenden Charakteren

will sie besagen: „Hic est Sepultus Dominus dux Rudolfus fundator“ („Hier ist begraben Herr Herzog Rudolf der Stifter“). Es scheint, daß diese Geheim-

schrift den Steinmetzzeichen entnommen war, wie sich aus dem Vergleiche mit solchen Zeichen an verschiedenen Kirchen und Kapellen jener Zeit schließen läßt. Gewiß hat sich auch der sinnreiche Gelehrte Rudolf um die Geheimnisse der Steinmetze in den Bauhütten gekümmert, ja wohl gar selbst in ihre Zunft aufnehmen lassen, um derselben theilhaftig zu werden. Daß ihn aber dies zum „ersten Freimaurer“ stempelt, wie man mehrseitig gerne annehmen möchte, ist vollkommen unrichtig.

In jedem Falle aber hat Herzog Rudolf während seiner kurzen Regierungszeit ungemein viel geleistet; nur seinem Scharfsinne, seiner unermüdlichen Thätigkeit gelang es, mit dem bereits so weit vorgeschrittenen, von den glücklichsten äußeren Umständen begünstigten Nachbarn erfolgreich zu wetteifern und zu verhindern, daß das Herzogthum Oesterreich vom erblühenden Böhmerlande in Schatten gestellt



Stiftsbriefsiegel. (Seite 388.)

wurde, daß es nicht zur Unselbstständigkeit herabsank. Der Ausdruck „Felix Austria“ (glückliches Oesterreich!), der zu seiner Zeit zum ersten Male in Brauch kam, ist ein höchst passender, und wenn ein englischer Geschichtsschreiber meinte, daß, wenn Rudolf länger gelebt hätte, er entweder Oesterreichs Macht zu Grunde gerichtet oder auf den höchsten Gipfel gebracht haben würde, kann ihm nur in der letzten Beziehung Recht gegeben werden.

Albrecht III. mit dem Zopfe.


Ritterorden vom Zopfe. (Seite 395.)

Rudolf war ohne Leibeserben gestorben, und so folgten ihm seine beiden noch am Leben befindlichen Brüder Albrecht III. und Leopold III., mit welchen er bekanntlich kurz vor seinem Hinscheiden eine Hausordnung errichtet hatte, nach welcher das österreichische Ländergebiet stets ungetheilt und gemeinsames Eigen aller Brüder sein sollte, deren ältester die Lehen zu empfangen habe. Demzufolge traten auch die Brüder vereint die Regierung an. Albrecht nahm seinen Sitz in Wien, Leopold in Innsbruck, und diese gemeinsame Verwaltung währte acht Jahre, bis die unruhige Lebensweise und Verschwendung Leopold's, welche ihn wiederholt in ernste Zerwürfnisse mit Albrecht brachten, diesen bestimmten, in eine Theilung der Einkünfte (1373) und später sogar in eine Theilung der Länder zu willigen (1379). Albrecht erhielt Nieder- und Oberösterreich, die übrigen Provinzen nahm Leopold, Titel und Wappen jedoch führten die Herzoge von allen Ländern gemeinsam.

Im Gegensatze zu seinem ruhelosen, mit beständigen Kriegszügen beschäftigten Bruder, war Herzog Albrecht ein frommer, ruhiger Herr. Man nannte ihn einen wahren Vater des Friedens, immer bereit, Streitende zu versöhnen und den Krieg zu vermeiden. Den Wissenschaften war er sehr geneigt, besonders der Theologie, und es wird ihm nachgesagt, er hätte die Lebensart eines Karthäusers nachgeahmt und jede Nacht vom Samstag zum Sonntag in Gebet und Andachtsübungen verbracht. Sonst milde, verleitete ihn sein streng kirchlicher Sinn zu harten Maßregeln gegen die auftauchende Secte der Waldenser in Oesterreich, deren er viele verbannen und einkerkern ließ. Der Name dieser Religionsgenossenschaft stammt von dem Worte Vallées, d. h. Thalbewohner, und nicht von ihrem zweiten Stifter Peter Waldus (Pierre de Vaux). Nach ihrer Verfolgung in Italien und Frankreich kamen sie nach Deutschland, Böhmen (wo sie „Grubenheimer“ hießen, weil sie in Gruben ihre Versammlungen hielten) und Oesterreich, woselbst sie jedoch ebenfalls verfolgt wurden. Ihre Lehre war eine dem Urchristenthume ähnliche, einfache.

Im Jahre 1366 hatte sich Albrecht zu Prag mit Elisabeth, der zweiten Tochter Karl's IV., vermält, er verlor jedoch seine Gattin bereits am 20. September 1373 und wurde deren Leichnam in der Karthause Gaming beigesetzt. Am 13. October 1370 wurde in Wien ein für die Wahrung der Besitzungen des Hauses wichtiger Vertrag abgeschlossen, nämlich ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Herzog Albrecht und dem Grafen Meinhard von Görz gegen alle Feinde der beiden Herrscher und in erster Reihe gegen die Republik Venedig. Noch im Spätherbste verließ Herzog Leopold mit glänzendem Gefolge die Heimat, um auf die damals noch zum Theile heidnischen Preußen „bekehrend“, nach der Gepflogenheit jener Tage wohl richtiger zu sagen: „mit dem Schwerte verheerend“

einzuwirken. Zum Vortheile des Landes jedoch mußte der Heereszug, des unwegsamen moorigen Bodens wegen, alsbald aufgegeben werden.

Am 9. März 1373 wurde in Wien durch die Herzoge Albrecht und Leopold, dann den Reichsvicar von Padua und König Ludwig von Ungarn abermals ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Republik Venedig unterzeichnet, welches hauptsächlich auf die Ueberwachung und Schließung der Zufuhrs- und Verkehrsstraßen der Republik gerichtet war; ein ähnliches Bündniß schloß Herzog Albrecht mit dem Patriarchen Marquard von Aquileja. Ausgenommen aus der Zahl der gemeinschaftlich zu Bekämpfenden waren nur der Papst, der Kaiser und seine Kinder, der König von Ungarn und der Graf von Görz.

Im Jahre 1375 beabsichtigte Albrecht, sich in Wien mit Beatrix von Zollern (Hohenzollern), Tochter des Burggrafen Friedrich's IV. von Nürnberg, zu vermälen, wozu schon alle Vorbereitungen getroffen waren; es sollte Albrecht von Winkel, Bischof von Passau, die Trauung persönlich vollziehen und begab sich zu diesem Behufe auf die Reise nach Wien, ja er war schon in die Nähe St. Pöltens gelangt; da wurde er plötzlich und ganz unerwartet durch die beiden steirischen Landesherren Otto und Heinrich die Erenfelser überfallen, mit seinem Gefolge gefangen genommen und nach dem Schlosse Kammer (Kammerstein im Brucker Kreise der oberen Steiermark) gebracht. Fast ein Jahr saß er daselbst; die Trauung des Herzogs aber mußte ein anderer Kirchenfürst vollziehen.

Beatrix, geboren zu Nürnberg den 5. December 1354, zeichnete sich schon in frühester Jugend durch ihre außerordentliche Schönheit aus, sie war die Zierde des Hofes ihres Vaters, und ihre langen blonden Locken wurden von allen damaligen Dichtern und Minnesängern besungen. Schon 1370 hatte sie Herzog Albrecht zu Regensburg kennen gelernt, und als seine erste Gemalin Elisabeth 1373 gestorben war, hielt er um die Hand der schönen Beatrix an. Er schätzte sie sehr hoch, es ist indeß eine Fabel, daß er ihr zu Ehren sein eigenes Haar in Zöpfen geflochten und stets eine Flechte von ihrem schönen Haar, um den Nacken geschlungen, getragen habe, in welcher Art er öfter (entgegen unserem nach einem alten Gemälde genau copirten Porträt, Seite 409) dargestellt wurde. Abbildungen auf Miniaturen zeigen ihn dagegen mit wallendem Haupthaar und mit dem Ordenszeichen der Gesellschaft „vom Zopfe" um den Hals. Den Ritterorden „vom Zopfe" gründete allerdings Albrecht zu Ehren seiner Gemalin, und es bestand das Zeichen in einer breiten, in Form eines Frauenzopfes geflochtenen Goldkette, die kreisförmig einen weißen Schwan in rothem Felde umgiebt. (Bild Seite 394.) Zu welchem Zwecke aber die Rittergesellschaft gestiftet wurde, ist nicht bekannt geworden; da jedoch Herzog Albrecht dem Waffenspiele wenig geneigt war, dürfte sie zu religiösen Uebungen bestimmt gewesen sein, wofür insbesondere das Sinnbild des Schwanes (die Keuschheit ausdrückend) passend erscheint. Daß sich die schöne Beatrix ihre langen blonden Haare abschnitt und sie eines Tages dem Gatten zu dem Orden an den Hals hing, mag in irgend einem Gelübde seine Bedeutung gehabt haben. Einer Ueberlieferung zufolge soll der Zopf der Herzogin noch lange nach ihrem Tode zu Laxenburg vorhanden gewesen sein. Von dem Ritterorden stammt übrigens Albrecht's Beiname „mit dem Zopfe", den jedoch auch andere Mitglieder des Ordens führten, so z. B. Burkart von Ehingen (gest. 1407), Wülfling von Stubenberg u. A., von denen ebenfalls erzählt wird, daß sie von ihren schönen Gattinnen die Zöpfe, um den Hals geschlungen, trugen.

Gegen Ende Juni 1377 verließ Herzog Albrecht die Burg seiner Väter, um den schon vor fünf Jahren beabsichtigten Kreuzzug nach Preußen zu unternehmen. Schweren Herzens nahm er Abschied von der geliebten Gemalin, welche sich damals seit sechs Monaten gesegneten Leibes fühlte, bang beklommen wartete Beatrix stets auf die bei dem Mangel rascher Vermittlung nur in sehr großen

Zwischenräumen einlangenden Nachrichten vom Fortgange des Zuges. Noch während desselben, am 20. September, genas sie eines Knaben, der auf den Namen des fern weilenden Vaters, Albrecht IV., getauft wurde. Ende November war aber der Herzog schon wieder in Wien; es war dessen lange Abwesenheit von seinem Bruder Leopold benützt worden, um ihn nach der Rückkehr durch mittlerweile eingegangene Verbindungen mit dessen Widersachern zu abermaligen Gebietsabtretungen nach den Ländertheilungen von 1375 und 1376 zu drängen, was ihm auch im darauffolgenden Jahre gelang, wo wirklich eine neue Ländertheilung vorgenommen wurde. So wenig eingedenk war Leopold der wohlerwogenen staatsmännischen Einrichtungen seines weisen Vaters und handelte, von Selbstsucht getrieben, gegen den eigenen Vortheil. Nur allzubald machten sich die Folgen sichtbar. Gleich die nächsten Jahre brachte Albrecht nur mit der Bekämpfung des durch die Umtriebe seines Bruders aufgeregten Vasallen Heinrich Graf von Schaunberg (Bruder Ulrich's) zu, was dem nunmehr durch die Theilung so sehr verkleinerten Besitzthume Albrecht's recht empfindlich fiel.

Graf Schaunberg wird in der Geschichte mehrseitig gebrandmarkt, man nennt ihn noch in neuester Zeit einen frechen Wegelagerer und gewaltigen Dränger; er soll gemeinsame Sache mit den zahlreichen Buschrittern in der Runde gemacht haben, von seinem Schlosse Schaunberg (an der Donau oberhalb Aschach, gegen Efferding) aus sich auf die vorüberziehenden Kölner Kaufleute geworfen haben, denen er die Schiffsladungen als Beute wegnahm, oder die Reisenden auf der Heerstraße niederwarf, kurz, den Handel und Wandel in zügellosester Weise gefährdet haben. Man mag aber dem Manne ebenso Unrecht thun, wie man es seinem Bruder gegenüber thut, der als aufgeklärter und origineller Denker gilt. Graf Heinrich war nichts als wie ein hochfahrender Mann, dessen eigentliches Verbrechen darin bestand, in einer Zeit gelebt zu haben, in welcher die österreichischen Fürsten mit aller Macht die Landeshoheit zum Abschlusse gebracht sehen wollten, der es aber wagte, sich diesem Streben entgegen zu stemmen, sich die ererbte Reichsstandschaft nicht widerstandslos unter den Füßen wegziehen zu lassen. Dazu kamen zahlreiche Hofintriguen, welche gegen den allzumächtigen Grafen angezettelt wurden, und da er den Sturm herannahen sah, mochte er sich gerne durch kraftvolle Verbindungen schützen. Im Jahre 1767 schloß er ein Bündniß mit Herzog Leopold von Oesterreich, dem er Markt und Veste Ort verkaufte, wofür ihm der Herzog als seinem besonderen Helfer und Diener Schutz und Schirm gelobte. Im Jahre 1380 aber brach der Kampf los; Reinprecht von Wallsee, der Landeshauptmann ob der Enns, legte sich mit einem herzoglichen Heerhaufen vor die Veste Schaunberg, konnte sich aber derselben nicht bemächtigen, trotzdem Herzog Albrecht persönlich im Lager erschien. Unverrichteter Dinge mußte er abziehen, indeß kam durch die Mäßigung beider Parteien ein Ausgleich zu Stande, der so ziemlich Alle befriedigte. Der Graf starb 1390.

In Bezug auf die erwähnte Ländertheilung ist ein herrliches Denkmal bis heute erhalten geblieben — die Säule „Spinnerin am Kreuz“ zu Wiener-Neustadt. Herzog Leopold ließ dieselbe „zum Danke und als ein Denkmal der so sehnlich gewünschten und glücklich vollbrachten Ländertheilung zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria, als Beschützerin und Vertheidigerin seiner Länder“ ausführen. Erbauer derselben war Meister Michael Weinwurm, welchem Oesterreich noch andere schöne Baudenkmale verdankt, über welche später gesprochen wird. Die Säule, vor dem Wiener Thor stehend, ist 65 Fuß hoch, aus dem Sechseck construirt, in drei Geschossen, unten Maßwerkblenden, darüber Nischen, in den Ecken sechs Statuen, am Mauerkörper Reliefs aus der Passion (nur mehr Oelberg und Geißelung erhalten); im durchbrochenen zweiten Geschosse, an welches sich Strebepfeiler anlehnen, sind Apostelfiguren paarweise, im dritten die Krönung Mariä, über der die Schluß-

pyramide aufsteigt, angebracht. Von den darauf befindlichen Wappen gehört das eine dem Stadtrichter Wolfart von Schwarzensee, das andere dem herzoglichen Baumeister Michael Weinwurm.

Nach dem endlichen Vergleiche konnte sich nunmehr Herzog Albrecht friedlicheren Dingen zuwenden. Vor Allem erweiterte er das Schloß in Laxenburg zu einem herrlichen Aufenthalte (ebenfalls durch Meister Weinwurm) und zierte es mit den vom Schlosse Kahlenberg hierhergebrachten marmornen Säulen, Statuen und künstlichen Stein- und Erzarbeiten, welche (zum unersetzlichen Schaden für die Würdigung der alten nationalen Kunst) in den Verwüstungen der Türken- und Kuruzzenkriege untergegangen sind. Er schuf die damals sogenannte Mönchsau, welche dem Stifte Heiligenkreuz gehört hatte, mit großen Kosten in einen geräumigen Lustgarten um, in welchem schon damals Teiche, Kanäle, Springbrunnen, Baumgruppen u. s. w. sehenswerth waren; besondere Freude hatte er mit einem zierlichen Drehwerke, das auf einem viereckigen, thurmartigen Gebäude mitten in einem Teiche angebracht war, und zu welchem man mittelst eines hohen, gedeckten Ganges von der Burg aus gelangen konnte. Nach damaliger Sitte war die Burg ringsum mit einem Wassergraben umgraben. Auch bedachte er die von seinem Vater 1338 erbaute Schloßkapelle der heil. Maria, am Thore neben dem Teiche gelegen, reichlich und verordnete überdies in seinem letzten Willen, daß aus der Burgkapelle zu Wien alle seine Heiligthümer (Reliquien), Kleinodien und reichen Monstranzen dahingebracht werden sollten.

Obgleich aber die Zurückgezogenheit liebend, vergaß der Herzog doch die Obsorge für seine Hauptstadt nicht, ja selbst fröhliche Feste wurden in ihren Mauern gefeiert, wie jenes Turnier am Hof 1379, welches Albrecht seiner schönen Gemalin Beatrix und anderen hohen Gästen gab und wozu der Stadtrath die Turnierschranken und Tribünen zu errichten hatte, auf welchen die Herzogin mit ihrem Hofstaate und die Bürgersfrauen mit ihren Töchtern dem Kampfspiele zusahen. Es wurde auch eifrig der Bau des Stefansdomes fortgesetzt, und als die Einkünfte des Domcapitels unzureichend wurden und die Domherren, ihren Stellen entsagend, andere Pfründen suchten, war der Herzog 1368 bedacht, ihnen durch Ueberlassung der Mauth zu Mauthhausen ihre Lage zu verbessern. Unter Albrecht entstand das sogenannte Bischofhofthor (dem Seitentheile der erzbischöflichen Residenz gegenüberliegend, weshalb es den Namen trägt), dessen Bedachung mit vier schönen Thürchen geziert ist. Am Bogenschlusse im Innern des Thores befinden sich die Statuen des Herzogs Albrecht und seiner ersten Gemalin Elisabeth. Der Herzog hält in der Rechten das Modell einer Kirche, unter dem eine Schriftrolle herabfällt; er ist begleitet von einem jugendlichen „Schildhalter"; die Herzogin hält das Scepter in der linken und eine offene Rolle in der rechten Hand; auch sie ist von einem Waffenträger begleitet. Unter ihm wurde auch der Bau des großen Thurmes lebhaft gefördert.

Die Siebziger-Jahre bringen einige Urkunden in Bezug auf die Juden. Nach der letzten Verfolgung hatten sich bald wieder Juden in Wien angesiedelt. Am 20. Juli 1361 hatte Herzog Rudolf das Judengericht bestätigt, welches aus Juden bestanden und über die inneren Angelegenheiten der Judenschaft zu entscheiden hatte. An der Spitze dieses Gerichtes stand ein vom Herzoge eingesetzter Judenrichter (Christ), und dieser mußte sorgen, daß die Steuern gehörig eingetrieben wurden; er war sozusagen der Vermittler zwischen den Behörden und den Juden. In der Hand des Judengerichtes, dessen Mitglieder die Vorsteher der Gemeinde waren, lag die gesammte religiöse und verwaltende Macht. Die Juden hatten damals ihren Friedhof, einen Judengarten, eine Fleischbank, ein Spital, ein Wirthshaus, eine Schule und eine Juden-Badstube. Alte Chroniken melden von einer (übrigens sehr zweifelhaften) Judenverfolgung. Laut diesen heißt es,

ziemlich unverständlich: „Im Jahre 1370 aber berathschlagten sie insgeheim, nahmen an einem und demselben Tage durch alle ihre Städte die Juden gefangen und beraubten sie aller ihrer Güter (Ostern 1371). Und als sie dieselben hatten verbrennen wollen, vernahmen sie von den Doctoren der heiligen Theologie (Geistlichen), daß es nicht nothwendig wäre, sie zu tödten, sondern sie durch immerwährende harte Knechtschaft zu unterdrücken, und so entließen sie dieselben. Sie stellten indessen fast durch einen Monat hindurch die Hartnäckigkeit und Standhaftigkeit derselben auf die Probe, ob wenigstens irgend einer aus der so großen Menge, von der Furcht vor Strafe ergriffen, wieder vernünftig würde und gezwungen zur Taufe herbeikäme. Aber Keiner hatte sich bekehrt, außer zwei Erwachsenen: ein beiläufig vierzigjähriger Mann und ein schönes Mädchen, welches der Herzog ausgestattet hatte, indem er sie einem von den Küchenmeistern zur Frau gab. Der Andere aber kehrte durch den Abfall vom Glauben zu seinem früheren Aberglauben wieder zurück; indem er öffentlich bereute, daß er sich aus Furcht vor dem Tode bekehrt habe, wurde er in Gegenwart Aller auf dem Scheiterhaufen verbrannt." Mit dieser Schreckensbegebenheit soll das Haus Nr. 6 (alt 1045) auf dem Neuen Markt, welches daher die Bezeichnung „bei den drei Köpfen" führt, in gewisser Beziehung stehen.

Bald darauf finden sich allerlei Gewährsbriefe des Herzogs in Bezug auf die Juden. So bestimmte derselbe 1374, indem er beklagt, daß bei der Steuereinschätzung viele falsche Eide geschworen worden, daß die Juden von ihren Weingärten keine Steuer zu bezahlen haben; 1377 erklärten die beiden Herzoge den Wiener Bürgern, daß sie durch die den Juden gegebene Handfeste und Privilegien nicht zu Schaden kommen sollen; 1382 bewilligte Albrecht, damit die Stadt Wien ihrer Schulden gegen die Juden erledigt werde, dieselben zu übernehmen; es sollen jedoch, um dies möglich zu machen, die Steuern der in- und ausländischen Kaufleute erhöht werden. Auch einzelnen Israeliten wurden Begünstigungen gewährt. So besaß der Jude Isserlein aus Neuburg ein Haus, zwischen welchem und dem Nachbarhause er 1376 eine Küche über die Straße bauen wollte. Der Herzog bewilligte dies, doch so, daß er sie „in der Höhe baue und mache, daß ein geladener Wagen dadurch gehen möge", und befahl der Stadt, denselben nicht daran zu hindern. Als dessen Haus als Durchhaus zur Judengasse benützt wurde, war ihm solches nicht angenehm, und er ließ das Thor vermauern, worauf die Bürger über Verkehrsbeschränkungen klagten; Herzog Albrecht aber ertheilte Isserlein dieses Recht (1380). Dem Sohn des Steusse gewährte der Herzog das Recht, nur von ihm gerichtet zu werden (1388).

Bald sollte Wien ein Unglücksjahr zählen; es trat nämlich 1381 abermals die Pest auf, und zwar so heftig, daß man bei St. Stefan allein 15.000 Menschen begrub. Da es an Arbeitern fehlte, so konnten die Weingärten nicht bebaut werden, und diese, wie die Häuser in Wien, deren viele ganz ausgestorben waren, wurden zu ganz geringen Preisen verkauft und häufig vergebens aufgeboten. Es mochten wohl die Folgen dieser Seuche mit Ursache sein an dem absonderlichen Ereignisse, daß der Herzog im Jahre 1385 keinen Bürger in Wien finden konnte, welcher bereit gewesen wäre, das Stadtrichteramt zu übernehmen, und so mußte er den Webermeister Martin Achter aus Tuln hierzu berufen.

Ein wichtiges Geschenk für die Stadt Wien war das Recht, jährlich zwei Jahrmärkte halten zu dürfen von je vier Wochen Dauer. Alle Waaren, mit Ausnahme von Wein, waren marktfähig und konnten früher abgabenfrei nach Wien gebracht werden. Während der Marktzeit war ein eigenes Marktgericht, bestehend aus dem Hofmarschall und einem Stadtrichter, in Thätigkeit. Zur gleichen Zeit wurde auch jedesmal ein Wettrennen abgehalten, welches sich unter der Bezeichnung „Scharlachrennen" durch viele Jahre erhalten hat und eine

nähere Beschreibung verdient, da es eines der fröhlichsten und beliebtesten Volksfeste der Wiener abgab. Der Name stammt daher, weil der Preis für den Sieger aus einem Stück Scharlachtuch bestand.

Diese Wettrennen, welche von dieser Zeit an über hundertfünfzig Jahre lang, das erste am Himmelfahrtstage des Herrn im Mai, das zweite am Katharinentag im November abgehalten wurden, gingen in folgender Weise vor sich. Den Tag vor der Festlichkeit hatte auf der Altane der Schranne (Gerichtshaus) am Hohen Markte das feierliche „Berufen des Scharlachs“ statt; es begab sich nämlich ein Ausrufer mit einem Trompeter dahin und kündigte das Abhalten des Rennens an; die zum Laufe angemeldeten Pferde wurden im Rathhause aufgeschrieben und für jedes die Gebühr von einem ungarischen Gulden erlegt, sie durften aber mauthfrei eingeführt werden. Außer dem Scharlachtuche für den siegenden Reiter wurde noch als zweiter Preis eine Armbrust gegeben; der letzte am Ziel anlangende Reiter erhielt ein „Spen-Saw“ (Ferkel), gleichsam als Spottpreis. Nach dem Wettlaufe der Pferde fand ein Fußrennen der Männer und eines der öffentlichen Dirnen statt, wobei ein Stück Barchent den Sieger belohnte. (Die Sitte, daß Weiber Wettrennen ausführen, fand sich im Mittelalter in vielen Städten und hat sich mehrfach bis in unsere Tage erhalten.)

Das Rennen wurde auf zwei Bahnen abgehalten, auf der obern, dem noch heute so genannten Rennweg, zwischen St. Marx und dem Wienflusse, und der untern Bahn, welche durch die heutige Beatrix- und Ungargasse lief. In jener Zeit waren beide Rennbahnen von Weinbergen begrenzt, die bis zur Zeit der ersten Türkenbelagerung (1529) die ganze Landstraße bedeckten. Am Tage des Rennens setzte sich der Zug früh Morgens von der Stadt nach St. Marx in Bewegung; voran die Stadttrompeter mit den Ausrufern, die zum Rennen bestimmten Reiter, dann Männer, Knechte und öffentliche Dirnen, welche den Wettkampf bestehen wollten. Hierauf kamen, in Reih und Glied mit ihren Fahnen, Spielleuten und Pfeifern, die jungen Bürger, theils mit Armbrüsten, späterhin mit eisernen und kupfernen Handröhren bewaffnet. Nach diesen folgten die Träger der Preise, endlich der Bürgermeister im Gallaharnisch und die Rathsherren mit goldenen Ehrenketten zu Pferde. Ein großer Schwarm Schaulustiger beschloß den Zug. In St. Marx wurde indessen die Stange aufgerichtet, an welcher die Preise aufgehangen wurden, und das Seil gespannt, von wo aus das Rennen beginnen sollte. Bei Ankunft des Zuges nahmen Bürgermeister und Räthe an den bereitstehenden Tischen Platz. Die Bürger traten in Reih und Glied, der Scharlach wurde von Neuem berufen, die Bahn durch die Schaarknechte des Magistrats gesäubert, und auf ein vom Bürgermeister gegebenes Zeichen begann das Rennen. Zuerst fand der Wettkampf der Reiter, dann das Fußrennen der Männer und Knechte und schließlich jenes der Dirnen statt. Während des Rennens wurden unter den Zusehern hohe Wetten eingegangen, deren Uebermaß später sogar durch eine eigene Verordnung eingestellt werden mußte (1435). Nach Vertheilung der Preise bewegte sich der Zug in der gleichen Ordnung nach der Stadt zurück, wo in des Bürgermeisters Haus Erfrischungen gereicht wurden, anfangs einfach aus Brot und Wein, später aber in einem splendiden Mahle bestehend. Die Landesherren selbst nahmen an dieser Festlichkeit Theil. (Bild Seite 416.)

Aber alle Bestrebungen Albrecht's III. überstrahlten seine Bemühungen zur endlichen Vervollkommnung der Universität, welchen ein eigener Abschnitt zu widmen ist.

Die neue Universität und die Studentenhäuser.

Seit dem Jahre 1379 wandte sich Herzog Albrecht mit thätigstem Eifer der Stiftung seines Bruders zu, um das von ihm nur theilweise zu Stande gebrachte Werk der Stiftung einer Universität zur vollsten Ausführung zu bringen. Karl IV. war todt, und Papst Urban VI. zeigte sich bereit, für Wien auch die theologische Facultät zuzugestehen. Albrecht suchte gewiegte Kräfte unter den deutschen Gelehrten in Paris zu gewinnen, dazu stellte sich ihm der berühmte Meister Heinrich von Langenstein aus Hessen zur Verfügung. Auf dessen Veranlassung kam eine Zahl der gelehrtesten Männer nach Wien, wie Heinrich von Oyta, Gerhard von Kalker, Heinrich von Oldendorp, Konrad von Schiverstadt, der Arzt Johann Gallici aus Breslau, die Doctoren der Medicin Hermann Lurz aus Nürnberg und Hermann von Treysa aus Hessen. Der Herzog ließ auf Grundlage des alten Stiftungsbriefes eine neue Urkunde für die Universität entwerfen, welche auch von Papst Urban bestätigt wurde (1384). In derselben waren keine namhaften Aenderungen getroffen worden, nur die Facultäten bekamen eine andere Reihenfolge, die Rectorswahl wurde geregelt und deren Jurisdiction erweitert. Zugleich übergab der Herzog der Universität am 25. December 1384, als ein unwiderrufliches Geschenk, ein von ihm erkauftes und von seinen eigenen Einkünften wohl ausgestattetes Haus bei dem Dominikanerkloster und stiftete dasselbe als Collegium und gemeinsame Wohnung für zwölf Magister der freien Künste und für einen oder zwei Doctoren der theologischen Facultät und gab ihnen das Recht, einen erledigten Platz durch eigene Wahl wieder zu besetzen. In dem Collegium wurde auch eine Kapelle für den häuslichen Gottesdienst eingerichtet und der bei dem Hause befindliche freie Platz ausschließlich zu erholenden Spaziergängen für die Studirenden angewiesen und davon jeder lärmende und störende Verkehr fern gehalten.



Schüler und Lehrer. (Seite 390.)

Das vorerwähnte Collegium befand sich beiläufig auf jener Stelle, die heute die Universitäts-Bibliothek und das Jesuitenkloster (gegenwärtige Universität) einnehmen. Die hier gebrachte Abbildung des Gebäudes (Seite 417) ist die älteste bisher bekannte, sie trägt Spuren des Zusammenbaues aus drei früher gesonderten Häusern und stammt aus dem in der k. k. Hofbibliothek befindlichen Codex „Rationale“ des Bischofs Wilhelm Duranti (1384), welcher herrliche Miniaturen enthält.

Der Herzog bestimmte ferner, daß die alte städtische Schule bei St. Stefan, wo (wie in einem Gymnasium) die Vorbereitung zu dem Studium der freien Künste zu lehren sei, enger in Verbindung mit der Universität trete. Von dieser sollen vier Magister zu dem Lehrpersonal der Schule hinzukommen, welche öffentlich die freien Künste zu lehren haben und von der Stadt besoldet werden. Die Ernennung der vier Lehrer steht dem Bürgermeister und dem Rathe der Stadt im Einvernehmen mit dem Rector und vier Universitäts-Deputirten zu. Einer der vier Magister soll der Rector der Schule sein und das Recht haben, die Lehrer der Schulen bei St. Michael und im (Bürger-) Spital, oder an anderen Schulen zu ernennen.

In einer mit dem Stiftungsbriefe gleichzeitig erlassenen Erklärung vom 5. October 1384 überließ Albrecht vertrauensvoll die organische Einrichtung der Hochschule ihr selbst; sie sollte als eine autonome Körperschaft sich selbst ihre Statuten und Einrichtungen, und zwar nach dem Muster der Pariser Hochschule, geben. Die darauf von der Hochschule erlassenen Statuten (1385) bestimmen unter anderen auch die Disciplin der Studirenden. Jeder wurde darin bei empfindlicher Strafe angewiesen, sich anständig nach Art der Weltgeistlichen zu kleiden und allen Putz und Aufwand in der Tracht fern zu halten. Waffen zu tragen, war in der Regel verboten, wie auch der Besuch von Wirthshäusern, Fechtböden, Tanz- und Belustigungsorten. Streitsüchtigen, Sittenlosen, dem Trunke Ergebenen, Spielern war Ausschließung von der Hochschule angedroht. Jedem Universitäts-Angehörigen, Lehrer wie Schüler, war Verträglichkeit gegen Collegen und überhaupt Friedfertigkeit im Handeln und Sprechen empfohlen. Reibungen zwischen den verschiedenen Facultäten und Nationen sollten vermieden werden, auch alle Streitigkeiten mit Bürgern und Burgsoldaten; die Dawiderhandelnden hatten Geld- und andere Strafen zu gewärtigen. Die neu auf die Hochschule kommenden „Beanen“ (noch nicht eingeschriebenen Schüler) zu beleidigen oder sie ungebührlich mit Ausgaben zu belästigen, soll nicht geduldet werden. Auch die Lehrer sollen friedfertig mit einander leben und namentlich bei öffentlichen Disputationen sich in den Grenzen des Anstandes bewegen. Der Begräbnißfeier eines Lehrers oder Würdenträgers hat die ganze Universität beizuwohnen, der eines Scholaren die Nation, der er angehörte. Jeder Decan war in seiner halbjährigen Amtsverrichtung verpflichtet, die Sittenaufsicht über die zu seiner Facultät Gehörigen zu führen und die Bursen (Kosthäuser) und Wohnungen der Studenten einmal zu besuchen, um sich davon zu überzeugen, daß man den Disciplinar-Vorschriften nachkomme. Es verflossen aber noch fünf Jahre, bis die Wiener Hochschule zu den besonderen Facultäts-Statuten gelangte, denn die einzelnen Facultäten mußten sich doch vorerst förmlich organisirt haben, ehe sie sich autonomisch selbst ihre Einrichtungen geben konnten (1389).



Rudolfspfennig. (Seite 391.)

In Bezug auf die vorerwähnten Bursen bedarf es einer längeren Auseinandersetzung, bei welcher wir allerdings auch der Zeitperiode ein wenig vorausgreifen müssen, um ein vereinigtes Bild zu schaffen. Nahe des Gebäudes der Universität hatte nach und nach jede „Nation“ oder „Provinz“ (österreichische, rheinische, ungarische und sächsische) gewisse Güter gestiftet und Häuser erbauen lassen, in welchen die Ihrigen unterhalten wurden, wenn sie arm waren, und diese armen, auf gemeinsame Kosten unterhaltenen Studenten nannte man Bursarii von dem Worte Bursa (Tasche, Beutel, Säckel, aus welchen derartige Stipendien bezahlt wurden), und daraus bildete sich das deutsche Wort Bursch für Student, Burschenschaft für Studentenverbindung, und die Stiftungshäuser, in welchen sie Obdach und Verpflegung erhielten, nannte man Bursen. War es doch zu jener Zeit, wo in Folge des Umstandes, daß an der Universität ein großer Theil der Vorstudien betrieben wurde, die gegenwärtig den Gymnasien zugewiesen sind, Viele

die Hochschule noch sehr jung, häufig im fünfzehnten und sechzehnten Jahre, bezogen, wo sie also nicht einmal in's Jünglingsalter getreten waren, sehr nothwendig, für die häusliche Ueberwachung der noch wenig selbstständigen Jugend Sorge zu tragen. Es durften somit die Scholaren in der Regel nur in den von den Universitäts-Behörden anerkannten oder beaufsichtigten Bursen- oder Studentenhäusern wohnen.

Diese Bursen waren eingerichtet wie kleine Convente (Versammlungsorte). An der Spitze stand ein vom betreffenden Decan eingesetzter und vom Rector bestätigter „Conventor", gewöhnlich ein Baccalarius, manchmal auch ein Magister, der oft auch die gemeinschaftliche Verköstigung besorgte, besonders wenn er Eigenthümer des Hauses war. Der Conventor leitete nicht selten auch die häuslichen Studien und überwachte die Sitten der zur Bursa gehörigen Scholaren, er repetirte die öffentlichen Vorlesungen und hielt gewöhnlich Abends Disputationen. Die Decane hatten von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob in den Bursen Alles ordnungsmäßig bestand.

Durch das Zusammenleben der Scholaren in den Bursen wurden mehrfache Zwecke erreicht; Wohnung und Unterhalt stellten sich weniger kostspielig; beides konnte für zwei bis vier Groschen wöchentlich bestritten werden, ja manche Häuser für unbemittelte Scholaren (sie hießen Coderiae, geschlossene Gesellschaften) lieferten selbst für zehn Pfennige wöchentlich Kost und Wohnung. Die Hospites (Kostgeber, Vermiether) solcher geringen Studentenhäuser waren aber keine Baccalarien oder Magister, und es war daher für den Wiederholungsunterricht darin nicht gesorgt. Ein inniges Zusammenschließen der Bursalen oder Burschen an einander war natürlich, sie standen bei jeder Gelegenheit zusammen wie ein Mann. Sie bildeten von den großen Universitäts-Sonderungen in Nationen die Unterabtheilungen. Der Studentengeist wurzelte vorzüglich in den Bursen und Coderien; jeder der Universität Angehörige stand im besonderen Schutze derselben, und wurde er von außen angegriffen, so galt dies als eine Beleidigung, eine Verletzung, welche die ganze Universität traf. So wurde auch dann die Kränkung oder Beleidigung des Einzelnen, auch wenn sie derselbe selbst verschuldet hatte, stets so aufgefaßt, als sei im Glied der ganze Körper angegriffen; der Corpsgeist verlangte, daß den Verletzten jedenfalls Hilfe geleistet werde, und zwar nicht blos von den Scholaren, sondern ganz besonders von ihren Vorstehern, den Procuratoren, den Decanen und dem Rector.

Die Bursen und Coderien lagen meist in der Umgebung der Universität, und man konnte diesen Theil der Stadt mit vollem Rechte das „Studentenviertel" nennen. Was deren Namen anbelangt, so gab es ziemlich viele Bursen und Coderien, welche nach den Preisen, die daselbst wöchentlich oder monatlich für die Verköstigung und Wohnung bezahlt wurden, classificirt waren; die meisten Bursen jedoch wurden nach dem Namen des Conventors oder des Wirthes, der ihr Eigenthümer war, genannt, es änderte sich daher nicht selten der Name der Burse mit dem Wechsel des Besitzers. Bleibender war freilich jener Name, der gewählt wurde nach dem Hauszeichen oder nach der nationellen Bezeichnung der Landsmannschaft, wenn Studenten, die einer bestimmten Gegend oder einer Nation angehörten, zusammen in einer Burse wohnten. Von den Privat-Bursen müssen ferner die öffentlichen größeren Bursen und Coderien unterschieden werden, welche durch Stiftungen, als zur Universität gehörig, unter deren besonderer Aufsicht und Verwaltung standen, und deren Freiplätze in der Regel die Hochschule allein zu vergeben hatte.

Um das Gesammtbild der Bursen vom Beginne ihres Entstehens zu charakterisiren, mögen nachstehend alle Bursen, bis in die späteren Zeiten, nach der Reihenfolge ihrer Stiftungen Platz finden. Die Lage derselben ist auf dem beigegebenen Plane (Seite 425) genau ersichtlich.

Die erste in Wien gegründete Burse war die, genannt „zur Eiche", auf der Brandstatt, nicht lange nach Errichtung der Universität entstanden. Dieselbe muß jedoch eine Privat-Burse, wohl von Seite des dortigen Wirthes „zur Eiche" speculativ in's Leben gerufen worden sein, und war den Jünglingen der Schild recht anlockend, denn die Eiche ist mit den ältesten Mythen und Culten der ältesten europäischen Völker verbunden, wie mit den Griechen, Etruriern, Germanen, Scandinaviern, Kelten (dem Urstamme der Wiener Bevölkerung). Die Eiche wurde fast von allen Völkern heilig gehalten und galt als ernstes Symbol die Ueberreichung eines Eichenkranzes.

Ihr an Alter zunächst steht die officielle Lamm- (auch Lampel- oder Lämmlein-) Burse; sie befand sich rückwärts der heutigen Universitätskirche (im Hause der Bäckerstraße Nr. 13, alt 750); von ihrem ersten Besitzer führte sie anfangs den Namen Sprenger-Burse, als aber der Bürger Christof Czersdorfer hier zu Gunsten der Universität für zehn Scholaren der österreichischen Nation, welche im Hause vollständige Verpflegung und auch den Wiederholungsunterricht erhielten, die Stiftung erweiterte (1408), hieß sie später nach dem Hauszeichen die „Lamm-Burse". Mit ihr war auch ursprünglich die Brücken-Burse vereint. Dieselbe befand sich Jesuitengasse im Hause Nr. 1, Sonnenfelsgasse Nr. 23 (alt 749). Noch 1758 wurden aus der „Lampel-Burse" vierzehn aus Oesterreich gebürtige Studenten mit einem jährlichen Stipendium von 25 Gulden betheilt, diese Burse aber 1783 mittelst Hofresolution mit der Raming-Bruccianischen gleicher Tendenz vereinigt.

Eine der größten und ältesten war die Rosen-Burse, auch Himmels-Burse und Bursa primaria genannt, welche sich auf der Dominikanerbastei (im Hause mit der heutigen Nr. 9, alt 666, jetzt Barbarastift) befand. Sie war gestiftet von Ulrich Grünwalder, Doctor der Medicin und Universitätsrector (gest. 1423). Diese Stiftung wurde in der Folge durch spätere Schenkungen erweitert und auch von österreichischen Herzogen dotirt. Den zweiten Namen führte sie von einer ansehnlichen Schenkung, welche ihr der Wiener Münzmeister Nikolaus Unterhimmel gewidmet hatte. Superintendent dieser Burse und Testaments-Executor war der berühmte Chronist Thomas Ebendorfer von Haselbach (gestorben als Pfarrer von Perchtoldsdorf 1464). Im Jahre 1832 bestand das Stiftungscapital aus etwa 11.000 Gulden.

Die Schlesische Burse wurde 1420 von dem Breslauer Domherrn Nikolaus Glewitz gestiftet und befand sich in dem Hause, wo jetzt das k. k. Oberpostamt (Postgasse Nr. 10, alt 665) ist. Wie ihr Name besagt, war sie nur für Schlesier, die in Wien studirten, bestimmt. Später ward die Burse in eine Coderie für sechzig arme Scholaren verwandelt, und man nannte sie bald das Polenhaus, bald Domus Pankota. Noch heute werden aus dieser Stiftung Stipendien erfolgt; im Jahre 1832 betrug das Capital nahe an 60.000 Gulden.

Der vorerwähnten Burse gegenüber lag die Lilien-Burse, gestiftet von dem juridischen Licentiaten Burkhard Krebs, Kanonikus von Passau. Sie befand sich in der Schönlaterngasse (im Hause Nr. 11, alt 681). Im Jahre 1627 kaufte Cardinal Peter Pazmany das Haus (seit 1595 befand sich darin die Buchdruckerei des Franz Kolb) und er verwendete dasselbe zum ungarischen Alumnat; 1783 bei Entstehung der geistlichen Generalseminarien wurde das nunmehr leere Gebäude den Taubstummen übergeben, unter Kaiser Franz I. jedoch wieder den „Pazmaniten" eingeräumt.

Eine der berühmtesten Bursen war der sogenannte Goldberg, ursprünglich am Alten Fleischmarkt im Hause Nr. 20 (alt 685) befindlich, später übersiedelt in die Johannesgasse (Haus Nr. 13, alt 974). Es war eine „Coderia" für vierzig arme Studenten, die vorzüglich in der lateinischen Sprache unterrichtet werden

26*

sollten. Stifterin war Frau Barbara, Witwe des Wiener Bürgers Paul Kurz, welche 1469 ihr Haus auf dem Alten Fleischmarkt und einen Weingarten an dem untern Alsegg (Ufer der Als zwischen Hernals und Dornbach) zu einer ewigen Messe zu St. Lorenz auf die „ehrsamen und hochgelehrten Meister der Artisten, der sieben freien Künste, der hohen Schule zu Wien" stiftete. In diesem Hause hatte sodann der erste Beneficiat und Magister der Theologie, Hanns Goldberger, zum Zwecke „freier Unterkunft für Studenten, welche sich mit Singen und Betteln ernähren müssen", freie Wohnung gegeben, den übrigen Theil des Hauses aber in Bestand verlassen. Von dem Namen dieses Beneficiaten nun erhielt das Haus die Bezeichnung „der Goldberg". Die Aufsicht darüber wurde 1555 den Jesuiten anvertraut und 1622 erhielten sie dieses sammt allen Universitäts-Stiftungen vom Kaiser Ferdinand II. zum Eigenthum, nur mit der Verbindlichkeit, daß sie für dieses vom Erzbischof Pazmany zu dem von ihm gestifteten geistlichen Convict erkaufte Haus ein anderes für die armen Studenten erkaufen sollten. Demzufolge überließen die Jesuiten 1653 der Universität für den „Goldberg" das von ihnen erkaufte Haus in der Johannesgasse.

Im Jahre 1676 erbaute der ebenso gelehrte als menschenfreundliche Arzt und Universitätsrector Doctor Paul von Sorbait (gest. 1691) dieses Haus mit einer Kapelle und machte hierzu eine Stiftung von 2000 fl. für zwei Jünglinge seiner Verwandtschaft aus den Niederlanden. Später wurden mit dieser Stiftung andere vereinigt und 1758 in dem Hause neunzehn armen Jünglingen Kost und Wohnung, siebenundzwanzig anderen Studenten aber nur freie Wohnung gegeben. Später wurde das Stifthaus auf Zinsen verlassen und vom Ertrage die Stipendien auf die Hand betheilt. Im ersten Häuserschema vom Jahre 1700 erscheint das Haus unter der Bezeichnung: „Herrn Jakob von Schulz Stift, zum Goldberg genannt, allwo der armen, studirenden Jugend freie Liegerstadt".

Ziemlich nahe dem alten „Goldberg" erscheint die Coderia Lorenz Haiden, auf dem Alten Fleischmarkt Nr. 16 (alt 687); diese unterscheidet sich aber von der gleichfalls sehr alten Heiden-Burse oder dem Heidenheim in der Bäckerstraße Nr. 28 (alt 757). Diese letztere wurde im Jahre 1484 vom Doctor der Theologie und Kanonikus Paul Mann von Kemnaten erweitert und später durch den Arzt Thaller, den Kanonikus Prugl und Frau Scharbinger, Müllerin in Mannswörth, vermehrt. In der Nähe befand sich die nach dem vorgenannten Gründer bezeichnete Paulus-Burse, Bäckerstraße 24 (alt 759); sie soll später durch eine Verwechslung mit dem heiligen Paulus Bursa apostoli gentium und zuletzt abgekürzt Bursa gentium geheißen haben.

In der Schulerstraße befanden sich ebenfalls zwei Studentenhäuser; die Würfel-Burse im Hause Nr. 17 (alt 858), von ihrem Stifter Hanns der Würffel so genannt; dann das sogenannte Eslorn- (Eslarn-) Stift im Hause Nr. 11 (alt 861). In späteren Tagen wurde ein Studentenhaus errichtet in der alten „Bürgerschule", Kärntnerstraße Nr. 10 (alt 1075).

Es muß hier noch ganz besonders erwähnt werden, daß mit der Nähe der Universität und ihrer Schüler die Bezeichnung der Strobelgasse in Verbindung steht. Der Name stammt von dem großen Verbrauche, den die Schüler vom Strobilus, d. i. Strobel (Zirbelnuß, Tann- oder Fichtenzapfen), machten, weil sie in allen Classen nur auf Stroh oder Tannenzweigen saßen. Auch in den Kirchen gab es bis in's 14. Jahrhundert weder Stühle noch Bänke, sondern man überschüttete den Fußboden mit Stroh und wohlriechenden Kräutern; dieses letztere besonders an Festtagen. In manchen alten Städten bestreute man noch Ende des 18. Jahrhunderts den Stubenboden mit frischem gehackten Kalmus und Tannen-

zweigen. Das für die Schulstuben nöthige Tannengezweige und Stroh verwahrte man wohl an einem eigenen Orte, und als solcher erscheint der „Strobhof", auch „Strohhof" (heute Strobelgasse Nr. 4, zugleich Wollzeile Nr. 8, alt 866), welches Haus später durch komische Verdrehung im Volksmunde die Bezeichnung „Strobelkopf" erhielt, den es bis zu seiner Demolirung 1871 führte. Da die Bezeichnung des „Strobel" von seiner struppigen oder straubigen Gestalt herkommt, so mag man gerne die Bezeichnung Strobelkopf auf jene Studenten (und andere Personen) angewendet haben, welche den Kopf mit zottigen, straubigen Haaren bedeckt hatten. Der Lieferant der Waare wurde Strobler genannt; im Jahre 1435 besaß Konrad der Strobler ein Haus in der Himmelpfortgasse (heute Nr. 15, alt 953).

Die leichtfertigen Frauen und die Büsserinnen.

Von weiteren Bauten aus der Zeit Herzog Albrecht's III. ist vor Allem das Haus der Büßerinnen zu St. Hieronymus in der Singerstraße (heutiges Franziskanerkloster) zu erwähnen. Vorher muß jedoch der öffentlichen Frauen, welche daselbst in ihrer Reue Zuflucht suchen sollten, eingehender gedacht werden.

Die „Frauenhäuser" bezeichneten bei den Deutschen ursprünglich ein von den übrigen Gebäulichkeiten abgesondertes Gemach, in welchem die hörigen (leibeigenen) Mägde unter der Aufsicht einer Schaffnerin mit dem Klopfen, Hecheln, Spinnen und Weben von Hanf, Flachs und Wolle, mit dem Zuschneiden und Nähen der Kleider beschäftigt waren. Allein frühzeitig erschienen diese Häuser auch als eine Art Harem (Weiberhof) des Gutsbesitzers und waren im Allgemeinen Orte, durch die andere Männer angelockt wurden, um Ungebührliches zu verüben. Die ebenso häufigen als strengen Gesetze gegen die „Nothnunft" (Nothzucht) lassen schließen, daß mancher fremde Rittersmann die Mägde „ohne ihren Dank" (gegen ihren Willen) überwältigte. In der Zeit der Karolinger aber war die ämtliche Bedeutung des Wortes „Frauenhaus" noch immer eine ehrenhafte, wenngleich man allgemein wußte, daß es die Stätten waren, an welchen man der Liebesgöttin seine Opfer brachte; ebenso bedeutete das von dem angelsächsischen Worte Borda (Haus) abgeleitete garstige bekannte Wort einfach Häuschen, ohne üblen Nebenbegriff. Erst das spätere Mittelalter übertrug, der vielen Liebesabenteuer wegen, die dort verübt wurden, den Namen auf die Stätten feiler Lust, die auch neben dem Namen eines „Frauenhauses" noch die Namen eines „offenen" oder „gemeinen" (gemeinsamen) Hauses, eines „Jungfernhofes", eines „Hauses der gelüstigen Fräulein" führten. Die Priesterinnen dieser Häuser hießen „leichte", „gelüstige" Fräulein und „offene", „gemeine", „fahrende" Frauen, endlich auch „Hübschlerinnen" (abstammend von hübsch, aber in dem Sinne von angenehm, artig).

Man muß aber nicht glauben, daß diese „Frauenhäuser" blos geduldet waren, wie man eben heutzutage über das ganze odiose Geschäft, als vermeintlich nothwendiges Uebel, die Augen zudrückt, sondern sie waren von Stadt und Staates wegen wohl bevorrechtet und „methodisch" geordnet, „zu besserer Bewahrung der jungfräulichen und fraulichen Ehre", welches Motiv allerdings viele Berechtigung an sich hat. Diese Häuser waren an sogenannte „Frauenwirthe" verpachtet gegen einen wöchentlichen Zins, der oft ein landesherrliches Recht, eine Einkommenquelle

der verschiedenen Dynasten war. Die Bewohnerinnen dieser „Jungfernhöfe“ bildeten eine ebenso geschlossene Zunft, hielten eben so fest am Gewerbezwang wie jedes andere Handwerk, und verfolgten gleich diesem jeden Nichtzünftigen als „Böhnhasen“ (Pfuscher; wohl stammend von banausisch, d. h. handwerksmäßig, nach Anderer Meinung von Böhn, d. i. Dachboden, auf den sich unberechtigte Arbeiter, gleich Hasen, versteckten, um dort verstohlen zu arbeiten). Die berechtigten Frauen durften daher „unbefugte offene Häuser“ zerstören und die „Böhnhasinnen“ aus der Stadt jagen, was nicht selten geschah.

Im Allgemeinen galt als feststehender Grundsatz, zu dem Dienste in den Frauenhäusern nur fremde, nicht aus der Stadt gebürtige Mädchen zuzulassen und den Besuch dieser Häuser den Ehemännern, Geistlichen und Juden strengstens zu verbieten. Vielleicht sah man manchmal etwas durch die Finger, was die Zulässigkeit zum Gewerbe anbelangte, war vielleicht auch an einzelnen Orten minder strenge gegen die erstgenannten beiden Stände, ließ aber unerbittliche Strenge immer gegen die Juden walten; ja es war der in einem Frauenhause betroffene Jude des Todes gewiß.

Der hochweise Rath sorgte auch dafür, daß die leichten Fräulein von dem Frauenwirthe anständig ernährt und bei der Theilung des Erwerbes mit dem „Herrn“ von diesem nicht übervortheilt würden. So bestimmte eine Stadtobrigkeit jener Tage, daß der Frauenwirth „einer jeden Frau, in seinem Hause wohnend, das Mahl um sechs Pfennige gebe und keineswegs damit steigere; auch solle er jedesmal, so man Fleisch ißt, einer Jeden geben zwei Trachten von Fleisch (Suppe und Fleisch) und Rüben oder Kraut und Fleisch“. Was an den Frauenwirth abzuliefern war, darüber verfügte der wohllöbliche Magistrat: „Eine jede Frau, so Nachts einen Mann bei ihr hat, soll dem Wirth zum Schlafgeld geben einen Kreuzer und nicht darüber; und was ihr darüber von dem Manne zu Theil wird, das soll sie als ihren Nutzen einstreichen“.

Und zu diesen beiden letzten, nicht ganz so inhumanen Bestimmungen kam eine nicht so ganz menschenfreundliche, aber gerechtfertigte Kleiderbestimmung, indem man darauf hielt, daß die Aushängeschilde weiblicher Feilheit recht kenntlich seien. So mußten z. B. die „gelüstigen Fräulein“ an dem einen Orte einen zwei Finger breiten grünen Streifen am Schleier tragen, anderswo kurze gelbe Mäntel, die mit blauen Schnüren benäht waren, an dritter Stelle rothe Mützen, an der vierten grüne Röcke u. s. w. Manchesmal lag hinter dieser Kleiderordnung sogar etwas mehr als die Absicht, die „Fräulein“ kenntlich zu machen. Waren die ehr- und tugendsamen Bürgerfrauen im Begriffe, eine ausschweifende, luxuriöse Mode in Schwung zu bringen, die den Männern weniger gefällig erschien, oder vielleicht zu viele Auslagen machte, so brachte die fürsorgliche Obrigkeit die kaum begonnene Mode rasch außer Gebrauch, indem sie selbe als die „Tracht“ der Buhldirnen erklärte. Allein es gelang doch nicht immer, durch einen solchen Kunstgriff eine Mode den Frauen dadurch anstößig und verhaßt zu machen, daß man dieselbe den „Bordmägden“ gestattete; wir sehen es ja heute tagtäglich noch, daß die Frauen hierin ihren eigenen Kopf haben und sich von Niemanden beirren lassen.

Gab es in irgend einer großen Stadt des In- oder Auslandes ein Ereigniß, das einen großen Zusammenfluß von Fremden im Gefolge hatte, so fanden sich dabei auch die fahrenden Frauen aus allen Weltgegenden in großen Schaaren ein. Da kamen auf einem Flecke oft 500 bis 2000 solcher Frauenzimmer zusammen, und die Chronik spricht von einer Wienerin, die auf dem Kostnitzer Concil (1414 bis 1418) an achthundert Goldgulden verdient haben soll. Es sind Fälle vorhanden, daß Einzelne, „um ihrer Aufopferung für das allgemeine Beste willen“, mit Stadtbürgerrechten ausgezeichnet wurden.

Der Bürgerstand Wiens theilte so gut die Schattenseiten seiner Zeit, als dies in allen anderen Perioden geschah und folgerichtig geschehen mußte. In den

Tagen, wo, hervorgerufen durch die steten Unruhen, die Gewalt herrschte, wo der Mann auf seine körperliche Gewalt baute, da konnte nicht viel von feinen Sitten herrschen; auch wenn die Sittenschilderung so mancher galliger Chronisten nur in sehr bescheidenem Maße als Wahrheit angenommen wird, bleiben doch andere zweifellose Urtheile zu berücksichtigen, wie z. B. das Heinrich's des Teichners, welcher dem Mittelstande Mangel an Wahrheitsliebe und den Handwerkern Gewinnsucht und Eigennutz vorwirft. Freilich darf so Manches, was unsere Zeit höchst anstößig finden würde, nicht den Wienern allein zur Last gelegt werden, solche Erscheinungen tauchten im Mittelalter allenthalben empor. Ganz besonders aber hatte es seine eigenthümlichen derben Anschauungen in Bezug auf Zucht und Sitte, und darunter gehören die öffentlichen Frauenhäuser. Wie in allen größeren Städten bestanden solche Vereinigungsorte unsittlicher Frauen auch in Wien.

Schon Rudolf von Habsburg verbot im Jahre 1278 die „gemein" Frauen zu beleidigen und überweiset den dagegen sich Vergehenden an den Richter. Aus demselben Jahrhundert ist die Verordnung erhalten, nach welcher die öffentlichen Dirnen ein Zeichen an der Achsel tragen sollen, um sie von anderen „frumen (frommen)" Frauen zu unterscheiden. Bei feierlichen Gelegenheiten wurden die Freudenmädchen oder „Hübschlerinnen", wie man sie nannte, verwendet, Blumensträuße zu vertheilen (Ursprung der späteren, allerdings soliden Blumenmädchen) und einziehenden Großen im feierlichen Zuge entgegen zu gehen, wofür sie dann auf Kosten der Stadt mit Wein und Speise bewirthet wurden. Eine weitere Verwendung der „schönen Frawen" bestand darin, daß sie bei Reisen großer Herren ihre Wohnungen bereit halten mußten; was dabei an Kosten auflief, zahlte die Stadt. Ebenso wirkten sie bei Festlichkeiten mit, bei dem Sonnenwendfeuer, um welches sie Tänze aufführten, bei den Wettrennen, wo sie einen besonderen Wettlauf um ein Stück Barchent unternahmen u. s. w.

Hier ist einzuschalten, daß die auf den großen Plätzen, besonders nahe bei Kirchen abgehaltene Festlichkeit des Johannes- oder Sonnenwendfeuers eine der beliebtesten Volksbelustigungen gewesen, trotzdem an allen Orten die Geistlichen gegen diesen, aus dem Heidenthume, und zwar von den Sonnen- und Ceresfesten stammenden Gebrauch eiferten. Es wurde nämlich durch von Haus zu Haus veranstaltete freiwillige Holzsammlungen am 24. Juni, als am Tage Johannis des Täufers, der „Leuchte der Menschheit", wie er genannt wird, ein großes Feuer angezündet, worauf dann der jeweilige Bürgermeister und die Rathsherren, begleitet von den damals noch mit rother Kleidung und weißen Aermeln, mit Panzerkrägen, Panzerhemden und Hellebarden ausgestatteten Schardienern (bewaffneten bürgerlichen Wächtern, denen die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit auf den Gassen oblag), um dasselbe ritten und dann den „Hübschlerinnen" (hier Dirnen bedeutend, die mit ihrem hübschen Leibe Handel treiben) und dem Volke, welche sonach um dasselbe tanzten und darüber sprangen, Bier verabreichen ließen, während sie sich selbst in dem städtischen berechtigten Bierhause am Hohen Markte zunächst der Schranne damit gütlich thaten. Nebenbei gesagt, hörte mit dem Jahre 1560 alle obrigkeitliche Theilnahme an dem Johannisfeuer auf; am 20. Juni 1724 wurde dieses Fest aber gänzlich eingestellt, als der zwanzigjährige Riemergeselle Johann Georg Lehner in Folge seiner muthwilligen Sprünge über und durch das Feuer das Unglück hatte, jämmerlich zu verbrennen. Es hat sich übrigens auch die christliche Volksüberlieferung des Johannisfeuers bemächtigt, und man erzählt diesbezüglich Folgendes über den Ursprung. Als dem heiligen Johannes im Kerker das Haupt abgeschlagen und der lasterhaften Herodia überbracht wurde, entsetzte sie sich bei dessen Anblick so sehr, daß sie befahl, es allsogleich zu entfernen und zu vertilgen. Man entzündete zu diesem Behufe ein starkes Feuer, um das

Haupt des Heiligen zu verbrennen; aber — dasselbe schwebte unversehrt über den Flammen und spottete ihrer zerstörenden Kraft. Zum Angedenken nun an dieses Wunder wurden alle Jahre am Feste des heiligen Johannes Feuer entzündet; das Jauchzen und Springen lustiger Paare über dasselbe deutete den Hohn über die Ohnmacht der züngelnden Flammen an.

Eine andere Legende erzählt wieder, es habe sich der heilige Johannes eines Tages auf der Flucht vor seinen Feinden befunden; im Schutze der Dunkelheit erreichte er glücklich einen Berg, allein seine unermüdlichen Verfolger entdeckten ihn und kamen, ihn bedrängend, immer näher. Plötzlich aber wurde er ihren Blicken entzogen, indem eine Flamme aus der Erde hervorbrach und, ihre Augen blendend, verhinderte, daß er gesehen werde. Da haben denn die Christen zum Andenken die Johannesfeuer entzündet.

Ihre Unterkunft hatten diese Lustdirnen auch in Wien in den sogenannten „Frauenhäusern“, deren Zweck nach einer erhaltenen Urkunde die „Hintanhaltung größerer Uebel“ war, oder doch sein sollte. Diese Häuser waren vollkommen organisirt, unterstanden einer Meisterin und dem „Frauenwirthe“, hatten besondere, auf die Hausordnungen bezügliche Satzungen und genossen häufig eigener Privilegien. Ordnung und Zucht (Ruhe) unter den Dirnen, das Verbot bei Nacht auszugehen, in den Wirthshäusern sich herumzutreiben u. dgl. bilden die Hauptpunkte dieser Satzungen.

In Wien bestanden drei solche Frauenhäuser. Zwei davon waren vor dem Widmerthor gelegen, das vordere und das hintere, beide an der Stelle, welche heute etwa das Theater an der Wien und der Kohlenmarkt einnimmt, und die eben von jenen Anstalten damals den Namen „Frauenfleck“ führten. Das hintere Frauenhaus war im 15. Jahrhundert Eigen der Stadt und zahlte den Stadtschergen wöchentlich eine nach der Anzahl der Mädchen berechnete Abgabe, nur in der „Antlaß-“ (Char-) Woche nicht, in welcher das Haus „den Sünden nicht geöffnet“ werden durfte. Das dritte Frauenhaus bestand in der Stadt, im Tiefen Graben. War nun auch diese Einrichtung im Mittelalter eine allgemeine und bei der derberen Anschauung jener Tage weniger anstößig (fehlt es doch nicht an Leuten, welche die naive Anschauung der vergangenen Zeit, durch „Frauenhäuser“, wie damals, auch heute „größere Uebel zu vermeiden „theilen und in unseren Tagen als bestes Remedium zur Lösung der Prostitutionsfrage empfehlen), so übten die Frauenhäuser doch den unheilvollsten Einfluß auf die Stadtsitte. Es wurde ja eben durch sie die Sittenlosigkeit gleichsam privilegirt, auf viele junge Leute der unheilvollste Eindruck gemacht und das Wohl der Familie untergraben. Genau so würde es auch heute ergehen. Daher erhoben sich zeitlich schon Stimmen gegen diese Anstalten; sie verschwinden bereits im 16. Jahrhundert, und weit früher schon ist den Studenten, sowie den Genossen einzelner Zünfte, z. B. den Bäckern, durch ihre Satzungen strenge verboten worden, Frauenhäuser zu besuchen.

Wir haben den Hübschlerinnen, weil sie in der Sittenschilderung des Bürgerstandes erwähnt werden mußten, eine eingehende Besprechung angedeihen lassen und müssen nur vorsorglich betonen, daß von diesen leichtfertigen Dirnen der Stand der ehrsamen Frauen wohl zu unterscheiden ist und sich namentlich in jener Zeit durch Sitte, Zucht und Treue auszeichnete. Wie viele schöne Geschichten und Sagen haben sich diesbezüglich erhalten, wie schon manche in unserem Buche zu lesen waren und sich noch ferner finden werden.

Mehrere fromme und reiche Bürger aus bedeutenden Wiener Geschlechtern faßten im Jahre 1384 den schönen Entschluß, den leichtsinnigen Frauen die Rückkehr in die ehrbare Gesellschaft zu ermöglichen. Sie machten nämlich eine Stiftung für weibliche Wesen, die sich aus den öffentlichen Frauenhäusern oder sonst aus dem sündigen Leben zur Buße wenden wollten. Dazu wurde ein Haus bestimmt,

das am Ende der Singerstraße in der Gegend zwischen der Riemer- und der Weihburggasse lag, und als „geistliches Haus bei St. Hieronymus“ oder sogenanntes „Büßerinnenhaus der Magdalena-Nonnen“ bezeichnet. Herzog Albrecht gab unterm 24. Februar der merkwürdigen und schönen Stiftung einen Brief, daß „dieses Haus und Stift für die armen freien Frauen, die sich aus den offenen Frauenhäusern oder sonst vom sündigen Unleben zur Buße und zu Gott wenden, ewige und gänzliche Freiung habe vor aller Steuer, Mauth, Zoll und Lehen“. Der genannte Fürst setzte sich sogar selbst und nach ihm den Bürgermeister der Stadt und einen Officialen zu Vögten der Stiftung ein; er befahl, sie mit einem frommen Mann, oder „so man diesen nicht haben möchte“, mit einer frommen Frau als Verwesern zu versehen, und erlaubte den Frauen dieses Hauses in der Clausur jede beliebige Beschäftigung, außer Gastgeben, Weinschank und Kaufmannschaft.— Wenn ein Mann eine dieser Frauen zum Weibe nehmen wollte, so konnte er es thun, unbeschadet seiner bürgerlichen Ehre, seines Ansehens und seiner Rechte in Zeche und Zunft, außer die Frau hätte ihn noch in ihrem vorigen Leben gekannt. Wer ihn darob höhne oder eine solche Frau schmähe und betrübe, werde mit Leib und Gut bestraft. Geriethe aber eine in Rückfall, solle sie ohneweiters in der Donau ertränkt werden. Auf unbefugte, wenn auch übrigens fleckenlose Verlassung des Klosters stand kurzes Gefängniß und Abschaffung aus der Stadt, wie denn im Jahre 1450 Kaiser Friedrich III. die Herren von Wien ersuchte, die Martha Elbl, welche „aus dem Hieronymiter-Kloster zu Wien gegangen und deshalb aus Wien verbannt worden“, wieder zu Gnaden aufzunehmen.


Porträt Albrecht's III. (Seite 395.)

Bald darnach verordnete die Wiener Bürgersfrau Klara Pauperger den Bau einer Kapelle in der nahen Weihburg (Weihburggasse) nächst dem Hause der Büßerinnen, wozu Freiherr Georg von Liechtenstein, Dompropst zu St. Stefan (später Bischof von Trient und Cardinal, gest. 1420), seine Einwilligung gab. Das Kirchlein, zum heiligen Hieronymus genannt, wurde vom Bischof Simon von Castora am 30. November 1387 eingeweiht. Vorzüglich sollten in demselben die Trauungen geschehen, wenn eine büßende Frau einen Mann finden sollte, der sie zur Ehe begehrte. Noch heute sind an der Franciscanerkirche deutliche und sehr schöne Reste davon vorhanden, wie denn die heutige Kirche den orientirten polygonen (vieleckigen) Chor des gothischen Baues zeigt. Vom rückwärtigen Höfchen

aus erblickt man die hohen Streben, das steile Dach und das prachtvolle Rosenfenster, welches hier statt der gewöhnlichen Spitzbogenfenster die Wand durchbricht. Auch im Innern, hinter dem jetzigen Hochaltar, ist die ehemalige Bauart noch unverändert zu ersehen: der Raum von der Form eines halben Polygons hat noch die einfach durchschnittlichen Rippen, die in einem Schlußsteine zusammenlaufen. Derartige Rippen tragen aber noch das gesammte Kirchengewölbe, welches das alte vom gothischen Baue ist. Die Façade auf den Platz heraus zeigt noch den hohen Spitzgiebel der einstigen Anlage. (Die Franciscaner erhielten das Gebäude 1589.)

Begebenheiten in Wien am Abschlusse des 14. Jahrhunderts.

Im Jahre 1385 übergab der Herzog das in der Singerstraße befindliche Kloster zu St. Nikola den Cistercienser-Mönchen, welche dabei eine Klerikerschule errichteten. Die Nonnen wurden mit jenen des gleichnamigen Klosters vor dem Stubenthor vereinigt. (Heute befinden sich an Stelle dieses Klosters vier Häuser, und zwar Nr. 4, alt 836, in der Nikolaigasse, Nr. 11 und 13, alt 883 bis 885, Singerstraße.) — Im Jahre 1386 berief Albrecht den Carmeliter-Orden aus der Fischervorstadt Werd, woselbst ihr Kloster soeben durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt worden war, nach der innern Stadt und erkaufte am Hof acht Häuser, darunter auch das des Wiener Dichters Peter Suchenwirth, um den Mönchen, von ihrer Kleidung allgemein „die weißen Brüder" genannt, ein geräumiges Kloster und eine Kirche zu erbauen.

Das Jahr 1386 brachte eine Trauerbotschaft nach Wien — die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Sempach am 9. Juli, bei welcher Herzog Leopold III. der Fromme, auch der tapfere, mannhafte und „die Zierde des Soldatenstandes" genannt, insbesonders aber als der „Biederbe" (Biedere) gekennzeichnet, mitsammt vielen seiner Ritter, von den Keulen der Bauern erschlagen, auf dem Platze blieb. Er hatte, nach eigenem Ausspruche, „den Tod in Ehren einem schändlich Dastehen vor den Frauen vorgezogen". Seine Witwe Viridis, Tochter des Herzogs Barnabo Visconti, Herzogs von Mailand, zog sich in die Burg Pristavica (Krain), neben dem Kirchlein zum heil. Lambert, zurück, wo sie frommen Betrachtungen und dem Lesen schöngeistiger Werke des Alterthums und des Mittelalters oblag. Herzog Leopold war 1379 der Erbauer der sogenannten „Gottesleichnams-Kapelle" in der alten Burg zu Wiener-Neustadt (heute Militär-Akademie); sie hatte den Zweck, einst seine und der Seinen sterbliche Reste aufzunehmen, aber es kam anders, denn seine Leiche wurde zu Königsfelden beigesetzt. Noch heute befinden sich Reste dieser Kapelle in der Mitte der Ostseite jenes Viereckes, welches die alte Burg noch heutzutage bildet, und dessen mächtige Mauern, trotz mancherlei Zeitstürmen, noch immer der Vernichtung trotzen.

Hierauf übernahm Albrecht, in Folge Ansuchens des Herzogs Wilhelm, der eben sechzehn Jahre zählte, die Regierung sämmtlicher österreichischer Länder, und damit diese Vereinigung wieder zu einer bleibenden werde, errichteten die Betheiligten am 10. October in der Burg zu Wien einen Vertrag, durch welchen die Ländertheilung vom Jahre 1379 aufgehoben wurde und Herzog Albrecht die Gesammtregierung aller österreichischen Lande zu übernehmen hatte. Mit dieser fiel aber dem Herzoge auch der unglückselige Krieg mit den Eidgenossen zu, der endlich am 9. April 1388 in der für Oesterreich unglücklichen Schlacht bei Näfels seinen

Abschluß fand und einen längeren Frieden herbeiführte. Im Spätherbste desselben Jahres schloß Herzog Albrecht auch Frieden mit Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand.

Im Jahre 1389 verpflanzte sich eine lebhafte Controvers-Frage aus Paris nach Wien, und zwar die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der heil. Jungfrau Maria. Es hatte sich der Streit zuerst unter den Bettelorden erhoben, indem die Franciscaner sich für die Lehre aussprachen, die Dominikaner sich aber dagegen erhoben. Der Decan der theologischen Facultät in Wien (später Rector) Heinrich von Langenstein wurde vom Stand der Streitigkeit durch seine Pariser Freunde benachrichtigt, und derselbe, im Ganzen den Franciscanern beistimmend, schlug zur Beseitigung des Streites einen Mittelweg ein. Er behandelte in einer 1389 am Tage der Empfängniß Mariä gehaltenen Predigt den Gegenstand sehr eingehend, sprach sich aber schließlich dahin aus, es wäre rathsam, die Sache unentschieden zu lassen und beiden Parteien Stillschweigen zu gebieten. Langenstein, der auch in Mathematik, Astronomie und Naturkunde ausgezeichnete Kenntnisse besaß und viele theologische Werke schrieb, starb zu Wien 1397 im 72. Lebensjahre und wurde in der Stefanskirche bestattet.

In das Jahr 1389 fällt die Errichtung eines eigenen Gebäudes für die juridische Facultät, die kein besonderes Locale für ihre Vorlesungen und für die Wohnungen ihrer besoldeten Doctoren besaß. Herzog Albrecht erkannte die Nothwendigkeit einer Abhilfe und schenkte der Facultät ein geräumiges Haus in der Schulerstraße (die auch daher den Namen hat), und zwar das an der Ecke der Strobelgasse Nr. 1 (Wollzeile Nr. 6, alt 867), welches seit dieser Zeit die „Juristenschule“ auch zu Sanct Yvo genannt wurde, letzteres von der daselbst befindlichen Kapelle.

Am 27. März 1390 fand in der Burg das feierliche Gelöbniß statt, durch welches sich Albrecht IV., der erstgeborene Sohn des Herzogs Albrecht, verpflichtete, Johanna, Tochter des Herzogs Albrecht des Aelteren von Baiern, zu ehelichen. Am 1. Mai langte die damals neun Jahre alte Braut in Wien an und wurde von der Stadt in feierlichem Aufzuge empfangen; auch die Universität betheiligte sich daran. Die Vermälung selbst hatte aber erst vier Jahre später (1394) stattgefunden.

Im Jahre 1392 wurde Haus und Familie des Landesfürsten mit Trauer erfüllt durch das Ableben Elisabeth's, der dreizehnjährigen, einzigen Tochter des Herzogs Leopold III., bereits seit zehn Jahren mit dem Grafen Heinrich IV. von Görz verlobt. Deren Leiche wurde in der herzoglichen Gruft zu St. Stefan beigesetzt. — Im nächstfolgenden Jahre 1393 am 1. November schloß der Herzog ein Bündniß mit Herzog Ruprecht dem Jüngeren zum Schutze seiner Länder wie des Nachbarlandes Baiern gegen alle „Friedenstörer und Räuber“, das zu Wien auf vier Jahre festgestellt wurde.

In dasselbe Jahr fällt die Erweiterung der Kirche Maria Stiegen. Es wurde zum Bau des Schiffes der Grundstein gelegt, wie auch der Bau des herrlichen Thurmes begonnen. Der Künstler, welcher das prachtvolle Werk schuf, ist der Bau- und Steinmetzmeister Michael Weinwurm, Bürger und Hauseigenthümer in der Johannesgasse zu Wien (gest. 1418), welchem man das herzogliche Schloß zu Laxenburg, die gothische Denksäule, „Spinnerin am Kreuz“ genannt, bei Wiener-Neustadt und vielleicht die schöne St. Wolfgangskapelle zu Kirchberg am Wechsel verdankt. Der Neubau muß auf die Fortsetzung des heutigen Kirchenschiffes, vom Thurme angefangen, bis zur Stirnseite mit der von einem Steinbaldachin gekrönten Eingangshalle, bezogen werden. (Bild Seite 432.)

Als Unternehmer dieses Erweiterungsbaues tritt uns hier eine berühmte Persönlichkeit entgegen, der herzogliche Hofmeister Johann von Liechtenstein,

insgemein „der gewaltige Hofmeister" genannt. Aus einer Adelsfamilie entsprossen, welche ein schimmerndes Kleinod des grauen Alterthums genannt werden muß, war Johann II. von Liechtenstein einer der berühmtesten Sprossen dieses ehrenwerthen Geschlechtes.

Vom Jahre 1370 bis 1395 war er Herzog Albrecht's III. Oberster Hofmeister, den er nicht nur mit gediegenem Rathe, sondern auch oft mit Geld unterstützte. Der römische und Böhmenkönig Wenzel IV. ernannte ihn zu seinem geheimen Rathe, schenkte ihm einen Palast in Prag und erwies ihm so standhafte Gunst, wie Niemand von dem argwöhnischen, gewaltthätigen, halbverrückten Fürsten gewohnt war. So kam es denn auch, daß sich Liechtenstein weniger in Wien und auf seiner schönen Burg bei Mödling als in Prag aufhielt.

Herzog Albrecht jedoch traute den Prinzen des Luxemburgischen Hauses wenig Gutes für das Haus Habsburg zu, und da noch überdies die Feinde Liechtenstein's diesen bei dem Herzoge verdächtigten, als hätte er sich heimlich mit dem Böhmenkönige verschworen, bemächtigte sich Albrecht seiner Person und warf den hochverdienten Mann, ohne Rücksicht für dessen hohes Alter, ohne Urtheil und Rechtspruch in ein hartes Gefängniß. Nur auf die unablässige Verwendung des Burggrafen von Nürnberg und des Grafen Hermann von Cilly wurde er wieder erlöst, mußte jedoch alle seine Schlösser (darunter auch Liechtenstein bei Mödling), alle Märkte und Dörfer (darunter gehörten der obere und untere Werd, heutige Roßau und Leopoldstadt), endlich alle Häuser in und vor Wien (darunter sein Palast auf dem Schweinsmarkt, heute Lobkowitzplatz Nr. 2, alt 1101), ferner alle Vesten und Güter am südlichen Donau-Ufer an die herzogliche Kammer abtreten. Er starb am 29. August 1395 und wurde in der Liechtenstein'schen Erbgruft zu Wien, damals zu Maria-Stiegen, beigesetzt. Die Veste Liechtenstein sammt Enzersdorf, Waltersdorf und Guntramsdorf verkaufte Herzog Albrecht an den vorerwähnten Grafen von Cilly. Johann's Gemalin Afra stiftete in der Kirche Maria-Stiegen den Antonius-Altar mit einem rothmarmornen Altarstein, auf welchem der heilige Einsiedler dargestellt war, wie ihm ein Löwe nährende Kräuter zutrug, als Illustration jener Legende, nach der einst der heilige Anton einen Löwen von einem in die Tatze gedrungenen Splitter befreite, und das kluge Thier von da an nicht von der Seite seines Wohlthäters wich. Dieser Altarstein befand sich später, wohl in Folge der Zerstörung des Alters, jahrelang unbeachtet im Thorwege des sogenannten „Franzosenhauses" (Roßauer Lände Nr. 19, alt 32, von den früheren Eigenthümern Karl Pierron du Meny, 1698, und La Fontaine, 1740, die Bezeichnung tragend), von wo derselbe ebenfalls verschwand.

Am 6. Mai 1395 schloß Herzog Albrecht in Wien mit dem Pfalzgrafen Johann bei Rhein und dessen Sohne Ernst ein weiteres Bündniß, und zwar gegen die seinem Hause verderblichen Pläne König Wenzel's von Böhmen. Es trug dazu wohl nicht wenig der an den Hof des Herzogs geflüchtete Oberstlandkämmerer von Böhmen, Herr Brenek (Bratislaw) Swihowsky von Riesenberg, bei, welcher 1394 Theil hatte an der Verschwörung gegen König Wenzel, welcher vom Markgrafen Jobst, Heinrich von Rosenberg und Anderen in der Stadt Beraun war gefangen genommen worden.

Am 26. April d. J. starb auf ihrem Wohnsitz zu Perchtoldsdorf bei Wien Katharina, die Witwe Herzog Rudolf's IV. Ihre Leiche wurde an der Seite ihres Gemals in der Stefanskirche beigesetzt, woselbst noch heute das Cenotaphium (steinerne Grabmal) Beider im sogenannten Frauenchor zu sehen ist. Auf dem Deckel der gemeinschaftlichen Tumba (die Leichen ruhen jedoch nicht darin, sondern in der Herzogengruft) befinden sich die lebensgroßen Figuren des Ehepaares angebracht. (Bild Seite 433.) Leider ist dieses älteste aller Denkmäler der inneren Stefanskirche auch das meist beschädigte. Auch im Innern des Singerthores befinden sich die Statuen Beider.

Wenige Monate darauf erfolgte der Tod des Herzogs Albrecht III., welcher zu Laxenburg, seinem Lieblingsaufenthalte, in Folge einer Erkältung, die er sich auf der Jagd zugezogen hatte, erkrankt war und nach raschem Verlaufe des Uebels am 29. August 1395 im 64. Lebensjahre starb. Noch auf dem Todtenbette wendete er der geliebten Stiftung seines Bruders, der Wiener Universität, eine jährliche, für jene Zeit bedeutende Einnahme von 800 Pfund Pfennigen zu und empfahl in seinem letzten Willen seinem Sohne Albrecht IV. wie dem Neffen Herzog Wilhelm die Hochschule auf das angelegentlichste. Zugleich ermahnte er sie zur Einigkeit und warnte im Sinne seines Vaters Albrecht des Weisen vor jeder Ländertheilung. Leider war dies vergebens. Zu seinem Leichenbegängnisse strömten die Wiener zahlreich herbei; arm und reich, geistlich und weltlich, was auch ganz billig war, denn diese, wie Land und Leute hatten einen rechten Vater des Friedens an ihm verloren. „O, wie gar ein gesegnetes Leben ist es doch, wenn ein Fürst so zum Heile seiner Unterthanen gelebt hat, daß ihn alle mit heißen Thränen beweinen!" So spricht eine gleichzeitige Chronik. Der Leichnam wurde zu Wagen in die Stadt gebracht und in der herzoglichen Gruft zu St. Stefan beigesetzt, wo er noch ruht. Seine Witwe Beatrix zog sich in das Fürstenschloß zu Perchtoldsdorf zurück und wurde während ihres neunzehnjährigen Aufenthaltes daselbst eine große Wohlthäterin der Ortschaft, deren Einwohner sie noch heute segnend preisen. Sie ist die Stifterin des dortigen Spitals.

Es erübrigt noch, von der väterlichen Sorge zu sprechen, welche Herzog Albrecht III. dem Gemeinwesen der Stadt widmete. So war eine der ersten Verfügungen des Herzogs beim Regierungsantritte ein Nachlaß der Steuern für die Bürger auf zwei Jahre. 1366 und 1367 regelte er den immer schwunghafter emporblühenden Handel mit Venedig und ließ demselben viele Begünstigungen zu Theil werden. 1368 wurde die Zahl der „Futterer" (Verkäufer von Holz, Stroh und Viehfutter im Kleinen, unseren heutigen Greislern sehr ähnlich) auf achtzig beschränkt und Jedermann die Erlaubniß gegeben, Krebsen und Aale in die Stadt einzuführen. Der erste bekannte Marktplatz für Krebse und Seefische war der „Hof", woselbst die Krewsler und Krewslerinnen die Krewßen (von chreian, kriechen, stammend) feilbieten durften. Da diese Krebsenhändler später auch mit anderen Lebensmitteln Handel trieben, ging die Bezeichnung Kreusler (Greisler) dann auch auf die Victualienhändler über, obwohl dieselben keine Krebse mehr am Lager hatten. In den Jahren 1368, 1369 und 1370 erflossen Verordnungen über das Taffernrecht, Weinfuhrverbote, Zehent-Verordnungen wegen des Weinbaues, und 1383 wurde eine allgemeine Tranksteuer eingeführt, wobei für jeden in die Stadt eingeführten Fuder Wein ein Pfund Pfennige zu zahlen war und hiervon kein Stand, weder Mönche noch Nonnen, Ritter und Knechte, selbst des Herzogs Hofleute nicht ausgenommen waren.

Wiederholt regelte Albrecht die Abgaben der Stadt und bestimmte, in welcher Weise die Lasten auf die Bürgerschaft umgelegt werden sollen. Von einzelnen Innungen und Zünften erhielten außerdem 1367 die Gürtler, 1368 die Schneider, Taschner, Messerschmiede, Nadler, Kettenmacher, Eisenschmiede und Seiler, 1372 die Kohlmesser und Oebstler, 1379 die Wollschläger und Weber, dann die Sensale beim Weinhandel (Weinkoster), 1382 die Tuchhändler und 1386 die Barchenthändler und Schneider besondere Zunftordnungen. Im Jahre 1368 erscheint auch zum ersten Male urkundlich das Seelhaus am Dominikanerplatze, eine Stiftung zum Aufenthalte armer Frauen, welche daselbst unter einer Meisterin, aber ohne Clausur oder Ordensregel, wohnten und Verpflegung genossen gegen die Verpflichtung, zum Heile der Seele des Stifters zu beten, daher auch das Haus den Namen „Seelhaus" führte. Aehnliche Stiftungen bestanden im Mittelalter häufig, wir finden in Wien noch ein zweites Seelhaus auf der Laimgrube,

sowie die Stiftungen von Freibädern für Arme bei den Badehäusern, welche aus gleichem Grunde „Seelbäder" hießen.

Im Jahre 1375 mußte Herzog Albrecht das Gesetz des Herzogs Heinrich Jasomirgott erneuern, daß den Schotten kein Blutbann zustehe, sondern nur der Stadtrichter „an Blut und Tod" zu richten habe, denn die Mönche hatten sich das Halsgericht angemaßt, welcher Eingriff in dieses wichtige Recht der Stadtbehörde die Bürger gegen sie aufgerufen hatte.

Im Jahre 1377 erscheinen bereits die ersten Bemühungen zu einer Donau-Regulirung. Die drohenden Gefahren verursachten damals das Bemühen, durch „Wasserpflüge" das Strombett auszubaggern, um den Wasserlauf bei Wien zu erhalten. Es hatte ferner um jene Zeit Kaiser Karl IV. den Antrag gemacht, zum Vortheil des beiderseitigen Handels einen Canal an der Donau zur Moldau zu führen, ja das blühende Haus der böhmischen Rosenberge wollte die Kosten vorstrecken, denn es war augenscheinlich, daß die Haupt- und Residenzstadt Prag durch die Verbindung der Donau mit der Elbe zum ersten Handelsplatze in Europa zu erheben war. Das Project scheiterte wohl an der Unzulänglichkeit der damaligen Hilfsmittel. Im Jahre 1388 fand eine Regelung des Canalwesens in Wien statt, an welche noch heute der Gedenkstein erinnert, welcher an dem uralten Hause der Brandstatt (Rothenthurmstraße Nr. 1, alt 632), angebracht worden und worauf das städtische Kreuzwappen mit der Inschrift: „Anno domini MCCCLXXXVIII dy morig (Mörung, Abzugcanal) gemacht ist" befindlich. (Bild Seite 440.)

In des Herzogs Regierungsperiode fällt ferner die Gründung der Karthause Aggsbach 1377 durch Heidenreich von Meißau, Obersten Marschall und Obersten Schenk (gest. 1381).

Der erste Prior Johann mit zwölf Mönchen kam aus Mauerbach und wurde vom Prior Heinrich I. eingeführt. Im Jahre 1386 aber wurde derselbe vom Generalcapitel beschuldigt, daß er Weibern in die Karthause den Zutritt verschafft und Fleisch kochen lassen, weshalb er allgemein spöttisch „der Fleischesser" genannt wurde. Bei der Untersuchung stellte sich indeß heraus, daß es die beiden Frauen Anna von Kuenring, die Witwe des Stifters, und Anna, die Gattin Johann's von Meißau, Schwiegertochter des Stifters, gewesen, denen er statt Wurzeln und Käse Fleisch habe vorsetzen lassen, worauf das Capitel den Prior Johann von dem Vergehen der Uebertretung der Statuten absolvirte. Er blieb bis zu seinem Tode 1412 in seiner Würde.

Im Jahre 1393 erscheint zum ersten Male urkundlich eine Art Oberste Schuldirection, denn es heißt in einer Urkunde des Herzogs Albrecht: „Alle die Schulen, die in der Stadt sind, die sollen denselben Meister unterthänig sein mit Zins und mit Zucht künftiger Bewahrung. Wer dawider eine Schul zu seiner Kirchen oder in seinen Haus hat, wider der des Meisters Willen und der Bürger, das sollen die Bürger wenden mit allen Sachen".

Auch von den Nachbarfürsten erwarb Albrecht der Stadt Wien manche Begünstigung. So bestätigte der Ungarnkönig Ludwig der Große 1366 den Wienern den begünstigten Zoll und schirmte sie 1378, wie seine Witwe, dann 1384, durch scharfe Verordnungen bei ihren althergebrachten Rechten. Sigmund, Sohn Kaiser Karl's, beschützte 1388 die Wiener Kaufleute in Raab und Altenburg; der Kaiser selbst gestattete denselben 1368 freie Durchfuhr durch Böhmen und Mähren, so wie der Graf von Görz 1369 durch Friaul.

Die Gelehrten und Dichter, Minnesänger und Gaukler.

Es ist begreiflich, daß in jener Periode, wo die Wiener Hochschule ihre eigentliche Weihe und Förderung erhielt, die Wissenschaften mächtig emporblühten und daß die Universität den ausgezeichnetsten Ruf erwarb. Nicht nur vom Stadtrathe, sondern auch von deren Behörden wurde bei schwierigen Rechtsfällen das Gutachten der Wiener Hochschule eingeholt. Es darf daher eine, wenn auch kurzgefaßte Schilderung der hervorragenden Persönlichkeiten des Wissenschaftsfaches in jenen Tagen nicht übergangen werden.

Außer Heinrich von Langenstein aus Hessen, von dem bereits Erwähnung geschehen, ist noch besonders hervorzuheben Heinrich von Oyta aus Friesland, Lehrer der Philosophie und Theologie in Paris, dann 1372 in Prag, hierauf in Wien (seit 1383), ein großer Kanzelredner und scharfsinniger Philosoph, welcher, nebst vorerwähntem Langenstein, als Gründer des theologischen Studiums in Wien betrachtet werden muß. Auch bei Abfassung der Statuten wurden seine Erfahrungen und Einsichten benützt; seine schriftstellerischen Werke befinden sich in verschiedenen Bibliotheken, besonders zu Wien und München. Oyta starb am 20. Mai 1397 und wurde in der St. Stefanskirche bestattet, wo man noch im 16. Jahrhundert sein Grabmal zeigte. Er, sowie Heinrich von Langenstein, waren lange im regen Verkehre mit den Karthäusern in Mauerbach gestanden, woselbst sie zeitweilig Festpredigten hielten und dem Kloster ihre Werke mittheilten. Zu den ersten Theologen, welche mit den beiden Vorgenannten von Paris nach Wien durch Herzog Albrecht berufen wurden, gehörte Konrad von Ebrach aus Franken, Cistercienser (gest. 1399); Heinrich von Odendorp, aus Cöln, berühmter Rechtsgelehrter, Rector (gest. 1399); Hermann Lurz aus Nürnberg, Doctor der Medicin und Theologie (gest. 1399); Johann von Meigen, Pfarrer von Meigen in Unterösterreich (bei Eggenburg, V. O. M. B.), Senior der artistischen Facultät (gest. 1402), ganz besonders interessant dadurch, daß sein in Wien 1482 gedruckter Tractatus distinctionum das älteste bekannte Denkmal von der Wiener Buchdruckerkunst ist. — Johann von Retz, Augustiner-Eremit, Doctor der Theologie und tüchtiger Prediger (gest. 1405); Johann Reutter, Wiener Kanonikus und Rechtsgelehrter (gest. 1404), Rudger Dole von Ruremund (Ruhrort bei Düsseldorf), Kanonikus in Wien und Pfarrer zu Scherfling (gest. 1409); Konrad Seglauer, Aristotelischer Philosoph (gest. 1414); Michael Suchenschatz, ein Oesterreicher, ausgezeichneter Kanzelredner und Theologe, besonderer Marienverehrer (gest. 1414); Lambert von Geldern, ausgezeichneter Theologe und von der Universität mehrmals in wichtigen Missionen versendet, wie z. B. zur Constanzer Synode (gest. 1419).

Der Dominikaner Franz von Retz, ein Oesterreicher, gehörte ebenfalls zu den ersten Mitgliedern der theologischen Facultät; die ansehnliche Besoldung, welche er vom Herzoge bezog, verwendete er ganz zum Besten armer Studenten. Er starb 1421. — Peter Tzech von Pulka, ein Niederösterreicher, war ein ausgezeichneter philosophischer Lehrer (gest. 1425); besondere Berühmtheit erlangte jedoch Nikolaus von Dinkelspühel, ein Schwabe, 1360 geboren, dessen mathematische, physikalische und philosophische Vorlesungen viel besucht waren. Man nannte ihn „die Zierde der Universität". Er verband mit seiner großen Gelehrsamkeit und Redekunst eine außerordentliche Thätigkeit in der Geschäftsführung. Er starb 1433 im Kloster Mariazell. Seine kurzen Verse über die zehn Gebote waren damals im Munde aller großen und kleinen Wiener; sie lauteten:

„Mensch gelaub nur aynen got
Mit eytler red seins nam nicht spott
Dye heylige Tag du feyr geren
Vater und Mueter hab in eren
An recht den Menschen tött nicht
Zu Dybrey hab chaine pflicht
Bis nicht unkeusch außer der en
Falsch getzeugniß nicht begen
Deines nachstn eeweib peger nicht
Fremdes gut sey dir enwicht
Also stent dye czehn gepot
Das du dye haltest dacz wil got."



Das Scharlachrennen. (Seite 399.)

Unter den Dichtern ragen besonders die Folgenden hervor. Der vorzüglichste unter ihnen war Peter Suchenwirth, ein sogenannter Persevant, d. i. Gehilfe des damals hochgehaltenen Heroldsamtes, welchem oblag, die Richtigkeit und Auslegung der Wappen bei den Turnieren und die hierdurch bedingte unbefleckte Ritterehre der Kämpen zu untersuchen. Sein Amt hinderte ihn jedoch nicht, über den Werth der Ritterschaft freisinnig zu denken und die Mängel des Standes zu tadeln. Er vergleicht den Geburtsadel dem Silber, die durch persönliche Verdienste erworbene Ritterschaft dem Golde. Die narrenhafte Modekleidung der Ritter, die Schnabelschuhe oder sogenannten Teufelsnasen, das Schnüren und Schminken der Ritter finden in ihm einen heftigen Gegner. Seine Gedichte bestehen theils aus Ehrenreden (wohl vom Dichter selbst bei festlichen Gelegenheiten vor dem Herzog und den versammelten Rittern gesprochen), theils aus geistlichen und Lehrgedichten, welche ein reines, weiches Gemüth athmen. Suchenwirth, der seinen Beinamen einer Vorliebe für

Schankhäuser verdanken soll, besaß auch am Hof ein Haus (an der Stelle, wo heute das Kriegsministerialgebäude befindlich), welches Herzog Albrecht im Jahre 1386 von ihm kaufte und nebst mehreren Nachbarhäusern den Carmelitern zur Erbauung eines Klosters und einer Kirche schenkte. Er starb zu Wien am 16. Februar 1386.

Gleichzeitig mit ihm und befreundet lebte in Wien Heinrich der Teichner, geboren in Oesterreich 1300, gestorben 1375. In seinen jüngeren Jahren stand er im Dienstverhältnisse zu einem großen Herrn, einem ungenannten österreichischen Adeligen; später lebte er unabhängig und frei, im Besitze einigen Vermögens, das er aber milde mit Gotteshäusern und Spitälern theilte, wie ihm sein Freund Suchenwirth in einer herzlichen Todtenrede nachrühmt, und er selbst von sich sagt, daß er oft des Lohnes wegen singen und erzählen mußte. Er war nicht verheiratet, scheint sogar ein abgesagter Feind der Ehe gewesen zu sein, denn es bringt ihn z. B. in größte Verlegenheit, als seine Wärterin während seines Beinbruches von ihm die Ehe verlangt. Ueberhaupt erscheint uns sein Bild, wie es uns aus seinen Gedichten entgegentritt, als das eines für seine Zeit sehr gebildeten Mannes von religiösem, fast strengfrommem Sinne, dem aber doch dabei nicht die Milde gegen seine Nebenmenschen fehlt; er tadelt wohl an allen Ständen die vorkommenden Mißbräuche, läßt sich aber nie zu grundlosem Mäckeln hinreißen, sondern fühlt warm für sein Vaterland Oesterreich, wie er denn von demselben sagt:

„Also ist's in Oesterreich,
Daß die Leut sind ungeleich,
Einer bös, der andere gut;
Wer sie alle schelten thut,
Das ist nicht ein Weisheitsthum.
Was kann deß (dafür) ein edle Blum!
Steht ein böses Kraut daneben?
Das soll man aus dem Garten geben
Und ließ die edle Blumen stah'n.
Also soll man einen Mann
Schelten, der da übel sei,
Und lassen seine Nachbarn frei."


Das erste Universitätsgebäude. (Seite 400.)

Ein derber Satyriker war Heinrich von Neustadt, aus Wiener-Neustadt gebürtig, zu Wien, wo er ein später zum Trattnerhof verbautes Haus auf dem Graben besaß, als Arzt thätig (gest. um 1410). Von ihm sind zwei große Gedichte „Gottes Ankunft" mit 20.748 Versen und „Appolonius von Tyrland" mit 21.000 Versen. Er sagt darin den verschrobenen Sitten seiner Zeit recht bittere Wahrheiten, wie z. B. über die Freßsucht und Völlerei in Wien:

„Fraßheit hat genommen überhand
Und allermeist im Osterland,
Trunken, voll und nimmersatt
Ist mancher Mann in der Wiener Stadt,
Und etlich Fraun auch allda
Wie sie es gewinne wa (wo)
Sie mußimmer genug haben,
Gar fruh ihr krankes Herz laben.
Eh sie dann zur Kirchen geh'
Sie trinket leicht ein Angstel (gläserne Flasche mit engem Halse) eh'
Und isset auch vielleicht ein Huhn,
Das muß ihr gar sanfte thun

In dem Haupt und in dem Magen
Sie machen feist ihren Kragen,
Damit sie pfnusten (pfnausen) wie ein Schwein,
Damit woll'n sie dann heilig sein!"

Ein um das Jahr 1390 in Wien lebender Dichter, Philipp der Frankfurter, ist darum interessant, weil er die „Geschichte des Pfarrherrn von Kahlenberg" zuerst aufschrieb und in Reime brachte, wodurch er die Abenteuer des lustigen Gefährten des Herzogs Otto des Fröhlichen der Nachwelt erhielt. Wigand von Theben's vielfache lustige Einfälle führt Philipp, wahrscheinlich selbst ein Priester, aber ein lebensfroher aufgeweckter Mann, in kurzweiligen Versen vor. Manches Abenteuer Wigand's wurde bereits in einem früheren Abschnitte erzählt und noch gar viele andere sind in dem Gedichte enthalten. In den meisten Scherzen Wigand's steckt eben ein tiefer Sinn verborgen, und er wußte, ein tüchtiger Volkslehrer seiner Zeit, gewiß nicht mit Unrecht dem dreihundert Jahre später lebenden Prediger Abraham a Santa Clara vergleichbar, in leutseligem, schäckerhaftem Kleide die weisesten Lebensregeln zu geben; so bei dem bereits erzählten Abenteuer mit den Todtenköpfen.

Zu jener Zeit huldigten aber auch nicht blos Dichter von Beruf der holden Poesie; gar manches Liebesbrieflein, das in die Hände schöner Frauen gelangte, war in Versen geschrieben und liegt uns, gerade aus der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts, etwa um 1360, ein derartiger Minnebrief vor. Der Werth dieses kleinen Denkmals von Seiten der Poesie, dessen Mundart und Orthographie auf eine der Donau anliegenden Gegenden Oesterreichs hindeuten, ist das Wenigste, was dabei in Anschlag gebracht werden darf, denn es hatte der Unbekannte, von dem es herrührt, kaum je die Absicht, unter die Dichter gezählt zu werden; indeß brachte es die Bildung der damaligen Zeiten mit sich, daß man in derlei Fällen seine Empfindungen und Gedanken in Versen niederschrieb, denn die deutsche Prosa war damals noch viel zu wenig gebildet, als daß ein wohlerzogener Mann sie als eine schöne und zierliche Botin seiner Neigung gegen die „Herzens Fraun" (geliebte Person) hätte wählen mögen. Der Brief nun ist auf einem langen Pergamentzettel geschrieben, der wahrscheinlich blos zusammengerollt und, mit einem seidenen Bändlein umwunden, durch einen hübschen Knappen oder Pagen, oder durch eine dienstwillig aushelfende Frau der uns ebenfalls unbekannt gebliebenen Geliebten zugestellt worden ist. Möglich auch, daß der von Sehnsucht durchdrungene Liebhabende der Dame beim frühen Kirchgange mit einem Häkchen das Minnebrieflein verstohlen an ihr Gewand angeheftet hat, was nicht so selten vorkam. Der Liebesbrief lautet also, wie folgt:

„Vil lieber Brief, nu var mit heil (reise glücklich),
Du gewinnest aller saelden (Seligkeit) teil,
Als ich dich bescheiden (versichern) kann,
Dich sieht mein' Fraun selber an,
Daz ist dir ein' große er;
Dir widervert noch eren mer;
Da-von (deshalb) bis (sei) froh, daß ich dich sende;
Si beut nach dir ir' weiße hende;
Dir mag noch mehr werden kunt,
Sie list dich mit irem roten mund.
Das wolte got, daß halb es mir
Möcht' widervaren, was man dir
Großer ere dort erbeut!
Wie selig wär mir solche zeit!"

„So var nu hin, du verst mit ere,
Und grüße mir die minnigliche, here,
Grüß mir ir'n rosen-varben mund,
Grüß sie von mir zu tausend stund (malen)

Grüß mir ir' wänglein rosen-var (rosenfarbig),
Grüß mir ir' spilden (glänzenden) äuglein klar,
Grüß mir ir' hälslein harmin-weiß (wie Hermelin weiß).
Grüß die liebe mir mit fleiß,
Grüß mir ir herz und ire sinne,
Grüß mir mein's herzens königinne,
Grüß mir ir' danck (Gedanken) und iren mut (Gesinnung),
Grüß mir die herzens-fraue gut,
Grüß mir sie, der ich gutes gann (alles Gute wünsche).
Grüß sie von mir ellenden (unglücklichen) mann,
Und sag ir meinen dienst von herzen gar,
Ich lass' sie wissen offenbar (aufrichtig)
Wie ich g'tracht hab lange stund (lange Zeit her),
Wo ich ein' fraun finden kunt (möchte),
Die minnigliche wär gestalt,
Mit züchten fro, zu rechte bald *)
Der wolte ich für eigen geben
Beide leib und leben;
Nun wol, ich hab' euch funden,
Wann (dieweil) ich bey meinen stunden (in meinem Leben)
So liebes lieb noch nie nicht sach (sah),
Eur auge in mein herze brach,
Da ich zuerst euch an-erblickte
Vor freuden ich erschrickte (war fast außer mir)
Ich dachte, das sollte die seyn,
Die mir die sehneliche pein (Sehnsucht)
Wenden soll (stillen wird), die ich getragen
Hab lange her bei meinen tagen;
Ir seit's ein engel an gemüte,
Und eine turteltaub' an güte,
Und seid der tugend ein blü'nder stamm,
Daß ist gepreist (darum ist gepriesen) eur edler nam,
Ir seid gebildet von Gottes handen,
Deß seid ir gar on' allen wandel (Fehl)."

„Ach herze-liebe fraue mein,
Nu lasset an mir werden schein (thut an mir kund),
Daß euch die welt des besten zicht (so viel Gutes von euch rühmt)
Ich hab doch andre hofnung nicht,
Als die ich, fraue, gen euch han (zu Euch habe),
Deß sollt ir mich genießen lan (mir dies zu Gute kommen lassen),
In meinem herzen seid ir versloffen
Darinne seid ir gar verfloffen (eingewurzelt)
Darin müßt ir gehauset seyn
Nun stets bis an das ende mein.
Ob eure Güte mir heiles gan (mir nicht abhold ist),
So ratet mir ellendem (verlassenen) mann,
Wo die heimlich' (Stelldichein) möge ergan (stattfinden kann),
Daß ich euch, fraue, wol-getan,
Kann sprechen, als ich willen han (wie mir um's Herz ist),
Und doch on' allen valschen wa'n (ohne mindeste üble Absicht).
Nu lieber brief, bis (sei) mir ein guter bot',
Damit verleih der liebe gott,
Dazu alles himelische her
Daß sie sich lieblich gen mir kehr' (mir ihr Liebe zuwende). Amen."

Die letzten drei Zeilen mit dem Amen am Schlusse lassen vermuthen, daß der Liebende auf einmal seine Anliegenheit als den Schluß eines allgemeinen Kirchengebetes ansieht, wo die ganze Gemeinde fast ermahnt wird, mit einzustimmen, damit

*) Ein frohes Gemüth und munteres, aufgewecktes Wesen bei wohlanständigem, schönem Betragen, eine freundliche Bildung (Gestalt) und gutes Herz, diese Eigenschaften waren Alles, was unsere Vorfahren (die Besten darunter nämlich) sich bei der Knüpfung eines engeren Verhältnisses mit einem wohlerzogenen Frauenzimmer wünschten.

eine solche christliche Angelegenheit einen guten Fortgang haben möge. Schade, daß die Aufschrift und Unterschrift mangelt, wie auch die Anfangsbuchstaben der Wörter oder Verse nichts weiter hierüber zu erkennen geben; es wurden eben gewöhnlich derlei Angelegenheiten so geheim gehalten, daß die Namen in den Liebesbriefen nie beigefügt wurden. Nichtsdestoweniger bleibt das Document ein ungemein anmuthiges und charakteristisches.

Neben den für Wien wichtigen früher erwähnten Dichtern müssen aus der großen Zahl der Minnesänger, welche in allen Gauen Oesterreichs zur Zeit der ersten Habsburger lebten, noch zwei erwähnt werden, über deren persönliche Verhältnisse zwar nichts bekannt ist, welche aber wegen ihrer Schilderungen bemerkenswerth sind. Der Erste derselben, ein unbekannter Sänger, der sich nur an einer Stelle den „Freudenleeren“ nennt, schreibt die lustige, seither oft bearbeitete Märe von der Wiener Meerfahrt. Er rühmt das wonnigliche Leben in Wien und erzählt, wie einmal eine Anzahl reicher Bürger in einem Gasthause beisammen gesessen, wacker gezecht und Schwänke getrieben hätten. Als ihnen der Wein zu Kopfe stieg, that Einer den Vorschlag, eine Bußfahrt in's heilige Land zu unternehmen, und als es Nacht wurde, glaubten sie wirklich auf dem Meere zu sein. Das Zimmer ist ihnen das Schiff, die Tafel das Verdeck, und als ihre Köpfe zu taumeln anfingen, hielten sie dies für einen Sturm, der ihr Schiff rüttelte, bis sie vor Seekrankheit zu Boden fielen. Einen unter ihnen, der schon ganz betrunken unter der Bank lag, hielten sie für todt, meinten, er sei an ihrem Unglücke schuld, und warfen ihn über Bord, d. i. zum Fenster hinaus. Hierauf schlafen sie vor Müdigkeit ein und erwachen erst am Tage voll Katzenjammer, während der Mißhandelte seine Klage vor den Richter bringt und die Seefahrer schweres Schmerzensgeld zahlen müssen.

Der Zweite ist Werner der Gartenere (Gärtner), welcher in seinem Gedichte „Von dem Mayre (Meier, Oberknecht) Helmprechte“ in 1932 Versen ein anschauliches Bild des österreichischen Landvolkes entwirft. Dieser Helmprecht ist der Feldarbeit müde und strebt den höheren Ständen zu, obwohl ihm sein besonnener Vater abräth. Er verbündet sich mit Raubgesellen, führt längere Zeit ein wüstes Leben und renommirt bei einem Besuche im Elternhause, aus welchem er auch seine Schwester als Braut eines Spießgesellen fortnimmt. Eben soll die Hochzeit unter Schlemmen begangen werden, da überfällt der Richter mit den Schergen die Bande; die Anderen werden gehangen und Helmprecht geblendet. Der Vater nimmt ihn nicht auf, und er irrt umher, bis Bauern, die er früher mißhandelt hat, ihn ergreifen und ebenfalls an eine Weide hängen. (Wie man sieht, ein schauerliches Sittengemälde, dem gewiß viel Wahrheit zugrunde liegt.)

Neben diesen Meistersängern gab es noch eine große Zahl fahrender Sänger, Spielleute (Fiedler) und Possenreißer, welche ohne heimatlichen Aufenthalt herumzogen, dort sich einfanden, wo es Erwerb gab, und übrigens kein Mittel scheuten, sich zahlreiche Zuhörer zu verschaffen. Diese Possenreißer verfielen daher zeitlich der allgemeinen Verachtung und wurden für unehrlich und außer dem Gesetze stehend betrachtet. Schon das Stadtrecht Kaiser Rudolf's I. vom Jahre 1278 sagte: „Wenn Einer unehrliche Personen, wie Possenreißer oder Spielleute, schlägt, welche durch ungebührliche Reden die Strafe verdient haben, so ist er weder dem Geschlagenen noch dem Richter Buße zu zahlen schuldig, ja dieser mag dem Geschlagenen noch einige Hiebe darüber aufzählen lassen.“ Ungeachtet immer schärfere Edicte gegen diese Landfahrer, Sänger und Reimsprecher wiederholt ergingen, trieben sie sich doch in großen Massen herum, und das reiche, lebenslustige Wien war natürlich ein Hauptziel derselben. Noch viel spätere Polizeiordnungen mußten die strenge Abschaffung solchen Gesindels verordnen.

Eine berühmte Persönlichkeit dieser Sorte war der bis in's 15. Jahrhundert hinein lebende **Wolfgang**, ein in Wien und Oesterreich herumziehender Possenreißer, insgemein der „**österreichische Eulenspiegel**“ genannt (woher wohl die Sage von der Anwesenheit des Till Eulenspiegel selbst im Lande beruhen mag), und der durch Betteln und grobe Scherze seinen Lebensunterhalt erwarb. Wenn auch seine Schwänke im Allgemeinen zu derb sind, um nacherzählt zu werden, verrathen doch einige derselben den Geist besserer Erziehung und scharfen Witzes. So hatte er eines Tages in einem Wirthshause sein Nachtquartier genommen, aber nichts als eine hölzerne Bank bekommen können. Als er des Morgens aufstand, fand er eine Flaumfeder in den Haaren; er rief sofort aus: „Ach, du lieber Gott, eine einzige Feder, und ich habe so hart darauf gelegen! Wie wäre es erst gewesen, wenn ich auf einem ganzen Kissen voll Flaumfedern hätte liegen müssen!“ — Er pflegte sich zu rühmen, daß er allenthalben, wo er hinkomme, als ein **Hofherr** aufgenommen und gehalten werde, „denn es sehen mich die Leute viel lieber im **Hofe** als im **Hause**“. — Einst kam er in einen Bauernhof, dessen Besitzerin eine kranke Kuh hatte. Er wußte die Frau zu überreden, daß er ein Mittel wisse, dasselbe koste aber sieben Pfennige. Die Bäuerin gab das Geld, und **Wolfgang** schrieb einige Worte auf einen Zettel, mit dem Bedeuten, denselben der Kuh um den Hals zu hängen und sie fleißig auf die Weide zu treiben, dann würde sich die Krankheit geben. Eine Zeitlang wurde der Rath befolgt; da sich aber keine Besserung spüren ließ, so zeigte die Bäuerin den Zettel einem Geistlichen. Dieser las:

„Frißt du, so gedeihst du,
Frißt du nit, so gedeihst du nit,
Sieben Pfennige sind mein Gewinn,
— Ich fahr' dahin!“

Albrecht IV., das „Weltwunder", und König Wenzel's Gefangenschaft.



Die Teufelsmühle. (Seite 423.)

Beim Abscheiden des Vaters war Albrecht IV., des verstorbenen Herzogs einziger Sohn, achtzehn Jahre alt. Derselbe war ganz nach seines Vaters frommer, zurückgezogener Anschauung erzogen; er konnte musikalische und andere Instrumente verfertigen, war in den Naturwissenschaften nach dem Stande jener Zeit wohl erfahren, ein geschickter Baukünstler, Musiker und von großer Frömmigkeit. Er ging meist nur mit Mönchen um, wohnte stets den öffentlichen Gottesdiensten bei, besuchte an jedem höheren Festtage den Chor und wetteiferte mit den Priestern im Chorsange, ja um dieser seiner besonderen Neigung eifrig dienen zu können, unterhielt er an der St. Dorotheakapelle mehrere Priester, mit denen er den Chor auf das fleißigste abhielt. Auch mit den Karthäusern in Mauerbach stand er in lebendigem Verkehre, denn der hoch gebildete Prior Hugo, früher Caplan bei St. Stefan, ein sehr gewandter Kanzelredner, auch die anderen gelehrten und den Ordensstatuten getreuen Mönche zogen ihn gar mächtig an. Uebrigens verkehrten die Mönche mit dem Landesherrn in vollster Pietät.

Da ist es denn leicht begreiflich, daß Albrecht die einem Regenten so nothwendige Energie nicht besaß; scheu zog er sich sogar zurück, wenn es rasches, entschiedenes Handeln galt, und überließ die Regierungssorgen gerne Anderen. Und so hatten seine Zeitgenossen nicht Unrecht, wenn sie von ihm sagten, er hätte einen besseren Klosterbruder als Fürsten abgegeben. Dies zeigte er gleich beim Beginne seiner Regierung. Es folgten gar trübe Zeiten. Unsicherheit, Raub, Einfälle der Nachbarn in Oesterreich, Aufstand in Kärnten, kurz allenthalben Trübsal und Wirren kennzeichneten die nächsten Jahre und führten Bündnisse und Verträge, ja endlich das gefürchtete Standrecht „das Geraüne" (Rathsgericht, den Namen von der heimlichen Abstimmung, wo sich die Gerichtsbeisitzer ihre Meinung in die Ohren raunten, tragend) herbei, was aber alles dem Uebel nur unvollkommen steuerte.

Bereits unter Herzog Albrecht III. hatte sich die Frechheit der Raubritter und anderer Raubgesellen auf das höchste gesteigert. Unter die gefürchtetsten der ersten Gattung zählte Hanns der Lichtenecker, welcher Wiens Bürger in offenster Weise auf den Heerstraßen plünderte und sie bis unter die Mauern der Stadt höhnend verfolgte. Eines Tages, am 22. Januar 1387, wagte sich derselbe sogar beim Kärntnerthore tollkühn in die Stadt hinein; er kam jedoch nur bis auf den Hohen Markt, hier griffen ihn die Fleischer an, und nach hartnäckiger Gegenwehr wurde er von einem Metzgerknechte mit einer Axt erschlagen. Ueberhaupt waren es die Fleischer, welche sich unter allen Zünften dadurch auszeichneten, daß sie bei Aufläufen rasch zur Hand und ihre starken Fäuste und scharfen Beile gegen Uebelthäter zu gebrauchen bereit waren. Allerdings gab diese leichterregte, jähzornige

Zunft dem Stadtrathe zu schaffen, oft aber erwiesen sie sich bei entstehenden Tumulten als gute Hilfe zur Herstellung der Ordnung. Der Bürgerstand Wiens war stets ein selbstbewußter, tapferer, an seine Vorrechte mit Kraft haltender und durch emsiges Mühen zu stets größerem Ansehen gelangender; er theilte aber auch die Schattenseiten seiner Zeit, in welcher, durch oftmalige Unruhen hervorgerufen, die Gewalt herrschte, der Mann auf seine körperliche Kraft baute und bei ihm nicht viel von feiner Sitte zu finden war.

Ein frecher Geselle war ferner der mährische Grenzräuber Johann Sokol. Einmal, während der Frohnleichnamsnacht des Jahres 1407, schlich er sich durch die Wasserleitungen mit seinem Genossen Seidlitz und vielem Raubgesindel in die Stadt und Burg Laa (V. U. M. B.) und verheerte von hier aus Oesterreich bis an die Donau, ja er kam bis nach Retz und an den Bisamberg. Herzog Leopold III. schickte den Bischof Berthold von Freising und Grafen von Montfort mit Rittern und Reisigen gegen ihn ab, um die Stadt Laa wieder zu erobern; es wurde aber die Truppe bei einem Ausfalle vollständig geschlagen, viele Vornehme gefangen und der Herzog sah sich genöthigt, dieselben nebst Laa um 50.000 Gulden von Sokol einzulösen!!

Das berüchtigste Räubernest war aber die sogenannte „Teufelsmühle am Wienerberge". (Bild Seite 422.) Dieselbe liegt auf der Fahrstraße nach Baden, rückwärts der Säule „Spinnerin am Kreuz" und nimmt in der Volksgeschichte Wiens einen eben so hervorragenden als schauerlich-romantischen Platz ein. Diese Mühle kommt schon frühzeitig in Urkunden unter dem Namen „des Teufels miell" vor, ist noch heute ein freistehendes Haus, dessen Hintertheil die Mühle bildet, und worin sich seit undenklichen Zeiten ein geräumiges Wirthslocale befindet. Das Haus gehört zum Dorfe Siebenhirten und hat den Namen einfach von dem ersten Besitzer Teufel erhalten. Die Sage hat sich aber desselben in einer andern Weise bemächtigt.

Im 14. Jahrhundert hauste in der Nähe dieser Mühle ein Raubritter — er soll Kilian von Drachenfels geheißen haben — der anscheinend das Gewerbe eines Müllers trieb, jedoch mit seinen Spießgesellen die ganze Gegend unsicher machte. Unter den Raubgenossen zeichnete sich der Herr der Veste Rauhenstein im Helenenthale von Baden als getreuester Helfershelfer aus, und so häuften sie Schandthaten auf Schandthaten, welche Kilian endlich sogar durch die Ermordung seines eigenen Weibes krönte. Durch einen jungen Ritter, welcher in der Mühle einkehrte und dem ihm bestimmten Lose durch glücklichen Zufall entkam, wurde das Raubnest entdeckt, der Müller-Raubritter gefangen genommen und durch das Schwert hingerichtet; der Burgherr von Rauhenstein fand als Geächteter seinen Tod durch einen Sturz von der hohen Wand.

So weit (mit Ausnahme der möglicherweise unrichtigen Namensbezeichnung) wollen wir die geschichtliche Wahrheit nicht in Zweifel ziehen, denn so einzeln gelegene Mühlen und Einkehrwirthshäuser waren im Mittelalter und noch in die neue Zeit herauf selten etwas Anderes als Schlupfwinkel für Räuber und Mörder. Die Sage spinnt jedoch die Geschichte fort; sie erzählt, daß der Geist des Hingerichteten und seines unschuldigen Weibes im Grabe keine Ruhe gefunden, daher es von da an nächtlicherweile daselbst argen Spuk gegeben habe, so daß Niemand in der Nähe verweilen konnte. Um Mitternacht fingen die Räder zu gehen an, das Wasser schoß brausend hinein, gespenstige Mühlknappen mit Säcken beladen, gingen an die Arbeit, in der Mühle wurde Alles lebendig, die bestaubte Kukuksuhr ging und schlug die Viertelstunden, die Mehlsäcke tanzten herum, aus allen Fenstern und Lucken der Mühle schauten Fratzengesichter mit feurigen Augen u. dgl. Die Wanderer bekreuzten sich von Weitem und flohen erschreckt aus der Nähe, wenngleich Punkt ein Uhr Nachts, wo die Glocke in Siebenhirten

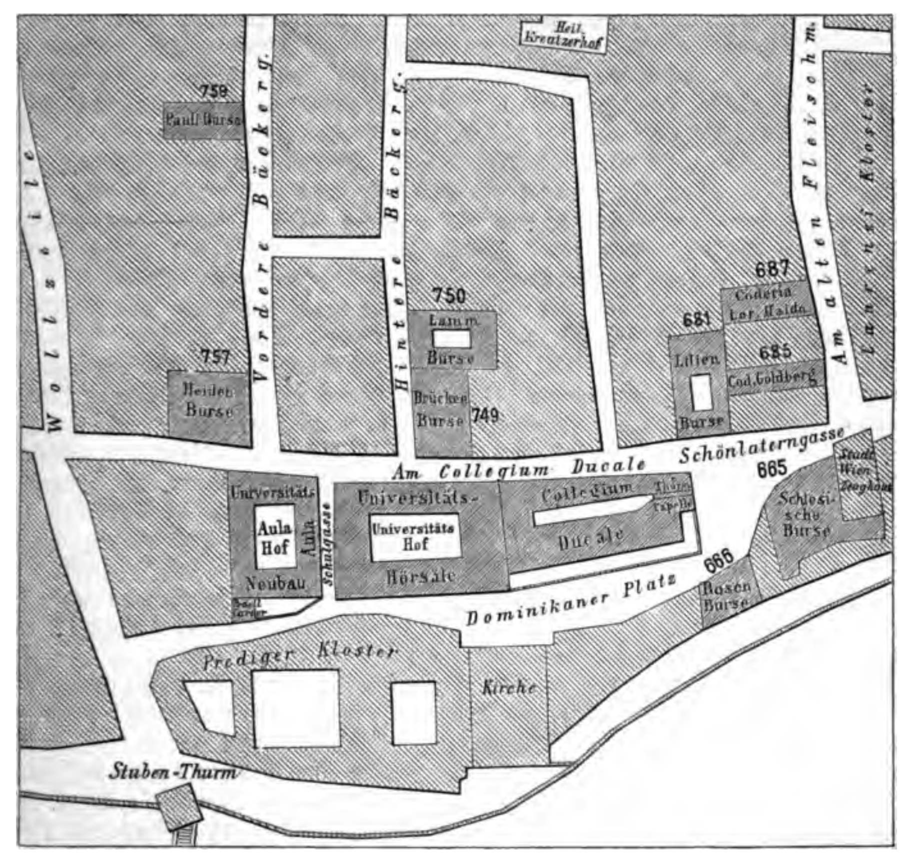
schlug, der ganze Spuk ein Ende hatte und Alles so still und todt wie früher war. Die vorüberziehenden Kohlenbrenner, Handwerksburschen &c. hörten das gespenstige Treiben, und so verbreitete sich die Nachricht, daß der hingerichtete Müller-Raubritter mit dem Teufel um Mitternacht in der Mühle Mehl mahle. Ihre Pferde, wenn sie des Nachts dahin kamen, konnten sie nicht von der Stelle bringen, wenn sie nicht gar, scheu gemacht, durchgingen und den Wagen in eine der Gruben des Wienerberges warfen. Von da an soll die Mühle erst den Namen „Teufelsmühle" erhalten haben.

Auch hier braucht die Thatsache des Spukes nicht bezweifelt zu werden, nur brachte denselben keinerlei Gespenst, sondern recht lebendiges Raubgesindel hervor, das noch in viel späteren Jahrhunderten dort seinen Sitz hatte, und durch die markante Inscenesetzung von allerlei Teufeleien unliebsame behördliche Besuche, sowie die Neugier der Dorfbewohner sich fern zu halten wußte. Später erhielt die Mühle den Namen „Engelsmühle", auch „Dreiengelsmühle", und ging zu Anfang des 17. Jahrhundert in den Besitz der Familie Dachler über, welche durch ihre Redlichkeit den ganzen Charakter der berüchtigten Baute umwandelte, und deren Nachkommen sie noch heute besitzen. Aber der Name „Teufelsmühle" ist dafür noch bis zum gegenwärtigen Augenblicke gang und gäbe. Welche Rolle diese „Teufelsmühle am Wienerberge" im Theaterwesen des alten Wien gespielt, wird seiner Zeit zur Sprache kommen.

Das Eine ist jedoch geschichtlich erwiesen, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein gefürchteter Räuber, Hanns Aufschring, beigenannt „der Waldteufel", sein Unwesen in den an Wien grenzenden Waldungen trieb, die ganze Umgegend mit Mord und Brand verheerte und sich nicht selten mit seinen Genossen bis an die Mauern der Stadt heranwagte. Er war von solcher Stärke, daß er mit seinem eisernen, zwei Klafter langen Spieße, drei bis vier Männer, welche ihn fangen wollten, zugleich durchbohrte, die Aufgespießten, wie Feldhühner, zum Hohne seiner Gesellen, eine Weile herumtrug und sie dann mit dem Ausrufe: „Futter für die Raben!" von sich warf. Endlich aber schlug der Tag der Vergeltung, er wurde eingefangen (wie die Volkssage erzählt, durch die List eines muthigen Mädchen, welche ihn in seinem Raubneste aufsuchte und einschläferte, so daß er schadlos gefesselt werden konnte) und am 24. Januar 1371 zu Wien hingerichtet. Die Furcht vor dem riesenhaften „Waldteufel" hatte sich in den Herzen der Wiener so eingenistet, daß selbst der Scharfrichter nur zitternd sein trauriges Amt verrichtete. Bevor der Streich fiel, rief Aufschring, in Anspielung auf sich selbst, der Menge zu: „Futter für die Raben!" Noch lange getraute man sich nicht in den Wienerwald, aus Furcht, daß des „Waldteufels" Geist darin spuke. Es heißt auch, daß jene Schenken, in welchen sich der gefürchtete Räuber öfter einzufinden pflegte, in Bezug auf ihn den Schild „zum wilden Mann" erhalten hätten; später wird noch davon zu sprechen sein.

Herzog Albrecht's IV. Mangel an Energie zeigte sich sofort beim Beginne seiner Regierung. Denn als Herzog Wilhelm, der Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold, auf Grund der Hausverträge, die leider oft die Kraft des Habsburgerstammes lähmten, die Mitregierung beanspruchte, war Albrecht IV. nach wenigen Einwendungen hierzu geneigt und schloß zu Hollenburg am 22. November 1395 den Vertrag ab, nach welchem beide Herzoge in allen Regierungsverhandlungen gleiche Rechte haben sollten; die Befehle des Einen sollten von dem Andern gleich den eigenen anerkannt werden, und die Einkünfte wurden angemessen vertheilt. Zu dieser Nachgiebigkeit Albrecht's trug nicht wenig der Umstand bei, daß sich für Wilhelm in Oesterreich und Wien eine starke Partei thätig zeigte; die Sympathien des Adels waren zwischen beiden Herzogen getheilt; das Volk und die Handwerker in der Stadt hingen Wilhelm, die

Reichen und der Rath aber, die altangesessenen Geschlechter der Erbbürger im conservativen Sinne Albrecht an. Dies ist jene Periode, in welcher der Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern, welche in anderen Städten des deutschen Reiches bis zu blutigen, erbitterten Kämpfen führte, sich auch in Wien am meisten ausgeprägt zeigte. Glücklicherweise baute die Nachgiebigkeit Oesterreichs einem unheilvollen Streite vor, sonst wäre es zum inneren Kriege gekommen und Wien würde einen furchtbaren Kampf der Handwerker gegen die rathsäßigen Erbbürger erlebt haben, genau so, wie er in Cöln gegen die übermüthigen Geschlechter der Oberstolzen und Weisen, in Straßburg der Zoren und Mühlheim, in Basel der Psitticher



Plan der Wiener Universität und der Studentenquartiere. (Seite 402—404.)

und Sterner und in vielen anderen Städten innerhalb ihrer Mauern toste. Solche Schauerscenen wurden durch den Vertrag der Herzoge vermieden; Albrecht zog sich in ein beschauliches Leben zurück, und der thatkräftige Wilhelm wußte bald mit Strenge die Mißvergnügten, welche die ursprüngliche Uneinigkeit der Regenten, namentlich in Kärnten, zu Empörung und Wirren auszunützen versuchten, zu Paaren zu treiben. Dabei vergaß er jedoch nicht der Dienste, welche ihm von den minderen Bürgerclassen geleistet worden waren, und am 24. Februar 1396 wurde von ihm im Vereine mit seinen Brüdern Leopold IV., der Dicke und Stolze beigenannt, und Albrecht IV. eine Handfeste erlassen, nach welcher Bürgermeister und Rath der Stadt alljährlich erneuert und die Wahl des einen wie des andern von der Gemeinde der ganzen Stadt geschehen solle. Es sollten hiefürder

nicht mehr Brüder und Vettern, nicht Schwäger und Eidame im Rath beisammensitzen und dieser aus allen Classen gemischt sein, nicht nur aus lauter reichen und lauter Erbbürgern, oder lauter Kaufleuten und Handwerkern bestehen. Damit war die starre Herrschaft der Erbbürger — wie die bevorzugten Geschlechter Wiens hießen — gebrochen, und allmälich bereitete sich, fast ganz ohne blutige und heftige Auftritte, eine Verschmelzung der Parteien vor. Aber die Erinnerung an die alte Macht konnten die früheren Rathsgeschlechter nicht so bald verwinden und noch im 16. Jahrhundert handelt Doctor Wolfgang Laz in seiner Chronik ausführlich von den „Geschlechtern, so des Raths gewesen" und stellt dieselben, „welche man an Reichthum, Rath, hohen Verstand und Alter wohl vergleichen könnte mit den Rathsherren von Rom", stets in Gegensatz zum „gemeinen Volk". — Eine andere Urkunde desselben Jahres bestätigte den Wienern die beiden großen Jahrmärkte, und sieben Jahre später wurden auch die früheren Handelssatzungen der Wiener erneuert. Vom römischen Hofe erhielt die Stadt 1399 die Zusicherung, daß sie in keiner geistlichen Angelegenheit vor ein anderes Gericht gezogen werde.

Um jene Zeit sah Wien nach 200 Jahren wieder einmal das Schauspiel eines Kreuzzuges. König Sigmund von Ungarn, durch die wachsende Macht der Türken für sein eigenes Land besorgt, rüstete gegen diesen Erbfeind und beschloß, den Sultan Bajazet mit ganzer Macht anzugreifen, ihn nebst seinen Horden für immer aus Europa zu verdrängen. Er hegte dazu die größte Hoffnung, denn außer den deutschen Kriegern war ihm ein beträchtliches Hilfscorps aus Frankreich zugezogen, sein Heer belief sich auf 100.000 Mann. Schon zu Pfingsten 1396 trafen Philipp, Graf von Artois und Eu, Connetable (Oberreichsmarschall, Kronfeldherr) von Frankreich, dann Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, sammt seinem Sohne Johann Graf von Nevers, beigenannt der Unerschrockene, mit großem Gefolge in Wien ein, wo sie erst Rast hielten und die Gastfreundschaft des Hofes wie der Stadt genossen. Zu Schiffe gings dann weiter, bis die durch französischen Uebermuth und Unkenntniß des Feindes herbeigerufene Niederlage bei Nicopolis das christliche Heer vernichtete und Sigmund erst nach monatelangem Umherirren wieder in seine Lande kam.

In jenem Jahre wurde der Wiener Universität eine bedeutsame Rolle in kirchlichen Verhandlungen zu Theil. Es war der Gegenpapst Clemens VII. am 16. September 1394 in Avignon aus dem Leben geschieden, man hegte daher die Hoffnung, endlich die ärgerliche Kirchenspaltung beigelegt zu sehen. König Karl VI. von Frankreich, wie auch die Pariser Universität suchten mit allem Eifer dahin zu wirken, daß die Kardinäle in Avignon keine neue Papstwahl vornahmen, dessen ungeachtet erhoben sie dennoch bald darauf den Kardinal Peter de Luna, einen Aragonier, zum Papst und derselbe legte sich den Namen Benedikt XIII. bei. Nun richtete die Pariser Universität am 26. August 1395 ein Schreiben an die verschiedenen Universitäten, so auch an die in Wien, daß sich dieselben mit ihr zur gemeinschaftlichen Bekämpfung des Schismas vereinigen möchten. Ueberbringer des Schreibens nach Wien war der Doctor der Theologie Johann Brevis Coxae, der theologische Licentiat Johann von Austria und der artistische Magister Johann Mercator. Als der sicherste und beste Weg war empfohlen, daß beide Päpste abdanken sollten. Es konnte aber die Wiener Universität die das ganze christliche Abendland berührende Frage umsoweniger einseitig und raschest entscheiden, als möglicherweise bei der Versagung der dem Papste Bonifaz IX. geleisteten Dienstpflicht die Interessen der Universität auf das empfindlichste berührt werden konnten, da dieser die bewilligten Pfründen und andere Vergünstigungen zurückzuziehen gewillt sein mochte. Da war es denn vor Allem nöthig, den Willen der Regierung zu vernehmen.

Nachdem Herzog Albrecht damals noch unter der Vormundschaft seines Vetters Wilhelm stand, wurde an beide Herzoge eine Universitäts-Deputation

abgesendet mit der Bitte, die Herstellung der Kirchen-Union als unumgänglich nöthig zu erklären und dafür entweder die Abtretung oder irgend ein passenderes Verhältniß anzugeben. Die Antwort lautete, es wollten die beiden Landesherren die Abtretungsart, welche der französische König und die Pariser Universität vorgeschlagen, dem Papste Bonifaz bekannt geben und ihr Möglichstes dabei thun, daß er sich entweder zu diesem Schritte bequeme, oder eine andere Weise kundgebe, welche er für die Kirche und den Frieden ersprießlicher erachte. Es solle die Wiener Universität in diesem Sinne nach Paris antworten. Nun ließ die Universität durch ihren Rector Coloman Kolb öffentlich von Notaren betheuern, daß sie in dieser Sache nichts gegen den wahren Statthalter Christi, den die Universität in Bonifaz anerkannt habe, unternehmen wolle; darauf wurden aus jeder einzelnen Facultät Magister gewählt, welche nach gewissen übereingekommenen Sätzen die Antwort an den König und die Universität zu Paris entwerfen sollten. Der Hauptinhalt des am 12. Mai 1396 abgesendeten Schreibens drückte die Meinung der Regierung aus; da jedoch Bonifaz nicht auf die Abdankung einging, so geschah vorerst nichts weiter in Sachen der Kirchen-Union. Bei dieser Gelegenheit vergaß aber die Universität nicht der Pietät, welche sie ihren beiden Stiftern Rudolf IV. und Albrecht III. schuldig war, und beschloß unter'm 21. September, es solle jedes Jahr zu deren Gedächtniß an ihrem Todestag eine kirchliche Feier in der St. Stefanskirche stattfinden, welcher die ganze Universität beizuwohnen habe.

Eine interessante Erscheinung in jenen Tagen ist das erste urkundliche Auftauchen des Drachenordens. Es wird von den meisten Geschichtsschreibern behauptet, daß König Sigmund von Ungarn den Drachenorden im Jahre 1418 (nach geendigtem Concil von Costnitz) gestiftet habe, um gegen die Hussiten zu kämpfen; das Ordenszeichen bestand aus einem grünen beblümten Kreuze nebst einer doppelten Kette, an welcher ein todter Drache mit zerbrochenen Flügeln hing (die mit dem verbrannten Johann Huß gedämpft geglaubte Ketzerei andeutend); auf dem Kreuze standen die Worte: „O quam misericors est Deus“ (Oh, wie barmherzig ist Gott!) nach der Länge, und „Justus et pius“ (Gerecht und fromm) nach der Quere. Die Ordenstracht war ein scharlachener Mantel mit einem grünen seidenen Kragen darüber. Es ist aber gewiß, daß es bereits im Jahre 1397 Ritter dieses Ordens gegeben hat, indem aus diesem Jahre ein Testament des Ritters Victor a Puteo diesen als solchen nennt. Im kaiserlichen Hausarchive befindet sich ferner ein Pergament-Codex, worin die ältesten Wohlthäter der St. Christophkapelle und des Hospiz auf dem Arlberge (1393 bis 1415) mit ihren Wappen aufgeführt sind, und darin findet man einzelne Wappen mit den Insignien des Drachenordens aus den Jahren 1394 und 1396 geschmückt. Herzog Albrecht IV. verzierte auch mit dem geringelten Lindwurm sein Siegel (1396), auch Ernst der Eiserne that dies. Nicht nur auf Urkundensiegeln hat sich der Drachenorden erhalten, wir finden ihn noch heute auch auf Gebäuden, wie z. B. um das Edlasberg'sche Wappen (quadrirter Schild mit den zwei flammenden Bergen und den zwei schreitenden Greifen) im sogenannten Federlhof (Lugeck Nr. 3, alt 768) geschlungen (Bild Seite 441); ebenso ist der vierfüßige Drache um das Wappen des Königs Ladislaus Posthumus geschlungen, womit das Portal der Pfarrkirche zu Perchtoldsdorf geziert ist; dann auf dem Grabmale des Ritters Georg Berghaimer zu Schönberg bei Vöcklabruck.

Während aller dieser Begebenheiten sehen wir, daß sich Herzog Wilhelm unter den drei Landesherren die hervorragendste Stelle zu verschaffen wußte, wenngleich Albrecht der eigentliche Landesfürst hieß; es begünstigte eben das finstere, verschlossene, den Regierungsgeschäften abholde Wesen des Letzteren in hohem Grade die Pläne Wilhelm's, und man sah in der Wiener Hofburg vorwiegend nur

diesen an der Spitze der Geschäfte, während sich Albrecht mehr und mehr zurückzog und, im Verkehre mit den Karthäusern, dem Weltgetümmel den Rücken kehrte. Endlich brachte diese Gemüthsrichtung Albrecht zu dem schon lange gereiften Entschlusse, trotz den Bedrängnissen der Zeit und seiner Länder, eine Wallfahrt zum heiligen Grabe anzutreten. Vergeblich waren die Bitten seiner Mutter, die Vorstellungen seiner Räthe, welche auf die erschöpften herzoglichen Cassen und die Gefahren der Reise gerade in dieser Zeit hinweisen, ja selbst die dringende Abmahnung des Herzogs Wilhelm; die Fahrt ward dennoch unternommen und Anfangs August 1398 verließ Albrecht die Burg zur tiefen Betrübniß seiner siebzehnjährigen Gemalin Johanna von Baiern, welche mit der kleinen zweijährigen Margaretha (später Gemalin des Herzogs Heinrich von Baiern) und dem einjährigen Herzog Albrecht V. zurückblieb.

Am 22. August treffen wir ihn bereits in Venedig angelangt, wo er von der „Signoria" (Ministerium oder Rathscollegium des Dogen) mit großen Ehren aufgenommen wurde, aber bald mit zwei Galeeren in die See stach. Glücklich erreichte er Palästina, wo er zwar von den Saracenen mehrfache Anfechtungen erlitt, den Nachstellungen der Feinde jedoch entrann, alle heiligen Orte besuchte, am Grabe des Erlösers in Jerusalem den Ritterschlag erwarb und wieder zu seinen Schiffen zurückeilte. Unmittelbar bei der Einschiffung hatte er die Genugthuung, das Banner Oesterreichs dort aufpflanzen zu können, wo es seine Vorfahren in ihren kühnen Ritterzügen einhergetragen hatten, und auch von den Mastspitzen seiner Schiffe wehte bei der Abreise die Hauptfahne Oesterreichs, mit allen Wappen gestickt. Nicht nur von den Seltenheiten, welche er aus diesem Zuge mitbrachte, und den überstandenen Fährlichkeiten, sondern auch von der Reichhaltigkeit seines gelehrten und künstlerischen Wissens erhielt er den Beinamen Mirabilia mundi, Wunder der Welt, indeß hatten wahrlich auch jene Zeitgenossen nicht Unrecht, die ihn den „Geduldigen" nannten.

Auf die Kunde seiner Wiederankunft in Wien versammelte sich am 6. December das Universitäts-Consistorium und beschloß, ihm im feierlichen Zuge entgegen zu gehen, um ihn zu beglückwünschen, einige Tage darauf aber Audienz zu nehmen, um ihm die mancherlei Gebrechen und Uebelstände vorzutragen, die sich bei der Universität eingeschlichen. Darunter gehörte wohl zumeist das unregelmäßige Eingehen der den Universitätslehrern angewiesenen Besoldungen, ferner daß es damals noch an Wohnungen für die in großer Zahl nach Wien strömenden Scholaren gebrach, wozu noch der Uebelstand kam, daß die Bürger die Miethpreise aus Gewinnsucht immer mehr in die Höhe trieben — also erste Wohnungsnoth und Wohnungstheuerung in bester Form. Dazu gesellte sich der weitere Uebelstand, daß bei dem engen Zusammenwohnen der Studenten und bei ihrem nächtlichen Herumschwärmen ohne feste Quartiere eine genaue Aufsicht zu führen kaum möglich war.

Noch überlegte die Regierung, durch welche Mittel den Studenten billigere und dem Bedürfniß hinreichend entsprechende Quartiere zu verschaffen wären, als im Spätherbste des Jahres 1399 plötzlich in der Stadt eine pestartige Krankheit ausbrach, welche eine Menge Menschen dahinraffte, unter ihnen auch eine große Anzahl Universitäts-Angehöriger, Lehrer und Schüler. Die Furcht vor der ansteckenden Seuche trieb wieder von allen Ständen Tausende in die Flucht. Die Vorlesungen, welche schon begonnen hatten, wurden bald nur noch von wenigen Magistern gehalten und blos von wenigen Schülern besucht. Gegen Ende November wurden die Hörsäle ganz geschlossen und alle Schulacte ausgesetzt. Der Rector erließ eine Bekanntmachung, daß erst nach Aufhören der Pest die Studenten zurückgerufen und die Vorlesungen wieder eröffnet werden sollten. Dieser Stillstand in den Studien an der Wiener Universität währte noch einen ansehnlichen Theil des Jahres 1400 hindurch, bis October.

Es ist hier an der Zeit, des ersten Arztes zu erwähnen, der nach einer besseren Methode behandelte, als sie bisher üblich gewesen. Es war dies Galeazzo de San Sofia, auch Marsilius Galeatii genannt, aus Padua, wo er Lehrer an der Universität gewesen. Ende des 14. Jahrhunderts berief ihn Herzog Albrecht IV. nach Wien, wo er bald darauf Decan der medicinischen Facultät wurde. Wohl hatten schon die herzoglichen Leibärzte Heinrich Boldoni aus Mailand und Konrad von Utzino aus Italien bessere Kenntnisse in der Arzneikunde nach Wien gebracht; aber erst Galeazzo war es, der nicht nur die inneren Krankheiten nach einer vernunftgemäßen Methode behandelte, sondern auch die Anatomie (Zergliederungskunst) als einen nothwendigen Lehrzweig in der medicinischen Facultät zur Geltung brachte. Im Jahre 1404 hielt er im städtischen Hospitale, zum ersten Male in Deutschland, mehrere anatomische Beweisführungen. Von seinen Schülern, zu welchen auch der spätere herzogliche Leibarzt Johann Aygel gehörte, wurden die Anatomie und Chirurgie, deren Meister die im 14. Jahrhundert lebenden Doctoren Mondino und Lanfranco gewesen, als ständige Gegenstände der medicinischen Vorträge eingeführt. Seine medicinischen Werke: Ueber die Behandlung der verschiedenen Krankheiten; über die Arzneimittel; Tractate über einzelne Krankheitsformen, z. B. die Fieber &c., sowie seine Abhandlung über die Seekrankheit wurden in der Folge häufig bei den Vorträgen der Wiener Doctoren zu Grunde gelegt. Galeazzo starb etwa um das Jahr 1406.

Aus der Pestzeit des Jahres 1399 u. s. w. stammt, wohl aus den Studentenkreisen, das lateinische Sprichwort: „Vienna ventosa vel venenosa" (in Wien herrschte entweder der Wind oder die Pest). Und wahrhaftig noch heute, wenn auch in Betreff der Krankheit allerlei Wechsel eingetreten ist, bewährt sich dieses Sprichwort in eminenter Weise. Ihrer Lage nach ist eben die Stadt fast fortwährenden Winden unterworfen, die ihr zuweilen wohlthätig, häufig aber auch nachtheilig sind; sie stauben auf tausend Lustwandelnde auseinander, verursachen Schnupfen und Katarrhe und erschlaffen die Nerven. Nach vieljährigen Beobachtungen sind die Ost- und Nordwinde meistens trocken, kalt und heitern den Himmel auf; Nordwest, West und Südwest sind feuchte Winde, überziehen den Horizont mit Wolken und bringen im Sommer häufigen Regen, im Winter Schnee; Süd und Südost sind warme, feuchte Winde, sie machen im Winter Thauwetter, im Sommer warme, feuchte Luft, seltener aber Regen. Eine eintretende Windstille ist daher gewöhnlich die Verkünderin einer außerordentlichen Witterung. Der gewöhnlichste Wind in Wien ist der West- und der seltenste der Ostwind. Ein zweites humorvolles Wiener Sprichwort dankt gleichfalls sein Entstehen jenen Tagen; es kennzeichnet ebenfalls die Witterung, und zwar ganz speciell auf dem Stefansplatz.

Wie bekannt, spielt Meister Satan im alten Wiener Volksleben, respective in dessen Sagen, eine bedeutende Rolle. Da heißt es denn, es wäre dem leidigen Gottseibeiuns das rührige Schaffen der Werkleute bei St. Stefan, besonders des geschickten Baumeisters Wenzla von Klosterneuburg (gest. 1404), welcher den Bau des großen Thurmes führte, im höchsten Grade mißfällig gewesen, und so habe er sich in Bund mit Wind und Regen gesetzt, denen er befohlen, so lange die erhabene Baute zu umspielen, bis er sie abrufe, vermeinend, es werde dies die Bauleute von der ihm unliebsamen Arbeit vertreiben. Aber Meister und Gesellen gingen täglich mit frommem Gebete an die That, und so konnte ihnen die Macht des Bösen nichts anhaben. Da wurde schließlich der Teufel ingrimmig und floh mit zorngesträubtem Haare von hinnen. Leider jedoch vergaß er, zwei Dinge mitzunehmen: den Wind und den Regen. Diese harrten noch lange Jahre auf sein Wiederkommen, endlich brausten sie wüthend und laut klagend um die Kirche herum, damit der Meister sie endlich finde und erlöse; aber der hatte

keine Ahnung davon und ließ sie festgebannt auf ihrem Platze. Da die Wiener dies erfuhren — wahrscheinlich hatte es ihnen ein humorreicher Witzbold jener Tage erzählt — so erfanden sie folgendes scherzhafte Verslein:

„Wenn auch das schönste Wetter im Lande ein und aus,
Ist Wind doch oder Regen am Stefansplatz zu Haus."

Man merkt's auch wahrhaftig noch heute, daß der Teufel die beiden nicht abgeholt hat.

Nicht lange nach der Pest wurde Wien der Schauplatz andern Unglücks. Am Peter- und Paulitage 1402 drängten anhaltende Regengüsse den Donaustrom meilenbreit über die Fluren, wonach die Fluth durch zehn Tage in gleicher Höhe verblieb. Der Schaden an Feldfrüchten war unermeßlich, und im nächsten Jahre kam ein Metzen Getreide auf sieben bis zehn Thaler zu stehen. Die Ueberschwemmungen wiederholten sich fast jährlich, besonders 1405, 1406 und 1407; auch am Lichtmeßtage 1408 drang das Treibeis nach allen Seiten in das Land, was sich am 17. Februar 1439 wiederholte.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts sah Wien eine interessante Persönlichkeit in seinen Mauern, von welcher in diesem Buche gesprochen wurden muß; es war dies der Abt Albert vom Kloster Sittich, Vorleser der Herzogin Viridis, Witwe Herzog Leopold's. Es war nämlich durch die Ungunst der Zeiten das Stift in materielle Bedrängniß gerathen, was dem Prälaten viel Kummer bereitete. Wohl lieh die Herzogin dem Convente vier Dukaten, dann 300 Gulden und wieder 300 Gulden, ja sie gab schließlich dem Abte für seine Person eine Leibgedinge von 1400 Gulden, aber alle diese Gaben waren kein Ersatz für die fortgesetzten Mißjahre, das Stift kam immer tiefer in Schulden und Entbehrungen, so daß eine Art Revolte entstand, welche den Ordensobern des Stiftes veranlaßten, Abt Albert seiner Stelle zu entsetzen und einen Gegenabt wählen zu lassen, welcher Albert von dem Prälatensitze wegstieß. Dieser klagte sein Leid seiner Gönnerin, und Herzogin Viridis schrieb an die Herzoge-Regenten nach Wien, worauf Albert mit drei ihm anhänglichen Mönchen seines Klosters und begleitet von vierzig berittenen Freunden nach Wien zog, hier seine Beschwerde vorbrachte und vom Herzog Wilhelm einen Wiedereinsetzungsbrief erhielt, dessen Adresse an Herzog Ernst den Eisernen lautete, der Verweser der windischen Mark war.

Aber der Gegenabt Peter, früher Kellermeister eines anderen Cistercienserklosters, übrigens nicht im Stande, die Stiftungsgeschäfte selbst zu leiten, wehrte dem in voller Gesetzmäßigkeit Wiedereingesetzten den Eintritt in's Kloster, und Prälat Albert sah sich, dem eisernen Zeitalter von damals gemäß, genöthigt, mit bewaffneter Macht in sein Stift einzudringen, den Gegenabt zu entsetzen und zur persönlichen Abwehr in den Kerker zu werfen. Kaum drang die Kunde hiervon nach Steiermark und Oesterreich, wo die Klostervisitatoren in den verschiedenen Cisterzen: Heiligenkreuz bei Wien, Lilienfeld, Zwettl, Neuberg u. s. w., saßen, als sie Berathung pflegten und Albert allen Rechtes verlustig erklärten, „da er den weltlichen Arm für sich angerufen". Um ihn aber wieder zu entfernen, mußten auch sie den „weltlichen Arm" zu Hilfe rufen, und so wendeten sie sich an den mächtigen Grafen Friedrich von Ortenburg, der nach der Sitte der Landherren jener Tage mit der rechtmäßigen Fürstin, Herzogin von Oesterreich, in steter Fehde lag, der gerne diese Gelegenheit benützte und ihnen ein Hilfscorps zur Verfügung stellte, mit dem sie Stift Sittich überrumpelten und den Abt Albert zwangen, inmitten der Nacht die Flucht zu ergreifen. Er suchte sein Heil bei dem gewaltigsten Bannerherrn dieser Gegenden, beim Grafen Hermann von Cilly. Nun triumphirte der Gegenabt Peter, und Albert sah die Thore desselben Kerkers sich für ihn öffnen, in den er seinen Gegner geworfen. Die Bitten und Beschwörungen

der tief betrübten, ihres geistigen Freundes beraubten Herzogin konnte bei den Herzogen Albrecht und Wilhelm, welche durch andere Rücksichten und vornehmlich durch die Wirren der Zeit ganz in Anspruch genommen waren, nicht berücksichtigt werden, und so blieb Abt Albert in seinem Gefängnisse, bis die ganze Angelegenheit im Jahre 1415 nochmals in die Oeffentlichkeit kam, und zwar durch den obersten Vorgesetzten der Cistercienser in Oesterreich, dem Abte des Stiftes Rein (bei Graz), welcher dieselbe vor das Constanzer Concil brachte. Die Folge war, daß Albert freigelassen werden mußte, aber er durfte nicht mehr nach Sittich zurückkehren, sondern mußte seine ferneren Tage zurückgezogen auf einem entfernten Stiftgute verleben. Damit endete eine in den geistlichen und weltlichen Kreisen Wiens viel Aufsehen erregt habende Klostergeschichte.

Ein ereignißreicher Moment war es, als am 9. August 1402 König Sigmund von Ungarn in Wien anlangte, seinen Bruder Wenzel von Böhmen als Gefangenen mit sich führend, welchen er den Herzogen Albrecht und Wilhelm zur Verwahrung übergab. Die Herzoge waren der schon von Albrecht III. eingeschlagenen Politik treu geblieben und hielten um so fester an König Sigmund, als sich Wenzel inzwischen durch eben so schlechte als lasterhafte Regierung die allgemeine Verachtung zugezogen hatte. Als es daher mit diesem schon so weit gekommen war, daß er (bereits seit 1400) der deutschen Krone verlustig erklärt, zwei Jahr später auch die Regierung Böhmens und sich selbst in die Hände seines Bruders geben mußte, da brachte Sigmund seinen Bruder in die Obhut der Herzoge nach Wien. Es zeigte dieser Schritt von dem großen Vertrauen des ungarischen Königs, und die Herzoge waren durch die wichtigsten Erwartungen an ihn geknüpft, welche sich auch sofort nach dessen Ankunft verwirklichten. Es wurde nämlich am 16. August zwischen dem Könige und den Herzogen ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen sich Sigmund verpflichtete, im Falle er keine männlichen Erben erhielte, einen der österreichischen Herzoge mit Zustimmung der Stände zum Nachfolger auf den Thron Ungarns zu ernennen. Schon wenige Wochen darnach (am 14. September) erfolgte die Zustimmung der ungarischen Stände zu Preßburg, und zwar zu Gunsten Albrecht's IV., drei Tage darauf, am 17., erklärte König Sigmund in feierlicher Versammlung der Großen seines Reiches den Herzog zu seinem lebenslänglichen Stellvertreter in Ungarn für den Fall seiner Abwesenheit und zum Vormunde seiner Kinder, wenn er mit Tod abginge.

Da hatten denn die Herzoge guten Grund, den ihnen anvertrauten Gefangenen wohl zu hüten. Derselbe blieb bis zum Februar 1403 in der Hofburg, dann aber wurde ihm das dem Herzoge Wilhelm gehörige Jagdhaus auf dem Kienmarkt (nachmalige Salzamt, Ruprechtsstiege Nr. 4, alt 458, dann Ruprechtsplatz Nr. 1 und Salzgasse Nr. 7, alt 460), das unter der Bezeichnung „Praghaus" noch heute bekannt ist, angewiesen. Der Name dieses Gebäudes, das durch König Wenzel's Gefangenschaft in der Geschichte Wiens berühmt wurde, wird auf verschiedene Art erklärt, worunter am unrichtigsten ist, daß die Gefangenschaft des „Herrn aus Prag" daran Ursache gewesen; nicht minder hat dasselbe nie dem aus Böhmen eingewanderten Geschlechte der Herren von Prag, Freiherren von Windhaag, Sachsenegg und Weitra gehört. Das Haus war, bevor es im Jahre 1397 Herzog Wilhelm kaufte, Eigenthum des Münzmeisters Hanns von Tirna, welcher hier die sogenannten Wiener Pfennige prägte, und erhielt so mit Recht die Bezeichnung Präghaus, d. i. Münzprägstätte. Es erschien gerade dieses Haus mit seinem Thurme, „Salzthurm", der Herrscherfamilie sehr zweckmäßig, denn diese Stelle gehörte zum Umkreise des befestigten Römercastells, war den Regenten als fester Punkt am andern Ende der Stadt wichtig, weil dieselbe sozusagen dadurch zwischen zwei Feuern lag (Burg und Praghaus), und war zeitweilig recht verwendbar für solche Verhaftete, die man nicht in den schauerlichen, größtentheils unterirdischen

Kerkern der Stadtthürme unterbringen wollte oder durfte. Am Salzthurm befand sich eine Sculptur, wovon wir hier (Seite 448) eine Abbildung bringen. Deren Bedeutung wurde bereits (Seite 134) besprochen.

Fünfzehn Monate lang saß Wenzel in Wien gefangen, und Herzog Wilhelm besuchte ihn täglich „aus Artigkeit gegen die königliche Würde", wie er sagte, thatsächlich aber, um sich von der sicheren Verwahrung des Gefangenen zu überzeugen. Nichtsdestoweniger gelang es jedoch Wenzel, auch diesmal seine Hüter zu täuschen und Sonntag am 11. November 1403 aus seinem Gefängnisse zu entfliehen. Wie bei seiner ersten Gefangenschaft in Prag (1393) durch die kühne Badmagd, errang er auch in Wien durch Mitwisser seine Freiheit. — Böhmische Quellen nennen den Malteserritter Bohus als denjenigen, durch dessen Hilfe Wenzel, verkleidet und unerkannt, aus der Stadt und an's Donau-Ufer gelangte. Der Wiener Volksmund läßt dagegen den Fischer Hanns Grundel zu seiner Rettung thätig sein, indem er dem König ein Seidenseil zubrachte, mittelst welchem er sich vom Fenster herabließ und darauf von Grundel über die Donau nach Stadelau geführt worden sei, wo Johann von Liechtenstein mit fünfzig Schützen seiner harrte und ihn über Nikolsburg nach Kuttenberg und Prag zu seinen Getreuen brachte.



Die Kirche Maria Stiegen. (Seite 411.)

Es läßt sich annehmen, daß Herzog Wilhelm Kenntniß von Wenzel's Flucht gehabt, sie aber, über den Vorzug erbittert, dessen sich sein Bruder bei dem Könige Sigmund erfreute, nicht gehindert habe.

Die übrigens recht wahrscheinliche Erzählung von der Befreiung Wenzel's durch den Fischer lautet folgender Art: Grundel wohnte im obern Werd (Roßau) und brachte dem gefangenen Könige öfter gesottene Fischlein, zu welchem Ende er in seine Gemächer eingelassen wurde. Durch glänzende Versprechungen brachte ihn Wenzel dahin, daß er sich eines Tages eine sechzig Klafter lange, fingerdicke

seidene Schnur um den bloßen Leib wickelte, welche somit der jedesmal erfolgenden Visitirung entging, und dieselbe dem Könige brachte. Um Mitternacht ließ sich Wenzel an dieser Schnur vom Thurme herunter, und Grundel verscharrte ihn in einem Misthaufen, weil noch in derselben Nacht Lärm wurde und bei Mondenschein Nachfrage geschah, die den ganzen folgenden Tag währte. Die andere Nacht befreite ihn der Fischer aus seinem unfläthigen Zufluchtsorte und begleitete ihn bis nach Prag, wo Wenzel den Getreuen reichlich beschenkte, ihn zum Ritter schlug und ihm einen rothen Karpfen im goldenen Schilde zum Wappen gab. Grundel ließ seine ganze Familie nach Prag holen, wo er sich dann lebenslang „Ritter Hanns Grundel von Wien" nannte.

Der Vorfall gab natürlicherweise viel zu reden und wurde daher ein beliebter Gegenstand für allerlei Sagen, welche die Flucht in vielfacher Hinsicht abenteuerlich ausschmückten, wie es denn sofort im Volksmunde hieß, daß ein ausgezeichneter „Possen-" (Taschen-) Spieler damaliger Zeit, nämlich König Wenzel's Ober-Hofzauberer Zytho, es gewesen, dem der König seine Flucht verdankte. Derselbe habe an dem verhängnißvollen Abende ein Bad für den König zu richten befohlen; als dasselbe bereitet gewesen, habe er eine Schüssel vom Tische genommen, selbe in die Wanne gelegt, worauf das Wasser sich zu einem riesenhaften See ausgedehnt, die Schüssel sich in ein starkes Boot verwandelt habe, welches letztere Wenzel und Zytho bestiegen, worauf sie davon gerudert seien. Dieses, möglicherweise von einem lustigen Kopfe der Hofdienerschaft erzählte Märchen ist dem, ähnlichen Inhalts, aus Tausend und Eine Nacht nachgebildet, somit orientalischen Ursprungs.



Cenotaph Rudolf's IV. und Gemalin. (Seite 412.)

Als Sigmund die Entweichung seines Bruders erfuhr, legte er alle Schuld den Herzogen bei und warf sogar den Verdacht auf sie, mit Wenzel in einen Bund getreten zu sein; es gelang ihnen jedoch, ihre Unschuld zu beweisen, und sie versprachen sogar volle Unterstützung für den Fall, als es zwischen den beiden Brüdern zum Kampfe käme. Dazu war freilich bei den durch die bereits erwähnten Elementarunfälle hervorgerufenen schlechten Zeitverhältnissen die ungünstigste Gelegenheit. Dessenungeachtet sahen sich die Herzoge genöthigt, gegen die in Böhmen aufsteigenden Wetter thatkräftig zu verfahren. War ja König Wenzel von Vielen, die sich unter seiner wüsten Regierung wohler befunden hatten als unter der nachfolgenden des strengen Sigmund, mit Jubel empfangen worden; ferner hatten ihn seine Unfälle Mäßigung gelehrt, und er traf recht zweckmäßige Anordnungen, stellte den Landfrieden her u. s. w. Gegen Sigmund aber rüstete er kräftig und die österreichischen Herzoge mochten sich als dessen Anhänger umsoweniger Gutes gewärtigen, als des Böhmenkönigs Heerführer, der wilde Hynek (Heinrich) von Kunstadt, genannt „der dürre Teufel", und Johann von Lamberg seit einiger Zeit Einfälle in Oesterreich unternahmen und daselbst gar übel hausten. Der Erstere hatte sich in Znaim festgesetzt und verbreitete durch seine Raubzüge größten Schrecken, weshalb sich Sigmund und der mit 16.000 Mann ihm zu Hilfe eilende Herzog Albrecht dahin wendete. Vergeblich wurde die Stadt durch sechs Wochen bestürmt; der tapfere Gegner wußte die Belagerungsmaschinen der Feinde in Brand zu stecken und durch Ausfälle die Truppen zu ermüden. Die Sommerhitze rief überdies eine Seuche im Lager hervor, von welcher auch die beiden Fürsten Sigmund und Albrecht ergriffen wurden.

Bevor Albrecht gegen Znaim gezogen, fällte er noch am 21. März 1404 einen Schiedsspruch bezüglich der Streitigkeiten, welche zwischen seinen Vettern

Wilhelm und Ernst einestheils, und Leopold und Friedrich anderntheils obwalteten, und zwar wegen Verwaltung der ihnen zugetheilten Länder. In diesem Spruche wird auch gelegentlich erwähnt, daß beide Herzoge, Albrecht und Wilhelm, in jener Zeit gemeinschaftlich in der Burg wohnten. Aber es war durch diese Urkunde der innere Friede des Hauses ebensowenig hergestellt wie durch eine Reihe anderer, früherer Vereinbarungen, denn immer und immer wieder brachen neue Zwistigkeiten unter den Herzogen aus. Dies mag wohl auch einen Hauptgrund abgegeben haben, daß Herzog Albrecht Anfangs Juli 1404 in Begleitung seines Vetters Ernst des Eisernen mit einem Heere nach Mähren zog, um die bekannten Friedensstörer zu züchtigen.

Es sollte ihm dies nicht gelingen, denn während König Sigmund genas, gerieth Albrecht in die Hände eines unwissenden Arztes, der den von der Lagerruhr Ergriffenen nach gewöhnlichen Anschauungen für vergiftet hielt und, wie es die ärztliche Praxis jener Tage vorschrieb, bei den Füßen aufhing. Er erholte sich nicht mehr, sondern wurde, schon vollends entkräftet, nicht nach Wien, das er nur als Sieger wieder betreten wollte, sondern nach Klosterneuburg gebracht, wo er Sonntags den 14. September im 27. Lebensjahre starb. Der berühmte Chronist Thomas Ebendorfer von Haselbach, damals ein Knabe, sah ihn auf der Durchreise in Haselbach und erzählte später, wie sich der geschwächte Herzog aufgerichtet und sein Volk bedauert habe, über das er, bei dem Kindesalter seines überlebenden Sohnes, viel Unheil hereinbrechen sah. Seine Leiche ward später in der Stefanskirche beigesetzt. Die Karthäuser in Mauerbach widmeten ihm in ihrem Nekrologium (Todtenbuch) eine trauernde Erinnerung.

Herzog Wilhelm der Freundliche und seine Liebesromantik.

Nach Albrecht's IV. Tode übernahm Herzog Wilhelm, als Vormund des erst achtjährigen Thronerben, Herzogs Albrecht V., die Regierung. So wenig die Methode derselben dem Lande zum Nutzen gereichte, genoß er doch vieler Sympathien im Lande, hauptsächlich wegen der Liebesromantik, die sich durch sein Leben spinnt, dann wegen seines wahrhaft liebenswürdigen Benehmens, welches ihm den Beinamen „der Freundliche", auch der „Höfliche" verschaffte, wenngleich auch Jene Recht hatten, die ihn den „Ehrsüchtigen" nannten.

Herzog Wilhelm, ein stattlicher, schöner Mann mit hellbraunem gelockten Haar, desgleichen Schnurr- und Knebelbart, war zu Wien 1370 geboren und schon als Kind mit Hedwig, der zweiten Tochter des Königs Ludwig I. von Ungarn und Polen, verlobt. König Ludwig hatte die Absicht, seine zweitgeborene Tochter zur Königin von Polen zu erheben, nachdem die älteste, Marie, bereits zur Königin von Ungarn bestimmt war, und er sonst keine Kinder hinterließ. Nachdem auch die polnischen Großen die einstige Vermälung Hedwig's mit Herzog Wilhelm nicht zu hindern versprochen hatten, wurde die kindliche Braut nach Wien gesandt und dort bis zu ihrem fünfzehnten Jahre an der Seite ihres künftigen Gemals erzogen. Als aber der König starb (1383), sahen die Polen, die ohnehin mit seiner Regierung nicht zufrieden gewesen, diese Gelegenheit als den günstigen Zeitpunkt an, ihren Thron mit einem einheimischen Fürsten zu besetzen, der sich sodann mit Hedwig, welche sie nunmehr nach Krakau beriefen, vermälen sollte. Sie vertrieben deshalb die schwachen ungarischen Besatzungen, welche Ludwig in den

polnischen Städten zurückgelassen hatte, und forderten die königliche Witwe Elisabeth auf, ihnen ihre Tochter Hedwig nach Polen zu senden, damit dieselbe vom Throne Besitz nehme. Allein Elisabeth zögerte von einer Zeit zur andern, weil sie die innige, ja leidenschaftliche Neigung der aufblühenden Prinzessin zu dem ritterlichen Herzoge von Oesterreich, ihrem Verlobten, kannte. Die Polen blieben jedoch hartnäckig bei ihrem Vorsatze stehen, daß nur ein einheimischer Prinz sich mit Hedwig vermälen sollte, denn auf den österreichischen Herzog könne man wegen der Entfernung seines Landes in den Zeiten der Noth nicht rechnen; sie drohten ferner, ihre Augen auf eine andere Prinzessin zu richten, die eine so schöne Gelegenheit, Königin von Polen zu werden, gewiß nicht ausschlagen dürfte.

Und so gab denn Elisabeth, obwohl mit blutendem Herzen, dem Drange der Umstände nach und sandte ihre Tochter nach Krakau (1385), wo sie ohne Widerstand zur Königin von Polen gekrönt wurde. Der Schmerz erhöhte noch die bezaubernde Schönheit der jugendlichen Königin, und die tiefe Melancholie, in die sie verfiel, verlieh der Majestät ihrer ganzen Erscheinung eine fast überirdische Glorie. Die königliche Zierde saß auf ihrem Haupte wie die glühende Krone auf der Stirne einer Märtyrin, und das Scepter in ihrer Hand war der Dolch, den man ihr in das junge, treuliebende Herz gestoßen.

Nun meldeten sich eine Menge Freier um ihre Hand, worunter aber Jagello, der Großherzog von Litthauen, an Macht, Ansehen und Reichthum alle Uebrigen weit übertraf. Derselbe hatte, angeregt von den Gerüchten über Hedwig's Schönheit, welche rasch über die Grenzen des Landes gedrungen waren, im Geheimen Spione nach Krakau geschickt, die im nähere Botschaft über Hedwig bringen sollten, und als diese zurückkehrten, sprachen sie von der Schönheit und unvergleichlichen Anmuth der Königin mit einem Entzücken, daß Jagello, ohne sie gesehen zu haben, in heißer Liebe für sie entbrannte, und seine beiden jüngeren Brüder Szkirgyello und Borits in Begleitung des Ober-Capitäns Hannlo als Brautweiber nach Krakau sandte. Die Abgesandten wurden im Reichsrathe vor Hedwig geführt und Szkirgyello trug das Anliegen seines Bruders vor, besonders hervorhebend, daß Jagello bereit sei, mit seinem ganzen Volke zum Christenthume überzutreten und seine gesammten Länder mit Polen zu vereinigen, wenn er die Hand der Königin Hedwig erhielte. Er versprach ferner im Namen des Bruders, daß derselbe alle seine Schätze nach Krakau bringen und sie zum Nutzen des Landes verwenden wolle, ferner dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich eine Summe von 200.000 Gulden (für die damalige Zeit etwas Enormes) als Ersatz zu zahlen bereit sei, wenn er von seinen Ansprüchen als Verlobter auf Hedwig's Hand ablassen würde.

Allein schon die Art und Weise seiner Bewerbung zeigten, daß der Brautwerber neben seiner bekannten häßlichen Leibesbeschaffenheit auch noch von roher, ungesitteter Gemüthsbeschaffenheit sei und durch Geld alles Schlimme gutgemacht wähne. Hedwig suchte in ihrer Bestürzung Zeit zu gewinnen und machte die Entscheidung von dem Ausspruche ihrer Mutter abhängig, die, wie sie wohl wußte, ihre Neigung kannte, derer Liebling Wilhelm ebenfalls war, und die noch außerdem, bevor Hedwig nach Polen ging, den mit Wilhelm abgeschlossenen Ehevertrag neuerdings bestätigt hatte. So entzückt auch die polnischen Herren von dem Vorschlage Jagello's waren, denn derselbe stellte sie nicht nur vor den Verwüstungen des kriegslustigen, heidnischen Nachbars sicher, sondern versprach auch ihr Land zu dem Range des mächtigsten Reiches im Norden zu erheben, waren sie dennoch weit entfernt, dem Herzen ihrer Königin einen Zwang anzuthun, und so stellten sie der Letzteren und deren Mutter die Entscheidung anheim.

Die Gesandten begaben sich, begleitet von einigen polnischen Herren, nach Ungarn. Die Letzteren entwickelten mit vieler Beredtsamkeit die Vortheile, welche

aus dieser Verbindung für Polen, besonders aber für die Sache des Christenthums erwachsen würden, gaben zu verstehen, daß, obgleich die Entscheidung ehrfurchtsvoll der Königin Elisabeth anvertraut sei, es doch schwer fallen würde, die polnischen Stände von ihrem Wunsche abzubringen, und schilderten mit grellen Farben die Gefahren, welche über ihre geliebte junge Königin hereinbrechen würden, wenn der kriegerische Jagello, gereizt durch eine abschlägige Antwort, als wüthender Feind die Königin Hedwig angriffe, deren Sklave zu sein er jetzt, gefesselt durch die Bande der Liebe, zu sein wünsche. Elisabeth erwog alle die vorgebrachten Gründe deren Stichhältigkeit nicht abzuleugnen war, machte aber nur das Zugeständniß, sie wolle nichts gegen die Heirat einwenden, wenn es Jagello und den polnischen Ständen gelingen würde, die Zustimmung Hedwig's zu erlangen. Die Königin war in diesem Entschlusse weniger von religiösen Rücksichten, als von den ernsten Gefahren geleitet, mit welcher der von den unzufriedenen Ungarn auf den Thron berufene Carlo Durazzo das Erbe ihrer Tochter Maria bedrohte.

Die Entscheidung lag nun bei Hedwig. Aber die schöne, zärtlich liebende Königin war um keinen Preis gesonnen, ihr Leben einem andern Manne, als dem heißgeliebten Jugendfreunde zu weihen, und so versuchte sie, ehe sie den Rechten ihres Herzens entsagte, erst noch einen Kampf der Intrigue. Sie versuchte sich unter den Ständen eine Partei zu schaffen, mit deren Hilfe sie das litthauische Heiratsproject zu bekämpfen hoffte; es waren auch im nächsten Reichstage die Ansichten der Stände getheilt und erhoben sich Stimmen gegen die Erhebung eines Fremden und gar eines heidnischen Fürsten auf den königlichen Thron von Polen; man solle die Königin, durch die man das Vaterland beglücken wolle, nicht in häuslichen Verhältnissen unglücklich machen, und wenn man schon einen Fremden wählen wolle, erwähle man den, dem der selige große König seine Tochter verlobt hatte, und der das Herz der Königin besitze; aber die Anhänger Jagello's machten dagegen wieder alle die alten Bedenken geltend, und selbst Hedwig mußte eingestehen, daß sich ihr Widerwille gegen diese Verbindung durch den Zwang der Sachlage gemildert habe und sie dem Großfürsten ihre Hand reichen wolle. Die Polen entschlossen, das Eisen zu schmieden, so lange es warm, schickten sogleich Boten nach Litthauen ab, um Jagello zur raschen persönlichen Betreibung seiner Angelegenheit nach Krakau zu berufen.

Aber auch im Herzen Hedwig's hatte sich bald der Kampf zwischen Pflicht und Liebe zu Gunsten der letzteren entschieden; die junge Fürstin schöpfte aus ihrer Leidenschaft die Kraft zu einem energischen Schritte und entsendete einen ihrer vertrautesten Anhänger, den Krakauer Unterkämmerer Gnievoß von Dalewicz, nach Wien zu Herzog Wilhelm, um ihn aufzufordern, daß er sofort nach Krakau komme, wenn er mit der Hand Hedwig's nicht auch Polen verlieren wolle. Auf diese Botschaft hin saß Wilhelm sogleich mit einer Schaar seiner Vasallen auf und, seine Schätze mit sich führend, eilte er unter dem Schutze des Unterkämmerers auf den Flügeln der Liebe nach Krakau, wo er kurz vor der Auflösung des Reichstages eintraf.

Die polnischen Herren waren über Wilhelm's Ankunft ebenso bestürzt als mißgestimmt. Sie schlossen vor ihm die Thore der Festung, und Wilhelm mußte seine Wohnung in dem in der Vorstadt gelegenen Kloster der Franciscaner nehmen. Die Anwesenheit des Geliebten ließ die darüber überschwänglich erfreute Königin an das Wort vergessen, das sie dem Reichstage gegeben hatte, sie vergaß an die Interessen des Landes und der Religion, durchdrungen von einer alles Andere an Macht übertreffenden Empfindung der Liebe. Sich in der Nähe des theuren Jünglings überglücklich fühlend, steigerte sich ihre Abneigung gegen Jagello bis zum Abscheu, sie wollte an die verhaßte Heirat gar nicht einmal erinnert sein. Nur ihrer Liebe lebend, und da Wilhelm nicht in die Festung gelassen wurde, besuchte sie

ihn in seiner Wohnung, begleitet von ihrem weiblichen Gefolge. Ihre Sehnsucht und die Hoffnung auf endliche Erfüllung ihres heißesten Wunsches, welche Dalewicz, dem der Herzog alle seine Schätze anvertraut hatte, verrätherischerweise stets nährte, stieg immer mehr, ja das junge Paar überließ sich, im Uebermaße des Glückes, bei den häufigen Zusammenkünften den Freuden des Tanzes, wobei ihnen der Speisesaal des Klosters als Ballsaal zu dienen hatte.

Desto tiefer war der Sturz aus allen Himmeln, als eines Tages Hedwig wieder nach dem Kloster eilen wollte, und ihr der Woywode (Gouverneur) von Krakau, Spitko von Tarnow-Melstinski, entgegentrat und ihr ernsthaft bedeutete, daß ein Beschluß des Adels ihm verbiete, ihr die Thore ihrer Residenz zu öffnen. Vergebens befahl, drohte, flehte sie — es wurde nicht geöffnet. Da überwältigte die Königin, welche von ihrem Großvater Karl Robert von Anjou auch südliches Blut in den Adern hatte, die Leidenschaft; in heftigster Aufregung ergriff sie eine Axt, um selber das Thor des Schlosses und Gefängnisses zu sprengen. Der Respect vor der königlichen Majestät gestattete den Herren ihrer Umgebung nicht, sie gewaltsam an ihrem Vorhaben zu hindern, allein die zarten Hände des armen, gekränkten Mädchens waren der Führung solchen Instrumentes zu ungewohnt, die schwachen Kräfte reichten nicht aus — erschöpft von der Anstrengung wie von der leidenschaftlichen Aufregung gab sie endlich den Bitten und Zureden des Hofes, namentlich des Schatzmeisters Demeter von Gorai nach und verzichtete auf das heißersehnte Widersehen und den letzten Abschied von dem Geliebten, der, wie sie zugleich erfuhr, im selben Momente genöthigt worden war, Krakau zu verlassen, wo sein Leben und seine Freiheit arg bedroht waren. Da sich bei Letzterem Dalewicz absichtlich nicht hatte sehen lassen, blieben seine Kleinodien und Schätze in den Händen des Unterkämmerers zurück, der sie nie wieder herausgab.

Bald darauf heiratete sie Jagello, der in der Taufe den Namen Wladislaw annahm, und zum König von Polen gekrönt wurde. Die ebenso kluge als gute und schöne junge Fürstin widmete sich, als einzigen Trost für ihr zerrissenes Herz, mit Hingebung ihren landesmütterlichen Pflichten, sie wird als unerschöpfliche Wohlthäterin der Armen genannt, und ihr Andenken in Polen blieb ein stets gesegnetes. Aber ihre Ehe mit dem rohen, argwöhnischen Wilden war eine höchst unglückliche. Zudem wußte Jagello, daß sie ihm nicht leichten, freien Herzens ihre Hand gereicht hatte, und so quälte er sie unablässig mit seiner Eifersucht. Nur des geringsten, unschuldigsten Anlasses bedurfte es zum schmählichsten Verdachte; man kann sich also denken, wie begierig er aufhorchte, als ihm eines Tages Gnievoß von Dalewicz, der sich diese schwache Seite des Königs zu Nutzen machen wollte, dem Eifersüchtigen mittheilte: er werde betrogen; Herzog Wilhelm sei heimlich nach Krakau gekommen und habe häufig Zusammenkünfte mit der Königin gehabt. Nun brach Jagello's Wuth so blind und zügellos hervor, daß er Hedwig ohne das Dazwischentreten der Umgebung ermordet haben würde.

Aber der polnische Adel nahm sich energisch der beleidigten Ehre seiner Fürstin an und schützte sie vor der Raserei ihres Gemals. Der Angeber wurde außerdem vor den Senat citirt; das Dienstpersonale der Königin that auch durch sein Zeugniß dar, es habe Gnievoß die Unwahrheit behauptet, und Janko von Tenezin, Castellan von Woinicz, schwur im Namen der Königin, sie sei unschuldig. Zwölf Ritter ihres Hofes begehrten, die Verleumdete im Zweikampfe zu rächen, allein das Gesetz erlaubte schon damals in Polen den Zweikampf nicht, und so wurde denn Dalewicz aufgefordert, seine schändliche Anschuldigung zu beweisen.

Er wußte nichts vorzubringen und stammelte nach langem Schweigen demüthig: „Ich bitte um Gnade und Verzeihung!" Da wurde er denn verurtheilt,

nach Landessitte seine Aussage „abzubellen", d. h. sie zu widerrufen und darnach wie ein Hund zu bellen. Die Vollziehung des Urtheils fand in folgender Weise statt. Es mußte der Schuldige sich unter dem Thronstuhle der Königin auf den Boden niederlegen und mit lauter Stimme erklären: „Ich habe gelogen wie ein Hund, als ich die schmachvollen Worte gegen die Königin sprach!" Darauf mußte er dreimal das Gebelle des Hundes nachahmen.

Königin Hedwig machte sich durch ihre Gelehrsamkeit und Beförderung der Wissenschaft verdient; ihr verdankt auch Polen die Einführung des Kirchengesanges. Sie starb tiefbetrauert am 13. Juli 1399 und wurde später canonisirt.

Erst nach ihrem Tode entschloß sich Herzog Wilhelm, der ihr stets seine Treue bewahrt hatte, zu einer Vermälung, die er nur aus Staatsrücksichten schloß. Er sandte eine Gesandtschaft, unter Bischof Berthold von Freisingen, dem sich auch der Pfarrer Andreas von Grillenbarg und der Wiener Bürger Nikolaus Vorlauf anschloß, an Ladislaus, König von Neapel und Sicilien, um für ihn um die Hand von dessen Schwester Johanna zu werben. Die Ehe, welche erst nach langen verzögernden Verhandlungen zu Stande kam, war keine glückliche; als aber die Braut im Jahre 1403 in Wien einzog, begleitet von den Landesedlen, vielen italienischen und französischen Herren, wobei sie in dem bisher ungesehenen Prunke einer Glaskutsche einherfuhr, da lief die Stadt zusammen, brachte laute Lebehochs und nahm froh an den nachfolgenden Freudenfesten Theil.

Es ist bei dieser Gelegenheit nöthig, in Bezug auf den Gebrauch der Kutschen einige Erläuterungen zu geben. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, und die man daher ihre Staatswagen nennen könnte, obwohl sie ungedeckt gewesen zu sein scheinen. Bedeckte Wagen gab es schon zu Moses Zeiten, dies waren jedoch Lastwagen, auch die Spartaner hatten schon über siebenhundert Jahre vor Christi Geburt bedeckte Wagen, auf denen die Mädchen zu den hyacintischen Spielen fuhren; aber hängende Wagen kannten die Alten nicht, und so unterscheidet sich die sogenannte Kutsche von anderen Fuhrwerken durch ihren bedeckten, in Riemen hängenden Kasten. Mit dem vorerwähnten ersten Erscheinen einer Kutsche in Wien, welche die Tochter eines ungarischen Königs benützte, stimmt so ziemlich die Angabe, als wären die „Kutschen" lediglich von den Ungarn erfunden worden, und käme die Benennung von einem zipserisch-deutschen Worte, welches so viel als „zudecken" heißt. Anderntheils wird gesagt, die Bezeichnung käme von dem Worte Gutsche (Ruhebett), daher die einstmalige Benennung Gutschi-Wagen, d. i. ein Wagen, auf welchem man ruhen kann; wieder Andere behaupten, die Bezeichnung stamme von dem ungarischen Dorfe Kitsee oder Kotsee, wo die Kutschen eigentlich erfunden wurden, daher Kotsi-Szekér (Wagen von Kots), von den Deutschen mit Gutschi-Wagen ausgedrückt; auch böhmisch heißt die Kutsche Kotschi, wendisch Kozhyn, italienisch Cocchio. Es wird von Manchen endlich behauptet, daß die Erfindung der Kutschen erst von Mathias Corvin, und zwar im Jahre 1457 gemacht worden sein soll.

Mit der Uebernahme der Vormundschaft war dem Ehrgeize des Herzogs Wilhelm auf einmal die freieste Bahn gelassen; die Schließung neuer Bündnisse nach außen, die Abwehr der durch den Tod Herzog Albrecht's nur noch kühner gewordenen Räuber im Norden des Landes, wie die immer bedenklicher sich gestaltenden Verhältnisse zu König Sigmund von Ungarn nahmen im ersten Jahre nach dem Tode Albrecht's IV. alle Kräfte Wilhelm's in Anspruch. Derselbe brach nämlich mit seinen Gesinnungen gegen König Sigmund, dessen Thatkraft ihm naturgemäß lästiger war als des Böhmenkönigs Wenzel (Bilder

Seite 456 und 457) Charakterlosigkeit, unverhohlen hervor und schloß mit dem Letzteren Frieden und Bündniß. Die nothwendige Folge war ein Krieg mit Sigmund, der bereits mit einem Heere die Grenzen überschritt, in Oesterreich wild hauste und den Herzog zum Frieden zwang. Da wurden die weiteren Wirren durch den am 15. Juli 1406 erfolgten Tod Wilhelm's verhindert. Der Todesfall erfolgte rasch: am vorgenannten Tage in Wien ausreitend, hatte der Herzog die Zügel seines sich widerspänstig bäumenden Pferdes zu schraff angezogen, wodurch das Thier sich nach rückwärts überschlug und durch sein Gewicht den unter dasselbe fallenden Herzog augenblicklich tödtete. Er wurde in der Herzogengruft zu St. Stefan beigesetzt.

Es wird bei dem Trauerfalle ein interessantes thatsächliches Ereigniß erzählt. Als Herzog Wilhelm in der Burg aufgebahrt lag, waren ein junger Löwe (?) und ein junger Hund, die er selbst aufgezogen hatte, nur von seiner Hand die Speisen nahmen, ihm allenthalben zur Seite gingen und stets in seinem Zimmer schliefen, von dem Sarge ihres Herrn nicht wegzubringen; beide legten sich unter die Tragbahre, und erst als man die Leiche hinwegtrug, gelang es, beide durch das plötzliche Schließen einer Thüre abzusperren. Aber die treuen Thiere verharrten in ihrer Trauer, sie nahmen keinerlei Nahrung mehr zu sich und verendeten aus Gram über den Verlust nach mehreren Tagen. Hier ist nur zu bemerken, daß der sogenannte „Löwe" ein von der Republik Venedig im Jahre 1402 dem Herzoge geschenkter Leopard gewesen, der allerdings von ganz besonderer Schönheit war; einen zweiten erhielt Albrecht IV. Die das Geschenk charakterisirende Bezeichnung leonculus spricht dies deutlich aus, und so entstand leicht die Verwechslung in der Benennung eines für Wien damals so seltenen Thieres. Schon in alten Zeiten, besonders von Seite der Perser-Könige, wurden abgerichtete Leoparden zur Jagd verwendet. Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen hielt in Salerno und Messina viele derselben zu diesem Behufe. Man nahm bei der Jagd das Thier hinter sich auf das Pferd und ließ es los, wenn ein Wild aufging. Die Leopardenwärter hießen Leoparderii.

Es ist jedoch ganz irrthümlich in neuester Zeit die Jagd mit Leoparden und Panthern im Mittelalter als unwahr bezeichnet worden. Im Gegentheile, es bewahrt das Escurial ein Manuscript aus dem 13. Jahrhundert, das unter anderen Dingen auch eine Abhandlung enthält, unter dem Titel: „Jagd auf Rebhühner und Hasen", deren Verfasser ein Bischof von Philippolis ist, welcher als „leidenschaftlicher und furchtloser Jäger" bekannt gewesen. Der Bischof erzählt, daß er sehr angenehme Beziehungen zu einem hohen Hofbeamten unterhalten habe und ihm gestattet worden sei, einer Jagd beizuwohnen, welche den kaiserlichen Tisch mit Wildpret versehen sollte. Die Beschreibung derselben ist ein wenig schwülstig, aber sehr genau. Sie zeigt uns die von den Piqueurs (Vorreitern mit Lanzen bei der Hirschjagd) angefeuerten Hunde auf der Suche, beschreibt die Sperber, Falken, Reiher u. s. w. Damals an eine lebhafte und anstrengende Jagd noch nicht gewöhnt, folgt der hohe Geistliche anfangs nur mit Mühe; aber bald kommt er in Erregung und das fesselnde Schauspiel läßt ihn die Mattigkeit vergessen, besonders als nun die Jagd mit den Vögeln zu Ende geht und das Jagen mit den „Unzen" (Jaguar, Panther) beginnt. Mehrere dieser wilden Thiere ruhen auf Löwenfellen neben den Reitern auf der Croupe (Rückenkreuz) des Pferdes; ihre Augen sind verbunden, durch ihr Halsband ist ein starker Riemen gezogen, welchen der Reiter in der Hand hält. Sobald ein Hase sich zeigt, zieht man die Augenbinde fort; das nach Fleisch gierige Raubthier wird losgelassen und erreicht mit wenigen Sätzen das fliehende Wild, ergreift es mit den zerfleischenden Tatzen und nimmt es dann blutend in den Rachen. So kehrt es mit glühenden Augen, langsamen Schrittes und in stolzer Haltung zu seinem Herrn zurück. Dieser ist mittlerweile abgestiegen und liebkost das Thier; dabei

steckt er ihm zwei Finger in die Nasenlöcher, und die Unze muß, um zu athmen, die Kinnladen auseinanderbringen, wodurch das Wild zur Erde fällt. Der Jäger nimmt es, öffnet ihm den Hals und läßt das Blut in eine hölzerne Schale fließen. Gierig fällt das Raubthier darüber her. Wenn das Mahl so fast beendigt ist, giebt der Jäger dem Gefäße einen kräftigen Fußstoß, so daß es weit fortfliegt. Die wüthende Unze springt dann auf ihn, er hat aber schon das Löwenfell ergriffen und sich mit demselben umhüllt, so daß ihm die scharfen Krallen nicht schaden können.

Diese Art zu jagen, war bei den Alten unbekannt; sie scheint zuerst in Mesopotamien im 11. Jahrhundert aufgekommen zu sein und wurde von da im östlichen Europa bekannt; im 12. Jahrhundert wurde sie am Hofe zu Constantinopel geübt, und die eingangserwähnte Chronik bezeugt, daß sie schon im 13. Jahrhundert in Deutschland bekannt war. Der Jagd-Leoparde Herzog Wilhelm's dürfte in Oesterreich wohl der erste gewesen sein; später war es öfter Sitte, daß türkische Kaiser derlei Thiere nach Wien an den Hof sandten, wie denn Kaiser Leopold I. öfter mit Leoparden jagte.

Es ist noch zu erwähnen, daß die Witwe Herzog Wilhelm's bald nach dessen Ableben Wien verließ und in ihre Heimat zurückkehrte, wo sie im Jahre 1435 starb.



Stein auf der Brandstatt. (Seite 414.)

Vormundschaftsregierung und Bürgerkrieg.

Der sterbende Herzog Albrecht VI. hatte wohl Recht, als er seinen Landen nach seinem Tode Unheil vorhersagte, denn solches traf alsbald in hohem Maße ein, und es wurde vornehmlich die Hauptstadt Wien dadurch getroffen. Es wurde bereits im vorigen Abschnitte von einem Theile dieser Wirren gesprochen, aber durch den Tod ihres Urhebers Wilhelm hatte weder Wien noch Oesterreich etwas gewonnen, denn die Brüder des Verstorbenen, die Herzoge Leopold IV., Ernst der Eiserne und Friedrich IV. von Tirol, waren unter sich in steter Uneinigkeit und beanspruchten nach der sogleich vorgenommenen Länderthеilung, in welcher dem Thronerben Albrecht V. nur Oesterreich allein verblieb, auch die Vormundschaft über denselben während seiner Minderjährigkeit.

Am 6. August 1406 traten die Stände ob und unter der Enns in Wien zusammen, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Sie einigten sich in Beziehung auf die nothwendige Vormundschaft für den jetzt neun Jahre zählenden Landesfürsten dahin, daß sie nur Denjenigen für den gesetzlichen Vormund anerkennen wollten, der ihre Zustimmung hätte. Am 10. huldigten Prälaten, Herren, Ritter und Knechte dem zukünftigen Landesherrn Albrecht V. in der Burg seiner Väter, am 14. September übernahm Herzog Leopold mit Zustimmung des Herzogs Ernst und der österreichischen Stände in der Burg förmlich die Vormundschaft über den jungen Herzog, und zwar mit der Verpflichtung, demselben, der am 24. April 1411 volljährig werde (im Alter von vierzehn Jahren), unweigerlich die Regierung zu übergeben. Leopold aber wurde gar bald genöthigt, den Herzog Ernst mit gleichen Rechten beizugesellen.

Und so begann für das innere Stadtleben Wiens, wie für das ganze Land eine sehr traurige Zeit. Es suchte jeder der Herzoge sich unter den Landständen und Städtebürgern Anhänger zu schaffen; da waren denn gar bald recht erbitterte Gegenparteien entstanden, die sich mit List und roher Gewalt befehdeten, während der entartete Adel zum wüsten Räuberhandwerke griff. In Wien ganz besonders flackerte der Zwist nochmals auf, und zwar zwischen den älteren Geschlechtern, welche standhaft Albrecht's Partei nahmen, und den minderen Stadtbürgern und dem Pöbel, welche nach Lust oder Eigennutz bald dem einen, bald dem andern der Vormünder zuhielten. Dieser Bruderstreit forderte gar viele blutige Opfer, es verfiel während desselben der Wohlstand der Stadt, kein Kaufmann kam ungehindert durch's Land, und Raubritter lauerten auf allen Straßen.

Die Burg zu Mödling, welche früher einen so entscheidenden Einfluß auf den Wohlstand des Marktes ausgeübt hatte, wurde nun für diesen Ort eine wahre Ursache des Unglücks. Deren Besitzer (seit 1381), Graf Hermann von Cilly, hatte schon viel früher durch seine Raubzüge den Markt empfindlich geschädigt, jetzt verfuhr der Castellan Stückelberg in gleicher Weise. Anfangs ein Anhänger Leopold's, dann aber auf eigene Faust aus dem Stegreif als Wegelagerer lebend, machte er die Burg zu einem für Reisende im Wienerwalde höchst gefährlichen Raubneste.



Der Drachenorden im Federlhof. (Seite 427.)

Daß dabei auch die innere Ordnung schweren Schaden litt, mußte die natürliche Folge sein, und so genügte dem Pöbel jeder Anlaß zur Veranstaltung von Raub und Mord. So z. B. als am 5. November 1406 in der Judenstadt Feuer ausbrach, das erst nach drei Tagen gedämpft werden konnte, benützten dies Uebelwollende, um das tolle Gerücht zu verbreiten, die Juden hätten es gelegt, und sie wären gesonnen, die ganze Stadt in Asche zu legen. Der Pöbel rottete sich zusammen und plünderte nicht nur die brennenden, sondern auch die vom Brande verschonten Judenhäuser. Drei Tage lang hielten sich die Verfolgten in Kellern versteckt, um nicht einem allgemeinen Blutbade sich auszusetzen. Der Stadtrath befahl zwar die Zurückstellung des Geraubten, doch Niemand leistete Folge. Was nützte also die kurz vorher (unter'm 2. September) erfolgte Erklärung der österreichischen Landstände, daß der Vormund des jungen Herzogs Albrecht die Amtleute, darunter auch die Judenrichter zu ernennen habe; daß sie ihn verpflichten, die Juden bei ihren althergebrachten Rechten zu schützen und ihnen beizustehen, damit sie von ihren Schuldnern richtig bezahlt werden; daß die Juden auch ohne Wissen und Zustimmung des herzoglichen Rathes mit keiner ungewöhnlichen Steuer oder Forderung belegt werden sollen. Aber dieser Vorfall war nur das kleine Vorspiel zu einer schaudervollen Judenverfolgung, welche vierzehn Jahre später eintrat, und von welcher alsbald zu sprechen sein wird. Es sind ebenso düstere Rückerinnerungen am besten geeignet, den Segen der gesteigerten Cultur an das Licht zu heben.

Ernstere Wirren brachte das Jahr 1407. Die erste Hälfte dieses Jahres wurde zwar durch zwei Urkunden friedlicher Art gekennzeichnet, nichtsdestoweniger legen dieselben jedoch gerade das Zeugniß ab, bis zu welchem Grade die Zerwürfnisse im Innern des landesfürstlichen Hauses sowohl, wie ringsum im Lande selbst

gediehen waren. Nimmer ruhten die Zwistigkeiten zwischen den Brüdern Leopold und Ernst: man erkennt daraus, wie die Jugend des minderjährigen Landesfürsten, so auch das Witwenleben seiner Mutter Johanna innerhalb der Mauern der Burg fast unerträglich für Beide gewesen sein muß. Dazu kam noch, daß die zügellosesten Privatfehden der Adeligen im Lande ringsumher wütheten, worunter das Volk nothwendigerweise schwer leiden mußte. Die beiden vorerwähnten Einigungen waren nun folgende: Sonntag den 2. Januar 1407 wurde zwischen Herzog Leopold und den Landständen Oesterreichs ob und unter der Enns ein allgemeiner Landfriede geschlossen, durch welchen eine Lanzen- und Schützen-Miliz, also erste Bürgerwehr, von sechshundert Mann aufgestellt wurde zur Verfolgung und Unterdrückung aller Privatfehden sowohl, als des von außen begünstigten Unwesens der Räuber, namentlich in den nördlichen Theilen des Herzogthums; eine zweite vom 2. Juni traf einen Ausgleich aller Zwistigkeiten zwischen den Herzogen Leopold und Ernst.

Trotz dieser Einigungen brach noch im Herbste desselben Jahres und in der Residenz des Landesfürsten selbst der Bürgerkrieg aus und — es darf nicht verschwiegen werden — leider durch die Glieder der fürstlichen Familie selbst. Die vormundschaftliche Regierung Leopold's war nahezu unerträglich geworden; nicht nur daß er durch unerschwingliche Steuern das Land aussog, er weigerte sich auch über die Summen, die er von allen Ständen eintrieb, irgendwelche Rechnung zu legen. Dadurch erwies sich die allgemeine Stimmung wieder günstiger für Ernst, worauf derselbe, als er es erfuhr, rasch von Graz nach Wien kam und die vormundschaftliche Gewalt an sich riß.

Leopold dagegen warb Söldner, erklärte den Wienern wie seinem Bruder den Krieg und verschmähte selbst nicht das höchst unwürdige Mittel, sich mit den mährischen Räuberhäuptlingen zu verbinden, deren einer, der bereits bekannte Johann Sokol, bis über die Donau streifte und nur durch ein Aufgebot des edlen Anhängers des rechtmäßigen Landesfürsten, Friedrich von Wallsee, wieder verscheucht werden konnte. Herzog Leopold stachelte ferner seinen Anhang in der Stadt, welcher größtentheils aus den Handwerkern und niederen Classen bestand, zur Erhebung auf; indessen griff der Stadtrath mit Kraft ein, ließ die Rädelsführer ergreifen und am 5. Januar 1408 mehrere Handwerker: den Krämer Wolfgang von Lichtensteg, den Schneider Hermann, dann einen Gürtler, einen Riemer und einen Waffenschmied am Hohen Markt enthaupten.

Während dessen standen sich die Brüder gegenüber; Ernst mit seinem Heere in Klosterneuburg, Leopold in Korneuburg. Er hatte den Krieg am linken Ufer der Donau zu führen und den Räuber Sokol in Dienst genommen, der ihm Korneuburg hielt und mit einem Wall umschlossen hatte. Noch heute bewahrt die letztere Stadt ein Denkmal an Herzog Leopold's Aufenthalt, und zwar in einem äußerst geschmackvollen Bildhauerwerke, dem ornamentalen Relief über dem Einfahrtsthore des Hauses Nr. 42 am Platze. Das Bildwerk ist an einer Erkerbrüstung angebracht und ruht als dessen Verkleidung auf einem flachen, einfach profilirten Bogen, der auf der einen Seite von einem Tragsteine gestützt wird. In schönem gothischen Maßwerk sind drei Wappenschilde eingeschlossen, der mittlere mit dem Pfauenschweif gezierten Habsburg'schen Helme versehen, zeigt die österreichischen Querbalken. Der Schild zur Linken (Seite des Beschauers) neben dem Mittelschilde zeigt einen halben Adler, die zweite Hälfte ist senkrecht gestreift; der gegenüberstehende (rechts) enthält das Bild des ganzen Adlers (Tirol, welches Land Leopold bei der Theilung vom 30. März 1396 erhielt). An den Ecken sind löwenartige Köpfe gleichwie Wasserspeier angebracht. (Bild Seite 449.)

Endlich führte die Noth zu Unterhandlungen, es wußte Berthold von Wähingen, Bischof von Freisingen, Anhänger Leopold's, den größten Theil

der Landstände und der Städter zu gewinnen, und so wurde am 14. Jänner 1408 der Friede geschlossen; die Brüder Ernst und Leopold zogen vereinigt von Korneuburg nach Wien. Aber der Letztere barg einen tiefen Groll gegen Friedrich von Wallsee, Hofmeister des Herzogs Ernst und unermüdlicher Fürsprecher des jungen Albrecht V. Als Friedrich von Wallsee sich eines Tages auf seinem Schlosse gleichen Namens, dem imposantesten Wehrbau der Westgrenze Niederösterreichs (Bild Seite 297), in einem Zimmer befand, unter dem in einem Gewölbe viel Schießpulver aufbewahrt wurde, warf einer der Hausdiener eine glühende Schnuppe der brennenden Kerze auf den Boden, wodurch sich das Pulver entzündete und das Gewölbe sammt dem Schlafzimmer Friedrich's von Wallsee aufflog: während die Hausgenossen im ersten Schrecken eiligst entflohen, lag der Unglückliche hilflos unter den Trümmern, den Flammen preisgegeben. Die Rettung kam zu spät, er gab am dritten Tage seinen Geist auf. Die Volksmeinung wendete sich sofort dahin, daß hier eine von seinen Feinden angestiftete Lasterthat zu Grunde liege.

Herzog Ernst, welcher mittlerweile nach Steiermark zurückgekehrt war, kam neuerdings nach Wien, wobei ihm wohl die an Leopold hängende Neustadt die Thore verschloß und die Nachtherberge verweigerte, in Wien aber die angesehensten Männer, darunter der thatkräftige Reimprecht von Wallsee, Bruder des Verunglückten, sich ihm anschlossen. Sofort trat Ernst mit allen ihm ergebenen Landesedlen in Oedenburg feierlich den von König Sigmund gestifteten Drachenrittern bei.

Nun kam es wieder zu Verhandlungen, zuerst in Wiener-Neustadt und später in St. Pölten, ohne daß man aber zu Ergebnissen gelangte. Als jedoch die Wiener Abgeordneten: der Bürgermeister Konrad Vorlauf, die Räthe Rudolf Angerfelder, Hanns Rock, Stefan Poll, Friedrich Dorfner, Stefan Schadnitzer, Nikolaus Flußhard und Nikolaus unter'm Himmel heimzogen, da wurden sie von einem Trupp der Gegenpartei unter Anführung des Raubritters Hanns Laun am Riederberg vor Purkersdorf überfallen und nach tapferer Gegenwehr, bei welcher der reiche Flußhard erstochen wurde, gefangen genommen.

Die Gewaltthat war eine rohe, mit Wissen des Herzogs Leopold verübte; sie sollte aber bald durch eine noch ärgere überboten werden. Als nämlich die Gefangenen nach längerer Haft in den Schlössern Kogel, Kreuzenstein und Thernberg endlich durch Zusicherung von zweitausend Goldgulden Lösegeld freigelassen wurden und nach Wien zurückkehrten, begab sich auch Herzog Leopold dahin und vermeinte nun, den Muth der Bürger hinlänglich gebrochen zu haben, um jede noch so unbillige Forderung wagen zu können. Sofort verlangte er das Einreißen der Stadtmauern, so wie die Wegnahme der Ketten, mit welchen die Straßen bei Aufläufen gesperrt zu werden pflegten, weil diese ein wirksames Hinderniß gegen die Zusammenrottungen des ihm ergebenen Pöbels bildeten. Der Rath weigerte mit gutem Grunde, beide Ansinnen zu erfüllen; da derselbe aber gleichzeitig eine Umlage auf den Wein, die Fässer und das Lesegeräth ausschrieb, so erhoben sich die Handwerker neuerdings und traten lärmend vor den Herzog, wobei sie vorgaben, daß die erhobene Steuer zur Deckung des von Wucherern geborgten Lösegeldes bestimmt sei, daß der Rath überhaupt böse Pläne gegen den Herzog schmiede, und daß daher eine Ausmusterung desselben nothwendig wäre. Leopold ergriff gierig diese Gelegenheit und ließ am 7. Juli 1408 den Bürgermeister Konrad Vorlauf, dann sechs Rathsherren, Hanns Rock, Konrad Rampersdorfer, Rudolf Angerfelder, Mobrunner, Schrul und Stichel in den Kärntnerthurm, woselbst sonst nur gemeine Verbrecher verwahrt wurden werfen, vier Tage später, Mittwoch am 11. Juli die Angesehensten unter ihnen auf einer am Schweinsmarkt (heute Lobkowitzplatz) errichteten Blutbühne enthaupten. (Bild Seite 464.)

Der Scharfrichter wollte mit Rampersdorfer, den Aeltesten, beginnen; aber da trat der Bürgermeister Vorlauf, ein stattlicher schöner Mann, vor und sprach mit lauter Stimme: „Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verdienen durch bloße Treue zu Albrecht, unseren rechten Herrn. Auch jetzt soll mein Name wahr bleiben durch die That. Euer Bürgermeister soll Euer Vorläufer sein im Tode, wie im Leben!" — Damit bot er seinen Hals dar. Aber der Scharfrichter bebte, auf den verehrten Bürgermeister das Schwert zu zücken. Da wendete sich Vorlauf zu ihm und sprach: „Zage nicht und thue Dein Amt. Ich verzeihe Dir diesen Streich, den ich unschuldig leide, doch thue ihn herzhaft!"

Die Leichen blieben auf dem Blutgerüste bis zum Abend, dann wurden sie von ihren Angehörigen auf dem Stefansfreithofe nahe bei dem neuen Thurme in einer Grube beerdigt, später jedoch ihre Leichen in die Stefanskirche zur Gruft gebracht und auf der Erde vor den Stufen, die zum herrlichen Grabmale des Kaisers Friedrich III. (IV.) führen (im Kaiser- oder Thekla-Chor), der rothmarmorene, mit messingenen Wappen und Buchstaben geschmückte Grabstein zu deren Andenken eingefügt. Die lateinische Grabschrift darauf lautet: „Stehe, weine — klage — seufze, sterblicher Mensch — lese — lerne — was die Arbeit und der Glaube, was die Herrlichkeit der Welt, was die Hoffnung — Kinder — Reichthümer, was die Ehre nützt und giebt. Siehe, unter diesem kleinen Steine liegen drei Bürger begraben: Konrad Vorlauf, Kunz Rampersdorfer und Hanns Rock. — Denn sie waren ausgezeichnet und unter Allen in dieser Stadt die Ersten, durch ihre Aemter berühmt, und haben in Tugend und Ehren und wohlverdient gelebt. Das Schicksal jedoch ist ein trügerisches Rad; ein einziger Tag kostete ihnen das Leben. So wie sie die Liebe im Bürgerbunde verband, so wollte auch jeder zuerst seinen Hals dem verhängnißvollen Schwerte hinstrecken, welchen unglücklichen Vortritt demnach Vorlauf dennoch behauptete; 1408 acht Tage nach dem Feste der heiligen Margaretha".

Dieser noch im gleichen Jahre ausgeführte Grabstein erhärtet auch die obige Erzählung, nach welcher Vorlauf der erste der Hingerichteten war, spricht jedoch nur von drei daselbst Begrabenen: Vorlauf, Rampersdorfer und Rock; es haben daher nur diese beiden Rathsherren mit dem Bürgermeister ihre Treue mit dem Tode besiegelt.

Rudolf der Angerfelder erscheint von 1412 bis 1419 als Bürgermeister von Wien. (Nach Vorlauf's Tode wurde Hermann Pergamenista am Hof von der Volksmenge zum Bürgermeister ausgerufen, es scheint aber nicht, daß derselbe wirklich in das Amt eingesetzt wurde, da urkundlich nur Hanns der Veltsperger 1408 bis 1409 als Bürgermeister erscheint.)

Es ist aber in der Stefanskirche noch ein zweiter Denkstein Vorlauf's zu sehen. In dem rückwärtigen Theile der Kirche auf der ersten Säule nächst der Eligiuskapelle und gegenüber dem Eingange beim Grabmale von Neidhard Fuchs (Singerthor) steht, in zwei Drittelhöhe der Säule, eine Madonna vom Schutze aus Stein gehauen. Zu deren Füßen und am Mantel derselben knieen rechts: der unglückliche Bürgermeister Konrad Vorlauf, angethan mit dem pelzverbrämten Oberkleide, einen Rosenkranz in den gefalteten Händen, vor ihm der Hut liegend und sein Wappen: ein laufendes Roß. Hinter ihm stehen sein Namenspatron, der Bischof Konrad, und ein zweiter Heiliger mit einer Krone, oberhalb derselben befinden sich drei Engelsköpfe. Links kniet Frau Dorothea Vorlauf, Jakob des Süßen Tochter, mit dem gefalteten Mantel und ebenfalls einen Rosenkranz in den Händen; hinter ihr die beiden Töchter Vorlauf's und oberhalb derselben wieder

drei Engelsköpfe. Dieses Erinnerungszeichen ließ wahrscheinlich Frau Dorothea Vorlauf, welche 1449 noch am Leben war, errichten.

Es ist noch einiges Interessante über Kunz Rampersdorfer hier anzufügen. Derselbe ist der Baumeister des im Jahre 1394 begonnenen neuen Tractes der Kirche Maria am Gestade, mit welchem er später (1403) beschäftigt war. Die Kosten dieses Baues bestritt, in Verordnung des Testamentes des Bürgers Ulrich Breitenfelder, seine Witwe Anna. Daß von ihm die Wiener Vorstadt Reimprechtsdorf (heute zum Bezirk Margarethen gehörig) den Namen erhalten, scheint unglaublich; weit eher mag Reimprecht von Wallsee hier Gründe besessen haben. Das Andenken an Vorlauf wird ferner heute noch in Wien durch die nach ihm benannte Gasse (früher Kleingasse, vom Hohen Markt in die Landskrongasse führend), das Andenken an den Rathsherrn Rock durch die nach ihm benannte neue Gasse (vom Schottensteig in die Hohenstaufengasse führend) öffentlich bewahrt. — Am 23. Juli 1868 wurde auch am Lobkowitzplatze auf dem Hause des Bürgerspitals eine historische Gedenktafel angebracht, welche die Inschrift trägt: „Konrad Vorlauf, Bürgermeister von Wien, und die Rathsherren Hanns Rock und Konrad Rampersdorfer wurden Mittwoch, den 11. Juli 1408, an diesem Platze enthauptet. Sie fielen als Opfer ihrer Pflichttreue im Widerstande gegen ungerechte Forderungen Herzog Leopold's IV."

Die Gewaltthat aber hatte Herzog Leopold allgemein verhaßt gemacht; sein Bruder Ernst und Reimprecht von Wallsee erklärten ihm offen den Krieg und auch sonst trafen allenthalben Fehdebriefe ein, während Wien, wo eine Zeitlang gemeine Leute das Stadtregiment in Händen hatten, ihm wenig Unterstützung zu bringen vermochte, ja der Herzog selbst der Mittel entbehrte, obwohl er alles Eigenthum der Hingerichteten eingezogen hatte. Es gelang zwar, abermals den Frieden zu vermitteln, wozu sich besonders der Bischof von Trient und vormalige Dompropst von St. Stefan, Georg von Liechtenstein, thätig zeigte; es mußte der ränkevolle Berthold von Wähingen, Bischof von Freisingen, Wien verlassen, und auch die Herzoge zogen fort, indem Leopold, in dessen Obhut der junge Albrecht stand, zu Wiener-Neustadt, und Ernst, mit dem biedern Reimprecht von Wallsee zur Seite, zu Ebenfurt ihren Sitz nahmen. Beide Herzoge kamen indeß zeitweilig in die Stadt, um ihr Recht zu wahren. Aber Leopold hetzte auf die Stadt den zuchtlosen Raubritter Hanns von Laun, der schon bei jenem Ueberfalle auf die Wiener Sendboten am Niederberge die wichtigste Rolle gespielt hatte, und nunmehr unter dem Vorgeben, noch nicht das volle Lösegeld erhalten zu haben, in feindlichster Weise gegen die Stadt verfuhr. Der Freche pochte auf seine von Leopold erhaltenen Aufträge und brachte es wirklich dahin, daß seine Forderungen im Jahre 1409 anerkannt und befriedigt wurden.

Im gleichen Jahre wurde auch der von den Vorgängern sorglich angesammelte Schatz unter die Herzoge getheilt. Da sich ihnen aber nun auch der jüngste Bruder Friedrich V. anschloß, erhielt der rechtmäßige Herzog nur den vierten Theil. Friedrich, bisher in Tirol hausend, war gegen den Bischof Liechtenstein gewaltthätig verfahren, und es trat an die Wiener Universität die Pflicht heran, für denselben Partei zu nehmen.

Die Universität hatte im Anfange gemeint, sie würde bei dem Hader in der herzoglichen Familie neutral bleiben können, aber Herzog Ernst war nicht geneigt, eine solche Unentschiedenheit zu dulden. So nöthigte er sie denn, aus ihrer neutralen Stellung herauszutreten und für ihn offen Partei zu nehmen, aber sie ließ erst ihre Privilegien bestätigen, bevor sie den gewagten Schritt that. Trotzdem respectirte Herzog Ernst weder diese Rechte, noch die Freiheit ihrer Gebäude, denn nach dem Brande in der Judengasse ließ er bei den allgemeinen Hausdurchsuchungen in Betreff

des Gestohlenen auch die Studentenwohnungen nicht übergehen. Es konnten daher auch Wissenschaften und Studien während der allgemeinen Zerrüttung keinen Aufschwung nehmen.

Um diese Zeit war es, wo die Universität als Vermittlerin in der Streitsache des Herzogs Friedrich und ihres gewesenen Kanzlers, des Bischofs Georg von Liechtenstein, angerufen wurde. Herzog Friedrich hatte denselben gefangen nehmen lassen und übergab ihn seinen beiden Brüdern, damit derselbe in Wien in strenger Haft gehalten werde. In Folge dieser Gewaltthat sprach der Bischof das Interdict (Kirchenbann) über Wien aus und richtete ein Gesuch an die Universität, dieselbe möge sich bei den Herzogen um seine Freilassung verwenden. Sie entsprach diesem Verlangen, und Friedrich ließ sich darauf ein, den Professoren die Verträge vorzulegen, welche der Bischof gebrochen zu haben beschuldigt wurde. Nachdem die Universität Einsicht davon genommen, versuchte sie den Herzog zur Nachsicht zu stimmen, hob die hohen Verdienste des Prälaten hervor und legte dringende Fürbitte ein, daß er in sein Bisthum zurückkehren dürfe. Aber selbst als auf dem niederösterreichischen Landtage (1409) der allgemeine Landfriede in den österreichischen Ländern geregelt wurde und eine Anzahl Barone mit der Universität sich eifrig für Liechtenstein's Freilassung verwendeten, war doch nichts im Stande, den Grimm Friedrich's zu tilgen. Deshalb wurde auch er von den Augen der gemäßigten Partei argwöhnisch angesehen. Ueberhaupt sehnten sich alle Redlichen nach Herstellung der Ruhe, denn beiden andauernden Wirrnissen gewannen nur die Strauchritter, während die Blüthe von Stadt und Land immer mehr Schaden nahm. Jedermann mußte doch endlich einsehen, daß ein solcher Zustand nur durch den angestammten Herrscher einer günstigen Aenderung zugeführt werden könne, aber es widersetzten sich leider die Vormünder jedem solchen Schritte. Endlich brachte ein großes Unheil die gewünschte Entscheidung.

Im Jahre 1410 wüthete abermals die Pest in Wien. Sie brach im Monate August zu Wien und Neustadt in bedenklichster Weise aus. An einem Tage wurden bei St. Stefan achtzig und mehr Leichen begraben, ja es gebrach bald an Platz zur Unterbringung der immer und immer wieder einlangenden Opfer. Die Bursen der Studenten wurden verlassen, über tausend aus ihnen waren schon der Seuche erlegen; man gestattete endlich den Verwandten Verstorbener, ihre Todten in was immer für einem Kloster der Stadt beerdigen zu dürfen. Die Seuche währte in Wien bis Anfangs Februar des Jahres 1411. Es hatte der Universität wenig genützt, daß ihr das Recht und die Pflicht gegeben war, gegen Quacksalber und Curpfuscher, welche Empirici (entstellt Emperiti, bloße Erfahrungsärzte) genannt wurden, wie auch gegen Alle, die nicht nach den Grundsätzen der Wissenschaften curirten, oder gegen unbefugte, wenn auch graduirte Aerzte einzuschreiten, ja daß sie dabei selbst geistlichen Beistand zu Hilfe nehmen konnte, wie es denn bereits schon 1409 vorkommt, daß der Official des Passauer Bischofs in Wien mit dem Abt des Schottenklosters auf Verlangen der Facultät einen Quacksalber excommunicirte. Einige Jahre später ließ der Salzburger Erzbischof, als Metropolitan in mehreren Kirchen Wiens, einen Bannbrief gegen die Quacksalber in der Stadt verkünden, ja als äußerstes Strafmittel brachte die Facultät selbst eine höchst inhumane Maßregel in Anwendung, indem sie den hartnäckigen verstockten Curpfuschern, wenn sie erkrankten, jede ärztliche Hilfe von Seiten der Facultätsmitglieder versagte; deswegen curirten die Pfuscher doch lustig darauf los und mochten der Pest ein hübsches Contingent als Todtenbeitrag geliefert haben.

Daß es bei dem herrschenden entsetzlichen Unglücke nicht an Vorfällen von tragischer Gewalt mangelte, ist nicht zu bezweifeln; eine derartige Geschichte wurde sogar durch einen Häuserschild: „Wo die Jungfrau zum Fenster hinausschaut" verewigt. Es lebte damals im Spitale zu Siechenals (spätere Vorstadt

Thurn, heute zum Bezirke Alsergrund gehörig) ein junger Krankenwärter, der ein Liebesverhältniß mit einem Mädchen hatte, welches in derselben Gegend wohnte und aus seinem Fenster häufig nach dem hübschen jungen Mann blickte. Bald entspann sich zwischen Beiden ein Liebesverhältniß, das um so mehr der Nachbarschaft Aergerniß gab, als die eben herrschende Pest nicht dazu angethan war, statt strenge die Wartepflichten zu erfüllen, am Fenster zu stehen und mit dem Gegenüber zu liebäugeln, wie es der junge Spitalwärter unablässig that. Die Strafe sollte gar bald folgen. Nach einer stürmischen Nacht, in welcher der damals noch durch die Straße fließende Alserbach hoch angeschwollen war, stand das Mädchen wieder am Fenster, um das Erscheinen des Geliebten abzuwarten, da erblickt es einen daherschwimmenden Leichnam, in welchen die Unglückliche den Theuern erkennt. Er war kurz vorher ein Opfer der Seuche geworden, und da sich nach seinem Hinscheiden gezeigt hatte, daß er sich eigennützig viele Effecten der Erkrankten und im Siechhause Verstorbenen zugeeignet, warf man seinen Leichnam in den Alserbach, der sie vor den Augen der Geliebten vorbeitrug. Das Mädchen stürzte sich in der Verzweiflung sofort ebenfalls in den Bach. Nach ihr führte das Haus (die heutige Nummer 96 der Liechtensteinstraße, alt Nr. 15), wo sie gewohnt und unablässig am Fenster gesehen wurde, die Bezeichnung: „Wo die Jungfer zum Fenster hinausschaut".

Das Pestjahr hatte auch einige andere Todtenfälle zu verzeichnen. Am 15. December 1410 starb die Mutter des Thronerben, Herzogin Johanna, welche sich früher im Kloster zu St. Klara hatte einkleiden lassen; ihre Leiche wurde von dort aus in die Gruft nach St. Stefan gebracht. Am 7. September 1410 starb in Klosterneuburg, gefürchtet und gehaßt, der Bischof Berthold von Freisingen, der früher Propst zu St. Stefan, dann Kanzler der Wiener Hochschule, Domherr zu Passau, Pfarrer zu Hochrußbach, Kanzler Herzog Albrecht's, endlich auch zum Erzbischof von Salzburg ernannt war, und der diesen letzeren Titel, trotzdem ihm das Capitel die Anerkennung weigerte, auch führte. Er war die Triebfeder der grausamen Strenge des Herzogs Leopold, dessen Rathgeber in Allem. Bischof Georg von Passau hatte ihn sogar excommunicirt. Seine Tumba befindet sich in der von ihm und seinem Bruder Reinhard erbauten Kapelle im Kreuzgange des Stiftes (sogenannte Freisingerkapelle); auf der marmornen Deckplatte derselben ist seine prachtvoll in Schwachrelief ausgearbeitete Figur in voller Pontificalkleidung dargestellt.

Die Pest gab aber dem edlen Reimprecht von Wallsee einen herrlichen Gedanken ein, wie der junge Landesregent zu retten sei; er wußte, unter dem Vorwande, den jungen Herzog der Gefahr der Ansteckung zu entziehen, welche die in Wien grassirende Seuche verursachen könnte, den Herzog Leopold zu bestimmen, daß derselbe Albrecht V. in das alte Schloß Starhemberg bei Wiener-Neustadt bringen ließ. Darauf rückte Wallsee mit seinem Freunde Leopold von Eckartsau vor das Schloß, dessen Castellan öffnete ihm bereitwillig die Thore, und so wurde der junge Regent, dessen hohe edle Gestalt, Redegewandtheit und frühreifer Verstand, ihm längst Aller Herzen gewonnen hatte, auf Umwegen nach Eggenburg in Steiermark entführt. Dort erließen die Herren einen Aufruf an die Landstände, in welchem sie begehrten, daß sie seine stets uneinigen Vormünder absetzen, die Vormundschaft, zu deren Aufhebung jene trotz des abgelaufenen Termines (24. April 1411) keine Miene gemacht hatten, abschaffen und ihm selbst die Regierung übergeben möchten. Aber inmitten dieser Ereignisse hatte Gottes Hand den Herzog Leopold ereilt. Durch die unerwartete Nachricht von der Entführung des Herzogs in Raserei versetzt, tief ergrimmt gegen die Stadt Wien, welche er überfallen und vollkommen ausplündern wollte, wozu er bereits aus dem in seinem Solde stehenden Raubgesindel jedem Führer die betreffenden

Häuser anwies, erlag er seiner Leidenschaft und zum Glück für Stadt und Land traf ihn am 3. Juni 1411 im vierzigsten Lebensjahre der Schlag. Er wurde zu St. Stefan beigesetzt.

Als die Boten mit der Nachricht des Todesfalles nach Eggenburg geeilt waren und den jungen Herzog eingeladen hatten, in die Burg seiner Väter zu ziehen, säumte er nicht, dieser Einladung zu folgen. Mit Jubel begrüßten allerorts die eilig eintreffenden Adeligen, Geistlichen und Abgeordneten der Städte Albrecht V. als Herrn. Und nach langer Trauerzeit war es wieder ein erhebender Freudentag für Wien, als Albrecht V. Samstag am 6. Juni 1411 in die Stadt Wien einzog. Ein Geschichtschreiber jener Tage meldet: „Er wurde mit Jubel empfangen wie ein Engel vom Himmel. Der Klerus zog ihm entgegen an der Spitze des Volkes und Alle riefen: Der Ersehnte kommt, den wir in trüben Zeiten erwarteten! Die Glocken der Stadt wurden geläutet, Feste und Gastmähler veranstaltet, und der Höchste wurde gepriesen, denn er hatte sie von großer Gefahr errettet."


Sculptur am Salzthurm. (Seite 134 und 431.)

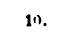
Der Jubel war ein allgemeiner und erhebender. Von allen Thürmen wehten Fahnen und in allen Gassen ertönte Musik und tausendstimmiger Jubel. Dem Herzoge zog die Ritterschaft zu Roß, Bürgermeister Albrecht der Zetter und der ganze Rath mit den Thorschlüsseln entgegen, bei St. Stefan bewillkommnete ihn die Universität und der theologische Doctor Franz de Retz, der Dominikaner, begrüßte ihn mit einer Festrede, in welcher er auf die Weisheit des jungen Königs Salomon und das Urtheil des jungen Daniel hinwies; dabei war allerdings glücklicher angebracht und mehr Anklang im freudig erregten Volke findend die Erinnerung an die Milde und Vatersorge der vorausgegangenen drei Albrechte, und wie schon der Name des jungen Herrn von glücklicher Vorbedeutung sei, denn er heiße eigentlich „Alle Wege recht", weil er „Allen recht" sei und „auf allen Wegen Recht" bringe.

Kurze Zeit nach dem Einzuge des jungen Herrschers verließ Katharina, Witwe Herzog Leopold's IV., Tochter Philipp's des Kühnen von Burgund, die Wiener Burg und zog in's Elsaß, wo sie sich bald darnach zum zweiten Male vermälte.

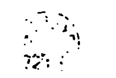
Albrecht's V. Regierungsantritt.

Es traf sich ungemein gut, daß gerade um die Zeit der Regierungsübernahme durch Albrecht V. auch König Sigmund von Ungarn den deutschen Thron bestiegen hatte (1410); denn nunmehr griff er als römisch-deutscher König





10.

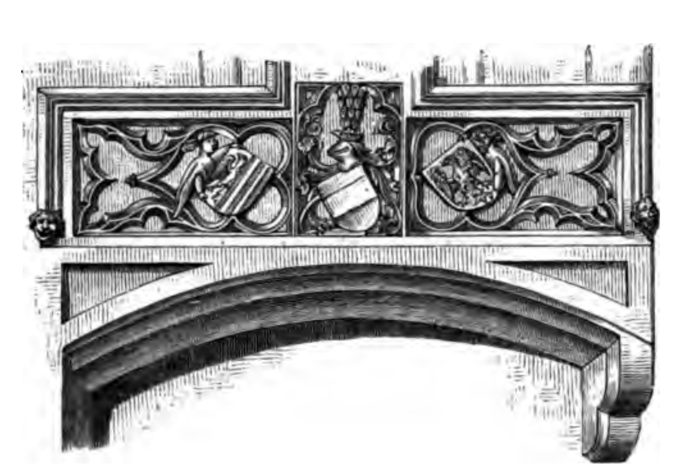


Herzog Albrecht V. jubelnd empfangen.

kraftvoll in die Verhältnisse Oesterreichs ein. Sofort bekräftigte er die Volljährigkeits-Erklärung Albrecht's, gegen welche die Herzoge Ernst und Friedrich Widerspruch erhoben hatten, und erklärte sie am 13. October 1411 für giltig wegen der Nothdurft des Landes und nach dem gemeinen Landrecht in Oesterreich. Auch in den nachfolgenden Maßregeln des Herzogs zur Beruhigung und Hebung des Landes merkt man deutlich die Hand des weisen Sigmund. Durch solche Rathschläge unterstützt, mit Beihilfe seiner Minister Reimprecht von Wallsee und Piligerm von Buchheim, dann des Kanzlers Andreas Plank, seines früheren Erziehers, und anderer getreuer Räthe aus den angesehensten Geschlechtern, erfüllte Albrecht V. sofort durch würdiges Auftreten alle die in ihn gesetzten Hoffnungen.

Es war daher mit der Heimkehr des neuen Herrschers auch Ruhe und Einigkeit in sein Haus eingezogen, und es schienen freudigere Jahre als die bisherigen, in Aussicht zu stehen; beschäftigte doch unausgesetzt die Herstellung von Ruhe und Gesetzlichkeit den jugendlichen Herrscher und verdiente sein heilsames Streben vollste Anerkennung.

Vor Allem war er beflissen, Ruhe und Ordnung im Lande, das durch die zehnjährigen Wirren fast zur Räuberhöhle geworden war, wieder herzustellen. Er zog daher gegen die Raubritter zu Felde, zerstörte ihre Felsennester und verfuhr gegen die Verbrecher in strengster Gerechtigkeit; ja selbst gegen Lieblinge war er unerbittlich, wenn sie ihre Stellung mißbrauchten, wie er z. B. den Truchseß von Grub und den Schildknappen Trachter, welche durch gefälschte Urkunden Erbschaften an sich gebracht hatten, ohne Gnade und trotz eingelegter Fürbitte dem Feuertode übermitteln ließ.



Erker in Korneuburg. (Seite 442.)

Im Spätherbst des Jahres 1412 trat zudem ein freudiges Familienereigniß ein. Margaretha, einzige Schwester des Herzogs, vermälte sich, sechzehn Jahre alt, am 25. November zu Landshut mit Heinrich dem Reichen von Baiern. Zwei Jahre darauf, am 10. Juni 1414, verschied zu Perchtoldsdorf des Herzogs Großmutter, Beatrix, Witwe Herzog Albrecht's III., der „Engel von Perchtoldsdorf", wie sie mit vollem Rechte stets genannt wurde. Während ihres neunzehnjährigen Aufenthaltes daselbst übte sie eine Unzahl von Wohlthaten; als die größte muß die Stiftung des dortigen Spitals erkannt werden, das durch ihre Milde noch jetzt zu den am reichlichsten dotirten Anstalten dieser Art auf dem Lande gehört. Der Bau desselben begann um 1410, und er war 1412 bereits nebst der dazu gehörigen, noch heute bestehenden alterthümlichen Kirche vollendet, welche die fromme Stifterin zu Ehren der heiligen Elisabeth von Ungarn einweihen ließ. Auch stiftete sie einen Priester dahin, der die Obsorge über diese fromme Stiftung führen und den Gottesdienst besorgen mußte. Zur Erhaltung des Ganzen schenkte die

Herzogin dem Spitale die zunächst gelegenen Häuser, welche sie von dem Stifte Gaming gegen andere Güter eingetauscht hatte. Diese wurden in der Folge zum Theile damit verbaut und in einem derselben, in welchem eine reichhaltige Quelle entspringt, befand sich später das Mineralbad. Die nachfolgenden Regenten, besonders Ladislaus Posthumus, bestätigten und vermehrten diese Stiftung. Das Fürstenschloß in Perchtoldsdorf beherbergte aber nach ihr keine herzogliche Witwe mehr, da der bald darauf folgende Bruderzwist das Land verheerte und unsicher machte. Beatrix Leiche wurde anfangs in der Kirche zu Perchtoldsdorf beigesetzt, später aber in die Herzogengruft von St. Stefan nach Wien überführt.

Währenddem sollte Reimprecht von Wallsee, der Obersthofmeister des neuen Herzogs, es bitter empfinden, daß er sich der Fortdauer der Vormundschaft widersetzt hatte. Sowohl Herzog Ernst, der doch seiner Zeit auf Wallsee's Seite gestanden und von diesem unterstützt worden war, als auch Herzog Friedrich fielen über seine zahlreichen Besitzungen mit großer Erbitterung her, eroberten manches seiner Schlösser, plünderten ihm Marktflecken und Dörfer und zogen seine Lehen ein. Trotz der Großjährigkeitserklärung durch König Sigmund dauerte die Fehde zwischen Herzog Ernst und Wallsee fort, nicht einmal seine Vermälung mit Cimburgis, der Tochter des Herzogs Samovit von Masovien (1413), welche er sich aus Polen heimgeholt hatte, machte einen Ruhepunkt. Bereits sieben Schlösser hatte er in Steiermark dem edlen Wallsee genommen, und schickte sich eben an, auch Gonowitz zu belagern, als Kaiser Sigmund einen Waffenstillstand zwischen beiden Parteien vermittelte, der endlich 1414, als Sigmund römisch-deutscher Kaiser geworden, zum vollständigen Frieden führte. Wallsee erhielt reichliche Entschädigung für seine erlittenen Verluste und so traten für diesen durch Treue an seinen Landesfürsten bewährten, schwer geprüften Patrioten ruhigere Zeiten ein. (Er starb am 2. Juli 1422.)

Im Jahre 1415 erfolgte in der herzoglichen Burg ein Bündniß zwischen Herzog Albrecht und seinem Schwager Heinrich von Baiern, laut welchem sich der Letztere verpflichtete, dem Herzoge Albrecht durch volle drei Jahre gegen jeden feindlichen Angriff mit „hundert Spießen guten Volkes“ beizustehen, und zwar „bis auf zwanzig Meilen außer Landes“, mit Ausnahme der Könige Sigmund und Wenzel, der Herzoge von Baiern und des Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Vielen Glanz verbreitete die Anwesenheit der Kaiserin Barbara, gebornen Gräfin von Cilly, Gemalin Sigmund's, welche während des Konstanzer Concils zum Besuche in Wien verweilte, wo sie der Herzog mit Pracht empfing und ihr zu Ehren ein großes Turnier veranstaltete, in welchem einer ihrer Ritter, Heinrich von Heidenreichsdürren, den ersten Preis davontrug.

In den nächsten Jahren fanden in Hinsicht auf kirchliche Bauten großartige Veränderungen statt. Vor allem ist da die Erhebung der St. Dorotheakapelle zu einem Chorherrenstift zu erwähnen. Schon in den Tagen Herzog Albrecht's II. war an dessen Stelle in der damaligen Färber- oder Ladergasse ein kleines Kirchlein zu Ehren der heiligen Jungfrauen Dorothea und Katharina entstanden und ein 1353 ausgestellter Begabungsbrief nennt Meister Niklas „weiln Matczog (vormals Erzieher) unsern jungen Herrn Herzog Rudolf“ neben dem Herzoge als Stifter der Kapelle. Dieselbe wurde 1360 eingeweiht, und es bestanden bei derselben mehrere Priester, bestiftet, welche sich namentlich der Gunst des frommen Albrecht IV. zu erfreuen hatten, der mit ihnen sang und betete. Auch verlieh er seinem Kanzler Andreas Plank, Pfarrer zu Gars, die Rectorsstelle an derselben, und dieser nahm sich des Gotteshauses so eifrig an, daß er mit Erlaubniß seines Lehensherrn Albrecht V. dessen Umgestaltung zu einem Stifte für regulirte Chorherren in's Werk setzte und die Besitzungen desselben erheblich mehrte. Aus dem vom Dechant Stefan zu Dürnstein im Jahre 1410 errichteten

Chorherrenstifte wurden 1414 fünf Chorherren, nämlich Aegid, Anselm, Andreas (ein Kärntner), Erhard und Johann (ein gebürtiger St. Pöltner) nach Stift Dorothee in Wien übersiedelt, und der Bau der Stiftgebäude begonnen. Derselbe war 1421 vollendet und waren die Gebäude für jene Zeit sehr ansehnlich. Es besaß ferner der neue Convent zwei Häuser am Schweinsmarkt (Lobkowitzplatz), eine Badstube ebendaselbst und sonst erhebliches Grundeigenthum. Neben der Kirche lief dazumal ein enges Gäßchen von der Ladergasse zur Gasse „hinter St. Dorothee" (jetzt Dorotheer- und Spiegelgasse), über welches sich mehrere Schwibbogen wölbten, wie dergleichen in Wien mehrmal vorkam, so noch jetzt im Schultergäßchen, Fischerstiege u. A. Das Gäßchen hieß davon „zu den sieben Schwibbögen". Im Jahre 1424 erlaubte der Herzog, daß dies Gäßchen gesperrt und zum Kloster einbezogen werden durfte, um die Ruhe der Geistlichen nicht zu stören.

Im Jahre 1415 wurde von Elisabeth Warthenauer die Annakirche erbaut. Schon unter Friedrich dem Schönen hatte eine fromme Frau ihr Haus in der Pippinger- (heutige Anna-) Gasse Pilgrimen eingeräumt und ihnen dabei ein Kirchlein zu St. Anna erbaut; das Pilgrimhaus wurde durch die Maroldiger- und Maulberghöfe vergrößert, behielt aber auch nach dem neuen Kirchenbaue seine Bestimmung als Pilgrimhaus. Im Jahre 1416 legte Herzog Albrecht V. auch die letzte Hand an den Bau der Kirche St. Michael, indem er den oberen Theil des Presbyteriums, wo jetzt der Hochaltar sich befindet, hinbauen ließ. Bischof Georg von Passau weihte die Kirche ein, welche bei dieser Gelegenheit kostbar verzierte Reliquien zum Geschenke erhielt.

In das Jahr 1417 fällt der Bau der St. Wolfgangskapelle in der Scheff- (Schiffer-) Straße, welche letztere damals eine eigene Gemeinde bildete. Wie das nahe Erdberg unterstand dieselbe nach altem Herkommen der jeweiligen Gemalin des ältesten Herzogs von Oesterreich. Die Gemeinde hatte eigene von Herzog Albrecht II. im Jahre 1379 bestätigte Privilegien; in ihr wohnten die Flösser (Besitzer von Holzflössen) und die Ircher (Weißgärber), welche später der etwas weiter hinausgerückten Vorstadt „Weißgärber" den Namen gaben.

Eine durchgreifende Aenderung fand in Betreff des Schottenklosters statt. Dasselbe hatte nämlich noch immer an der ursprünglichen Norm festgehalten und nur geborene Schotten und Irländer als Mitglieder aufgenommen. Diese aber gaben sich, wie heute noch viele Ausländer, welche sich in Wien ansäßig machen, nicht die Mühe, die Landessprache zu erlernen, und dies entfremdete sie völlig dem Volke. Dazu kam noch, daß die Klosterwirthschaft eine so schlechte war, daß selbst die Glocken im Thurme verpfändet wurden. Da riß endlich die Geduld des Herzogs; er erwirkte vom Papste Martin V. den Befehl, daß auch Glieder anderer Nationen, besonders Oesterreicher, im Kloster aufgenommen werden sollten, und setzte, bis wieder taugliche Conventmitglieder vorhanden wären, Minoriten zur Ausübung des Gottesdienstes dahin. Aber da übernahmen sich die Schotten so weit, daß sie diese Geistlichen mit bewaffneter Hand vertrieben. Nun stellte ihnen Albrecht kategorisch die Wahl, ob sie sich entweder der neuen Ordnung fügen, oder das Kloster ganz verlassen wollten, und da wählten die schottischen Mönche das letztere. Im Jahre 1418 zogen sie in ihr Stammkloster nach Regensburg ab und ihre Stelle wurde von den deutschen Benedictinern eingenommen, deren neuer Abt, der gelehrte Nikolaus von Respitz, das Kloster zu einer neuen glänzenden Aera erhob. Derselbe war der erste Oesterreicher, der diese Würde erlangte; er bekleidete sie bis zu seinem Sterbetage (8. August 1428) und verdient den ihm gegebenen Beinamen als „zweiter Stifter der Abtei". Er löste die verpfändeten Güter ein, stellte die beschädigten Gebäude her und brachte Ordnung in das zerrüttete Ordenshaus.

Man darf indessen die hohen Verdienste des letzten Abtes schottischer Nation, des nicht minder gelehrten Thomas II., nicht vergessen. Unter ihm entstand 1410 im Kloster die erste Musikschule, welcher ein Chormeister vorstand; 1411 wurde Abt Thomas zum Visitator, Commissarius und Superintendent der Wiener Hochschule ernannt. Dabei war er ein so energischer Mann, daß er, gestützt auf die Privilegien der Abtei, im Namen des ganzen Conventes dem Herzoge schroffen Tones erklärte: „Wir können uns nicht zur Aufnahme der Inländer verstehen, denn entweder erwürgen die Inländer uns, oder wir erwürgen sie." (Natürlich bildlich, statt „unterdrücken", gesprochen.)

Am 22. Januar 1419 langte der römische König Sigmund, von Konstanz kommend, mit seiner Gemalin in der Wiener Burg an und verweilte daselbst durch volle vierzehn Tage, denn es trafen die beiden Landesfürsten Verabredung in Bezug auf die Vermälung Albrecht's mit Sigmund's Tochter Elisabeth. Das hohe Paar war in Klosterneuburg gelandet; dort empfing sie Herzog Albrecht, die Bürgerschaft zog bis Döbling entgegen und der Klerus empfing die Ankömmlinge vor dem Schottenthore. Barbara fand viel Gefallen an dem fröhlichen Treiben Wiens und holte später von dort so manches Bedürfniß ihrer Launen, wie sie z. B. 1425 vom Bürgermeister Hanns Scharffenberger zum Bau ihrer Lustschlösser, insbesondere der herrlichen Königsburg in Ofen, Wiener Ziegelbrenner begehrte, die ihr als die kunstverständigsten gerühmt worden waren. Schon in der ersten Aufgebotsordnung des Jahres 1405 werden die Wiener Ziegelbrenner aufgeführt, es wurden in Wien sowohl beim Baue der Häuser als der Ringmauern viele Ziegeln verbraucht. Da der Wiener Boden viele Lehmgründe aufweiset, wie namentlich die Vorstadt Laimgrube (Localdialect für Lehmgrube) noch heutzutage durch ihre Benennung auf eine solche von besonderer Ergiebigkeit hinweist, kann im gewissen Sinne wohl gesagt werden, daß sich Wien aus sich selbst erhob. Noch bis in's 16. Jahrhundert war die Gegend der Laimgrube mit Lehmgruben und Ziegelhütten bedeckt, worauf auch die Vertiefungen im Niveau dieses (heute zum Bezirk Mariahilf gehörenden) Theiles, z. B. die Gumpendorferstraße (vormals Kothgasse, nach ihrer, langehin mit keinem Straßenpflaster überdeckten und durch jeden Regen tief aufgeweichten, lehmigen Unterlage so benannt) an vielen Orten auch die einstigen Ziegelstätten nachweisen. Gleich den übrigen Verkaufsartikeln waren auch die Ziegel mit dem Verkaufe an eine bestimmte Stätte gebunden, nämlich an das sogenannte „Ziegelhaus" am Hohen Markt, das als solches bereits vor 1391 und noch 1461 genannt wird. Besonderes Renommée hatte daselbst Meister Nikolaus der „Ziegelprenner" 1368.

Wien und Umgebungen sollten im selben Jahre noch andere ungarische, ganz absonderliche und recht angestaunte Gäste sehen: die ersten Zigeuner. Wahrscheinlich hindostanischen Ursprungs, lange unter den Völkerverschiedenheiten des alten Ungarn versteckt und unbeachtet (wie es heißt schon unter Trajan nach Europa gekommen), wohl auch aus der Nachbarschaft nach Ungarn und weiter nordwärts durch den Vortrab der Türken verscheucht, die sich unter Sigmund den ungarischen Provinzen näherten, zeigten sie sich schon um 1417 in den Gegenden Ungarns und bald auch auf österreichischem und deutschem Boden. Es steht so ziemlich fest, daß ihr Auftreten in Europa mit den Einfällen Tamerlans in Indien zusammenfällt, und daß die Verfolgungen des mongolischen Eroberers gegen die nicht mohammedanischen Hindus die Veranlassung zu den Wanderungen dieser ungeheuren Schaaren im 15. Jahrhundert gewesen sind; andererseits, daß sie ihren ersten Wohnsitz in den Donaufürstenthümern nahmen und von hier aus sich über ganz Europa verbreiteten. Zweihundert Mann stark, unter Anführung ihres Oberhauptes, Namens Michael, welche sämmtlich getauft waren, befand sich die einrückende Schaar als Pilger auf dem Wege nach Rom. Michael nannte

sich Herzog von Klein-Egypten, und ein Vetter, der sich bei ihm befand, wurde als „Graf" gekennzeichnet; dazu contrastirte freilich gar arg, daß das Gefolge des Zigeuner-Herzogs nur mit Lumpen bedeckt war.

Am 18. Juni 1420 verließen die Herzoge Albrecht und Ernst die Wiener Burg und zogen mit einer Heeresmacht nach Böhmen, dem König Sigmund zu Hilfe gegen die Hussiten; sie kamen jedoch am 10. August unverrichteter Dinge wieder heim. In der Charwoche 1421 begab sich Albrecht V. nach Seefeld und wurde daselbst nach altem Brauche am Ostermontag, 24. März, mit sämmtlichen Besitzungen seines Hauses belehnt, worauf Sigmund über Nikolsburg und Olmütz nach Ungarn, Albrecht nach Wien zurückkehrte. Leider bezeichnete seine Rückkunft ein höchst bedauernswerther Vorgang — die grausamen Judenverfolgungen. Es ist dabei Albrecht's Verhalten in keinem Falle zu beschönigen; würde man als Entschuldigung die Rohheit der Zeit in Anschlag bringen, träfe ihn sogar die doppelte Schuld, denn er brauchte nur seinen edlen Vorbildern Rudolf IV., Albrecht III. und Albrecht IV. nachzuahmen, was er leider nicht that und so den schweren Vorwurf gerecht verdient.

Die Verbrennung der Juden 1421.

Schon einmal wurde in diesem Buche erörtert, wie es kam, daß die mit gleichen Rechten in der Stadt bestehende Secte der Juden zum Gegenstand des bittersten Hasses der Bürgerschaft wurde, so daß sie endlich nur mehr innerhalb geschlossener Mauern eines besonderen Stadttheiles Sicherheit finden konnte; da sollte denn im Jahre 1421 das oft versuchte Schicksal der Judengemeinde in Wien in traurigster Weise vollends besiegelt werden. Eine Erzählung, wie sie in allen Städten und Ländern wiederkehrt und sich hierdurch eben als Fabel kundgiebt, wenngleich gerade diese in einzelnen Fällen wahr gewesen sein mochte, denn Fanatiker gab's ja gewiß zu allen Zeiten, in allen Religionen, nur zu häufig auch in der Religion, die da Liebe predigt, als ersten Glaubenssatz; kurz eine Erzählung mußte auch diesmal den Anlaß geben.

Schon im Jahre 1411 sollte wieder ein Jude in dem Markte Weiten (V. O. M. B.) eine Hostie geraubt, sie in einen Handschuh versteckt und auf dem Wege verloren haben, wo sie Anlaß zum Baue einer kleinen Kapelle gab, welche davon den Namen Heiligenblut erhielt, die später in eine größere Kirche umgewandelt wurde. Als die Erbauerin der Kapelle wird Frau Agnes von Scheck genannt, welche 1415 Pröbstin der regulirten Chorfrauen von St. Jakob zu Wien gewesen. Dies gab jedoch augenscheinlich keinen Anlaß zu einer Verfolgung aller Juden, man mochte — ist anders der Fall ein thatsächlicher — darin das Verbrechen eines einzelnen Kirchenräubers erblickt haben, der das goldene Ciborium entführte. So wurden denn auch im Steuerwesen die Juden nicht härter gedrückt, als es immer zu geschehen pflegte. Sie hatten nämlich eine sogenannte Judensteuer zu bezahlen und außerdem Steuern, „Hilfe" bezeichnet, je nach Verhältniß, als die Herzoge Geld brauchten. Es wurden aber diese Steuern nicht von der Behörde eincassirt, sondern der Herzog ernannte aus der Mitte der Juden Vertrauensmänner, und diese hatten die Steuersumme verhältnißmäßig zu vertheilen; glaubte Jemand, er sei zu hoch besteuert worden, so bekräftigte er dies mit einem Eide und es wurde ihm ein Nachlaß gewährt, welcher Vorgang bis auf die neueste

Zeit bei der Judensteuer beobachtet wurde. Die Anderen mußten hingegen schwören, daß sie nicht mehr zu zahlen im Stande waren. Damals bildeten eben die Juden ein Ganzes. Bei dieser Gelegenheit ist zu erwähnen, daß im Jahre 1406 die niederösterreichischen Landstände erklärten, es habe der Vormund des jungen Herzogs Albrecht die Amtleute, worunter auch die Judenrichter, zu ernennen, und sei derselbe verpflichtet, die Juden bei ihren althergebrachten Rechten zu schützen und ihnen beizustehen, damit sie ohne Wissen und Zustimmung des herzoglichen Rathes mit keiner ungewöhnlichen Steuer oder Forderung belegt werden. Wie bald aber änderte sich die Sachlage.

Im März 1420 hieß es plötzlich, es hätten die Juden drei christliche Knaben erschlagen, um deren Blut für die nächste Passafeier (jüdisches Osterfest) zu gebrauchen; die Wahrheit jedoch war es, daß die drei Knaben auf's Donau-Eis gegangen waren, welches unter ihnen brach, und sie ertranken. Bald darauf hieß es, die Meßnerin der St. Laurenzkirche in Enns hätte aus dem Speisekelche mehrere Hostien gestohlen und sie an den dort ansäßigen reichen Juden Israel verkauft, der dann in Gemeinschaft mit seinen Glaubensgenossen frevelhaften Spott mit denselben getrieben habe. Herzog Albrecht, über einen solchen an dem heiligsten Altarssacramente verübten Frevel auf's höchste empört, befahl, sämmtliche in dieser Angelegenheit beschuldigten Juden nach Wien zu bringen, und die Meßnerin, welche noch immer standhaft leugnete, ohneweiters der Folter zu unterwerfen. Den ersten Grad hielt die Unglückliche standhaft aus, als sich aber die Martern verdoppelten, legte sie ein Geständniß ab, das allerdings in vielseitiger Weise vollkommen sich widersprechende Dinge enthielt. Nun erließ unter'm 24. Mai 1420 der Herzog den Befehl, daß sämmtliche Juden in Oesterreich in das Gefängniß zu werfen seien; in den Kerkern wurden Frauen von ihren Gatten, Kinder von ihren Eltern getrennt; die Güter der vermögenden Juden wurden eingezogen, die armen Juden aus dem Lande verwiesen; den Gefangenen wurde noch überdies bekannt gemacht, es hinge „lediglich von dem Willen des Kaisers ab, ob nicht alle Juden durch Feuer ausgerottet werden sollen". Da wurden denn Alle von panischem Schrecken ergriffen; Manche benützten die Besuche der katholischen Geistlichen, um durch das Begehren der Taufe sich das Leben zu retten, Viele aber entleibten sich selbst sammt ihren Angehörigen durch Aufschneiden der Adern, Erdrosseln mit Riemen, Stricken u. dgl. Das Weib des reichen Israel erwürgte sich in der Diebsschergenstube mit ihrem eigenen Schleier, ein Tulner Jude stieß sich den Dolch in's Herz, viele Jüdinnen zu Mödling und Perchtoldsdorf öffneten ihren Kindern die Adern und erdrosselten sich dann selber, um ihren Männern ein heroisches Beispiel zu geben. Die weitaus größte Anzahl der Juden blieb jedoch unter all' den Schrecknissen ihrem Glauben getreu und wartete standhaft das Ende ab, mochte sich dasselbe auch gestalten wie immer. Die Ueberlebenden hatten furchtbare Grausamkeiten zu erdulden, viele Kinder wurden in Klöster untergebracht. Unter den Letzteren ragt besonders hervor Helena Heurtin, welche, damals nur wenige Wochen alt und der Eltern beraubt, in das Nonnenkloster St. Maria Magdalena an der Schottenpoint (Schottenberg im obern Werd, spätere Roßau) zur Erziehung kam, wo sie noch 1494 als Oberin dieses Augustinerordens-Klosters lebte. Auch Agnes, Oberin des Himmelpfortklosters, war ein im Jahre 1420 aufgenommenes Judenkind.

Endlich kam der erschreckliche Gerichtstag: die ärmeren Juden wurden über die Grenze gejagt, die reichen, welche man nebstbei des Wuchers beschuldigte, vor das Rathhaus geführt und ihnen der richterliche Ausspruch, welcher auf Feuertod lautete, öffentlich vor allem Volke verlesen und am 12. März 1421 das Urtheil vollzogen. Die fürchterliche Hinrichtung fand auf der sogenannten „Gänseweide", einer Wiese nahe der Vorstadt Erdberg, der Complex der heutigen Weißgärber Lände mit den Häusernummern 1 (alt 103), 2 (alt 101 und 102), 4 (alt 100), 6 (alt 99),

8 (alt 98) und 10 (alt 97), nahe der Franzens-Kettenbrücke, statt. Eine große Anzahl unglücklicher Juden beiderlei Geschlechts, darunter auch die Meßnerin von Enns, mußte die riesigen Scheiterhaufen besteigen und fand da unter dem stürmischen Gejauchze der zahlreichen Volksmenge den Tod. Die Asche der Gerichteten wurde dann in die Donau gestreut. Zugleich erließ Herzog Albrecht den Befehl, daß künftighin kein Jude in Oesterreich weilen dürfe; er zog ferner deren zurückgelassenen Besitz für die Staatscassen ein, die Synagoge wurde niedergerissen und die Steine derselben zum Baue der Universität verwendet; die Häuser der Juden wurden von Seite des Herzogs verkauft oder verschenkt. Den Grund des Juden-Friedhofes, vor der Stadt zwischen dem Kärntner- und Widmer- (Burg)-Thore gelegen (seit 1244), erhielt das Dorotheerstift, welches den Platz verbaute und die Grabsteine zu den Häuserbauten der nahen Vorstadt abgab; daher kam es auch, daß später in Gumpendorf einzelne Steine gefunden wurden, welche zu den bereits erwähnten Fabeln uralter Ansiedlungen der Juden in Wien Anlaß gaben.

Noch heute bewahrt der Judenplatz in der innern Stadt an einem seiner Häuser ein Denkmal an die entsetzliche Hinrichtung, und zwar ist dies ein ungemein schön gearbeitetes Relief, vorstellend die Taufe Christi im Jordan durch den heiligen Johannes im Beisein eines Engels. (Bild Seite 465.) Das Kunstwerk ist an dem Hause Nr. 2 (alt 404) angebracht, welches den Hausschild „zum großen Jordan" führt; die bei dem Relief befindliche ungemein schwülstige Inschrift lautet:

> Flumine Jordani terguntur labe malisque
> Corpora: Cum cedit quod latet omne nephas.
> Sic flamma assurgens totam furibunda per Urbem 1421.
> Hebraeum purgat crimina saeva canum.
> Deucalioneis mundus purgatus ab Undis
> Sicque iterum penas Igne furiente luet.

(Zu deutsch: Durch den Jordanfluß werden die Körper von Seuche und Uebeln gereinigt: da weicht alles Sündhafte, das verborgen ist. So erhebt sich der Ingrimm wüthend durch die ganze Stadt 1421 und sühnt die furchtbaren Verbrechen der Hebräerhunde. Die Welt ist nun gereinigt durch die Deukalionischen — allgemeinen Ueberschwemmungs- — Fluthen und wird so wiederum durch das wüthende Feuer die Strafe büßen.)

Früher befand sich auf diesem Hause auch eine deutsche Inschrift, lautend: „Anno 1421 wurden die Juden hie (in Wien nämlich) verbrannt". Es hieß ferner noch bis in die neue Zeit ein Gasse der Vorstadt — und zwar ein Theil der heutigen Löwengasse, mit den Häusern Nr. 15 und 16 (alt 50), dann Nr. 14 (alt 21 und 22) der Dampfschiffstraße — das „Armesündergäßchen", weil dasselbe bis Anfangs des 19. Jahrhunderts zu dem Hinrichtungsplatze der Gänseweide führte. Auch in Haimburg wurden die Juden vertrieben und von da an war es keinem Juden erlaubt, daselbst über Nacht zu bleiben. Die Synagoge, welche sie daselbst besaßen, soll dieselbe sein, welche noch heute dort in einem Privathause der Wienergasse befindlich ist; sie ist ganz aus Stein ausgeführt, ein viereckiges Gebäude und überhaupt nur Einen solchen Raum enthaltend, der mit einem achtseitigen hohen, ebenfalls hohlen Spitzhelme aus Quadern überdeckt ist. Die Spitze ziert eine Kreuzblume, je vier am Helme angebrachte Oeffnungen besorgen die Lüftung des sonst fensterlosen Baues. An der Vorderseite ist die Hauptwand mit einem niedrigen Giebel geziert und befindet sich auch hier das rundbogige Portal, dem gegenüber im Innern sich eine kleine Nische findet. Der innere Raum beträgt an jeder Seite des gleichseitigen Vierecks drei Klafter. (Bilder Seite 472 und 473.)

Betrachten wir vollkommen unparteiisch die Judenverfolgungen jener Zeitperiode, so kann es abermals nicht verhehlt werden, daß die Juden vorwiegend selbst daran die Schuld trugen. Es ist nicht zu leugnen, daß so manche fanatische

Wühler gegen dieselben aus Religionshaß agitirten und selbe gräulicher Missethaten beschuldigten; daß dem Herzoge zunächst vorgestellt worden, wie durch den Wucher der Juden die Existenz der Christen bedroht und ihre Vertreibung im Interesse des Landes geboten sei. Aber waren denn wirklich beide Anschuldigungen so ganz ohne Grund?

Was zuerst die Klage über den Wucher der Juden betrifft, war derselbe im Mittelalter allgemein und wiederholt die Hauptursache der Verfolgungen. Freilich ist dabei in Betracht zu ziehen, daß damals jedes Ausleihen des Geldes gegen baar zu zahlenden Zins, mochte dieser auch noch so gering sein, als Wucher bezeichnet und vom christlichen Standpunkte völlig verworfen wurde. Indem es die Kirche verbot, Zins zu nehmen, stützte sie sich auf Stellen der Heiligen Schrift; indeß würde sie wohl kaum ihr Verbot ein Jahrtausend und darüber aufrecht erhalten haben, wenn dasselbe nicht den sittlichen Anschauungen und in Etwas auch den wirthschaftlichen Verhältnissen entsprochen hätte. Haben doch die größten Geister aller und selbst neuer Zeit, bis auf Shakespeare herab, den Zins entschieden mißbilligt. Bis in's 17. Jahrhundert galt vom streng kirchlichen Standpunkte aus der Rent- oder Güterkauf als die einzig erlaubte Art des zinsbaren Darlehens; man überließ dem Gläubiger den Nießbrauch eines Grundstückes, bis man es gegen die darauf erhaltene Summe wieder einlösen konnte. Fürsten verpfändeten auch Zölle und andere nutzbare Rechte. Wer aber von ausgeliehenem Gelde gar keinen Gewinnst begehrte, begnügte sich mit Kleinodien als Pfand. Ohne Pfand lieh man nicht, es sei denn, daß einer ein Werk der Barmherzigkeit thun wollte.



Kaiser Sigmund. (Seite 433.

Nun versteht es sich aber von selbst, daß weder das Leihen auf Pfänder, noch der Rentenkauf den Bedürfnissen eines entwickelten Gewerbs- und Handelslebens entsprach. Am wenigsten konnte man in volk- und gewerbreichen Städten eine andere Geldwirthschaft entbehren. Daher waren die Juden mit ihrem „unchristlichen" Wucher mancher Orten unentbehrlich, und wenn ihnen nicht gestattet worden wäre, was man den Christen verbot, so wäre eben von vornherein dieses Verbot ganz unausführbar gewesen. Indem man aber den Juden vor allem in den größeren Städten erlaubte, sich niederzulassen und Geldgeschäfte zu machen, kamen sie in Gefahr, sich zu ihrem eigenen Verderben zu bereichern. War schon der Zins an sich im Mittelalter höher als gegenwärtig, indem zehn Percent gar nichts



11.

Die Judenverbrennung, 1421.

Ungewöhnliches waren, so pflegten doch die Juden noch mehr, als sonst üblich, zu nehmen. Sie konnten einen noch höheren Zins fordern, weil sie allein das Bedürfniß zu befriedigen vermochten; sie mußten ihn fordern, weil sie eines reichen Gewinnes benöthigten.

Und hier beginnt die christliche Schuldursache an dem Wucher der Juden; denn wo die Juden geduldet wurden, geschah es nur gegen hohe Schutzgelder, und doch fehlte dem Schutze, den sie so theuer erkauften, stets die Bürgschaft der Dauer. Es fiel bald dem Fürsten, in dessen Land sie ansässig waren, bald der Stadtobrigkeit, bald dem Kaiser, wenn sie in Reichsstädten wohnten, ein, von ihnen eine außerordentliche Steuer, oft einen bedeutenden Theil des ganzen Vermögens, zu erpressen — sagen wir das Wort ganz trocken heraus. Dann brach plötzlich eine allgemeine Verfolgung über sie herein, ihr Leben war bedroht, und was sie retten konnte, war immer nur das Geld, insoferne es ihnen gelang, sich damit den Schutz eines Mächtigen zu erkaufen. In der Regel nahm schon der Schutzherr, dem ja daran lag, seine Schützlinge stets zahlungsfähig zu halten, die verständige Rücksicht, den Juden von vorneherein gesetzlich einen weit höheren Zinsfuß, als sonst üblich, zu gestatten. Wie weit man namentlich bei Darlehen auf kurze Frist ging, mag man daraus entnehmen, daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts von dem Rathe einer bedeutenden Handelsstadt verordnet wurde, daß die Juden von Darlehen unter einem Pfund wöchentlich nicht mehr als den sechzigsten Theil des Capitals als Zins fordern dürfen, was also einen jährlichen Zinsfuß von 86⅔ Percent ergeben würde. War ein so übermäßiger Zinsfuß erlaubt, so wird er im Leben noch oft genug überschritten worden sein. Da bedurfte es nicht einmal von Seiten des Gläubigers, um den Schuldner vollends zu ruiniren, all jener kleinen Künste, in denen es der Wucherer so leicht zu einer gefährlichen Meisterschaft bringt, da ruinirte sich ohne dessen weiteres Zuthun der Schuldner ganz von selbst auf allergesetzlichstem Wege.



König Wenzel von Böhmen. (Seite 433.)

Denken wir uns nun eine Stadt, wie Wien damals war, volk- und gewerbereich, mit lebhaftem Handel und mit einem Hof, der den Adel des Landes heranzog, so begreifen wir, daß lange Regierungsjahre der verschiedenen Landesfürsten für die Juden hinreichten, um zahllose Schuldner, die zuletzt weder Zins noch Capital zu zahlen vermochten, in drückendste Abhängigkeit zu bringen. Wir begreifen aber auch, daß gerade hier gar oft sich viele und gewichtige Stimmen erheben konnten, die

von dem angehenden Fürsten eine durchgreifende Maßregel forderten. Man hätte sich begnügen können, die Judenschulden durch ein landesfürstliches Decret zu ordnen, ja selbst, wenn man weit gehen wollte, sie kurzer Hand ganz zu tilgen, wie dies ja in jenen Zeiten öfter geschehen ist; daß man aber in diesem Falle zum Aeußersten schritt und nicht nur auf gänzliche Vertreibung der Juden ausging, sondern sogar die grausamste aller Hinrichtungen, die des Verbrennens, wählte, zeugt von einer Verfolgungsluft, deren Ursache bestimmt nicht ausschließlich im Gebiete der materiellen Interessen zu suchen ist.

Die Hauptschuld trugen allerdings die ökonomischen Verhältnisse. Damals hatten die Bürger eine Last drückendster Steuern zu tragen, mußten überdies noch öfters dem Landesfürsten Anlehen gewähren; nichtsdestoweniger beschränkte man unklugerweise die Verkehrswege und beeinträchtigte das Niederlagsrecht. Die National-Oekonomie jener Tage befand sich noch auf so untergeordnetem Standpunkte, daß nichts leichter aufkam, als der Gedanke, sich der Concurrenz der Juden im Handel und Verkehre zu entledigen; ja selbst für den Herzog mag das Interesse des Staatsschatzes maßgebend gewesen sein, es sollte das Eigenthum der Juden dazu dienen, den leeren Säckel zu füllen. Für die gläubigen Christen kam noch ein gewichtiger Umstand hinzu, daß nämlich die katholische Kirche durch den eben aufgetauchten Hussitismus von gefährlichem Zwiespalte bedroht war. Aus diesem Grunde betheiligte sich die theologische Facultät der Wiener Universität recht lebhaft bei der Judenfrage.

Heute freilich, wo die Duldung aufgehört hat, ein Vorzug aufgeklärter und edler Geister zu sein; wo man sich von allen Seiten bemüht, die Juden im politischen und gesellschaftlichen Leben den Christen möglichst gleichzustellen, heute wird es uns schwer, uns ganz in die Stimmung der weniger duldsamen früheren Zeiten zu versetzen; und doch liegen jene Zeiten, wo einzelne Prediger öffentlich gegen die Juden eiferten und sie als Feinde des Christenthums behandelt wissen wollten, noch nicht so sehr weit hinter uns, denn sie haben nicht etwa schon mit der Alleinherrschaft der katholischen Kirche aufgehört, sondern noch zwei Jahrhunderte nach der Reformation durfte — um nur ein Beispiel anzuführen — in einer großen protestantischen Stadt ein Pastor in der Predigt die Juden mit heftigen Schmähungen überhäufen und zu ihrer Verfolgung auffordern. Wie viel eher mußte dies also im Mittelalter geschehen, wo die geringste Abweichung von den christlichen Glaubensvorschriften mit harter weltlicher (nicht blos geistiger geistlicher) Strafe belegt war, und wo Tausende den Feuertod starben, nicht weil sie Christum verleugneten, wie die Juden, sondern weil sie ihn allzu eifrig und deshalb auf Irrwegen suchten. Mußte da nicht die Strenge, die der Staat gegen Andersgläubige natürlich fand, zehnfach geboten erscheinen jenen Ungläubigen gegenüber, die nicht aufhörten, ihren Widerspruch gegen das Christenthum inmitten der christlichen Welt immer von Neuem an den Tag zu legen! Man könnte sich also nicht darüber wundern, daß man Jahrhunderte hindurch zur Verfolgung der Juden geneigt war, als vielmehr darüber, daß man sie niemals gänzlich vertilgte.

Was die zweite Ursache, also den Fanatismus, betrifft, so begehen neuere Schriftsteller, die der Judenverfolgungen im Mittelalter gedenken, darin ein geschichtliches Unrecht, indem sie in der Regel für die Verfolgten Partei nehmen; so recht es ist, daß sie den unchristlichen Fanatismus, welcher mit Feuer und Schwert für Gottes Ehre kämpfen zu müssen glaubte, verdammen, so historisch unrichtig ist es, daß sie alle jene Gräuelthaten immer nur den Christen, und ihnen allein, zur Last legen, die Juden dagegen stets nur als Opfer roher Leidenschaften hinstellen. Was da oft Schriftsteller zu Tage fördern, sind die hohlen Phrasen von Leuten, welche die Geschichte der Menschheit jener Tage nicht studirt haben. Sind denn die Juden so ganz allein über ihrer Zeit gestanden, und zwar in so hohem

Maße, daß sie trotz mancher erlittenen Verfolgung nie unduldsam und feindselig gegen die Christen auftraten? Giebt es keine Einzelnfälle, in denen erwiesen ist, daß sie die ihnen vorgeworfenen Verbrechen wirklich begangen und ihren Verfolgern selbst eine Handhabe geboten haben? Nun, was die gewöhnliche Anklage betrifft, die man im Mittelalter aller Orten gegen die Juden erhob, besteht dieselbe darin, daß sie im religiösen Fanatismus Christenkinder mordeten und mit dem heiligen Sacramente Schande trieben, indem sie geweihte Hostien mit Nadeln durchbohrten, um an dem Leib des Herrn den Proceß des Martertodes sinnlich zu wiederholen; da sind denn wohl gewiß in den allermeisten Fällen derartige Anklagen ein Werk des Aberglaubens und des Fanatismus gewesen, ganz aus der Luft geholt sind dieselben jedoch keineswegs, fanatische Juden gab es damals hundertmal mehr als heute, und es sind in neuester Zeit aus unverfälschten Gerichts-Acten einzelne unumstößliche Beweise geführt, daß im 15. Jahrhundert wirklich Tödtungen von Christenkindern durch die Juden geschehen sind. Der Grund war, schon dem strengen Verbote zufolge, nach welchem die Hantirung mit Blut in der jüdischen Religion strenge verboten ist, gewiß nicht der, Christenblut zu gewinnen, damit wußte ein solcher Jude nichts anzufangen; aber ein ungebildeter, rachsüchtiger Charakter konnte irgend einem besonders eifrigen kleinen Spötter und Quäler für all die Leiden, die er ihm verursachte, ausgiebig vergelten wollen, und da hinderte seine wüthende Leidenschaft ebensowenig, als sie in neuester Zeit den oder jenen Mörder jüdischer oder christlicher Nation hinderte, wenn ihn eine solche zu grausamen Abschlachtungen trieb. Man trifft auch wirklich solche Anschuldigungen äußerst selten, viel öfter die von einer Profanation des heiligen Sacramentes. Man war ferner selbst voll Aberglauben und verdammte doch die abergläubischen Verirrungen der Israeliten, darunter z. B. ihre, schon in der altjüdischen Kabbala (Geheimnißweisheit) enthaltene Behauptung, daß man vermittelst der Finger einen schlafenden Menschen nach Belieben herumtragen könne — das heutige Tischrücken, mit welchem ganz gewiß die kabbalistische Behauptung in genauer Verbindung steht. Man hat also sicher schon vor vielen Jahrhunderten in Wien „getischrückt“.

Während die Juden bald nach der Katastrophe des Jahres 1349 wieder in Wien wohnten, blieben sie nun durch längere Zeit von Wien und dem Lande Niederösterreich fern; die Judenstadt war verödet, die Häuser in andere Hände gelangt, und so dürfte es von besonderem Interesse sein, eine Darstellung des Territoriums zu bringen, welches damals die alte Judenstadt ausmachte. (Bild Seite 480.) Es ist dadurch erwiesen, daß das mittelalterliche Wien (so wie Frankfurt, Prag, Venedig, und manche andere Städte) seine eigene „Judenstadt“, d. h. einen inmitten der Stadt gelegenen vollkommenen und abgegrenzten Raum als Wohnort für die Juden hatte, die daselbst unter besonderen Gesetzen standen, wie auch ihre eigene Verwaltung und Rechtspflege hatten. Freilich war die damalige Wiener Judenstadt keine für sich bestehende, von Mauern rings umgebene Bau-Anlage, also ein abgeschlossenes Ghetto, vielmehr war dieselbe von dem mittelalterlichen Wien eng umgeben und steckte so recht wie ein Keil in dessen Innerem, aber die Vereinsamung ist dennoch Thatsache, weil alle Judenhäuser nur nach den eigentlichen Judengassen Ausgänge hatten, und dieselben waren an der Grenze des den Juden gehörigen Bezirkes durch Thore, ja selbst durch Mauern abgeschlossen und versperrt.

Die Judenstadt bestand aus den Gassen und Häusern zu beiden Seiten der Wipplingerstraße und rings um den Judenplatz. Dieser führte von der in einer Ecke desselben gelegenen Schule (im Hause Nr. 9, alt 344 befindlich gewesen) den Namen Schulhof. Das, was heute „Schulhof“ heißt, rückwärts der Kirche am Hof, war damals der Friedhof des Carmeliterklosters und dieser reichte mit seiner Einfriedung bis an die Judenstadt Von der Hohen Brücke aus begann die Judenstadt in der Wipplingerstraße beim zweiten Hause rechts und links, mit den

Nummern 27 (alt 353) und 20 (alt 355), während die beiden Häuser zunächst der Brücke, sowie überhaupt alle Häuser längs des Tiefen Grabens keine Judenhäuser waren. In der Wipplingerstraße selbst reichte die Judenstadt bis zur Grenze des heutigen Rathhauses (Nr. 8, 10, 12, 14, 16 und 18, oder alt 356, 360 bis 363 und 385, dann Nr. 13, 15, 19, 21, 23 und 25, alt 347 bis 352). Auf dessen Grund und Boden standen zum größten Theile Judenhäuser. Die Judenstadt umfaßte auch die Seitengassen der Wipplingerstraße, wie das Färbergäßchen (die Häuser Nr. 1 und 3, alt 332 und 333), Schwertgasse (Häuser Nr. 3 und 4, alt 357 und 359), Fütterergäßchen (Haus Nr. 1, alt 345 bis 347), Schultergasse (Haus Nr. 10, alt 395), der Stoß-im-Himmel (dieser mit den Häusern Nr. 1 und 2, alt 363 und 385, wie die Schwertgasse mit Ausnahme der letzten Eckhäuser gegen die Salvatorgasse); dann die Jordangasse (Haus Nr. 1, alt 394). Zur Judenstadt gehörte ferner der heutige Judenplatz (damals Schulhof) mit den Häusern Nr. 1 bis 10 (alt 403, 404, 409 bis 411, 417, 342 bis 345) sammt den in ihn einmündenden Gassen, wie: Currentgasse (Häuser Nr. 1 bis 12, alt 415, 428, 414, 408, 409, 407, 406, 434, 405), Parisergasse (Häuser Nr. 1 bis 6, alt 420, 413, 417, 412, 411) und Drahtgasse (Häuser Nr. 1 bis 3, alt 417, 341, 418). Der „Ledererhof" (Häuser Nr. 1 bis 9, alt 336, 341, 340, 335, 339, 338, 337), nämlich jener Häuser-Complex, der sich zwischen der Draht- und Färbergasse befindet, gehörte nicht mehr zur Judenstadt.

Die Straßen der Judenstadt hatten keinerlei besondere Namen und von der heutigen Wipplingerstraße führte nur der kleine Theil außerhalb der Judenstadt und nächst dem Hohen Markte, die Häuser Nr. 22 (alt 354), 1 bis 7 (alt 386 bis 390 und 381 oder 445), den alten Namen der Wiltwerkerstraße. An den Eingängen der Judengassen gab es urkundlich Thore bei der Hohen Brücke, vom Hohen Markt aus in der Wiltwerkerstraße, beim Stoß-im-Himmel und am Eingange der Färbergasse, indeß wohl auch noch in mehreren anderen Gassen: Am Ausgange der Schwertgasse, in der Schultergasse und an der Mündung der Parisergasse auf den Carmeliter-Friedhof (heutigen Schulhof). Die Juden betrachteten jedoch diese Absperrung nicht als Zwang oder Schande, vielmehr als Vortheil.

Was die Hausbesitzer selbst anbelangt, sind uns recht interessante urkundliche Nachrichten über dieselben aufbewahrt. Wie schon erwähnt, wurden die Juden 1421 aus diesem Bezirke vertrieben und ihre Häuser confiscirt. Im Jahre 1422 wies Herzog Albrecht V. den Bürgermeister und Stadtrath von Wien an, alle Häuser in Wien, welche den Juden angehörig gewesen sind, so oft man sie verkauft oder in anderem Wege damit handelt, als städtisch mit ihrem Grundsiegel zu fertigen, und die Judenhäuser gingen derart in das Grundbuch der Stadt über. Es wurde übrigens dem aus dieser Confiscation abgeleiteten Besitzrechte wiederholt in naiv unverhohlener Weise Ausdruck gegeben, wie denn schon 1421 der Bürgermeister Hanns Musterer vom Herzog Albrecht ein Haus in der Judengasse erhielt, das — wie in der Schenkungsurkunde recht harmlos erläutert ist — „von Jona dem Steußen unserem Juden an uns kommen ist". Es finden sich ferner Spuren der damaligen Bekehrungen zum Christenthum und der in Folge dessen stattgehabten Rückgabe der confiscirten Häuser; es erhielt z. B. „Elsbeth, die Neu-Christin etwan (einst) genannt Lea der Peltlin Judinn Tochter" vom Herzoge ein Haus in der Wipplingerstraße, welches „weilent Maisterleins des Juden gewesen ist". Dieses „weilent" repräsentirt so recht die Scheiterhaufen der Gänseweide.

Auf dem Grunde, den gegenwärtig das Rathhaus einnimmt, standen, so lange der größte Theil desselben zur Judenstadt gehörte, längs der Wipplingerstraße und dem Stoß-im-Himmel fünf Judenhäuser; die Seite gegen die heutige Salvator-

gasse zu bildete aber das älteste Rathhaus (an dessen Stelle steht heute das linke Schiff der Salvatorkapelle), dann das „neue Rathhaus“, welches König Friedrich der Stadt schenkte (1316) und endlich ein Bürgerhaus, Hanns Weißensterner, dem Husner (Erbgesessenen) angehörig. Das größte von diesen Judenhäusern in der Wipplingerstraße gehörte damals dem Juden Mörchel, Nachmanns des Juden von Salzburg Sohn. Diesem wurde aber der Besitz von seinem christlichen Rückennachbar, Jakob Poll, Caplan an der Otto Haymo'schen Rathhauskapelle, durch einen Rechtsstreit verbittert. Es klagte nämlich der Caplan beim Stadtrath wegen des zu niedrigen Rauchfangs einer Küche im Höfchen des Judenhauses, und es wurde darauf dem Juden befohlen, die Küche abzubrechen und künftighin in seinem Höfchen keine Herdstätte, Feuerstätte und Küche mehr zu haben. Auf dem Platze standen zehn Judenhäuser, deren größtes der Jüdin Kolmanin gehörte. Das Nebenhaus gehörte Schel dem Knoflach in Compagnie mit Lesirn von Znaim. In der sackartigen Ecke des Judenplatzes befand sich ein Haus, das bis in die Wipplingerstraße reichte; in demselben (Nr. 9, alt 344) befand sich die „Judenschul“ und das „Judenspital“. Das Haus an der Ecke der Jordangasse und des Schultergäßchens (Nr. 5, alt 401) besaß der reiche Jude Steuß und in dem senkrecht anstoßenden Hause in der Jordangasse (Nr. 7, alt 402) war die „Judencantorei“. An der Stelle des städtischen Waffenmuseums (bürgerliches Zeughaus sonst) stand ein Haus, dessen vordere Hälfte gegen den Hof (mit der Nr. 10 alt 332) den Juden Suesman und Smoyel von Krems und Joseppin, des Smoyel Mutter, gehörte; die rückwärtige Hälfte war der „Judenfleischhof“. Es geht ferner aus den Namen der jüdischen Hausbesitzer hervor, daß der Familienstand der Wiener Judenschaft kein fester und unveränderlicher war, sondern daß fortwährend ein starker Zuzug aus allen Gegenden von nah und fern stattfand. Swerlein, der Jud, Besitzer eines Hauses in der Schwertgasse, führt den Nebentitel „Sank- (Gesangs-) Meister“, ebenso Lebm, Besitzer des Hauses Nr. 2 (alt 413) in der Parisergasse. An der Stelle des nachmalig fürstlich Collaltischen Palais am Eck der Parisergasse (Nr. 1, alt 420) befand sich ein eigener Garten, welcher der „Judengarten“ hieß.

Einfälle der Hussiten.

Am 28. September 1421 wurden zu Preßburg zwischen König Sigmund und Herzog Albrecht V. die Verträge abgeschlossen über die Vermälung des Letzteren mit des Königs Tochter Elisabeth, deren Widerlage, die Erbfolge in Ungarn u. s. w. Es sollte, für den Fall, daß der König ohne Sohn bliebe, Herzog Albrecht dessen Nachfolger in Ungarn und Böhmen werden. Die Vermälung fand aber erst am 19. April 1422 in Wien statt. Die Trauung der fünfzehnjährigen Elisabeth mit dem fünfundzwanzigjährigen Herzoge geschah in der Stefanskirche durch den Domprobst Wilhelm Turs, Freiherrn von Aspern, unter dem Jubel einer ungeheuren Volksmenge, unter feierlicher Bewillkommnung der Bürgerschaft und der Universität und im Beisein vieler ungarischer und böhmischer Herren. Ende September 1423 verließ Herzog Albrecht Wien und begab sich, begleitet von der Gemalin, nach Ofen zu König Sigmund, woselbst ihn dieser mit dem Markgrafenthum Mähren belehnte. Zu Pfingsten 1424 langte die traurige Nachricht in Wien ein, daß auf dem Bergschlosse Sittich die Herzogin

Viridis, Witwe Leopold's III., gestorben sei. Sie wurde in der Stiftskirche beigesetzt und noch heute sieht man in der nunmehrigen Pfarrkirche von Sittich an der Evangeliumseite des Hochaltars ihren Grabstein mit dem Wappen der Visconti: die Schlange das Kind verschlingend. Eine gleich trübe Nachricht war die von dem Ableben des Herzogs Ernst des Eisernen, der zu Bruck an der Mur am 10. Juni verschieden war. In der dortigen Pfarrkirche wurden seine Eingeweide beigesetzt, der Leichnam selbst aber wurde nach der Cistercienser-Stiftskirche Rein überbracht und dort an der Seite seiner ihm im Jahre 1408 vorausgegangenen ersten Gemalin Margaretha von Pommern beerdigt. Von da an begann in Oesterreich die Sitte, das Herz und die Eingeweide der Landesfürsten abgesondert von dem Körper zu bestatten. Seine Kinder Alexander, Rudolf und Josef ruhen in der ehemaligen Dom-, nunmehrigen Pfarrkirche zu Wiener-Neustadt, woselbst noch der herrliche Deckel der Tumbe zu sehen ist. Seine zweite Gemalin Cimburga folgte ihm im Jahre 1429; sie starb am 28. September auf der Rückreise von Maria-Zell zu Türnitz und wurde zu Lilienfeld begraben. Diese schöne, mannesmuthige und frommtreue Fürstin ist die Ahnfrau der österreichischen Kaiserfamilie, in welcher sich ihre charakteristische Unterlippe bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat.

Ernst und Cimburga nannten sich in ihren Urkunden: „Erzherzog" und „Erzherzogin" von Oesterreich, und zwar seit dem Jahre 1414. Herzog Ernst gab dafür nie einen Grund an, da er indessen Kärnten als „Erzherzogthum" in Urkunden bezeichnete, dürfte er von diesem Lande ein solches Recht abgeleitet haben wollen, vornehmlich wohl wegen der daselbst stattgefundenen Erbhuldigung. Es wird ihm auch der Titel als Erzherzog bei verschiedenen Anlässen gegeben, in der Weise sogar, daß seine Brüder neben ihm als bloße Herzoge erscheinen. Ihm folgte sein ältester Sohn Friedrich V., nachmals römischer Kaiser, von welchem später noch eingehend zu sprechen sein wird.

Den ganzen Januar des Jahres 1425 brachte König Sigmund in Wien zu. In demselben Jahre wurde der Bau der Universität vollendet. Es hatten sich ja bei dem von Jahr zu Jahr steigenden Besuche der Hochschule die für die Vorlesungen bestimmten Räumlichkeiten nicht mehr ausreichend gezeigt, und schon 1412 war die allgemeine Rede, daß es dringendstes Bedürfniß wäre, das Universitätsgebäude zu erweitern. Endlich im Jahre 1417 erkaufte die Universität mit Zustimmung des Herzogs für 85 Pfund Wiener Pfennige zwei neben der Universität gegen die Wollzeile hin gelegene Brandstätten als Bauplätze und vier Jahre später vergrößerte der Herzog durch den Ankauf eines anstoßenden alten Hauses, welches er der Universität zum Abbruche überließ, die Baufläche; wie schon erwähnt, erhielt sie auch das durch die Niederreißung der Judensynagoge gewonnene Baumaterial. Der Bau dauerte zwei Jahre, am 13. Juli 1425 wurde das fertige Gebäude, der Neubau oder die Aula (letztere Benennung stammte von dem großen Saale und blieb die gewöhnliche), der Universität überliefert. Leider wüthete abermals bald wieder die gefährliche Seuche Pest, und zwar in so hohem Grade, daß an der Hochschule die Vorlesungen früher als gewöhnlich geschlossen und bis zum 5. December 1425 ausgesetzt werden mußten.

Im Jahre 1426 kam eine interessante Persönlichkeit zu Gaste, König Johann I. von Portugal, beigenannt der Große, ein Schätzer der Wissenschaften, unter dessen Regierung in Folge der von ihm veranlaßten Entdeckungsreisen Madeira, bald darauf auch die übrigen Azoren entdeckt wurden (1419). Ihm verdanken die Portugiesen ihr noch heute vortreffliches Gesetzbuch, sowie den hohen Rang, den sie während des 15. und 16. Jahrhunderts unter den europäischen Völkern einnahmen. Zur Feier seiner Anwesenheit wurden in der Hofburg glänzende Festlichkeiten veranstaltet, darunter ein Rennen über die Barre (Schlagbaum) auf

dem Hof, wo derselbe auch die alte Herzogsburg bewohnte, ein „Tanz“ im Praghaus u. dgl. Anfangs März kam abermals König Sigmund nach Wien und blieb fast einen ganzen Monat daselbst; kurz nach ihm erschienen die Herzoge Ernst und Wilhelm von Baiern; am 10. März belehnte der König diese Beiden wie auch den Herzog Albrecht V. mit den Rechten „an dem Nyderland“ zu Baiern.

Die nächsten Jahre wurde Albrecht's ganze Thätigkeit in Anspruch genommen von den gewaltsamen Einfällen und Bekämpfungen der Hussiten in Mähren und Oesterreich, über welche etwas eingehender gesprochen werden muß.

Die Geschichte des Hussitismus in Oesterreich wie in seinem Zusammenhange mit Wien bildet einen ungemein interessanten Theil, der jedoch hier nicht mit der verdienten Ausdehnung besprochen werden kann; indessen muß dennoch das Wichtigste angeführt werden.

Schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts traten vor allen anderen die Magister Petrus von Pulka und Nikolaus von Dinkelspühel in Wien als Ankläger gegen allerlei bedenkliche und verfängliche Lehrsätze auf, welche artistische Magister vorbrachten. Die theologische Facultät der Universität trat zusammen, um Berathung zu pflegen, es erschienen jedoch nur sehr wenige Mitglieder und somit konnte vorläufig nicht weiter in der Sache fortgeschritten werden. Auch eine im Jahre 1403 vor die Facultät gebrachte Beschwerde über einen Geistlichen aus Augsburg, welcher in einer Predigt an das Volk mehrere dem Kirchenglauben nicht gemäße Sätze aufgestellt haben sollte, blieb erfolglos. Als aber seit dem Jahre 1410 allerlei Wiclef'sche und bald darnach Hussitische Lehrsätze von Böhmen aus sich in Oesterreich verbreiteten, da konnte es die Facultät mit derartigen Bestrebungen nicht mehr so leicht nehmen, denn die Irrlehre fand bereits Eingang bei der Wiener Bürgerschaft. Und der Mann, welcher in Wien mit allem Feuereifer für die Lehren seines Freundes Johannes Huß auftrat, war — Hieronymus von Prag. Nach dem Beispiele seines Freundes und Lehrers predigte er im Jahre 1410 zuerst in Ofen, dann in Wien, daß Johann Wiclef (sprich Wiclif, englischer Pfarrer, gest. 1384) kein Ketzer gewesen sei, eiferte dann gegen die päpstlichen Ablässe, wobei er den Papst Johann XXIII. einen Antichrist nannte, bestritt Zehnten, Ohrenbeicht, Bilderdienst und Fasten, tadelte die Entziehung des Kelches im Abendmahl als der Stiftung Christi zuwider, und lehrte, daß das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen sei. In Ofen zur Haft gebracht, entkam er glücklich dem Gefängnisse, begab sich nach Wien und wollte auch hier für seine Ansichten Anhänger gewinnen, aber sofort traten einige Theologen der Universität gegen ihn auf und Andreas Grippenberg, der Official (geistlicher Rath und Gerichtsbeamter) des Passauer Bischof, kurzen Prozeß machend, ließ ihn verhaften und zog ihn wegen Ketzerei vor seinen Richterstuhl. Zu viele Interessen standen für Hieronymus Faulfisch, wie er eigentlich hieß, auf dem Spiele, als daß er nicht hätte versuchen sollen, sich der Gefangenhaltung im Kärntnerthurme zu entziehen. Er versprach eilig, seine Irrthümer abzuschwören, benützte die ihm nunmehr gewährten Erleichterungen zur Flucht und entkam glücklich nach Mähren. Darauf sprach der bischöfliche Official über ihn den Bann aus. Es ist aber die Meinung, als wäre Huß selbst in Wien gewesen, eine vollkommen irrige.

Der Official zog jedoch nicht blos Hieronymus vor Gericht, er verlangte auch, daß gegen Alle, welche irgend der Ketzerei verdächtig seien, eingeschritten werde, und forderte von der Universität ein Gutachten, wie gegen die Verbreiter der verderblichen Wiclef'schen Lehre zu verfahren sei. Die theologische Facultät sprach sich für ein mildes Vorgehen aus und rieth, Diejenigen, welche Widerruf geleistet, nicht weiter zu verfolgen und zu behelligen; aber der passauische Official wollte, daß mit aller Strenge eingeschritten werde, erklärte das von der Universität in

Vorschlag gebrachte Verfahren als höchst gefährlich und die Ketzerei begünstigend, ja er ging selbst so weit, die Hochschule mit der Excommunication zu bedrohen, wenn sie fortfahre, Irrlehren indirect in Schutz zu nehmen. Das volle energische Auftreten des Rectors Herrmann von Treysa, Doctor der Medicin und artistischer Magister, bewog den Official zur Mäßigung, es gelang auch, die auf dem Konstanzer Concilium gegen die Hochschule erhobenen Anklagen, als habe sich



Hinrichtung Vorlauf's. (Seite 443.)

dieselbe nicht frei von den Irrlehren der Böhmen gehalten, vollständig zu widerlegen. Ursache zu denselben gab der Umstand, daß der Dechant des Passauerstiftes, Wenzel Thiem, und der päpstliche Notar Johannes Pace, Licentiat des canonischen Rechtes, welche sich im Jahre 1412 in Wien vergeblich bemüht hatten, die Kreuzbulle Johann's XXIII. gegen Ladislaus von Neapel in Ausführung zu bringen, die Wiener Universität als die vorzüglichste Ursache betrachteten, weshalb ihr Beginnen gescheitert und die österreichischen Herzoge abgehalten worden seien, der Kreuzbulle nachzukommen. Wie gesagt, die Streitsache wurde, und zwar durch

glänzende Vertheidigung von Seite Peter's von Pulkau, Nikolaus von
nkelspühel und Heinrich von Kitzbühel (die beiden Letzteren Abge-
te des Herzogs Albrecht V.) vollkommen zu Gunsten der Universität erledigt. —
zog Albrecht
n selbst thätigen
heil an der Ver-
erung der Aus-
:ung der Irr-
:n. Im Jahre
8 gab er den
:hl, die in den
dten und auf
Lande in geist-
r und welt-
r Mannes- und
bertracht ver-
nmt herumstrei-
en hussitischen
ffäre festzuhal-
und den geist-
n oder weltlichen
ichten zu über-
rn; 1421 ließ
lle waffenfähigen
nner zwischen
ehn und siebzig
ren beschreiben
bildete aus den-
:n eine Land-
jre; Prälaten
Stände mußten
:lehen aufbrin-
und die Wein-
e wurden mit
r Kriegssteuer be-
; am zweiten
nau-Arm bei
n wurde zur
jerung der Brücke
Verschanzung
jeführt, welche
der Gegend bis
e gebliebene Be-
nung Tabor
elt, und zwar
der Art der
estigung, welche
h den Hussiten-Anführer Johann Ziska bei der beinahe unüberwindlichen
stenburg „Tabor“ in Böhmen zuerst angewendet worden.



. Basrelief Taufe Christi im Jordan. (Seite 455.)

Hier erscheint bereits die Schußwaffe in voller Thätigkeit. Ein Manuscript-
ex der n. ö. ständischen Bibliothek aus der Zeit der Rüstungen wider die Hussiten
erkt, daß die Arkelei (Artillerie) in großen und kleinen Steinbüchsen bestand,

aus welchen einen bis zwei Centner schwere Geschosse geschleudert wurden; man hatte ferner Wagen-, Kammer-, Hand- und Tarras- (Erdwall-) Büchsen, wozu Pulver, Steine und anderes Zeug gebraucht wurde, auch gemeine und Feuer-Pfeile. Zur Bedienung waren Büchsenmeister, Steinmetze, Zimmerleute mit Tarrassen, Leitern und Hacken bestimmt. Schon um jene Zeit wurde in Wien selbst Schießpulver erzeugt.

Es mag bei dieser Gelegenheit von Interesse sein, der verschiedenen Arten von Bedienungsmannschaft und der Art und Weise von Ausübung ihres Berufes zu gedenken. Schon vor Erfindung des Pulvers gab es die sogenannten Antwerkmeister, Dirigenten des Antwerk, d. i. einer zerstörenden Kriegsmaschine, eines Wurfgeschützes, womit jedoch nicht blos schwere Kaliber, sondern recht ekelhafte Dinge in die Burgen und Schlösser geworfen wurden, wie dies z. B. im Jahre 1375 geschah, als Herzog Albrecht III. das Schloß Schaumberg belagerte. (Bild Seite 481.) Nach Erfindung des Schießpulvers kamen die Bombarden (von bombus, dumpfer Schall), auch Donner- und Schallbüchsen genannt, als schweres Belagerungsgeschütz in Gebrauch; dieselben wurden im Jahre 1346 in der Schlacht bei Crecy zum ersten Male angewendet. Es hatten sich aber noch immer die Antwerke im Gebrauch erhalten, und der Antwerkmeister hatte demnach vor dem Gebrauche der Geschütze mit Pulverladungen dem Wesen nach dasselbe Amt, wie später der Geschützmeister nach Einführung der letzteren. Im Jahre 1423 erscheint noch Meister Heinrich Abenberger als „Herzog Albrecht's Antwerkmeister". Die Geschützmeister hießen auch Büchsenmeister (bombardarius oder magister bombardarum). Die Büchse, von pyxis stammend, war ein Schießgewehr für Schießpulver; es bedeutete aber das Wort Bombarde sowohl eine Handbüchse als auch grobes Geschütz oder Donnerbüchsen. Schon damals hantirten die Bombardierer (bombardarii) nicht nur mit dem Geschütze vor dem Feinde, sondern konnten auch Lustfeuer (Feuerwerke) machen. Schon 1402 erscheint in Urkunden Hanns Stallecker, Herzogs Albrecht von Oesterreich Büchsenmeister; 1411 Meister Hanns von Brünn (Hausbesitzer in der Kärntnerstraße); 1422 Meister Ulrich Geyer, Herzog Albrecht's Büchsenmeister; ebenso 1427 die Meister Hanns von Zibarn; dann Nikolaus, des Kaisers Büchsenmeister, der ein Haus „am Eck gegen Kärntnerthor über" besaß (1436), und Andere.

Mit den Geschützen selber lag es damals freilich noch stark im Argen, denn die ersten Büchsen waren in allen Theilen Muster der Unvollkommenheit. Einige waren schlechtweg hohle Cylinder, andere hatten die Gestalt eines abgestumpften Kegels und die „Seele" (Höhlung) verengerte sich nach hinten; wieder andere bestanden aus einem Vorder- und einem Hintertheil, welch' letzteres in das erstere eingesetzt war. Die Büchsen zum Steineschießen hatten am Boden eine Kammer, deren Durchmesser halb so groß war wie das Kaliber oder der Durchmesser der Seele. Die Beachtung eines Ebenmaßes in den Verhältnissen der Geschütze wurde nicht beliebt, jeder Geschützgießer oder Schmied verfertigte seine Büchse, wie es ihm gut dünkte, strebte auch wohl darnach, etwas ganz Eigenthümliches zu schaffen, wenn dieses auch nicht besonders zweckmäßig war. Die sogenannten Schildzapfen (Cylinder, die an das Zapfenstück angegossen sind und mit denen das Kanonenrohr auf der Laffette ruht) waren bereits im 15. Jahrhundert angebracht, aber man setzte sie noch lange nicht an den richtigen Ort, wohin sie gehören, um das Auf- und Abwärtsrichten des Rohres zu erleichtern oder zu ermöglichen; oft war daher das Vordertheil des Geschützes schwerer wie das Hintertheil, und in Folge dessen senkte sich das Rohr beim Losfeuern oder — wie man damals zu sagen pflegte — „es fiel auf's Maul". War das Hintertheil zu schwer, dann konnte man das Geschütz nur mit der äußersten Mühe beim Zielen regieren und zu einem Tief- oder Horizontalschuß kaum gelangen, abgesehen vom Zeitverlust,

der das Ziel oft entfernte und anderweit verrückte. Laffetten kannte man in jenen Tagen noch nicht, diese kamen erst viel später auf, indessen half man sich damit, daß man einen länglichen Kasten erbaute, auf dem das Geschütz zwischen zwei Bohlen (Holzblöcken) lag. Nach und nach wandte man jedoch wissenschaftliche Grundsätze bei der Herstellung der Geschütze an, erfand die Laffetten und machte die Kanonen durch Anbringen von Rädern für sich selbst beweglich und vom Wagentroß unabhängig.

Es war also jedenfalls in jenen Tagen eine Kunst, ein Geschütz zu richten und zu handhaben, daher die Feuerwerkerei ein Geheimniß, von dem der Laie glaubte und der Eingeweihte selbes gern bestätigte, daß zum Besitz desselben ein Bündniß mit überirdischen Mächten, ja wohl gar mit dem Gottseibeiuns nöthig wäre. Heutzutage sind unsere Jägerbüchsen, Hinterlader u. dgl. so vollkommen construirt, daß mit ihnen jeder ohne Schützenberuf Geborene nach einiger Uebung eine mittelmäßige Fertigkeit erlangen kann; aber ein tüchtiger Schütze wird dennoch nur Derjenige, welcher durch die Natur dazu berufen ist. Gerade so war es von jeher. Mit den unvollkommenen Lunten- und Steinschloßbüchsen der Vorzeit schossen die „Freischützen“ (so wurde diese Miliz genannt, weil sie frei von allen Abgaben war) damals besser als gar manche Förster unserer Zeit; nicht minder lehrt uns die Geschichte, daß die alten Büchsenmeister mit ihren Kanonen es wohl verstanden, die feindlichen Heerführer oder das Zelt des Anführers mit tödtlicher Sicherheit zu treffen. Auch Namen bekamen bereits in jenen Tagen die Geschütze, welche je nach deren Beschaffenheit gewählt wurden; im Jahre 1412 war der Ruf der „faulen Grete“ in Brandenburg, welche Kugeln von vierundzwanzig Pfund schoß, wegen ihrer Schwere aber nur langsam fortgeschafft werden konnte, weshalb sie den Beinamen erhielt, ein bis nach Wien verbreiteter. Sonst gebräuchliche Namen von Kanonen wurden meist aus dem Thierreiche gewählt, besonders gerne „Maus“ und „Katze“, woher die öfter den Gebäuden ertheilte Benennung „Mäusethurm“, „Katerburg“ u. dgl. stammt, was stets irrig dahin gedeutet wird, als hätten derlei Thiere die Bezeichnung verursacht, während doch zumeist der Umstand, daß dort gleichbenannte Geschütze gestanden, Ursache der Gebäudebenennung gewesen.

Die Kriegsfurie war ausgebrochen; die aufständischen Anhänger des 1415 zu Costnitz verbrannten Huß, welchem 1416 Hieronymus von Prag in den gleichen Tod gefolgt war, hatten in Böhmen auf schauderhafteste Weise gewirthschaftet und drangen nun auch gegen Oesterreich vor, ja sie erschienen endlich angesichts der Stadt Wien unter Anführung Prokop's des Großen, welcher es versuchte, die Donau zu überschreiten, was ihm jedoch nicht gelang. Aber verschiedene Gegenden hatten schwer unter ihrem Wüthen zu leiden, so die Besitzungen des Stiftes Melk, die Stadt Retz, in welche sie nächtlicher Weile durch einen unterirdischen Gang eindrangen, die Männer erschlugen, die Weiber mißhandelten, den Ort plünderten und verbrannten und den Grafen Hanns von Hardeck gefangen fortschleppten; derselbe mußte elend im Gefängnisse zu Prag verschmachten. Als sie unterhalb Jedlersee ihr Lager aufschlugen, beschossen sie die gegenüberliegende Ortschaft Nußdorf, welche arg darunter litt.

Auch die Gegend ober den Mannhartsberg wurde hart mitgenommen. Nachdem die Hussiten das Kloster Zwettl ihrer Wuth geopfert hatten, rückten sie vor das Stift Altenburg (gegründet 1144) und verheerten es dergestalt, daß von allen Gebäuden nur ein Taubenschlag unverletzt blieb! Die Kirche wurde nicht nur aller heiligen Gefäße beraubt, sondern auch die Altäre und Heiligenbilder zertrümmert. Die Glocken schmolzen bei dem Brande und die Unterthanen des Klosters wurden theils erschlagen, theils gefangen fortgeführt. Wären die Ordensmänner in die Gewalt der wüthenden Taboriten gefallen, wäre deren Loos

ein schreckliches gewesen; glücklicherweise hatten sie Zeit gefunden, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Als die Hussiten abgezogen waren, fanden sich die Väter nach und nach wieder in den Mauern ein, wo sie ihr Gelübde abgelegt hatten; aber sie erblickten hier eine so gräßliche Zerstörung, daß der Brandgestank des vernichteten Ortes, der halbverbrannten Menschen und Thiere sie wieder forttrieb. Da sie sich aber von der Brandstätte ihres Gotteshauses nicht ganz trennen wollten, so wählten sie die ungefähr eine halbe Stunde von Altenburg, zwischen diesem Dorfe und der sogenannten Rosenburg noch diesseits des Kampflusses liegende Berggegend zum einstweiligen Aufenthalte und bezogen die dort befindlichen tiefen Schluchten.

In dieser Abgeschiedenheit erhielt sich damals Abt Lorenz mit seinen Mönchen von Waldkräutern, schwarzem Brot und Quellwasser; in dem einsamen Forstgebiete beteten sie im Chore ihre Horae (vorgeschriebenen Bet- und Singstunden), als ob sie in ihrer ehemaligen Prachtkirche versammelt wären. Als wieder bessere Tage für sie erschienen, gedachten sie noch oft ihres wilden Aufenthaltes und gaben ihm dem Namen Horasberg, welche Bezeichnung er noch heute führt. Die fromme Sage will wissen, daß noch lange Zeit nachher aus dieser Oede, aus deren Klüften der Gesang der Ordensmänner sich mit dem Gebrause vermischte, womit in der Tiefe der reißende Kamp über das Gestein strömt, die Bewohner der Gegend zu gewissen Zeiten den Nachhall der einstmaligen frommen Klänge vernommen haben.

Auch die Gegend von Wolkersdorf (V. U. M. B.) bewahrte bis in's 19. Jahrhundert ein recht seltsames Andenken an die Anwesenheit der Hussiten. Das in der Nähe liegende Schloß Würnitz gehörte damals zwei Brüdern, welche anfangs recht friedlich zusammen daselbst hausten, zur Zeit der grausamen Hussitenzüge, welche so manche zarte Familienbande zerrissen und mit Blut befleckten, aber einander feindlich gegenüberstanden. Der ältere Bruder, Maximilian von Würnitz, war und blieb aus voller Seele ein Bekenner seiner angeerbten Religion, der Jüngere aber, Rudolf, ergriffen vom Schwindel des Tages, wurde ein leidenschaftlicher Anhänger der hussitischen Lehre. Als nun die hussitischen Horden in Oesterreich einbrachen, trafen die religionsfeindlichen Brüder zusammen, und es kam zwischen ihnen zu einem unnatürlichen Kampfe, in welchem Maximilian unterlag. Sein entmenschter Bruder überließ den Besiegten den blutdürstigen Taboriten, welche seine ausgestreckten Arme mit großen Nägeln an die Thore des Schlosses befestigten, mit Pfeilen nach ihm schossen und ihn tödteten. Im Jahre 1764 wurde bei einer Bauführung im Schlosse eine Grundfeste gegraben, und da — fand man das Gerippe eines ungewöhnlich großen Mannes, dessen beide Arme ausgebreitet und mit Nägeln durchlöchert waren; überdies steckten in der Hirnschale, am Scheitel und im rechten Armknochen tödtliche Pfeile. Es unterlag somit keinem Zweifel, daß das gefundene Gerippe mit den Nägeln in den Handknochen die Reste des unglücklichen Ritters Maximilian von Würnitz gewesen, und man bewahrte dasselbe als trauriges Denkmal einer barbarischen Zeit unter der Bezeichnung „das angenagelte Gerippe“ im Schlosse.

Ein weiteres, ungemein interessantes Denkmal der Hussitenkriege bewahrt das k. k. Hausarchiv zu Wien und ist dies — der Fehdebrief der Jungfrau von Orleans an die Hussiten. Es dürften wohl nicht viele Verehrer der muthigen Jungfrau Johanna d'Arc erfahren haben, daß sie sich um die Angelegenheiten der böhmischen Sectirer gekümmert habe, was gleichwohl nicht allein der gleichzeitige Schriftsteller Johann Nider bezeugt, der Professor der Theologie an der Wiener Universität von 1422 bis 1428, dann Prior des Dominicaner-Convents in Basel, endlich wieder 1436 Dekan der Facultät in Wien gewesen, woselbst er am 13. August 1438 verstorben ist; auch der in

k. k. österreichischen Hausarchive zu Wien befindliche vorerwähnte Fehdebrief giebt Zeugniß von der Thatsache. Ob derselbe wirklich an die Hussiten gelangte, oder in Folge des Umstandes, daß er unterwegs von herzoglichen Leuten aufgefangen, dem Landesfürsten überbracht worden und später in das Archiv gekommen, ist nicht festzustellen; das erstere ist unwahrscheinlich, denn der gereizte Grimm der Bedrohten hätte den Boten und die Sendschrift sicher im Augenblicke des Empfanges vernichtet. Der Inhalt ist folgender:

„Jesus Maria! — Schon lange hat das Gerücht und der allgemeine Ruf zu meinen, des Mädchens Johanna Ohren gebracht, daß Ihr aus Christen Ketzer und den Sarazenen ähnlich geworden seid, die wahre Religion und den Gottesdienst aufgehoben, dafür aber einen schändlichen und ruchlosen Aberglauben angenommen, den zu vertheidigen und weiter zu verbreiten Ihr Euch jede Grausamkeit, jede Schandthat erlaubt. Die Bilder, welche zu Denkmälern des heiligen Glaubens aufgestellt sind, zertrümmert und verbrennt Ihr, die Christen mordet Ihr, weil sie die wahre Lehre erkennen! Welch' eine Raserei ist dieses! Welch' eine sinnliche Wuth treibt Euch an, den Glauben, den der allmächtige Gott, den der Sohn und der heilige Geist erweckt, eingesetzt, erhöht und durch tausend Wunder bekräftigt, zu verfolgen, zu untergraben, auszurotten? Ihr, Ihr seid blind und nicht jene, die des Gesichtes und Augenlichtes entbehren. Versprecht Ihr Euch etwa, ohne Strafe auszugehen? Wisset Ihr nicht, daß Gott Euer ruchloses Unternehmen vorwärts schreiten, Euch in Finsterniß und Irrthum fortwandeln läßt, um Euch, bis Eure Schwärmerei und Gottlosigkeit Euch immer weiter auf dem Pfade des Lasters geführt haben, Euch um desto härter zu bestrafen? Ich, um Euch wahr von dem Wahren zu reden, würde Euch schon längst heimgesucht haben, wenn mich nicht die englischen Kriege beschäftigten; doch wenn ich nicht von Eurer Besserung höre, werde ich vielleicht von den Engländern ablassen und gegen Euch ziehen, um, wenn es nicht anders ist, mit dem Schwerte diesen schändlichen Aberglauben auszurotten, und Euch entweder die Ketzerei oder das Leben zu nehmen. Wollt Ihr jedoch zum katholischen Glauben und Eurem vorigen Lichte zurückkehren, so sendet Eure Gesandten zu mir, ihnen werde ich sagen, was ihr zu thun habt; so Ihr aber statt dessen widerspenstig bleiben sollet, so gedenkt des Schadens, den Ihr angerichtet, der Laster, die Ihr begangen habt, und erwartet mich mit der stärksten menschlichen und göttlichen Macht, um Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Gegeben zu Sully den 3. März (1429). Das Mädchen Johanna."

Der vorerwähnte Dominicaner Johann Nider, ein Mann, welcher einer vernünftigen Kirchenreformation eifrig zugethan war und sich in solchem Sinne in seinen Predigten und Schriften freimüthig aussprach, hatte der Synode in Konstanz beigewohnt, war beim Concil in Basel anwesend (1431) und wurde öfter zu Missionen in der hussitischen Angelegenheit verwendet. So wurde er mit dem Cistercienser Johann von Gelnhausen nach Nürnberg gesendet, um im Namen der Synode einerseits mit den Böhmen, anderseits mit den benachbarten Reichsständen in Betreff der Hussiten-Angelegenheiten zu unterhandeln. Einen ähnlichen Auftrag erhielt er im folgenden Jahre vom Concil, indem er mit demselben Johann von Gelnhausen und vier anderen Theologen nach Eger gesendet wurde, um durch Unterhandlungen es dahin zu bringen, daß die Böhmen sich wieder mit der Kirche vereinigten und die Synode beschickten; es waren diese Unterhandlungen keineswegs erfolglos, denn es wurde wirklich eine böhmische Gesandtschaft nach Basel abgeordnet. Nider erhielt ferner von der Baseler Synode den Auftrag, die österreichischen Klöster zu visitiren und zu ihrer Reformation thätig zu sein; er führte auch das Wiener Dominicanerkloster zur alten strengen Regel zurück.

Ungeachtet aller Anstrengungen war Herzog Albrecht in seinen ersten Kriegszügen gegen die Hussiten nicht glücklich, der Schreck des hussitischen Namens

brachte seine Schaaren gar oft zur Flucht, so daß z. B. in Klosterneuburg, wo er im Jahre 1426 die Flüchtigen zum Theil ansammeln ließ, zwei große Gebäude die Menge derselben kaum zu fassen vermochte.

Dennoch aber ermüdete der thatkräftige Herrscher nicht; mit den neugeordneten Truppen warf er den Feind in glücklichem Anfalle über die Thaya und schlug ihn vor dem hartbedrängten Zwiellau. Im darauffolgenden Winter suchte er sein Heer durch Einheimische und zuströmende Fremde, unter welchen selbst der standhafte Prinz Don Fernando von Portugal, beigenannt el Gentil (der Artige), Sohn König Peter's, mit einer tapferen Schaar heranzog, zu ergänzen. Schon im Jahre 1425 war ein Tag für sämmtliche Kurfürsten in Wien anberaumt, um über die gemeinsame Gefahr zu berathen, und dieser unausgesetzten Thätigkeit war es gelungen, dem Feinde 1428 bei Schlappanitz und Sokolais in Mähren mit Glück zu begegnen und ihm im nächsten Jahre wenigstens den versuchten Donau-Uebergang zu verwehren.

Zu Anfang des Jahres 1430 war aber dem Herzog von seinen Spähern berichtet worden, daß Prokop der Kleine abermals starke Heerhaufen ansammle, um Oesterreich feindlich zu überziehen. Es war demzufolge ein Kriegsrath versammelt worden, um bei Zeiten die Mittel zu schaffen, die Gefahr vom Lande abzuhalten. Anwesend dabei waren unter Anderen Reimprecht von Wallsee, der erprobte Freund Albrecht's, Piligerm von Buchheim, dessen vertrauter Rath, die Landherren von Ebersdorf, Starhemberg, Eckartsau, Ottenstein, sodann Vertreter der Herzoge Friedrich von Steiermark und Friedrich („mit der leeren Tasche") von Tirol, Oheime des Herzogs. Der herzogliche Kanzler Andreas Plank eröffnete den Landständen, Stadtabgeordneten und den Vertretern der beiden Herzoge Friedrich, daß sowohl eine Beisteuer in Geld, als eine Aushebung an Mannschaft dringend nothwendig sei, die einzelnen Mitglieder auffordernd, zu erklären, wozu sie bereit wären.

Der Abgeordnete des Tiroler Herzogs, Ulrich von Saldenhofen, versprach im Namen seines Herrn die Ausrüstung und Beistellung des fünfundzwanzigsten Mannes; auch sei derselbe gern bereit, Geldvorschüsse zu machen (nach Friedrich's Aussöhnung mit Kaiser Sigmund hatte er wieder alle seine Rechte erlangt und seine „leere Tasche" von vorher war nun mit etlichen Tonnen Goldes gefüllt), nur müsse er ausreichende Pfandschaft an liegendem Gute fordern. Einen gleichen Antrag machte der Herzog von Steiermark. Der Abt des Stiftes Klosterneuburg erklärte als Bevollmächtigter des österreichischen Prälatenstandes, in die Ausrüstung des zwanzigsten Mannes willigen zu können, ebenso auch den entfallenden Betrag einer den Vorjahren gleichen Kriegssteuer ungesäumt abzutragen; in ähnlicher Weise erklärten sich die Mehrzahl der Landherren. Der Bürgermeister von Wien, Ulrich der Hirßauer, erbot sich im Namen der Stadt zur Stellung des zehnten Mannes (ein höchst bedeutendes Opfer) und Erlegung des Doppelten der früheren Hussitensteuer, was den Herzog so tief bewegte, daß er unter Thränen ausrief: „Wahrhaftig, hier habe ich einen neuen Beweis von der Zuverlässigkeit meines Wahlspruches: Amicus optima vitae possessio! (Ein Freund ist das beste Besitzthum im Leben)."

Als darauf Piligerm von Buchheim das Wort ergriff und den Herzog bat, er möge der Gefahr, die derselbe bei dem verunglückten Hussitenzuge vor vier Jahren gelaufen sei, eingedenk sein und daher für den bevorstehenden Feldzug einen Stellvertreter ernennen, damit nicht in der theuren Person des Herzogs das ganze Land gefährdet werde, erwiderte der Herzog mit fester Stimme: „Wolle bedankt sein, mein erprobter Dienstmann, für Deine Fürsorg; doch hat der Herr der himmlischen Heerschaaren des Landes Wohl in meine Hände gelegt, und so will ich es auch selber wehren. Ich will selber Heerführer sein, wie ich es immer

war; wollt Ihr einen andern dazu haben, ei, so nennt Ihr mich ja ohne Grund Herzog (Dux, Heerführer) von Oesterreich!"

Beim Abschiede reichte der Herzog dem Bürgermeister von Wien freundlich die Hand zum Kusse, gab ihm aber ein versiegeltes Schreiben mit, dabei bemerkend, wie es nicht der heute gegebenen Versprechen bedurft habe, um aller Art billigen Wünschen der Bürger mit Gewährung nachzukommen. Eine solche Genehmigung würde er in der mitgegebenen Schrift finden. Als dann nach Rückkehr in die Rathsstube das Schreiben geöffnet ward, ergab sich eine bedeutsame Ueberraschung. Der Herzog schrieb nämlich: „Wir haben vernommen, wie das Mancher in dem Burgfrieden der Stadt Wien gesessen ist, der öffentlich Bier schänkt. Wir erklären, daß uns dies nicht gefällt, weil daraus der Stadt und unseren Bürgern, die Weinwachs haben, großer Schaden entstehen muß. Wir befehlen und wollen ernstlich, daß dies eingestellt und verboten werde und fürderhin nicht mehr geschehe. Wer aber darin nicht gehorsam ist und dawider Bier öffentlich schänken wollte, ist unsere Meinung, daß der Bürgermeister und Rath sich desselben Bieres zu Unsern Handen unterwinde (bemächtige)." — Und in der That war mit diesem Epoche machenden Bierverbot eine schwere Schädigung der Weinbauern, gegen welche die Hilfe des Herzogs anzurufen der Stadtrath sich vor Kurzem entschlossen hatte, behoben.

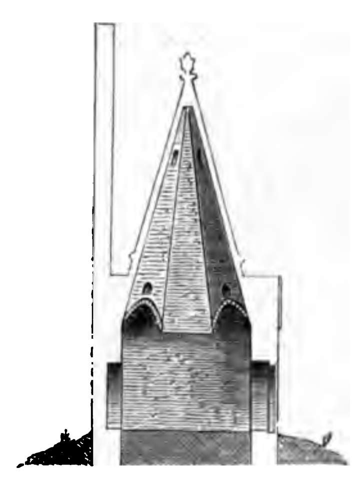
Bald zeigten die Ereignisse, welche guten Folgen die getroffenen Rüstungen brachten. Das Heer wurde auf einen ansehnlichen Stand gebracht, durch die eingelaufenen Gelder mit aller Kriegsnothdurft versehen und unablässig in den Waffen geübt. Dafür aber brachte Herzog Albrecht den Hussiten, welche unter Prokop dem Kleinen, Zwirlik und Velik nach Oesterreich vordrangen, zwei so empfindliche Niederlagen bei (14. October 1431 bei Waidhofen an der Thaya und in der Gegend von St. Bernhard am Wald), daß dieselben viele Pferde und Wagen von der berüchtigten, durch Ziska erfundenen Wagenburg (Tabor) verloren und eine große Anzahl Todter wie auch 700 Gefangene zurückließen. Unter den Ersteren befand sich der fanatische Führer Velik, unter den Letzteren der berüchtigte Johann Sokol. Alle Wagen und Kanonen des Feindes befanden sich in den Händen der Oesterreicher und wurden am 20. October im Triumphe nach Wien gebracht, die eroberten Fahnen aber in der Kapelle der Burg aufgehangen. Die Gefangenen wurden in den Wiener Stadtthürmen, namentlich im Kärntnerthurm, in Banden gelegt. Noch 1438 waren viele derselben dort verwahrt.

Herzog Albrecht V. hatte auch, als die Irrlehren gegen den christlichen Glauben und vornehmlich die Worte des zu Konstanz hingerichteten Johannes Huß im südlichen und mittleren Deutschland immer mehr Anhänger fanden, einen ritterlichen Orden gestiftet (16. März 1433), der den Zweck hatte, die Befestigung des christlichen Glaubens zu fördern; wer demselben angehören wollte, mußte sich von aller Hinneigung zu den Irrlehren Wiklef's und Hußens eidlich reinigen. Das Statut bestimmte genau den wechselseitigen Beistand, den die Ordensgenossen einander in Geld, Reisigen, Pferden zu leisten haben, sowie die Andachten, die von denselben zu üben waren. Der Orden hieß vom Adler und seine Devise war: „Thue recht und scheue Niemand". Der Adler war gekrönt, einköpfig und hielt ein Spruchband mit der Devise des Ordens. Der Adler selbst hing an einem Ringe, der von einer Hand gehalten wurde. Das Ordenszeichen war weiß und Silber geschmelzt. Wer bei einem Sturme oder in drei Feldschlachten ritterlich gestritten, durfte den einen oder den andern Adlerflügel, wer viermal in solchem Streite gewesen und verwundet worden, beide Flügel vergoldet tragen. Noch heute erblickt man den Adlerorden auf verschiedenen wappengezierten Grabsteinen abgebildet, besonders schön auf dem in der Kirche zu Schönberg bei Vöklabruck befindlichen Grabmonumente des Ritters Kaspar von Perchham

zu Wirtting (gest. 1520), der in ganzer Figur mit der flatternden Fahne dargestellt ist. Abbildungen dieses Ordens tragen ferner die Grabdenkmäler des Obersten Marschalls Reimprecht von Wallsee (gest. 1451) in der Pfarrkirche zu Säussenstein, dann des Georg Perkhaimer (Bergheim) in der Kirche zu Schönberg.

Die letzten Lebensjahre Albrecht's.

Man würde irren, wenn man meinte, daß während der kriegsbedrängten Jahre Wiens bauliches Leben in Stillstand gerathen wäre. So wurde 1426 das schon gänzlich verfallene Kirchlein St. Ruprecht durch Georg IV. von Auersperg, des Herzogs Rath, Pfleger und Amtmann zu Gmunden (gest. 1436) wieder neu hergestellt. Noch heute besteht die Kirche aus zwei abgetheilten Schiffen von ungleicher Höhe und Breite, wovon das nördliche oder linke dem Umfang, der Größe und den Grundmauern nach dem ältesten Gotteshause, welches hier stand, entspricht, das südliche kleine Schiff aber der vorerwähnte Auersperg'sche Anbau ist, wie schon der Eingang mit dem spitzigen Bogen andeutet. Die Fenster im älteren Theil haben ungleiche Größe und stehen ohne Symmetrie. Das Kirchlein zu St. Veit wurde im Jahre 1433 gebaut.



Judensynagoge von innen. (Seite 455.)

Eine freudige Feier war es, als am Sonnabend des 3. October 1433 die Aufsetzung des Knopfes auf dem nun als beendigt angesehenen Bau des hohen Thurmes von St. Stefan begangen wurde. Die hehre Baute war anfangs von dem geschickten Meister Wenzla von Klosterneuburg, einem anspruchslosen, einfachen aber werktüchtigen Manne (gest. 1404) begonnen, von Meister Ulrich Helbling (gest. 1417), dann von Meister Peter von Brachawitz (gest. 1429) fortgeführt, zuletzt aber von Hanns von Brachaditz (gest. 1439) vollendet, dem somit allein die Ehre gebührt, durch Aufsetzung des Thurmknopfes auf einer Höhe von 140·5 Meter das herrliche Werk geschlossen zu haben. Leider waren eben nicht alle die Vorgenannten mit Verstand und Geschicklichkeit gesegnet; im Jahre 1407 z. B. mußte Alles, was aufgeführt worden war, mit vielen Kosten wieder abgetragen werden. Es arbeitete ferner an dem Stefansthurmbau auch der am meisten von allen Bauherren volksthümlich gewordene Meister Henslin der Wurmitzer, gewöhnlich Hanns Buchsbaum genannt (geb. 1390, gest. 1454), und hier begegnen wir einer der poesievollsten und weitverbreitetsten Sagen aus der Geschichte aller Dome.

Hanns Buchsbaum war „Werkmeister" (Polier) bei St. Stefan und schon 1429, damals im Alter von neununddreißig Jahren stehend, Gehilfe des vorerwähnten Peter von Brachawitz. Er war ihm ein treuer Gehilfe und übertrug nach dessen Tode seinen Eifer auch auf dessen Nachfolger Hanns von

Brachabitz. Dieser aber haßte den strebsamen Gehilfen, sah in ihm einen ihn verdunkelnden Nebenbuhler und beschloß sein Verderben. Der Bauherr war nicht nur ein vermöglicher Mann und Besitzer eines schönen Hauses (Rauhensteingasse Nr. 6, alt 937), sondern auch Vater eines wunderholden Töchterleins — die Sage nennt selbes Marie — welches oft den Bauplatz besuchte, und da lernten sich die jungen (?) Leute kennen und lieben. Buchsbaum ging frank und frei zum Vater und begehrte der Jungfrau Hand. Höhnisch lachend sagte ihm dieser zu, unter der Bedingung, daß er in kürzester ihm gegebenen Frist den zweiten Thurm bei St. Stefan (bis heute unausgebaut) erbauen müsse. Ueber diesen augenscheinlich absagenden Bescheid brach dem armen Werkmeister beinahe das Herz; war es doch eine Unmöglichkeit, in so kurzer Zeit einen zweiten Thurm herzustellen.

Da erschien ihm, wie die Sage weiter erzählt, in seiner Rathlosigkeit der böse Feind mit lockenden Anerbieten, und Buchsbaum verschrieb sich ihm, auf daß der Bau zu Stande komme. Der Teufel stellte aber wieder die Bedingung, der Werkmeister dürfe, so lange er beim Bau beschäftigt wäre, nie den Namen des Herrn, der heiligen Jungfrau oder irgend einer heiligen Person nennen, außerhalb der Baute wurde ihm dies nicht verwehrt.



Judensynagoge von außen. (Seite 455.)

Wie mit unsichtbaren Händen gefertigt, stieg der zweite Thurm empor. Stolz blickte Buchsbaum auf sein Werk. Eines Abends bestieg er den Thurm, um vom obersten Gerüste aus die nahe Beendigung zu besehen, schweigend stand er in der lieblichen Abendluft, die Dämmerung brach herein, auf dem Bauplatze unten wurde es öde und stille. Da — kam über den Platz geschritten, eine weibliche Gestalt, an welcher er seiner Maria geliebte Züge zu erkennen glaubte. In jubelnder Selbstvergessenheit streckte er sehnsüchtig die Arme nach ihr aus und rief den Namen „Maria“ in die Weite. Damit aber hatte er sein Wort gebrochen, hinter ihm stieg die dämonische Gestalt auf, der sein Leben verfallen war, und Buchsbaum wurde von derselben in die Tiefe geschleudert.

Entkleiden wir die etwa wirklich geschehene That, welche nach der Meinung Anderer der neidische Bauherr selbst an seinem Werkmeister verübt haben soll, ihres sagenhaften Gewandes, müßten ganz andere Personen als Brachabitz und Buchsbaum die Betheiligten gewesen sein, denn Hanns Buchsbaum 1446 im Alter von sechsundfünfzig Jahren zum Baumeister angenommen, begann erst als solcher den Bau des unvollendet gebliebenen Thurmes und starb lange nach Brachabitz im Jahre 1454. Die ledige Tochter seines Bauherrn hieß Anna Brachabitz, die verheiratete Margaretha Jegerhofer; von diesen kaufte 1439 Peter Siegler das Haus in der Rauhensteingasse. Damals war der Stadtrath Konrad Rottinger Vormund der Töchter. Das hier beigegebene Bild Buchsbaum's wurde vom Maler Ludwig Schnorr von Karolsfeld im Jahre 1820 nach der im Stefansdome befindlichen Originalbüste (am Orgelchore befindlich) nachgebildet. Auch die unter der steinernen Kanzel im Dome angebrachte Büste stellt Buchsbaum vor. Sie zeigt ihn als Mann von ungefähr fünfzig Jahren, ein abermaliger Beweis, wie wenig die Erzählung vom Gerüststurz, selbst wenn sie wirklich wahr gewesen, auf ihn anwendbar erscheint. (Bild Seite 489.)

Die Kanzel der Stefanskirche, dieses herrliche Werk altdeutscher Kunst, welches eine Höhe von 2·8 Meter hat, wurde in den Jahren 1430 bis 1432 unter Meister Hanns Buchsbaum's Leitung durch die geschickten Steinmetze Andreas Grabner, Konrad von Hinberg, Peter von Nürnberg, Georg Achmüller, Johann Pehem (Behaim) und Hanns von Warzenheim vollendet. Diese Kanzel, deren künstliche und fleißige Ausarbeitung nicht genug bewundert werden kann, ist an den mittleren Pfeiler jener Reihe angebaut, welche das Mittelschiff von der linken Abseite trennt. Mit Ausnahme der aus Holz geschnitzten Bedachung ist Alles an ihr von höchst zierlicher Arbeit in Sandstein. Besonders merkwürdig ist die Brüstung der eigentlichen Kanzel, welche vier mit schön durchbrochenem Zierwerke bedeckte Vertiefungen enthält, aus denen die Brustbilder der vier Kirchenlehrer in Lebensgröße hervorschauen. Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge und ihrer ganzen Haltung ist überaus wahr und lebensvoll; Alles giebt Kunde von der richtigsten Zeichnung und der gewandtesten Führung des Meißels ihres Urhebers. Die Vertiefungen werden durch schlanke Pfeiler getrennt, vor welchen kleine Heiligenbilder stehen. Der Kanzelfuß, reichlich mit freistehenden Pfeilern und Bogen versehen, zwischen denen bei zwanzig 41½ Centimeter hohe, sehr zierliche Statuen stehen, bietet überall Durchsichten dar, übereinstimmend mit dem besonders zierlichen und leichten Dache, welches die Gestalt eines achteckigen, mit einer hohen Spitze gekrönten Thürmchens zeigt, in dessen einzelnen Abtheilungen die sieben heiligen Sacramente bildlich dargestellt sind; ebenso ist auch das steinerne Treppengeländer, auf dessen Handgriffsfläche hinaufkriechende Eidechsen und Frösche abgebildet erscheinen, ganz mit zierlichen, durchbrochenen Rosen geschmückt, die abwechselnd aus dem Dreieck und Viereck gebildet sind. Zu bemerken ist noch, daß die erste Kanzel in der Stefanskirche aus Holz verfertigt war; als dieselbe sich im Jahre 1417 schon höchst schadhaft zeigte, wurde sie mit einer neuen, ebenfalls aus Holz, ersetzt; erst 1430 wurde die vorerwähnte steinerne zu bauen angefangen und 1432 an die Stelle der alten gesetzt. (Bild Seite 488.)

Als die am Baseler Concil getroffenen Vereinbarungen dem verderblichen hussitischen Kampfe ein Ziel gesetzt hatten und Kaiser Sigmund zur Huldigung nach Prag zog, kam er im Monate August 1435 abermals nach Wien, und zwar in Begleitung König Twartko's III. von Bosnien. Die Wiener Bürger empfingen ihn diesmal besonders feierlich, zogen ihm mit reichen Geschenken entgegen, die sie sowohl, wie ihre Frauen dem Monarchen persönlich überreichten. Die Bürger brachten dem Kaiser unter anderen vier Prachtpokale dar, wobei sich jedoch der komische Fall ereignete, daß dieselben vom Herzoge, weil die Zeit so drängte, hergeliehen und erst nachträglich auf Kosten der Stadt wieder ersetzt wurden. Die Bürgerinnen verehrten dem Kaiser vier „Hefftl" (Spangen) im Werthe von 43 Pfund und dem Könige Twartko ein Hefftl, 9 Pfund werth, außerdem Seidenzeug, Goldstickereien u. dgl. Der Kaiser wurde unter einem eigens auf Kosten der Bürger dazu verfertigten reich verzierten „Himmel" (Trag-Baldachin) in die Kirche nach St. Stefan begleitet. Durch eine ganze Woche währten die Festlichkeiten, wie z. B. viermal in des Teschler's Haus (Regensburger-Hof) getanzt wurde und die Bürgersfrauen siebenmal „gen Hof gewesen sein", wozu die Stadt Wein um drei Pfund spendete, der öffentlich an das sich herandrängende Volk ausgetheilt wurde. Leider geschah auch ein Unglücksfall; wie eine alte Aufzeichnung im Stadt-Archive besagt, „da derdruckt der Per ain diern". Dieser Bär war wohl ein nach alter Sitte im Burggraben gehaltenes Schaustück, und das von ihm zu Tode gedrückte Dirnlein war gewiß durch nahes Hinzutreten oder einen Sturz in den Graben als Opfer gefallen. Uebrigens muß es mit des Kaisers Kassa zu dieser Zeit recht schlecht bestellt gewesen sein, denn er erhob in Wien ein Anlehen von 6000 Pfund, wofür er sein mitgebrachtes

„Silbersachs (Besteckzeug, Messer u. dgl.) ain truhen und ein Kisen (Kiste)“ zum Pfande gab.

Da sich im Jahre 1436 zwischen den nächsten Verwandten des Landesfürsten, aus Ursache von allerlei Sonderinteressen, Zwistigkeiten erhoben hatten, suchte Herzog Albrecht eine Vereinbarung zwischen seinen beiden Vettern Friedrich IV. und Albrecht VI. zu Stande zu bringen, was ihm auch für sechs Jahre gelang. Darauf begab er sich im Juni mit Kaiser Sigmund zu den Compactaten-Congresse nach Iglau, worauf er den Kaiser nach Prag begleitete. Aber die Wiener vergaßen ihres Herrschers nicht, denn als seine Gemalin Elisabeth eines Töchterleins genas, brachten sie der Herzogin „in die Kindelbetten“ zweiunddreißig Gulden, damals keine unerhebliche Summe, dem neugeborenen Kinde aber ein „Hefftl“ zehn Gulden im Werthe, zum Geschenke. Welche Sorge der Herzog für das Wohl seiner Bürger nahm, geht daraus hervor, daß er, als von Mai bis Mitte December 1436 in Wien wieder einmal die Pest herrschte, welche in den meisten Erkrankungsfällen tödtlichen Verlauf hatte, so daß 8000 Menschen, namentlich jüngere, dahingerafft wurden, er von Iglau aus (ddto. 22. Juli) befahl, daß das Läuten der Sterbeglocke (sogenanntes Zügenglöcklein) bei den zwei Pfarrkirchen St. Stefan und St. Michael eingestellt werde, „damit den Leuten davon nicht Furcht oder Grauen auferstehe, die ihnen eine Ursache ihres Ablebens möchte sein“.

Anfangs des Jahres 1437 befand sich Albrecht wieder in Wien, in gewohnter unermüdlicher Thätigkeit, besonders in Bezug auf die Austragung vieler Privat-Rechtsstreitigkeiten und auf die Ausführung von Beschlüssen des Compactaten-Congresses, die er im Auftrage des Kaisers übernommen hatte. Aber fast ging das Jahr schon zur Neige, als die erschütternde Nachricht eintraf, daß Kaiser Sigmund in Znaim bedenklich erkrankt sei und ihn und seine Tochter vor seinen Hinscheiden zum letzten Male sehen wolle. Eilends verließen Albrecht und Elisabeth die Burg und standen am 9. December am Sterbebette des Kaisers, dem der Herzog so viel zu danken hatte. Vor seinem Ende empfahl Sigmund seinen Schwiegersohn den anwesenden Magnaten Ungarns und Böhmens als seinen Nachfolger und sprach sterbend zu denselben: „Nur aus der Vereinigung Ungarns und Böhmens mit Oesterreich kann Heil und Segen für diese Völker erwachsen!“

Von Znaim begab sich Albrecht nach Preßburg, wo ihn die Magnaten Ungarns nach dem Wunsche Sigmund's als Nachfolger anerkannten; Mittwoch den 1. Januar 1438 fand zu Stuhlweißenburg die feierliche Krönung Albrecht's und Elisabeth's statt. Ein volles Vierteljahr weilte Albrecht in Ungarn, und zwar in Folge des eidlichen Versprechens, das er zu Preßburg gegeben hatte, die ungarischen Angelegenheiten vor allem andern zu besorgen, ja selbst die deutsche Kaiserkrone nur mit Wissen und Willen der Ungarn anzunehmen. Noch war er nicht nach Wien zurückgekehrt, als bereits das Wahldiplom eintraf, das ihm bestätigte, wie er am 18. März zu Frankfurt am Main zum römischen König gewählt worden sei. Nach längeren Verhandlungen mit den Magnaten Ungarns, nachdem auch das Baseler Concil und die Kurfürsten eigene Gesandte nach Wien geschickt hatten, mit der dringenden Bitte, die Krone des Deutschen Reiches anzunehmen, willigte Albrecht endlich ein und gab am 29. April öffentlich in der Stefanskirche die Erklärung ab, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Als die Trompeter, welche mit den üblichen Geschenken für die Gesandten (für jeden derselben ein Paar vergoldete Becher und für alle zusammen zwölf Pferde) die Stadt durchzogen, von den Wienern erblickt wurden, ertönte ein nicht endenwollender Jubel.

Gegen Ende Mai verließ Albrecht Wien und zog vorläufig nach Iglau, wo ihn die Großen des Königreichs Böhmen erwarteten und mit ihm zur Krönung

nach Prag zogen. Am 29. Juni wurde er feierlich zum Könige von Böhmen gekrönt. Es hat sich noch die Aufschreibung erhalten über das „Ausgeben auf die löbliche Freud, so die Herrn (Bürgermeister und Stadtrath von Wien) gehabt habent mit Freudenfeuern und herrlichen Processen von der Erwelung wegen unsern genedigsten Herrn“. Es wurde ein Hochamt abgehalten und darauf ein Umzug mit Fahnen und Musik, wobei der Bürgermeister Hanns Steger, Stadtrichter Andreas Hiltprannt von Meran, und der ganze Rath in höchstem Prunke einher ritten. Auf allen Stadtthürmen, wie auf den großen Plätzen loderten Freudenfeuer; ein glänzendes Bankett schloß die Festlichkeiten.

Die Freude war allerdings nur von kurzer Dauer, denn es begannen alsbald die Rüstungen zum Kriege gegen die Utraquisten (von der Bezeichnung sub utraque specie, d. h. unter beiderlei Gestalt, nämlich der des Brotes und des Weines für das heilige Abendmahl, dann die Calixtiner, von calix, Kelch, welche den Genuß des Kelches im Abendmahle für die Laien forderten, beide hussitische Parteien), denen die Polen zu Hilfe gekommen waren. Auf dem Reichstage zu Nürnberg machte sein weiser Kanzler Kaspar Schlick (1422 in den Reichsgrafenstand erhoben, einer der Ahnherren des berühmten Hauses, welches Oesterreich so tapfere Generale gegeben) gediegene Vorschläge zur Herstellung des Landfriedens, Albrecht suchte ferner auch in der Regelung der grenzenlos zerfahrenen kirchlichen Angelegenheiten, wo sich Papst und Concilien feindlich gegenüberstanden, einzugreifen, aber die blutigen Kämpfe wollten nicht enden und der Kaiser sollte sein liebes Wien nicht wiedersehen.

Es muß hier eines verdienten Mannes gedacht werden, welcher eine durch Rath und That höchst einflußreiche und angesehene Persönlichkeit gewesen, des Ritters Konrad von Königsberg. Schon im Jahre 1413 thätig auftretend, war er einer der vierzehn ausgezeichneten Männer, denen Albrecht II. unterm 3. Februar 1438 zu Ofen die Regentschaft in Oesterreich übertrug, da er sich wegen der Regierungsgeschäfte für Böhmen und Ungarn daselbst am wenigsten aufhalten konnte. Er war seit 1432 der Besitzer des Schlosses Sebenstein bei Pütten, woselbst er 1448 seine letzte Ruhestätte fand. Noch heute ist in der dortigen Kirche, deren Patron er gewesen, sein Grabstein zu sehen, welcher ein wichtiges Denkmal für die Kostümkunde jener Tage giebt, da es das treue Abbild eines Ritters aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bietet. Wir erblicken Konrad mit bloßem Kopf, Schnurrbart und reichlichem Haupthaar. Der geschobene Hals, die Achselflüge, Armschienen, Armmäusel (Muskeln zur Bewegung der Arme dienend) und Kniebuckel zeigen, daß diese, dem späteren Plattenharnisch eigenthümlichen Rüststücke schon damals mit der Panzer- (Ringgeflecht-) Tracht in Verbindung standen, um durch solche Eisenstücke die am leichtesten verletzbaren Körpertheile besser zu schützen. Brust und Füße sind in Panzer gehüllt, die Schenkel durch eine, in Falten fallende Verlängerung des Waffenrockes bedeckt, der um die Brust und die Mitte enge anschließt. Der verhältnißmäßig breite Hüftgürtel, an dem zur Linken das Schwert, zur Rechten der Dolch haftet, von denen jedoch nur die Griffe sichtbar, ist mit fünf kleinen Scheiben besetzt. Nebenan liegt die Lanze. (Bild Seite 497.)

Eine höchst merkwürdige Persönlichkeit, deren Name in der Geschichte des Faustrechts unvergessen lebt, war Ritter Georg Scheck von Wald, Herr der Burg Aggstein. Aus einem uralten, zu Steier im Lande ob der Enns eingebürgerten ritterlichen Geschlechte stammend, hatte er sich schon als junger Mann der Gunst Herzog Albrecht's V. zu erfreuen, dessen Vertrauen ihn zum Rath und Kammermeister (Dirigent der Finanzverwaltung) erhob. Der Herzog verlieh ihm im Jahre 1429 seiner getreuen Dienste wegen die Burg Aggstein, damals ein „ödes Haus, das einst von Unthat wegen zerbrochen worden ist“ (Albrecht I.

hatte die stolze Burg in Trümmer gelegt), das nun Georg neu aufbaute und es zu einer der festesten Wehrburgen am Donaustrome machte, ein staunenswerthes Denkmal von kühnem Geiste und hochfahrendem Sinne, sowie der unsäglichen Anstrengung menschlicher Kräfte. Die Burg war im Jahre 1437 vollendet.

Während der großartigen Bauführung noch wurde Georg von Scheck zum herzoglichen Pfleger von Steier ernannt, vernachlässigte aber darüber nicht seine neue Schöpfung, deren Werth er durch allerlei Tauschverträge an Gülten erhöhte. Dabei zeigte sich indeß bereits sein großer, selbst Uebergriffe wagender Einfluß, den er auf den gütigen Herzog behauptete, da er diesen zur Bestätigung so manches selbstsüchtigen Geschäftes zu bereden wußte. Schon damals ging der später so gefürchtete Raubritter darauf aus, das drückende Uebergewicht seiner Macht und seines Ansehens zum Schaden des Schwächeren zu mißbrauchen und was er an den durch Versprechungen und Einschüchterungen überlisteten Karthäusern in Aggsbach abdrückte, denen, um sich den gefährlichen Nachbar nicht zum unversöhnlichen Feinde zu machen, nichts übrig blieb, als seinen unbilligen Forderungen nachzugeben, war nur ein kleines Vorspiel jener Gräuelscenen, die in der Folge Scheck's Namen zum Schrecken Aller machten, die, von der Schwere seines eisernen Armes erreicht, darunter litten; daher dann sein Beiname Schreckenwalder.

Im Jahre 1432, wo die Gemalin Albrecht's Steier als Morgengabe und Witwensitz erhielt, wurde Scheck des Pflegeamtes enthoben und hielt sich, da ihm der Herzog das Landgericht Wolfstein zur Verwesung übergeben hatte, zumeist auf seinen Gütern auf. Bald aber wurde die Sonne seines Glückes arg verdunkelt. Es hatte der Herzog mit Bewilligung der Kirchenversammlung von Basel zur Führung des Krieges gegen die Hussiten eine von der Geistlichkeit aller seiner Lande zu entrichtende Steuer ausgeschrieben, deren Eintreibung ihn jedoch mit den dort begüterten Kirchenfürsten, besonders mit dem Erzbischofe Johann von Salzburg, in heftige Zwistigkeiten verwickelte. In diese letzteren wurde auch Scheck hineingezogen und der erzbischöfliche Dienstmann Lasla Hornecker nahm Scheck gefangen und warf ihn in den Kerker. Daraus erfolgte eine erbitterte Fehde; denn Herzog Albrecht nahm sich des Verhafteten thätig an und machte dessen Sache zu seiner eigenen. Endlich erfolgte 1437 zu Wien ein Schiedsspruch, worauf die Beilegung des Streites geschah. Albrecht suchte nun seinen Günstling für das Ungemach durch Ertheilung besonderer Gnaden zu entschädigen; er reihte ihn jenen vierzehn Männern an, denen er die Regierung des Landes in seiner Abwesenheit anvertraute, verlieh ihm und seinen Erben auf ewige Zeiten eine Mauth an der Donau unter dem Hause zu Aggstein, die von allen stromaufwärts fahrenden Schiffen zu bezahlen war, wofür er jedoch den „Scheffweg" (Weg für die Schiffzugspferde) zu erhalten hatte, und ertheilte ihm 1439 „eine redliche, ganze gefürstete Freiung in und bei seiner Festung Aggstein an der Donau und den in den Burgfrieden gehörigen Häusern und Gütern, daß, wer sich dahin flüchtet, nicht vom Landmarschall, Landrichter oder Richter angegriffen werden solle, bei Strafe von zwanzig Mark löthigen Goldes, welche den dagegen Handelnden treffen soll". — In seinem Testamente ernannte Albrecht ferner Scheck als einen der acht Commissäre, denen und der Königin Witwe Elisabeth oder ihrem Bevollmächtigten Ulrich von Eitzing, der Hubmeister in Oesterreich, über seine Amtsverwaltung Rechnung legen sollte. Wir werden bald mehr von dem gefürchteten Scheck von Wald zu erzählen haben. Erwähnenswerth sind ferner die Räthe Hanns Steger, Konrad Hölzler und Stefan Wiersing, welche im September 1438 mit vieler Aufopferung dem Kaiser an der Spitze von Söldnern und Reisigen nach Mähren zu Hilfe eilten; sie wurden, als sie ihm die Krönungsgeschenke nach Stuhlweißenburg gebracht hatten, für ihre geleisteten Dienste in den Ritterstand erhoben.

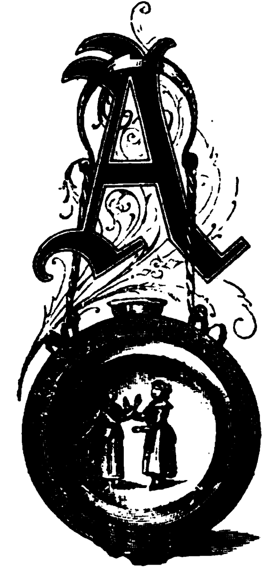
Von den Bedrängnissen in Böhmen eilte Albrecht zur Beseitigung eines noch gefährlicheren Feindes nach Ungarn. Es war nämlich Sultan Amurath (Murad) II. in Siebenbürgen eingefallen und bedrängte auf's äußerste den serbischen Häuptling Georg von Semendria, das ganze Abendland schwer bedrohend. Da galt es, sich so gut als möglich mit den Utraquisten abzufinden, um in Ungarn durchzusetzen, daß man sich allgemein gegen den Erbfeind der Christenheit bewaffne. Albrecht rüstete aus allen Kräften, aber er erfuhr die Schmach, daß die Ungarn ihn verließen und selbst Amurath ihn vor verrätherischen Einverständnissen warnte. So blieb denn die mühselig aufgebrachte Truppenmacht viel zu schwach und noch im August 1439 harrte Albrecht vergebens auf die von den Ungarn zugesagte Verstärkung.

Albrecht grämte sich tief über dieses treulose Vorgehen, und als in der Hitze des Sommers die rothe Ruhr im Lager ausbrach, fand sie bei dem Kaiser einen erschütterten und daher leicht empfänglichen Körper. Die Lagerseuche ergriff auch ihn, er wollte nach Wien eilen. „Oh, wenn ich nur noch einmal Wien sehen könnte, mir würde gewiß wieder wohl werden!“ rief er während des Transportes aus, aber er kam nicht bis dahin, sondern starb auf dem Wege zu Lanzendorf (Neszmély) bei Gran am 27. October 1439 im 43. Lebensjahre.

Vier Tage vorher hatte er sein Testament gemacht, in welchem er für den Fall seines Todes anordnete, daß man „seine Person gen Wien führen und zu St. Stefan bei seinen Vorvordern legen und beerdigen solle nach königlichen Ehren und Würden“. Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, man setzte die Leiche zu Stuhlweißenburg bei, wohin auch später (1442) die Leiche von Albrecht's Witwe Elisabeth gebracht wurde. Es sind jedoch die Grabmäler Beider jetzt dort nicht mehr aufzufinden.

Albrecht hinterließ seine Gemalin gesegneten Leibes und mit zwei Töchtern Anna und Elisabeth (diese Letztere im Jahre 1438 geboren). Am 28. October 1439 wurde bereits in Wien die solenne Leichenfeier für ihn abgehalten, bei welcher Ritter Georg Scheck von Wald das Schild des heiligen römischen Reiches zu tragen die Ehre hatte. (Dessen Gattin Margaretha, geborene Scheck, verwitwete Hofer, erregte dabei fast lauten Unwillen durch ihr anmaßendes Auftreten.) Bis in die neueste Zeit wurden im Dome zu St. Stefan die Helme, Wappenschilder und Schwerte aufbewahrt, welche für die Leichenfeier Herzog Albrecht's V. waren angefertigt worden; als aber im August 1872 die Umgestaltung des bürgerlichen Zeughauses in ein städtisches Waffenmuseum erfolgte, wendete sich der Bürgermeister, Dr. Cajetan Felder, an den Kardinal-Erzbischof von Wien, Josef Ritter von Rauscher, und ersuchte ihn, diese Gegenstände, welche nicht blos localgeschichtlichen Werth, sondern vornehmlich in kunsthistorischer Beziehung hohes Interesse haben, der Gemeinde zur Aufstellung in ihrem Waffenmuseum zu überlassen, worauf der Kardinal ein freundliches Schreiben an den Bürgermeister sandte, mit der Erklärung, daß er die Kunstgegenstände der Commune geschenkweise überlasse.

Staatsbürgerliche und polizeiliche Institutionen.

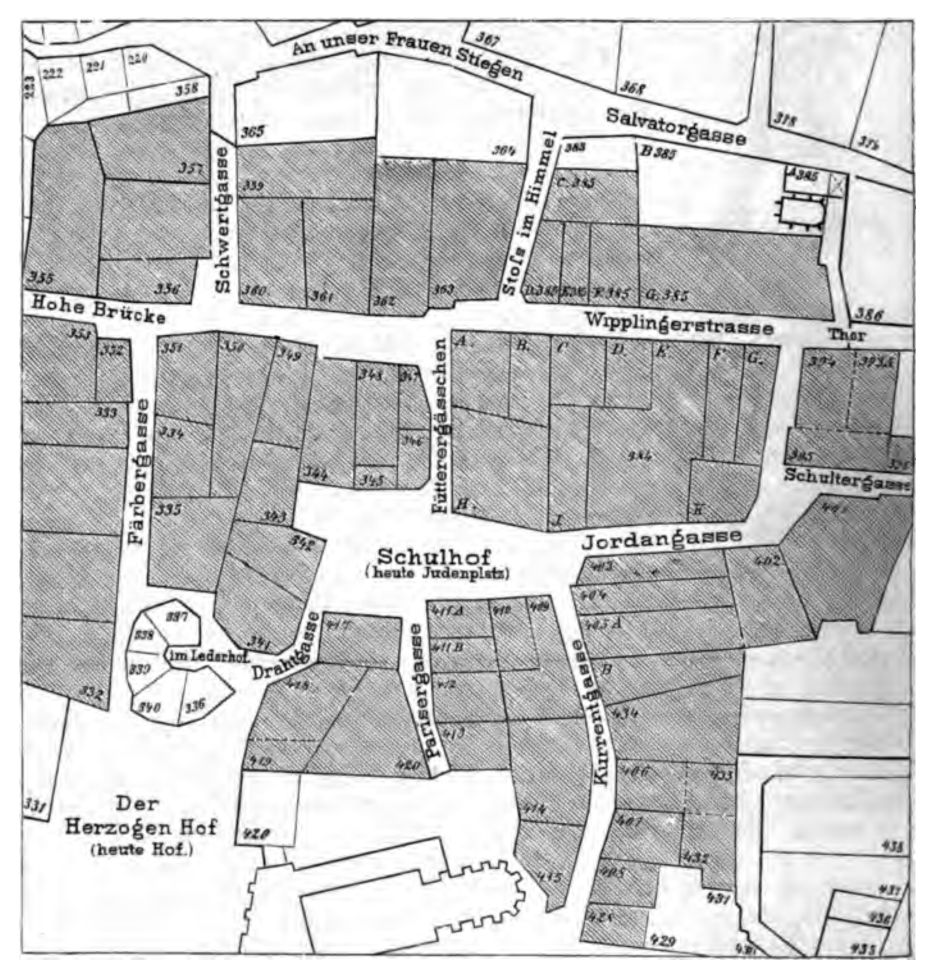


Die Steinflasche des Büttels. (Seite 484.)

Albrecht V. war ein großer, edler Fürst, ein Vater und Erneuerer Wiens, weshalb er tief betrauert wurde. Was sein Aussehen betraf, zeigte er in seinem ganzen Aeußern das Bild der edelsten Manneskraft; in dem ausdrucksvollen Gesichte mit den dunkelblauen Augen, den von dem mäßig dichten Schnurrbarte bedeckten charakteristischen Lippen und auf der hohen Stirn spiegelte sich bei Ernst und Würde zugleich eine herzgewinnende Güte, welche man noch zur Stunde in den vorhandenen Bildern Albrecht's anmuthend bemerkt, und die sich als wahrer Ausdruck der innewohnenden Milde in allen Handlungen des Herzogs zeigte. Seine Lebensweise war sehr einfach, nicht minder seine Kleidertracht; die schlicht herabfallenden Haarlocken waren von einem mit Hermelin besetzten Barete, fast dem Herzogshut ähnlich, bedeckt, nur fehlte demselben jeder Goldschmuck; gleich einfach war die übrige Kleidung Albrecht's, die in einem dunklen Wamms und eben solchem hermelinbesetzten Mantel bestand; nur an der Spange des letztern und am Wehrgehänge bemerkte man edles Metall. Durch seine liebenswürdigen Umgangsmanieren wußte er Alle zu bezaubern; die Trauer und die Bestürzung über seinen Verlust waren um so größer, als Niemand ahnen konnte, in welche Hände die Länder fallen sollten, welche seit Jahresfrist in seiner Hand vereinigt waren. (Bild Seite 496.)

Recapituliren wir alle die Schöpfungen, welche Wien dem Herzoge verdankt, so zeigt sich uns ein ergiebiges Resultat. Schon im Jahre 1412 hatte er der Stadt Wien alle Rechte und Freiheiten bestätigt, welche sie von seinen Vorvordern erhalten hatte; von besonderem Interesse ist aber die Handfeste vom Jahre 1435, aus welcher sich die Erweiterung ergiebt, welche das ursprüngliche kurzgehaltene Stadtrecht erfahren hatte. Sie führt die Ueberschrift; „Hie hebt sich an die Hantvest und statrecht der loblichen Stadt hie zu Wienn der gemain brauch" und enthält folgende Capitel: Wie man sich vor Gericht halten soll — von den Vorsprechern (Sachwaltern) — von den Gerichtstagen — von Geldklage um Bürgschaft — vom Pfand und persönlicher Haft — von der Rechnungslegung — von auswärtigen Schulden — von Frauen, die kaufen und verkaufen (Frauen können um Schulden nicht verhaftet werden; haben sie kein Pfand, so kann der Gläubiger sich nur auf ihre Treue verlassen und sich mit Gott berathen, wie er zu seiner Sache komme. Geringer Schacher mit den Juden ist den Frauen erlaubt.) — Mit vierzehn Jahren ist der Jüngling, mit zwölf die Jungfrau großjährig. — Ist der Mann außer Land, so kann man Frau, Kinder und Freunde wegen der Schulden nicht belästigen. — Vom Haus- und Hofzins. — Von Dienstboten und Tagwerkern. — Vom Häuserkauf und Zubau. — Von Feuersbrunst. — Vom Spielen im Wirthshaus (leithaws). — Vom Spiel um Wein oder zu „losen" (wetten). — Vom Spiel auf der Straße. — Vom Verkauf der Feldfrüchte. — Vom Roßtausch

(beim Roßverkauf ist eine Reu-Frist von drei Tagen gesetzt). — Vom Gewand-kaufen (der Kauf ist unwiderruflich, sobald der Gewandschneider das Zeug, wollen oder leinen, abgeschnitten hat). — Vom Verkauf geraubter Rinder und Pferde. — Von Dieben und Räubern. — Vom Weingartenkauf. — Von der Bürgschaft. — Vom Getreidekauf. — Vom Heiratsgut. — Von der Ehe. — Von Kindern und Enkeln. — Von den Stiefkindern. — Vom fahrenden Gute. — Von der Zeugen-



Plan der Judenstadt 1421. (Seite 459.)

schaft. — Vom Weingartenrechte. — Vom Zehent. — Vom Bergrecht. — Von Verpfändung der Häuser und Weingärten. — Von tragbaren Pfändern. — Von der Einfriedigung der Häuser und Grundstücke und deren Verletzung. — Von den Zwischenmauern, Dachrinnen und Rinnsalen auf der Gasse (Streitigkeiten hierüber entscheidet der Richter mit Zuziehung der Nachbarn; jeder mag auf seinem Eigen „zymern", d. i. bauen, zunächst auf ein von Holz gezimmertes Gebäude gemeint, so hoch er will, es sei denn ein Haus, durch das ein Schaden geschehen kann, als Raubhäuser und solche Häuser, die vor einer Stadt außerhalb der Stadtthore gelegen

sind, welche Häuser nicht bis zur Höhe der Stadtmauer aufgeführt werden durften, um dem Feinde bei einer Belagerung nicht eine ihm vortheilhafte Stellung zu bieten.) — Von den Judenpfändern. — Vom Pferdeausleihen. — Von den Schulden der Geistlichen. (Diese sollen vor dem weltlichen Richter verhandelt und der Geistliche kann gepfändet werden.) — Von den Schulden der Studenten (dieselben kommen ebenfalls dem ordentlichen, nicht dem Universitätsgerichte zur Entscheidung zu). — Von den Schulden der Mönche und Nonnen (sie verantworten sich nur vor dem Abt oder der Aebtissin; der Kläger aber darf mit Hilfe des weltlichen Gerichtes auf die Klostergüter Beschlag legen). — Von den Schulden der Edelleute (man kann ihr Gut pfänden, aber ihre Person darf nicht angetastet werden).



Armbrustschützen und Wurfgeschütz. (Seite 463.)

— Von den schädlichen Leuten. — Vom Donau-Recht (die Anwohner der Donau haben das Recht, einen Geächteten über das Wasser zu führen, doch sind sie verbunden, seinen Verfolgern ein Gleiches zu thun).

Im Laufe seiner Regierungszeit traf **Albrecht** auch sonst noch wichtige Anordnungen. Im Jahre 1405 bestätigte er die Privilegien der Hausgenossen, 1410 regelte er den **Münzverkehr**, 1423 stellte er mehrere Münzgebrechen ab und ordnete eine Normalmünzprobe für die neuen Pfennige an. Es mag bei dieser Gelegenheit wohl von Interesse sein, Einiges über die Production und den Verbrauch der **Edelmetalle** zu erfahren.

Geld hat zu allen Zeiten die Welt regiert; seit Jahrtausenden hat der Mensch sein äußeres Leben in die Gewalt jener metallischen Dämone gegeben, Gold und Silber genannt, und er hat, gleich dem Zauberlehrling, den Spruch vergessen, der den Zauber aufhebt; er wird ihm auch unterthan bleiben, bis sich der größere

Zauber löst, der, inmitten einer sich stets erneuernden Natur, seine Geschlechter blühen und verwelken läßt, und bis ihn einst ein neuer Schlag der magischen Ruthe zu seinen Vorgängern bettet. Wer sich aber die Mühe nimmt, die Einwirkung der edlen Metalle in allen Jahrhunderten zu beobachten, dem wird, wenn er es nicht vorher schon wußte, recht klar, daß das Geld die Welt in noch weit höherem und ernsterem Sinne regiert, als der Einzelne gewöhnlich meint, wenn er in seinem engern oder weitern Kreise, mit dem silbernen oder goldenen Stabe in der Hand, behaglich den Herrn spielt; so sind denn die historischen Untersuchungen über die Erzeugung und den Verbrauch der edlen Metalle voll von interessanten Winken über den Zusammenhang der in Silber und Gold webenden Elementargeister mit der Entwicklung der Weltgeschichte.

So sollen denn auch in dem vorliegenden Buche in den verschiedenen Zeitperioden die Hauptresultate in Betreff des Metallverkehrs mitgetheilt werden; weit entfernt jedoch ist es, national-ökonomische Abhandlungen zu liefern, denn es darf hier nicht um Percente gerechtet werden, es kann sich stets nur um unterhaltende Belehrung handeln. Wie der Bewohner der Ebene sehnsüchtig nach den fernen Gebirgen blickt, von denen herab ihm seine Gewässer rinnen, und mit Staunen vernimmt, zu welchen Höhen sie nach den Berechnungen der Kunstverständigen emporsteigen, so hängt die Phantasie des Menschen, wenn er sich auch bei der Flachheit seines Beutels ganz wohl fühlt, mit Interesse an jenen Gebirgen von Gold und Silber, welche ihm irgend ein Fachmann als allmälig aufgethürmtes Eigenthum seines Geschlechtes heraufrechnet, und leicht ist er in die Stimmung versetzt, wo er fast mit Respect innerlich jene gigantischen Metallmassen anschaut, von denen herab die Silberbäche strömen, die er, so gut er kann, auf seine Wiese oder unter sein Wasserrad leitet.

Die Frage nun, in welchem Verhältniß sich die edlen Metalle durch die Jahrhunderte herauf vermehrt haben, welchen Schwankungen ihre Production und Consumtion (Verbrauch) unterworfen war, greift auf's tiefste in die ganze Geschichte, in alle bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse der europäischen Menschen ein. Vom Alterthum durch das Mittelalter herauf blieb sich die Menge der im Verkehr der Völker befindlichen edlen Metalle so ziemlich gleich und die fortwährende Ausbeutung der Bergwerke der alten Welt leistete wenig mehr, als daß sie das Metall wieder ersetzte, das auf die mannigfaltigste Weise verloren ging; wenn je in der Production und Consumtion des Goldes und Silbers Schwankungen vorkamen, welche auf das gesellschaftliche Leben Einfluß hatten, so waren sie entweder unbedeutend, oder ist es wenigstens uns unmöglich, sie gehörig zu würdigen. So war es bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts, wo plötzlich eine Katastrophe eintrat, verursacht durch die Entdeckung der neuen Welt, von welcher Aenderung später ebenfalls zu sprechen sein wird. Vorläufig bleiben wir im 15. Jahrhundert.

Schon der niedrige Preis, in dem — verhältnißmäßig natürlich — damals alle Lebensbedürfnisse standen, beweist, wie sehr selten damals die alten Metalle waren. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bediente sich der Kupfermünze, oder man zahlte mit Lebensmitteln und Handarbeit. Durch den damals allgemein herrschenden, oft rechtlos zu nennenden Zustand und die sehr starken und plötzlichen Schwankungen im Preise der ersten Bedürfnisse mußten die Wohlhabenden nothwendig veranlaßt werden, sich heimlich einen Vorrath von Gold- und Silberstücken anzulegen. Die Grausamkeiten, welche man sich damals gegen die Juden erlaubte, hatten denn doch zumeist keinen andern Zweck, als von ihnen die Schätze zu erpressen, die sie aus guten Gründen verborgen hielten, freilich auch gar oft von den Christen, die sie ruinirt, erwuchert hatten. Offenbare Schätze an Geschmeide, Gold- und Silbergeschirr durfte man, wenige weltbekannte Ausnahmen abgerechnet, von denen ebenfalls sofort gesprochen werden soll, nur bei Fürsten und in Kirchen

suchen. Dergleichen wurde damals noch fast ausschließlich in Italien fabricirt, das die Cultur der alten Welt geerbt hatte, und woselbst damals die reichsten Handels- und Gewerbestädte blühten. Ein sehr großer Theil der edlen Metalle war in den Händen der Lombarden, die zu Hause und durch ganz Europa einen höchst einträglichen Handel damit trieben. Die reichsten Länder nach Italien waren Flandern und die Hansestädte. Das übrige Europa sehen wir fast beständig von inneren Unruhen so zerrissen und so arm, daß die edlen Metalle im Allgemeinen gewiß äußerst selten waren.

Um einen richtigen Begriff von ihrem wahren damaligen Werth zu bekommen, müßte man den Mittelpreis der ersten Lebensbedürfnisse, besonders des Getreides, kennen; denn nach der allgemeinen Annahme giebt dieses Product, nach welchem die allgemeinste und gleichförmigste Nachfrage geschieht, und das beiweitem dem wenigsten Wechsel unterworfen ist, den sichersten Maßstab für derlei Berechnungen. Wie will man aber den Mittelpreis des Getreides in einer barbarischen Zeit genau bestimmen, wo man höchstens aufschrieb, ob das Korn außerordentlich theuer oder wohlfeil war? Ueberdies wechselten die Preise in Folge des oft verwahrlosten Landbaues, der ewigen Kriege und Räubereien, besonders aber wegen des Mangels an Communicationsmitteln von Jahr zu Jahr ungeheuer. Die Bauern waren zu arm, zu gedrückt, als daß sie auf künftige Theuerung hätten Getreide sparen können, und nicht selten war Hungersnoth in einer Stadt, während man fünfzig, sechzig Stunden davon im Ueberflusse schwamm. Im Jahre 1427, zur Zeit des Bürgermeisters Paul Würfel und des Stadtrichters Hanns der Steger, wurde in Wien die Reitung (Rechnung) gemacht: „den Muth Weizen auf sechs Pfund Pfennige und dem Bäcker zum Lohne zwölf Schilling Pfennige", ferner „der semmlein Zweiling soll haben drei Mark; das Pfennigwerth der Semmel soll haben eine Mark vier Loth" u. s. w. Nicht gar lange Zeit vorher hatte der Stadtrath beschlossen, „der überhandnehmenden Theuerung wegen", die Zahl der Victualienhändler auf sechzig zu beschränken.

Abgesehen also von den ungeheuren Sprüngen, die den vorher berührten Ursachen zuzuschreiben sind, haben sich die Mittelpreise des Getreides im 15. Jahrhundert wenig verändert. Daraus ist so ziemlich der Schluß zu ziehen, daß die in der alten Welt ausgebeuteten Bergwerke gerade so viel edle Metalle lieferten, daß das durch die Reibung abgenutzte, zu Kunstgegenständen verwendete, durch Schiffbrüche, Kriege und überhaupt in den Wirren der damaligen Zeit fortwährend verloren gehende Gold und Silber gerade wieder ersetzt wurde. Nach der Uebereinstimmung anderer Zeiten und nach dem Werthe der damals in verschiedenen Ländern geschlagenen Münzen mag das zu jener Zeit in der alten Welt im Umlauf befindliche gemünzte Gold und Silber auf 412 bis 424 Millionen Gulden angeschlagen werden können.

Dem Versprechen nachkommend, ein paar der Ausnahmen in Bezug auf bürgerlichen Reichthum bekannt zu geben, muß vor Allem des reichsten der Wiener Bürger, Franz der Heun (gest. 1407), Erwähnung geschehen. Er lieh auf Pfänder und selbst König Sigmund von Ungarn war ihm 1200 Gulden (damals eine bedeutende Summe) schuldig. Die „Pfänderkammer" des reichen Heun enthielt ungeheure Schätze; sie war sozusagen ein Versatzamt sondergleichen. Wer Geld brauchte, wandte sich an ihn, aber Jeder, ohne Ausnahme, mußte ein Pfand geben für seine Forderung, auf Verschreibung allein gab Heun nicht einen Deut heraus. — Ein zweiter bürgerlicher Krösus war der reiche Ulrich Permann, Genannter des Raths (gest. nach 1444), der zu jenen Bürgern zählte, welche ihr Geld nicht gezählt, sondern mit Schüsseln geschöpft und gewogen haben. Er besaß nebstbei viele Gründe um Wien herum, wie den „Permann-Hof" an der Wien (vor dem Stubenthor), zu welchem das in den Urkunden oft genannte „Permann-

Thürl“ führte, dann Weiher, Teiche, welche die Wien bildete, ebenfalls seinen Namen führend; endlich gehörten ihm die Häuser am Bauernmarkt Nr. 13 (alt 546) und 14 (alt 583, sogenannter „blauer Herrgott“); das Haus in der Postgasse Nr. 3 (alt 670, später den Curaten der Stefanskirche gehörig), dann das Haus in der Renngasse Nr. 12 (alt 150), eines in der Rothenthurmstraße Nr. 25 (alt 644).

In den bürgerlichen Satzungen zeigen sich recht gelinde, menschenfreundliche Anschauungen, das mittelalterliche Strafrecht jedoch weiset die ganze Gräßlichkeit des barbarischen Verfahrens auf. Von Strafen finden wir das „Augenausbrechen“ (Blenden), welches namentlich über Münzfälscher verhängt wurde; ferner das Ertränken, welches besonders gegen Frauen angewendet wurde, die man zu diesem Zwecke in einen Sack steckte. Der Feuertod, auch „das lebendige Feuer“ genannt, wurde den Mordbrennern, Kirchenräubern und anderen schweren Verbrechern zuerkannt; manchmal wurde, bei besonders mildernden Umständen, dem Verbrecher ein Säckchen mit Schwefel, später mit Pulver, um den Hals gehangen, und so durch die Dämpfe desselben schnelles Ersticken verursacht; der Verurtheilte entging dadurch der Marter des lebendig Gebratenwerdens. Als ehrenvoller galt der Tod durch's Schwert oder durch die Axt (Beil); er infamirte den Verurtheilten wie dessen Angehörige nicht. Diebe wurden an den Galgen gehangen; besonders schwere Vergehen gegen das Eigenthum, Raub und Mord bestrafte man jedoch mit dem Rade, was eine gräßliche Todesart war, denn bei derselben zerbrach man dem Verurtheilten die Gliederknochen durch Keulenschläge, flocht ihn dann auf ein Rad und stellte so den Körper auf einer Stange auf. Gar oft lebte ein solcher Unglücklicher noch einen Tag und darüber auf dem Rade, und eine Milderung war es, wenn ihm entweder gleich anfangs oder doch vor der Flechtung auf's Rad der sogenannte „Gnadenstoß“ (ein Schlag, der die Brust oder den Hals zerschmetterte, so daß sofort das Leben endete) zuerkannt wurde. Neben diesen Todesstrafen aber wurden öffentliche Züchtigungen: das Brandmarken (Einbrennen eines Rades oder Galgens auf die Stirne oder Wange), Verstümmelungen von Gliedern, endlich bloße Ehrenstrafen: Pranger oder Einsperrung in den Narrenkotter (Käfig mit Gitter, in welchem der Delinquent auf öffentlichem Platze saß und von den Passanten „genarrt“, d. h. verspottet wurde). Vom Schupfen der Bäcker im Wasser oder Unrath wurde bereits gesprochen, ebenso von der Beißkatze für zänkische Frauen.

Für diese Letzteren gab es jedoch noch eine Strafe, das sogenannte „Backstein-“ oder „Flaschentragen“. Es war das Bestrafungsobject ein runder, in Form einer Flasche gemeißelter Schandstein, viele Pfunde schwer, aus Sandstein und mit einem eisernen Gehänge versehen, so daß derselbe der Verurtheilten um den Hals gelegt werden konnte. Der Strafe theilhaftig wurden solche Weiber, die durch Streit, Rauferei, Trunksucht u. dgl. öffentliches Aergerniß gegeben hatten. Diese Strafe wurde noch im 17. Jahrhundert angewendet. Noch heute bewahren einzelne Rathhaus-Museen derartige Strafwerkzeuge, welche der Galgenhumor früherer Tage auch „des Büttels Flasche“ nannte. Zeitweilig wurde dieselbe auch mit der Abbildung zweier keifender Weiber versehen; ringsum stand die Inschrift: „Wenn sich Mägd und Weiber schlagen — Müssen sie die Flaschen tragen“. (Bild Seite 479.) Hier mag auch des Umstandes Erwähnung geschehen, daß vor Jahrhunderten den männlichen Bewohnern Wiens von den Fremden der Spottname „Flaschelträger“ beigelegt worden, weil sie so zänkische Frauen gehabt haben sollen, daß die meisten derselben des Tragens der steinernen Flasche würdig gewesen wären; es ist jedoch diese Angabe — wir müssen es zu Ehren der damaligen schönen Wienerinnen erklären — eine vollkommen irrige. Die Bezeichnung „Flaschelträger“ gaben den Wienern allerdings die Fremden, aber deshalb, weil es denselben auffiel, daß

sie in den Straßen so vielen Personen begegneten, welche Weinflaschen trugen, was in einer so reich mit Wein gesegneten Gegend den Einheimischen so wenig absonderlich erscheinen konnte, als heutzutage die Dienstboten, welche zu allen Stunden des Tages erblickt werden, wo sie Getränke für ihre Herrschaft holen.

Als Orte, wo die verschiedenen traurigen Executionen vorgenommen wurden, sind zu nennen: die große Brücke beim Tabor für Ertränkungen; — auf den Deckeln eines noch vorhandenen alten Rent- und Gültenbuches der Wiener Stadtgemeinde findet sich unter anderen von gleichzeitigen Händen niedergeschriebenen beachtenswerthen Angaben auch die folgende: „Die 4. octobr do steckh (erstickte, ertränkte) man die frowu 1397"; was beweist, daß damals die Todesstrafe des Ertränkens oder des Erstickens (im Wasser, manchmal in Säcken) bei einigen straffälligen Weibern in Anwendung kam; — die Gänseweide bei Erdberg für das Verbrennen; das Viertheilen und Kopfabschlagen geschah am Hohen Markte, bisweilen auch am Schweinsmarkte (heute Lobkowitzplatz), die älteste Stätte für Galgen und Rad war die Höhe des Wienerberges, bei der Säule Spinnerin am Kreuz. Es muß jedoch auch eine solche Hinrichtungsstätte in der Roßau (Bezirk Alsergrund heute) gegeben haben, denn als König Mathias Corvin im Jahre 1488 das „Wiener Hochgericht", den sogenannten „Rabenstein" (weil sich die Raben um die Leichen der Justificirten sammelten), ausbessern ließ, erwähnte die diesbezügliche Stadtrechnung, daß eine Ausbesserung des Rabensteines „seit 1311 unterblieben war".

Im Jahre 1428 erhielt Wien bereits sein erstes Polizeigefängniß, welches das „Diebsschergenhaus" genannt wurde. Es verboten nämlich der Bürgermeister Niklas unterm Himmel und der Stadtrichter Hanns Steger, daß der „Hoher" (Scharfrichter) und der „Diebsscherg" (Strafverwalter) mit ihren Gesellen (Knechten) öffentlich auf den Märkten sammelten, sondern bestimmten ihnen für ihre Functionen ein gewisses Pauschale. Der Stadtrath kaufte ferner für sie das „hintere Frauenhaus hinter der St. Martinskirche" (heute Nr. 37, alt 175, im Tiefen Graben). Daselbst wurden die leichteren Uebelthäter in Verwahrung gebracht, auch widerspenstige Bettler darin festgehalten, weshalb das Haus auch die Bezeichnung „Bettlerkotter" erhielt. Jeder Stadtkämmerer gab dem „Diebsschergen" jährlich vierzehn Pfund Pfennige; dazu sollten fallen die zwölf Pfund, die weiland Stefan der Lange gegeben. Das brachte wochentlich ein halbes Pfund Pfennige, davon sollte er die Gefangenen speisen und selbst auch den „Hoher" in der Kost haben, gegen dem, daß dieser ihm die Hälfte gab, was er außer dem Burgfrieden oder auf dem Lande mit seiner Meisterschaft verdiente. Auch sollte dem Diebsschergen gebühren, was ihm von Fürbieten (Handel), von Hunden und anderen kleinen Gerichtswandeln zustand; dagegen sollte er weder an Plätzen noch an Straßen den Leuten lästig werden. Jeder Schergenknecht erhielt von dem Stadtkämmerer jährlich fünf Pfund Pfennige. Im „Frauenhaus" durften sie sich allesammt nicht blicken lassen und dort nichts zu gebieten, noch zu schaffen haben. Noch bis zum Jahre 1783 blieb dieses Gebäude das Polizei-Gefangenhaus, worauf das Amt und die Insassen in das leergewordene Siebenbüchnerinnen-Kloster in der Sterngasse versetzt wurden.

Es ist hier wohl am Platze, auch von den übrigen Gerichtsgebäuden zu sprechen. Darunter gehörte vor Allem die sogenannte Schranne, d. i. das Stadtgerichtshaus (Criminal, wie man heute sagt, der damalige peinliche Gerichtshof Wiens). Es befand sich auf dem Hohen Markte, an der Stelle des Hauses Nr. 5 (alt 545). Früher war es das alte Saithaus (für die Seiler, von Seid, Strick) und erhielt von den Handwerkerstühlen oder „Schrannen", welche vormals dort standen, den Namen Schranne. In diesem Hause hielt in alten Zeiten der Stadtrichter seinen Rath von Zwölfen (Justiz- und Criminalsenat).

Ging es um Leib und Leben, so saß der Stadtrichter allda öffentlich vor allem Volk am Söller (der noch Anfangs der Fünfziger-Jahre daran befindlich war, und zwar mit einer steinernen Statue, die Themis vorstellend) auf einem steinernen Richterstuhl, das Schwert der Gerechtigkeit in seiner Hand. Die Urtheile wurden meist sofort auf dem Hohen Markt vollstreckt, und zwar bei der daselbst befindlichen Gerichtssäule; es war dies eine einfache Säule, deren Knauf die Waage der Gerechtigkeit trug; sie befand sich auf der unteren Seite des Hohen Marktes. Anfangs befand sich die Schranne im sogenannten „Schönbrunnerhaus" (Nr. 8, alt 562, Tuchlauben), welches zugleich das Rathhaus war; im Jahre 1325 wurde sie auf den Hohen Markt (Haus Nr. 13, alt 525) übersetzt. Da sie hier 1437 abbrannte, erfolgte ihre Uebersetzung auf die andere Seite des Platzes; dieser Neubau wurde im Jahre 1441 vollendet; es war ein mit hohem Giebel versehenes einstöckiges Gebäude mit einer von außen angebrachten Stiege, welche von der unteren Seite des Platzes aufstieg, und einem mit Verkaufsgewölben besetzten Laubengang (bedeckter, vor der Witterung verwahrter Säulengang, wie solche noch theilweise an Wiener Gebäuden, Neumarkt u. dgl., ersichtlich). Der daselbst befindliche Pranger wurde 1435 errichtet, er war aus Holz und wurde später (1455) durch einen steinernen ersetzt.

Die hier beigegebene Abbildung (Seite 505) zeigt die Stadt-Schranne mit ihrer Häuserumgebung, welche einer weiteren Erörterung unterzogen werden muß. Das mit der Nummer *1* versehene Gebäude ist die Schranne mit dem verhängnißvollen Balkon. — *2*, das sogenannte „Leinwandhaus" (heute Nr. 4, alt 544); dasselbe gehörte dem Bürgerspital und war eine Art Börse der Leinwandhändler, welche bei Antritt ihres Geschäftes dahin eine Abgabe zahlen mußten, wogegen sie die Bewilligung erhielten, im Leinwandhause ihre Waaren feil zu bieten. Es bildete die Ecke eines schmalen Gäßchens: *3*, das Linnengassel genannt, heute als Vorlaufgasse dem Andenken des wackeren Bürgermeisters gewidmet und vom Hohen Markt in die Landskrongasse führend. — *4*. Dieses Haus trug den Schild „zum silbernen Hänslein", und zwar von einer wunderlichen Vorstellung, die mit einem breiten Steine verbunden war, weshalb auch später das Haus (heute Nr. 2, alt 543) zum „breiten Stein" genannt wurde. Das Wort „Hänsen" bedeutete, Jemand in eine „Hanse" (Gesellschaft) aufnehmen. Es war aber sehr oft eine solche Aufnahme von gewissen lächerlichen, ja oft grausamen Gebräuchen begleitet, die man gar bald für das Wesentliche der ganzen Sache zu halten anfing, und es wurde für die Ceremonie der noch heute gangbare Ausdruck hänseln gewählt, welcher damals bedeutete, daß man mit gewissen lächerlichen Gebräuchen Jemand zu etwas einweihe; heute ist damit ein gewisses Verspotten, der Lächerlichkeit preisgeben, gemeint. Die Begierde zu „hänseln" ging zuletzt so weit, daß man selbst fremde Reisende, wenn sie zum ersten Male in die Stadt oder Ortschaft kamen, diesen Gebräuchen unterwarf, wenn sie sich nicht von denselben loszukaufen vermochten, wie z. B. Seefahrende, wenn sie zum ersten Male unter die Linie kommen, noch heute der „Aequatortaufe" ausgesetzt sind. Bei den Handelsbediensteten bestand das „Hänseln" darin, daß sie den Sitztheil des betreffenden Neulings derb an einen großen Stein stießen. Diese Scene nun war bildlich an dem Hause angebracht und verschaffte ihm den Namen. Heute zeigt das neue, an derselben Stelle errichtete Gebäude über dem Mittelfenster des ersten Stockwerkes ein Basrelief, vorstellend in Vergoldung einen Pelikan (oder Phönix), der mit seinem Herzblute seine Jungen ernährt, darüber die passende Inschrift: „So nährt die Mutter".

Da der Hohe Markt, als ältester Marktplatz Wiens, von jeher seinen Vorrang unter allen Verkaufsplätzen behauptete, war er nicht nur der belebteste Platz, sondern auf ihm vereinigte sich eine große Anzahl von verschiedenartigsten

zu Erwerbszwecken dienenden Gebäuden. So sehen wir: *5*, das Schrem- (Kram-) Haus, schon 1391 so genannt; *6*, das Krechsen-Haus, bei welchem elf „Chremen" (Verkaufsstände) bestanden und welches daher seinen Namen führt, weil es der Aufbewahrungsort der „Krechsen" (Kraxen, Tragkörbe für Marktwaare) gewesen. — *7*, Haus, genannt der Thurm, und zwar von der eigenthümlichen Gestalt seines Eckgiebels. — *8*, bildete eine kleine Erhöhung des Platzes, welche der Hühnerbühel (Hügel, auf welchem der Hühnerverkauf statt hatte) hieß. Es ist aber nicht richtig, wenn vermeint wird, als wäre hier der Hohe Markt durch das alte Stadtthor „am Weinberg" zu schließen gewesen. Zu dieser Meinung veranlaßte wohl nur der Umstand, daß bis in die neueste Zeit an der Ecke des Hauses mit der Nummer 2 (Salvatorgasse, alt 447) die Tuchhandlung „zum Weinberg" sich befand. Das Thor aber, welches in einer Aufzeichnung vom Jahre 1458 erwähnt wird, ist jenes am Katzensteige, und der Zusatz bedeutet „bei dem Weinberger" (dem Hausbesitzer), folglich eine Person und nicht einen Ort. — *9*, das enge Gäßchen, wo man ebenfalls Federvieh feil hielt, trug den Namen Hühnergäßchen. — *10*. Das Schmer-Haus, auch Schmergrübel genannt, erhielt den Namen von dem Schmalzhandel, der da getrieben wurde. — *11*, deutet den Platz an, wo die frühere Schranne gestanden. — *12*. Hier stand das Ziegelhaus, woselbst der Verkauf von Backsteinen statt hatte. — *13*. Das Riemhaus; hier wurden Riemerwaaren feilgeboten. Schon 1382 kommt in den Stadtbüchern an derselben Stelle der Verkauf einer Tischstatt (Verkaufsbude) eines Riemers vor. — *14*, hier lag der „Silberbühel", dessen Benennung nicht so sehr von dem Umstande herrühren mag, daß etwa daselbst die Wechsler ihre Tische hatten, sondern viel eher von einem der Hausgenossenschaft der herzoglichen Münzer zugehörigen Hause. Schon im Jahre 1350 genehmigte Herzog Albrecht II. ausdrücklich, daß während der Fasten die Fischer in Wien das Recht haben sollen, einen Hausenwagen am „ober Tail des münserhauses an den wentchremen" und einen „innerhalb des münsertor" aufzustellen. Wenngleich nun damals sich die Hauptmünze am Hof befand, so mußte nach dem Umstande, daß der Silberbühel gegen den Fischhof zu lag, wie daß auch die Münzerstraße (Bauernmarkt) ihren Namen von dem dort befindlichen Münzerhause erhielt, auch auf dem Hohen Markt ein derlei Münzergenossenschaftshaus bestanden haben. Zudem erscheint noch im Jahre 1384 Herr Michael der Wendtchremer als Münzmeister und später als Bürgermeister.

Die ganze linke Seite des Hohen Marktes, von der Judengasse gegen die Krebsgasse, hieß „untern Wentchremen" (Gewandkram). Nach der Meinung Einiger soll diese Benennung ihre Erklärung in dem Schiedsspruche des Herzog Albrecht's V. finden, den er im Jahre 1432 zwischen den Kaufleuten und Krämern that, wo es heißt: „Wenn so die Kaufleut in ire Gewelbe alle die klain Ding verkauffen, die vormals die Wendkremer und die am Lichtensteg hinein verkaufft und gehandelt"; daraus will man die Ueberzeugung schöpfen, es wären unter „Wendchremen" die heutigen Nürnberger-Handlungen verstanden gewesen. Dem ist aber nicht so. „Das Wand" hieß im Altdeutschen ein Gewebe, besonders ein wollenes Gewebe, und man bezeichnete derartig auch die daraus bereiteten Kleidungsstücke (daher auch die Benennung Gewand, Leinewand). Es mögen daher diese Wandkrämer viel eher mit den heutigen Zwirnhändlern identisch sein und den ganzen kleinen Kram dieser, wie Joppchen, Strümpfe, Bänder u. dgl., auf dem Lager gehabt haben. Schon 1633 heißt diese Gegend: „genannt unter den Wendchremen", ein Zeichen, daß diese Art Krambuden damals in der Wirklichkeit nicht mehr dort standen. Im Jahre 1790 in der Gewähr des an Stelle von zwölf kleinen Häusern erbauten, nun Sina'schen Gebäudes (heute Nr. 8 und 9, alt 510 bis 512) kommt diese Ortsbezeichnung zum letzten Male vor. Die Stelle ist auf dem Bilde mit *15* bezeichnet.

Nummer *16* bezeichnet den oberen Theil des Hohen Marktes, er hieß „unter den Scherläden oder Scherlauben", von den Tuchscherern und Tuchhändlern, welche daselbst auch ihre „Grüblein" und Gewandkeller hatten. Er lief parallel mit den Tuchlauben. — *17* ist das rückwärtige der beiden aneinander gebauten freistehenden Häuschen — der städtische Fischbrunnen, aus welchem die Fischverkäufer das Wasser holten und hierfür eine Abgabe zu zahlen hatten. Der Platz hierzu war bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts mit einer besonderen Mauer umfangen, welche erst 1616 sammt den alten auf dem Platze stehenden Lindenbäumen (auf der Abbildung ersichtlich) weggeräumt wurde. Zum Behufe des für den Fischmarkt nöthigen Wassers bestand das freistehende Brunnenhaus mit einem Pumpbrunnen. (Nach der Verlegung des Fischmarktes wurde dasselbe zur Wachstube benützt für Jene, die als Nachtwächter die Stunden abzurufen und die Nachtschwärmer und Tumultuanten einzuführen hatten. Es bestand bis 1801, wo es zum Behufe der freien Aussicht von dem Besitzer des gegenüberliegenden Hauses angekauft und abgerissen wurde).

Die Kanzel in der Stefanskirche. (Seite 473.)

Es ist hier zu bemerken, daß das Wasser unseren Voreltern für heilig galt, und daß diese Vorstellung die Veranlassung gab, daß an Flüssen, Bächen, Brunnen und Teichen Gericht gehalten wurde. Es sind zahlreiche Orte nachzuweisen, wo an Brunnen und Bächen Gericht gehalten wurde. In uralter Zeit setzte der Richter, sobald er den Rechtsspruch that, seinen Stuhl in das Wasser und stellte den einen Fuß in dasselbe, den andern auf das trockene Land. Es sollte damit wohl angedeutet werden, daß der Rechtsspruch zu Wasser und zu Lande Giltigkeit habe.

Das vordere Häuschen (*18*) war der bereits erwähnte Narrenkotter; ein öffentliches Gefängniß, das durch Eisenstäbe Einblick in sein Inneres gewährte, und in welches Jene gesperrt wurden, welche von der Schaarwache nächtlich vagirend und rumorend angetroffen wurden, aber auch Gotteslästerer, Flucher und schamlose Dirnen. Das Volk sammelte sich dann vor den Stäben und „narrte" (verspottete) die Eingesperrten, daher der Name, welcher etwa ein „Pranger zum Jux des Volkes" genannt werden kann.

Nummer *19* zeigt die mit einer Mauer eingefriedete Stelle, wo die zwei stattlichen Linden standen, d. i. den Alten Fischmarkt auf dem Hohen Markte, an welchen noch der „Fischhof" (Häusercomplex 1 bis 10, alt 332 bis 335, 338, 339, 351 und 352) erinnert. An gleicher Stelle bestand auch der „Kreußen-" (Krebsen-) Markt. — Nummer *20* ist die Stelle, wo die Häringer (Häringhändler) und Ganster (Gänseverkäufer) ihre Waare feil hatten. — *21* und *22* bezeichnen die Tuchlauben, die uralte Verkaufsstelle des wichtigen Gewerbes der Tuchmacher. Man unterschied die „kurzen Tuchlauben", von der Schranne bis zur Landskrongasse, und die „langen", von da an bis zum Schönbrunnerplätzchen hinvor. — *23*. Der Pranger, von welchem bereits die Rede war, mit seinem Halseisen für kleinere Vergehen, aber auch die Stätte, an welcher die Executionen der hochnothpeinlichen Justiz mit allen Schauerlichkeiten vor sich gingen, wie: das Abschneiden der Ohren und Zunge, Aufschlitzen der Nase, Abhauen der Finger oder Hände der Meineidigen und Kirchenräuber, Zwicken der Körperseiten der

Abgeurtheilten mit glühenden Zangen, Brennung von Galgen und Rad auf Stirn und Wange u. dgl. Hier wurden auch die Schillinge öffentlich abgestrichen, die „Urphed" (Schwur zur Entsagung aller Rache) geleistet, den Weibern der „Pachstein" (bereits beschriebene Steinlast, die bis zum Ende des Burgfriedens getragen werden mußte, Bild Seite 479) aufgeladen.

Handel und Gewerbe, vornehmlich die Bäder, Mühlen u. dgl.

Herzog **Albrecht** entwickelte bereits schon im Anfange seiner Regierungsthätigkeit regsten Eifer, um dem Wohlstande der Stadt, welcher in der Zeit der vorausgegangenen Wirren auf's schwerste gelitten hatte, wieder emporzuhelfen. Es ist fast kein **Gewerbe** in Wien, das nicht neue oder doch revidirte und verbesserte Satzungen aus seinen Tagen aufzuweisen hätte. Im Sommer 1412 erneuerte er den Wienerischen **Fischerbrief** und regelte die **Donaufischerei**, welche durch willkürliches Ausbeuten mit schädlichen Fangwerkzeugen erheblich gelitten hatte, „so daß kein edler Fisch zu seinem rechten und echten Gewächs (Wachsthum) nimmer kommen möge". — Am 2. März 1413 wurde die **Wassermauth** am Rothen Stein zur Erleichterung des Wiener Handels aufgehoben. In denselben Jahren erließ er **Weingarten-Ordnungen** und hob das Institut der Weinmeister auf.



Hanns Buchsbaum. (Seite 472.)



Im Jahre 1416 bestätigte er eine neue **Apotheker-Ordnung**. In jener Zeit stand die Einrichtung der Apotheken, ihre unmittelbare Beaufsichtigung und Ueberwachung der medicinischen Facultät zu, und die Apotheker gehörten zu jenen Bürgern, welche der Universität unterstanden. Schon 1405 war beschlossen worden, daß ohne besondere Erlaubniß keine Apotheke errichtet werden dürfe, und daß die mit Bewilligung der Facultät bestehenden alljährlich durch den Dekan und zwei medicinische Doctoren untersucht, und daß starke Arzneien nur nach der genauen Vorschrift der Doctoren der Facultät bereitet werden sollen, und zwar von den Apothekern selbst, welche zur Ausübung der Kunst bestätigt befunden und dazu ermächtigt worden; bald darauf wurde verboten, daß die Apotheker selbstständig ohne ärztliche Vorschrift Arzneien verabreichten, dieselben willkürlich taxirten, oder überhaupt sich mit Ausübung ärztlicher Praxis befaßten; die Dawiderhandelnden sollten dem Stadtrathe zur Bestrafung angezeigt werden. Wenige Jahre später (1412) wurden Bestimmungen in Bezug auf den **Gifthandel** getroffen; es war nur den Apothekern gestattet, Gifte oder andere der Gesundheit leicht schädliche Substanzen zu verkaufen; zugleich aber wurden dieselben strenge angewiesen, bei der Ausgabe starker Arzneien mit aller Aufmerksamkeit und Vorsicht zu Werke zu gehen; sie wurden dabei für jedes Unglück, das etwa aus ihrer Nachlässigkeit

entstünde, verantwortlich gemacht. Im Jahre 1416 wurden in Folge eines Facultätsbeschlusses alle die Verordnungen, welche die Apotheker betrafen, dem Herzoge zur Genehmigung eingeschickt, worauf dieselben von ihm bestätigt wurden.

Im Jahre 1417 erließ Herzog Albrecht eine neue Weingarten-Ordnung und 1422 ein Regulativ über den Weinschank. Darin wurde der Geistlichkeit wohl die Erlaubniß zum Ausschank gegeben, aber sie wurde verhalten, solches „bescheidentlich" zu thun, nicht mit Fässern, an ungezogene Leute, mit Lärm und Unfug; auch sollten sie zum Wein kein Frühstück oder sonstiges Essen geben. Die Geistlichkeit darf die Weingärten, die sie besitzt, mit Lehensbewilligung vertauschen, neue aber nur mit Beistimmung des Rathes erwerben, und sie muß von diesen alle Lasten und Abgaben tragen. Im Jahre 1417 stellte der Herzog die Grenzlinie zwischen Kaufleuten und Kleinkrämern genau fest; er gab einen Tarif, laut welchem die Waaren bezeichnet wurden und bis zu welchem Gewichte von beiden Kategorien gehandelt werden durfte. Confect von Venedig einzuführen war nur zum Hausbedarf erlaubt und nicht zum Handel, der nur den Apothekern eingeräumt wurde. Blos die Kaufleute dürfen nach Venedig fahren, nicht aber die Krämer; diese müssen von jenen die Waaren abnehmen. Mit Sammt und Damast können sowohl die Krämer nach der Elle, als die Kaufleute handeln. Das Waghaus bleibt unter gemeinsamer Aufsicht der Kaufleute und Krämer; sie wählen die vier Wäger und Unterkäufel und lassen sie vom Rathe bestätigen. Im Jahre 1418 gebot der Herzog, daß „Taufeln" (zusammengeleimte Bretter, Wandbekleidungen aus Holz) und „Böden" nicht nach Ungarn verführt werden dürfen, „deß wir und unser Land groß Schäden nehmen". — Im Jahre 1421 wurden alle Innungsversammlungen außer dem Rathhause, wozu der Rath einen oder zwei aus seinem Mittel abzuordnen hat, strenge verboten.

Eine der wichtigsten Ordnungen war jene für die Bader. Bevor jedoch über dieselbe eingehender zu sprechen ist, muß überhaupt das Badewesen näherer Betrachtung unterzogen werden.

Die Geschichte der Bäder und Badeanstalten in dem alten Wien reicht zurück bis in die Zeit, wo die Ostmark unter der Gewalt der Römer stand. Die Römer waren dem Gebrauche warmer Bäder so leidenschaftlich zugethan, daß sie überall, wo sie hinkamen, solche errichteten, nachweisbar auch in ihrer Pflanzstadt Vindobona, dem heutigen Wien, was bereits seiner Zeit erläutert wurde. Diese römischen Badestuben lagen daher unmittelbar am Ufer der Donau, von welcher in jener Zeit ein Arm über den Salzgries lief, zu welchem im frühen Mittelalter noch vom Hohen Markt aus der sogenannte Katzensteig hinabführte.

Von den Römern lernten die alten Deutschen, welche viel abgehärteter waren und sich nur in den kühlenden Wellen der Ströme und Seen badeten, endlich auch die warmen Bäder kennen. Von da an hielten sie es für eine Pflicht der Gastfreundschaft, dem müden Wanderer ein Bad zu bereiten; man badete, wenn man von einer Reise, einer Gesandtschaft heimkehrte, es zogen Braut und Bräutigam vor und nach der Hochzeit mit großem Gefolge nach einer öffentlichen Badestube, und bald machte sich bei solchen Gelegenheiten ein derartiger Luxus bemerklich, daß die Gesetzgebung diese Hochzeitsbäder beschränkte, ja sie endlich ganz untersagte.

In Wien bestanden bereits im 12. Jahrhundert Badestuben, nach und nach kam aber der Gebrauch von Bädern ab, weil man sie allgemein eher für schädlich als für nützlich hielt; erst als im 13. Jahrhundert die Krankheit des Aussatzes überhandnahm, erkannte man (wie schon seiner Zeit erwähnt worden), daß nur das Baden dem gräßlichen Uebel einen kräftigen Damm entgegenzusetzen vermöge, und von da an vermehrten sich rasch die Badestuben. Diese wurden in den meisten Klöstern und öffentlichen Gebäuden angelegt und, nach frommer Sitte jener Zeit, den Armen umsonst gegeben; ja, es bildete sich dies zu einer eigenen Art von

unterstützung aus, und man verband mit der Gewährung des Bades noch
:pende von Brot, Bier und Salz. Das Baden kam so in Flor, daß man
ıander Geschenke an Badekleidern machte und diese Geschenke sogar als galante
rksamkeitsbezeigungen betrachtet wurden. Der Gebrauch, nach welchem der
:gam am Vorabende der Hochzeit von der Braut ein Badehemd bekam, hat
ıch heute in manchen Gegenden erhalten.

Die öffentlichen Badestuben bestanden indeß damals nur aus zwei feuchten
n, dunklen Kammern, in deren einer das männliche, in der zweiten das
he Geschlecht badete, schröpfte und zur Ader ließ. Am Samstag jeder Woche
die Badeknechte in das Horn und zogen mit „klingenden Pfannen" (türkischen
, Tschinellen) durch die Straßen, um das Volk zum Baden aufzufordern,
ıit ihnen trieben sich schaarenweise die „fahrenden Weiber" herum, die in den
uben dann Einkehr hielten. So waren denn auch die Besitzer solcher Stuben,
h die Bader, wegen ihres Handwerks verrufen, und ein Geschichtsschreiber
ganz trocken die Badstube ein „Freß-, Sauf- und Luderhaus".

Die Bader, auch balneatores, Stübner, Stuber genannt, hatten sich in
schon frühzeitig in eine besondere Innung (Zeche) vereinigt, aber erst Kaiser
;el (nicht gekrönt) machte sie zünftig und „ehrlich". Viele meinen, es wäre
ı Folge seiner Rettung aus der ersten Gefangenschaft durch eine Bademagd
en, allein dies ist unrichtig. Es hatte vielmehr ein Bader den Kaiser einst
hwerem Leiden curirt, das der Bemühungen aller Aerzte gespottet, worauf
r Bader als einzigen Lohn erbat, an einem Tische mit dem Kaiser sitzen
us einem Glase mit ihm Wein trinken zu dürfen, wodurch er und seine
jenossen „ehrlich" gemacht würden. Der Kaiser gewährte die Bitte.

Das anfängliche Geschäft der Bader war nur die Handhabung des „Zwagens"
jens) von Leib und Kopf, dann aber kam auch dazu das Scheeren der Bart-
ɔpfhaare, das Aderlassen und Schröpfen, und dies ist der Ursprung der volks-
chen Benennung „Bader" für die Wundärzte. Im Jahre 1421 erhielten die
r Bader ihre erste geschriebene Ordnung; nach derselben durften sie ihr Ge-
das sind Stubenheizer, Holzträger, Bademägde, Badewärter (diese im Volks-
schon sehr frühe „Badwaschel" geheißen) nur zu zwei Zeiten im Jahre,
ı und Michaeli, dingen; sie waren ihrem Zechmeister vollen Gehorsam schuldig,
die strengste Verpflichtung, die Diebe, welche sie in einer Badstube auf der
ertappten, dem Stadtrichter zu überliefern, und geschah dies im Dienstver-
se, so konnte der Thäter, wenn ihn auch der Richter frei ließ, nicht mehr
andwerke geduldet werden. In früherer Zeit wurde der Dieb in Bädern
ɜarius genannt) gleich einem Heiligthumschänder mit dem Tode bestraft, denn
äder galten, als Orte des öffentlichen Vertrauens, für unverletzlich.

Im Jahre 1429 gebot der Stadtrath den Badern, sich ausreichend mit
holz zu versehen, die Vorräthe jedoch außerhalb der Stadt „an einem Ende"
enen Ort) aufzubewahren, und in ihren Stuben nicht mehr Holz zu führen,
r einen Monat nöthig war. Weiterhin wurde der Bader verpflichtet, bei Aus-
eines Feuers mit dem Gesinde sofort beim ersten Glockenschlag auf die
stätte zu eilen und Wasser mit eigens bestimmten „Schäffern" herbeizutragen.
r mußten auch jene Bader, die das Meisterrecht erhielten, je ein Pfund
ge in die Zechlade zahlen, „darum harnasch (Harnische) zu bestellen sind, also
e Stadt, wenn es noth würde, damit desterpas (destobesser) dienen (verthei-
mögen".

Was die Orte anbelangt, in welchen Badestuben lagen, ist da vorzüglich
egend des Stubenthores zu nennen, welches auch daher seinen Namen führt;
sehr früh gab es da eine Straße inter balneatores (unter den Badern)
ıt. Im 15. Jahrhundert bestanden in der inneren Stadt folgende Badestuben:

Die Stuba in der Wollzeile (heute Nr. 11, alt 775), im Jahre 1396 im Besitze des Patriziergeschlechtes der Tirna; beim Umbau des Hauses, im Jahre 1750, war dies noch die letzte, in Wien befindliche Badestube. — Die Perlabin oder Perliebbynne (wohl von „Perle", d. i. ein mit Löchern versehenes Bret zum Aufsteigen der Wasserdämpfe), auch das Rothgassel-Bad genannt (heute Rothgasse Nr. 12, alt 645). Es gehörte 1386 dem Friedrich von Tirna, 1541 dem bekannten Laszla von Edlasperg, wurde später in das Haus zu den drei Raben verbaut. — Das Hafner-Bad (heute Hafnersteig Nr. 5, alt 720), dem Bader Mathias Viester gehörig. — Das Bad auf der hohen Brucken (Wipplingerstraße Nr. 35, alt 148) im Armen-Institutshaus; es war bis 1740 im Betrieb. — Die Badstube auf der Stetten (Marienstiege Nr. 1, alt 366), gehörte 1345 Jans dem Greif, an der Stelle steht heute das Redemptoristenkloster. — Die Stube an der Mörung (Canal) beim Rothen Thurm (Rothenthurmstraße Nr. 25, alt 644); es gehörte 1351 dem Hanns Murr. — Die „Wunderburg" im Elend, 1314 dem jüdischen Bader Liebmann gehörig. Die Benennung mag von ähnlichen Umständen herstammen wie die Bezeichnung „Wunderhof" für den Versammlungsort (Herberge) der Bettler, wovon später gesprochen wird. — Das Kanzleibad im Brunngäßchen (heute Nr. 1, alt 264), gehörte 1420 dem Georg Guttauer. — Der Herzogin Badstuben, später Neubad, in der Naglergasse (heute Nr. 6, alt 289 in der Neubadgasse), welches 1414 dem Bader Ulrich Nagel gehörte; stets eines der besuchtesten und vornehmsten, Ende des 17. Jahrhunderts aufgelassen. — Das Rörenbad in der Currentgasse (heute Nr. 8, alt 406), früher im „kleinen Ofenloch", schon 1398 existirend. — Das Himmel-Porten-Bad (heute Himmelpfortgasse Nr. 6, alt 965), schon 1365 daselbst, gehörte 1460 dem Wiener Bürgerspital. — Das Schilcherbad am Roßmarkt, später Stock-im-Eisen-Platz (heute Nr. 7, alt 623). — Die Urbetsch-Stube, dem Bürgerspital gehörig. — Das Seelbad im Auwinkel (heute Dominicanerbastei Nr. 13, alt 664). Es ist in Erinnerung zu bringen, daß die sogenannten „Seelhäuser" Stiftungen waren, deren eigentlicher Zweck die Förderung des Heils der Seele war. Dabei verband man aber auch die Stiftung von „Seelbädern", d. h. Badstuben zum unentgeltlichen Gebrauch der Armen, damit durch diese Wohlthat die Seele des Stifters einst von den Sünden des Lebens erlöset werde. Solche Stiftungen wurden von den Mönchen verwaltet. Die Badstube am Schweinmarkt (heute Lobkowitzplatz Nr. 2, alt 1101), dem Wachsgießer Hanns Miltenberg gehörig, von diesem 1434 an das Dorotheenkloster verkauft.

Sonst befanden sich noch Bäder in den verschiedenen Vorstädten, besonders vor dem Schottenthor im oberen Werd (Roßau); als ältestes erscheint das „Kaiserbad" (unterhalb der Augartenbrücke am Franz Josefs-Quai), welches noch heute als berühmtes Badhaus besteht. Die Cistercienser-Nonnen zu St. Maria Magdalena an der Schottenpoint hatten ihr eigenes Bad im Kloster, sie mögen indessen gerne auch die öffentlichen Badestuben besucht haben, denn als Leonhard, Prior der Karthause Mauerbach, Eberhard, Official des Passauer Hofes, und der Schottenprior Johann 1434 in das Kloster gesandt wurden, dasselbe zu visitiren, befahlen sie, „daß eine jede Jungfrau, die aus dem Kloster von vernünftigen Sachen etwas zu schaffen hat, ungeweilt sich nimmer sehen noch finden laß. Daß auch keine aus dem Kloster gen Bad gehen soll; aber in dem Kloster soll man das Bad zu Zeiten nach Nothdurft heizen, und sollen darin und ausgehen, als das Kloster-Jungfrauen ziemlich ist und wohl ansteht. Item in Gegenwärtlichkeit der Mannen sollen sie ihre Augen nicht in Unschämigkeit hin- und herwerfen (kokettiren) und sollen dabei ihne halten, als der Gottesdienerinnen wohl ziemlich ist. Es soll auch Keine zu der Porten an Urlaub gehen, noch mit Fremden an Urlaub daselbst reden. Item die Thür, die da geht aus dem Freithof in den

Kreuzgang, soll man vermauern, und soll vermauert bleiben, weil sie zu jungfräulicher Bewahrung nicht eine fügleiche (passende) Thür ist."

Man sieht, daß unsere Altvordern in Beziehung auf die Leibesreinigung gar sorgsam waren; Arm und Reich versäumte, wo es nur immer anging, eine wochentliche Säuberung im Bade nicht, so daß das Sprüchlein gang und gäbe wurde:

„Wiltu ein Tag fröhlich sein,
Geh in's Bad.
Wiltu ein Wochen fröhlich sein,
Laß zur Ader.
Wiltu ein Monat fröhlich sein,
Schlacht ein Schwein.
Wiltu ein Jahr fröhlich sein,
Nimm ein jung Weib."

Die Art des **Badens** war zweierlei; entweder das eigentliche Waschen in Wannen, damals „Zuber" (von Dubbe, tief) genannt, mit „lebwarmen" (lauem) Wasser, oder das beliebtere Schwitzbad, in welchem man, wie in den jetzigen Bädern gleicher Art, entkleidet, in künstlich erwärmten Stuben die Transspiration hervorrief und zu diesem Behufe von der Dienerschaft, meist Mägden, mit dem „Wadel" (Reibbündel aus Birkenreisig in Gestalt eines buschigen Schweifes) frottirt wurde, worauf Begießung mit Seifenschaum und Abwaschung erfolgte. War man von der Operation ermüdet, so standen Ruhebetten bereit, auf welche man sich nackt hinstreckte. Endlich gab die Gewandhüterin die in Verwahrung gebrachten Kleider wieder heraus, und damit war die Procedur zu Ende.

In jener Zeit, wo durch den gemehrten Verkehr mit dem Morgenlande Hautkrankheiten aller Art die Menschen bedrohten, waren die Badestuben eine große Wohlthat, sie wurden aber bald mißbraucht, wie dies zu allen Zeiten mit den nützlichsten Einrichtungen der Fall ist. Es wurden die Badestuben zu Zechorten, Rendezvous und noch Aergerem benützt, auch das gemeinschaftliche Baden der Männer und Frauen hatte viel Uebles im Gefolge, und so kam es, daß die Badhäuser allmälig in üblen Geruch kamen und die Moralisten dagegen zu eifern begannen. Im 15. Jahrhundert muß das Baden auf eine äußerst unanständige Weise gehandhabt worden sein, denn es verordnete der Stadtrath, daß die Bader ihren Gästen Schürzen zu verabreichen hätten.

Die Moralprediger wirkten indeß mit wenig Erfolg; die Badstube blieb für die Masse ein Bedürfniß und Lieblingsort, und wenn ein Bader nach der Sitte der Zeit seine Knechte in die Gassen aussandte, wo sie auf langen Kuhhörnern bliesen und ausriefen, daß das Bad gehitzt werde, so lief man von allen Seiten dem Badhause zu, nachdem man sich schon zu Hause entkleidet und nur mit dem Badmantel bedeckt hatte, um ja schnell genug das erwünschte Labemittel zu genießen. Uebrigens wurde der Gebrauch der Bäder für so nöthig erachtet, daß Niemand den Ritterschlag erhielt oder in einen Orden aufgenommen wurde, welcher nicht früher gebadet hatte; in dieser Beziehung galt das Bad auch als Symbol der Reinigung der Sitten von etwa anhaftendem Schmutze. Dieser letzteren Gepflogenheit verdankt nebenbeigesagt der englische Bath (Bade)-Orden, welchen König Richard II. im 14. Jahrhundert gestiftet, seinen Ursprung; es erhielt keiner der Bath-Ritter die goldenen Sporen, bevor er nicht nachwies, sich gebadet zu haben.

Von den Bädern werden mehrere gangbare Sprichwörter abgeleitet. So soll von dem Geschwätze der Bader, womit sie ihre Gäste zu unterhalten suchten, die Bezeichnung **Salbadern** herrühren. Nach der Meinung Anderer, soll dieselbe jedoch von den „Seel-Bädern" abgeleitet sein. Es fanden sich nämlich unter den Betheiligten auch Leute ein, welche viel gelehrtes und ungelehrtes Zeug bei den

gestifteten Mahlzeiten, vornehmlich in politischer Hinsicht, schwatzten. Besonders soll ein Mönch, der kein großer Kanzelredner war, solche Stiftungsgastmähler benützt haben, um belehrende Vorträge zu halten; so oft er aber in seiner Rede stockte, die den meisten Zuhörern unverständlichen lateinischen Flickworte: „Benedictus sit Salvator noster (Gesegnet sei unser Erlöser)!“ angewendet haben, weshalb nach einem durch diese Worte oft unterbrochenen Vortrage, die Zuhörer zu sagen pflegten: „Heute hat der Pater wieder viel gesalvatert!“ woraus dann der Ausdruck salbadern gebildet wurde. Am richtigsten dürfte wohl die folgende Meinung sein: Es stammt der Ausdruck, gleichwie das Wort „Solöcismus“ (grober Sprachfehler) seinen Ursprung von der cilicischen Stadt Soli hat, von der sächsischen Universitätsstadt Jena an der Saale, ist aber auch hier mit einem Bade in Verbindung. Vor dem dortigen Saal-Thore lag an der Mühllache ein Badehaus. In diesem lebte (um 1620) ein Bader, Namens Hanns Kranich, ein lustiger Patron, der Soldat gewesen war, dessen Einfälle, Späße und wortreiche Erzählungen sehr gefielen, was ihm viele Kunden herbeizog. Weil er aber viel sprach, und zwar Alles, was und wie es ihm einfiel, durcheinander, so wurde bald in Jena seine Vielrederei, sein Durcheinanderwaschen der entgegengesetztesten Dinge „Saal-Baderei“ genannt und somit zum weitverbreiteten Sprichworte.

Eine zweite Redensart ist „Einem ein Bad bereiten“. Diese stammt von der mittelalterlichen Gepflogenheit, besonders von Seite der slavischen Fürsten, edle aber verirrte Jünglinge zu sich in's Bad zu nehmen, ihnen dort Lehren zu geben, sie aber dabei mit einer Ruthe eigenhändig zu züchtigen, worauf sie, mit einem neuen Kleide angethan, nach Hause geschickt wurden. Diese Sittenlehre im Bade hatte auch die moralische Bedeutung der Seelenreinigung vom anhaftenden Schmutze.

Zu bemerken ist noch, daß schon in frühesten Zeiten das „freie Baden in der Donau“ und ihren Seitenarmen verboten war, stets jedoch (bis in die neueste Zeit) ohne Erfolg. Im Jahre 1633 wurde ganz besonders verfügt: Der Stadtrath und die Richter in den Vorstädten sind beauftragt, dem Uebelstande, „daß sowohl im untern als obern Werd (Leopoldstadt und Roßau) eine Zeit hero viel Junge leut im Fürwiz sich des Abkühlens und Badens in der Thonau, woll auch in bezahlter weiß gebrauchen, darüber vielleicht aus ihren dabei verübter muthwillen und unverschambtheit, durch den gerechten Zorn Gottes ertrünkhen, sorgsam zu steuern und die dawider Handelnden zur Strafe zu ziehen“. Die erste regelrechte Kaltbadeanstalt zu besitzen, war erst dem Zeitalter Kaiser Josef's II. vorbehalten.

Es ist uns endlich eine ungemein anziehende Schilderung aus dem Leben und Weben in den Gesundheits-Badeorten des deutschen Mittelalters aufbewahrt geblieben, welche hauptsächlich die schönen Frauen in's Auge faßt und daher heute besonders interessiren muß. Dieselbe lieferte der hochgelehrte Poggio Bracciolini, der Schöngeist und Satyriker von Florenz, wo er 1459 starb.

Inmitten der Villa — spricht er — welche zum Gebrauche der Badenden erbaut ist, befindet sich ein großer Hofraum, umher allerlei Häuser zur Aufnahme der Badegäste. Einzelne Häuser haben ihre Bäder zum Privatgebrauch, es werden aber auch mehrere öffentliche und besondere Bäder gezählt. Doch giebt es auch öffentliche und von allen Seiten offene Bäder für das gemeine Volk, wo Frauen und Männer, Mädchen und Jünglinge, Alles zusammen, wer da will, sich einfindet, so daß nur im Innern ein Pfahlwerk die Friedlichen scheidet. Es war komisch, da alte hinfällige Frauen und junge Mädchen fast gewandlos hineinsteigen zu sehen. Doch mußte man deren Sitteneinfalt bewundern, indem Niemand sich darnach umsah, Niemand Arges daran fand, noch darüber sprach.

Die Bäder in den Häusern der Einwohner aber sind zierlich und die Geschlechter durch Wände geschieden. Doch sind herabgelassene Fenster darin, so

daß man zusammen trinken, plaudern, sich sehen kann, wie es häufig ihre Gewohnheit ist. Außerdem macht man Spaziergänge, des Beschauens und Plauderns willen; denn Jedem steht es frei, in des Andern Bad zu kommen, um zu sehen, zu schwätzen, zu scherzen und sich mitzutheilen, in dem Grade, daß die Frauen, die aus dem Bade oder in das Bad gehen, ungenirt gesehen werden. Keine Zugänge sind bewahrt, keine Thüren gesperrt, kein Argwohn des Unehrbaren waltet ob.

Meistens haben die Bäder der Männer und Frauen den nämlichen Eingang, so daß es häufig geschieht, daß Beide sich entkleidet begegnen, die Männer mit einer kurzen Schürze, die Frauen in leinenen Mänteln, die, geschlitzt, bis zum Schienbein gehen und Busen und Arme unbedeckt lassen. Im Wasser selbst werden dann Tafeln gegeben, man setzt schwimmende Tische ein, und die Männer pflegen dabei sich einzufinden.

Wir selbst — spricht Poggi — wurden in dem Hause, wo wir unser Bad nahmen, zu dergleichen eingeladen; indessen gab ich meinen Antheil (an Kostenbeitrag), erschien aber nicht, obschon dringend gebeten. Nicht aus einer Schamhaftigkeit, welche für Linkischheit und Einfalt gegolten hätte, sondern wegen Unkunde der deutschen Sprache. Es dünkte mir albern, wenn ein Italiener, der Sprache unkundig, mit Frauen stumm und sprachlos im Bade säße, wo der ganze Tag in Trinken und Schwätzen hingebracht würde. Indessen zwei meiner Gefährten begaben sich dahin und zu ihrer großen Gemüthsergötzung. Sie assen und tranken, sprachen, obschon nur durch Dolmetsche, und wedelten häufig mit dem Fächer Wind zu. Doch waren Beide, wie es Brauch ist, wenn Männer die Damenbäder besuchen, mit leinenen Mänteln angethan. Ich selbst aber beschaute mir von der Galerie alles das: Sitte, Brauch, Annehmlichkeit, Speisen und die zwangslose Lebensweise.

Es war zum Erstaunen, in welcher Sitteneinfalt die Leute dieses Jahrhunderts lebten! Die Männer sahen mit aller Zuversicht und Ruhe ihre Frauen im Bade mit Freunden; es machte ihnen nichts, wie da gescherzt und gelacht wurde; es erregte nicht ihre Eifersucht, wenn ein galantes Compliment fiel, sie nahmen Alles auf das beste. Die Leute würden in Plato's Republik gepaßt haben, da sie, ohne seine Lehre zu kennen, schon so sehr zu ihr hinneigten. In einigen Bädern waren Verwandte oder begünstigte Gäste mit den Frauen stets zusammen. Täglich gingen sie drei- bis viermal in das Bad, weilten den größten Theil des Tages darin und brachten die Zeit mit Singen, Trinken, Tanzen und Musik hin, indem sie sich im Wasser niederkauerten. Dabei war es denn hoch ergötzlich, ganz erwachsene, schön gebildete Mädchen, Göttinnen gleich an Gestalt und Erscheinung, tanzen zu sehen, indem sie den Bademantel ein wenig hinaufzogen und ihn auf der Wasserfläche schwimmen ließen, daß man Anadyomene, die dem Wasser entsprossene Göttin, zu sehen wähnen konnte.

Die Frauen hatten im Bade den Brauch, den Männern, die von der Galerie sie beschauten, aus Scherz ein Geschenk abzufordern. Diese warfen dann eine kleine Münze den Schönen zu, welche dieselben theils mit den Händen, theils mit ausgebreiteten Lacken auffingen, indem die eine die andere wegdrängte. Auch bunte Blumenkränze warf man ihnen hinab, womit sie sich während des Badens den Scheitel schmückten.

Ich selbst — spricht der Chronist — habe des Tages zweimal gebadet, angezogen von dem überreichen Feste des Beschauens und Scherzens. Die übrige Zeit brachte ich mit Besuchen anderer Bäder hin, oft kleine Münzen hinabwerfend, oft Kränze nach der andern Sitte; denn da war keine Zeit weder zum Lesen noch Denken, mitten zwischen Flöten und Lauten und rauschenden Gesängen, da wo schon der leise Wille, weise zu sein, die größte Thorheit wäre, zumal für Jemand wie ich, der nicht aus Jason's Drachenzähnen entsprossen, noch selbstquälenden Sinnes, nichts Menschliches sich fremd erachtet. Nichts fehlt zur Summe der

Freuden, als der Verkehr der Rede, von Allem das Vorzüglichste. Es blieb mir also nur die Augenweide und den Spielen nachzuziehen und hin- und herzubegleiten.

Auch konnte man lustwandeln, und zwar mit solcher Ungebundenheit, daß nichts eine Grenze setzte. Außer diesen Annehmlichkeiten gab es da noch eine andere, nicht geringe. Es befand sich nämlich jenseits der Bade-Villa eine sehr große Wiese, mit Bäumen besetzt. Da kam nach dem Abendimbiß Alles zusammen. Verschiedene Spiele wurden gespielt, Einige tanzten, Andere sangen, die Meisten schlugen den Ball; doch Letzteres geschah auf eigene Weise. Es warfen Männer und Frauen je Demjenigen, welchen sie vorzogen, den mit Glöckchen versehenen Ball zu. Jeder stürzte darauf los, ihn zu fangen, und wer ihn erhaschte, dünkte sich etwas damit und schleuderte ihn wieder der ihm angenehmsten Person zu, indem er unter den Vielen, welche die Hände darnach ausstreckten, bald dem, bald jenem ihn zuzuwerfen Miene machte.



Kaiser Albrecht II. (Seite 475.)

Was die Heilkraft der Quellen anbelangt, so nennt sie Poggi höchst mannigfach, wunderbar, ja fast göttlich. Kein Bad der Welt ist der Gesundheit fördernder, wenn es recht gebraucht wird. Doch das Nennenswerthe ist nächstdem, daß die unzählbare Schaar der Besucher, die oft viele Meilen weit jahraus jahrein herkommen, nicht immer ihrer Gesundheit, sondern sehr oft blos um des Vergnügens willen da ist. Wie viele Liebende, wie Viele auf Freiersfüßen, wie Viele, denen leben genießen heißt, strömen hier zusammen, um der begehrten Dinge froh zu werden! — Viele heucheln körperliche Uebel, die doch am Gemüthe siechen. So sah man da unzählige stattliche Frauen ohne Mann, ohne Verwandte, mit zwei Dienstmädchen und einem Bedienten oder irgend einer alten Base, die leichter zu hintergehen als zu füttern ist. Jede aber kommt, so hoch sie es auftreiben kann, mit Kleidern, Gold und Silber und Geschmeide geschmückt, als käme sie nicht in ein Bad, sondern zu glänzenden Brautfesten. Ja es kamen dahin auch die christlichen Vestalen, eher Florens Priesterinnen zu nennen (die sacra floralia der Römer, sittenlose Tanz- und Chorfeste, wobei man sich zu Ehren der Göttin Flora mit Blumen bekränzte, waren eben keine Pflanzschule für keusche Jungfrauen). Selbst Aebte, Domherren, Mönche, Priester lebten in großer Ungebundenheit, badeten mit den Frauen, schmückten ihr Haupt mit Kränzen, der Kirchenzucht Valet sagend (Papst Bonifaz IX. erließ strenge Befehle dagegen). Alle Welt hatte eben nur einen und denselben Sinn und Gedanken: der Traurigkeit zu entfliehen, Frohsinn zu gewinnen, an nichts zu denken, als lustig zu leben und der Freude zu genießen.

Nicht von Theilung der Güter der Erde handelte es sich, sondern von der Genußgemeinschaft dessen, was getheilt ist. Es war nur dabei wunderbar, daß in einer solchen berauschten Menschenschaar von so verschiedener Sitte kein Zwist entstand, kein Auflauf, kein Zerwürfniß, weder Murren noch Verwünschung. Es sahen die Männer ihre Frauen mit Anderen plaudern, scherzen, lachen, mit ihnen allein sein, das focht sie nicht an, das wunderte sie nicht, und sie hielten sich überzeugt, Alles dies geschehe nur im guten, freundlichen Sinne. So war denn das Wort Eifersucht da unbekannt und der Name des Eifersüchtigen, den mehr oder weniger alle Männer verdienten, fand hier nicht statt. Die Besucher der Bäder kannten diese Krankheit nicht, hatten auch kein Wort dafür — begreiflich, da die Sache nicht vorhanden war.



Grabstein des Königsberg. (Seite 476.)

Oh — ruft schließlich Poggi — über die, den unseren (italienischen) so ungleichen Sitten! Wir deuten Alles zum schlimmsten; wir ergötzen uns an Verleumdung und Klatscherei. Kaum entsteht ein noch so leichter Wahn, und gleich sind wir bereit, für ein Verbrechen Zeugniß zu geben. Oft beneide ich dieser Deutschen Ruhe und verwünsche unsere Verschrobenheit, die wir immer jagen, immer begehren, Himmel, Erde und Meere umkehren, Schätze aufzuspüren, mit keinem Erwerbe zufrieden, von keinem Gewinn gesättigt, ewig aus Furcht vor kommenden Nöthen schon gegenwärtig in steter Angst und Noth ohne Unterlaß lebend, aus Sorge, elend zu werden, stets nur diese Gier nach Reichthum und doch weder Leib und Seele pflegend. Diese Menschen dagegen leben ihre Tage, mit Wenigem begnügt, jeden Tag ein Fest. Fern davon, künftige Reichthümer zu begehren, genießen sie dessen, was sie besitzen, ohne Harm ob der Zukunft, und kommt ein Mißgeschick, sie tragen es gefaßt. So bereichert sie der einzige Kernspruch: „Froh gelebt nur ist gelebt!" Doch genug davon; denn es ist mein Vorsatz eben nicht, jene zu loben und uns zu tadeln. Dieser Brief, so will ich, soll ganz der Freude angehören und ganz der Lust, die ich in diesen Thermen (Bädern) genoß.

Die freundlichen Leser werden hoffentlich diesem **Badgemälde aus dem Mittelalter** nicht Frische und Leben absprechen; im Augenblicke der Anschauung selbst entworfen, bietet es das Gepräge der Wahrheit und den Reiz der Gegensätze, wie sie dem hochgebildeten Fremdling auf deutschem Boden erschienen sind. Gar Manches, was die Putz- und Vergnügungssucht betrifft, ließ sich noch heute recht zutreffend sagen. Nur ist noch zu bemerken, daß der gar zu großen Ungebundenheit im Umgange die im darauffolgenden Jahrhunderte erflossenen Bade-Ordnungen ein Ende bereiteten.

Herzog Albrecht erließ am 13. October 1429 einen Müllerbrief, um die Irrungen der Müller und Mühlherren längs der Donau und im Wienerwald an der Wien beizulegen. An jedem Samstage nach den Quatembertagen sollen sich dieselben im Heiligengeist-Spital (nicht das spätere Bürgerspital, aber doch dessen Ursprung) vor dem Kärntnerthor versammeln, des Mühlwerkes Sache zu besprechen und vier Männer wählen, die das Wasser beschauen und regeln, keinerlei Mißbrauch gestatten und Jedermann, arm und reich, sein Recht wahren.

Es mag bei dieser Gelegenheit das damals schon in Wien recht lebhaft betriebene Müller-Handwerk und die in Wien befindlichen Mühlen einer Rundschau unterzogen werden. Ist uns doch noch heute in der sogenannten Staub- oder Stubenthormühle ein Andenken daran bewahrt. Wenn man nämlich von der Wollzeile auf die Landstraße geht und die über den Wienfluß führende Brücke betritt, fällt Einem sofort am Ende derselben „tief drunten von Jedem erblickt" ein ebenerdiges Häuschen, am Ufer der Wien liegend, in die Augen — die vorerwähnte „Staubmühle", eine der ältesten dieser Art. (Bild Seite 512.)

Die Mahlmühle, jene Maschine, mit welcher das Getreide in eine Form gebracht wird, welche es zu dem schmackhaftesten und nothwendigsten Nahrungsmittel gestaltet, ist unzweifelhaft eine der allersinnreichsten, so daß deren Unentbehrlichkeit schon im Alterthume anerkannt wurde, und daß man sich zu allen Zeiten bemühte, dieselbe zu verbessern.

Lange bevor man die Mahlmühle gekannt, wurden die Getreidekörner mit hölzernen Keulen zerstampft, und es galt dann bereits als bemerkenswerther Fortschritt, als man auf die Idee kam, dieselben in Mörsern zu zerstoßen. Der sinnreiche Menschengeist wußte nach und nach jene mechanischen Vortheile zu entdecken, welche den Mörser allgemach zu einer Handmühle umwandelten. Zuerst reifte man sein Inneres und kerbte die Keule ein, dann wechselte man den Mörserboden mit einer ständigen Steinplatte, zu der bald ein zweiter Stein gefügt wurde; diesen brachte man mittelst einer Kurbel in Bewegung, so daß er leicht den Dienst der Keule versah. Diese Handmühlen in Betrieb zu setzen, war im Anfange eine der härtesten Arbeiten, welche zumeist nur den Sklaven zugetheilt wurde. Später kam man auf die Idee, Zugthiere zu diesem äußerst mühseligen Geschäfte zu verwenden, und zwar geschah dies um 380 unter Theodosius dem Großen. So hatte man denn die ersten Tretmühlen, welche bis auf die heutige Zeit da und dort bestanden, besonders in größeren Wirthschaftshöfen auf dem Lande, nicht minder auch im Innern der Städte oder belagerten Festungen. Derlei Mühlen existirten in Wien noch um die Zeit der zweiten türkischen Belagerung (1683), und zwar im Rathhause (Wipplingerstraße), im Zeugstadel (Arsenal), wo sie von Pferden in Bewegung gesetzt wurden, und im Bürgerspital (Lobkowitzplatz), wo noch 1784 die sogenannte „Ochsenmühle" stetig Arbeit hatte. Der einförmige Gang der Zugthiere gab auch dem Promenade-Pavillon auf der Burgbastei (Paradiesgärtchen) die Bezeichnung „Ochsenmühle".

Glänzenden Aufschwung nahm auf einmal der Mühlenbau, als der erfindungsreiche Menschengeist sich zum Betriebe der Mahlmaschinen des Wassers bemächtigt hatte. Die ersten Wassermühlen tauchten unter Kaiser Augustus, etwa 30 Jahre v. Chr., auf. Sie standen an der Tiber, konnten aber doch nicht gänzlich den Gebrauch von Hand- und Viehmühlen verdrängen. Die ersten öffentlichen Wassermühlen erschienen jedoch erst unter Arcadius und Honorius im Jahre 398 n. Chr. Die Wassermühlen theilten sich bald in „Pfahlmühlen", d. h. solche, die am Ufer eines Flusses festgebaut sind und bei denen das Wasser in ein Gerinne gefaßt ist, und in „Schiffmühlen", d. h. solche, die im Flusse selbst auf großen Kähnen liegen und ihren Platz beliebig wechseln können. Diese

letzteren wurden von Belisar erfunden, und zwar zur Zeit der Belagerung Roms durch die Gothen, 536 v. Chr.

Leicht begreiflich hatte die sich über die alte Windensiedlung und die Gegend des alten Wien erstreckende Römerherrschaft auch die römischen gewerblichen Einrichtungen der neuen Pflanzstadt Vindobona gebracht; es hatten die römischen Ansiedler, welche selbe bewohnten, schon damals Satzungen für den Lebensmittelmarkt, aus denen die gleichzeitige Anwesenheit ebenmäßiger Gewerkschaften, besonders der damals vereinigten Müller- und Bäckergewerbe, erhellt. Boten doch sicher der mächtige Donaustrom, nahe gelegene Wildbäche und andere reich gefüllte Flüsse dazu die beste Gelegenheit. Wo aber diese römischen Mühlen gestanden, darüber bietet uns keinerlei Chronik oder Aufzeichnung die Auskunft, ja selbst in der Folgezeit ist über die Geschichte der Mühlen in Wien an verläßlichen Daten nichts aufzufinden; erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts treffen wir sichere locale Nachrichten, welche bei Besprechung der einzelnen Mühlen zu ersehen sind.

Die älteste Mühle von Wien dürfte wohl die sogenannte Heumühle an der Wien sein, von welcher noch heute eine Gasse den Namen führt. Schon im 13. Jahrhundert waren die „Ritter vom heiligen Geiste“ deren Besitzer. Die Bärenmühle ist der nächste, ebenfalls von den vorerwähnten Rittern stammende Mühlschlag. Ebenfalls uralt ist die sogenannte Würzburgermühle außerhalb des Stubenthores. Im Jahre 1349 erscheint die Kumpfmühle, gelegen am Gries (freier Platz, wohl von Kreis stammend), bei dem sogenannten „Heubrückel“ (später Mondscheinbrücke) am diesseitigen Ufer des Wienflusses. Das Wort Kumpf bedeutet eine Krümmung, Vertiefung und wurde derartigen Gegenden häufig beigelegt (daher stammt auch die Bezeichnung Kumpfgasse). Die Kumpfmühle gehörte 1369 der Witwe Kunigunde Chienerin (nicht unwahrscheinlich eine Ahnfrau der bekannten Landstraßer Bäckerfamilie Khunn), welche den Johannitern jährlich als Burgrecht einen Strich Semmelmehl liefern und vier Muth Getreide mahlen mußte.

Die Kirchenmühle, wie sie im Volksmunde hieß, eigentlich Anger- oder Aumühle, öffnete ihre Pforte nach der heutigen Mollardgasse (Mariahilf Nr. 44 und 46, alt 138) und hieß deshalb Kirchenmühle, weil ihr jeweiliger Besitzer zur nahen Pfarrkirche St. Gilgen (erbaut 1351 von den Gebrüdern Capellen) beisteuern mußte. Der Bürger Ulrich Monschein verkaufte 1428 diese Mühle an das Pilgerhaus bei St. Johann in der Kärntnerstraße; die Johanniter gaben dieselbe jedoch in Pacht.

Eine der ältesten Mahlmühlen war die Hundsmühle in der „Scheibenried“; sie gehörte ursprünglich zum Wirthschaftshofe des Landgutes „Hundsthurm“. Der Boden, auf welchem Schloß und Vorstadt Hundsthurm erstanden, gehörte um 1400 der angesehenen Bürgerfamilie der Ramperstorfer, aus welcher, wie schon erörtert, der Rathsherr Kunz (Konrad) in dem unseligen Zwiste um die Vormundschaft Albrecht's V. zugleich mit dem edlen Bürgermeister Vorlauf seine Treue und Vaterlandsliebe am 11. Juli 1408 auf dem Schaffot büßte. Das Hundsthurmer Gemeindesiegel bewahrte durch seine Inschrift: „Ramprechts-Torff-Insigill“ den Namen dieses unglücklichen Grundherrn.

Aus derselben Zeit stammt die Dorotheermühle (Hofmühlgasse Nr. 7, alt 40, Mariahilf). Ihr erster urkundlicher Besitzer war der reiche Bürger Hanns Perman, weshalb sie auch die „Perman-Mühle“ hieß. Derselbe überließ sie 1414 an Hartmann von Hütteldorf, von diesem kam sie 1419 an den Wiener Stadtkämmerer Hermann Hehl gegen Bezahlung von 280 Pfund Pfennigen und vier blanker Goldgulden, von diesem 1423 an das Chorherrnstift St. Dorothea.

Die Kuttermühle, später Dominicanermühle, in der Mollardgasse befand sich 1407 im Besitz des Kulpenmeisters (Steinbrechers) Hanns. Sein

Nachfolger, der Wiener Bürger Raffenberger, verkaufte sie 1449 an das Schottenkloster, die Dominicaner erhielten sie erst 1606. Ursprünglich der Familie von Capellen dienstbar, kam die Herrschaft über diese Mühle und den nahen Grundcomplex in Gumpendorf an das Frauenkloster zu Bulgarn, später an das Haus Neudegg und von da, wie vorerwähnt, an die Dominicaner.

Außerhalb Wiens Burgfrieden besaß das Bürgerspital eine Mühle an der Fischa, die Greifin genannt, welche das Spital 1340 an den Müller Heinrich zu Fischamend in Pacht gegeben, später aber an Pilgram von Peugen verkaufte. Auch die Mühle zu Grabmannsneusiedel (Grametneusiedel) gehörte dem Bürgerspital.

Eine gefürchtete Mühle war endlich die Trausnichtmühle, in den Tagen des Faustrechtes eine der verrufensten Räuberherbergen, dazu auch, ihrer Einsamkeit wegen, wie geschaffen. Von der Stadt und den Dorfschaften so weit entfernt, um jeden plötzlichen Ueberfall von irgend einer Seite vereiteln zu können, war sie an dem im Waldgebirge hinter Dornbach entspringenden Wildbache Als gelegen und ringsum noch durch unwegsames Steingerölle und Gestrüppe, nach rechtshin durch das weitverzweigte Dickicht des „Griechenhölzels" gedeckt. Urkundlich wird sie zum ersten Male im Kaufbriefe von 1437 genannt, mittelst welchem der Deutsch-Ordens-Comthur Hanns von Anweiler fünfzig Joch Ackerlandes „außer der Alserstraß, mit dem obern Orte an das dürre Lerochfeld (Altlerchenfeld) stoßend, mit dem niedern Ort an den (Ottakringer-) Weg, mit dem einen Rain an die Eselhardsried (Breitenfeld) und mit dem andern an den teuffen (tiefen) weg und dem Kreuz bei der Mül, genannt die „Trause nicht" (etwa: Trau ihr nicht) an den Bürger Philipp Bernhard verkauft".

Hier folgerichtig anschließend, mag auch eine kurze Geschichte des Gebäckes auf dem Wiener Boden bis zu der Zeitepoche, von welcher eben die Sprache, ihren Platz finden.

So einfach die Kunst das Brot zu backen ist, so wichtig ist sie doch für das Menschengeschlecht, weil das Brot die vornehmste Nahrung eines großen Theiles desselben abgiebt und die einzige Nahrung des Armen ausmacht. Die Leichtigkeit, zu dessen Besitz zu gelangen, ist zu allen Zeiten für ein vorzügliches Glück, sowie der Mangel desselben für das empfindlichste Unglück gehalten worden. Man bediente sich daher desselben in allen Zeiten, auch bei gottesdienstlichen Handlungen und opferte die Erstlinge des feinsten Mehls.

Das Brot, ein Product des Pflanzenreiches und das natürlichste und gesündeste Nahrungsmittel, aus Mehl bestehend, welches vermittelst des Feuers mit Wasser und Luft zu einem trockenen und bequemen Körper vereinigt worden ist, ließ sich zu keiner Zeit auf so einfach leichte Weise herstellen, wie man gewöhnlich glaubt, denn wenn es seine gehörige Vollkommenheit haben sollte, erforderte die Bereitung stets viele und verschiedene Bemühungen und Einsicht; als Folge dieses Umstandes war die Kunst, Brot zu backen, mit dem Luxus und dem dadurch verfeinerten Geschmacke zu allen Zeiten in gleichem Schritte gegangen. Anfangs war dieselbe natürlich roh und unvollkommen, stieg nach und nach zum höchsten Grade der Vollkommenheit, sank wieder zu ihrer ersten Kindheit herab, ward wieder erhoben; Alles, sowie Geschmack und Sitten zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Nationen stieg oder fiel.

Der Zeitpunkt, wo man sich zuerst des Brotes bedient hat, ist ganz unmöglich zu bestimmen. So lange die Menschen ohne bürgerliche Gesellschaft lebten, aßen sie die Kornfrüchte so roh und unzubereitet wie die Eicheln, Kastanien und Nüsse; später fing man an, die Kornähren zu rösten, ehe man sie aß, und noch heute wird das Korn in vielen Gegenden (Türkei) auf diese Art gegessen. So Mancher ging dann noch weiter; er quetschte die Körner, goß Wasser darauf und machte

daraus einen Brei, den er roh aß. Endlich fing man an, die Kornfrüchte in Mehl, das Mehl in Teig und den Teig in Brot zu verwandeln.

Abermals waren es die Körner, welche den Impuls zur Verbreitung der Brotbäckerei gaben. Anfänglich kochten sie die Römer so roh, wie sie waren, und aßen sie so, wie wir den Reis und die Gerstengraupen essen; nachher verfielen sie darauf, sie zu brennen, wie man in Asien den Kaffee brennt, nämlich lange nicht so stark wie bei uns. Später fingen die Römer an, die Körner in einem Mörser zu stampfen und sie alsdann mit Wasser zu einem Brei zu kochen, welch' letzterer so sehr nach ihrem Geschmacke war und so lange von ihnen beibehalten wurde, daß sie bei anderen Völkern auch den Namen „Breiesser" bekamen.

Lange wußten die Römer nichts vom Brote, endlich aber fingen sie an, aus dem Mehle einen Teig und aus diesem einen Kuchen zu machen, welchen man auf verschiedene Weise einen angenehmen Geschmack zu geben suchte. Das war nun ein sehr wichtiger Schritt zu der Kunst, Brot zu backen, welche im Jahre 150 v. Chr. in Rom schon völlig im Gange war. Man darf aber nicht glauben, daß die Brotbäckerei eine römische Erfindung gewesen, sie wurde durch griechische Bäcker dahin gebracht, indem Griechenland in der Verfeinerung der Sitten und in dem Luxus den Römern um mehrere Jahrhunderte vorangegangen war. Die Römer verbesserten bald diese Kunst, und schon zu Augustus Zeiten waren über 300 Bäcker in Rom, welche zugleich ihre Mühlen hatten, und man buck hier endlich so schönes Brot als wie in Athen.

Während die Römer bald bis zu aller Art von Ueppigkeit fortschritten, lebte das übrige Europa noch in der ursprünglichsten Einfalt. Das wollüstige Rom aß bereits Kuchen aller Art, Torten und Pasteten, indeß der genügsamere Deutsche und Gallier die Getreidekörner noch roh verzehrte oder sie höchstens von den äußeren Hülsen reinigte und wie Graupen aß. Aber diese erste Einfalt dauerte nicht lange; gar bald machte sie Roms Herrschaft mit seinen Künsten und Leckereien bekannt, und die Gallier waren das erste Volk, welches sich ihnen in Europa überließ und sie nach und nach auch ihren Nachbarn mittheilte.

Nach Oesterreich kam also erst das Brot um jene Zeit, wo die ehernen Legionen der Römer das heutige Oesterreich ihrer Herrschaft unterwarfen, und es bewahrte wohl die alte Pflanzstadt die ersten Brotbäckereien. Was aber den Namen Brot betrifft, so stammt derselbe im Deutschen von dem Braten oder Rösten des Getreides her und ist eine Nachahmung des Schalles, den solche Körper in diesem Zustande verursachen. Schon zur Zeit Karl's des Großen sagte man „Broud", und es dürfte der Umstand, daß die harten Kuchen jener Zeit „gebrochen" werden mußten, zur Annahme dieser Bezeichnung beigetragen haben.

Im Laufe der Jahrhunderte wurden den einzelnen Gebäcksformen eigentliche Benennungen gegeben, und ist es gewiß interessant, den Ursprung von solchen zu erörtern.

Die erste Form war unstreitig die der Kuchen oder Flecken (von flach, flacher Theil eines Ganzen), und diese Art Gebäck war schon zur Zeit der Babenberger im Gebrauche. Aber auch eine zweite Art (vielleicht nicht der heutigen Form, doch zum mindesten dem Namen nach) war damals gebräuchlich, nämlich die Kipfeln, theils von Giebel oder Gipfel stammend, weshalb diese Sorte von Gebäck gespitzte Enden haben mußte. Das älteste Wort dafür ist Gafla, Gaffel, auch Gefail (bedeutend doppelt, zwiefach), also unbedingt daher, weil das Kipfel zwei Spitzen hatte. Es wurde bereits dieser beiden Gebäcksgattungen bei Gelegenheit der Weihnachtsfeier Leopold's des Glorreichen erwähnt. (Seite 172.)

Daß das Kipfel das Symbol des Mondes und der Brotlaib mit dem Nabel in der Mitte ein Symbol des menschlichen Leibes sein soll, ist wohl mehrfach

behauptet, nicht aber erwiesen worden. Das Wort Leib oder Laib (fast in allen europäischen und nord-asiatischen Sprachen ähnlich lautend) ist von laben, d. h. erquicken, stärken, abgeleitet. Mit solchen Ableitungen kann aber noch immer in Verbindung stehen, daß sämmtliche Bäckerwaaren hieroglyphische Formen sind, wie z. B. der Striezel (abstammend von stroffen, d. h. strotzen, aufgeschwollen sein) einen Weiberzopf, die Semmel (vom lateinischen simila, d. i. feines Weizenmehl) einen Fruchtknoten darstellen kann. Auch das Kreuz am Brotlaibe rückwärts ist nicht das christliche Symbol, sondern das uralte Pluszeichen der Mathematik, und bedeutet den Wunsch der Vermehrung.

Eine der nächstältesten Gebäcksarten ist die Bretze. Mit ihr ist uns eine kirchliche Erinnerung aus dem Mittelalter aufbewahrt. Es pflegten nämlich die Geistlichen jenen Kindern, welche ihre Gebetlein oder Sittensprüche ohne Stocken auffsagen konnten, eine Gattung Backwerk zu schenken, welches die Form eines Kreuzes in einem Ring hatte, weshalb es preciuncula (Gebetküchlein) genannt wurde. Die zu allen Zeiten gleich virtuose Manier des Verballhornens schuf daraus das Wort Pretzel, später eleganter, Bretze. In früherer Zeit sagte man auch „Kringel" (von Ring). Namentlich wurden die Bretzen als Geschenk zur Fastenzeit gegeben, und es erhielt sich daher lange der Gebrauch, Bretzen nur vom Anfang des Advents bis zu Ostern zu backen, sowie sich auch noch heute die alte Form zeigt, indem die Bretzen ringförmig gebildet werden und die beiden Enden sich kreuzen. Die Bretze wurde bald, wohl ihrer absonderlichen Gestalt wegen, zu Hausschildern verwendet, und so fand man in Wien in großer Zahl Häuser zur rothen, goldenen, silbernen, grünen Bretze.

In das Jahr 1430 fällt das bereits früher berührte sogenannte Bierverbot. Es wurde nämlich der Ausschank von Bier, wodurch der Weinwirthschaft der Bürger bedeutender Schaden zugefügt wurde, verboten. Schon 1416 hatte der Wiener Rathsanwalt Hanns Zink das von seinem Vater ererbte Bierrecht und das zum Bürgerspitale dienstbare Bierhaus und Brauhaus in der „Weidenstraße vor dem Widmerthore auf dem Graben" (die nach der Vorstadt Wieden führende Straße) an den herzoglichen Hubmeister Berthold von Mangen verkauft.

Dagegen erschien aber auch eine Weinmeister-Ordnung, laut welcher dieselben vor dem Stadtrath schwören mußten, sowohl dem Armen wie dem Reichen mit gleicher Gerechtigkeit zu dienen. Sie sollen, alsbald man die Lichter aufzündet, nicht mehr spielen lassen, noch keinerlei Spiele mithaben und sollen auch die Bürger solche Spiele in ihren Häusern nicht gestatten. Im Jahre 1434 wurde ein neuer Meßeimer zu Jedermanns Darnachachtung im Rathhause aufgestellt. Das „Eisenbuch" sagt darüber: „Unter Hanns Steger, Bürgermeister und Kellermeister in Oesterreich, wird ein neuer Meßeimer, Vater des Gewichts, gemacht, zur Abeichung der Gewichte des Landes und ward zum ewigen Gedächtniß in den Raththurm gesetzt und ist also ganzer 1 Zentner 28 Pfund schwer."

Im Jahre 1435 verordnete Albrecht V., daß die Kaufleute alle gewogenen Waaren bis zu einem Pfunde, aber nicht darunter, die Ellenwaaren nur stückweise, ausgenommen Gold- und Silberstoffe, Sammt, Damast, Atlas und seidene Tücher, die Goldfäden nur in ganzen Spulen und das Wachs nur in ganzen Zentnern verkaufen sollten. Dagegen sollen die Krämer den Kleinverkauf besorgen. Zugleich wurde die Beschränkung derselben bezüglich der Venedigerfahrten wieder aufgehoben.

Der Bognerbrief des Jahres 1438 setzt fest, daß Niemand ohne Einwilligung der anderen Meister des Handwerks Meister werden könne. Ein solcher soll ein Jahr unter ihnen in der Bognergasse seßhaft sein, mit einem Lehrjungen ohne Gesellen. In diesem Probejahr soll er zwei Armbrüste verfertigen und den Meistern vorlegen, eine mit einem geritterten (mit geschnitzten Wappen) und eine mit schlechterem Schießzeug. Werden sie für gut erkannt, so zahlt der neue Meister

das Einlagegeld zur Zeche und wird deren vollberechtigtes Mitglied. Keiner soll dem Anderen heimlich die Arbeitsleute entziehen. Wer unten auf eine neue oder alte Armbrust Holz auflegt, dem soll man diese Waare zersägen, und der Fälscher zahlt ein Talent Strafe in die herzogliche Kammer. Aus jener Zeit stammt, nebenbei gesagt, die Benennung des Hauses „zum Todtenkopf" in der Bognergasse (heute Nr. 11, alt 315). Es war nämlich damals ein gemalter Todtenkopf das Ziel, nach welchem die Bogen- und Armbrustschützen schossen, um die eigene Geschicklichkeit und die Güte ihrer Waffenstücke zu erproben. Damit entfallen freilich alle die grausigen Märlein, die von dem Ursprunge der Bezeichnung im Volksmunde erzählt werden.

Im Jahre 1439 regelte Albrecht den Taglohn. Ein Maurer oder Zimmerman erhält im Sommer 20 Pfennige oder die Kost und 12 Pfennige, im Winter 14 Pfennige oder die Kost und 8 Pfennige. Frühstück und Jausen soll der Arbeiter selbst herbeischaffen und es „beim Stock oder auf dem Werk", d. h. bei ununterbrochener Arbeit essen. Jeder Meister, der selbst auf dem Werk ist und einen Lehrjungen bei sich hat, erhält 24 Pfennige. Wer höheren Taglohn verlangt oder giebt, erfährt des Herzogs Ungnade.

Endlich mag noch ein Ueberblick der von Albrecht ganz neu gegebenen oder mit Verbesserungen und Zusätzen versehenen Zunftordnungen von Interesse sein. Solche erhielten: 1407 die Fleischhauer (erneuert 1437); 1410 die Schilter, geistlichen Maler, Glaser und Goldschläger (mit Verbesserungen 1422); die Faßzieher 1412; die Tuchbereiter und Lodener 1412 und 1428; die Schuster 1412 und 1422; die Maurer 1412 und 1435; die Irher (Weißgärber) und Lederer 1413, 1428 und 1435; die Haubner 1414; die Zinngießer 1416, 1421 und 1430; die Nadler 1417; die Parchanter und Leinwandhändler 1417, 1428 und 1433; die Schlosser und Sporer 1418; die Gerber 1418 und 1428; die Tischler 1418 und 1436; die Schneider 1419, 1422, 1436; die Huterer 1421; die Kohlmesser 1423; die Kamm- und Würfelmacher, Bortenwirker, Hufschmiede, Weber, Beutler und Handschuhmacher 1428; die Messerer 1428 und 1439; die Fischer 1428 und 1434; die Tuchscheerer, die Bäcker und Melbler 1429; die Riemer und Gürtler 1430; die Hafner 1430 und 1431; die Oeler und Schmerbler 1432; die Unterkäufel und Weinkoster, die Kürschner und Joppner 1433; die Zimmerleute und Paternosterer 1435.

Was die letztgenannte Zunft der Paternosterer anbelangt, bedarf sie einer weiteren Erläuterung. Unter der Bezeichnung „das Paternoster" (Vaterunser, Gebet des Herrn) wird der Rosenkranz verstanden, d. i. jene Schnur, an welche eine Anzahl Kugeln gereiht ist, welche die Andächtigen durch ihre Finger laufen lassen, um die bestimmte Zahl Vaterunser abzubeten. Er wird auch „die Bethe" genannt, und die Bezeichnung „Rosenkranz" dürfte daher kommen, daß im Anfange die an demselben befindlichen Kugeln die Gestalt von Rosen hatten. Dessen Einführung in Wien wird der Franciscaner-Nonne Agnes Blanbek, zur Zeit der Kaiser Rudolf's I. und Albrecht's I. in Wien lebend und daselbst am 2. April 1315 gestorben, zugeschrieben. Dieselbe verfaßte Offenbarungen (Prophezeiungen), welche ein Minorite sammt ihrer Biographie beschrieb, und die 1731 in Wien von dem Benedictiner Bernhard Petz herausgegeben wurden. Da dieses Buch aber bei den alten Mütterchen im Volke Besorgnisse rege machte, ließ es Kaiser Karl VI. confisciren. Mit dem Worte „Paternoster" wurde auch jede zehnte große Kugel in dem Rosenkranze bezeichnet, bei welcher das Vaterunser gebetet, während bei den kleineren Zwischenkugeln nur das Ave Maria gesprochen wurde.

Bei dem häufigen Gebrauche solcher Rosenkränze, so daß man selten Jemand sah, der keinen bei sich hatte, wie er denn ebenso gut an dem Gürtel der Mädchen und Frauen, wie neben dem Schwerte der Männer hing, war derselbe auch alsbald ein Gegenstand, dessen sich die Industrie und das Gewerbe bemächtigte, so daß

auch in dieser Beziehung allerlei luxuriöse Verschiedenheiten in der Anfertigung zu Tage traten. Das einträgliche Gewerbe veranlaßte bald die Bildung einer eigenen Paternoster-Innung, deren Mitglieder nach damaliger Gepflogenheit ihre Hauptniederlagen in einem eigenen Gäßchen hatten, welches davon den Namen empfing. Dasselbe verschwand anfangs der Vierziger-Jahre durch den Abbruch der zwei Häuser (alt Nr. 569 und 570) auf dem Graben, behufs Erweiterung des letzteren Platzes gegen die Naglergasse und um dem Sparcassa-Gebäude eine freie Fronte zu geben. Es lief der Naglergasse gegenüber bis beiläufig an das sechste Fenster des Sparcassa-Gebäudes. Das Haus Nr. 569 gehörte 1417 dem Paternoster-Verfertiger Engelhart Kürschner. Die Nähe der Rosenkranzgeschäfte gab auch dem gegenüber liegenden Hause am Kohlmarkt (Nr. 1. alt 1146) den Schild „zur großen Bethe".

Die Paternoster-Innung war die erste, welche im Jahre 1405 unter dem Stadtrath Niklas Fluschart im Aufgebote gegen die Ungarn die Waffen ergriff. Zu diesen Letzteren zählten aber nicht blos die gewöhnlichen landläufigen Wehren, sondern sie machten sich große Paternoster mit gewaltigen lothschweren Körnern und eisernen Ringen, zogen durch selbe starke Seile und hingen sie sich wie fromme Wallfahrer um den Hals, mit diesen theilten sie dann nicht minder gewichtige Hiebe aus. Dabei waren aber die schlimmen Folgen, daß dieses Tragen solch' schwerer Paternoster auch im gewöhnlichen Leben, vorzugsweise auf dem Lande, Mode wurde, und wenn die Bauern nach der Messe in den Wirthshäusern erschienen, sie mit ihren Paternostern bei Raufhändeln in der Trunkenheit einander die Hirnschalen, Augen und Nasen zerschlugen. Von diesen Balgereien entstand die Redensart „einen Hieb haben" für rauflustige Angetrunkenheit.

Der zweitälteste Plan von Wien und Erläuterung desselben.

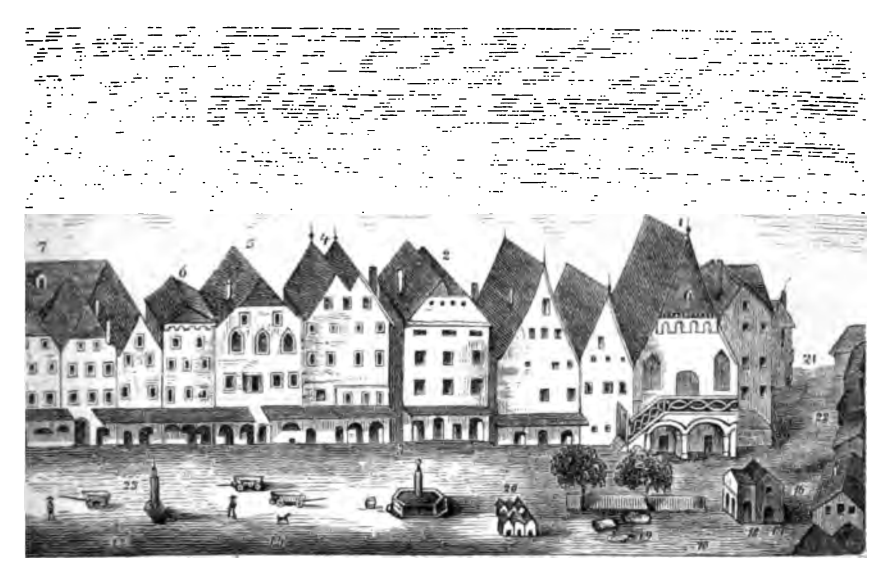
Bereits wurde erwähnt, daß die Stadt Wien durch die unter Ottokar II. von Böhmen zwischen 1262 und 1275 vorgenommene Stadterweiterung im Ganzen jenen Umfang erreichte, den sie bis zu der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgten Abänderung der Festungswerke beibehalten hat. Nichtsdestoweniger war deren Aussehen eine von der nachmaligen Gestaltung vollständig und in allen Theilen verschiedene. Die Befestigung, die Häuser, die öffentlichen Bauten überhaupt trugen ein von dem späteren Charakter ganz verschiedenes Aussehen, und ist diese Periode bereits durch gleichzeitige Abbildungen unseren Augen viel näher gerückt.

In erster Reihe und als ungemein wichtig für einen Ueberblick der Gestalt der Stadt und der in und um dieselbe gelegenen Kirchen und öffentlichen Gebäude ist ein Plan von Wien aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts anzusehen, den wir hier in getreuer Nachbildung liefern. (Bild Seite 513.)

Dieser Plan, der zweitälteste, den man von Oesterreichs Hauptstadt besitzt, zugleich aber auch der älteste mittelalterliche Plan einer Stadt überhaupt wurde im Jahre 1849 durch Heinrich Glax, Professor der Geschichte an der Hochschule zu Innsbruck, in der Kartensammlung von J. M. Reider zu Bamberg aufgefunden und von dort nach Wien gebracht, wo er in den Besitz des gelehrten Theodor Georg von Karajan kam. Im Jahre 1876 machte der Sohn des mittlerweile verstorbenen Gelehrten, Statthaltereirath Dr. Ritter von Karajan, dem Archive der Stadt Wien ein Geschenk mit dem höchst werthvollen Plane. Derselbe ist für die Topographie des alten

von ungemeiner Wichtigkeit, obwohl derselbe weit hinter dem Begriffe eines planes zurückbleibt, wie ein solcher, den wissenschaftlichen Anforderungen echend, heutzutage ausgeführt sein müßte. Es boten eben damals die ıdenen Mittel zum Entwurfe von Situationszeichnungen noch überhaupt sicheren Grundlagen. Aber trotz seiner Unvollkommenheit bietet derselbe eine Erklärung in Bezug auf die Lage mancher Oertlichkeit und so mancher ıde, besonders in den Vorstädten, die aus anderen Quellen kaum mehr den sein dürften. Was den Zeitpunkt anbelangt, möchte die Aufnahme dieses s in die Jahre von 1438 bis 1455, also beiläufig um die Mitte des ahrhunderts, erfolgt sein. Beschäftigen wir uns nun eingehend mit der Erläu- desselben.

Mit dem vorliegenden Plane sind uns nahezu genaue Aufschlüsse geboten den Umfang und die Befestigung der Stadt, über die um und in derselben



Der Hohe Markt mit der Schranne. (S. 486.)

lichen Gewässer, über die zahlreichen in und zunächst der Stadt befindlichen ten der Gottesverehrung und die vielen zur Pflege von Armen und Kranken teten Anstalten. Leider aber, daß weder die Straßen, noch die Häuserreihen eigt, und nur gewisse Punkte der Stadt durch Einzeichnung einzelner beson- Gebäude erkenntlich gemacht sind.

Vor Allem sehen wir Wien als eine mit fast kreisrundem Umfange sich hnende und von einem mächtigen Mauergürtel umschlossene Stadt, auf jenem n Winkel liegend, der durch die Vereinigung des Wienflusses mit dem Donau- gebildet wird. Wir sehen sofort, daß ein in die Donau (Nr. 44 des Planes) endes Gewässer in starken Krümmungen einen erheblichen Theil der heutigen en Stadt durchzieht (Nr. 10); der gegenwärtig bestehende „Tiefe Graben“, welchen schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts Wasser ablief, — so jenes, vom Hof herabkam, mit der über ihn hinwegführenden bereits 1405 urkundlich hnten Hohen Brücke — ist unzweifelhaft das Rinnsal dieses auf dem Plane zeichneten Gewässers. Dasselbe gelangte zunächst des Schottenklosters (Nr. 17) e Stadt, nahm seine Richtung längs der Herrengasse bis zum Landhause und

gelangte von da durch die Strauchgasse (so genannt von den nach der Austrocknung des alten Bachbettes zurückgebliebenen Weiden und Gesträuchen) in den tiefen Graben. Wir haben es hier zweifellos mit dem Alserbache zu thun, allerdings nur mit einem Arme desselben, der zur Deckung des Wasserbedarfes der Stadt, insbesondere wegen der mannigfaltigen in ihrem Betriebe an ein fließendes Wasser gebundenen Beschäftigungen innerhalb der Mauern des damaligen Wien, beiläufig seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts künstlich in das alte Rinnsaal des nicht reichlich und stetig genug Wasser führenden Ottakringer-Baches geleitet wurde. Letzterer floß von dem gleichnamigen Orte in fast gerader Linie in die Stadt hinein und durch sie der Donau zu. Dergestalt besteht ein Unterschied zwischen jenem hier in Rede stehenden Arm der Als, welcher durch die alte Alserstraße (zwischen dem Abhange der heutigen Alsergasse und der Währingergasse) offenbar künstlich in die Stadt geleitet war, und zwischen der träge dahin fließenden und deshalb siechen Als, die weiter nördlich in die Donau (Nr. 44) mündet. Das ursprüngliche Bett der Als ist ohne Zweifel das Rinnsal der siechen Als, es ist noch jetzt das Rinnsal dieses an Wasserreichthum sehr herabgekommenen Baches. Früher floß die Donau unmittelbar am Fuße des Steilrandes, d. i. längs der Lichtenthaler Hauptstraße und der langen Gasse (Liechtensteinstraße) hin; der Alserbach hatte damals seine Mündung ungefähr unterhalb des Einflusses des Währinger-Baches. Schon der Stiftsbrief des Schottenklosters von 1158 setzt die St. Johanneskirche an der Als an jene Stelle, wo sich der Alsbach in die Donau ergießt. Der durch die Stadt laufende Als-Arm ergoß sich, nachdem er unterhalb der Kirche Maria am Gestade (Nr. 19) die Stadt verließ, nächst St. Johannes im oberen Werd, heutigen Roßau (Nr. 35) in die Donau.

Bevor wir bei Betrachtung der auf dem Plane eingezeichneten Gebäude die eigentliche Stadt betreten, beschäftigen wir uns mit den Vorstädten. Zunächst dem Stubenthore (Nr. 25) erblicken wir außerhalb der Ringmauer die St. Wolfgangskapelle in der Scheffstraße (Nr. 32), erbaut 1417 bis 1428; bei derselben befand sich eine eigene Bruderschaft, welche sich mit der Pflege kranker Studenten beschäftigte. Die Scheff (Schiffer)- Straße bildete, wie schon erwähnt, eine eigene Gemeinde, nahe der Vorstadt Erdberg. Die Kapelle wie die Straße wurden 1529 von den Türken zerstört. Die auf dem Plane vor dem Stubenthor und von der dortigen Wienbrücke zur Donau hinablaufenden einfachen Linien (Nr. 46 und 47) bezeichnen die zum Donaugestade führenden Straßenzüge. Auch die sogenannte steinerne Wienbrücke nächst dem Stubenthore ist auf dem Plane ersichtlich (Nr. 48). Der Bau der Brücke von Stein wurde 1397 begonnen und 1404 vollendet; viele Privatbeiträge und letztwillige Verfügungen lieferten die nothwendigen Geldmittel. Die Brücke besteht noch gegenwärtig, hatte früher ein mächtiges Steingeländer und war in der Mitte mit einer Säule geziert.

Jenseits der Wien, welche hier eine Insel bildet, zeigt sich die Kirche zu St. Nikolaus (Nr. 33) und eine größere Gebäudegruppe, das Kloster Unserer lieben Frau (Nr. 34). Erstere Kirche war die Pfarrkirche der nach dem Namen dieses Heiligen benannten Vorstadt, welche später sammt dem Frauenkloster mit einer gemeinschaftlichen Mauer umgeben wurde. Dieselbe lag damals auf der Stelle der 1782 abgebrochenen, auf der Anhöhe befindlich gewesenen Gottesackerkirche, auf jenem gegenwärtig freien Platze vor der Façade der Pfarrkirche zu St. Sebastian und Rochus in der Hauptstraße des Bezirkes Landstraße. Das Kloster Unserer lieben Frau bewohnten Cistercienser-Nonnen; es war noch vor 1200 gegründet worden und darf nicht, wie häufig geschieht, mit dem Stadtkloster zum heiligen Nikolaus verwechselt werden. Dasselbe lag auf der Landstraße nächst dem ehemaligen Rasumoffsky-Palais, auf der Stelle der heutigen von der Rauchfangkehrer- und Gemeindegasse umschlossenen und durch die ehemalige Siegelgasse geschiedenen zwei

Häuserinseln. Das Kloster wurde 1529 durch die Türken zerstört, es befand sich jedoch schon viel früher der Convent in kümmerlichen Verhältnissen.

Am jenseitigen Wienufer erblicken wir zwei Kirchen- und Klostergruppen: St. Anton (Nr. 42) und zum Heiligen Geist (Nr. 41). Ersteres Kloster lag rechts vor dem Freihause, letzteres am Naschmarkte nahe der heutigen Bärenmühle, hart am Wienufer, zunächst der von der St. Antonskirche zur steinernen Wienbrücke führenden Straße. Beide frommen Stiftungen erreichten mit der Türkenbelagerung 1529 ihr Ende. Oberhalb des Heiligengeist-Klosters zeigt sich ein viereckiger Raum, das Paradeyss (Paradies, Nr. 43); es wird bereits 1373 urkundlich erwähnt und war entweder ein Erholungsort, ein Ziergarten für Klostergeistliche, oder eine große Halle bei der Kirche, welche Orte damals ebenfalls „Paradies" genannt wurden. Für die erstere Annahme spricht der Umstand, daß die Franciscaner eines ihrer Klösterlein im Wiener Walde nächst Lengbach nach der Annehmlichkeit der Gegend ebenfalls „Unsere Frau im Paradies" nannten, dort auch gerne ihren geistlichen Studien oblagen. Auch fanden sich außerhalb der Mauern Wiens mehrere derlei Oertlichkeiten, wie denn eine solche in der Nähe der Schefffstraße als Vergnügungsort diente. Das vorerwähnte „Paradeys" nahm einen großen Theil des heutigen Nasch- (Obst-) Marktes und der Wien aufwärts liegenden Grundfläche ein. Dieselbe verschwand wahrscheinlich 1655, von wo an sie nicht mehr in den grundbücherlichen Aufzeichnungen erscheint.

Die nächst des Heiligengeist-Klosters befindliche große Brücke (Nr. 49) führte vom Kärntnerthor her über die Wien. Dieselbe war ganz gleich mit jener steinernen Wienbrücke außerhalb des Stubenthores, welche noch heutzutage steht, während jene seit 1851 abgebrochen worden ist. An deren Stelle stand schon 1211 und 1290 eine Brücke; die steinerne wurde Anfangs des 15. Jahrhunderts erbaut; sie ruhte auf zwei Land- und acht, später fünf Mittelpfeilern, war ein schwerfälliges, aber so festes Bauwerk, daß bei deren „wegen Unsicherheit" (?!) veranlaßten Demolirung die riesigen Pfeiler nicht mit den Bauwerkzeugen zertrümmert werden konnten, sondern gesprengt werden mußten. Schon damals war sie mit einer um 1414 aufgestellten Säule, dem sogenannten Bäckerkreuz, geziert, von welchem späterhin zu sprechen ist.

Weiter abwärts am linken Wienufer zeigt sich eine Häusergruppe sammt Kirche, das alte Bürgerspital zum heiligen Geist (Nr. 37), vor dem Kärntnerthore zu Ehren der heiligen Jungfrau und aller Heiligen geweiht; der Stiftung wird schon 1257 urkundlich Erwähnung gethan, sie befand sich auf jenem Platze, der sich zwischen der Elisabeth- und Schwarzenberg-Brücke ausdehnt und wurde 1529 zerstört. Diesem Spitale gegenüber und der Brücke zunächst, aber mehr rechts gelegen, zeigt sich die Kirche zu St. Coloman (Nr. 38) mit ihrem Friedhofe. Letzterer erscheint 1391 als „im heiligen Feld" genannt, und sein Andenken bewahrte lange eine gothische Steinsäule, welche noch 1813 stand. (Bild Seite 520.)

Vor der Burg (Nr. 1) zeigt sich die Kirche St. Martin mit dem Spitale (Nr. 39), gestiftet 1330 bis 1339 vom Herzoge Otto dem Fröhlichen, durch Herzog Albrecht II. 1343 mit dem von König Friedrich gestifteten Spital vor dem Werderthore auf kurze Zeit vereint und als neugeschaffenes Institut mit einer neuen Hausordnung versehen; 1468 mit dem von Kaiser Friedrich III. gestifteten Georgsorden einverleibt, 1529 zerstört. Das Spital stand links außerhalb des Burgthors in der Nähe der heutigen Ringstraße.

Weiterhin erblicken wir eine kleine Häusergruppe, Kirche und Spital St. Theobald (Nr. 40), gestiftet 1349. Es lag in der Nähe des heutigen sogenannten Carmeliterklosters auf der Laimgrube, oberhalb der Bettlerstiege, dem schon 1400 erwähnten „Bettelpühel" (Bettlerhügel) vor dem Widmerthor; nicht, wie stets irrig geglaubt wird, in der Tiefe des heutigen Getreidemarktes am Platze

des magistratischen Getreidekastens, sondern auf der Höhe jenes Hügels, dessen kleine schlechte Häuser: „das Koth" oder „Kath", der heutigen „Kothgasse" den unschönen Namen verschafften. Mit dem Theobaldkloster wird auch ganz unrichtig jenes Jungfrauenkloster des St. Clarenordens vermengt, zu dessen Erbauung Papst Urban V. im Jahre 1363 dem Herzoge Rudolf IV. die Bewilligung ertheilt hatte.

Vor dem Schottenthor, zunächst der Als, zeigt sich das bereits 1234 urkundlich erwähnte Kloster der Cistercienser-Nonnen zu St. Maria Magdalena (Nr. 36); es ging ebenfalls 1529 zu Grunde. Endlich treffen wir noch die Kapelle St. Johann vor dem Werderthor (Nr. 35), bei welcher 1327 ein Siechenspital gegründet worden. Anfangs des 15. Jahrhunderts wurde die Kapelle umgebaut und mit einem Hause für den Caplan versehen; 1436 geschah die Einweihung des Friedhofes neben dieser Kapelle, welche sicher noch einige Zeit nach der ersten Türkenbelagerung bestand.

Was die einfachen und doppelten Linien betrifft, die wir außerhalb der Stadt in recht wunderlichen Windungen und langen Ausdehnungen erblicken, scheinen dieselben Wege zu bezeichnen; so entspricht die eine Doppellinie (Nr. 50) bei St. Theobald dem unteren Straßenzuge (Kothgasse), die andere der heutigen Mariahilferstraße (Nr. 51), die sich dann weiter oben theilt und einerseits gerade fort, anderseits abwärts gegen Gumpendorf führt. Es ist auch möglich, daß sie Pfahllinien oder die theilweise um 1447 aufgeführten Umwallungen bezeichnen, welche zum Schutze der Vorstädte errichtet, aber erst später (in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts) allmälig in Mauern umgewandelt wurden; endlich bleibt nicht ausgeschlossen, daß dieselben, besonders die Doppellinien, den Umfang des Wiener Burgfriedens darstellen.

Wenden wir uns nun nach dem Innern der Stadt, deren Umfang schon damals fast demjenigen gleich war, den Wien hatte, als vor mehr als einem Jahrzehnt der enge Steingürtel der befestigten Stadt fiel. Auf dem Plane bildet sie in ihrem Umfange einen länglichrunden Kreis, durch eine niedrige Mauer gekennzeichnet, welche stellenweise durch Thürme verstärkt ist. Indessen war es in Wirklichkeit nicht eine einfache Mauer, sondern vielmehr ein doppelter von einem Wallgraben geschützter Mauergürtel. Die Thürme waren meistens von rechteckiger Grundform, hohe massive Gebäude mit steilen Pultdächern; sie dienten theils als Vertheidigungswerke, theils führte durch sie die Straße in die zunächst der Stadt gelegenen Vorstädte und weiter hinaus; bisweilen waren diese Thürme noch durch Eckthürme beschützt und zur ausgiebigen Vertheidigung eingerichtet. Wir werden alsbald auf dieselben zurückkommen.

Beginnen wir die Wanderungen im Innern bei dem Schottenthore, führt uns der Weg anfänglich, den Alserbach links lassend, zu dem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Benedictinerkloster, genannt die Schotten (Nr. 17). In den Tagen der Verfertigung des Planes hatte die alte Abteikirche ein breites Mittelschiff, zwei schmale Seitenschiffe, Kreuzvorlage und Vierungsthurm. Beim Neubau (1664) wurde nicht nur der alte romanische Grundriß beibehalten, es blieben selbst mehrere Mauern der alten Kirche stehen; man erkennt noch jetzt in der Halle zur Linken des Presbyteriums manche Reste romanischer Halbsäulen mit den gedrückten attischen (fein-schönen) Basen und Eckknollen.

Den Alserbach an seiner Krümmung nächst dem Landhause überschreitend, kommen wir zum Kloster der Minoriten (minderen Brüder, Nr. 2). — Es erscheint ferner die Burg (Nr. 1), hart an der Stadtmauer und dem Widmerthore (Nr. 30) gelegen, als viereckiges, mit Eckthürmen versehenes Gebäude. Ein fünfter höherer Thurm ist in der Mitte der Front gegen die Stadt erbaut; sie ist mit einem Graben umgeben, über welchen auf zwei entgegengesetzten Seiten je eine Brücke führt. Von dem alten, durch Herzog Leopold dem Glorreichen

Anfangs des 13. Jahrhunderts aufgeführten Bau, dem jetzigen Schweizerhof, erhielten sich noch unter den wiederholten Um- und Zubauten späterer Zeiten die Mauern der Thürme und Hauptgebäude, obgleich versteckt und unkennbar. Ursprünglich hatte die Burg die Gestalt eines Vierecks, war an den Ecken mit je einem mächtigen, wahrscheinlich vorspringenden Thurme versehen und mit einem Graben umzogen. Die Thürme hatten gleiche Höhe, aber nicht gleiche Stärke, jener gegen Süden war schwächer. Die vier Mitteltracte hatten zwei Stockwerke. Der Eingang im nordwestlichen Tracte führte durch einen Thurm; gegen den südöstlichen Flügel lag der Hofgarten. Mitten im 15. Jahrhundert fanden manche Umgestaltungen statt, aber die eigentlichen Umbauten nahmen erst unter Kaiser Friedrich III. ihren Anfang; durch sie erlangte die Burg allmälig ihre heutige Gestalt. Auf dem Plane ist die Burgkapelle nicht zu erkennen; da sich der Zeichner fast nur ausschließlich bestrebte, die Lage der Gotteshäuser in der Stadt anzugeben, so muß die Kapelle wohl damals noch nicht bestanden haben, und da dieselbe in ihrer jetzigen Größe und Gestalt erst nach Albrecht II. erbaut und am 29. April 1449 durch den Bischof von Gurk geweiht wurde, ist ein bedeutsames Kennzeichen zur Zeitbestimmung des Planes gegeben.

Auf dem Plane zeigt sich als zweite der drei um die Burg herum erbauten kirchlichen Gebäude und als eines der ältesten Wiens die Kirche zu St. Michael (Nr. 5); sie ist eigenthümlich dargestellt, wie sie damals bereits wirklich war, als sie nach mehrmaligem Brandunglücke (1275, 1319, 1327) durch die Unterstützung Herzog Albrecht's V. in ihrer Wiederherstellung vollendet und 1416 neuerlich geweiht wurde. Bei diesen Umbauten erhielt das in spätromanischem Style gebaute Langhaus und Querschiff ein im gothischen Style gebautes Presbyterium. Auch die Michaelskirche war gleich der Schotten- und Minoritenkirche von einem Friedhofe umgeben, welcher bis zur Zeit Kaiser Maximilian's I. in Benützung stand und die Stelle der beiden sogenannten „Michaeler-Zinshäuser“ (Michaelsplatz Nr. 6, alt 1153) einnahm.

Als dritte und gegen Süden der Burg gelegene kirchliche Stätte zeigt sich Kloster und Kirche St. Augustin (Nr. 3); weiterhin das Frauenkloster St. Clara (Nr. 4); das Gebäude der Ritter vom Johanniterorden in der Kärntnerstraße (Nr. 6). Die Pilgerherberge daselbst mit der St. Annakapelle war 1415 durch die reichlichen Spenden der Frau Elise Wartenauer entstanden; das Kloster zur Himmelspforte (Nr. 7); das Kloster der Cistercienserinnen St. Nikola in der Singerstraße (Nr. 11); das geistliche Haus bei St. Hieronymus, heute Franciscanerkloster (Nr. 12). Nahe der Stadtmauer gegen das Stubenthor zeigt sich das Frauenkloster St. Jakob auf der Hülben, in der Riemerstraße und der Jakobergasse (Nr. 22); Kirche und Kloster des Predigerordens, Dominicanerplatz (Nr. 24).

Eine ziemlich große Häusergruppe von viereckiger Form, in eigenthümlicher Weise, gleichsam wie in einem viereckigen Rahmen dargestellt, bildet die zunächst des Dominikanerklosters gelegene Hochschule oder Universität (Nr. 23); nahe dabei lag das Frauenkloster zu St. Lorenz (Nr. 21), auf dem Alten Fleischmarkt; wir erblicken weiterhin die Deutsch-Ordenskapelle oder das „Deutsche Haus“ in der Singerstraße (Nr. 9); hart daran ist die in einem großen ein Viereck bildenden Friedhof erbaute zweithürmige St. Stefanskirche (Nr. 8) eingezeichnet. Zur Zeit, als der vorliegende Plan angefertigt wurde, war der größte Theil des Umbauprocesses der früheren Kirche, durch den unser jetziger schöner Dom entstand, vorüber, nur der Mitteltheil der Façade erinnert noch an das erhabene Werk, das der römische Baustyl geschaffen hatte. Auf dem Plane sehen wir zunächst der Kirche ebenfalls auf dem Friedhofe, welcher durch vier Thore abgeschlossen wurde, ein kleines Kapellchen — die gothische Maria-Magdalenenkapelle,

welche 1338 auf eine andere viel ältere, dem heiligen Virgilius geweihte Kapelle, die schon im 13. Jahrhundert als Karner bestand, aufgesetzt worden. Der nächstfolgende Bau ist das Kirchlein St. Jörg, oder St. Georg, am Graben (Nr. 13), welches sich im sogenannten Freisingerhofe befand und beim Umbau desselben in den nunmehrigen Trattnerhof (1773) verschwand.

Zunächst dem Graben steht die St. Peterskirche (Nr. 14); es ist ersichtlich die St. Ruprechtskirche (Nr. 20); die Kapelle im Rathhaus, St. Otto und Haymo, heutige Salvatorkirche (Nr. 18); hart an der Stadtmauer sehen wir die Kirche zu Unserer lieben Frau oder Maria-Stiegen (Nr. 19). Der Bau des Langhauses sammt dem durch seinen durchbrochenen kronenförmigen Abschluß merkwürdigen Thurm, welcher um 1437 vollendet wurde, begann in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts und hatte mehr als 25 Jahre beansprucht. Die etwas tiefer unter der Kirche befindliche größere Häusergruppe stellt den Passauer-Hof vor (Nr. 52). Schon 1439 erscheint das Bisthum Passau in der städtischen Gewehr. Dieser Besitz umfaßte außer den Rennthof noch die Officialswohnung und dehnte sich, um die Kirche Maria am Gestade herum, von der Salvatorgasse bis zum Salzgries hinab aus. Nach der Ausschließung der Passauer Diöcese aus Oesterreich gingen um 1816 die Höfe in Privateigenthum über. Wir sehen die Kirche der weißen Brüder oder Carmeliter am Hof (Nr. 15), die sich schon 1360 in Wien vor dem Werderthore angesiedelt hatten, 1386 den Münzhof sammt Kapelle auf dem Hof erhielten. Endlich erblicken wir die uralte Kapelle St. Pankraz am Hof, an der Stelle des heutigen Nuntiaturgebäudes (Nr. 16), welche aber um 1570 abgetragen wurde.

Noch erübrigt uns, von den Stadtthoren zu sprechen, welche auf dem Plane ersichtlich gemacht wurden; es sind deren fünf an der Zahl: Widmerthor (Nr. 30), Schottenthor (Nr. 29), Werderthor (Nr. 28), Stubenthor (Nr. 25), Kärntnerthor (Nr. 31); ferner zwei Thürme: Salzthurm (Nr. 27), Rothenthurm (Nr. 26). Meistens waren die Stadtthore massive thurmartige Gebäude (Schottenthor, Werderthor), oder sie wurden durch einen an ihrer Seite aufgepflanzten Thurm vertheidigt, wie das Kärntnerthor. Als Stadtthore, von denen hölzerne Brücken über den Stadtgraben führten, finden wir das Schottenthor, dann das Widmerthor, das Kärntnerthor, das Stubenthor, das Werderthor und das am Rothenthurm. Sehr ungleich zeigt sich die Vertheilung der Thürme nach den einzelnen Seiten der Stadt; mit ihren Abständen ist dasselbe der Fall. Die meisten derartigen Vertheidigungswerke befinden sich an der Wasserseite. Die Reihenfolge aller der eingezeichneten Thürme war folgende: zwischen dem Schotten- und Widmerthore stand kein größeres Werk, zwischen dem Widmer- und Kärntnerthore ein Thurm, zwischen diesem und dem Stubenthore außer dem unmittelbar neben dem Thore befindlichen mächtigen Thurm keine besondere Anlage, vom Stubenthore angefangen reihten sich aneinander: der Piberthum, der Angelbekenthurm, der Hafner- oder Krotenthurm; sodann folgte der Rothethurm sammt Thor, der Fachthurm, der Salzthurm mit seiner Durchfahrt, ein Thurm gegen das Fleckhaus, der Meister Petreimsthurm, der Werderthorthurm, der Thurm auf der Goldschmieden, der Durchgang-, der Ferber- oder Würfelsthurm, der Thurm im Haunoldsgarten, der Elendthurm an der Ecke, und der Judenthurm, welcher nahe dem ebenfalls einen Thurm bildenden Schottenthore stand.

Der Einzelheiten dieser Thore und Thürme müssen wir in einem gesonderten Abschnitte gedenken, vorher indessen noch einige Mittheilungen über den Plan selbst machen, und zwar in Bezug auf die Gründe, welche für das Zeitalter seiner Entstehung sprechen. Vornehmlich zählt darunter die Vereinigung der Pläne zweier Städte, nämlich jenes von Wien und jenes von Preßburg (der sich

oben links Nr. 53 befindet), dann die Zeitgrenze selbst, die sich durch das urkundliche Verschwinden des Laufes des Alserbaches durch die Stadt bietet, endlich der Umstand, daß die neue Burgkapelle im Burgbaue gar nicht ersichtlich gemacht ist, was doch gewiß bei diesem Plane, der fast nur Kirchen verzeichnet, geschehen wäre, wenn dieselbe schon bestanden hätte; so aber wurde sie erst nach der Zeit Albrecht's II. in der jetzigen Form und Größe erbaut. Zudem entspricht die auf dem Plane befindliche Schrift vollkommen der im Eingange angegebenen Zeit. Ein wesentlicher Fingerzeig ist auch der Umstand, daß die vierthürmige Burg von Preßburg (Nr. 45) auf dem Plane abgebildet ist, die Residenz Albrecht's, der 1438 bereits König von Ungarn geworden war.

Die Thore, Thürme, Brücken, Gebäude und Strassen Wiens.

Was den Widmerthurm betrifft, wurde derselbe von dem Widmerthore genannt, welchem er zum Schutze diente, und das selbst wieder seinen Namen von dem altdeutschen Wort Wid, d. i. Holz, hatte, weil in der Nähe der Holzmarkt bestand. Das Thor führte an jener Stelle aus der Stadt, wo bis in die jüngste Zeit der Durchgang unter dem Rittersaale befindlich gewesen.

Der Schottenthurm über dem Schottenthore war ein riesiger Thurm; seine letzten Ueberreste verschwanden erst im Jahre 1837, als das über dem Thore befindliche Haus, dem Protomedicus Eduard Guldener von Lobes gehörig, abgetragen wurde. Die Festigkeit und eigenthümliche Zusammensetzung des Baues der Grundmauern gaben Veranlassung, dieselben für Ueberreste der einstigen römischen Befestigung zu halten.

Der Judenthurm und der Thurm im Elend wurden beide später zum Arsenal verbaut. Von dem ersteren war bereits öfter die Rede; die Bezeichnung „Elend“ stammt nicht, wie zumeist geglaubt wird, von der „Anländ“, dem Ausladeplatz der Schiffe, sondern von der altdeutschen Bezeichnung „el“ für Fremd, daher elilent, d. h. fremdes Land, vielleicht, weil hier Fremdenquartiere waren, möglicherweise aber auch von der Wiener Bürgerfamilie Elend. Der Ueberlieferung zufolge wurde dieses Geschlecht von einem armen Waisenknaben, Namens Heinrich, gegründet, der hier gastliche Unterkunft fand und den Namen Elend in Beziehung auf seine auswärtige Herkunft annahm. Ein alter vermöglicher Wiener Bürger, Ulrich Sumevoll, nahm ihn zu sich in's Haus und übergab ihm, seiner Gottesfurcht und des sittlichen Betragens willen, bei zunehmender Altersschwäche nicht nur sein Wechselgeschäft und ein Haus in der Rosenlucken (heutige Rosengasse bei der Teinfaltstraße), sondern auch seine einzige tugendhafte Tochter Gertrude zur Hausfrau. Als später der brave Vater starb, machten die Kinder eine fromme Stiftung „zu einer ewigen Messe, die man davon alle Tage haben soll bei St. Stefan auf dem heil. Drei Königen-Altar, also daß man damit alle Tage warten soll der Elenden Leich u. s. w. zu Wien 1348“. Noch 1545 hieß das Haus am Hof Nr. 16 (Parisergasse 1, Schulhof 8, alt 420) „zum Elend“.

Der Haunoldsthurm hat seinen Namen von seinem Erbauer, dem um 1348 lebenden Judenrichter Haunold der Schuchler; er wurde ebenfalls zum Arsenale verbaut.

Der Drahtgangthurm und der Thurm auf der Goldschmiedt waren nahe aneinander zur Vertheidigung der hier gegen die Roßau weniger starken

Mauer gelegen. Der erste hatte seinen Namen von einem darin befindlichen Drah
zuge, der letztere mahnt an die älteste Stätte der Wiener Goldschmiede, weld
hier (heutige Seitenstettengasse) ihren Sitz hatten.

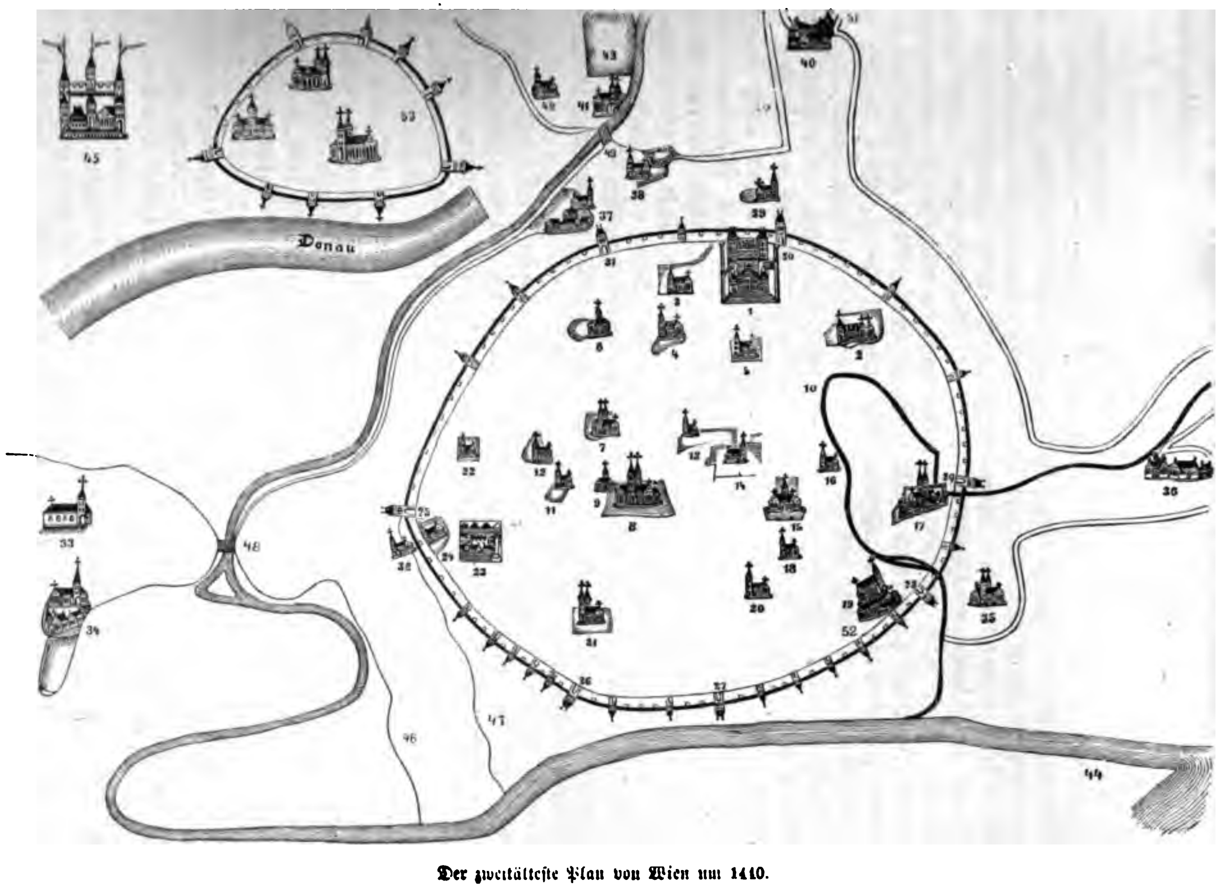
Der Werderthurm neben dem Werderthore, das in die Fischervorsta
des oberen Werdes (heutige Roßau) führte, stand beiläufig an der Stelle d
späteren Neuthores; der Salzthurm an der Stelle des Röhrenbrunnens a
dem nachmaligen Fischmarkte am Franz Josef-Quai. Es stand ferner ein Thur
beim Fischerthor; der Petreinsthurm beim Polizeihause, der Würfe
thurm, an die gleichnamige alte Wiener Familie erinnernd, vor dem Gaminger
(Seitenstettengasse Nr. 5, alt 464 und 465). Der Fachthurm stand dort, n



Die Staubmühle beim Stubenthor. (Seite 498.)

heute die Gasse „am Bergl" herabführt, und seine Benennung drückt aus, da
es ein eingeschlossener, von einem andern Raume abgesonderter Ort war, u
Dinge darin zu bewahren und aufzuheben. Da auch bei den Fischern ein umzäunte
Ort in einem Wasser, um Fische darin zu fangen, die Fache (von fahen, fassen
heißt, so muß dieser Thurm als Aufbewahrungsort der Geräthschaften des nahe
Fischmarktes gedient haben; der nahe „Bachbrunnen" lieferte wohl das für Au
bewahrung von Fischen nöthige Wasser.

Der Hafnerthurm befand sich auf dem Hafnersteige, später kommt der
selbe unter der Bezeichnung Krotenthurm vor. — Letzterer Name dürfte etw
weniger von den Kröten herkommen, welche da gehaust haben könnten, als vielmeh
von dessen dickbäuchiger Gestalt. Selbst in frühester Zeit waren die Wiener z
witzigen Vergleichen aufgelegt. — Der Angelbecken-, später Straßerthurm



Der zweitälteste Plan von Wien um 1410.

Erklärung des Planes

1. Burg
2. Minoriten
3. St. Augustin.
4. St. Clara.
5. St. Michael.
6. Johanniter.
7. Himmelpfortkloster.
8. St. Stefan.
9. Deutsches Haus.
10. Alserbach.
11. St. Nicola (Singerstraße).
12. St. Hieronymus.
13. St. Georg.
14. St. Peter.
15. Carmeliter.
16. St. Pankraz.
17. Schotten.
18. Salvatorkapelle.
19. Maria Stiegen.
20. St. Ruprecht.
21. St. Lorenz.
22. St. Jakob.
23. Universität.
24. Dominicaner.
25. Stubenthor.
26. Rothenthurm.
27. Salzthurm.
28. Werderthor.
29. Schottenthor.
30. Widmerthor.
31. Kärntnerthor.
32. St. Wolfgang
33. St. Nicola (Landstraße).
34. Unsere liebe Frau (Landst.).
35. St. Johann.
36. St. Maria Magdalena.
37. Heiligengeist-Spital.
38. St. Coloman.
39. St. Martin
40. St. Theobald.
41. Heiliger Geist.
42. St. Anton.
43. Paradeis (Wieden).
44. Donau.
45. Preßburger Schloß.
46. u. 47. Straßenzüge.
48. Stuben-Brucke.
49. Wien-Brücke.
50. Kothgasse.
51. Mariahilferstraße.
52. Passauerhof.
53. Stadt Preßburg.

lag gegen das Auwinkel zu; beide Namen stammen von den Pächtern. — Der Biberthurm hat seinen Namen bis in die neueste Zeit in der gleichnamigen Bastei und seine Grundmauern noch in den wuchtigen Mauern des ärarischen Magazins im Auwinkel erhalten. — Der Stubenthurm war einer der stärksten Stadtthürme neben dem gleichnamigen Thore. — Der Kärntnerthurm, der stärkste aller Stadtthürme, diente mit seinen Gelassen unter der Erde zu Gefängnissen.

Der interessanteste und volksthümlichste von allen blieb aber stets der Rothe Thurm, ein Bauwerk, das noch aus der Römerzeit stammte und in den Tagen des glorreichen Leopold bei der Erweiterung der Hauptstadt neugestaltet wurde. Der Name blieb lange der Zankapfel für die Geschichtsschreiber. Einige hegten den Glauben, er sei nach den „Rotten" so benannt, in welche die Bürgermiliz im Mittelalter eingetheilt ward; auch diente er später in der That als Wachstube für eine Rotte Bürgerwehr, welche täglich frisch abgelöst wurde. Weil daselbst in frühesten Zeiten auch ab und zu das Gericht tagte, behaupteten wieder Andere, er habe seinen Namen von dem Purpur erhalten, den man bekanntlich als Leibfarbe der Rathsherren zu bezeichnen pflegte; die Obmänner der Justizpflege in ganz Deutschland trugen rothe Tracht, die Stühle der Schöffen waren mit rothem Tuche belegt und die Jünger der Themis trugen rothe Mützen. Alle diese Meinungen sind unrichtig. Der Name der alten Baute ist einfach von dem rothen Anstrich herzuleiten. Der Rothe Thurm war ein fünf Stockwerke hohes Gebäude, das aber schon im 15. Jahrhundert wieder abgetragen wurde, der Name aber verblieb dem danebenstehenden Thore am Ausgange der seinen Namen führenden Straße (früher Bischofgasse). Ein völliger Neubau fand 1511 statt und werden wir seinerzeit gar Eigenthümliches davon zu erzählen haben.

Eines höchst interessanten Gebäudes mit passirbarem Thor muß erwähnt werden — des sogenannten Heilthumstuhls, welcher bei dem Stefansdome 1386 gebaut wurde. Er ruhte auf einem großen Bogen aus Quadersteinen, der sich vom Meßnerhause bis an das Haus der Brandstätte (Stefansplatz Nr. 8, alt 628), wo die Chorherren, Kapläne ihre Wohnung hatten, über die Straße spannte. Das eine und einzige Stockwerk hatte beiderseits acht kleinere und gegen die Schmalseite drei größere spitzbogige Fenster, aus denen man jährlich in der Octav der Kirchweihe die im Heilthumstuhl aufbewahrten Reliquien dem andächtigen Volke zeigte, nachdem man sie früher in feierlicher Procession um die Kirche herumgetragen hatte. Es hat sich aus dem Jahre 1502 ein von dem berühmten Buchdrucker Hanns Winterburg herausgegebenes Buch in wenigen, höchst seltenen Exemplaren erhalten, das nebst vielen Abbildungen der Reliquiengefäße auch eine Abbildung des Heilthumstuhls in Holzschnitt bringt, wovon wir hier (S. 528) eine verkleinerte Copie geben. Im Jahre 1700 ließ Kaiser Leopold I. den Heilthumstuhl als ein die Communication der Straße zu sehr beengendes Bauwerk abreißen und die Reliquien in die Schatzkammer übertragen, wo sie sich noch heute befinden. Nur ein Bruchstück war stehen geblieben, nämlich jener Theil, welcher mit der Wohnung des Meßners und des Bahrausleihers zusammenhing; aber auch dieser Rest verschwand im Jahre 1792. Damals noch las man über dem untern Fenster, in Stein gehauen, die Worte: „Niklas Scheller, die Zeit Kirchenmeister 1483". Ueber dem Eingange zur Kanzlei des Bahrausleihers waren ebenfalls in Stein die zehn Gebote Gottes, und zwar in solcher Bündigkeit eingegraben, daß sie kaum kürzer gesagt werden können. Sie lauteten:

„Das sind die X Gebott:
Du sollst glauben in ein Gott.
Nenn nicht eitel bey sein Nam.
Fleißig veyer den veyertag.
Hab lieb Vater und Mutter.

Nicht tödt den Menschen.
Bis (Sei) nicht ein Ehebrecher.
Du sollst nicht stehlen.
Nicht bis ein falscher Zeug.
Begehre nicht des andern Weibs.
Und des Guts eines andern."

Es ließ sich kaum eine zweckmäßigere Todtenmahnung für ein Begräbnißamt ersinnen. Uebrigens war das Todtenbeschauungs- und Bahrausleiheramt vormals, wo man das Gepränge bei Leichenzügen viel weiter trieb als heute, von ungewöhnlichem Belange, indem man dort alle für die feierliche Aufbahrung der Verstorbenen erforderlichen Gegenstände ausleihen konnte.

Die Bürger der Vorstadt Landstraße, in welcher 1410 ein Kirchlein zu St. Markus erbaut wurde, genossen unter Herzog Albrecht V. besonderer Freiheiten. Sie hatten einen eigenen Amtmann, der über sie Recht sprach, und waren dem Stadtrathe nur in Fällen des Raubes, der Nothzucht und des Todtschlages verantwortlich. Selbst dann, wenn sie Jemanden in der Stadt verwundet hatten und es ihnen gelungen war, ohne gefangen zu werden, nach Hause zu kommen, konnten sie nur von ihrem Amtmann zur Rede gestellt werden. Kamen „schädliche" Leute in diese Vorstädte, „so mögen sie ihnen einen Pfennig und einen Wein geben, und sie gehen heißen", aber dem nachkommenden städtischen Schergen mußten sie selbe nicht überliefern, wohl aber, wenn es verlangt wurde, dem eigenen Amtmann.

Die Vorstadt Wieden war bereits in jenen Tagen ein schöner und bedeutend bevölkerter Theil des alten Wien; sie reichte bis hart an das rechte Wienufer und war daher mit ihren Häusern und Gärten bedeutend weiter gegen die Stadt vorgeschoben, als es in neuerer Zeit der Fall wurde. Hingegen hatte sie nur eine unbedeutende Ausdehnung gegen rückwärts und endigte bereits an der Stelle der heutigen Paulanerkirche. Die Paniglgasse dieser Vorstadt ist eine der ältest bekannten Straßen; dieselbe kommt bereits 1397 vor und dürfte die Bezeichnung von dem alten „Planke" (Hervorragung, Vorhügel) führen; es spricht dafür die spätere Benennung „Plenkel-" oder „Penklergasse".

Die steinerne Brücke über die Wien wurde bereits von Herzog Albrecht IV. (1400 bis 1402) erbaut. Dieselbe war ein mächtiges Bauwerk. Auf der ursprünglichen Anlage von zwölf Bogen ruhte ein Fahr- und ein Gehweg. In Folge der Flußregulirungen wurde später die Anzahl der Bogen auf sieben reducirt. Die Brücke selbst war mit fünf Steinbildern geziert, die bereits längst vor der Abtragung derselben (1850) von dort verschwunden waren. So enthält das Testamentsbuch der Stadt Wien die Bestimmung von Frau Anna, Kunrads des Leittner Wittib, daß man „unsers Herrn Angst auf der Kernerprugk mit gemel (Gemälde) und zier fassen und bekleiden soll". (Die „Angst Christi" wird ein Bildniß genannt, vorstellend den Herrn, wie er auf dem Hofe Gethsemane, betrübt bis in den Tod über die nahende Leidens- und Todesstunde, betete: „Ist's möglich, mein Vater, so gehe dieser Kelch von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst.") Das Mutter-Gottes-Bild, das eine kleine gothische Säule auf der Brücke zierte, verschwand von derselben, da die Säule selbst dem Einsturze drohte; es steht aber noch gegenwärtig in einer Nische des nahe dabei erbauten Marktwächterhauses (Amtsort des Marktcommissariats und Schemelleihers) auf dem Naschmarkt. Es heißt das „Bäckerkreuz"; der Grund dieser Bezeichnung erhellt aus der noch heute auf einer Marmorplatte eingegrabenen Inschrift: „Diese Bildnuß ware vormals in der Kreuzsaulen, welche im Jahr 1414 ein löbliches Handwerk deren Bäcken in Wien zur Ehre Gottes und seiner lieben Mutter auf der steinernen Brücken hat errichten lassen, gestanden. Und ist im Jahr 1772 auf Allerhöchsten Befehl an dieses Ort übersetzt worden. Renovirt 1860 durch die Innung der

bürgerlichen Bäcker.“ (Renovirungen erfolgten schon früher 1600, 1691, 1757.) Die Rückseite trug die bekannten und noch heutigen Tages auf vielen Denksäulen ersichtlichen Verse, die im Jahre 1598 nach der Wiedereroberung Raabs durch Graf Adolf Schwarzenberg auf Befehl Kaiser Rudolf's II. eingemeißelt wurden:

> O Christ, wann Du dies Kreuz siehst an,
> So sag Gott Dank in den Fürgang,
> Wegen der edlen Vestung Rab,
> Die uns der Türk hat drungen ab.
> Im September 94 wieder.
> Aber im 98. Jahr
> Im Martii wieder einnehmen lahn (lassen)
> Sey Lob, Ehr und Preis im höchsten Thron.

In der Nähe der linken Seite der Brücke stand rechts der Straße auf dem früher hier befindlich gewesenen St. Colomanns-Friedhofe eine gothische Steinsäule, genannt Colomannssäule (Bild Seite 520), die sich, sowie eine kleine gemauerte daneben befindliche Denksäule (Bild Seite 521) bis in das laufende Jahrhundert erhalten haben. Die erstere wurde 1813 abgetragen, die letztere stand noch Ende der Vierziger-Jahre.

Die steinerne Fahrbrücke, sogenannte Stubenthorbrücke, außerhalb des bestandenen Stubenthores, in gerader Richtung zwischen der Wollzeile und der Landstraße, ist die älteste unter den gegenwärtig bestehenden Brücken Wiens; sie wird urkundlich schon 1439 erwähnt. Aus Herzog Albrecht's Zeit (1404) stammt die Urfahr (Ueberfuhr) über die Donau bei Erdberg und der Stadlau. Die Verpflichtungen gegen die Geächteten und ihre Verfolger wurden bereits erwähnt.

Vom 4. Juli 1439 datirt ein für jene Zeit ungemein interessantes Document, der sogenannte große Brückenbrief. Darin heißt es, es habe der Herzog mit seinen Bürgern berathen und beschlossen, auf ihre und seine Kosten Brücken zu bauen, so viel deren von Wien über alle Donau bis an das enthalbige Gestade. Doch soll kein Brückenzwang ausgeübt werden, sondern jedermann sich der alten Ueberfuhren bedienen können. Ein schwerer ausländischer Wagen soll von jedem Roß oder Ochsen 7 Pfennige Brückengeld zahlen, ein inländischer gefaßter (beladener) Wagen 5, leere Wagen ohne Unterschied 2 Pfennige von jedem Zugthier. Jeder Reiter oder jedes ledige Pferd zahlt 2, ein Fußgeher 1 Pfennig, für Ochsen und Kühe sind 2 Pfennige vom Haupt, für kleineres Vieh, das über die Brücke getrieben wird, als Kälber, Schweine, Schafe, Ziegen, von 4 Stücken je 1 Pfennig zu zahlen. Eine Jungfrau Braut zahlt für ihre Person 12 Pfennige, eine Wittib Braut 24, die Armen gar nichts, außer jedem der beiden Brückenwächter ein Kränzlein und je einen Helbling. Die Brücke zunächst von der Stadt in den Werd (die jetzige Leopoldstädter Insel) ist frei, die enthalb derselben Wohnenden geben jährlich jeden Quatember von jedem Haus 4 Pfennige, wofür sie unbeirrt bei Tag und Nacht über die Brücke gehen können. Wer Rosse oder sonstiges Vieh blos in den Werd auf die Weide treibt, zahlt nur 1 Pfennig für je 4 Stück, und die im Hause zur täglichen Nahrung der Bürger stehenden Kühe geben nur die Hälfte des Zolles.

In jenen Tagen tauchten auch immer mehr und mehr die präcisen Straßennamen auf. Deren Bezeichnung machten sich die uralten Wiener etwas leichter, als es heutzutage geschieht, und obwohl es damals noch keine Häusernumerirung gab, wußten sie doch in prägnanter Art die Stellen zu kennzeichen, wohin eben irgend Jemand zu adressiren war. Aber nur sehr wenige von den heutigen Wienern kennen die Ursachen zu den noch gegenwärtig im Gebrauche stehenden Benennungen dieser oder jener Straße und Plätze, und so wird es nothwendig, eine kleine Aufklärung darüber zu bieten.

Zu einem Theile der Straßen- und Plätzebenennungen gaben die Sitze der Regenten, der hohen Adeligen den ersten Anstoß. Der „Hof“ wurde bereits erläutert, der „Burgplatz“ bedarf aus demselben Grunde keiner Erläuterung. Die Schenkenstraße erhielt ihren Namen von dem Besitzthume des alten Geschlechtes der Schenken von Hausbach.

Einen zweiten Grund zu vielen Benennungen lieferte die Beschaffenheit der Gegend, und es erhielt das am Ausgange der Rothgasse befindliche Plätzchen wegen des aufsteigenden Terrains von der Kohlmessergasse u. s. w. her die Bezeichnung „Am Bergel“. Ursprünglich aber hieß es „auf der Schütt“, was jedoch nicht als Sammelplatz von Kehricht, Schutt, Schotter u. dgl. gedeutet werden darf; denn „Schutt“ bedeutete im Altdeutschen ein von einem Flusse angeschüttetes oder zusammengespültes Land, und die Nähe der Donau bestätigt diese Auslegung als die richtige. Die Bezeichnung „am Gestade“ (Maria Stiegen) kennzeichnet jene Epoche, wo ein kleiner Nebenarm der Donau an der Stelle des heutigen Salzgries floß. Der „Graben“ heißt so, weil sich hier neben der alten Stadtmauer (Stelle des heutigen Trattnerhofes und der Sparkassa) der Stadtgraben hinzog. Die „Grünangergasse“ deutet auf die Zeit hin, wo es in Wien noch grüne Plätze und Wiesen in der Nähe der Häuser gab, also wahrscheinlich bereits zur Zeit Karl's des Großen, wo auch zuerst das Wort „Anger“ als Bezeichnung für mit Gras bewachsene Plätze auftauchte.

Die Kärntnerstraße erhielt den Namen, weil man auf diesem Wege in das große kärntnerische Reich (von dem auch Steiermark einen Theil bildete) gelangte; die Kumpfgasse, nicht wie gefabelt wird, von Kämpfen, die ehemals hier stattgefunden, sondern von dem altdeutschen Worte „Gumpffen“, d. i. Teich, Vertiefung, daher auch „Kumpe“ (Cisterne, tiefes Behältniß) und mag einst hier derlei bestanden haben. Der Lichtensteg erklärt sich von selbst; der Katzensteig durch die engwinkeligen hohen Häuser, den steilen, wie nur für Katzen zugänglichen Weg; das Lugeck am wahrscheinlichsten von dem Worte „Lug“ (Höhle, Loch); die Rosmaringasse von den Rosmarinweiden, die hier gepflanzt wurden; die Spiegelgasse nicht wie gemeint wird, von einem Hausbesitzer dieses Namens, sondern von dem altdeutschen „spiegeln“ (sehen, glänzen, spähen).

Der „Tiefe Graben“, einst das Bett des Ottakringer-Baches, welcher hier in die Donau einmündete, bevor er nach der Erweiterung Wiens zum späteren Umfange zur Bewässerung des damaligen Stadtgraben verwendet, endlich aber der Wien zugeleitet und innerhalb der Linie überdeckt wurde, heißt natürlich so im Gegensatz zur „Hohen Brücke“. Im Auwinkel, früher „Sauwinkel“ geheißen, sah es sehr unschön aus, denn hier befand sich das Schweineschlachthaus. Der Name wurde später aus ästhetischen Rücksichten geändert.

Weiterhin stellten selbstverständlich die Gotteshäuser und Klöster ihr Contingent zu den Straßen- und Plätzenamen, daher heute noch der Stefansplatz, Minoritenplatz, Michaelsplatz, Petersplatz, die Augustiner-, Dorotheer-, Himmelpfort-, Johannes-, Laurenzer-, Salvator-, Schottengasse, der Ruprechtssteig, Jakoberhof, Breuner- (eigentlich Breiden- oder St. Brigitten-) Straße u. s. w.

Andere Bezeichnungen lieferten die hervorragenden oder zweckmäßigen Gebäude: Cölnerhofgasse (wo die Kaufleute aus Cöln ihr eigenes Gebäude hatten), Salzgries (vom landesfürstlichen Salzamt und dem Salzmarkt), Schulerstraße, Schulhof, Universitätsplatz (von den betreffenden nahen Unterrichtsanstalten), Neuburgergasse, Seitenstettengasse; Seizergasse (von den, den betreffenden Klöstern eigenthümlichen Gebäuden); Teinfaltstraße (eigentlich Domvogtsgasse, vom Hause dieses geistlichen Beamten), Weihburggasse (von dem altdeutschen „Weichhaus“, d. i. ein Thurm, eine Warte).

Hausbesitzer und Erbauer, wie andere berühmte Persönlichkeiten mußten ebenfalls Namen liefern; so der Stoß-im-Himmel (alte Bürgerfamilie), Singerstraße

(vom reichen Sininger), Schauflergasse (weil hier die „Schaufel" oder Pfahlbürger sich ansäßig machten), Rauhensteingasse (vom Ritter Rauhenstein, der hier ein Haus besaß, die heutige „ungarische Krone"). Letztere Gasse hieß früher die Traibotenstraße, was etwa von dem alten „Tragopot" (bocksbeinig), und zwar aus der Heidenzeit herstammen dürfte. Judengasse und Judenplatz erklären sich von selbst durch die Ansiedlung der Juden.

Eine beträchtliche Anzahl von Benennungen lieferte der Handel- und das Gewerbe. Bäcker-, Sattler-, Goldschmied-, Kupferschmied-, Riemer-, Seiler-, Spenglergasse bedürfen keiner Erläuterung. Die Naglergasse hat ihren Namen von den dort 1432 ansäßig gewordenen „Nadlern", das sind Schmiede, welche die verschiedenen Gattungen von Nadeln, oder Nalden, von der Heftnadel bis zur feinsten Nähnadel, erzeugten. Man hatte schon damals „nähenalden, steckenalden, scheitelnalden". Die Gasse hieß damals: „Unter Nadlern". (Bild Seite 529.) Der „Bauernmarkt" erhielt den Namen von den Verkäufern des alten Brotes; die Currentgasse von den Verkäufern currenter Waaren; „Bognergasse" von den Bognern und Pfeilschiftern; „Münzerstraße" von den alten Geldprägern; „Füttерergasse" von den Fragnern der alten Zeit; „Tuchlauben" von den Tuchhändlern und ihren Lauben (bogenförmigen Häusergängen), „Wipplingerstraße" von den Wildwerkern oder Pelzhändlern; „Wollzeil" von den Wollhändlern; „Haarhof" von den Haar- (Flachs-) Händlern; „Färbergasse" (früher unter den Felbern genannt) von den Plüschhändlern, welche dort ihre Waare feilboten.

Die Märkte bekamen die Bezeichnungen der Waare, die dort feilgeboten wurde: wie Fischmarkt, Wildpretmarkt, Kohlmarkt, Roßmarkt (heute Stock-im-Eisen-Platz), Schweinmarkt (heute Lobkowitzplatz), Widmermarkt (heutiger Michaelerplatz), so genannt von den Wide (Holz)- und Weinlesegeräthen, die da zum Verkauf ausgeboten waren, wovon das alte, damals von da in die Burg führende Thor das Widmerthor genannt wurde; der Kienmarkt, die Kohlmessergasse u. s. w.

Allerlei Sitten und Gepflogenheiten gaben ebenfalls Anlaß zu Straßenbenennungen, und es stammt der allgemeine Name „Freiung" von dem Asylrechte für Verbrecher her, welches das Schottenkloster seit Herzog Heinrich Jasomirgott besaß. Indessen war dies ursprünglich nicht der eigentliche Name des Gesammtplatzes, sondern es bestand hier nur eine „Freiung" (Freistätte) für von den Gesetzen verfolgte Flüchtlinge, wo sie nicht ergriffen werden durften. Die einzelnen Theile des Platzes hatten früher verschiedene Namen; so hieß der Raum vor Kirche und Kloster „das Steinfeld"; die Gegend zwischen der Herren- und Strauchgasse hieß „auf dem Mist", wahrscheinlich weil dort in früheren Zeiten ein Sammelplatz von Kehricht und Gemüseabfällen (etwa am Rande des durch den tiefen Graben fließenden Ottakringer-Baches) gewesen sein mochte. Indessen heißt Mist im Altdeutschen auch die Dunkelheit, die Feuchte. Gegen den „Heidenschuß" und den Tiefen Graben zu hieß es, der beginnenden Erhöhung wegen, „Am Bühel", d. i. nämlich Hügel. Die Gegend um den Heidenschuß hieß vor alter Zeit „am Kiel", und da dieses Wort einen langen hohlen Raum bedeutet, so dürfte die Nähe des Canals, der durch den Tiefen Graben ging, die richtige Erklärung bieten. Den Namen Heidenschuß erhielt diese Gegend später von dem Eckhause (heute Palais Montenuovo), an welches ein Wahrzeichen angebracht war: ein reitender und seinen Pfeil abschießender Türke (wienerisch damals schlechtweg Heide genannt), aber es war dies nicht, wie mehrfach erzählt wird und später zu berühren sein wird, als Andenken einer muthigen That eines Bäckergesellen während der ersten türkischen Belagerung Wiens (1529), sondern ein sogenannter „redender Schild", welcher von dem Hausbesitzer Heinrich Heiden bereits zur Zeit Herzog Albrecht's V. angebracht worden war, um die Bezeichnung Heidenhaus (Haus des Heiden) auszudrücken. Man könnte es fast den ersten Wiener Bildrebus nennen.

Die Wallnerstraße (ursprünglich Wallichgasse) führt ihre Bezeichnung von dem altdeutschen Worte „wallich", d. h. fremd, weil hier seinerzeit die meisten ausländischen Fuhrleute ihre Einkehr nahmen. Aus diesem Worte entstand auch die Bezeichnung „wällisch" für italienisch, da im Mittelalter die meisten Fremden aus Italien nach Wien und Deutschland kamen; auch die Bezeichnungen Gallien, Wallis, Walachei u. s. w. haben darin ihren Ursprung. Ein Theil des Salzgries (frühere Zeughausgasse) hieß vor nicht allzu langer Zeit noch „Im Elend", so wie die nahe befindliche Bastei, an welche sich noch viele Wiener erinnern werden, die Elendbastei. Dieser Name stammt aber, wir müssen es nochmals betonen, nicht von der Armuth und dem Elend, so da etwa herrschten, sondern er bedeutete ebenfalls „fremd" (nach dem mittelhochdeutschen aliland, den alten Worten el, alius) und wurde häufig jenen Gegenden beigelegt, wo sich Herbergen für Fremde befanden. Hier bestand eine solche, welche die Schottenmönche für schottische und irländische Reisende anlegten, zu einer Zeit, wo von dem Einkehrwesen der späteren Tage auch nicht die kleinste Spur vorhanden war.

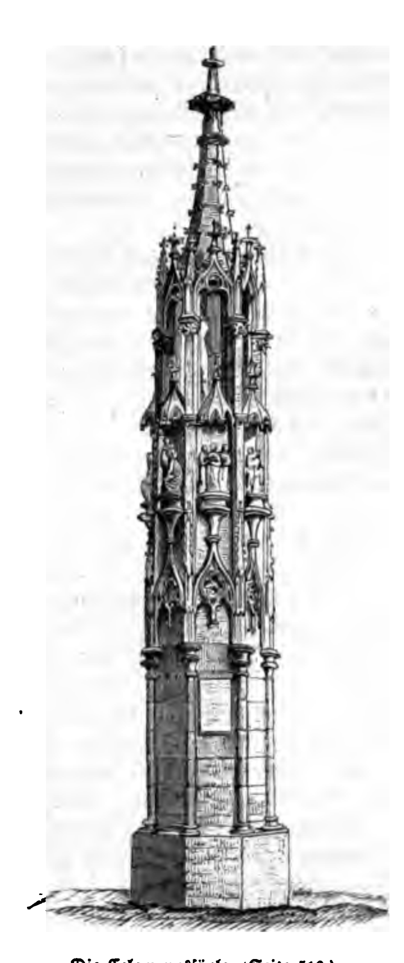
Die Bezeichnung Renngasse, so wie der Rennweg auf der Landstraße stammen von dem daselbst im Mittelalter abgehaltenen, so beliebten Volksschauspiele des Preis- und Scharlachrennens. Die Blutgasse heißt nicht, wie eine alberne Sage meint, so von einem heimlichen (Fehm-) Gerichte, wie auch daß durch Folter- und Hinrichtungsmaschinen daselbst viel Blut vergossen worden, oder daß hier ein Thierschlächter, der die Fleischausschrotung betrieben, die Straße mit Blut gefüllt, am wenigsten aber von Hinrichtungen der Templer, sondern, wie schon einmal erwähnt, das Wort Blut, altdeutsch blota, hatte die Bedeutung von Opfer und zeigt wohl an, daß einst hier die Götzenpriester ihren Weg in den Opferhain genommen hatten.

Noch wäre zu erwähnen, daß von den Umgebungen Wiens Weidling gegründet von den Herren von Widenich (Weidling), Ministerialien der Babenberger, im 15. Jahrhundert seine Pfarre erhielt. Der Bürger Andreas Lohner von Klosterneuburg erbaute daselbst 1407 eine dem heiligen Petrus und der heiligen Katharina geweihte Kapelle, wozu der Probst Pierbaum den Grundstein legte. Aus derselben entstand die heutige Kirche. — Berühmtheit erlangte ferner Himberg (zwei Stunden von Wien), so genannt von dem gleichnamigen Adelsgeschlechte, das 1340 mit Wolfkern von Himberg ausstarb. Als ihre nächsten Verwandten erbten die Herren von Ebersdorf und Thierstein die Besitzung. In deren Händen begann die Ortschaft etwas wichtiger zu werden, denn im Jahre 1411, als die österreichischen Stände auf Reimprecht's von Wallsee Veranlassung den jungen Herzog Albrecht V. mündig erklärten, setzte sich dessen Vormund Ernst der Eiserne zu Himberg fest und bekriegte von hier aus die Wiener so lange, bis 1412 diese Streitigkeiten beigelegt wurden.

Es müssen, hierher passend, noch einige Benennungs-Entstehungen der Vororte oder Landaufenthalte angeschlossen werden. Ein guter Theil derselben mag auf den alten Kelten-Ansiedlungen fußen. So soll z. B. Dornbach nicht, wie stets erläutert wird, seinen Namen von einem mit Dornengestrüppe bewachsenen Bache, sondern von dem keltischen Worte durán (kleines Wasser), welches von den Deutschen, als „Bach" übersetzt, daran gehängt wurde, indeß vielleicht besser von torrán (Hügel) haben; Hadersdorf stammt vom keltischen adhras (Wohnort), besser aber vielleicht als „Dorf des Hadurich; Käferberg von cabar (Spitze, Anhöhe); Araberg von aran (Hügel); Pötzleinsdorf wohl von dem Besitzer Pezo; Gainfahrn und Gaindorf von gann (Veste), besser vielleicht aber von dem Besitzer Gainhart.

Künstler, Handwerker, Modetrachten und Titulaturen.

Im bürgerlichen und gewerblichen Leben veränderte sich ebenfalls so Manches, es erweiterten sich die Innungen und neue Bruderschaften bildeten sich. Eine der interessantesten ist die sogenannte Lukaszeche, d. i. die Innung der Maler.



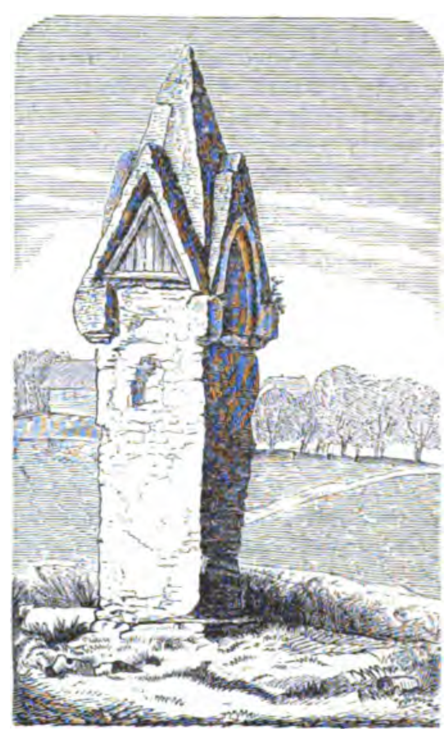
Die Colomannssäule. (Seite 516.)

Nebst der Kunst der Farbenmalerei in ihren mehrfachen Abzweigungen nach der Verschiedenheit des Farbstoffes und der Art seiner Behandlung zur Fixirung des Bildes, sowie nach der Verschiedenartigkeit der dargestellten Objecte, gab es im Mittelalter wieder besondere Arten der Malerei, welche, je nach der Art der Behandlung und nach dem Zwecke, dem sie dienten, verschiedene Zweige dieser Kunst bildeten und, wenn auch verschiedenartig benannt, so z. B. die „geistlichen Maler", gleichwohl in einer besonderen Zeche oder Bruderschaft, der sogenannten St. Lukaszeche, vereinigt waren. Diese Zunft hatte den heiligen Evangelisten Lukas zu ihrem Schutzpatron erwählt, weil, nach der Legende, er der Erste gewesen, der das Bild der heiligen Jungfrau gemalt hatte. Es heißt auch in den Zunftstatuten: „Und woldin sand lucas damit eren, das er der erst ist gewest, der yn unser vrawen Bild gemalt hat". — Die Rechte und Verpflichtungen in dieser Zeche waren in vier verschiedenen Ordnungen enthalten. Die erste, vom 3. Juli 1410, hat die Aufschrift: Von der schilter, geistlicher Maler, von glasern, von Goldslahern (Goldschlägern) wegen und auch von den die nur shlechts glaswerch kunnen und nicht geprants". Die zweite heißt: „Der Maler Recht". Die dritte, vom 12. September 1420, hat die Aufschrift: „Von den Schiltern, Glasern und Malern"; aus derselben ist zu ersehen, daß sich bisher „meniger unversucht (mancher ohne vorläufige Erprobung) under je ze maister gesaczt hab". Die vierte vollständigste ist vom 28. Juni 1446 und führt den Titel: Die neue Ordnung der Maler, Schilter, Glaser, Goldslaher, Seydennater (Seidensticker). Betrachten wir uns nun den Beschäftigungskreis dieser einzelnen Handwerke.

Der geistliche Maler mußte zur Erprobung seiner Meisterschaft „zubereiten eine Tafel eine Kauf-Elle lang mit brunirten (polirten) Gold und soll darauf malen ein Bild mit sein selbs Hand in drei Wochen". Es waren also die geistlichen Maler zunächst solche, welche Heiligenbilder auf Goldgrund malten. Da aber in dem Malerrecht noch insbesondere angeführt wird, daß sie auch arbeiten, „was zu dem leib herrn, Rittern und knechten ze schimpf (Lust) oder ze ernst gehört, es sei

Stechzeug, Turneizeug oder wie genannt ist, da sollen sie beschauen ploß und gehewts (getriebene Arbeit)", so ist ersichtlich, daß der geistliche Maler zugleich auch Wappen- und Zierwerkmaler war.

Der Schilter mußte Schild- und Rüstzeug bemalen können. Wer sich da auf dem „Schiltwerch zum Meister setzen wollte", der muß vier neue Stücke machen: einen Stechsattel, ein Brustleder, einen Roßkopf, ein Stechschild, „in sechs Wochen", damit man seine Meisterschaft erkenne, und daß er „auch das Malen kann als es herren Rittern und Knechten an ihn forderten". Mit Rücksicht auf den Umstand, daß das Wort Roßkopf auf die Bedeckung eines solchen mit Leder oder mit einer Kappe von Zeug gedeutet werden muß, da die stets insbesondere bezeichneten stählernen Roß-Stirnen von den Plattnern (Verfertiger der Harnische) angefertigt wurden, dürfte die Thätigkeit des Schilters dem Beschäftigungskreise der heutigen Sattler- und Riemzeugverfertiger nahegestanden haben, nur daß der Schilter die genannten Objecte mit Wappen u. dgl. auch bemalen können mußte.


Denksäule an der Wien. (Seite 516.)

In diese Zeche gehörten auch die sogenannten Illuminatoren, allein diese waren Bücher-Goldmaler, Miniaturmaler. Einen sehr interessanten Einblick in den Hausbedarf eines Malers behufs Ausübung seiner Kunst giebt uns das Testament des Malers Kaspar Dunkelsteiner vom Jahre 1425. In demselben wird der „luminier plümel" (Malerpinsel), der kleinen „luminier-verbel" (Malerfarben), des Entwurfbuches, Goldbuches, der „vein lasur" (Lassieren mit Wasserfarben) u. dgl. gedacht, was Alles auf einen Miniaturmaler schließen läßt.

Es sind über einzelne Malerpersönlichkeiten recht interessante Andeutungen urkundlich auf uns gekommen. Schon im 12. Jahrhundert erscheint ein Wiener Maler (pictor) mit Namen Konrad. Heinrich der Vaschang (Fasching), er war 1360 Schilter des Herzogs Rudolf IV. Hausherren gab es unter ihnen die schwere Menge; so besaß Hanns der Diepolt 1375 ein Haus am Neuen Markt; Heinrich Sternsseer, Maler des erlauchten Fürsten Herzog Leopold, kauft 1375 um 300 Pfund das Haus des Heinrich von Wallsee am alten Kohlmarkt; Maler Leonard kauft 1382 das Haus Peters des Suchenwirth in der Churbannerstraße (Seizergasse); Maler Jakob Grün besitzt 1384 bis 1418 zwei Häuser am Kohlmarkt; Meister Hanns Sachs, Herzog Albrecht's Maler, und seine Hausfrau Anna besitzen 1392 zwei Häuser unter den Sattlern mit vier „chramen" (Verkaufständen); Jakob von Thrna, der Maler, eines am alten Kohlmarkt 1391; Ulrich der „Arm", der Maler, versetzt 1405 sein Haus der Jüdin Riffita, des Judenmeisters Abraham Hausfrau. An verfertigten Arbeiten kommen vor: Georg der Angerfelder und Meister Simon malen eine Tafel (eingerahmtes Gemälde) für den Frauenaltar zu St. Stefan 1423; Meister Ulrich malt das

heilige Grab daselbst 1438. Auch Frau Lienhartin, die Malerin, hat 1421 ein hübsches Haus unter den Spenglern.

Die Glaser werden in Glasmaler und gemeine Glaser unterschieden. Was zur Erprobung ihrer Meisterschaft gehörte, wurde bereits erwähnt, die Erfordernisse aber bald darauf erhöht, nämlich der um die Meisterschaft sich bewerbende soll „entwerfen und malen ein Bild von Glaswerk eine Kauf-Elle lang, das soll darein gebrannt sein“. Glas und Glaswaaren aus Venedig, sowie die Verkaufsstätten für Glaswerk auf dem Hohen Markt kamen schon 1354, 1360 vor. Das schon 1354 erscheinende „Waldglas“ dürfte, im Gegensatze zu dem venedischen, Glas aus dem Böhmerwalde bedeuten. Als Kunsthandwerker interessiren uns zunächst die Glasschilder oder Glasmaler. Nicht nur Kirchen, sondern auch größere öffentliche und Privatgebäude waren mit diesem dem Mittelalter eigenthümlichen Fensterzierwerk ausgeschmückt. Selbst die gewöhnlichen Wohnhäuser hatten mindestens Glasscheiben in den Fenstern, was der berühmte Aeneas Silvius Piccolomini (später Papst Pius II., von dessen Aufenthalt in Wien später zu sprechen sein wird) in seiner Schilderung Wiens besonders hervorhebt. Beachtenswerth ist auch die alte Benennung einiger älterer Werkzeuge zum Verglasen, so z. B. Bleiziehen, Kersel- (gerades) Eisen; wie auch die Sorgfalt, mit welcher man auf die bleibende Instandhaltung der Glasgemälde in Kirchen bedacht war, wie dieses in Bezug auf die Glasfenster im Chor und in der Kirche Maria am Gestade der Fall war.

Berühmte Glasmaler jener Tage waren: Meister Michael der Zwettler, welcher die Glasmalereien in dem 1343 bis 1348 ausgeführten neuen Chor der Kirche in Zwettl verfertigte; mehrere Glaser hatten Häuser in der Singerstraße, am Haarmarkt, Fleischmarkt, in der Alserstraße (Meister Simon 1415), am Kienmarkt u. dgl. Vornehmlich berühmt war Meister Hanns Puchsbaum, mit dem Namen „der lange Glaser“ (er ist nicht zu verwechseln mit dem Erbauer des Stefansthurmes). Er war von 1423 bis 1444 Schmelzmaler in Glas in Wien, Bürger und Eigenthümer von vier Häusern in der innern Stadt, so auf dem Judenplatz, Teinfaltstraße u. s. w. Der „lange Glaser“ wurde er genannt wegen seines hohen Wuchses. Renommirt war noch Meister Thoman Paungarten, der Glaser (Glasmaler), Pfarrer zu Hollabrunn 1425; Onofrio von Blondio aus Murano u. A.

Die Goldschlager hatten die Aufgabe, die zum Vergolden und Versilbern nöthigen feinen Gold- und Silberplättchen anzufertigen und feinen Golddraht zu spinnen. Da sie der St. Lukaszeche einverleibt waren, so anerkannte man dadurch, daß ihr Betrieb zum Kunsthandwerk zählte. Der Goldschlager mußte zur Erprobung seiner Meisterschaft „slahen gold und silber, daß die recht prait hab, und gespunnen arbeit machen, das auch die recht maß hab, als von alter ist herkommen, das soll er thun in vier wochen“.

Die Seidennater (Seidensticker) mußten zur Erprobung ihrer Meisterschaft „stechen (sticken) ein Bild von Seiden und ein Bild erheben als das zu Perlen gehört, jedes anderthalb Spannen lang und ein Schild verwappen und stechen von Seiden in acht Wochen“. Die Seidensticker haben also nicht blos Seidenkleider genäht, sondern die eigentliche Werkthätigkeit derselben war vielmehr die Anfertigung prachtvoller „Gelieger“ (Roßdecken) und Bettvorhänge, insbesondere aber Meßgewänder, Kirchenfahnen u. dgl. Berühmt waren Meister Wolfgang 1400 und Stefan Smelz 1425, welche eigene Häuser besaßen.

Zu bemerken ist noch, daß in Wien schon im 15. Jahrhundert Malerschulen existirten. Wie auch bereits angedeutet, gab es eigene Hofkünstler, ein Institut, das allerdings erst später zur vollsten Geltung kam. Die schon mitgetheilte Liste wäre noch zu ergänzen mit Meister Hanns der Prentschenk, 1394 Goldschmied Herzog Albrecht's.

Eine renommirte Zeche war die sogenannte Kreuzzeche zu Klosterneuburg, deren Bruderschaftsbuch interessantes Materiale zur Geschichte der religiösen Bruderschaften liefert. Dieses Buch wurde derselben von dem Ritter Blasius von Stainhaus gegeben, welcher 1420 des dortigen Gotteshauses Amtmann oder Hofmeister gewesen. Die Grundstücke des noch heute vorhandenen Gewährbuches hießen das Blasiamt. Daher stammte die Gepflogenheit, im Scherze Mitglieder irgend welcher frommer Bruderschaften, ja selbst überhaupt religiös gesinnte Leute Blasibrüder zu nennen, welche Bezeichnung erst zur Zeit aufhörte, als im Jahre 1848 sich der „St. Severinus-Verein" bildete. Im Jahre 1425 erhielt die Gottsleichnamsbruderschaft neue „Regeln". Diese Bruderschaft wurde später die Stifterin der Mariazeller Procession.

Von hoher Wichtigkeit war die Bruderschaft der Steinmetze, eines Gewerbes, welches schon im Jahre 1288 in Wien urkundlich genannt wird. Anfangs des 14. Jahrhunderts finden wir schon Steinmetzen und Maurer als Hausbesitzer und Rathsherren, ein Beweis, daß sich dieses Handwerk großen Ansehens und wirklich eines „goldenen Bodens" zu erfreuen hatte. Im Jahre 1435 erhielt die Wiener Steinmetzzunft ihre eigene Ordnung; dieselbe bestand mithin schon vierundzwanzig Jahre früher, als zu Regensburg die Vereinigung aller Bauleute und Steinmetzen von ganz Deutschland zu einer Bruderschaft beschlossen, Wien, Straßburg und Cöln, später auch Zürich und Basel als Hauptorte anerkannt und die Obermeister der dort bestehenden Bauhütten als oberste Richter zur Austragung von Streitigkeiten unter den Bruderschaften der einzelnen Städte aufgestellt wurden. Diese Ordnung, wie auch alle späteren, bezogen sich ausschließlich auf die Stellung der Steinmetzen und Maurer zu den Bauherren, ferner auf die Art der Bauführung, die Höhe und das Ausmaß des Lohnes, die Dauer der Arbeitsstunden. Das Wiener Stadtrecht vom selben Jahre enthält ebenfalls Bestimmungen über das Zimmern von Häusern, über die Leitung von Dachrinnen und über die Scheidemauern an Nachbarhäusern, die jedoch vorwiegend baupolizeilicher Natur waren.

Auch hier treffen wir recht vermögliche Meister, Hausbesitzer zumeist, und solche, welche der Landesfürsten Vertrauen genießen; so Meister Michael Weinwurm, Herzog Albrecht's Baumeister zu Lachsendorf (Laxenburg) 1395, früher Maurer von der Neustadt; Ulrich der Breitenfelder 1400, der den Bau der Kirche zu Maria Stiegen leitete; Meister Berchtold von Basel, Herzog Albrecht's Bucharzt (Bibliothekar) und Baumeister des Klosters Unserer Frau Brüdern, an dem Herzogenhof zu Wien 1422 und viele Andere.

Eine recht verschiedenartige Thätigkeit entwickelten die Schneider, welche, je nach der Form der Gewandung, eigene Benennungen führten. So gab es z. B. Gewantler, abgekürzt Gwäntler, stammend von want, gewant, was aber nicht blos das fertige Kleid, sondern auch den Kleiderstoff, Zeug, in weitester Bedeutung alle Stoffe aus Garn, Wolle, Seide umfaßte, dann insbesondere die Rüstung und was überhaupt zum Anzuge und zur Rüstung gehört. Das Stammwort ist „winden" (umwinden, umwickeln), daher „Beingewant" (Beinbekleidung, Hose), „Bettgewant" (Bettzeug), „Gürtelgewant" (das mit dem Gürtel befestigt wird), „Houbet (Haupt) gewand", d. i. Kopfbedeckung, „Isengewant" (Eisenrüstung, Harnisch), „Kürsengewant" (Pelzkleidung) u. s. w. Es war eben der Gwäntler der Verfertiger und Verschleißer einer gewissen Art von Kleidungsstücken oder Kleiderstoffen. Später wurden sie von den Joppnern und Käuffeln unterschieden. Es durften dann die Gwäntler nur in schwarzer, weißer, grauer und rother Farbe arbeiten, konnten sich wohl einen Gesellen halten, aber derselbe mußte das „Gwäntlwerk" und nicht das Schneiderhandwerk erlernt haben. Daraus ergiebt sich, daß sie nicht Zeuge, sondern verarbeitete Stoffe verschliessen, und daß die Art der Anfertigung eine andere als die gewöhnliche Schneiderarbeit war. Für die Joppen waren die

Joppner, für die Mäntel die Mäntler, für die übrigen Kleidungsstücke die Schneider. Ihre Arbeit mußte sich also von jener der drei letzteren Handwerker unterscheiden; wahrscheinlich fertigten sie Hosen aus leichten, ordinären Stoffen, Brutzlatze, Socken, etwa jene Waaren an, welche heutzutage die Pfaidler verschleißen.

In Bezug auf die Joppner waren die Joppen, Jupen, Jacken, Ueberkleider mit Aermeln, die den Oberleib bedeckten; bei Männern war es eine Art Weste mit längeren Parten, zweifelsohne die Vorläufer der späteren Westen; beim weiblichen Geschlechte eine Art von Corset aus stärkerem Stoffe. Die Aermeln hatten nicht selten andere Farben als das Leibstück. Die Joppen waren aber öfter auch aus edleren Stoffen, z. B. Atlas mit seidenen Aermeln und reich ausgestattet, ja bei vornehmeren Classen sogar mit Perlen gestickt. Ihre älteste bekannte Satzung stammt vom Jahre 1433. Laut derselben durften nur von ihnen Joppen und „Nestelkitteln“ angefertigt und verschliessen werden. Die letzteren waren aber Kittel von Zwilch und anderem gröberen Leinenstoff, welche zusammengeschnürt, nicht zugeknöpft wurden, und zwar nur bei den untersten Classen im Gebrauche. „Kittel“ (von hydan, bedecken) war ein Rock von Leinwand und anderem leichten Stoffe, von beiderlei Geschlechtern getragen, jedoch beim weiblichen nur von den Hüften an abwärts reichend, während er bei den Männern auch den Oberleib deckte (gerade wie heute). „Nestel“ bedeutete Schnürriemen oder Binden, womit etwas zusammengehalten wurde. Erst später wurde auch den Käufflern gestattet, Nestelkittel zu verfertigen und auf ihren Schrägen am Hofplatze feilzubieten.

Die Käuffel durften keinen Schneidergesellen halten, sondern mußten ihre Arbeit nur mit Beihilfe eines Schneiderlehrjungen, des Weibes, der Kinder und der „Diern“ (Magd) betreiben. Sie durften nichts feilhaben, was das Schneiderhandwerk berührt, wohl aber neue Kittel und neues wollenes Gewand, das aus Tuch der Elle im Werthe von höchstens 24 Pfennigen geschnitten war, aber keine neuen Wamse. Wer als Käuffel Meister werden wollte, der mußte einen Männermantel, einen Manns- und Frauenrock zuschneiden und machen können. Ueberhaupt bedeutete das Wort (koufelare im Altdeutschen) einen Kleinhändler (Art Trödler), im Gegensatz zum eigentlichen „koufman“ (Kaufmann). Fürkäuffel hieß Vorkäufer, Unterkäuffel, Zwischenkäufer.

Die Schneider (Kleidermacher, Tuchschneider) waren jene, welche Kleider „snayden“ (schneiden), d. i. ein Kleid zurecht machen, überhaupt machen konnten. Es erhellt aber keineswegs, ob sie sich schon damals in Männer- und Frauenschneider unterschieden. Als aber bei dem allmäligen Entfallen der Eisenrüstung und des Panzers, Verbreitung der spanischen Tracht das Schneiderhandwerk eine durchgreifende Aenderung erlitt, fanden bedeutsame Umwälzungen der Gerechtsamen statt. Auch hier gab es schon Hoflieferanten, wie denn z. B. Jakob aus dem Voigtland 1401 als Herzog Albrecht's Schneider, Friedrich von Hirschau 1404 als Herzog Wilhelm's Schneider und Konrad, der Herzogin Johanna (Gemalin Albrecht's IV.) Schneider, 1405 vorkommt. Ein recht sonderbarer Mann mag der Schneider Friedrich der Minnegauch, auf dem Hohen Markt zu Wien ansäßig (1303), gewesen sein. Nach heutigem Sprachgebrauch bedeutet sein Spitzname ganz deutlich „verliebter Geck“.

Bei dieser Gelegenheit mag es interessiren, zu vernehmen, daß aus den Tagen Albrecht's V. der Spottname der „Geißböcke“ für die Schneider stammt; die Veranlassung dazu war eine patriotische, erhebende. Es wurde nämlich im Jahre 1422 das feste Schloß Karlstein in Böhmen, in welchem der kaiserliche Hauptmann Johann Polenz, ein Meißner Edelmann, befehligte, von den dem Kronprätendenten Sigmund Korybut anhängenden hussitischen Prager Bürgern, welche die Reichsinsignien gewaltsam aus der Feste holen wollten, belagert und so hart eingeschlossen, daß die Karlsteiner nichts mehr zu essen hatten als einen einzigen Geißbock. Um

jedoch ihre Noth vor den Belagerern zu verbergen, stellten sie sich, als ob sie eine Hochzeit feiern wollten, und begehrten von jenen auf einen Tag Waffenstillstand, welcher ihnen auch bewilligt wurde. Nunmehr schlachteten die Karlsteiner den noch übrigen Geißbock, bestrichen ein hinteres Viertel desselben mit Blut und streuten Rehhaare darauf; dann schickten sie es, so zugerichtet, dem Obersten Feldhauptmann der Prager, der ein Schneider war und Johann Hedwicka hieß, zum Geschenke für den bewilligten Waffenstillstand. Dadurch aber wurde der Zweck erreicht, nämlich die Belagerer zu dem Glauben zu verleiten, es hätten die Karlsteiner noch Lebensmittel genug; sie wurden der Belagerung überdrüssig, hoben sie auf und zogen am Martinitag (11. November) wieder nach Prag zurück. Nachdem die Karlsteiner dies gesehen, thaten sie sogleich Freudenschüsse und spotteten darüber, „daß ein Geißbock den Schneider von dem Schlosse weggestoßen habe", welcher Spott sich alsbald allgemein verbreitete, auch nach Oesterreich drang und von da an den Schneidern aller Orten den Spottnamen „Geißböcke" verschaffte.

Es mag hier überhaupt am Platze sein, der damaligen Modetrachten und Kleidungsstücke zu erwähnen, welche von dem aus zahlreichen Genossen bestehenden Schneiderhandwerke geliefert wurden. Außer den bereits erwähnten Bekleidungen gab es noch Ueberröcke oder Leibröcke. Die der Männer reichten bis zur Wade, die weiblichen aber waren so lang, daß sie breit auf dem Boden auflagen und, um das Gehen nicht zu erschweren, mit der Hand emporgehalten werden mußten (siehe die heutigen Damenkleider-Enden). Diese Sitte rührte aber daher, weil es damals noch keine Strümpfe gab, weshalb denn auch die weiblichen Schuhe oft bis über die Knöchel gingen. Einige dieser Frauenröcke waren mit silbernen Schellen behangen, eine Mode, die auch bei den Männern stattfand, aber in dem angegebenen Zeitraume schon seltener wurde, bis die Schellen endlich nur noch der Narrenkappe verblieben.

Der Suckl war ein weiblicher Ueberwurf, eine Gattung langer Kragen von leichtem Stoffe; der Seidl eine Art sehr weiter Weste mit lediglichen Anfängen von Aermeln, die deshalb Stumpfe oder Flügeln hießen. Der Seidl war ein Kleid beider Geschlechter und aller Stände, auch jeglichen Alters; wer nicht gerade arm war, hatte mehrere Seidl. — Die Schaube, ein Kleidungsstück für beide Geschlechter, war ein zweckmäßiger und bequemer Ueberrock, der bis an die Kniee ging, mit kurzen Aermeln, häufig mit Pelzwerk gefüttert oder zur Zier blos ausgeschlagen. — Es gab Mäntel verschiedener Art, besonders weibliche, mit und ohne Aermel, letztere Seidlmantel genannt; einige hatten Fransen, Knöpfchen oder Schellen, auch von Messing. Ein Paar davon waren von großem Umfange, wie etwa die späteren sogenannten Radmäntel.

Schleier (Slayer) waren die allgemeine Tracht des weiblichen Geschlechtes, selbst der geringsten Classe der Dienerinnen. Einige verhüllten den ganzen Kopf, andere reichten nur bis zum Nacken und hießen „Drum". Alle hatten sie „Vach" (Falten) und „Endlein", „Preislein" (Säume). „Umgebänd" (Stirnbänder) zur Befestigung des Schleiers waren theils aus Seide, theils aus Harras (Rasch, gemischter Stoff). — Die weibliche Kopfbedeckung hieß Sturz; es war dies eine Art Kegel oder Thurm, manchmal so hoch, daß er mit Draht aufrecht gehalten werden mußte. Mancher war sehr reich verziert, selbst mit Edelsteinen, andere waren von Goldbrocat. Diese Kopfbedeckung lieferte den Ursprung der sogenannten „Linzer-" oder „reichen Hauben", welche in letzter Zeit und noch in den „Häringköpfen" der Obsthändlerinnen ihre Repräsentanz hatten. Ueberhaupt gab es der Hauben, Gugeln und Hüte eine schwere Menge. Die Hauben für Männer und verheiratete Frauen waren von Tuch, einige mit Pelzwerk gefüttert; sie unterschieden sich von der „Gugel" (so genannt von der kugelförmigen Gestalt) dadurch, daß sie nicht, wie diese, auch die Ohren bedeckten. Es gab „Medrein" (Marder-),

„Pibrein“ (Biber-, Castor-) und „Pfauenfedrein“ (Pfauenfedern-) Hüte; auch spitzige Hüte mit sehr breiten Krempen, welche „schöne Frauen“, aber auch „freie Töchter“ oder „Hübschlerinnen“ trugen.

Die Stoffe der Kleider bestanden aus Schaf- oder Baumwolle, Seide, Sammt Damast, Wolle und Seide in verschiedenen Gattungen; ferner „Chursen“ (Pelze), deren Rauchwerk aus Marder, Hermelin, Kaninchen, Iltis, Luchs, Fuchs, Hasenfell, Kalbsfell, Wolfsbalg ꝛc. bestand.

Beide Geschlechter bedienten sich des Gürtels, welcher die ganze Kleidung zusammenhielt; große oder kleine „Knäuflein“ (Knöpfe) waren nur zur Zier angebracht. Viele der Gürtel waren mit Silber beschlagen, auch sonst mit goldenen oder silbernen Borten verziert, manche mit Perlen. An Gürteln der Männer hing das kurze Schwertmesser, an vielen ein „koralleiner“ Rosenkranz (Pater-noster, von welchem bereits die Rede); Taschen zu dem Gelde hatten sie alle. Dieses complicirte Kleidungsstück ersetzte und übertraf an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit unsere vielerlei Taschen und Täschchen, zugleich einen schönen oder prächtigen, ja malerischen Anblick gewährend; der Reiche konnte, wie in einem Auslageschrank, seine Prachtliebe entfalten, mehr und wirksamer, als es unsere Tracht gestattet.

Das Schuhwerk, im Anfange sehr einfacher Art, hob sich bald zu einer Luxustracht. In der ersten Epoche trug man Filzschuhe, in Küchen und Arbeitsstuben Holzschuhe, später wurde der zum Ausgehen benützte Schuh ein Gegenstand des Putzes. Von Stiefeln war allenfalls nur bei Reitern die Rede, Männer und Frauen trugen lediglich Schuhe, oft schloß das wie ein Strumpf eng anliegende Beinkleid auch den ganzen Fuß mit ein und hatte nur unten eine Ledersohle, die nach vorne in eine ziemlich scharfe Spitze auslief. Da wendete sich denn die Fußbekleidungstracht — es kamen die „Schnabelschuhe“, welche die übermüthigsten Formen erhielten, so ungeheure lange metallene „Nasen“ (Schnäbel), letztere mit allerhand Schnörkeln, ja sogar mit menschlichen Gesichtern verziert. Ueber diese barocke Tracht in Oesterreich klagt Suchenwirth: „Die Zehen wollen sie anders machen, als Gott sie erschaffen, sie sollen lang, spitz und krumm sein; recht wie des Teufels Nase sind ihre Schuhe“. Die Damen scheinen die Anforderungen der Eitelkeit nicht in Schnabelschuhen, sondern vielmehr in eine zart gewölbte Form des Fußes gesetzt zu haben; es fordert Suchenwirth an einer schönen Dame einen kleinen Fuß mit hochgebogenem Rist, „so daß sich unter ihm ein Zeisig wohl verbergen möchte“ (ganz wie heute), und so wurden die Frauenschuhe dergestalt zugeschnitten, daß sie den Fuß nöthigten, blos auf den Zehen und der Ferse zu ruhen. Im 15. Jahrhundert verlor sich nach und nach der häßliche Schnabelschuh, aber es verlängerte sich dafür der gewöhnliche Frauenschuh, der nunmehr bis über den Fußknöchel hinauf reichte (heutige Stiefelette). Die Prunkschuhe vornehmer Frauen waren rosenfarben oder gelb und mit Gold gestickt. Die Tanzschuhe der Damen hatten eine kokette Form, und ein Eiferer jener Tage wendet sich gegen dieselben und verdammt energisch „die spitzen, engen, weißen Schuhlein, mit deren Zeigung sie (die Tänzerinnen) verblenden die Herzen der Knaben“.

Die „Styval“ (Stiefel) wurden meist nur von Reitern, wohl auch manchmal von einem Theile des Fußvolkes auf Märschen getragen; es waren dies niedrige, schlotternde Stulpstiefeln. Die Mehrzahl der Kriegsknechte aber hatte Schuhe, noch immer mit einem gewissen Schnabel. Im 15. Jahrhundert kommen ferner plötzlich sehr breite, vorn wie abgehackte Schuhe auf; diese bekamen die Spitznamen: „Entenschnäbel“, „Ochsenmäuler“, „Bärentatzen“. Bald jedoch wurden diese Auswüchse auf das richtige Maß zurückgeführt.

Recht höflich war bereits in jenen Tagen das Gebahren der Landesfürsten in Bezug auf den Umgang mit ihren Unterthanen. Während die früheren Reichs-

beherrscher nicht nur die Bauern, sondern selbst ihre Landpfleger und Hofwürdenträger mit Du angesprochen, redete schon Kaiser Sigismund (gest. 1437) Geringe wie Vornehme mit Ihr an, welche Sitte bald allgemein wurde. Sonst gab es die verschiedensten Arten von Titulaturen, deren Anwendung von allerlei Verhältnissen abhängig war und viel Interesse bietet.

Den Titel „ehrbar“, so viel wie ehrenvoll, ehrenwürdig, erhielten die Herrenstände, jedoch mußte immer der Stand beigesetzt werden, z. B. der ehrbare Graf, Ritter, Herr, Mann u. dgl. „Achtbar“ wurde nur den Fürsten und vornehmen Reichsgrafen ertheilt; „werth“ war ein Prädicat der Dienstmannen des Landesfürsten, wie z. B. „der werthe Leuthold von Kuenringen“. „Ehrsam“ wurde den Herrenständen, Prälaten, „bescheiden“ oder „weiß“ (weise) wurde gewöhnlich in Verbindung mit anderen Titeln gebraucht. „Herr“ wurde nur den Fürsten-, Grafen- und Herrenstands-Geschlechtern ertheilt; „Edel“, „Vest“ bekamen die Ritter; auch die Frauen, selbst Königinnen wurden nur mit „edle Frau“, und ihre Würde angefügt, angesprochen. Sehr höflich setzte man hinzu „tugendreich“, „ehrenreich“ und dazu je nach Verhältniß die Worte „Jungfrau“, „Frau“. Ein Gatte schrieb an seine Ehegesponsin nicht selten „meine liebe Wirthin“. Fürstliche ledige Damen erhielten das Prädicat „Fräulein“, bald wurde es aber auch anderen adeligen und vornehmen Personen ertheilt. Dabei mußte man im Allgemeinen genau beobachten, wenn irgend eine Persönlichkeit im Range, und somit auch in der Titulatur stieg, damit es ihm nicht so geschehe, wie einem Manne, welcher die Tochter eines zu hoher Staatswürde berufenen Gelehrten mit „edle Jungfrau“ ansprach und von ihr, welche nunmehr das Prädicat „Fräulein“ beanspruchen durfte, die naive Zurechtweisung erhielt: „Entschuldigt, ich bin eine Jungfrau gewesen, jetzt aber nicht mehr“.

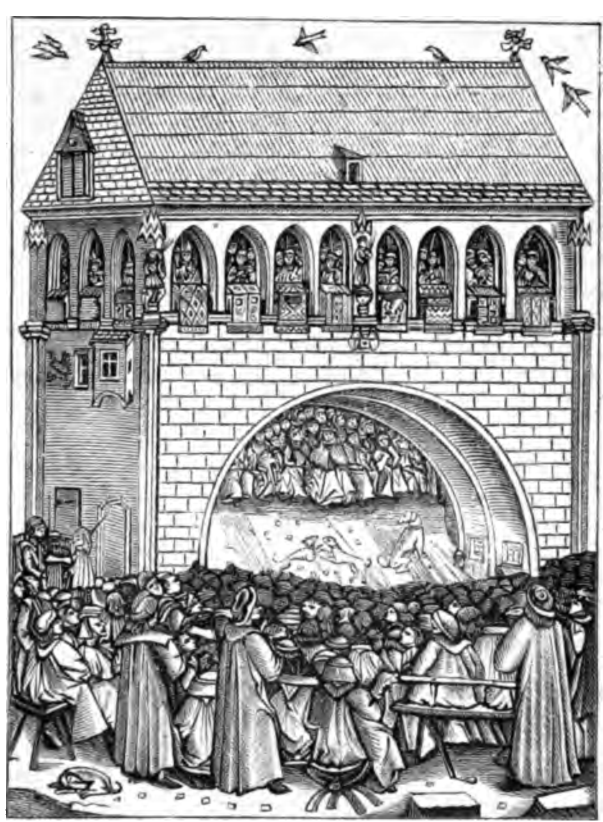
Gelehrte und Studenten.

Bevor die Resultate der Regierungs-Epoche des Herzogs Albrecht V. zu schließen sind, muß noch der Gelehrten gedacht werden, welche in jenen Tagen zu Wien ihren Aufenthalt hatten und zumeist der Universität als Lehrer angehörten. Da war Konrad von Rothenburg aus Franken, Magister der artistischen Facultät, Kanonikus, Grammatiker, Physiker, Philosoph und Schriftsteller (gest. 1416); Stefan Marquardt von Stockerau, Rector der Stefansschule, Dekan der artistischen Facultät, Mathematiker, Astronom, Schriftsteller (gest. 1427); Johann Angerer von Mühldorf (Salzburg), Geistlicher, Docent der Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften, Theologe und Prediger (gest. 1432); Berthold Ruchowoser von Regensburg, Augustiner-Eremite, Ordensprovincial, Dekan, Lehrer und Schriftsteller (gest. 1435); Johann Keck von Giengen in Schwaben, auch Johann von Tegerosen geheißen, Doctor der Theologie, Schriftsteller (gest. 1435); Peter Reicher von Pyrawart, Dekan, Schriftsteller, Kanonikus von St. Stefan (gest. 1436 an der Pest); Urban von Melk, Mathematiker, Naturforscher, Kanonikus bei St. Stefan, Schriftsteller (gest. 1436 an der Pest); Johann Tageschein, Philosoph, Schriftsteller (gest. 1439); Johann Geuß von Teining hielt Vorlesungen über Mathematik, Astronomie, Philosophie und Musik, Rector, Schriftsteller (gest. 1440); Narciß Herz, hielt Vorlesungen über Philosophie und Naturkunde, Rector, Kanonikus bei St. Stefan, eine Koryphäe der theologischen Facultät, Schriftsteller (gest. 1442); Johann Nider, geboren zu Isny im

schwäbischen Algäu, Dominicaner, Lehrer der Theologie, verrichtete wichtige akademische Missionen in der hussitischen Angelegenheit, war ein tüchtiger Schriftsteller und starb 1438.

Die interessanteste Erscheinung ist jedoch **Johann von Gmunden**, der **Verfertiger des ersten öffentlichen Kalenders in Oesterreich.**

Der erste öffentliche Kalender in Oesterreich ist ein **Holzschnitt**, der unter die ersten Producte dieser Kunst gehört. (Nebenbei gesagt, sind die ältesten Holzschnitte, welche man bis jetzt kennt und die mit Jahreszahlen versehen wurden: die gekrönte Maria im Garten mit Kind und Heiligen von 1418, der heilige Christof von 1423, der heilige Sebastian von 1437, der Kalender des Johann de Gamundia von 1439 und der heilige Bernhardus von 1454.)



Der Heilthumstuhl. (Seite 514.)

Der **Kalender**, von dem die Rede, ist ein Julianischer, was aus dem Frühlings-Aequinoctium erhellt, das darinnen auf den 11. März, wohin es kurz vor der Kalender-Reform fiel, gesetzt ist. Er besteht aus zwei Blättern, je zu sechs Monaten, jedes 10 Zoll 3 Linien hoch und 14 Zoll 3 Linien breit, und hat die Form der noch jetzt üblichen Wandkalender. Ueber jeden Monat ist eine Vignette in einer Rundung, welche die ländliche Beschäftigung in demselben vorstellt, mit Ausnahme des Januar, wo Janus am Tische sitzt und in der rechten Hand ein Gefäß, in der linken einen Fisch hält. Die vier Winkel dieser Rundungen enthalten oben die Bilder der Sonne und des Mondes, unten in arabischen Ziffern die Stundendauer der Tage und Nächte; die Zahlen unter der Sonne geben die Stunden des Tages, jene unter dem Monde die der Nacht an. Nach diesen Holzschnitt-Vignetten kommt die Ueberschrift der Monate, denen jedesmal das Zeichen KL (bedeutend Kalendarium) vorangeht und die Zahl der Tage der Art folgt ht xxxi d (d. h. habet 31 dies) u. s. w. Was die Monatstage betrifft, sind sie mit keiner Zahl bezeichnet, sondern blos durch horizontale Linien unterschieden, welche durch alle Monate in parallelen Zwischenräumen fortlaufen. Jeder Monat ist in vier Columnen getheilt. Die Zahlen der ersten sind die goldenen Zahlen zur Bestimmung des Neumondes für jedes Jahr, die der zweiten die Sonntags-Buchstaben, die dritte Spalte enthält

die unbeweglichen Feste und Heiligennamen, die vierte zeigt den periodischen Umlauf des Mondes, mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet, welches dieserwegen um einige Zeichen vermehrt worden. In der Spalte der Heiligennamen sind noch ferner die Zeichen des Thierkreises abgebildet. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß dieser Kalender im Laufe des 15. Jahrhunderts verfertigt worden, denn nicht nur, daß sich diese Bestimmtheit aus den Tagen, an welchen die Sonne in die Zeichen des Thierkreises eintritt, ergiebt, entspricht auch das gesammte Aussehen desselben dieser Zeit, wie z. B. die Schrift, der häufige Gebrauch der Abbreviaturen (Abkürzungen), die nach Erfindung der Buchdruckerkunst (1450) aufhörten, das einfache e statt a, die Auslassung der Punkte auf dem i und y, die sonderbaren



„Unter Nadlern"; d. i. Naglergasse, vom Hof aus gesehen. (Seite 518.)

Gestalten der Ziffern, insbesondere der 4 wie e, in den Namen der Heiligen, in der Orthographie u. s. w.

Diese Beweise wären hinlänglich genug, wenn nicht der Verfasser sich am Ende des Monats Februar genannt hätte, und zwar mit den Worten: Hec Magister Johannes de Gamundia. und dessen Lebensbeschreibung uns noch mehr Gewißheit gäbe, denn er war 1406 Magister in Wien, 1427 Pfarrer in Laa und starb 1442.

Der berühmte Schriftsteller Kautz entdeckte in der gräflich Windhaag'schen Bibliothek ein uraltes, mit schwarzer und rother Tinte geschriebenes Exemplar dieses Kalenders, welches aus elf Bogen in Folio bestand und am Schlusse mit denselben Lettern wie auf dem Holzschnitt folgende Inschrift trug: „Hoc Calendarium cum suis canonibus et tabulis compositum est Viennae per Magistrum Johannem de Gmünden, Canonicum ecclesiae Sancti Stefani ibidem et plebanum in Laa Anno domini 1439 curren. etc."

Dieser Kalender ist daher älter als der des Regiomontanus (1475 bis 1500 gedruckt), welcher also blos als die ersten gedruckten Ephemeriden (astronomischen Tafeln) gelten kann, eine Fortsetzung der von Gassendi beschriebenen Ephemeriden von 1442 bis 1472 ist und in dessen Werke irrthümlich das Jahr 1414 angegeben worden, was entweder ein Schreib- oder Druckfehler, jedenfalls aber unrichtig ist.

Es läßt sich nun hieraus deutlich erkennen, daß unser Johannes von Gmunden der Erste war, welcher ein, auf mehrere Jahre hinaus brauchbares Kalendarium entwarf, und daß dem Regiomontan nicht die Ehre als erster Berechner solcher Ephemeriden gebührt, da er bekanntlich erst im Jahre 1474 seine „Ephemerides" drucken ließ und für dieselben vom Könige Mathias Corvin 800 Goldgulden erhielt. So vereinigt denn dieser Kalender die doppelte Merkwürdigkeit, der erste Kalender und der erste Holzschnitt in Oesterreich (und überhaupt einer der ersten Holzschnitte) gewesen zu sein.

Was den Verfasser selbst anbelangt, so verdienen seine Person und sein Wirken nähere Beleuchtung. Johann von Gamundia, das ist nämlich von Gmunden, seinem Geburtsorte am Traunsee in Oberösterreich (nicht von Schwäbisch-Gmünd, wie irrig geglaubt wurde), wo er um 1380 das Licht der Welt erblickte, wurde nach vollendeten Studien Magister der freien Künste und Philosophie in Wien und warf sich mit allem Eifer auf Astronomie und Geologie. Im Jahre 1423 wurde er zum Dekan der Facultät ernannt und Kaiser Albrecht II. übertrug ihm im Verein mit Thomas Ebendorfer von Haselbach und Nikolaus Rochinger den Bau eines Universitätsgebäudes und neuer Schulen. Im Jahre 1435 schenkte Johannes der Wiener Hochschule seine Bücher- und Instrumenten-Sammlung und legte durch diese Gabe den ersten Grund zur jetzigen Universitäts-Bibliothek; denn, durch sein Beispiel angefeuert, thaten Viele ein Gleiches, und so ist dieselbe nun zu einem besonders werthvollen Institute angewachsen. Hierauf wurde er Vicekanzler der Universität und Kanonikus von St. Stefan, und zuletzt Pfarrer in Laa. Er starb in Wien am 23. Februar 1442 und wurde in der St. Stefanskirche beigesetzt.

Johannes (einige nennen ihn ebenfalls Nider, Andere wieder Schindel, beides ist jedoch unerwiesen) war eine Zierde der Wiener Universität und galt als Wiederhersteller der mathematischen Wissenschaften in Deutschland. Aus seiner Schule ging eine ganze Reihe ausgezeichneter Mathematiker hervor. Von seinen zahlreichen Schriften sind kaum mehr als Planetentafeln und der vorerwähnte Kalender gedruckt; einige von ihnen bewahrt die Handschriftensammlung der Münchener Universitäts-Bibliothek.

Wichtige Werke sind seine Tabulae de planetarum motibus et luminarium eclipsibus verissimae ad meridianum Viennensem und das Aequatorium motuum planetarum ex Campano transsuptum. (Das Manuscript befindet sich auf der Wiener Hofbibliothek.)

Aus diesen ersieht man, daß manche seiner Arbeiten auf Anregung des Ritters Albert von Chuenring zu Stande kamen, woraus sich erweist, daß die Chuenringe, diese Primaten des ältesten niederösterreichischen Adels, von denen die Liechtensteine weiblicherseits abstammen, das in früheren Zeiten maßlos getriebene Wegelagererthum später mit der Gönnerschaft für Künste und Wissenschaften vertauscht haben.

Besonders interessant ist ein auf der Wiener Hofbibliothek befindlicher Codex, der die „Compositio astrolabii magistri Joannis de Gmunden" enthält, deren Einleitung einen Beitrag zur Geschichte der mathematischen Geographie des Mittelalters und einen Beleg für die damals in ganz Deutschland herrschende Anschauungsweise von der Eintheilung der Erde ist. Nach dieser Einleitung folgt die Unter-

oeisung, wie das Astrolabium (Sternaufnehmer) zu verfertigen sei. Zweifelsohne hat Johannes selbst ein solches Astrolabium und andere mathematische Instrumente verertigt, obgleich Wien schon zu seiner Zeit die beiden mathematischen Instrumentmacher Optiker) Dorn und Kolpek besaß, die wohl er selbst herangebildet hatte.

Ein zweiter Münchener Codex enthält die auf Anregung des Chuenringer m Jahre 1440 entstandenen astronomischen Tabellen und Abhandlungen dieses Gelehrten und dient zugleich zum Beweis, wie fleißig er sich die geographische Ortsbestimmung angelegen sein ließ. In einer besonderen Tabelle giebt er die Länge nd Breite von vielen in und außer Europa gelegenen Orten an; es sind dies die rsten in Wien angestellten Ortsbestimmungen, die bei den Breitenraden sich den neuesten Bestimmungen annähern, z. B. Wien hat bei ihm 31° 6′ Länge, 47° 16′ Breite; Prag 29° 30′ Länge, 50° 7′ Breite u. s. w. Die neisten differiren also nur um wenige Secunden.

Es muß hier erwähnt werden, daß Johann von Gmunden und Georg Peuerach sich auf dem Thurm am Collegium ducale (Hohe Schule) eine Art von Sternwarte eingerichtet hatten; auch im Kloster Melk war damals schon eine Einrichtung wie in astronomisches Observatorium; aber eigentliche Sternwarten waren alle diese Institute doch nicht. Erst im Jahre 1471 errichtete Regiomontan die erste Sternwarte, so nicht in Europa, doch jedenfalls in Deutschland, und zwar zu Nürnberg.

Bedauernswerth war nur, daß sich in jenen Tagen, bei der Zunahme der Frequenz an der Hochschule, vielfache Ausschreitungen und Excesse der Scholaren, ie aus allen Gegenden des mittleren Europa in Wien zusammengeströmt waren, instellten. Im Grunde hatte man weniger dem Muthwillen und der Ausgelassenheit er studirenden Jugend unter ihren Standesgenossen selbst, als vielmehr förmlichen Gefechten und blutigen Kämpfen derselben gegen die Bürger, vorzüglich aber gegen manche Innungen von Handwerkern vorzubeugen. Es war besonders nothwendig, iejenigen Scholaren zu überwachen, welche außerhalb der Bursen wohnten und ie in Beziehung auf diese Classe der Studirenden erlassenen Disciplinar-Verrdnungen (vom 18. Februar 1410) erwiesen sich als unzureichend. So schieden ich z. B. die in Wien studirenden Schüler aus Niederbaiern 1424 in zwei feindiche Parteien nach den Orten ihrer Heimat, wo damals die baierischen Herzoge egen einander in Krieg gerathen waren.

Die öfter vorfallenden blutigen Raufereien zwischen den Studenten und Bürgern, wobei es auf beiden Seiten an schweren Verwundungen, ja an Todtchlägen nicht fehlte, ließen es endlich als dringendes Bedürfniß erkennen, um in er Stadt den Frieden und die Ruhe zu erhalten, eine schärfere Disciplin in's Werk zu setzen, als bisher nach den statutarischen Bestimmungen geübt worden. Der städtische Magistrat hatte bereits häufig über die lockere Handhabung der Disciplin von Seiten des Rectors und der Dekane Beschwerde geführt, ja er war uletzt genöthigt worden, ohne auf die Universitäts-Privilegien zu achten, selbst streng trafend gegen die studirenden Ruhestörer einzuschreiten; es wurden nämlich Studenten uf Befehl des Stadtrichters ergriffen, eingekerkert und ziemlich unglimpflich behandelt.

Im Jahre 1413 waren einige strengere Verordnungen zur Bestrafung des Ungehorsams und der Eigenmächtigkeit der Scholaren erlassen worden, allein diese Maßregeln waren unwirksam geblieben; es befahl daher Herzog Albrecht V., erschärfte Disciplinar-Statuten abzufassen, nach denen sich mit aller Strenge zu ichten sei. Dieselben wurden am 31. Juli 1414 unter dem Rectorate des Magiters Peter Deckinger veröffentlicht; es sollten vor allen Dingen die Studenten-Bursen besser beaufsichtigt, die Verbote hinsichtlich des Waffentragens, des Nachtchwärmens, der Verkleidungen, der vermummten Aufzüge, sowohl zur Fastnacht wie auch zu anderer Zeit, unnachsichtlich mit aller Strenge aufrecht erhalten und ie dawider Handelnden auf das empfindlichste bestraft werden.

Aber es war Noth, auch die Bürger und ihre Gesellen von den Angriffen auf die Studenten und von Beleidigungen gegen dieselben abzuhalten, weshalb der Herzog an den Stadtrichter die gemessensten Befehle erließ, zugleich aber verfügte, daß die Universität das Recht haben solle, sich einen besonderen Richter als Organ oder als „Subjudex" (Unterrichter) des Rectors zu wählen, der als der Universität angehörig zu betrachten sei und bei thätlichen Streitigkeiten zwischen Studenten und Bürgern die Criminalfälle zu untersuchen und rechtskräftig zu entscheiden habe. Im Jahre 1415 war Stefan Poll Subjudex; als derselbe Stadtrichter wurde, folgte ihm als Subjudex Andreas Rik.

Die Universität drang freilich auch darauf, daß den Handwerkern verboten werde, Waffen zu tragen, da den Studenten das Gleiche untersagt war, aber solches Verlangen hatte keinen Erfolg, da bei den damaligen Zeitumständen und der Unsicherheit in Bezug auf das Wegelagererthum die Bürger in eine Entwaffnung unter keiner Bedingung willigten, woran sie recht thaten.

Bei einer neuen, im Jahre 1419 stattfindenden Schlägerei, wo jedoch die Bürger thatsächlich den Kampf herausgefordert und einen Studenten getödtet hatten, wußte sich der Rector nicht anders zu helfen, als daß er den landesherrlichen Conservator der Universitäts-Privilegien um Schutz gegen die Gewaltthaten der Bürger aufrief, den dieser dann auch, kräftig einschreitend, der Hochschule leistete. Indeß wurde bei dieser Gelegenheit neuerdings der Universität bedeutet: man erwarte von ihr, daß auch sie Alles aufbiete, um die Ruhe zu erhalten, und allen Excessen durch eine strenge Beaufsichtigung ihrer Angehörigen vorbeuge. Daher wurden auch 1421 verschärfte Verordnungen an die Bursenwirthe erlassen und dieselben für das Betragen der bei ihnen wohnenden Scholaren verantwortlich gemacht.

Wie schon erwähnt, bestand nicht nur zwischen der Bürgerschaft und den Studenten ein beständiger Kampf, sondern auch unter den letzteren gab es recht arge Raufereien; nicht selten zeigten sich bei den Scholaren Widerspenstigkeit und Ungehorsam gegen die Anordnungen ihrer Vorgesetzten. Es kam sogar manchmal vor, daß Magister und Baccalarien (Docenten) auf die Seite der störrigen Jugend traten, wodurch selbstverständlich die Aufrechthaltung der Disciplin ungemein erschwert wurde.

So hatte im Jahre 1424 ein artistischer Baccalarius Johann von Ofen, ein wahrer Raufbold, sich thatsächlich an mehreren Scholaren vergangen, und als er darüber von dem Rector und seiner Facultät zur Verantwortung gezogen ward, trat er mit solcher Rohheit, so vielem Trotze gegen sie auf, daß er von der Universität ausgewiesen werden mußte. Erst auf die Verwendung des Kaisers Sigmund und des Erzbischofs von Gran wurde der relegirte (verwiesene), einer vornehmen Familie angehörige Ungar wieder zur Fortsetzung seiner Studien an der Wiener Hochschule zugelassen, mußte aber die Einschreibetaxen nochmals bezahlen und es wurde ihm bedeutet, daß bei einem wiederholten Raufhandel er unnachsichtlich für immer von der Universität ausgeschlossen werden würde.

Trotz dem neuen Disciplinargesetze war dem Uebel nicht gesteuert; es währten die Raufereien und Kämpfe zwischen den Studenten und Bürgern fort, was wohl hauptsächlich nur darin seinen Grund hatte, daß in damaliger Zeit die Rohheit und Streitlust allgemein vorherrschten und deshalb auch durch Gesetze kaum in Schranken zu halten waren. Blutwenig half daher die Verordnung, daß die Dekane von Zeit zu Zeit in den Studentenhäusern nachsehen sollten, ob dort Alles nach den Vorschriften sich in der gehörigen Verfassung befinde; einestheils suchten sich die Inspectoren dem lästigen Geschäfte so viel als möglich zu entziehen, anderntheils konnten die Dekane bei ihrer kurzen halbjährigen Amtsdauer keine genaue Kenntniß von dem Verhalten der zahlreichen Studenten erlangen.

Und so werden wir alsbald wieder von recht unziemlichen und gefährlichen derartigen Kämpfen hören.

V. Buch.

Die Vormundschafts-Regierung

des

Kaisers Friedrich.

Entführung der ungarischen Krone nach Wien.

Mit Albrecht war ein ebenso großer als edler Fürst, ein Vater und Erneuerer Wiens zu Grabe gegangen. Allenthalben herrschte große Bestürzung über seinen Tod; es konnte ja Niemand ermessen, in welche Hände die Länder fallen würden, welche in Albrecht's Hand seit Jahresfrist vereinigt gewesen; denn er hatte nur weibliche Nachkommen, und seine Gemalin Elisabeth, die er von Knabenalter an derart geliebt, daß er zeitlebens kein anderes Weib berührte, war von ihm gesegneten Leibes zurückgelassen worden. Und so war abermals der Bestand des habsburgischen Erbes in Frage gestellt. Kurz vor Albrecht war auch Friedrich IV., beigenannt mit der leeren Tasche, am 24. Juni 1439 zu Innsbruck gestorben und dessen Leichnam im Cistercienserkloster zu Stams in Tirol beigesetzt worden.

Kaiser Albrecht II. hatte ein Testament hinterlassen, nach welchem, für den Fall, daß seine schwangere Gattin einen Sohn gebären würde, Herzog Friedrich V. von Steiermark (Sohn Herzogs Ernst des Eisernen) die Regierung als Vormund bis zur Volljährigkeit des Prinzen führen solle; käme jedoch eine Tochter zur Welt, oder stürbe der Sohn jung, so solle Oesterreich als Erbe den beiden steirischen Herzogen anheimfallen, und dies waren eben die Söhne des eisernen Ernst, vorerwähnter Friedrich V. und Albrecht VI., welcher den Beinamen „der Verschwender" erhielt.

Obwohl denselben Eltern entstammend, zeigten die Brüder in ihren Gemüths- und Gesinnungs-Eigenheiten den grellsten Gegensatz. Es hat sich eine Erzählung aus ihren Kinderjahren erhalten, in welcher sich die von ihnen später geübte Handlungsweise deutlichst spiegelt. Eines Tages, im Jahre 1424, ließ Herzog Ernst durch seine Diener mehrere Säcke Gold und Silber vor seinen Söhnen ausschütten, wovon sie sich nehmen durften, was jeder aufzuraffen vermochte. Der neunjährige Friedrich sammelte davon, so viel er konnte, und verwahrte es mit

ängstlicher Sorgfalt; der sechsjährige Albrecht war im Ansammeln noch eifriger, aber in der nächsten Viertelstunde schon hatte er nichts mehr davon. Und als die beiden Prinzen zu Männern herangewachsen waren, blieben diese Gegensätze, die ängstliche Sparsamkeit des einen, die sinnlose Verschwendung des andern Theils der Grundzug ihres Charakters.

Auf die Nachricht vom Tode des Kaisers war Friedrich nach Wien geeilt; im November 1439 traten daselbst die Landherren zusammen, und es wurde über die testamentarischen Bestimmungen eine besondere Urkunde abgefaßt. Die Landschaft tagte jedoch bei verschlossenen Thoren, weshalb sich Friedrich nach Perchtoldsdorf verfügte, bis es seinen Räthen gelang, die Zusicherung zu erhalten, daß, wenn die Königin Elisabeth schwanger wäre und sie einen Sohn gebäre, derselbe beider Länder Erbfürst und Herzog Friedrich sein „Gerhab" (Vormund) würde. Am 6. December kam Friedrich nach Wien, wo ihn die Bürger wie die Hochschule feierlich empfingen. Am 2. Februar 1440 wurde Friedrich zum deutschen König gewählt; er nahm seinen Aufenthalt zu Wiener-Neustadt, das er zur Residenz erkor, und verweilte in diesem Jahre nur zweimal durch längere Zeit in Wien, nämlich vom 23. April bis 17. Mai und vom 22. Juni bis 13. Juli. Oesterreich war somit für den zu erwartenden Thronerben gerettet.

In Ungarn und Böhmen jedoch schienen die Aussichten weniger trostreich. Die drohende Türkengefahr in ersterem Lande mußte den Großen des Reiches die Verpflichtung auferlegen, sich nach einem kräftigen Oberhaupte umzusehen; die Wahl fiel auf König Wladislaw von Polen, und es willigte, wenngleich widerstrebend, die schwangere Witwe Elisabeth ein, demselben ihre Hand zu geben; vermeinte sie doch, bauend auf eine ihr geschehene Weissagung, daß sie eine Tochter gebären würde. Aber während die Abgesandten in Warschau verhandelten, brachte Elisabeth am 22. Februar 1440 zu Komorn bei offenen Thüren (nach Landessitte) einen Sohn zur Welt.

Beim Anblick des blühenden Kindes, welches den Namen Ladislaus und den Beinamen Posthumus (der Nachgeborene) erhielt, wurden die Mutter und die Großen des Reiches von Reue über die voreilige Sendung erfüllt. Nicht minder übte der Oheim Elisabeth's, der mächtige Graf Ulrich von Cilly, Freiherr von Sonneck, durch sein Erscheinen mit einem Heere und durch Ueberredung gewaltigen Einfluß. So wurde denn im dritten Monate das Kind auf dem Schooße der weinenden Mutter zum König von Ungarn gekrönt.

Es ist hier an der Zeit, von den ungarischen Reichsinsignien zu sprechen, da dieselben von jenem Momente an bis in die jüngsten Tage herauf mehrmals sich in Wien befanden, wohin sie politischer Zwecke willen gebracht worden waren. Es war eben das Palladium des Landes oft jahrelang auf der Wanderschaft, gerieth bald in die Hände dieses, bald jenes Machthabers, wurde öfter in die Fremde verschleppt, ein andermal wieder auf dem Felde vergraben, aber — immer wieder fand die Krone ihren Weg zurück in das Ofener Königsschloß, denn es scheint unmöglich, sie dauernd von dem Herzen Ungarns zu trennen. Sie ist ja eben das Symbol seiner nationalen Existenz, und so ist für den Ungar die Krone und das Schwert seines ersten und größten Königs nicht blos ein absonderliches Schaustück, sondern ein Heiligthum, das er über Alles hoch in Ehren hält.

Die ungarischen Kroninsignien bestehen aus: der Krone des heiligen Stefan, dem Königsmantel, Reichsapfel, Schwert, Scepter, den weißen, mit Gold verzierten Handschuhen, Strümpfen, Sandalen und den ebenfalls mit Gold verzierten Bundschuhen. Leider sind das von Papst Sylvester II. herrührende apostolische Kreuz, der Schwertgürtel, der königliche Becher und das Banner des heiligen Stefan schon längst, und zwar wohl auf einer der zahlreichen Wanderungen dieser Kleinodien, in Verlust gerathen. (Bild Seite 544.)

Die goldene, jetzt nahe an 900 Jahre alte Krone des heiligen Stefan ist eine doppelte, da sie eigentlich aus zwei Kronen besteht, und zwar einem halbkugelförmigen Hute von Goldblech, worauf Darstellungen der Apostel, auf dem Scheitel selbst aber das Bildniß des Erlösers zu sehen sind, mit dem die Spitze bildenden Kugelkreuze oder der sogenannten lateinischen Krone, und einem Goldreifen, in welchem die erstere ruht, oder der griechischen Krone, welche, mit Zinken und Perlen geziert, auf der Stirnseite ebenfalls das Bildniß des Erlösers, ringsherum aber Darstellungen mehrerer Engel und Heiligen, des griechischen Kaisers Michael Dukas, seines Sohnes Constantin Porphyrogenetos (d. h. der in dem kaiserlichen Palaste Porphyra Geborene) und des Königs Geysa von Ungarn trägt. Die Casula S. Stephani (der Krönungsmantel) war ursprünglich ein priesterliches Kleid, wie es katholische Geistliche am Altar zu tragen pflegen, und auch von König Stefan, welcher denselben anfertigen ließ, der Kirche in Stuhlweißenburg im Jahre 1031 zu diesem Zwecke geschenkt worden. Das Scepter, ein runder goldener Stab mit einem Knopfe von Krystall, von welchem 26 kleine Kettchen herabhängen, deren jedes an seinem Ende in eine Goldkugel ausläuft, hat eigentlich die Form eines Buzogány (ungarischen Streitkolben), welcher ein Bestandtheil der Kriegsrüstung war. Das Schwert des heiligen Stefan ist ein zweischneidiges, gerades Schwert mit einem kreuzförmigen Griffe ohne Handkorb. Der mit einem goldenen Doppelkreuze geschmückte, inwendig hohle Reichsapfel von Goldblech war früher auf allen vier Seiten mit Wappenschildern versehen, von welchen aber jetzt nur mehr eines, das Wappen des Hauses Anjou, die Lilie, verknüpft mit den ungarischen Querbinden, vorhanden ist. Strümpfe und Schuhe werden vom Volksglauben wohl ebenfalls dem heiligen Stefan zugeschrieben, sie sind jedoch zweifellos späteren Ursprungs.

Die Geschichte dieser Kroninsignien ist mit der Geschichte der wichtigsten Begebenheiten von Ungarn derartig innig verknüpft, daß die Sage entstand, mit ihrem Besitze wäre die legitime Herrschaft unauflösbar verbunden.

Die Hauptpläne des Herzogs Stefan: Ausbreitung des Christenthums und staatliche Organisation nach fränkischem Muster, waren durch den Sieg bei Veszprim über den Heidenführer Kuppa (999) der Verwirklichung entgegengegangen. Bald darauf ließ der Herzog durch den Bischof Astricius bei Papst Sylvester II. um Krone und Königstitel bitten. Der große Kirchenfürst, welcher der Cultur und dem Geistesleben seines Jahrhunderts weit vorausgeeilt war, sandte — in Folge einer Vision, wie die Legende erzählt, gewiß aber auch im politischen Scharfblicke, der in Stefan einen Mann von ebenso energischem als sittlichem Streben erkannte — dem Herrscher Ungarns jene lateinische Königskrone und das apostolische Kreuz, indem er die bescheidenen Worte sprach: „Ich bin nur apostolisch, aber Stefan ist ein wahrer Apostel Christi!“ (Daher stammt auch der Titel „apostolischer König“, den alle Könige von Ungarn führen.)

Stefan wurde am 15. August des Jahres 1000 n. Chr. in Gran gekrönt und nach ihm alle ungarischen Könige; und noch heutzutage glaubt jeder Magyar, daß erst die Krönung den Herrscher in die Vollgewalt seines Thrones setze und daß sie unerläßlich sei für die Rechtmäßigkeit des Thronbesitzes. Aus diesem Grunde haben sich manche Könige sogar öfter, so z. B. Salomo dreimal krönen lassen, und Ladislaus der Heilige verzögerte seine Krönung so lange, bis Salomo allen seinen Rechten auf den Thron feierlich entsagt hatte.

Die zweite Krone, die griechische, stammt aus einer späteren Zeit. Als nämlich im Jahre 1075 Geysa mit dem Könige Salomon Belgrad belagerte und sich nach der Eroberung dieser Stadt mit vieler Menschlichkeit gegen die gefangenen Griechen benahm, worüber er sogar mit seinen Bundesgenossen in Zerwürfnisse gerieth, sandte der Kaiser von Byzanz, Michael Dukas, mit dem Beinamen

Parapinakes (weil er bei einer Theuerung den Getreidepreis erhöhte und das Maß verkleinerte), ihm zum Andenken an diese edle That ein königliches Diadem. Geysa, mit welchem Salomon sich darüber noch mehr entzweite, besiegte diesen und setzte sich im Jahre 1075 den doppelten königlichen Schmuck auf's Haupt.

Die Wanderjahre der Krone begannen unter den ungarischen Wahlkönigen; dieselbe erfuhr seitdem bis in die neueste Zeit Schicksale, welche höchst interessante Stoffe zu historischen Romanen zu bieten vermöchten. So hat Constantia, die Witwe des Königs Emerich, als sie mit ihrem Sohne, dem Könige Ladislaus, vor dem Vormunde Andreas II. zu Leopold dem Glorreichen nach Oesterreich floh (1204), die Krone sammt den übrigen Reichsinsignien mit sich genommen, die jedoch, da Ladislaus bald darauf (1205 zu Wien) starb, von Herzog Leopold dem Könige Andreas II. wieder zurückgegeben wurden.

Als nach dem Erlöschen des arpadischen Stammes die Stände in der Wahl des Königs getheilt, und jene Partei, welche Karl Robert erwählte, über die sogenannte böhmische, welche den Prinzen Wenzel III. von Böhmen zum Throne berief (1301), zu obsiegen drohte, eilte König Wenzel II., Vater, seinem Sohne zu Hilfe, der ihm mit der Krone auf dem Kopfe entgegenging. Der Vater führte ihn sammt der Krone nach Böhmen zurück. Dann aber wählte ein Theil der Ungarn den Herzog Otto von Baiern zum Könige unter der Bedingung, daß derselbe die Krone wiederum in's Reich schaffe. Otto kam nach Prag und bat den seit 1305 zum Throne gelangten König Wenzel III., daß er ihm die heilige Krone und die übrigen ungarischen Kleinodien nebst seinem Anrechte auf das Königreich Ungarn überlassen möchte, weil er doch auch einige Ansprüche darauf hätte und sich auf Ungarns Thron zu schwingen hoffte. Wenzel III., jung und unerfahren, großmüthig und dabei bis zur Verschwendung freigebig, gewährte die Bitte und überließ ihm Thron und Krone unter der Bedingung, er möchte ihm Polen erhalten helfen. Nun eilte Otto mit dem Palladium, als Kaufmann verkleidet, heimlich durch die Länder seines Feindes, des Herzogs Rudolf III., nach Ungarn. Aber er verlor die in ein hölzernes Gefäß eingepackte Krone bei Fischamend an der Donau in einem Sumpfe, fand sie jedoch, als er suchend sofort umkehrte, glücklicherweise wieder auf. In Ungarn angelangt, wurde Otto als König gekrönt; er führte auch die Krone mit sich, als er 1307 nach Siebenbürgen ging, um sich mit der Tochter des Wojwoden Ladislaus von Dobrogost zu verloben. Der angehoffte Schwiegervater, dem Könige Karl Robert von Neapel sehr ergeben, nahm ihn jedoch gefangen und behielt ihn so lange, bis er ihm die Reichskrone auslieferte, welche dann Ladislaus gegen vortheilhafte Bedingungen an Karl übergab, der sich inzwischen, allgemein als König von Ungarn anerkannt, einstweilen mit einer andern zu Ofen hatte krönen lassen, nach dem Empfange der echten Krone aber, dem Wunsche der Nation nachkommend, zu einer zweiten Krönung schritt.

Nach der Krönung des kleinen Ladislaus Posthumus erschien Wladislaw von Polen in Ofen, woselbst sich eine große Partei für ihn erklärte, so daß sich die königliche Witwe genöthigt sah, mit dem Kinde und der durch List erlangten Reichskrone zuerst nach Preßburg und hierauf zu Friedrich nach Neustadt zu fliehen. Dabei war die schlaue Kammerfrau der Königin, Helene Kottaner, in vorwiegender Weise betheiligt, was hier eingehender erzählt werden muß. Helene selbst lieferte darüber einen ausführlichen Bericht, der sich handschriftlich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindet.

Helene Kottaner, eine Wienerin, war Aja (Gouvernante) der älteren Schwester des jungen Ladislaus Posthumus, Namens Elisabeth, welche zwei Jahre alt war. Sie stellt in Wort und That getreu eine Zeit dar, deren Gestalten zwar noch reckenhaft und glaubensstark auftreten, es aber noch häufig

ung mit Hexen, Gespenstern, Dämonen u. dgl. zu thun haben, wobei sich aber
ßdem schon hie und da die kräftige Entwicklung einer neuen Epoche zeigt. Die
ttanerin, wie sie nach wienerischer Gepflogenheit mit dem weiblichen Anhängsel
" bezeichnet wird, diese kernfeste Tochter des 15. Jahrhunderts, wurde in Folge
er Klugheit, Willensstärke und treuen Anhänglichkeit an ihre Herrin alsbald
en Vertraute und Rathgeberin.

Kaum war Albrecht II. zu Neszmél an der Ruhr gestorben, so begab sich
ie hochschwangere Witwe auf die Plintenburg (das berühmte Königsschloß Visse-
d) und ließ sich dort vom Grafen Georg von Bösing die Krone des
l. Stefan nebst den Reichsinsignien übergeben; es hatte dies blos eine durch die
rhältnisse gebotene
rmalität zu bedeuten.
In Gegenwart der
agnaten wurden die
iglichen Siegel der
wölbthüre, worin die
lige Krone versperrt
r, abgenommen, die
uhe mit derselben
aufgetragen, dann
Siegel, die an dem
strum (Futteral),
s die Krone barg,
indlich, ebenfalls ab-
öst. Nachdem die
l. Krone wohl besehen
r, wurde sie in eine
fte neben jener Krone,
mit die Königinnen
krönt wurden, gelegt,
d Elisabeth be-
tigte in einer Ur-
nde dem Grafen
eorg von Bösing,
ß sie die ihm von
lbrecht anvertraut
wesene Krone sammt
en Reichsinsignien
versehrt in Gegen-
rt der namentlich aufgezählten Herren erhalten habe.


Kaiser Friedrich III. (Seite 533.)

In der darauf folgenden Nacht (vom 10. auf den 11. November) entstand
fällig in dem Schlafgemache der Königin, worin sich auch die Truhe mit der
one befand, Feuer; es war nämlich das Nachtlicht, eine brennende Kerze, umge-
llen. Die Königin wurde noch rechtzeitig durch den starken Rauch und unge-
ohnten Geruch geweckt und ermunterte auch ihre beiden in demselben Gemache
lafenden Kammerfräulein Namens Barbara und Fronauerin. Wie von
innen stürzten diese Beiden zur in einem anstoßenden Gewölbe bei der kleinen
rinzessin Elisabeth schlafenden Kottanerin und machten dort einen derartigen
uerlärm, daß die so Aufgeschreckte über die Größe der Gefahr keinen Augenblick
i Zweifel sein konnte. Rasch lief sie in den raucherfüllten Raum, dämpfte mit
r ihr eigenthümlichen Kraft und Geistesgegenwart das Feuer, welches bereits die
wähnte Truhe und das auf derselben liegende blaue Sammtpolster ergriffen hatte,

und öffnete dann die Fenster, um den Rauch entweichen und frische Luft eindringen zu lassen, so daß die Königin das Gemach nicht zu verlassen brauchte.

Am nächsten Morgen erschienen jene ungarische Magnaten, welche ihr die Krone übergeben hatten, und zwar: der Raaber Bischof Benedikt, der Wojwode Desen Losoncz, der Oberste Richter Stefan Bathory, der Szeklergraf Franz Csaak, Stefan Rozgon, Johann von Perén, der Hofmeister Georg Graf von Corbavia, der Schatzmeister der Königin Thomas Zeech und Michael von Zend, bei der Königin. Als sie von ihr erfuhren, in welcher Gefahr nicht allein sie, sondern auch die Krone des heil. Stefan geschwebt, wurde diese sogleich wieder in das Krongewölbe hinter Schloß, Riegel und Siegel gebracht. Nun forderte die Königin Elisabeth dem Grafen von Bösing die Burgschlüssel ab und übergab am 16. November ihrem Vetter Ladislaus Gara die Burg. Dieser setzte einen Burggrafen ein und begleitete die Königin nach Ofen, während ihre Tochter Elisabeth mit der Kottaner in Vissegrad blieb. Die Letztere bewohnte eben jene Kammer, aus welcher der Eingang zum Gewölbe der heil. Krone ging, und hatte die Krone der Königin und allen Schmuck bei sich; deshalb durfte, außer Gara und dem Burggrafen, Niemand die Kammer der Kottaner betreten. Der Burggraf band noch sein Tuch auf die Thür, die zum Krongewölbe führte, und drückte sein Siegel auf, dann schied die Königin mit Gara nach Ofen.

Dort, am 1. Januar 1440, wurde auf dem Landtage die Berufung des Königs Wladislaw I. und seine Vermälung mit der Königin Elisabeth in Antrag gebracht; doch die dreißigjährige Witwe weigerte sich, den fünfzehnjährigen Wladislaw zu ehelichen. Mitte Januar erschien die Königin wieder in Vissegrad; auf Besuch kam da Graf Ulrich von Cilly. Da sie hoffte, entweder ihrem Kinde die Herrschaft zu sichern, oder doch wenigstens mit Wladislaw und seiner Partei zweckmäßiger unterhandeln zu können, wenn sie im Besitze der heiligen Krone wäre, dachte sie unablässig auf Mittel, sich deren zu versichern und sich selbst zu entfernen. In Vissegrad hielt sie eben sich nicht für sicher, und so dachte sie, im Stillen nach Komorn aufzubrechen. Ihrer Vertrauten, der Kottaner, gab sie den Auftrag, ihre Krone und den Schmuck heimlich herabzubringen. Kottaner führte auch dieselben, mit ihrem eigenen Gewande verdeckt, auf einem Schlitten vom Hochschloß herab und verwahrte sie mit Sorgen in ihrer Kammer, worin sie und die kleine Prinzessin Elisabeth schliefen.

Mit dem Grafen Cilly waren mittlerweile geheime Conferenzen gepflogen, und die Königin Elisabeth theilte der Kottaner auch den mit dem Grafen verabredeten Plan mit, sich der heiligen Krone zu bemächtigen. Am selben Tage war dies jedoch nicht möglich. Kaum waren nun Johann de Dominis, Matthäus von Thallócz, Johann von Perén, Ladislaus von Palócz und Emerich von Marczály als Gesandte an Wladislaw von Vissegrad abgegangen, so reiste die Königin Elisabeth mit ihrem gleichnamigen Töchterlein und ihrer Vertrauten Kottaner am 16. Januar nach Komorn ab. Die königliche Krone und ein Theil der Frauenkammer, worunter sich auch eine Herzogin von Schlesien befand, blieben unter der Hut des Franz Pöcker und des Ladislaus von Tamássy auf der Burg Vissegrad zurück. Darüber zerbrach sich Mancher den Kopf; denn es sagt die Kottaner, „warum das wär, wußte Niemand als Gott, Ihro Gnaden und ich“.

In Komorn sann man nun eifrig auf Mittel und Wege zur Verwirklichung des kühnen Entschlusses. Elisabeth forderte jetzt offen die Kottaner auf, einen Versuch zu machen, die Krone Ungarns zu entführen, denn „Niemand, dem zu trauen wäre, wüßte die Gelegenheit so gut wie sie“. Helene war nicht wenig bestürzt über diese Zumuthung; wußte sie doch bei der Ausführung dieses Auftrages, daß selbst ihr Leben auf das Spiel gesetzt war. Aber die tief religiöse Frau berieth

sich mit Gott und ihrem Gewissen und fand, daß die üblen Folgen, welche ihre Weigerung in diesem entscheidenden Momente für die rechtmäßige Königin, sowie für Land und Leute haben könnte, ihr zur Last fallen müßten, und sie willigte ein. Aber sie verlangte einen Gehilfen. Ein Croate, der dazu ausersehen ward, „erschrak", als er von der Sache hörte, „so sehr, daß er die Farbe wechselte, als ob er todt wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu seinen Pferden".

Nun waren die Königin und ihre Vertraute in großer Verlegenheit und in noch größerer Angst, daß ihr Plan verrathen werde. Endlich gelang es ihnen, einen Ungar ausfindig zu machen, dem sie das geheime Vorhaben anvertrauen konnten. Helene sagt selbst von ihm: „Der ging treulich, weislich und männlich mit der Sache um". — Er zog einen schwarzsammtenen Rock und zwei Filzschuhe an, steckte unter ersteren einige Schlösser und in letztere zwei Feilen, während Helene Schlüssel und Petschaft der Königin zu sich nahm. Voraus sandte man einen Boten, welcher dem Burgrafen in Vissegrad zu melden hatte, daß die Kottaner um die zurückgebliebenen Jungfrauen komme, und daß diese sich daher reisefertig machen möchten.

Der Burggraf, eben etwas unwohl, wurde durch diese Kunde überrascht und empfand eine unbestimmte Besorgniß. Hätte sich nicht gerade jetzt sein Zustand verschlimmert, würde er gerne vor der ersten Thüre zum Krongewölbe geschlafen haben; einen Stellvertreter dorthin betten, durfte er nicht, weil dieser Eingang mit dem Frauengemach zusammenhing. So mußte er sich denn begnügen, auf das Schloß, welches Elisabeth vor ihrer Abreise nach Komorn bei der Angel der vorderen Thüre hatte anlegen lassen, ein leinenes Tuch zu binden und darauf sein Siegel zu drücken.

Auch unter dem Burggesinde regte sich Verdacht; die Köpfe wurden zusammengesteckt und die Verwunderung ausgesprochen, daß die Königin Elisabeth in einer so unbedeutenden Angelegenheit die Kottaner auf die Plintenburg sende; es war ihnen nur zu gut die wichtige Rolle bekannt, welche sonst Helene am königlichen Hofe und namentlich bei der kleinen Prinzessin Elisabeth spiele. Die Frauenzimmer waren voll Freude, als Helene mit ihrem Gehilfen und zwei Begleitern auf der Plintenburg ankam; rüstig rührten sie die Hände, um gleich am nächsten Morgen zum Aufbruch bereit zu sein. Nun war aber Helenens Gehilfe so unvorsichtig, die beiden Feilen im Frauengemache vor dem Ofen unter einige Scheiter zu verstecken, und es dauerte nicht lange, so fingen die die Fräulein bedienenden Knechte an, über die seltsamen Instrumente „mit einander zu raunen". Dies merkte Helene; sie verständigte allsogleich ihren Gehilfen von der Entdeckung der Knechte, worauf dieser erschrocken die Feilen nahm und sie anderswo verbarg.

Mittlerweile war es Zeit zum Schlafengehen geworden; die Kottaner versah sich noch mit Kerzen, damit ihr Gehilfe bei der gefahrvollen Arbeit wenigstens Licht genug habe. Als nun auf der Burg Alles zu Bette war, schlich der Gehilfe mit einem in's Vertrauen gezogenen Knechte durch die Burgkapelle an die Thür der Schlafstube Helenens, um von ihr Licht, Schlösser, Schlüssel und Siegel zu erhalten. Doch als diese in fieberhafter Aufregung die wohlverwahrten Kerzen herbeiholen wollte, waren sie nicht mehr da. Sie eilte unverzüglich zu der alten schwerhörigen Magd, welche heute mit ihr das Schlafgemach theilte, und bat sie um andere, da sie die früher bekommenen verloren und noch viel zu beten habe. Nun begaben sich die beiden Männer zur vorderen Thüre des Krongewölbes, lösten vom Schlosse an der Angel das leinerne Tuch mit dem Siegel des Burggrafen ab, sperrten mit den drei bereit gehaltenen Schlüsseln bequem auf und gelangten so zur zweiten Thüre des Gewölbes. Hier aber fehlten ihnen die Schlüssel und es mußten die Schlösser gefeilt werden, was glücklicherweise auf der ganzen Burg

sonst Niemand hörte als die **Kottaner**, welche in ihrer Kammer zurückgeblieben war. Am Krongehäuse aber waren die Schlösser zum Abfeilen zu dick, und es mußte eine Oeffnung in das Holz gebrannt werden.

Während all' dieser Vorgänge kniete **Helene Kottaner** in ihrer Kammer und betete, eben so gepeinigt von großer Angst wie von Gewissensscrupeln. Sie flehte zu Gott, daß er ihren Helfern bei der Ausführung ihres Planes beistehe, aber sie erzählt: „Doch hatte ich größere Sorge, um meine Seele als um mein Leben, und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deshalb verdammt werden, oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehen sollte, daß in diesem Falle Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe".

Auf einmal blickt die Geängstigte horchend um sich; sie vermeint, „einen starken Ton und ein Gerassel von Harnischen" vernommen zu haben. Sie steht auf und geht zur Thüre, als wolle sie dieselbe öffnen und sehen, wer draußen sei. Wie aber ihre zitternde Rechte auf der Thürklinke liegt, ist wieder Alles ruhig und sie weiß nun sicher, daß ein „Gespenst" sein Unwesen trieb. Darum gelobte sie, „mit barfußen Füßen" nach Mariazell zu wallen und an Samstagen (der 20. Februar war eben ein Samstag) nicht eher auf Federn zu ruhen, bevor sie diese Pilgerfahrt gemacht habe.

Noch einmal kniet sie nieder und sucht durch ihr Gebet den Himmel zu besänftigen. Aber plötzlich springt sie auf und schaut verwirrt nach der Thüre. Abermals ertönt ein gewaltiges „Getöse und Gerassel mit Harnischen" vor derselben. Sie sagt nun: „Da erschrak ich so sehr, daß ich vor Angst am ganzen Körper zitterte und schwitzte und dachte, es wäre doch nicht ein Gespenst, und während ich an der Kapellenthür gestanden hätte, unterdeß wären sie herumgegangen". Allein sie sammelt sich wieder, schleicht in das Schlafzimmer der Jungfrauen und von da zur Thüre der Frauenstube, um zu horchen, ob denn des Burggrafen Volk wach sei. Da sich aber auf dem Schlosse nichts regt, denkt sie „daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte". Nachdem sie noch eine Zeit lang gebetet hatte, wollte sie in das Krongewölbe, um zu sehen, ob die Männer bei der gefährlichen That wohl vorsichtig genug zu Werke gingen. Da kamen diese eben mit der heiligen Krone daher und es folgte nun ein Fragen und ein Erzählen, als handelte es sich nicht um die großen Erlebnisse in einer einzigen Nacht, sondern um die folgenschweren Begebenheiten in ereignißreichen Jahrzehnten.

Mittlerweile graute der 21. Februar, man stand auf, und bald war Alles auf dem Schlosse von der Abreise der kleinen Gesellschaft erregt und bewegt. Die **Kottaner** hatte den Auftrag, die alte schwerhörige Magd zu bezahlen und zu entlassen, damit sie nach Ofen zurückkehre. Sie nahm dieselbe aber mit nach Komorn, weil sie wußte, daß dieselbe vor dem Ofen im Frauengemache ein paar kleine Stücke vom Krongehäuse ersehen hatte.

Durch die gewölbten Burgräume ertönte nun der Ruf: „Es ist angespannt!" — Sogleich trug der in das Geheimniß eingeweihte Knecht das rothsammtene Polster, aus welchem die **Kottaner** einen Theil der Federn ausgeleert, dafür die Krone darin verborgen und das Polster dann wieder zugenäht hatte, auf der Schulter zum Schlitten, legte aber eine Kuhhaut darüber, so daß der lange Schweif nachhing. **Helene** und ihr Gehilfe nahmen nun ebenfalls Platz, und es ging lustig fort.

Längst schon war es stockfinstere Nacht geworden, als die Reisenden an der Donau anlangten und über deren an manchen Stellen bereits trügerisch gewordene Eisdecke schreiten wollten. Plötzlich erschüttert ein entsetzliches Angstgeschrei die kalte Luft — der Wagen, in welchem die Jungfrauen saßen, war eingebrochen und umgefallen; bereits waren mehrere Effecten in den Fluthen verschwunden, und der

ganzen Gesellschaft drohte das schauerliche Fluthengrab. Glücklicherweise jedoch ging der Zwischenfall ohne weitere Folgen vorüber, Komorn wurde, wenngleich spät, erreicht.

Der Empfang der Kottaner von Seite der Königin war ein äußerst freundlicher; nur klagte die Monarchin über Unwohlsein, dessen Ursache indeß gar bald in höchst erfreulicher Weise zu Tage trat, indem nämlich Elisabeth noch in derselben Nacht, am 21. Februar 1440, eines jungen Königs genaß, den der Erzbischof Dyonis von Gran am nächsten Tage (22.) Ladislaus taufte, in Bezug auf den Umstand, daß sich Elisabeth zu dem Grabe des heiligen Ladislaus verlobt hatte. Gleichzeitig eilten Boten nach Polen, um die ungarischen Gesandten zurückzurufen.

Der Jubel, welcher über die Geburt des Thronerben unter den Freunden der Königin herrschte, wurde aber bald getrübt, denn König Wladislaw von Polen rückte mit einem Heere in Ungarn ein, woselbst er bedeutende Unterstützung fand. Am Hofe Elisabeth's beeilte man sich daher, Anstalten zur Krönung des nur wenige Wochen alten Königs zu treffen. Man erhielt inmitten der lebhaftesten Zurüstungen in Komorn die Nachricht, daß der Gegner die Sperrung des Weges nach Stuhlweißenburg beabsichtige, worüber man natürlich in neue, noch größere Aufregung gerieth.

Da galt es denn vor Allem, die Krone des heiligen Stefan in Sicherheit zu bringen, sie so geschickt zu verbergen, daß sie nicht in die Hände der Feinde gelange. Elisabeth wendete sich deshalb hilfesuchend an ihre wohlerprobte Helene. Diese antwortete: „Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König. Wo Gott den König hinführt, da komme die Krone auch hin". Mit Zustimmung der Königin wickelte nun die Kottaner die heilige Krone sorgfältig in ein Tuch und legte sie neben einem langen Kochlöffel in das Stroh der Wiege, in der Hoffnung, der Löffel werde bei einer allfälligen Durchsuchung die Meinung hervorgerufen, daß hier nur gleichgiltige Geräthe seien.

Nach wenigen Tagen durchschritten vier geharnischte Männer, umgeben von einer bewaffneten Schaar, mit derselben Wiege die Fluren jenseits der Donau; in der Wiege schlief Ladislaus Posthumus, und daneben ritt, anscheinend recht sorglos, dabei aber das Palladium scharf im Auge haltend, die Kottaner. Der kriegerisch-festliche Zug bewegte sich gegen die Krönungsstadt Stuhlweißenburg. Die Kottaner berichtet: „Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Miklos Vaida von der freien Stadt uns entgegen, wohl mit 500 Pferden". — Am Pfingsttage (15. Mai) trug man den nun zwölf Wochen zählenden König in der Wiege zur Kirche, und es fand dessen feierliche Krönung statt. Helene Kottaner nahm Ladislaus auf den Arm und Miklos Vaida schlug ihn mit einem prächtigen, zu diesem Zwecke eigens vom Grafen Ulrich von Cilly gespendeten Schwerte zum Ritter. Er „maß" ihm die Streiche „wohl zu", so daß die Königin ausrief: „Um Gotteswillen, thut ihm nicht weh!" worauf jener lächelnd erwiderte: „Nem! (Nein!)" Hierauf salbte der Erzbischof von Gran den jungen Ritter zum Könige. Nachdem er ihm das Krönungsgewand angethan, setzte er ihm die Krone des heiligen Stefan auf das Haupt, das Ladislaus „gar kräftig aufrecht hielt". Während des Amtes mußte ihm Graf Cilly die Krone über das Haupt halten, und das herbeigeströmte Volk bewunderte die starke Stimme, mit der er seiner Ungeduld über die unbequeme Stellung von Zeit zu Zeit in der ungezwungensten Weise Ausdruck gab. Nach dem Amte legte ihn die Kottaner in die Wiege und in dieser brachte man ihn in die St. Peterskirche, wo er, um damit auch der letzten Ceremonie genügt werde, auf den Königsstuhl gesetzt wurde. Damit war

der wichtige Krönungsact vorüber. Darauf erfolgte ihre Flucht nach Preßburg und dann nach Neustadt.

Friedrich erklärte sich laut für das Recht des jungen Königs; er übernahm auch dessen Vormundschaft und Erziehung. Die Utraquisten boten ihm die böhmische Krone dringend an, aber er schlug sie aus, und so wurde dort Georg Podiebrad, in Ungarn aber nach dem Tode Wladislaw's in der Schlacht bei Varna (1444) Johann Hunyady, beigenannt Corvinus, zum Reichsverweser bestellt.

Auch die Stadt Wien nahm sich der Sache der königlichen Waise mit allem Eifer an; durch Zuspruch, Geld und Truppen erhielt sie die Stadt Preßburg in der Treue gegen die Königin, und der Wiener Stadtrath stand im eifrigen Briefwechsel mit dem standhaftesten Anhänger derselben, dem berühmten Helden Johann Giskra von Brandeis, welcher Ober-Ungarn im Zaume hielt.

Im Jahre 1441 entschloß sich Königin Elisabeth, selbst zur Förderung ihrer Angelegenheiten nach Wien zu gehen. Sie nahm daselbst ihre Wohnung bei dem Bürger Heinrich Haiden, nächst der Schottenfreiung (das Haus zum „Heidenschuß" — 1442 schon bezeichnet: „do der Haiden scheußt gegen den Kiel über" — an dessen Stelle das Palais Montenuovo steht, Strauchgasse Nr. 1, alt 237). Bei diesem Anlasse schrieb sie demselben: „Wir haben vernomben, wie Du ein lustigs und ein wolgelegen Haus hast, das vor Uns wohl fuglich wär zu einer Herberg, und begehren wir, Du wellest Dich und das Haus darzu schicken, das wir darin Gestell (Ställe) und Herberig haben mögen". Ihren Haushalt besorgte der Bürger Lukas Hilber, und es haben sich ausführliche Aufschreibungen über den Aufenthalt der Königin in Wien erhalten; sie wechselte Briefe mit Hilber über ihre Leibesbedürfnisse und ersuchte den Rath, ihr von Zeit zu Zeit „etliche Lägel" (Tönnchen) Malvasier zu Tischwein mauthfrei durch einen Schiffmeister zuführen zu lassen. Aus der Rechnung, welche später der kaiserliche Kämmerer Hanns Ungnad über die für die Königin ausgelegten Gelder legte, lassen sich manche interessante Einzelheiten über deren Hofstaat entnehmen. Sie langte zu Pferde in Wien an mit fünf Hoffräulein: der Rorerin (Rohrer), Härtlin (Hartl), Semain (Sema), Michelspekin (Michelsbäck) und Zwergin (Zwerg). Für diese kaufte der Kämmerer blaues Tuch zu „Reitröckchen", weißes Tuch und Zeug zu Mänteln und Gugeln an. Die Königin selbst erhielt Damast, Zendal (Halbseidenstoff), Tafft, verschiedenes „Lehneins" (Leinwand) zu „Pfaiten" (Hemden), „Leylachen" (Betttüchern), Tischtüchern, Badtüchern; dann weißes, blaues und schwarzes Tuch zur Kleidung. Auch hatte sie einen „gulden Wagen", für welchen eine „Wagendeck mit Zotten" (Fransen) angeschafft wurde und einen Kammerwagen.

Das Gefolge war ziemlich ansehnlich; es wird die Hofmeisterin, der Schenk, Silberkämmerer, Thürhüter, Lichtkämmerer, Jungfrauenknecht, Jungfrauenkoch, Wagenknecht und Küchenknecht erwähnt. Für die beiden Wagen wurden elf Pferde in Wien angekauft und viele Handwerker zu Leistungen an die königliche Haushaltung verhalten. So lieferte der Zinngießer zwei „Ritterflaschen" (Weingefäße in Form von Figuren) zur Schenktafel, Speisflaschen und ein Becken, „darin man den Wein kühlt"; der Tischler „zwei Gewandtruhen", eine Silbertruhen, eine „liechttruhen und zwei Truhel in den gulden Wagen, darauf man sitzt". Wagner, Riemer, Sattler und Schmiede besorgten Schabraken, Zäume und sonstige Nothdurft für Pferde und Wagen; einen der letzteren hatte der Lederer „mit acht Ochsenhäuten innen gefüttert und außen überzogen", und für den Gallawagen lieferte der Zeinschmied „210 großer messeiner Puckeln" (messingene Buckeln oder Knöpfe), von welchen wahrscheinlich die Kutsche der „goldene Wagen" hieß. Im Ganzen legte der kaiserliche Kämmerer Hanns Ungnad 13.022 ungarische Gulden und Ducaten nebst 4538 Pfund Wiener Münzwährung aus.

Damals war noch dazu der Finanzstand des Landes ein sehr schlechter, denn die Schuldenlast hatte eine Höhe von mehr als 300.000 Ducaten erreicht, wohl die erste bekannte Staatsschuld. Der berühmte Landhubmeister Ulrich von Eitzing allein hatte 12.125 Pfund 82 Pfennige zu fordern, wofür ihm Friedrich mit Zustimmung der österreichischen Anwälte (Regierungsräthe), Märkte, Herrschaften, Schlösser und Ungelte (Getränkesteuer) verpfändete. Das Volk mochte deshalb über die hohen Ausgaben für den hohen Gast denn doch ein Bischen ungehalten sein, und so rächte es sich an den Rechnungsleger Ungnad durch einen drastischen Witz. Die aus Franken stammende, in Kärnten und Oesterreich ansäßige Familie Ungnad hieß ursprünglich Weißenwolf. Ein Sprosse der Familie, Heinrich III., dieses Namens, war Dienstmann des Herzogs Ulrich von Kärnten und belagerte im 13. Jahrhundert den unruhigen Turpin von Schachenstein auf seinem Schlosse, den er zur Flucht zwang. Des Letzteren Gattin bat flehentlich um Gnade, welche aber Weißenwolf hartnäckig verweigerte. Sie schrie hierauf über Unbarmherzigkeit und gebrauchte öfter das Wort „Ungnad", worauf man Heinrich III. Weißenwolf insgemein den „Ritter Ungnad" zu nennen pflegte, welcher Name seinem Geschlechte verblieb. Aber die Wiener fügten diesem Umstande noch eine urkomische Sage bei. Es hatte der erwähnte Kämmerer Hanns Ungnad (seit 1462 der erste Freiherr von Sonneck) die Eitelkeit, für den ältesten aller Adeligen gelten zu wollen. „Das mit Recht," sagten die Wiener, „denn der Erste dieses Geschlechtes war schon bei der Kreuzigung Christi unter dem Kriegsvolke bei der Execution gewesen, und da versicherte ihn Unser Herrgott, daß er seine vollste „Ungnad" habe, worauf der Betreffende zum Andenken diesen Namen dem seinigen anfügte". Noch heute ist von den Abkömmlingen, den Grafen Ungnad von Weißenwolf, diese Sage im Volksmunde gang und gäbe und wird allen Ernstes erzählt.

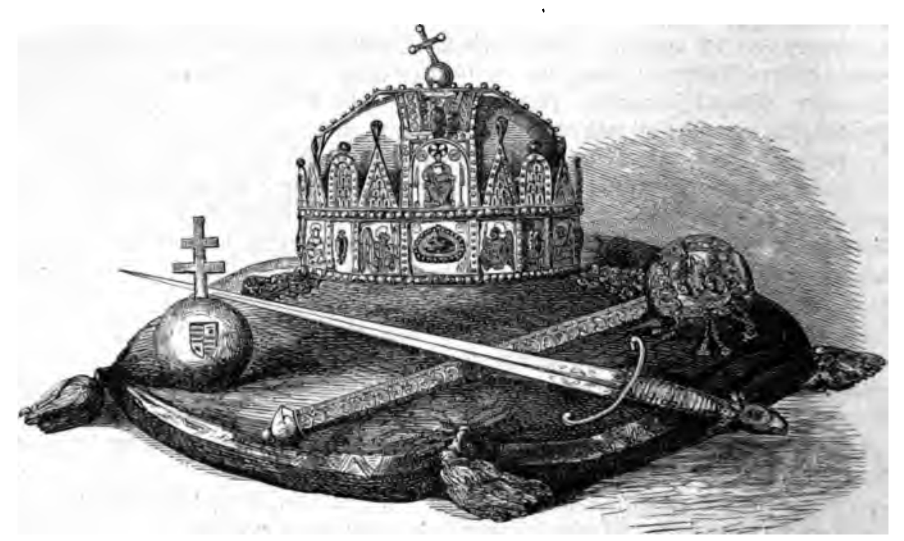
Durch die bedeutenden Ausgaben gerieth Königin Elisabeth tief in des Kaisers Schuld, und sie mußte zuletzt an ihn die ungarische Krone verpfänden, welche von da an durch vierundzwanzig Jahre in Neustadt aufbewahrt wurde, bis sie endlich nach dem mit Mathias Corvin geschlossenen Frieden (1463) wieder den Händen der ungarischen Gesandten übergeben wurde, welche sie unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes nach Ofen brachten.

Das unerquickliche Schuldverhältniß der Königin trug auch bald bittere Früchte; Elisabeth, aufgestachelt von dem ränkevollen Herzoge Albrecht VI., entfremdete sich dem Könige Friedrich immer mehr. Es bildeten sich ferner in der Stadt bereits wieder Parteien; der Pöbel wendete sich dem verschwenderischen Albrecht zu, und es konnte ein Prediger es wagen, in der Stefanskirche offen wider Friedrich zu eifern. Unterstützt von den ungarischen Großen forderte endlich Elisabeth die Freilassung des Prinzen Ladislaus und die Rückgabe der Reichskrone, zu welchem Zwecke sie die Stände nach Wien berief. Beides verweigerte Friedrich bis zur vollständigen Tilgung der Schulden, worauf die Königin in die Heimat zurückkehrte, wo sie am 24. December 1442 zu Ofen plötzlich, wie es heißt am Herzweh, nach Anderen an Vergiftung, starb. Sie wurde in Stuhlweißenburg an der Seite ihres Gemals begraben.

Helene Kottaner verblieb in Wien; sie erscheint noch 1451 urkundlich als Besitzerin jenes Hauses (mit der Nummer 6 Steindlgasse, 2 der Currentgasse, alt 428), welches später durch die Anwesenheit des heiligen Stanislaus Kostka ausgezeichnet wurde.

Fehdewesen, Fehmgericht und Raubritterthum.

Nach dem Tode der Königin Elisabeth brach der Unmuth der Ungarn und Böhmen, welche beiderseits den jungen Prinzen forderten, in offenen Flammen aus. Johann Hunyady, ein natürlicher Sohn des Königs Sigmund, von der ihm gehörigen Stadt den Namen führend, Feldherr des Königs Wladislaw und Statthalter von Ungarn, drang verwüstend bis vor die Thore Wiens, berannte die Neustadt, brandschatzte rings um Wien, wo er z. B. den Markt Perchtoldsdorf im Jahre 1446 ganz verwüstete, den Markt Mödling brandschatzte, und ließ seine leichten Reiter weithin unter Raub und Brand streifen. Mit Noth schützte sich die Vorstadt St. Nicola vor dem Stubenthore durch einen schnell aufgeworfenen Erdwall und Pallisaden vor der Verwüstung der Ungarn. Das Land jenseits der



Die ungarischen Reichsinsignien. (Seite 531.)

Donau, schon hart mitgenommen seit der Hussitenzeit, wurde durch die Böhmen verheert. — Die Macht des Landesfürsten lag hart darnieder, und so wurden die zahlreichen Strauchritter zu ungescheutem Auftreten ermuthigt, so daß viele Adelige dem Könige Friedrich ihre Fehdebriefe zusandten und das Handwerk der Wegelagerung betrieben. Man kann sich über ein solches Gebahren in einer Zeit nicht wundern, wo z. B. Kaiser Albrecht II. dem Landhubmeister (Finanzverwalter) Ulrich Eitzing dafür, daß sich derselbe wegen ihm geliehener 20.000 ungarischer Gulden bei Kaspar Schlick verbürgte, Schadloshaltung versprochen, und zwar derart, daß, wenn Eitzing selbe nicht erhalten würde, derselbe sich die Summe bei Albrecht's Leuten suchen und durch Anfälle und Aufhaltungen auf gerichtlichem Wege, oder auch außer solchen nach seinem Gefallen nehmen dürfe, ohne dadurch zu fehlen — also die Raubritterei ganz offen gestattete. Wie redlich erschien da noch Derjenige, welcher seinen Feind nicht unvorbereitet überfiel, sondern ihm erst „Fehde" ansagte.

Unter Fehde (faida) war im Mittelalter der Privatkrieg Einzelner gegeneinander, im Gegensatze zum Volks- oder Reichskrieg verstanden. Nie fehlte es an

Veranlassung zu solchen „persönlichen" Kriegen, denn der unabhängigen und freien Grundbesitzer von Adel waren immer mehr geworden, und jeder dünkte sich als König auf seinem eigenen Boden Landes und so gut als nur irgend ein König; er nahm Wehrlose, Klöster und Bauern in seinen Schutz und strebte nach möglichster Ausdehnung seiner Macht und seiner Befugnisse. Und da konnte es nicht fehlen, daß die Interessen der Einzelnen und ihre Ansprüche sich in schroffster Weise entgegenstanden. Griff dann der Eine keck zu und verletzte er dabei das



Ankündigung einer Fehde. (Seite 547.)

Recht oder den Frieden des Andern, nun da war dann, bei dem empfindlichen Selbstgefühl, dann und wann auch Rechts- und Ehrgefühl der damaligen Freien, alsbald der Friedensbruch erfolgt und der Uebergreifende wurde zum bitteren Feinde, ein Gegenstand des Familienhasses, der Befehdung.

Die Staaten und Gaue (Landestheile) standen im frühen Mittelalter in sehr lockerem Verbande; die große Freiheit und Ungebundenheit des Einzelnen, wie dessen rauhes und dennoch leicht verletzbares Selbstgefühl gaben leichten Anlaß zu Händeln und Fehden, es boten ja die am Boden haftenden Rechte der Einzelnen, z. B. Holzschlag, Jagd-, Fischerei- und Waidgerechtsame u. dgl. unzählige Male Anlaß zu Zank und Hader, wobei es nicht einmal nöthig war, daß gerade böse

Absicht die Triebfeder gewesen. In Rechtsverletzungen vermittelnd einzugreifen, war der Staat nicht immer geeignet, in gar vielen Fällen mußte er es dem Verletzten selbst und seiner Verwandtschaft überlassen, sich Recht, Genugthuung, ja oft selbst Rache zu verschaffen; Herkommen, Sitte, Gefühl und Rechtsanschauung legten dem Verletzten sogar die Pflicht auf, Fehde auf eigene Faust zu beginnen und den Rechtsverletzer zur Sühnung seines Vergehens zu zwingen, wollte anders der Verletzte nicht seines Ansehens und seines Rufes der Mannhaftigkeit verlustig gehen. Da war denn eine derartige Angelegenheit zumeist Sache der ganzen Familie.

Das Fehderecht, wie es sich allmälig durch Gewohnheit herausgebildet hatte, ließ nicht nur die Waffenhilfe der Blutsverwandten und Verschwägerten des verletzten Freien zu, sondern legte sie denselben sogar als Pflicht auf, damit der Mächtigere nicht ungestraft den Schwächeren zu vergewaltigen vermochte; ja es wollten sogar Sitte und Gewohnheit, daß, wenn der Verletzte der Bürger einer Stadt oder Saß (der da sitzt bedeutend, also Einwohner) und der Schützling eines adeligen Grundherrn war, entweder die Gemeinde, der Staat, oder Schutzherr des Verletzten, die demselben zugefügte Beschädigung als sich selber angethan betrachten und mit seinem ganzen Gewicht und Ansehen vertreten mußte, weil eben der beschädigte Einzelne nicht in der Lage war, von seinem Fehderechte Gebrauch zu machen. Da kam es freilich oft, daß der stärkere Schädiger sich plötzlich einer noch stärkeren Partei des Verletzten gegenüber befand und entweder sich zu einer Entschädigung bequemen oder einen gewagten Kampf aufnehmen mußte. Wohl stand dann auch ihm das Recht zu, sich seinerseits Bundesgenossen zu suchen, die für ihn eintraten, aber da zeigte sich der Uebelstand nur noch in größerem Lichte, denn solche Fehden nahmen dadurch rasch einen ebenso ungeahnten als unliebsamen Umfang an, der den Frieden eines ganzen Landbezirkes in Frage stellte und in bedauerlichster Weise Handel und Wandel, Verkehr und Ruhe störte.

Da waren es nun zumeist die Landesfürsten selbst, welche energisch einschritten, besonders wenn sie zugleich die Lehensherren des einen oder andern Betheiligten waren; sie zwangen den Schädiger, vor Gericht zu erscheinen und dem Verletzten Genugthuung oder Entschädigung zu leisten. Hatte sodann das Gericht die Höhe des „Wehrgeldes", d. i. der an den Beschädigten zu bezahlenden Entgeltsumme bestimmt und dieselbe der Verletzte ausbezahlt oder verbrieft erhalten, mußten beide Theile wieder Frieden halten, und um der Compositio (gütlichen Beilegung) einer solchen Fehde durch das ordentliche Volksgericht mehr Feierlichkeit zu geben, waren gewisse Formeln der Sühnung, z. B. Kuß und Handschlag und gemeinsamer Genuß des heiligen Abendmahles als Zeichen der Versöhnung u. s. w. vorgeschrieben. Es wurde noch außerdem bei jeder gütlichen Beilegung einer Fehde der Verletzende noch vor dem Ding (Gericht) der freien Männer eines Gaues (Landesabtheilung), sowie später vom König oder Landesherrn als oberstem Richter mit einer Geldbuße wegen des verübten Friedensbruches bestraft, und diese Geldbuße hieß man fredum oder fredus, d. h. Friedenspfennig.

Durch die Herbeiziehung von Bundesgenossen und die damit gegebene Ausdehnung der Händel über einen größeren Bezirk brachte die Ausübung des Fehderechtes so ernste und tiefgehende Störungen des Friedens in einzelnen Gauen und Landschaften mit sich, daß sich Kaiser und Papst bemühten, die Fehden, wenn man selbe schon nicht ganz beseitigen konnte, doch möglichst zu erschweren, indem man einerseits gewisse Friedenseinrichtungen gesetzlich vorkehrte, um die Einzelnen zu schützen und den Streit an eine bestimmte Stelle zu bannen, anderntheils den Fehden Einhalt zu thun, die Streitenden zu gütlichem Austrage zu zwingen oder die Schwächeren wenigstens unter zeitlichen Schutz zu stellen. Derartige Abhilfe bezweckten die von Kaiser und Reich erlassenen Landfrieden von 1187, 1235, 1287, 1303 und 1442, sowie die Bestimmungen der „goldenen Bulle" (1217).

Bis zu Anfang des 15. Jahrhunderts stand die Ausübung des Fehderechtes zwar jedem Freien unbedingt zu, aber man erschwerte sie je länger desto mehr durch gesetzliche Bestimmungen. Karl der Große und seine Nachfolger hatten es noch nicht durchzusetzen vermocht, aber in späterer Zeit wurde es erstrebt und erzielt, daß nur Derjenige das Recht zur Fehde ausüben durfte, welchem es nicht möglich geworden war, sein Recht vor den ordentlichen Gerichten zu erlangen; man erwirkte dadurch den wichtigen Grundsatz, daß Jeder, der ohne diese Nöthigung Fehde erhob, als Friedensstörer angesehen wurde und dem Reiche verantwortlich war. Freilich brachte dies wieder den Nachtheil mit sich, daß sich alsdann Jeder als zur Fehde berechtigt betrachtete, wenn er — selbst in unbedeutenden privatrechtlichen Fällen, wie Geldschädigungen, Nichtanerkennung oder Nichterfüllung von Verbindlichkeiten u. dgl. — vor dem Richter kein Recht gefunden hatte. Dies förderte folgerichtig noch die wilde Sitte des Faustrechtes, welches als Auswuchs des Kampfes um das wahre Recht betrachtet werden muß.

Die Landfrieden und sonstigen Gesetze, durch welche allmälig die Ausübung des Fehderechtes geregelt wurde, bestimmten auch die verschiedenen Mittel, um die Unbetheiligten vor Schaden durch die Fehden zu beschützen und die Ausübung des Fehderechtes an gewisse Formen zu binden. Vor Allem durfte keine Thätlichkeit begangen werden, wenn nicht die Fehde durch eine sogenannte diffiducatio, d. i. eine förmliche Friedensaufsage und Kriegserklärung, mindestens drei Tage vorher angesagt war, damit alle vom Hause abwesenden Betheiligten benachrichtigt werden konnten. Es war also diese Aufhebung des altgermanischen Rechtes, wornach die Fehde ohne Weiteres ihren Anfang nehmen durfte, bereits ein bedeutender Fortschritt zu nennen. Außerdem wurden gewisse Personen und Sachen ohne Ausnahme unter gesetzlichen Schutz gestellt; es durfte das Fehderecht nie ausgeübt werden: gegen Geistliche, Pilger, Wöchnerinnen, schwer Erkrankte, Schiffer, Fuhrleute und Kaufleute mit ihrer Habe, Winzer und Ackersleute, die außer ihrer Behausung an der Arbeit waren, gegen Kirchen, Kirchhöfe und fromme Stiftungen.

Was die Friedensaufsage anbelangt, d. i. die Absendung eines sogenannten Fehdebriefes betrifft, befleißigte man sich in denselben der größtmöglichen Kürze. Da hieß es z. B. einfach: „Wisse, daß ich, Kurt von Aufenstein, hinfort Dein, Kuno von Maletscher's, Feind sein will!" Oder: „Zu Kund und Wissen dem edlen Bechtold von Welzer, daß Friedrich von Kreit fortan sein Feind ist, weil des Welzer's Leute am Karlsberg in dessen von Kreit Heerden gefallen sind und Vieh räuberisch hinweggetrieben haben; auch sagt Ulrich von Trefen, als des Friedrich von Kreit Schwäher, dem Welzer hiemit die Freundschaft auf." Derlei Fehdebriefe überbrachte ein Abgesandter, der in Begleitung eines Trompeters und eines Bannerträgers in den Schloßhof (oder wenn er nicht eingelassen wurde, vor die Zugbrücke) ritt, und da den Fehdebrief dem Schloßvogte, oft auch dem Besitzer selbst einhändigte, nachdem er dessen Inhalt laut dem zuströmenden Hausgesinde und der Knappenschaft verlesen. Galt die Fehde einer ganzen Stadt (was nicht selten geschah), so wurde der Fehdebrief, nach Verlesung, am Thore oder auf dem Marktplatze, dem Bürgermeister oder sonst einem Stadtrathe eingehändigt. (Bild Seite 545.)

Die früher bestandenen Beschränkungen des Fehderechtes, so der Königs-, der Kirchen- und Gerichts-, sowie der Hausfrieden, wurden durch die Landfriedens-Bestimmungen keineswegs aufgehoben. Wer am Hofe des Landesfürsten war, zu demselben ging oder von demselben kam, der stand unter dem sogenannten „Königsfrieden", d. h. er durfte während dieser Zeit nicht befehdet werden, wenn auch die Fehde zu Recht bestand; ja es konnte der König oder sonstige Landesfürst jeden Beliebigen unter den Königsfrieden stellen und dadurch vor Befehdung schützen. Es wurde der Bruch desselben so nachdrücklich geahndet als derjenige des

„Kirchen- oder Gerichtsfriedens", d. i. wenn Jemand mit Gewalt angegriffen oder verletzt wurde, der sich in der Kirche oder dem Gerichtslocal befand, dorthin ging oder von dorther kam. Endlich dem alten, bereits früher berührten Grundsatze gemäß, daß eines freien Mannes Haus seine Burg sei, sollte Jedermann, und war es selbst ein Verbrecher, gegen welchen mit Recht Fehde erhoben worden, in seinen eigenen vier Wänden vor Vergewaltigung geschützt sein und durfte nur außer derselben angegriffen werden, und wer einen der vorgenannten Frieden brach, ward als des Reiches Feind angesehen und schwer gestraft; allein es wurde später der „Hausfriede" abgeschafft, weil er dem Verbrecher selbst gegen den rächenden Arm der Gerechtigkeit ein Asyl gab und auch auf die Steinhäuser und Städteburgen ausgedehnt wurde. Dagegen erzwang sich die Geistlichkeit die Einführung einer andern Beschränkung, der treuga Dei oder Domini, auch Arevia pax Dei, d. h. des Gottesfriedens, kraft dessen vier Tage in jeder Woche alle Fehden ruhen mußten, nämlich von Mittwoch Abend bis Montag Früh. Wohl hatte diese Bestimmung kein Reichsgesetz je anerkannt, aber die Kirche war mächtig genug, ihr auch ohne ein solches Respect zu verschaffen, denn wer den „Gottesfrieden" verletzte, der verfiel dem Kirchenbann und mußte sich innerhalb einer gewissen Zeit davon befreien, wenn er nicht der Acht anheimfallen wollte.

Das spätere Mittelalter erkannte nur zu wohl alle Nachtheile des Fehderechtes; es war deshalb auch eifrig bemüht, dasselbe abzuschaffen; artete doch die erlaubte Selbsthilfe nur gar zu oft in brutalste Gewalt und Gesetzlosigkeit aus, so daß Fehden um ganz unbedeutender Anlässe Willen durch die Verbrüderung und Waffengenossenschaft ungeheure und erschreckende Ausdehnung annahmen. Allein das Fehderecht mußte so lange bestehen, als die staatlichen Einrichtungen im Allgemeinen noch mangelhaft und das Ansehen des Landesfürsten nicht gehörig erstarkt waren. Da suchten denn einstweilen Städte wie Fürsten und Ritter sich gegen den Mißbrauch dieses Rechtes, unter dessen schonungsloser Ausübung vornehmlich die Unbetheiligten — der Bürger und Landmann — am schwersten litten, auf dem Wege freier Einigungen oder Bündnisse zu schützen, und hierin liegt die Entstehung der Städtebünde und Adelsgesellschaften des Mittelalters, welche unter der Gewalt des Landesfürsten oder durch freien Vertrag Landfrieden für gewisse Zeiten und Bezirke abschlossen, Streitigkeiten schiedsrichterlich schlichteten oder unvermeidliche Fehden gemeinsam ausfochten. Wohl konnten diese Verbindungen nicht allen Mißbrauch des Fehderechtes beseitigen, aber sie verhüteten doch eine bedeutende Anzahl verderblicher blutiger Händel und bestärkten durch ihren wohlthätigen Einfluß den allgemeinen Wunsch nach Ruhe und Frieden im Innern. Dadurch wurde es erst ermöglicht, daß endlich Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 die Verabschiedung des allgemeinen Landfriedens durchsetzen konnte, wodurch dem Faustrechte gesteuert, das Fehderecht im ganzen deutschen Reiche für immer aufgehoben und außer Geltung gebracht wurde. Damit schloß gleichsam das Mittelalter ab.

Noch ist zu erwähnen, daß die Jahrbücher einzelner Länder und Landbezirke sehr reich an den Geschichten derartiger Fehden zwischen einzelnen Städten oder adeliger Herren unter sich, oder zwischen Städten und Adeligen sind; aber je höher der Wohlstand und das Ansehen des Bürgerthumes stieg, destomehr vermochte es auch mit Erfolg den Neid und die Beschädigungen des eifersüchtigen Adels mit Kraftfülle zurückzuweisen, und der Bürgermuth brach in solchen aufgedrungenen Fehden manches adelige Raubnest, daß es für immerwährende Zeiten in einen Trümmerhaufen verwandelt blieb, noch heute ein warnendes Denkmal von der Vergänglichkeit unwirksamer Arbeit und brutaler Gewalt.

Zu dem Treiben der Raubritter gesellte sich noch der Uebelstand, daß abgedankte Söldner, bei welchen König Friedrich noch mit dem Solde rückständig war, das Land durchzogen und vom Volke Geld und Lebensmittel erpreßten. Ein

solcher soldatischer Stegreifritter nahm Alles mit, was er fortbringen konnte, Wurstzeug, Brot, Käse, Schinken, ergatterte dazu noch an Baarem ein erkleckliches Sümmchen und setzte sich durch seine wilde Rohheit und dräuende Bewaffnung bei einer selbst überzähligen Bauernschaft in tiefsten Respect. (Bild Seite 553.)

Unter den Raubrittern war es vornehmlich Johann von Lichtenburg und Vettau, der gleich ganze Schlösser wegnahm, wie z. B. Drößiedl und Grub im Viertel ober dem Mannhartsberg, welcher österreichische Landleute, wie den Kienberger, Gfeler und Grafenwerder als Diener hatte, welche gegen ihre eigenen Genossen auf das furchtbarste wütheten. Die Unordnung gedieh so weit, daß z. B. die Wegelagerer Ludwenko und Pankraz von Galicz (oder Sanct Niklas, oder Skalitz oder Branitz; er führte eben nach seinen auf was immer für Art erworbenen Besitzungen auch verschiedene Namen) an der March ungescheut Steuern erhoben und fremdes Gut an den Meistbietenden hintangaben. Galicz, ein Pole, stiftete im Marchfelde gleichsam einen Räuberstaat, ließ sich den Eid der Treue schwören, vertheilte Lehen, forderte Zölle ein, hielt über die beliebig ausgeschriebenen Steuern, die ihm vierteljährig im Vorhinein bezahlt werden mußten, eine eigene Kanzlei und zwar hierzu nicht etwa blos niedere Leute, sondern auch Edle in Schlössern und Städten, was noch nie erhört worden war, seit Oesterreich einen Fürsten hatte. Er trieb die Frechheit so weit, mit seinen Genossen, wie die Richter und Freischöffen, ein „heimliches Gericht auf rother Erde“ (so genannt, weil das erste Fehmgericht auf rother, d. i. westfälischer Erde stattgefunden) einzuführen.

Ueberhaupt stand in jenen Tagen das Institut der Fehmgerichte in der größten Blüthe. Die Einrichtung desselben war folgende: Das Fehmgericht bestand aus Sciti oder Vemenoti (Fehmsgenossen), zu deutsch Wissenden, welche ehelicher, christlicher Geburt und ohne Makel sein mußten und sich durch einen feierlichen Eid verpflichteten, das Geheimniß des Gerichtes zu bewahren und Alles, was ihnen von Verbrechen oder sonst vor das Fehmgericht Gehörigen bekannt würde, ihm anzuzeigen. Die Aufnahme solcher Wissenden sollte nur auf „rother (westfälischer) Erde“ (daher der Name „Freibann auf rother Erde“ oder „westfälisches Gericht“) geschehen; es mußte auch der Wissende, welcher einen Andern zur Aufnahme vorschlug, für dessen Tüchtigkeit bürgen. Die Wissenden verbreiteten sich alsbald über ganz Deutschland aus; sie erkannten sich an gewissen Zeichen und alle Wissenden im Reich (es sollen deren über 100.000 gewesen sein) waren für den Gerichtsausspruch verantwortlich.

Aus den Wissenden wurden dann die Banselli oder Freischöppen gewählt. Diese bildeten das Gericht und saßen bei demselben im Kreise auf Bänken herum, woher der Ausdruck Gerichtsspann (der Mitgesell, Mitredende). Ihnen beigegeben war der Freibote. Der Vorsitzende hieß der Freigraf; derselbe saß erhöht, vor ihm lag die „Wyd“ (Dolch und Strick, die Werkzeuge, mit denen die Todesstrafe vollzogen wurde). Das Gericht eines Freigrafen hieß Freiding, der Ort desselben Freistuhl, der Sprengel der Gerichtsbarkeit Freigrafschaft. Mehrere Freigrafen standen unter dem Stuhlherrn; dieser war zumeist der Landesherr desjenigen Gebietes, in welchem sich die Fehme befand. Eingetheilt wurden die Fehmgerichte: in offene Freigerichte, welche bei Tage unter freiem Himmel, in Gegenwart des Volkes über jene bürgerlichen Streitigkeiten, Geld- und Schuldsachen, Grenzstreitigkeiten &c. gehalten wurden, welche vor keinem andern Richter hatten Recht finden können, und in heimliche Freigerichte, welche bei Nacht in Wäldern, Höhlen, Ruinen u. dgl. abgehalten wurden, bei denen man ausschließlich über schwere, todeswürdige Verbrechen, wie Raub, Mord, Nothzucht, Zauberei, Ketzerei u. s. w., urtheilte, und wo die Richter in schwarze Mäntel tief und unkenntlich vermummt waren. Es kamen wohl auch schwerere Verbrechen eines Nichtwissenden

bisweilen vor das öffentliche Gericht, wenn sich aber da der Beklagte nicht gehörig verantwortete, wurde er vor die „heimliche Acht" gebracht.

Der Angeklagte wurde stets geladen, der Nichtwissende binnen sechs Wochen und drei Tagen zu erscheinen, der Wissende binnen dreifacher Frist. Die Ladung erfolgte durch Anheftung einer Schrift an seine Thür oder in die Nähe derselben, an die der Wissende, der sie überbrachte, drei starke Schläge that, worauf er drei Späne aus derselben schnitt, zum Zeichen, daß er dagewesen sei. Derlei Wahrzeichen übten stets panischen Schrecken auf den durch sie Betroffenen aus. Der Geladene fand in bestimmten Nächten auf bestimmten Kreuzwegen Wissende, die ihn, nachdem sie ihm die Augen fest verbunden hatten, zum Gericht geleiteten. Er konnte sich selbst vertheidigen oder sich durch Eid reinigen; diesen letzteren konnte der Ankläger durch seinen Eid mit Eideshelfern widerlegen. Gegen diesen aber „übersiebente" der Angeklagte den Ankläger, d. h. er vertheidigte sich mit sechs Eideshelfern, und wurde dann auch diese Vertheidigung durch den Eid von vierzehn Personen überwogen, mit einundzwanzig Eideshelfern. Dies war der höchste Beweis und hatte die unmittelbare Freisprechung zur Folge. Man sagte dann, er habe „Stein und Bein geschworen", welche Redensart sich bis heute erhalten hat und aus der Zusammensetzung zweier alter Schwurmethoden entstand: einer heidnischen und einer christlichen. Vor Einführung des Christenthums war es nämlich Sitte, beim Eide Steine in's Wasser zu werfen, indem der Schwörende Verwünschungen ausstieß; nach der Ausbreitung des Christenthums aber geschah der Schwur, indem die eine Hand auf Reliquien, also Gebeinen von Heiligen, gelegt wurde. Die Heiden schwuren „Stein", die Christen „Bein", und die stärksten Schwüre nannte man daher später „Stein und Bein".

Erschien der Angeklagte nicht oder wurde er überwiesen, so „verfehmte" ihn das Gericht (d. h. es verurtheilte ihn, hielt Vollgericht über ihn), und dann war er allen Wissenden des Erdkreises preisgegeben; ja es war diesen sogar heilige Verpflichtung, an ihm, wo sie ihn fanden, die Execution zu vollstrecken, ihn an den nächstbesten Baum (nicht an einen Galgen) aufzuknüpfen, oder, wenn er sich zur Wehre setzte, zu ermorden, und das Mordinstrument, meist einen eigens bezeichneten Dolch, zum Leichnam zu legen, so daß dadurch kenntlich gemacht wurde, es wäre die Fehme gewesen, die hier eine judicielle Tödtung ausgeführt habe.

Es konnten drei oder vier Schöppen, wenn sie einen Verbrecher auf der Handhaft (auf der That, in flagranti) ertappten, ihn sogleich selbst richten, ohne Urtheil und Recht. Wer von den Wissenden dem Verurtheilten einen Wink seiner Verurtheilung gab, wurde mit dem Tode bestraft. In der letzten Zeit des Fehmgerichts konnte der Verurtheilte auf mehrfache Art dem ihm zugedachten Urtheile entgehen: entweder er suchte bei dem Stuhlherrn um Gehör nach, oder er appellirte an den Kaiser, welcher Geleit gegen das Fehmgericht gab, oder das Urtheil auf 100 Jahre 6 Wochen 1 Tag aufschob; daß also dieses Urtheil in Kraft trat, erlebte wohl der Zehnte nicht. Geistliche, reichsunmittelbare Personen, welche die vollkommene Landeshoheit besaßen, und Juden und Weiber konnten nicht vor dem Fehmgericht verklagt werden; auch war nur dann vor ihm zu klagen erlaubt, wenn vor einem ordentlichen Gericht kein Recht zu erlangen stand.

Der Ursprung des Fehmgerichts ist hübsch dunkel; man wollte denselben bis auf Karl den Großen zurückführen, dessen Zweck damit gewesen sein soll, die Rückkehr der Sachsen zum Heidenthum zu verhindern; allein, abgesehen davon, daß sich diesbezüglich keinerlei Spur in der Geschichte findet, ist es viel wahrscheinlicher, daß es beim Sturze Heinrich's des Löwen entstand (1182), wo ein Theil von dessen Ländern, Engern und Westfalen, an Cöln kam; der Erzbischof fand die Rechtspflege dort wie in ganz Deutschland in höchst traurigen Zuständen, und er suchte dieselbe durch die Fehmgerichte zu heben. Damit stimmt die Sage

überein, es sei Engelbert, Erzbischof von Cöln (1216—1225), der erste Freigraf gewesen.

Später bedienten sich die Kaiser, welche die Fehmgerichte unter ihren Schutz nahmen, gerne derselben, um allzu mächtig gewordene Große zu schrecken. Im 14. und 15. Jahrhundert war die Macht des Fehmgerichtes auf's höchste gestiegen, es hatte bei der Unordnung in der Verwaltung der Justiz unstreitig auch manchmal recht wohlthätige Wirkungen, aber ungleich mehrzählig waren die Ausartungen und Mißbräuche desselben, und so errichteten endlich einzelne Städte, Fürsten u. s. w. Vereine, nach denen das Fehmgericht in dem Gebiet der Verbundenen keine Macht haben, ja der dessen Sprüche ausführende Wissende als Mörder gestraft werden sollte. Auch die Kaiser dachten auf Verbesserung der Fehmgerichte, und dies veranlaßte die Niederschreibung der Gesetze über ihr Verfahren, die sogenannte Fehmgerichts-Ordnung. Trotzdem widersetzten sich die Fehmgerichte oft dem Kaiser, wenn derselbe nicht Wissender war, wie sie denn einmal sogar Friedrich III. vor ihren Stuhl luden, weil er sie beschränkende Reformen vornehmen wollte. Uebrigens fand niemals eine ausdrückliche Aufhebung der Fehmgerichte statt; der Umfang ihres Wirkungskreises wurde nach und nach durch deren Verwandlung in bloße Landgerichte beschränkt, und die neue Kriminalgesetzgebung verwischte schließlich die letzten Spuren ihres eigenthümlichen Verfahrens.

Die Wiener und die Bewohner der Umgebung konnten sich natürlich weder mit den Raubrittern, noch mit dem Fehmgerichte derselben befreunden und so unternahmen sie ausdauernd Kriegszüge gegen die Schnapphähne; indessen vermochten sie nichts Belangreiches auszurichten, wiewohl der Wiener Stadtrath für allen Kriegsbedarf in reichem Maße Sorge trug. Es hat sich eine Rechnung aus dem Jahre 1444 erhalten, nach welcher zahlreiche Waffen, darunter 200 eiserne Sturmhauben, angeschafft wurden und von Rathwegen ein Kriegsingenieur bestellt war, welcher „eine Prob zu Wagenburgen auf Pergament entworfen und gemalt und andere Form zum Steigen", unter welch' letzterem der Entwurf einer Belagerungsmaschine zu verstehen ist, mittelst welcher die Mauern fester Plätze eingenommen werden sollten. Der Stadtrath ließ es aber den Kriegern auch nicht an leiblicher Nothdurft fehlen, denn er sendete den im Felde Liegenden Mundvorrath nach, unter welchem auch „Wildpret, Feigen, Weinberl, Mandel, Reis" u. dgl. sich verzeichnet findet.

Das Unwesen der räuberischen Horden dauerte durch volle sieben Jahre. Berüchtigt durch lange Zeit war vornehmlich die Burg Rauheneck bei Baden. Seit 1431 von dem landesfürstlichen Burggrafen von Mödling, Georg von Stückelberg, eingenommen, hauste dieser arg auf der Burg, beraubte und verheerte die ganze Gegend bis an den Wienerberg. In seine Zeit fällt auch die Verwüstung der Burg durch die „ungarischen Brüder", welche besonders die Kapelle verheerten, und als diese Räuberhorde weiter in die Gebirge mit ihrer Beute zog, wurde sie von einer zweiten Bande, welche das sogenannte Schelmenloch bewohnte, überfallen und ihrerseits rein ausgeplündert. Dieses „Schelmenloch" ist eine Felsenhöhle, südlich im Gebirge von Rauheneck, wurde durch dreißig Jahre von Räubern bewohnt und später erst nach vielen Kämpfen von dem kaiserlichen Hauptmanne Georg von Pottendorf durch einen gelungenen Ueberfall gereinigt.

Am 5. August 1448 wurde endlich auf Vermittlung des Cardinal-Legaten von San Angelo und des Grafen Ulrich von Cilly mit Pankraz von Galicz und Michael Orczag und ihren Freunden ein Friedensvergleich geschlossen. Aller Krieg solle ein Ende haben, ausgenommen wenn ganz Ungarn mit Friedrich Krieg bekäme; alle Huldigungssteuern sollen aufhören, die Gefangenen beiderseits freigegeben und die Bürger ihrer Bürgschaft entlassen werden.

Die Herren von Liechtenstein sollen sammt ihren Gütern in Oesterreich und Mähren in dem Vergleiche eingeschlossen sein. Die Tabore (Schanzen) an der March sollen ganz abgebrochen werden, und wenn dies geschehen sein wird, soll der König innerhalb vierzehn Tagen 4000 Goldgulden zu Handen des Grafen Cilly bezahlen, der sie an Galicz und Orczag übergeben soll. Der König soll den Schwestern des Jedenspeuger ihre Güter herausgeben, alle Forderungsbriefe sollen beiderseitig ausgeliefert und künftige Ereignisse durch den genannten Cilly vermittelt werden. Die beiden ungarischen Häuptlinge gaben besondere Friedensbriefe. Am 9. August verzichtete auch Friedrich, als Vormund des Königs Ladislaus, auf alle Güter der verstorbenen Brüder von Jedenspeuger, auf die er als Landesfürst Anspruch gehabt. Allem Anscheine nach hat also ein Privatstreit der Familie Jedenspeug Ursache zu einer dem fremden Abenteurer Pankraz von Galicz hoch willkommenen Einmischung gegeben. Jedenfalls war es recht schmachvoll, daß nicht durch Waffengewalt, sondern durch Zahlung dem Lande der Friede verschafft wurde, und die Folge dieser entwürdigenden Thatsache war, daß Galicz trotzdem auch noch später das Land beschädigte, bis endlich 1450 ein gegen ihn unternommener, von Graf Ulrich von Cilly als Oberster Hauptmann geführter Zug theilweisen Erfolg hatte und ihm das Handwerk legte.

Und so ist es begreiflich, daß die Stadt Wien und Umgebung auf's ärgste litt; es lagen Handel und Wandel schwer darnieder, die Sicherheit des Eigenthums war gänzlich verschwunden. Es konnten ja die Wiener Bürger kaum ohne Leib- und Lebensgefahr wagen, ihre Weinberge vor der Stadt zu besuchen.

Aeneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II.) und seine Beschreibung von Wien.

Aus der im vorigen Abschnitte geschilderten bedrängnißvollen Zeit hat sich eine ungemein anschauliche Schilderung Wiens erhalten aus der Feder eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit, Aeneas Sylvius Piccolomini, Geheimschreiber des Königs Friedrich und dessen allvermögender Minister, welcher nachmals (1458) als Pius II. den päpstlichen Thron bestieg.

Aeneas Sylvius, wie er gewöhnlich schlichtweg genannt wird, aus dem altberühmten Geschlechte der Piccolomini zu Corsignano, einem kleinen Städtchen des Sieni'schen Gebietes, am 18. October 1405 geboren, war der Sohn eines Patriciers von Siena, welcher von da vertrieben worden und sich geflüchtet hatte. Das Vermögen der Familie war geächtet worden und der junge Aeneas ging seinem Vater bei den ländlichen Beschäftigungen an die Hand; nebenher erhielt er seine erste Bildung, d. h. einen nothdürftigen Unterricht in der lateinischen Sprache, auf der Schule des Städtchens. Unterstützt von Verwandten, bezog er 1423 die Universität Siena, und die sinnliche Natur des Südländers gab sich nur allzu leicht und ungehemmt den Eindrücken der Weltlichkeit und den Einflüsterungen einer lüsternen Phantasie hin, was aus dem Inhalte seiner Jugend-Dichtungen und einem Theile seiner früheren Correspondenz erhellt, Arbeiten, die er späterhin widerrief und bereute. Seine geistliche Laufbahn begann er als Pfarrer an der Liebfrauenkirche zu Aspach (oberösterreichischer Hofmarkt im Innkreise). In dem merkwürdigen alten Schlosse Wiedenau daselbst befindet sich auch eine uralte Kapelle, welche mit drei heiligen Leibern und vielen Reliquien

geziert ist. Hierher stiftete Erasmus von Aham (einer der Vorvordern des heutigen Grafengeschlechtes) am 22. Juni 1427 Wochenmessen mit allen pfarrlichen Verrichtungen, und der erste Beneficiat (Nutznießer) davon war der damalige Pfarrer von Aspach, unser Aeneas Sylvius Piccolomini. (Sein Porträt befindet sich in der Bildergalerie im Schlosse und ist eine getreue Copie des im Pfarrhofe zu Aspach vorhandenen Originals.) Noch heute bewahrt die bischöfliche Consistorialkanzlei in Linz den Zeugnißbrief des Pfarrers Aeneas über die vorerwähnten Wochenmessen und nennt sich derselbe darin „Friedrich's, des römischen Königs, seines allergnädigsten Herrn, Secretarius". Es war nämlich dem Stifter



Ein Stegreifritter. (Seite 549.)

Erasmus von Aham (der Ahaimer) unter anderen Schriften und Briefen auch der obige Stiftungsbrief verbrannt, worauf er Aeneas ersuchte, ihm den Zeugnißbrief auszustellen, was Aeneas auch bereitwillig, ddo. Wien, an dem nächsten Montag nach Unser Lieben Frauen Tag 1445, gethan. Daraus erhellt auch genau das Jahr der Anwesenheit des berühmten Mannes in der Hauptstadt. Als ihn Cardinal Dominik Capranica einlud, sich ihm als Reisegesellschafter nach dem Concil von Basel und als Geheimschreiber anzuschließen, ergriff Aeneas gerne das Anerbieten. Es wurden in Basel seit Juli 1431 Berathungen gepflogen, um die Griechen sowohl wie die widerspänstigen Böhmen mit der abendländischen Kirche auszusöhnen. Aeneas wurde Secretär des Concils und war im Sinne der Reform thätig, der literarische Anwalt des vom Concil gewählten Gegenpapstes Felix V.; er bewies die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit von dessen

Wahl in einer Reihe von Streitschriften, deren Geist und Form noch heutzutage als bewunderungswürdig gelten.

Im Jahre 1433 trat er zuerst in Beziehung zu Böhmen. Er lernte die Häupter der hussitischen Partei kennen, denn die böhmischen Abgeordneten, 300 an der Zahl, zogen in Basel ein. Die Gestalten der Männer in fremdländischer, nie gesehener Tracht, ihre wilden Gesichter und fanatischen Augen waren für die Bevölkerung ein Gegenstand eigenthümlichen Grauens. Vor Allem richteten sich die Blicke auf Peter Payer, genannt der Engländer, Johann Rokyczana, den ersten Prediger der Prager, und auf eine Gestalt mit schwarzbraunem Gesicht und langer Habichtsnase, Prokop den Großen, der die Heere der Getreuen so oft geschlagen, so viele Städte zerstört, Oesterreich verheert und Tausenden den Untergang bereitet hatte. Der Eindruck, den dieser Einzug, die darauf folgenden Verhandlungen, besonders die feurige Beredtsamkeit Prokop's auf ihn machten, war ein nachhaltiger und bestimmte ihn sich ernsthaft mit der hussitischen Frage zu befassen.

Mehrere Jahre war Aeneas Sylvius Secretär des Concils und des Papstes Felix gewesen, da sendete ihn Letzterer 1442 als Bevollmächtigten zu König Friedrich nach Frankfurt. Es hatte Aeneas mittlerweile verschiedene Komödien geschrieben, Oden und Satyren gedichtet, deshalb fand Friedrich bald Wohlgefallen an ihm und hielt in werth, die Ehren der Dichterkrönung zu empfangen. Die Sitte, Dichter zu bekränzen, kam von den Griechen zu den Römern, verbreitete sich später in Italien und wurde von König Friedrich in Deutschland eingeführt (der erste gekrönte Deutsche war Konrad Celtes, 1487, von welchem späterhin die Rede sein wird). Aeneas erhielt den Lorbeer, und ein kaiserliches Diplom erklärte ihn als einen „Meister in der Geschichte und Poesie". Bald trat Aeneas aus den Diensten des Gegenpapstes und in die Friedrich's mit dem Titel eines Geheimschreibers und Protonotars (erster Secretär des höchsten Gerichts) der römisch-königlichen Kanzlei. Er befand sich von da an stets in der Umgebung des Monarchen zu Wien und Wiener-Neustadt. Aus letzterer Stadt datirt 1444 ein sehr interessanter Brief des Aeneas an den Maler Johann Nikolaus von Ulm, Stadtschreiber zu Eßlingen und Freund des königlichen Kammerschreibers Michael von Phallendorf, aus welchem auch sein gewiegtes Urtheil über Kunst ersichtlich ist. Im Auftrage Friedrich's begab er sich 1445 nach Rom, um wegen eines neuen, neutralen Concils zu unterhandeln.

Der neue Papst Nikolaus V. übertrug ihm das Bisthum Triest; 1448 war Aeneas päpstlicher Legat in Aschaffenburg, später in Wien, um zum Abschlusse der Concordate mitzuwirken. 1450 wurde er Bischof von Siena und reiste nach Neapel, um für König Friedrich um die Nichte des Königs Alfons von Sicilien und Arragonien, Eleonore, Schwester des Königs von Portugal, zu werben; ging darauf als Gesandter nach Böhmen, und von da zurückgekehrt, nach Italien, um die königliche Braut abzuholen. Er wohnte deren Krönung in Rom bei (1452), worauf neue Unruhen in Oesterreich auch dort seine Gegenwart nöthig machten. Als die Schreckensnachricht von der Einnahme Constantinopels durch die Türken (1453) die ganze Christenheit in Trauer versetzte, da war es Aeneas, der, vom nunmehrigen Kaiser Friedrich zum Reichsrathe erhoben, Alles anwandte, die alte Begeisterung der Kreuzzüge wieder anzufachen. Auf den Tagen zu Regensburg, Frankfurt, Wiener-Neustadt bot er alle seine Beredtsamkeit auf, jedoch vergebens. Unter dem Nachfolger des Papstes Nikolaus, Calixt III., wurde Aeneas sowohl von diesem als vom Kaiser zu mehreren Gesandtschaften gebraucht; 1456 wurde er Cardinal, 1458 unter dem Namen Pius II. Papst. Gleich nach seiner Thronbesteigung stiftete er einen neuen geistlichen Ritterorden gegen die Türken, dem er auf der Insel Lemnos seinen Sitz

gab, den Orden der Hospitaliter der heiligen Maria von Bethlehem, welche ein rothes Kreuz im weißen Feld führten und im Uebrigen den Rhodisern gleich waren. Da seine Bemühungen, den Kreuzzug zu Stande zu bringen, vorderhand nichts weiter als leere Versprechungen von Seite Ungarns, Deutschlands und einiger Städte Italiens zur Folge hatten, stellte er sich selbst an die Spitze des Kreuzzuges, was er 1463 durch ein Breve der gesammten Christenheit kund gab. Obwohl bedeutend krank, ließ er sich nach Ancona tragen, um auf der von den Venetianern ausgerüsteten Flotte unter Segel zu gehen, aber sein Fieber nahm derart überhand, daß er demselben am 14. August 1464 erlag.

Die österreichische Monarchie bewahrt noch heute ein Andenken an Papst Pius II. in einer interessanten Reliquie, nämlich seinen Ring. Derselbe ist von vergoldetem Kupfer, zehn Loth schwer und mit einem nachgemachten Rubin geschmückt. An den vier Seiten oben sind die Embleme der vier Evangelisten zu sehen; auf dem Reife befinden sich: das Piccolominische Wappen, die Schlüssel Petri, die Papstkrone und die Worte Papa Pio angebracht. Dieser Ring wurde im Jahre 1610, als Papst Paul V. den Sarg dieses seines Vorgängers öffnen ließ, gefunden, kam aber im Laufe der Zeit nach dem Schlosse Nachod in Böhmen, wo er noch heute aufbewahrt wird. (Bild Seite 560.)

So war die mit Oesterreich und Wien verknüpfte Lebensgeschichte des Mannes, welchem wir eine der interessantesten Städtebeschreibungen danken. Das Bild, welches der Gelehrte von Wien entwirft, trägt gewiß in vielen Fällen eine allzu scharfe Färbung, denn es fand nicht nur der Italiener manches an der nördlichen Stadt zu tadeln; es mochte auch dessen Stellung als Vertrauter König Friedrich's es mit sich bringen, daß er der Stadt, mit welcher sein Gönner nicht im besten Einvernehmen stand, grollte und daher ihre Schattenseiten mit Vorliebe an's Licht zog; — aber anderseits bietet seine Schilderung Wiens so viel Anschauliches für das Leben und Treiben der Großstadt im 15. Jahrhundert, daß sie als Kennzeichnung des innern Stadtlebens von Wien nicht übergangen werden darf. Man trifft diesen Bericht des Aeneas Sylvius in allen Geschichtswerken und Reisebeschreibungen des 16. und 17. Jahrhunderts, wenn derselbe auch sprachlich verändert und durch Zusätze vermehrt wurde. Schon wenige Jahrzehnte nach dem Erscheinen ist er in den Geschichtswerken des Anton Bonfin (von dem später gesprochen werden wird) und des Albert von Bonstetten (Domdechant des Stiftes Einsiedeln, Kaiser Maximilian's I. Caplan und Beichtvater, 1491 Verfasser einer Geschichte des Hauses Oesterreich) als deren Originalarbeiten übergegangen. Frank's Chronik, Münster's Kosmographie, Braun's Städtebuch u. s. w. enthalten diesen Bericht. Nachstehend möge die Uebersetzung des lateinischen Originals (der 165. Brief seines Epistolarum liber) in voller Ausführlichkeit folgen, wobei nur einige kritische Betrachtungen über einzelne Stellen angefügt werden sollen. Aeneas Sylvius schreibt:

„Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritte, aber sie hat weitläufige Vorstädte, die gleichfalls ein mächtiger Wall und Graben einschließt. Der Graben der Stadt ist breit, der Wall sehr hoch, die Mauer dick und erhaben, mit häufigen Thürmen und Bollwerken zur Vertheidigung trefflich."

„Der Bürger Häuser sind hoch und geräumig, wohl geziert, gut und fest gebaut, ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die sie Stuben nennen und heizen, denn der Winter ist sehr rauh. Ueberall sind Fenster von Glas und Thüren und Gitter meist von Eisen; die Vögel singen in den Stuben und man erblickt zahlreiches und köstliches Geräth. Den Rossen und jeglicher Gattung Zugvieh öffnen sie weite Ställe. Die Häuser tragen ihre Giebel hoch, sie sind mit Geschmack und Pracht verziert, meist von innen und außen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meist von Schindeln, wenige mit Ziegeln

gedeckt. Wo Du zu einem Bürger gehst, meinst Du in eines Fürsten Haus zu treten. Die Häuser der Prälaten und des hohen Adels sind frei und der Stadtmagistrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller sind so tief und weit, daß das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdisches und ein unterirdisches Wien. Die Straßen und Gassen sind mit hartem Gestein gepflastert, das den Wagenrädern sehr gut widersteht."

„Dem Herrn des Himmels und seinen Heiligen sind herrliche Kirchen gebaut, aus gehauenen Steinen, groß und hell und mit herrlichen Säulenordnungen, vielen und kostbaren Reliquien, mit Gold, Silber und Edelgestein, reichem Kleinod und Kirchengeräth. Die Geistlichkeit ist reich gestiftet. Der Probst bei St. Stefan untersteht dem Heiligen Stuhle unmittelbar. Die Stadt ist im Passauer Sprengel, aber die Tochter ist größer als die Mutter. Viele Häuser der Stadt haben eigene Kirchen, Kapellen und Priester. Es sind vier Bettelorden da, aber sie sind vom Betteln weit entfernt. Die Schotten und die regulirten Chorherren St. Augustin's (St. Dorothea) gelten für reich. Es sind auch Nonnenklöster da und gottgeweihte Jungfrauen, auch ein Kloster zu St. Hieronymus. In dieses werden Frauenspersonen (Büsserinnen) aufgenommen, die vom Sündenleben sich zu Gott wenden wollen. Sie singen Tag und Nacht Hymnen in deutscher Sprache. Fällt eine von ihnen wieder in ihren vorigen Wandel zurück, so wird sie in die Donau gestürzt. Aber Scham und Frömmigkeit bezeichnen ihre Tritte. Selten hört man eine Lästerung gegen sie."

„Wien hat auch eine Hochschule. Es werden die freien Künste gelehrt, das kanonische Recht, die Theologie, letzteres Studium ist neuer und vom Papste dazu bewilligt. Es fließt hier eine große Masse Studirender zusammen aus Ungarn und dem gesammten Oberdeutschland. Dieser großen Anstalt Gebrechen ist aber wohl, daß zu große Mühe und Zeit auf die Spitzfindigkeiten der Dialektik (Gesprächskunst) und anderes unfruchtbares Nebenwerk zersplittert wird. Daraus werden auch die Meister der freien Künste vorzüglich geprüft, ohne gleiche Sorgfalt auf Redekunst, Verskunst und Tonkunst zu verwenden, wenn sie auch manchmal Episteln und Reime, die Andere gemacht haben, vorzutragen angehalten werden. Der Schmuck der Rede und der Dichtung findet noch zu wenig Begeisterung, unnütze Streitfragen verzehren viel Höheres und Edleres. Wohl ist Aristoteles und mancher der alten Philosophen bekannt, aber doch gebrauchen sie sich vielmehr der Commentatoren (Ausleger). Die Studenten ergeben sich übrigens den Lüsten mehr als der Gelehrsamkeit, werden mit zu weniger Strenge gezügelt, laufen Tag und Nacht herum und üben viel Muthwillen an den Bürgern, meist durch die arge Zunge und durch den Leichtsinn der Weiber verführt."

„In der Stadt zählt man 50.000 Communicanten (Abendmahlsgenossen). Es wird ein Rath von 18 Männern durch die Wahl der Bürger erkoren, dann der Stadtrichter, der zu Gericht sitzt, und der Bürgermeister, dem die Obhut der ganzen Stadt empfohlen ist. Der Fürst nimmt jene, die er für die ihm Ergebensten hält, und sie müssen ihm schwören. Von anderen Obrigkeiten besteht nur noch der Tranksteuer-Einnehmer und die Gewalt wechselt alle Jahre." (Es zeigt sich hier recht klar, wie oberflächlich, bei allem Scharfsinne, die Beobachtung des Ausländers ist. Er weiß nichts vom äußern Rathe — jene achtzehn obengenannten bildeten ja den innern Rath — weiß nichts vom Hansgrafen, Münzmeister, von den herzoglichen Hubmeistern, den Amtleuten auf den herzoglichen Freigründen, der gesonderten Gerichtsbarkeit der Universität und anderem.)

„Unglaublich ist die Menge der Lebensmittel, die täglich in die Stadt geführt werden. Viele Wagen voll Eier und Krebse, gebackenes Brot, Fleisch, Fische, Vögel ohne Zahl und schon vor der Vesperzeit ist nichts mehr davon zu sehen. Die Weinlese dauert vierzig Tage. Jeden Tag kommen zwei- bis dreimal drei-

hundert Weinwagen in die Stadt und man braucht wohl täglich an 1200 Pferde. Bis Martini steht es den Bürgern frei, von ihren Landhäusern und Weinbergen den Wein in die Stadt zu führen. Die Menge dessen ist unglaublich. Sehr viel wird auch mit großer Anstrengung stromaufwärts geführt. Von dem kleinweis in der Stadt Wien verkauften Wein erhält der Fürst die Abgabe des zehnten Pfennigs, und dies schafft der Kammer jährlich an 12.000 Goldgulden. Im Uebrigen haben die Bürger wenig Lasten zu tragen."

„Aber in dieser herrlichen und edlen Stadt geschehen andere sehr arge Dinge. Nacht für Nacht giebt es Händel, die man für ordentliche Treffen halten möchte; bald die Handwerker wider die Studenten, bald die Hofleute gegen die Handwerksleute, bald die Taglöhner gegen die Bürger. Selten läuft eine große Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab, und wenn solch' arger Zank auflodert, da ist Niemand, der ihn beilegt, nicht die Obrigkeit, nicht der Fürst."

„In Wien ist es keine Unehre, einen Weinschank im Hause zu haben. Fast alle Bürger halten Tabernen, heizen die Stuben, halten gute Küche, laden leichtes Volk zu sich und geben ihm die Speisen umsonst, damit es desto besser trinke. Dafür verkürzen sie selbes in Maß und Gewicht. Das Volk hält sehr viel auf Speise und Trank. Was es die ganze Woche über verdient hat, das wird am ersten Feiertag wieder verzehrt." (Der Mann könnte heute nicht um ein Jota anders sprechen.)

„Ueberhaupt ist das Volk etwas unbändig und ausgelassen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist sehr groß und auch den Weibern scheint es eben nicht das Liebste zu sein, daß sie nur einen einzigen Mann haben. Die Ritter besuchen häufig die Bürgersfrauen. Die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen und gehen dann aus dem Hause weg. Viele Mädchen schreiten zur Ehe ohne Zustimmung der Väter, und die Witwen halten sich nicht an das Trauerjahr gebunden. Von wenigen Geschlechtern sind die Ureltern bekannt, und alte Bürgerfamilien sind selten, meist alles Fremdlinge und Emporkömmlinge." (Es ist dies eine große Unwissenheit in Bezug auf diese Verhältnisse, wo doch alle die alten Bürgergeschlechter noch blühten, welche bereits wiederholt im vorliegenden Buche als Erbbürger aufgeführt wurden, und welche noch hundert Jahre später von Laz als solche genannt werden. Daß übrigens in dem glücklicherweise mehr gleichgestellten Wien die Bürgerfamilien sich weniger feindlich abschlossen, als dies in den italienischen Städten der Fall war, mußte allerdings dem Italiener stark auffallen.)

„Die alten, reichen Kaufleute heiraten gewöhnlich ihre jungen Mägde und hinterlassen sie bald als Witwen, welche sich sodann gemeiniglich mit ihren früheren Liebhabern vermälen, so daß man viele steinreiche Leute findet, welche gestern noch blutarm gewesen sind. Dagegen schreiten auch die Witwer rasch zur zweiten Ehe, und es giebt selten Söhne, welche den Vater beerben. Es giebt ein Gesetz unter ihnen, das jedem überlebenden Ehegatten die Hälfte vom Nachlasse des Verstorbenen zusichert, übrigens können sie frei testiren, und die Eheleute können einander Alles vermachen."

„Die Erbschleicherei ist ziemlich häufig. Es giebt dienstfertige Leute, welche Ehemänner, die ihren Gattinnen zu lange leben, aus dem Wege räumen, und mancher Bürger, der sein Weib bedrohte, wurde von dem Liebhaber erstochen, der ein Ritter am Hofe war." (Abgesehen davon, daß bis auf den heutigen Tag kein einziger derartiger Fall geschichtlich bekannt geworden, ist da allerlei zu verwundern. Wenn wirklich solche Fälle vorkamen, wie kann sich darüber ein Mann verwundern, in dessen Vaterland „Cicisbeat", d. i. Beimännerei, Hausfreundthum, dann „Aqua Toffana" und ähnliche Dinge allgemeine Sache waren? Wie konnte sich darüber ein Mann wundern, der seinerzeit sich in seinen Schriften selbst als Mensch voll brausender Lebenslust vorstellte, in einem Briefe erzählt, daß ihn die

Liebe dazumal in tausend Gefahren getrieben; er müsse dem Himmel danken, der ihn aus so viel schlimmen Kreisen unverletzt hervorgehen ließ, glücklicher als Gott Mars, den Vulkan im Netze gefangen und den Göttern zum Gelächter gezeigt! Und einen Begriff davon, welcher Art diese Gefahren und kritischen Lagen waren, giebt uns die Erzählung seiner Liebesabenteuer mit einer schönen Engländerin in Straßburg, die in einem Briefe an seinen Vater aufbewahrt ist. Hier wurden ihm zum ersten Male Vaterfreuden zu Theil. Er hatte dabei ganz vergessen, daß er den Ehebruchs-Roman „Euryolus und Lucretia" geschrieben, von dem hier alsbald weiter die Rede sein wird.)

„Uebrigens leben die Wiener ohne alle geschriebenen Gesetze, nach Sitte, Herkommen und Gewohnheit, die sie so oft nach Belieben drehen und deuten. Der Mächtige bleibt immer straflos, während die Hand der Gerechtigkeit nur auf Diejenigen fällt, die weder Geld noch Freunde haben. Denn das Recht ist käuflich. Die Eide sind feierlich und in Ehren." (Dies ist doch ein Ausspruch, der dem unmittelbar vorausgehenden Satze völlig widerspricht. Der ganze Absatz zeigt überhaupt solche Unwissenheit, daß sich unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, es habe sich der Schreiber durch die Abneigung, welche er gegen die Stadtbewohner fühlte, während die Stadt selbst mit ihrer Pracht ihm Bewunderung abnöthigte, verleiten lassen, die Wahrheit geflissentlich zu übersehen. Wie käme es doch sonst, daß er die Wiener trotz ihrer Stadtrechte, Zunftordnungen, Bantheidingen 2c. ohne „geschriebene Gesetze" leben läßt? Es ist wahrhaft interessant, wenn man die Wuth beobachtet, in die sich Aeneas Sylvius von Satz zu Satz mehr gegen die ihm unsympathische Bevölkerung Wiens hineinschreibt.)

„Die Wiener leihen Geld auf bestimmte Frist, und haben sie dabei Schaden, so sind sie zum Schwure zugelassen, wodurch die Schuldner oft in Unheil kommen. Was die Pfänder bringen, achten sie nicht; den Kirchenbann aber nur insoferne, als er dem Leumund oder dem zeitlichen Gute Nachtheil bringt. Das gestohlene Gut, das man beim Diebe findet, fällt dem Richter zu. Die Feiertage ehren sie wenig. An jedem Fest ist öffentlicher Fleischmarkt und die Fuhrleute feiern keinen Tag."

Was den, eine den Wienern jener Tage wohlbekannte Persönlichkeit und Scandalgeschichte glorificirenden Roman „Euryolus und Lucretia" betrifft, der sowohl Paul de Kock, sowie Balzac, als George Sand zur Seite zu stellen ist, mag ihn eine kurze Erklärung des Inhaltes verständlich machen. Die Person, der er gilt, soll am Schlusse namhaft gemacht werden. Die Begebenheit selbst ist Thatsache.

Unter den Rittern, mit welchen König Sigmund zu Anfang Juli 1432 in Siena eingezogen, befand sich auch ein junger blonder Edelmann, Euryolus, der Liebling des Fürsten. Bei den Empfangsfesten hatte er die schöne Lucretia, die Frau eines angesehenen Bürgers, kennen gelernt und sich sofort sterblich in sie verliebt. Sie zählte zu den geachtetsten Frauen der Stadt und war hübsch und bescheiden, wie man sich eine Mutter der Gracchen in ihren jüngeren Jahren denkt. Die griechische Helena konnte nicht lieblicher gewesen sein.

Lucretia sprach nur toscanisch, Euryolus nur zwei Sprachen des Nordens (es war dies die deutsche und böhmische Sprache), aber dies schadete nichts; Beider Augen hatten vielsagende Blicke gewechselt, die Herzen verstanden sich. Mit Hilfe eines Freundes setzte der junge Ritter Briefe auf, die seine ganze Leidenschaft schilderten; dieselben gingen durch verläßliche Boten ab, und Lucretia, nachdem sie lange mit sich gekämpft, beantwortete sie endlich ermunternd. Indeß, als die Dame Willens war, dem Geliebten eine Zusammenkunft zu gestatten, stellten sich die verschiedenartigsten Hindernisse ein. Der Gatte wachte über seinen Schatz wie ein bösartiger Drache. Während die Mutter in der Messe sich befand.

sollte Euryolus, eingeführt von dem Halbbruder der Dame, sich in der Wohnung einfinden. Aber die alte Frau hatte es gemerkt und blieb zu Hause. Inzwischen hatte Menelaus, der Gatte, in Geschäften nach Rom reisen müssen; die Ungeduld der Beiden, sich zu treffen, wächst; aber die Diener waren wachsam, ein Fremder konnte nur äußerst schwer ungesehen Eingang finden.

Da wußte Nisus, ein Freund des Euryolus, Rath. Im Hause, welches an das der Lucretia stieß, befand sich eine Gastwirthschaft; ein gewisses Kämmerlein, dem Lichte nicht zugänglich, war dort zum Observatorium wohl geeignet, wenngleich nicht näher zu bezeichnen. Dorthin versteckte sich Ritter Euryolus und wartete. Endlich erschien Lucretia drüben auf dem Hausgang. Wie süß erschrak sie, als sie sich jenseits der Mauer angerufen hörte! Nun wurde ein Stelldichein verabredet, und der Geliebte endlich in das Geschäftszimmer des Gatten eingeführt.

Aber kaum war er dort und schwelgte in der seligsten Erwartung naher Freuden, als schon ein teuflischer Zufall den Gatten in Begleitung eines Freundes heimgeführt hatte. Er suchte dringend ein Actenstück, das er in seiner Stube zurückgelassen, und trug seiner Frau auf, ein Licht zu holen. Da wurde dem Euryolus hinter dem Vorhange übel zu Muth. „Ach," sagte er sich, „nun werde ich gefunden! Nun bin ich verunehrt, ich verliere die Gnade meines kaiserlichen Herrn. Oh, die Liebe! Wie kurz sind ihre Freuden und wie trügerisch! Oh, daß wir nur annähernd so viel Mühsal und Gefahr für das Reich Gottes erdulden wollten, wir würden gewiß der Heiligenkrone theilhaftig."

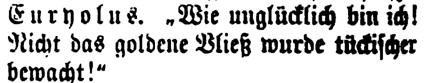
Lucretia war nicht minder geängstigt, aber als kluge Frau wußte sie sich zu helfen. Sie erinnerte sich genau, wo das Papier lag — auf dem Fensterbrett, denn dahin hatte sie es selbst gelegt. Sie näherte sich dem Platze, aber diesmal war sie recht ungeschickt — sie hatte das Papier durch das offene Fenster in den Hof fallen lassen. Menelaus und sein Freund eilten hinab und indeß konnte Euryolus in ein besseres Versteck gebracht werden. Als die Nacht fast um war, und nachdem Euryolus Zeit gehabt hatte, manchen Monolog über die Fährlichkeiten, die sich der Liebende selbst bereitet, in deutscher oder böhmischer Sprache zu halten, hörte er Schritte herankommen; es stand die schöne Frau im Nachtgewande vor ihm. „Was stehst Du da?" flüsterte sie. „Ich bin's, Deine Lucretia! Was säumst Du, Deine Lucretia zu umfangen?" — Er dagegen rief: „Wie Du schön bist! Wie werth, daß man Deinetwegen das Schwerste erträgt!" — Sie war mit einem leichten Ueberwurf umhüllt. Er umfaßte sie. „Ach, es ist Sünde!" rief sie; er dagegen: „Sünde ist es, des Guten nicht genießen, wenn man es im Besitz hat."

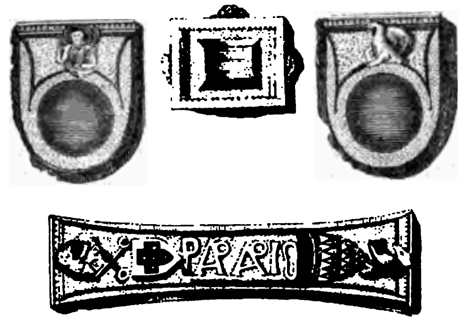
Inzwischen hatte sich auch Pacormus, der Ungar, in die schöne Bürgersfrau verliebt; täglich mehrmals ritt er an ihrem Fenster vorbei, die immer offen sind. Es war Winter, Schnee lag auf den Straßen; Pacormus verbarg ein Billet, das er geschrieben, rasch in einen Schneeballen und warf ihn in's Zimmer. Im Hintergrunde des Gemaches, am Kamin, in welchem Feuer brannte, saß indeß Menelaus. Der Schneeballen rollte zu seinen Füßen. Er ärgerte sich über die muthwillige Gassenjugend, die solche Kurzweil trieb, und hob ihn nicht auf. Aber der Schneeballen schmolz, das Brieflein guckte hervor, es wurde gelesen. Des Gatten Verdacht wurde nunmehr auf eine fremde Fährte geleitet, was den Liebenden mächtig zu Statten kam.

Inzwischen war auch Sofia, das Kammermädchen Lucretiens, in's Vertrauen gezogen worden; die Zusammenkünfte wurden immer kecker erdacht, denn Euryolus war inzwischen des Menelaus Freund geworden. Da ließ sich mehr wagen. Von Zeit zu Zeit ritt der Gatte auf sein Landgut hinaus und übernachtete dort. Dies wurde von den Verliebten jedesmal wie ein Fest erwartet.

Trotzdem blieben Unannehmlichkeiten nicht aus. Einmal wurde Euryolus auf dem Heuboden eingeschmuggelt, um dort die Nacht abzuwarten. Doch Dromo, ein täppischer Knecht, regen Diensteifers voll, überraschte gern den heimgekehrten Herrn mit einer verrichteten Arbeit. Diesmal wollte er fleißig im Heuboden aufräumen. Der junge Ritter hörte ihn in seiner nächster Nähe wirthschaften; schon war die Heugabel mehrere Male mit ihm in recht unliebsame Berührung gekommen, er durfte sich nicht regen. Als die Noth am größten war, kam Sofia herbei und wußte den täppischen Diener durch Künste weiblicher Koketterie auf andere Gedanken zu bringen und zum Abzug zu vermögen.

Ernster als je hatte Euryolus über die Verwerflichkeit seiner Handlungsweise nachgedacht; erst als er durch's Fenster in Lucretia's Gemach geschmuggelt worden war und am wohlbesetzten Tisch der Geliebten gegenüber saß, lichtete sich seine Weltanschauung, und er vergaß rasch alle überstandenen Gefahren. Es traten jedoch abermals kleine Umstände störend ein. Der Gastwirth, dessen nicht zu nennendes Kämmerlein immer noch als Unterredungsplätzchen benützt wurde, zog aus; auch hatte Menelaus, der den Pacormus nicht vergessen konnte, ein paar Fenster, an denen Lucretia oft erschien, vermauern lassen. „Ach!" seufzte Euryolus. „Wie unglücklich bin ich! Nicht das goldene Vließ wurde tückischer bewacht!"





Der Ring des Papstes Pius II. (Seite 555.)

Lange war Menelaus daheim geblieben; da hatte es auf dem Gute eine Prügelei der Bauern gegeben; er mußte hinaus, um Ruhe zu schaffen. Mit einer spöttischen Bemerkung sah ihm Euryolus nach, wie er auf dem Pferd, das er ihm selbst geliehen, wegreitet. Doch nur mit getheilten Gefühlen ging der junge Mann heute zum Stelldichein. König Sigmund sollte in den nächsten Tagen Siena verlassen; ein volles Jahr war er bei den Sienesen, weniger als Herrscher denn als ein beschwerlicher Gast gesessen, der nicht einmal aus den Thoren hatte hinausreiten dürfen. Nun aber waren die Hindernisse der Römerfahrt besiegt; Papst Eugen IV. wollte ihn krönen, und dabei war Euryolus' Anwesenheit unerläßlich. Wohl hatte dieser geschworen, seine Lucretia nie zu verlassen, ihr Vaterland solle auch das seinige sein; aber derlei ist von einem Fürstendiener leichter gesagt, als gehalten.

So schön erschien sie ihm noch nie wie heute, auch sie war feuriger als je, von einer glühenden Leidenschaftlichkeit. Beide strömten ihre Gefühle aus im Style des Hohen Liedes, doch mit classischer Färbung. „Oh, meine Venus, meine Schaumgeborne!" — „Oh, mein Mars, mein schöner kriegerischer Mars!" — „Meine Polyxena, Du!" — „Oh Du, mein Hypolit!" — Kaum hatte er ein Wort von bevorstehender Trennung gesprochen, als sie schon ausbrach: „Oh, der bösen Liebe, die mehr Bitterniß hat als Süßigkeit!" Sie wollte den Tag wissen; er nannte ihn. Da löste sich ihr ganzes Wesen in Weh auf, denn sie wußte, es wäre auf immer. Sie wurde ohnmächtig; rathlos hielt er sie in seinen Armen. Sollte er gehen? Sollte er bleiben? Der Gatte konnte jede Minute eintreffen. Endlich erwachte sie; sie wurde wieder glücklich, aber der Morgen graute. „Verweile noch Apollo, Phöbus! Bleibe bei den Göttern der Unterwelt! Warum spannst Du Deine Rosse so frühe in's Joch? Lasse sie noch an der Krippe, uns aber schenke eine Nacht wie Jupitern und Alcmenen!"

Hier, gegen das Ende, steigert sich der Ton des Buches und wird rührend, ja oft hochpoetisch. Vergeblich kämpften die Herzen noch gegen den Zwang der Umstände an, schmerzgekränkte Briefe wurden gewechselt; endlich mußte Euryolus scheiden. Lucretiens auf's äußerste gespannte Kräfte rissen. Sie erkrankte schwer. Als Euryolus mit seinem Herrn von Rom zurückkehrte (1433) und auf einige Tage Siena berührte, konnte sie nur mühsam am Arm der Begleiterin auf dem Balkon erscheinen; sprechen konnten sich die Liebenden nicht mehr. Euryolus kehrte nach der Heimat zurück; Lucretia aber legte für immerdar ihre prunkvollen Kleider ab, sie ging wie eine Witwe fortan nur im Trauergewand. Niemand sah sie mehr lachen, was ihr sonst so schön stand, Niemand hörte sie mehr singen, wie sie es doch gewohnt war. Ein paar Jahre darauf (1437) heiratete Euryolus ein Fräulein aus herzoglichem Geblüte."

Dies ist der Liebesroman des Aeneas Sylvius, der aller Orte, absonderlich



Bürgerinnen, vor der Kirchenthür angebettelt. (Seite 567 und 568.)

in ganz Oesterreich, großes Aufsehen erregte und besonders ein Lieblingsbuch für Damen, welche damals noch Latein verstanden, wurde; war es doch kein Geheimniß, daß mit dem Ritter Euryolus der Freund des Verfassers: Kaspar Schlick, später Graf von Passaun (Bassano) und Weißkirchen, gemeint war, der an des Kaisers Seite in Siena allzu bekannt gewordene Abenteuer erlebt hatte, und in Lucretia Frau Lucia Petrucci, Gattin Pandolfo's, aus dessen Familie jener Stadtrath hervorging, der sich später (1487) zum Gebieter von Siena aufwarf. Schlick war ein regierender Minister, Reichskanzler und ein mächtiger Staatsmann in Oesterreich und Wien geworden; da war es denn doch gar zu pikant, zu erfahren, wie er dereinst einer schönen Frau zuliebe sich in unnennbaren Kammern versteckt und auf Heuböden verkrochen hatte.

Aeneas Sylvius' Büchlein bleibt zweifelsohne ein Unicum, der erste in Oesterreich gelesene Scandal-Roman, den sein Verfasser, nachdem er Papst geworden, selbst auf das entschiedenste verdammte. In einem eigenen Breve trat Papst Pius II. gegen seinen „Euryolus" auf, untersagte dessen Besitz bei Strafe von 200 Goldgulden und ließ das Buch, wo er es vorfand, verbrennen.

Er sagte: „Das Buch, das wir einst von der Liebe geschrieben, verabscheut Ihr Sterblichen und weiset es fern von Euch! Glaubt dem Greise mehr als dem Manne! (Aeneas schrieb das Buch erst im vierzigsten Lebensjahre.) Gebt auf die Worte des Laien nicht mehr als auf die des Papstes. Aeneam rejicite. Pium suscipte!“ (Verwerft den Aeneas und nehmt den Pius an Euer Herz.)

Es erübrigt noch, hier die Lebensskizze des Hauptzhelden anzuschließen.

Caspar Schlick, Graf zu Passaun und Weißkirchen, Ritter dreier Kaiser, (Sigmund's, Albrecht's II. und Friedrich's III.) und des Römischen Reiches, auch der Krone Böhmen Kanzler, Burggraf zu Eger und Elnbogen, war der Sohn Heinrich Schlick's, Herrn von Lason, mit Constantia, Markgräfin von Tarvis, und wurde im Jahre 1398 geboren. Nach vollendeten Studien wurde er Doctor der Rechte, kam an den Hof Kaiser Sigmund's (1416), wo er Secretär wurde. Der Kaiser nahm ihn mit auf das Concil von Costnitz, wo er bei so jungen Jahren derartige Fähigkeiten an den Tag legte, daß er in den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde und, was nie erhört worden, unter drei Kaisern nacheinander die Kanzlerstelle verwaltete.

Im Jahre 1422 erhob ihn Kaiser Sigmund in den Freiherrenstand des heiligen Römischen Reiches und übergab ihm die mütterlichen Güter, schenkte ihm auch andere und verwendete ihn als seinen besonders vertrauten und geheimsten Rath. Schlick begleitete den Kaiser auf dessen Reisen nach Spanien (um Einigkeit in der römischen Kirche zu stiften), nach Frankreich und England (um zwischen den Königen einen Vergleich zu Stande zu bringen) und viermal nach Ungarn gegen die Türken. Er versäumte auch, so lange die hussitischen Unruhen in Böhmen herrschten, die gefahrvollen Reisen dahin nicht, wurde in ansehnlichen Gesandtschaften nach Polen, Preußen und Litthauen öfter gebraucht. Im Römischen Reiche leistete er dem Kaiser so vortreffliche Dienste, daß ihn derselbe 1430 zum Kanzler erhob. Er vermittelte die Heirat zwischen Sigmund und Herzogin Elisabeth von Oesterreich, wodurch zuerst die Vereinigung der Königreiche Ungarn und Böhmen mit dem Hause Oesterreich erfolgte. Ihm verdankte der Kaiser die Schlichtung seiner Differenzen mit dem Papste Eugen IV. Bei Sigmund's Krönung in Rom (1433) wurde Schlick zum ersten Ritter geschlagen, zum Obersten Kanzler erhoben und zum Pfalzgrafen des Laterans ernannt. Im nächsten Jahre verpfändete ihm der Kaiser das Schloß, die Stadt und die Herrschaft Elnbogen, die Stadt Schlackenwerth, das Schloß Engelsburg, die Schebnitzer Güter und das Gut Achtenstadt; 1435 schenkte er ihm und seinem Bruder Matthäus das Gut Falkenau.

Im Jahre 1437 vermälte sich Schlick mit des Kaisers Muhme, Prinzessin Anna, Herzogin von Schlesien, welcher Kaiserin Barbara 3000 ungarische Goldgulden zur Heimsteuer auf die Herrschaft Elnbogen verschrieb; der Kaiser ertheilte auch ihm und seinen Brüdern das Münzprivilegium. Im September 1448 wurde Schlick Witwer. Schon 1437 hatte Kaiser Sigmund die dem Freiherrn bereits 1431 erblich verschriebene Herrschaft Passaun (Stadt Bassano mit zwölf Dörfern in der Treviser Mark) zu einer Grafschaft erhoben und seinen Kanzler zum Grafen von Passaun gemacht. Als solcher wurde er vom Kaiser zum Testaments-Executor bestimmt, wo er sich bemühte, den Erben, Herzog Albrecht V., zum Besitze Böhmens zu verhelfen. Albrecht II. ernannte ihn gleichfalls zu seinem Kanzler und beschenkte ihn auch mit den ungarischen Herrschaften Weißkirchen und Skalitz an der mährischen Grenze. Kaiser Friedrich III. schenkte ihm ebenfalls sein vollstes Vertrauen, das er als dessen Kanzler bis zu seinem am 8. Juli 1449 zu Wien in seinem Hause, Wipplingerstraße Nr. 12 (alt 362), am Schlagfluß plötzlich erfolgten Tode genoß. Graf Schlick wurde neben seiner ein Jahr vorher verstorbenen Gemalin in der Carmeliterkirche am Hof mit großem Pompe beigesetzt.

Die Begebenheiten in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Die Zeit der Vormundschafts-Regierung König Friedrich's ist reich an verschiedenartigsten Begebenheiten, welche wir nach stattgehabter Ordnung erläutern wollen. Schon im ersten Jahre 1440, und zwar am 17. März, wurde der Körper eines mit dem Strange hingerichteten Diebes zur anatomischen Demonstration der medicinischen Facultät überliefert. Als man die Section vornehmen wollte, bemerkte Doctor Johann Aigel, der die Anatomie an der Universität ganz besonders vertrat und seit 1433 dafür gesorgt hatte, daß die anatomischen Erläuterungen, als ein nothwendiger Zweig der Arzneikunde, regelmäßig bei den Vorträgen an der Universität vorkamen, daß noch nicht alles Leben im Körper erloschen war. Man stellte deshalb Wiederbelebungsversuche mit Ueberschütten von Wasser an, und es gelang, den Delinquenten völlig in's Leben zurückzurufen. Mit landesfürstlicher Genehmigung erhielt er auch seine Freiheit wieder. Hier konnte nämlich das Asylrecht der Universität geltend gemacht werden, wie es auch 1447 geschah, wo eine zum Scheiterhaufen verurtheilte Frauensperson der Hinrichtungsstätte entfloh, sich in die Universität, als eine Asylstätte, gerettet hatte, worauf sie von der Strafe befreit wurde. Der vorerwähnte wiederbelebte Dieb wurde also in Oesterreich der weiteren Bestrafung entzogen; freilich konnte die Universität Wien nicht dafür, daß derselbe später in Regensburg wegen neuer Verbrechen zum Tode verdammt und dort am Galgen endigte, an den man ihn etwas fester, denn früher, geknüpft hatte.

Im Jahre 1441 verfaßte König Friedrich den Entwurf zu einer Magna Charta (Verfassung) für sein ganzes Reich, welche, wenn sie durchgeführt worden wäre, viel Blut und Ungemach erspart hätte; so ist sie nur ein wichtiger Beleg zur damaligen Sittengeschichte geblieben.

König Friedrich's III. „fürgenommene Reformation im heiligen Römischen Reich deutscher Nation" enthält zwölf Hauptartikel und ihre Declarationen mitsammt dreizehn Beschlußartikeln. Die Artikel haben im Auszuge den nachstehenden, sie kennzeichnenden Inhalt: 1. Geistliche sollen geistlich sein. Ihre Anzahl soll auf die Nothdurft beschränkt werden. 2. Fürsten und andere Vorsteher der Völker sollen, ihrer Bestimmung eingedenk, Recht und Freiheit befördern. 3. Die Städte und Communen sollen eine auf Vernunft und Freiheit gegründete Verfassung erhalten. 4. Ganz Deutschland soll eine, auf das gemeinschaftliche Wohl seiner Bewohner berechnete Verfassung erhalten. 5. Bei Rechtsstreitigkeiten soll Jeder sein eigener Sachwalter sein. Die seit fünfzig Jahren in die Gerichte eingedrungenen Doctoren der Rechte sollen aus denselben entfernt werden, den Ständen jedoch vorbehaltlich, aus denselben Spruchcollegien zu verzögerter Berathung bei schwierigen Fällen zu bilden. 6. Geistliche sollen weder in den Reichsräthen, noch in den „ständischen" Reichsversammlungen Beisitzer sein. (Als Hauptgrund dafür wurde angegeben, daß dadurch „das göttliche Lob abgebrochen wird, sie träge werden, das Lob Gottes zu halten, und verlassen sich mehr auf die weltliche Ehre und Lob", endlich erfahren sie „der Laien Heimlichkeit, ihr Vermögen, ihre Freundschaft und Unfreundschaft".) 7. Das fremde weltliche Recht soll nur in seinen ewig wahren Bestimmungen giltig bleiben. Sachkundige sollen es prüfen und gemeinverständliche Auszüge bearbeiten. Die Rechtspflege soll in ganz Deutschland nach einem gleichförmig zweckmäßigen Plane geordnet werden. 8. Gemeiner Nutzen soll die Hauptrücksicht bei öffentlichen Abgaben sein. Alle den Gewerbfleiß und Handel niederdrückenden

Steuern sollen auf die Nothdurft zurückgeführt und zweckmäßig verwendet werden. Die Stände sollen sich hüten, durch Mißbrauch und Eigennutz den Zorn der Völker zu reizen. (Welch' goldene Worte, die bis in die neueste Zeit zu berücksichtigen wären!) 9. Das Münzwesen soll im ganzen Reiche gleichförmig eingerichtet werden. 10. Auch Gewichte und Maße sollen im ganzen Reiche gleichförmig sein. 11. Der Handelstand soll eine weniger drückende, auf gemeinschaftliches Wohl berechnete Einrichtung erhalten. 12. Reisende des In- und des Auslandes sollen im ganzen Reiche unter dem verfassungsmäßigen Schutze der Stände die vollkommenste Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums genießen. Alle Theilverbindungen zu diesem Zwecke sind als unnöthig aufgehoben.

Als Beschlußartikel erfolgt die Mahnung: alle Stände des Reiches sollen zur Aufrechthaltung obiger Grundsätze kräftig mitwirken. Die Streitkräfte der Nation sollen diesem Zwecke gemäß organisirt werden. — Und hier bieten die ausführlichen Bestimmungen über die Einrichtung sämmtlicher Streitkräfte des Reiches (also der Armee) ungemein Interessantes. Es wird angeordnet: Allezeit fünf große Lager, eines für das Innere, vier für die Grenzen. — Ueber jedes ein Hauptmann (Befehlshaber). — Dabei „ein tapferes großes Geschütz, das Eisen scheußt (schießt)". — Ein Oberfeldhauptmann (Oberfeldherr, Marschall) über den ganzen Haufen (Truppe) zu Pferd und zu Fuß, auch über „Artallary (Artillerie) und Geschoß". — Und was sich von Unwillen und Zwietracht im heiligen Reiche erheben würde, soll der Oberhauptmann zu stillen und niederzulegen (auszugleichen) haben. — Dergleichen sollen die vier Hauptleute auf den Grenzen auch zu thun haben, damit das heilige römische Reich in Ruhe und gutem Frieden gehalten werden möge. (Hierbei ist zu bemerken, daß schon im Jahre 1444 zu Wien Schießpulver erzeugt wurde.)

Ein ganz absonderliches Licht auf die Stadtsitte wirft die im Jahre 1443 von König Friedrich's Räthen und Verwesern des Landes, im Vereine mit dem Bürgermeister und den Geschworenen des Rathes der Stadt Wien aufgestellte Bettler-Ordnung. Bevor wir jedoch über diese sprechen, müssen wir das Bettlerwesen jener Tage eingehender betrachten.

Eine der interessantesten Preisaufgaben für Geschichtsschreiber würde es bilden, wenn sie mit Zuhilfenahme der Archive (besonders jener der Klöster) eine vollständige Geschichte des Bettlerwesens lieferten. Wann und wo entstanden die Bettler? Gewiß nicht zu jener Zeit, wo die Menschen noch wenig Bedürfnisse hatten, wo die Königstochter mit ihren Gespielinnen am Strome ihre Kleider selbst wusch, wo man Könige und Feldherren vom Pfluge holte, wo die Gastfreundschaft ein so heiliger Gebrauch war, daß jedem Wanderer freudig die Thüre geöffnet, er erquickt und ihm ein weiches Lager bereitet wurde. Der heidnischen Zeit verdankt somit das Bettlerwesen seinen Ursprung nicht. Aber dem Christenthume. Als sich nämlich Kirchen und Klöster erhoben, als ein frommer Eifer die Andächtigen nach dem Grabe des Erlösers wallfahrten ließ, da öffneten sich die Klosterpforten dem Muschelhute, die Pilgrimhäuser entstanden, wo ermüdete und erkrankte Pilger aufgenommen und verpflegt wurden, und das benützten zuerst arbeitsscheue und liderliche Leute, um ihren Beuteantheil zu suchen. Es muß weit entfernt liegen, dafür das Christenthum zur Verantwortung zu ziehen, wie es von dessen Feinden nicht selten geschah; die Thatsache ist eben nichts als eine logische Folge, daß die Wohlthätigkeitslehre desselben den Empfänger, dabei aber auch den unwürdigen Theilnehmer schuf.

Da wurde denn das Bettelwesen zu allen Zeiten eine entsetzliche Plage, die sich derart vermehrte, daß der Staat kräftig eingreifen und, da er schon nicht die Macht hatte, es gänzlich zu verhindern, es mindestens beschränken mußte. So

bildeten die Bettler eine eigene Zeche oder Zunft, welche ihre Meister erhielt, und denen man eine besondere Bettler-Ordnung gab, nach welcher sie sich zu richten hatten. Zur Aufrechthaltung dieser Gesetze wurde ein eigener Sterzmeister (von „sterzen", d. i. herumstreichen, also Vogt der Landstreicher) bestimmt, ihm die Ausführung übertragen. Die erwähnte Bettler-Ordnung vom Jahre 1443 trägt die Unterschrift: „Hanns Weidenberger, primus (erster) Sterzermaister".

So war denn auch in Wien, wie allenthalben anderswo, das Bettelwesen eine große Plage; es war förmlich organisirt und wurde wie ein erlaubtes Geschäft, wie eine Art Innung betrachtet. Man sah damals in Wien in den verschiedenen Bezirken der Stadt und Vorstädte, besonders in abgelegenen Gäßchen und den bestandenen sogenannten „Lucken" zahlreiche hölzerne und blecherne Büchsen und Becher mit einer Oeffnung im Deckel, die groß genug war, daß man ein kleines Geldstück hineinwerfen konnte. Oft vertrat ein alter Beutel von Leder oder Tuch die Stelle dieser Bettelbüchsen. Andere waren an Bäumen befestigt und hingen an den Straßenseiten, ohne daß Jemand sie bewachte, und doch wurde nie ein solcher sich selbst überlassener Almosenstock entwendet.

Ein wunderbares Bild solchen Treibens muß erstens einmal die sogenannte Bettlerstiege auf der Laimgrube und Windmühle (jetzt zum Bezirk Mariahilf gehörig, die Häuser Nr. 1 bis 7, alt 69, 3, 70, 167, 1, 168, 9 umfassend) gegeben haben. Schon im Jahre 1400 erscheint diese sehr hoch liegende Gegend als der „Bettelpühel" (Bettelhügel). Zu jener Zeit war dieses Stiegengäßchen der Sammelplatz der zudringlichsten und verschmitztesten Classe der Wiener Bettler, und man kann sagen, daß diese After-Innung hier ihre Hauptzeche aufgestellt hatte, wie auch das noch heute dort befindliche Wirthshaus (mit der Nummer 2, alt 3) ihre Herberge abgab. Nebenbei gesagt, vermehrte sich der Zuzug der Bettler nach dieser Stiege in horrender Weise in dem Jahre 1581, denn hier lag der Maierhof des sogenannten Königsklosters, von welchem seinerzeit eingehender die Rede sein wird. Die Herberge führte später, bis in die neue Zeit, die Bezeichnung „das Königsklosterhaus", und die Stifterin des Klosters, Königin Elisabeth von Frankreich, Tochter Kaiser Maximilian's II., ließ hier täglich den Armen Mittagskost spenden, was natürlich eine große Masse nicht einmal wahrhaft Dürftiger dahin zog, welche das Mahl, auf der zum Hügel führenden Stiege sitzend, verzehrten und von wo an wohl erst die Bezeichnung Bettlerstiege in allgemeinen Gebrauch gekommen sein mag.

Die Vorliebe der Bettler für diesen Ort zu allen Zeiten hatte seine wohlbegründeten Ursachen. Es war nämlich die über die Laimgrube führende Reichsstraße durch die ganze Zeit, als die Beherrscher Oesterreichs auch die deutsche Kaiserkrone trugen, von allen Straßen Wiens die wichtigste und besuchteste und folglich für die bettelnden Wegelagerer schon in dieser Hinsicht der beste Erwerbsort. Ferner breitete sich in nächster Nähe eine Unzahl von Schänken und Garküchen aus, worin die Gatterklopfer (die an Zäunen, Thüren, Verschlüssen überhaupt anklopfen) und Fechtbrüder mit ihren Gesellinnen nach vollbrachtem Tagewerke sich gütlich thaten, bevor sie sich in ihre finstere Schlafstätten in der „Kothlucke" (heutige Gumpendorferstraße, früher Kothgasse) zurückzogen. Was die Bezeichnung „Fechtbruder" betrifft, stammt dieselbe aus jenen Tagen, wo es Sitte war, die Söldner (Soldaten) nach geendigtem Kriege abzudanken. Vielen derselben blieb nichts weiter übrig, als betteln zu gehen, und da sie sich dessen zumeist schämten, suchten sie es durch den anständigeren, militärischen Namen des „Fechtens" zu bemänteln, welcher Gebrauch dann auch aus demselben Schamgefühle von den Handwerksburschen angenommen wurde.

Den Bettlerherbergen wurde aber eine Bezeichnung zu Theil, welche in ihrer näheren Erläuterung ein wundersames farbenreiches Bild entrollt; sie hießen im

Mittelalter Wunderhöfe oder Wunderburgen, und Wien hatte deren mehrere solche aufzuweisen, so die vorerwähnte Herberge auf der Bettlerstiege; dann die sogenannte „Wunderburg“ (das Bad im Elend, von welchem bereits Erwähnung geschehen) und endlich den sogenannten „Mirakel-Keller“ (unterirdisches Schanklokale in der Rothenthurmstraße Nr. 16, alt 730, im sogenannten „Langen Haus“), welcher viel wahrscheinlicher von den daselbst stationirten Bettlern seinen Namen hat, als von dem erst im Anfange der Dreißiger-Jahre unseres Jahrhunderts erzählten „Wunderstückchen“, daß ein angeblich Lahmer seine Krücken daselbst vergessen hätte und davongerannt wäre.

Sehen wir uns nun in diesen Höhlen um, welche alle die Larven auszuspeien pflegten, die sich an die mildthätigen Einwohner drängten. Hinten in einer langen Sackgasse voll Unrath und ohne Pflaster (deshalb mit einer Art Berechtigung „Kothlucke“, d. i. Kothloch geheißen) standen die verfallenen, halb in Koth vergrabenen Häuser, die wenige Klafter im Gevierte hielten, und wo gleichwohl mehr denn hundert Haushaltungen und eine Masse kleiner, ehelicher, unehelicher und gestohlener Kinder wohnten. Hunderte von Familien, eine auf die andere gepfercht, hausten in diesem „Wunderhofe“, in welchem man sich nur vom Raube nährte und sich in allen Lastern wälzte. Fern blieb jede Sorge für die Zukunft; Jeder genoß in unbekümmerter Behaglichkeit der Gegenwart und verzehrte Abends, was er am Tage mit vieler Mühe und oft mit harten Schlägen „verdient“ hatte; denn was man hier verdienen nannte, hieß anderswo stehlen oder gaunern, und es war eines der Grundgesetze des „Wunderhofes“, nichts für den folgenden Tag aufzubewahren. Alles lebte in völliger Ungebundenheit; von Recht und Gesetz, von Vertrag und Wort war hier vordem keine Rede; Taufe, Heirat und Ehe waren meist unbekannte Dinge.

Der Name dieser privilegirten Höhlen des Lasters, deren es noch in neuester Zeit gab (war es doch noch in den Sechziger-Jahren kein Geheimniß, daß eine solche Art „Wunderhof“ sich in einem Gasthofe der Vorstadt Lerchenfeld befand, das beinahe ausschließlich von Bettlern besucht wurde, die nebstbei wöchentlich einmal daselbst große Rathsversammlung hielten, bei welcher ihr „König“ präsidirte, und die dann stets mit einer „großen Soirée“ schloß, bei welcher es recht lustig herging), der Name Wunderhof also, rührte von der wunderbaren Umwandlung her, welche mit den Umherziehenden vorging, sobald der heimkehrende Schwarm die Grenze seines Reviers wieder betrat. Kein Krummer, kein Lahmer, kein Blinder, kein Stammelnder, kein Fieberhafter, kein Bucklichter mehr — verschwunden wie durch ein Wunder (daher der Name) war alles Leiden, verschwunden alle Preßhaftigkeit, verschwunden alle Klage, alles Winseln, alles Jammern, und lustig tummelte sich der ausgelassenste, tollste Troß, den jemals Leichtsinn und Verderbniß zusammengeführt.

Hier war der Bettler gesichert vor jeder Verfolgung, hier befand er sich nur unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügerische Maske ablegen, welche er während des Tages getragen; kaum eingetreten, ging der Hinkende gerade, der Gelähmte tanzte, der Blinde war sehend, der Taube hörend, die Greise selbst wurden jung — und da sollte man diese Behausung nicht vollberechtigt den „Wunderhof“ nennen?! Dieses Volk, so elend und so begünstigt, so arm und so reich, so mächtig und so schwach, so furchtsam und so furchtbar, hatte einen „König“, dem es gehorchte; es hatte seine Gesetze, seine Gerichtsbarkeit, seine Moral, ja selbst seine blutigen Hinrichtungen. Und nun denke man sich diesen Schwarm, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und sich alle Tage, oft aber auch nächtlicher Weile über die unbewachte Stadt und über das Land ergoß; man denke sich dieses Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Städte und Ortschaften noch unbeleuchtet und alle Anstalten der Behörden eine ohn-

mächtige Waffe gegen diesen gräßlichen Tyrannen und aufgedrungenen Lehensherrn waren!

Nicht weniger als achtundzwanzig Bettlerarten zehrten damals von der Gutthätigkeit der Bürger und Bauern. Da waren die Breger, die eigentlichen Bettler, welche wirklich aus Mangel an Arbeit oder aus Noth und Elend so herabgekommen waren. — Die Stabüler (oder Brotsammler) wurden als „halb böse, halb gut, nicht alle böse, aber der mehrere-Theil" bezeichnet. — Die Loßner (Losgelassenen) gaben vor in der Sklaverei der Ungläubigen gewesen zu sein. — Auf den Kirchhöfen und vor den Kirchenthüren saßen die Klenkner, jene Bettler, welche durch ekelhafte Geschwüre, verstümmelte oder lahme Gliedmaßen und verstellte Krankheiten die Vorübergehenden zu „besefeln" (in der Bettlersprache betrügen) wußten. (Bild Seite 561.) — Von Haus zu Haus und Thür zu Thür gingen die Dopfer und Debisser (Landstreicher), welche sich für Brüder einer armen Kapelle ausgaben, die sie mit einem Altartuche oder einem Geräthe zu schmücken baten. — Die Kammesierer waren gelehrte junge Bettler, sogenannte „Scholares" (Schüler), die gegen die Gesetze des Gehorsams gefehlt zu haben vorgaben und für arme Confratres (Mitbrüder) ein mildes Almosen erbaten. — Die Vagierer oder fahrenden Schüler waren nahe mit den Vorigen verwandt; diese gaben sich jedoch häufig für Schatzgräber und Beschwörer aus und erklärten, verborgene Reichthümer heben zu können. (Aus diesen bildete sich bald jene Sorte von Schwarzkünstlern und Magiern heraus, die in kurzer Zeit darauf in Doctor Faust das glänzendste Musterbild liefern sollte.)

Die Grandtner stellten sich, als wären sie von der fallenden Sucht behaftet. Sie nahmen daher „Seife in den Mund, daß ihnen der Schaum eine Faust groß ausging, und stachen sich mit einem Halm in die Nasenlöcher, daß sie blutend wurden". — Die Dützer behaupteten, krank gewesen zu sein und ihre Genesung erlangt zu haben, weil sie eine Wallfahrt und täglich drei Almosen zu erbetteln gelobt hätten. — Die Schlepper waren oft die Begleiter der Kammesierer, denen sie, wie Diener, den Sack nachtrugen. — Die Zickissen und Blocharten waren Blinde, freilich größtentheils erkünstelte. — Die Schwanfelder oder Blickschlager lagen halb wachend auf den Straßen herum. — Die Fopper und Fopperinnen (von dem altdeutschen fop, d. i. Narr) stellten sich als Wahnsinnige und ließen sich in Ketten herumführen. — Die Dallinger peitschten sich mit Ruthen, um ihre Sünden abzubüßen. — Die Duetzbetterinnen waren Bettlerinnen an den Kirchenthüren, welche angeblich im Kindbette gewesen waren. — Die Sündfeger waren Büßende beiderlei Geschlechts, die von ihrem Sündenleben ablassen zu wollen vorgaben. — Die Billträgerinnen trugen Kissen unter den Kleidern, als wären sie hochschwanger. — Die Mumsen, eine Art Begharden, gingen in der Kutte, hielten aber ihre Weiber an heimlichen Orten verborgen.

Die übern Sötzen gangen, gaben sich für durch unverschuldetes Gefängniß, Krieg, Brand und anderes Unglück verarmt gewordene Edelleute aus; daher waren sie immer anständig gekleidet (also noble Bettler, wie man sie heutzutage in den Residenzen trifft). — Die Kandierer gaben sich für verunglückte Kaufleute und getaufte Juden aus. — Die Veranerinnen brandschatzten die Familien durch Auskünfte über deren verstorbene Lieben, mit denen sie in geistiger Verbindung zu stehen vorgaben (noch heute existiren diese sogenannten „Armen-Seelen-Schwindler"). — Die Christianer oder Calmirer traten im Pilgergewande, die Hüte mit Muscheln aus überseeischen Gegenden geziert, auf, um glauben zu machen, sie wären wirklich an diesen Orten gewesen. — Die Seffer überzogen sich das Gesicht mit einer Salbe, welche ihnen das Aussehen gab, als ob sie vom Krankenbette aufgestanden wären oder die gelbe Sucht hätten. — Die Schweiger erzielten

mit Beschmieren von Pferdemist u. dgl. dieselbe Wirkung wie die Vorigen. — Die Burkhart trugen ihre Hände, wie verwundet, in einer Schlinge um den Hals. — Die Platschirer standen an den Kirchenthüren als Blinde und sangen dort Märlein ab oder erzählten derlei über ihr Unglück. (Bild Seite 561.)

Und alle diese Lügner und Betrüger lebten von dem Mitleide der Bewohner, bevölkerten die „Wunderhöfe", in denen freilich, wie schon erwähnt, alle die falschen Krankheiten u. dgl. wie durch ein Wunder behoben waren. Lange dauerte diese Mißwirthschaft, denn Zeit, Gewohnheit, Verjährung und Furcht hatten allmälig ihrem Dasein einen Schein von Recht gegeben; mindestens wagten Bürger und Bauern nicht, laut gegen sie zu klagen, aus Besorgniß, der Knecht, die Magd, oder sonst irgend einer der Angehörigen könne zu dem großen „achtungswerthen" Bunde gehören; im unterwürfigen spießbürgerlichen Sinne und der ererbten Gutmüthigkeit einerseits, im angeborenen Respect vor jeder bestehenden Gewalt anderseits, achtete man die Einrichtung der Wunderhöfe.

Und allerdings konnte nichts geregelter sein als ihre Verfassung und Verwaltung, nichts pünktlicher als ihre Justiz, und so war man gewöhnt, die gezwungenen Anlehen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, so gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen als die landesfürstlichen Steuern oder die Zehenten und Gülten (Nutznießungszinse) des Grundherrn.

Da aber nichts wahrhaft poetisch Schönes und Großes Bestand hat in dieser nüchternen Welt, so erkannte endlich doch die Behörde, daß es nöthig wäre, diese Einrichtung auf das richtige Maß einzuschränken, und es erschien die erwähnte Bettler-Ordnung. Auf allen Freithöfen, so hieß es darin, sollen Stöcke (Pranger) und Brecheln (Halseisen) zur Bestrafung von Uebergriffen des Bettlervolkes aufgestellt sein. Es wurde ferner Jenen, welche ein ordentliches Brot und ein eigenes Erbgut besaßen, das Singen und Betteln auf den Plätzen, das Erheucheln böser Blattern und fallender Sucht, oder künstlicher Schwangerschaft durch aufgebundene Kissen, sowie das Ausleihen der Kinder bei schwerer Strafe verboten. Ein Theil der vorhin namhaft gemachten Betrüger wurde in das Zuchthaus, ein anderer in's Hospital geworfen, andere außerhalb des Weichbildes der Stadt verwiesen und — damit war die Pracht und Herrlichkeit der Wunderhöfe gründlich zerstört. Freilich nur einestheils, denn es war blos die Form zerstört, das Wesen selbst blieb unversehrt. Mußten doch Weltstädte, so lange sie bestanden und noch heute bestehen, mit ihren schroffen Gegensätzen von Reichthum und grenzenlosem Elend eine Unzahl von Leuten beherbergen, die in den früheren Wunderhöfen ihren angemessenen Platz gefunden hätten. Nur brachte es die allmälige Entwicklung der polizeilichen Gewalt und Aufsicht, von der wir bald hören werden, mit sich, daß dieser Zweig der Industrie mehr auf Schleichwegen, mehr im Geheimen, mit mehr List und weniger Offenheit betrieben werden mußte. Die Zahl der Prellereien war damit keineswegs geringer geworden.

Da machten nun die Bürger der Städte oder Ortschaften unter sich einen Bund, wie es z. B. Wiener-Neustadt im Jahre 1478 that, zum Schutze gegen fremde arbeitsscheue Müßiggänger. Für die einheimischen armen Leute wurde eine „Zeche der armen Leut" gestiftet, „um des Besten willen, den armen Leuten zu gut, zu Ehren des allmächtigen Gottes und der hochgelobten Jungfrauen Marien seiner auserwählten Gebärerin" und wurde den armen Leuten auch ein „Zechmeister und Bettelrichter geordnet und gesetzt". Noch später (1526) wurde durch Ferdinand's I. Wiener Spitalmeister-Ordnung die Bettlerzeche ganz aufgehoben. Es heißt daselbst: „Auch die armen nothdürftigen kranken Leute soll der Spittlmeister nicht auf der Gassen, wie etlichmal geschehen, sterben lassen und hiefüro in der Stadt Wien keine Bettlerzech, noch Bettelrichter gehalten, sondern der Spittlmeister durch etliche Personen, so er dazu ordnen solle, auf die

r sein Aufsehen haben und keinen streichenden Bettler und Bettlerin in der
leiden." (Schöne Gesetze, die damals genau so unfruchtbar blieben wie die
n Vagabundengesetze.)

Die **Bettler** hatten auch schon damals ihre eigene **Gaunersprache**,
ziemlichen Geist und Witz in den Umschreibungen der Begriffe bergen. Gott
n sie Adone; Essen — acheln; betteln — bregen; Brief — ein Kart;
n sein — beschöcher; Schreiber — Briefelwetzer; Kreuzer — Blechlin;
Hans — Breitfuß; Roß — Caval; daher den Schinder — Caveller; Schuh
rittling; sehen — diern; Kirche — Difftel; Henker — Dallinger; Galgen



Litaneisingende Currendknaben. (Seite 576.)

lman; Pfennig — Daul; Auge — Dierling oder Zwierling; gut — ems;
— Funkart; Fisch — Floßling; Badstube — Flader; Bader — Flader-
(sehr charakteristisch übrigens); Knabe — Flick; arbeiten — fetzen, damit
auch das stehlen ausgedrückt; Finger — Griffling; stehlen — genffen;
— Glanhart oder Lodötlin; Stückchen Brot — Gitzlin; Mönch — Gugel-
Hemd — Hanfstaud; Degen — Herterich; Gulden — Hellerrichtiger;
is — Hans Walter; Wein — Johann; Stadtknecht — Iltis; kaufen —
n; Stadt — Kielam; Gefängniß — Klems; Verräther — Kleckstein oder
ner; Strohsack — Rauschart; Wurst — Regenwurm; trinken — schöchern;
— Senfftrich; Verleumder — Schmalkachel; Bier — Schürnbrand; ver-
— verkimmern; Hut — Wetterhahn; eine hübsche Jungfrau — Wunnen-
. s. w.

Interessant ist die Art, mit welcher die Bettler ihr Unglück den Passanten vorsangen, wie z. B. in folgender Weise:

„Heur gen disem summer
ich armer ellender man
Ain weib hab ich genummen,
warumb hab ich's gethan?
Armut hat mir die lauten geschlagen,
Ellend hat mir gepfiffen,
zu der eh hab' ich gegriffen
rat zu: wie haist die braut?
Die braut die haist: Ach laider!
der breutgam: Daß got derbarm!"

Streitigkeiten der Bürger mit den Universitätsschülern und der Studententumult.

Das Jahr 1451 war für die Stadt Wien ein ereignißreiches; zuerst ist einer jener Tumulte zu erwähnen, welche Aeneas Sylvius in seiner Schilderung berührt, der aber diesmal eine ganz besonders gefährliche Ausdehnung annahm. Es wurden durch einen sehr unbedeutenden Vorfall Bürger und Studenten gegen einander in Harnisch gebracht, woraus sich eine fast tragisch endende Episode entwickelte, welche die Volksbezeichnung des Studentenkrawalls erhielt.

Zu jener Zeit erreichte die Universität in Hinsicht auf ihre Frequenz den Höhepunkt; sie zählte gewöhnlich fünf- bis siebentausend Studierende fast aus allen europäischen Ländern und hatte über 150 active Licentiaten (zu Vorlesungen Befugte), Magister und Doctoren und außerdem noch einige Hunderte Baccalarien, welche an der Hochschule thätig waren. Der größte Zufluß der Studenten kam meist aus Oberdeutschland, aus Baiern und Schwaben, aber auch aus den Rheingegenden; ferner aus Ungarn, weniger aus Böhmen und anderen slavischen Ländern. Zahlreich besuchte der deutsche, besonders der österreichische Adel die Universität Wien; es finden sich unter den Studierenden von damals Mitglieder aus den höheren Adelsfamilien, wie der Liechtenstein, Starhemberg, Stubenberg, Schwarzenberg, Schaumburg, Pappenheim, Hohenlohe, Schlick u. A. m. Unter den Theologen befanden sich selbst Würdenträger, Aebte, Prälaten und Bischöfe, oder solche, die später sich als Kirchenfürsten auszeichneten; hier verdient namentlich Erwähnung Franz Piccolomini von Siena, Neffe des Aeneas Silvius, später als Papst Pius III.

Da bedurfte man aber auch in einer so streit- und rauflustigen Zeit ungewöhnlicher Mittel des Ansehens und der Macht, um eine so große Menge von jungen Leuten aus den verschiedensten Ständen in den gehörigen Schranken der Gesetzlichkeit, Ordnung und Mäßigung zu erhalten; namentlich war der Corporationsgeist, welcher damals alle die verschiedenen Stände durchdrang, ein Anreiz, nicht blos jeden Angriff von außen abzuwehren, sondern ihn auch durch Wiedervergeltung zu rächen. Dazu kommen noch die eigenthümlichen Verhältnisse der Stadt Wien und ihrer streitsüchtigen Bürgerschaft.

So wenig frei von Uebertreibungen die Schilderung Wiens von Seite des Aeneas Sylvius ist, so bestätigen doch die in den Universitäts-Acten enthaltenen Nachrichten und die häufig verschärften Verordnungen der Rectoren zur Bestrafung der Studenten-Excesse im Allgemeinen die Angaben des Geschichtsschreibers. Von den reicheren Scholaren, welche in Wien den Studien obliegen sollten, lebten gar viele nur ihren Vergnügungen und Neigungen, ihre meiste Zeit bei Schmausereien

nd Trinkgelagen zubringend, wobei sie sich blutwenig um die Universitäts-Disciplinar-
esetze kümmerten. Bei Tag und Nacht schweiften sie in den Straßen der Stadt,
i den Gärten und Weingärten der Umgebung herum, unterhielten mit Frauen
ielfältig Liebesverhältnisse und verübten gewaltthätige Handlungen, welche die
Sicherheit des Eigenthums und der Person der Bürger schwer gefährdeten. Es
arf dabei allerdings nicht verschwiegen werden, daß auch die Studenten vielerlei
lngriffen und Mißhandlungen der Bürger, besonders der rauflustigen Handwerker
nd der Burgsöldner (Castrenses) ausgesetzt waren; zudem war es damals eine
anz ordnungslose und gewaltthätige Zeit, wo nicht selten blos die Selbsthilfe zum
Rechte führte. So waren denn manchmal die Magister und Universitätsbeamten, die
Dekane, ja sogar der Rector allerlei Insulten der Bürger ausgesetzt; auch der städtische
Magistrat bekümmerte sich bei den blutigen Kämpfen zwischen den Studenten und Bür-
ern wenig um die Privilegien der Universität und ihre besondere Gerichtsbarkeit.

Da ist es denn begreiflich, daß auch von Seite der Universitäts-Vorstände
en Studenten Vieles durch die Finger gesehen wurde. Nur wenn es sich darum
andelte, daß ein Scholar zur Erlangung eines akademischen Grades zugelassen
erden sollte, übte man die ganze Strenge des Gesetzes bei der Prüfung der
Sittenzeugnisse. So wurden im Jahre 1449 siebzehn Bewerber um das Bacca-
ıriat zurückgewiesen, weil sie sich in verschiedener Weise gegen die Disciplinar-
Gesetze vergangen hatten; so hatte Einer in der Anrede an einen Magister sich
oh und ungebildet ausgedrückt, ein Anderer hatte im Hörsaal die Kleidung gewechselt,
ıehrere hatten zur Zeit der Prüfung auf die Richtstätte sich entfernt, um sich
aselbst eine Hinrichtung anzusehen; auch wegen Anlegung einer andern Kleidung
ls die vorgeschriebene Scholarentracht, wegen Spielen um Geld, Tragen von
Waffen u. s. w. war eine Verzögerung in Erlangung des Grades verfügt. Namentlich
n Jahre 1451 wurden verschärfte Gesetze gegeben; es wurden alle Jene zurückgewiesen
qui velatus visitavit spectaculum scarlaci eum clava", d. i. welche die zu
n beliebtesten Volksfesten gehörenden Wettläufe und Scharlachrennen besuchten.

Diese Zustände werden am besten durch Erzählung einiger Vorfälle und
rcesse beleuchtet. So hatten sich im Jahre 1443 mehrere Studenten in einem
orstädtischen Garten vergnügt und waren gegen Abend im Begriffe, über eine
Holzbrücke in die Stadt zurückzukehren, als sie einen vornehmen adeligen Herrn
ı Pferde und von ansehnlichem Gefolge begleitet, begegneten. Der schmale Weg
rachte sie ganz in die Nähe des Edelmannes, und es reizte ohne Zweifel der
Muthwille die Studenten, einen Streit anzufangen. Einer von ihnen streifte mit
inem Schwerte, das er an der Seite hängen hatte, wie zufällig das Pferd
es Edelmannes und machte es dadurch scheu, so daß es denselben aus dem Sattel
ab auf den Boden warf. Dem schallenden Gelächter der Studenten folgte sogleich
n Geschrei zum Kampf auf Seiten des Gefolges des Edelmannes; er gab sofort
ach den Seinigen Befehl, auf die kleine Schaar der Studenten einzuhauen; diese
riffen ebenfalls schleunig zu den Waffen und erhielten auf ihre Hilferufe eine
Verstärkung von einer Anzahl ihrer Lerngenossen. Nun entspann sich auf der Brücke
n förmliches Gefecht, woran bald eine Anzahl Bürger für den adeligen Herrn
eilnahm. Nach kurzem Kampfe waren die Studenten von ihren besser bewaffneten
Gegnern überwunden; ein Student war erschlagen, ein anderer auf den Tod ver-
undet, mehrere kampfunfähig gemacht, und nur einigen wenigen gelang es, bei
anbrechender Nacht dem ungleichen Gefechte zu entrinnen.

Rector Johann Größl von Tittmaning hatte kaum von dem Vorgefallenen
rnommen, als er mit den vier Dekanen zu den Regierungs-Vorständen eilte, und
ı Kaiser Friedrich nicht in Wien anwesend war, von diesen Genugthuung
egen des Friedensbruches forderte. Anfänglich wollten die landesfürstlichen Räthe
as Verfahren des Edelmannes in Schutz nehmen und entschuldigen, aber der

Rector bestand auf dessen Bestrafung. Er beklagte sich in freimüthiger Rede über die vielfachen Verletzungen der Universitätsrechte und Privilegien, seitdem König Albrecht II. mit Tod abgegangen, und fügte die drohenden Worte bei, daß, wenn die Regierung nicht die Angehörigen der Hochschule gegen brutale Gewalt und Mißhandlungen des Pöbels zu schützen vermöge, dann für die Lehrer nichts übrig bliebe, als die Auflösung der Universität auszusprechen und sich in andere Länder zu begeben, wo die Wissenschaften und Die, welche sich denselben widmeten, mehr Schutz und Anerkennung fänden. Betroffen durch diese Worte, forderten die Räthe zunächst zu einer ruhigeren Haltung auf und versprachen, sich bei der bevorstehenden Rückkehr Friedrich's Mühe zu geben, der Universität eine ehrenvolle Genugthuung zu verschaffen. Sie trafen auch für den Augenblick energische Anstalten zum Schutz der Universitäts-Angehörigen und zur Abwehr jeglicher Gewalt gegen dieselben; später (1445) wurde auch bei den weiteren Verhandlungen in der Sache dem Verlangen der Hochschule entsprochen und ihr vom Kaiser ein Conservator (obrigkeitlicher Verwalter) der Privilegien als besonderer Protector oder Curator bewilligt; es konnte aber bei der Erregtheit der Gemüther der Friede nicht lange bestehen.

So kamen denn ununterbrochen Reibungen zwischen Studenten und Bürgern vor, und je mehr Schutz die Universität bei der Regierung fand, desto erbitterter wurde die Stimmung der Bürger gegen sie, und ihr Sinn war desto entschlossener darauf gerichtet, sich selbst Hilfe zu verschaffen, ohne irgend Rücksicht auf die Universitäts-Privilegien zu nehmen. Eines Tages hatte sich ein Schüler der Theologie etwas Ordnungswidriges erlaubt; sogleich ließ ihn der Stadtrichter Georg Schuechler ergreifen und in den Kerker werfen. Trotz der wiederholten Reclamationen des Rectors und des Consistoriums gab er ihn nicht frei. In dieser Willkür des Stadtrichters sah die Universität ein doppeltes Vergehen, eine Mißachtung ihrer Privilegien und einen Eingriff in die geistliche Freiheit, da es sich um die Bestrafung eines Klerikers handelte; daher sprach sie kraft ihres vom Papste erhaltenen Rechtes die Excommunication über den Stadtrichter aus und erklärte, daß kein Mitglied der Hochschule bei der nächsten öffentlichen Frohnleichnams-Procession erscheinen dürfe, wenn der Stadtrichter nicht von seinem Amte entfernt und der eingekerkerte Student nicht sogleich seiner Haft entlassen werde. Dieses entschiedene Auftreten wirkte und brachte den städtischen Magistrat zur Nachgiebigkeit.

Aber der Sturm war nur für den Augenblick beschwichtigt; eine friedlichere Stimmung war dessenungeachtet nicht gewonnen; im Gegentheile steigerten sich täglich der Haß und die Erbitterung. Es gab da zwei förmlich geschiedene feindliche Lager; in dem einen befanden sich die Studenten mit ihren Lehrern, in dem andern die Bürger mit dem Magistrat; die Regierung that fast gar nichts, um diese unnatürlichen und unleidlichen Zustände, welche endlich zu den blutigsten Kämpfen führen mußten, zu beseitigen oder zu ändern. Die Universitäts-Behörde hingegen bot Alles auf, mit aller Strenge die Disciplinargesetze aufrecht zu erhalten; so wurde im Jahre 1449 von den dreiundvierzig Baccalarien, welche die Licentia (Ausübung) nachsuchten, ein großer Theil wegen Excesse und Disciplinar-Vergehen abgewiesen. Endlich hielten sich die Bürger nicht mehr zurück; sie begannen in wahrhaft roher Weise den Kampf gegen die Universität, als ihnen eine Maßregel des Kaisers glauben machte, daß er gegen die Hochschule eine Abneigung hege und eine Demüthigung derselben nicht ungern sehen, oder doch mindestens nicht besonders schwer ahnen werde.

In der That war dem wirklich so. Während Friedrich für König Ladislaus im Herzogthume Oesterreich die Regierung führte, war die Universität ängstlich darauf bedacht, ihrem eigentlichen Landesherrn die Treue zu bewahren und dem Vormunde und Regenten keine größeren Rechte einzuräumen, als ihm

nach seiner Stellung zukommen, welche Haltung der Hochschule nicht geeignet war, ihr die Gunst des Kaisers zu gewinnen, umsomehr als derselbe entschlossen war, sich nicht in seiner Regierung beschränken zu lassen.

Anfänglich hatte sich Friedrich noch gegen die Universität als einen gnädigen Herrn erwiesen, man versprach sich deshalb viel Ersprießliches von seiner Gunst für das weitere Gedeihen der Hochschule. Sogleich nach seiner Erhebung zum römischen König sandte sie ihm eine Deputation mit dem Rector an der Spitze nach Neustadt, seiner gewöhnlichen Residenz, um ihn zu beglückwünschen, wobei der berühmte Thomas Ebendorfer von Haselbach das Wort führte. Am Osterfeste 1440 wohnten die Universitäts-Deputirten der Feierlichkeit seines Regierungsantrittes bei und berichteten sodann am 10. April bei ihrer Rückkehr nach Wien über den ihnen zu Theil gewordenen gnädigen Empfang. Aber das kaiserliche Wohlwollen gegen die Universität änderte sich bald in eine gewisse Abneigung um, wozu sie die nächste Veranlassung durch ihr Verhalten bei dem Streite der Basler Väter mit Papst Eugen gab; sie betrat nämlich einen ganz anderen Weg als der Monarch und opponirte ihm entschieden durch längere Zeit.

Es war im Jahre 1451, als der Kaiser auf Anklage von Bürgern zwei Magister und einen Scholaren verhaften und sie in städtischer Bewachung halten ließ. Es war dies unbestritten eine Verletzung der Universitäts-Privilegien und man klagte laut und überall, daß den Rechten, welche von den Stiftern der Universität ertheilt und den Privilegien, welche von den Päpsten zugestanden worden, entgegengehandelt werde. Man suspendirte die Vorlesungen und überreichte dem Kaiser eine Schrift, angefüllt mit vielen Beschwerden; Friedrich gab auch den Bescheid, daß er diese Sache mit seinen Räthen überlegen und Sorge dafür tragen wolle, daß die Hochschule weder an ihrer Ehre gekränkt, noch an ihrer Würde Schaden und Abbruch erleide; nur solle man die gewohnten Beschäftigungen mit den Wissenschaften wieder vornehmen und nach wenigen Tagen zum Empfang der weiteren Entscheidung zu ihm sich begeben. So hatte es den Anschein, als würde die Sache gütlich beigelegt werden.

Aber ein solcher Ausgang war nicht nach dem Sinne der Bürgerschaft; diese wollte die der Universität ungünstige Stimmung des Monarchen benutzen und reizte deshalb ihre Gegner durch Angriffe und Schmähungen. Sobald sich nur ein Scholar öffentlich zeigte, war er den gröbsten Insulten der Bürger ausgesetzt; ja man erlaubte sich selbst gegen die Magister und die Universitäts-Würdenträger thätliche Beleidigungen. Aus diesem Grunde sandte der damalige Rector Jodokus Gartner den artistischen Dekan Johann Huber von Freinstadt in Begleitung von den Procuratoren der vier Nationen zum österreichischen Landmarschall, um hinsichtlich der Entfernung der täglich mehr zunehmenden Reibereien zwischen den Bürgern und Studenten die zweckmäßigsten Mittel zu finden.

Ehe jedoch diese Deputation das Haus des Landmarschalls erreicht hatte, fand sie sich auf der Straße von einer bewaffneten Bürgerschaar überfallen; den Procuratoren gelang es zwar, sich durch die Flucht den gröbsten Insulten zu entziehen, aber der Dekan, der mit männlichem Muthe einen Scholaren, der ihn begleitete, gegen die Schläge der anstürmenden Menge schützen wollte, sah sich bald selbst nicht nur allen Mißhandlungen ausgesetzt, sondern schwebte noch überdies in größter Lebensgefahr, denn es drangen die aufgeregten Schaaren rücksichtslos und mit aller Erbitterung auf ihn ein. Man warf ihn zu Boden, schlug und stach ihn, trat ihn mit Füßen und würde ihn unzweifelhaft ermordet haben, wenn nicht einige besonnene Bürger, die an der Tonsur einen Geistlichen erkannten, die Folgen eines solchen Schrittes gegen einen Priester sich gegenwärtig gehalten und Alles aufgeboten hätten, den Halbtodten in ein benachbartes Haus zu retten und ihm daselbst ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen.

Auf die Kunde dieses Vorfalls versammelte sich ohne Zögern die Universität; eine Deputation mit dem theologischen Professor Thomas Ebendorfer an der Spitze begab sich zu Friedrich, um zu erklären, daß die eingestellten Vorlesungen nur dann erst wieder eröffnet würden, wenn durch einen Ausspruch des Monarchen die Bürger wegen des Frevels bestraft worden und der Friede wieder hergestellt sei. Friedrich ließ die Deputation nicht vor sich, und so brachte sie ihre Beschwerden und ihr Anliegen den kaiserlichen Räthen vor. Am Schlusse der Auseinandersetzungen drohte der Sprecher, wenn man der Hochschule nicht mehr Sicherheit und Schutz gewähre, bliebe ihr nichts übrig, als in einem allgemeinen Auszug der Lehrer und Studenten Wien zu verlassen und somit die Universität aufzulösen; es würden sich dann die Magister und Doctoren, welche ohnehin zu öfteren Malen Anerbietungen von ansehnlichen Besoldungen zur Uebernahme von Professuren an auswärtigen Universitäten erhalten hätten, in anderen Städten Deutschlands niederlassen, wo man den Werth der Wissenschaften mehr anerkenne.

Die recht bedrohliche Rede verfehlte ihre Wirkung nicht; es suchten die Räthe durch Versprechungen zu besänftigen und brachten es endlich dahin, daß ein Ausschuß von sieben Mitgliedern niedergesetzt wurde, wozu der Kaiser drei und die Hochschule vier zu bezeichnen hatte, um am folgenden Tage bei dem Domprobst von Stefan, Grafen Albrecht von Schaumburg (der nur einundzwanzig Jahr alt, aber mit scharfem Verstande begabt war), als Kanzler der Universität die Friedensartikel zu berathen und darüber zu beschließen.

Ein solcher Ausgang der Sache war den Bürgern keineswegs genehm; sie wußten leider den Werth einer Universität für ihre Stadt wenig zu schätzen, und so machte die Drohung einer Auflösung der Hochschule keinerlei Eindruck. Was kümmerte sie es, daß der beliebte Dichter Michael Beheim in seinem Gedichte: „Von der hohen Schul zu Wien" die mancherlei Vortheile und den großen Nutzen anführte, welche die Universität der Stadt und dem Lande brachte, daß er dem Kaiser ihre Erhaltung warm an's Herz legte mit den Worten:

„O Kaiser Friedereiche!
Sei Du des garten nun hast pflíht,
So laß den pom (Baum) verderben nicht,
Seit er ein clainet (Kleinod) reiche
Ist über alle Deine schecze.
Do mancher grosser nucz kumpt fun (finden),
Der ich ein teil hy kunt wil tun."

Trotz Allem wurde von den Bürgern jede Veranlassung zu neuem Hader und Streit begierig aufgegriffen. Noch an demselben Tage war zwischen einem Studenten und einem Bürger außerhalb der Stadt eine Streitigkeit entstanden, die von Scheltworten bald zu Thätlichkeiten überging, wobei der Bürger schwer verwundet ward. Kaum hatte sich die Kunde von dem neuen Streithandel in der Stadt verbreitet, so war daselbst Alles in Bewegung. Die Bürger und ihre Gesellen stürzten bewaffnet auf die Straßen; eine Anzahl durcheilte zu Pferde die Stadt, die Bürgerschaft zum Kampfe gegen die Universität aufstachelnd. Die Bürger wurden von einer wahren Kampfeswuth ergriffen. Um einen blutigen Zusammenstoß mit ihnen zu verhindern, hatte der Rector sogleich auf die erste Nachricht von dem Tumult die strengsten Befehle erlassen, alle Bursen und Studentenhäuser zu schließen, und dabei das Verbot hinzugefügt, daß kein Scholar sich öffentlich zeige.

Daher fanden die Bürger, als sie sich dem Studentenviertel näherten, nirgends einen von ihren verhaßten Gegnern. So waren sie in bewaffneten Schaaren bis in die Riemerstraße gekommen, wo sich eine Burse befand. Aus dieser wurde, wie aus einer Festung, von den Studenten mit Pfeilen geschossen und mit Wurfspießen und Steinen, wodurch mehrere der vorübergehenden Bürger verwundet wurden.



Der Studententumult.

etzt konnte diese nichts mehr von der äußersten Gewalt zurückhalten; sie stürmten e Burse, und nachdem die Thür erbrochen war, ergriffen sie von den Insassen, elche nicht zeitig über die Nachbardächer geflohen waren, sieben Studenten, welche fangen vom Volk, wie im Triumph vor den Stadtrichter Erasmus Ponheimer schleppt wurden, um dort gerichtet zu werden.

Der Stadtrichter wollte oder konnte nicht der blutgierigen Menge Widerınd leisten; er fällte den Ausspruch, daß die „Friedensstörer“, wie die Gefangenen nannt wurden, sofort vom Leben zum Tode gebracht werden sollten; und wirklich ınd schon der Henker bereit, um das Urtheil unverweilt zu vollstrecken. Glückherweise kamen noch im rechten Momente einige besonnenere Stadträthe und ein err von Neutperg hinzu, welche die blutige und thörichte Uebereilung zu verndern strebten; sie erlangten die Verschiebung der Hinrichtung auf den folgenn Tag.

Einstweilen sollten die zum Tode Verurtheilten in das Verbrecher-Verließ am ärntnerthor geworfen werden, wo auch noch mehrere mittlerweile in den Straßen ıfgebrachte Studenten sich in Haft befanden. Während der Nacht legte sich die lzu große Aufregung; auch wirkten die Vorstellungen verständiger Männer bei m Magistrat und dem Stadtrichter, daß man sich mäßigte und sich von überlten Schritten zurückhielt. Am nächsten Morgen, zeitlich früh, begab sich der Stadtchter zu den eingekerkerten Studenten, ließ sie in sein Haus bringen, bewirthete e und hielt sie vorerst noch in anständiger Bewachung.

Mittlerweile wurde in der Aula eine Universitäts-Versammlung gehalten, ı welcher man auch einige niederösterreichische Stände in außerordentlicher Weise izog; es wurden hier die verschiedenen Beschwerdepunkte besprochen und der eschluß gefaßt, sie in einer besonderen Schrift zusammengestellt dem Kaiser zu berreichen und damit das dringende Ansuchen um sofortigen wirksamen Schutz egen derartige Gewaltthätigkeiten von Seiten der Bürgerschaft zu verbinden. Es urden die folgenden Maßregeln als zu ergreifen nöthig bezeichnet, um die Ruhe ufrecht zu erhalten: Die Bürger sollten nicht, wie gewöhnlich der Fall, mit Dolchen nd langen Messern auftreten dürfen. Der Kaiser möge ein Verbot erlassen gegen ie Appellationen der Scholaren von dem Universitätsgerichte an den römischen Stuhl. Alle in den städtischen Gefängnissen befindlichen Studenten wären sofort rer Haft zu entlassen und zum Urtheil an den Rector auszuliefern.

Aber die Hochschule erlangte nur diesen letzteren Punkt; es wollte der Kaiser ie Bürger nicht wegen ihrer Excesse bestrafen, da sie einestheils nicht allein die Schuldigen waren, anderntheils jedoch auch, weil er sie beim guten Willen für seine igenen Angelegenheiten zu erhalten suchte. Und so wurde als einziges Resultat ine Art Waffenstillstand erlangt. Beide Parteien sollten sich friedlich gegen einander erhalten; der Kaiser behielt sich die Entscheidung vor, er wich jedoch absichtlich us, dieselbe zu geben.

Im Volksmunde cursirt übrigens noch eine eigenthümliche, rein komisch zu ennende Ursache des Studententumultes, welche immerhin ebenfalls eine edeutsame Rolle bei dem entflammten Streite mitgespielt haben kann.

Im 15. Jahrhundert nährten sich die Studenten vom sogenannten Currender Litaneisingen und Betteln in den Häusern (daher stammt auch das is in die neueste Zeit gebräuchliche sogenannte „Evangelium-Auffagen“). Es war ies für die Schüler der Universität keine Schande. Sie zogen in Wien in den roßen Höfen herum, wo sie vorzüglich die weiblichen Individuen an die Fenster ckten, aus welchen diese, zwischen den Vorhängen lauschend, die manchmal bildübschen „Currendknaben“ (von currere, laufen) wohlgefällig betrachten onnten. Am Schlusse der Litanei wurde ihnen dann aus den unteren Wohnungen er sogenannte „Litanei-Groschen“ zugesendet, aus den oberen Wohnungen zugeworfen.

Letzteres geschah gewöhnlich mit weißen Papierdüten, die angezündet wurden, um ihnen das Aufsuchen in dem etwas düsteren Hofraume zu erleichtern. Nicht selten wurden sie auch eingeladen, ihre Lieder in den Wohnungen selbst abzusingen, wo es dann nicht an einem Geschenke fehlte. (Bild Seite 569.)

Wenn der Neujahrstag oder irgend sonst ein passendes Fest kam, so begab sich jeder Student gewöhnlich zu seinen Gönnern, um ihnen in zierlichen Versen einen gesegneten Jahres- oder Festbeginn und Fortgang zu wünschen. Mit entblößtem Haupte, die älteren Studenten mit zurückgeschlagenem Mantel, um den Degen sichtbar zu machen, den die Studenten tragen durften (im Jahre 1513 erst mußten sie nach einem Streite mit den Handwerkern den Degen wieder ablegen), stiegen die Musensöhne, da die Gewölbstuben im Erdgeschoße verschlossen waren, auf der Haupttreppe nach der Wohnung jenes angesehenen Mannes, der ihm hatte Unterstützung angedeihen lassen, und betraten schüchtern mit einem „Gelobt sei Jesus Christus“ die Schwelle der Wohnstube, deren Hauptschmuck ein mit Bildern reich verzierter Hausaltar war, an dem die ehrbare Hausfrau soeben die Lampe mit Oel versorgte, indeß der ehrsame Rathsbürger und Handelsmann an einem eichenen runden Tische, der mitten im Zimmer stand, bedächtig den Hauskalender des Magisters Johannes von Gmunden durchblickte, den er jedoch zur Seite schob, als der Studiosus bei halbgeöffneter Thüre zu sprechen anfing, damit auch die Magd sich an dem Spruche erbauen konnte.



Denkstein am Stoß-im-Himmel. (Seite 580.)

Mit sichtbarer Rührung und einer stummen Verbeugung wurden die an die Hausfrau gerichteten Worte aufgenommen, indeß der Gatte ihm, ebenfalls Glück und Segen wünschend, ein bereits auf dem Tische liegendes Geldstück in die Hand drückte. Und so ging's von Treppe zu Treppe höher. In mancher Behausung trat sich eine holde Jungfrau, welche sich zurückzog, verstohlen nach den Lippen des Sprechenden blickte und, als diese verstummten, geschäftig nach der Küche eilte und dem Studenten in einer reinlichen irdenen Schale Biersuppe mit Weißbrot brachte.

Einer dieser Scholaren nun hatte im genannten Jahre bei irgend einer Gelegenheit seinen Rundgang gemacht und stieg eben in einem Hause der „Ofenlucke“ (später Ofenloch-, heute Kleeblattgasse Nr. 9, alt 434, ersteren Namen soll dies Gäßchen seiner schmalen und winkeligen Form verdanken), wo sich damals die Herberge der Schneider befand, von der Wohnung eines ehrsamen Kleidermachers herab, als ihm mehrere Gesellen entgegentraten, die gerade aus der Kirche kamen. Da ein Zurückschreiten nicht mehr möglich war, das Vorwärtsschreiten ohne mit den Gesellen in Berührung zu kommen, nicht vermieden werden konnte, blieb der Student höflich grüßend stehen. Als nun die Gesellen trotzdem die Stiege besetzt hielten und nicht vorwärts schritten, bat er sie, ihm etwas Raum zum Hinabschreiten zu gewähren.

Aber der Altgeselle, ein tückischer Mensch, verweigerte den Ausgang; der Student, sagte er, müsse den Degen ablegen, damit keine Händel entstünden. Der Student entgegnete, dies verböten ihm die akademischen Gesetze, worauf man sich seines Degens mit Gewalt zu bemächtigen anschickte. Kaum bemerkte der Student die Absicht, als er die Waffe aus der Scheide zog, um sich durch eine geschickte

Parade gegen Gewaltthätigkeiten zu ſchützen. Indeß war der Raum ſo beſchränkt, daß einer der Angreifer leicht verwundet wurde. „Blut für Blut!“ rief dieſer und ſtieß mit einem langen Meſſer nach dem Studenten, der in demſelben Augenblicke zu Boden ſtürzte.

Inzwiſchen hatte der Lärm die Bewohner des Hauſes aus den Zimmern gezogen. Die übermüthigen Geſellen, durch den Fall des Studenten erſchreckt, hatten die Flucht ergriffen, wurden jedoch von Einigen der im Hauſe wohnenden Frauenspersonen verfolgt. Im Nu hatte ſich in der Stadt das Gerücht verbreitet, es habe in der „Ofenlucke“ ein Student einen Handwerksgeſellen erſtochen. — Dies war genug, um Bürger und Studenten gegenſeitig in Harniſch zu bringen, und plötzlich tobte von der Hochſchule an durch die Wollzeile bis in die Riemerſtraße ein förmliches Gefecht, ohne daß man ſicher wußte, wer denn eigentlich erſtochen worden ſei. Der Ausgang wurde bereits erzählt. Aber das Komiſche an dem Ereigniſſe wurde erſt nachträglich zu Tage gefördert. Es waren mehrere bewaffnete Bürger in das Haus gedrungen, aus welchem der Anlaß zum Streite hervorging. Sie verlangten die Auslieferung der Uebelthäter und konnten ihre Rachluſt nicht bezähmen, als die Geſellen todtenblaß und vom Ofenruſſe geſchwärzt aus ihren Verſtecken in den Herdlocalitäten hervorkamen, während der todtgeglaubte Student, der, dem Meſſerſtiche auspariread, blos ausgeglitſcht und gefallen war, ohne eine Verletzung zu erhalten, ruhig an einem Tiſche ſaß, wo ihn die mitleidigen Frauen des Hauſes mit Leckerbiſſen bewirtheten, bei denen er ſich gutgeſchehen ließ.

Es iſt nur ein ſpäter erdachter Spaß, daß die Gaſſe von dem Verſtecke der Schneidergeſellen den Namen „im Ofenloch“ erhalten haben ſoll. Grund zur Benennung hat gewiß nur die hier beſtehende Werkſtätte eines Schwertfegers gegeben (noch heute befindet ſich ein ſolcher im Eckhauſe), denn bereits in alter Zeit bis heute wird ein ganzes Haus, in welchem ſich ein Feuerherd für Uebung eines damit in Verbindung ſtehenden Handwerks befindet, ein **Ofen** genannt.



Die Capiſtran-Kanzel. (Seite 581.)

Johannes von Capistran und seine Wirksamkeit.

Ein, die ganze Stadt auf's tiefſte bewegendes Ereigniß war die Ankunft eines Franciscanermönches, des heiligen Johann von Capiſtran, eines Greiſes, deſſen Feuereifer und Heldenmuth für die chriſtliche Sache weder das Alter zu

schwächen, noch je eine Gefahr, Noth und Entbehrung zu erschüttern vermochte. Mit der Geschichte Oesterreichs ist sein Name auf das innigste verschlungen und sein Andenken wird in derselben, wie in der Geschichte Wiens leuchtend fortleben für immerwährende Zeiten, selbst wenn nicht auf einem der gangbarsten Plätze, an einem der hehrsten Dome der Welt, ein Denkmal an ihn und seine Wirksamkeit bewahrt würde.

Johann von Capistran, einer der merkwürdigsten Kreuzprediger, wurde zu Capistrano, unweit Aquila, am 24. Juni 1386 geboren; in seiner Jugend war er ein verwegener Kriegsmann in den Diensten des Königs Lancelot von Neapel; als es aber eines Tages vorkam, daß er auf königlichen Befehl zwei Gefangene, obwohl selbe unschuldig waren, zum Tode verdammen mußte, und der eine derselben, seinen ungerechten Richter verfluchend, todt zu dessen Füßen hinstürzte, da wurde Capistran so tief erschüttert, daß er dem Kriegerleben entsagte und in den Franciscaner-Orden trat, sich als eifrigster Verfechter des Christenthums und der Kirche bewährend. Als Fastenprediger zu Venedig berühmt, drängte es ihn, die Christenheit zum Kreuzzuge gegen die immer drohender heranstürmenden Türken anzufeuern. Papst Nikolaus V. sandte ihn zu diesem Behufe als Legaten nach Deutschland und auch mit dem Auftrage, gegen die hussitischen Religionsmeinungen zu predigen.

Die Anwesenheit des allerorts gefeierten Predigers in Wien verdankt man dem bereits erwähnten Geheimschreiber des Kaisers, Aeneas Sylvius, welche sofort, als er dessen Ankunft in Wiener-Neustadt vernahm, wo denselben am 31. Ma Friedrich III. und König Ladislaus feierlich empfangen hatten, den Heilige brieflich aufforderte, nach Wien zu kommen, und zwar, wie wir hier, zum erste Male in einer Geschichte von Wien wörtlich enthalten, mittheilen, in folgende Weise:

„Aeneas, Bischof von Siena, dem ehrwürdigen Vater in Christo, Johanne von Capistran, Professor und Generalvicar des Ordens der minderen Brüder, da ewige Heil! — Deine Ankunft in Neustadt habe ich von vielen Seiten erfahre und ich freue mich, daß Alle Deiner Gegenwart froh sind, und Dich, wie eine Engel des Friedens und einen Boten der Wahrheit aufgenommen haben. Nu das ist mir leid, daß ich nicht persönlich Dich sehen und umarmen kann. Ich we nicht, mit welcher Miene, mit was für Worten und Ehrenbezeugungen Sei Majestät Dich empfangen hat; aber ich meine, der Tugend sei Alles hold, s werde überall geachtet, ihr könne nichts Widriges zustoßen; die Guten ehren si die Schlechten bewundern sie; sie ist überall sicher. Es war auch meine Gegenwar als Du zu dem Könige (Friedrich) kamst, nicht nothwendig; warum Du berufe wurdest, wußtest Du aus meinen Briefen schon in Italien, und ich meine, ma wird es Dir abermals gesagt haben. Ist dies geschehen, so freut es mich; wo nicht, so hoffe ich, daß es noch geschehen wird; übrigens wollen wir über diesen Gegenstand mehr sprechen, wenn wir einmal beisammen sind. Jetzt hat mich etwas Anderes zum Schreiben getrieben.

Heute kamen der Bürgermeister, d. i. der Vorsteher dieser erlauchten Stadt Wien (Erasmus Ponhaimer), und mit ihm die Stadträthe zu mir und sprachen: Wir haben vernommen, daß ein großer und heiliger Mann nach Neustadt gekommen ist, dessen Beredtsamkeit und Lebenswandel Alle bewundern. Man sagt, er sei ein Italiener aus dem Orden der minderen Brüder, ein Schüler Deines Landsmannes, des heiligen Bernardin. Wir befürchten, er möchte diese Gegend verlassen, bevor er uns besuchte, und bitten daher, Du möchtest dem ehrwürdigen Vater schreiben, daß er uns seiner Gegenwart nicht unwerth halte; wir verlangen darnach, ihn zu sehen, zu hören und zu verehren; sei uns behilflich, daß wir einer so großen Wohlthat nicht beraubt werden.

Ich versprach zu schreiben, und was man zusagt, muß man halten. Das Begehren scheint mir ehrenwerth; ich bitte, flehe und beschwöre Dich daher, setze eine so große Stadt nicht hintan, obschon ich meine, Du hättest, auch wenn ich geschwiegen hätte, diese frommen Leute gewiß nicht vernachlässigt. Denn wer sollte glauben, Du wärest auf einer langen und beschwerlichen Reise nach Oesterreich gekommen und hättest dann Wien, das Haupt des Landes, die größte Stadt, den Sitz der Herzoge und Könige, und gewissermaßen die Metropolite (Mutterstadt) der Provinzen übergangen.

Hier ist eine reiche Ernte und viele Garben sind Gott zum Opfer zu bringen; fromme und heilsbegierige Leute sehnen sich nach Deiner Ankunft, wie nach der eines großen Propheten; mache so große Erwartungen nicht vergeblich. Hier wirst Du Gott dienen; hier werden durch Deine Predigten etwa an einem Tage mehr Seelen für Christus gewonnen werden als an gewissen anderen Orten in einem Jahr. Besuche also Jene, die nach Dir verlangen und Dich lieben, große Erwartungen werden auf Dich hier gesetzt, und obwohl in vielen Beziehungen man den hiesigen Ort für Babylon halten möchte,*) so ist doch aus anderen Gründen hier Sion (die Burg David's in Jerusalem) und eine vor dem großen Könige (Gott) angenehme Stadt.

Allein, wenn sie Babylon ist, hat sie Deine Gegenwart nothwendig; wenn Sion, dann verdient sie, daß Du hierher kommst. Ich aber würde, wenn ich mich nicht von Deiner baldigen Ankunft hier überzeugt hielte, selbst zu Dir kommen, denn ich kann nicht zugeben, daß Du abreisest, ohne daß wir uns gesehen haben, damit es nicht scheint, als wäre ich, der doch schrieb, Du möchtest kommen, nun dem Angekommenen ausgewichen. Lebewohl in Christo und bete für mich. Wien, am 5. Juni 1451."

Capistran beeilte sich, der ausgesprochenen Bitte zu willfahren; alle ihm in Neustadt angebotenen Ehren verschmähend, nahm er am Wienerthore zu Neustadt von König Friedrich Abschied und pilgerte in seiner armseligen Kutte, bloßfüßig, ohne Begleiter, ohne Freund (erst in Wien gesellte sich ihm sein nachmaliger Begleiter, der Franciscanermönch Tagliaccio zu), ohne einen Pfennig Geldes, nur das Kreuz in seiner Hand, nicht einmal eine einzige der Sprachen des großen Reiches verstehend und sprechend, nach Wien weiter. Und dennoch strömte Alles, was auf seinem Wege wohnte, herzu, um ihn zu sehen.

Sein großer Ruf war ihm vorausgeeilt, und als er am 6. Juni 1451 in der Stadt Wien eintraf, wurde er auf das feierlichste empfangen. Die Universität, der Magistrat und eine große Volksmenge erwarteten ihn beim Stadtthore (Kärntnerthor) und begleiteten ihn zum Kloster der Minoriten, wo er (heute Schenkenstraße Nr. 7, Bankgasse 10, alt 45) seine Wohnung nahm.

Capistran weilte achtundzwanzig Tage, d. i. bis zum 4. Juli, in Wien, während welcher Zeit er täglich bei den Carmelitern oder weißen Brüdern am Hof und bei St. Stefan predigte; diese Predigten konnten aber wegen Andrang der Menge nicht in den Kirchen gehalten werden, sondern es geschah dies auf freiem Platze, und denselben wohnten stets bis zu 20- oder 30.000 Menschen bei. Obwohl Capistran der deutschen Sprache nicht mächtig war und daher lateinisch predigte (was erst nachträglich der Menge übersetzt werden mußte), so machte doch die eigenthümliche Erscheinung des fünfundsechzigjährigen ausgezehrten, unscheinbaren Männleins, in welchem aber die gottbegeisterte Kraft wohnte und mit Donnerstimme sich Bahn brach, den ungeheuersten Eindruck. Sein Wort ergriff den Gelehrten wie den gemeinen Mann. Mehrere Lehrer der Hochschule, Weltleute

*) „Babel an der Donau", diesen modernen Ausspruch über Wien hat also fast gleichlautend schon Aeneas Sylvius vor mehr als 400 Jahren angewendet.

und hohe Adelige, darunter einer der Jugendgespielen des Königs **Ladislaus**, der reiche Herr von **Wolfstein**, und nach einer besonders ergreifenden Predigt fünfzig Jünglinge auf einmal, verließen die Welt und traten in den Franciscaner-Orden. Zu dessen Unterhalt aber widmete **Friedrich** die Kirche zu St. Theobald (gegründet von Albrecht dem Lahmen 1349) am Anfang der Laimgrube, welche von da ab den Namen St. Bernardin erhielt; die Klosterfrauen des St. Clarenordens von der Buße aber wurden in der Stadt, in das Haus, zum **Stoß-im-Himmel**" (in der heutigen Salvatorgasse Nr. 6, Stoß-im-Himmel Nr. 3, alt 364) versetzt, wo seitdem ein rother Marmordenkstein zu sehen ist, der im Relief den Namen Jesu innerhalb eines Flammen-Nimbus und die Inschrift trägt: In nomine Ihu (Jesu) omme (omne) genu flectatur celestium, terrestrium et infernorum (vor dem Namen Jesu beugt alles Himmlische, Irdische und Unterirdische das Knie), welche Worte und Zeichen der heilige Bernardin von Siena in Menge malen und vertheilen ließ. (Bild Seite 576.) Die Entstehung dieses Symbols Jesu wird folgender Art erzählt: Schon der heilige **Bernhard** von Siena **Capistran's** Lehrer, predigte 1423 laut gegen die Karten. Da kam nun, in Folge einer solchen Bußpredigt, eines Tages zu ihm ein „Kartenmacher" (Maler) mit der Klage: „Aber heiliger Pater, ich verstehe ja sonst nichts als das Kartenmachen, was mich ohnedies nur höchst kümmerlich nährt, und nun schon gar giebst Du mich durch Deine Predigten dem Hungertode preis!" Aber St. **Bernhard** erwiderte ihm: „Wohlan, wenn Du nichts verstehst als malen, so male künftig andere Bilder, und da will ich Dir einen besseren Stoff geben!" Damit zeigte er ihm eine strahlende Sonne mit dem Monogramme des Namens Christi im Mittelpunkt. Der arme Maler befolgte den Rath, und die neue Art religiöser Abbildung fand derartige Abnahme, daß der Maler durch seine Arbeiten ein reicher Mann wurde.

In dem vorgenannten Hause soll **Capistran** mehrere seiner Wunder gewirkt und ruchlose Sünder durch seine Beredtsamkeit zur Tugend gebracht, „in den Himmel gestoßen" haben, von woher sich der Name datiren soll. Die Gesuchtheit dieser Fabel findet aber ihre beste Widerlegung darin, daß schon um 1300 dieses Haus als zum „**Stoßanhimbl**" genannt wird und dieser Name einer alten Wiener Bürgerfamilie angehörte, welche noch 1529 im Besitze des Hauses war. Die Familie, welche ihren Namen von dem Umstande herleiten könnte, daß **Stoß** (Stözze) so viel als Grenze bedeutet und hier in Bezug auf die Marienstiegen- und Salvatorkirche angewendet worden sein mochte, also diesen anstoßend, ist wohl mit den beiden alten Schwestern **Stoßinhimlin** (Margaretha, gest. 1770, und Maria Anna, gest. 1797) erloschen.

Im vorerwähnten Kloster St. Theobald wurde bei dessen Neubeziehung ein großes Bild des heiligen Bernhard aufgestellt, welches Meister **Hanns von Zürich** für acht Gulden gemalt hatte. Mit dem Kloster entstand nicht blos das **erste Franciscaner-Ordenshaus** in ganz Deutschland, sondern auch der Kern für die österreichische Provinz dieses Ordens. Im Jahre 1454 kehrte **Capistran** wieder in dieses Kloster zurück und vermehrte die Anzahl der Brüder, aus deren Mitte die Pest ein Jahr früher viele Opfer gefordert hatte. (Im Jahre 1458 besetzte das Kriegsvolk Herzog **Albrecht's** das feste St. Theobaldkloster und wurde von dort aus der Ueberfall des Widmerthores geleitet. Zur Zeit des unglückseligen Bruderzwistes zwischen Kaiser **Friedrich** und Herzog **Albrecht**, von welchem alsbald die Rede sein wird, wurden bei einer Zusammenkunft von Wiener Bürgern in diesem Kloster am 15. Juli 1462 die Klagen zu Gunsten **Albrecht's** gegen den Kaiser durch die berüchtigten Wolfang **Holzer** vorgebracht. Im Jahre 1529 wurde das Kloster beim Herannahen des Glaubensfeindes durch die Wiener selbst zerstört, ausgeplündert und von den Türken sodann

in Brand gesteckt. Mehr als hundert Ordensbrüder verbluteten unter dem Schwerte der Barbaren. Am 23. März 1562 überließ Kaiser Ferdinand I. seinem Ehrenhold Franz von Francolin, Verfasser der für jenen Zeitabschnitt der Wiener Geschichte in mehrfacher Beziehung anziehenden Schilderung des Turniers zu Wien im Jahre 1560, einen öden Grund vor dem Widmerthor, „worauf vor Jahren St. Theobaldkloster gestanden ist“ zu Errichtung mehrerer Windmühlen — daher der Name der späteren Vorstadt — gegen Entrichtung von jährlich einem Gulden Rheinisch an das Vice-Domamt.)

Noch heute bewahrt Wien eine Erinnerung an die Anwesenheit des Glaubenshelden, und zwar in der steinernen Kanzel an der Rückseite der Stefanskirche, gegenüber dem Zwettlhofe. Sie nimmt dieselbe Stelle ein, an welcher Capistran wirklich auf einer Kanzel, wie sie damals auf dem Stefansfreithofe, und zwar freistehend auf einem kleinen Hügel in der Nähe des heutigen Domherrenhofes bestand, um bei den Leichenbegängnissen die gewöhnlichen Leichenpredigten, die Ansprachen der Priester während der Allerseelen-Octav u. s. w. zu halten, im Freien predigte. Aus Ehrfurcht vor Capistran wurde sie nach demselben von Niemand betreten und deshalb der Aufgang zugemauert; leider ging bei der Umstellung an ihren jetzigen Platz, an der Außenseite eines Presbyteriums-Strebepfeilers der linken Seite, die steinerne Stiege, die auf dieselbe hinanführte, verloren. Als jedoch später das Denkmal baufällig wurde, erneuerten es die Franciscaner im Jahre 1738 in seiner jetzigen Gestalt und zierten es mit dem Standbilde des Heiligen. An der Kanzel steht in deutscher Sprache: „Auf dieser Kanzel hat der heilige Johannes Capistranus, Franciscaner, im Jahre 1451 öfters gepredigt und vielfältige Wunder gewirkt. Renovirt und mit dem Bildnisse des Heiligen geziert im Jahre 1738.“ — Der Aufsatz von hartem Stein hinter der Kanzel mit Capistran's Standbilde führt die (lateinische) Inschrift: „Dem heiligen Johann von Capistran aus dem Orden des heiligen Franciscus der regulären Observanz, dem Wunderprediger auf dieser Kanzel im Jahre 1451, Licht des katholischen Glaubens, Rächer der Ketzer, in Kraft des allerheiligsten Namens Jesu der Türken Donnerstrahl, Stifter der österreichischen Franciscaner-Provinz, hat das Convent bei St. Hieronymus durch Beihilfe der Wohlthäter und Genehmhaltung dieser Kirche und der Stadtobrigkeiten, dieses zum Verfall geneigte Denkmal zum Ehrenzeichen hergestellt, erneuert und mit aufgerichteter neuer Statue dieses Helden wider die Ottomanen geziert.“ (Bild Seite 577.)

Auf dem Stefansplatze soll zuerst (wie ein Jahr darauf in Nürnberg) Capistran eine so ernstliche Strafpredigt gegen den „Spiel- und Welttand, Flitterwesen, Schlafferei, Spurlerei (herumschwirren) und dergleichen Leib, Geist und Glück zerstörende Firlefanzerei und Schlemmerei, überhaupt aber gegen das heillose Pfauenthum des Luxus“ und die herrschende Spielwuth gehalten haben, daß die Zuhörer nach Hause eilten, ihre Bretspiele, Karten, Würfel, Schuhe mit spitzen Schnäbeln u. s. w. herbeischleppten, ein großes Feuer anzündeten und in demselben die Luxusartikel verbrannten. Und hat, wie eine Chronik sagt: „ein grawsamen ploben (blauen) rauch und gestalt und dar vor weiset er Sanct Bernhartt'n heiligthum (Reliquie) Sein weiß Tuch und sein paretel (Barett), und macht pey 100 menschen gesunt an Lemung und an Gesicht“. Die Scene des Verbrennens der Spielzeuge hat der berühmte Maler und Holzschneider Hanns Schäufelein (geb. 1496, gest. 1539) in einem seiner Holzschnitte auf meisterhafte Weise dargestellt, wovon hierbei eine getreue Copie gegeben wird. (Bild Seite 585.)

Durch ihn war es das erste Mal, daß Deutschland und Oesterreich mit einem noch heute dort gebräuchlichen Sprichwort bekannt wurde, das er in Bezug auf Luxus- und Spielsüchtige anwendete, und zwar das Sprichwort „auf den Hund kommen“. Es gab nämlich nach griechischer Art eine Gattung Würfel,

von denen man mit vieren zugleich spielte, und die Astragalos (Knöchel, Wirbelknochen) hießen. Dieselben hatten nur vier flache Seiten mit 1, 3, 4, 6 Augen, während die sechste und siebente Seite rund gewölbt war und leer blieb. Der Wurf der vier Einer hieß der „Hundswurf“, nach dem Hunds- oder Bärengestirn, nämlich nach den ein Parallelogramm (längliches Viereck) bildenden Sternen, und wer somit „auf den Hund kam“, mußte den ganzen Einsatz bezahlen. Manche richteten es auch ein, daß auch der Wurf der vier Sechser als verloren galt; indeß tröstete man sich bei diesem Wurf mit den Worten: „Komm' ich über den Hund (d. h. über die Vier), so komm' ich auch über den Schwanz“ (nämlich über die Siebenzahl des Siebengestirns im Großen Bären, dessen drei im Dreieck stehende Sterne den Schwanz des Bären oder Hundes bilden). — Capistran machte dabei die gehörige Nutzanwendung auf die Verluste von Hab und Gut, welche der zügellosen Spiellust zum Opfer fallen.

Auch in Klosterneuburg wurde dem durch Capistran's Auftreten in Oesterreich ungemein aufblühenden Franciscaner-Orden ein Kloster eingeräumt, in welchem der Kelch des Heiligen bis zur Aufhebung als kostbares Kleinod bewahrt wurde. Eine zweite Reliquie, sein hölzerner Trinkbecher, befand sich seinerzeit in dem von der Witwe König Karl's X. von Frankreich, Elisabeth, Erzherzogin von Oesterreich, im Jahre 1582 gestifteten Kloster St. Maria, Königin der Engel (kurzweg Königskloster genannt), in der Dorotheengasse. Der Becher war mit einem vergoldeten silbernen Deckel in Gestalt einer Krone und mit folgender lateinischen Inschrift versehen: „Anno 1456 ist der Bruder Johann von Capistran gestorben“. Im Umkreise stand: „Diesen Becher hat Bruder Johann von Capistran durch letzten Willen dem Herrn Johann, Bischof von Gurk, vermacht“. Und am Fuße: Im Jahre 1558 hat dieses Futteral der Pfarrer Johann Türg mit Gold und Silber unterstützen lassen“. Man weiß leider nicht, wo dieses hochinteressante Denkmal an Capistran's Aufenthalt später hingekommen.

An dem Hause am Hohen Markt Nr. 9 (Judengasse 1, alt 512) befand sich ebenfalls einst eine Inschrift, welche das Andenken an den Aufenthalt des heiligen Capistran aufrecht erhielt, und welche lautete: „Hic puer septennio et inquis nomen Jesu S. Capistrani ore primitio pronunciavit A. C. 1451“. (Wahrscheinlich sprach ein bislang stummer Knabe die Namen Jesu und Capistran aus.) Dieses Haus gehörte damals einer hochverehrten Wohlthäterin, der Frau Katharina, Witwe des Konrad der Hauspekh, welche im Volksmunde gewöhnlich nur „die gute Konradin“ hieß. In den Aufzeichnungen des Satzbuches heißt es von ihr: „Dieselbe bestimmt in ihrem Geschefft zu betheiligen den frumen man der die gefangen laitt trost, die man von leben zum Tod bringen will 1459“ (also den Gefangen-Seelsorger und geistlichen Begleiter der Hinzurichtenden). Weiter heißt es: „1503 Gabriel Veit, Sterzmeister (Gefangen-Oberaufseher), von wegen daz Er die Armen gefangen so man zum tod fürt, trost vnd ain Crucifix vortregt, was die Gut Conradin gestift hat 1 Pf. 4 Sch.“

Auch Graf Ulrich von Cilly, Besitzer der Herrschaft Liechtenstein, hatte Capistran die Errichtung eines Franciscanerklosters zu Enzersdorf bewilligt. Auch in Egenburg (V. O. M. B.) wurde von den dortigen Bürgern aus Verehrung für den heil. Johann Capistran, der einige Zeit daselbst verweilte und predigte, ein Franciscanerkloster gegründet; nicht minder stifteten Graf Johann Schaunberg und seine Söhne, ergriffen von der Strömung, in die Alle hineingezogen wurden, welche diesen seltenen Mann sahen und hörten, ein Franciscaner-Kloster in Pupping.

Capistran's Wirken in Wien hatte vollsten Erfolg. Die Stadt unterstützte das unter Capistran sich sammelnde Kreuzheer freigebig mit Lebensmitteln und Geld, viele Wiener traten selbst in dessen Reihen ein, und als dasselbe

inen Zug nach Ungarn antrat, stellte Wien die Schiffe zur Fahrt auf der
)onau. In Wien genoß Capistran der allgemeinsten Bewunderung, und bald
zählte sich die Menge von zahlreichen wunderthätigen Handlungen des Gottes-
annes. Wir greifen aus diesen Legenden zwei zur besonderen Charakterisirung
r Volksanschauungen hervor.

Unter den großen Volksmassen, die auf dem Wege, den Capistran nach
m Kloster St. Theobald auf der Laimgrube nahm, sich um ihn drängten, befanden
ch auch Viele aus der Bettlerzunft. Der Heilige richtete Blicke des innigsten
Iitleids nach beiden Seiten hin und streckte über diese Unglücklichen, Verworfenen
ad Gesunkenen, auf deren Gesichtern aller Jammer, alles Elend und auch alle
asterhaftigkeit der Menschheit in furchtbarer Weise ausgeprägt waren, die Hand
gnend aus, und diesem Acte wahrhaft christlicher Liebe folgte ein seltsames Gemenge
n Ausrufen, Schluchzen, Kindergeschrei, flehenden Bitten, Gekreisch und Geheul.
ierauf suchte der größte Theil dieser Elenden seinen Wohnsitz in den Höhlen der
othlucke auf, die rührigsten, jüngsten und frechsten derselben begaben sich mit
ren liederlichen Gesellinnen nach der Lieblingsschenke auf der Bettlerstiege.

Während sich ein starkes Gewitter über die Stadt entlud, zechten und tollten
e Bettlergenossen in übermüthigster Weise, endlich fiel es dem Anführer der
Sippe ein, in einem frechen Spottliede den Kreuzprediger Capistran zu verhöhnen.
chon hat er einige derartige Schnurren losgelassen und will eben eine neue
ginnen, als ein betäubender Donnerschlag das Haus erbeben macht. Es hat der
litz in die Bettlerherberge eingeschlagen und sämmtliche Insassen brechen mit
alberstricktem Schrei angstvoll in sich zusammen. Nur der „Bettlerkönig" saß in
inem Lehnstuhle fest, die Stirne aufrecht, gleich wie fragend, forschenden Blickes.
ber er fragte niemals wieder und sein Auge forschte niemals mehr; er war und
lieb — blind, taub und stumm.

Die zweite Legende wird von der Chronik in folgenden naiven Worten erzählt:

„Ein Fabel-Hanns (Spaßmacher, Geschichtenerzähler) und unbedachtsamer
ustmann sagte zu seiner Nachbarschaft: Ei, man redet so viel von dem welschen
Barfüßer in Wien; ich glaub's ja nicht, daß es je wahr sei, was man sagt; wenn
ein Türkel, der drei Jahr stockblind ist (er deutete dabei auf seinen Haushund),
ird sehen, und ich entgegen werd blind sein, alsdann will ich's glauben, daß er
Bunderzeichen wirke. Die Umstehenden straften ihn wegen dieser Schmachrede, aber
machte aus dem Scherze Ernst und wiederholte es öfters. Aber, oh großes
Bunder Gottes! Der Hund wird sehend, springt und kallet (bellt) vor Freuden,
ufet zu den Rufenden; der Türkel zeigte, daß er wohl sehe, entgegen ist der Bauer
r allen Umstehenden stockblind worden."

Am 22. Juli 1451 wurde mit Bewilligung König Friedrich's das Kloster
t. Theobald den fünfzig Franciscanern eingeräumt; Capistran hatte es noch
i seiner Anwesenheit zu Ehren des heil. Theobald und Bernard eingeweiht.
on Wien ging er nach Mähren (hier predigte er zu Brünn von der noch
stehenden steinernen Kanzel an der Außenseite der Domkirche zu St. Peter mit
eicher durchdringender Kraft), dann auf den Reichstag von Frankfurt a. M.,
dlich zu dem berühmten Feldherrn Johann Hunyady, dem er durch seine
stlosen Bemühungen ein Heer von 60.000 Kreuzfahrern gegen die Türken
führte, so daß ihn der Held selbst den „Retter Ungarns" nannte. Das
reuz in der Hand, befehligte Capistran den linken Flügel, während Hunyady
n rechten commandirte; so griffen sie die türkische Flotte an und dieselbe wurde
llständig vernichtet. Noch glänzender gestaltete sich sein Kriegsruhm durch die Ver-
eidigung und Befreiung der Festung Belgrad (1455). Capistran starb zu
Iok (Ujlak) in Ungarn den 23. October 1456 im 70. Lebensjahre und wurde
dortigen Franciscanerkloster begraben.

Noch heute zeigen die Mönche daselbst die kleine, mit mehreren schlechten Frescogemälden verunzierte Zelle, in welcher der fromme Mann seinen Geist aushauchte. Aber in späterer Zeit hatten die Türken die Gebeine ihres ehemaligen so tapferen Feindes mit Gewalt aus der Klostergruft genommen und sie in den dicht neben der Kirche stehenden Brunnen geworfen, aus dem sie jedoch griechische Mönche während der Verfolgung der katholischen Mönche durch die Türken hervorholten und noch heutzutage in einem ihrer Klöster aufbewahren. Besuchern des Klosters wird, wenn dieselben besonderer Protection genießen, zum Andenken ein Fleckchen Tuch von dem Habit des heil. Johann Capistran geschenkt.

Schon 1460 bemühte sich Mathias Corvin um Capistran's Heiligsprechung, die jedoch nicht erfolgte; erst 1690 wurde er vom Papste Alexander VIII. zum Kirchenheiligen erhoben und der 23. October zu seiner Feier angesetzt.

Die ersten Spielkarten.

Das ungemeine Interesse, welches die Anwesenheit des heil. Johannes Capistran in Wien erregte, lenkt sich folgerichtig auch auf jene Leidenschaft, welche er zumeist bekämpfen zu müssen glaubte — auf das Spiel. Bis auf die neueste Zeit mangelte es, vom Standpunkt der Moral, nie an heftigen Gegnern der auf Gewinn oder Verlust berechneten Spiele, daher fehlte es seit den ältesten Zeiten nicht an kirchlichen und weltlichen Verboten gegen deren Ausübung. Thatsache ist es jedoch, daß alle Verbote gegen das Spiel bei den rohesten wie gebildetsten Völkern diesen eigenthümlichen Zug menschlicher Leidenschaft nicht zu unterdrücken vermochten.

Die Spiele haben unbedingt großes culturhistorisches Interesse, insbesondere die Kartenspiele, aber bei den letzteren tritt noch eine ganz besondere Bedeutung in den Vordergrund, nämlich die für die Kunstgeschichte, denn die Spielkarten stehen nicht nur im unmittelbaren Zusammenhange mit der Holzschneide- und Kupferstecherkunst, sondern sie sind auch, da in älteren Zeiten auf Spielkarten eine Reihe von Vorstellungen abgebildet worden sind, in hohem Grade für die Kostümkunde lehrreich. Ganz besonders von diesem Gesichtspunkte aus finden sich Exemplare von alten Karten in den Sammlungen der Kunstliebhaber.

In Kurzem die Entstehung der Spielkarten voranschickend, bemerken wir, daß dieselben in China, wie sie heutzutage noch üblich sind, im Jahre 1120 unter der Regierung des Suun-ho erfunden wurden und unter Krait-sung (er bestieg 1131 den Thron) allgemein in Gebrauch kamen. Von dort aus kam das Kartenspiel nicht nach Europa, denn der berühmte Seefahrer Marco Polo, der 1272 Persien, die Tatarei und theilweise China bereiste, erwähnt seiner nicht. Man nimmt aber an, daß das Kartenspiel durch die Araber nach Europa gekommen ist, woselbst erst die dortigen Zeichen- und Zifferspiele (der Koran verbietet ja bildliche Darstellungen) die tiefeingreifenden figuralischen Veränderungen erlitten. Die ältesten europäischen Spielkarten erschienen in Frankreich und Italien, dabei lehnte man sich in den Darstellungen an die im Mittelalter üblichen Sagen und Symbole. Die ältesten Kartenspiele waren theils Spielkarten im eigentliche Sinne des Wortes, theils hatten sie den Zweck des Unterrichtes durch Unterhaltung und Bilder vor Augen.

Auf deutschem Boden erscheinen die Spielkarten erst Ende des 14. Jahrhunderts; man findet aus dieser Zeit zu Nürnberg bereits ein Verbot des Karten-

spiels, zu Ulm 1397 dieses Spiel sehr eingeschränkt und 1406 dasselbe geradezu auf die Zunftstuben beschränkt. Diese Verbote waren jedoch unwirksam, denn nicht nur, daß in den genannten Städten das Kartenspiel rasche Fortschritte machte, es wurde von den dort bestandenen Fabriken ein sehr lebhafter Handel nach Italien betrieben. Es wurden gar bald die Spielkarten „leglenweis“ (d. i. in kleinen Tonnen) nach Italien und auch über das Meer geschickt, gegen Spezerei- und andere Waaren umgetauscht und hielten sich besonders in Ulm viele Kartenmaler auf.



Capistran's Predigt gegen das Spiel (Seite 581 und 585.)

Die ältesten deutschen Karten sind mit Patronen gedruckt. Man hält für das älteste vorhandene Exemplar derselben das sogenannte Butsch'sche in Augsburg, fünf Seiten enthaltend: Adler, Stab, Kreuzer, Flasche, Spiegel, überall König, Ober und Unter, numerirt mit 1 bis 10. Eine sehr schöne Copie der 16 auf zwei Blättern erhaltenen Butsch'schen Karten befindet sich in der hochwerthvollen Sammlung des k. k. General-Feldzeugmeisters Freiherrn von Hauslab in Wien. Aus derselben Zeit ungefähr kommen auch Spielkarten auf Holzschnitten vor, wie auf dem Schäufelein'schen des Johannes Capistranus, der in getreuer Copie hier oben (nach dem Originale im Besitze des Verfassers dieses Buches) mitgetheilt wird und bereits (Seite 581) besprochen wurde. Unter den Kartenspielen, die vor

Capistran's Augen im Vordergrunde öffentlich verbrannt werden, bemerkt man deutlich Schellen V, Herz IV und V und Grün VI.

Wie in den Karten der Franzosen, haben sich auch in denen der Deutschen vier Farben oder Folgen festgestellt, jedoch nicht mit der Unwandelbarkeit, wie es bei den französischen Karten der Fall ist. Es kommen Spiele mit fünf Folgen, ja mit noch einer größeren Anzahl vor; die größte Zahl derselben enthält ein Spiel in der k. k. Ambraser Sammlung. Dasselbe hat elf Folgen und wahrscheinlich ist eine zwölfte verloren gegangen.

Ein in künstlerischer Beziehung wichtiges Kartenspiel ist jenes, von dem sich vier Blätter in der Hauslab'schen Sammlung befinden. Die Zeichnungen dieser Karten stimmen ihrem Charakter nach ziemlich genau zu den Holzschnitten Schäufelein's; in der Zeichnung sind sie außerordentlich frei und sehr lebendig und phantastisch gedacht. Diese vier Karten sind die vier „Unter" der vier Farben, ausgedrückt in den Unterscheidungszeichen: Rose, Grün, Granatapfel und Eichel. Auf jeder Karte befindet sich dieses Attribut in Verbindung mit einer männlichen Figur, und die vier Figuren scheinen zusammen die vier Jahreszeiten vorzustellen.

An die Nürnberger Karten reihen sich die Wiener Kartenspiele an, von denen in der Hauslab'schen Sammlung eine große Reihe Piquetkarten aus der Werkstätte von Hanns Forster und Hanns Bock (16. Jahrhundert) herrühren. Die darauf abgebildeten Gegenstände sind von großer Mannigfaltigkeit und in merkwürdig einfachen und kühnen Umrissen hingezeichnet; in der Auffassung und Behandlung der Motive haben sie manche Aehnlichkeit mit den früher erwähnten vier Karten, sind aber doch etwas roher, manierirter. Daß schon im 15. Jahrhundert in Wien ziemlich viel Karten verfertigt wurden, erweiset nicht nur der Wortlaut der Rechte der St. Lucas-Zeche in Wien, bestehend aus Malern, Glasern, Goldschlagern und Kartenmachern, sondern auch die Häuserverzeichnisse, in welchen z. B. 1444 Hanns Piber, Kartenmaler, als Besitzer des Hauses am Kienmarkt (heute Sterngasse Nr. 11, alt 451) vorkommt.

Deutschland hat schon früher sich eine eigene Karte geschaffen — die Lanzknechtskarte, welche ganz kriegerischen Charakter trägt. Die vier Farben sind Eicheln (Eckern), Grün (Laub), Roth (Herzen) und Schellen. Eigenthümlich ist hier das Daus (Art Aß), den Namen von dem verderbten deux tragend, weil es zwei Augen hatte. Davon stammt das Sprichwort: „geputzt wie ein Däuschen" (d. h. niedlich, vortrefflich); „Was der Daus!" oder „Der Dausend!" (unrichtig Tausend geschrieben), der Verwunderung über den kühnen Stich des Blattes entsprossen. Das Daus ist nämlich das vierte Honneur, so daß nur neun Nummerkarten von der zwei bis zur zehn bestehen. Die übrigen Honneurs sind König, Ober und Unter. Die älteste erhaltene Karte zeigt schon die später beibehaltene Gestaltung.

Eigenthümlich ist für Deutschland eine Art runder Karten, von welcher sich noch verschiedene Exemplare erhalten haben. Sie zeigen vier Honneurs auf: König, Königin, Ritter und Bube. Die Embleme sind jedoch sehr willkürlich gewählt, z. B. Hasen, Papageien, Nelken und andere Blumen; oder Menschen, Bären, Löwen, Hirsche, Vögel u. s. w. Sie kommen den orientalischen am nächsten und mögen die ursprünglichsten Nachahmungen sein, denn die Karten wurden sicher durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht.

Man spielte auch mit italienischen Karten; dort existirten sie schon 1379 und hatten den Namen Naibi. Das eigentliche nationale Spiel die Tarocchi erfand Franz Fibbia um das Jahr 1419, daneben gab es noch das Troppola. Die Tarokkarten des 15. Jahrhunderts bestanden schon aus vier Farben oder Folgen unter der Bezeichnung monetae (denari, Münze), xyphi (coppi, Kelche), gladii (spadi, Degen) und caducei (bastoni, Stäbe). Durch diese Embleme sollten die vier Hauptstände des Lebens bezeichnet werden: Arbeiter, Kaufleute,

ger und Geistliche, oder Bauer, Bürger, Adel und Geistlichkeit. Die ältesten ienischen Karten hatten Nummerkarten von eins bis zehn und drei Honneurs: (König), Cavallo (Ritter) und Fante (Knappe); später wurde zwischen dem ig und dem Ritter die Reina (Königin) eingeschoben und noch später der ter weggelassen. Die Tarokkarten sind von den Spaniern angenommen worden. i den hochberühmten Taroks des Finiguera, Mantegna, Baldini und anderer ienischer Meister giebt es mehrere Varianten und in Wien selbst besitzen mplare die „Albertina" (Erzherzog Albrecht'sche Sammlung), die k. k. Hof- iothek und der Kunsthändler August Artaria.

Was den Namen Karten anbelangt, so wird er von Einigen von Charta pier) abgeleitet, welches ein viereckiges Stück, im Unterschiede von Volumen ig aufgerollter Papierstreifen), bedeutete; Andere greifen auf quarta zurück, man den Namen in alten Handschriften auch quartz, quartae, ludus quar- am geschrieben findet; Dritte ziehen das Sanskrit herbei, es soll Tschahur- sch (vier Spiele bedeutend) in Karte zusammengezogen worden sein. Der isch-sarazenische Name Naib, Naibi, naypes soll entweder daherkommen, daß i das Spiel im Unterschied vom Wierrad scha (Schach-) Spiel, das Tschahur- vaub (vier Nabob- oder Vicekönigspiel) genannt, oder von Mappa, Nappa, glattes Papier oder Zeugstück; Andere bringen es mit dem arabischen Nabah eissagung) in Verbindung, weil die Karten frühe schon zu Zauber- und issagungskünsten verwendet worden seien.

Die Denksäule Spinnerin am Kreuz.

In demselben Jahre, wo Johann von Capistran in Wien verweilt te, wurde ein Baudenkmal daselbst errichtet, welches werth ist, daß es eingehender rochen werde; ein Baudenkmal, das allerdings außerhalb des Stadtweichbildes gen ist, aber ein echtes Wahrzeichen der Stadt bildet — die Spinnerin am euz.

Eines der schönsten mittelalterlichen Baudenkmäler dieser Art, liegt das innerkreuz außerhalb der Stadt auf der Höhe des die Stadt Wien gegen den und Osten umsäumenden Hügelzuges, des Wiener Berges, der das Wiener ken von der südlich angrenzenden Neustädter Ebene scheidet, und zwar unmittelbar der darüberführenden und gegen Süden gewendeten Reichsstraße. Bei ihrer en Lage, und da dieser Bergrücken ganz vom Baumwuchse frei ist, bleibt die ule für die ganze Umgebung weithin sichtbar.

Diese auf Kosten der Stadt von dem berühmten Meister Hanns Buchs- im an der Stelle des älteren durch Hunyady's Schaaren 1446 zerstörten uzes verfertigte Säule, hat bis zum Schlusse der Kreuzblume eine Höhe von Fuß und steht auf einer durch drei Stufen gebildeten Erhöhung. Die Säule st besteht aus drei Abtheilungen, wovon die unterste massiv, die beiden anderen llenartig durchbrochen ausgeführt sind. Die untere Abtheilung hat eine Höhe etwa 9 Fuß und bildet in ihrem horizontalen Schnitte die aus fünf Würfeln ammengesetzte Kreuzfigur, ist daher zwölfseitig mit vier einspringenden Winkeln. Flächen dieser Abtheilung sind mit Blendspitzbogen geziert. Die zweite und te Abtheilung tritt mit dem Säulenkerne bedeutend zurück, so daß durch vorge- te und frei aufsteigende Strebepfeilerchen es ermöglicht wurde, diese beiden

Stockwerke, wie vorerwähnt, kapellenartig zu gestalten. Der Säulenkern ist viereckig und bleibt es bis zum Abschlusse der Säule, der in einem Spitzhelm besteht, den an den vier Kanten Knorren und an der Spitze eine Kreuzblume schmückt, in der überdies noch ein Metallkreuz mit doppeltgekreuzten Querbalken befestigt ist. (Dieses Kreuz gehört übrigens der späteren Restauration durch den Baumeister Paul Kölbl, 1598, an.) An diese Strebepfeilerchen schließen sich an als Abschluß der zweiten Abtheilung die vier zierlichen Giebel, welche die vier in der Mittelabtheilung der Säule befindlichen Kapellen krönen. Nach außen sind diese vier Giebel mit Blendmaßwerk geziert. In der obersten Abtheilung sind die Pfeilerchen durch Strebebogen, an denen sich Wasserspeier in Gestalt von Hunden befinden, mit dem Säulenkerne verbunden, der in diesem ganzen Stockwerke hinauf mit Blendmaßwerk geschmückt ist, während der Kern im mittleren Stockwerke glatt ist; doch sind dort an drei Seiten kleine Engelsgruppen mit den Leidenswerkzeugen (ebenfalls in neuerer Zeit) angebracht worden. In den vier Tabernakeln (Blenden) des mittleren Stockwerkes, welche mit kleinen spitzbogigen Kreuzgewölben überdeckt sind, die sich am Säulenkerne auf steinerne mit Engeln verzierte Consolchen stützen, stehen Figurengruppen: die Geißelung, die Verspottung, die Verurtheilung und die Kreuzigung Christi vorstellend, über denselben befinden sich an der Wand die besprochenen Engelsgruppen. Die Kapellen des obersten Stockwerkes sind leer. (Bild Seite 592.)

Die erste urkundliche Nachricht über das Entstehen dieser Säule geben die Stadtrechnungen der Jahre 1451 und 1452, wo Ausgaben auf „ein news Stainains kreucz ob Meurling (Meidling)“ verzeichnet stehen. Die städtische Ausgabsrubrik enthält auch bereits Ausgaben angeführt zum Zwecke des Abbrechens des alten Kreuzes, ferner um den Grund zu graben und die Säule aufzubauen. Die Steine wurden wohl aus den Steinbrüchen zu Höflein oder Sievering bezogen, vom Rothenthurm auf den Stefansfreithof geführt, dort bearbeitet und dann hinausgeschafft. In den vorerwähnten Stadtrechnungen sind die Kosten vieler solcher Fuhren, wie auch der Zufuhren von Sand und Wasser specificirt. Obwohl unter den Auslagen für die Säule auch ein Pfund Pfennige erscheint: „umb III tefel in das Kreuz“ (für zwei dieser Tafeln ist noch jetzt die Stelle am unteren Theile der Säule zu erkennen, wo sie sich befanden), so dürfte 1451 das Werk sich hauptsächlich auf die Grundfesten, wozu man 4000 Ziegel verwendete, beschränkt haben und nicht viel über das erste Dritttheil in die Höhe gegangen sein, wo wahrscheinlich die Tafeln angebracht waren. Ende October war der Bau bereits eingestellt. Im folgenden Jahre dauerte die Arbeit vom halben August bis Ende October, und wird der Transport der Steine, deren Bezugsorte, Mannersdorf und Pottenbrunn, diesmal zum Theile bekannt gegeben wird, vom Stefansfreithof aus, wo die Steinhütte sich befand, fortgesetzt; man erfährt jedoch, daß viele Steine in Heu gelegt transportirt wurden, was dahin zu deuten ist, daß dieselben vollständig und bis in's Detail in der Steinhütte bearbeitet waren, daß sich daran viele zarte Stellen befanden und sie deshalb vorsichtig transportirt werden mußten. Auch erscheint unter den damaligen Ausgaben eine Post von 3 Pfund 6 Schillinge „umb III Zentner Eisen zu der großen Stangen, die durch das Kreutz get“. Die wichtigste Mittheilung aber, die wir durch jene Rechnung erhalten, ist, daß wir den Meister dieser Säule kennen lernen, denn es heißt daselbst: „It. Maister Hannsen puchspaum für sein lon 9 Pf. III Sch., it. maister Larentzen (Lorenz) sein parlir (Polier) für seine müe und erbait (Arbeit) III Pf. VI Sch.“

Erst im Jahre 1488 erscheint die Säule wieder in den städtischen Rechnungen, und selbst damals scheint es sich nur um eine kleine Reparatur gehandelt zu haben, indem zwei Ziegeldecker und drei Maurer durch etliche Tage das große Kreuz am Wienerberg „haben gezwickt (mit Eisen verbunden) und verworfen

(umgesetzt)". — Als im Jahre 1598 die Festung Raab in die Hände des christlichen Heeres zurückgelangte, gebot ein kaiserlicher Befehl, daß „in Oesterreich allenthalben die niedergefallenen Kreuz und Martersäulen wieder aufgericht, die geschädigten ausgebessert und zu ewiger Gedächtnuß diese deutsche Carmina (Gedichte) eingehauen werden sollen: „Sagt Gott dem Herrn Lob und Dankh, das Raab wiederkhomen in der Christen Hand". Damals nun ließ der Stadtrath von Wien „die Marterseullen oder Creucz am Wiener Berg, die in Belegerung der Stadt Wien durch den grimmigen Erb- und Kreuzfeind den Türken an den Puldern sehr gestümblet und zerschlagen worden", gehörig renoviren und zurichten. Die Restauration leitete der Bürger und Steinmetz Paul Khölbl aus Krakau, röm. kaiserl. Hoffsteinmetz, durch einige Zeit Werkmeister von St. Stefan (1547), Baumeister (er baute auch den Gang von den Augustinern in die Hofburg). Derselbe stattete die Säule von oben bis unten hinab zu den Stufen mit neuen Werkstücken aus, wofür er 44 Gulden Rheinisch erhielt. Für die zur Säule gelieferten Sculpturen erhielten die Bildhauer Lorenz Murmann und Valerian Gerold 66 Gulden Rh. 3 Sch. 6 Pf. und im nächsten Jahre (1599) für vier dazu gelieferte Bilder 45 Gulden Rh. Die damals vorgenommene Restauration mag eine sehr durchgreifende gewesen sein, wobei die Säule so ziemlich umgestaltet wurde und jene Gestalt erhielt, die sie noch heutzutage hat.

Neue Ausgabsrubriken erscheinen für diese Säule 1614 und 1616; es waren wohl Reparaturen durch Verwüstungen der Bocskay'schen Schaaren nothwendig geworden, aber erst im Jahre 1624 wurden dieselben vorgenommen, nämlich Einsetzung von großen Quaderstücken und Einfügung von Eisenklampfen. Nach einer Pause von achtzig Jahren finden sich erst 1710 in den Kammer-Amtsrechnungen der Stadt Wien Ausgaben für dieses Denkmal, das durch die Anwesenheit der Türken 1683 „an allen Statuen völlig ruinirt und unkennbar gemacht worden". Acht Statuen wurden von dem Bildhauer Matthias Rotterburg angefertigt und die Gesammtrestauration kostete 1023 Gulden. Hierbei wird die Säule zum ersten Male „Spinnerin-Kreuz" genannt. — Die letzte und durchgreifende Restauration erfolgte auf Kosten der Commune 1854.

Wenn man die im mittleren und oberen Geschosse bestehenden Strebepfeiler-Vorbauten genauer betrachtet, so sieht man, daß dieselben im Steine und in der Bearbeitung vom Säulenkerne so verschieden sind, ihre Hinzufügung zu demselben so augenscheinlich ist, daß es unzweifelhaft erscheint, es sei diese Ausstattung ein Werk späterer Restauration, und zwar vom Baumeister Khölbl (1598). Indessen bleibt diese Säule immer ein kunstvolles, höchst beachtenswerthes Werk.

Woher hat nun aber dieses Kreuz die so volksthümlich gewordene Bezeichnung Spinnerin am Kreuz erhalten? Darüber ist leider nichts Bestimmtes bis heute aufzufinden möglich gewesen, und es gebührt sich nur, hier alle die Versionen anzuführen, welche entweder thatsächliche Anhaltspunkte bieten oder Märleins aus dem Volksmunde bilden.

Die urkundlichen Bezeichnungen für die Säule sind chronologisch folgende: 1451 das new stainein Kreucz ob Meuerling (Meidling); 1452 das new Kreuz am Wienerperg pey Meuerling; 1488 das groß Kreutz am Wienerberg; 1598, 1599, 1614 und 1624 die Marterseull am Wienerberg (bezeichnend das Kreuz, woran Christus gemartert worden); 1710 und 1720 das Spinekreuz; 1730 das Spinnerkreuz; 1741 und 1744 das Spinnerinkreuz; 1749 das Spinerkreuz; 1789 das Spinnenkreuz; von 1804 an bis heute die Spinnerin am Kreuz.

Es wurde bereits (S. 228, 229) einiger in ältesten Zeitperioden wurzelnden Sagen Erwähnung gethan, welche den absonderlichen Beinamen verursacht haben sollen. Einige leiten ihn von dem angeblichen Baumeister des ersten Denkmals Namens Spinner (der nirgends vorkommt) her; Andere sagen, die Bezeichnung

stamme von einem Crispin Pollizer, der 1547 die Säule aufführen und mit den Statuen der heil. Crispin und Crispinian zieren ließ; wieder Andere suchen die Erklärung der Benennung in der Bauart, nämlich in dem doppelten Kreuze oben an der Spitze, das durch seine haspelförmige Art der Gestaltung und durch das Spiel der zwei Querstangen mit ihren vier Armen in einiger Entfernung dem Gewebe einer Spinne gleicht. Einige meinen, es hätten die Buchstaben S. P. J. N. R. I. (Salvator Patrimonii Jesus Nazarenus Rex Judaeorum), welche über der Darstellung Christi am Kreuz befindlich waren, den Anlaß zur Benennung gegeben, da das Volk zu sagen pflegte: „Da steht Spinri am Kreuz".

Auf der nahe liegenden Herrschaft Inzersdorf erzählt man sich: eine reiche Goldspinnerin hätte einst ein so schweres Verbrechen verübt, daß sie in peinliche Untersuchung kam und dergestalt zum Tode verurtheilt wurde, daß ihr Körper auf das Rad gelegt werden sollte. Durch Spendung großer, zu wohlthätigen Zwecken verwendeten Geldsummen soll dieselbe in Freiheit gesetzt worden sein, worauf sie zum immerwährenden Andenken die Kreuzsäule errichten lassen und täglich bei derselben büßend gekniet haben soll.

Eine andere Version lautet: Das erste Denkmal bestand nur aus einem Kreuze von Holz, fast zerfallend, an welchem aber eine arme, jedoch fromme Frau ihre tägliche Andacht verrichtete. Der schlechte Zustand des Kreuzes that ihr sehr leid, und sie beschloß, es entweder auszubessern oder ein neues anzuschaffen. So saß denn die gute Frau täglich an demselben und spann unaufhörlich, indem sie dabei die Vorübergehenden um eine Gabe für das heilige Symbol bat. Was sie erhielt, und es war nicht viel, legte sie beiseite, für sich selbst wenig gebrauchend. Endlich hatte sie so viel erspart, um das steinerne Kreuz errichten lassen zu können, und nachdem bettelte sie nicht mehr, sondern verrichtete ihre Arbeit um so inbrünstiger. Von dieser Alten soll das Kreuz benannt worden sein.

Ganz eigenthümlich ist aber, was ein Engländer im Jahre 1847 in einem kleinen Artikel über Wien erzählte; wer mag es dem Manne mitgetheilt haben? Ein Müller, Namens Spinner, welcher in der Nähe der Denksäule auf dem Wienerberg wohnte, der damals zu Hinrichtungen benutzt wurde, befand sich eines Tages, wo ein Dieb gehenkt werden sollte, ganz vorne unter dem gaffenden Menschenhaufen, der sich angesammelt hatte. „Ich möchte doch gerne wissen, wie dem Kerl zu Muthe ist!" äußerte er sich so laut, daß es der Delinquent hörte. Als darauf der Henker dem Diebe den Strick um den Hals legte, sagte er: „Halt! ich muß noch früher etwas bekennen. Ich habe einen Mitschuldigen — dieser Mann dort ist es!" und dabei deutete er auf den Müller, welcher, auf's höchste erschrocken, feierlich seine Unschuld betheuerte, was ihm jedoch nichts nützte, denn die Büttel bemächtigten sich seiner und Müller und Dieb wanderten zu neuer Gerichtsprocedur in's Gefängniß. Da der Letztere bei seiner Behauptung blieb, entschieden die Richter, daß Beide gehenkt werden sollten, dem Müller zugestehend, daß er den Anfang mache.

Wiederum befand sich eine Volksmenge auf dem Platze, angelockt dadurch, daß Zwei anstatt Eines gehenkt werden sollten. Nun schrie aber der Dieb wieder dem Henker zu: „Halt! Ich habe noch etwas zu bekennen. Nun, Meister Müller? wißt Ihr nun, wie Einem zu Muthe ist, der gehenkt werden soll? Das wollt' ich Euch nur erproben lassen. Dieser Mann," wendete er sich gegen die Gerichtspersonen, „ist vollkommen unschuldig; nur weil sein Uebermuth so weit ging, zu wissen, wie einem armen Teufel meiner Art zu Muthe wäre, wollte ich ihm das Vergnügen verschaffen." Der Müller wurde in Freiheit gesetzt, fiel, Gott dankend, auf sein Antlitz, und gelobte, zum Zeichen seiner Dankbarkeit ein Kreuz zu errichten, das deshalb Spinnerkreuz genannt wurde.

umgesetzt)". — Als im Jahre 1598 die Festung Raab in die Hände des christ-
ichen Heeres zurückgelangte, gebot ein kaiserlicher Befehl, daß „in Oesterreich allent-
halben die niedergefallenen Kreuz und Martersäulen wieder aufgericht, die geschä-
igten ausgebessert und zu ewiger Gedächtnuß diese deutsche Carmina (Gedichte)
ingehauen werden sollen: „Sagt Gott dem Herrn Lob und Dankh, das Raab
viederkhomen in der Christen Hand". Damals nun ließ der Stadtrath von
Wien „die Marterseullen oder Creucz am Wiener Berg, die in Belegerung der
Stadt Wien durch den grimmigen Erb- und Kreuzfeind den Türken an den Puldern
chr gestümblet und zerschlagen worden", gehörig renoviren und zurichten. Die
Restauration leitete der Bürger und Steinmetz Paul Khölbl aus Krakau, röm.
aiserl. Hofsteinmetz, durch einige Zeit Werkmeister von St. Stefan (1547), Bau-
neister (er baute auch den Gang von den Augustinern in die Hofburg). Derselbe
tattete die Säule von oben bis unten hinab zu den Stufen mit neuen Werk-
tücken aus, wofür er 44 Gulden Rheinisch erhielt. Für die zur Säule gelieferten
Sculpturen erhielten die Bildhauer Lorenz Murmann und Valerian Gerold
56 Gulden Rh. 3 Sch. 6 Pf. und im nächsten Jahre (1599) für vier dazu
gelieferte Bilder 45 Gulden Rh. Die damals vorgenommene Restauration mag
ine sehr durchgreifende gewesen sein, wobei die Säule so ziemlich umgestaltet
vurde und jene Gestalt erhielt, die sie noch heutzutage hat.

Neue Ausgabsrubriken erscheinen für diese Säule 1614 und 1616; es waren
vohl Reparaturen durch Verwüstungen der Bocskay'schen Schaaren nothwendig
geworden, aber erst im Jahre 1624 wurden dieselben vorgenommen, nämlich Ein-
etzung von großen Quaderstücken und Einfügung von Eisenklampfen. Nach einer
Pause von achtzig Jahren finden sich erst 1710 in den Kammer-Amtsrechnungen
der Stadt Wien Ausgaben für dieses Denkmal, das durch die Anwesenheit der
Türken 1683 „an allen Statuen völlig ruinirt und unkennbar gemacht worden".
Acht Statuen wurden von dem Bildhauer Matthias Rotterburg angefertigt
und die Gesammtrestauration kostete 1023 Gulden. Hierbei wird die Säule zum
ersten Male „Spinnerin-Kreuz" genannt. — Die letzte und durch-
greifende Restauration erfolgte auf Kosten der Commune 1854.

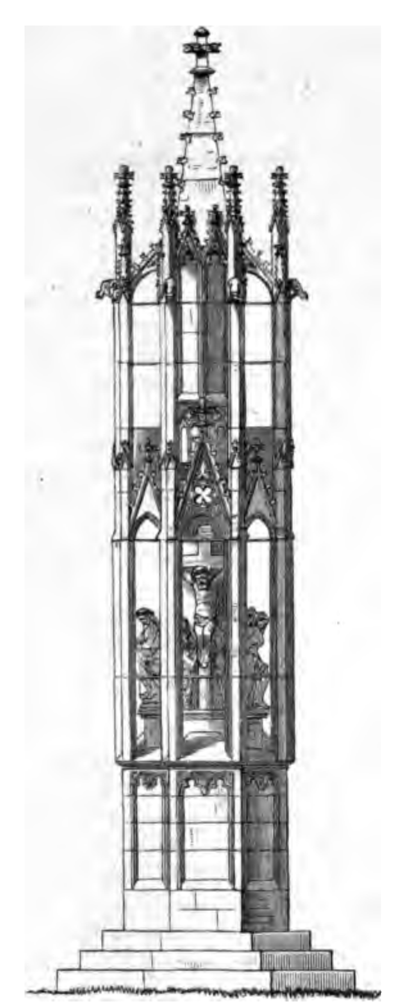
Wenn man die im mittleren und oberen Geschosse bestehenden Strebepfeiler-
Vorbauten genauer betrachtet, so sieht man, daß dieselben im Steine und in der
Bearbeitung vom Säulenkerne so verschieden sind, ihre Hinzufügung zu demselben
so augenscheinlich ist, daß es unzweifelhaft erscheint, es sei diese Ausstattung ein
Werk späterer Restauration, und zwar vom Baumeister Khölbl (1598). Indessen
bleibt diese Säule immer ein kunstvolles, höchst beachtenswerthes Werk.

Woher hat nun aber dieses Kreuz die so volksthümlich gewordene Bezeich-
nung Spinnerin am Kreuz erhalten? Darüber ist leider nichts Bestimmtes
bis heute aufzufinden möglich gewesen, und es gebührt sich nur, hier alle die Ver-
sionen anzuführen, welche entweder thatsächliche Anhaltspunkte bieten oder Märleins
aus dem Volksmunde bilden.

Die urkundlichen Bezeichnungen für die Säule sind chronologisch folgende:
1451 das new stainein Kreucz ob Meuerling (Meidling); 1452 das new Kreuz
am Wienerperg pey Meuerling; 1488 das groß Kreutz am Wienerberg; 1598,
1599, 1614 und 1624 die Marterseull am Wienerberg (bezeichnend das Kreuz,
woran Christus gemartert worden); 1710 und 1720 das Spinekreuz; 1730
das Spinnerkreuz; 1741 und 1744 das Spinnerinkreuz; 1749 das Spinerkreuz;
1789 das Spinnenkreuz; von 1804 an bis heute die Spinnerin am Kreuz.

Es wurde bereits (S. 228, 229) einiger in ältesten Zeitperioden wurzelnden
Sagen Erwähnung gethan, welche den absonderlichen Beinamen verursacht haben
sollen. Einige leiten ihn von dem angeblichen Baumeister des ersten Denkmals
Namens Spinner (der nirgends vorkommt) her; Andere sagen, die Bezeichnung

außer dem Wiener Thore der Neustadt (Bild Seite 593, Beschreibung bereits Seite 396) durch vier kaiserliche Räthe dem Grafen Ulrich von Cilly ausgeliefert. Unendlicher Jubel ertönte im Lager, als die Verbündeten endlich das Ziel ihrer Bemühungen errungen und den dreizehnjährigen lebhaften und freundlichen König, einen bildschönen Jüngling, in ihrer Mitte sahen. Lärmend wogte der Zug bis Perchtoldsdorf, woselbst Nachtlager gehalten wurde, und am nächsten Tage erfolgte der feierliche Einzug in Wien. Wie einst sein Vater Albrecht V., wurde nun auch Ladislaus als Friedens- und Segenbringer nach langer Wirrniß mit überschwenglicher Freude empfangen. Die Geistlichkeit, der Stadtrath, die Universität, eine unzählbare Menge Volkes und 4000 weißgekleidete Knaben und Mädchen empfingen ihn am Wienerberg. Die vornehmsten Edelfrauen drängten sich um den König, seine Hände und Füße zu küssen. Noch hat sich der Text des Liedes erhalten, das die Kinder zu Wien gesungen, als man König Ladislaus in die Stadt einführte, und dessen erste Strophe lautet:



Spinnerin am Kreuz-Säule in Wien. (Seite 588.)

„Lob sey dem Jesu Christ!
Zu aller Frist!
Seid der nu ist
Mit Freud so minnigliche König Laßlau
Her zu uns gesandt
In sein Landt
Freud sei bekannt
Den armen und Reichen.“

Bei der am 10. November zusammentretenden allgemeinen Versammlung der Stände Oesterreichs, Ungarns und Böhmens wurden Johann Hunyady und Georg Podiebrad in ihren Statthalterschaften von Ungarn und Böhmen bestätigt und Graf Ulrich Cilly übernahm die Landesverwaltung von Oesterreich.

Bald gewann der junge Herrscher die Herzen Aller. Mit der Erneuerung des Erzherzogtitels durch Friedrich am 6. Januar 1453 war diese Würde bezüglich Oesterreichs, sowie mit der Huldigung zu Preßburg im Februar und der Krönung in Prag am 28. October 1453 die Herrschaft über Ungarn und Böhmen für Ladislaus gesichert. Aber die beiden Männer, welche die eifrigsten Werkzeuge zur Erhebung des jungen Prinzen gebildet hatten, Ulrich von Cilly und Ulrich von Eitzing, zeigten sich jetzt in ihrer eigentlichen Gestalt. Da es ihnen nur um die Befriedigung des eigenen Ehr- und Geldgeizes zu thun gewesen, begannen sie jetzt ein Intriguenspiel, um Einer den Andern zu beseitigen. Cilly's Regierung artete bald in gröbste Willkür aus. Um dem Könige stets nahe zu sein, erbaute er zunächst der Burg, an der Stelle, welche jetzt der Amalienhof einnimmt, ein festes Haus, das bald allgemein der „Cillyerhof“ genannt wurde. Den jungen König suchte er, um ihn von Regierungsgeschäften fern zu halten, mit niedrig sinnlichen Genüssen zu umstricken.

Die Säule wurde auch schon in sehr alter Zeit Crispinus-Kreuz genannt. Hierin mag wohl am allernächsten die Lösung des Räthsels zu suchen sein. St. Crispin gilt als Patron der Grenzen; da hatte denn wahrscheinlich eine der älteren Säulen auf diesem Platze, bis wohin sich der Burgfriede der Stadt Wien erstreckte, ein Bildniß des heiligen Crispinus getragen; später, als die Säule umgebaut wurde und das Bildniß verschwand, wandelte sich die Bezeichnung Crispinus-Kreuz in eine verballhornte um.

König Ladislaus, der letzte Sprosse des Hauptstammes der Habsburger.

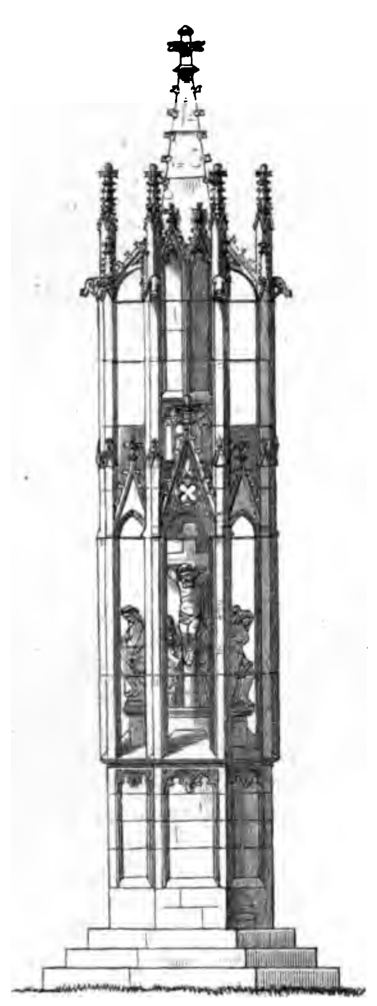
Vergeblich waren die Aufforderungen gewesen, den jungen König Ladislaus aus der Vormundschaft zu entlassen; selbst als König Friedrich im Jahre 1452 nach Italien zog, um in Rom die Krönung zu erwerben und seine Braut, Eleonore von Portugal, heimzuführen, mußte Prinz Ladislaus ihn begleiten. Wohl entwarfen mehrere österreichische und böhmische Herren des Gefolges den Plan, den jungen König zu entführen, derselbe konnte jedoch nicht zur Ausführung gelangen; ebenso nutzlos war die Verwendung der Stände bei dem Papste Nikolaus, an den sie den Domherrn von St. Stefan, Thomas Angelbeck, abgesendet hatten, ja selbst ein eigenhändiges Schreiben des Prinzen hatte keinen besseren Erfolg; es wurde vielmehr Ladislaus nun in engem Gewahrsam gehalten und sein, bei einem Entführungsversuche betheiligter Lehrer Nikolaus von Krottendorf in schweres Gefängniß geworfen.

Da wuchs denn die Erbitterung in Oesterreich, Böhmen und Ungarn in hohem Grade, und als der zu Rom gekrönte Kaiser zurückkehrte, fand er das ganze Land feindlich gegen sich. Der Herd der Bewegung war aber in Wien, wo sich bereits im December 1451 der Stadtrath der Burg versichert hatte, worüber der Kaiser großes Befremden zeigte und sie für die Unverletztheit der Schatzgewölbe, Sacristeien und Schlüssel verantwortlich machte. Darauf erwiderten Bürgermeister, Rath und Stadtgemeinde kurz und trocken: „sie hätten sich seiner Burg in keiner Weise unterwunden; wie es aber mit ihres gnädigsten Herrn des Königs Laßla Burg zu Wien gehalten werde, darüber würde ihm der Hauptmann und Verweser Oesterreichs aus den vier Ständen geziemend berichten". Oberster Hauptmann von Oesterreich (d. i. Regierungspräsident) war Ulrich von Eitzing, welcher nunmehr an Friedrich die letzte Forderung ergehen ließ.

Aber auch diese blieb unberücksichtigt, und so zogen die Aufständischen gegen den in der Neustadt weilenden Kaiser, wozu die Stadt Wien 1300 Mann und 300 Transportpferde stellte. Nur die unvergleichliche Heldenthat des steirischen Ritters Andreas Baumkircher, welcher beim Sturme auf die Stadt (28. August 1452) die Brücke allein so lange vertheidigte, bis es gelungen war, das Schutzgitter herabzulassen und das Thor zu verrammeln, verhinderte die Einnahme.

Friedrich, welcher eingesehen hatte, daß die Neustadt keine ernstliche Belagerung auszuhalten vermochte, folgte dem weisen Rathe seines Geheimschreibers Aeneas Sylvius und begann von Neuem die Verhandlungen. Am 10. September 1452 wurde der junge König Ladislaus von Friedrich der Vormundschaft entlassen und bei der zierlichen Steinsäule, dem sogenannten „Spinnerkreuz"

außer dem Wiener Thore der Neustadt (Bild Seite 593, Beschreibung bereits Seite 396) durch vier kaiserliche Räthe dem Grafen Ulrich von Cilly ausgeliefert. Unendlicher Jubel ertönte im Lager, als die Verbündeten endlich das Ziel ihrer Bemühungen errungen und den dreizehnjährigen lebhaften und freundlichen König, einen bildschönen Jüngling, in ihrer Mitte sahen. Lärmend wogte der Zug bis Perchtoldsdorf, woselbst Nachtlager gehalten wurde, und am nächsten Tage erfolgte der feierliche Einzug in Wien. Wie einst sein Vater Albrecht V., wurde nun auch Ladislaus als Friedens- und Segenbringer nach langer Wirrniß mit überschwenglicher Freude empfangen. Die Geistlichkeit, der Stadtrath, die Universität, eine unzählbare Menge Volkes und 4000 weißgekleidete Knaben und Mädchen empfingen ihn am Wienerberg. Die vornehmsten Edelfrauen drängten sich um den König, seine Hände und Füße zu küssen. Noch hat sich der Text des Liedes erhalten, das die Kinder zu Wien gesungen, als man König Ladislaus in die Stadt einführte, und dessen erste Strophe lautet:



Spinnerin am Kreuz-Säule in Wien. (Seite 588.)

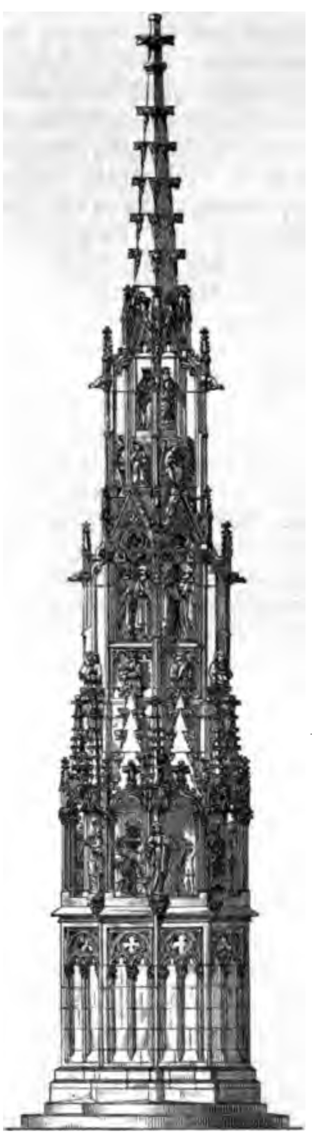
„Lob sey dem Jesu Christ!
Zu aller Frist!
Seid der nu ist
Mit Freud so minnigliche König Laßlau
Her zu uns gesandt
In sein Landt
Freud sei bekannt
Den armen und Reichen."

Bei der am 10. November zusammentretenden allgemeinen Versammlung der Stände Oesterreichs, Ungarns und Böhmens wurden Johann Hunyady und Georg Podiebrad in ihren Statthalterschaften von Ungarn und Böhmen bestätigt und Graf Ulrich Cilly übernahm die Landesverwaltung von Oesterreich.

Bald gewann der junge Herrscher die Herzen Aller. Mit der Erneuerung des Erzherzogtitels durch Friedrich am 6. Januar 1453 war diese Würde bezüglich Oesterreichs, sowie mit der Huldigung zu Preßburg im Februar und der Krönung in Prag am 28. October 1453 die Herrschaft über Ungarn und Böhmen für Ladislaus gesichert. Aber die beiden Männer, welche die eifrigsten Werkzeuge zur Erhebung des jungen Prinzen gebildet hatten, Ulrich von Cilly und Ulrich von Eitzing, zeigten sich jetzt in ihrer eigentlichen Gestalt. Da es ihnen nur um die Befriedigung des eigenen Ehr- und Geldgeizes zu thun gewesen, begannen sie jetzt ein Intriguenspiel, um Einer den Andern zu beseitigen. Cilly's Regierung artete bald in gröbste Willkür aus. Um dem Könige stets nahe zu sein, erbaute er zunächst der Burg, an der Stelle, welche jetzt der Amalienhof einnimmt, ein festes Haus, das bald allgemein der „Cillyerhof" genannt wurde. Den jungen König suchte er, um ihn von Regierungsgeschäften fern zu halten, mit niedrig sinnlichen Genüssen zu umstricken.

Auch die Wiener trugen zur Unterhaltung ihres jungen Herrschers bei, indem n Stadtgraben zu einem Jagdorte einrichteten. In den ältesten Zeiten ward Stadtgraben nur zur Grasnutzung verwendet, 1452 jedoch legten die Wiener st einen Thiergarten an, um ihr junges Herrlein freuen. Die Hirsche wurden von Laxenburg cht, das Wild mit Heu und Kraut gefüttert, kosten trug die Stadt. Täglich erfreute sich slaus der Jagd mit Bogen und Pfeil; man alljährlich ungefähr drei bis fünf Hirsche, die em Gries (dem damaligen Ochsenmarkt, auf lben Platze, wo seinerzeit das Häuschen stand, lchem das außer Cours gesetzte Papiergeld ver- t wurde, vor dem Karolinenthor) verkauft n. Die getödteten Hirsche zog man über die r hinauf. Es war ein Loch angebracht, durch s die Thiere in den Stadtgraben gelassen wurden, ß in der Regel der Zugang zu demselben ver- en war. Auch allerlei Fastnachtstänze wurden jungen Herrlein gegeben, so 1456 im Hause Apothekers Vincenz Hagkenberg auf dem n (heute Nr. 2, alt 1120). Bald darnach, , hatte daselbst auch die römische Kaiserin nore „ain Tanz mit den Burgern". Ein nach Ladislaus Tode brachen die Wiener nd wieder den „Thierstadel" im Stadtgraben 472 leitete man die Wasser des Canals in Stadtgraben, und es legten die Städter darin ischnutzung an. Dann wurde der Stadtgraben trocken gelegt (1547 bis 1637), und es e frisches grünes Gras bis in jene neue Zeit, e Demolirung die alten Festungsmauern um- und an der Stelle des Stadtgrabens, der ehr ausgefüllt wurde, die herrlichen Bauten euen Wien entstanden (1858).

König Ladislaus, obwohl er dem Grafen Cilly innig zugethan war, wurde endlich doch Uebermuth unerträglich; er verbot, von Eitzing tachelt, demselben das Hoflager und das Land. auch Eitzing genoß keine Frucht von dem lusse, denn er konnte seinem eigenen Sturze urch freiwillige Entfernung entgehen (1455). y kam nach Wien zurück und übte abermals dämonischen Einfluß auf den jungen König.



Spinnerin am Kreuz-Säule in Wiener-Neustadt. (Seite 593 und 592.)

Indessen hatte Ladislaus sein siebzehntes sjahr zurückgelegt; die Stände aller drei nen drangen in ihn, sich zu vermälen, um Reiche einen Erben zu geben. Ende September 1457 begab sich Ladis- nach Prag und sendete von da eine glänzende Gesandtschaft nach reich zur Brautwerbung um Prinzessin Magdalena, Tochter König 's VII. Da erfolgte auf einmal die Schreckensnachricht, daß König Ladis- am 23. November nach kaum dreitägiger Krankheit (an der Bubonenpest) rben sei.

Mit ihm war der Hauptstamm der Habsburger erloschen und nunmehr Friedrich wirklicher Herr des Landes.

Eines eigenthümlichen Vorfalles muß erwähnt werden, der unter der Regierung des Königs Ladislaus stattfand; unter ihm nämlich erschien der erste Donau-Regulirer, der Mathematiker und Hydrauliker Kaspar Hartneid. Derselbe, geboren zu Donaustauf in Schwaben am 28. Februar 1425, wurde durch seine Geschicklichkeit in Anlegung von Wasserkünsten, Grotten mit Wasserwerk u. s. w. dem Erzherzoge Sigmund, beigenannt der Reiche (geb. 1427, gest. in Innsbruck 1496), welcher damals die schwäbischen Vorlande besaß, bekannt, als sich derselbe in Augsburg aufhielt. Sigmund gewann ihn so lieb und setzte so viel Vertrauen in seine Kunst, daß er ihn 1454 mit nach Oesterreich und Wien nahm.

Nachdem Hartneid durch längere Zeit sowohl die damaligen zierlichen Hofgärten als auch die Gärten anderer Großen mit Wasserwerken versehen hatte, wurde er auf einmal von der großen Idee ergriffen, die Donau vollständig zu reguliren und beim Döblinger-Bache mit vollem Strom in den Arm an der Stadt bei der Schlagbrücke hereinzuleiten, so daß hart an der Stadt die größten Schiffe, die sogenannten „Hohenauer", zu fahren und zu landen im Stande sein sollten. Er legte seinen Plan dem Rathe und der Bürgerschaft vor und vermaß sich mit Leib und Leben für dessen Ausführung.

Da der Nutzen der Regulirung des Stromes von unberechenbarer Wichtigkeit war, ging man auf den Vorschlag ein; leider jedoch zeigte sich bald, daß Hartneid dieser mächtigen Unternehmung durchaus nicht gewachsen war. Die ersten Vorarbeiten kosteten der Stadt über 800 Pfund Pfennige, und kaum waren sie gemacht, als sich nur zu deutlich zeigte, daß sie der Gewalt des eindringenden Wassers nicht zu widerstehen vermochten, daß auch die weitere Ausführung vollends unmöglich war. Es wurde daher mit neuen Kosten und vieler Mühe wieder Alles in den alten Stand gesetzt.

Aber der Stadtrath war über das eitle Project so erbittert, daß Hartneid im Jahre 1461 in das Gefängniß des Kärntnerthurmes geworfen wurde und nahe daran war, seinen unüberlegten Plan und die Ueberschätzung seiner Kräfte mit dem Leben zu büßen. Doch wurde er nach dreimonatlichem harten Gefängnisse, auf die Verwendung des Erzherzogs Sigmund, wieder freigelassen. Er mußte indeß „Urfehde" schwören, d. h. schwören, seine Gefangenschaft an Niemandem zu rächen und Oesterreich auf immer zu verlassen. Er begab sich zu Anfang des Jahres 1462 wieder nach Schwaben zurück und starb den 6. October 1475 zu Schwäbisch-Hall als Hydrauliker im Dienste des Bischofs von Fulda.

Es ist leider von der Art und Weise, wie Hartneid seinen Riesenplan anlegte und auszuführen gedachte, nichts auf uns gekommen, und so bleiben wir doch in Ungewißheit, ob Hartneid wirklich nur ein überstürzender Projectenmacher gewesen, oder ob vielleicht nur die Ungeduld und Sparsamkeit des Rathes das Mißlingen dieses allerdings großartigen Planes herbeiführte; so viel steht aber unzweifelhaft fest, daß er bei demselben die Richtung vor Augen hatte, welche die Donau in der älteren Zeit der Babenberger genommen. Sie hatte damals ihren Lauf zwischen Nußdorf und Heiligenstadt an der Höhe von Döbling vorbei, zur jetzigen Nußdorfer-Linie und am Fuße des später sogenannten Ochsenberges (heute IX. Bezirk, Türkenstraße) über den Salzgries, fort durch die Adlergasse und Weißgärber.

VI. Buch.

Wien unter den Habsburgern

der

steierischen Linie.

Friedrich III. (IV.) und sein Gegner Mathias Corvin.

Nach dem unerwartet frühzeitigen Tode des Königs Ladislaus im Jahre 1457 war, den Hausgesetzen der Habsburger gemäß, der älteste Sprosse der steierischen Linie, Kaiser Friedrich III., zur Nachfolge berufen; es suchten jedoch nicht nur dessen Bruder Albrecht VI., beigenannt der Verschwender, sondern, von diesem aufgestachelt, auch der Vetter Sigmund von der tirolischen Linie Anspruch auf das Erbe, wenn nicht auf die Länder, doch auf die Einkünfte zu machen; und so wurde Oesterreich abermals der Schauplatz wüster Kämpfe zwischen den sich befehdenden Gliedern des Regentenhauses, wie eine Beute aller Jener, welche die gesetzlose Zeit zu zuchtlosem Treiben ausbeuteten. Vor Allem aber hatte die Stadt Wien zu leiden, welche jeder der Erben zu erringen trachtete, denn sie war unbestritten nicht nur der kostbarste Edelstein der Krone, sondern die Quelle der bedeutsamsten Geldzuflüsse.

In richtiger Erwägung der kommenden Schwierigkeiten hatte sofort nach Anlangen der Nachricht vom Ableben des Königs Ladislaus der Stadtrath die nöthigen Maßregeln zur Bewahrung der Stadt ergriffen. Es wurden die Stadtthore in scharfe Wacht genommen, die Sturmglocken mit Wachen versehen, damit sie nicht geläutet werden konnten, der Rector um Einfluß auf die Studenten ersucht, damit sie es mit der Stadt hielten, die Gasthäuser und Fremdenherbergen überwacht, 200 Fußknechte in Sold genommen, in jedem Viertel ein Hauptmann bestellt und eine Bereitschaft von 75 Geharnischten aufgestellt. Die Burg wurde von der Bürgerschaft besetzt und in scharfer Huth gehalten.

Albrecht war von den streitigen Fürsten der Erste, welcher sich unmittelbar an die Stadt Wien wandte. Er nannte sie „das Herz des Fürstenthumes Oesterreich“ und forderte sie auf, ihm zu helfen, daß er bei seinem „rechtmäßigen“ Erbe bliebe. Aber der Stadtrath erwiderte mit diplomatischer Feinheit: „Euer fürstlichen Gnaden mag wohl erkennen, wie wenig wir in Dingen, unsere

gnädige Herrschaft betreffend, Gewalt haben. Sollten wir in dieser Sache irgend etwas unternehmen, das wir nach unserm Stand und Wesen nicht durchzuführen vermöchten, so wäre Euer fürstlichen Gnaden eher ein Schaden, als ein Dienst gethan." Auch der Kaiser bewarb sich in einem besonderen Schreiben um den Beitritt der Wiener; aber dieselben blieben bei ihrem Vorsatze der Neutralität und ebensowenig verfing es bei ihnen, daß Albrecht seine Ansprüche auf die Erbschaft an der Schule zu St. Stefan ausführlich auseinandersetzen ließ. Nun drängten sich schriftliche Ermahnungen beider Fürsten an die Stadt heran, welche nur wiederholt den Wunsch aussprach, daß eine Einigung der Fürsten „ihre höchste begier" (Verlangen) sei.

So kam der auf den 4. Mai ausgeschriebene Landtag heran. Die drei Erbansprecher: Kaiser Friedrich III., die beiden Herzoge Albrecht und Sigmund erschienen persönlich in Wien; Letztere jedoch von zahlreichen und zuchtlosen Kriegsrotten begleitet, so daß der Kaiser gerechte Besorgnisse vor denselben hegte und seine Ankunft verzögerte, bis die Stadt Bürgschaft für seine Sicherheit versprach und sich verpflichtete, keine Bewaffneten innerhalb der Mauern aufzunehmen.

Die Fürsten nahmen in Wien ihre Wohnung in Bürgerhäusern: Herzog Albrecht im Praghaus auf dem Kienmarkt (heute Ruprechtsplatz Nr. 1, alt 460), Sigmund beim Bürgermeister Lorenz Heiden nächst der Freiung (heute Montenuovo-Palais); Kaiser Friedrich bei Lorenz Straßer (im späteren sogenannten Gundelhof). Die Burg blieb von den Stadtsöldnern besetzt, welcher Vorsicht der Kaiser zustimmte.

Aber die beiden Herzoge ergrimmten über solchen „Bürgerhochmuth", wie sie es nannten, und gelobten vor ihren Rittern, nicht wieder ihre Wohnung betreten zu wollen, ehevor sie in der Burg das Nachtmahl eingenommen. Sofort rüsteten sie zur Ueberrumplung der Burg; der Anschlag war jedoch verlautbart, anderseits die Besatzung auf der besten Huth, und so geschah es, daß, als die herzoglichen Schaaren heranrückten, dieselben die Burg vollkommen verschlossen fanden und wieder abziehen mußten.

Dadurch geriethen Albrecht und Sigmund in eine ebenso trostlose als lächerliche Lage. Geschehen war der Schwur einmal; wollten sie nicht während der scharfen Märznacht unter freiem Himmel übernachten, so mußten sie sich bittlich an die Bürgerschaft wenden, damit ihnen diese erlaube, waffenlos und ganz allein in die Burg zu gehen, schnell ein Mahl einzunehmen, worauf sie, nach Erfüllung des Gelübdes, in ihre Wohnungen zurückkehren würden. Dieses Possenspiel fand wirklich statt; da sich aber die Bürger ähnlicher Anschläge von Seite der zornmüthigen Herzoge noch weiterhin versehen mochten, entschlossen sie sich lieber, die Burg den drei Fürsten einzuräumen; nur wurde jedem eine besondere Abtheilung zugewiesen, worin er ausschließlich Herr sein sollte, und sie mußten wechselseitig geloben, in der Burg in aller Ruhe und ohne Uebervortheilung zu wohnen.

Der ausgeschriebene Landtag kam nicht zu Stande. Albrecht's Söldner nämlich drangen eines Tages gewaltsam durch die Vorstädte, sprengten das Burgthor und stürmten, 1500 an der Zahl, in die Stadt. Ueber diesen Vertragsbruch erzürnt, verließ der Kaiser augenblicklich die Stadt und begab sich nach der Neustadt. Auch Albrecht verließ jetzt Wien, führte aber Ulrich von Eitzing, von dem er sich verrathen glaubte, mit sich fort.

Dies wurde eine neue Quelle zahlreichster Widerwärtigkeiten für Wien. Die Brüder Ulrich's, Stefan und Oswald, forderten den Kaiser, den Landtag und die Stadt zur Beihilfe auf, den Bruder zu befreien; sie drohten, im Falle Wien diese Befreiung nicht erwirke, werde es alle bösen Folgen ihrer späteren Schritte zu tragen haben, da es doch die eigentliche Urheberin des Vorganges sei. In gleicher Angelegenheit wendeten sich die Könige Georg Podiebrad von Böhmen

und Mathias Corvin von Ungarn an die Stadt, und als deren briefliche Aufforderungen nichts nützten, zog Georg selbst mit einem Heere nach Oesterreich und verwüstete das Land bis Krems und Korneuburg. Es wurde wohl nach einer Zusammenkunft zwischen Kaiser Friedrich und König Georg in der heutigen Brigittenau Friede geschlossen, aber damit hatten das Land und die Stadt nichts gewonnen, weil daselbst das gräßlichste Faustrecht herrschte.

Ein besonderer Bedränger war Konrad (in allen Urkunden als Gamareth oder Gambrecht bezeichnet) der Fronauer, ein österreichischer Ritter, Besitzer des Schlosses Ort, welcher, als Anhänger Ulrich's von Eitzing, eine Anzahl verwegener Söldner sammelte und die Gegend weit umher bedrückte. Besonders hauste er im Walde der Hochleiten (bewaldeter Bergrücken, Bezirk Wolkersdorf, V. U. M. B.) und verwüstete mit seinen Rotten das Land vom Tulnerfelde an bis Hütteldorf bei Wien. Der Schnapphahn bemächtigte sich nicht nur der Ueberfuhren über die Donau, warf bei denselben Tabors (Schanzen) auf und belegte die Schiffe wie die Wagen, welche gegen Norden zogen, mit willkürlichen hohen Abgaben, sondern warf auch die Kaufleute nieder, fing die Bürger Wiens, wenn sie sich auf ihre Weingärten hinauswagten, und erpreßte von ihnen schweres Lösegeld.

Zu den Räuberkämpfen kam noch ein weiteres Unheil. Der immer geldbedürftige Kaiser hatte nicht nur die landläufige Münze in immer geringerem Gehalte zu prägen erlaubt, sondern seine Verpflichtungen gegen mehrere Landherren, den Grafen von Bösing, von Ellabach, den Grafenegger, Baumkircher u. A., dadurch gelöst, daß er ihnen die Erlaubniß zur Münzprägung gab. Aber die so in Umgang gesetzten Münzen erwiesen sich als völlig werthlos. Diese Kreuzer und Pfennige unter des Kaisers Zeichen wurden in solchen Massen nach Wien gebracht, daß zuletzt die Kinder auf den Straßen sie von sich warfen und mit denselben das noch heute bei der Wiener Straßenjugend sehr beliebte Spiel des sogenannten „Anmäuerlns“ (Geld an die Wand werfen, wobei die Strecke, so weit es rollt oder die Art des Falles Maßstab giebt für Gewinn oder Verlust) begannen. Das Volk erhob dagegen Klagen, nannte die werthlose, von Hanns von Rorbach und Hanns von Spaur erfundene Münze „Schinderlinge“ (d. h. Schand- oder Schindmünze) oder „Hebrenko“ und erboßte sich gegen die Bäcker und Fleischhauer. Dabei war aber das Schlimmste, daß die mit solchem Gelde ausgezahlten Söldner sich zum Fronauer schlugen und dieser dadurch des Herzogs Albrecht Uebergewicht entschied, daß er sich für denselben erklärte.

Friedrich schloß endlich mit König Mathias Corvin einen Waffenstillstand, welchem 1463 ein Erbschaftsvertrag folgte, wodurch wenigstens die Aussicht gerettet wurde, das verlorene Land für das Erzhaus zu erhalten.

Obwohl die Stadt Wien unter dem Drucke der Verhältnisse hart litt, hielt sie dennoch fest beim Kaiser aus; mehrmals schickte sie Gesandte an ihn mit der dringenden Bitte, in die Stadt zu kommen und durch seine Gegenwart den Muth der Getreuen zu stärken; es war aber Friedrich aus seiner Lethargie nicht aufzurütteln. Selbst die Trennung von der Kaiserin Eleonore und dem kleinen Prinzen Max (später Kaiser Maximilian I., geboren in Neustadt am 23. März 1459), welche schon über ein Jahr in Wien weilten, vermochte den Kaiser nicht zu thatkräftigem Wirken zu bewegen, und nur schriftlich anerkannte er die Treue der Stadt, indem er als einen besonderen Beweis seines Vertrauens erklärte, daß er ihr Gattin und Kind zur Beschützung lasse. Kaiserin Eleonore bewohnte die Burg, und als sie einmal Bedenken äußerte, in der Stadt bei entstehenden Unruhen Schutz zu finden, ließ der Hubmeister Konrad Hölzler, ein Verwandter des Bürgermeisters Wolfgang Holzer, einer der reichsten Bürger (ihm gehörten die Häuser Nr. 17, alt 293, Naglergasse; Nr. 1, alt 548, Landskrongasse; Nr. 18 und 16, alt 1113 und 1114, Dorotheergasse; Nr. 4, alt 1122, Graben), die Alarmglocke

ertönen und führte binnen einer Stunde die bewaffnete Bürgerschaft, in langen Reihen geordnet, zum Kärntnerthor hinaus und durch den Stadtgraben beim Burgthore vor dem Fenster Eleonora's wieder herein.

Am 26. September 1461 verlieh Friedrich der Stadt „zum Danke und in Anerkennung der treuen und ausgiebigen Dienste, welche die würdige Stadt Wien ihm im Sommer dieses Jahres gegen Herzog Albrecht von Oesterreich und andere Widersacher aus Ungarn, Böhmen und Baiern und deren Anhänger in Oesterreich geleistet", ein neues Wappenschild, den goldenen gekrönten kaiserlichen Doppeladler im schwarzen Felde, mit dem Befehle, daß sich die Hofkanzlei gegen den Wiener Stadtrath in den Zuschriften der Courtoisie bedienen solle: „Ehrsame, weise, besonders liebe und getreue". (Die Wiener sollten aber dieses heraldische Vorrecht nicht lange genießen, denn als sie später dem Kaiser den Gehorsam kündigten, ja ihn sogar in seiner Burg belagerten, übertrug Friedrich 1463 dieses Wappen auf seine treuen Städte Krems und Stein. Erst nachdem im Jahre 1465 die Stadt Wien durch eine ansehnliche Deputation den Kaiser zu Wiener-Neustadt kniefällig um Verzeihung gebeten und von ihm diese, sowie die Bestätigung ihrer von ihm und seinen Vorfahren verliehenen Rechte und Freiheiten erhalten hatte, durfte sie das Friedericianische Wappen wieder führen.)



Neues Wappenschild Wiens. (Seite 598.)

Albrecht, ebenso ränkevoll als thatkräftig, ging ungescheut vor; mit einem wohlgerüsteten Heere zog er gegen Wien. Anfangs suchte er die Stadt durch Ueberredung zu gewinnen; aber alle Künste waren vergeblich; der Rath erwiderte, daß er keinen andern Herrn habe als den Kaiser. Da rückte Albrecht erzürnt gegen die Landstraße, besetzte das feste Nikolaerkloster und begann seinen Angriff gegen das Stubenthor und den Biberthurm. In der Stadt ertönten die Alarmsignale, Bürger und Söldner eilten herbei, an der steinernen Brücke vor dem Stubenthore wüthete durch drei Stunden der Kampf; endlich wurden die Truppen Albrecht's zurückgeschlagen und von der Landstraße vertrieben.

Der Herzog ließ jedoch die Stadt nicht aus dem Auge. Während des ärgsten Kriegsgetümmels befleißigte er sich, seine Handlungsweise zu beschönigen; er forderte die Wiener Bürger auf, mit ihm durch Gesandte zu unterhandeln. Aber der Rath erwiderte mannhaft: Wir haben mit Euch, des Kaisers entschiedenem Feinde, ohne Billigung des rechtmäßigen Herrn nichts zu verkehren. Die Noth der Stadt war auf's höchste gestiegen; der Rath sendete ein drängendes Schreiben nach dem andern ab, in welchem um Hilfe und um die Anherkunft des Kaisers zur Unterstützung seiner Sache gebeten ward.

Herzog Albrecht hatte aber in schlauer Weise ein neues Mittel ergriffen, um die Stadt zu gewinnen, wozu ihm ein Wiener Bürger, Wolfgang Holzer, der Sohn eines Ochsenhändlers, Besitzer des Hauses Nr. 5 am Stock-im-Eisenplatz (Seilergasse 3, alt 1081), das Werkzeug abgeben mußte. Holzer, sehr reich, thatkräftig und volksthümlich, beredt, kriegskundig und ehrgeizig in höchster Potenz, war ein Vertrauter Ulrich Eitzing's gewesen; nach dem Sturze seines Gönners in den Tagen des Königs Ladislaus hatte ihn Graf Cilly eingekerkert und seine Güter eingezogen, worauf erst nach dem Tode des Grafen wieder das Glück bei ihm einkehrte und er zum Rathsherrn, Hubmeister und endlich zum Münz-

meister erhoben wurde. Holzer, im Vereine mit einigen anderen nach Geld und Aemtern lüsternen Bürgern bahnten mit großer Schlauheit in der Stadt eine Umkehr der Meinungen zu Gunsten des Herzogs an; ein Theil der Landstände jedoch und der Stadtrath, mit dem ehrwürdigen Bürgermeister Christian Prenner an der Spitze, hielten an der Partei des Kaisers fest und versuchten, allerdings fruchtlos, die Wirren beizulegen. Ein Landtag, der auf den 25. Juli 1462 in Wien ausgeschrieben wurde, blieb resultatlos, da schon in der ersten Versammlung die Anhänger des Kaisers ihre Schwäche erkennen mußten.

Eine Schaar ihrer Gegner nämlich drang in das Sitzungslocale bei den Augustinern und vereitelte die weiteren Verhandlungen durch Schreien und Tumultuiren; in der nächsten Versammlung bei den Franciscanern kam es noch ärger, denn als zwischen den Ständen und dem Rathe eine Meinungsverschiedenheit entstand, stürmte der reiche Arzt Hanns Kirchheimer, ein versuchter Krieger und voll Bürgerstolz, mit sechzig Bewaffneten in die Bürgerstube, nahm den Bürgermeister Prenner und die Stadträthe gefangen, welche theils in den Kärntnerthurm gesetzt wurden, und rief Wolfgang Holzer als Obersten Viertelsmeister und Beschützer Wiens aus.

Wie schon früher, gingen auch diesmal dringende Mahnungen an Kaiser Friedrich, worauf sich derselbe endlich entschloß, mit einem Heere nach Wien zu ziehen. Als er jedoch am 22. August beim Siechenhause von St. Marx im Angesichte der Stadt stand, verschloß der Pöbel die Thore, besetzte die Wälle, ließ 400 herzogliche Reiter beim Schottenthore herein, und erst als eine nach St. Marx abgesendete Deputation mit den friedlichsten Versicherungen und dem Versprechen des Kaisers, seine Söldner zu entlassen, zurückkehrte, wurde dem Monarchen der Einlaß in Stadt und Burg gewährt. Kaiserin Eleonore fühlte schwer diese kraftlose Nachgiebigkeit ihres Gemals, nahm mit Thränen den kleinen dreijährigen Erzherzog Max in ihre Arme und sprach: „Portugals Königsblut neigt sich zwar gnädig den Demüthigen, aber den Stolzen und Hartnäckigen schmeichelt es nicht. So ziemt es Königen und vorzüglich einem römischen Kaiser gegen seine Unterthanen. Wüßte ich, mein Sohn, Du würdest thun wie Dein Vater, so müßte ich bedauern, Dich für einen Thron geboren zu haben!"

Nunmehr ließ Friedrich eine neue Bürgermeisterwahl vornehmen, welche auf einen angesehenen Bürger, Sebastian Ziegelhauser, fiel; aber das sich gegen ihn erhebende Geschrei brachte ihn sofort zur Abdankung und den Kaiser zur Bewilligung einer Neuwahl, die jetzt auf den Volksliebling Holzer fiel. Derselbe leistete den Eid der Treue und Friedrich entließ hierauf seine Söldner. Da er denselben jedoch nicht den rückständigen Sold bezahlen konnte, ergaben sich die dem Elende preisgegebenen Krieger dem abscheulichsten Räuberhandwerke. Sie nahmen den Bürgern ihre Fechsungen, von welchen sie ein ganzes Jahr leben sollten, weg, raubten das Zugvieh und die Heerden, verwüsteten die Weingärten, fingen, brandschatzten, folterten und mordeten die Bürger. Auf diesbezügliche Klageschreiben der Wiener antwortete der Kaiser mit dem Begehren, es solle die Stadt mehrere tausend Gulden zur Bezahlung der Söldner aufbringen.

Das Begehren des Kaisers, wie seine Thatlosigkeit wurde von dessen Gegnern weidlich ausgebeutet, um den Unmuth zu steigern; es wurde dem Kaiser ein Absagebrief gesendet, der ihm den Gehorsam aufkündigte und — zur Belagerung der Burg geschritten. Wohl wurde der Kaiserin und dem Prinzen Max freier Abzug angeboten; aber mit einer Festigkeit, welche er viel früher schon hätte zeigen sollen und die dem Pöbel ganz ungewohnt war, erwiderte er, daß er seine Familie nicht von sich lassen und mit ihr entweder den Tod erleiden oder an den Aufständischen Rache nehmen werde, so daß dieses Schloß in Wahrheit entweder seine Burg oder sein Friedhof werden solle.

Damals zeigte sich die Wiener **Burg** (Bild hier unten) als ein mächtiges, in den Haupttracten drei Stockwerke hohes Gebäudeviereck mit gewaltigen Thürmen an den Ecken. Diese ragten noch um drei Stockwerke höher auf, waren mit Sturmgalerien und hohen Satteldächern versehen, ein kleinerer Thurm zum Schutze des Haupteingangs erhob sich überdies über dem Thore, welches noch heute in den Schweizerhof führt, dessen Viereck jetzt noch die Gestalt des alten Burghofes beibehalten hat, während die Außenseite durch Zubauten, Abbrechung der Thürme und Umgestaltungen fast durchwegs verändert ist und nur noch die Front im Hofe der sogenannten Sommer-Reitschule an das einstige Aussehen des einstigen Herzogsitzes gemahnt.

Von den vier Eckthürmen hieß jener, welcher gegen St. Michael zu lag (der



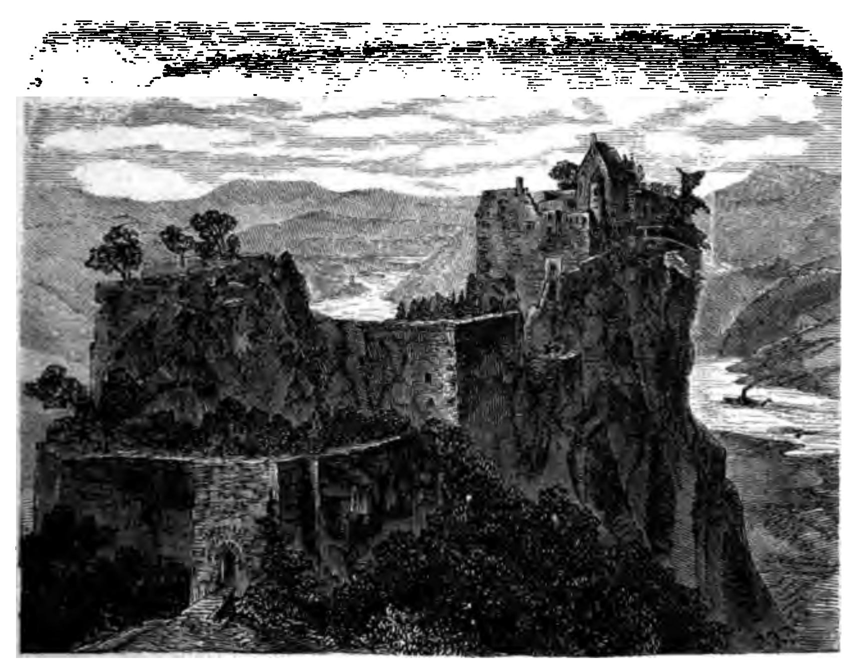
Die kaiserliche Burg. (Seite 600.)

auf unserer Abbildung am meisten vortretende), der „neue Thurm“, jener unmittelbar am Widmer-Stadtthore gelegene anfangs der „große Thurm“, später der „Rudolfsthurm“, jener nächst der Burgkapelle der „Jungfrauenthurm“ und jener gegen die spätere Stallburg zu (auf unserer Abbildung der Thurm, welcher die linke Seite flankirt) der „Schneiderthurm“. Zierliche Erker, Fenstergesimse und schlanke Dachgiebel gaben dem überaus festen Gebäude, welches selbst zur Zeit, wo schon Feuerschlünde donnerten, Belagerungen auszuhalten vermochte, wie sich bald zeigen wird, einen gefälligen Eindruck. Gräben und Zugbrücken aber trugen zum Schutze bei, von welchen ersteren noch heute die jetzt mit Grün verkleidete Vertiefung neben dem Schweizerhofthore ein Ueberrest ist.

Im Innern barg das Schloß eine Masse wohnlicher Räume, und wie beträchtlich dieselben gewesen, ergiebt sich aus der 1458 erfolgten Vertheilung der Wohnräume unter Kaiser **Friedrich** und die beiden Herzoge **Albrecht** VI. und **Sigmund**. Der Kaiser erhielt „den Tract gegen St. Michael von oben bis

unten sammt den zwei Thürmen, die Küche an dem Thurme gegen St. Michael und die darüber liegende Altane, das Zimmer oben an der Kapelle mit der anstoßenden Stube, die große Kammer mit zwei Stuben, darin man Ofen heizt, den Keller unter diesem Zimmer". Den Herzogen wurde zugesprochen: „Der Tract neben dem Widmerthor mit den zwei Thürmen, die Zimmer ober der Kapelle, der große Keller, zwei Küchen, die große Gesindestube sammt Zimmer und Kammer dabei".

Die „Zimmer ober dem Tanzhause bis an's Dach, die Gemächer im Thurm beim Widmerthor und die Küche daselbst" sollten Albrecht, dagegen die „Gemächer unterhalb des Tanzhauses, sammt Gewölbe daneben, die Küche am Burgthor und das Zimmer am Zwinger" Sigmund allein gehören. Gemeinschaftlich für alle



Schloß Aggstein. (Seite 477 und 604.)

Drei wurde bestimmt: „Die Kapelle mit den zwei Sagrern (Sacristeien), das große Tanzhaus, welches am oberen Sagrer beginnt und ununterbrochen bis zum Widmerthore reicht, der obere und untere Speisesaal, der Brunnen und der Garten sammt der Badstube".

An den meisten Gebäuden, welche durch Kaiser Friedrich III. aufgeführt, erweitert oder bewohnt wurden, befinden sich die fünf Vocale A. E. I. O. U. in dieser gewöhnlichen Ordnung, so an der kaiserlichen Burg zu Wien, an den Thoren zu Wiener-Neustadt, an der landesfürstlichen Burg in Graz, an Friedrich's herrlichem Grabmale in der Stefanskirche, wie auch an verschiedenen unter seiner Regierung geprägten Münzen und Medaillen. Es ist dies eine symbolische Devise, welche Gelegenheit zu vielen Deutungen gab, von denen wohl die den reinsten patriotischen Geist athmenden, am ungezwungensten erscheinenden die folgenden sind: Aller Ehren Ist Oesterreich Voll, und *A*ustria *E*t *I*mperium *O*ptime *U*nita (Oesterreich und die Kaiserwürde auf das beste vereint). Einer der eifrigsten

und fruchtbarsten Erklärer dieses Symbols war unstreitig Johann Rasch, um 1580 Organist des Schottenklosters, Autor einiger Hunderte von Lösungen, darunter wohl viele verunglückte und höchst gezwungene sind, die meisten aber schöne moralische Sentenzen kund geben. Am populärsten wurden nachfolgende patriotische Auslegungen: Auf Erden Ist Oesterreich Vnsterblich. — *A*ustriae *E*runt *I*mperatores *O*rbis *U*ltimi (die österreichischen Herrscher werden die letzten der Welt sein). — *A*ustria *E*rit *I*n *O*rbe *V*ltima (Oesterreich das dauerndste im Weltall). — *A*ustria *E*st *I*mperare *O*rbi *V*niverso oder Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan. Was Kaiser Friedrich selbst mit der Devise gemeint hat, erhellt aus seinem krystallenen Becher, der sich in der Ambraser-Sammlung befindet, wo über den fünf Vocalen deutlich die Worte zu lesen sind: *A*quila *E*jus *I*uste *O*mnia *V*incet, zu deutsch: Sein (Oesterreichs) Adler wird gerechterweise Alles überwinden. Es mag noch erwähnt werden, daß, als Friedrich die Vocale zur Zeit des Bruderzwistes auf der Burg zu Wien eingraben ließ, ein Feind des Hauses „dem Kunig ze smach" ober diese Buchstaben die Worte schrieb: Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben; worauf der Monarch auf einen „kostlichen Amer (Schrank)" die Worte schrieb: *E*n! *A*mor *E*lectis, *I*njustis *O*rdinat *V*etor, si Fridericus ego rex mea jura rego, d. i. Sieh' da! die Liebe waltet über die Auserwählten, der Rächer über die Ungerechten, so handhabe ich, Friedrich der König, meine Rechte. In neuester Zeit, bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Josef I., gab man, in Hinblick auf des Monarchen constitutionellen Wahlspruch: *V*iribus unitis (mit vereinten Kräften), den Vocalen die Deutung: *A*ustria *E*st *I*mperium *O*mnipotens *V*nita (das vereinigte Oesterreich ist ein allvermögendes Kaiserreich).

Nun rückten die Wiener am 2. October 1462 in der Nacht außerhalb des Widmerthores gegen die Burg, und Tags darauf fand ein ernster Angriff statt. Besonders hart beschossen die Geschütze der Bürger die Zimmer der Kaiserin, so daß Eleonore in ein Gemach hinter der Burgkapelle fliehen mußte. Die Belagerung wurde kräftig fortgesetzt, aber auch die Belagerten schossen wacker zurück, und es verloren viele Angreifer ihr Leben. Da sich in der Burg bei 200 Adelige aus angesehenen Geschlechtern, Bürger, Geistliche, zwanzig Edelfräulein im Gefolge der Kaiserin, zahlreiches Hofgesinde und eine gute Schaar Söldner befanden, trat bald ein großer Mangel an Lebensmitteln ein. Selbst der Kaiser und seine Familie litten herbste Noth. Einmal erhielt der kleine Prinz Max zum Mittagmahl blos ein kleines Gerstenbrot, worauf er zur Kaiserin lief und um einen Krametsvogel bat. Mit Thränen erwiderte Eleonore: „Ach, mein Kind, danke Gott, wenn wir nur immer Brot genug zu essen bekommen!" Da erbarmte sich, wie eine Chronik erzählt, der Hofschneider Friedrich Kchranberger (Kronberger), welcher bei der Einschließung der Burg in der Stadt geblieben war, des kleinen Prinzen; er kaufte Geflügel, sprang damit bei Nacht, die Wachen überlistend, in den Burggraben und wurde an einem Seile in der Burg hinaufgezogen. Nach einem andern Chronisten (Michael Beham) war es der Magister Thomas Siebenbürger, welcher dem kleinen Prinzen Geflügel und Wildpret in die Burg brachte.

Wiewohl Holzer den Wienern prahlerisch versprochen hatte, er wolle den Kaiser binnen vierundzwanzig Stunden so aus allen Wehren treiben, daß derselbe niemals widerkehre, nahm die Belagerung einen recht ungünstigen Verlauf, und als nun gar der Böhmenkönig Georg Podiebrad mit seinem Sohne Victorin zum Entsatze erschien, wurde die Belagerung aufgehoben. Der Kaiser zog nach Korneuburg, woselbst neuerdings Verhandlungen zwischen den beiden Brüdern begannen, die Kaiserin mit dem Prinzen nach Neustadt.

Man war auf dem Landtage zu Korneuburg übereingekommen, daß Herzog Albrecht die Stadt Wien und Unter-Oesterreich auf acht Jahre in Verwaltung

nehmen, dem Kaiser aber jährlich 14.000 Goldgulden entrichten und die eroberten Schlösser zurückgeben solle, aber da der Herzog in unersättlicher Verschwendung die Einkünfte vergeudete und daher dem Kaiser die ausbedungene Summe nicht zahlen konnte, verjagte er, um sich neue Einnahmsquellen zu schaffen, alle kaiserlich Gesinnten und zog deren Vermögen ein, stellte auch die Burgen nicht zurück. Daher betrachtete sich Friedrich noch immer als Landesherrn, und die Söldner beider Brüder hausten auf entsetzliche Weise im Lande. Gegen die Unzufriedenen ging der Herzog mit Einkerkerung, Folter, Abhauen der Finger, Brandmarkung, Confiscation und Verbannung vor. Niemand war seines Lebens und seiner Habe sicher, endlich bangte selbst dem Bürgermeister Holzer um seine zusammengeraubten Reichthümer.

Er trat nun in seiner schlauen Ränkesucht mit des Kaisers Vertrauten in Unterhandlung und erbot sich, den Herzog Albrecht in Wien zu verhaften und dem Kaiser auszuliefern. Dazu kam ihm sehr gelegen, daß der kaiserliche Hauptmann Augustin Oberheymer (stets fälschlich August Tristam geheißen) mit 400 Reitern in der Nähe Wiens weilte. Am 9. April 1463 ließ Holzer die Reiter in die Stadt, aber der sonst so kluge Mann hatte sich in der Wirkung getäuscht. Der Pöbel läutete Sturm und überfiel die unschlüssig gewordenen Reiter, welche zum großen Theile erschlagen wurden. Nur zwölf derselben und Holzer gelang es, durch das Stubenthor zu entkommen. Letzterer wurde einige Tage darauf in Nußdorf erkannt, dem Herzoge ausgeliefert und büßte am 15. April mit dem Tode. Oberheymer wurde am Hohen Markt, die Rathsherren Oswald Reicholf, Sebastian Ziegelhauser, Berghauser, Odenacker und Hollabrunner auf dem Hof enthauptet. Holzer, nachdem er seine Gefährten auf dem Schaffote verbluten gesehen, wurde geviertheilt und sein Kopf am Stubenthor, seine Glieder an den Heerstraßen ausgesteckt. Nachdem ihm der Henker den Leib geöffnet, soll er noch den Kopf aufgehoben und sein eigenes Herz beschaut haben, ehe er verschied.

Der verheerende Kampf würde noch lange gedauert haben, wenn nicht Herzog Albrecht am 2. December 1463 eines plötzlichen Todes gestorben wäre. Auf die Nachricht hin unterwarfen sich die Stände dem Kaiser, auch das Volk versprach Unterwerfung, wogegen Friedrich Vergeben und Vergessen alles Vorausgegangenen gelobte, und so war endlich im Jahre 1464 die langjährige Fehde zwischen Fürst und Volk beigelegt. Noch lange aber hatte nach beendetem Streite das flache Land an den Nachwehen der Unruhen zu leiden, bis es endlich gelang, die umherziehenden Raubbanden zu bändigen. Als deren berüchtigtste Anführer zeigten sich Nabuchodonosor Ankelreuter, der Räuberhauptmann Franz Haag, Herr von Rauheneck bei Baden, Hauptmann Swehla (irrig stets Sluha genannt), Wilhelm von Puchhaim, Herr von Rauhenstein u. s. w. Die Wiener zogen gegen diese Räuber aus und brachen deren Raubfesten in Perchtoldsdorf, Pottendorf, Laa, Rauhenstein u. s. w.

Der furchtbarste dieser Raubritter war jedoch der bereits (Seite 477) erwähnte Georg Scheck von Wald. Hatte sich derselbe unter der beliebten Regierung des gerechten Albrecht V. nicht gescheut, wenn er ungestraft wagen zu dürfen glaubte, auf Schleichwegen oder mit Gewalt fremde Rechte zu verletzen und seiner Habgier zu fröhnen, so konnte Friedrich's vormundschaftliche Verwaltung des Landes, der es augenscheinlich an Kraft, Stetigkeit und Umsicht gebrach, sich mit Würde zu behaupten und ihren Verordnungen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, ihn noch weniger zurückhalten, sich den Eingebungen seiner bösen Leidenschaften schrankenlos zu überlassen. Es hatten die Bürger und Bauern durch die Mauth bei seinem Schlosse Aggstein, wie durch seine Tyrannei als Landrichter hart zu leiden. Mit seinem zunehmenden Reichthume und Ansehen trat seine rohe und böse Gemüthsart immer verderblicher hervor; er ergriff das Handwerk

eines Raubritters, sperrte sogar die Donau durch eine darübergezogene Kette, und es arteten zuletzt seine Gewaltthaten in wahre Scheußlichkeiten aus.

Am äußersten Rande seiner Burg Aggstein, da wo der Fels spiegelglatt gegen die Donau abfällt, ist noch heute eine kleine, etwa zwei Klafter lange und vier Fuß breite Terrasse zu sehen, rückwärts von den hohen Burgmauern begrenzt. (Bild Seite 601.) Auf diesem schmalen Raum setzte Ritter Scheck die Reisenden aus, welchen er bei Tag und Nacht auflauerte und sie beraubte. Er nannte den Ort sein „Rosengärtlein", von dem vielen Blute, das in demselben schon vergossen worden. Wer darin war, hatte nur die Wahl entweder zu verhungern oder sich tief hinab in die schäumenden Wogen der Donau zu stürzen, und so wurde dem Ritter der Beiname Schreckenwald ertheilt, was seiner menschenfeindlichen Tücke nicht im mindesten mißfiel.

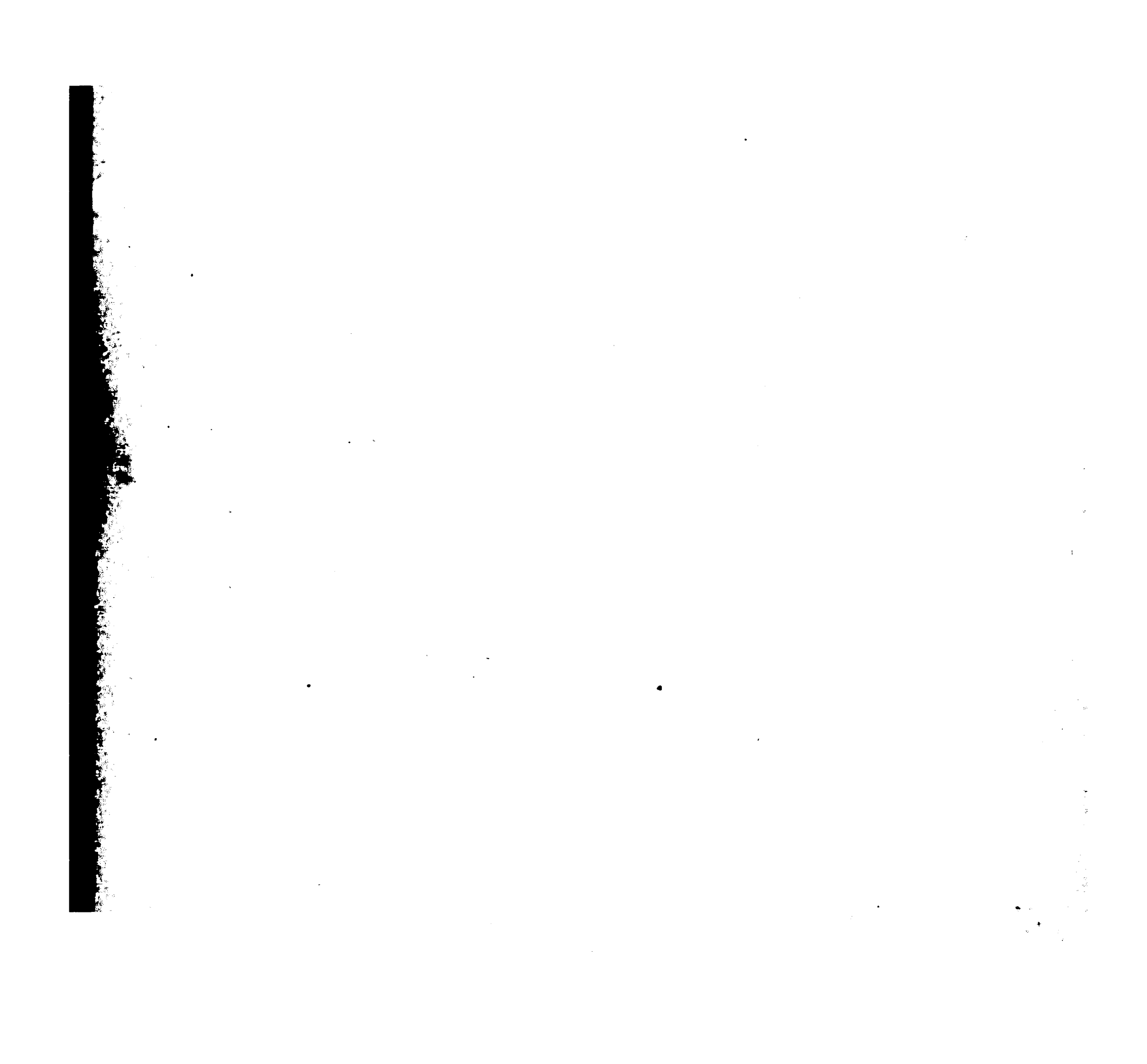
Endlich erreichte auch diesen Wütherich das rächende Geschick. Eines seiner Opfer, Ritter Hanns Perkheimer wie es heißt, wurde in den gräßlichen Rosengarten geworfen. Aber er, ein kühner und trefflicher Schwimmer, stürzte sich muthig in die brausenden Fluthen und rettete derart glücklich sein Leben. Auf seine Meldung erschien 1463 plötzlich des Kaisers Feldhauptmann Ulrich Freiherr von Grafeneck (nach Anderen war es Hauptmann Georg von Stein) mit seinen Söldnern vor Aggstein, belagerte und erstürmte es. Perkheimer, der bei seiner Gefangennehmung mit dem geheimen Zugange in die Feste hinlänglich bekannt geworden, half ihm bei der nächtlichen Ueberrumplung. Mit Mühe nur das Leben rettend, sah Scheck sich aller Würden und Besitzungen beraubt, und von sechs Schlössern, die er besessen hatte, blieb dem unbemittelten Greise kaum so viel übrig, daß er in seiner schmählichen Dürftigkeit vor dem bittersten Elende und vor dem Hungertode geschützt war. Aggstein zog der Kaiser zur landesfürstlichen Kammer und ließ es durch Pfleger verwalten und schirmen.

Es hat sich von den Erlebnissen jener Tage eine ungemein interessante Schilderung erhalten, und zwar in Michael Beham's „Buch von den Wienern". Der Verfasser, geboren zu Sulzbach im heutigen Württemberg am 27. September 1416, war der Sohn eines Webers und zum Gewerbe des Vaters bestimmt, aber dasselbe sagte dem lebhaften Sinne des Jünglings keineswegs zu. Er ergriff das Waffenhandwerk und durchzog im Dienste verschiedener Herren Deutschland, das damals eben von Fehden zerklüftet war. Zugleich übte er seine Kunst und sang bei den Gastmählern Lieder zur Laute, die er selbst in einfacher Weise verfaßte. Im Jahre 1455 kam Beham nach Oesterreich, zuerst in Dienste Herzog Albrecht's VI., dann des Königs Ladislaus Posthumus, den er auf seinem Zuge nach Ungarn begleitete und zu Belgrad ein Zeuge des blutigen Ausgangs Ulrich's von Cilly wurde. Endlich trat er 1459 in die Dienste des Kaisers Friedrich über, welchem er fortan getreu anhing, sich „des Kaisers Knecht, teutscher Poet und Tichter" nannte und dessen Schicksale theilte.

Beham hielt die Belagerung in der Burg mit aus und schilderte die Erlebnisse derselben sehr ausführlich und anschaulich in seinem großen Gedichte „Buch von den Wienern", welches 2167 Gesätze und mehr als 13.000 Verse umfaßt. Durch dieses Gedicht, welches die Aufständischen in schonungsloser Art geißelt, machte sich Beham viel böse Stunden. Die Kunde davon drang schon während er noch damit beschäftigt war, unter das Volk, und Beham erfuhr, als er nach dem Abzuge des Kaisers in Wien blieb, viele Anfeindungen. Er wurde auf offener Gasse geschmäht und bedroht, so daß ihm der Kaiser selbst anrieth, nicht in abgelegene Orte zu gehen. Man versuchte ihm das Gedicht abzukaufen; als er sich nicht bereit finden ließ, es ihm zu stehlen, und selbst ein Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt. Diese Anfechtungen mochten die Hauptursache sein, daß Beham die Dienste des Kaisers im Jahre 1467 verließ und in jene des Pfalzgrafen

13.

König Mathias Corvin's Einzug in Wien.



Friedrich trat, an dessen Hof er 1474 starb. Seine Gedichte aber sind wichtige Quellen für die allgemeine wie für die Wiener Stadtgeschichte.

Einer der werthvollsten Chronisten ist auch Thomas Ebendorfer, beigenannt von Haselbach, dem niederösterreichischen, am Campflusse gelegenen Dorfe, wo er am 10. August 1387 aus ziemlich angesehener Familie geboren wurde. Sich frühzeitig den Studien an der Hochschule zu Wien widmend, wurde er bald artistischer Magister, Dekan, endlich Rector, auch Doctor und Professor der Medicin, Canonicus bei St. Stefan, Pfarrer zu Perchtoldsdorf, Hofcaplan und Beichtvater der Klosterfrauen von St. Jakob und starb am 8. Januar 1464. Sein berühmtestes Werk ist das Chronicon Austriacum; dasselbe führt (beginnend im vierten Buche) die eigentlich österreichische Geschichte von Haselbach's Zeit bis Ende 1463. Er besaß einen Theil des Hauses Nr. 7 (alt 623) auf dem Stock-im-Eisenplatz als Eigen.

Kaiser Friedrich war endlich wieder Herr in seinem eigenen Lande geworden; er unternahm 1468 eine Reise nach Rom, in Folge eines zur Zeit der Belagerung der Burg gethanen Gelübdes. Er bewirkte daselbst die Heiligsprechung des Markgrafen Leopold III., der von da ab an die Stelle des heiligen Coloman als Landespatron Oesterreichs trat. Gleichzeitig bewilligte der Papst am 18. Januar 1469 die Errichtung eines Bischoffitzes in Wien, aber die Kriegsunruhen verhinderten die Ausführung, so daß erst am 17. September 1480, nachdem der erste ernannte Bischof von Wien, Leo von Spauer, bereits wieder verstorben war, die päpstliche Bulle in Wien verkündet wurde.

Der Umstand, daß König Georg von Böhmen die Selbstständigkeit seines Landes dadurch zu wahren suchte, daß er mit Umgehung der eigenen Söhne den Prinzen Wladislaw von Polen zum Erben der Krone einsetzte, brachte zwei Männer zur Einigkeit, die sich vordem stets feindselig gegenüber gestanden waren — Kaiser Friedrich und König Mathias Corvin von Ungarn. Letzterer kam selbst nach Wien, verweilte da mehrere Tage und verhandelte mit dem Kaiser, aber nach wenigen Tagen verließ Mathias ohne Abschied und heimlich wieder die Stadt. König Georg, erbittert über den Undank des von ihm geretteten Kaisers, sandte seinen Sohn Victorin mit einem Heere nach Oesterreich, und derselbe drang bis gegen Wien vor. Dessen Schwager Mathias drängte ihn jedoch wieder aus dem Lande.

Nach Georg's Tode, welcher 1471 erfolgte, zeigte sich Friedrich's zaudernde Politik, er hatte sowohl Wladislaw als Mathias die Belehnung mit Böhmen versprochen, und so kannte des Letzteren Zorn keine Grenzen. Er überschwemmte alsbald Oesterreich mit einem Heere zusammengeraffter Söldner, die im Lande unmenschlich wütheten; 1477 drang er abermals vor, belagerte Wien und erzwang einen Friedensschluß, der jedoch bereits 1481 wieder sein Ende fand. Wohl erkaufte Wien einen siebenmonatlichen Waffenstillstand, aber bald wendete sich Mathias neuerdings gegen die Stadt und 1485 schritt er zur ernstlichen Einschließung und Belagerung. Bald wurde die Lage der Wiener eine verzweifelte, der Hunger wüthete entsetzlich, und es wurde beschlossen, daß, wenn bis zum 1. Juli kein Entsatz käme, die Stadt dem Könige von Ungarn übergeben werden solle. An Hilfe von Seite des Kaisers war nicht zu denken, denn dessen tapferer Sohn Maximilian war in den Niederlanden beschäftigt, der Adel kümmerte sich nicht um des Kaisers Aufgebot, sondern vertheidigte nur seine eigenen Burgen, und so zog der Ungarkönig nach Ablauf der bedungenen Frist in Wien ein. Mit Gier und Jubel fiel die Masse des ausgehungerten Volkes über die zahlreichen mit Lebensmitteln beladenen Wagen her, welche Mathias dem Zuge nachführen und preisgeben ließ. Am 5. Juni hielt auch seine zweite Gemalin Königin Beatrix ihren Einzug in Wien.

König Mathias verweilte daselbst bis zu seinem am 3. April 1490 erfolgten Tode. Anfangs trat er zwar strenge gegen die Wiener Bürger auf, ließ die Reichen vorfordern und schalt sie derb aus, daß sie den Kaiser Friedrich nicht unterstützt hätten, „denn," sagte er, „mit ihrem Vermögen hätten sie ihn selbst und sein Heer bis Ofen zurückjagen können". Er legte ihnen schwere Steuern auf, war jedoch im Allgemeinen eifrig beflissen, sich die Gemüther der Wiener geneigt zu machen, und bestätigte alle Freiheiten und Privilegien der Stadt. Er ließ auch das Fest des Landespatrones St. Leopold, dessen Heiligsprechung er emsig betrieben hatte, zum ersten Male und mit großem Gepränge feiern, gab schöne Festlichkeiten in der Burg und ließ die althergebrachten Pferderennen mit besonderem Glanze abhalten.

Ueber den Aufenthalt des Königs Mathias in Wien ist bis in die neueste Zeit durchweg viel gefabelt worden, und die meisten Geschichtswerke erzählen, es hätte Mathias nicht die Burg bewohnt, sondern sich einen Palast in der Kärntnerstraße erbauen lassen, welcher später das „Hasenhaus" genannt wurde, an der Stelle der heutigen Nummer 14 (alt 1073). Es ist dies eine grundlose Fabel. Mathias nahm seinen Aufenthalt in der Burg zu Wien, wo er auch in des Königs Ladislaus einstigem Gemache verschied. Die Bezeichnung „Hasenhaus" stammt von dem Umstande, daß Kaiser Maximilian I. darin das sogenannte Haspelamt (verballhornt aus Haspann-Amt, d. h. Hasenbannamt), welches die kaiserlichen Jagdreviere und Hasengehege zu beaufsichtigen hatte, unterbrachte. Der „Haspel- (richtiger Haspann-) Meister" entsprach somit dem heutigen kaiserlichen Oberforstmeister. Der Name „Haspel-", d. h. Hasenbannhaus, ging später in den dem Volksmunde gerechteren „Hasenhaus" über, unter welcher Benennung es 1553 zum ersten Male vorkommt. Der Stadt-Unterkämmerer Christof Wolf, der spätere Besitzer im Jahre 1600, ließ es mit komischen Jagdscenen in Fresco bemalen, welche bis zum Umbau 1748 verblieben.

Die Exequien für den hingeschiedenen König wurden in der St. Stefanskirche mit düsterer Pracht gefeiert; die Wiener wohnten denselben in ernster Trauer bei, denn sie ehrten in ihm den durch Thatkraft und Unternehmungsgeist bewundernswerthen Mann. Sein Leichnam wurde auf der Donau nach Ofen geführt. Eilboten flogen nun an den in Linz weilenden Erzherzog Maximilian, der sogleich nach Niederösterreich vorrückte und allenthalben mit Enthusiasmus empfangen wurde.

An die Anwesenheit des Königs Mathias Corvin in Oesterreich erinnert noch heute der in der städtischen Sammlung auf dem Rathhause zu Wiener-Neustadt befindliche sogenannte Corvinus-Becher. (Bild Seite 608.) Es ist dies ein Pokal von Silber, aber in- und auswendig vergoldet, 5 Pfund 24 Loth wiegend; derselbe mißt an der Höhe sammt dem Deckel, welcher eine herrliche Krone bildet, 2 Fuß 7¼ Zoll, an der größten Weite oben am Rande im Durchmesser 7 Zoll. Er wird mit 2½ Maß vollgefüllt. An der Spitze des Kronenstiels hat der unbekannte vortreffliche Künstler ein kleines Figürchen in der Gestalt eines geharnischten, mit unbedecktem Haupte knieenden Ritters angebracht, das in der Hand einen herzförmigen Schild trägt, welcher, auf einer Seite in zwei Felder getheilt, in einem Felde den römisch-kaiserlich gekrönten Adler mit den fünf symbolischen Buchstaben A. E. I. O. V. des Kaisers, in dem andern das Monogramm König Mathias Corvin's, M., sammt dem Raben mit dem Ringe im Schnabel, auf der andern Seite dieses Herzschildes aber nur die Jahreszahl 1462 enthält. Diese Krone oder eigentlich Deckel ist, sowie der Becher selbst, mit vielen kleinen Drachenfiguren, emaillirten Blumengewinden und anderen künstlich erhabenen Verzierungen ausgeschmückt. Im Inneren des Deckels ist ein kleines Heiligen-Brustbild, womit der Künstler wahrscheinlich den heiligen Johannes vorzustellen gedachte, eingearbeitet. Unter dem Bechergestelle befindet sich das Markzeichen:

MK. XIII. Lot XI. (13 Mark 11 Loth) nebst den Buchstaben F. I. (entweder Fridericus Imperator oder den Namen des Künstlers bedeutend), welche auch in dem inneren Deckelrand zu lesen sind, eingravirt.

Dieser Becher soll ein Geschenk des Königs Mathias sein, es ist dies jedoch durch keinerlei schriftliche Documente erwiesen, und so mögen jene mündlichen Ueberlieferungen Recht haben, welche meinen, daß er bei Gelegenheit des im Jahre 1463 zwischen Friedrich und Mathias geschlossenen Friedens, wofür die zwei in einem Herzschilde vereinigten Wappen der sich feindlich gegenüber gestandenen Monarchen zu sprechen scheinen, der Stadt Neustadt überlassen worden sei. Bei Gelegenheit einer Bürgermeisterswahl wird dieses Gefäß als Prunkbecher auf der Tafel und zur Ausbringung von Toasten verwendet.

In Wien war als Befehlshaber der Wojwode Stefan Zapolya, Graf von der Zips, zurückgeblieben. Mathias hatte ihn zum Obersten Hauptmann (Statthalter) von Oesterreich ernannt, wobei ihm ein Haus in Wien (das sogenannte Carmeliterhaus in der Salvatorgasse, heute Nr. 8, alt 378, gegenüber der Salvatorkirche) frei geschenkt wurde. Er baute darin im ersten Stock eine Kapelle, woraus später ein Wohnzimmer gemacht wurde. Das Haus wurde von Maximilian I. dem Domcapitel von St. Stefan geschenkt, kam dann an den Magistrat, 1643 an das Carmeliterkloster, 1653 in Privathände.

Auch Stefan Bathory, Wojwode von Siebenbürgen (gest. 1493), empfing von König Mathias „Nutz und gewer eines Hauses hie zu Wien am Sweinmarkt gelegen" (Klostergasse Nr. 2, alt 1056), und Emerich Zobor, Hauptmann zu Tyrnau und Kammerspan des Königs Mathias zu Preßburg, besaß 1488 das Haus „Steirerhof" Nr. 2 (Rothenthurmstraße 20, alt 728).

Zapolya suchte anfangs die Stadt durch Drohungen einzuschüchtern, erkannte aber bald, daß der herannahende deutsche König, welchem man mit Sehnsucht entgegenblickte, sofort Herr der Stadt werden würde, und zog, nachdem er, der soldatischen Ehre genug zu thun, die Burg mit 400 auserlesenen ungarischen Söldnern besetzt hatte, mit seinen Schaaren ab. Die Bürgerschaft waffnete sich, besetzte die Thore und schickte Abgesandte an den inzwischen in Klosterneuburg eingetroffenen König Maximilian, ihn einladend, von Wien Besitz zu nehmen. Dieser eilte mit den Hofleuten und einer Leibwache sogleich nach Wien und hielt am 19. August seinen feierlichen Einzug durch das Rothenthurmthor. Am 23. leisteten Rath und Bürgerschaft den Eid der Treue.*

Nun erfolgte die Belagerung der Burg. Mit übermenschlicher Tapferkeit vertheidigte die ungarische Besatzung die Burg gegen das geschulte Heer Maximilian's und die von drei Seiten erfolgten Angriffe, aber endlich mußte sie doch die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes erkennen und verlangte nach vierzehn Tagen freien Abzug, der ihr auch gewährt wurde. Der deutsche König bezog die Burg seiner Väter und bestätigte dort am 29. September den Wienern ihre Freiheiten.

Maximilian unternahm darauf einen Feldzug nach Ungarn, drang bis Stuhlweißenburg vor und setzte selbst die Hauptstadt Ofen in Schrecken, aber der Erfolg wurde durch eine im Heere ausgebrochene Meuterei beschränkt, und so erzielte der König durch den am 7. November erfolgten Friedensschluß wenigstens den Königstitel von Ungarn und die Anwartschaft auf das Reich bei unbeerbtem Ableben des Königs Wladislaw. Somit erlebte der alte Kaiser Friedrich, der seiner Zeit kaum eine einzige Stadt sein Eigen nannte, es noch, daß Oesterreich durch Wiedervereinigung seiner gesammten Länder unter einheitlicher Regierung, durch den Besitz der Niederlande, durch die neubegründeten Ansprüche auf Ungarn und Böhmen zu einer neuen europäischen Bedeutung gelangte. Der alte Herzog Sigmund von Tirol war im Jahre 1490

beim Anblicke seines blühenden männlichen Vetters Max von solcher Achtung und Liebe ergriffen worden, daß er die Regierung seines Landes sogleich niederlegte und an den ritterlichen König abtrat.

Diese glückliche Wendung der Geschicke seines Hauses überlebte Friedrich nicht lange. Er hauste in strenger Abgeschlossenheit auf seiner Burg in Linz, wo er sich mit Sterndeuterei und Alchymie befaßte. Es war Niemandem möglich, sich in irgend einer Angelegenheit ihm zu nahen, und so entstand bald im österreichischen Volke das noch heute gebräuchliche Sprichwort „den alten Kaiser anreden", was so viel bedeutet als fruchtlose Worte machen, sich vergeblich bemühen. Friedrich starb am 19. August 1493, im Alter von 79 Jahren, im 53. Jahre seiner Regierung. Am 27. wurde sein Leichnam nach Wien gebracht und das großartige Begräbniß zu St. Stefan gefeiert. Dessen rothmarmorner Sarkophag im sogenannten Kaiser- oder Thekla-Chor bildet einen der größten Kunstschätze des Stefansdomes; die Kosten beliefen sich auf 40.000 Ducaten, ausgeführt wurde das Denkmal auf Anordnung des Kaisers Friedrich selbst von dem berühmten Steinmetzmeister Nikolaus Lerch aus Leyden (1467 nach Wiener-Neustadt berufen, daselbst 1493 verstorben); die Vollendung durch Meister Mathias Dichter geschah jedoch erst 1513, worauf Maximilian den Leichnam seines Vaters aus der herzoglichen Gruft in das neue Grabmal übertragen ließ. (Bild Seite 609.)


Der Corvinus-Becher. (Seite 606.)

Die älteste Ansicht von Wien und das Rothethurmthor.

Aus den Tagen des Kaisers Friedrich und des Königs Mathias Corvin hat sich eine höchst interessante Schilderung der Stadt Wien erhalten, welche aus der Feder eines jener in den Wissenschaften erfahrenen Männer stammt, die der kunstliebende Mathias an seinem Königshofe versammelte und mit Ehren überschüttete. Es war dies Anton de Bonfinis, gewöhnlich nur Bonfin genannt, aus Ascoli, 1485 vom Könige nach Ungarn berufen, der den Beinamen „der ungarische Livius" bekam und auf Befehl Wladislaw's II. eine Geschichte dieses Reiches bis zum Jahre 1495 bearbeitete. Obwohl theilweise die schon früher gebrachte Beschreibung des Aeneas Sylvius enthaltend und von denselben Irrthümern befangen, bietet sie doch wieder manchen höchst charakteristischen Zug der Stadtsitte jener Zeit. Er schreibt Folgendes:

„Wien gehört unter die schönsten Städte der Barbaren. Sie liegt in einem Halbmond an der Donau, und gleich als strebte dies mächtige Wasser der Stadt

ößeren Ziede zu sein, bildet es Inseln, darin viel schöne Gärten mit Frucht-
n die Bürger belustigen, zu Gastmahlen und Tänzen einladen und die Freuden
agend sind. Rings um die Wälle ist ein schöner Spaziergang, auch sieht man
iele schöne Thürme, einige ganz aus Quadern, die anderen aus Ziegeln. Die
löcher stehen 30 Fuß hoch und fassen jedes Geschütz. In den Gräben sind
e Quellen, und es ist leicht, sie schnell und ringsum mit Wasser zu füllen.
den Stadtthoren stehen große, viereckige Thürme, haltbar gegen den wüthendsten
f.

Die eigentliche Stadt liegt wie ein Palast inmitten der sie umgebenden
dte, deren mehrere an Schönheit und Pracht mit ihr wetteifern. Betritt man
tadt, so glaubt man, nur zwischen verschiedenen Gebäuden einer ungeheuern
burg hin und her zu wandeln. Jede Wohnung hat ihr Sehenswerthes, ihr
ürdiges, der Schaulustige kommt gar nicht weiter. Fast jedes Haus hat
öfe, weite Säle, aber auch warme Winterstuben, denn von den Bergen
rauhe Winde. Die Gastzimmer sind besonders schön getäfelt, herrlich einge-
und haben Oefen statt der Sommerlauben. In allen Fenstern sind Gläser
hnitten, viele sehr schön gemalt und durch Eisenschirme gegen die Diebe
t. — Unter der Erde
ele Weinkeller, heimliche
be und viel Raum für
rräthe der Handelsleute.
Gewölbe über der Erde
en Apotheken, Nieder-
Kramläden und Mieth-
ngen für Fremde und
mische gewidmet. Die
enderische Pracht in
n und Spiegeln über-
ne der Alten. In den
und Sommerstuben
sie so viele Vögel, daß
der durch die Straße
glauben möchte, er sei



Sarkophag Friedrich's III. Seite 608.)

n eines schönen, lustigen Waldes. — Auf den Marktplätzen, Gässen und
traßen wogt ein recht gefälliges und lebendiges Treiben. Die Kirchen und
ngen stehen herrlich da und in ungeheurer Verschwendung, vornehmlich
t. Stefans-Dom und Unserer Frauen Kirche (Maria Stiegen), wo Alles,
f der Blick fällt, Bewunderung erregt. Der Stefansthurm überschaut nicht
ie ganze Stadt, sondern all' ihr Gebiet und noch die Geländе jenseits der
. St. Stefansmünster selbst ist achteckig, aus der obern pyramidalischen
t hört es unten apfelförmig auf. Die Heiligenbilder und die herrlichen
verke aus Stein werden in der Welt kaum überboten.

Die Priesterhäuser, die Studier-Anstalten, die Mönchs- und Nonnenklöster
die Herrlichkeit der Stadt. Betrachtet man die Schottenabtei sammt Kirche,
g man allerdings glauben, der Stolz der Römer sei zu den Nordländern
dert. Hierher haben jene Geschlechter ihre Flucht genommen, die zu Padua,
rona, zu Vicenza und in der Lombardei weit und breit geherrscht haben.
haben die Carrara's, die Scaliger (Cani della Scala, Hunde von der Leiter)
r, und hier prangen noch ihre Wappen, hier die Denkmale vieler Adels-
chter, deren Angehörige in den Römerfahrten Barbarossa's und anderer Kaiser
n und Land in Italien erhalten haben. Vor den letzten verheerenden Kriegen
n, ohne Kinder, 50.000 Einheimische und 7000 Studenten gezählt. Die zum

Feuertode Verurtheilten kommen lebendig auf den Scheiterhaufen und werden langsam ein Raub der Flammen.

Es wird ungeheuer viel Geld verdient, aber Alles geht wieder darauf auf die Tafel, auf den Putz, auf schöne Bauten. An Festtagen übt der Wein solche blinde Macht, daß Zank und blutige Schlägereien dabei ganz gewöhnlich sind und es nicht allein bei Nacht, sondern auch unter Tags eine mißliche Sache ist, unbewehrt umherzugehen. Hat einmal der Wein die Köpfe erhitzt (in der Fastnachtzeit war dieses an der Tagesordnung), so beginnt bald der offene Kampf zwischen Hofleuten und Handwerkern, Bürgern und Bauern, den Studenten und dem Volke.

Die Weiber handeln gleich den Männern und besuchen ohne Erröthen alle Plätze des Handels und Wandels. Wiens ganzes Gebiet ist ein ungeheurer, herrlicher Garten, mit schönen Rebhügeln und Obstgärten bekrönt. An diesen liegen anmuthreiche, lustige Vorberge, geziert mit den lieblichsten Landhäusern, geschmückt mit Fischteichen, Jagdbarkeit, Häusern und Gärten, mit jedem Bedürfniß des Lebens.

Die nahen Bergeshöhen erfreuen des Wanderers Auge durch die Menge der Burgen und Edelsitze von blühenden Dörfern und Orten. Betritt man das Gelände zwischen Neustadt und Wien, um welche eine große Ebene sich breitet, so würde man diese Gegend an Freundlichkeit und Abwechslung leicht jeder andern vorziehen, und deckte nur der Friede seine warmen milden Fittige über diese Gauen, so würde man das Wiener Leben selbst dem südlichen Himmel vorziehen und lieber in Oesterreich als in Italien wohnen. Aber in unseren Tagen wird es von der Ruhe völlig geflohen; früher wütheten hier die böhmischen Fehden, jetzt die ungarischen."

Es ist uns aus jenem Zeitalter (Ende des 15. Jahrhunderts) eine Ansicht Wiens aufbewahrt, welche als die älteste bisher bekannte zu gelten hat, und die wir hier (Seite 617) in getreuester Nachbildung bringen. Dieselbe befindet sich auf dem Babenberger Stammbaum, den das alte Stift zu Klosterneuburg birgt, denn — sonderbar genug — auf jenem Bilde, welches die Todesschlacht des letzten Babenberger Herzogs Friedrich des Streitbaren, darstellt, also im Hintergrunde des Schlachtgetümmels, wo sich die Ansicht von Wiener-Neustadt zeigen sollte, erblickt man nicht dieses, sondern Wien mit trefflichen Details und in augenfällig richtiger Gestalt. Das Jahr der Verfertigung ist 1483, welche Jahreszahl sich auf dem 25. Blatte des Stammbaumes, welches „leopolt. das. kind" vorstellt, auf dem sichtbaren Stadtthore Klosterneuburgs sichtlich ausgedrückt ist. Das Bild selbst ist bald erklärt.

Es zeigt nämlich einen Theil der Stadt Wien nach der dem Wiener Donaucanal, also dem Norden zugekehrten Seite. In der Mitte des Bildes ist das alte Rothenthurmthor mit dem Mauthschranken und Mauthhaus ersichtlich, jenes so benannt von dem nebenan gebauten hohen Rothenthurm, der auf dem Originale durchaus roth, mit lichteren und dunkleren größeren Vierecken schachbrettartig bemalt ist. Damals aber befand sich das Rothenthurmthor am Ende der noch heutzutage so genannten Rothenthurmstraße, zwischen den jetzt mit den Nummern 39 (alt 480) und 26 (alt 648) bezeichneten Häusern. Die Reihe schmaler Häuser von der Kohlmessergasse (heute Nummern 2, 4, 6, 8, 10, 12) und Franz-Josefs-Quai (heute Nummern 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, alt 470 bis 480, früher der Alte Fischmarkt) nimmt eben jene Flucht ein, in welcher die auf unserem Bilde sichtbare längere Zeile der inneren Ringmauer der Stadtbefestigung vom Rothenthurm bis zum sogenannten „Fachthurm" nächst dem Fachbrunnen auf dem Salzgries lief. Der letzte Theil der Ringmauer in ihrem Anschlusse bis zum später demolirten Fischerthor war noch 1778 sichtbar.

Gehen wir nun zur Erklärung des Bildes selbst über. Die Zinnen der Ringmauer, unterhalb welcher ein Graben lief, der nach außen, wie sich auch hier zeigt, durch eine zweite, aber niedere Zinnenmauer geschützt war, erscheinen auf dem

Bilde in den Zwischenräumen mit dünneren Ziegelmauern mit Schußlöchern ausgefüttert; es geschah dies ohne Zweifel zur besseren Befestigung gegen Mathias Corvin's Schaaren 1481, und bald darauf zu anfänglichem weiteren Schutze bei dessen wiederholtem und für ihn glücklicherem Einfall (1485). Auch die am Donau-Ufer sichtbaren Schanzkörbe deuten auf solche eben damals bedürftige Sicherung gegen feindlichen Ueberfall.

Das Rothenthurmthor selbst mit seiner spitzbogigen Durchfahrtshalle ist noch durchaus ungeschmückt; die vier kleineren Eckthürme, steinernen Statuen, Wappen und Inschriften erhielt es erst im Jahre 1511. Die Außenseite des Thorthurmes wurde da mit einem Gemälde geziert, das fünf Wappenschilde zeigte, drei in der oberen, zwei in der unteren Reihe. Die obere erhielt als Mittelschild auf goldenem Grunde den schwarzen Doppeladler des Deutschen Reiches mit dem Bindenschilde auf der Brust, rechts den Bindenschild mit dem Herzogshute bedeckt, links das Wappen von Burgund, ebenfalls bedeckt, und in der unteren Reihe, dem städtischen Adlerschilde gegenüber, links das Kreuzesschild, beide letztere unbedeckt. An den Seiten zwei Schildhalter, geharnischte Männer, von denen der eine links die mit dem städtischen Kreuze, der andere rechts eine Fahne, mit der Binde geziert, trägt. In Banderollen waren mehrere lateinische Inschriften zu lesen. Gleichwie an der Stefanskirche nächst dem Riesenthor das Probemaß für die Wiener Elle befestigt war, so war auch hier das Probemaß für Weinstecken angebracht. (Bild Seite 616.)

Die größte Merkwürdigkeit des Thores aber war die unter demselben aufgehangene Speckseite. Es hing nämlich unter dem Bogen des Thores anfangs eine wirkliche, später aus Holz nachgemachte Speckseite, unter welcher nachstehende Verse sich befanden:

„Welche Frau ihren Mann offt rauft und schlagt
Und ihn mit solcher alten Laugen zwagt (wäscht),
Der soll den Bachen (die Schweinlende) lassen henken,
Ihr ist ein anderer Kirchtag zu schenken.
Welcher kommt zu dieser Porten,
Den rath ich in getreuen Worten,
Daß er halt Fried in der Stadt,
Oder er macht ihm selbst Unrath,
Daß ihn zween Knechte zum Richter weisen
Und schlagen ihn in Stock und Eisen."

Der Volksmund erzählt, daß ein wohlweiser Rath der Stadt Wien diese Speckseite an der Wölbung des Rothenthurmes hinaufgehängt habe, um die Männlichkeit und Leibesstärke der ehrsamen Bürgerschaft zu erproben. Es stand jedem Ehemanne frei, den Bachen herabzuholen, nur mußte er auf Ehre und Gewissen schwören, daß er das Regiment in seinem Hause führt. Wer seinem Weibe unterthänig war, der mußte die Speckseite unbehoben lassen.

Da erzählt denn ein Volksmärlein, daß ein Wiener Handschuhmacher eines Abends im Kreise seiner Zechgenossen mit seiner obersten Gewalt über das Hauswesen arge Renommisterei getrieben und sich vermessen habe, den Bachen herabzuholen. Man nahm ihn beim Wort, und er mußte davon die Anzeige beim Stadtrathe machen, worauf der feierliche Akt in Scene gesetzt wurde. Tausende waren herbeigeströmt, um die Heldenthat zu bewundern; mit der Aufgeblasenheit eines Pfaues setzte „Handschuster" Wolfgang Troexl (die Chronik nennt sogar seinen Namen) den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter, um den wundersamen Gang nach der Speckseite zu thun — da spricht sein in der Nähe befindlicher Lehrjunge zu seinem Kameraden: „Schade um das neue Sonntagsgewand des Meisters; es wird von dem Bachen garstige Fettflecke bekommen!" Der Meister stutzt, zieht zögernd den Fuß zurück und beginnt, nach einigem Nachdenken, sein Wamms auszuziehen. Der Bürgermeister stutzt gleichfalls und frägt, aus welchem Grunde dies

geschehe. „Ach, gestrenger Herr," erwidert mit naiver Arglosigkeit der Meister, „wie leicht kann mein Wamms Fettflecke bekommen, und wenn derlei mein Weib sähe, sie kratzte mir die Augen aus!" Unter nicht enden wollendem Gelächter der Wiener mußte der entlarvte Prahlhanns sein Vorhaben aufgeben.

Ob nun wahr oder nicht wahr, ist das Geschichtchen zweifelsohne voll köstlichen Wiener Humors. Nur ist die Gepflogenheit des Herabholens der Speckseite keine specifisch wienerische, wie so häufig geglaubt wird, sondern uralt heidnisch überhaupt, wie sogleich erläutert werden soll. Hanns Sachs erwähnt eines gleichen Bachens, der im Hause des Deutschordens-Commando in Nürnberg (bis 1780) hing. Auf der Gutsherrschaft Wichnore und im Kloster Dunmow (Grafschaft Essex in England) konnte sich jedes Ehepaar eine Speckseite abholen, wenn es nach einem Jahre seines Ehestandes bekannte, daß keines von Beiden seine Ehehälfte „vertauschen" möchte. Dort wurde diese Sitte zum ersten Male im Jahre 1224 in der Regierungszeit König Heinrich's III. von dem Grundherrn Sir Robert Fitzwalter eingeführt; die letzte derartige Festlichkeit wurde im August 1874 zu Dunmow abgehalten.

An demselben Orte hatten auch Geistliche das Recht, eine Speckseite zu verlangen, wenn sie ein Jahr nach Ablegung ihres Gelübdes versichern konnten, daß sie keinen Wunsch hegten, in die Welt zurückzutreten. Ein ähnlicher Gebrauch fand auch in der Bretagne statt.

Die Sitte selbst aber reicht bis in das vorchristliche Alterthum zurück; deren Ursprung wurzelt in der sogenannten „weißen Sau", welche zur Gründung von Alba Longa Anstoß gab, deren Speckseite noch zu Zeiten des Augustus in einem Tempel daselbst aufbewahrt wurde. Sie hing dort als Symbol der Fruchtbarkeit und wurde später von den westlichen Völkern folgerichtig mit dem Gedanken einer glücklichen und zufriedenen Ehe verknüpft.

Im alten heidnischen Preußen war es ebenfalls Sitte, dem Donnergotte eine Speckseite zu opfern, damit er die Felder verschone, und dies führte zur Gepflogenheit, die Speckseite an den Thürmen gleichsam als „Blitzableiter" anzubringen. Daraus mag auch etwa ein uralter kriegerischer Spaß herzuleiten sein, daß man nämlich einem die Stadt belagernden Feinde ein Schwein von der Mauer zeigte, mit dem höhnenden Zurufe, sich dasselbe zu holen. Will man doch mehrseitig auch die Wiener Speckseite mit der ersten türkischen Belagerung des Jahres 1529 in Verbindung bringen. Auch hier, so wird erzählt, hätte sich unter den Türken die Nachricht verbreitet, daß es den Belagerten Wienern an Lebensmitteln fehle. Kaum waren aber die Letzteren davon in Kenntniß gesetzt, als sie den Gegenbeweis lieferten und mehrere Speckseiten von Schweinen in den Stadtgraben warfen, andere wieder an die Außenthore hingen, und so wäre, nach dem Abzuge der Türken, diese erfreuliche Episode auf die erwähnte Art verewigt worden. Aus allen diesen Erläuterungen geht jedoch hervor, daß der Sitte keineswegs spottender Witz, sondern eine mit dem ältesten Volksglauben innig verwobene vorchristlich-religiöse Anschauung zu Grunde liegt, die wahrscheinlich schon weit früher, als allgemein angenommen wird, sich auf den Boden Wiens verpflanzt hat.

Als die Stadtbefestigung im Jahre 1658 weiter zum Ufer der Donau hinausgerückt wurde, verlor das alte Rothenthurmthor seine ursprüngliche Bedeutung als Stadtthor und wurde 1776 zur Erweiterung der Passage gänzlich abgebrochen. Der rothe Thurm selbst, massig aufstrebend, mit einem hohen Zwickelbach und Wappenschildern an den Pfeilern, zwischen den obersten „Lueg" (Ausblick)-Fenstern, stand weiter einwärts. Seine einstige Lage zeigt noch heute das kleine freie Plätzchen zwischen den Häusern Nr. 2 und 4 (alt 723, 724) der Adlergasse und Nr. 26 (alt 648) der Rothenthurmstraße. Der eigentliche rothe Thurm, welcher schon zu

Anfang des 14. Jahrhunderts urkundlich erwähnt erscheint, wurde viel früher abgetragen als das Rothenthurmthor.

Auf der der Befestigungsmauer nächst dem Rothenthurmthor entgegengesetzten Seite zeigt sich eine unregelmäßige Reihe von Gebäuden, Scheunen u. s. w. Dieselben wurden wohl schon bei der drohenden Türkengefahr 1529 demolirt und durch Befestigungswerke ersetzt, wie denn auch der rothe Thurm beim Türkeneinfalle stark zerschossen wurde. Des kleinen Mauthhäuschens hat Wolfgang Schmelzl in seinem „Lobspruch der Stadt Wien" recht anmuthend gedacht.

Einen eigenthümlich reizenden, mittelalterlichen Typus tragen die auf dem Bilde sichtbaren Wohnhäuser mit ihren hohen Satteldächern und abgestuften Giebelmauern, den eigentlichen sogenannten Katzensteigen. Welch' seltsame Contraste bieten sie zu unserem heutigen prachtvoll-modernen Wien! Auf den ersten Blick erkennt man ferner den, alle Häuser beherrschenden St. Stefansmünster, sowie rechts die Kirche zu Maria am Gestade.

Berühmte Fremde in Wien.

Die Regierungsperiode des Kaisers Friedrich ist durch die Anwesenheit weltberühmt gewordener Persönlichkeiten in Wien ausgezeichnet. So kam der hochgelehrte Cardinal Nicaenas Bessarion (geb. zu Trapezunt 1395, gest. zu Ravenna 1472) als päpstlicher Legat im Jahre 1460 nach Wien, theils um die Streitigkeiten zwischen Friedrich und Albrecht VI. beizulegen, theils um einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Er war es, der den berühmten Astronomen und Lehrer an der Wiener Universität Georg von Peuerbach (geb. in Oberösterreich am 30. Mai 1423, gest. in Wien am 8. April 1461) zu einer Revision des Ptolemäus aneiferte. Bessarion ertheilte auch der Burgkirche einen Ablaß und bestätigte die Herstellung einer engen geistlichen Verbindung, eigentlich einer förmlichen Congregation (geistlichen Verbrüderung) der gleichen Ordensstifte zu St. Dorothea in Wien, zu Dürrnstein in Niederösterreich, zu Rottenmann in Steiermark, zu Glatz in der Prager Diöcese mit der neuen Canonie zu Wiener-Neustadt zum Behufe einer wechselseitigen Visitation, welche Einrichtung Papst Pius II. genehmigte, die jedoch nie zur Ausführung kam.

Mit dem Vorigen in Verbindung trat zu Wien auch der berühmte Johann Regiomontanus, eigentlich Müller (geb. zu Königsberg am 6. Juni 1436, gest. zu Rom am 6. Juli 1476), auf, ein wahrhaftes Universalgenie, das auf den wissenschaftlichen Gebieten die erstaunlichsten Entdeckungen machte, welche den Gelehrten der nächsten Zeiten durch sonst kaum geahnte Partien der mathematischen, physikalischen und astronomischen Wissenschaften als Leitstern dienten. Er kam 1450 an die Hochschule nach Wien, widmete sich unter des großen Peuerbach's Leitung ganz der Astronomie, wurde schon 1452 Baccalarius, 1453 bereits Lehrer, worauf er noch bis 1462 in Wien docirte. In den Jahren 1468 bis 1471 verweilte er abermals in Wien und Ofen, da ihn Mathias Corvin an seinen Hof berief und ihn beauftragte, seine Bibliothek daselbst einzurichten. Regiomontanus war es, der in Nürnberg 1471 die erste Sternwarte (wo nicht in Europa, doch wenigstens in Deutschland) erbaute und sie mit den nöthigsten Instrumenten versah; er war es ferner, der von allen abendländischen Astronomen zuerst die Entfernung, Größe und Umlaufszeit der Kometen bestimmte; er war es auch, der

mit Peuerbach's Freunde, dem Cardinal Nikolaus Cusa, der Erste gewesen, welcher sechzig Jahre vor Copernicus die Erdbewegung behauptet hat. Es ist wohl zu weitgehend, wenn man ihn, wie oft geschah, für den ersten Erfinder der Buchdruckerkunst erklärt, aber es steht fest, daß er der erste Gelehrte war, welcher den vollen Werth, den ganzen Umfang der Bedeutung der Erfindung für die Wissenschaft erkannte und sie namentlich für die Mathematik und Astronomie fruchtbringend machte. Er legte eine Buchdruckerei in Nürnberg an, woraus unter anderen Werken auch ein von ihm selbst verfertigter 33 Jahre umfassender neuer Kalender oder Ephemeriden-Almanach hervorging. Er war Gründer der populären Vorlesungen, der Preisfragen (namentlich in der Mathematik), für deren richtige Lösung er Geldsummen aussetzte, hatte große Verdienste um die Hebung des deutschen Gewerbewesens, leistete Außerordentliches in der Mechanik und Physik (es heißt, er habe eines Tages die bei einem Gastmahle versammelten Freunde mit einer stählernen Fliege überrascht, die, aus seiner Hand entschlüpft, die Köpfe der Gäste umschwirrte und dann wieder auf seinen Wink dahin zurückkehrte; ein andermal einen hölzernen Adler fliegen lassen, der eine weite Strecke dem nach Nürnberg kommenden Kaiser Friedrich in hoher Luft entgegenzog und dann, ihn begleitend bis an das Stadtthor, wieder zurückkehrte), verfertigte ein Räderwerk, wodurch die Bewegungen der Planeten anschaulich gemacht wurden, machte in der Optik neue Erfindungen und wurde von Papst Sixtus IV., der ihn zum Bischof von Regensburg erhob, nach Rom zur Verbesserung des Kirchenkalenders berufen.

Ein schönes Denkmal von Friedrich's Werthschätzung der Gelehrsamkeit ist das Einladungsschreiben, welches er an einen zehnjährigen Doctor der Rechte zu Gröningen in Friesland erließ. Das „Wunderkind" war der noch nicht zehnjährige Sohn eines dortigen Privaten, hieß Andreas Canter und verband mit einer schnellen Auffassungsgabe ein so treffliches Gedächtniß, daß er in Kurzem allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Sein Vater, Johann Canter, der die seltenen Naturgaben des Sohnes bemerkte, ermangelte trotz seiner mittelmäßigen Vermögensumstände nicht, ihm den gründlichsten Unterricht durch geschickte Lehrer ertheilen zu lassen, deren Erfolg auch so günstig war, daß der nicht zehnjährige Knabe zum Juris utriusque Doctor befördert wurde.

Sein Ruf verbreitete sich bald allgemein und gelangte selbst bis zu Kaiser Friedrich, der ihn persönlich kennen zu lernen wünschte und einen eigenen Gesandten abschickte, um ihn mittelst eines eigenhändigen Schreibens zu einem Besuche einzuladen. Nachdem darin seine Fähigkeiten aufgezählt worden, worunter insbesondere bemerkt ist, daß er „fast aller und jeder literarischen Künste Erfahrenheit erlanget und überkommen, zu der Wissenschaft der kaiserlichen Gesetze und der heiligen Canonen gelangt, noch überdies das ganze alte und neue Testament in ganz richtiger Ordnung öffentlich von Jedermann lesen, auslegen, erklären und in öffentlichen disputationibus mit unerschrodenem standhaftigem Gemüthe auf alle Fragen und scharfsinnigen Schlußreden antworten könne", endet der Kaiser mit den Worten: „Demnach so wirst Du, sobald Du immer kannst, Dich auf die Reise anhero nach Wien begeben und zu dem königlichen Throne Unserer kaiserlichen Hoheit verfügen, auf daß Wir Dich, nachdem Wir wahrhaftige Bewährniß der so hohen Wissenschaft Deiner allerzartesten Jugend verspürt haben werden, mit den guldenen Kleinodien des Doctorstandes krönen und zieren mögen. Dann, Wir wollen Dir die vornehmste Stelle an unserm königlichen Hofe überlassen und Du wirst Uns um so angenehmer, werther und lieber sein, als geringer Du bist von Alter und Jahren. Hiemit gehab Dich wohl, lieber Sohn, und sei darauf befließen, daß Unsere bei so reifem und hohem Alter baufällige Majestät Dich bald sehen und eines so hohen, wunderbaren und ungläubigen Trostes und Freude

nicht länger benommen sein möge. Wien, am 25. Januar 1472." — Es scheint, daß das „Wunderkind" nicht nach Wien kam, denn man weiß nichts von weiteren Erfolgen, indeß möchte etwa der gekrönte Dichter Canter mit dem Vorgenannten identisch sein.

Sehr interessant gestaltet sich die Anwesenheit des türkischen Prinzen Osman, genannt Calixtus Ottomano. Derselbe floh vorgeblich vor seinem Bruder, den Sultan Mohammed II., über Venedig nach Rom, ließ sich daselbst unter dem Namen Calixt taufen und kam mit Kaiser Friedrich, dessen hohe Gunst er gefunden, nach Oesterreich. Er befand sich stets in dessen Begleitung, wovon auch ein schriftliches Denkmal bis auf unsere Tage gekommen, denn nicht nur befand er sich urkundlich im April 1473 mit dem Kaiser in Salzburg und zog von da mit demselben nach Augsburg, woselbst er im bischöflichen Palaste wohnte, sondern auch in der Bruderschaft „Unserer lieben Frauen Zech" zu Perchtoldsdorf finden sich in den Jahren 1473 bis 1474 eingezeichnet: „Herr Friedrich unser allergnadigster Herr der Romisch Kaiser; item Ottmair (Ottoman, Osman) des Turkischen Kaiser Sun".

Der türkische Prinz nahm ein tragisches Ende. Er verliebte sich in Lucia von Hohenfeld, Nichte des Ritters Leonhard von Hohenfeld, Besitzer des Schlosses Aistersheim in Oberösterreich (gest. 1535, alt 85 Jahre, begraben in der ehemaligen Klosterkirche zu Enns); aber bald nach der Verlobung starb er noch vor der Vermälung eines plötzlichen Todes (es heißt auf Befehl seines Bruders vergiftet durch den treu vermeinten Diener) im Jahre 1474 zu Bruck an der Leitha, wo er auch begraben liegt. Lucia beschloß ihr Leben im Kloster Erla, wohin sie sich trauernd zurückgezogen hatte. Wahrhaftig ein geschichtlich-romantisches Charakterbild von größter Wirkung!

Nicht minder merkwürdig ist das Geschick der sagenhaften „weißen Frau", welche ebenfalls in Wien verweilte und daselbst im Liechtenstein'schen Familienhause in der Herrengasse (heute Nr. 4, alt 252) am 10. April 1476 starb.

Frau Bertha von Liechtenstein, geborne Rosenberg, Gemalin des unruhigen Hanns von Liechtenstein (begraben in der Kirche St. Michael), des sogenannten „gewaltigen Hofmeisters", war um 1430 zu Neuhaus in Böhmen als Tochter des mächtigen Ulrich von Rosenberg, Obersten Feldherrn der katholischen Truppen gegen die Hussiten, geboren und zeichnete sich durch Seelen- und Körperschönheit aus. Sie wurde, wenngleich gegen ihre Neigung, mit dem von Natur aus rauhen, unfreundlichen, gegen Untergebene oft wild und grausam sich gehabenden Liechtensteiner vermält, welche Ehe durch des Gatten grundlose blinde Eifersucht im schneidenden Gegensatze mit dessen eigenem regellosen Leben bald zu den allerunglücklichsten zählte. Nach dem Tode des Gemals (1473) ging Bertha in das Vaterhaus zurück, beschäftigte sich mit der tröstenden Tonkunst, der edlen Dichtkunst und vorzüglich mit der Erziehung mehrerer Waisen aus ihrem Hause, worunter auch der Sohn ihres Vetters, des berühmten Statthalters Meinhard von Neuhaus, sich befand.

Wie eine wahre deutsche Hausfrau überwachte sie auch sorgfältig die neuen Bauten an den Familienschlössern Neuhaus in Böhmen und Teltsch in Mähren, wo sie täglich mit dem Schlüsselbunde erschien; schon damals nannten sie die Arbeitsleute, von denen sie sehr geliebt wurde, ihrer damaligen landesüblichen weißen Witwentracht wegen: „die weiße Frau". Nach Vollendung dieser langjährigen Bauherstellungen gab sie allen Arbeitern und Unterthanen ein großes Mahl und stiftete für alle Zukunft ein Gleiches auf jeden Grünen Donnerstag, wobei sich von Nah und Fern oft mehr als 10.000 Gäste einfanden und das von seinem Hauptgerichte, einer böhmischen Nationalspeise, den Namen der „süßen Kasche" (Brei) erhielt. Als sie, wie oben erwähnt, zu Wien, wo sie sich bei ihren

Italien und die Niederlande, widmete sich aber auch den mathematisch-nautischen Studien, bei denen ihn der berühmte Mathematiker und Astronom Johann Regiomontanus leitete, und mit denen er sich unablässig fleißig beschäftigte. Es ist daher die Meinung, daß sich der berühmte Mann mehrmals in Wien aufgehalten und da mit den gefeiertsten Mathematikern der Hochschule Umgang gepflogen, eine vollberechtigte. Im Jahre 1484 besuchte Behaim die Flachlande Brasiliens, es geschah dies also volle acht Jahre vor dem Landen des Columbus auf der Insel Guanahani, und seine, zwar sehr unvollkommenen Karten dieser Insel, die in Columbus' Hände geriethen, wurden von demselben zu dessen späteren Entdeckungen benützt. Behaim starb in Lissabon den 29. Juli 1506. Als sein Wohnort in Wien wird das Haus Nr. 7 (alt 827) in der jetzigen Kumpfgasse angegeben, welches man zu Ehren seiner Entdeckung mit dem Schilde „Zur neuen Welt" versehen haben soll, den es noch bis zum heutigen Tag führt. Nicht minder hieß das (später „Zum Pfau" beschildete) Wirthshaus in der Kärntnerstraße Nr. 40 (alt 1039) schon im 16. Jahrhundert „Zum Behaimb".

Denkwürdig ist auch der Wiener Aufenthalt des berühmten Arztes und Sterndeuters Galeotto Marzio, gewöhnlich Galeotti genannt, welchen Walther Scott in seinem „Quentin Durward" am Hofe des bigotten und grausamen Königs Ludwig XI. eine markante Rolle spielen läßt. Geboren zu Narni in Umbrien, wurde er 1468 von Mathias Corvin nach Ungarn berufen, zu dessen Secretär ernannt, kam 1482 nach Baden bei Wien wegen der dortigen Bäder, dann, um von Mathias eine Beisteuer zu erbitten, nach Wien, und hielt sich eine Weile an dessen Hofhalt auf. Er starb um 1490 zu Montagnano, und zwar „erstickte er an seiner übermäßigen Fette" (Schleimschlag).

Im Jahre 1476 unternahm Herzog Albrecht von Sachsen, beigenannt der Beherzte, von Innocenz VIII. die „rechte Hand des Reiches" genannt, Sohn des Kurfürsten Friedrich II. mit Margaretha von Oesterreich, Schwiegersohn des Königs Georg Podiebrad von Böhmen, später kaiserlicher Statthalter in den Niederlanden (geb. 1443, gest. 1500), eine Pilgerfahrt in's heilige Land und kam auf seiner Rückreise nach Wien, woselbst er sich mehrere Tage aufhielt und ihm zu Ehren stattliche Feste gegeben wurden.

Auch Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der Stifter der Universität Wittenberg und Gönner Luther's (geb. 1463, gest. 1525) that 1493 eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, bei welcher Gelegenheit er die Stadt Wien berührte, aber da begleitete ihn eine ungemein interessante Persönlichkeit — Maler Lukas Cranach (geb. 1473, gest. 1553), welcher damals blos als Thiermaler auftrat, „durch seinen Aufenthalt in Wien aber Geschichtsmaler wurde und zu porträtiren anfing", wie die Chroniken besagen.

Wir müssen die Reihe der interessanten Besucher von Wien mit einer eigenthümlichen Sorte schließen, welche in neuerer Zeit unter dem Sammelnamen einer „Dame mit dem Todtenkopf" (zuerst Anfangs des 19. Jahrhunderts) auftraten. Es verbreitete sich das Gerücht, daß in den verschiedenen Hauptstädten Europas eine Dame herumziehe, begabt mit unmenschlichem Reichthum, die aber statt des Gesichtes einen Todtenkopf habe und Demjenigen ihr Vermögen verschreiben wolle, der sie trotzdem heiraten würde. Nun, dieses (allerdings auf einer Mißgestaltung der Nase einer durch Doctor Dieffenbach in Wien glücklich operirten Dame beruhende) Märlein kannte man schon 1493, wo die Chroniken melden, „da ist in Wien und vielen Städten herumbzogen ein fremde fürstliche Frau von wunderlich häßlichem Antlitz, als daß sie einer Nachteulen glichen; die hat wollen einen Gemal suchen mit ihrem vielen Reichthum, ist aber nit gelungen".

Maximilian I.

Die Regierungsperiode des thatkräftigen Herrschers, Kaisers Maximilian des Ersten, ist wohl ungemein wichtig für die österreichische Staatengeschichte, für das Deutsche Reich, ja für ganz Europa, doch kann ihr hier kein ausgedehnterer Raum gewidmet werden, da Wien sehr wenig von derselben berührt wurde. Die Anwesenheit Maximilian's währte stets nur nach Tagen, so im Februar und Juli 1506, im Mai 1514, im Juli 1515 und im September und November 1517. Mit einziger Ausnahme wichtiger Vorfälle im Jahre 1515 ist nichts von politischer oder Regentengeschichte aus dieses Kaisers Tagen zu erzählen.

Es sollte dem Kaiser nämlich im Jahre 1515 das Werk gelingen, an welchem er schon seit Jahren eifrigst gearbeitet hatte — die Vermälung seiner Enkel mit den Kindern des ungarischen Königshauses. Es hatten die Verhandlungen hierüber lange Zeit gewährt. Johannes Cuspinian (eigentlich Spießhammer), Präsident des geheimen Rathes und österreichischer Kanzler (geb. 1473, gest. 1529), war mit den Verhandlungen betraut und volle vierundzwanzig Male an den ungarischen Königssitz nach Ofen gereist, bis dieselben abgeschlossen waren. Des Kaisers einziger Sohn Philipp, beigenannt der Schöne, König von Spanien (seit 1496 durch seine Vermälung mit der Prinzessin Johanna), war 1506 gestorben und hatte zwei Söhne, Karl und Ferdinand, und eine Tochter, Maria, hinterlassen. Es sollte nunmehr einer dieser Enkel mit der Prinzessin Anna (Tochter des greisen Königs Wladislaw von Ungarn) vermält werden, dagegen wieder Prinzessin Maria mit dem jungen Kronprinzen Ludwig von Ungarn. Am 10. Mai 1515 waren zu Ofen die Verhandlungen zum Abschlusse gediehen, und Wladislaw unternahm mit seinem Bruder, König Sigmund von Polen, die Reise nach Wien. Kaiser Maximilian kam ihnen entgegen und die feierliche Zusammenkunft erfolgte am 16. Juli nahe bei Trauttmansdorff zwischen Bruck und Stixneusiedel.

Die Könige langten zuerst an. Der sechzigjährige Wladislaw saß in einer Sänfte, Prinzessin Anna in einem prächtigen von sechs Schimmeln gezogenen Wagen, König Sigmund und Prinz Ludwig saßen auf Pferden, welche mit kostbarem Geschirr bedeckt waren. Ihre Umgebung bestand aus den Großen beider Reiche im höchsten Schmucke, den Reichsräthen, Bischöfen, Magnaten, Wojwoden, polnischem, tatarischem und ungarischem Gefolge.

Kaum hatten sich die Fremden in der Ebene geschaart, als vom Hügel des nahen Hartwaldes freudige Kriegsmusik ertönte und ein großer herrlicher Zug nahte — Kaiser Maximilian, in einer purpur- und goldbehangenen Sänfte, umgeben von den Gesandten Spaniens und Englands, den Herzogen von Baiern, Württemberg, Brandenburg und Mecklenburg, vielen Fürsten und Edlen und einem Gefolge von 5000 stahlgepanzerten Reitern. Als einzelne der Ungarn beim Anblicke der starken Begleitung den Verdacht eines Verrathes aussprachen, befahl ihnen König Wladislaw strenge: „Schweigt! Ich bin im vollen Vertrauen hierher gekommen auf Kaiser Maximilian's ritterliches Gemüth, und es kann wohl eher der Himmel einstürzen, als Maximilian eine Treulosigkeit begehen.“ Als die beiden Sänften aneinander kamen, reichten sich die beiden gekrönten Häupter mit Rührung die Hand und Maximilian rief hell und freudig: „Dies ist ein Tag, den der Herr gesendet! Lasset uns freudig und fröhlich sein!“

Wladislaw vermochte vor Rührung kaum zu sprechen. Der Polenkönig Sigmund antwortete mannhaft und herzlich: er wünsche, daß diese Zusammenkunft für

sie, ihre Familien, Reiche und Unterthanen, ja für die ganze Christenheit die besten Folgen habe. Prinz Ludwig hielt eine lateinische Rede, in welcher er den Kaiser seinen zweiten Vater nannte; Prinzessin Anna begrüßte, sich erhebend, den Kaiser in herzlichster Weise und — wie ein neuerer Geschichtsschreiber schön ausspricht — da ließen drei mächtige Völker: die Deutschen, Slaven und Ungarn zum ersten Male ihren vereinten Jubel ertönen. An dem Orte der Zusammenkunft ließ Maximilian zur Erinnerung drei Rusten pflanzen, und dieselben, nunmehr prächtige alte Bäume, stehen noch heute unweit der Eisenbahn und der Volksmund nennt sie die Königsrusten.

Die Unterredung währte eine Stunde, darauf nahmen die Monarchen ihr Nachtlager in der Umgebung, und am Morgen des 17. Juli trafen sie alle in Schwechat zusammen, von wo aus der prachtvolle Einzug in Wien bei St. Marx erfolgte. Der Zug bewegte sich in die Stefanskirche, woselbst der Bischof von Wien, Georg Slatkonia, den Segen sprach und das Tedeum anstimmte. Darauf zog man zur Burg und in dieser nahm auch König Wladislaw mit seinen Kindern seine Wohnung; König Sigmund von Polen hatte das „Hasenhaus“ in der Kärntnerstraße zum Absteigquartier genommen, darunter ist aber nicht das bereits erwähnte Hasbannhaus zu verstehen, sondern das schon dazumal bestehende nebenan gelegene Einkehrgasthaus zu den drei Hasen (heute Nr. 16, alt 1072).

Am 22. Juli erfolgte die Vermälung bei St. Stefan. Der Bischof von Wien hielt die Messe, worauf der Kardinal-Primas von Ungarn die Trauung vollzog. Der Kaiser trat an die Stelle eines seiner Enkel mit Anna, welche ihm einen kostbaren Blumenstrauß überreichte; nach geendigter Ceremonie sprach er zu ihr: „Wiewohl wir jetzt Euer Liebden das Wort gegeben, daß Ihr Unsere Gemalin sein sollet, ist doch solches geschehen im Namen Unserer beiden abwesenden Enkel und in der Meinung Euer Liebden einen aus ihnen zu vermälen, den wir Euch auch hiermit ehelich versprechen. Und weil mein Enkel Karl (als Kaiser später der Fünfte) die Königreiche Castilien und Arragon, mein Enkel Ferdinand (später als Kaiser der Erste) aber die Krone von Neapel zu erben und zu erwarten hat, so erklären und nennen Wir hiermit Euer Liebden eine Königin und wollen Euch als eine solche gekrönt haben.“ — Mit diesen Worten setzte er ihr eine kostbare Krone auf das Haupt und hierauf folgte die Vermälung der Prinzessin Maria mit dem Kronprinzen Ludwig, welchem der Titel eines Reichsvicars verliehen wurde.

Nach Beendigung der Feierlichkeit erhielten noch mehr als 200 edle Jünglinge den Ritterschlag, worauf die Herrschaften sich in der Burg zum Festmahle, nach diesem aber auf dem festlich geschmückten Neuen Markt begaben, woselbst von sechs ritterlichen Paaren ein Turnier abgehalten wurde. Abends feierte Maximilian noch ein zweites Hochzeitsfest, jenes seines Lieblings Sigmund von Dietrichstein mit der schönen Barbara von Rotal. Dietrichstein kämpfte mit Auszeichnung an der Seite Georgs von Freundsberg gegen die Venezianer, wurde Oberst-Erbland-Jägermeister in Steiermark und in den Freiherrnstand erhoben. Er ist der Stifter des St. Christof-Ordens, in welchen Diejenigen aufgenommen wurden, welche sich des Zechens und Fluchens enthielten — der erste Mäßigkeitsverein. Der Freiherr starb 1533 und ruht an des Kaisers Seite in Wiener-Neustadt.

Noch folgte Fest auf Fest, wobei es nicht an gutem Verdienste für die Wiener fehlte, denn das Geld flog wie Spreu in die Luft. Wir geben nebenstehend die Abbildung eines Groschens Kaiser Maximilian's mit dem Bindenschilde und darunter das Wiener Stadtwappen; am Revers befinden sich drei Länderwappen zwischen Laubgewinde. Das Zeichen W. H. neben dem Einzelwappen

bedeutet wohl die Chiffre des (unbekannt gebliebenen) Münzmeisters, vielleicht Hanns Wilderstorf. (Bild hier unten.)

Am 29. Juli schieden die Fürsten aus Wien und begaben sich nach Neustadt, wo sie sechs Tage zusammen verweilten und am 3. August unter neuen innigen Freundschaftsbeweisen von einander schieden. Maximilian überlebte den merkwürdigen Tag nur vier Jahre. Er starb zu Wels am 11. Jannar 1519 im sechzigsten Lebensjahre. Die Leiche wurde nach Wien in die Stefanskirche gebracht, daselbst durch drei Tage Exequien gehalten, sodann überführte man sie nach Wiener-Neustadt, wo sie nach dem Wunsche des Kaisers in der Georgskapelle ohne Gepränge beigesetzt wurde.

Mit dem Tode Maximilian's I. brach eine neue Zeit an; es gelangte ein neuer Zweig des Herrscherhauses zur Regierung — die spanischen Habsburger. Mit ihnen schloß das Mittelalter ab, an dessen Scheide Kaiser Maximilian als der „letzte Ritter" steht, die neuere Zeit beginnt denn mit der im 15. Jahrhundert erfolgten Entdeckung Amerikas, der Erfindung (besser gesagt) allgemeinen Verwendung des Schießpulvers, der Verbreitung der Buchdruckerkunst und jener gewaltigen Periode, welche wir unter dem Namen Reformation begreifen, war eine durchgreifende Aenderung in Regierung und Verwaltung, in staatlicher und städtischer Sitte verbunden. Bevor wir jedoch zu dieser neuen Gestaltung schreiten, müssen wir Einiges in Bezug auf die Merkwürdigkeiten des inneren Lebens, der Bürger und Sittengeschichte u. s. w. im abgelaufenen Zeitraume bemerken.

Ein Groschen Maximilian's I. (Seite 620.)

Geschichte der Wiener Buchdruckerkunst.

Die Regierungsperiode des Kaisers Friedrich sah auch das Entstehen der Buchdruckereien. Die Buchdruckerkunst, deren Erfindung man gewöhnlich in das Jahr 1440 zu verlegen pflegt, fand auch nicht lange nach Ausübung dieser Erfindung vollen Anwerth in Wien, und da war es Friedrich III., der große Gönner und Förderer von Kunst und Wissenschaft, welcher unverzüglich die Tragweite dieser Kunst erfaßte, ihre Ausüber den Gelehrten gleichsetzte, sie dem Adel näherte, indem er ihnen Gold zu tragen erlaubte, und den Schriftsetzern einen Adler, den Druckern einen Greif mit dem Druckballen zum Wappen gab, die sie unter einem offenen Helme führen durften. (Bild Seite 625.) Nicht minder erhielten sie das Vorrecht, Degen tragen zu dürfen, das bis zu den Zeiten des Kaisers Franz II. aufrecht erhalten blieb.

Es kamen ferner zu den Universitäts-Angehörigen, welche, ohne Graduirte und Scholaren zu sein, dem Rector und dessen akademischer Gerichtsbarkeit unterstanden, außer den sogenannten Supposita (Officianten, Pedellen, Schreibern, Instrumentenmachern 2c.) seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst auch eine neue Classe hinzu, nämlich die Buchdrucker, Buchhändler und Buchverleger, welche eine doppelte Stellung hatten, zur Universität und auch zum städtischen Regiment, indem sie in der Regel wohlhabende und angesehene Wiener Bürger waren.

Die Buchdruckerkunst fand erst mit den Jahre 1462 Verbreitung, als nach der, durch wilde Kriegsereignisse hervorgerufenen Katastrophe von Mainz die Gesellen der Guttenberg'schen und Fust'schen Druckerei sich in alle Welt zerstreuten und so die nützliche Kunst allenthalben zu üben begannen. Es entstanden nunmehr rasch in den wichtigen Städten, am Rhein, in Süddeutschland und in Italien Druckereien.

sie, ihre Familien, Reiche und Unterthanen, ja für die ganze Christenheit die besten Folgen habe. Prinz Ludwig hielt eine lateinische Rede, in welcher er den Kaiser seinen zweiten Vater nannte; Prinzessin Anna begrüßte, sich erhebend, den Kaiser in herzlichster Weise und — wie ein neuerer Geschichtsschreiber schön ausspricht — da ließen drei mächtige Völker: die Deutschen, Slaven und Ungarn zum ersten Male ihren vereinten Jubel ertönen. An dem Orte der Zusammenkunft ließ Maximilian zur Erinnerung drei Rusten pflanzen, und dieselben, nunmehr prächtige alte Bäume, stehen noch heute unweit der Eisenbahn und der Volksmund nennt sie die Königsrusten.

Die Unterredung währte eine Stunde, darauf nahmen die Monarchen ihr Nachtlager in der Umgebung, und am Morgen des 17. Juli trafen sie alle in Schwechat zusammen, von wo aus der prachtvolle Einzug in Wien bei St. Marx erfolgte. Der Zug bewegte sich in die Stefanskirche, woselbst der Bischof von Wien, Georg Slatkonia, den Segen sprach und das Tedeum anstimmte. Darauf zog man zur Burg und in dieser nahm auch König Wladislaw mit seinen Kindern seine Wohnung; König Sigmund von Polen hatte das „Hasenhaus“ in der Kärntnerstraße zum Absteigquartier genommen, darunter ist aber nicht das bereits erwähnte Hasbannhaus zu verstehen, sondern das schon dazumal bestehende nebenan gelegene Einkehrgasthaus zu den drei Hasen (heute Nr. 16, alt 1072).

Am 22. Juli erfolgte die Vermälung bei St. Stefan. Der Bischof von Wien hielt die Messe, worauf der Kardinal-Primas von Ungarn die Trauung vollzog. Der Kaiser trat an die Stelle eines seiner Enkel mit Anna, welche ihm einen kostbaren Blumenstrauß überreichte; nach geendigter Ceremonie sprach er zu ihr: „Wiewohl wir jetzt Euer Liebden das Wort gegeben, daß Ihr Unsere Gemalin sein sollet, ist doch solches geschehen im Namen Unserer beiden abwesenden Enkel und in der Meinung Euer Liebden einen aus ihnen zu vermälen, den wir Euch auch hiermit ehelich versprechen. Und weil mein Enkel Karl (als Kaiser später der Fünfte) die Königreiche Castilien und Arragon, mein Enkel Ferdinand (später als Kaiser der Erste) aber die Krone von Neapel zu erben und zu erwarten hat, so erklären und nennen Wir hiermit Euer Liebden eine Königin und wollen Euch als eine solche gekrönt haben.“ — Mit diesen Worten setzte er ihr eine kostbare Krone auf das Haupt und hierauf folgte die Vermälung der Prinzessin Maria mit dem Kronprinzen Ludwig, welchem der Titel eines Reichsvicars verliehen wurde.

Nach Beendigung der Feierlichkeit erhielten noch mehr als 200 edle Jünglinge den Ritterschlag, worauf die Herrschaften sich in der Burg zum Festmahle, nach diesem aber auf dem festlich geschmückten Neuen Markt begaben, woselbst von sechs ritterlichen Paaren ein Turnier abgehalten wurde. Abends feierte Maximilian noch ein zweites Hochzeitsfest, jenes seines Lieblings Sigmund von Dietrichstein mit der schönen Barbara von Rotal. Dietrichstein kämpfte mit Auszeichnung an der Seite Georgs von Freundsberg gegen die Venezianer, wurde Oberst-Erbland-Jägermeister in Steiermark und in den Freiherrnstand erhoben. Er ist der Stifter des St. Christof-Ordens, in welchen Diejenigen aufgenommen wurden, welche sich des Zechens und Fluchens enthielten — der erste Mäßigkeitsverein. Der Freiherr starb 1533 und ruht an des Kaisers Seite in Wiener-Neustadt.

Noch folgte Fest auf Fest, wobei es nicht an gutem Verdienste für die Wiener fehlte, denn das Geld flog wie Spreu in die Luft. Wir geben nebenstehend die Abbildung eines Groschens Kaiser Maximilian's mit dem Bindenschilde und darunter das Wiener Stadtwappen; am Revers befinden sich drei Länderwappen zwischen Laubgewinde. Das Zeichen W. H. neben dem Einzelwappen

bedeutet wohl die Chiffre des (unbekannt gebliebenen) Münzmeisters, vielleicht Hanns Wilderstorf. (Bild hier unten.)

Am 29. Juli schieden die Fürsten aus Wien und begaben sich nach Neustadt, wo sie sechs Tage zusammen verweilten und am 3. August unter neuen innigen Freundschaftsbeweisen von einander schieden. Maximilian überlebte den merkwürdigen Tag nur vier Jahre. Er starb zu Wels am 11. Jannar 1519 im sechzigsten Lebensjahre. Die Leiche wurde nach Wien in die Stefanskirche gebracht, daselbst durch drei Tage Exequien gehalten, sodann überführte man sie nach Wiener-Neustadt, wo sie nach dem Wunsche des Kaisers in der Georgskapelle ohne Gepränge beigesetzt wurde.

Mit dem Tode Maximilian's I. brach eine neue Zeit an; es gelangte ein neuer Zweig des Herrscherhauses zur Regierung — die spanischen Habsburger. Mit ihnen schloß das Mittelalter ab, an dessen Scheide Kaiser Maximilian als der „letzte Ritter“ steht, die neuere Zeit beginnt denn mit der im 15. Jahrhundert erfolgten Entdeckung Amerikas, der Erfindung (besser gesagt) allgemeinen Verwendung des Schießpulvers, der Verbreitung der Buchdruckerkunst und jener gewaltigen Periode, welche wir unter dem Namen Reformation begreifen, war eine durchgreifende Aenderung in Regierung und Verwaltung, in staatlicher und städtischer Sitte verbunden. Bevor wir jedoch zu dieser neuen Gestaltung schreiten, müssen wir Einiges in Bezug auf die Merkwürdigkeiten des inneren Lebens, der Bürger und Sittengeschichte u. s. w. im abgelaufenen Zeitraume bemerken.

Ein Groschen Maximilian's I. (Seite 620.)

Geschichte der Wiener Buchdruckerkunst.

Die Regierungsperiode des Kaisers Friedrich sah auch das Entstehen der Buchdruckereien. Die Buchdruckerkunst, deren Erfindung man gewöhnlich in das Jahr 1440 zu verlegen pflegt, fand auch nicht lange nach Ausübung dieser Erfindung vollen Anwerth in Wien, und da war es Friedrich III., der große Gönner und Förderer von Kunst und Wissenschaft, welcher unverzüglich die Tragweite dieser Kunst erfaßte, ihre Ausüber den Gelehrten gleichsetzte, sie dem Adel näherte, indem er ihnen Gold zu tragen erlaubte, und den Schriftsetzern einen Adler, den Druckern einen Greif mit dem Druckballen zum Wappen gab, die sie unter einem offenen Helme führen durften. (Bild Seite 625.) Nicht minder erhielten sie das Vorrecht, Degen tragen zu dürfen, das bis zu den Zeiten des Kaisers Franz II. aufrecht erhalten blieb.

Es kamen ferner zu den Universitäts-Angehörigen, welche, ohne Graduirte und Scholaren zu sein, dem Rector und dessen akademischer Gerichtsbarkeit unterstanden, außer den sogenannten Supposita (Officianten, Pedellen, Schreibern, Instrumentenmachern rc.) seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst auch eine neue Classe hinzu, nämlich die Buchdrucker, Buchhändler und Buchverleger, welche eine doppelte Stellung hatten, zur Universität und auch zum städtischen Regiment, indem sie in der Regel wohlhabende und angesehene Wiener Bürger waren.

Die Buchdruckerkunst fand erst mit den Jahre 1462 Verbreitung, als nach der, durch wilde Kriegsereignisse hervorgerufenen Katastrophe von Mainz die Gesellen der Guttenberg'schen und Fust'schen Druckerei sich in alle Welt zerstreuten und so die nützliche Kunst allenthalben zu üben begannen. Es entstanden nunmehr rasch in den wichtigen Städten, am Rhein, in Süddeutschland und in Italien Druckereien.

Entschieden aber kam diese Kunst erst am Ende von Friedrich's Lebenszeit in Wien zur Ausführung, denn ihr standen wüstes Parteitreiben und Kriegsgetümmel, 1462 der Aufstand der Wiener gegen Kaiser Friedrich, 1463 Holzer's Verschwörung und Herzog Albrecht's plötzlicher Tod, darauf die Belagerung Wiens durch Mathias Corvin im Wege. Begreiflicherweise fiel es da nicht nur keinem fremden Künstler ein, sich in Wien festzusetzen, im Gegentheile auch die Einheimischen zogen fort in die Fremde, wie es z. B., um von der Buchdruckerei zu sprechen, Ulrich Haan, von Ingolstadt in Franken gebürtig, doch Bürger von Wien, that, welcher nach Rom ging und dort 1466 die Buchdruckerkunst einführte. Ihn und seinen Bruder Wolfgang hatte Kardinal Turrecramata dahin berufen. Ein Anderer Johann Wiener, aus einem in Wien damals wohlbekannten Geschlechte, ging nach Vicenza, wo er 1476 den Virgil druckte, und Stefan Kottinger Viennensis druckte 1479 ebendaselbst. Solches Entfernen hatte noch dazu den Nachtheil, daß selbst Werke, welche in Wien geschrieben wurden, zum Druck in das Ausland gesendet werden mußten.

Wenn nun gleich nicht mit Gewißheit behauptet werden kann, es sei die Entdeckung älterer in Wien gedruckter Erzeugnisse der Presse ganz unmöglich, da bestimmt sogenannte Wanderdrucker dahin kamen, welche kleine Schriftchen und Flugblätter vervielfältigten, so ist doch bisher so ziemlich als bestimmt anzunehmen, daß der älteste Wiener Druck der vom Jahre 1482 datirte „Tractatus distinctionum Johannis Meyger“ (richtiger Meygeni, d. i. von Meigen in Unterösterreich, V. O. M. B. hinter Eggenburg bei Kattau) ist. Der Verfasser, Johann von Meigen, schlichtweg genannt „der Meiger“, was aber richtiger „der Meigener“ lauten sollte, gehörte zu den ersten artistischen Magistern, welche seit der Rudolfinischen Stiftung an der Universität thätig waren, und besaß als Pfründe die vorerwähnte Pfarrei Meigen. Als Herzog Albrecht III. durch den neuen Stiftungsbrief die Universität mit der Theologie erweitert hatte und die vollständig eingerichtete Hochschule im Jahre 1385 eröffnete, war Magister Johann der Senior der artistischen Facultät. Ihn erhoben die Procuratoren der vier Nationen nach der Vorschrift der neuen allgemeinen Universitäts-Statuten zum ersten Rector des vollständigen Generale-Studium. Derselbe war auch Canonicus von Passau und Wien. Er starb 1402. Früher hatte er über aristotelische Philosophie gelesen und es hat sich von seinen Schriften auf der Göttweiher Stiftsbibliothek der eingangs erwähnte Tractat erhalten. Dessen Schluß lautet: „Explicit Manipulus distinctionum lectoris (i. e. Magistri) Joannis Meiger, impressum Viennae anno domini MCCCCLXXXII.“

Dieses Stück nun ist das älteste bekannte Denkmal von der Wiener Buchdruckerkunst, wobei nur bedauert werden muß, daß der Name des Druckers nicht im Impressum (Schlußdruckzeile) enthalten ist, daher etwa von keinem ansässigen, sondern von einem durchreisenden Buchdrucker auf einer Flugpresse geliefert worden sein mag. Es hat indeß viel für sich, wenn man den notorisch als ersten Buchdrucker in Wien bekannt gewordenen Hanns Winterburger (so genannt von seinem Geburtsorte in der Graffschaft Sponheim, unweit Kreuznach gelegen), vielleicht einer der Gehilfen der ersten Erfinder der Typographie in Mainz, der sich in der letzten Regierungszeit Friedrich's III. in Wien niederließ, bereits für den Drucker der Werke von 1482 hält, denen er seinen Namen wohl aus dem Grunde nicht beisetzte, weil er ein Anhänger des Königs Mathias Corvin, ja sogar Bürger von Ofen war und daher dem Kaiser Friedrich eine recht mißliebige Persönlichkeit sein mußte. Er hatte seine Kunst in Mainz erlernt und 1490 eine Officin in Wien „unter den Schlossern“ (heutige Singerstraße) errichtet. Im Jahre 1509 erscheint er bereits als Besitzer des Hauses Nr. 5 (alt 1007) in der Krugerstraße. Als im Jahre 1492 der alte

Kaiser sich von den Regierungsgeschäften zurückgezogen hatte, trat Winterburger aus seinem Incognito heraus und setzte seinen Namen auf jedes von ihm gedruckte Buch. Als erstes solches Werk lieferte er: „A Flacci Persii Satire“. Impr. Wienne anno d'ni 1492“.

Das nächstälteste Druckwerk ist jene Trauerrede, welche Bernhard Perger von Stanz, Universitätsrector, nach Kaiser Friedrich's Tode (1493) vor dem Wiener Stadtrathe als Kanzler des neuen Landesherrn, Maximilian I., hielt. Der Titel dieser auf der Wiener Stadtbibliothek vorfindlichen in Wien auf vier Quartblättern gedruckten Schrift lautet: „Oratio in funere Friderici tercii Romanorum Imperatoris Viennae habita per spectabilem virum D. Bernhardum Perger illic in consilio civium Viennensium pro invictissimo Romanorum rege vice-gerentem.“

Darauf folgte ein medicinisches Werk des Professors Bartholomäus Steber (geb. zu Wien, gest. daselbst 1506), das durch seinen Inhalt höchst merkwürdig ist, da es das erste derartige ist. Es führt den Titel: „A Malafranczos morbo Gallorum preservatio ac cura B. Steber etc.“, gedruckt bei Johannes Winterburger (1497). Der Autor polemisirt darin gegen die Aerzte, welche behaupten, daß man gegen die Lustseuche, welche wie eine pestartige Krankheit betrachtet wurde, kein Mittel habe; er handelt von den Ursachen und setzt darunter auch die Constellation der Planeten in den Jahren 1480, 1485, 1487 und 1494. Endlich giebt er die Heilarten an.

Bei seinem wichtigsten Werke: „Tabulae Eclypsium Georgii Peuerbachii“, 1514, hatte er den geschicktesten Mathematiker, Johann Michaelis aus Breslau, zum Setzer. Zu den seltensten und gesuchtesten alten Wiener Drucken gehört sein mit schönen Holzschnitten ausgestattetes Büchlein: „Heyligtumb, so man in der löblichen statt Wien in Oesterreich alle iar am Sontag nach dem Ostertag zu zaigen pflegt“ — der schon erwähnte „Heilthumstuhl“ auf dem Stefansplatze. Winterburger's letztes Druckproduct erschien 1519. Celtes und Cuspinian ließen bei ihm meistens ihre Schriften drucken.

Nach Winterburger erscheint Hieronymus Vietor (eigentlich Böttcher, aus Liebenthal in Schlesien, daher auch Doliarius und Philovallis genannt), zuerst 1509 mit ihm in Gesellschaft, ein Jahr darauf aber schon selbstständig, dann aber wieder mit Johann Singriener arbeitend. Diese Beiden hatten ihren Buchladen am Alten Fleischmarkt, in dem Hause (heute Nr. 16, alt 687) dem Frauenkloster zu St. Lorenz (jetzt Aerarialgebäude Nr. 19, alt 708) gegenüber.

Vietor hatte seine Kunst in der damals so berühmten Officin in Krakau gelernt und brachte deshalb öfters das mit dem polnischen Wappen umgebene Bild des heiligen Stanislaus auf seinen Ausgaben, dann auch den großen kaiserlichen Adler mit dem erbländischen Wappen an.

Als er sich 1515 wieder von seinem Gesellschafter trennte, etablirte er sich in der Weihburggasse (heute Nr. 5 des Franciscanerplatzes, alt 920), welches Haus damals der medicinischen Facultät gehörte. Hier arbeitete bei ihm als Setzer der berühmte Johann Agricola aus Eisleben (später Luther's Schüler, Hofprediger). Nachdem Vietor volle einundzwanzig Jahre in Wien gearbeitet hatte, übernahm er 1531 eine Druckerei in Krakau, woselbst er 1546 starb.

Man sieht aus dem Vorhergehenden, daß die Buchdruckerei in Wien erst unter Kaiser Maximilian's I. Regierung, als dieser geniale Regent die Wissenschaften und Künste in seinem Reiche zur ungeahnten, beneideten Höhe erhob, dauernden Aufenthalt fand, daß sie erst seit dem Jahre 1492 in Wien stabil und zünftig ward. Um ein gerundetes Bild dieses zu allen Zeiten Epoche machenden Gewerbes auf dem Wiener Platze zu liefern, mag es erlaubt sein,

allerdings vorgreiflich, die **Geschichte der Wiener Buchdruckerkunst** im allgemeinen Umrisse schon hier zu ergänzen.

Johann Singriener, der Compagnon des Vorigen, aus Oetting in Baiern gebürtig, war Besitzer des sogenannten „Winterhauses“ unter den Tuchlauben (heute Nr. 26, alt 552) und arbeitete seit 1525 bis zu seinem Tode, 1545, in Wien. Bei ihm erschien das erste griechische, das erste deutsche, das erste französische und das erste hebräische Druckstück; auch druckte er zuerst nicht blos mit Mönchsschrift, sondern hatte bereits schöne lateinische Schriften (antiqua). Er hatte ferner einen „studierten Setzer“ (scientifischen Corrector), Namens Melchior Hedwiger, von Schweinfurt, in seiner Officin und erhielt 1540 ein kaiserliches Privilegium, „alle landesfürstlichen Verordnungen zu drucken“ (also Art Staatsdruckerei). Unter diesen letzteren ist wohl besonders interessant: „Die New Pollicey vnd Ordnung der Handtwercher vnd Dienstvolk der Niederösterreichischen Lande, 1527“. Nach seinem Tode übernahmen dessen Söhne Matthäus und Johann die Druckerei unter der Firma „Singriener's Erben“; sie wirkten noch sechzehn Jahre in Wien. Singriener war Besitzer der Häuser Nr. 9 und 11 (alt 811 und 812) in der Riemerstraße.



Bertha von Liechtenstein, geborene Rosenberg, die „weiße Frau“. (Seite 616.)

Ihnen folgte Johann Carbo, eigentlich Hanns Chol (Kohl); er fing im Jahre 1548 mit Aegidius Aquila (Adler) in Gesellschaft zu drucken an, trennte sich aber bald von ihm; 1551 begab er sich nach Regensburg. Der um 1496 aus den Niederlanden gebürtige Aquila errichtete 1550 eine eigene Officin im Sanct Annenhofe (heute Nr. 3, alt 980 der Annagasse), welches Gebäude damals leer stand, da die Nonnen an der Pest gestorben waren. Seine zahlreichen Ausgaben waren sehr schön gedruckt und mit Holzschnitten geziert. Er starb in Wien am 17. August 1552.

Aquila übertraf seine damaligen Kunstgenossen an Zahl und Schönheit der Ausgaben, die fast alle in Quarto und zum Theile auch mit Holzschnitten geziert sind. Besonders schön war seine große Cursiv- (lateinische) Schrift, auch druckte er mit hebräischen Typen. Seine Unterschrift war kurz: „Viennae Austriae excudebat Egydius Aquila“. Er muß Studien gehabt haben, denn der Bischof von Wien, Friedrich Nausea (gest. 1552), spricht in einem seiner Werke von ihm als einen „eruditum, solertem ex diligentissimum Vienne Typographum“.

Unter seinem Personale befanden sich auch die nachmals im Auslande so rühmlich bekannten Drucker: Peter Rosenburg, Vincenz Han, Michael und Kaspar Krafft.

Nachfolger in Aquila's Geschäft war Michael Zimmermann (auch Cymbermannus), der die Witwe zur Ehe nahm, sich Typographus juratus nannte und zuerst in italienischer und spanischer Sprache druckte; ja er hatte selbst

arabische Lettern und trat 1555 zuerst mit syrischen Charakteren auf. Seine Ausgaben zierte er mit vielem Roth, oft mit illuminirten Figuren und Landkarten. Er führte im Wappen einen Löwen und darüber zwei Sterne mit den umstehenden Versen: „Wann wir teten (thäten), was wir sollten — So geb (gäbe) Gott widrum, was wir wollten“. Höchst interessant ist unter seinen Werken: „Des Khünigreichs Hungarn sampt seinen eingeleibten Landen Grundliche und Warhafftige Chorographica, Beschreybung von Wolfgang Lazius, Docktor Röm. Kais. Maj. Rath vnd Historiographus, 1556“. Auch erschien bei ihm eine zum Empfange des Kaisers Maximilian II. in Wien (1563) vom Doctor Laz verfaßte und abgehaltene Oration (Rede), wofür er laut damaliger Stadtrechnung elf Gulden erhielt. Er starb 1565 und seine Druckerei übernahm Kaspar Stainhofer. — Derselbe war 1572 Hofbuchdrucker und besaß das Haus Nr. 18 in der Schulerstraße (Kumpfgasse 1, alt 824). Gleichzeitig mit diesem erschien Blasius Eber, und Beide druckten interessante Wiener Büchlein über allerlei stattgehabte Festivitäten.



Das Wappen der Buchdrucker. (Seite 621.)

Eine Umwälzung im Druckwesen führte aber der äußerst thätige Rafael Hofhalter (eigentlich Skrzetuski) ein. Er war in Polen gebürtig, mußte aus Religionsgründen sein Vaterland fliehen, wendete sich erst nach Zürich, kam aber 1556 nach Wien und trat mit Kaspar Krafft in Gesellschaft. — In dem ihnen ertheilten Privilegium erhielten sie die Erlaubniß, „eine Druckerei mit schönen zierlichen, auf neue, französische Art geschnittenen Typen einzurichten, auch durch drei Jahre Bücher und Papier aus dem Auslande einzuführen, doch müssen sie dieselben dem niederösterreichischen Kanzler und dem Dechant der theologischen Facultät anzeigen und sich den Preis taxiren lassen“. Ihre Officin hatten sie „zum goldenen Wolfen“ auf dem Alten Fleischmarkt (heute Nr. 2, alt 729), sie ließen sich aber auch im Jesuiten-Collegium zum Drucken brauchen. Hofhalter's Wappen war ein Hufeisen mit einem Kreuz darin. Im Jahre 1562 wandte er sich abermals, der Religion wegen, nach Ungarn, errichtete eine Druckerei zu Debreczin, wo er fortan meistens katholische Werke verlegte, und starb daselbst 1567.

Gleichzeitig bestand in Wien auch eine Jesuiten-Druckerei. Als nämlich Kaiser Ferdinand I. diese Ordensleute nach Wien berufen und ihnen 1554 das verlassene Carmeliterkloster auf dem Hof (wo heute das Kriegsministerium) eingeräumt

hatte, fiel der damalige Rector, Pater Johann Victoria, ein Spanier, auf den Gedanken, in dem neuen Collegium eine Druckerei „zum Besten der Religion und armer Studirender" zu errichten. Nebst anderen milden Beiträgen erhielt er zu diesem Zwecke vom Kaiser 300 Reichsthaler. Die Aufsicht über die 1559 errichtete Druckerei führte der Niederländer M. Guilemas Subenius. Die erste Ausgabe war ein kleiner katholischer Katechismus. Es konnte sich jedoch diese Druckerei nur vier Jahre erhalten und nach der Auflösung kaufte das Geräthe der damalige General-Vicar von Gran, Nikolaus Telegdi, welcher der Gründer der Druckerei zu Tyrnau in Ungarn gewesen.

Im 17. Jahrhundert kam die Buchdruckerkunst in Wien so ziemlich in Verfall; die meisten und interessantesten Bücher über Wien wurden daher in Ulm, Augsburg und Nürnberg gedruckt; in Wien selbst gab es aber wenige ansäßige Buchdrucker; die bedeutendsten darunter waren: Johann Fiedler von 1610 bis 1615, Mathias Formica (1619 Verleger der Laz'schen Chronik von Wien), Mathias Cosmerovius, Verleger des Katalogs der Rectoren von Wien; derselbe besaß das Haus Nr. 19 in der Sonnenfelsgasse (Schönlaterngasse 1, alt 747). Erst nach dem Entsatze Wiens 1683 finden sich wieder bedeutendere Namen und bessere Ausgaben, so z. B. Peter Paul Vivian, Universitäts-Buchdrucker, Verleger von Pater Abraham's „Merk's Wien"; der fleißige Johann Jakob Kuerner, Universitäts- und Landschafts-Buchdrucker am Schulhof (heute Nr. 6, alt 413), welcher sich schon 1650 in Wien ansäßig gemacht hatte; bei demselben erschien auch das erste (unseres Wissens einzige in Wien gedruckte) Buch in portugiesischer Sprache: „Die Gesandtschaft des Grafen von Villamayor Fernando Telles da Sylva am Wiener Hofe". Auch Johann Baptist Schönwetter druckte 1705 ein schätzbares Werk: „Genealogisch-historische Collectaneen".

Im Jahre 1672 entstand unter der Firma Edle von Ghelen die in damaliger Zeit bedeutendste Buchdruckerei Wiens, deren Firma noch in neuester Zeit existirte, und die sich durch Herausgabe der ersten deutschen politischen Zeitung in Wien: „Posttäglicher Mercurius" (1703) und gleich darauf einer zweiten: „Wienerisches Diarium" (heutiges Regierungs- und Amtsblatt „Wiener Zeitung") gewiß große Verdienste erwarb. Die erste Officin des Gründers Johann von Ghelen war auf dem Michaelerplatz (heute Nr. 3, alt 3), kam darauf in das sogenannte Neue Michaelerhaus (heute Nr. 6, alt 1153), und zwar in dasselbe Locale, welches das Michaeler Bierhaus inne hat; später kam sie unter dem Titel: „Kaiserliche Reichs- und Hof-Buchdruckerei" zum „rothen Igel" am Neuen Kienmarkt (heute Tuchlauben Nr. 16, alt 558), in neuerer Zeit aber an die Landstraße, dann in's Bankgebäude in der Herrengasse 2c.

Eine neue Epoche, ein riesiger Aufschwung des Buchdruckwesens erfolgte um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch das Auftreten des berühmten Johann Thomas (später Edlen von) Trattnern, eines Lehrlings des vorerwähnten Ghelen, der 1748 im Freisinger-Hof am Graben (an Stelle des heutigen Trattnerhofes) eine kleine verfallene Druckerei auf Schulden kaufte und sie durch seinen kolossalen Unternehmungsgeist binnen Kurzem zur ersten derartigen Anstalt des Reiches emporbrachte. Sein Wahlspruch war Labore et favore, und als er 1798 starb, besaß er fünf Filial-Druckereien in Agram, Pest, Innsbruck, Linz und Triest, acht Buchhandlungen und achtzehn Papierniederlagen in den kaiserlichen Erblanden, in Warschau und Frankfurt am Main, zwei eigene Papiermühlen, Häuser und Herrschaften.

Unter Maria Theresia, welche, wie sie überhaupt Künste und Wissenschaften begünstigte, insbesondere der Buchdruckerkunst ihren Schutz verlieh, trat eine ganze Reihe imposanter, großartiger Werke an das Licht, die alle in Wien gedruckt wurden; die Anstalten mehrten sich, und es gab Drucker, die mit fünfzehn

Pressen (wie Josef Edler von Kurzbeck in der Unteren Bräunerstraße und Alsergasse) arbeiteten. Trattnern beschäftigte in der Stadt fünf und in Altlerchenfeld sechsundzwanzig Pressen!!

In der folgenden Zeit gelangten Bauer, Schmidt, Strauß, Sommer, Gerold, Wallishausser, Grund, Ueberreuter, Stöckhölzer von Hirschfeld und viele Andere zu Renommée. Im Jahre 1804 wurde die kaiserliche Hof- und Staatsbuchdruckerei errichtet, deren Leitung der hochgebildete Josef Vincenz Degen übernahm, und Wien blieb bald als Verlagsstadt hinter keiner der berühmten Städte des Auslandes zurück.

Hier sind noch einige Erörterungen über die Aufsicht hinzuzufügen, welcher sowohl mündliche als gedruckte Erörterungen zur Zeit des Beginnes des Bücherdruckes unterlagen.

In Gemäßheit der vom Papst erhaltenen Privilegien und Vorrechte (1455) übte die theologische Facultät die geistliche Gerichtsbarkeit, führte die Aufsicht über die theologischen Vorträge und Predigten und hatte auch die Bücher-Censur. Es gab mehrere Fälle, wo die Entscheidung von der Facultät gegeben wurde, so z. B. 1510. Es hatte angeblich ein Mitglied desselben, Professor Wolfgang Sack, zugleich Pfarrer bei St. Michael, auf der Kanzel Lästerungen gegen die Bettelorden ausgesprochen, aus denen manche Mitglieder früher mit Ehren und rühmlich an der Universität gewirkt hatten. Der Angeklagte reinigte sich durch einen Eid von der Anschuldigung und wurde sodann wieder in die theologische Facultät, aus welcher er mittlerweile ausgestoßen war, aufgenommen. — Ein Priester, der sich thätlich an dem theologischen Facultäts-Dekan vergriffen hatte, wurde excommunicirt und zur Einkerkerung verurtheilt. — Zwei Bernhardiner hatten gegen den Mißbrauch der Reliquien in den Kirchen gepredigt und behauptet, sie seien häufig Thierknochen (wir werden später bei der Beschreibung der Katakomben auf solche mehrmal auftauchende Meinungen zurückkommen). Sie hatten zugleich gegen die „große Sündhaftigkeit der Wiener Geistlichen" losgezogen und gesagt, daß ein jeder von diesen ein Pferd habe, worauf er in die Hölle reite. Die vor das Gericht der theologischen Facultät geladenen derartigen Prediger bestritten aber deren Competenz, über sie zu richten, da sie Mönche wären und nicht zur Universität gehörten. Um nicht einen allerlei Gefahren bringenden Competenzstreit herbeizuführen, ließ man die Sache fallen, umsomehr, als die Mönche erklärten, sie wollten in der Zukunft gemäßigter und vorsichtiger in ihren Predigten sein, was wohl vom Anfang an schon gerathener gewesen wäre.

Mit welch' sonderbaren Dingen das geistliche Gericht behelligt wurde, läßt sich aus einer Anklage entnehmen, die, allem Anscheine nach, nicht einmal einen Universitäts-Angehörigen betraf. Es wurde im Jahre 1515 der theologischen Facultät ein eigenthümliches Werkzeug, Coelum (Kelle in Gestalt einer Hohlkugel) genannt, vorgelegt, mit dem Bedeuten, daß durch dämonischen Beistand damit von (abergläubischen) Menschen verborgene Schätze aufzufinden und zu heben wären (also Art Wünschelruthe). Das Instrument erhielt der damalige Rector Victor Gamp (ausgezeichneter Rechtsgelehrter, tief verflochten in den Aufstand der Wiener Bürger gegen Maximilian's Enkel Ferdinand im Jahre 1521, später jedoch begnadigt, gest. am 29. Juli 1535) mit dem Ersuchen, darüber einen Bericht an die theologische Facultät nach gepflogener Untersuchung erstatten zu lassen. Nachdem dies geschehen, beschloß die Universität, dem Verfertiger das Werkzeug nicht zurückzugeben, selbes auch nicht irgendwo zu verwahren, da Mißbrauch damit getrieben und Schaden angerichtet werden könnte, und so vernichtete man dasselbe. Gegen den Verfertiger sollte weiter ein Untersuchungsproceß eingeleitet werden; es ist jedoch der Ausgang der abenteuerlichen Sache nicht bekannt geworden.

Es kam ferner vor, daß die Entscheidungen der theologischen Facultät auch über wissenschaftliche Fragen nachgesucht wurden, die sehr entfernt mit der Theologie in Verbindung standen. So trug einstmals Kaiser Maximilian Bedenken, der Meinung seines Historiographen Johann Stab in Bezug auf die directe Abstammung des Hauses Habsburg von Noah und dessen Sohne Cham beizustimmen. Gescheidter als der wohldienerische Gelehrte, der des großen Kaisers einzige Schwäche in Bezug auf das hohe Alter seines Hauses und dessen Verschwägerung mit allen möglichen Heiligen auszubeuten suchte, fand er diese Behauptung denn doch etwas gar zu unbegründet und unglaubwürdig, ja vielleicht sogar mit der biblischen Ueberlieferung nicht ganz im Einklang. Deshalb verlangte er von der theologischen Facultät über die Frage ein entscheidendes Gutachten. Der nicht lange hernach erfolgte Tod des Kaisers überhob indeß die Facultät der Verlegenheit, entweder ihre eigene Unwissenheit in der Sache einzugestehen, oder mit einem gedrehten, nichtssagenden Gutachten einer bestimmten Anwort auszuweichen.

Da seit der Erfindung der Buchdruckerkunst der theologischen Facultät noch das weitere Vorrecht der Bücher-Censur zugefallen war, zog sie alle von den Universitäts-Angehörigen durch den Druck verbreiteten Schriften vor ihr Forum, und sie entschied, ob die Druckwerke als ketzerische ganz unterdrückt oder als theilweise zu purificirende nur bedingungsweise zugelassen werden dürften. Ein Beispiel letzterer Art liefert die von dem Humanisten Thomas Velocianus (Resch) nach dem Tode des Celtes in Druck herausgegebene Odensammlung (1513), in welcher manches Anstößige, Irrthümliche, den wahren Glauben und die guten Sitten Verletzende gefunden wurde, und so verlangte die theologische Facultät, daß alle mißfälligen Stellen entfernt würden, bevor der Verkauf und die Weiterverbreitung der Sammlung stattfände. Es zeigte sich hier aber, daß die Beschlüsse nicht immer strenge ausgeführt wurden, denn es wurde weder eine gereinigte Ausgabe veranstaltet, noch die Verbreitung des unveränderten ursprünglichen Textes eingestellt. Die beschäftigtsten Censoren jener Tage in Wien waren die zwei gelehrtesten Mitglieder der Universität: Johann Ricutius Vellinus, gebürtig 1458 aus Camerino, daher Johann Camers genannt (Minorite, ein bedeutsamer Gelehrter und Schriftsteller, Dekan bis 1528, gest. in seiner Vaterstadt 1546), und Doctor Johann Trapp, an der Pariser Universität gebildet, viermal Rector der Wiener Hochschule (gest. nach 1519).

Entstehen und Fortgang der Zeitungen.

Die Buchdruckerkunst hatte eine neue Aera über die Menschheit gebracht. Mit der reißenden Weiterverbreitung des Wortes wuchs das Bedürfniß, schnell von dem täglich wachsenden Stoffe der Geschichte unterrichtet zu sein, und so entstand plötzlich jene Mittheilung über Tagesbegebenheiten, welche in treffendster Weise den Namen Zeitung erhielt, aber nicht etwa von dem Begriffe der Zeit, sondern von dem uralten tidan, getidan, geschehen, sich zutragen, also von Tidung, Geschehniß, Begebenheit. Die „Zeitung" hatte auch zu Anfang keinen andern Zweck, als das jeweilige Ereigniß des Tages zu schildern, und merkwürdigerweise war es gerade Wien, welches den Impuls zu dem heute so üppig emporstrebenden Journalwesen gab.

Die älteste bisher bekannte Zeitung erschien zu Wien in der Druckerei des Hanns Winterburger, und zwar als eine Art Hofzeitung unter dem

Titel „Vermerkt die Hofmähr aus dem Niederland". Sie enthielt eine Beruhigung an das Volk in Bezug auf das Schicksal des Kaisers Maximilian I., welcher in Brüssel gefangen saß (1488), durch seinen Vater Friedrich aber, welcher mit einem Reichsheere nahte, befreit wurde. Später tauchten noch andere derlei Flugschriften auf, welche die Vorläufer der regelmäßig erscheinenden Zeitungen waren, nämlich: „Relationen merklicher Newigkeiten und newe Zeitungen", die jedoch nur bei allen besonderen Ereignissen, in den Türkenkriegen, über die Entdeckungen in Amerika und Indien erschienen, dann etwa locale Begebenheiten, Hinrichtungen, Hexengeschichten, Mißgeburten u. dgl. besprachen. Dabei war der Text mit den abenteuerlichsten Gestalten illustrirt. Man nannte derlei Ausgeburten: die „Wiener Blatl" (Blättchen). Eine für Wien besonders interessante „Relation" ist jenes Zeitungsblättchen, welches 1493 erschien, auf sechs Quartblättern ohne Seitenzahl eine Beschreibung der Solennitäten, welche in Wien bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses und der Exequien des Kaisers Friedrich III. abgehalten wurden, und wovon sich ein Exemplar auf der Universität Leipzig befindet. Erst im Jahre 1540 erhielt der Buchdrucker Hanns Singriener ein Privilegium zur Veröffentlichung aller Novitäten, die den Staat betrafen, also — die Concession zu einer politischen Zeitung.

Im Jahre 1573 erging aber in Wien eine scharfe Verordnung. Mittelst Hofdecrets vom 2. März wurde kundgethan: „Mehrfältig sei der niederösterreichischen Regierung aufgetragen worden, darüber zu wachen, daß ohne kaiserlicher Majestät oder der Regierung Vorwissen nichts gedruckt werde (also nur mit Censur). Diese Vorschrift wurde jedoch nicht befolgt, sondern „gar viel, darunter bisweilen ungereimte schädliche Sachen", gedruckt. So sei unlängst ein Büchel: „De afflictio religionis catholicae in Germania Statu" betitelt und der königl. Majestät zu Hungarn dedicirt, von Sigismund Domazek gemacht und durch Kaspar Stainhofer, Buchdrucker in Wien, verfertigt (d. i. aufgelegt) ausgegangen; ob welches Büchels und daß dasselbe ohne Ihrer kais. Majestät Vorwissen gedruckt worden, Allerhöchst dieselben ungnädiges Mißfallen tragen und deshalb der Regierung befehlen, daß sie solches dem Stainhofer bei Ihrer kais. Majestät höchsten Ungnad ernstlich verweise, auch bei Leibesstrafe ihn bedeute, künftig gar nichts, „es sei wie schlecht und gemein es immer wolle, darunter auch gemeine Carmina, Orationes, Positiones und dergleichen,' ohne besondere Ihrer kais. Majestät und sonst Niemands Anderen Bewilligung zu drucken". Die Regierung soll alsbald dem Herrn Rector, Superintendenten und der ganzen Universität aller vier Facultäten bei Strafe einsagen, künftig gar nichts drucken zu lassen, sondern alle Sachen der Regierung zu übergeben, die aber für sich selbst auch nichts bewilligen, sondern das ihr Vorgelegte mit ihrem Gutachten an den Kaiser gelangen lassen und Bescheid erwarten soll. Es gebe dermalen drei Druckereien in Wien, während früher nur eine bestanden und ausgereicht habe, auch jetzt noch ausreiche, indem man im Nothfalle sich der Druckerei der Jesuiten bedienen könne. Seiner Majestät Befehl sei daher, daß die zwei neu entstandenen Druckereien abgeschafft und nur die des Stainhofer, als die älteste, beibehalten werde.

Im Jahre 1615 druckte bereits Matthäus Formica in Wien „die eingelangten wochentlichen ordinari und extraordinari Zeitungen und was denselben anhängig" — also die erste politische Wochenschrift. Damals ging die Erlaubniß dazu von der Universität aus; die specielle kaiserliche Bewilligung wurde erst seit 1649 erforderlich.

Neben den gedruckten Zeitungen lief eine Masse geschriebener herum, welche der Regierung ein bedeutender Dorn im Auge waren. So beklagte sich 1671 Georg Szelepchenyi, Erzbischof von Gran, Fürstprimas von Ungarn, einer der

berühmtesten Staatsmänner und Kirchenfürsten aller Zeiten, „wehmüthigst, daß in geschriebenen aller Orten ausgeschickten Zeitungen von Wien vermeldet worden, als ob er bei der Ungarischen Rebellion auch interessiret und deßwegen in Verhafft genohmen wäre". In Folge dieser und so viel anderer Enten (eine Bezeichnung, die man damals freilich noch nicht kannte) wurde anbefohlen: „daß keiner bei unausbleiblicher Straff einige Zeitung zu schreiben, weniger zu verkauffen oder auß Handen zu geben, unterfange, welche nicht vorher von Regierung bestellten Commissarien revidirt worden seyn u. s. w." Das Verbot nützte indeß nicht, denn unaufhörlich mußte es wiederholt werden, so daß noch 1750 den Kaffeesiedern „die Austheilung aller geschriebenen Blätteln bei Niederlegung ihres Gewerbes" verboten wurde. Trotzdem gab es noch unter Kaiser Josef II. geschriebene Zeitungen. 1787 hatte Wien zwei dergleichen, deutsch und französisch, enthaltend die Tagesgeschichte und Scandalia. Der Pränumerationspreis für jede war jährlich sechs Dukaten.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erschien die erste regelmäßige Zeitung, genannt „Der posttägliche Mercurius". Das erste Blatt kam am 31. Januar 1703 heraus, mit kaiserlichem Privilegium bei J. P. Sedelmayer gedruckt. Es war eine „ganz besondere posttägliche Relation von den wichtigsten in Europa vorangegangenen Novellen mit curiosen Raisonnements und politischen Reflexionen untermenget, den geneigten Neugierigen zur beliebigen Vergefügung zusamben getragen".

Am 8. August 1703 erschien zum ersten Male das „Wienerische Diarium" (die heutige amtliche Wiener Zeitung) beim Reichs-Hofbuchdrucker Johann Baptist Schönewetter, enthaltend: „Alles dasjenige, das von Tag zu Tag sowohl in dieser Residenzstadt Wien Denkwürdiges und Neues sich zugetragen, als auch was dergleichen auß allen Orten der Welt Nachrichtlich allda eingeloffen; sambt einem Anhang jedermaliger Verzeichniß, Erstlich aller Personen so allhier in- und außerhalb der Stadt täglich verstorben; Zweitens aller hohen am allhiesigen Hof befindlichen Standespersonen Geburth und Vermählungen, Und Drittens derer von allen Orthen täglich allhier ankommenden Personen". Da hatte man denn das erste locale Tagesneuigkeitenblatt erhalten. Das Journal wurde im „rothen Igel" unter den Tuchlauben zweimal in der Woche zu einem Bogen in kleinem Quartformat ausgegeben. 1721 ging Schönewetter's Privilegium auf den Hofbuchdrucker Johann Peter von Ghelen über und 1724 wurde zu Gunsten der Herausgeber des Diariums der „posttägliche Mercurius" verboten, dagegen das „Wienerische Diarium" durch einen mit der Regierung auf drei Jahre abgeschlossenen Contract zum officiellen Organe der Regierung bestimmt, als welches es sich bis heute, also durch 156, seit seinem Entstehen durch 177 Jahre erhalten hat. Im Jahre 1813 nahm es den Namen: „K. k. privil. Wiener Zeitung" an.

Im Jahre 1769 gab es in Wien schon mehrere Zeitungen, welche indeß sorgfältig der censurlichen Ueberwachung unterzogen wurden. 1784 erschien das erste Tagblatt (im heutigen Sinne) um den Betrag von einem Kreuzer. Mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage wurde es jeden Tag im sogenannten grünen Hüttel am Graben neben dem Josefs-Brunnen, dann beim bürgerlichen Buchbinder Leopold Grund, gegenüber dem Stefans-Hauptthore, und in verschiedenen anderen Gewölben in und vor der Stadt für einen Kreuzer verkauft. Das monatliche Abonnement kostete 24 Kreuzer. Wir sehen also hier bereits die Verschleißer und Austräger von Zeitungen in vollster Thätigkeit.

Das Kreuzerblatt brachte: „Anekdoten, welche unsere Residenzstadt oder die k. k. Staaten beinahe täglich liefern, sie sind der Bearbeitung eines Kopfes (Localcorrespondenten damals wie heute) so sehr als der Aufmerksamkeit des feineren

Theiles des Publikums würdig; — „Welt-Annalen von allem Kaliber; — Gelehrte Nachrichten; — Unterhaltung und Vergnügen der Leser, wird wie das Dessert, das letzte Augenmerk dieses Blattes sein. Man verhofft guten Erfolg, denn: Können in London 30, warum sollen in Wien nicht zwei Tagesschriften nebeneinander leben und weben?" Was würden diese Leute zu dem heutigen Journalwesen Europas und der einzelnen Hauptstädte sagen?!

Zur vollständigen Ergänzung muß hier auch des Zeitungsstempels erwähnt werden. Ein Hofdecret vom 11. Mai 1789 unterwarf alle periodischen Druckschriften des In- und Auslandes, mit Ausnahme des „Wiener Diariums" und der „Brünner Zeitung" (als Amtsblätter), einer Stempelabgabe von einem halben Kreuzer für jede Nummer eines Tages- oder Wochenblattes und einem Kreuzer für jeden Bogen einer Broschüre oder Komödie. Das Erträgniß dieser Stempelsteuer wurde für die Errichtung einer Lehranstalt zur Bildung der Schullehrer bestimmt.

Wohl hob ein Hofdecret vom 7. September 1791 den Stempel auf Originalzeichnungen und Broschüren auf, behielt ihn aber für den Nachdruck auswärtiger Broschüren und Zeitungen bei, bis endlich ein Hofdecret vom 23. Februar 1792 auch den Nachdruck auswärtiger Broschüren vom Stempel befreite. Mit Patent vom 5. October 1802 wurde für die meisten Kronländer, mit Ausnahme von Ungarn und Italien, ein neues Gesetz über Stempelung der Zeitungen erlassen und mit 1. Januar 1803 in Wirksamkeit gesetzt. Dieses Patent hob alle früheren Stempelvorschriften auf und setzte für alle inländischen Zeitungen, die nicht einen ganzen Bogen im Umfange hatten, einen halben Kreuzer, für alle ausländischen Blätter, die in einem Bogen und darüber erschienen, zwei Kreuzer Stempel fest. Mit Hofdecret vom 1. März (27. Januar) 1811 wurde die Stempelgebühr auf einen, zwei und drei Kreuzer Conventionsmünze erhöht. Das Patent vom 27. Januar 1840 änderte die Besteuerung der Zeitungen wieder dahin, daß für ausländische Blätter zwei Kreuzer, für inländische ein Kreuzer festgesetzt wurde. Das provisorische Gesetz vom 6. September befreite die inländischen Zeitungen von der Stempelpflicht, worauf ihnen die kaiserliche Verordnung vom 3. October 1857 den Stempel wieder aufdrückte, den sie bis heute beibehalten haben.

Reform der Universität, die Donaugesellschaft und deren Mitglieder.

Mit dem Regierungsantritte des Kaisers Maximilian I. begann für die Wiener Universität eine neue Aera. Es trat an die Stelle des nicht mehr lebensfähigen Scholasticismus (spitzfindige Schulweisheit) mit seiner geistlosen Einschulung ein neues, frisches, freies und schöpferisches Betreiben der Studien, das seine Richtung nach den großen Vorbildern der classischen Vergangenheit nahm. Diese Reform ging von dem Landesfürsten aus, wurde von ihm mit allem Eifer betrieben, und es umgab sich derselbe, der mit ganzer Seele der neuen Richtung zugethan war, mit Beiräthen aus gleichgesinnten tüchtigen Persönlichkeiten.

An der Universität wurde nunmehr der Humanismus — die schönen Wissenschaften nämlich, besonders die alten classischen Sprachen, die altgriechische und römische Literatur und Alterthumskunde, also der Inbegriff aller Kenntnisse zur Ausbildung des Menschen — eingeführt, große Gelehrte aus den

vorzüglichsten Städten berufen, und so wurde die Universität zum Mittelpunkte des wissenschaftlichen Lebens in den österreichischen Ländern; die Anzahl der Studenten wurde jener von Paris gleich, und man behauptete, daß sie auch in ihrer wissenschaftlichen Leistung der Sorbonne nicht nachstand. Maximilian, ein eifriger Freund der schönen Künste und Wissenschaften, ehrte die aus ganz Deutschland berufenen berühmtesten Lehrer wie seine Freunde und zeichnete deren Verdienste aus, wie er denn mehrere von ihnen zu Dichtern krönte.

Am 31. October 1501 wurde auf Anregung und nach dem Entwurfe des berühmtesten unter den Wiener Humanisten Konrad Celtes (eigentlich Pickel mit Namen, geb. zu Wipfeld in Franken am 1. Februar 1459, gest. zu Wien 4. Februar 1508) und unter Mitwirkung des hochgelehrten Johann Cuspinian (eigentlich Spießhaimer, geb. zu Schweinfurt in Franken 1473, gest. zu Wien 19. April 1529) vom Kaiser Maximilian das Collegium poëtarum et mathematicorum — Wiener Dichter-Collegium — errichtet und mit besonderen Privilegien ausgestattet. Es bestand in zwei Abtheilungen; die eine, untere, umfaßte realistische Fächer, besonders Mathematik, Astronomie, Physik, die andere, obere, Poetik und Rhetorik. Celtes, der geistige Urheber der Anstalt (einer Art fünften Facultät, wenngleich sie in Verbindung mit der artistischen Facultät zur Universität gehörte), wurde als Director ernannt. Die Localitäten befanden sich in den großen Räumlichkeiten des St. Anna-Klosters in der Annagasse. Nach Absolvirung der sämmtlichen vorgeschriebenen humanistischen Studien war eine strenge Prüfung zu bestehen; die ausgezeichnetsten Schüler wurden zu Dichtern gekrönt, d. h. mit dem Lorbeer, dem Zeichen ihrer erlangten Meisterschaft, bekränzt, darüber ein Diplom ausgestellt und dasselbe mit dem besonderen Siegel des Collegiums (den auf der Flöte blasenden Mercurius und den schlangentödtenden Apollo, wie die Unterschrift: Sigillum Collegii poëtarum Viennae zeigend) bekräftigt. Da bei der Dichterkrönung außer dem Lorbeerkranz auch Scepter, Birret (biretum, viereckige Mütze, den akademischen Würdegrad andeutend) und Ring, wie bei einer Doctor-Creirung, vorkamen, so galt sie auch als eine Mitübertragung des philosophischen Doctorgrades.



Der Fenstergucker am alten Kärntnerthor (Seite 636.)

Bis dahin hatte nur der Kaiser das Recht der Dichterkrönung geübt, nur in Italien war es durch denselben an Pfalzgrafen (Verwalter und Richter einzelner

Provinzen im Namen des Kaisers) übertragen worden. Im Privilegium über die Errichtung des Wiener Dichter-Collegiums wurde dieses Recht von Maximilian, ohne daß er selbst sich dessen entäußerte, an Konrad Celtes persönlich als Vorsteher des Collegiums, und für die Folge auf seinen jedesmaligen Nachfolger im Vorsteheramte ertheilt. Schon vor Errichtung des Dichter-Collegiums hatte der Kaiser einige Dichterkrönungen vorgenommen; unmittelbar nach den Exequien seines Vaters krönte er den einundzwanzigjährigen Cuspinian, dann den gelehrten Professor Jakob Locher (gest. in Ingolstadt 1523), den Humanisten Vincenz Longinus Eleutherius (eigentlich Lang, aus Freistadt in Schlesien), welchen Celtes als seinen Amtsgenossen im Dichter-Collegium sich auserwählt hatte. Diese dritte Krönung geschah 1501 zu Linz; Celtes hatte zur Feier dieses Tages ein Singspiel: „Ludus Dianae" gedichtet, welches dort aufgeführt wurde; Celtes selbst war mitagirend. Der Kaiser krönte ferner 1505 den Humanisten Johann Panaetianus aus Böhmen, Zögling des Dichter-Collegiums.

Die einzige Dichterkrönung, welche Celtes selbst in Folge des erhaltenen Privilegiums vornahm, wurde im Jahre 1502 seinem Freunde Johann Stabius (eigentlich Stab, geb. zu Steier in Oberösterreich, kaiserlicher Historiograph, vorzüglicher Astronom und Geograph, Domdechant bei St. Stefan, gest. in Graz 1. Januar 1522), Leiter der mathematischen Abtheilung des Dichter-Collegiums, für ein versificirtes Leben des heiligen Coloman zu Theil. Alle weiteren Dichterkrönungen wurden nicht von dem Vorsteher des Dichter-Collegiums, das seit dem Tode seines Urhebers Celtes 1508 eingegangen war, vorgenommen, sondern von Kaiser Maximilian selbst. Die sämmtlich der Wiener Hochschule angehörigen gekrönten Dichter waren: 1508 Thomas Velocianus (eigentlich Resch, geb. in Krems, Rector, Canonicus von St. Stefan, gest. in Wien 1520); 1514 Joachim Badianus (Watt, geb. St. Gallen 1484, gest. 1551); 1515 Janus Hadelius (Hadel, geb. in Niedersachsen, renommirter Improvisator, Wanderdichter, gest. um 1518); 1516 Rudolf Agricola (eigentlich Baumann, geb. in Baiern, Professor der Poetik und Rhetorik in Wien, gest. in Krakau 1521); etwa krönte der Kaiser auch Georg Loges (eigentlich Logan, geb. in Breslau, König Ferdinand's I. geheimer Rath, Doctor des canonischen Rechts, gest. als Canonicus in Breslau 1553).

Durch Celtes wurde in Wien ein zweites humanistisches Institut in's Leben gerufen, das ebenfalls mit seinem Tode (1508) wieder einging. Die Literaria Sodalitas Danubiana — Gelehrte Donaugesellschaft. Sie war eine freie Vereinigung gelehrter Männer zur Verbreitung und Pflege des Humanismus, eine Art Akademie der Wissenschaften, mit einem von der Gesellschaft selbst gewählten Präsidenten und Geschäftsleiter. Es waren von Celtes bereits in verschiedenen Gegenden derartige „Sodalitäten" (geistige Genossenschaften) in's Leben gerufen worden, wie er auch der Schöpfer der Donaugesellschaft in Ofen gewesen, deren Sitz er, als er 1497 nach Wien übersiedelte, in diese Hauptstadt verlegte, wobei ihn wesentlich die kaiserlichen Räthe Johann Fuchsmagen (geb. zu Hall in Tirol, gest. in Wien in seinem Hause, heute Göttweihergasse Nr. 1, Spiegelgasse 11, alt 1088, am 3. Mai 1510 und im Dorotheerkloster begraben) und Johann Krachenberger, genannt Graccus Pierius, kaiserlicher Protonotar, ausgezeichneter Sprachforscher (geb. in Passau, gest. in Wien 1517), unterstützten.

Die Gelehrte Donaugesellschaft konnte als eine Art Hofakademie, ähnlich der, welche Karl der Große in seiner Umgebung geschaffen, betrachtet werden. Präsident Krachenberger vertrat gewissermaßen die Stelle des Fürsten; Cuspinian, Superintendent der Universität, Stabius, der kaiserliche Historiograph, leiteten neben Celtes, dem geistigen Haupte des Vereines, die Geschäfte. Juristen, Aerzte, Philosophen bildeten die Genossenschaft, das Theologische fand in dem kaiserlichen Hofcaplan Ladislaus Suntheim (einem genauen Kenner der genealogischen

Geschichte, geb. in Ravensburg, gest. als Canonicus der Stefanskirche 1512, Besitzer des Hauses Nr. 3, alt 794, in der Riemerstraße) den Vertreter.

Im Hause Cuspinian's in der Singerstraße (heute Nr. 10, alt 897, Ecke der Liliengasse) oder in seiner bei Wien gelegenen reizenden Villa Felicianum versammelten sich die Sodales von Zeit zu Zeit zu wissenschaftlichen Besprechungen und geselligem Verkehr. Das Andenken daran ist in dem vorerwähnten Hause der Singerstraße, welches Cuspinian von Neuem aufbaute, und das den Schild „zum weißen Rössel" (später steinernen, endlich goldenen Rössel) führte, durch drei marmorne Inschriftsteine erhalten, welche lauten:

1. Joannes Cuspinianus Francus orientalis, Praefectus Gymnasii Viennensis, Sibi Annaeque Conjugi ac Liberis Chariss. grataeque Posteritati hanc Domum extruebat Anno MDX Maximil. Imper.

2. Imp. Caes. Aug. Maximilianus Friederici III. Fil. Archidux Austriae Liberales Literas Viennam invenit, Gymnasium Viris illustribus exornavit, Imperatorias Leges adduxit, Barbariem e Germania sustulit ac Militarem Disciplinam Germanos docuit.

3. Cuspinianus Sodalitatis Literariae Danubianae viris eruditiss. in Memoriam Sempiternam f. f. Jan Graccus Pieri's, Joan. Cuspinianus, Joan. Stabius, Conradus Celtes, Theodoricus Ulsenius, Andres. Stiborius, Gabr. Eubolius, Guilhe. Polyms, Joann Burgrius, Ladisl. Suntheim, Steph. Rosin. Heneticus, Musae Novem Charites tres.

Auf der letzten Tafel sind zwölf Namen von Mitgliedern der gelehrten Donaugesellschaft angegeben, welche in einem Wiener Contubernium oder engeren Ausschuß von nur der deutschen Nationalität angehörigen Humanisten vereinigt waren. Die Inschrift rührt aus dem Jahre 1506 her. Die zwölf Contubernates (Gesellschafter) sind in der Weise geordnet, daß Johann Graccus Pierius (Krachenberger) als Präsident an der Spitze steht, neben ihm der Vicepräsident und Hospes (Hauswirth) des Contuberniums Cuspinian, dann folgt der Geschäftsführer Stabius und der eigentliche Stifter des Vereines Celtes. An diese reihen sich nach der Zeit ihres Beitrittes die weiteren acht Sodales: Theodorich Ulsenius (aus Friesland, Vertrauter des Celtes bei seinen geheimen literarischen Arbeiten, Arzt und Dichter in Nürnberg und Linz, gest. 1507); Andreas Stiborius (eigentlich Stöberl, geb. in Oettingen, Professor der Mathematik und Astronomie an der Universität in Wien, Canonicus bei St. Stefan, Pfarrer in Stockerau, woselbst er am 3. September 1515 starb); Gabriel Eubolius (eigentlich Gutrather, geb. zu Laufen im Salzburgischen, Universitäts-Rector, Syndicus der Stadt Wien, 1521 Bürgermeister, gest. 9. Februar 1527); Wilhelm Polymnius (eigentlich Pullinger, geb. zu Würting in Baiern, Doctor der Medicin und Rector in Wien, Leibarzt Max, I., gest. 1534); Johann Burger (aus Eggenburg in Niederösterreich, Professor, Rector, gest. 1508); Ladislaus Suntheim; Stefan Rosinus (eigentlich Rössel, geb. in Schwaben, kaiserlicher Hofcaplan, ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, gest. 1533); endlich Heinrich Euticus (eigentlich Geradwol, geb. in Augsburg, Doctor der Medicin, Wanderarzt an der Donau, Dichter, gest. in Frankfurt 1507).

Man ersieht aus diesem Verzeichnisse wie aus dem Schlußsatze der Inschrift „Musae Novem. Charites tres", daß das Contubernium gerade aus zwölf Mitgliedern bestand. Es gehörten indeß zur Donaugesellschaft noch andere Humanisten als Mitglieder, so der Wiener Arzt Johann Tichtel (geb. in Grein, Besitzer der Häuser Nr. 5, alt 920, auf dem Franciscanerplatz und Nr. 5, alt 508, in der Sterngasse), der Mitvorsteher des Collegium poetarum und gekrönte Dichter Vinzenz Longinus Eleutherius (Lang aus Freistadt in Schlesien), die Humanisten Thomas Velocianus (Resch aus Krems), Georg Collimitius

gentlich Tannstetter von Thannau, geb. zu Rain in Baiern 1482, Doctor : Medicin, kaiserlicher Rath und Leibarzt in Wien, wo er ein schönes Haus mit ırten in der Weihburggasse, heute Nr. 21, alt 914, besaß, gest. in Wiener-ıustadt am 26. März 1535), ferner der Schwabe Johannes Foeniseca gentlich Maber) aus Augsburg, ein des Griechischen kundiger Polyhistor (Viel-ehrter), der in Wien um 1494 den classischen Studien obgelegen hatte.

Zu den weiteren, außerhalb Wien wohnenden Sodales sind noch zu rechnen: · gekrönte Dichter Magister Jakob Canter aus Friesland (vielleicht der bereits wähnte Wunderknabe Andreas selbst), der in Böhmisch-Krumau lebte, Magister ter Tritonius aus Brixen in Tirol, daselbst ausgezeichneter Musiker und mponist, 1507 in Wien verweilend; Graf Bernhard von Waldkirch in ıgsburg und endlich die berühmten und in den classischen Sprachen wohl wanderten Patrizier Willibald Pirkeimer in Nürnberg und Konrad Peu-nger in Augsburg, Beide mit Celtes innig befreundet und die bei en Wiener Besuchen bei dem Kanzler Marcus Treitzsauerwein (Besitzer · Häuser heute Nr. 10 und 11, Graben, alt 281 und 282, Ecke der Nagler-se) wohnten. Die übrigen namhaften Wiener Humanisten und Dichter, wie ıdolf Agricola, Udalrich Fabri (eigentlich Schmidts, geb. zu Thornberg der Schweiz, Schullehrer in Klosterneuburg, dann Doctor und Professor der edicin in Wien, Rector, Besitzer des Hauses heute Nr. 11, alt 743, Sonnen-sgasse, wo er 1544 gestorben); Doctor Philipp Gundel (geb. in Baiern 1493, ühmter Jurist, Rector der Universität, Besitzer der Häuser am Graben heute Nr. 10, 281, im Tiefen Graben Nr. 29, alt 171; gest. in Wien den 4. September 1567). org Logus, Velius Ursinus und Joachim Vadianus waren keine Sodales, ın ihre Wirksamkeit an der Universität beginnt erst dann, als bereits die Donau-ellschaft aufgelöst war.

Von den Vorstehenden ist in Wien, in Folge recht abenteuerlicher Meinungen, ız besonders Kaspar Ursinus Velius denkwürdig geworden. Kaspar Vel r Beiname Ursinus ist nicht, wie unrichtig gemeint wird, aus „Ursing“ inifirt worden, sondern stammt von Ursa und bedeutet „der Nordmann“) war ı 6. April 1493 zu Schweidnitz in Schlesien geboren, kam 1515 nach Wien d zählte bald zu den ersten dichterischen Berühmtheiten an der Wiener Universität. iser Maximilian schmückte ihn mit dem Dichterlorbeer und erhob ihn zu seinem ıeimen Rath; Ferdinand I. ernannte ihn zu seinem Historiographen und vertraute n die Erziehung seines Sohnes Maximilian II. an. Der große Gelehrte Erasmus n Rotterdam, mit dem Velius in stetem brieflichen Verkehre stand, nennt sen lateinische Gedichte voll von Genie, Feuer und zartem Gefühle. Sein chtigstes Werk ist das über den ungarischen Krieg; es enthält auch eine Beschrei-ıng von Wien, wie es zur Zeit der ersten Türkenbelagerung aussah.

Noch im besten Mannesalter stehend, endigte Velius am 5. Mai 1538 f eine räthselhafte Weise sein Leben — er war plötzlich verschwunden. Man rmuthete, er sei durch einen unglücklichen Zufall in die Donau gestürzt und runken; Andere behaupteten dagegen, er habe absichtlich den Tod gesucht, tweder sich in der Donau ertränkt oder sich an einem einsamen Orte im Walde rgiftet. Als Beweggrund wurde angegeben, daß die Quälereien und Liderlich-ten seines schlechten Weibes ihn in den Tod getrieben. Ein Zeitgenosse, der elgier Adrian Mar, machte darauf ein lateinisches Epigramm, welches in deutscher prache lautet: „Die Art der Gattin nicht ertragend, stürzte sich Velius in den ter (keltischer Name der Donau) und trank den Tod mit gierigem Mund; wirst n denn, Weib, den geweihten Dichtern immer feindlich sein und nicht gesättigt durch n orphäischen Tod?“ (Orpheus wurde nach der Mythologie von bacchantischen leibern zerrissen).

Velius wird ferner mit jenem interessanten alten Steinbilde in Verbindung gebracht, das Brustbild eines studirenden Mannes vorstellend, welches sich im Bogen des rechtsseitigen Gehthores des Kärntnerthores bis zu dessen Abtragung befand, heute aber im Material-Depot der Stadt Wien hinterlegt ist, und das im Volksmunde die Bezeichnung „der Fenstergucker“ führt. Es soll nämlich das Eckhaus der Kärntnerstraße (alt 1038, später Nr. 42), das den Schild „Zum fliegenden Rössel“ und wirklich ein solches Thier, etwa den Pegasus vorstellend, aus Stein gehauen an der Seite des Hauses, die gegen den Kärntnerthurm und das Thor ging, trug, Eigenthum des Velius gewesen und ihm zu Ehren seine Büste am Kärntnerthore angebracht worden sein. Dies ist aber entschieden unrichtig. Vorgenanntes Haus, anfangs „Zum Meer-Rössel“ (Wallroß, Art Seehund) genannt, das später von den Wienern in „Fliegendes Rössel“ verwandelt wurde, gehörte niemals dem Velius, es besaß jedoch seine Gattin Anna, Witwe des Doctors Georg Besserer, in der Cölnerhofgasse das Haus Nr. 4 (Grashofgasse 2, alt 739). Und so erscheint jene Muthmaßung als einzig richtige, welche das vorerwähnte Brustbild als jenes des Bonifaz Wolmuth, Baumeister des Thores 1547, erklärt. (Bild Seite 632.) Es wird bei späterer Gelegenheit darüber gesprochen werden.

Nicht uninteressant mag sein, daß Velius seinen Mannesmuth zu Wien in einem ritterlichen Zweikampfe bethätigte gegen einen Spötter, der ihn mit dem damals den Schlesiern zugelegten Spottnamen „Eselsfresser“ neckte. Es konnte auch in jenen Zeiten für die Schlesier keine ärgere Schmach geben, als mit dieser Bezeichnung versehen zu werden. Dieser alte Schimpfname hing ihnen schon seit den Zeiten ihrer ersten Volksbildung an; es wurde ihnen aufgebracht, daß sie damals eine Eselin für einen großen Hasen hielten und verspeisten. Nach besserer Meinung ging einst eine Gesandtschaft aus Schlesien nach Wien ab und nahm als Geschenk für den Landesfürsten eine plastisch gearbeitete Gruppe aus Silber mit, vorstellend die Geburt Christi. Da sie aber lange warten mußte, bevor sie beim Herzoge von Oesterreich Gehör finden konnte, sei ihr die Zehrung ausgegangen und sie wäre genöthigt gewesen, den silbernen Esel aus der Gruppe zu verkaufen, um von dem Erlöse leben zu können. Die richtigste Erklärung jedoch leitet sich von dem ergiebigen Bergwerke bei Reichenstein her, welches „der goldene Esel“ genannt wurde. Die Bergleute ließen aber zu diesem Gebirge keinen Fremden als Arbeiter zu, und so sagten denn die Ausländer: „daß die Schlesier derart auf den goldenen Esel erpicht seien, daß sie ihn ganz allein auffressen wollten“. Bis heute ist die witzige epigrammatische Entgegnung des Velius erhalten geblieben, welche lautet: „Bitter verhöhnst Du uns, daß wir die Esel verschlingen: ist die Sage gewiß, Freund, so nimm Dich nur selber in Acht!“ Die letzte Persönlichkeit, welche oft den Spottnamen „Eselsfresser“ hören mußte, war der berühmte Hanswurst in Wien, Josef Anton Stranitzky (geb. 1676, gest. 1726). Einstmals gab er einem solchen Witzling die Frage zurück: „Seid Ihr schon einmal in Schlesien gewesen?“ — Und als dies bejaht wurde, meinte er ruhig: „Nun, dann ist's das größte Wunder, daß die Schlesier Euch nicht gefressen haben!“

Georg Collimitius, eigentlich Tannstetter, versuchte, als nach dem Tode des Celtes das poetische Collegium und die Donaugesellschaft eingegangen waren, wenigstens die eine Richtung dieser Vereine zu erhalten, indem er eine mathematisch-astronomische Societät gründete, die nach dem Stifter Collimitiana genannt wurde. Aber der Verein bestand nicht lange.

Noch eines Freundes der Künste und Wissenschaften, eines bedeutsamen Gönners der Humanisten muß Erwähnung gethan werden; es ist dies der Bischof von Wien Georg Slatkonia (wörtlich goldenes Roß, das er auch in seinem Wappen führte, wie er auch im Kreise der Humanisten den gleichbedeutenden Namen Chrysippus führte). Er war in Laibach geboren, ein berühmter Theologe, ausübender

[T]onkünstler und reger Beförderer der Kirchenmusik, Kapellmeister der kaiserlichen [H]ofkapelle, Dichter und Schriftsteller. Er war ferner ein besonderer Liebhaber [de]r Malerei, so daß er im Jahre 1518 durch Albrecht Dürer ein großes [B]ild „Tod der heiligen Maria" zum Gedächtniß an den frühen Hingang von [M]aximilian's erster Gemalin, Maria von Burgund, malen ließ. Slatkonia [er]scheint selbst im weißen Chorgewand mit seinen Wappen und einer Inschrift auf [de]m Gemälde. Von den das Sterbelager der heiligen Maria umgebenden betenden [P]ersonen sind einigen die Gesichtszüge von Zeitgenossen des Malers beigelegt; es [ko]mmen nicht nur die Porträte des Kaisers Maximilian I. und seines Enkels [P]hilipp von Burgund, sondern auch die des Johann Stabius und Cuspinian vor. Das Gemälde befand sich später in der gräflich Fries'schen Sammlung in Wien; [al]s dieselbe 1824 verauctionirt wurde, soll es nach England gekommen sein, neueste [N]achrichten wollen wissen, es befände sich nunmehr am Hochaltar einer St. Wolfgangs[kir]che, in Oberösterreich.) Dürer's Handzeichnung und Holzschnitt vom Jahre 1510, [M]aria's Tod darstellend, ohne die zahlreiche Umgebung, sind jedenfalls als Grund[la]ge des Gemäldes zu betrachten. Eine Copie des letzteren mit bedeutenden Aende[ru]ngen, aber von gleicher Größe, befindet sich in der fürstlich Liechtenstein'schen [S]ammlung zu Sebenstein; dasselbe hatte Andreas Mosmüller, Probst von [Kl]osterneuburg, 1627 malen und darauf sich selbst mit seinem Wappen anstatt des [Ge]org Slatkonia und dessen Wappen darstellen lassen.

Georg Slatkonia war es, der, vom Kaiser Maximilian I. 1513 zum [Bi]schof von Wien ernannt, kurz nach dem Antritte seines Amtes das feierliche [Lei]chenbegängniß Friedrich's IV. vollzog, ebenso die Uebertragung seines Leich[na]ms aus der Gruft in das herrliche Marmor-Mausoleum. Er weihte 1514 die [Ka]pelle im Melkerhof ein und übertrug die irdischen Reste Kaiser Friedrich's [de]s Schönen, dessen Andenken Maximilian I. ungemein theuer war in der [Ka]rthause zu Mauerbach in eine anständigere Ruhestätte. Er traute am 22. Juli 1515 [zu] St. Stefan den Erzherzog Ferdinand mit der Prinzessin Anna und den [un]garischen Königssohn Ludwig mit Erzherzogin Maria. Slatkonia starb [2]. April 1522. Schon während seines Lebens ließ er sich sein Grabmal machen; [es] befindet sich im linken vordern Seitenschiff (auch Frauenchor genannt) der [S]tefanskirche, links vom St. Antons-Altar, versehen mit einer passenden Grab[sch]rift. Das Denkmal trägt sein Bildniß. Dasselbe befindet sich auch auf den [ne]ben dem Hochaltar gelegenen, für die Domherren und Kurpriester bestimmten, [he]rrlich geschnitzten Chorstühlen (etwa vom Bildhauer Johann Khuen verfertigt).

Außerhalb der sogenannten Liechtenstein- oder Kreuzkapelle in der [S]tefanskirche befindet sich der Grabstein des berühmten Johann Cuspinian; [de]rselbe zeigt ihn mit dem breiten Barett auf dem Kopfe, die Hände auf Bücher [ge]stützt. Neben ihm befinden sich seine beiden Gattinnen Anna und Agnes [(l]etztere besaß das Haus heute Nr. 5, alt 907, in der Weihburggasse) mit zwei [S]childen: der zur rechten Seite, wo die Frau Anna, mit einer abenteuerlichen [G]estalt, eine Sense in der Hand (Sinnbild des Todes), auf dem andern, der [A]gnes ein L in einem S verschlungen. Unter der Hauptinschrift ist die ganze [F]amilie sitzend abgebildet. Ober dem sitzenden Cuspinian ein Bogen, worüber [zw]ei Schilde: in dem einen ein Arm mit Schwert, in dem andern die Buch[st]aben C. M.

Auch Celtes Grabstein befindet sich in der Stefanskirche, und zwar an der [ä]ußeren Ostseite des unausgebauten Thurmes, neben dem sogenannten Adlerthore, [ge]ziert mit dem im Hochrelief gearbeiteten Brustbilde des Dichters, mit langen, [ge]scheitelten und gelockten Haaren, auf dem Haupte den Lorbeerkranz. Das rundliche, [b]artlose Gesicht ist offenbar ein getreues Porträt, etwa in halber Lebensgröße. Vom Halse über die Brust fällt ein faltenreicher Talar, der auch die ausgebreiteten

Arme bedeckt; die Hände ruhen beiderseits auf je drei Bänden seiner Werke. In den beiden oberen Ecken zu beiden Seiten des Bildnisses ist je ein Bündel von Fruchtzweigen angebracht, meist längliche Früchte wie Feigen, einzelne runde und das Blattwerk wie von Apfelsinen (Abart des Pomeranzenbaumes). Diese Art der Verzierung, ebenso auch die äußere Form der beiden Schrifttafeln weiter unten, ist der Art römischer Grabsteine nachgebildet.

Eine Seltsamkeit dieses Grabsteines bildet der größere, zwischen den beiden Schrifttafeln bleibende Raum. Zu beiden Seiten stehen zwei Pilaster (Wandpfeiler), die auf der unteren Tafel aufsitzen und die obere zu tragen scheinen. Auf deren Schäften ruht eine Art canellirter (mit Hohlkehlen versehener) Kämpfer und dann erst die geschwungene Deckplatte des Capitäls (Säulenkopfes), mit einer Rosette in der Mitte geziert. In die nach innen gewendete Seite dieser Platten erscheinen Ringe eingezogen, an denen eine Guirlande und daran wieder ein Kranz von Lorbeerblättern hängt. In dem letzteren nun erscheint ein griechisches Kreuz mit vier Buchstaben zwischen seinen Armen: $\frac{\text{v}}{\text{v}}\Big|\frac{\text{i}}{\text{o}}$. Darunter liegen noch drei, jetzt verstümmelte Buchbände. Von jenen zwei Ringen hängt ferner noch beiderseits je eine Schnur senkrecht herab, an welcher zu dreien Malen je drei nahezu runde Früchte oder Knollen angereiht sind oder doch waren, denn die beiden unteren Gruppen sind herabgefallen, wie deutlich ersichtlich. Genau unter diesen beiden Schnüren sieht man zwei Gefäße, deren eines, das zur Linken, die Gestalt eines Kirchenlämpchens, das andere die eines Kochtiegels mit Füßen und Henkel zeigt.

Was das Kreuz mit den Buchstaben betrifft, so ist dasselbe zweifelsohne eine mehrdeutige Spielerei, wie sie von den Gelehrten jener Tage geliebt wurde. Der Erfinder war wohl einer von Celtes' Freunden, der andeuten wollte, es sage der Dichter in dem vivo „ich lebe, wenngleich ich todt bin". Sagt doch Celtes in der Grabschrift auf sich selbst, daß er „zwar todt, doch für lange Zeiten lebendig mit gelehrten Männern Zwiesprache halten werde durch seine Schriften". Auch die fromme Meinung kann es als das altchristliche „vivo in Christo" (ich lebe in Christus) oder „vivo sub cruce" (ich lebe unter dem Kreuze) deuten. Es könnte auch ferner, von unten hinauf gelesen, bedeuten: „vovi" (ich habe es gewidmet, geweiht).

Die vorerläuterten Grabsteinporträte Cuspinian, Slatkonia, Celtes sind hier (Bild Seite 640) in genauer Nachahmung aneinandergereiht, zu erblicken.

Ein hochinteressantes und werthvolles Andenken an den Mann, welcher die ersten Samenkörner der classischen Studien an der Wiener Universität ausgestreut, besitzt diese Letztere in der sogenannten Celtes-Cista (Kästchen). Es war im Jahre 1877, als der Wiener Universitäts-Rector, Hofrath Professor Karl Langer, in einem entlegenen Archivwinkel, bei den Trommeln und dem Schellenbaum, mit welchem die Wiener Studenten im Jahre 1809 ausmarschirten, um das Vaterland zu vertheidigen, mit demselben guten Willen, den sie einst in den Zeiten der Türkennoth bewahrten, eine ganz mit Staub bedeckte hölzerne Cistula (Kästchen) fand. Das auf dem Deckel angeheftete Pergamentblatt trug eine alte authentische Inschrift in gothischer Minuskel (Buchdrucker-Kleinschrift) aus dem Jahre 1508 und diese gab als Inhalt des Kistchens an: Privilegia des Kaisers Maximilian für Celtes in Bezug auf die Dichterkrönung, den dazu gehörigen silbernen Lorbeerkranz und das silberne Sigillum. Das Behältniß war wohl angefüllt mit Schriftstücken aus früherer und späterer Zeit, aber von dem kaiserlichen Privilegium, dem Celtes'schen Testamente, dem Lorbeerkranz, dem Siegel, welche Dinge zweifelsohne in dem abgesonderten unteren Boden gewesen waren, fand sich nichts vor. Möglicherweise war das seltene Geräthe im Jahre 1811 der Silbereinlösung zum Opfer gefallen.

Die Cistula, in ihrer Grundform ein einfacher Kubus (Würfel) von je 1 Centimeter Länge, hat ein hochkünstlerisches Interesse durch die Farbenbilder in Tempera, welche an den vier äußeren Wänden angebracht sind. Die Vorder- und die Rückseite zeigen Wappen, einerseits den österreichischen Bindenschild, anderseits den kaiserlichen Adler auf gelbem Grunde, der im Herzschilde rechts den österreichischen, links den sechsmal von Gold und Blau schrägrechts getheilten Schild, das alte Wappen von Burgund, führt. Bei den anderen Seiten erscheint links die Philosophie thronend (so wie sie Albrecht Dürer für Celtes gezeichnet und wie sie der Dichter zuerst in der Ausgabe seiner Libri amorum, den Reisebildern in ovidischer Manier, veröffentlicht hat); auf der rechten Seite erscheint Apollo, auf dem Parnasse unter dem Lorbeerbaume sitzend und geigend (ebenfalls Dürer'sche Erfindung), ähnlich dem Holzschnitte in der Celtes'schen Ausgabe der Melopoian vom Jahre 1507, einem höchst interessanten Musikwerke mit Composition und Notendruck von dem Tiroler Tritonius. Ein weißer Schild, welcher unter dem Pergamentzettel auf dem Deckel erscheint, trägt das griechische Kreuz mit dem Zeichen vivo wie auf dem vorbeschriebenen Grabstein.

Was den ursprünglichen Inhalt der Ciste anbelangt, war der silberne Lorbeerkranz darin nicht derjenige, welchen Celtes als der Erste unter den Deutschen aus der Hand Kaiser Friedrich's III. empfangen hatte, und zwar im Jahre 1487 auf Fürsprache des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen auf der Veste zu Nürnberg, genannt das „deutsche Capitol" (Hauptburg); diese Krönung zum Dichter erfolgte gewiß mittelst grüner, frischer Lorbeerzweige. Als später Kaiser Maximilian dem Celtes, als Vorsteher des Collegium poetarum, die Gerechtsame der Dichterkrönungen verlieh, gab der Monarch zu diesem Zwecke und zur Ausübung der Vergabung den silbernen Lorbeerkranz und die anderen Insignien, welche einst die Cista barg.

Glücklicherweise hat man davon eine ziemlich getreue Abbildung in einem Holzschnitte des Meisters Hanns Burgkmair von Augsburg in dem Buche des Celtes „Laudes et victoria de Boemannis etc. 1505". Wir sehen darauf zunächst eine Art Scepter (wohl richtiger oder wenigstens zugleich der Stiel des Petschaft), auslaufend in einen kaiserlichen Doppeladler, der in seinen Schnäbeln den einen Kranz hält; es ist an den Knoten des Stabes mit den Wappen der sieben Kurfürsten geziert. Darunter erscheint der Ring und das Birret, wie sie auch bei der Doctor-Promovirung (Beförderung) gebräuchlich waren, und das Siegel des Dichter-Collegiums mit Mercur und Apoll dem Schlangentödter. Endlich der silberne Kranz, auf dessen Stirnplatte das kaiserliche Wappenschild, von Apollo und Pallas gehalten, dargestellt ist. Celtes legte dem Privilegium und diesen Insignien so hohen Werth bei, daß er unter allen seinen Besitzthümern in seinem Testamente zuerst über dieselben verfügte.

Die ersten Wiener Buchhändler.

Die Buchführer, wie man in jenen Tagen die Buchhändler hieß, weil sie Bücher im Laden führten oder selbe im Lande umführten, waren in früherer Zeit namentlich jene, welche Andachtsbücher verkauften. Sie unterstanden der Jurisdiction der Universität, und wurde namentlich denen von Wien unter'm 25. Mai 1628 jeder weitere Eingriff in dieselbe untersagt. Urkundlich erscheinen in der ersten Zeit folgende Personen: Hanns Hüffel, 1491, 1502, besaß ein

Haus auf dem Alten Fleischmarkt; Georg Walich, 1494, in der Wildwerkerstraße; Johann Hüffel, 1502, am Alten Fleischmarkt (Nr. 12, Wolfengasse 1, alt 693 und 694); Leonhard Alantsee, 1511, 1512, 1525, ein Haus in der Bäckerstraße, Nr. 5 neu (alt 753), dann das Haus Brandstatt Nr. 2 (alt 629); Michael Alantsee, 1525, das Haus in der Bäckerstraße Nr. 5 (Sonnenfelsgasse 6, alt 753); Johann Metzger, 1511, 1524 und 1543, in der Bäckerstraße Nr. 11 (Sonnenfelsgasse 12, alt 756); Paul Strasser, 1543, in der Schulerstraße; Hanns Lybe, 1552, das Haus Nr. 11 (alt 681) in der Schönlaterngasse; Georg Schilcher, 1561, das Haus in der Wollzeil Nr. 14 (Schulerstraße 9, alt 862); dieser Letztere brachte die Stadtbibliothek in Ordnung. Da wir schon von den Hausherren sprechen, muß doch auch des „Buchschreibers" (Schriftstellers) Georg Pettenberger gedacht werden, der 1459 das Haus Nr. 1 (alt 666) in der Postgasse besaß. Buchbinder Wolfgang Stiblreiter besaß 1521 das Haus Nr. 11 (alt 681) in der Schönlaterngasse.

Die berühmtesten aller dieser „Buchführer" waren die aus der Gegend von Augsburg gebürtigen Brüder Leonhard und Lucas Alantsee, welche ihren Buchladen in dem uralten Hause Eck der Rothenthurmstraße und des Stefansplatzes, Brandstätte Nr. 2, Rothenthurmstraße Nr. 3 (alt 629) hatten. Sie sind die ersten und bedeutendsten Wiener Buchhändler älterer Zeit, trieben schon zu Augsburg Buchhandel, ließen sich aber um 1505 bleibend in Wien nieder, woselbst sie einen ansehnlichen und ausgebreiteten Buchhandel errichteten. Sie trieben auch auswärtige Geschäfte und reisten öfter nach Venedig, um Bücher zu kaufen. 1511 ließen sie das erste Werk zum Selbstverlag drucken; es führte den Titel: De flenda Cruce Baptistae Rhegiensis Episcopi Carmen tam elegans quam devotum etc. Ihre vollständigste Unterschrift (Firma) war: Leonhardus et Frater ejus Lucas Alantsee, Cives et Bibliopolae Viennenses, Caesarisque et rerum Casarearum Studiosissimi, hos Augustalos libellos prodire volverunt in lucem, expensis suis, Imprimentibus, eos ex typis effigiantibus. Diese ausführliche Unterschrift kommt jedoch nur auf wenigen Werken vor. Uebrigens verlegten sie sowohl bei Hanns Winterburger, wie auch bei Hieronymus Vietor und Johann Singriener (Singrenius). Am Schlusse ihrer Ausgabe war entweder ihre Chiffre im Ringe oder ein Stock angebracht, der ein einfaches Wappen mit ihrer Chiffre enthielt, das von zwei Greifen gehalten wurde und auf welchem ein Baum stand. Das Ganze war mit schön verziertem Rande umgeben, wobei sich Genien auf rebenumwundenen Bäumen schaukelten.



Die Grabsteinbilder: Cuspinian, Slatkonia, Celtes. (Seite 638.)

Als Corrector und Revisor der aus den Officinen der Buchdrucker Hieronymus Liebenthal und Johann Singriener hervorgehenden Verlagswerke der Gebrüder Alantsee fungirte der später als Beförderer des Lutherthums in Straßburg so thätige Nikolaus Gerbel (aus Pforzheim, gest. 1560), damals Student in Wien und Schüler des Celtes bis zum Jahre 1520.

Der ältere Bruder, Leonhard, starb den 7. Januar 1518. Sein Grabstein befand sich auf dem Stefansfriedhofe mit der Inschrift: „Anno 1518 den 7. Tag Jenners ist gestorben der erber Lienhardt Alandtsee, Burger und Buechfuehrer zu Wienn". Dabei war sein Wappen mit einem Fische angebracht.

ider ging dieser merkwürdige Grabstein bei Aufhebung des Kirchhofes verloren.)
seinem Testamente, den 14. Juli 1517 errichtet, hatte er sein bedeutendes
:mögen, sowie sein Haus zwischen seiner Gattin Margaretha und seinem
uder Lucas getheilt, aber auch zehn armen Priestern so viele Breviere und
ı anderen so viele Missale aus seinem Verlage verschafft.

Nunmehr setzte Lucas Alantsee die Buchhandlung allein fort. Er hatte
ıdien und gab sich den Beinamen Tegniphilus. In einer Unterschrift (des



Das Haus auf der Brandstätte. (Seite 640—643.)

ındinus) heißt er auch omnium litteratorum Parens (Vater aller Wissen-
ıften). Mitunter wird er auch Nobilis (Edler) genannt; allein vielleicht wegen
em obrigkeitlichen Befehl oder aber aus eigener Bescheidenheit ist auf einem
über geklebten Fleckchen: Providus (in Voraussicht) gedruckt. Vor seinem Tode
reibt der renommirte Arzt Dr. Mathias Cornax in seiner merkwürdigen
ınkengeschichte von einer „Mitburgerin zu Wienn“ (4., 1550 verlegt bei Urban
ıntsee) Folgendes: „Es ist vielen ehrlichen noch lebendigen Leuten wissend,
: Lucas Alantsee ein nahmhaftiger Burger allhie zu Wienn in Gott verschieden,
t man dem nach seinem Begern und der Freundschaft willen die Brust
ffnet im Jahr des Herrn 1522 und befunden, daß das Herz mehr dann halber

verfault und eitrig gewesen." Man hat hier also das erste Beispiel einer facultativen (das Recht dazu gebenden) Leichensection. Er wurde auf dem Stefansfreithofe, dem Zwettlhofe gegenüber, beigesetzt, und aus seinem im December 1522 gemachten Testamente ersieht man sowohl, daß er um das Jahresende mußte gestorben sein, als auch aus dessen Inhalte, daß er es an Vermögen noch über seinen Bruder gebracht hatte.

Er hinterließ einen Sohn Urban, der das Geschäft fortsetzte und Mehreres bei Vietor und Johann Carbo (Hanns Kohl) auflegen ließ. Seiner Unterschrift war anfangs beigesetzt: ingennus et bonae spei juvenis (begabter und hoffnungsvoller Jüngling), dann aber „erber (ehrbarer) Burger zu Wienn". Er besaß auch ein Haus auf dem Graben, starb 1531, wurde zu seinem Vater begraben und überließ, da er kinderlos starb, den Buchhandel seinem Stiefbruder Christof Wech.

Noch ist zu bemerken, daß die Alantsee außer ihren im Selbstverlage erschienenen Werken über dreißig auswärtig, meistens in Venedig, dann auch in Basel und Straßburg, verlegten. Auf den meisten dieser Auflagen ist in der Unterschrift der Ausdruck dictu Leonhardi et Lucae Alantsee gebraucht. Unter ihren Editionen im Selbstverlage sind besonders merkwürdig: Tabulae Eclypsium Magistri Georgii Peuerbachii mit einem kaiserlichen Druckprivilegium mit der Strafe der Confiscation und fünfzig Goldgulden auf Nachdruck oder unberechtigten Verkauf.

Im Buchladen Alantsee's fanden sich stets die hervorragendsten Gelehrten ein; die ausgezeichnetsten Fremden unterließen es nicht, bei ihrem Aufenthalte in Wien daselbst einzusprechen, so z. B. der berühmte Hieronymus Balbi, die gelehrtesten Männer Böhmens, Johann Schlechta von Wschrd (genannt der böhmische Horaz), Bohuslaw Lobkowitz (unter der Bezeichnung „der große Böhme" cosmopolitisch bekannt), der berühmteste Rechtsgelehrte Ungarns, Stefan Verboecz (Verfasser des ersten ordentlichen Gesetzbuches im ungarischen Reiche) u. v. A. Ja, es unterließ selbst Kaiser Maximilian nicht, als er einmal in Wien anwesend war, den berühmten Buchhändler zu besuchen und mancherlei Meinung mit ihm auszutauschen. War doch Maximilian I., als Freund und Kenner der Künste und Wissenschaften, für die Träger der freigebigste Mäcen. Als man ihm eines Tages darüber Vorwürfe machte, antwortete er: „So viel die alten Geschichten besagen, haben die Fürsten von Oesterreich allezeit mehr durch Freigebigkeit als durch's Sparen gewonnen. Ich einmal bin lieber ein Fürst freudiger Menschen als ein angstvoller Zähler todter Geldsäcke. So lasse man denn das fortan, daß man sage, es sei gut, Uns zu dienen, und man möge sich wohl bei Uns erwärmen."

Es mögen hier ganz besonders jene Aussprüche des berühmten Monarchen angeführt werden, die er über typographische Wissenschaft und Kunst, zumeist in Wien, geäußert. So sagte er eines Tages, als man ihm die Frage vorlegte, welcher von den beiden Erfindungen, Schießpulver und Buchdruckerkunst, er den Vorzug gebe, Folgendes: „Es giebt Leute, welche die Bücher mit dem Fluche der Verdammniß belegen; dies sind jene Egoisten, welche bisher die Wissenschaften als ihr alleiniges Erbtheil betrachtet haben und die jeder fortschreitenden Bildung abhold sind. Wir wollen sie mit aller Uns zu Gebote stehenden Macht zu Paaren treiben, denn Wir sind weit entfernt, wissenschaftliche Aufklärung als Feinde der öffentlichen Ruhe unterdrücken zu wollen, Wir benützen sie vielmehr gerne zum Glanze und Glücke Unseres Reiches. Wir verachten nur jene Wissenschaften, die nach Unserer, wenn auch nicht unfehlbaren Ansicht, die Geister mehr verwirren und vom gesunden Verstande ableiten, als sie zum Rechten führen und wahrhaft Nützliches befördern. So ist Unser höchster Stolz nach der Abstammung von Unserem hohen Ahn Rudolf von Habsburg (hier nahm der Kaiser sein Baret ab

ınd neigte sich tief, wie er jedesmal zu thun pflegte, wenn er diesen für ihn so
ıeiligen Namen aussprach), daß Wir eigentlich es gewesen sind, der dem Adel
ıas Beispiel gegeben, die Wissenschaft für seine vorzüglichste Zier zu halten, welche
:r vordem, in den rohen Zeiten des Faustrechtes, auf das tiefste verachtet hatte.
Wir sind ferner nicht wenig darauf stolz, selbst Schriftsteller zu sein, wenn Wir
ıuch für Uns, als eines Monarchen, es unziemlich halten, Unseren Namen dabei
ıerzugeben. (Er dictirte seine Werke, so im Jahre 1514 seinem Secretär Marcus
Treitzsauerwein den „Weißkunig"; ferner das Buch „Von der Natur einiger
Thiere".) Was aber das Schießpulver betrifft, so hat sicherlich der Teufel dem
Erfinder den Gedanken eingegeben. O du erhabene Kraft des Mannes, nun so
ehr entwerthet, daß jeder feige Schurke aus fernem Hinterhalte den Tapfersten
niederstrecken kann; die Ritterschaft ist mit dieser unseligen Erfindung zu Grabe
getragen worden! — Und doch ist es etwas sehr Schönes um eine ordentliche
Arkeley (Artillerie)! Wir haben sie aber auch tüchtig emporgebracht, und von Unserem
Weckauf, Purlepaus, Scharfmetz, Thurnkrätzel und dem Kätterlin (lauter Namen
ıroßer Geschütze) wird man noch lange hin zu reden haben". — Ein andermal
agte er: „Vor Allem schätze ich das Handwerk der Buchführer (Buchhändler), denn
ie sind die Vermittler zwischen dem Geiste und der Lernbegierde".

Was schließlich das Haus (Brandstätte Nr. 2) betrifft, in welchem die
Alantsee ihren Buchladen hatten, so steht es genau noch heute in seiner ursprüng-
ichen Gestalt und führt nach dem seit 1817 bestandenen, erst anfangs der
Siebziger-Jahre entfernten schönen Gewölbsschilde einer Tuchhandlung an der Ecke
ıie Bezeichnung „zum Primas von Ungarn". (Bild Seite 641.) Die Breitseite dieses
Hauses und der unscheinbare Eingang in dasselbe befinden sich auf der rechten
Seite der einstmaligen Brandstatt, nunmehr Gäßchen „Brandstätte" geworden,
ıicht neben dem renommirten Gasthause „zur deutschen Eiche", welches ebenfalls
ıu einem kleinen Weinstübchen einschrumpfte. Der mit dem Wappen der Stadt
ıezierte Thorbogen, durch welchen man unter dem Hause durch die Brandstätte
:am, wurde 1876 abgerissen. Das hohe Giebeldach des Hauses selbst, die breiten,
rüher auf der Brandstatt und im Hofe mit eisernen Schräggittern verwahrten
Fenster, die im ersten Stockwerke eingelassene viereckige kleine Tafel mit dem Kreuz-
schilde der Stadt Wien (der schon Seite 414 erwähnte und 440 abgebildete Mörung-
tein), der winzige Hof mit dem halbrunden Thürmchen, die in einer geraden Linie
aufsteigenden Treppen, die Stuccatur der Decke und mehrere andere Einzelnheiten
der Außenseite und des Innern, wie das verwitterte Aussehen des Hauses weisen noch
auf dessen hohes Alter hin.

Dieses Haus ist ferner um seiner Besitzer willen interessant. Hauptsächlich waren
vornehme Wiener Rathsgeschlechter in dessen Besitz, namentlich die Schänckherl
durch 73 Jahre. Die ältesten bekannten Eigenthümer der beiden Haushälften
waren 1420 die beiden Vettern Hanns Mill und Ulrich Herwart, „des alten
Stadtschreibers Sohn". Später gehörte es, bald zu halben Antheilen, bald unge-
trennt, einer stattlichen Reihe von Eignern, wie dem edlen Siegfried Munczik
oder Müntzke (Gatte der Witwe Mill); dem Erhart Gibing aus einem ver-
möglichen Erbbürgergeschlechte Wiens, das im Wappen das Brustbild eines Türken
führte; dem Heinrich Smausser, einem Nachkommen des Stadtrichters Hanns
Smausser 1357. Erbinnen waren die Töchter desselben, von denen Anna den Rath
Lorenz Taschendorfer ehelichte, welcher zwischen 1480 und 1494 dreimal Stadt-
richter von Wien war und zwei Erbsenschoten (Taschen) als redendes Symbol im
Wappen führte. Im Jahre 1511 gehörte das Haus dem Edelmann Lorenz Saurer,
kaiserlicher Rath und Vicedom in Niederösterreich, 1512 dem Bürger Bas von
Agram; dessen Witwe Appolonia, geborene Leyninger, aus altkärntnerischem
Adel, vermälte sich mit dem berühmten Max Beckh von Leopoldsdorf, Doctor,

Erzherzog Ferdinand's Rath und Kammerprocurator, zuletzt Kanzler der niederösterreichischen Lande (geb. 1490, gest. 1553), der aber die Realität 1523 wieder veräußerte. Im Jahre 1536 gelangte durch Heirat Dr. Johann Pilhammer, kaiserlicher Rath, Leibarzt und Mitglied des inneren Rathes, 1534 und 1535 Bürgermeister von Wien, in den Mitbesitz des Hauses, das er 1546 an Georg Perl um 1900 Pfund Pfennige verkaufte. Letzterer vermachte es 1552 an seine Muhme Anna Schänckherl (Schönkherl, Schangkherl), aus einem wappenberechtigten Bürgergeschlechte Wiens. Andreas Schänckherl zu Perchtoldsdorf erlangte zu Prag 1558 einen Wappenbrief.

Vorerwähnte Erbin des Perl war die Gattin des Lorenz Schänckherl, Mitglied des äußeren Stadtrathes, noch 1494 Rathsherr. Im Jahre 1603 wurde „ein neues Stockl oder zwei Kämmerl aufeinander, darüber ein Dachel ober der Einfahrt, zwischen Schänckherl's Haus und der Stadt neu aufgeführten Gebäu ob dem Thor oder Einfahrt der Brandstatt bewilligt, wofür er 150 Pfund Pfennige zahlte, doch die Durchfahrt für immer zu bleiben". (Also geregeltes Durchhaus.) Im Jahre 1607 erbte es sein Sohn Andreas, nach seinem Ableben dessen Kinder Christof, Valentin und Anna, die Frau des Handelsmannes Michael Glücknecht; durch Vergleich kam das Haus 1614 an den Handelsmann Valentin Schänckherl allein, welcher es 1625 an Veit Schinderl von Imesdorf auf Schönau, kaiserlicher Hofkammerrath, verkaufte.

Von den späteren Inhabern des Hauses sind noch zwei Rathsfamilien hervorzuheben: die Wigand und die Fochy. Johann Georg Wigand, Mitglied des äußeren Rathes und Handelsmann, kaufte das Haus 1650 und hinterließ es seiner Tochter Anna Katharina, Gattin des kaiserl. Reichshofrathskanzlisten Christof Tittl von Tittenberg; von dieser kam es an ihre Tochter Anna Maria, verehelichte Fochy. Dieses ungarische, dann in Wien wohlbegüterte Geschlecht stammte aus Veszprim, wurde schon von den Kaisern Karl V. und Rudolf II. geadelt, von Ferdinand II. in den ungarischen Ritterstand erhoben (1623) und gab der Stadt Wien in Daniel Fochy einen Bürgermeister von 1688 bis 1691, ferner zwei verdiente Aerzte, darunter der kaiserl. Leibmedicus Jakob Ignaz Fochy, welcher 1714 den alten Ritterstand des Heiligen römischen Reiches erlangte. Zum ehrenden Andenken an die beiden Vorgenannten, von denen sich Jakob besonders 1679 während der Pest auszeichnete, wurde in unseren Tagen eine neu entstandene Gasse im Bezirke Sechshaus, außerhalb der Schönbrunner-Linie, Fochygasse benannt. Das „Schänckherhaus" jedoch besaßen sie nicht lange, denn es ging an die Familie Gawet über, welche zwischen 1775 und 1848 Eigenthümer gewesen. Darunter zählte Franz Gawet, der ausgezeichnete Kunstkenner, Sammler und Landschaftskünstler. Die gegenwärtige Besitzerin ist Frau Ludovica Saal; ihrer Pietät für das interessante alte Haus ist die Erhaltung desselben zu danken.

Zu bemerken ist noch, daß im letzten Stockwerke dieses Hauses dem Ehepaare Johann Veigel, herrschaftlicher Bediensteter, und Maria Eva Veigel am 29. Februar 1724 ein Töchterlein geboren wurde, das den Namen Eva Maria Veigel erhielt, ein großes Talent für den Tanz entwickelte, von der Kaiserin Maria Theresia begünstigt, unter dem Namen Violette (Veilchen, im Wiener Dialekt „Veigel") bereits 1734 auf dem Kärntnerthor-Theater debutirte, darauf zu Gastspielen nach London berufen wurde, wo sie den berühmten Mimen David Garrik heiratete. Sie starb als Witwe, hundertjährig, in London am 16. October 1822. Ihr Vermögen belief sich auf 70.000 Pfund Sterling; nach Abzug mehrerer beträchtlicher Legate kam ein bedeutender Theil desselben in die Hände ihrer Verwandten nach Wien. Madame Garrik's Großnichte war Frau Elisabeth von Saar, geborene Veigel, Gattin des Rechnungsrathes bei der k. k. Ober-Postbuchhaltung, Peter von Saar (gest. 1830), welche 1840 im

Alter von 85 Jahren starb. Die in ihrem Nachlasse vorgefundenen Briefe David's und Eva Garrik's befinden sich jetzt im Besitze des Autographensammlers Major Alfred Ritter von Frank in Graz. Die Familie Veigel, von welcher noch ein Sprosse in Wien lebt, ist eine der ältesten Bürgerfamilien Wiens, daselbst schon im 14. Jahrhundert ansäßig, und ihr Stammvater ist jener Mann, der dem Herzoge Otto den Fröhlichen das erste Märzveilchen gebracht und daher den Beinamen „Der Veigel" erhalten haben soll.

Es erübrigt uns noch, von einer in Wien beliebten Person der Maximilianischen Zeit zu sprechen, und zwar von Marcus Treitzsauerwein von Ertreitz, einem der Geheimschreiber des Kaisers Max I. Derselbe war später niederösterreichischer Kanzler, Pfandinhaber und Pfleger zu Stüchsenstein bei Neunkirchen, und starb, von seiner Gattin Barbara Keck die einzige an Wolfhart von Strein vermälte Tochter Maria hinterlassend, am 6. September 1527 in seinem Hause zu Wiener-Neustadt. Er war auch Besitzer des Hauses Nr. 10 (alt 281) am Graben, sogenanntes „Storchenhaus", wegen des Schildes, später zur schwäbischen Jungfrau genannt. Laut seines am 25. August 1525 zu Wien gemachten Testamentes hatte der reiche Mann Güter und Erben im Innthale in Tirol, unter jenen den Edelsitz Ertreitz oder Ehrenreiz, in wahrhaft reizender Lage bei Mühlau unterhalb Innsbruck (jetzt unter dem Namen Lodron-Schlössel bekannt), von dem er den Beinamen führte. Wahrscheinlich war er auch daselbst geboren.

Localzustand im 15. Jahrhundert und die noch erhaltenen Häuser-Denkmäler.

Es wird wohl allseitig Interesse gewähren, Einiges über den Localzustand von Wien im 15. Jahrhundert zu vernehmen, um die tiefeingreifenden örtlichen Veränderungen zu ermessen, welche die Vorstädte Wiens seit ihrem Bestehen erlitten haben.

Unter die ersten bekannten Vorstädte mit geschlossenen Häuserreihen, die Alt-Wien in weitem Halbkreise umklammert hielten, gehörte St. Niclas, dann jene vor dem Kärntner, Widmer- und Schottenthore. St. Niclas an der Landstraße lag von der inneren Stadt am entferntesten, die übrigen Vorstädte aber drängten sich dicht an die Stadtwälle hinan. Ganz besonders aber waren die in jüngster Zeit verbauten Glacisanlagen vor dem 1858 demolirten Kärntnerthore, ferner die seitwärts liegenden Strecken bis in die Nähe des Burg- und Stubenthores mit zahlreichen Wohnhäusern bedeckt. Freilich konnten da nur die im Inneren der Stadt gelegenen Straßen und Plätze als solche in Wahrheit bezeichnet werden, in den unansehnlichen Vorstädten hieß dergleichen noch Lucke und Loch.

Der erste dieser Vororte hieß die Neulucke und beherrschte den Rayon außerhalb der Kärntnerthor-Bastion. Die Häuser und Gärten derselben begannen hart am Wallgraben vor dem altersgrauen, als Stadtgefängniß dienenden Kärntnerthurm und dem unter demselben durchführenden Stadtthore; sie erstreckten sich auch auf das rechtseitige Ufer des Wienflusses über die gegenwärtige Ebene der Wieden. Deren Nachbarschaft bildeten andere Lucken (diese Bezeichnung wurde Abweichungen von der geraden Linie beigelegt und deshalb nannte man die Straßeneinbiegungen so), wie die Refel- (Begriff des hohlen Raumes, der

Ebene), Kleber= (von der zähen Feuchtigkeit des Bodens, Lehm, an welchem man kleben blieb), Sterzer= (Begriff der Ausdehnung der Länge, welche ein Herumwandern erforderte), dann die Schebenzer= (Begriff von kleinen, zerbrochenen Theilen, besonders vom Flachs) oder Schabnitzer=Lucke gegen das Stubenthor; die Kumpf=, Koth=, Kater= und Brunnlucke gegen das Burgthor zu. (Das Koth oder Kath bedeutete ein kleines schlechtes Haus, wodurch sich die vorstehenden Bezeichnungen Koth und Kater leicht erklären.) Die Wohnsitze am jenseitigen Ufer waren dem Flusse so nahe gruppirt, daß sie fast aus seinem Bette emporzuragen schienen. An der Lände linker Hand der „Stainen Brücke" lag der Gries (d. i. Kreis oder Platz, daher auch Grieswart, Aufseher des Turnierplatzes), in denselben mündete vom Stubenthore her die Schöff (Schiff)= Straße. Mit den Wallgräben zunächst der Paulanerkirche hatte die alte Vorstadt vor dem Kärntnerthore ihr Ende erreicht.

Die Befestigung der Vorstädte gegen feindliche Streifzüge erfolgte im Allgemeinen in den Vierziger=Jahren des 15. Jahrhunderts. Schon am 13. Mai 1444 hatte der Stadtrath eine Ordnung behufs Erhaltung und Bewachung der Vorstadt=werke gegeben, wegen „Zirken" (Errichtung von Wehren und Zäunen), dann „Wachten und schützen" (Bewachung und Vertheidigung derselben), endlich dem „Raisen" (Auszug gegen fremdes Kriegsvolk). Bei diesem Anlasse wurden die Bewohner der Vorstädte „in die viertail vor denen Toren, in das Vieramt vor Kerntnertor, vor Widmertor (Burgthor), vor Schottentor vnd im Oberwerd (Roßau)" zugetheilt.

Ueber den Bau der Außenwerke, als Grenzmarken der Neulucke und Wieden, geben die „Raittungen (Rechnungen) der Stadtkammer" nähere Daten. Dieselben beginnen mit dem Jahre 1441, wo der Bau des Bollwerkes zu St. Antoni (an der Wienstraße, im Rücken des heutigen Freihauses) geschah; 1452 wurde ein „neuer Thurm außerhalb den heiligen Geist auf der Wieden" gebaut, von Grund aus mit Quadersteinen aus dem städtischen Steinbruche an der Hohenwarte (Türkenschanze bei Weinhaus). Im Jahre 1459 wies König Ladislaus dem Wiener Stadtrathe die Erträgnisse der Stadlauer=Mauth als Ersatz für die Ausbesserung der Thürme, Gräben, Bollwerke und Vorstadtzäune an. 1461, wo auf Befehl des Rathes durch den Thurm nicht mehr gefahren werden durfte, wurde eine Schlagbrücke neben dem „Neuen Thurm" gebaut, dazu aus dem Graben ein Pfeiler gemauert; ferner erfolgte der Bau der Bollwerke im „Gereutt" (ausgereuttetes Stück Wald) vor dem Stubenthor, bis hinauf „zu dem Heubrückl beim Spital" (Heiligengeistspital und Kirche zu St. Anton); 1473 die Ausbesserung der Planken bei der steinernen Brücke und „Stieglein als man auf den Ochsenmarkt geht aufzubauen, die niedergefallen war"; 1475 wurden die Zäune im Weyer hinter dem heiligen Geist ausgebessert. (Diesen Weiher, die sogenannte „Froschlacke", nährten die aufsteigenden Gewässer des Wienflusses.) Im Jahre 1476 wurde der Zaun zwischen dem Spital und der Radauner Mühle (an dem ausgetrockneten Arm der Wien, in der Nähe des Freihauses), 1487 ein „Schreckzaun hinter den Heiliggeistern", zur ersten Abwehr gegen Corvin's Schaaren, errichtet.

Das äußerste dieser Bollwerke deckte die Wiedener Hauptstraße am Platze des „zum rothen Rössel" beschildeten Hauses (heute 31, alt 12); sein Graben hatte die Straße quer durchschnitten und stand mit dem Neu= oder Laszlathurm (jetzt Haus Nr. 20, alt 11) in enger Verbindung. Dieser Wartthurm war ein Bauwerk mit hoher Dachung und vier spitzigen Eckthürmchen; er gab den Einlaß zur Lucke, und es mußten ihn Mann und Roß passiren, um in die Lucke oder zur Stadt zu kommen. Von diesem unter König Ladislaus 1452 erbauten Thurme hatte die Fortificationslinie in die Schleifmühlgasse eingebogen, occupirte das Haus Nr. 12 (alt 780) in derselben und lief, dieser Gasse entlang, dem Bollwerke bei

St. Anton am Wienflusse zu. Links vom Hause Nr. 31 nahm der Wallgraben im Rücken der Paniglgasse seine Richtung beiläufig durch den Hofraum des Gußhauses und zweigte dann schiefwinkelig gegen das Flußbett und die Lucke vor dem Stubenthore ab. Parallel mit der „Panikel-Straß" lief (vom heutigen Ressel-Platze quer über den Obstmarkt) die nun spurlos verschwundene „Rosen-Lucken"; in dieser letzteren erhob sich das Hospital des Heiliggeistordens mit der Kirche zu St. Anton.

Von Baulichkeiten aus jener Zeitperiode sind vornehmlich erwähnenswerth: die Burgkapelle, im gothischen Style 1449 erbaut. Es hat sich von derselben noch der Chorschluß in seiner ursprünglichen Form erhalten; dieselbe wurde vom Bischofe Johann von Gurk eingeweiht. Im Jahre 1492 wurde auf Befehl des Kaisers Maximilian I. der Friedhof auf dem Michaelsplatz entfernt, weil derselbe der Burg zu nahe war und man gesundheitsschädlichen Einfluß besorgte.

Im Jahre 1446 wurde unter dem Bürgermeister Hanns Haringseer und dem Stadtrichter Georg Schuchler verordnet, daß der oberste Meister der Schule bei St. Stefan, wie auch die drei Meister im kaiserlichen Collegium daselbst täglich Vorlesungen und Disputationen halten sollen auf Schule oder in dem Lectorium daselbst, wie es auf der Universität zu geschehen pflegt. Auch mußten die vier Meister wöchentlich am Freitag der Disputation auf der Universität beiwohnen. Zu Lehrern oder sogenannten Locaten für die Schule bei St. Stefan sollten Baccalaureos aus dem Studentenhause in der Kärntnerstraße genommen werden, welches Haus Meister Albrecht, Pfarrer zu Gars, Lehrer der Arznei und Bucharzt (Bibliothekar) der Herzoge von Oesterreich, gestiftet hatte. Die Rectoren der Bürgerschule schrieben sich zum Unterschiede der Rectoren der hohen Schule „Rectoren der alten Schule zu St. Stefan" und von 1500 an „Rectoren der Bürgerschule". Im Jahre 1486 besaß der Schulmeister Hanns Goldberger das Haus Nr. 10 (alt 281) am Graben.

Am 13. August 1450 wurde durch den Probst von Klosterneuburg auf höchst feierliche Weise der Grundstein zum zweiten unausgebauten Stefansthurm gelegt, welcher Festlichkeit zahlreiche Würdenträger beiwohnten. Merkwürdig ist bei diesem Baubeginn nachstehender Vorfall. Es wuchsen in diesem Jahre in Oesterreich so saure Trauben, daß die meisten Bürger den gepreßten Wein in die offene Gasse ausschütteten, weil sie ihn der Säure wegen nicht trinken mochten. Diesen Wein nannte man „Reifbeißer", weil der Wein im Stande gewesen wäre, die Dauben und Reife der Fässer mit seiner Schärfe zu zerbeißen. Friedrich III. ließ nun ein Gebot ergehen, daß Niemand die Gottesgabe auf diese Art weggießen solle, und wer den Wein nicht trinken möge, habe ihn auf den Stefans-Freithof zu führen, damit der Kalk mit Wein abgelöscht und die Grundfeste um so haltbarer gemacht werde. Meister Hanns Buchsbaum, der eben den Bau begann, ließ den Mörtel mit dem Weine feuchten und den Kalk mit demselben löschen.

Im späteren Mittelalter und noch weiter herab trifft man Spuren einer eigenthümlichen Zubereitung des Kalkes und seiner Gebrauchsweise. So verhängte z. B. ein altes Gesetz die Strafe des Stranges für einen Maurer, welcher einen Kalk zur Arbeit verwendete, der noch nicht volle sieben Jahre eingesumpft (mit Wasser begossen, eingeweicht) gelegen war. Wer bauen wollte, mußte den Bedarf an Kalk entweder selbst durch sieben Jahre vorher löschen lassen, oder einen solchen von einem Maurer nehmen. Jeder Maurermeister mußte sieben Gruben besitzen und es war der Umfang der von ihm auszuführenden Bauten durch die in jeder Grube befindliche Kalkmenge bedingt, so daß in jedem Jahre nur eine Grube mit bereits sieben Jahre eingesumpftem Kalke benützt werden durfte. Der Lehrling mußte beim Aufdingen entweder so viel Vermögen nachweisen, um, bis er

Meister werde, sieben Gruben füllen zu können, oder daß er sieben gefüllte Gruben ererben werde. Späterhin wurde die Todesstrafe in Leibesstrafe, zuletzt in eine Geldstrafe verwandelt, sofort die Zeit der Einsumpfung wohl abgekürzt, das Gebaute aber immer schlechter.

Ueber die Verwendung des Weines, besonders des mißrathenen, zum Ablöschen des Kalkes trifft man nicht blos auf unverbürgte Sagen, sondern auch mehrfach auf Thatsächliches. So z. B. außer der oberwähnten Begebenheit beim Stefansthurmbau noch in den Aufschreibungen des Kellermeisters der Abtei Zwettl, in welchen derselbe angiebt, daß im Jahre 1465 der Wein in gleicher Weise mißrathen war und eben auch „Reifbeißer“ genannt wurde; es habe dann Abt Johann IV. zwei Dreilinge (sechzig Eimer) dieses Weines nach Rasing nächst Pulkau geschickt, um beim Bau des dortigen Stiftshofes den Kalk mit diesem Weine abzulöschen. Bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus findet man ähnliche Verwendungen des Weines, so z. B. in einer Kirchenrechnung der Stadt Horn (V. O. M. B.) im Jahre 1583. Man weiß wohl nicht, ob zu solcher Gebahrung das erprobte Erkenntniß eines wirklichen Vortheiles, oder ob lediglich ein Vorurtheil zu Grunde lag, zweifellos ist aber, daß der Mörtel an alten Bauwerken staunenswerthe Haltbarkeit und Tüchtigkeit hat, so daß beim Abbrechen solcher Gebäludereste nicht selten eher der Stein selbst zertrümmert wird, als er vom verbindenden Mörtel gelöst werden kann. Es zeigt sich diese Widerstandsfähigkeit des Mörtels nicht blos bei Bauten aus regelmäßigen Werkstücken, wie z. B. Kirchen, sondern auch bei Bauwerken aus Bruchsteinen, vornehmlich an alten Burgen und Schlössern. Es blieb so manches, bereits dem Lose des Niederreißens bestimmte Denkmal nur deshalb gerettet, weil das Abbrechen fast unüberwindliche Schwierigkeiten verursachte.

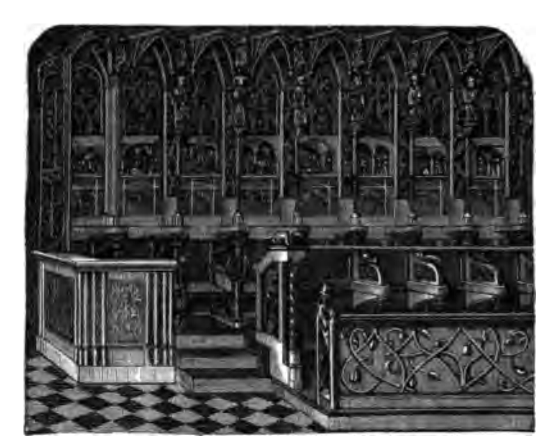


Das Taufbecken in der Stefanskirche.

Im Jahre 1450 erfolgte auch die Wiederherstellung des Hornwerkes auf dem linken Heidenthurme der Stefanskirche durch den berühmten Orgelbauer Erhart. Es hatte nämlich am 14. October 1449 ein fürchterliches Unwetter stattgefunden, das viele Menschen und Vieh erschlug; der Blitzstrahl fuhr auch in den Stefansthurm und verbrannte das „Hornwerk“, nämlich eine ungeheuere, mit Blasbälgen versehene Pfeife, mit welcher Abends das Zeichen gegeben wurde, daß sich von da an Niemand mehr auf der Straße ohne Laterne zeigen dürfe. Später, 1457, ergänzte dasselbe eine Glocke, die sogenannte Bierglocke, weil sie zu einer Stunde geläutet wurde, wo die Schließung der Bierschänken befohlen war. Nach dem Läuten derselben durfte Niemand mehr ohne Licht sich auf der Straße zeigen.

Im Jahre 1481 wurde in der Katharina- (auch Tauf-) Kapelle im Stefansdome das herrliche Taufbecken aufgestellt. Das zwölfeckige Kunstwerk, aus schönem rothaderigen Marmor, verfertigt vom Meister Heinrich, mißt im Durchschnitt 5 Fuß. An den Außenseiten ist es mit den halb erhaben gearbeiteten Figuren der Apostel geziert; rings am oberen Rande läuft die Aufschrift: „Gehet in die ganze Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen. Wer da glaubt und sich taufen läßt, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden“. (Marc., letztes Capitel.) An dem Fußgestelle von Sandstein befinden sich die Statuen der vier Evangelisten. (Bild hier oben.)

Im Jahre 1484 wurden im Stefansdome die herrlichen geschnitzten Chor-
:ühle des Bildschnitzers Wilhelm Rollinger (er besaß das Haus in der
Singerstraße, heute Nr. 22, Franciscanerplatz Nr. 2, alt 891) aufgestellt. Dieselben
efinden sich der Länge nach in doppelter Reihe zu beiden Seiten des durch die
:eistehenden Pfeiler gebildeten mittleren Theiles des Chores beim Hochaltar.
)iese höchst interessanten Denkmale mittelalterlicher Kunst in Wien enthalten auf
der Seite 20 Vorder- und 23 Rücksitze; die Hinterwand mißt 3·5 Meter Höhe,
der Sitz 8·7 Meter Breite und ist von seinem Nachbar durch eine reichverzierte
Säule geschieden, die eine trefflich geschnittene Heiligenstatue unter einem Spitz-
ichlein trägt. Die Lehnen sind vom Sitze aufwärts in drei Felder abgetheilt, und
var zeigen sich auf dem untersten, unmittelbar über dem Haupte des Sitzenden
n Halbrundbogen, die verschiedensten Laubverzierungen; das nächste nehmen vier-
kige Tafeln mit halberhabenen Schnitzbildern aus dem Leben Jesu ein, über
elchen sich fensterähnliche Oeffnungen an einander gereiht befinden, die von den
ısgesuchtesten Zierathen umgeben sind, welche in einen Spitzbogen enden, der
ıit äußerster Zartheit gearbeitet ist. An Mannigfaltigkeit solcher Arbeiten stehen
ıch die vorderen kleineren Stühle
:n hinteren keineswegs nach.
)ie Seitentheile sind mit Vor-
ellungen aus der heiligen Schrift
ıd über diesen stehenden Thieren
ɔn der wunderlichsten Gestalt
:schmückt, während die Brü-
ungen von der Fülle des Laub-
erkes strotzen. Außerdem zeigen
ese in der Mitte das öster-
:ichische Hauswappen und das
Stadtwappen Wiens; an einem
Rücksitze ist das lombardische
Bappen angebracht. Was beim
ılzernen Schnitzwerk, wie bei
:n steinernen Blumen des Domes
ıd des Thurmes insbesondere
ıs Erstaunen verdient, ist die
berschwängliche Fülle der Einbildungskraft, die nie verlegen ist und jede Nische
ıit ähnlichen, aber doch immer wieder neuen Gestalten zu beleben weiß. Mit
Recht rief daher eines Tages ein geistvoller Kunstkenner aus: „Und nun erkläre
ıan sich, wo fing da der ehrsame Schreinermeister an und wo hörte der
:ünstler auf?" Das Mittelalter kannte eben hierin keinen Unterschied; „Bild-
ıitzer" hieß man den Verfertiger eines solchen Stuhles. Wie man von einer alten
riechischen Vase sagen kann: die ist aus Lokris, jene aus Korinth, so kann man
ıch die Werke der alten deutschen Bürger kennen. (Bild hier oben.)


Die Chorstühle in der Stefanskirche.

Im Jahre 1486 entstanden die Katakomben der Stefanskirche, über
welche aber in einem eigenen Abschnitte gesprochen werden muß.

In die Zeit König Friedrich's fällt auch die Entstehung des Daches
er St. Stefanskirche. Wie alle Baulichkeiten des hehren Domes haben auch dessen
Dächer ein specielles Interesse. Die Domkirche besitzt ein Doppeldach, worauf
on unten eine sehr kunstvolle Schneckenstiege von 134 Staffeln auf das erste
Dach führt, wo man dann mittelst sechs verschiedenen Leitern oder hölzernen Stiegen
uf das Oberdach gelangt. Das vordere Dach rührt von Rudolf IV. her; es
:eicht vom Riesenthore bis zu den zwei größeren Thürmen und ist beiläufig
33 Meter hoch. Das andere Dach stellte Kaiser Friedrich III. her; es ist von

dem kühnen Meister Erhart angefertigt und hat eine Höhe von 19 Meter. Die Hauptstämme des Dachstuhles allein belaufen sich auf 2889. Beide Dächer sind (seit 1831) mit halbrunden, glasirten Ziegeln von rother, weißer und grüner Farbe bedeckt, die im Sonnen- und Mondlichte einen schönen Anblick gewähren. Beide Dächer umgeben ringsherum von außen Gänge von schöner Steinmetzarbeit. Auf dem hinteren Giebel liest man das Jahr 1490 (das Todesjahr König Mathias Corvin's), in welchem beide Dächer mit einander verbunden wurden.

Das geistliche Haus bei St. Hieronymus (heutige Franciscanerkloster) wurde 1455 durch den Bürgermeister Konrad Hölzler bedeutend erweitert; derselbe und andere Rathsglieder wendeten der schönen Stiftung große Güter zu, so daß auch statt der daselbst bestandenen Kapelle eine größere Kirche erbaut werden konnte, welche der Passauer Weihbischof Albert am 14. April 1476 feierlich einweihte. Man nannte jetzt die Insassen „Klosterfrauen der heiligen Magdalena", wenngleich der Ausdruck „Büßerinnen" noch lange im Volksmunde blieb. Im Jahre 1468 entstand in der Gegend des Klosters ein heftiger Brand und alle Häuser der ganzen Gasse brannten zusammen, doch blieb das Kloster unbeschädigt. Friedrich III. und Mathias Corvin bestätigten die Stiftung, doch scheint schon damals das Leben daselbst etwas gelockert gewesen zu sein, da den nahen Himmelspförtnerinnen die Aufsicht über die genaue Einhaltung mehrerer dortiger Stiftungen übertragen wurde. Mit Bewilligung des Bischofes Johann Vitez von Wien entstand eine Todtenbruderschaft in ihrer Kirche; alle Donnerstage hielten sie öffentliche Procession. Am 18. Juli 1525 aber wurde durch eine große Feuersbrunst, welche den dritten Theil der Stadt zerstörte, sowohl die Kirche als das Kloster St. Hieronymus in Asche gelegt. Dasselbe stand nun durch längere Zeit öde und verlassen, auch hatten sich die Schwestern durch das bald darauf eingerissene Lutherthum in Wien vermindert und zerstreut, und die Stiftung gerieth in gänzlichen Verfall. Ein Grabstein, welcher in früheren Zeiten nächst der Sacristei noch zu sehen war, enthielt die lateinische Inschrift: „Hier liegt begraben die ehrwürdige Frau Juliana Kleeberger, Oberin bei St. Hieronymus, welche gestorben ist am heiligen Sebastianitag 1553. Welcher Gott gnädig sein möge. Amen!" Sie war die letzte Oberin des Stiftes.

Ein ganz besonderes Interesse für die freundlichen Leser dieses Buches werden aber jene Denkmäler haben, welche, aus jenen Tagen stammend, noch heute an verschiedenen Wiener Häusern zu erblicken sind, und die wir ihnen nun der Reihe nach vorführen werden.

Den ersten Platz in patriotisch-geschichtlicher Bedeutung nimmt der Engel mit den Wiener Stadtwappen (Bild S. 656) ein, welcher an der Ecke des Rathhauses in der Wipplingerstraße — und zwar gegenwärtig unbemalt und weiß angestrichen, in sehr unpassender Weise gerade an der Wetterseite, gegen etwaige Abfälle vom Dache nicht einmal geschützt — angebracht ist. Die Sculptur, etwa Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden, ursprünglich bemalt (der Engel trug zuerst ein weißes Kleid mit rothem Mantel, später einen grünen Mantel über einem rothen Kleide, das Lockenhaar des Wappenhälters, die beiden Flügel, dann der anderthalb Zoll breite Saum des Mantels waren reich übergoldet, Kette und Schloß am Fuße zuerst versilbert, dann schwarz angestrichen), stellt einen Engel dar, der, die Flügel ober dem reichen Lockenkopf zusammenschlagend, das Haupt wie im innigen Drange des Gefühls etwas zur Seite neigend, an einer durch ein herabhängendes Schloß in seinen Enden vereinigten Kette (Sinnbild der ewigen Wiener Bürgertreue) zwei Schilder hält. Auf dem einen, rechts, zeigt sich das städtische Kreuz im rothen Felde, auf dem andern, links, der österreichische Bindenschild der Herzoge. Am Schlosse bilden die beiden verschlungenen Buchstaben F. H. das Sperrloch. Rechts und links dieses Reliefs waren in der Mauerfläche des alten,

sogenannten „Taschnerhauses“ (Lichtensteg Nr. 4, Rothgasse Nr. 1, alt 526), an welchem es bis zu dessen Demolirung 1842 angebracht war, zwei schief gestellte Schilder mit den früheren gleichen Wappen befindlich.

Ueber die Anbringung des Bildes am vorerwähnten Hause laufen allerlei Vermuthungen, besonders die, daß es einst an einem daselbst bestandenen Stadtthurm angebracht gewesen sei. Es ist möglich, daß die erwähnten Nebenschilder von einem hier bestandenen Stadtthore aus der Zeit Herzogs Heinrich Jasomirgott herrührten, das Relief selbst aber ist nichts Anderes als eine vom späteren Besitzer Konrad Hölzler (gest. 1440) angebrachte Verzierung des Hauses und soll die innige Verbindung der Stadt Wien mit dem Herzogthum Oesterreich bezeichnen. Das Haus gehörte der Taschner-Innung, welche laut dem ersten Rentenbuche der Stadt, angelegt 1418, schon damals im Besitze desselben war, deshalb der Name. Das Buch der Käufe führt an, daß hier im Jahre 1399 die Nonnen von St. Clara eine Fleischbank hatten; 1446 gehörte es der Familie des Bürgermeisters Konrad Hölzler, dann der Capellen (bis 1504), der Tumbshirn (1540) u. s. w. Hier lagen in einer Reihe, vom Hause Lichtensteg Nr. 2 (alt 486 und 638) an, seit ältester Zeit die Fleischbänke, welche erst 1847 abgetragen wurden.

An Schönheit allen vorragend erscheint das alte, meisterhafte steinerne Klein-Mariazeller-Basrelief, eingemauert im Hofraume des Hauses „Klein-Mariazeller-Hof“ genannt (Nr. 6, alt 984, der Johannesgasse). In der Mitte dieses figurenreichen Bildes (S. 657) sitzt die gekrönte Mutter Gottes mit dem nackten Jesukindlein auf dem Schooße, in der rechten eine offene Schriftrolle haltend. Diese Gruppe überdeckt ein zierlicher, aus in Form von spitzbogigen „Eselsrücken“ (dachförmig übermauertes Gewölbe) geschwungenem Astwerke bestehender reicher Baldachin. Die aus zwölf Figuren gebildete Gruppe zur Rechten Mariens ist sehr lebhaft zusammengestellt. Die Hauptfigur der Gruppe ist jene des knieenden Hausbesitzers Stefan von Hohenberg, bekleidet mit einem langen faltenreichen Mantel, das Haupt bedeckt mit einer eigenthümlich geformten Mütze, die bis zum Genicke reicht und oft von Personen getragen wurde, welche in Verbindung mit der Universität standen. Ein kleines Schildlein mit dem Panther (das Hohenberg'sche Wappen) zu den Füßen der Figur macht deren Bedeutung unzweifelhaft. Zur Verewigung des von diesem Stefan von Hohenberg im Jahre 1482 der Abtei Klein-Mariazell (bei Altenmarkt, V. U. W. W.) freiwillig gemachten Geschenkes mit diesem Hause hielt die besagte Figur dessen Modell in den aufgehobenen Händen und bietet es der Mutter Gottes als Weihgeschenk an. Hinter der Figur des Hohenberger steht jene seines Namenspatrons, des heiligen Stefan, im Diakonkleide, das Symbol seines Märtyrertodes (Steinigung) in der linken Hand tragend. Die übrigen Figuren dieser rechtsseitigen Gruppe sind zweifelsohne theils Bewaffnete, theils Landvolk. Das kleine verkrüppelte Figürchen, ganz unten in der Ecke, den Arm um ein Reh schlingend, stellt mit seinem frazzenhaften Aeußeren einen Zwerg vor, diese beliebte in der Umgebung vornehmer Personen zu jener Zeit niemals fehlende Erscheinung.

Die Gruppe zur Linken besteht ebenfalls aus zwölf Figuren, lauter Mönchen und Nonnen in der weiten Flocke (Kleid von Wollengewebe). Vorne kniet Abt Johann von Mariazell unbedeckten Hauptes; von dem Pastorale (pfarrämtlichen Geräthen) in seiner Hand ist nur mehr der Rest eines Schweißtuches übrig. Zu des Abtes Füßen befindet sich ein Schild mit dem Stiftswappen, eine Flachshechel vorstellend.

Der rechtseitige Hintergrund des Reliefs stellt eine waldige und felsige Gegend vor und zeigt die Ansichten mehrerer Kirchen, Ortschaften und Burgen, darunter wohl auch die des Stiftes. Daselbst ist auch ein großes, reichlich

gewundenes Spruchband angebracht. Die Worte darauf sind jedoch leider nur mehr theilweise lesbar, wie z. B venite ad nos adoremus, . . . genitrix ꝛc. (Kommt zu uns, wir werden anbeten . . . Gottesgebärerin ꝛc.) Damit ist kein vollkommener Sinn verbindbar, denn das Spruchband war bereits vor seiner Restaurirung verletzt. An dem unteren Rande des Bildes stehen die Worte: „Recordare virgo mater dum steteris in conspectu Dei ut loquaris pro nobis bona 1482.“ (Erinnere Dich, jungfräuliche Mutter, wenn Du im Angesichte Gottes stehst, daß Du für uns vorsprichst.) Der Geber des Hauses, Stefan von Hohenberg, fand seine Ruhestätte in der ehemaligen Stiftskirche zu Klein-Mariazell, es ist jedoch sein Grabstein verschwunden. Die Inschrift benannte denselben als Presbyter sacri palatii apostolici (Priester des heiligen apostolischen Palastes), und so könnte wohl der Anzug der Figur am Relief mit jener Würde in Verbindung stehen.

Das Haus Nr. 12 (alt 733) in der Rothenthurmstraße bewahrt ebenfalls in seinem Hofraume ein aus dem 15. Jahrhundert stammendes hübsches Relief, vorstellend den auferstehenden Heiland im Kreise der schlafenden Wächter und zugleich Christus, der heiligen Maria Magdalena am Grabe erscheinend.

Recht hübsch sind andere kleinere Bildhauerarbeiten an den Häusern uns erhalten geblieben, so das Wappen-Basrelief im sogenannten Steirerhof (Nr. 3, alt 727, in die Rothenthurmstraße mündend). Dasselbe ist ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, enthält vier Bürgerwappen und sieht man in der Mitte unter einer Krone den Buchstaben M., begleitet vorne von I. und rückwärts von P. Dieselben beziehen sich wohl auf die Namen der Hausbesitzer, Eheleute Jörg und Margaret Prewes (1476). Die Schrift auf einem über das ganze Relief sich windenden Spruchbande ist leider nicht mehr zu entziffern, da der Stein stellenweise stark verwittert ist. Er war früher wahrscheinlich über dem Eingangsthore des Gebäudes angebracht gewesen.

Eine ungemein zierliche Erker-Brustwehr befindet sich in dem sogenannten Darwarhof (Grashofgasse Nr. 1, Kölnerhofgasse Nr. 6, Fleischmarkt Nr. 4, alt 698), dem bekannten Durchhause, ehemals dem Arzte Johann Zwölfer gehörig, daher das „Zwölferische Haus“ genannt. Jener Theil dieses Hauses, der gegen den Alten Fleischmarkt liegt, stammt aus der Zeit Kaiser Friedrich's; darauf deuten die auf zierlicher Brustwehr des Erkers, innerhalb Vier-Päßen (die die inwendigen Seiten eines Rahmens bekleidende Ausfütterung) angebrachten fünf Wappenschilder: der österreichische Bindenschild, das Wappen von Portugal, der deutsche Doppelaar, die vier Flüsse von Alt-Ungarn und der steierische Panther. Die im Hofe befindliche Inschrift lautet: „Domus haec ruinae proxima immensis laboris et expensis, aemula invidia, amicorum votis ex fundamento errecta est sub auspiciis ter Magni Leopoldi Pii, Justi, Augusti, Coronis et Margarita ornati a Joanne Zwelfer Med. D. St. Ao. MDCLXVIII“. (Dieselbe drückt äußerst schwulstig aus, daß das Haus mit unendlichen Mühen und Auslagen, im neidischen Wetteifer, durch Freundesgaben und unter dem Schutze des großen, frommen, gerechten, erhabenen, durch seine Krone wie durch seine Gemalin Margaretha gezierten Kaisers Leopold I. von Johann Zwelfer im Jahre 1668 vom Grunde aus errichtet worden sei.)

An zwei Häusern sind Stein-Basreliefs (in rothem Marmor) angebracht, vorstellend den sogenannten Marcuslöwen (geflügelter Löwe mit dem Buche); das eine befindet sich im Hofe des Hauses Nr. 5 (alt 556) auf dem Wildpretmarkte (ehemaliges Musikvereinsgebäude) und stammt aus dem 15. Jahrhundert; das zweite im Hause Nr. 2, Judengasse (Hohen Markt 10, alt 513), und stammt aus dem 16. Jahrhundert.

Von besonderem Interesse sind die beiden Balkonträger an beiden Ecken der Vorderseite des „Regensburger-Hof“ genannten Hauses Nr. 2

(alt 751) am Lugeck als Tragsteine der Erker angebracht. Der eine solche Tragstein stellt das Brustbild eines Mannes, der andere das eines Weibes in altdeutscher Tracht vor. Leider sind sie so sehr mit Kalktünche überzogen, daß sich davon kein getreues Bild geben läßt. Der Volksmund will wissen, sie wären von dem Hausbesitzer, dem angesehenen und reichen Wiener Bürger Niclas Teschler, 1443 bis 1445 Bürgermeister von Wien, angebracht worden, und zwar aus dem Grunde, um dem ungerathenen Sohne des Ehepaares, welcher, gleich dem verlorenen Sohne der Bibel, sein Erbtheil vorzeitig den Eltern abgetrotzt hatte und in die weite Welt gegangen war, um ungehindert schlemmen und prassen zu können, bei seiner, wenn auch etwas spät und erst nach dem Tode der Eltern erfolgten Heimkehr, das Andenken der treuen Eltern zu erhalten, welche täglich hier, auf sein Wiederkommen wartend, sehnsüchtig „ausgelugt" hatten. Es liegt etwas so Rührendes in dieser Volkssage, daß man den Thatbestand als gewiß anzunehmen sich versucht fühlt. Teschler bewirthete hier im Jahre 1470 bei einem festlichen Tanze den Kaiser Friedrich III.; er war auch einer der sechs Wiener Bürger, welche am 21. Mai 1485 dem Könige Mathias Corvin die Uebergabsbedingungen der geängstigten Stadt überbrachten.

Dieser Regensburger-Hof ist identisch mit dem „Haws des Regenspurg", welches bei den 1454 gegen den berüchtigten Stegreifritter Nabuchodonosor Ankelreuter und 1457 nach dem Absterben des Königs Ladislaus Posthumus getroffenen Vorsichtsmaßregeln zur Wahrung der Stadt mit nur zwei anderen Häusern von dem Verbote ausgenommen wurde, Fremde zu beherbergen: „keinerlei gastum zu halden", wie der Wortlaut besagte. An der Front des Hauses war früher ein Gemälde zu sehen, die Stadt Regensburg vorstellend, mit dem darunter angebrachten Spruche: „Mich Regensburger-Hof bewach allezeit die allerheiligste Dreifaltigkeit".

Da hier abermals von der Namensentstehung des Lugeck gesprochen werden muß, so mag bemerkt werden, daß allerdings der altdeutsche Ausdruck luage, lugen, schauen bedeutet und mit Lueg eine Warte gemeint ist; es bedeutet jedoch das Wort Lug auch ein Loch, eine Höhle, und wurde im Mittelalter nicht selten jenen Straßen beigelegt, welche höhlenartig angelegt waren. Daß hier, wie schon einmal erwähnt, ein Lueg- (Wart-) Thurm gestanden habe, ist deshalb nicht anzunehmen, weil wenige Schritte von den Stadtmauern weg gewiß keine eigene, völlig freistehende Warte errichtet worden ist, denn ihren Zweck konnte ein Wächter auf der Stadtmauer ebensogut versehen. Am wahrscheinlichsten ist, daß die in älterer Zeit auf den Platz angewendete Bezeichnung Lubeck oder Labeck (Laubeneck, sub lubiis, unter den Lauben) von einem schon frühzeitig verschwundenen steinernen Laubengang (auf Säulen stehende Galerie, wie noch am Neumarkt zu sehen), welcher daselbst zum Behufe der Handelsgeschäfte bestanden hatte, herrührt. Waren doch hier die alten Fleischbänke, die Roßausleiher, die Bretzenverkäufer (1391 hieß der Lichtensteg auch das Bretzeneck) stationirt und vielleicht unter diesen Lauben placirt.

Nehmen wir die Bezeichnung „Lug" als Loch, Höhle, so bestand ein solches wirklich hier und galt stets als ein altes Wahrzeichen von Wien. Dieses, wohl von humoristischen Studenten „Marcus Curtius-Loch" benannt, bestand aus einem ziemlich großen, mit Steinen ausgelegten Kreise und trug schon im 16. Jahrhundert die Bezeichnung nach dem sich opfernden Patrizier des alten Rom. Ein späterer Chronist meinte, die Weite des Steinringes habe den Umkreis der großen Glocke im unausgebauten Thurme der Stefanskirche angedeutet; es mochte auf dem Platze das Modell oder der Mantel der Glocke eingegraben und der Guß vorgenommen worden sein; der Anblick der rauchenden und flammensprühenden Grube hätte die Erinnerung an jenen Theil der Geschichte Roms

wachgerufen, und als nach vollbrachtem Werke der Schlund wieder geschlossen wurde, sei der Steinzirkel zum Andenken an die Glocke gezogen worden. Es ist dies schon aus dem Grunde eine Fabel, weil die große Glocke des Stuckgießers Johann Aichamer in seinem eigenen Hause auf der Wendelstadt (Neustift, in der heutigen Stuckgasse) gegossen, von da über das Glacis zum Fischerthor herein, durch die Rothenthurmstraße zu St. Stefan gezogen wurde. Da ist es also viel richtiger, wenn man in diesem Loche die Senkung eines früher bestandenen Ziehbrunnens erkennen will.

Es mag noch interessiren, daß bereits Mitte des 15. Jahrhunderts im Hause Nr. 1 des Lichtensteg (Rothenthurmstraße 15, alt 527, 528, 529, 530 und 638, Ertl'sches Stiftungshaus) der nachmalige so berühmte Methkeller und Lebkuchenladen, im Volksmunde das „süße Löchel" genannt, bestand. Es glich nämlich der unterirdische Raum, der Ausschankkeller, einem Loche und der beliebte Honigtrank mußte im Volksmunde das süße Bezeichnungswort liefern. Beim Neubau des Häusercomplexes (1838) wurde der Methkeller in den alten Federlhof, und als auch dieser 1848 umgebaut wurde, in die gegenüberliegende Mariengasse verlegt.

Auf dem Durchhause Nr. 7 (alt 715) des Hafnersteig waren von älterer Zeit her die Bildnisse der Zwölf Apostel in vortrefflicher Töpferarbeit (jeder in einer eigenen Nische) angebracht. Bei einer neueren Renovation wurden dieselben abgenommen und jetzt befinden sie sich als Eigenthum der Stadt Wien im Museum für Kunst und Industrie aufbewahrt. Sie haben eine Höhe von circa 1 Fuß, sind färbig glasirt, ziemlich proportionirt und mögen die Modelle aus dem 15. Jahrhundert stammen. Es war ein uralter Spaß der Wiener, an jenes Dienstmädchen zu erinnern, welches auf Befragen, wo sie zuletzt gedient habe, die ernste Antwort gab: „Bei den zwölf Aposteln!" (d. h. im vorerwähnten Hause). Da sich hier die Bürgermiliz zu ihren Waffenübungen zu versammeln pflegte, so wurde die Gegend auch die „Burgermusterung" genannt.

Das Wahrzeichen eines stattlichen Bären bewahrte das am Lugeck befindliche Eckhaus Nr. 1 (alt 735), deshalb „das Bärenhaus am Lugeck" geheißen. Es mag wirklich nicht bald ein Haus geben, über welches so vielerlei Märlein im Umlaufe gewesen, sämmtlich basirt auf das steinerne Ungethüm, welches sich an dessen Ecke zeigte. Selbst über die Art und Weise, die zur Wahl dieses Hauszeichens Veranlassung gegeben, laufen die verschiedensten Meinungen, umsomehr als unter den Schildern in Wien die Bären aller Farben ein riesiges Contingent stellen. Solche Bezeichnungen wurden ihrer Auffälligkeit wegen sehr oft blos zufällig gewählt, anderntheils mag das thatsächliche Erscheinen einer solchen wilden Bestie in der Vorzeit, als die Vorstädte noch durch Wald und Felder vom städtischen Burgfrieden getrennte Ortschaften bildeten, wo das Jagdwesen noch nicht derart geregelt war, daß das Erscheinen von Raubthieren aller Art zu den Seltenheiten gehörte, die Veranlassung gegeben haben. Sind doch mit anderen, gleichbeschildeten Häusern (wie z. B. Bärenmühle an der Wien, dem Bärenhause in Margarethen) solche thatsächliche Vorkommnisse in Verbindung, wo bei rauher Winterszeit aus den Gebirgen sich Raubthiere aller Art nach Wien verirrten und dort irgend ein Unheil anrichteten oder auch schadlos erlegt wurden. Da es damals viel weniger Zerstreuungen gab wie in den späteren Tagen, so bildete derlei immer eine Art sensationelles Ereigniß und gab somit Anlaß, die Heldenthat durch ein Wahrzeichen am betreffenden Orte zu verewigen.

Das Haus zum schwarzen Bären war in seiner vorigen (bis zum Neubau als „Germaniahof" durch den „Wiener Bauverein" 1875 andauernden) Gestaltung schon über 400 Jahre alt; es bestand schon 1436 als Eigenthum des Rathsherrn Erasmus Ponheimer (1449 bis 1451 Bürgermeister von Wien),

von welchem es später an dessen Schwiegersohn Georg Thalhamer kam. Als der junge Herrscher Ladislaus Posthumus in Wien anlangte und von seinen getreuen Unterthanen als rechtmäßiger Herrscher freudig begrüßt wurde (1452), gab man auch sofort dem Ungethüm am Hause den Beinamen „der Junker Laßlo“ (Ladislaus), in urwüchsiger Weise wohl die Freude ausdrückend, daß das junge Herrlein so „bärenmäßig“ gesund sei.

Was die Sagen anbelangt, welche an dem Wahrzeichen hangen, wurde eine derselben, in Bezug auf den sogenannten „Bärenhäuter“ bereits (Seite 34 und 35) erwähnt. Eine zweite jedoch spielt im Jahre 1444 nach der Schlacht von Varna, wo einer der fliehenden deutschen Lanzknechte nur unter der Bedingung vom Teufel nach Oesterreich gerettet worden sein soll, daß er ihm gelobte, durch eine Reihe von Jahren blos in ein Bärenfell gehüllt im Walde zu leben und sich niemals zu reinigen, was der Schutzbefohlene auch gethan. Der Besitzer des Bärenhauses habe dem häßlichen und ungeleckten Patron, der heidenmäßig viel Gold besessen, seine jüngste Tochter zur Frau gegeben. Vor der Hochzeit aber habe sich das menschliche Ungethüm als ganz hübscher Mann entpuppt, worüber die zwei älteren Schwestern vor Neid außer sich geriethen und die eine sich erhängt, die andere in den Hausbrunnen gestürzt habe. Dieser Doppelselbstmord zweier Schwestern in dem Hause ist urkundlich. Möglich auch, daß der Thalhamer ein widerlicher, häßlicher Sonderling gewesen und man ihm das Märlein auf den Leib geschnitten. Eigenthümlich ist jedoch, daß noch im 17. Jahrhundert in Oesterreich an einer Kirche die Abbildung dieses Bärenhäuters sammt einer, die vorerwähnte Teufelssage enthaltenden Tafel zu sehen gewesen.

Die Katakomben des Stefansdomes.

Es war am 24. April 1486, als Balthasar Berghauser, der deutsche Ordenscomthur zu Wien, in das Eigenthum der Stefanskirche jenen alten Keller im Deutschen Hause gab, der sich unter der Siechenstube und dem dazu gehörigen Vorkämmerlein und unter dem gegen den Hof führenden Gang hinzog, damit daselbst auf Kosten dieser Kirche ein Karner für die Todtengebeine erbaut werde, die künftighin dort zu hinterlegen seien. Uebrigens durften diese Räumlichkeiten auch zu anderen kirchlichen „Nothdurften“ (Benöthigungen) verwendet werden, nur dürfen durch den erwähnten Bau die über diesem Keller gelegenen Wohnungen nicht beschädigt werden. Damit erhielt die Stefanskirche ein neues, zweites Beinhaus; wahrscheinlich war das erste, unter der Maria Magdalenakapelle befindliche bereits völlig gefüllt, oder es wurde seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen und blos als St. Helena- und Erasmuskapelle verwendet, weshalb die Errichtung eines Beinhauses an anderer Stelle nothwendig wurde.

Diese Ueberlassung der Kellerräumlichkeiten bildete den Abschluß der langjährigen Streitigkeiten, welche zwischen der Stadt Wien und dem Deutschen Hause wegen des Friedhofes und seiner Ausdehnung bestanden. Man war nämlich schon im Jahre 1470 genöthigt gewesen, ein neues Beinhaus zu erbauen, errichtete dasselbe aber hart beim Deutschen Haus (Stefansplatz Nr. 4, alt 879), was der Comthur nicht litt und was ein Gegenstand längeren Zwistes wurde, der sogar in einem Bittgesuche an den Kaiser von Seite des Comthurs seinen Ausdruck fand. Es hatte wohl schon im Jahre 1308 das Deutsche Haus den Bürgern von Wien

einen Keller bei dem alten Karner am Stefansfreithof, der bis an die hintere Kammer, den sogenannten Futtergaden, reichte, zu ihrem Friedhof erhalten, wogegen dem Hause die Bürgerschaft die freie Straße zwischen dem Deutschen und dem Priesterhaus bis in die Singerstraße und dazu 50 Pfund Wiener Pfennige gab; aber dadurch entstanden noch nicht die Katakomben, denn dieses Terrain diente theils zur Verbreiterung des Weges zur Singerstraße, theils für den Friedhof.

Erst mit dem neuen unterirdischen Beinhause beginnt die Entstehung der sogenannten Katakomben von St. Stefan, denen man daher ganz ungerechtfertigt ein weit höheres Alter zuschreibt, auch in großer Uebertreibung eine übermäßige Ausdehnung giebt. Bei dieser neuen Gruft nun ist der Anfang der, in späterer Zeit mit Benützung der Keller, die unter dem Stefansfreithof bestanden, angelegten und durch stollenmäßige Grabungen allmälig und in ziemlicher Unregelmäßigkeit erweiterten Katakomben zu suchen; dieselben nehmen jedoch nur jenen Theil des Stefansplatzes ein, der sich vom Deutschen Hause an bis an die gegen das erzbischöfliche Palais anstoßende Seite des Zwettlhofes (also über das nordöstliche Eck des Platzes) ausdehnt. Auch unter der Kirche breiten sich diese Grüfte aus, jedoch nur unter dem Presbyterium sammt Seitenchören, und unter dem Querschiffe, d. i. unter den älteren Theilen des gothischen Baues.



Der Engel mit dem Stadtwappen. (Seite 650.)

Die Katakomben sind meist rundbogige überwölbte Gänge, welche alle hinsichtlich ihrer Entstehung auf das 16. Jahrhundert deuten; in dieses Gruftsystem wurde jedoch die von Herzog Albrecht III. zunächst unter dem Hochaltar angelegte Fürstengruft nicht einbezogen, sondern vielmehr absichtlich vermieden. An einer einzigen Stelle geht ein Ausläufer der Grüfte unter das Mittelschiff des Langhauses, derselbe beschränkt sich jedoch nur auf das letzte Quadrat. Es wäre möglich, daß man hier die vielleicht unterm alten romanischen Presbyterium bestandene Krypta (unterirdischer Kirchentheil) einbezogen hat. Verschont von der Katakomben-Anlage blieb das Langhaus wohl nur deshalb, weil man, abgesehen von der späteren Vollendung dieses Theiles der Kirche, bei dem vermuthlichen Belassen der alten, dazwischen hinlaufenden Fundamente des romanischen Baues die großen Mühen scheute, welche dortige Grabungen deshalb gemacht hätten.

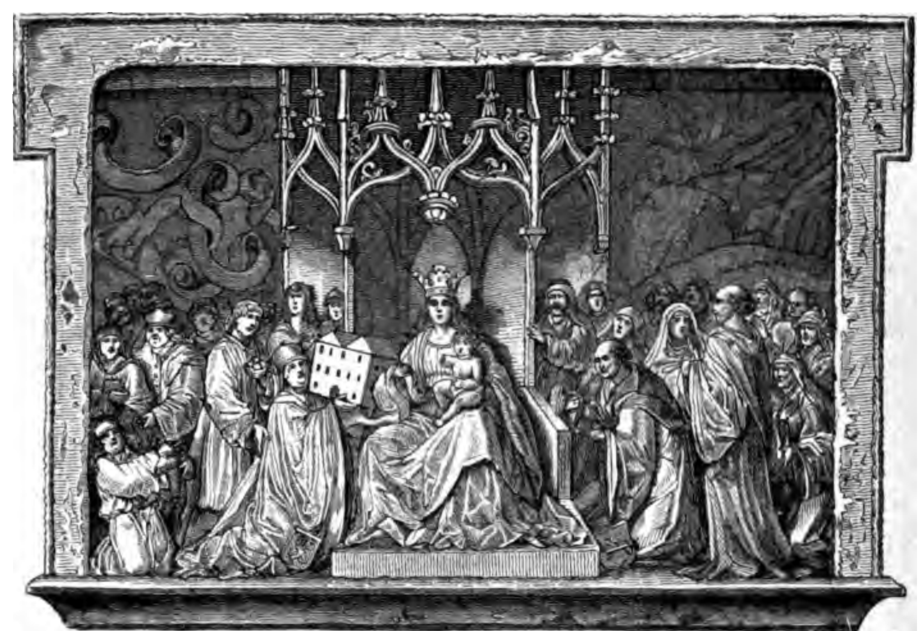
Da bisher noch keine Geschichte von Wien ein richtiges Bild der Ausdehnung dieser Katakomben zu geben vermochte, soll hier den Lesern ein veranschaulichender Grundriß (Original im Kirchenmeisteramt) in dieser Beziehung geliefert werden. (Seite 665.)

Zu den Grüften führt eine schmale unscheinbare Thüre, gleich dem halben Thore eines Kaufladens, das nur eine Person durchläßt, im Deutschen Hause gegenüber der Rückseite der Schatzkammer des Domes. Bis zu Ende der Sechziger-Jahre war dies der meist im Gebrauch stehende Eingang (Nr. 1 des Planes auf Seite 665), nunmehr jedoch ist er ganz aufgelassen. Wir bitten nun die freundlichen Leser den Ziffern zu folgen; vom Eingange (1) kommt man in einen kleinen Lichthof (2), dann beginnt der abwärts führende Gang. Ueber 29 Stufen (3) gelangt man in einen noch im deutschen Ordenshause befindlichen Keller (4), welcher bis zum Gewölbeschluß eine Höhe von 2 Klafter 1 Fuß hat und an dessen Rückseite ganz niedrige, gewölbte, lange Mauernischen sich befinden, welche wohl zur

Beisetzung von Särgen geeignet erscheinen, von denen sich aber nicht ermitteln läßt, ob sie in der That je im Gebrauche standen. Hier stand übrigens einst die Kapelle des Carnariums (Beinhauses), für welche 1494 und noch 1556 Messen gestiftet wurden, 1555 ein ewiges Licht errichtet wurde.

Von da führen weitere 19 Stufen (5) durch einen bei 7 Fuß hohen Gang abwärts in einen 2 Klafter hohen, sehr geräumigen Keller (6), der wahrscheinlich nur als Verbindungshalle zu den eigentlichen Grabgewölben diente. Aus diesem Raume führen zwei aufgemauerte Schachte (7) zur Oberfläche des Stefansplatzes, um den unterirdischen Räumen Luft und Licht zuzuführen.

In einigen Krümmungen führt nun ein 7 Fuß hoher Gang (8) über 14 Stufen, die in zwei größeren Abtheilungen auf einander folgen, in einen ganz unregelmäßigen Raum (9) von 2 Klafter Höhe, welcher sich genau unter der



Basrelief im Mariazeller-Hof. (Seite 651)

Sacristei nächst des Hochaltars befindet und dieser in seiner Räumlichkeit ähnlich ist. In der Mitte steht ein viereckiger, 2½ Fuß starker Pfeiler von Quadern, als Träger des Gewölbes; in seiner Stellung entspricht er der Marmorsäule, welche das Gewölbe der oberen Sacristei trägt. (Diese letztere wurde um 1718 gebaut und so ergiebt sich die Bauzeit dieser Gruft von selbst.) Die kleinen Seitengänge (10 und 11) waren an ihren Eingängen vermauert und dienten offenbar zur Beisetzung von Leichen.

Der von hier auslaufende Gang (12) führt unter die Marien-Abseite der Kirche; derselbe ist ungleich weit und krumm angelegt, geht gerade unter dem Frauenchor und Altar (13) durch die Kirchenfundamente und ist daselbst am schmalsten und engsten; weiterhin wird er breiter und auch beiläufig 9 Fuß hoch (14). Links befinden sich kleine, noch theilweise vermauerte Nebengewölbe (15 und 16), bis an die Decke mit Särgen gefüllt. An der Mauer ist die Jahreszahl 1779 zu lesen, wohl die Zeit, in welcher man das vollgelegte Gewölbe verschloß. Den Seitengang rechts (43) werden wir später betreten. In das Gewölbe (14) führt

aus der Kirche eine Sargeinlaß-Oeffnung (17). Hier sind die Gebeine an den Seiten bis zur Decke aufgespeichert.

Durch einen schmalen und niedrigen Gang (18) kommt man nun in den 10½ Fuß hohen Quertract (19), der sich unter dem Querschiff befindet. In denselben gelangt man mittelst zweier gegen die Thurmhallen hin ausmündenden Stiegen (20 und 21), die noch gegenwärtig bestehen und mit Steinplatten überlegt sind. An den Seitenwänden dieser Stiegen, wie der nachfolgenden Räumlichkeiten, sind kleine Nischen sichtbar, welche wahrscheinlich zur Aufstellung von Beleuchtungsgegenständen gedient haben. Die Decke des Gewölbes ist mit einigen runden und ovalen Rosetten verziert, die Wände in Felder abgetheilt (welche Zierathen auf das 17. Jahrhundert schließen lassen) und mit feinem Stuckmörtel überkleidet, ein Hinweis, daß diese Räume dem Publikum geöffnet waren. Dieses Gewölbe verunstaltet der eingebaute große Schubpfeiler (22); derselbe ist offenbar aus Besorgniß für die Dauerhaftigkeit des zunächst befindlichen Kirchenpfeilers im Presbyterium errichtet worden. Bei der zunächst des großen Thurmes (23) angebrachten Stiege (21) sind zu deren beiden Seiten sieben Grabstellen (24, 25), für einzelne Särge gewölbt und ausgemauert. Es scheint, daß dieser Gang stets zur Beisetzung von Leichen diente.

Ein kurzer Gang (26) führt in das Gewölbe unter dem Presbyterium (27 und 28), welches durch eine Zwischenmauer in zwei Theile gesondert wird. Von hier führt der zum Theil schief laufende Gang (29) in die große Gruft (30), die sich von den Stufen des Passionschors bis unter das eiserne Gitter ausdehnt. Dieselbe zeigt noch Reste einer Abtheilungsmauer, welche den Zweck gehabt haben dürfte, den bis dorthin mit Leichen ausgefüllten Theil abzuschließen. Ein schmaler Gang (31) führt zu einem Luftschachte (32), dessen Mund sich in der Ecke zwischen Meßnerhaus (33) und Kirche befindet. Durch einen kurzen Gang (34) gelangt man wieder in das Gewölbe unter dem Querschiffe (19).

In diesem Gewölbe befinden sich auch die Zugänge zu den Räumen, welche sich unter dem Mittelschiffe des Langhauses ausbreiten (35 und 36). In der ersteren Gruft stehen zwei kupferne Särge mit den Ueberresten des Bischofs Emerich Sinellius (gest. 1685) und Johann Andreas Joanelli's (gest. 1673). Die rückwärtigen Räume (40) sind mit Särgen angefüllt und tragen die Jahreszahlen 1762, 1782 und 1783. Dieselben stehen an den Mauern der abgeschlossenen Gewölbe und bezeichnen die Zeit der Abmauerung. Es befinden sich hier auch Sargeinlaß-Oeffnungen im Gewölbe (37, 38 und 39). Es stellten sorgfältige Untersuchungen heraus, daß sich die Katakomben gegen das Riesenthor hin nicht weiter ausdehnen. Noch sind zwei kleine Anbauten (41 und 42) an den großen Quertract zu erwähnen, die sich ebenfalls gegen das Langhaus wenden. Hiermit sind nun die Wanderungen durch die Grüfte der Kirche vollendet, und es erübrigt uns nur noch jene anzutreten, welche durch die außerhalb der Kirche gelegenen Grüfte führen.

Kehren wir vor Allem durch einige Räume (19, 18, 14) zurück, um zu der schon früher berührten Abzweigung (43) vom Hauptgange unter dem Frauenchor zu gelangen. Dieser rechts sich abwendende und durch die nördliche Hauptmauer der Abseite führende Gang ist nur 7½ Fuß hoch und senkt sich allmälig 6 Fuß, in welcher Tiefe dann ein Quergang (44) liegt, der das Hauptverbindungsglied der äußeren Katakomben bildet. In dem ersteren Gange befindet sich ein Luftschlauch (45), welcher in der Nähe der Todtenträgerwohnung (46) heraustritt. Gegen den Quergang liegen drei große Gruftgewölbe (47, 48, 49) und hinter denselben noch zwei weitere kleinere (50, 51), alle in der Richtung gegen den Zwettlhof, aber noch immer unter dem Stefansplatz. Hinter diesen Räumen, die alle mit Särgen angefüllt sind, schließen die Grabgewölbe ab.

Diesen drei großen Gewölben gegenüber auf der andern Seite des Ganges münden zwei kleine Grufträume ein (52, 53), die keine besonderen Merkmale

zeigen. An dem nordwestlichen Ende des Querganges befindet sich ein kleiner schliefbarer Canal (54), der sich vor Zeiten bis zum Luftloch bei der Himmelträgerwohnung (46) hingezogen haben mag. In der Richtung nach Süden schließt sich an den Quergang ein weiterer schräglaufender Gang (55) an, in welchen wieder beiderseitig Grufträume einmünden. Die meisten sind vermauert, so der letzte rechts (56). Durch eine dort aufgebrochene Stelle sieht man eine Menge Särge. Das nächste große Gewölbe (57) zeigt Spuren einer Verwendung zur Beisetzung von Leichen. Die Jahreszahl 1754 an der Wand bezeichnet das Ende dieser Beisetzungen. An der südlichen Seite dieses Raumes findet sich der zugemauerte Eingang einer weiteren Gruft (58), die mit Särgen angefüllt ist. Hier stehen die Jahreszahlen 1776, 1777; links des Ganges ein kleiner leerer Raum (59). Von dem Gange führt ein kleiner schliefbarer Luftcanal (60) aufwärts; derselbe erreicht jedoch nicht mehr die Oberfläche und ist überpflastert. Der schräge Gang (55) mündet gegen Süden in den aus dem Deutschen Hause herabführenden Gang (8), zu dem man etliche Stufen hinansteigt.

Somit wäre der Umgang durch diese unterirdischen Räume beendet. Es ist indeß noch zu erläutern, daß aus der Kirche selbst bei den Stufen des Presbyteriums (A) eine Stiege in die sogenannte Fürstengruft führt. Das eine Gewölbe (B) ist der alte Theil der fürstlichen Gruft und war bis 1576 im Gebrauch. Mittelst des ovalen Gewölbes (C) ließ Kaiserin Maria Theresia die Fürstengruft erweitern, von welchem Gewölbe auch ein Luftcanal (D) in's Freie führt; derselbe mündet rückwärts des Hochaltars (E) durch zwei mit Gittern geschlossene Fenster. Es ist ferner zu bemerken, daß, wenn überhaupt eine weitere Ausdehnung dieser Katakomben bestand, dieselbe nur in der Richtung des Zwettlhofes möglich war, indem sowohl das nördliche Ende des schrägen Ganges (55 bei 61) wegen der dort angehäuften Särge, wie auch ein anderer Raum (62), der sich unter einem in westlicher Richtung daranschließenden leeren Gruftraum (63) befindet und in den man nur durch das eingeschlagene Gewölbe (64) aus dem oberen gelangen, aber wegen der zahlreichen Särge nicht hineinkommen kann, bisher nicht genau untersucht wurden. Als man die Grundfesten des neuen Zwettlhofes grub, stieß man wiederholt auf Gewölbe, die zu den Katakomben gehörten.

Außer dem Eingange beim Deutschen Hause und jenen beiden im Querschiffe (20 und 21) besteht noch ein vierter (65), und zwar wird derselbe gegenwärtig allein benützt. Dieser befindet sich unmittelbar neben der Capistran-Kanzel. Hier ist ein so geräumiges Portale aufgeführt, daß ein Theil davon gegenwärtig als Leichenkammer benützt wird. Eine eiserne Fallthüre bedeckt den Anfang der abwärts führenden Stiege (66). Das Portal trägt die Inschrift: „Gott gieb ihnen die ewige Ruh' — und das ewige Licht leuchte ihnen. — Crucifix Cappel zu den neuen Gruften, 1752". Der Name Cruzifixkapelle stammt von einem in dieser Vorhalle aufgestellt gewesenen, aus Holz geschnitzten Cruzifix, einem herrlichen Kunstwerke des 15. Jahrhunderts, das gegenwärtig sich in der schon erwähnten Taufkapelle befindet. Statt des Originals steht jedoch dort seit 1844 ein Zinkabguß desselben. Dieses Cruzifix befand sich wahrscheinlich früher in der Todtenbeinkapelle unter dem Deutschen Hause. Der Eingang in die Gruft wurde, wie die Inschrift bezeugt, erst 1752 erbaut; derselbe soll sammt dem unterirdischen Stiegengang 12.000 Gulden gekostet haben.

Die vorerwähnte, einmal unterbrochene Stiege (66) führt mittelst eines schmalen, etwas nach links biegenden Ganges in den Quergang vor dem Zwettlhofe (44). In den Stiegengang mündet auch ein kleiner Gruftraum (67), welcher derzeit zum Theile mit menschlichen Ueberresten bedeckt ist. Wie schon früher angedeutet, sind die meisten dieser unterirdischen Räume ihrer Bestimmung gemäß noch verwendet. Eine schauerliche Menge von Menschenknochen, in langen Reihen aufgestappelt,

zeigt, daß hierorts viele Tausende bestattet wurden; nicht minder bedeutend ist auch die Anzahl der Särge, von denen jedoch die unteren Reihen bereits eingebrochen sind. Allerorts grinsen den Besucher Schädel an, unter dem Tritte weicht der mehliche und weiche Boden, bestehend aus menschlichem Leichenmoder; zeitweilig lehnt, halb in sich gesunken, irgend eine ganze Gestalt an der Mauer, deren eingeschrumpfter Leib noch mit Kleiderresten behängt ist. Der Volksmund hat als solche Gruftwächter eigene Persönlichkeiten bezeichnet, so z. B. den sogenannten „schwedischen Oberst“: der herkulisch gebaute Kirchbaum, welcher 1639 am Hohen Markte enthauptet wurde; dann der sogenannte „schöne Kämmerer“, der Graf Ferdinand Leopold von Hallweil, ermordet 1696 vom portugiesischen Gesandten Marchese Aronches. Selbstverständlich ist beides Unsinn, denn im ersteren Falle müßte dem Skelete der Kopf fehlen, im letzteren hätte es wieder keinen Sinn, da sich in der Pfarrkirche zu St. Josef in der Leopoldstadt der Grabstein dieses unglücklichen Cavaliers befindet, er also dort beigesetzt worden sein muß. (Bild Seite 664.)

Noch ist zu erwähnen, daß ein drittes Todtenbeinhaus an der Westseite des nördlichen Thurmes angebaut war. Hier hingen vor Zeiten große Beine, wie fast Riesenbeine sammt einer gleichen Rippe. Alte Chroniken erzählen Verschiedenes darüber; die eine sagt: „Vom Frauenbild im Eck' hinein, sieht man hangen große Riesenbein', da sicht man, was vor alter Zeit gewesen sein vor große Leut“; eine andere erzählt: „Abwärts der Porten (Adlerthor, F auf dem Plane) ist ein Bein-



Das Riesenschienbein

haus, darin ein ungewöhnlich großes Riesenbein an drei eisernen Ketten an dem Gewölb hängend“.

Dieses interessante Stück ist uns aber noch bis heute erhalten geblieben. Es befindet sich nämlich in der Naturaliensammlung der hiesigen Hochschule, und zwar ist es ein sehr großer Knochen — der rechte Schenkelknochen von einem Mammuth, welcher an jeder Seite eines Schaftes eine zierlich gemalte Schriftrolle zeigt. Die eine Rolle trägt die bekannten Buchstaben A. E. I. O. V. (die symbolische Devise Friedrich's III.), die andere die Jahreszahl 1443. (Bild hier oben.) Da zwei Seiten des Schaftes bemalt sind, ist es sicher, daß der Knochen nicht in horizontaler Lage zur Schau gestellt worden, da hierbei die eine Seite hätte verdeckt bleiben müssen; er wurde also in senkrechter Richtung aufgehängt, und so sah denselben noch im Jahre 1729 der renommirte Arzt und Reisende Franz Ernst Brückmann aus Wolfenbüttel (geb. 1697, gest. 1753); ebenso erwähnt Andreas Stuetz, Chorherr zu St. Augustin und Lehrer der Naturgeschichte an der k. k. Real-Handlungsakademie in Wien, dann Rath und Director derselben (geb. 1747, gest. 1806), in seinem mineralogischen Taschenbuch solcher Reste, „die man sonst auf dem St. Stefanskirchhofe und sonst noch als Riesen-Ueberbleibsel vorzeigte“.

Es war in alten Zeiten Gebrauch, derlei seltene Funde an Kirchthüren aufzuhängen, damit sie von Jedermann gesehen würden; noch heute sieht man z. B. am Portale der Domkirche in Krakau den Schädel eines Rhinoceros tichorhinus (Nashorn mit Scheidewand in der Nase, zwei langen Hörnern, verlängertem Kopf, Haut dichthaarig; größer als das afrikanische, zumeist in Sibirien

ausgegraben, aber auch in Deutschland, England und Frankreich) und andere Gebeine hängen.

Zu irgend einer Zeit muß der vorbesprochene Riesenknochen beim Riesenthor der Stefanskirche gehangen haben, denn man findet, in das Riesenthor eintretend, zur Linken zwischen zweien, nur mit einem Theile ihres Durchmessers aus der Wandfläche hervortretenden Säulen einen Ring, welcher, bei den verschiedenartigen Deutungen, die den übrigen Eisentheilen in der Nähe dieses Thores gegeben worden sind, einer Deutung noch bedarf. Er befindet sich zwischen der drittletzten und vorletzten Säule, und zwar so nahe an der letzteren, daß der besprochene Knochen, an denselben hängend, recht gut eine unbemalte Fläche an diese Seite lehnen und beide bemalten Flächen dem Beschauer darbieten konnte. Da im Jahre 1444 der Grund zu dem zweiten unausgebauten Thurm gelegt wurde, hat man wohl im Jahre vorher den Grund ausgehoben und ist dabei auf den Knochen gestoßen. Die Tiefe dieses Fundamentes betrug „zehn Daumellen". — Da nun das Hauptthor unseres herrlichen Domes seinen heutigen Namen „Riesenthor" unmöglich seiner in der That nicht auffallenden Weite und Höhe verdanken kann, muß angenommen werden, daß es denselben von einem im Thore aufgehängten Knochenreste, zunächst wohl von denselben Gebeinen, welche Brückmann sah, erhalten habe. Man hat seitdem, bis in die neueste Zeit herauf, derartige Funde gemacht; so stieß man unter Maria Theresia bei Erbauung des Lilienfelder-Hofes in der Weihburggasse (heute Nr. 21, alt 514) auf das ganze Gerippe eines „Einhornfisches" (stets verwechselt mit Elephantenresten, veranlaßt durch die großen Stoßzähne), 1846 im Seitenstettener-Hofe auf einen Stoßzahn von Elephas primigenius (Mammuth-Ueberrest der Urwelt); 1861 bei den Neubauten vor dem Kärntnerthore an zwei Punkten auf Backenzähne desselben Thieres.

Ueberhaupt sind die Diluvial (aufgeschwemmten)-Bildungen der inneren Stadt durch das Vorkommen riesiger Säugethierreste, namentlich der Gebeine und Zähne des Mammuths, ausgezeichnet, und wie an so vielen Orten, wurden auch in Wien diese sonderbaren Ueberbleibsel Riesen zugeschrieben. Auf sie beziehen sich ohne Zweifel die Angaben des Wolfgang Laz über die Auffindung der Riesen Og und Magog in der Stadt Wien, und schon in seiner Wienerischen Chronica findet sich unter den Bezeichnungen der ansehnlicheren Häuser der Stadt eines, „da deß Risen Schienbain angehenket ist . . . und dergleichen viel Gebäw mehr, denen entweder etwas so jnnen anhenckendt, oder das Gemäl oder ein anderer Zustandt jhre Namen die jnen anhänglich gegeben worden, auf die Nachkommen gebracht hat".

Es muß jedoch geradezu albern genannt werden, wenn von mancher Seite dargethan werden will, es sei dieser Mammuthknochen für eine Reliquie des heiligen Christof ausgegeben und am Riesenthore zur öffentlichen Verehrung ausgestellt worden, was die „heilige gothische Inschrift" beglaubige. Solcher Unsinn konnte nur auf dem Boden eines Sensationsmachers wachsen. Die Reliquien, welche die Schatzkammer des Stefansdomes in den Schränken von St. Christophorus (Christusträger) bewahrt, sind sehr kleine Knochentheile, meistens an silbernen Gefäßen angebracht. Es ist ebenso unrichtig, daß in Bezug darauf sich so zahlreiche Abbildungen und Schilderbezeichnungen des Heiligen an Wiener Häusern befanden, wie denn besonders hervorragend und schön in einer Statue des berühmten Tiroler Bildhauers Franz Christian Thaler (geb. 1759, gest. in Wien 1817) an dem „zum großen Christof" genannten Hause der Salvatorgasse (heute Nr. 10, alt 368).

Die riesengroßen Frescobilder oder Statuen des heiligen Christof wurden im Mittelalter gerne sowohl an Kirchen (wie noch heute z. B. in Schwalbenbach in Unter-Oesterreich zu sehen), wie auch vornehmlich an Herbergen angebracht. Es

ist nämlich St. Christof, als dienstwilliger Träger des Jesukindes über das Meer, der Patron der Reisenden und Pilger, weshalb sein Bild besonders an vielbesuchten Straßen zu Wasser und zu Lande gefunden wird. So diente denn das Bild einestheils als Aushängeschild für gastliche Unterkunft in den Hospitälern, d. i. in den Häusern der Gastfreiheit, welche die Kreuzzüge für die Pilger nothwendig gemacht hatten. Diese Wohlthätigkeits-Anstalten waren gleichsam Christofe, welche auf ihren Schultern die armen Wanderer über Berge und Meere hinüber in's heilige Land trugen. Dies macht es erklärlich, warum noch heutzutage viele alte Hospitäler „zum heiligen Christof" benannt werden. St. Christof gehörte ferner zu den vierzehn Nothhelfern. Einst glaubte man durch das sogenannte Christofgebet Schätze zu finden; auch galt die Meinung, daß man an jenem Tage keines jähen Todes sterben könne, an welchem man sein Bildniß gesehen. Wer daher seinem Gebäude großen Zulauf wünschte, ließ an dasselbe einen riesengroßen heiligen Christof anbringen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte nun der Besitzer des vorgenannten Hauses, Lorenz Haiden, eine Herberge daselbst.

Unter die von Laz erwähnten seltsamen Riesenfunde mochte wohl auch jener große Stelzfuß gehören, der bis in's 18. Jahrhundert hinein an dem uralten Gasthause im Fischhof hing, welches Wahrzeichen ebenfalls die Benennung „das Riesenschienbein" hatte. Als Ursprung des Entstehens wird erzählt, daß zur Zeit, als Friedrich III. im Bruderzwiste war, in Wien ein Anhänger des ränkesüchtigen Bürgermeisters Wolfgang Holzer gelebt habe, der, ein Mann von ungewöhnlicher Größe, mit einem Stelzfuße versehen gewesen sei, und nicht nach Art der Bettler das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen gesucht, sondern durch Schnurren und Schwänke sich ein Almosen zu verschaffen gewußt habe. Der „Riesen-Michel", unter diesem Namen war er Alt und Jung bekannt, stand unter Holzer's besonderem Schutze; er suchte nicht nur stets die Lachlust des müßigen Gesindels zu erregen, indem er sich in den beißendsten Witzen über König Friedrich ergoß — er war es z. B., der zu dessen bekannten Vokalen die böse Auslegung fand: „Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben!" — sondern hielt sich gerne am Hohen Markt auf, wo stets viel Volk versammelt war, und sprach da zu ihm nach Herzenslust, wobei er durch Stachelreden auf den König die Unzufriedenheit der Bewohner derart anzufachen wußte, daß jedesmal die Fröhlichkeit in volles Schimpfen und Lärmen überging. Als Friedrich später wieder in der Stadt einzog und diese sich dem Herrscher anschloß, fürchtete der Riesen-Michel das wider ihn gereizte Volk; er verbarg sich in der nahen Schenke „zum Fischhof", und als er auch da keine Sicherheit fand, entfloh er mit Zurücklassung seines Stelzfußes. Man fand denselben, hängte ihn vor dem Wirthshause auf und nannte das Object „das Riesenschienbein". Lange Zeit darnach blieb noch dieser Name dem Wirthshause. Minder poetische Leute meinen freilich, daß etwa die riesigen Schinkenbeine, welche es in dem Gasthause zum Abnagen gab, größeren Antheil an der Bezeichnung gehabt hätten.

Zur weiteren, etwa gewünschten Orientirung in Bezug auf den Plan der Grabgewölbe unter dem Stefansdome diene noch, daß Buchstabe G die Barbarakapelle, H den Speise-Altar, I den Josefsaltar, K die untere Sacristei, L das Primthor (gegenüber dem Curhause), M die Katharinakapelle, N die Aufgangstreppe zum Thurm im Meßnerhause, O das Grabmal Kaiser Friedrich's und P die Reliquienkammer des Domes bezeichnet.

Die Bürgermeister, Stadtrichter und sonstigen obersten Rathspersonen.

Beim Abschlusse der Regierungsepoche der steierischen Habsburger ist es Pflicht, eine möglichst vollständige Zusammenstellung der obersten Wiener Rathspersonen im Mittelalter folgen zu lassen, um so mehr, als in den meisten bisherigen Geschichtswerken über die Stadt Wien eine derartige genaueste Liste fehlt.

Die Bürgermeister waren nach der Reihenfolge die nachstehenden: Konrad von Eslarn (im Jahre 1287, 1337, 1338). — Konrad der Poll (in den Jahren 1288 bis 1305). — Heinrich der Chraneſt (1305 bis 1307). — Dietrich von Chalmberg (1307). — Heinrich von der Neisse (1308 und 1310). — Niklas von Eslarn (1309 bis 1312, 1316 und 1317). — Niklas der Poll (1313 bis 1315, 1324, 1326). — Hermann von Sanct Pölten (1316, 1318). — Otto der Wülfleinsdorfer (1319 bis 1322). — Stefan der Kriegler (1327, 1328). — Heinrich der Lange (1329, 1330). — Dietrich der Urbetsch (1333, 1336, 1337). — Hermann Snatzel (1333, 1334). — Berthold der Poll (1338 bis 1340). — Konrad der Wiltwerker (1340 bis 1343). — Ritter Hagen von Spielberg (1344). — Ritter Reimprecht der Zaunrude (1345 bis 1347). — Friedrich von Tyrna (zugleich Oberster Spitalmeister, 1348, 1349, 1352). — Dietrich der Fluschart (1351, 1354). — Heinrich der Würfel (1353). — Leopold der Polcz (1355, 1358, 1359). — Heinrich der Streicher (zugleich Hofmeister zu Dornbach, 1356, 1357, 1360). — Haunold der Schuchler (1357, 1358, 1360, 1361, 1402, 1403). — Johann von Tyrna (zugleich Hub- und Münzmeister, 1362 bis 1364). — Friedrich der Rüschlein (1364). — Lukas der Popphinger (zugleich Hansgraf, 1365, 1366). — Thomas der Swemblein (1367, 1370, 1371). — Niklas der Würfel (1368 bis 1370). — Ulrich der Rößlein (1372, 1373). — Hanns an dem Kienmarkt (1374 bis 1376, 1379 bis 1381). — Paul der Holzkeuffel (1376 bis 1379, 1381 bis 1386, 1396, 1399, 1400). — Michael der Geukramer (zugleich Münzmeister, 1386 bis 1395). — Paul der Würfel (1396, 1397, 1401, 1402, 1405, 1427). — Jakob der Dorn (1398). — Hanns der Rock (1398, 1399). — Berthold der Lang (1401). — Konrad Vorlauf (1404 bis 1408). — Rudolf der Angervelder (1406, 1412 bis 1419, zugleich Münzmeister). — Hanns der Veltsperger (1408, 1409). — Albrecht der Zetter (1410, 1411). — Hanns Mustrer (1420, 1421). — Ulrich Gundloch (1422). — Konrad Hölzler, Ritter (1423, 1424, 1430 bis 1433, 1440, 1441, 1450, 1451, 1455). — Hanns Scharffenberger (1425, 1426). — Niklas Underm-Himmel (1428, 1429). — Hanns der Steger, Ritter (zugleich Kellermeister, dann Münzmeister in Oesterreich, 1434 bis 1439, 1441, 1443, 1447 bis 1449). — Johann Haringseer (1440, 1444, 1446). — Andreas Hiltprant (1442). — Oswald Reicholf, Ritter (1452, 1454). — Niklas Teschler (zugleich Münzmeister, 1453, 1456, 1457). — Jakob Starch (1457 bis 1460). — Christian Prenner (1461, 1462, 1467). — Sebastian Ziegelhauser (1462). — Wolfgang Holzer (1462, 1463). — Friedrich Ebmer, Ritter (1463). — Ulrich Metzleinsdorfer (1464 bis 1466). — Andreas Schönbruckner (1467 bis 1473). — Hanns Heinl (1473 bis 1479). — Lorenz Haiden, Ritter (1479 bis 1484). — Stefan Oen (1484 bis 1486, 1490). — Leonhard Radauner (1487 bis 1489). — Paul Keckh (1490 bis

1493, 1497 bis 1500, 1504 bis 1507). — Friedrich Gelbrich von Ravenspurk (1494 bis 1496). — Wolfgang Rieder (1500, 1501, 1509, 1510). — Leonhard Lackner (1502). — Wolfgang Zauner (1503, 1508). — Sigmund Pernfuß (1507). — Hanns Sueß (1511, 1516, 1520, 1524 bis 1526). — Leonhard Pudmannstorfer (1512, 1518). — Hanns Kuchler (1513, 1515). — Friedrich Piesch (1514, 1515). — Hanns Rynner (1517). — Wolfgang Kirchhofer (1519, 1520).

Als Stadtrichter fungirten: Marquard (1206, 1208). — Dietrich, Sohn Pitrolf's (1216, 1217, 1222). — Heinrich (1220). — Otto, Sohn des Haymo (1255 1258, 1259, 1271, 1277, 1290). — Rudger (1262, 1272). — Otto in foro (1262, 1265, 1267, 1270). — Paltram (1269). — Konrad der Kriegler (1275). — Hunlo von Tuln (1275, 1276). — Ulrich von Ruchendorf (1278). — Reimbot Zeleub, Miles (1281 bis 1283). — Otto (1284). — Greif oder Griffo, Miles (1287, 1296). — Konrad Harmarkter (1288, 1289). — Jakob von Hoye, Amtmann Herzog Albrecht's von Oesterreich (1291). — Perchtold (1297). — Pilgrim (1298 bis 1300). — Heinrich Chrannest (1301, 1302, 1304, 1308, 1311, 1315 bis 1318, 1320, 1321). — Niklas von Eslarn (1306, 1325). — Wernhard Chranest (1312, 1329). — Hermann von St. Pölten (1319). — Weikhard bei den Brudern (Minoriten, 1322). — Stefan Kriegler (zugleich Verweser des Bürgerspitals, 1323, 1326). —


Die Skelete in den Katakomben (Seite 660)

Konrad der Chranest (1324). — Konrad der Gartner (1327, 1328). — Nikolaus Poll (1327). — Gottschalk von Inpruk (1330). — Dietrich der junge Kleber (1331, 1333). — Konrad von Eslarn (1332, 1348). — Michael der Würfel (1335). — Dietrich der Urbetsch (1336, 1338, 1341). — Berthold der Poll (1336). — Hermann der Syrfeier (1337). — Niklas der Maeserl (1339). — Dietrich der Fluschart (1340, 1344, 1345, 1347). — Haunold der Schuchler (1342). — Jakob der Eslarn (1343). — Johann von Tiernach (1346). — Leopold der Schuchler (1349). — Lukas Schadmitzer (1349). — Hanns der Schuchler (1349). — Heinrich von Eslarn (1350). — Niklas der Würfel (1351, 1354). — Heinrich der Würfel (des vorigen Sohn, 1352). — Konrad der Urbetsch (1352, 1364, 1369, 1370). — Leopold der Polz (zugleich Judenrichter, 1353, 1365, 1366). — Michael der Schuchler (1355, 1356). — Jans der Smauser (1356, 1357). — Jans am Kienmarkt (1359). — Michael der Vierdung (1360, 1367, 1368, 1371 bis 1372). — Friedrich der Ruschel (1361, 1362). — Paul der Paurberger (1363, 1374, 1375). — Hermann Mülndorf (1377). — Nikolaus May (1378). — Wolfhard der Pob (1380 bis 1382, 1386, 1387).

Chur-Haus Nº 874.

Zur Singerstrasse.

Stefans-Platz

Deutschen Ritter

Stefans Platz

Fürst Erzbischöfliches Palais

Domherrnhof Nº 868. u. 876.

Schulerstrasse

Nº 867.

Domherrenhof Nº 871. u. 872.

Ordens-Haus Nº 879

Grundriß der Katakomben. (Seite 654—662).

— Ortolf der Vierdung (1384, 1399, 1400). — Mert der Achter (1385). — Hanns von Eslarn (1388 bis 1390). — Paul der Würfel (1391 bis 1393). — Lienhard der Urbetsch (1396). — Ruger der Snurer (1397, 1398). — Haunold der Schuchler (1401, 1435, 1436). — Peter Angervelder (1402 bis 1406). — Albrecht der Zetter (1408 bis 1410). — Niklas der Graner (1411). — Wolfgang Leyttner (1412). — Wolfgang der Purkartsberger (1412 bis 1414). — Stefan Poll (1415). — Hanns Scharffenberger (1416 bis 1419). — Hanns Füchsel (1420). — Konrad Hölzler (1421, 1422). — Hanns Mufterer (1423). — Nikolaus Underm-Himmel (1424 bis 1426). — Hanns der Steger (1427, 1428). — Konrad Perwinter (1429). — Stefan Wirsing (1429, 1439, 1441). — Leonhart Neuenhofer (1430 bis 1433). — Hanns Swab (1434). — Andreas Hiltprant von Meran (1437 bis 1439). — Oswald Reicholf (1440, 1441). — Hanns Haringseer (1442, 1448). — Niklas Teschler (1443 bis 1445). — Georg Schuchler (1446 bis 1448, 1452, 1453). — Erasmus Ponhaimer (1449 bis 1451). — Georg Spieshauser (1453, 1457, 1464 bis 1466). — Jakob Starch (1454, 1455). — Hanns Angervelder (1458). — Sebastian Ziegelhauser (1459). — Lorenz Haiden (1460). — Mert Enthaymer (1461, 1462, 1466 bis 1471). — Lorenz Schönberger (1462 bis 1464). — Thoman Thenk (1472 bis 1477). — Jakob Hornberger (1478, 1487). — Hanns Murstetter (zugleich Verweser des Bürgermeisteramts, 1479). — Lorenz Taschendorfer (1480 bis 1482, 1484, 1485, 1488 bis 1490, 1494). — Christof Pämpflinger (1485). — Christian Pempflinger (1486). — Sigmund Siebenbürger (1491 bis 1493). — Hanns Wildersdorf (1495). — Lorenz Hüttendorfer (1497 bis 1500, 1509). — Sigmund Pernfuß (1503, 1504, 1506 bis 1508, 1510). — Hanns Ryuner (1511, 1514 bis 1516). — Mert Siebenbürger (1512, 1522). — N. Pelschinger (1513). — Jobst Nagel (1517). — Andreas Pachole (1518). — Georg Tugendlich (1519, 1520).

Die Judenrichter waren: Ritter Hagen von Spilberch (1329 bis 1334, 1371). — Reinhart der Zaunruder (1337). — Reinprecht der Zaunruder, Ritter (1342). — Haunold der Schuchler (1345 bis 1349). — Heinrich der Streicher (1351 bis 1355). — Michael der Schuchler (1356). — Leupold der Polz (1357, 1365 bis 1370). — Michael der Vierdung (1360). — Michael der Geuchramer (1375). — Niklas der Magseit (1378, 1379). — Paul der Holczkouffel (1380). — Hanns Pütreich (1385). — Purkard der Metzner (1387). — Hanns der Polz (1388). — Ortolf der Schuchler (1390, 1391, 1395, 1396). — Peter Güntzburger (1392). — Peter Guntzberger (1394). — Ortolf der Vierdung (1396). — Berthold Lang (1399). — Hanns Rock (1406, 1407). — Hanns der Füchsel (1410). — Ulrich der Gandloch (1418 bis 1420).

Die Stadtschreiber jener Epoche waren: Ulrich von Wien, Notar (1248). — Friedrich von Wien, Notar (1276, 1278). — Ortel (1295, 1302, 1303). — Ortolf (1301, 1304). — Heinrich (1305 bis 1318). — Walthun (1320, 1343). — Eberhart (1335 bis 1340). — Jakob (1340). — Bernhard (1347 bis 1349). — Heinrich der Waller (1353 bis 1356). — Leopold der Strobel von Feldsberg (1358 bis 1376). — Udalrich Wirsing (1377). — Ulrich der Herwart (1386 bis 1399, 1401 bis 1408, 1412 bis 1416). — Martin Knab (1400, 1424, 1425). — Ulrich Hirßauer (1408, 1422, 1426, 1428 bis 1461). — Konrad der Kueffsteiner

(1417 bis 1420). — Ulrich Sunkler (1421). — Christian Veldner (1427). — Simon Pöltl (1454, 1456). — Meister Veit Griesenpeck, Licentiat der geistlichen Rechte (1464 bis 1482, 1484 bis 1487). — Hanns Menneſtorffer, Licentiat der geistlichen Rechte (1478, 1488 bis 1494). — Gabriel Gutrater de Lauffen, Magister, Licentiat (1482, 1509 bis 1521, 1523 bis 1526). — Wolfgang Rieder (1499). – Stefan Vorchtnauer, Doctor der beiden Rechte und der sieben freien Künste (1500 bis 1505).

Als nicht uninteressant mag hier Einiges in Bezug auf die Besitzverhältnisse verschiedener angesehener Wiener Bürgerfamilien, welche im Stadtrathe vertreten waren, angefügt werden.

Die Greif oder Griffo besaßen Häuser in Wien, Weingärten und Grundstücke in Grinzing, Fischamend, am Nußberg, in Neusiedel, Klosterneuburg, Zeismannsbrunn, Simmering, am Schweinbart (ein Gehölze zu Speising).

Die Heimo besaßen die beiden Werder (Roßau und Leopoldstadt), bekanntlich auch das spätere Rathhaus mit der Salvatorkapelle.

Die Paltram Häuser beim Schottenkloster, am Kienmarkt, beim Peilerthor.

Die Poll die Ortschaft Vöslau, Lehen in der Wachau, Weingärten in Grinzing, Hütteldorf, Unter-Sievering, Häuser und Höfe auf der Landstraße, Münzerstraße, wie auch den Cölnerhof.

Die Eslarn Weingärten zu Breitensee, Brunn am Gebirge, Häuser in Eslarn (Eßlingen im Marchfelde), beim Schottenkloster, am Hohen Markt.

Die Würffel Weingärten in Dornbach, Breitensee, an der Als, Hacking, Wiesen in Laxenburg, Achau, Häuser vor dem Stubenthor, Kärntnerthor, in der Wipplingerstraße, Gumpendorf u. s. w.

Die Tirna den späteren Federlhof auf dem Lugeck, Weingärten am Alseck, in Sievering, Brunn am Gebirge, Häuser am rothen Thurm, Petersfreithof, Wollzeile und schöne Gülten in Gumpoldskirchen, Klosterneuburg 2c.

VII. Buch.

Die spanischen Habsburger.

Ferdinand I. und seine Zeit.



Das reitende Türklein am Heidenschuß.
(Seite 674.)

Fast während seiner ganzen Regierung war Kaiser Maximilian I. mit wenigen Unterbrechungen von Wien und Oesterreich fern geblieben, und wurde die Verwaltung des Landes von den von ihm eingesetzten „Regenten und Räthen" geführt, welche jedoch das Wohl des Landes nicht eifrig genug wahrten. Es entstand nun folgerichtig nach des Kaisers Tode der Wunsch, des tief verhaßten alten Regimentes los zu werden, und so gab es eine Bewegung, welche der des Jahres 1848 ein Spiegelbild voranschickte, wie diese aus den reinsten Motiven entstanden, gar bald aber durch unsaubere Elemente getrübt. Bei dieser Erhebung wurde der Volksliebling, der gelehrte Doctor Martin Capin, genannt Siebenbürger (aus Hermannstadt, Besitzer der Häuser Nr. 9, alt 512, am Hohen Markt, und 10, alt 734, in der Rothenthurmstraße) als Haupt der Stadt begrüßt.

Mit den wichtigsten Angelegenheiten der Erbfolge beschäftigt, hatten die Söhne Maximilian's, die Erzherzoge Karl und Ferdinand, nicht Gelegenheit gehabt, mit voller Kraft in die Wiener Angelegenheiten einzugreifen; als aber am 23. October 1520 der Erstere die deutsche Krone empfangen hatte, wurden die Theilungsverträge zwischen den beiden Brüdern vereinbart (1522) und nach denselben erhielt Ferdinand die altösterreichischen Länder. Er eilte ungesäumt nach Oesterreich und hielt strenges Gericht über jene, welche, dem Testamente des Kaisers Max entgegen, die alte Regierung umgestoßen, erklärte sie als Aufrührer, ließ ihnen schleunig den Proceß machen und schon am 9. August fielen auf dem Platze des Gerichtes (d. i. auf dem Marktplatze zu Wiener-Neustadt), den noch heute ein rund gepflasterter Ring bezeichnet, durch Henkershand die Häupter der Barone Hanns von Puchheim, Landmarschall, und Michael Eytzinger, des Doctors Siebenbürger, der Wiener Bürger Hanns Rinner, Gerber, Stefan Schlagintweit, Martin

Flaschner und Hanns Schwarz. Letzterer war der neu bestellte Münzmeister; dessen Thätigkeit wurde als Münzfälschung erklärt und nur die Fürbitte von Ferdinand's Gemalin Anna rettete ihn von dem noch viel gräßlicheren Tode des Verbranntwerdens bei lebendigem Leibe.

Im Jahre 1522, ddo. 4. October, hob Ferdinand I. die Körperschaft der „Genannten" (200 Zeugen) auf. Er erklärte ferner unter'm 12. März 1526, daß einige der älteren Freiheiten der Stadt Wien dieser Stadt „nichts nutz gewest, sonder vnter vnser Gemain jrrung gebracht, auch daß die Genannten vnd Hausgenossen in bemelter vnser Statt Wienn ain zeit nicht fruchtbar, sondern schädlich erschienen, die durch vns mit Rechtlicher Erkantnuß abgethan wurden", und setzte dafür den innern und äußern Rath der Stadt Wien ein, welcher solchergestalt gebildet wurde, daß von den zur Regierung der Stadt bestimmten 100 Personen der trefflichsten, vornehmsten und tauglichsten, ehrbaren behausten Bürger, zwölf derselben, die nicht Handwerk treiben, in den Stadtrath erwählt werden, andere zwölf Beisitzer des Stadtgerichtes seien, die übrigen 76 Personen aber im äußern Rath verbleiben. Es ist dies der erste freigewählte Gemeinde-Ausschuß, der freilich im Laufe der Zeit sich änderte, wo Bürgermeister und Stadträthe lebenslängliche, besoldete Beamten wurden, bis am 11. März 1819 wieder ein freigewählter Gemeinde-Ausschuß zum ersten Male zusammentrat.

Der Friede war jedoch nur einseitig hergestellt. Bereits war durch Hanns Kaltenmarkter, Passauer Official in Wien, der Luther'schen Reformation der Boden geebnet und gar bald griff die neue Lehre mächtig um sich. Adel und Bürgerschaft wandten sich massenhaft derselben zu, es fehlte nicht an eifrigen Vertretern, wie z. B. Stadtrath Kaspar Tauber auf offenem Platze Predigten hielt. Diese Zustände waren dem in der vollen Unduldsamkeit spanischer Religionsstarrheit erzogenen Ferdinand ein Gräuel, und kaum war er in den Besitz des Landes gekommen, setzte er ein Glaubensgericht, aus zwölf Mitgliedern der Universität bestehend, zusammen und zog die Verkünder der neuen Lehre zur Verantwortung. Einige retteten sich durch die Flucht, Andere durch Widerruf, Tauber jedoch, der, seinen Kleinmuth bereuend, sich neuerdings zur Lehre Luther's bekannte, wurde 1523 den Flammen übergeben.

Mittlerweile hatten sich auch zu Nikolsburg in Mähren zahlreiche Anhänger einer fanatischen Secte — der Wiedertäufer — versammelt und einer der erhitztesten Führer, Balthasar Hubmayr, ließ von dort, aus einer eigenen Druckerei, seine Streitschriften ausgehen. Das Unwesen der überspannten Secte griff in Oesterreich derart um sich, daß Ferdinand dem Herrn Leonhard von Liechtenstein befahl, den Häuptling der Wiedertäufer auszuliefern. So wurde denn Hubmayr in Fesseln nach Wien abgeführt, im Kärntnerthurm verwahrt und später nach Greifenstein gebracht, wo er lange gefangen saß. Seine einzige Gefährtin war eine Schlange, die er zähmte; als dieselbe jedoch immer mehr wuchs und zuletzt er nicht mehr genug Nahrung für sie herbeischaffen konnte, wodurch sein eigenes Leben bedroht ward, sah er sich genöthigt, sie mit seinem Stabe zu erschlagen. Diesen letzteren hing er in einem eisernen Ring im Gewölbe des Verließes auf, wo er noch heute den Besuchern gezeigt, jedoch ganz unrichtig mit der bekannten Sage von der Entstehung des Namens Greifenstein (S. 86) in Verbindung gebracht wird, indem man die vorerwähnte Begebenheit mit der Schlange von dem Pater, der die Liebenden beschützte, erzählt.

Da Hubmayr, trotz der Bemühungen der berühmtesten Gelehrten, nicht zum Widerruf zu bewegen war, wurde er am 10. März 1528 auf der Haide in Erdberg verbrannt; seine Gattin, die ihn noch in der Todesstunde zur Standhaftigkeit ermuntert hatte, wurde einige Tage später, mit einem Steine am Halse,

über die Brücke in die Donau gestürzt. Seine Anhänger erzählten, daß, als er seine Seele ausgehaucht, eine weiße Taube dem Scheiterhaufen entstiegen sei, die zum Himmel geflogen, was das zur Schwärmerei aufgelegte Volk wirklich glaubte und ein dortiges Haus (ehemals Erdberger Hauptstraße Nr. 23, heute Nr. 38) zur „weißen Taube" beschildete. Hubmayr's getreues Conterfei nach dem Originale eines Zeitgenossen liefern wir hier. (Seite 672.)

Bald sollte den religiösen Zwistigkeiten eine furchtbare Gefahr von außen folgen. Die Schlacht bei Mohacs war am 29. August 1526 erfolgt, in welcher nicht nur die Ungarn eine vollständige Niederlage erlitten, König Ludwig mit den vornehmsten Magnaten auf dem Schlachtfelde blieb und das Land von den wilden Siegern überschwemmt wurde, es stand auch Oesterreich deren Ansturme vollständig offen. Bereits streiften die Türken, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend, bis zur österreichischen Grenze, als die Gefahr durch den Umstand vertagt wurde, daß die in Asien ausgebrochenen Unruhen den Sultan Soliman zum Rückzuge zwangen.

Nun machte Ferdinand, da Ludwig keine Erben hinterlassen hatte, Anspruch auf die Thronfolge in Böhmen und Ungarn, welche ihm auch nach dem 1515 zu Wien abgeschlossenen Erbvertrage gebührte. In Böhmen fand die Thronbesteigung ohne Widerspruch statt, in Ungarn jedoch erwuchs in dem Grafen Stefan Zapolya ein gefährlicher Gegner, der es durch Umtriebe dahin zu bringen wußte, daß er von einem großen Theile des Adels gewählt und 1526 zu Stuhlweißenburg gekrönt wurde. Eine andere starke Partei stand ihm feindlich entgegen und wußte auf dem Reichstage zu Preßburg (26. December) die Wahl König Ferdinand's durchzusetzen. Dieser verbriefte den Ungarn die Freiheit des Reiches, versprach Beistand gegen die Türken und begab sich mit zahlreichem Gefolge nach Ungarn. Zapolya, der ihm mit einem Heere entgegentrat, erlitt durch den Kriegshelden Altgraf Niklas Salm bei Tokay eine entscheidende Niederlage und mußte sich nach Polen flüchten.

Nun suchte Zapolya den Thron mittelst eines Bundes mit den Türken zu behaupten, schickte Gesandte nach Constantinopel und fand bei Soliman solche Bereitwilligkeit, daß derselbe schon am 10. Mai 1529 persönlich mit einem Heere von nahezu 300.000 Mann und 300 Geschützen aufbrach und gegen Wien zog. Am 21. September überschritt er bei Ungarisch-Altenburg die österreichische Grenze. Unter Oberbefehl des gefürchteten Mihal Oglu waren ihm bereits 30.000 Akindschi (leichtbewaffnete Reiter), berüchtigte Senger und Brenner, vorausgeeilt, die im ganzen Lande mit Feuer und Schwert wütheten und bis in die entlegensten Gebirgsgegenden solchen Schrecken verbreiteten, daß sein deutscher Bezeichnungsname „Sackmann" (von sacken, gierig einfüllen) bis in die neueste Zeit als Schreckmittel für Kinder geblieben ist.

Die drohende Gefahr wurde in Wien keineswegs verkannt; es war schon 1526 die schleunige Ausbesserung und Bewaffnung der Festungswerke anbefohlen worden, und nunmehr geschah in der Schnelligkeit, was bei den geringen Mitteln geschehen konnte, um den wahrhaft verzweifelten Zustand Wiens zu heben, denn die alten, hin und wieder zerfallenen, kaum sechs Fuß dicken Mauern boten keine gehörige Sicherheit und Bedeckung für die dem feindlichen Geschütz und Anlauf entgegenstehende Mannschaft, die Thürme waren baufällig, die Palissaden fehlten gänzlich oder waren schwach und verfallen. Daher bedurfte es fast übermenschlicher Anstrengungen, um in der kurzen Zeit noch Sorge für Befestigung, Proviantirung und Geld zu tragen.

Glücklicherweise war dafür ein Mann auf dem Platze, der allein ein Kriegsheer aufwog — der erprobte Kriegsheld Altgraf Niklas Salm (Besitzer eines Hauses auf dem heutigen Josefsplatz Nr. 5, alt 1155), der die Vertheidigungs-



Niclas Salm, auf dem Walle tödtlich verwundet, 1529.

anstalten leitete und in der Eile herstellen ließ, was hergestellt werden konnte. Die Vertheidigung der Stadt übernahm Pfalzgraf Philipp, die eigentliche Seele aber war der kriegserfahrene Held Salm; außerdem befanden sich noch in der bedrohten Stadt der berühmte Reitergeneral Wilhelm von Roggendorf, der Oberstzeugmeister Ulrich Leyser und sein Bruder Maximilian, der ausgezeichnete Festungsbaukundige Leonhard von Vels, Hektor (Eck) von Reischach, der Führer der steierischen Hilfstruppen Abel von Holleneck und jener der böhmischen Ernst von Brandenstein. Auch waren zwei Hilfs-Regimenter aus Deutschland und eine Abtheilung spanischer Soldaten unter Luis de Avallos noch rechtzeitig erschienen. Die ganze Besatzung betrug 20.000 Mann zu Fuß, 2000 zu Pferde und 1500 waffenfähige Bürger.

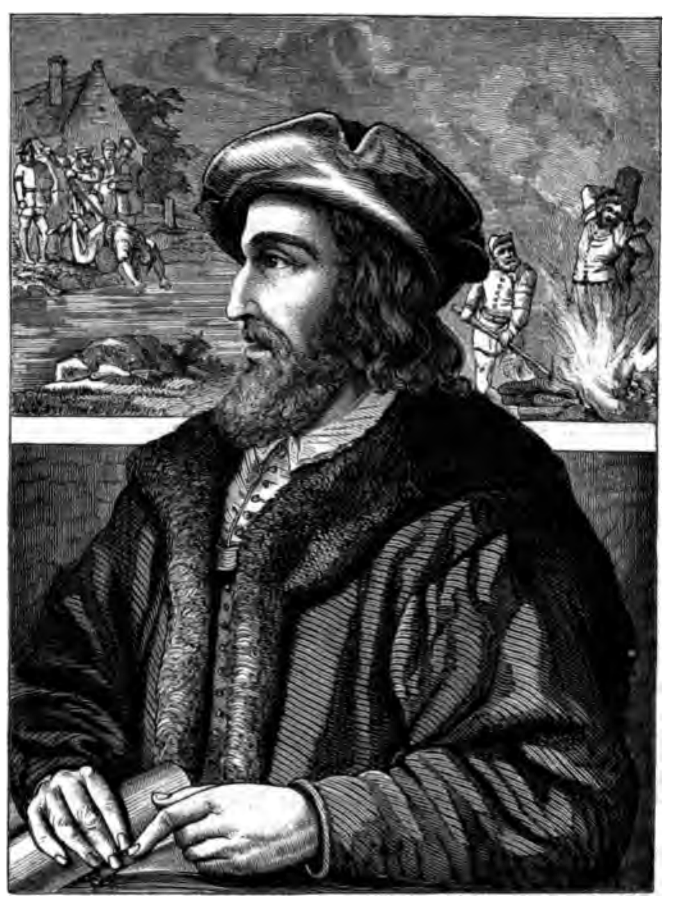
Wien rüstete sich nach Möglichkeit, während der grimmige und mehr als das Zehnfache überlegene Feind sich der Stadt näherte und dessen Vortrab unter dem fürchterlichen „Sackmann" Mihal Oglu das ganze Flachland unter grimmigem Wüthen durchstreifte. Da dem Türkenheere im offenen Felde bei der Minderzahl nicht die Spitze zu bieten war, mußte demselben jeder Anhaltspunkt, den es in der Nähe der Stadt benützen konnte, genommen werden, und so entschloß man sich, alle der Stadt naheliegenden Gebäude aufzuopfern. Durch diese nothwendige Maßregel gingen daher am 22. September 1529, als die Türken schon im Angesichte der Stadt erschienen waren, die alten Vorstädte durch die Vertheidiger selbst in Flammen auf und fanden mit allen Kirchen und sonstigen Gebäuden ein Ende. Von Niemand eingehalten, wüthete der Brand durch volle vier Tage, und es sanken über 800 Häuser in Schutt und Asche. Noch während die Vorstädte in Flammen standen, drang am 23. September eine starke Truppe Türken bei St. Marx vor.

Am 24. September war der Groß-Sultan Soliman (Bild Seite 673) mit der ganzen türkischen Armee vor Wien angelangt, dieselbe lagerte sich rings um die Stadt, und eine unabsehbare Menge von Gezelten wurde aufgeschlagen, deren Zahl auf mehr als 30.000 berechnet wurde. Vor Allem prangte Soliman's prachtvolles Zelt bei Simmering auf derselben Stelle und in demselben Umfange, den später das sogenannte Neugebäu einnahm. (Letzteres kaiserliche Lustschloß ließ Kaiser Rudolf II. im Jahre 1587 auf derselben Stelle erbauen und versah es mit einer ausgezeichneten Menagerie.)

Wir wollen nicht die sattsam bekannten Einzelnheiten wiederholen, es ist zu bekannt, wie die fast übermenschliche Vertheidigung von Seite der Krieger und der wackeren Bürger geleistet wurde, mit welch' heldenmüthiger Tapferkeit und todesmuthiger Aufopferung die furchtbarsten Stürme abgeschlagen, die durch die immer wieder auffliegenden Minen entstandenen Breschen besetzt und vertheidigt wurden, bis endlich der trunkenen Wuth der sieggewohnten Moslimen verzweifelnde Muthlosigkeit folgte und der Sultan nach einem am 24. October erfolgten vergeblichen Hauptsturme den Befehl zum Abzuge gab.

Leider jedoch, daß bei dieser letzten Kraftanstrengung der entmuthigten und verzweifelnden Feinde der greise Held Niklas Salm auf dem neben dem Kärntnerthurm befindlichen Walle durch einen abspringenden Stein gefährlich am Schenkel verletzt wurde und vom Wallplatze getragen werden mußte. Er starb auch in Folge dieser Verletzung am 4. Mai 1530. König Ferdinand I. und dessen Bruder, Kaiser Karl V., ließen dem Helden in der Dorotheenkirche zu Wien ein entsprechendes Denkmal seiner Siege setzen; als unter Kaiser Josef II. diese Kirche aufgehoben wurde (1782), zog die Familie Salm das Denkmal an sich und nahm es auf das Familiengut Raitz in Mähren. Im Jahre 1857 hatte die k. k. Central-Commission für Baudenkmale die Absicht, dieses kunstvoll gearbeitete Denkmal in einer Kirche Wiens aufzurichten, aber erst im Jahre 1879 gelang es dem Wiener

Alterthums-Verein, einen passenden Aufstellungsort zu finden, und zwar in der Votivkirche. Die Zustimmung von Seite des Seniors der Familie und Besitzers von Raitz, Fürsten Hugo von Salm-Reifferscheid, erfolgte auf Ansuchen unter der Bedingung, daß der fürstlichen Familie Salm stets das Eigenthumsrecht auf dieses Monument gewahrt bleibe und dieselbe das Recht habe, das Monument aus der Votivkirche zu entfernen, falls diese der ursprünglichen kirchlichen Bestimmung entzogen würde. So befindet sich denn das erhabene Denkmal nunmehr daselbst.



Balthasar Hubmayr, der Wiedertäufer. (Seite 670.)

Das Monument selbst hat die Tumbenform, ist aus grauweißem Marmor angefertigt und an den vier Seitenwänden mit zwölf figurenreichen Schlachtenbildern und ebensovielen Medaillons (darin die Brustbilder von Zeitgenossen in Relief) geziert. Die Bilder, erhabene Arbeit, zeigen in vortrefflicher Ausführung die zwölf größten Heldenthaten des „österreichischen Bayard", wie man den Grafen stets nannte, und zwar: 1. Schlacht bei Creazzo im vicentinischen Gebirge gegen die Venetianer; 2. Schlacht bei Tokay gegen Zapolya; 3. Schlacht bei Pavia (1525), wo König Franz I. von Frankreich von Salm verwundet wurde, ehe er sich ergab; 4. Entsatz von Erlaa; 5. und 9. sind Scenen aus der Türkenbelagerung, für Wien von ganz besonderem Interesse, da sich darauf

zwei Ansichten von Wien vom Kärntnerthore aus befinden, wenngleich dieselben zu typisch und ideal gehalten sind, um als eigentliche Abbildungen Wiens gelten zu können; 6. Schlacht bei Licocca; 7. die Eroberung Friauls; 8. Verona, von Salm, Freundsberg und Colonna vertheidigt; 10. Schlacht bei Szinie gegen Zapolya; 11. Schlacht bei Murten; 12. Tokay genommen. — Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Schlacht-Tableaux sind durch zehn Medaillons ausgefüllt mit folgenden Bildern: Kaiser Friedrich IV., Max I., Philipp der Schöne, Karl V., Ferdinand I.,



Sultan Soliman vor Wien, 1529. (Seite 670.)

Sigmund von Tirol, Ferdinand der Katholische, König von Spanien, endlich Georg Freundsberg und Karl von Bourbon, kaiserliche Feldherren, Freunde und Waffenbrüder des greisen Helden.

Sind aber schon diese Ornamente von hohem künstlerischen und historischen Werthe, so gilt das umsomehr von der Statue des tapferen Grafen. Auf dem Deckel des Sarkophages, aus grauem Marmor, zu dem drei Stufen führen, befindet sich dessen Heldengestalt, lebensgroß, in vollem Harnisch, den Helm auf dem Haupte, das Schwert von Pavia am Gürtel, die Lanze hinter sich gelehnt. Betend erhebt er die Hände gegen das vor ihm aufgepflanzte Crucifix, zu

dessen Füßen das Wappen der Salm angebracht ist, während zu Häupten ein Streif flattert mit seinem Bannerspruche: „Tibi soli gloria“ (Dir allein die Ehre). Darunter bespricht eine lateinische Inschrift die Tugenden und Thaten des Helden, und wie ihm König Ferdinand I. dieses feierliche Denkmal errichten ließ. (Bild Seite 680.)

Die heldenmüthige Vertheidigung und Rettung Wiens wurde von der ganzen Christenheit mit Jubel gefeiert, Gedichte erschienen in allen Sprachen, Münzen wurden geprägt, und in Aller Mund ertönte die Geschichte dieser wunderbaren Begebenheit, durch welche das Deutsche Reich vor Verheerung gerettet worden war. Kein Wunder also, daß auch die Sage ihren Antheil nahm und manches Ereigniß der Belagerung ganz besonders hervorzuheben suchte. Hierher gehört vornehmlich die Geschichte, welche in Verbindung mit dem Hause zum „Heidenschuß“ stehen soll und die folgendermaßen erzählt wird. Es sollen nämlich bei der Türkenbelagerung 1529 die Feinde die Stadt bis an jenes Haus, welches einem Bäcker gehörte, unterminirt haben. Ein im untersten Keller wachehaltender Bäckerbursche — die Einen nennen ihn Josef Schulz aus Bolkenhain in Schlesien, die Anderen Michael Albrechter aus Wien (dessen Witwe Katharina noch 1585 das renommirte Bäckergewerbe im sogenannten „Kipfelhaus“, in der Grünangergasse, heute Nr. 8, alt 841, mit dem Schilde „Zum grünen Anger“ betrieb) — entdeckte nächtlicherweile die unterirdische Arbeit des Feindes durch die hüpfende Bewegung einiger Würfel, welche auf einer Trommel lagen, und machte dem Stadtcommandanten die Anzeige. Dieser unterließ nicht, die nothwendigen Gegenarbeiten vornehmen zu lassen, und er soll es auch gewesen sein, welcher der Bäckerzunft, weil eines ihrer Mitglieder die Stadt gerettet hatte, vorzügliche Freiheiten verschaffte, wozu auch der jährliche Aufzug (von dem weiterhin gesprochen wird) gehörte. Von dieser That des Bäckergesellen soll auch der „Heidenschuß“ die Benennung erhalten haben, ferner zum Andenken ein reitender, seinen Bogen abschießender Türke angebracht worden sein. (Bild Seite 668.)

Der wahre Grund der Bezeichnung wurde bereits (Seite 518) mit Bezug auf den Hausbesitzer Heiden erläutert; gegen die Erzählung von der Minen-Entdeckung durch den Bäckergesellen erhoben sich jedoch in neuerer Zeit allerlei Bedenken, vornehmlich die, daß die Türken in jener Gegend gar keine Minen legten, überhaupt mit solchen gar nicht über die Stadtmauern hinauskamen und ihnen überhaupt zu einer so mühevollen Arbeit durch die nur beiläufig drei Wochen andauernde Belagerung entschieden die Zeit fehlte. Anderntheils wieder liegt der so alten Volksüberlieferung bestimmt ein Körnlein Wahrheit zu Grunde, wohl die Thatsache, daß sich die Bäcker-Innung während der Belagerung besonders tapfer hielt und nicht nur bei der Vertheidigung, sondern auch bei der Verproviantirung aufopfernd thätig war. Die Bäcker mögen sich daher bei der Zerstörung der Minen überhaupt hervorgethan haben.

Aus diesem Grunde erhielten sie auch nach aufgehobener Belagerung als Anerkennung ihrer Verdienste einen großen silbernen Becher, welcher noch heute im Saale des Innungshauses (Salzgries Nr. 21, alt 211) aufbewahrt wird. Derselbe ist bei 1½ Fuß hoch, wiegt über 4 Kilo und gilt im Schätzungswerthe alter Zeit etwa vierhundert Gulden. Der Pokal (Bild Seite 681) kann in 62 Stücke zerlegt werden; eine Gruppe von drei massiv gearbeiteten Bäckergesellen, welche das Becken gleichsam auf ihrem Kopfe tragen, bilden den Stiel des Bechers; einer derselben hält die Zunftfahne mit der eingegrabenen Jahrzahl 1529, ein zweiter Geselle ein „Bachsimperl“ (Backschaufel, Brotschiebe; Simperl ist aus Simmer, d. i. hohles Maaß für Getreide, verderbt) empor, worin die Worte „wegen Arbeit“ zu lesen sind. Zu den Füßen dieser Figuren, auf dem Fundamente des Portals, liegen drei erschlagene Türken, ebenfalls von massivem

Silber und wie die Bäckergesellen von kunstvoller Hand verfertigt. Zwischen diesen Türken sind vier Vorstellungen von Minen-Arbeiten der Ungläubigen, sowie an der Schale selbst Abbildungen der damaligen Ansicht des Hauses zum Heidenschuß (deutlich ist darauf der reitende Türke bemerklich), des Innungshauses und des Bäcker-Aufzuges angebracht.

Da ist denn wohl nicht anzunehmen, daß die Abbildungen des Hauses mit dem Türklein und den Minengräbern so ganz ohne Grund auf den Becher gestellt worden seien, und die Sage mag der Wahrheit näher kommen, als man in neuerer Zeit anzunehmen beliebt. Freilich ist es ehrenvoller für die Bäcker Wiens, wenn sie ihr schönes Vorrecht mit der Waffe in der Faust in Vertheidigung der Kaiserstadt, als durch die zufällige Wahrnehmung einiger tanzender Würfel auf einer Trommel im Keller sich erworben haben.

Die wichtige Zunft der Bäcker erhielt seit dem Jahre 1529 ferner das Vorrecht, alljährlich am Osterdienstag unter Beobachtung verschiedener Ceremonien einen öffentlichen Umzug zu halten, welcher bis zum Jahre 1809 pünktlich alljährlich stattfand und der Bäcker-Aufzug genannt wurde. Derselbe geschah folgendermaßen: Auf Verlangen der Vorsteher der Gesellen theilte ihnen die k. k. Militär-Commandantur die erforderliche Mannschaft zu Pferde mit und der Zug begann um die Mittagszeit vom Innungshause auf dem Salzgries aus, an dessen Fenster die vom Kardinal Leopold Graf Kollonitz 1683 am Hof geweihte Fahne am Morgen des Osterdienstags ausgesteckt worden war. Nach einer Abtheilung Cavallerie kamen die Bäckergesellen, welche vorschriftsmäßig mit franzblauen Fracks, perlfarbenen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen, Schnallenschuhen, dreieckigen Hüten und Degen gekleidet waren. Einer von ihnen trug den vorgeschriebenen historisch merkwürdigen Becher und ein zweiter einen kleineren Becher, worauf der Träger der Fahne kam, die der Altgeselle und abwechselnd die zwei Fähnriche trugen. Diese Drei waren mit goldenen Schärpen geschmückt, wie sie vormals die Feldmarschälle hatten, und die ihnen jedesmal aus dem bürgerlichen Zeughause geliefert wurden. Ihre Hüte waren goldbortirt und hatten Federbüsche. Ein zweiter Trupp gleich- und überhaupt gutgekleideter Gesellen und Cavallerie schloß den Zug.

Dieser verfügte sich in der innern Stadt von einem Backhause zum andern; bei jedem derselben spielte die Musik, während sich die Becherträger hinein begaben, um den Meistern und Meisterinnen Wein zu credenzen. Beim Kommen und Abgehen wurde jedesmal die Fahne geschwungen. Wenn der Zug bei einer Militärwache vorüberging, trat diese reglementmäßig in's Gewehr. Auch in die kaiserliche Burg begab sich der Zug, wo er sich kreisförmig aufstellte und wo die Vorsteher und die „Bechergesellen“ sich in die Appartements begaben, um dem Kaiser und der ganzen kaiserlichen Familie den Ehrentrunk anzubieten. Zum Schlusse begab sich der Zug nach dem Hofe zur Wohnung des Bürgermeisters, wo der Altgeselle nach altem Herkommen einen Spruch sprach, der mit den Worten „Kund und zu wissen sei männiglich“ begann und worin angeführt wurde, daß sich das Recht des Aufzuges auf ein kaiserliches Zugeständniß gründete.

Im Kriegsjahre 1809 vertrat die bürgerliche Cavallerie die Stelle des ausgerückten Militärs, und dieses Jahr ist auch jenes, womit dieses ehrwürdige, 280 Jahre alte Volksfest sein Ende nahm. Sonderbar genug ging der Antrag dazu von dem damaligen Vorsteher der Innung, Josef Neubauer, Bäckermeister im Freihause auf der Wieden, aus, welcher bei einer allgemeinen Versammlung der Gesellen ihre Zustimmung zu erlangen wußte. Von Seite der Bevölkerung aber wurde die Abstellung einer solchen öffentlichen Feierlichkeit, die noch dazu das Vorrecht einer der wichtigsten Innungen war und womit die Erinnerung an einen der denkwürdigsten Momente aus der Geschichte Wiens sich innigst verknüpfte, lebhaft bedauert.

Ein weiteres höchst interessantes historisches Erinnerungszeichen aus der Zeit der ersten Belagerung Wiens durch die Türken seit dem Jahre 1529 her befindet sich im bürgerlichen Zeughause; es ist dies eine Bürgerfahne, das Wahrzeichen kühnen Bürgermuthes, das eine kleine Schaar wackerer Männer gegen Hunderttausende von Feinden siegreich vertheidigte. Diese Fahne, aus schwarz-roth-weißer Seide angefertigt und mit dem Stadtwappen bemalt, hatte durch den Zahn der Zeit so gelitten, daß sie im Jahre 1868 restaurirt werden mußte.

Einer grundlosen Sage ist hier zu erwähnen, daß nämlich die Besatzung beim Sultan Soliman um Schonung des Stefansthurmes angesucht und die Willfahrung dieser Bitte unter der Bedingung erhalten hätte, daß sie sich herbeiließ, an den Spitzen des Thurmes einen Halbmond anzubringen.

Schon zehn Jahre früher, 1519, wurde auf dem Knaufe des großen Thurmes statt des früher oder der Blume befindlichen Kreuzes mit einem Knopf zu oberst ein Halbmond mit dem Sterne angebracht, denn es lag von jeher in der christlichen Bausymbolik, die beiden Zeichen an Thurmspitzen anzubringen, und zwar stellten Stern (gleichbedeutend mit Sonne) und Mond den Papst und den Kaiser, als im Zusammenwirken herrschend, vor; ferner sollten dieselben gleichsam anzeigen, daß der Kirchenbau mit seiner geistigen Wirksamkeit bis zu den Gestirnen reiche. Es ist notorisch, daß bei der Türkenbelagerung 1529, unbeschadet des Halbmondes, der Thurm bedeutend durch die Geschosse der Feinde verletzt wurde. Als der Thurm 1590 so gewaltig von einem Erdbeben erschüttert wurde, daß die Helmstange, auf welcher der Knopf ruhte, gekrümmt wurde und nur mit Mühe wieder gleichgerichtet werden konnte, wurde nach der Ausbesserung 1591 statt der bisherigen steinernen, eine kupferne vergoldete Kugel mit Stern und beweglichem Halbmond aufgesetzt.

Als Kaiser Leopold I. während der zweiten Türkenbelagerung Wiens 1683, in Linz verweilend, das Gelübde gethan, wenn die Stadt durch göttliche Hilfe von dem Feinde befreit werden sollte, anstatt des Mondes das siegreiche Zeichen des heiligen Kreuzes auf den Thurm setzen zu lassen, wurde nach geschehenem Entsatze durch das tapfere kaiserliche und polnische Heer Stern und Halbmond durch den kühnen Ziegeldecker Johann Reßytko herabgenommen. Es wurde dem Kupferstecher Martin Lerch aufgetragen, auf den Mond eine Hand, die eine Feige zeigt, zu stechen, nebst den Worten: Haec Solimane Memoria tua A. 1529. (Dies ist Soliman zu Deinem Andenken A. 1529). Stern und Mond kamen in das bürgerliche Zeughaus am Hof zur Aufbewahrung. (Bild S. 688.)

Nach Abzug der Türken konnte die Stadt daran denken, die Wiederherstellung der zerstörten Festungsmauern und Häuser zu bewerkstelligen, aber noch lange blieben die Vorstädte im Schutte liegen und nur in der Stadt begannen die nothwendigen Reparaturen. Auch an den Festungswerken wurde das Nöthigste ausgebessert, und dies that auch noth, denn der kriegerische Sultan fühlte tief die erlittene Schmach und brannte vor Begierde, die Scharte in einem neuen Feldzuge auszuwetzen. Er brach nach neuen Rüstungen im Jahre 1532 mit einem noch stärkeren Heere auf und zog durch Steiermark auf Wien zu.

Den ersten wirksamen Widerstand erfuhr er durch das kleine Städtchen Güns, in welchem der bekannte Held Niklas Jurisics (er besaß in Wien die Häuser mit der heutigen Nummer 4, alt 48, und 6, alt 47, in der Schenkenstraße, heute Bankgasse, woselbst er auch starb) sich durch volle 25 Tage mit einer Schaar Getreuer hielt, bis der Sultan, um sich nicht länger aufzuhalten, den Commandanten unter sicherem Geleite in's Lager rufen ließ, ihn belobte und ihm die Stadt schenkte. Indessen war der gefürchtete Mihal Oglu mit seinen Reitern in Oesterreich eingefallen und wüthete mit Feuer und Schwert; aber

Pfalzgraf Friedrich vernichtete am 19. September 1532 bei Schönau die Würgerbande vollkommen, auch Mihal Oglu blieb nach grimmigem Widerstande und sein Roßschweif, wie der von Juwelen blitzende Turban mit den goldenen Geierflügeln kamen in die Hände der Sieger, wurden an Ferdinand, seit 1531 zum römischen König gekrönt, gesendet und kamen später unter die Schätze der Ambraser-Sammlung.

Eine hochinteressante Erinnerung an jene Epoche bildet noch heute jener mächtige Felsen nahe der Burg Sebenstein (drei Stunden Weges von Wiener-Neustadt entfernt), welcher sich am Ausgange des Aspangthales mehrere hundert Fuß hoch senkrecht erhebt und der „Türkensturz" genannt wird. Am 19. September 1532 war eine ziemliche Schaar Türken in's Püttenthal gekommen, um da zu morden und zu rauben; aber die tapferen Landleute griffen sie mit Kühnheit an und schlugen sie in die Flucht. Bei der Verfolgung durch die Bauern geriethen die Moslims in blindem Lauf an jenen Felsenabhang (neben Sebenstein gegen Scheiblingskirchen zu) und stürzten in den Abgrund, wo sie dann sammt und sonders zerschmettert gefunden wurden. Daher stammt der Name dieses Felsens.

Ein trauriges Andenken bildet ferner das sogenannte Heißerloch, nunmehr freilich nur mehr eine kleine Höhle des Gössingberges (nahe von Ternitz und Stüchsenstein), welche aber in den Tagen der Türken-Einfälle sehr groß und geräumig gewesen, was aus dem Umstande erhellt, daß der alte Herrschaftsbesitzer Philipp Hoyos sich manchmal das Wagstück erlaubte, mit vier kleinen Pferden (Ponnies) in Blitzesschnelle den Berg hinauf, zur Höhle hineinzufahren und, nachdem er im Innern derselben umgekehrt, unter dem Hollah seiner Tischfreunde und Jagdgenossen ebenso eilig wieder herab zu kutschiren (wohl nichts weiter, als eine auf österreichischen Boden übertragene Sage aus der deutschen Mythologie mit dem Gotte Donar, d. h. Donner).

In diese damals so geräumige Höhle nun flüchteten die Bewohner des nahen Dorfes Sinding, Mann und Weib, Greis und Kind, mit Allem, was nur trag- und fahrbar gewesen, wo sie vierzehn Tage blieben, dort kochten, aßen und schliefen. Aber der aufsteigende Rauch wurde von den Türken bemerkt, sie erstiegen die Höhle und machten Alles, was lebendig war, nieder. Vor vielen Jahren fand man verbrannte Gebeine dort, die in's Thal herabgebracht und christlich begraben wurden. Die Höhle erhielt den Namen die Heißer- oder heiße Höhle, auch das Heißerloch.

Es muß hier der großen Verdienste Erwähnung gethan werden, die sich Konrad Weichselbaum (aus Innsbruck gebürtig 1496), Abt bei den Schotten, erwarb, welcher sich im Jahre 1532, als die Türken neuerdings im Anzuge waren, als Abgeordneter der niederösterreichischen Stände an die Spitze der auf dem Steinfeld bei Wiener-Neustadt versammelten Landesvertheidiger stellte und sich als deren Hauptmann große Ehre erwarb. Abt Konrad starb 1541.

Inzwischen war Kaiser Karl V. selbst mit einer Reichs-Armee von dritthalbhunderttausend Mann von Regensburg aufgebrochen, nahte sich Wien und lagerte jenseits der großen Donaubrücke am Bisamberg. Soliman, erschreckt durch diese Heeresmacht und gewitzigt durch die erfahrenen Niederlagen, nahm einen fluchtähnlichen Rückzug, während die Fürsten Karl und Ferdinand am 4. October unter großen Feierlichkeiten und dem Jubel des Volkes in Wien einzogen und daselbst bis 13. November verweilten.

Nach der einigermaßen wieder hergestellten Ruhe war es die erste, wahrhaft väterliche Sorge Ferdinand's, welcher in Wien seine Residenz aufschlug, für die Hauptstadt eine lange Reihe fruchtbringender Verordnungen zu erlassen. Er hatte mit richtigem Blicke erkannt, daß in der Stadt der wichtigste Centralpunkt seiner Besitzungen liege, und war daher bestrebt, die Spitzen der Organisation, welche er

für seine Länder verordnete, immer mehr in dieser Stadt zu vereinigen. Von seinen Erlässen, aus welchen bei aller Beharrlichkeit der Geist der Mäßigung hervorleuchtet, sind hervorzuheben: die Stadtordnung vom Jahre 1526, eine allgemeine Handwerksordnung 1527, eine Niederlagsordnung für Wien mit Begünstigung der Wiener Kaufleute 1536, eine Dienstbotenordnung 1550 und eine Apothekerordnung 1560.

Besonders merkwürdig ist aber Ferdinand's, im Jahre 1542 erlassene Polizei-Ordnung. Dieselbe umfaßt 24 ausführliche Abschnitte und ist für jene Zeit mit merkwürdiger Gründlichkeit und Umsicht abgefaßt und hierdurch zugleich ein Beleg der Sitten und Cultur, weshalb wir sie näher betrachten müssen.

Nach einer allgemeinen Einleitung, in welcher gesagt wird, daß alle „gut und löbliche Regierung ohne Erhaltung guter Ordnung und Policei nit bestehen mögen", folgen die einzelnen Capitel der neuen Ordnung, und zwar: 1. Von Gottes und der Heiligen Lästerung, Schwören und Fluchen. — 2. Vom Unterschied aller Personen und durch wen ein Jeder zu strafen sei. — 3. Vom Maß der Straf der Gotteslästerung. — 4. Vom Angeben der Uebertreter. — 5. Von Sicherheit Derer, so die Uebertreter anzeigen. (Ein für jene Zeit sehr humaner Artikel, welcher besagt, daß es wohl Jedermanns Pflicht sei, Verbrecher anzugeben, doch soll die Anzeige nur bei wichtigen Ursachen geschehen, damit Niemand Schaden leide.) — 6. Vom Zutrinken, Völlerei und Spiel. (Verbietet Uebermaß, doch soll „ein freundlicher, mäßiger Trunk nicht verboten sein".) — 7. Vom Maß der Straf beim Zutrinken. — 8. Vom Hofgesinde. (Dasselbe ist der gleichen Strenge des Gesetzes wie andere unterstellt. Man vergesse nicht, daß die Verordnung 1542 erlassen wurde, wo sich die Hofbediensteten vor jeglicher gesetzlicher Ahndung noch bewahrt glaubten und sich nur zu oft arg übernahmen.) — 9. Von leichtfertiger Beiwohnung und anderen öffentlichen Lastern. — 10. Von unordentlicher Köstlichkeit der Kleidung. (Dieser Abschnitt und die weiteren bis 17. suchen den Luxus zu regeln. Die geistlichen Vorsteher haben zu sehen, daß sich die Clerisei sowohl in der Kirche als auf der Gasse anständiger, ihrer Würde entsprechender Kleidung bediene.) — 11. Von Bauersleuten. (Diesen sind ausländische Wollentuche, Gold- und Silberstoff, Seide, aufgeschnittene Schuhe und edleres Pelzwerk verboten. Nur die Jungfrauen mögen ein „Harpändlin" — Haarband — von Seide tragen.) — 12. Von den Bürgern. (Auch diesen ist Gold- und Silberstoff verboten, ebenso ganzseidene Kleidung. Von Pelzwerk mögen sie höchstens Fuchspelz verwenden. Seidene Verbrämung ist gestattet, ebenso Ringe und Gürtel, doch nicht über sechs Gulden im Werth. Die bürgerlichen Jungfrauen mögen „Samaten — sammtne — Haarpändlen" tragen.) — 13. Von Kaufs- und Gewerbsleuten. (Sammt und Seide, Gold und Silber ist ihnen verboten, doch dürfen sie die Kleider mit Atlas verbrämen, den Frauen ist Taffet mit Seidenverzierung, dann Ring und Gürtel bis zu 15 Gulden im Werth gestattet, der Schleier kann Goldverzierung haben und die Jungfrauen dürfen Haarbänder bis zu 6 Gulden Werth tragen.)

Abschnitt 14 handelt von Rath, Geschlechtern und sonst „fürnembliches" (vornehmes) Herkommen. (Diesen sind schon Marderpelz, Ringe, goldene Ketten und den Frauen zwei bis drei Oberröcke und beschlagene Gürtel erlaubt.) — 15. Von Doctoren, Advocaten, Amtsleuten ꝛc. (Sie sollen sich den vornehmen Bürgern gleich kleiden.) — 16. Von Adel und Ritterschaft. (Sie sollen keinen Sammt tragen, andere Seidenzeuge sind erlaubt, ebenso alle Rauchwaare, außer Zobel und Hermelin. Die Kleinodien der Frauen dürfen 200, jene der Fräulein 100 Gulden werth sein.) — 17. Von Grafen und Herren. (Sie dürfen kein ganz goldenes und silbernes Gewand tragen, da dies ein Vorrecht der Fürsten ist.) Daran schließt sich die allgemeine Mahnung, „diese Ordnung nicht zu überschreiten, sondern sich vielmehr noch genäher einzuziehen und also ein Stand dem andern,

und sondern die höhern den niedern ein gut Vorbild zu tragen, fürnemblich werden die Frauen vermahnt, daß sie sich in den Kirchen ehrbarer, wohlbedeckter Kleidung befleißen und ihr zierlich Gepende (Bandzierden) und Geschmuck (Ausschmückung, nicht gerade Edelsteine allein) außerhalb der Kirchen gebrauchen, damit zwischen dem Kirchgang und anderen weltlichen Versammlungen ein billiger Unterschied sei". — 18. Vom Verkaufen des wüllen (wollenen) Tuches (verbietet unehrlichen Handel).

Artikel 19 spricht von übrigen Unkosten der Hochzeiten und Kindelmahlen, das sind festliche Taufschmäuse. (Zu Hochzeiten sollen Grafen und Herren nicht über 40, Rathsbürger und Kaufleute nicht über 24, Handwerker und Bauern nicht über 16 Personen einladen; ebenso wird die Zahl der Mahlzeiten bei Hochzeiten für die Grafen und Herren auf 10, für den Adel auf 8, bei ansehnlichen Bürgern auf 2 und bei der letzten Kategorie auf eine beschränkt. Auch mit allen anderen „Ladschaften und Gastungen soll gute Bescheidenheit gebraucht, aller unnothdurftiger Ueberfluß abgestellt und von Inwohnern der Städte nicht über 4, vom Adel nicht über 5 und von Grafen und Herren nicht über 6 oder 7 einfacher Essen gegeben werden". Ebenso wird auch das „Kindlmahl, so bisher mit großen Gepräng, Unkosten und unnothdurftiger Verschwendung gehalten", gänzlich abgestellt, nur der „Kindelbetterin ist gestattet, ihre Eltern, Geschwister und Gevattern zu laden".)

Artikel 20 spricht von theurer Zehrung bei den Wirthen. (Es wird dem Landmarschall und Landeshauptmann aufgetragen, die Ernte jährlich zu erheben und darnach auf die Feststellung der Preise einzuwirken.) — 21. Vom Fürkauf (d. i. Vorkauf; enthält Maßregeln gegen Zwischenhändler, welche die Waaren vertheuern). — 22. Von gleicher Elle und Gewicht, Wein- und Getreidemaß. — 23. Vom Fürleihen (Vorleihen) auf künftige Früchte. — 24. Von ledigmüssigen Personen. (Einschreiten gegen Lungerer und Herumstreicher, also Art Regelung der Vagabundenfrage.) — 25. Von Schotten und Savoyern (d. i. Hausirern, welche nur auf Jahrmärkten handeln sollen. Unter Schotten wurde derselbe Begriff verstanden, wie wälsch, fremd). — 26. Von „Gulden Tuch- und Seidenwaaren" (goldgestickte Waaren; sie müssen mit der Marke des Erzeugers versehen sein, um Betrug zu verhindern). — 27. Von Geraisigen, Wagen, Weingart und Hausknechten, auch anderem Gesinde. (Regelt die Dienstverhältnisse. Kein Dienstherr soll mehr als höchstens acht Gulden Jahreslohn geben. Die Geraisigen, d. i. bewaffnete und berittene Begleitung, zumeist für Reisen, erhalten auch einen Anzug. Kündigungszeit ist zwei Monate, doch kann ein schlechter Knecht augenblicklich entlassen werden. Dem Entlassenen ist ein Abschiedsbrief auszustellen, ohne welchen er keinen neuen Dienst antreten kann.) — 28. Von Köchin und anderen Dienst-Weibspersonen. (Hier werden Dienstverhältnisse der weiblichen Dienerschaft in gleicher Weise geregelt.) — 29. Von Handwerkern, Taglöhnern und Boten. (Die Verhältnisse der um Taglohn Dienenden werden dahin geordnet, daß der Landeshauptmann beauftragt wird, sich über die Lohnverhältnisse Einsicht zu verschaffen und darauf zu sehen, daß weder Bedrückungen noch unmäßige Forderungen stattfinden.)

Es mag die heutige Zeit wohl über viele Bestimmungen dieser Polizei-Ordnung lächeln, besonders dürfte die Sonderung der Stände nach Kleidung u. dgl. komisch gefunden werden; indeß war dieselbe für jene Zeit ungemein weise und zweckmäßig; nicht minder verdient die Entschiedenheit Anerkennung, mit welcher sie alle Stände umfaßt, und dabei human auch die unteren vor Gewaltigung und Bedrückung schützt. Auch die älteste Straßenpolizei mit den Bestimmungen über die Pflasterung und Reinhaltung der Gassen und Plätze verdankt Wien Ferdinand I.

In kirchlichen Dingen trat bei Ferdinand ein merkwürdiger Wechsel ein. Als Landesherr von Oesterreich hielt er fortwährend an seinen streng katholischen Anschauungen und verfolgte die Protestanten scharf. 1543 erließ er ein Edict, daß

alle Buchdrucker und Buchhändler, welche ketzerische Bücher drucken oder nach Oesterreich bringen würden, ersäuft und die Bücher verbrannt werden sollten. Um dem trotz allen Verboten um sich greifenden Protestantismus kräftig entgegen zu arbeiten, berief Ferdinand 1551 auch die ersten Jesuiten nach Wien.

Auf sein Verlangen und im Auftrage des Papstes Julius III. ordnete der Stifter, Ignaz von Loyola, elf Jesuiten aus Rom unter den Patern Nikolaus Lannoy, Claudius Jay und Peter Schworich von Ingolstadt nach Wien ab, wo sie am 31. Mai 1551 ankamen. Jay (auch Le Jay genannt) wurde zum Rector, Lannoy zum Minister ernannt. Ihre erste Unterkunft war im Dominicanerkloster; ein Theil desselben lag noch seit der türkischen Belagerung im Schutte und wurde nun auf Kosten der Hofkammer schnell zu einem Collegium und einer Kapelle hergestellt. Nach wenigen Wochen gaben sie bereits Privatstunden in den dem Glauben der Väter getreuen Häusern der Stadt und übten sich im Beisein der Jugend täglich in Disputationen. Bald eröffneten sie zu Hause auch alle Grammatikal- und Humanitätsclassen, sie belebten von Neuem das gesunkene Studium der alten Sprachen. Es würden indeß die Jesuiten wohl kaum festen Fuß in Wien haben fassen können, aber da kam ein Mann nach Wien, der durch seine katechetischen Lehren dem Orden großen Vorschub leistete — Peter Canisius.



Denkmal des Grafen Niklas Salm. (Seite 671—673.)

Derselbe war zu Nimwegen in Geldern den 8. Mai 1524 geboren, wurde von einer seiner Anverwandten, einer frommen Frau, erzogen, und nachdem er zu Hause die Anfangsgründe der Wissenschaft erlernt, ging er zu weiterer Ausbildung in seinem fünfzehnten Jahre nach Cöln, wo er 1543 in den Orden der Gesellschaft Jesu aufgenommen wurde. Seine hervorragenden Eigenschaften veranlaßten den Kardinal und Bischof von Augsburg, Otto, den jungen Theologen zur Kirchenversammlung nach Trient zu schicken, und da gab er nicht nur mit anderen Theologen seine Meinung ab, sondern, was ihn besonders auszeichnete, er faßte auch, was andere Väter ausgesprochen hatten, in einer schönen und kräftigen Sprache zusammen, welche erste Art von „Protokollführer“ damals Aufsehen erregte. Nachdem die Versammlung auf einige Zeit unterbrochen wurde, berief ihn Ignaz von Loyola nach Rom und ernannte ihn zum Lehrer der Redekunst zu Messina in Sicilien. Als aber Herzog Wilhelm IV. von Baiern von Ignaz Loyola Männer begehrte, welche der Universität zu Ingolstadt den alten Glanz wiedergeben sollten, sendete dieser ihm die Jesuiten Claudius Jay (gest. in Wien 1552,

dessen Grabstein sich in der Kirche von St. Nikola in der Singerstraße befand), Salmero und Canisius. Letzterer lehrte nicht nur in den Hörsälen der hohen Schule, sondern fing auch an, in deutscher Sprache zu predigen.

Später wurde Canisius zum Rector gewählt und folgte dann dem Rufe Ferdinand's und dem Befehle des Papstes, er ging nach Wien. Hier rieth er zur Stiftung eines Seminars, in welchem fähige Jünglinge sowohl in der Frömmigkeit, als auch in der Wissenschaft unterwiesen, geübt und gebildet würden. Hier erkannte er, wie wichtig der „lutherische Katechismus" als gemeinfaßlicher Inbegriff aller Glaubenslehren für die Verbreitung der Reformation war, und schrieb nun deshalb 1554 zum Jugendunterrichte und zum Nutzen des gemeinen Mannes einen „katholischen Katechismus" (einen großen und einen kleinen), dessen Gebrauch durch eine landesfürstliche Verordnung durch ganz Deutschland auszuarbeiten und in den Schulen einzuführen anbefohlen wurde, und welcher in der Folge einen ungeheuren Einfluß auf die Wiederherstellung und Befestigung des römisch-katholischen Glaubens ausgeübt hat. Dieses Buch erlebte vierhundert Auflagen!


Innungsbecher der Bäcker. (Seite 674.)

Canisius predigte persönlich bei den Dominicanern, bei St. Jakob, bei St. Hieronymus und Maria-Stiegen, oft vor nicht mehr als etwa einem Dutzend Zuhörern, theils weil die protestantischen Prediger den Jesuiten alle erdenklichen Gräuel anschuldbeten — sie nannten Canisius auch in Anspielung auf seinen Namen canis austriacus (der österreichische Hund), Andere sagen wieder, es habe sich der Pater diesen Beinamen in seiner Bescheidenheit selbst gegeben — theils weil sein plattdeutscher Dialect den Wienern wenig verständlich war. Aber der Feuereifer war nicht zu ermüden; schnell waren die Schwierigkeiten überwunden und der neue Orden überaus populär. Da über 300 Pfarren in Oesterreich ohne Seelsorger standen, zerstreuten sich die Jesuiten auch viele Meilen weit über das Land, waren Prediger, Beichtväter, Volkslehrer, Gelehrte und Aerzte und strebten unermüdet, Alles in Allem zu sein. Im Jahre 1454 übergab Ferdinand den Jesuiten das vormalige Carmeliterkloster am Hof, welches im Sturme der Reformation zu Grunde gegangen, die Kirche zu

einem Magazine benützt und das Kloster an Privatpersonen vermiethet gewesen. Die Jesuiten legten nun rüstig Hand an die Restauration und errichteten sich somit ihr erstes Profeßhaus in Deutschland.

Canisius wurde Hofprediger; Ferdinand wollte ihm durchaus das Bisthum Wien übertragen, aber der einfache bescheidene Mann schlug es aus, mußte aber gleichwohl die Verwaltung desselben auf mehrere Jahre übernehmen. Eines der schönsten Aemter verdankt man Canisius. Da sich sein Eifer auch auf die Gefangenen erstreckte, bei welchen er persönlich die Seelsorge ausübte, stellte er dem Kaiser eingehend vor, wie Unrecht es bisher gewesen sei, daß man diesen Unglücklichen, Gottverlassenen den Trost des priesterlichen Wortes und die Segnungen der kirchlichen Gnadenspenden vorenthalten habe. Er drang in den Monarchen, eine geregelte Seelsorge in den Gefangenhäusern anzuordnen, und er selbst übernahm zuerst das Amt eines Gefangenhaus-Seelsorgers in Wien, zu welchem Andenken noch jetzt die hiesige Strafhauskapelle (Landesgerichtsstraße Nr. 21) in ihrer Sacristei sein wohlgetroffenes Porträt (Oelgemälde) bewahrt. (Bild Seite 689.) Von da an bis heute bestand das Amt eines Gefangenhaus-Seelsorgers an allen Straforten. — Canisius war ferner auch der erste, der (weit vor der Nonne Margaretha Maria Alacoque) das Herz Jesu zum Mittelpunkt einer religiösen Begriffswelt machte und nach einer Herz-Jesu-Vision die Idee vom „blutenden" oder vom „leidenden", oder vom „allersüßesten" Herzen des Erlösers schon 1549 aufstellte, auch in Wien darüber predigte. Er starb zu Freiburg in der Schweiz am 29. December 1597.

Ferdinand suchte überhaupt die Vereinigung der Religionsparteien anzubahnen; er gab den Protestationen gegen mehrere Vorschriften des Tridentiner Concils (1545) seine Beistimmung und forderte von diesem und dem Papste die Bewilligung der Communion unter beiden Gestalten und der Priester-Ehe, von welchen er aber nur die erstere erringen konnte. In der That wurde selbst in Wien das Abendmahl unter beiden Gestalten ertheilt, wie denn im Kirchenschatze von St. Stefan noch ein Kelch vorhanden ist, der aus zwei Gefäßen, für Brot und Wein, besteht und die Inschrift trägt, daß derselbe zur Communion in beiden Gestalten verwendet wurde.

Die Protestanten machten sich indeß nicht Alle solcher Schonung würdig, sie waren bei gar vielen Excessen im Vordergrunde und verletzten durch schwere Beleidigungen die Katholiken in ihren heiligsten Gefühlen. Besonders kamen derlei Uebelstände während der Processionen zu Tage, wie denn am 27. Juni 1549, als in der Frohnleichnams-Octave das Altarssacrament von St. Stefan aus über den Graben in feierlicher Procession getragen wurde, ein protestantischer Bäckerjunge aus Württemberg, Namens Johann Hayn, dem Priester die Monstranze mit dem hochwürdigen Gute aus den Händen riß, zur Erde warf und das Heiligthum unter gräßlichen Lästerungen zertrümmerte. Der Uebelthäter wurde sofort ergriffen und zu schmerzhaftem Tode verurtheilt. Nachdem ihm Zunge und rechte Hand abgehauen worden, wurde er zur Richtstätte (Erdberg) geschleift und dort lebendig verbrannt. Den Ort, wo die Unthat geschah, ließ Ferdinand durch ein Gitter schließen und eine Säule mit einer Monstranz, „zum grünen Kranz" genannt, zu ewigem Gedächtniß aufrichten. Die Säule, welche vor dem Eckhause der Dorotheergasse Nr. 1 (alt 1105) stand, ist sammt der bezeichnenden Inschrift seit Langem verschwunden, der abgesperrte Weg aber ist das noch jetzt bestehende Sackgäßchen — „Weniggassel" genannt, wo der sogenannte „Stefanskeller" — zwischen den Häusern Nr. 1 und 2 (alt 875 und 876) am Stock-im-Eisenplatz, und auch der Name in dem Schilde des letzteren Hauses „zum goldenen Becher" hat sich zur Erinnerung an das Ereigniß erhalten, wobei in späterer Zeit die Abbildung der Monstranze zu einem Kelche oder Becher wurde, der heute noch auf dem Hause

zu sehen ist; ebenso hat die alte Handlung an der Ecke des ersteren Hauses den Schild „zum grünen Kranz“, später „Lorbeerkranz“, heute „zum silbernen Kranz“ bis in die neueste Zeit behalten.

Wenn man die Regierungs-Periode Ferdinand's I. im Ganzen betrachtet, ergiebt sich, daß die urwüchsige Volkskraft Wiens, von einem erleuchteten Fürsten gefördert, auch die ärgsten Gefahren siegreich überwand. Als daher Ferdinand von einem schleichenden Fieber ergriffen wurde und am 25. Juli 1564 in der Burg zu Wien demselben erlag — eine Chronik sagt trocken: Bartholomäus Carrichter, Leibarzt Maximilian's II., brachte durch seine Verwegenheit den Kaiser Ferdinand I. um's Leben — da trauerte die ganze Stadt um den Hingeschiedenen. Die Leiche wurde zuerst in der Burgkapelle beigesetzt, aber erst am 6. August 1565 in der Stefanskirche mit großer Feierlichkeit eingesegnet und nach Prag überführt, wo dieselbe im St. Veitsdome auf dem Hradschin an der Seite der bereits 1547 verstorbenen Gemalin Anna (Tochter König Wladislaw's von Ungarn), die ihm fünfzehn Kinder geboren hatte, beigesetzt wurde.

Ganz absonderlichen Ereignissen während der Dauer seiner Regierungs-Periode, sowie den baulichen Umwälzungen müssen eigene Abschnitte gewidmet werden.

Philippine Welser und ihr Andenken in Wien.

Es war im Jahre 1548, auf dem Reichstage zu Augsburg, als Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (geb. in Linz am 14. Juni 1529, als zweiter Sohn Ferdinand's I.) Philippine, die Tochter des Handelsherrn Franz Welser, zum ersten Mal erblickte. Philippine, geboren 1530, war im Schoße des Reichthums aufgewachsen und von Jugend auf gleich einer Fürstin gehalten. Lehrer jeder Art bildeten die hohen Anlagen des schönen Mädchens zu reifen Kenntnissen, so daß es nicht wundernehmen konnte, wenn sie bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet wurde.

Als nun Erzherzog Ferdinand bei dem feierlichen Einzuge in die Stadt Philippinen auf dem Balkon vor ihrem elterlichen Hause erblickte, wurde er von ihrer Schönheit mächtig ergriffen. Ihm selbst, dem trotz seiner Jugend bereits berühmten Krieger, flogen alle Herzen entgegen, und als er beim Festbankett an Philippinens Seite im Tanze einherschritt, da gestand sich jeder Augsburger mit Stolz, daß die blonde Welserin und der tapfere Erzherzog einander werth wären; eine Bemerkung, die übrigens Ferdinand ebenfalls schon gemacht hatte, denn durch ein lebhaftes Gespräch mit dem Fräulein hatte er sich auch von ihrer geistigen Ebenbürtigkeit überzeugt. So verging denn kein Tag, ohne daß der hohe Gast nicht die Straße, in welcher sich das Welser'sche Haus befand, auf und ab geritten wäre, um den bereits so heiß geliebten Gegenstand zu sehen, und bald wagte er durch Botschaft, ihr seine Neigung zu gestehen.

Die Trägerin derselben war Frau Katharina von Loxan (geb. 1516, gest. 1580), Gattin des Vicekanzlers Georg von Loxan oder Logschau, Tochter des reichen Jakob Adler von Speyer, jüngere Schwester der Anna Welser, geborne Adler, Mutter der Philippine Welser. Der Vicekanzler war nämlich in seinem Amte auf dem Reichstage anwesend, und Frau Loxan war Philippinens treueste und theuerste mütterliche Freundin an allen Orten, ist dies auch bis zu ihrem Tode geblieben.

Die stattliche Erscheinung des beim Volke so hochbeliebten Kaisersohnes hatte allerdings nicht verfehlt, auf Philippinen den mächtigsten Eindruck zu machen, es widerstrebte jedoch ihr sittliches Gefühl jedem Verhältnisse, das sie nur zur Geliebten des verehrten Mannes gemacht hätte, und so erklärte sie kurz und bündig ihren Entschluß, ohne eine kirchliche Trauung ihm nicht angehören zu wollen.

Erzherzog Ferdinand aber, der Sohn des römischen Königs und Neffe des stolzen Kaisers Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, konnte unmöglich daran denken, daß eine eheliche Verbindung mit Philippine von Seite dieser Beiden gebilligt werden würde, denn, wenn auch die Welser ein hochberühmtes Patriziergeschlecht waren und mittelst der bequemen Stammforschung jener Tage deren Abkunft auf die römischen Cäsaren zurückgeführt werden konnte, blieben es immer nur fleißige, bürgerliche und keine hochgeborenen Hände, mit denen er sich da verschwägern wollte.

Nach langdauerndem Widerstande von Seite Philippinens, wobei sich ihr Entschluß immer gleich geblieben war, schritt endlich Ferdinand zu dem gewagten Unternehmen, sich ohne Vorwissen von Vater und Onkel mit ihr zu verehelichen, und es fand sich auch der Geistliche, welcher den Muth hatte, auf eigene Verantwortung hin den Erzherzog Ferdinand mit Philippine Welser heimlich zu trauen (1550). Besiegt von der Liebe Allgewalt, hatte Philippine ohne Wissen ihres Vaters, nur von der Mutter und Tante Katharina gesegnet, in diesen Bund gewilligt. Letztere erscheint laut der vom Erzherzoge Ferdinand über seine geheime Vermälung im Januar 1550 auf dem Loxan'schen Schlosse zu Breznitz in Böhmen ausgestellten Urkunde (vom 6. September 1576) neben dem erzherzoglichen Beichtvater, Almosenier und Caplan Johann de Cavalleriis (gest. 1580 als Domprobst von Trient), der die Ehe einsegnete, als Zeugin dieser Handlung mit den Worten: „Ich Katharina von Loxan, Witib, bekhen mit dieser meiner eigenen handschrift vnd sigel, das alles diß, so obgeschriben ist, wahr sey, denn ich selber daß alles gesehen hab".

Nun lebte Philippine als Gattin des Erzherzogs im Verborgenen, aber trotzdem erfuhr Ferdinand dennoch, daß sein Sohn, den er auf der Jagd in Tirol glaubte, daselbst eine bürgerliche Ehefrau besäße. Gekränkt als Vater und Monarch, beschränkte sich der Kaiser nur darauf, den Schuldigen von seinem Antlitze zu verbannen, und tief darüber trauernd, lebten die beiden Gatten mehrere Jahre auf dem Schlosse Ambras in Tirol, des Erzherzogs Eigenthum, wo derselbe Künstler und Gelehrte um sich versammelte und die berühmte Sammlung von Gemälden und Seltenheiten anlegte, welche noch heute in Wien (wohin sie 1806 gebracht wurde, als Tirol an Baiern kam) unter dem Namen der k. k. Ambraser-Sammlung gezeigt wird.

Die Verbannung wurde dem Erzherzoge versüßt. Ueber Philippinens Schönheit und Tugend herrscht in den Zeugnissen der Zeitgenossen nur eine Stimme, man erging sich sogar in Ueberschwenglichkeiten, wie denn Einer erzählt: „Sie hatte eine so zarte Kehle, daß man ihr den rothen Wein (Burgunder) sahe hinunterschlüpfen, wenn sie trank". Auch die Ausstattung des Herzens und Geistes wird gepriesen; sie war sanftmüthig, treu, verständig, gottesfürchtig. Ueber die häusliche Sorgsamkeit und den tüchtigen Hausverstand Philippinens sind ebenfalls schriftliche Zeugnisse vorhanden. Es bewahrt die Wiener Hofbibliothek unter ihren medicinischen Handschriften ein Heft von Recepten, die von der Welserin geschrieben sind. Da findet sich eine Salbe gegen Schwindsucht und Kropf, ein Pulver gegen den Schwindel, ein Tränklein wider die Fallsucht. Dann lesen wir wieder: „Wenn ein Kind unruhig ist und nicht schlafen mag" oder „Wann man ein Kind will entwöhnen". Auch der Schrecken der Mütter, die „Fraisen", bleiben nicht unerwähnt. Mitten unter diesen Hausmitteln verräth sich ihr gutes Herz

durch allerlei Stoßseufzer. So schreibt sie: „Wann Einem vergeben (vergiftet) wird, da Gott der Allmächtige einen jeden Menschen davor bewahre“. Ein paar Mal giebt sie ihre ärztlichen Quellen an, wie z. B.: „Mir geschenkt (nämlich das Recept) von der Frau Jakob Mezdinger“ oder „Die vorgeschriebene Stück' hat mir die Frau Schwandin aus ihrem Büchlein geschenkt, das hab' ich abgeschrieben vom A bis daher“. Einmal bricht ein ganz gesunder Zweifelgeist zu Tage; denn nachdem sie mehrere Recepte gegen Zahnschmerz copirt, meint die Schreiberin schließlich: „Ich halt' von keinem nichts; das Ausbrechen ist das Best' und beizeiten, denn einer verderbt den andern“. (Das sagt heutzutage so ziemlich Jedermann.)

Philippine Welser würde in ihrem trauten Heim ganz glücklich gewesen sein, wenn sie sich nicht als die Ursache der Verbannung ihres Gatten hätte ansehen müssen. So lange Kaiser Karl auf dem Throne saß, wäre jeder Schritt vergebens gewesen, trotzdem Ferdinand bereits durch die eindringlichste Vermittlung und Fürbitte seines ältesten Sohnes Maximilian II. viel milder gestimmt war. Da aber legte Karl die Regierung nieder und starb am 21. September 1558, sein Nachfolger Ferdinand bestieg den Thron und nunmehr beschloß Philippine mit Hilfe einer List die volle Vergebung des kaiserlichen Vaters für seinen Sohn zu erstreben. Unter fremdem Namen begehrte sie Audienz, warf sich, als sie dieselbe erhalten, mit ihren beiden Söhnlein Andreas (geb. 1558, nachmals Kardinal, gest. 1600) und Karl (nachmals Markgraf von Burgau, berühmt im Kriege gegen die Türken, gest. 1618) vor ihrem Schwiegervater nieder und trug ihm ihre eigene Geschichte unter verändertem Namen und Umständen mit all dem Zauber ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit vor, so daß der Kaiser tief ergriffen ihr die Versicherung ertheilte, sich bei dem Vater ihres Gemals auf das kräftigste zu verwenden, daß derselbe Sohn und Schwiegertochter zu Gnaden annehme. „Und nun sagt“ schloß er, „wer ist denn der harte Mann, der solch' liebe wohlredende Frau nicht gern Tochter nennen möchte?“ Und nun sank ihm Philippine in Thränen aufgelöst nochmals zu Füßen und nannte sich. Ueberrascht, doch entwaffnet, nahm der Kaiser nun auch seinen Ausspruch nicht zurück, hob sie gütig auf und verzieh um ihretwillen seinem Sohne.

Im Jahre 1561 wurde ihre Ehe für rechtgiltig erklärt. Wenn ihre Kinder auch gleich nur Herren von Oesterreich heißen durften, so sollten sie doch nach etwaigem Aussterben der Descendenz des Kronprinzen alle Erblande, Böhmen und Ungarn ausgenommen, erhalten. Philippine erhielt später den Titel einer Markgräfin von Burgau. Von da an floß ihr der Liebe und den Wissenschaften geweihtes Leben in ungetrübtem Frieden dahin. Nach einer musterhaften dreißigjährigen Ehe starb sie zu Innsbruck am 24. April 1580 und wurde daselbst in der Heiligenkreuzkirche beigesetzt, wo ihr Erzherzog Ferdinand ein kostbares Denkmal errichten ließ. Auch ehrte er ihr Andenken durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: Divae Philippinae (der verklärten Philippine), die jetzt zu den numismatischen Seltenheiten gehört. Zwei Jahre darauf vermälte sich Ferdinand mit Anna Katharina von Gonzaga, Prinzessin von Mantua. Er starb zu Innsbruck am 24. Januar 1595 und wurde neben seiner ersten Gemalin beigesetzt.

Wien bewahrt noch andere Andenken an die reizende Welser. So besitzt die k. k. Hofbibliothek ein Gebetbuch des Kardinals Andreas, ihres ältesten Sohnes, aus welchem zu ersehen, ein wie liebevolles Gedächtniß die Kinder der Mutter bewahrten. Die ersten Blätter des Breviers sind mit den Bildnissen Ferdinand's und Philippinens geziert. Letztere ist eine Frau in den besten Jahren, mit röthlich-blonden Haaren, blauen Augen, die dünn und zierlich gezogenen Brauen sind von einem dunkleren Blond als die Haare; der Mund ist nicht

klein, aber in seiner anmuthigen Schwellung reizend geschaffen. Sie trägt ein schwarzes Barett mit weißen Straußenfedern. Um das Bild stehen die Worte: Klugheit, Gerechtigkeit, Gebet, Barmherzigkeit. Auf dem Bildniß Ferdinand's fallen die sinnbildlichen Darstellungen auf, von welchen es umgeben ist. Da ist es die personificirte Kraft, die eine Säule bricht, dann wieder ein Weib mit Krone und Scepter, welches triumphirend auf einem Teufel sitzt. — Auch die Ambraser-Sammlung in Wien bewahrt ihr getreues Porträt nebst dem ihres Gemals. Auch hier ist es das einer frisch gefärbten Blondine, mit edlem Profil und klugen Augen.

Im Sterben wurde Philippine nicht minder bewundert als im Leben. Ein gleichzeitiger Bericht aus Innsbruck (1580) meldet, sie habe in ihren Todeszügen „sehr schöne Reden von sich lauten lassen". Ein Ablaßkreuzlein, das ihr der Heilige Vater verehrt, küßte sie häufig und mit Andacht; dann lachte sie gegen Himmel auf und rief: „Ich seh' etwas, das mich freut!" Sanft schlummerte sie hinüber. Als Zeugniß für ihren keuschen Sinn wird hervorgehoben, daß sie während ihrer Krankheit nicht die geringste Entblößung ihres Leibes habe dulden wollen; sie habe selbst die Aermel bis hervor an die Hände gezogen. Sogar der Titel der betreffenden Schrift ist eine der hohen Frau dargebrachte Huldigung. Er lautet: „Wahrhaftige, einfältige und kurze Beschreibung mit was christlichem Herzen und Gemüth die durchlauchtige, hochgeborene Gemalin des Erzherzogs Ferdinand durch Gottes Gnade mit Tod verblichen und von dieser Welt seliglich abgeschieden". Der Verfasser ist Johannes Baur.

Philippine Welser befand sich auch durch längere Zeit (nach 1558) in Wien, es ist aber bisher nicht gelungen, genau festzustellen, in welchem Hause sie gewohnt, denn den Aufenthalt in der Burg soll ihr die Etiquette nicht gestattet haben. Da variiren denn die Meinungen in verschiedenster Weise, obwohl jede derselben eine gewisse Berechtigung hat. Die Einen glauben, sie habe im sogenannten Gundlhof gewohnt, woselbst die ihr verwandten Welser und Logau (von Letzteren vornehmlich der Onkel der Katharina Loxan, geborenen Adler, der kais. geheime Rath, Doctor der Rechte und Canonicus Georg Logau, humanistischer Schriftsteller in Wien) ihr Standquartier hatten; Andere halten das Haus des Nikolaus Meindl, Factors der Augsburger Familie Fugger in Wien, in der Wipplingerstraße Nr. 6 (alt 386) dafür; Dritte endlich meinen, daß sie ihren Aufenthalt im Laszla-Hause (Federlhof, heute Lugeck 3, Bäckerstraße 2, alt 768) genommen. Eine letzte Version will das kleine Michaeler- (Durch-) Haus (Michaelsplatz Nr. 6, alt 1153) als deren Wohnort gelten lassen; da selbes nahe der Burg gelegen war, mochte dies der Fall gewesen sein.

Die Fremden in Wien, insbesondere Paracelsus und Doctor Faust.

Es ist begreiflich, daß der Aufschwung, welchen die Stadt Wien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nahm, der ausgebreitete Handel wie auch die glänzende Hofhaltung zahlreiche Fremde dahin führten, weshalb in jenen Tagen auch von der Anwesenheit mehrerer hochberühmter Männer zu erzählen ist, an deren Besuch sich recht interessante Sagen oder Häuserbenennungen knüpfen. Bei Aufzählung derselben müssen wir chronologisch vorgehen.

Schon während der Türkenbelagerung 1529 befanden sich mehrere ausgezeichnete Fremdlinge in Wien und theilten den Ruhm tapferen Ausharrens; vor

Allem ist da der unsterbliche Held von Szigeth, Graf Niklas Zrinyi, zu erwähnen, welcher, obgleich erst elf Jahre alt, sich bei der Türkenbelagerung von Wien (1529) und darauf bei dem Heere, welches nochmals dem wiederkehrenden Feind der Christenheit aus Wiens Umgebungen zurückschreckte (1532), sich durch treffliche Thaten so auszeichnete, daß ihn Kaiser Karl V. mit Kleinod und Ritterschwert beschenkte. Graf Zrinyi besaß auch ein Haus in Wien „am Pühel bei den Schotten zur Rechten herab“ (in den Protokollen des kaiserlichen Hofquartiermeister-Amtes jener Tage, welches die erste Häusernumerirung, obwohl nur auf dem Papiere, einführte, mit der Nummer 556 bezeichnet, es ist das Haus Nr. 2, alt 240, auf der Freiung, welches noch 1585 die Familie Zrinyi besaß).

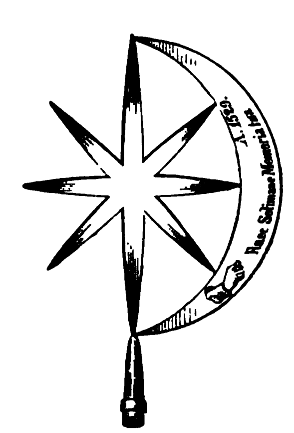
Auch der berühmte spanische Dichter Garcilaso de la Vega, der sich Petrarca zum Muster erlesen, theilte den Ruhm der Vertheidiger. Ein Liebesabenteuer mit einer Hofdame zog ihm die Verweisung auf eine der Donau-Inseln (die heutige Leopoldstadt) zu, wo er in wehmüthigen Reimen seinen Liebesschmerz aushauchte. Es heißt ferner, daß der nachmalige berühmte schweizerische Reformator Thomas Plater auf seiner Wanderschaft sich in jenem Jahre in Wien befunden und das Seilerhandwerk daselbst erlernt habe, indessen spricht er in seiner höchst ausführlichen und alle auf seinen Wanderschaften berührten Städte enthaltenden Selbstbiographie kein Wörtchen von Wien.

Unter allen Besuchen von Seite Fremder leuchtet aber die des berühmten Arztes und sogenannten „Wundermannes“ Philipp Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim hervor. Geboren im Dorf Gaiß des Cantons Appenzell am 10. November 1493, Sohn eines Arztes, studirte er Botanik, Chirurgie, Astrologie, Metallurgie und Alchemie, trat 1513 seine Universitätsreisen an, wurde Doctor der Medicin, Professor an der Universität zu Basel und erfüllte die ganze Welt mit seinem gelehrten Ruhme. Man schrieb ihm die wunderbarsten Curen zu, glaubte, er besitze die Mittel, Gold zu machen und das menschliche Leben zu verlängern, welcher Meinung er nicht nur nicht widersprach, sondern vielmehr sie durch mystische Reden und Thaten bestärkte, erstens weil die Geheimnißkrämerei damals Mode-Leidenschaft war, und zweitens weil er, obgleich über die Thorheit der Menge lachend, diese doch zu seinem Nutzen ausbeutete. Seine ungeheure Geschicklichkeit in der Erkenntniß der Krankheiten, was wir heutzutage Diagnose nennen, die Schnelligkeit in der Heilmethode machten ihm zahllose Neider und Gegner und zogen ihm viele Verfolgungen zu, welche durch sein heftiges Temperament, seine unverschleierten Ausdrücke in den Controversen nur gesteigert wurden.

Im Jahre 1529 zog er nach Straßburg, Nürnberg, 1530 wieder in die Schweiz, 1536 nach Deutschland, 1539 nach Kärnten, Mähren, Tirol. Im August 1538 befand er sich jedoch in Wien, wo er das größte Aufsehen erregte. Er hatte daselbst zweimal Audienz bei Ferdinand I., welcher ihm 100 Goldgulden anwies, auf daß er seine Werke drucken lassen könnte; man zahlte ihm aber dieselben nicht aus und es soll sich Ferdinand sogar geäußert haben: „Paracelsus ist der unverschämteste Lügner, der mir noch je vorgekommen!“ Er soll auch dem Herrscher den Ausbruch der Pest im Jahre 1541 prophezeit haben, wozu indessen bei den damaligen sanitätspolizeilichen Zuständen in Wien nicht viel Prophetengabe gehörte. Uebrigens nahm sich in Bezug auf seine Wiener Gegner Paracelsus auch vor dem Kaiser kein Blatt vor den Mund. Ganz offen sagte er ihm: „Allergnädigster Herr, der Haufe ist groß, der sich wider mich einlegt, klein aber ist ihr Verstand und ihre Kunst, darum sie mir nichts abkämpfen, denn sie haben der Proben zu wenige. Ich darf mich freuen, daß mir Schalke Feind sind, denn die Wahrheit hat keine Feinde als die Lügner. Ich setze meinen Grund,

den ich habe und aus dem ich schreibe, auf vier Säulen, die Philosophie, Astronomie, Chemie und die Tugend. Auf diesen vieren will ich fußen und eines jeglichen Gegentheils warten und Acht haben, ob außerhalb der viere ein Arzt gegen mich aufstehen wird. Die Medici wollen mich umstoßen; ich aber werde grünen und sie werden dürre Feigenbäume werden. Bis an den letzten Tag der Welt müssen meine Schriften bleiben und wahrhaftig. Ich schreibe nicht der Sprache wegen, sondern wegen der Kunst meiner Erfahrenheit".

Da läßt sich wohl denken, daß seine Feinde und Gegner — unter letztere konnte er alle Wiener Aerzte, selbst den edlen Wolfgang Laz zählen — dadurch nur noch erbitterter wurden. In einem Briefe, den der gelehrte Antiquar Franz Gräffer in seiner Autographen-Sammlung besaß, spricht Paracelsus von seinem Aufenthalte in Wien folgender Art: „Sie (die Aerzte nämlich) haben aber befunden, besser sei, so ich zu St. Stefan bin, sie seien auf dem Hohen Markt, gang ich an den Lugeck (wo Paracelsus wohnte, und zwar im Federlhof, damals das „Laszla-Haus" geheißen, weil Ladislaus von Edlasberg der Besitzer gewesen, Lugeck Nr. 3, alt 768), daß sie gen St. Laurenzen gehen, welcher Gegenwärtigkeit von ihnen nicht zu gelassen, sondern erfreuen sich, mich zu verletzen, so ich vierzig Meilen von ihnen bin. Haben also dermassen ein Knopf gemacht, daß ich an Tag zu kommen mit meinen Werken nicht befinden hab mögen".



Halbmond mit Stern auf dem Stefansthurm (Seite 676.)

Seine Manieren waren aber auch absonderlich. Kam er in Erregtheit, so wurde seine sonst strenge, aber wohlwollende Miene zur Fratze verzerrt, und er sprudelte in widerlichster Weise seine Controversen hervor. Stand ein Tisch in der Nähe, so hieb er mit dem großen Schwerte, das er stets an der Seite trug und das auch seinen Kopf in komischer Weise überragte, derart in denselben hinein, daß die Laudanum (Mohnsaft-) Pillen, die er erfunden und zum schnellen Gebrauche im Schwertknopfe stets bei sich trug, im ganzen Zimmer herumflogen. Indeß sagte er ja selbst von sich: „Mein Betragen ist weder fein noch milde, aber dies gefällt mir fast wohl. Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, auch ist nicht die Art meines Geburtslandes (der Schweiz), daß man mit Seidenspinnen etwas zu erlangen trachte. Man erzieht bei uns die Kinder nicht mit Feigen, Meth oder Waizenbrot, sondern mit Käse, Milch und Honig". — Bei seiner Abreise von Wien lud er die Aerzte zu einem Gastmahle, bei dessen Schlusse sie ihn baten, er möge ihnen etwas von seinen Arzneien zum Andenken hinterlassen. Paracelsus hatte gerade Vormittag sich von einem rüstigen Bauer mit phäcalen Stoffen zu seinen chemischen Forschungen versehen lassen und ließ dieselben, in der Absicht, den Aerzten seine Experimente zu zeigen, in einer verdeckten Schüssel auf den Tisch stellen. Aber die Aerzte verstanden nicht, was er ihnen geheimnißvoll andeutete, erachteten sich für absichtlich verhöhnt und liefen, ohne eine weitere Aufklärung abzuwarten, davon. Paracelsus sandte ihnen einen verächtlichen Fluch nach und ließ sie laufen.

Paracelsus soll auch der Erste gewesen sein, der die Badener Heilquellen chemisch untersuchte. Dem damals herrschenden mystisch-alchemischen Standpunkte der Naturwissenschaften nach erklärte er die Hauptbestandtheile als sulfurisch-mercurialisch, d. i. schwefel- und quecksilberartig; der wesentlich wirksame Stoff wäre das Gold, denn Stoffe hielt man damals für desto wirksamer, je mehr sie sich dem edlen Metalle näherten — daher das trinkbare Gold und das trinkbare Lebenselixir.

Paracelsus forschte auch im Gestein des Kahlenberges und erklärte das Innere des Kahlengebirges von Gold- und Silberadern durchflochten. Was wunder denn, daß sich sofort nach seiner Abreise eine Anzahl Personen fand, welche allen Ernstes dort Schatzgräberei trieb. Im Jahre 1546 glaubten Peter Hainon, kaiserlicher Kammerdiener und Pfleger zu Sigmundsburg, dann Franz Begnuß, Karl Wisschalk und mehrere Andere am Kahlenberge oberhalb Dürenbach ein silberhältiges Bergwerk entdeckt zu haben. Nach ein paar Jahren nutzloser Arbeit wurden jedoch die Gruben wieder aufgelassen. Ein zweiter, ebenso unglücklicher Versuch wurde 1560 von dem niederösterreichischen Kammer-Secretär Johann Rasch gemacht; derselbe erhielt einen Schurfbrief, beim „Kahlenbergerdörfel" eine Alaungrube, genannt „zur Gnad Gottes", eröffnen zu dürfen. Im Jahre 1618 wollten Hanns Pachmann und Hanns Pichler am Kahlenberg ein, noch dazu sehr reichhaltiges Silberbergwerk aufgefunden haben, aber all' dieses war vergebliche Schatzgräberei; denn was nützte es, wenn man einen Centner Erz zu Tage förderte und dessen ganzer Inhalt an Silber — ein Loth war.



Peter Canisius. (Seite 680—682.)

Mit der Anwesenheit des „Wundermannes" ist eine der lieblichsten Sagen verbunden, welche sich an ein Wiener Haus knüpft — an den sogenannten Küß-den-Pfennig. — Seit uralten Zeiten befand sich in dem Hause Nr. 4 (alt 723) der Adlergasse eine Gastwirthschaft, beschildet „zum schwarzen Adler" (daher auch der Straßenname). Der vermögliche Besitzer derselben hatte als einziges Kind einen Sohn, der eine entfernte, dort bedienstete Verwandte liebte, jedoch auf die Einwilligung des Vaters zur Verbindung mit dem armen Mädchen nicht rechnen durfte. Paracelsus soll nun oft in das Gasthaus gekommen sein und dort mit den Aerzten und Bürgern disputirt haben (nichts Unmögliches, da auch im Auslande solche Wirthsstuben, in denen Paracelsus auftrat, historisch bekannt sind, wie z. B. die sogenannte „finstere Stube" in Augsburg), vergebens aber wartete der Wirth auf die Berichtigung der Zeche. Eines Tages war großer Scandal daselbst. Das Liebespärchen war vom Vater bei einer zärtlichen Umarmung überrascht worden, und das arme Mädchen erhielt den Befehl, sofort den Bündel zu schnüren. Paracelsus legte eine Fürbitte ein, erhielt aber den zornigen Bescheid, lieber seine rückständige Zeche zu bezahlen, als sich in Dinge zu mischen, die nur die väterliche Gewalt angingen. Er drohte zudem, wenn nicht die augenblickliche Bezahlung der Zechschuld erfolge, Paracelsus aus dem Hause schaffen zu lassen.

Der Wundermann nahm einen messingenen Pfennig aus der Tasche und reichte ihn dem Wirthe als „Anzahlung", wie er sich ausdrückte, nochmals eine Fürbitte in Betreff der Liebenden anschließend. Aber da gerieth der väterliche Tyrann ganz aus dem Häuschen. Er warf den messingenen Pfennig fluchend auf den Boden und schwor bei allen Teufeln, daß nur dann, wenn sich derselbe sofort in ein Goldstück verwandle, sein Sohn die arme Dirne zum Weibe nehmen könne.

Da gebot Paracelsus dem Wirthe, den Pfennig aufzuheben, und — siehe da! — ein schweres Goldstück lastete in seiner Hand. Der Vater mußte nun seine Zusage halten und vereinigte die Liebenden. Die Nachricht von dem „Wunder" verbreitete sich blitzschnell in der Stadt. Alles strömte herbei, um den Gasthof zu sehen, wo ein solcher Zauber verübt worden. Der Besitzer hatte von da an so viel Zulauf, daß er sein Vermögen verdoppelte. Außer sich vor Freude, küßte er den Goldpfennig unzählige Male, und aus Furcht vor ewiger Verdammniß, wenn er seinen Schwur nicht hielte, ließ er schleunig das junge Liebespaar trauen. Von dieser Zeit an soll das Haus „zum Küß-den-Pfennig" genannt worden sein; gewiß ist aber, daß an der Außenmauer desselben ein Steinbild, vorstellend einen stattlich gekleideten Mann, der mit großer Andacht einen goldenen Pfennig küßt, die Scene verewigte, unter welchem folgende erbauliche Verslein standen:

„Der theure Theophrast, ein Alchymist aus Allen,
Kam einst in dieses Haus und konnte nicht bezahlen
Die Zech, so er verzehrt. Er trauet seiner Kunst,
Durch welche er erwarb viel großer Herren Gunst.
Ein sicheres Gepräg von schlechtem Werth er nahme,
Tingirte (färbte) es zu Gold. Von ihm der Wirth bekame
Dies glänzende Metall. Und sprach: Da nehmt ihn hin,
Ich zahl' ein Mehreres, als ich Euch schuldig bin
Der Wirth ganz außer sich, bewundert solche Sache
Den Pfennig küsse ich, zu Theophrast er sprache.
Von dieser Wundergschicht, die in der Welt bekannt
Hat er alsbald sein Haus zum Küß-den-Pfennig genannt."

Das recht hübsche Märlein von der Namensentstehung erleidet freilich seine stärkste Einbuße durch den Umstand, daß schon im Jahre 1411 in den „gemein Stadt Steuer-Anschlag-Büchern" Herr Hanns Küßenpfennig, ferner 1457 Herr Martin Kueßenpheniger als Besitzer dieses Hauses vorkommen, daß ferner in dem Vicedom'schen Grundbuche der Besitzer einer Mühle in Wien den Namen Küßenpfennig führt und man in dem Verzeichniß der Familien-Jahrtage bei St. Stefan einen solchen der „Küßenpfennig" findet. Der Name selbst stammt übrigens nicht von Kuß, sondern von dem Kux (Bergwerksantheil) „hatte also Kux-„Pfennig" (so wurde der Antheil wohl genannt) gelautet, wie denn das Haus 1470 als „zum Kuchsenpheniger" ganz richtig angeführt ist. Einer aus der Familie war der zu Wien 1622 geborene und zu Preßburg 1663 gestorbene Jesuite Christoph Küßdenpfennig, ein berühmter Prediger und Schriftsteller. Mit dem 1839 in Wien als Pfründner verstorbenen Gärtner Karl Küßdenpfennig dürfte wohl die Familie erloschen sein. Es mochte der Familie ihr eigener Name für das schöne Haus nicht gut genug gewesen sein, sie strebten nach Berühmtheit und Seltsamkeit, und so mögen sie wohl selbst auf das Märlein verfallen sein, wobei sie immerhin an der Thatsache des persönlichen Erscheinens des Paracelsus in der Wirthsstube (Bild Seite 696) den Anhaltspunkt gefunden haben konnten. Das Standbild wurde bei der im Jahre 1810 erfolgten Renovirung des Hauses entfernt und gerieth leider in Verlust.

Der „Küß-den-Pfennig" in der Adlergasse, welcher im Jahre 1878 demolirt wurde und an dessen Stelle nunmehr sich ein moderner Prachtbau erhebt.

war ein sehr interessantes Gebäude. Durch ein festungsartiges Eingangsthor betrat man das Innere und erblickte sofort von allen Seiten die vorzeitigen, mittelalterlichen Formen. Das Gebäude gehörte auch noch in die Zahl derjenigen alten Stadthäuser, welche einen Aussichtsthurm trugen, der sieben Stockwerke hoch und durchaus bewohnbar war. Bei der Aushebung des Straßengrundes behufs einer Röhrenlegung stieß man im Jahre 1862 auf die Fundamente der Festungsmauer von Alt-Wien aus dem 13. Jahrhundert, die sich längs des Müller'schen Gebäudes bis gegen den Rothen-Thurm hinzogen, der auf dem freien Plätzchen vor dem Küß-den-Pfennig gestanden hatte. (Bild Seite 697.)

Es führen noch mehrere Häuser die Bezeichnung „zum Küß-den-Pfennig", so in der inneren Stadt, Freisingergasse Nr. 3 (alt 606), in ältesten Zeiten auch zum „Küß-den-Pfennig" und zum „Benedictuspfennig" (eben die Münze des Paracelsus) genannt; dann im Bezirk Alsergrund, Marktgasse Nr. 25 (alt 52), im Bezirk Neubau, Kirchberggasse Nr. 27 (alt 49). Im Jahre 1597 war die sogenannte „Schleifmühle" auf der Wieden Eigenthum des Meisters Bartholomäus Küßdenpfennig (gest. 1649).

Wien besitzt endlich ein echtes Andenken an Paracelsus. Im Mai des Jahres 1863 schenkte Doctor Raimann dem medicinischen Doctoren-Collegium an der Wiener Universität einen Ring aus dem Nachlasse des Paracelsus, dessen Echtheit durch gleichfalls übergebene Documente erhärtet wurde.

Wenn von in Wien anwesenden Fremden die Rede ist, kann eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten aller Zeiten nicht mit jenem vornehm verachtenden Stillschweigen übergangen werden, das Einige der nur auf Urkunden schwörenden Pergamentgrübler allen volksthümlichen Ueberlieferungen entgegenbringen, und das im vorliegenden Buche nach seinem wahren Werthe bereits seine Beurtheilung gefunden und wohl noch mehrfach finden wird. Kurz gesagt, es handelt sich um den Wiener Aufenthalt des Doctor Faust, jener wunderlichen, märchenumwobenen Persönlichkeit der alten Volksbücher, deren Existenz oft zugegeben, oft verwechselt, oft geleugnet wurde, die aber zweifelsohne wirklich gelebt hat und einer jener scolares vagantes (fahrenden Schüler) gewesen, wie sie im Mittelalter zu Tausenden die Welt durchzogen, selbst Abenteurer sich mit noch ärgeren Abenteurern (Astrologen, Wahrsagern, Zauberern, Schatzgräbern u. dgl.) verbanden und dergestalt — neben ihrem egoistischen Zwecke — auch noch ihrem humorvollen Hange zur „Narretheidigung" der befangenen Erdensöhne weidlich die Zügel schießen ließen.

Das unerhörte Aufsehen, das nun Johann Faust, dieser zu Kundlingen im Württemberg'schen Anfangs des 16. Jahrhunderts geborene Student der Medicin, erregte, erklärt sich recht einfach durch den abenteuerlichen Sinn der damaligen Zeit. Zudem hatten durch die Kreuzzüge die europäischen Nationen von den Arabern bereits eine weit größere Kenntniß in der Medicin, Chemie und Astronomie erlangt, als sie früher besaßen, die sie aber entweder selbst zum Aberglauben verleitete, oder die ihnen die Macht in die Hand gab, durch Täuschungskünste, wie sie heutzutage jeder Taschenspieler anwendet (darunter auch jene optischen Täuschungen, die heute Kratky-Baschik und Genossen mit den Teufelserscheinungen, Rumpf-Damen, durchsichtigen Türken u. dgl. in den Prater-Etablissements zur Schau bringen), den Aberglauben der übrigen unwissenden Menschheit, sowie deren Sucht nach Reichthum und sinnlichem Vergnügen zu benützen, um ihre Zwecke, die politischer oder eigennütziger Natur waren, zu erreichen. Kam nun gar ein Mann wie Faust, der durch raffinirteste Schlauheit und imponirendes Aussehen allen Genossen überlegen war, mit den bedeutendsten Personen in Verbindung stand, vielseitige reise-wissenschaftliche Erfahrungen besaß, an technischer Gewandtheit des Leibes, an physikalischen, astronomischen und optischen Kenntnissen alle Anderen seines Gleichen übertraf, und — was noch heute allein den Menschen vorwärts bringt — die

Stimmung der Zeit zu benützen wußte, dann beherrschte er auf allernatürlichste Weise mit unumschränkter Gewalt den Geist aller Jener, welche hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben waren. Und so wurden seine damals schaudererregenden Teufelskünste: das Reiten auf dem Faße über die Kellerstiege hinauf (jetzt Faßtanzen der Gymnastiker), das Weinschenken aus den Tischecken (die unerschöpfliche Flasche der Taschenspieler), das feuerspeiende Schiff ohne Ruder (Dampfschiff), die Entführung in die Luft durch den Teufel (Luftballon), das Verschwinden vollbesetzter Speisetische (optische Täuschung mittelst Vexirspiegel) und noch vieles andere, auf natürlichstem Wege Erklärliche die Quelle des wundersamen, sonst von keinem Magier erreichten Rufes.

Doctor Faust's Abenteuer, Zauberschwänke und Schwarzkünsteleien haben sich nach genauer Chronologie zwischen 1525 und 1549 zugetragen. Er soll zu Wittenberg studirt, in Ingolstadt den akademischen Doctorhut erworben haben; Sachsen, Böhmen, Tirol, Oesterreich und Polen waren voll von seinen Wunderthaten. Sein Aufenthalt in Wittenberg wird von Melanchthon in einem seiner Briefe bestätigt, der in Innsbruck durch den Chronisten Richard Strein. Ueber seine Anwesenheit in Erfurt belehrt uns unter Anderem eine alte Erfurter Chronik, sein Treiben in Leipzig setzen die gleichzeitigen Bilder im Auerbach'schen Keller außer Zweifel. Sein Ruf als Magier ging frühzeitig nach England, nach Holland (vielleicht auch bis zu Calderon nach Spanien), jedenfalls aber nach Venedig, wo die Fabel nationalisirt ward, dergestalt, daß vom Namen nur der Vorname Johann blieb und Don Giovanni im deutschen Abenteurer sein Vorbild fand. Die Polen kannten unseren Nekromanten (Geisterbanner) als Johann Twardowski, wie es heißt in Uebersetzung seines Namens, was aber ein Mißverständniß ist, da twardy feist und fest, aber nicht Faust bedeutet.

Doctor Johann Faust, dessen einzelne Thaten alte Chroniken auch nach Wien verlegen, hat höchst wahrscheinlich auch daselbst verweilt, denn ein Abenteurer, dem es darum zu thun ist, in der Welt Aufsehen zu erregen, der mehrere Länder besucht hat, in Prag sich einige Zeit aufgehalten (noch heute wird daselbst sein Wohnhaus gezeigt: Neustadt, Viehmarkt alt Nr. 502, später Locale des Taubstummen-Instituts), in Innsbruck mit Kaiser Karl V. persönlich verkehrte (laut Richard Strein's handschriftlicher Chronik), daß also Faust wohl auch Wien, die Residenz des römischen Königs Ferdinand, nicht vermieden haben wird. Daß daselbst sein Erscheinen nicht jenes Aufsehen machte wie sonst überall, lag wohl einestheils in der viel weiter vorgeschrittenen Aufklärung der Residenzbewohner, in dem großen Gegengewichte, welches die bedeutsamen Aerzte und Naturforscher jener Tage dem schwindelhaften Abenteurer entgegenzusetzen vermochten, anderntheils in dessen wohlberechtigter Scheu, hier mit denselben Täuschungskünsten aufzutreten wie irgend anderswo. Was dem oder jenem obscuren Doctorlein zu bieten war, durfte man einem Cornax, Crato von Craftheim, Enzianer, Fabritius, Laz u. dgl. nicht bieten, und so fanden, vorausgesetzt, es wären die Faust'schen Kunststücklein, welche alte Chroniken nach Wien verlegen, wirklich daselbst ausgeführt worden, diese vielleicht anerkennenden Beifall, keineswegs aber fühlte man sich geneigt, dem Helden derselben außerordentliche Werthschätzung angedeihen zu lassen. Möglich auch, daß der sich in Wien herumtreibende Ritter Oswald Göltinger von und zu Haiding (gest. 1538), eine Art von Eulenspiegel, derartige Streiche ausführte, die später dem Faust zugeschrieben wurden.

Die volksthümliche Ueberlieferung bezeichnet mehrere Häuser als mit Faust in Verbindung gestanden. Man giebt das Haus Nr. 7 in der Floßgasse der Leopoldstadt (früher kleine Schiffgasse Nr. 68) als seinen Wohnort an; anderseits heißt es wieder, er habe seinen Aufenthalt beim kaiserlichen Hofsteinmetz Paul Kölbel (Erbauer des bedeckten Ganges bei den Augustinern, mittelst welchem man aus der

Hofburg in die Kirche kommt) genommen. Kölbel, aus Krakau gebürtig, in welcher Stadt derselbe den damaligen Studiosen der Magie kennen gelernt, wohnte im Hause des kaiserlichen Kammerdieners Mathias Heyperger am Alten Fleischmarkt Nr. 1 (früher 728), genannt zum „goldenen Hirschen". Von dem Hause auf der Freiung Nr. 9 (Tiefer Graben 1, alt 158) wurde erzählt, daß Dr. Faust im Kellerwirthshause eine diabolische Männergestalt, roth im Feuer erglänzend (Phosphorzeichnung also), an der Wand habe erscheinen lassen, woher in erster Linie das Sprichwort „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen" entstanden sei, zweitens das Haus die Bezeichnung „zum rothen Mandl" (Männchen) erhalten haben soll.

Ein zweites Haus führte ebenfalls in jenen Tagen schon die Bezeichnung „zum rothen Mann"; dasselbe lag in der Wollzeile, gehörte dem Krämer Thomas Tugentlich und führte in der ersten Numerirung des kais. Hofquartiermeister-Amtes von 1566 die Nummer 1059, von 1567 bis 1586 die Nummer 1072, 1587 die Nummer 1066. Es lag „in der Wollzeill, die recht seiten hinab bis an's Stubenthor". Dieses Haus trägt heute die Nummer 24 (alt 857) und soll schon 1465 so benannt gewesen sein. Nach anderer Version nun soll die Bezeichnung dieser Häuser von einer über dem Eingangsthor angebrachten Schilderei stammen, welche einen in einen rothen Mantel gehüllten Mann, ein entblößtes Schwert in der Hand haltend, vorstellte, und daß dieses Warnungsbild, anscheinend ein Scharfrichter, vom Hausbesitzer, etwa einem mit dem Blutgerichte betrauten Stadtrichter, dort angebracht worden sei. Wir möchten uns dieser Auslegung vollständig widersetzen und lieber annehmen, daß jener rothe Mann einen sogenannten „deutschen Blutmann" vorstellte. Mit dieser Sorte wackerer Kämpfer hatte es folgende Bewandtniß.

Die Tuchmacher, jene älteste Zunft, welche schon von den Babenberger Fürsten mit besonderen Freiheiten und Rechten versehen wurden, die dann Kaiser Friedrich im Jahre 1288 erneuerte, hatten ihre Verkaufslocale zu Wien in jenen Häusern, welche heute die Straße „Tuchlauben" bilden, und zwar in sogenannten „Lauben" (gewölbten Bogengängen), wie sie noch in den Provinzstädten häufig, in Wien nur mehr auf dem Neuen Markt zu sehen sind. Die Eigenthümer solcher Kaufläden hießen „Laubenherren" und erhielten erst im Jahre 1528 von König Ferdinand I. die Erlaubniß, auch an anderen Orten der Stadt als unter den Tuchlauben ihre Waaren verkaufen zu dürfen.

Da war es im Jahre 1535, daß Kaiser Karl V. mit einem aus Italienern, Spaniern und Deutschen zusammengesetzten Heere durch Burgund und Italien nach Afrika zog, und das ihn begleitende Leibregiment bestand aus lauter deutschen Zeug- und Tuchmachern, welche sich freiwillig, zum Danke für die Vorrechte ihrer Zunft, gestellt hatten. Ihre Anzahl betrug 4000; sie trugen keinen Helm und Harnisch, sondern ein eigenes Waffentuch, welches der Tuchmacher Ostermann im Jahre 1527 erfunden hatte, das fester als der jetzt verwendete Hutfilz war (es bestand aus zwei Filzlagen) und aus dem auch Beinkleider, Wämser und Barette bestanden. Die Kleidung war gleichförmig roth, man nannte daher das Regiment „die deutschen Blutmänner", und auch ihre Tapferkeit entsprach dem Charakter dieser Bezeichnung, denn mit ihrer einzigen Waffe, einem langen zweischneidigen Schwerte, standen sie im Schlachtgedränge im Geviert, in welches sie die feindliche Reiterei einließen und dieselbe bis auf den letzten Mann vernichteten.

Am 12. Juni 1535 nun kämpften sie bei Goletta durch zwei Stunden mit solcher Ausdauer, daß sie den Sieg des Treffens entschieden, und an dieser kriegerischen Ehre nahmen vorzugsweise die Wiener Tuchmachergesellen Theil. Einer von ihnen, Josef Koop, aus Moorburg in Baiern, aber in Wien in Diensten stehend, ein Mann von riesiger Größe und ungewöhnlicher Stärke, tödtete allein

dreiundzwanzig Reiter. Zu den glänzendsten Folgen dieses Sieges, an dem, wie gesagt, die Wiener Tuchmachergesellen, an ihrer Spitze der vorerwähnte Koop, keinen geringen Antheil hatten, gehörte nebst Golettas Fall noch am 24. Juni die Einnahme von Tunis. Ein Viertel der wackeren Tuchmacher war gefallen, die übrigen Dreitausend verließen mit dem Kaiser Afrika und zogen mit ihm heim.

Bei der Verabschiedung wendete sich Kaiser Karl V. an sie und sagte: „Gesellen, Ihr habt mir ein Königreich erobert, daher sollt Ihr auch königliche Zeichen tragen!“ Auf dem Heimwege hatte ihnen der Herzog von Burgund, Karl von Geldern, mit 9000 Mann den Weg verlegt; die Tuchmacher stürmten die Schanzen, erstiegen sie und nahmen den Herzog gefangen; deshalb verlieh ihnen nun Kaiser Karl das burgundische Kreuz als Schildschmuck, sie durften das Schwert fortwährend tragen und die Gesellen hießen Knappen.

Auf der Rheinbrücke trennten sie sich, und Jeder begab sich in seine Heimat. Die Städte empfingen die Heimgekehrten festlich und ehrten sie dadurch, daß man sie zu Rathsherren, Bürgermeistern, Kirchenvorstehern u. s. w. wählte. Der Zuzug, welchen die Wiener zu dieser Truppe gestellt hatten, wurde unter Jubelrufen der herbeigeströmten Menge durch die mit Blumen und grünen Zweigen verzierten Gassen geführt, bis zu dem ihnen gebührenden Platze, den „Tuchlauben“ geleitet, wo sie von da in dem Hause mit der heutigen Nummer 13 (alt 438) ihre Herberge aufschlugen. Es erhielt dieses Haus im Volksmunde die Bezeichnung „zum burgundischen Kreuz“, weil ein solches, in großer Gestaltung an dasselbe gemalt, zu sehen war. (Auch das Haus Nr. 4, Habsburgergasse, alt 1143, führte diese Bezeichnung.) Die „Schleifhütte“ der Tuchscheerer befand sich im Hause Nr. 4 der Bognergasse (alt 421). Und so mochte mancher der wackeren Mitkämpfer, der später Haus und Hof besaß, in dem „rothen Mann“, als Hausschild, seinen tapferen Gefährten ein bleibendes Andenken durch die Gestalt eines solchen „deutschen Blutmannes“ gesetzt haben.

Das erste Dampfschiff und die Anfänge der österreichischen Marine auf der Donau.

Am häufigsten begegnet man in alten Chroniken der Erwähnung, daß Faust zuerst die Donau mit einem feuerspeienden, von selbst forteilenden Schiffe befahren habe — das erste Dampfschiff also. Es ist da nun von absonderlichem Interesse, daß wirklich um jene Zeit das erste Dampfboot erfunden wurde, und daß dessen Erfinder sich auch in Wien aufhielt — Schiffscapitän Blasco de Garay.

Die mechanische Anwendung der Dampfkraft hatte thatsächlich bereits vor 300 Jahren stattgefunden. In dem zu Venedig 1531 erschienenen Lehrgedichte „Zodiacus vitae“ des Palingenius (eigentlich Peter Angelo Manzolli, Lutheraner, angeblich Leibarzt des Herzogs Hercules II. von Ferrara) schildert derselbe ein Dampf-Kunstwerk, das er während seines Aufenthaltes zu Rom unter Papst Leo X. Regierung (1513 bis 1521) persönlich in Augenschein genommen hatte. Der berühmte Seefahrer Juan Fernandez, genannt il Navarete (1571 Entdecker der Juan Fernandez-Inseln in Südamerika), schreibt in seinen Berichten, die noch heute in dem königlichen Archive zu Salamanca aufbewahrt werden, daß schon bei

den damaligen Entdeckungsreisen der Spanier nach Amerika Versuche mit einem Dampfboote angestellt wurden. Er erzählt darüber Folgendes:

Blasco de Garay, Schiffscapitän, legte im Jahre 1543 dem Kaiser und König Karl V. eine von ihm gemachte Erfindung vor, durch welche Schiffe aller Größen, selbst bei Windstille, ohne Ruder und Segel vorwärts getrieben werden konnten. Oeffentlich hat Garay seine Erfindung nie gezeigt; aber bei dem Versuche, der mit der Maschine angestellt wurde, konnte man sehen, daß sie aus einem großen Gefäße oder Kessel mit kochendem Wasser bestand, sowie aus einem beweglichen Rade, welches an jeder Seite des Schiffes befestigt wurde. Dieser Versuch wurde an einem Schiffe von 200 Tonnen angestellt, welches, mit Weizen befrachtet, nach Barcelona gekommen war, fand am 17. Juni des Jahres 1543 im Hafen von Barcelona statt und lief auch glücklich ab. Das Schiff hieß „Trinitad" (Dreieinigkeit), der Capitän Pedro de Scarza.

Auf Befehl Karl's V. und dessen Sohnes Philipp (später der Zweite) waren bei diesem Versuche zugegen: Heinrich von Toledo, der Gouverneur Pedro Cardona, der Schatzmeister Ravago, der Vicekanzler Francesco Gralla und viele andere Personen von vornehmem Range, sowohl Castilianer als Catalonier, unter Anderen waren auch mehrere Schiffscapitäne Zeugen des Versuches, theils auf dem Schiffe selbst, theils von der Küste aus.

Der Kaiser und Prinz Philipp waren sehr zufrieden mit der Erfindung und besonders mit der Sicherheit, mit welcher das Schiff gewendet werden konnte. Der Schatzmeister Ravago, ein Gegner des Unternehmens, sagte, das Schiff würde zwei Seemeilen in drei Stunden zurücklegen, die Maschine sei zusammengesetzt und kostspielig und überdies beständig der Gefahr, „daß der Kessel springe", ausgesetzt. Die anderen Mitglieder der Commission sagten, das Schiff könne zweimal so schnell gewendet werden als eine Gallione (großes Kauffahrtei- oder Kriegsschiff für Entdeckungsreisen) bei der bisherigen Behandlungsart, und es könne bei der langsamsten Fahrt wenigstens eine Seemeile in einer Stunde zurücklegen.

Als der Versuch beendet war, nahm Garay seine Maschine von dem Schiffe, ließ das Holzwerk derselben in dem Arsenale von Barcelona und nahm das Uebrige mit sich. Es scheint also, daß dieselbe auf jeglichem Schiffe anzubringen war und man nicht nöthig hatte, eigene Schiffe für dieselbe zu construiren. Ferner zeigt sich hier wieder, wie eine neue Erfindung, bevor sie flott in die Welt hinausläuft, sich noch jedesmal erst durch ein wüstes Schlingpflanzengewebe von Unverstand und Mißgunst hindurchzuarbeiten hatte.

Ungeachtet der Schwierigkeiten und Hindernisse, welche Ravago der Sache in den Weg legte, wurde die Erfindung als zweckmäßig erkannt; es ist auch kein Zweifel, daß, wenn dem Kaiser nicht die Reformations-Zustände in Deutschland so viel zu schaffen gemacht hätten, er die Erfindung dauernd begünstigt und befördert hätte. Aber trotzdem erhob er Garay zu einem höheren Posten, machte ihm ein Geschenk von 20.000 Maravedi, befahl, daß alle Auslagen seines Versuches aus dem Staatsschatze bezahlt werden sollten, und ließ ihm noch andere Belohnungen angedeihen.

Es hat nun ungemein viel Wahrscheinliches an sich, daß Blasco de Garay bei seiner Anwesenheit in Wien (oder sonst ein Erbe seiner Maschine) auch auf der Donau Versuche mit der Dampfkraft gemacht habe, umsomehr als damals die specifisch österreichische Kriegsflotille auf der Donau ein gar stattliches Ansehen hatte, wie alsbald erläutert werden muß.

Wer erinnert sich nicht an die im Jahre 1876 erfolgte Abtragung der Fruchthallen der ehemaligen Verpflegsbäckerei, dann der Häuser mit den Nummern 22 und 45 (alt 183) am Salzgries (früher in der Zeughausgasse gelegen)? Nun,

an deren Stelle, welche heute bereits recht stattliche Neubauten (auf dem Börseplatz und in der Börsegasse, gegenüber dem Börsengebäude) einnehmen, stand einst das Wiener Streitschiff-Arsenal, und diese Gegend ist mit der Geschichte der österreichischen Kriegsflotille auf der Donau eng verknüpft.

Der Grund, worauf sich das k. k. untere Arsenal (wie das Haus seinerzeit benannt war) befindet, war in früherer Zeit Strom-Ufer; an Stelle des heutigen Salzgries floß ein kleiner Nebenarm der Donau, und noch im Anfang der Vierziger-Jahre konnte man an einer Steinwand der alten Kirche Maria-Stiegen eiserne Schiffsringe bemerken, welche zum Anbinden der Schiffe gedient



Paracelsus im Wirthshause disputirend. (Seite 689 und 690.)

hatten. Es läßt sich daraus die Lage des Arsenals in der Gegend der nachmaligen Militärbäckerei leicht erklären. Den Hafen für die Fahrzeuge bildete ein großer tiefer Hof (Kammerhof, in neuerer Zeit zur Aufbewahrung großer Geschütze dienend), der zwischen der Salzgries-Kaserne und einem Artillerie-Magazine gelegen war. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden die Spuren dieses Laufes der Donau.

Schon in früheren Jahrhunderten verrichteten die Ungarn Heldenthaten auf der Donau; so verbrannte 1427 König Sigmund an der Mündung der Morava unter Belgrad die ganze türkische Flotte; 1456 schlugen Hunyady und St. Johann Capistran im Verein die aus 200 Schiffen bestehende türkische Kriegsflotte und entsetzten dadurch die Festung Belgrad; 1476 ließ Mathias Corvin zur

Belagerung der Festung Semendria eine Donau-Flotille zusammensetzen, mit welcher er den Feind vernichtete; 1481 sicherte der serbische Knees (Fürst) Paul Brankovics durch seine Schiffe den Rückzug der Armee und nahm den Türken eine Insel, welche sie befestigt hatten, um die Schifffahrt der Ungarn auf der Donau zu hemmen.

Wir sehen also, daß schon bei Beginn der Türkenkriege die Verwendung von Kriegsflotillen auf der Donau die besten Resultate lieferte; aber nach der Einnahme Constantinopels (1452) hatten die Türken ihre Schiffsbewehrung durch griechische Schiffsbaumeister im ausgiebigsten Maße erhöht, sie erschienen fortan



Das Haus zum Küß-den-Pfennig. (Seite 689.)

bei jedem Feldzuge gegen die Ungarn mit einer großen Ueberzahl von Kriegsschiffen und besiegten regelmäßig die ihnen entgegengestellte, weniger zahlreiche Donau-Flotille, was ihre Landunternehmungen auf das vortheilhafteste unterstützte.

Da trat nun an die kaiserliche Regierung die dringendste Nothwendigkeit heran, solchem Mißverhältnisse energisch zu steuern. Aus den Seehäfen von Fiume, Triest, Venedig, ja selbst von Hamburg wurden Schiffsbaumeister, Schiffszimmerleute und Matrosen nach Wien berufen und denselben der Bau von Donau-Kriegsschiffen übertragen.

Dieses erste Streitschiff-Arsenal war auf einer der drei Inseln eingerichtet, welche dazumal noch an der Stelle der jetzt zusammenhängenden Leopoldstadt bestanden. Es muß jedoch der Kaiser Maximilian I. als der erste Schöpfer

einer regelrechten österreichischen Donau-Kriegsflotille angesehen werden. Zu seiner Zeit stand das „römisch-kaiserliche Orsional (Arsenal)“ noch vor den Mauern Wiens, und zwar auf einer zwischen zwei Armen der Donau gebildeten kleinen Insel zwischen der heutigen Augartenbrücke und dem Karlssteg, so ziemlich an der Stelle des heutigen Kaiserbades. Dessen äußere und innere Gestalt zeigen die beiden hier beigegebenen Abbildungen (Seite 704 und 705). Es war zeitweise gegen die Ungarn und Türken im Gebrauch, und über dasselbe war im Jahre 1514 Don Jeronimo de Zara als Oberbefehlshaber gesetzt.

Als aber in den drei Zügen Soliman's nach Ungarn 1521, 1526 und selbst bis Wien 1529 die Türken zahlreiche Schiffe mitgeführt und diese bei der Einnahme von Belgrad, Peterwardein und Ofen entscheidend mitgewirkt hatten, da erkannte Maximilian's I. Nachfolger, Ferdinand I., die dringende Nothwendigkeit, auch die Donau in den Kreis der Vertheidigung zu ziehen. Hatte doch die türkische Armee zur Belagerung von Wien 1529 die bedeutende Zahl von 400 Nassarn (Kriegsfahrzeugen) geführt, deren Besatzung die Brücken über die Donau verbrannte und die Ortschaften an beiden Ufern plünderte und verheerte. Die österreichische Flotille war viel zu schwach, um den Gegnern wirksam entgegengestellt zu werden; erst nach Aufhebung der Belagerung konnte sie kräftig auftreten; und wirklich besiegte deren Admiral Corporan die türkische Flotte. Es verunglückte jedoch bei einer späteren Expedition die Donau-Flotille zwischen Ofen und Komorn.

Nun zog Ferdinand I. schiffskundige Spanier und Italiener heran und versetzte das Wiener Fluß-Streitschiff-Arsenal in die Ringmauern der Stadt, denn damals war der Stadtgraben Wiens mit Wasser gefüllt, welches auch das Becken des neuen Schiff-Arsenals mit Wasser speiste. Das Gebäude, am Neuthor gelegen, umfaßte einen Platzraum von mehreren Bürgershäusern; als deren Eigenthümer erscheinen verschiedene Gewerbsleute, wie Pankraz Widmer, der Barchanter (nicht Barchenthändler von der Barchent, eine Art baumwollenen Zeuges, sondern das Barchet, Barchant oder Barchent, ein Maß, mit welchem Tücher gemessen zu werden pflegten, daher bedeutete Barchenter einen Zeughändler, der seine Waare mit der Elle mißt); Hanns Them, der Goldschlager; Oswald Nessinger, der Maler; Hanns Norer, Zimmermann; Erhard Edelmullner, der Färber; Michael Paumgartner, der Flösser (Besitzer einer Holzflöße), und Andere in den Grundbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts.

Dieses Arsenal (an der Stelle des späteren Hauses Nr. 45, alt 183, nunmehr verschwunden) war im Jahre 1537 vollendet und wurde für dasselbe eine eigene Wachtordnung erlassen, nach welcher besondere Wächter bestellt wurden, die „nur ansehnlich Personen“ und sonst Niemanden eintreten lassen durften.

Die Nacht über durfte aber gar Niemand, selbst die Schiffszimmerleute nicht im Arsenal verweilen, ebensowenig sollte Feuer daselbst angemacht werden, damit die daselbst aufbewahrten Schiffe nicht Gefahr liefen. Für die im Arsenal Bediensteten wurde eine besondere Parole festgesetzt und die Leitung hatte ein Admiral, als welcher Don Alfonso de Contreras erscheint. Als Verwalter war Postalin de Rogas bestellt. Ein Verzeichniß vom Jahre 1540 führt folgende Schiffe auf: „Erstlichen die wellischen (hier im Sinne von fremdländisch, und zwar spanisch und italienisch) Galeeren, Nassarn und Streitschiff. Ain groß Barboten (Kielschiff); ain große Fußen (von Fus, eilig, also Schnellschiff). Drei klain Barbotenschiff. Fünf Brigantin (Rennschiffe ohne Verdeck). Zwei Barcalonya (weitbauchiges Fahrzeug). Vier Riffionell (Raffler, wohl Enterschiffe); vierundzwanzig Nassarnschiffe.“ Noch bis zuletzt zeigte die Militärbäckerei die Umrisse dieses Arsenals. Der tiefgelegene Hof, damals ein Bassin, bildete den innern Hafen und die Fruchthallen zeigten noch bei ihrer Demolirung (1876) in ihren großartigen Einfahrtsbogen die Docks (Schiffswerften), auf welchen die Schiffe gebaut wurden.

Besonders interessant ist, daß bei dem damaligen Fortschritte der österreichischen Kriegsmarine auch auf die militärische Bemannung Bedacht genommen wurde. Es mußten nämlich die neu angeworbenen Lanzknechte (dies ist die allein richtige Bezeichnung der damaligen Soldaten, nicht „Landsknechte"; denn der Name stammt von der Bewaffnung mit Lanzen, wie denn auch der einzelne Mann als „Lanze" gekennzeichnet ward) die Verpflichtung übernehmen, nicht blos zu Lande, sondern, wenn es nöthig, „auch zu Wasser" Dienste zu leisten. Es wurde daher der Lanzknecht-Ordnung vom Jahre 1552 noch eine „Schifferordnung, wie es auf dem mörr (Meer) und Naben (Schiffen, von nab, hohl) zu faren mit den teutschen thnechten soll gehalten werden", worin das Kriegsvolk angelobte: die Schifferordnung dem alten Gebrauche nach halten, dem Worte Gottes fleißig beiwohnen und sich dem Urtheil und Straferkenntniß des Hauptmanns und „manisterman" (Oberstschiffmeisters) unterwerfen zu wollen. Letzterer war damals Erasmus Freiherr von Eitzing und es befanden sich etwa 824 Nassadisten im österreichischen Heere. Die Schiffsmeisterschaft führte den Namen Magistranzen (Meister, Bevorzugte). Im Jahre 1600 kostete das Oberstschiffmeisteramt bereits monatlich 617 Gulden.

Was die im Vorstehenden mehrfach berührten Nassadisten betrifft, waren dies ursprünglich türkische Schiffleute. Bei der ersten Belagerung Wiens 1529 waren sie es, welche dem untern Werd (heutige Leopoldstadt) den größten Schaden zufügten. Sie erschienen trotz der Zerstörung, die das heftige Feuer des Preßburger Schloßberges unter ihnen angerichtet hatte, über 400 Kriegs- und Proviantschiffe stark, mit dritthalbtausend Mann Besatzung, zerstörten die lange Donaubrücke und die Wolfsbrücke (heute Taborbrücke), verbrannten den Tabor (Verschanzung) und schnitten jede Verbindung mit dem linken Ufer ab, auf welchem der Ersatz des Reichsheeres unter dem Pfalzgrafen Friedrich erwartet wurde. Sie hatten schon bei Haimburg den Strom übersetzt, das dem alten Grafen Niklas Salm zugehörige Schloß Orth verbrannt und Miene gemacht, eine starke Heersäule Reiterei überzusetzen und die Einschließung Wiens im gleichen Augenblick auf beiden Donau-Ufern zu vollenden.

Aber Held Salm schleuderte einen Haufen seiner schweren Reiter unter dem Befehle des Obersten Johann von Katzianer (nachmals Feldhauptmann in Oberungarn, 1539 bei einem Gastmahle zu Kostanitza als Hochverräther ermordet; ihm gehörte in Wien das Haus Nr. 9 in der Naglergasse, Haarhof 1, Wallnerstraße 4, alt 276) wider sie. Was deren Schwert entging, fand ein Grab in der Donau. Minder glücklich war der Ausfall, den der tapfere Kriegsoberst Hector (Eck) von Reischach zum Salzthurm und zum Rothen Thurm hinaus machte, um die Zerstörung der Brücken zu hindern. Die Nassadisten setzten sich in allen Inseln und Auen fest bis Nußdorf hinauf, um jede Verstärkung und jede Zufuhr zu hindern. Ihr eigentlicher Befehlshaber war aber kein Türke, sondern ein Ungar, Sebastian von Syrmien (nach der Heimat, aus der ihn Mehemet Pascha vertrieben hatte, so genannt), und der im Dienste des Gegenkönigs Johann Zapolya stand. Ihn jammerte des Unheils und des schmachvollen Bundes mit den Ungläubigen und so trat er in der Folge offen über zu Ferdinand I., seinem rechtmäßigen König; er focht an der Seite Karl's V. heldenkühn im Schmalkalden-Krieg (1546) und in der Mühlberger-Schlacht (1547) und erhielt zum Lohne das an Naturwundern reiche Spulyo.

Um nicht die übersichtliche Aneinanderreihung zu unterbrechen, muß hier die begonnene Entwicklung der Schiffsstreitmacht Oesterreichs auf Wiener Boden zu Ende geführt werden. Eine wahrhaft großartige Idee erwachte nicht lange nachher in Kaiser Ferdinand II., und wenn selbe durchgedrungen wäre, hätte sie die damals noch in der Kindheit liegende österreichische Marine in der erweiterten Gestalt einer deutschen Seemacht in's Leben treten lassen, denn

Ferdinand II. hatte schon vor Ausbruch des (dreißig Jahre andauernden) Krieges den Gedanken gefaßt, dem feindseligen Venedig zum Trotz, auf dem Adriatischen Meere eine österreichische Flotte zu gründen; es erschien auch bereits in Triest unter dem Commando eines Engländers ein großes Kriegsschiff, dazu bestimmt, den Hafenwachtdienst zu versehen. Als jedoch 1617 der Friede mit Venedig geschlossen wurde, ließ Ferdinand jenen Gedanken wieder fallen.

Im Jahre 1628 aber, wo dem Kaiser und den deutschen Fürsten die Annahme nahe lag, daß die Kaisermacht, welche dazumal Norddeutschland mit einem großen Heere bedeckte, wieder allgewaltig werden und Deutschland unter einem mächtigen Herrscher ein geschlossenes Reich bilden und demgemäß der Schiedsrichter Europas werden könne, da dachte Ferdinand II. an die Errichtung einer deutschen Reichs-Kriegsflotte, um dadurch das gesunkene Ansehen des Reiches in den beiden deutschen Meeren wieder herzustellen. Das Commando über diese projectirte „Armada zur Meer“ wurde noch vor deren Entstehen dem berühmten Friedländer Graf Albrecht von Waldstein übertragen und dieser durch Bestallungsbrief, ddo. Prag 21. April 1628, zum „Generalen des Oceanischen und Baltischen Meeres und der darauf habenden Armada zum Capitain General über jetzt gemeldete Armada, wie dann auch über alles Kriegs- und Schiffsvolk, so auch auf kaiserliche Bestallung in die Armada beschreiben und aufnehmen lassen möchte“, mit ausgedehntester Vollmacht ernannt. Der hanseatische Bund, das Organ der deutschen Handelsgeschäfte, sollte zur kaiserlichen Flotte die mangelnden Schiffe hergeben. Aber — der große Plan des Kaisers scheiterte theils an dem Mißtrauen der Hansa, theils an dem Eigensinn des Friedländers, und so kam die beabsichtigte Flotte nicht zu Stande.

Als die Türken das zweite Mal von Wien abgeschlagen worden waren (1683) und durch die nachfolgenden glänzenden Siege ganz Ungarn von ihnen befreit war, da beschloß Kaiser Leopold I., den Krieg in ihrem eigenen Lande mit großem Nachdrucke fortzusetzen. Es wurden unerhörte Anstrengungen gemacht und Dinge unternommen, welche durch ihre Kühnheit in Erstaunen setzen, und die, wenn sie auch keine bedeutende praktische Ausführbarkeit besaßen, dennoch durch den Ernst der Idee und die Energie des Wollens und Wirkens Achtung gebieten.

Die kaiserliche Regierung sah sich veranlaßt, an der Donau in Wien einen großen Schiffsbauplatz zu errichten und eigene Kriegsschiffe für diesen Fluß zu bauen. Es sollten deren 40 werden, „um damit in künftiger Campagne auf der Donau wider die türkischen Galeeren zu agiren“. General des Schiffs-Armements (Admiral) war Franz Josef Wicardel Marquis von Fleury, welcher jedoch 1693 starb und durch Admiral Assemann ersetzt wurde. Die Aufgabe, welche in jener Zeit der Donau-Flotille gegeben war, das feindliche Geschwader bei Belgrad zu vernichten, um dann zur Belagerung schreiten zu können, wurde durch Elementar-Ereignisse verhindert. Wir übergehen aber die namhaften Bestrebungen, welche Anfangs des 18. Jahrhunderts gemacht worden, um die heimischen Interessen durch eine Kriegs-Marine vertheidigen zu können, da deren Schauplatz Triest gewesen und uns der vorgesteckte Raum zwingt, uns nur auf Wien zu beschränken.

Bald meldeten sich ein paar „Schiff-Erfinder“. Da kam ein Hannoveraner, Joachim Becker, ein tüchtiger Mathematiker, welcher die ledernen Pontons (Kahnbrücken) erfand und 1702 durch Ueberführung einer Karthaune auf der Donau die Probe machte. Nachdem diese zur Zufriedenheit ausgefallen, wurde er Brücken-Obristlieutenant und Commandant der Pontoniere; seine Erfindung wurde aber in der Armee nicht lange beibehalten, weil das Leder zu schnell verdarb. Im Jahre 1710 machte der Schweizer Franz Christoph Tschudi mit einer von ihm erfundenen Schiffs-Construction Proben auf der Donau, ebenfalls ohne sonderlichen Erfolg.



Der erste Elephant in Wien.

15.

Im Jahre 1715 wurde aber der Anfang zu einem großen Unternehmen gemacht. Ein neuer Schiffsbauplatz wurde angelegt, und zwar in der Au (nachmaliger Prater, Gegend des späteren Feuerwerksplatzes, welcher Raum eigens zu diesem Zwecke abgeholzt wurde, gegen die Schwimmschule zu). Zwei Schiffsbaumeister, Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg, wurden eigens verschrieben, in der Au (Prater) selbst und im Wiener Walde und Kahlenberg große Bäume gefällt und Anfangs April 1716 war das erste Kriegsschiff, „Santa Maria“ genannt, fertig. Demselben folgten alsbald mehrere, alle ziemlich große Maschinen von 133 Fuß Länge und 28 Fuß Breite. Admiral war der Däne Peter Andersohn; im Jahre 1719 folgte ihm der dänische Schout by Nacht (Contre-Admiral) Baron Teichmann; 1737 Johann Lucian Graf Pallavicini. Diese Donau-Flotille leistete indessen wenig Erhebliches. Im Jahre 1768 entstand der Donau-Kriegsschiffbau in dem kaiserlichen Schiffamte in Klosterneuburg. Unter Kaiser Josef II. wurde das Wiener Streitschiff-Arsenal am Salzgries gänzlich aufgehoben und in den Räumen die Proviantbäckerei für die Armee etablirt. Im Jahre 1797 erwarb Oesterreich mit Venedig auch dessen Flotte und die neueste Zeit schuf wieder eine Kriegs-Flotille, welche immer mehr emporblühte.

Betrachten wir aber den schönen Häuser-Complex vor dem Börsengebäude bis zu der Donaulände am Franz Josefs-Quai, so mögen wir uns daran erinnern, daß an dieser Stelle vor so vielen hundert Jahren der Grund zu unserer Marine gelegt worden war.

Der erste Elephant in Wien.

Die Ankunft des ersten Elephanten in Wien war ein derartig Epoche machendes Ereigniß, es knüpfen sich daran so interessante, noch heute uns erhaltene Andenken, daß es gewiß gerechtfertigt ist, dem Gegenstande einen eigenen Abschnitt zu widmen.

Am 7. Mai 1552 herrschte die freudigste Aufregung in Wien; alle Plätze, alle Straßen und Gassen wiesen sich überfüllt von schaulustigen Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung, denn es galt dem feierlichen Einzuge und festlichen Empfange des Erzherzogs Maximilian II. von Oesterreich, der nach langjährigem Aufenthalte in Spanien in sein Geburtsland zurückkehrte.

„Prinz Maximilian“, wie man ihn bis zu seiner Erwählung zum römischen Könige (1561) gewöhnlich nannte, ältester Sohn des Kaisers Ferdinand I., war zu Wien am 1. August 1527 geboren und sehr früh nach Spanien geschickt worden, wo er mit dem Infanten Philipp seine Erziehung genoß. Im Jahre 1541 begleitete er seinen Oheim Kaiser Karl V. in den französischen, 1546 in den schmalkaldischen Krieg. Als Karl seinen Sohn Philipp 1547 aus Spanien nach Deutschland kommen ließ, wurde Maximilian die Regierungs-Verwaltung in Spanien anvertraut. Am 13. September 1548 wurde er zu Valadolid mit Maria, der Tochter Karl's V., vermält, zugleich auch zum König von Böhmen ernannt, 1549 als solcher auch von den böhmischen Ständen anerkannt.

Als Karl V. beabsichtigte seinen Sohn Philipp zum römischen König zu erheben, berief Ferdinand seinen Sohn aus Spanien zurück, um diese Absicht hintertreiben zu helfen. Er beschleunigte seine Reise nach Möglichkeit und langte am eingangs erwähnten Tage mit seiner Gemalin in Wien an; er sollte daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nehmen.

Nicht allein patriotisches Gefühl hatte ganz Wien auf die Beine gebracht; es gesellte sich dazu ein gar großes Stück Neugierde. Prinz Maximilian (als nachmaliger deutscher Kaiser der Zweite dieses Namens, einer der erleuchtetsten und trefflichsten Regenten) war nicht nur ausgezeichnet durch die herrlichen Eigenschaften, wie durch edle Gestalt und wahre Ritterlichkeit, er hatte die allgemeine Aufmerksamkeit ganz besonders durch sein, zwei Jahre vorher im Nachtlager zu Granada glücklich bestandenes lebensgefährliches Abenteuer im höchsten Grade erregt.

Es wollte Alles den so heldenmüthigen als schönen Prinzen sehen, der, auf der Jagd verirrt, in einer Köhlerhütte Unterstand gesucht, nicht ahnend, daß dieselbe eine Räuberhöhle war. Als die Mordgesellen ihn überfielen, hielt er gegen die Schaar so lange auf's mannhafteste Stand, bis sein Gefolge herbeieilte, die Räuber bewältigte und dem Gerichte überlieferte. Wehrlos wäre der Prinz-Regent im Schlafe überfallen worden, wenn nicht eine schöne junge Bäuerin — eine Chronik nennt sie Teresa Padilla — dem Prinzen bei seinem Eintritte in die Behausung der Räuber die Warnung zugeflüstert hätte, auf seiner Hut zu sein. Der dankbare Fürst hatte die Retterin mit sich genommen und wollte dieselbe, wie verlautete, in Wien glänzend versorgen.

So drängte sich denn eine unzählbare Menschenmenge bereits seit Anbruch dieses festlichen Tages durch die Straßen Wiens; man erblickte da die verschiedenartigsten und wunderlichsten Trachten von der Welt, den Bauer in grober weiter Jacke und kurzen Hosen, blauen Strümpfen, plumpen Schuhen und breitkrämpigem Hute; den ehrsamen Bürger und Zunftgenossen im faltigen Niederkleide, Wamms mit schmalem Gürtel und dunklem kurzen Mantel; Männer aus den höheren Ständen in gebauschter, geschlitzter Unterkleidung mit Mänteln aus schwerem Seidenstoffe, Schwungfeder, Barett mit Silber oder Goldborten, auch Raizen, Armenier und viele Ungarn in ihrem prächtigen und kleidsamen Nationalkostüm; dazwischen endlich schüchtern einherschleichende Juden mit dem durch das Gesetz jener Zeit gebotenen Abzeichen eines gelben Fleckes auf der linken Seite der Brust.

Die hochgespannten Erwartungen wurden jedoch weitaus übertroffen. Der Zug selbst, wie prachtvoll auch an sich, überraschte nur Jene, besonders aus dem Landvolke, die dergleichen noch nie gesehen hatten, denn die Augen der Wiener, wenngleich sie noch keine Theater, Ausstellungsstücke, Industriepaläste u. dgl. zu Gesicht bekommen, waren damals doch schon ein Bischen verwöhnt; so frappirte sie weder der achtspännige reichvergoldete Wagen, worin das fürstliche Paar in köstlichem, blendendem Schmucke saß und die jubelnden Begrüßungen der Menge mit der huldvollsten, freundlichsten Miene dankend hinnahm, auch nicht die Pracht der aus spanischen Adeligen bestehenden Cortège (Ehrengeleite); höchstens wurden sie ein wenig stutzig beim Anblick der offen zur Schau getragenen glänzenden Gaben aus dem fernen Indien und mancher Absonderlichkeiten, wie z. B. der „schönen indianischen Raben" (so nannte man die Papageien) mit dem bunten Gefieder und dem spaßigen Gekrächze, das eine kauderwelsche Sprache zu sein schien; aber ihre Bewunderung und Verwunderung, ihre sich bis zur Verzückung steigende Ueberraschung und Aufregung gab sich in tausendfachen Ausrufen kund, als sie plötzlich eines zwischen bewaffneten Hütern langsam sich einherbewegenden riesenhaften Ungethümes, eines kolossalen schwarzen Vierfüßlers mit lang gedehnter, gewaltiger, immer bewegter Nase, und was daran nun gar das Entsetzlichste war, mit weit emporgekrümmten, ungeheuren, blendendweißen Hauern ansichtig wurden.

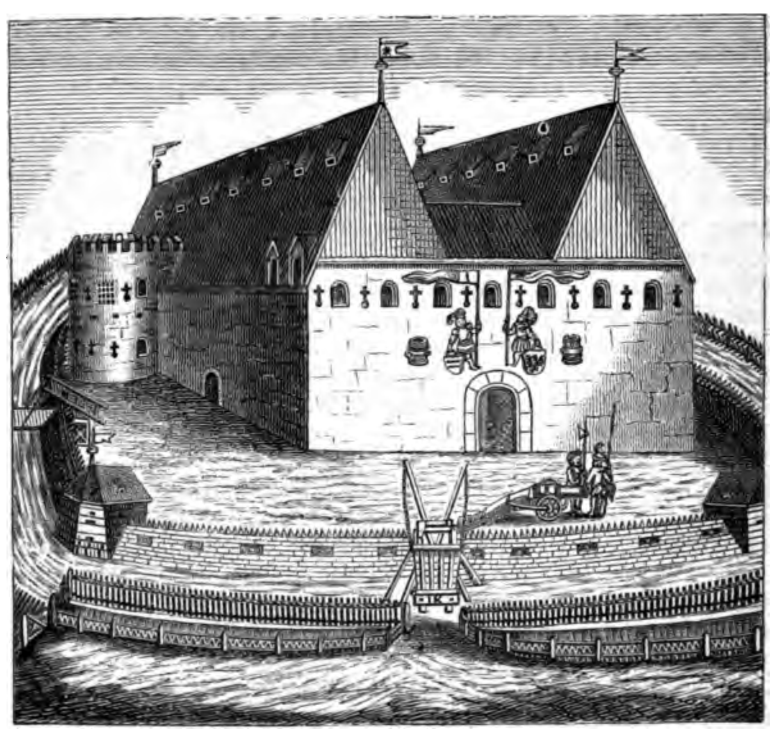
Schon beim Kärntnerthore, bei welchem herein sich der Zug bewegte, verbreitete der Anblick dieses auf vier runzeligen Pilastern so gravitätisch sich vorschiebenden schwarzen Berges, mit dem seltsam geformten Felsvorsprung, der einen Kopf vorstellen sollte, was die daran baumelnden Ohrlappen und die pfiffig blickenden Augen glaubwürdig erscheinen ließen, fast in der ganzen Zuschauerschaft panischen Schreck, und die plötzlich entstandene Unordnung drohte gefährlich zu werden, denn man stürzte übereinander hin und Jung und Alt schrie um Hilfe.

Glücklicherweise befanden sich theils im Zuge selbst, theils unter den Zuschauern mehrere gelehrte Herren, darunter der kaiserliche Rath, Leibarzt und Historiograph Wolfgang Laz, die sich eifrigst bemühten, den Tumult zu hemmen und die allgemeine Angst durch die oft wiederholte Erklärung zu beschwichtigen, daß dieses Thier kein gefährliches Ungeheuer, sondern im Gegentheile sehr gutmüthig und gelehrig sei, daß es Elephas, Elephantus heiße, in seiner Heimat Afrika und Asien sogar nützliche Dienste verrichte, und daß daher der erlauchte Prinz Maximilian, indem er es aus Hispanien mitgebracht, der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet habe. Indeß verschlug die naturhistorische Erläuterung des Sachverhaltes mit dem langnasigen Ungeheuer nicht viel; erst als mehrere Herren aus des Prinzen Gefolge, welche den Wienern wohl bekannt waren, sich dem vermeintlichen Unthiere genähert und dasselbe furchtlos betastet hatten, erst da begann die Furcht des Volkes zu schwinden, ja es entstand allmälig sogar ein Gedränge dicht um den klug dareinsehenden Elephanten; so daß der Prinz freundlich den Zug bisweilen Halt machen ließ, um den Leuten Zeit zur Bewunderung und zur Betastung zu gönnen.

Der Elephant passirte den sogenannten „Grünen Markt" (Graben), Kohlmarkt, Michaelsplatz und wurde dann von dem freundlichen Kronprinzen längere Zeit hindurch noch in einer großen Scheune der „Schebenzerlucken" (Gegend des einstmaligen Wasserglacis, nunmehr Stadtpark) zur allgemeinen Besichtigung aufgestellt. Später kam der Elephant in die erste und älteste Menagerie des kaiserlichen Hofes im kaiserlichen Lustschlosse zu Ebersdorf (V. U. W. W., gegründet 1552 von Prinz Maximilian), starb jedoch bereits am 18. December 1553. Im Jahre 1554 wurde aus dessen Knochen ein Sessel verfertigt, der nunmehr im Besitze des Stiftes Kremsmünster sich befindet. (In der historischen Ausstellung der Stadt Wien, eröffnet am 11. Mai, geschlossen am 8. October 1873, Stadt Hegelgasse Nr. 12, war dieser Sessel aufgestellt.) Auf demselben befindet sich eine Tafel mit einer lateinischen Inschrift, welche in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet: „Als der durchlauchtigste Prinz Maximilian, König von Böhmen, Erzherzog von Oesterreich &c., mit seiner königlichen Gemalin Maria, Karl's V., des römischen Kaisers Tochter, mit ihren zwei Kindern aus Spanien nach Wien kam, am 7. Tag des Monates Mai MDLII., führte er einen indischen Elephanten mit sich, welcher Elephant in dem Gebäude des Statthalters (oder im Rathhause, wo sein Führer wohnte) am 18. December des folgenden Jahres in einer Wiener Vorstadt verendete. Das Gewicht des Todten betrug 42 Centner 73 Pfund. Aus seinen Gebeinen machte mir Sebastian Huetstocker, derzeit Bürgermeister der Stadt Wien, Herr Franciscus Delasso, Oberst-Stallmeister, auf Befehl des Königs den rechtseitigen Vorderbug zum Geschenke, aus welchem Theile dieser Sessel hier gemacht wurde. 1554". — Auf den beiden Vorderfüßen des Sessels ist das Wappen Huetstocker's angebracht. Der Sessel wurde mehrmals renovirt, zuletzt 1869.

Das seltsame, Epoche machende Ereigniß wurde den Wienern (theilweise noch bis in die heutige Zeit hineinragend) in mehrfachem Andenken bewahrt. Erstens auf dem Hause mit der Nummer 619, das bis zu seiner Demolirung im Jahre 1866 die linke Ecke vom Graben auf den Stefansplatz bildete. Das uralte Haus, noch mit seinen zwei scharfen hohen Giebeldächern die Bauart des 15. Jahrhunderts zur Schau tragend, erhielt zum immerwährenden Gedächtniß auf der dem Stock-im-Eisen-Platz zugewendeten Seite ein Basrelief aus Sandstein, vorstellend einen Elephanten, auf dem ein Mann ritt, in der rechten Hand einen kleinen Spieß haltend, mit welchem er dem Thier auf den Kopf stieß (es dirigirte); in der linken hatte er einen gelben Zügel, der an des Elephanten beide lange weiße Zähne gebunden war. Unter dem Basrelief waren in lateinischer und deutscher Sprache folgende Inschriften zu lesen:

„Sincera pictura Elephantis, quem
Serenissimus Rex Maximilianus
Primo Viennae spectandum exhibuit
Mense Aprili
Anno MDLII.“
„Dieses Thier heißt ein Elephant,
Welches ist weit und breit bekannt,
Seine ganze Größ, also Gestallt,
Ist hier gar fleißig abgemallt,
Wie der König Maximilian
Aus Hispanien hat bringen lan
Im Monat Aprilis fürwar,
Als man zelt 1552 Jahr.“



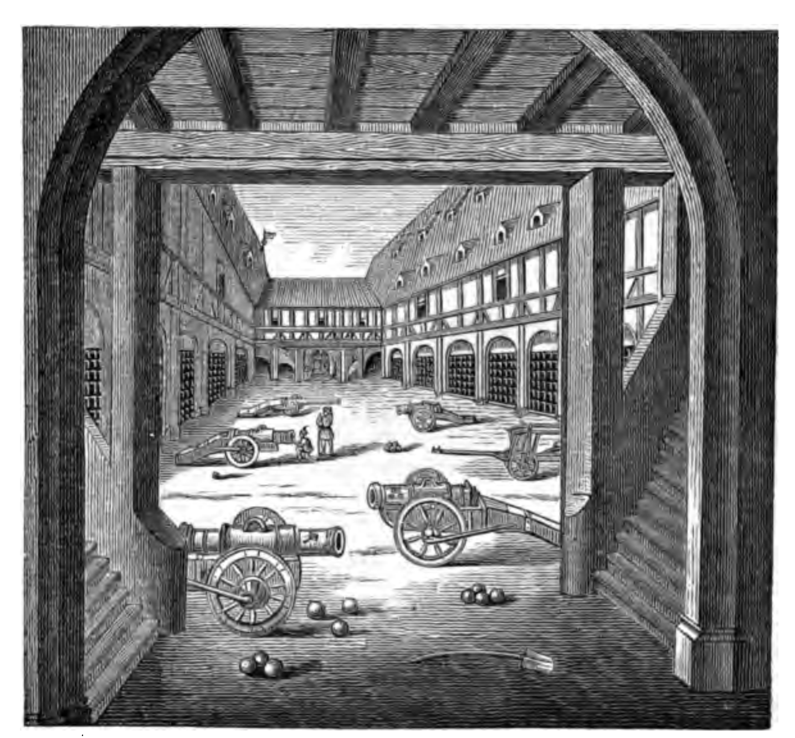
Das Arsenal von außen. (Seite 698.)

Später wurde darunter beigefügt: „Renovatum etc. A. Chr. MDCCXXVII“. — In diesem letztgenannten Jahre (1727) war aber das Basrelief schon so verwittert und so undeutlich geworden, daß man es ganz wegnahm und an derselben Stelle ein großes Wandgemälde anbrachte, welches den von seinem Treiber geführten Elephanten vorstellte, und das noch auf allerlei Ansichten des alten Wien zu sehen ist. Erst 1789 wurde während eines neuen Baues das Gemälde übertüncht und dann nicht wieder hergestellt.

Das Haus ist wohl auch noch weiterhin merkwürdig gewesen. Im 16. Jahrhundert hieß es noch „zur Mörung“ (Abzugscanal); da findet sich denn in den Kammeramts-Rechnungen des Jahres 1539, daß das Pflaster vor dem Hause schadhaft war, worauf der Stadtkämmerer einen großen Grabstein, auf welchem ein Kelch eingemeißelt war, vom (Coloman-)Gottesacker hereinführen und daselbst legen ließ. Als aber eines Tages der Bischof von Wien, Johann Faber, beim

Vorübergehen den Kelch auf dem Steine sah, ließ er den Stein wegnehmen und einen andern dafür hinlegen. Er meinte, daß, wenn die Passanten den Kelch erblickten, sie denken möchten, es läge hier ein Priester begraben, und dies mußte doch als unschicklich betrachtet werden. Seit 1552 führte das Haus im Volksmunde die Bezeichnung „Elephantenhaus“; nach der Krönung des Thronerben Josef I. zum römischen König (1690) verwandelte sich der Schild in jenen „zur goldenen Krone“, welche in Basrelief-Form an der gegen den Graben gehenden Fronte des Hauses angebracht wurde und bis zur gänzlichen Demolirung verblieb. (Bild Seite 713.)

Noch mehrere Häuser erhielten den Schild „zum Elephanten“; so z. B. das in der Kärntnerstraße Nr. 47 (alt 1018), welches noch überdies bis heute an dem



Arsenal von innen. (Seite 698.)

Erker im ersten Stockwerke das Relief eines Elephanten, der eine Last am Rücken trägt, enthält. Ferner das Haus der Rothenthurmstraße Nr. 31 (alt 647).

Es hat sich in Bezug auf die Ankunft des ersten Elephanten in Wien im Volksmunde eine Sage erhalten, laut welcher derselbe das Töchterlein eines Hausbesitzers, welches, im Gedränge gestoßen, vor ihm hingekollert war, sanft mit dem Rüssel aufhob und es den Armen der entsetzten Mutter überlieferte. Der Vater hat darauf zum immerwährenden Andenken eine Abbildung des Thieres an seinem Hause anbringen lassen. Man nennt sogar den kais. Hoffammerrath Jakob Gienger von Grünbühel (geb. 1510, gest. 1578) als Denjenigen, welcher dies ausgeführt. Nach Anderen soll es der kais. Rath und Baumeister Anton Gienger (gest. 1573, Besitzer dreier Häuser nahe dem Neuen Markt, auf dem Dominicanerplatz, in der hintern Bäckerstraße) gewesen sein; Letzterer dürfte wohl das vorerwähnte Haus in der Kärntnerstraße sein eigen genannt haben. In jedem Falle haben auch hier

wieder Jene Unrecht, welche den Ueberlieferungen aus dem Volksmunde keine Beachtung schenken; das Volk kennt die Geschichte oft besser als so mancher Stubenhocker. Noch heute ist an der äußeren Kirchenmauer bei St. Stefan zu Wien, dem deutschen Hause gegenüber, sein und seiner Hausfrau Cäcilia, geborenen Hofmann (gest. 1573), sehr rein und schön ausgearbeiteter Grabstein zu sehen.

Bemerkenswerth ist ferner, daß seit jener Zeit die Bezeichnungen „zum wilden Mann" für die Wiener Einkehrwirthshäuser auftauchten, so z. B. jenes alterthümlich gestaltete Haus in der Kärntnerstraße Nr. 17 (alt 942), in späterer Zeit renommirtes Hotel (Bild S. 720), welches, 1878 demolirt, noch kurz bevor es in Schutt fiel, ein Sensation erregendes Morddrama (einer Freudendirne) in seinen Mauern sah; dann das Haus Weihburggasse Nr. 10 (alt 923); endlich ein solches in Währing, Hauptstraße. Die Bezeichnung stammt aber nicht, wie geglaubt wird, von dem Umstande, daß sich oft Räuberanführer — im Hause der Kärntnerstraße besonders der Räuber Hanns Aufschring (Seite 424) — einzufinden gepflegt haben sollen; sondern von den fremden, absonderlich gekleideten Gästen, die Prinz Maximilian aus Spanien mitgebracht, und die daselbst ihren Absteig nahmen.

Aus allem Vorstehenden erhellt klar, daß die oft wiederholte Meinung, als wäre jener Elephant, der im Jahre 1650 in einem Hofe der Grimmischen Gasse in Leipzig gezeigt wurde, der erste in Deutschland gewesen, unrichtig ist; und zwar um so unrichtiger, als thatsächlich der erste Elephant in Deutschland jener gewesen, welchen Kaiser Karl der Große im Jahre 802 zu Aachen als Gegengeschenk vom Perserkönige Aarun erhielt. Dieses Thier, welches von einem Juden über Italien nach Deutschland gebracht wurde und 810 zu Lippenheim verendete, hieß Abulabaz und dessen abenteuerliche Erscheinung kam bald zur Ehre, als Kinderschreck verwendet zu werden. Es ging dessen Name, zu Bulenback, Bula, Bubaz, Pubatsch, Bubu, Pupanz, Popanz verunstaltet, durch die ganze Welt, und so wird noch heute mit dem Worte Popanz (abgeleitet von Abulabaz) ein Schreckmann oder Schreckbild bezeichnet.

Noch erregte ein nach Graz gebrachter Elephant großes Aufsehen; nach ihm führt das Gasthaus zum Elephanten in Graz nebst einer Abbildung im Hofe an einer Wand die alte Inschrift:

„In dem 1629 Jahr
Dieß Monath October fürwahr,
That dieser Elephant allda Stallung hann,
Ihm haben geseh'n viel Fraüen und Mann.
Ob Freud und wunderten sich sehr
Dem Allerhöchsten Lob und Ehr
Zu erkennen die Allmacht sein."

Von da an war es kein „Ereigniß" mehr, wenn irgend ein Elephant in eine Stadt gebracht wurde.

Poetische Sprüche zu Lob und Ehr der Stadt, von Schmeltzl, Castillejo, Hanns Sachs und Ulrich Hutten.

Lob überhaupt bedeutet das Bekenntniß der Vorzüge eines Andern, das durch Worte ausgedrückte Urtheil von dessen guter Beschaffenheit; schon in den ältesten Zeiten findet sich dieser Ausdruck, der zu dem Geschlechte des Wortes Laut

gehört und somit den lauten Ausdruck eines Urtheils bezeichnet. Das Ganze ist dann ein Lobspruch, welcher auf verschiedene Personen oder Sachen angewendet werden konnte, weshalb denn jene poetischen Beschreibungen, welche allerlei Gelehrte und Dichter von dieser oder jener Stadt lieferten, welche sie besonders entzückt hatte, von ihnen mit der richtigsten Bezeichnung: Lobspruch — also öffentlich verkündetes Urtheil — versehen wurden.

Drei ausgezeichnete und berühmte Dichter haben fast gleichzeitig, wenngleich ungemein verschieden, solche poetische Beschreibungen von Wien geliefert und müssen diese Personen sammt ihren Arbeiten den Lesern dieses Buches vor Augen geführt werden.

Der Erste, ein Mann, welcher auch sonst in der Literaturgeschichte einen sehr ehrenvollen Platz einnimmt, war Wolfgang Schmelzl, der Wiener Chronist und überhaupt — erster deutscher Dramatiker. Geboren zu Kemnat in der Oberpfalz, war er der Sohn eines frommen, armen Handwerksmannes, der ihm so viel lernen ließ, als seine Mittel und die damaligen Zustände erlaubten. Nach Handwerkssitte und eigener Erfahrung hielt dieser den Sohn vorzüglich zum Reisen an und empfahl ihm die Reichsstädte und Sachsen als den Sitz damaliger „Aufklärung"; denn es war die Zeit der lutherischen Reformation. Allein auch von dem kaiserlichen Hofe zu Wien hatte ihm der Vater viel erzählt, und diesen in seiner Hoheit und Glanz zu sehen, reizte vorzüglich den Jüngling.

„Auch sprach er oft, o Oesterreich!
Wo mag man finden Dein geleich.
Kein Landt mir nie paß (besser) gefallen hat,
Du hast den Namen mit der that."

Auf solche Empfehlung besann sich der Sohn nicht lange; er schwamm glücklich auf einem Schiffe die Donau herab und landete zu Kornenburg. Wien bestimmte er zum Aufenthalt, oder besser zu sagen, zum Nahrungsort.

„Wer sich zu Wien nit neren kann,
Ist überall ein verdorbener man."

Die verhältnißmäßige Wohlfeilheit damaliger Zeit, der Wohlstand der Klöster, seine Fähigkeiten, vor Allem aber die österreichische Gastfreundschaft (bis heute noch nicht verleugnet), sicherten ihm bald sein Unterkommen. Er ward Schulmeister und Organist in der Schottenabtei, wo ihm der Mißbrauch, die Schulen zu stürmen (eine gymnastische Uebung), woraus viel Leichtfertigkeit und Schaden für die Knaben und andere Personen entstand, veranlaßte, alle Jahre mit seiner Schuljugend eine deutsche Komödie biblischen Inhalts aufzuführen.

Durch diese seine trefflichen Schauspiele wurde er ein angesehener und zuletzt ein reicher Mann. Er wurde auch bald mit dem Bürgerrechte der Stadt Wien beehrt, zum Cantor bei St. Salvator ernannt und war geehrt und geschätzt von Allen. Er hatte sogar die Ehre, ein Stück vor dem kaiserlichen Hofe zu produciren, welches den Titel führt: „Komedia des verlornen Sons, wie sie zu Wien in Oesterreich vor Röm. Khai. May. gehalten worden durch Wolfgangum Schmelzl, 1545". Die Zuschrift ist an den Abt Leopold Ruber von Göttweih. Darin bezeigt er sein Wohlgefallen, daß man seine „Judith" mit so vieler Herrlichkeit und Zier zu Göttweih aufgeführt habe, und daher schickt er dem Prälaten auch dieses Stück, damit er es durch seine Knaben und sein Hofgesind möchte vorstellen lassen.

Unser Dichter trieb sein Glück immer höher in Oesterreich; zuletzt wurde er Pfarrer zu St. Lorenz am Steinfeld (bei Neunkirchen). Als Pfarrer machte er einen Feldzug des Kaisers Maximilian II. gegen die Türken mit, den er uns in einer poetischen Beschreibung überliefert hat.

Von 1540 bis 1554 hatte Schmelzl jährlich eine Komödie, also 14 dramatische Werke geschrieben, die, in Wien bei Singriener gedruckt, sämmtlich in der kaiserlichen Hofbibliothek vorhanden sind und zu deren größten und kostbarsten Seltenheiten gehören. Sein erstes noch vorhandenes gedrucktes Stück ist von 1542. Es führt den Titel: „Aussendung der Zwelff poten (zwölf Apostel) und die Frag des Reichen jünglings von wegen der gesetz; sambt dem jüngsten gericht, aus Matheo und andern schrifften auf das kurzigist gezogen, für das Schulstürmen gehalten zu Wienn, durch Wolfgangum Schmelzl den 12. Tag July 1542. Gedruckt zu Wienn, durch Hanns Singriener". Es ist dem kais. Rathe und Stadtschreiber Igelshofer zugeeignet. — Ehe die Apostel, unter denen auch schon Paulus ist, von Christo scheiden, spricht Paulus zum Andreas: „Andreas leich mir das Fleschlein Dein, Und laß mich laben das Hertze mein" u. s. w. So thun sie einander noch echt wienerisch brüderlich Bescheid. Da sie weggehen, tritt der Jüngling vor Christus und bringt seine Frage an. Endlich blasen die „Drumeter" zum jüngsten Gericht.

Im Jahre 1543 führte er eine Komödie auf, welche unter folgendem Titel gedruckt ist: „Comödia der hochzeit Cana Galilee, dem Ehestandt von Gott geordnet zu Ehren allen gottförchtigen Christlichen Eheleuten, Gesellen und Jungfrawen, die sich in die heiligen konnschaft geben wöllen, zu trost und unterricht, allen bösen unzüchtigen halsstarrigen weitern zur besserung gehalten zu Wienn in Oesterreich, durch Wolfgangum Schmelzl, von Kemnat, Schulmeister zum Schotten daselbst. In dem 1543." — Auf dem Titelblatte ist Adam und Eva unter einem Baume im Holzschnitte. Zuerst kommt die Zuschrift an den Bürgermeister Stefan Tenckh (von welchem wohl die alte Bürgerfamilie der Denk abstammt); hierauf eine Klage über die Fastnachtsleichtfertigkeiten. Dann folgen das Lob der Ehe und des Bürgermeisters, und endlich die Personen des Stückes. Diese Komödie hat einen Lustigmacher, welcher den Speismeister zu Kanaan vorstellt. Nachdem Jesus das Wasser in Wein verwandelt hat, kostet Tobias den Wein und spricht: „Kein pessern Wein ich trunken hab, Er kumpt vom Kalenperg herab. Ach laß uns gotseliger greiffen an, Bechern wie Ninive hat gethan, Des Bitt Wolf Schmelzl jedermann".

Die vorerwähnte Komödie hat für Wien noch das besondere Interesse, daß in ihr das erste Mal die Bezeichnung Sie-Mann (Simandl) für einen Mann, der seinem Weibe unterthänig ist, vorkommt. Schmelzl witzelt in den Gesprächen, die Apostel Simon hält, mit den Wortspielen zwischen Simon und Siman, und zwar in folgender Art:

> Bräutigam. Es felt nit vil, wo seit ir plibn?
> Simon. Ich hab doheim das viech außtribn,
> Darzu wardt mir ein kind auffgwacht,
> Das hab ich gwiegt und schloffet gmacht.
> Petrus. Du hast den namen mit der that.
> Simon. Wolann es ist nit grosser schadt,
> Was hulffs, ob ich gleich Tronimus wer.
> Bräutigam. Do setz dich zu den weybern her,
> Du fugst dich nur gar wol zu in.
> Ihr weyber nembt den Syman hin,
> Und wart ihm nur gar vleißig aus,
> So lest er euch sein hertz im Haus.
> Tobias. Wenn alle Mender Symon wern,
> Das sehen die weyber von hertzn gern;
> Soß aber wölln herrman sein
> Schlecht gar offt plitz und hagl ein.

Die humorvollen Simandlbruderschaften, Gesellschaften heiterer Männer, die alljährlich am Tage Simon's, dem Schutzheiligen der Bruderschaft, zu einem Fest sich versammelten sammt ihren Frauen, denen sie für diesen Tag alle Vorrechte zugestanden, welche sie sonst für sich behielten, wobei ein verdächtiger Ehemann mit einem sogenannten Simandlbrief beehrt wurde, ausgestellt von „Obermeister, Vorsteher und Senioren der uralten, weltberühmten und hochansehnlichen Simandlbruderschaft", in welchem die Verdienste hervorgehoben wurden, denen er seine Erhebung zu danken hatte, sowie die Pflichten und Statuten seines Ordens ihm mitgetheilt wurden, überhaupt alle die d'rum und d'ranhängenden Späße entstanden erst Anfangs des 18. Jahrhunderts.

Vor Schmelzl weiß man nichts von der Aufführung deutscher Schauspiele, daher er mit Recht der erste deutsche Dramatiker genannt wird; nach ihm treffen wir in Wien wenig Spuren von deutschen Schauspielen an; die lateinischen Dramen verdrängten sie wieder; und die, welche von Zeit zu Zeit erschienen, waren theils Fastnachtsspiele, theils geistliche Weihnachts- und Osterspiele, ebenso wie im übrigen Deutschland bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts.

Schmelzl's Todesjahr wird auf 1551 angegeben. Es wurde an ihm erfüllt, was er in seinem „Lobspruche der Stadt Wien" am Schlusse wünscht: „Auf Herr ich bitt ist der Wille Dein, So laß Wien hie mein Freythof sein".

Von größtem Interesse bleibt aber für uns seine poetische Beschreibung von Wien, welche 1547 das erste Mal unter dem Titel erschien: „Ein lobspruch der hochlöblichen weitberümbten khüniglichen Stat Wienn in Oesterreich, wölche wider den Tyrannen vnd Erbfeindt Christi nit die wenigist, sondern die höchst hauptbefestigung der Christenhait ist, Rö. Khü. May. vnserm aller genedigsten Herrn zu Ehren beschriben, durch Wolffgang Schmelzl, Schulmeister zun Schotten vnd Burger daselbst".

Wir wählen aus dem 1600 Verse zählenden Gedichte jene Stellen aus, welche zur Charakteristik der Stadtphysiognomie dienen.

„Als ich die stat b'sicht mit fleiß
Und maint, ich wer im Paradeiß,
Wie gwaltig höff, hewser ich fandt,
Kaum gesehen in einem landt;
An hewsern außen und innen gmäl (Gemälde)
Als werens eytel Fürsten säl!
Mit thürmen, festen, gibelmauern,
Die feind vnd Fewer wohl für (über) daurn,
Die Ziegeldach gantz schön mit zinnen,
Schier baß (besser) erbaut in der erdt drinnen,
Als oberhalb, das glaub Du mir
Nit g'macht auff glantz vnd augenzier.
Die ganze stat ist so gar durchgrabn,
So weit vnd tieffe kheller habn,
Vol angesteckt mit khülem wein,
Möchten nit pesser, khüler sein.
Der vogel gsang so schön erhalt,
Als gieng ich in dem grünen waldt,
Die gassen hübsch vnd wol visiert,
Gradt, auch weit vnd schön purgiert (gereinigt),
Gepflastert darzur hoff vnd hauß
Mit harten, großen stain durchauß.

Für die universitat, lieber Freund,
Zwölf gewaltige hewser seind
Weit vnd vom grund schön auffgefürt,
Gefreyt vnd hoch privilegirt
Darinn sie wonen, haben platz,
Es ist fürwar ein theurer schatz.
Ich ging herauß auff die Prandstatt,
Da findt man mancherlay haußrath,
Umb zimblich gelt fayl alle tag,
Wer sein bedarff vnd nur vermag.
Der Haylgthumstul st t nach darbey,
Darunter hört ich süß geschrey,
Der vögel groß meng fayl was
Auch mit kapaunen manch groß vaß,
Faist lustig berait an die Stat,
Vnd sunst vil wiltpret man fayl hat,
Das volck spazirt hin vnd wider.
Eins stieß mich auff, das ander nider.
Darnach suecht ich die manns Klöster,
Die Prediger, Augustiner,
Minores vnd die Parfuser.*)
Am Hoff fand ich die Weissenbrüder,**)
Sucht haim darnach Dorotheer,
Die hab'n ein schönes Klösterlein
Gepaut jnwendig wie ein schrein.

Ich gieng von dann, kham an den Grabn,
Wo Fleyschhacker jr Fleysch fayl haben,
Ein rörkast (Röhrbrunn mit Trog) znechst bey jn stet,
Aus dem trefflich gut Wasser geht,
Schawet wunder über wunder,
Ein yeder sein Fleysch het bsunder,
Schäffen, kelbren, rindren, schweinen.
Ich bat vnd fragt der maister einen,
Das er mich vnterrichten thet
Wiviel es hier Fleyschhackher het?
Er sprach, vnser seind yetz gemainiklich
Allenthalben bei sybenzig
Am Liechtensteg vnd an dem Grabn
Zu Ostern jr vil mehr fayl haben,
Ich red bey meiner treu vnd ehr,
Drey hundert ochsn vnd offt noch mehr,
Wochentlichen werden außgewogn,
Sechshundert Khelber offt darnebn,
Tausend schaff auch hundert schwein
Gemainicklich müssen vorhanden sein.
Gieng hin vnd her on als gefar.
Kham auff sanct Peters Freythof dar.

---

*) Franciscaner; sie wurden im Volksmunde allgemein Barfüßer genannt.
**) Carmeliter am Hof, jetzt Kirche zu den neun Chören der Engel.

Da steht ein altes Tempelhauß,
Ein Baum wechst zu dem Thurm herauß
Durch quaderstuck gar wunderlich
An dem gemäuer über sich.*)

Nachdem kham ich an Hoff hinauff,
Da steht ein trefflich schöner Brunn,
Das Gold glenstert (glitzert) dran wie die Sunn,
Künstlich von quaderstain gepawt;
Die Wappen gmalt, schön außgehawt,
Des ganzen plaz ein zier vnd schein,
Hundert wagen mit Holzwarn do
Mer dann hundert mit hew vnd stro,
Mit kholn zwaynzig wägen vol.
Noch grösser wunder ich sagn soll:
Fünfzig Fuder Krewssen**) ich sah!
Der Krewssenrichter zu mir sprach:
Mein Freund, laßt euch kain wunder sein.
Denck wol, das khomen seind herein
Hundert Fuder auff einen Tag,
Vnd all verkhauft wordn wie ich sag.

Wie ich dann nun am Fischmarckt kam,
Mich noch vil grösser wunder nam,
Von seltzamen fische solche meng.
Es war von Fischern groß gedreng,
Von Behaim, Märhen, Hungerland
Die Fischer nahend Wasser findn
Zu wässern, auch fünff grosser lindn
Stehn an dem Fischmarkt, grünen schon***)
Manch mensch da sichst im schatten ston (stehen),
Von der Hitz faul, da wirt es starck.

---

*) Hier redet Schmelzl von der uralten, schon auf Seite 64 dieses Buches abgebildeten Peterskirche, welche 1700 abgebrochen wurde. Es ist wohl möglich, daß der Dichter unter dem Baum nur den Thurm mit seinen schlanken, Aesten ähnlichen Nebenthürmchen charakterisiren wollte; wahrscheinlicher jedoch ist, daß wirklich ein Bäumchen (in der Art wie die Linde auf dem Stefansthurm) aus dem alten Gemäuer hervorwuchs.

**) Hiermit ist erwiesen, welche ungeheuren Massen von Krebsen nach Wien gebracht wurden, so daß zur Ueberwachuug dieses (bereits Seite 413 besprochenen) Handelsartikels ein eigens bestellter Aufseher, Krebsenrichter genannt, fungirte. Daß auf diese Autorität manchmal ganz unberechenbare Einflüsse einwirkten, erweist ein Memorial der Wiener Fleischhauer, welches anläßlich einer Viehtheuerung im Jahre 1531 an den Wiener Stadtrath überreicht wurde und worin es heißt: „es werde der Stadtrichter (Herr Paul Pernfueß) hoffentlich die Metzger nicht unbillig beschweren und insbesondere das alte böse Weib, die Krewssenrichterin, männiglich unbelästigt lassen“. Es zeigt sich hier, daß die böse Richterin sich gewaltiger Eingriffe in die Amtsgewalt ihres gestrengen Gemals erlaubte. Zu den Functionen des Letzteren gehörte übrigens, alle „umbgestandene und crepirte Krepsen“ zur Verhütung schädlicher Seuchen in der Donau zu vertilgen; er nahm ferner den Krebsenbauern die städtische Mauth ab.

***) Diese Lindenbäume, sowie der Platz des Fischmarktes, welcher mit einer eigenen Mauer umgeben war, das Brunnenhäuschen, das Hochgericht und der Narrenkotter sind auf der Abbildung des Hohen Marktes (Seite 505) zu sehen, ihre Bedeutungen und Stellungen wurden ebenfalls schon (S. 488) erläutert. Die Linde war übrigens bei den Alten das Symbol der Wohnlichkeit (daher deren Anpflanzung auf Friedhöfen, den letzten Ruhestätten); unter ihr fanden Volksversammlungen statt, die Berathungen freier Männer, endlich auch die „Thinge“ (Gerichtsversammlungen), bei welchen Recht gesprochen wurde.

Nochmals kham ich am Hohenmarckt,
Ist ein Pranger hoch aufgestellt,
Manchem darvor das haupt entfellt,
Nit weit das Narrenkötterlein.
Hie khumb wir zu der Burgk geleich,
Das ist das hauß von Oesterreich,
In welchem Küneglich Majestat
Sambt jrem Gmachel (Gemahl, von mahalen,
ehelichen) wonung hat,
Darinn viel Küniglicher Zymmer,
Gar fest gemewr, wie ein wimmer.*)
Ein jrrgarten zu lust geziert,
Frisch waßer darein gefürt wird,
All ding gepawt zu lust, kurzweil,
Kein fester Burgk findst ettlich meil
Mit thürmen gräben zu der wehr.
Ging zu Schottn auff kayserlich freyung,
Die was dem Closter eingeleibt,
Mit schranken, drinn offt mancher leit,
In guter sicherhait jar vnd tag,
Umb schulden oder vmb todtschlag." **)

Es mag an diesen Stellen aus dem sehr interessanten Gedichte, das wiederholte Auflagen erlebte (darunter eine vom Buchhändler Matthäus Kuppitsch 1849, der dazu besondere, der ersten Auflage gleiche Lettern gießen ließ) genug sein. Daß Schmelzl sich in Wien sehr wohl befand, erhellt endlich aus seinem eigenen Ausspruche im selben Gedichte, wo er sagt:

„Der Schmölzl khain pesser schmalzgrub fand!
Ich lob diß ort für alle Land!"

Sehr interessant ist es, daß neben Schmelzl sich fast gleichzeitig noch ein zweiter Dichter findet, der gleichfalls aus der Ferne (nur viel weiter her) nach Wien gekommen und der Stadt ein Loblied singt — der Spanier Christobál de Castillejo (sprich Castillecho). Derselbe kam im Gefolge des römischen Königs Ferdinand I. nach Wien und wurde in der Folge dessen Geheimschreiber, welchen Posten er so sehr zur Zufriedenheit seines Herrn versah, daß dieser sich beim Kaiser Karl V. angelegentlich um eine Belohnung für den Geheimschreiber bewarb. Ungeachtet der kaiserlichen Zusage konnte er jedoch diesen Lohn nicht erreichen, und so lebte er zuletzt in Wien (wie aus seinen späteren Gedichten erhellt) in ziemlich beschränkten Umständen, ja es scheint, daß er genöthigt wurde, sich auf das Land zurückzuziehen. Er starb im Jahre 1556 zu Wiener-Neustadt, woselbst in der Cistercienser-Abtei, sogenanntes Neukloster (von Friedrich III. 1444 gegründet, die Kirche 1453 erbaut) sein Grabstein noch zu sehen ist. Daselbst befindet sich auch der Grabstein der Kaiserin Eleonora von Portugal (Gemalin Friedrich's III., gest. 1467), ein schönes Werk in Hautrelief von Nikolaus Lerch, die Kaiserin mit Krone, Scepter und Reichsapfel unter einem Baldachine zeigend, herum die Wappen des Kaiserreiches, Portugal, Oesterreich, Steiermark. Auch der Grabstein

*) Die Wimmer, ein so ziemlich veraltetes Wort, bedeutet den knorrigen Auswuchs am Holze und steht hier als Bild der Festigkeit gebraucht. Mundartlich hat sich jedoch die Bezeichnung bis heute als Wimmerl (für Hitzblatter, Hautschärfe ꝛc.) erhalten.

**) Das damals noch bestehende Asylrecht, welches dem Platze den Namen „Freiung" gab.

ihrer portugiesischen Kammerfrau Beatrix Lopez (gest. 1453), mit dem Porträt der Verstorbenen in flachem Relief, befindet sich daselbst.

Castillejo dichtete ebenfalls einen „Lobspruch der Stadt Wien“ in spanischer Sprache in Form einer „Antwort des Verfassers auf die Frage eines Ritters: warum er sich in Wien so wohl gefalle?“ Das Gedicht enthält zwölf



Das Elephantenhaus, später „Zur goldenen Krone“ (Seite 703–705.)

Strophen, welche wir nachstehend in prosaischer Uebersetzung folgen lassen. Castillejo spricht:

1.

„Wollt Ihr vielleicht mich in Verlegenheit setzen, Herr Ritter, durch die Frage, warum ich, als Nichteingeborener, mich in Wien so wohl fühle und es zum bleibenden Aufenthalt erkiese? Um Euch die Wahrheit zu sagen, so bekenne ich, daß ich dies gethan seiner guten Eigenschaften und der großen Bequemlichkeit wegen, welche Alle hier finden.

2.

Die Stadt ist freundlich und zierlich und hat Raum für viele Menschen; es giebt da so manche herrliche Kirche, wie man sie unter tausenden nicht wieder findet, und am passendsten Platze angebracht. Auf der einen Seite ist die Stadt von dem mächtigen Donaustrom umflossen, auf der andern umgiebt sie eine volkreiche Ebene und überaus fruchtbares Saatfeld.

3.

Da ist solch ein Ueberfluß und solche Zufuhr, daß es fast an Raum dafür mangelt und manchmal in Verlegenheit setzt. Da ist Gelegenheit zu den herrlichsten Ausflügen und zu aller Art von Jagden. Nie fehlt es an Gesellschaft, die stets von allen Seiten herbeiströmt, von Böhmen und dessen Anhang, von Schlesien und Ungarn und von dem benachbarten Italien.

4.

Ferner ist da die Rechnungskammer und das königliche Regiment, wo über Recht und Unrecht gesprochen und von den Renten gehandelt wird, eine ganz vortreffliche Anstalt. Dann die hochgelehrte Universität und die fromme Clerisei, welche der Stadt Ehre machen, und angesehene Geschlechter, welche Kaufhandel treiben.

5.

Ich habe eine gute Wohnung auf einem recht bequem gelegenen Platze (vielleicht bei Martin de Arandi, dem spanischen Botschafter, heute Schenkenstraße Nr. 7, alt 45), mit allem Ziemlichen versehen, wo, obgleich man nichts aussäet, man doch keinen Hunger leidet; denn Freunde aus der Umgegend sorgen dafür, daß dem vorgebeugt werde, ohne daß man es erfährt oder sieht, mit sehr freigebigen Händen, wie brüderlich gesinnte Cavaliere.

6.

Von Laxenburg erhalte ich eine solche Menge Heu, Stroh und Haber, daß meine Stallung damit angefüllt ist und wenig Ursache hat, eine andere zu beneiden. Von dort bekomme ich auch Krebse die Hülle und Fülle, die schönsten, die ich je sah, wenn die Zeit dazu gekommen ist. (Der Gönner, welcher ihm solches aus seinen Magazinen und Teichen spendete, dürfte der Freiherr Wolf Sigmund von Auersperg sein, dem die Herrschaft nach der Türken-Invasion 1529 sammt dem Schlosse verpfändet worden. Später, 1623, löste sie Bruno von Mansfeld ein und trat sie 1633 der Kaiserin Eleonore, Gemalin Ferdinand's II., ab.)

7.

Von Enzesfeld (an der Triesting bei Leobersdorf) schickt man mir einen reichen Vorrath an Fischen und Aeschen (aschenfarbige Forellenart), wie man sie in ganz Oesterreich nicht schöner und schmackhafter finden kann. Ebenso Vögel und Wildpret und Artischocken, so stachlicht, hart, fest und klein, daß ich nicht wüßte, welche aufzutreiben, die sich an Schärfe der Stacheln mit diesen messen könnten.

8.

Von Rodaun (damals der Familie Puchau gehörig) und anderen Oertern der Umgebung versieht man mich stets mit frischen Früchten und mit dem auserlesensten Wein, ferner mit Zickchen (jungen Ziegen) und Hühnern, Buttergebackenem und Pastetchen mit ihren Thürmen und Schlössern, und anderen solchen Backereien, mit Zuckerbretzelchen, Fleischpastetchen und Quittenkäse (mit Zucker eingesottenes und getrocknetes Quittenmuß).

9.

Bei so gutem Mundvorrath, solchen Vortheilen und Verhältnissen seht Ihr wohl selbst, Herr Ritter, daß Gründe da sind, um Wien den Hauptstädten aller übrigen Nationen vorzuziehen. Und wenn von diesen Spenden auch einmal eine ausbleibt, was übrigens sehr selten geschieht, so giebt es ein schnelles Ersatzmittel, völlig ausreichend und ziemlich, das stets zur Hand ist.

10.

Denn auf dem Hof (Platz, Marktort) bekommt man Heu und Stroh so viel man will; auf dem Hohen Markt Fische die Menge und sehr gute nach Auswahl, so viel man essen mag; auf dem Bauernmarkt aber ist ein Meer von Sachen, deren Ansehen schon eine wahre Freude macht und deren Besitz nur einen Griff in den Beutel kostet.

11.

Wer hat Dich, Castillejo, verlockt, da Du doch in Spanien so wohl aufgehoben warst, nach Deutschland zu kommen, um Deine Haut in fremder, ferner Erde zu lassen? (Also auch hier die Ahnung, auf dem fremden, liebgewonnenen Boden zu sterben.) Wenn die Vorspiegelungen Deiner Gelüste und dieses großen schlimmen Irrthums eitle Hoffnungen waren, so sind sie nun auf immer abgestorben, denn Deine weißen Haare haben ihnen das Todtenamt gehalten.

12.

Mich verlockte nicht die Hoffnung verrätherischer Gewinnsucht, noch das Gelüst nach Ehren, noch der Wunsch nach Hofgunst; mich hat die Liebe verlockt. Ja, Liebe ist Schuld an diesem Irrthum, allzu große Liebe zum Könige, durch die viele Andere gleich mir verlockt worden sind.

So viel man sieht, läßt sich das Loblied des Spaniers mit jenem des schlichten Deutschen gar nicht in Vergleich stellen. Während der Letztere im wärmsten Tone die Stadt preist, die ihn aufgenommen und ihm den Unterhalt giebt, ist des Spaniers Gedicht wenig anders als eine Bettelei an seine vornehmen Gönner, welchen er sich mit Versen in Erinnerung bringt, damit er ja nicht selbst den in der zehnten Strophe erwähnten „Griff in den Beutel“ machen dürfe. Immerhin bleibt aber auch dieses Gedicht interessant und belehrend, besonders in Hinblick auf das üppige Leben der Stadt in jener Zeit, wenn selbst ein Spaniol, dem nach dem Sprichworte der Himmel selbst nicht so gut als Spanien gefällt, und der das Märlein ausheckte: Wenn damals nicht zufällig ein Pferdefuß des Satans Spanien dem Auge des Herrn verdeckt hätte, als der Teufel ihn mit dem Anerbieten der Welt versuchte, würde Christus nicht haben widerstehen können; daß also ein Spanier bewogen wird, zu erklären: „Wien sei den Hauptstädten aller anderen Nationen vorzuziehen“ (Strophe 9).

Daß Castillejo während seines Aufenthaltes nicht blos die patriotische Liebe hegte (Strophe 12), sondern auch Frauenschöne zu schätzen wußte, bezeugt ein reizendes Liebesgedicht, das er einer schönen Wienerin widmete, und das in metrischer Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Unschuldig froh spielt unter Silberweiden
Beim Wasserfall im Lindenhain
Die schöne Ida sorgenfrei,
Noch blüthe ihr des Lebens Mai,
Da lag der Gott der Schmerzen und der Freuden
B.im Rosenstrauch im Mondenschein.

„Schlaf immer sanft, Du loser Götterknabe
Und lächle schäkernd fort im Traum,"
Sprach Ida, als sie Amorn sah,
„Um Dich zu binden, bin ich da,
So wahr ich hier die Blumen habe,
Kett' ich Dich heut' an diesen Baum."

Bald wacht er auf, schlägt mit den kleinen Flügeln,
Stampft mit dem Fuß und will entfliehen,
Da fällt sein Blick auf Ida hin,
„Jetzt fühl' ich's, daß ich Amor bin,
Nie weich' ich mehr von diesen Blumenhügeln,
Wo Rosen ohne Dornen blüh'n."

So rief der Gott. „Mag Venus immer schmälen,
Selbst wenn ich fort regieren muß,
Werd' ich auf diesen Blumen-Auen
Der Welten ersten Thron erbauen
Und Ida's Herz zu meinem Tempel wählen,
Mir kündet's himmlischen Genuß."

Das dritte Loblied auf Wien, das ebensowenig wie das vorerwähnte dem des Schotten-Schulmeisters Schmelzl nahekommt, verfaßte der Meistersänger und Schuster Hanns Sachs aus Nürnberg im Jahre 1567; dasselbe ist mit mehreren anderen Lobsprüchen der Städte München, Frankfurt, Regensburg, Salzburg u. s. w. im Rathsarchive der Stadt Zwickau (Original-Manuscript) gefunden worden; dort befinden sich eben achtzehn starke Foliobände der von ihm selbst geschriebenen Sammlung seiner Lieder, welche ursprünglich aus 34 Bänden bestand. Der Lobspruch von Wien zerfällt in drei Abtheilungen: in die Beschreibung der Stadt, in die kurze Schilderung der Belagerung durch Mathias Corvin und endlich in die Darstellung der Belagerung Wiens durch die Türken (1529). Zu den ersten zwei Theilen benützte der Dichter mit vieler Treue den Originaltext von Aeneas Sylvius' Beschreibung der Stadt Wien; als dritten Theil fügte er eine seiner früheren Dichtungen: „Die Türckisch Belagerung der Stadt Wien mit sampt seiner Tyrannischen Handlung" bei. Wir theilen das Elaborat unverkürzt nach dem werthvollen Büchlein des Dr. Heinrich Käb de Bo: „Die Dichtungen des Hanns Sachs zur Geschichte der Stadt Wien" mit und versehen es nur mit einigen Worterklärungen.

Ein Lobspruch der Hauptstat Wien in Oesterreich.

Die oben Contrafactur *)
Zeiget wahrhaftig clar und pur
Wien, die weit perümbten Haubtstat
In Oesterreich ir leger (Liegstätte) hat
An dem Flues, die Thonau genannt,
Welche nür rint ins Ungerlant,
Mit sechzg schiffreichen Fluessen guet
Sich mert, für vil Stet fliesen thuet;
Unter den Wien ist die eltst (älteste) Stat.
Von alters her den namen hat
Flaviana, von Flavio,
Dem landfogt, der regirt aldo;

*) Diese Worte verweisen auf eine ober dem Texte angebrachte Abbildung, wohl jene aus Sebastian Münster's Kosmographie, die wir später (Seite 729) in Nachbildung bringen.

Auch vermainen Etliche da
Von dem klein Flucslain Wiena,
Das zwischen den vorsteten fleust hinab,
Stat Wien den iren namen hab.
Wien, die gros, weit und volkreich Stat,
Der umbkrais ir Statmauern hat
Zwei dausent schrit ringweis umbfangen;
Auch hat die Stat ein weiten, langen
Graben mit aufgeworfner Schuete (Erdwall); mer
Mit thürmen, zinen und vorwer.
Die Gassen sint mit stainen hart
Gepflastert sehr werhafter art,
Darin die pürgerheuser hoch,
Stainen, mit gmel geziret doch,
Gwelbt mit Schwiepogen gmachsam (bequem) weit,
Stueben vor frost zur winters zeit,
Stallung zu pferden und ander thier,
Auch gar kestliches hausgeschier,
Durchscheinende glasfenster für,
Daran eisren leden und thür,
Alle gemach (bequem) zierlich zu mal,
Als wie eines Fürsten schöner Sal.
Die weinkeller so tief und weit,
Daß man vermaint zu dieser zeit,
Stat Wien, den drob (als droben) funden werd.
Diese Stat Wien in hochem rumb
Ligt im Passauischen pistumb.
Darin seint von gehauen stain
Vil gotsheuser gros unde klain,
Köstlich erbaut nach allem rat,
Gezirt mit allerlei ornat,
Vil Closter mit frauen und man,
Darin ir gaistlich orden han;
Jedoch Sant Steffans thurn und stift
Mit kunst die andern überdrift,
Das in gantzem Deutschlant hat rum.
Auch ist da ein Collegium,
Ein hohe schuel der freien kunst,
Die aufgericht ist, pestet aus gunst
Von pabst Urban den Sechsten clar.*)
Da kumen viel Studenten dar
Aus Ungern und aus deutschem land,
Die da studiren allesand (insgesammt).
Es werden auch in Wien der Stat,
Achtzehen man erwelt in rat,
Und ein richter in das gericht,
Auch ein purgermeister, verpflicht
Zu tragen sorg für die ganz Stat,
Mit mer obrikeit die Stat hat,

*) Dies bezieht sich auf die Reorganisation der Universität im Einvernehmen Herzog Albrecht's III. und des Papstes Urban VI., wobei eine theologische Facultät errichtet wurde (1884).

Denn auch herrn zumb weinzol,
Die haben ein scharpf (genaues) einsehen wol,
Und ihr gwalt wert von Jar zu Jar.
Nun diese Stadt, volkreich vür war,
Doch kumbt überflüßiger weis
Teglich darein allerlei Speis
An korn, weizen, prot, flaisch und fisch,
Krebs, Aier, vogel und wilpret frisch;
Das weinlesen wert oft virzig tag,
Daß man teglich einfürt ich sag:
Wegen mit wein, teglich drei hundert
Des dags oft zu, das manchen wundert,
Daß teglich pei zwelf hundert pferden
Im weinlesen gepraucht werden.
Den osterwein stark wolschmack guet
Oft gar um ringelt (geringes Geld) drinken thuet.
Den meisten wein, den fürt man nau (im Strome)
Mit pferden in schiffen rauff die Thonau,
Darnach auf der ax, muesamer hant
In Pairen und in Schwabenlant (also Export).
In solchem reichtumb, glückselikeit,
Stat Wien ist gstanden lange zeit.

Doch nach dem, als man zelt vür war
1477 Jar
Hat Wien gar hart gedrenget da
Der ungrisch kunig Mathia,
Die Stat gewaltiglich einumb (einnahm)
Kaiser Fridrich dem driten frumb,
Der doch durch Maximilian,
Sein Sun, die Stat Wien wider gwan
Im achten Jar nach dem peschied (Bericht).
Het die Stat wider glück und fried,
Bis man hernach zelet vürwar
1529 Jar;
Bei kaiser Carl dem fünften schon
Der türkisch kaiser Soleimon
Der kam vur Wien mit groser macht,
Zu ros und fues er mit im pracht
Wohl drei mal hundert dausent man,
Auf wasser, lant ruckt er hinan,
Zwo meil ringweis umb Wien die Stat
Sein leger (Lager) wol geraichet hat;
Daß der Stat nichsen (gar nichts) zu mecht gon,
Kein hilff noch rettung mechte hon,
Der Türck verderbt darumb das lant
Mit raub, mort, gefenknus und prant,
Merk und Derffer darumb verprent,
Junckfrauen und die frauen schent,
Zerhaut und spist die clainen kind,
An die zaunpfel (Zaunpfähle) gesteckt sind.

Da stund die Stat in hochem trauern;
Mit pulver zersprengt die Statmauern,
An vier orten mit grimigkeit
Wol vier und vierczig klafter weit,
Das auch hernach vil mer geschach;
Doch unsere haubtleut hernach
Verschanzeten die lücken zu;
In der Stat war kein rast noch ru (Ruhe),
Ein lerman (Alarm) übern andern wart,
Der Türck der Stat zusetzet hart
Mit stürmen, graben, tag und nacht;
Die Stat hilt gut ordnung und wacht.
Verreterei der Türck anricht,
Das ihm auch wolt gelucken nicht
Endlich loff er ain Sturm on,
Sein volk aber wolt gar nit dron;
Da wurden sie von seinen waibeln*)
Getriben mit knüteln und saibeln,**)
Da ward vil seines volcks verlorn.
Nach dem der türck mit grimen zorn
Prach auf zu nacht und zog darvon
Und zündet seine leger on
Und alle flecken rings herumb
Und führt mit im ain grose sumb (Zahl)
Gefangen Cristen, weib und mon
Elent in die Türckei darvon,
Nach dem er pelegert (belagert) in klag
Die Stat Wien vierundzwanzig tag,
Daran vir Sturm verloren het,
Stat und landschaft verderben thet
Mit gar unüberwintling (unersetzbaren) schaden;
Doch war aus getlichen gnaden
Wien die gros Stat errettet frei
Vons Türcken mort und tiranei,
Die doch zum krieg war blod (blöd, d. h. untauglich) und schwach,
Die man pefestiget hernach
Mit polwerk und starken pasteien,
Daß sie nun pas (besser) versichert seien
Zum widerstant werlich (wehrhaft) und vest;
Doch gottes hilff ist noch die pest (beste)
Wider solich tiranisch krieg;
Wan (weil) in gottes hand stet der Sieg,
Der well entschütten (entlasten) als (alles) Ungemachs
Stat Wien, das wünschet ihr Hanns Sachs.

Anno salutis 1567. Am 1. Tag Decembris.

---

*) Unter Waibel oder Webel (d. h. der sich Bewegende) wurde jener Untergebene verstanden, der von den Vorgesetzten zu Verschickungen und Beaufsichtigungen gebraucht wurde. Später hieß so der vornehmste Unterofficier bei einer Compagnie zu Fuß, welcher eine genaue Aufsicht über dieselbe zu führen hatte. Daraus wurde die Charge des Feldwebels; dessen Gattin, „die Feldwebelinn“, führte die Aufsicht über die Soldatenweiber.

**) Von dem arabischen Worte Seif, krummes Schwert. Wir haben den Säbel eben aus der Türkei und Ungarn überkommen.

Sonst haben wir noch von Hanns Sachs verschiedene poetische Erzeugnisse über Wien, wie das, 400 Zeilen umfassende Gedicht: „Historia der Türkischen Belägerung der statt Wien, mit Handlung beyder theyl, auff das kürtzest ordentlich begriffen (d. h. zusammengefaßt) Anno 1529, 21. December". — Ferner das Gedicht: „Ein tyrannische that des Türcken vor Wien begangen", welches ebenfalls 1529 verfaßt wurde, jedoch als Schreibfehler seinerseits den Datum „1539", 24. December, trägt. Ein drittes, 100zeiliges Gedicht führt den Titel: „Die Türckisch belagerung der Stat Wien, mit sampt seiner Tyrannischen handlung. 1529." Ein viertes, 191zeiliges: „Ein klag zu got uber die grausam wüterei des grausamen Türken ob seiner viel kriegen und obsiegen. 1532." Endlich machte er auch die Verse für



Haus zum „wilden Mann" in der Kärntnerstraße. (Seite 706.)

die auf Wien Bezug habenden Holzschnitt-Arbeiten der beiden Nürnberger Formschneider Nikolaus Meldeman und Hanns Guldenmundt, wie 1530 auf eine Folge von Blättern, welche die Anführer des Vertheidigungsheeres der Stadt Wien während der Belagerung 1529 darstellen (ein Blatt davon befindet sich in der Wiener Hofbibliothek); endlich lieferte er die Reime für eine Folge von 15 Blättern, welche die Anführer des türkischen Belagerungsheeres vor Wien 1529 darstellen, für Guldenmundt. Aus diesen haben wir bereits die Abbildung des Sultans Soliman (Seite 673) wie den schießenden Türken (Seite 668) gebracht.

Noch gehören zu Hanns Sachs' Dichtungen über Wien: „Wunderbarliche Gesicht, so an der Sonn und Mon zu Wien in Oesterreich sind gesehen worden. Anno 1557 am 26. vnd 27. Tag Decembris", in 76 Zeilen. Es war dies ein interessantes naturhistorisches Ereigniß, eine Himmelserscheinung, welche der gelehrte

Wiener Astronom Ambros Ziegler beobachtete und darüber seine Bemerkungen unter dem Titel „Signa et prodigia in sole et luna, Viennae Austriae visa Anno MDLVII“ herausgab; Hanns Sachs hat diese Quelle vollinhaltlich für seine poetische Beschreibung benützt.

Auf Wiener Boden spielt: „Der Neydhart (Neidhard Fuchs, besprochen S. 343) mit dem Feyhel (Veilchen). Ein Faßnachtspiel mit acht Personen zu spielen“. Diese letzteren sind: „Herzog Friedrich zu Oesterreich; Eufrosina, sein Gemahel; der Neydhart; Euphemia, sein Gemahel; Jackel, Narr; Engelmayer, Heintz Schewenfried, Ula Sewfist, drey Bawren“. Das Fastnachtsspiel ist in drei Acte eingetheilt und nimmt im ganzen Originaldrucke (das Spiel ist von 1562, 9. Februar, datirt) zwanzig Seiten ein. Es ist interessant zu vernehmen, wie der Narr, der gleich zu Anfang eintritt, dem Publikum in Kürze die Begebenheit (als Prologus) erzählt.

„Nun seyt gegrüsset all gemein,
Auff gut trawen komm wir herein,
Zu machen auch ein Fröligkeit,
Dieweyl es jetzt ist Faßnachtzeit:



Ansicht von Wien 1493. (Seite 741.)

Wie der Neydhart in Oesterreich
Fund den ersten Feyhel geleich
Vnd stürzt darüber seinen Hut,
Holt darzu die Hertzogin gut;
In mitler zeit (einstweilen), von Zeiselmawer
Der Engelmayr, ein grober Bawer,
Den Feyhel jm abbrochen hat
Vnd jm gepferchet (kothgedüngt) an die stat.
Als die Fürstin den Merdrum (Merkstück) fand,
Bestund Neydhart mit spot vnd schand.
Auch wie Neydhart dieselben schmach
An disen groben Bawren rach (rächte),
Die sich auch wider wolten rechen,
Dz doch Neydhart durch list thet brechen,
Das werd jr hören vnd noch vil.
Derhalben seyt züchtig vnd still,
Vnd höret zu dem Neydhartspil.“

Auch die Wiener Localsage hat sich des Meisters Hanns Sachs bemächtigt und spricht in einer recht anmuthigen Erzählung von dessen Anwesenheit

in **Wien**, als er auf Wanderschaft war (1513 bis 1516). Sie bezeichnet ferner einen noch vor wenigen Jahren in der Strobelgasse Nr. 1 (alt 865) halb in das Hausthor eingeklemmten kleinen Schuhmacherladen als die Stätte, wo Meister **Sachs** als Wandergeselle gearbeitet hat. (Dieser Schuhmacherladen führte auch wirklich in den Jahren 1790 bis 1820 das Schild „Zum Hanns Sachs".) Wie das kam, wird folgender Art erzählt.

In dem ehemaligen „Schustergäßchen", welches aus lauter altersschwarzen, engwinkeligen und schmaltreppigen Häusern bestand und das durch die im Jahre 1866 erfolgte Demolirung der Grabenhäuser gegenüber des Trattnerhofes gänzlich verschwunden ist, befand sich in den ersten Zehnten des 16. Jahrhunderts der Laden eines Schusters, welcher in Wien stadtbekannt und im Volksmunde nur mit dem Spitznamen „Alle-Welts-Tadler" bezeichnet war, denn es bestand sein Tagewerk vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in nichts Anderem, als Alles, was er sah, ob es ihn anging oder nicht, zu bekritteln und Rathschläge zu ertheilen, wie solches besser zu machen wäre. Dadurch wurde er ein höchst unleidlicher Mensch, mit dem Niemand verkehren mochte.

Eines Tages stand ein auf der Wanderschaft befindlicher deutscher junger „**Schuhknecht**" (wie damals die Gesellen des Schusterhandwerkes genannt wurden) vor dem Laden, unschlüssig, ob er eintreten und seine Dienste anbieten sollte, als heftiger Lärm aus der Thüre drang und ihm endlich gar in gewaltigem Fluge ein junger Genosse in die Arme geschleudert wurde. Nach gegenseitiger Verständigung, bei welcher ihm der Wiener Schuhknecht sein Leid klagte, nämlich, daß er heute um des Meisters Tochter angehalten, von diesem aber hinausgeworfen worden, erfolgte eine Charakteristik des Meisters.

Der fremde Schuhknecht suchte den Mitgesellen zu trösten und begab sich in den Laden, dort seine Fürsprache anbringend. Meister „Alle-Welts-Tadler" verhöhnte den Gesellen, ein Wort gab das andere und zuletzt vermaß sich der Schuster hoch und theuer, daß nur dann, wenn der fremde Schuhknecht einen Auftrag des Meisters zu dessen vollster Zufriedenheit, d. i. tadellos auszuführen vermöge, der Wiener Geselle die Meisterstochter zum Weibe erhielte.

Der Fremde nahm die Wette an, und der Meister sagte nach einigem Nachdenken: „Ich befehle Euch, hier auf meinen Tisch den **Silbergulden** zu legen, den ich gestern Sonntag auf dem **Kahlenberg** verloren habe. Er ist ein Andenken an meine selige Verstorbene, hat ein Oehr und daneben meinen Namen eingeritzt. Ich vermisse ihn höchst ungern und könnt Ihr zu meiner Zufriedenheit diesen Silbergulden unverzüglich auf meinen Tisch legen, so schwöre ich Euch, daß der Geselle meine Tochter zum Weibe erhält." — „Pah," meinte der Fremde leichthin, „wenn's weiter nichts ist — da liegt der Gulden."

Es war wirklich das rechte Geldstück. Bald war die Hochzeit. Der junge Meister etablirte in der Strobelgasse seine kleine Werkstätte, nahm den Wandergesellen, nach seinem früher gegebenen Versprechen, dort auf und gar oft sammelte sich eine horchende Menschenzahl, wenn der fremde Schuhknecht seine herzerhebenden Sprüchlein sang, worunter besonders das reizende Märlein „**Vom verlornen redenden Gulden**", das also anfing und die Art und Weise enthüllte, wie er das verhängnißvolle Geldstück gefunden:

„Als ich wandert' von Nürnberg
Gen **Wien** und kam zum **Kalenberg**,
Von dem ich inn mein jungen tagen
So mancherley het hören sagen,
Nemblich, das darauff wer ein schloß
Von Heyden erbawt, starck und groß,

Doch yetzund öd, zum thail zerstört,
Darinn man etwan (zeitweilig) sech und hört
Seltzam gespenst und fantasey.
Weil ich so nahend war darbey,
Gieng ich hinauff in das alt gemewer
Dar mir die selzamst abenthewer
Zustund. Wie ich ging on gefer
Im alten gemewer hin und her,
Sah in kohlen, staub und koth
Da liegen einen Gulden roth.
Als ich mich eilend bückt nach ihm,
Anfing er mit menschlicher stimm:
Ach laß mich liegen, ich bit dich drum" u. s. w.

Nach ein paar Monaten nahm der fremde Schuhknecht Abschied, begleitet von dem durch seinen Fund glücklich gewordenen Ehepaare, das weinend sich von ihm trennte. Dieser Wandergeselle nun war Hanns Sachs und sein Gedicht „Vom verlornen redenden Gulden" ist sicher eine der reizendsten Schöpfungen der mittelalterlichen Poesie.

Die Sage vom Aufenthalte des Meistersängers in Wien wird indeß von gewiegter Seite bezweifelt. Es sind allerdings recht gewichtige Bedenken, welche dagegen erhoben werden. Es wird vornemlich betont, daß sich aus den obigen Worten des Gedichtes „Als ich wandert von Nürnberg gen Wien und kam zum Kalenberg ꝛc." keineswegs der wirkliche Aufenthalt des Meisters sicherstellen lasse, da es Hanns Sachs überhaupt geliebt, seinen Erzählungen den Schein des persönlich Erlebten zu geben und er nur in diesem Sinne auch hier die Beschreibung des Schlosses auf dem Kahlenberge eingeflochten. Ebensowenig sei aus dem Schwank „Vom Ursprung des Weihwassers", das er aus dem Munde eines alten „Curtisans" (Hofmannes) zu Rom vernommen haben will, dann aus seinem „Kampfgespräch zwischen Wasser und Wein", wo er in einer Rebenlaube zu Genua gelauscht, eine Fahrt des Dichters nach Italien abzuleiten.

Es wird ferner hervorgehoben, daß Hanns Sachs in keiner seiner Dichtungen zur Geschichte dieser Stadt irgend eine Bemerkung einflicht, welche seine persönliche Bekanntschaft mit ihr voraussetzen läßt, und daß sich in allen ein mitunter ängstliches Festhalten an die ihm gerade vorliegende Quelle (beim Lobspruch die Beschreibung des Aeneas Sylvius, d. h. die Frank'sche Chronik) zeigt, welche ihn an einer freieren Behandlung hindert. Endlich soll als Beweis gelten, daß er selbst, der doch alle Städte nennt, die er besucht hat, von Wien darunter nicht spricht.

Dagegen möchten wir nun geltend machen, daß das Volk, wie ebenfalls entgegnet wird, allerdings es liebt, berühmte Männer des Auslandes, besonders mythische Persönlichkeiten und Abenteurer (wie Doctor Faust z. B.), mit der Geschichte seiner Stadt in Verbindung zu bringen, daß aber Gelehrten, Dichtern und Künstlern solche Ehre seltener begegnet und Hanns Sachs diesen Vorzug nur seiner Doppelstellung als Dichter und Handwerker verdankte, daß es aber von allen jenen Personen, welche nicht mythisch gewesen, sich später evident herausgestellt hat, wie selbe wirklich in Wien gewesen, so z. B. Ulrich von Hutten, der ebenfalls in keiner seiner Schriften eingehend seines Wiener Aufenthaltes gedenkt.

In seinem Gedichte „Vom verlornen und redenden Gulden" spricht Hanns Sachs von etwas, was er kaum anderswo, als in Wien selbst erfahren konnte, da keine der Quellen, welche er zu seinen Dichtungen benützte, auch nur die leiseste Andeutung darüber enthält. Es ist dies die Stelle, wo er vom Kahlenberger

Schloß sagt: „darinn man etwan (zeitweilig) sech und hört Seltzam gespenst und fantaseh". Nun ist aber als thatsächlich bekannt, daß, nachdem König Mathias Corvin im Jahre 1483 die Feste mit gewaffneter Hand genommen und selbe arg beschädigt war, das alte Gemäuer von allerlei Gespenster- und Schatzgräber-Sagen umwoben war, welche etwa gleichen Zweck wie die verbreiteten Sagen der Teufelsmühle (S. 423) verfolgten. Im Jahre 1529 zwangen strategische Gründe, daß die Burg auf dem Kahlenberge, welche unhaltbar war, geschleift wurde, und 1557 erfolgte König Ferdinand's Befehl, dieselbe vollends zu sprengen, worauf sie anderthalb Jahrhunderte in Trümmern lag und lichtscheuem Gesindel zum Aufenthalte diente, welches alle die alten Geistersagen hervorsuchte, um sich den Rücken frei zu halten. In dieser Beziehung stimmen Paracelsus und Hanns Sachs vollständig überein; auch der Erstere hat, wie schon erwähnt, von solchem Spuke oben erzählt. Es ist nicht anzunehmen, daß die uralte Volkssage über den Aufenthalt des Hanns Sachs in Wien erst später in Folge des Gewölbschildes in Aufschwung gekommen, vielmehr wurzelte wohl die Schildbezeichnung in der alten Volkssage. Endlich muß Hanns Sachs (geb. 1494, gest. 1576) ja gerade nicht als arbeitender wandernder Schuhknecht in Wien gewesen sein. Er ging über Regensburg, Passau und Salzburg nach Tirol, wurde zu Innsbruck Kaiser Maximilian's I. Waidmann, auch Mitglied der Schützengesellschaft daselbst, hielt sich ferner zu Salzburg, Wels auf (an ersterem Orte dichtete er seine ersten „Bars", d. h. Gesänge) und kann somit in des Kaisers Gefolge entweder im Mai 1514 (dies am wahrscheinlichsten) oder Juli 1515, ja etwa September oder November 1517 in Wien gewesen sein. Vielleicht findet sich später noch Positiveres darüber, und so schien es nöthig, hier die Für und Wider aneinanderzureihen.

Zur Wiener Stadtgeschichte gehörig, ist hier noch über eine soeben erwähnte hochberühmte Persönlichkeit zu sprechen, welche sich im Jahre 1511 in Wien befand — der Ritter und Dichter Ulrich von Hutten, befreundet mit dem berühmten Arzt und Humanisten Joachim Vadianus, eigentlich Watt, welcher von 1508 bis 1518 als Lehrer an der Wiener Universität gestanden (siehe das von Vadian herausgegebene Buch: Huttenii exhortatio ad Maximilian. Caes. bello in Venetos euntem. Vienn. 1512). Nach seiner akademischen Lehrzeit wurde Hutten von einer unwiderstehlichen Wanderlust ergriffen, die ihn durch ganz Deutschland von Stadt zu Stadt trieb und ihn nirgends ruhen und rasten ließ. Als ein echtes Mitglied des Humanistenordens gelangte er nach Italien, dem gelobten Lande der Gelehrsamkeit und Dichtkunst. Bevor er die Alpen überschritt, war der dreiundzwanzigjährige fahrende Ritter in Leipzig und Wittenberg, von wo er im Februar 1511 durch Böhmen und Mähren nach Wien zog.

Dies geschah im kläglichsten Zustande und in der äußersten Dürftigkeit. In Olmütz wurde er durch den gelehrten Probst Augustin Kasenbrot, Vicekanzler des Königs Wladislaus II. von Böhmen, selbst ausgezeichneter Dichter (gest. 1513) beim trefflichen Bischof Stanislaus Thurzo eingeführt. Dieser, ein Verehrer des Erasmus von Rotterdam und Förderer der auflebenden Wissenschaft, nahm den irrenden Ritter des Humanismus gastfreundlich in seinen Palast auf und beschenkte ihn beim Abschiede mit einem Pferde nebst Reisegeld, das bis Wien vorhielt, wozu der Probst einen goldenen Ring mit einem schönen Edelsteine fügte.

Hutten schrieb einen poetischen Gruß an Wien bei seinem Eintritte in die Stadt, des Inhalts: „Nachdem er unter mancherlei Gefahren ganz Deutschland durchwandert, erst jetzt nach Wien komme, möge man ihm dieses nicht übel nehmen. Hätte es von ihm abgehangen, würde er gerne vor Allem Wien besucht haben. Allein das Schicksal, dessen Rufe er folgen müsse, habe ihn zum Wandern

und Dulden bestimmt. Um so wohler werde ihm jetzt die Erholung in Wien thun, wo er endlich Ruhe und gute Tage zu finden hoffe."

Daß Hutten in Wien einen längeren Aufenthalt beabsichtigt habe, erhellt auch aus einer Erzählung in den Briefen der Dunkelmänner. Hier erinnert sich nämlich der Magister Johann Crabacius (Cuspinian's Secretär Johann Gremper) aus Nürnberg, zur Zeit, als er in Wien gewesen, sei einmal ein Gesell aus Mähren gekommen, von dem es geheißen, er sei ein Poet, auch habe er Verse geschrieben und über die Verskunst lesen wollen, und doch sei er weder Baccalaureus noch Magister, überhaupt nicht graduirt gewesen. Der damalige Rector Johann Keckmann (Doctor des canonischen Rechtes, Pfarrer in Statz, geb. in Haugsdorf, gest. 1512), Magister noster, ein eifriger Mann und Feind aller Poeten, habe Einsprache gethan; aber der Gesell sei so anmaßend gewesen, daß er sich daran nicht gekehrt habe.

Nun habe der Rector den Studenten verboten, die Lectionen des Poeten zu besuchen. Da sei der Gesell auf's Zimmer gestiegen, habe ihm übermüthige Reden gegeben und ihn sogar gedutzt. Der Mensch sei daher gekommen wie ein Krieger, mit einem Hut auf dem Kopfe und einem langen Messer an der Seite. Der Rector habe nach den Stadtknechten geschickt, um ihn in's Carcer (Schulgefängniß) führen zu lassen, aber Bekannte, die derselbe in der Stadt gehabt, haben sich in's Mittel geschlagen.

Wer kann in dieser Beschreibung den kriegerischen Hutten verkennen? Ob diese Schwierigkeiten, die sich seiner akademischen Thätigkeit in Wien entgegenstellten, oder was sonst seinen hiesigen Aufenthalt abkürzte, kurz — schon im Spätherbst verschwindet Hutten aus Wien und im Frühling des nächsten Jahres erscheint er in Italien.

Der Volksmund verlegt Hutten's Wohnort in Wien in das damalige sogenannte „Brathaus" oder „Brothaus", Eckhaus des Grabens, heute Nr. 7 (Habsburgergasse 2, alt 1144), dessen Besitzer damals Jakob Walich, Doctor der Medicin, gewesen. Als später Ulrich von Hutten, mit Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen verbündet, gegen die Fürsten kriegte, soll Dr. Walich zum Andenken an denselben sein Haus mit dem Schilde „zum deutschen Reiter" versehen haben, welchen Schild es noch heute führt. Bis vor Kurzem verewigte ein sehr hübsches Gemälde, einen schön gewaffneten Ritter zu Pferde vorstellend, diese Annahme; nur ist es unrichtig, daß in dem gepanzerten Reiter das Abbild Hutten's zu erblicken war; die Figur stellt vielmehr Franz von Sickingen vor und ist aus Albrecht Dürer's berühmtem Kupferstiche „Ritter, Tod und Teufel" entnommen.

Die Anfänge des Theaterwesens, die ersten Schauspieler und dramatischen Dichter.

Das Theaterwesen in Wien mußte einen eigenthümlichen Gang nehmen und gar wunderliche Irrfahrten durchmachen, bis es sich dem schwankenden Boden, auf welchem zu stehen es lange bemüssigt war, zu entreißen und jene festeren Grundlagen zu schaffen vermochte, welche in dem nunmehrigen herrlichen Schauspielwesen endlich ihren Standpunkt fanden. Es mußte sich nicht nur von innen heraus, sondern auch durch äußere Anlässe von all' den mittelalterlichen Schlacken,

die ihm auch noch später anhingen, allmälig reinigen und sich dadurch zugleich von dem Vorurtheile losringen, die es theils als eine böse Erbschaft von älterer Zeit her übernommen, theils durch eigene Schuld wider sich heraufbeschworen hatte.

Maßgebend für das schwankende Bemühen des Wiener Schauspieles, es zu einer höheren Entwicklung zu bringen, waren die höheren Kreise, welche schon beim Beginn des Schauspieles dasselbe wohl recht gerne sahen, den Schauspielern selbst aber durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten. Vornehmlich hatte an dieser Abneigung die Kirchenspaltung in Deutschland ihren Antheil. Es war nämlich der protestantische deutsche Norden die Hauptschule des Schauspielerthums, und daß der religiöse Parteigeist selbst auf der Bühne seine, oft recht derben, ja unfläthigen Anspielungen nicht unterlassen konnte, ist leicht begreiflich. Man bestrebte sich freilich, dem Parteigeiste diesen Boden möglichst zu entziehen, verfiel aber dabei in denselben Fehler, indem man die Bühne zu einem Kampfplatze umgestaltete, auf welchem man die Gegner bekämpfte.

Die Urgeschichte des Theaterwesens in Oesterreich, besonders in Wien, bietet gar viel des Interessanten. Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften war man vorzüglich darauf bedacht, das Studium der alten Schriftsteller zu befördern, und deswegen hielt man die Jugend vorzüglich zur Erlernung der lateinischen Sprache an. Da war denn unstreitig ein vorzügliches Beförderungsmittel, daß man lateinische Schauspiele durch junge Leute aufführen ließ, eine Gewohnheit, die in Oesterreich frühzeitig anfing. Man kann daher diese lateinischen Schauspiele als die ersten regelmäßigen dramatischen Stücke ansehen, die in diesem Lande aufgeführt wurden.

Damals war der erste gekrönte deutsche Dichter Konrad Celtes (von welchem schon ausführlich gesprochen wurde) Lehrer der Beredtsamkeit und Dichtkunst an der hohen Schule zu Wien. Dieser verfertigte ein lateinisches dramatisches Singspiel: „Ludus Dianae“ und ließ es im Jahre 1501 in Gegenwart des Kaisers Maximilian I. und seiner Gemalin Maria Blanca, wie des Herzogs von Mailand auf dem Linzer Schlosse unter der Mitwirkung seiner humanistischen Freunde zur Feier der Dichterkrönung seines Collegen Vincenz Longinus Eleutherius (Vincenz Lang aus Freistadt in Schlesien) aufführen.

Das Drama hatte fünf Acte, worin 24 Personen unter Gesang und Tanz mitspielten. Auch Celtes selbst agirte mit; den Prolog sprach der Hofcaplan und Leibarzt Josef Grünbeck. Im ersten Act erscheint die Göttin Diana, umgeben von Nymphen und ihrem übrigen Gefolge, und begrüßt den römischen König als ihren Herrn und Meister. Es folgt dann Gesang und Tanz. Im zweiten Act kommt Sylvanus mit Bacchus und Faunen; nach der Recitation folgt wieder vierstimmiger Gesang, Zitherspiel und Blas-Instrumentenmusik mit Pfeifenbegleitung. Der dritte Act liefert die Hauptscene. Dichter Longinus, College des Celtes, erscheint als Bacchus mit dem Thyrsos, einem mit Epheu und Weinlaub umwundenen, am oberen Ende mit einem Fichtenzapfen versehenen Stabe, welchen Bacchus, seine Begleiter und die Orgien Feiernden trugen. Er stürzt zu den Füßen des Kaisers und bittet um den Lorbeerkranz, worauf sich der Kaiser erhebt, dem Dichter den Friedenskuß und den Jaspisring giebt und sein Haupt mit Lorbeer bekränzt. Darauf stimmt der Chor der Bacchantinnen einen Dankgesang an. Den vierten Act leitet der betrunkene und stammelnde Silenus auf einem Esel mit leerem Weinschlauch ein und Diener credenzen dann in goldenen Bechern und Schalen den Wein, der unter Pauken- und Hörnerschall auf das Wohl des Fürsten getrunken wird. Im Schlußact tritt Diana nochmals auf, und zwar im Gefolge Aller, die mitgespielt hatten, um vom Fürsten und seiner Gemalin sich zu verabschieden und dann in den Wäldern zu verschwinden.

Die elegante Sprache des Stückes konnte aber nicht dessen geringen dramatischen Werth erhöhen, nichtsdestoweniger war Kaiser Maximilian so zufrieden damit, daß er am folgenden Tage alle 24 Schauspieler herrlich bewirthete und reich beschenkte. Max war eben ein glänzender Mäcen von Kunst und Wissenschaft. Er war ferner ein besonderer Liebhaber der Tonkunst, so daß Cuspinian besonders betont, „daß die größten Künstler seiner Zeit, welche sich in jeder Art von Musik auf allen Gattungen von Instrumenten auszeichneten, an des Kaisers Hofe gleichsam wie auf dem fruchtbarsten Acker herangewachsen sind. Ich könnte ein Verzeichniß von den Tonkünstlern schreiben, welche ich kannte, wenn mich nicht die Größe des Werkes abschreckte". Von jener Zeit an machten Tonkunst und Schauspielkunst verschwistert ihre Fortschritte.

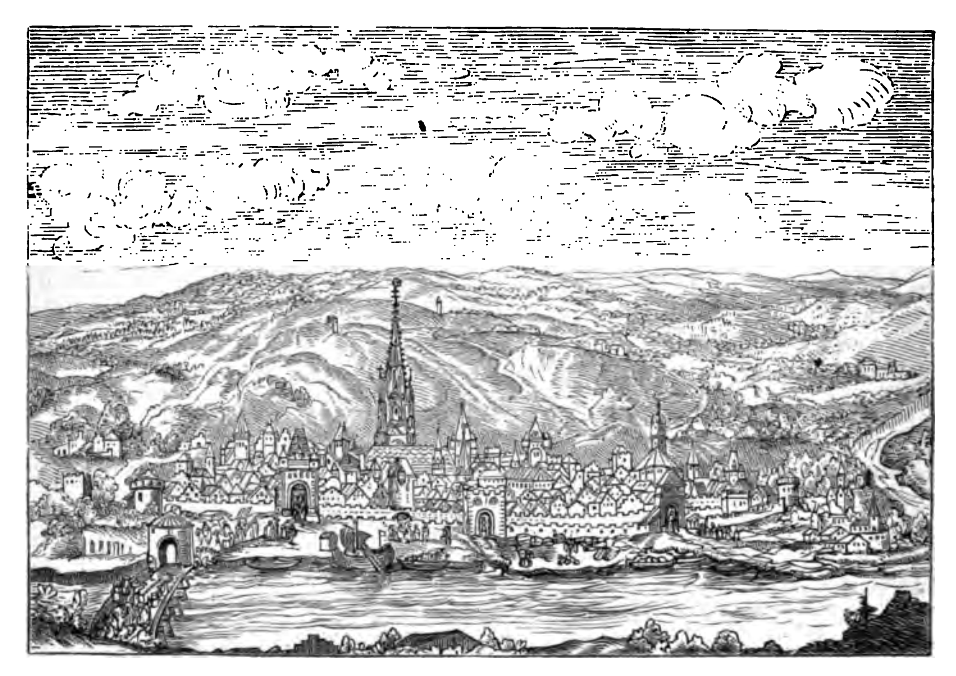
Im Jahre 1509 kam das erste musikalische Lehrbuch in Wien heraus; es ist wohl das älteste, welches Deutschland aufzuweisen hat, und führt im Lateinischen den Titel: „Opusculum Musices, perquam brevissimum de Gregoriana et figurativa atque contrapuncto simplici percommode tractans: omnibus cantu oblectantibus utile, ac necessarium: per Simonem Brabantinum de Quercu, Cantorem Ducum Mediolani confectum." (Kurzer Unterricht in der Musik, welcher von dem Gregorianischen und figurirten Styl, ingleichen von dem einfachen Contrapunkt handelt, allen Gesangliebhabern nützlich und nöthig, verfaßt durch den Brüsseler Simon a Quercu, eigentlich van Eycken, Sänger des Herzogs von Mailand.) Herzog Franz Sforza, ein großer Musikfreund, der damals, obgleich noch Scholar an der Wiener Universität, doch 1510 zu ihrem Rector erwählt ward, hatte aus seiner Heimat den berühmten Cantor mit sich in die Donaustadt gebracht. Das Werk wurde von dem ersten Wiener Buchdrucker Hanns Winterburger aufgelegt und gehört unter die seltensten Druckstücke Wiens.

Im Jahre 1514 wurde in Wien das erste Theaterstück gedruckt: „Joannis Reuchlini Phorcensis Scoenica Progymnasmata" (Johann Reuchlin's theatralische Vorübungen). In der Vorrede ermahnt der Buchdrucker die studirende Jugend, sie möchte von diesem Stücke zu den Stücken des Plautus und Terenz übergehen. Das Stück selbst ist in der Manier des letzteren und folgenden Inhalts: Ein Mann entdeckt das verborgene Geld seiner Frau, nimmt es ihr weg und übergiebt es seinem Diener in Verwahrung. Dieser treulose Mensch stiehlt es, und als er hierauf vor Gericht gebracht wird, hintergeht er dasselbe ebenfalls. Die Arien sind vierstimmig gesetzt. Das Stück selbst ist kein wirkliches Wiener Product, sondern nur eine neue Auflage mit neuer Musik versehen; es ist eigentlich die älteste lateinische Komödie, welche in Deutschland gedruckt wurde, sie ward zu Heidelberg zuerst aufgeführt (wo der berühmte Verfasser 1497 in Diensten des Kurfürsten Philipp von der Pfalz stand), und nachher wurden in mehreren Städten Deutschlands Auflagen davon gemacht.

Im selben Jahre 1514 kam in Wien ein sonderbares dramatisches Product zum Vorschein: „Joachimi Vadiani Helvetii Mythicum Syntagma cui titulus: Gallus Pugnans" (Joachim Vadian's, des Schweizers, allegorisches Drama unter dem Titel: Der kämpfende Hahn). Diese Hahnenkomödie hat folgende Theile: einen Ausruf des Herolds in sechsfüßigen Jamben; ein Prologium; die Rede des Philonicus für die Hennen; die Antwort des Euthymius für die Hähne; eine Unterredung dieser beiden Personen mit dem Nomothetes, der darauf die Entscheidung der Kapaunen vorträgt; endlich einen Discurs des Schmarotzers Lichenor. Das Ganze ist ohne Zweifel eine Satyre auf gewisse streit- und proceßsüchtige Personen.

Im Jahre 1515 wurde in Gegenwart der Erzherzogin Maria, Braut des unglücklichen Königs Ludwig II. von Ungarn, von einigen Cavalieren ein

musikalisches Schauspiel aufgeführt. Es erschien im Drucke und führt die Aufschrift: „Voluptatis cum virtute disceptatio“ (Der Wollust Streit mit der Tugend). Der Verfasser des Stückes ist Benedikt Chelidonius, der ausgezeichnete Dichter, Redner, Theolog und Historiograph, seit 1518 Abt des Schottenstiftes (gest. am 8. September 1521). Der Inhalt des Stückes ist genau nach dem Titel: Wollust und Tugend streiten miteinander; Erzherzog Karl, Herzog von Burgund (nachmals Kaiser Karl V.), entscheidet den Streit. Der Inhalt ist: Zuerst ein Prolog an die Zuschauer in gebundener Rede. Im ersten Act zanken sich Venus und Pallas; die Erste wird vom Satan und Cupido unterstützt. Der Richter fordert Zeugen. Im zweiten Act erscheint Epikur zur Vertheidigung der Venus und Hercules, der vom Antäus, Geryon, einer Amazone und vom Cacus angefochten wird, zur Vertheidigung der Pallas. Im dritten Act entscheidet der Richter für



Ansicht von Wien 1552. (Seite 714.)

Pallas und der Teufel holt die Gegenpartei. Alles dieses ist in Hexametern geschrieben, nur der Herold eröffnet jeden Act mit einem jambischen Carmen und am Schlusse eines jeden Actes befindet sich ein saphischer Chor, der seine Noten auf vier Stimmen vor sich hat. Nach dem Stücke kommen vier Abdankungen: an die Zuschauer, an die Erzherzogin, an den Kardinal (Thomas Bakacs, Erzbischof von Gran) und an Dr. Johann Chilimarus (Kiellmeyer), den Lehrer der Spielenden.

Die Person des Erzherzogs Karl spielte Graf Niklas Salm der Jüngere (Sohn des greisen Helden, gest. 1550; Kaiser Ferdinand I. gebrauchte ihn zu den wichtigsten diplomatischen Geschäften), und in dem Verzeichnisse der übrigen Mitspielenden finden sich Namen von Familien, welche noch später in tüchtigen Sprossen blühten, so ein Wenzel Haugwitz von Biskupitz und ein Georg von Zinzendorf. Die Musik zu diesem Singspiel war von dem Wiener Compositeur Jakob Diamond componirt. Dasselbe war mit deutschen Knittelversen untermischt. Der

Wiener Buchdrucker Johann Singriener hat es 1515 auf sechs Quartblättern mit zwei Holzschnitten, prachtvoll ausgestattet, herausgegeben.

Sonst finden sich noch aus diesem Zeitraume der aufkeimenden dramatischen Kunst mehrere, ursprünglich zwar ausländische, aber in Wien gedruckte Producte, wie: „Joannis Harmonii Marsi Comoedia, 1515, von Agricola dem Jüngern, und „Comoedia Poliscene Leonhardo Aretino Auctore scripta 1516“. Ferner: „Bartholomaei Pannoni Comoedia Gryllus et ejusdem inter Vigilantiam, et torporem dialogus“. Im letztern haben zwei Alte, Haliarch und Klearch, jeder seinen Sohn verloren und finden sie wieder. Am Ende bekommt der Schmarotzer Gryllus Schläge. Das Stück ist im Plautinischen Geschmacke und ihm folgt ein Dialog, welcher kürzer aber lustiger als die Komödie ist. Die Faulheit wird darin angehalten, daß sie vor dem Richterstuhl der Tugend sich selbst abschwört. Das Stück ist in Wien, aber ohne Jahreszahl, wahrscheinlich zwischen 1515 und 1524 gedruckt.

Um dieselbe Zeit blühte auch die Kirchenmusik immer mehr auf. Johann VI. Schottenabt seit 1500, aus Kremnitz, erbaute im Jahre 1517 in der Stiftskirche die erste Orgel nach der Form jener zu St. Stefan, stellte ferner die verfallene Musikschule wieder her und verband sie mit dem Gymnasium; auch führte er



Ansicht von Wien 1548. (Seite 716, 745, 746.)

die Kirchenmusik ein, die in kurzer Zeit einen so hohen Grad von Ausbildung erreichte, daß, wie die Chronik sagt, Kaiser Maximilian I. und Herzog Ernst von Baiern „sich gar oft bei derselben erlustigten“. Bei den vom Kaiser zu Ehren der in Wien im Jahre 1515 anwesenden Gästen abgehaltenen Festen ließen sich die Sänger und Tonkünstler der Schotten mit außerordentlichem Beifalle hören.

Besondere Erwähnung verdienen hier die sogenannten Passionsspiele. Schon lange vor dem 16. Jahrhundert waren kirchlich-dramatische Darstellungen zum Zwecke der religiösen Erbauung und als Mittel zur Verdeutlichung der Kirchenfeste, besonders aber während des obenerwähnten Jahrhunderts, in der katholischen Kirche ziemlich allgemein verbreitet. Es war nicht minder ein Zweck dieser Aufführungen das Verdrängen der aus alt-heidnischer Zeit stammenden weltlich-mimischen Spiele und später die Befestigung des katholischen Glaubens gegenüber den protestantischen Eiferern. Derlei Spiele hießen auch Mysterien, wenn sie die Leidensgeschichte Christi zum Stoffe hatten; denn die Themata für derlei geistliche Spiele behandelten gar vielerlei, z. B. eine Episode aus der Bibel, oder aus der Heiligengeschichte, bald die Geburt oder Taufe Christi, bald blos seinen Einzug in Jerusalem oder die Himmelfahrt. Dieselben wurden aber nicht immer dramatisch bearbeitet, oft blos in lebenden Bildern mit erklärenden Worten, bald in beider Weise vereint aufgeführt; das am meisten und liebsten behandelte Thema blieb aber stets die Passion selbst. Es gehörten auch derlei

Dramen zu den umfangreichsten, weshalb die Aufführung auf mehrere Tage vertheilt wurde und man sie auch gerne zur Zeit der Charwoche und den einzelnen Tagen derselben gemäß einrichtete. Nicht selten wurden diese Passionsspiele auch mit possenhaften Episoden ausgestattet, so z. B. mit dem Leben der Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung, der Höllenfahrt Christi, der Verzweiflung des Judas, des Einkaufs von Salben und Specereien durch die drei Marien vor dem Grabbesuche ꝛc., in welchen Fällen dann die Teufel, Judas Ischariot, ein Kaufmann oder Marktschreier sammt Weib und Kind die bezüglichen komisch-drastischen Hauptfiguren abgeben mußten.

Der Schauplatz für die Passionsspiele, wie für die geistlichen Spiele überhaupt, war in frühester Zeit die Kirche oder der sie umgebende Friedhof (in Wien der Platz vor dem alten Meßnerhause); die ausschließlichen Darsteller waren meistens Geistliche und Kirchenbedienstete, erst später machten dieselben überall Personen aus dem Laienstande Platz, wie man dann auch folgerichtig den Schauplatz aus der Kirche und ihrer Nähe, meistens auf Marktplätze (Hohen Markt, Neuen Markt, Freiung, Hof) verlegte.

Um welche Zeit bei St. Stefan in Wien kirchliche Spiele zur Aufführung kamen, ist nicht festzustellen, doch weiß man schon aus dem Jahre 1481, daß eine Stiftung zur Sicherung der dort am Gottleichnamstage vorzunehmenden Aufführung eines die Kreuzigung darstellenden Schauspieles gemacht wurde. Im Jahre 1486 wird uns außer der früheren Darstellung noch Nachricht von der „Proceß-Aufführung unsers lieben Herrn Jesu Christi zu seiner Marter, die man jährlich an dem heiligen Charfreitag auf dem Freithof zu St. Stefan umb die Kirchen aufführte“ gegeben.

Was die besonderen Schau-Ceremonien in der Charwoche und das damit verbundene Passionsspiel betrifft, fällt vor Allem der sogenannte „Palmesel“ auf. Während des übrigen Jahres in einem Gewölbe unter der Cantorei aufbewahrt und wahrscheinlich im Jahre 1435 angefertigt, wird er nach vorausgegangener Palmweihe am Palmbühel (jener Theil des Stefansplatzes, der vom unausgebauten Thurm an, ein Dreieck bildend, bis zum Abschluß des Frauenchors sich hinzog, wo jetzt die Todtenkammer und die Capistrankanzel steht) von seiner Aufstellung bei der Kanzel weggenommen, im feierlichen Umzuge vor dem pontificirenden Priester (später immer „der Fürst“ genannt, weil seit Anton Wolfarth, gest. 1639, die Wiener Bischöfe die Fürstenwürde des heiligen römischen Reiches erhielten) herumgeführt. — Am Grünen Donnerstag wurde an seiner Stelle ein anderes Schaustück aufgestellt, und zwar ein sogenannter Oelberg, eine auf Rädern stehende Bühne, darauf der betende Heiland mit den schlafenden Jüngern, vor welchen man während der Pumpermetten betete. Nach derselben wurde der Oelberg weggeräumt und dafür ein Kreuz auf diese Bühne gesetzt. Vor diesem Kreuze wurde nun am Charfreitag während des Gottesdienstes im Chor „herunten in der Kirche“ von den städtischen Steuerdienern die „Passio Christi“ aufgeführt. Nachdem dieses Spiel nicht eigentlich das Leiden und Sterben Christi veranschaulicht, sondern schon mit dem Kreuzestode des Herrn beginnt und die Abnahme vom Kreuz und die Grablegung behandelt, so wird es unrichtig ein Passionsspiel genannt. Eine Eigenthümlichkeit bei diesem geistlichen Theater ist es gewiß, daß die Steuerdiener die Schauspieler abgaben.

Was den Platz der Aufführung betrifft, so geschah diese letztere gewöhnlich in dem vorderen Theile der Kirche, d. i. im dreischiffigen Langhause, welcher Theil die Laien- oder Pfarrkirche zu St. Stefan genannt wurde, während der jenseits des Lettners gelegene dreischiffige Chor, wo die Sitze des Domklerus sich befanden, die Dom- oder Kathedralkirche zu allen Heiligen bildete. Der wichtigste Altar der eigentlichen St. Stefanskirche war der Marcus-Altar, welcher am Mittelschiff

zwischen dem vom Hauptthore an gerechneten vierten Pfeilerpaare stand. In seiner Nähe wurde zur Fastenzeit das sogenannte „Hungertuch" (blaue Fastentuch) aufgehängt. Unmittelbar hinter ihm stand der Taufstein.

Vor dem Marcus-Altar, also nahe der Kanzel, war der Platz, wo alljährlich der Palmesel und die Bühne für den Oelberg aufgestellt und das sogenannte „Passionsspiel" gehalten wurde. Der Magistrat hatte seinen Platz in jenen noch heute vorhandenen Stühlen an der Seite des rechten Seitenschiffes. Die Lage des Marcus-Altars war somit derartig, daß man von den Stühlen des Magistrats gleich wie von den beiden kleinen Orgel- und Musikbühnen in den Seitenschiffen auf denselben ungehindert sehen konnte. Was den bei solcher Gelegenheit oft angewendeten Ausdruck Paarkirche anbelangt, ist darunter die Emporkirche zu verstehen, denn der jetzige große Musikchor hatte anfänglich nicht die gegenwärtige Bestimmung, sondern war dem Gottesdienste gewidmet.

Sowie am Charfreitage Vormittags das geistliche Schauspiel nur den Zweck hatte, den Act der Grablegung für die Gläubigen zu versinnbildlichen, daher wir auch finden, daß nach vollzogener Grablegung noch einige Worte beim Grabe gesprochen werden und mit welchem Schauspiele auch unzweifelhaft der feierliche Act der Versiegelung des heiligen Grabes durch den Magistrat in Verbindung gebracht wurde, so hatte das Nachmittags ebenfalls von den Steuerdienern aufgeführte geistliche Spiel den Zweck, das Volk zur Andacht vor dem heiligen Grabe anzueifern. Das heilige Grab hatte damals die Gestalt eines großen gothisch durchbrochenen sargähnlichen Schreines, in welchen der vom Kreuze genommene Leichnam Christi gelegt, das Allerheiligste jedoch in den tabernakelartigen Vorsprung gestellt wurde, dessen Thürchen man sodann zuschloß, und die auch obrigkeitlich versiegelt werden konnten.

Jenes Passionsspiel, das am Frohnleichnamstage gehalten wurde, veranstaltete die Gottleichnams-Bruderschaft. Im Jahre 1505 wurde diese „Ausführung", der vielen anderen kirchlichen Feierlichkeiten an diesem Tage wegen, auf den Dreifaltigkeits-Montag verlegt; endlich aber kam sie ganz ab, und an deren Stelle trat die von derselben Bruderschaft eingeführte Mariazeller Procession (1632). Nach und nach erloschen auch manche andere sinnbildliche Darstellungen bei St. Stefan, so z. B. der Zug der Priester am Weihnachtstag zur Statue des die Geburt des Jesukindes oder dessen Bedrohung durch Herodes verkündenden Engels (1686), die Auffahrt Christi u. s. w.

Letzteres Schauspiel war ein keineswegs erbauliches zu nennen. Ein Zeitgenosse berichtet über diesen „recht Comödischen Actum der sichtbaren Auffahrt Christi" Folgendes: „Anfangs hingen mitten in der Stefanskirchen von der Decken herab an Stricken sechs kleine Engel, in den Händen brennende Kranz-Kertzen habend, so oben über dem Gewölbe auf und nieder gezogen wurden; hierauf kamen etliche Thumherren mit vorgehenden singenden Schülern, Kreutz-Fahnen und brennenden Wachs-Kertzen an den Ort, da der Herr Christus aufgezogen werden sollte. Nach geendigtem Singen wurde der Herr Christus in rechter Lebensgröße, aus Holz gehauen und angekleidet, nebst obgedachten herumbschwebenden Engel in die Höhe und zu einem Loch hineingezogen. Im Hinaufziehen, welches fast eine Viertelstunde währte, huben die Kinder ein laut Geschrey und Jauchzen an, mit zusammengeklopften Händen. Sobald nun die Ascensio geschehen, ward aus bemeldten Loch eine große Menge klein gemalter Bilderlein und Hostien-Stücke herabgeworfen, welche von Jung und Alt, Groß und Kleinen, certatim aufgerappet und unter solchem Nappen Wasser herunter gegossen, welches den Vorgeben nach der böse Feind thun soll, und werden diese Bilder und Hostien zu ein und den andern Aberglauben gar heilig aufgehoben." — Zu Pfingsten wurde während des Gesanges zum heiligen Geist dieser letztere in Gestalt einer Taube von oben herabgelassen,

wie auch eine weiße lebendige Taube in der Kirche herumfliegend losgelassen. Stark ausgeartet war jene Sitte in anderen Kirchen (z. B. Frauenkirche zu München noch im 17. Jahrhundert), daß am Christi Himmelfahrtstag, Nachmittags vor der Vesper, in der Kirche ein Bildniß des Heilands mit der Osterfahne in das Gewölbe durch eine angebrachte Oeffnung hinaufgezogen wurde, „man jedoch sogleich darnach Oblaten und brennendes Werg auf das Volk in der Kirche, ja zuletzt noch einen graulichen Teufel herabwarf, der war ausgestopft mit Heu und Stroh, mit Hörnern und einem Pferdefuße versehen, schwarz bemalt, mit feurigen Augen und heraushängender rother Zunge. Um diese gräßliche Puppe balgten und schlugen sich die Buben, die sich schon lange auf diesen Spaß freuten, und trugen selbe dann in's Freie, wo sie sie unter Halloh und Geschrei verbrannten".

Das Passionsspiel am Charfreitag wurde erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgegeben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts suchte man sich schon von diesen geistlichen Schauspielen zu emancipiren, aber es war ein großer Fehler, daß die Jesuiten, welche solches unternahmen, mit völliger Unkenntniß der Volksbedürfnisse an deren Stelle geistlich-philosophische Darstellungen brachten, die, statt dem Volke verständlich zu sein und die Religion mit ihm in Verbindung zu bringen und zu erhalten, zu geheimnißvollen, ihm unverständlichen Bildern herabsanken, die das Gemüth des Zusehers nicht berührten und anstatt ihn zu belehren, ihn kalt ließen, gleichgiltig machten und ihn, statt aus inniger Ueberzeugung, nur aus Angst und Scheu zum blinden Gehorsam der Glaubensgebote drängten.

Während in Wien eine eigene „Gottesleichnams-Bruderschaft", die im Jahre 1525 durch ihre „Zechmeister" (Vorstände) dem Stadtrathe ihre Bruderschaftsregeln vorlegte, in der St. Stefanskirche am Frohnleichnamstage ihr Passionsspiel aufzuführen pflegte, wurde der regellosen Komödie, der wandernden Bühne zu dem Zwecke ihrer Bekämpfung auch eine Schulkomödie entgegengestellt. Dieselbe beschäftigte sich hauptsächlich mit biblischen und moralischen Gegenständen und war bemüht, auf diesem Wege gegen die einreißende Profanirung anzustreben, den bedrohten Glauben neu zu befestigen, die gute alte Sitte wieder herzustellen. Es blieben aber diese Schulkomödien dadurch, daß sie zumeist in lateinischer Sprache abgefaßt und aufgeführt wurden, ein ausschließendes Vorrecht der Gelehrten, und schlossen gerade jene weiteren Volkskreise aus, auf die sie zu allernächst hätten wirken sollen.

Die Universitäts-, Gymnasiums- und Schottenschulen in Wien gingen mit den Schulkomödien voran. Die ältesten bekannten derselben, welche aber nicht auf geistliche oder moralische Beweisführungen, sondern darauf hinzielten, den Geschmack durch Zurückführung auf classische Muster zu bessern, waren: „Eunuchus" von Terenz und „Aubularia" von Plautus; ferner „der rasende Hercules" und „das Abendmahl der Thyestes" von Seneca, die in der Universitäts-Aula aufgeführt wurde. Auch der berühmte Celtes lieferte 1504 eine Komödie mit griechischem Titel für das Universitäts-Gymnasium.

Das vorerwähnte Stück des Chelidonius „Der Wollust Streit mit der Tugend", welches am 10. März 1515 in der Schottenschule in Gegenwart der Erzherzogin Maria von den Schülern aufgeführt wurde, hatte keinen gar so gelehrten Anstrich, denn derselbe war dadurch gemildert, daß der Text zwar lateinisch blieb, der Herold Preco aber vor jedem der drei Acte eine deutsche Anrede hielt und dabei der Zuhörerschaft einige heitere Unterhaltung versprach: „Kurzweil wir Euch zu dieser Zeit Erbieten nnd viel Fröhlichkeit".

Später kamen wieder geistliche Stücke in deutscher Sprache von dem durch seinen Lobreim auf die Stadt Wien bekannten, bereits gewürdigten Schulmeister bei den Schotten, Wolfgang Schmelzl, der mit „Acolast" 1540, „Judith" 1542 begann und dem dann die „Aussendung der Zwölfboten" (Apostel) 1542, die

„Hochzeit von Cana in Galiläa", der „blindgeborne Sohn" 1543, „David" und der „verlorne Sohn" 1545, endlich „Samuel und Saul" 1551 folgten.

Bald darauf, 1554, brachten die Jesuiten im Hofraume ihres neuen Collegium am Hof (wo heute das Kriegsministerialgebäude) eine Komödie des Euripides, dann im Jahre 1559 andere dramatische Gegenstände im Beisein mehrerer Tausende von Zuschauern durch ihre Schüler zur Aufführung.

Mittlerweile aber bemächtigte sich, neben dem geistlichen und gelehrten, auch das bürgerliche Element des Schauspiels und es erschienen die Rathhaus- und Zeughaus-Komödien. Der erste Schauplatz dieser Spiele war der Rathhaussaal in der Salvatorgasse; derselbe wurde aber bald zu klein für die Anzahl der geladenen Gäste, und so wurde auch das in den Jahren 1562 und 1563 neu erbaute bürgerliche Zeughaus am Hof zu dem gleichen Zwecke benutzt. Als Schauspieler kommen dabei die Stipendiaten der „Rosenburse" am Dominicanerplatz (so genannt nach dem Hause „zur römischen Rose", das für die von Dr. Ulrich Grünwalder 1423 gestifteten Stipendiaten angekauft worden war, heute Nr. 9, alt 666, Dominicanerbastei, jetzt Barbarastift), die Schüler und Sängerknaben von Sanct Stefan, nebst anderen Einheimischen, dann auch „Niederländer" (so hießen jene Schauspieler, die ein Stück in plattdeutscher oder französischer Sprache aufführten) und andere Fremde vor.

Von den Stücken, die sie dort aufgeführt, sind nur zwei benannt. Das eine, deutsche, welches am 24. Februar 1568 im Zeughause gespielt wurde, betitelt sich: „Eine schöne Tragedi von sechs streitbaren Kempffrn zu Rom unter dem König Tullus Hostilius und der Stadt Alban, in vier Actus spielweiß mit dreizehen Personen gemacht". Dasselbe hat eigentlich Hanns Sachs zum Verfasser, statt dessen jedoch nannte sich Georg Lutz als Autor und widmete sein angebliches Werk 1579 im Manuscripte dem Erzherzoge Ferdinand von Tirol (geb. 1529, gest. 1595, Gemal der Philippine Welser). Das andere, durch Johann Katz, Rector der Bürgerschule zu St. Stefan, am 1. Mai 1571 ebenfalls im Zeughause zur Aufführung gebrachte Stück ist ein lateinisches und heißt: „de resurrectione Domini" (von der Auferstehung des Herrn).

Im Jahre 1553 gelangte in Wien eine moralische Komödie zur Aufführung, betitelt: „Homulus, ein schön Spiel, in welchem menschlichen Lebens Unsicherheit und der Welt Untreue erzeigt wird und wie den Menschen im Tod niemand denn seine Tugend beisteht". Die darin vorkommenden Personen waren: Homulus, dessen Hausfrau, vier Zechgesellen des Homulus, eine Freudendirne Melusina, ein Spielmann, ein Trommelschläger, der Teufel, ein Mönch, Gott aus dem Throne sprechend, Hanns, Diener des Homulus, der Tod, der Reichthum, die Sünde; ferner Moses, ein Waldbruder, die Tugend, Bekenntniß, Beichte, Maria, Jesus, Starkheit, Schönheit, fünf Sinne, Verstand; schließlich zwei Teufel Carnicola und Crambarabus. Noch ist dabei bemerkenswerth, daß dieses Stück, in welchem, wie aus dem reichhaltigen Personal zu entnehmen, die Allegorie stark auf die Spitze gestellt erscheint, unaufgehalten und ohne durch Aufzüge unterbrochen zu werden, fortgeht.

Eine andere Komödie „von der freudenreichen Geburt Christi" aus dem Jahre 1568 wurde von Benedikt Edelpökh, Trabant des vorerwähnten Erzherzogs Ferdinand von Tirol, verfaßt. In der Zueignung an seinen Gebieter hebt derselbe hervor, daß er „die Zeit seines Lebens eine sonderliche Lieb' und Neigung, deutsche Komödien oder andere Spiele in Reimen zu verfassen, gehabt und derselbigen auch nicht wenig agiren helfen". Das Stück ist in fünf Acte abgetheilt, mit folgenden Personen: Josef, Maria, Wirth, Wirthin, Magd, die vier Hirten Jehell, Schechell, Schmiel, und Josell, Jachell, der Hirten Herr, vier Engel, die drei Weisen oder Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, der drei Könige Knechte Beschell, Veittl und Emring, Herodes, vier Trabanten Ischem, Schmoll, Zefuß und

Zachel, die Hohenpriester Aman und Allachim, endlich vier Weiber mit den unschuldigen Kindlein: Rachel, Sahra, Agar und Lisa. — Es rechtfertigt die Komödie Edelpökh's in Form und Sprache nicht vollständig das Selbstgefühl, welches der Verfasser in der Zueignung an den Tag legt. Der Prolog eifert in markigen Worten gegen den Verfall der Gottesfurcht, gegen Spiel, Fluchen und Völlerei, wie z. B.

„Dieß ist gewißlich gar zu wahr,
Mancher Knab' hat auf ihm viel Jahr',
Der nicht das Vaterunser kann,
Vermeint auch, es geh' ihm nichts an.
Aber im Bret'- und Kartenspiel,
Da kann er leider gar zu viel;
Wenn's Fluchen, Schwören und Saufen gilt,
Da schlägt er auf seinen Helm und Schild."

Während des ganzen 16. Jahrhunderts kommt in Wien kein anderes Theaterlocal als die Rathhausstube und das Bürgerzeughaus vor. Es muß hier angefügt werden, daß das letzte Privattheater im Rathhause im Jahre 1604 stattfand. Bald darauf brach der dreißigjährige Krieg aus, während dessen durch längere Zeit alle Komödien, namentlich auch die der Schuljugend unterbrochen blieben; es geschah dies wohl aus dem Grunde, um jeden Anlaß zu tumultuarischen Auftritten zu vermeiden.

Gehen wir der Ursache nach, welche in dem muntern und lebenslustigen Wien eine so magere Ausbeute an Theatervorstellungen liefert, während doch im übrigen Deutschland das öffentliche Theater fast allenthalben mächtig seine Schwingen regte, so stoßen wir auf recht stichhältige Gründe. Erstens mußte die Lage Wiens, die häufig wiederkehrende Pest, die drohenden Türkengefahren eine höchst nachtheilige Wirkung auf die Entwicklung der dramatischen Kunst üben; viel tiefer gehend stellte sich aber dem Theaterwesen die mehr als vierzigjährige Regierung Ferdinand's I. als Hemmniß entgegen; denn derselbe schaffte mit den Verordnungen vom Jahre 1542 und 1552 alle „Landfahrer, Singer und Reimsprecher" von Wien ab und verfolgte auch die „Schalksnarren" und ihre Späße mit unerbittlichem Ernste. War's da ein Wunder, daß der Wiener Humor betrübt hinauswanderte und daß möglicherweise in einer dieser tragi-komischen Gestalten das Genie eines Hanns Sachs verborgen lag, das dem Schicksale des Zugrundegehens, der Verkommenheit verfiel!

Ganz besonders merkwürdig ist in der Verordnung vom Jahre 1552 die Begründung dieser Schalksnarren-Verfolgung. Es wird nämlich darin erwähnt, daß die Singer und Reimsprecher den geistlichen und weltlichen Stand zugleich antasten, indem sie sich bei den Geistlichen über die Weltleute und bei den Weltlichen über die Geistlichkeit lustig machen. Daraus ist ersichtlich, daß die Wiener Possen- und Bänkelsänger ihr Handwerk nach zwei Seiten hin trieben, aber zugleich mit einer gewissen Politik, indem sie sich ihr Publikum stets vor Augen hielten. Da verdarben sie es sich freilich zuletzt nach beiden Seiten.

Eben so strenge wie gegen die mündlichen Schwänke verfuhr man gegen die gedruckten. Es fand die schüchterne dramatische Muse gewiß keine Aufmunterung, sich in munteren, aber zugleich lebensgefährlichen Reimspielen zu versuchen und angedrohter Gefahr Trotz zu bieten, wenn eine Verordnung bestand, welche lautete: Jeder, der ein Buch verfänglichen Inhalts oder auch nur ohne obrigkeitliche Bewilligung drucken läßt, soll „ohne alle Gnade strafs am Leben mit dem Wasser (ertränkt) gestraft werden".

Da hiermit für das ganze 16. Jahrhundert die Geschichte der Anfänge des Theaterwesens geschlossen werden muß, können wir es nicht unterlassen, ein bisher noch in keiner Geschichte Wiens behandeltes Thema eingehender zu würdigen — die wahrscheinliche Anwesenheit William Shakespeare's in Wien zwischen 1586 und 1589.

Die englischen Schauspieler in Oesterreich und die wahrscheinliche Anwesenheit William Shakespeare's in Wien.

Unter den englischen Auslegern des dramatischen Dichters hat sich der anfängliche Glaube bereits zur Gewißheit herausgebildet, daß William Shakespeare (geb. 1564) nicht beständig in England gelebt habe, daß sein vielseitig ausgebildetes Talent, die Fülle der Gedanken und Erfahrungen, die überall in seinen Werken sich kundgiebt, daß diese umfassende Weltkenntniß, dieser Schatz von Belehrung für alle Zeitalter nicht allein auf vaterländischem Boden gesammelt sein können. Aeußert er doch selbst: „Home keeping youth have ever homely wit," (Die im Hause zurückgehaltene Jugend hat immer nur beschränkten Verstand), und einem Vater, der seinen Sohn auf Reisen schicken will, läßt er sagen: „I have consider'd well his loss of time, and how he cannot be a proper man, not being tried and tutor'd in the world." Two Gentlemen of Verona. I. 3. (Ich habe seinen Zeitverlust wohl erwogen, und wie er kein selbstständiger Mann sein kann; ist er doch noch unerfahren und sich selbst überlassen in der Welt. Zwei Herren von Verona. I. 3.)

Es sind Shakespeare's gesammte Biographen darüber einig, daß die drei Jahre des Lebens des Dichters von 1585 oder 1586 bis 1589 völlig leer sind. Es ist dies der Zeitpunkt von da an, wo er bekanntlich aus seiner Vaterstadt, Frau und Kinder verlassend, floh, bis zu seinem Auftreten mit vierzehn anderen auf dem Blackfriars (Dominicaner)-Theater im Jahre 1589. Es zeigt sich da eine förmliche Lücke, in welche aller Fleiß und die sorgfältigste Nachforschung seiner Biographen auch nicht den kleinsten Umstand haben hineinbringen können.

Es ist dies ungemein leicht erklärlich; es hatte ja Shakespeare durch mehrfach verübten Wilddiebstahl eine That begangen, die zu jener Zeit als ein todwürdiges Verbrechen galt, und da der junge Familienvater von zweiundzwanzig Jahren durch sein bekanntes Spottgedicht auf seinen Richter, Sir Thomas Lucy, seine Schuld noch bedeutend gesteigert hatte, blieb ihm wahrhaftig nichts übrig als die Flucht, nicht nur aus seinem Geburtsorte, sondern auch aus ganz England.

Dieser bis in die Neuzeit nicht beachtete Umstand ist beinahe gleichzeitig und unverdächtig bescheinigt. Es haben nämlich in der benachbarten Grafschaft Gloucester zwei geistliche Herren Nachrichten unter anderen über Strafort-upon-Avon (Shakespeare's Geburtsort) und den Dichter selbst gesammelt; der Eine heißt Fulman, welcher 1688 starb, also nur 50 bis 70 Jahre nach Shakespeare's Tod (erfolgt 1616) seine Notizen gesammelt haben muß; der Andere, Richard Davies, des Ersteren Nachfolger, der diese Notizen bedeutend ergänzte und bei seinem Tode, zwanzig Jahre später, beider handschriftliche Notizen dem Corpus-Christi-Collegium zu Oxford hinterließ, wo selbe noch gegenwärtig aufbewahrt sind. Da befindet sich nun getreu die nachfolgende Stelle: „William Shakespeare was born at Stratfort-upon-Avon in Warwickshire, about 1563—64, much given to all unluckinesse in Staling Venison and Rabbits, particularly from Sir Lucy, who had him oft whipt and sometimes imprisoned, and at last made him fly his native country, to his great advancement etc. etc.". (William Shakespeare war geboren zu Stratfort-upon-Avon in Warwickshire um 1563—64, anheimgegeben allem Unglücke beim Stehlen von Wildpret und Kaninchen, indesondere von Sir Lucy, der ihn oft gezüchtigt, öfters eingesperrt und ihn zuletzt zwang, sein Vaterland zu verlassen, zu seinem großen Gewinn &c.)


Ansicht von Wien 1558. (Seite 746—748.)

Hier haben wir also ein bestimmtes und vollkommen unverdächtiges, beinahe gleichzeitiges Zeugniß, nicht nur, daß Shakespeare starke Strafe erlitten hatte und noch stärkerer gewärtig sein durfte, sondern daß er zuletzt landesflüchtig werden mußte. Es können eben die Worte „made him fly his native country“ durchaus keinen andern Sinn haben als: „zwang ihn, landesflüchtig zu werden“.

Ein anderer Umstand beweist, daß Shakespeare um diese Zeit auf's äußerste gekränkt wurde, daß auf sein sonst so freundliches Gemüth ein tiefer Eindruck der peinlichsten Art geschehen sein müsse, um ihn noch nach zwanzig Jahren eine so von Groll und Rache sprudelnde Charakterschilderung seines Verfolgers, Sir Thomas Lucy, entwerfen zu lassen, wie er es mit dem „Justice Shallow“ in den „lustigen Weibern von Windsor“ gethan, der bekanntlich Lord Lucy's Conterfei ist.

Wenn sich nun unwiderleglich herausstellt, daß Shakespeare um 1585, 1586 England hat verlassen müssen, so fragt man vollbegründet, wohin sich derselbe hätte begeben können? Und da ist gar bald die Lösung gegeben. Gerade in diesem Jahre wurde Robert Dudley Graf Leicester von der Königin Elisabeth an die Spitze der englischen Hilfstruppen gestellt, welche den abgefallenen Provinzen der Niederlande gegen Philipp II. und Alba beistehen sollten. Er nahm ein glänzendes Gefolge mit sich und darunter eine große Schauspielergesellschaft, die unter dem Namen „the Earl of Lesters Company of Players“ (Graf Leicester's Schauspielergesellschaft) in früheren und späteren Jahren häufig in Stratfort gespielt hatte und von der dortigen Stadtobrigkeit (laut Ausweis ihrer Amtsrechnungen) beschenkt worden war. — Diese Truppe war zweifelsohne auf den ansehnlichen Lester'schen Gütern zwischen Kenilworth und Stratfort geworben, denn unter den Angeführten befinden sich viele Warwick'sche Namen, auch Ardens, der Familienname von Shakespeare's Mutter (also gewiß nahe Verwandte) und mehrere seiner Freunde.

Da gesellte sich zu der Nothwendigkeit der Auswanderung auch eine höchst passende und — berücksichtigen wir Aubrey's

Anekdote — sehr erwünschte Gelegenheit. Dieser berichtet nämlich von Shakespeare's Jugendjahren, wenn er als Fleischergehilfe seines Vaters ein Schaf oder Kalb geschlachtet, sei dies immer mit heroischen Geberden und hochtrabenden Versen geschehen. Wer möchte daran zweifeln, daß ein Hang zur Bühne in unserem Dichter durch die prachtvollen Ballette und Schauspiele am Hofe zu Kenilworth schon damals geweckt wurde. Es war der Schauplatz nicht so entfernt, daß der elfjährige Knabe den Aufführungen nicht hätte beiwohnen können, wenn er auch nicht mitspielte.

Es läßt sich aber etwas beibringen, was evident bekundet, daß Shakespeare dieser Truppe von gräflich Lester'schen Komödianten angehört habe, denn in der Sammlung eigenhändiger Briefe von Sir Philipp Sydney, dem Neffen des Grafen Leicester, dem jungen hoffnungsvollen Krieger, der den Heldentod vor Zütphen in Holland starb, befindet sich ein Brief, datirt Utrecht, am 24. März 1586, und da steht wörtlich zu lesen: „I send you this by my Lord of Lester's jesting player Will". (Ich sende Ihnen dies durch meines Lord Lester's Scherzspieler, d. i. Komiker, William.) Und es hat John Bruce, Schatzmeister der königlich englischen antiquarischen Societät in einem Aufsatze im ersten Theile der von der Shakespeare-Society herausgegebenen „Papiere Shakespeare's", betitelt: „Wer war Will, Mylord von Lester's Scherzspieler?", seine Ermittlung mitgetheilt, daß zu jener Zeit nur drei Schauspieler in der Truppe des Lord diesen Vornamen führten, nämlich Wys, Kempe und Shakespeare.



Wolfgang Laz. (Seite 749.)

Im folgenden Jahre wurde Graf Leicester zurückberufen; natürlich folgte ihm auch seine Schauspielertruppe, denn wir finden selbe von der Stratford'schen Stadtobrigkeit im Jahre 1587 wieder mit fünfzehn Pfund beschenkt; aber Einer fehlte, der durfte nicht zurückkehren, denn es war sein Verbrechen am Staate noch nicht abgebüßt, noch nicht verjährt, und dieser Eine war — Shakespeare. Da er nun nothgedrungen zurückbleiben mußte, kann kein Zweifel darüber herrschen, daß sich William Shakespeare, der leidenschaftliche Komödienspieler, einer der

vielen wandernden englischen Schauspielertruppen angeschlossen habe, die um diese Zeit und noch über hundert Jahre lang Holland und Deutschland in allen Richtungen durchzogen, erwiesenermaßen auch nach Oesterreich, insbesondere nach Graz, Prag und Wien kamen, wo sie theils an den fürstlichen Höfen, theils vor den Obrigkeiten der Städte — in Wien also ebenfalls im Rathhaussaale — Vorstellungen gaben, und zwar in englischer Sprache. Es sind diese Truppen sammt und sonders von Ludwig Tieck in den englischen „Notes and Queries“ (Anzeigen und Fragen) und im Amsterdamer „Navordscher“ aufgezählt.

Es wäre zu weitläufig, alle diese englischen Truppen aufzuzählen, aber einige hervorragend interessante Beispiele mögen doch vorerst hier angeführt werden, bevor wir noch Weiteres über Shakespeare's wanderndes Komödiantenthum sprechen.

In wenigen mitteleuropäischen Städten hatten die Schul-Dramen einen so großen Aufschwung genommen und so viel Glanz entfaltet wie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Prag, wo die Universität mit den Jesuiten in deren Aufführung und Ausstattung wetteiferte. Das Beispiel der Haupt- und sozusagen Residenzstadt fand an den damals bedeutenden Schulen der böhmischen Landstädte rasche und häufige Nachahmung. Mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts aber zog sich die Universität nach und nach von diesem Wettstreit zurück; es hielten ernstere politische und religiöse Tendenzen deren Collegen davon ab und das Carolinum ward ein Herd politischer Ränke. So kam es nach und nach, daß viele der böhmischen Protestanten in ihrem Glaubenseifer die Schauspiele verschmähten und verdächtigten, so kam es, daß die ersten fahrenden Schauspieler, welche in den Tagen Rudolf's II. (1576 bis 1612) aus England herüberzogen, in Böhmen keinen Boden fanden, zumal da man am kaiserlichen Hofe auf dem Prager Hradschin außer für die bildenden Künstler nur für Adepten, Wahrsager, Schwarzkünstler und derlei geheimnißkrämerische Abenteuer einen Sinn hatte.

So wendete sich denn der „engelländische Comödiant“ John Spencer an den erzherzoglichen Hof zu Graz und gab dort Vorstellungen (Winter 1607 bis 1608), für welche sich der Hof recht lebhaft interessirte. Spencer war ein Katholik, der des Glaubens wegen sein Vaterland hatte verlassen müssen; schon darum fand er zu Graz freigebige Unterstützung, hatte auch zuvor schon in Passau gespielt.

Erzherzog Maximilian IV. Ernest (geb. 1583, gest. 1616), Deutsch-Ordens-Commendator der Ballai Oesterreich, ließ im Februar 1608, in Abwesenheit seines Bruders Ferdinand (später Kaiser Ferdinand II.), regierenden Erzherzogs in Steiermark, „denen engelländischen Comödianten“ 400 Thaler und bald darauf ebensoviel auszahlen. Erzherzogin Maria (Witwe Karl's II.) giebt Spencer's Komödien das Zeugniß, „das khein bissen von buellerey darin gewest ist“ und seinen Schauspielern: „sie sein gewiß woll zu passiren für guete Comödianten“. Der Erzherzogin Marie Schreiben an ihren Sohn Ferdinand (aus Graz am Aschermittwoch 1608) enthält manche schätzenswerthe Mittheilung über die damaligen Feste am Grazer Hofe und über Spencer's Vorstellungen während des Faschings 1608, „was die Engländer für Comedi gehabt“, z. B. die Komödien vom verlornen Sohn; von einer frommen Frauen zu Antorf „ist gar fein vnd züchtig gewest“; vom Doctor Faustus (ohne Zweifel von Christoph Marlowe, gest. 1593); von Niemand und Jemand (vielleicht von Ben Johnson), „ist gewaltig artlich gewest“; von des Fortunatus Beutel und Wünschhütlein; von dem Juden (diese Komödie von dem Juden, welche die Engländer schon vorher zu Passau aufgeführt hatten, war entweder Barrabas, der Jude von Malta, des Marlowe, oder Shakespeare's Shylok im Kaufmann von Venedig, wahrscheinlicher jedoch der

erstgenannte); von den Brüdern König Friedrich und König Ludwig von Ungarn, „ist ein erschröckhliche Comödie gewest“ (und ist bei der bloßen Nennung der Namen kaum nöthig zu bemerken, daß dieser Stoff durch und durch unhistorisch war); von einem König von Cypern und einem Herzog von Venedig; letztlich die Komödie von dem reichen Mann und dem Lazarus, „sie hat vns recht bewegt, so woll haben sie aggiert“.

Dieselbe Gesellschaft nahte zu Anfang des Jahres 1617 den Grenzmarken Böhmens. Erzherzog Karl Bischof von Breslau, empfahl in einem Schreiben aus Neiße am 18. März 1617 dem Kardinal, Bischof von Olmütz, Fürst Franz Dietrichstein, die „engelländischen Komödianten, welche noch zu Lebzeiten seiner Mutter zu Graz ihre Komödien ganz ehrbar und züchtig, zu Ihrem allergnädigsten Gefallen und Vergnügen verrichtet und nun aus Polen, wo sie bei Ihrer königlichen Würden einige Monate exhibirt (vorgestellt) hätten, mit königlicher Recommandation und guten Zeugnissen angekommen“. Es möge nun der Kardinal denselben erlauben, „in seinen Städten ihre Geschicklichkeit und comicos actus zu verrichten“.

In Böhmen aber hätten sich in jenen Tagen diese Engländer gewiß keiner günstigen Aufnahme erfreut, und es findet sich wirklich nirgends eine Spur von ihrem Auftreten. Hielten doch die böhmischen Unruhen und der dreißigjährige Krieg, welcher seinen blutigen Schauplatz so oft nach Böhmen verlegte, wo er begann und endete, gewiß auch die unternehmendsten Schauspieler ab, nach Böhmen zu kommen, und so trieben sich nur Schalksnarren und Possenreißer, die Gefährten der fahrenden Quacksalber, Zähnebrecher und Theriakhändler mit ihren volksthümlichen Schnurren auf dem flachen Lande herum. Erst nachdem der Abschluß des westfälischen Friedens die letzten schwedischen Kanonen vor Prag verstummen gemacht, zogen die ersten englischen Schauspieler in Böhmen ein. Sie nannten sich William Roo, John Wayde, Gedeon Gellius und Rudolf Rasi. Ein Decret der königlichen Statthalter Graf Rudolf Colloredo-Wallsee, Graf Howora Berka, Wilhelm Albrecht von Kolowrat, Přibjk Jenšek von Ujezd und Friedrich von Wěžnjk, welche damals noch in den während der Schwedenbelagerung in der Altstadt zu den Statthaltereisitzungen eingerichteten Localitäten amtirten, gestattete denselben am 25. Juni 1649, ihre „Comödien, Tragödien und Historien“ mit den „bei sich habenden Personen“ an einem beliebigen Orte zu Prag agiren zu dürfen. Es ist dies genau dieselbe Truppe, welche schon 1639 von Kaiser Ferdinand III. ein Privilegium erhalten hatte, um in Wien zu spielen.

Vom 20. bis 23. October 1612 haben, nach einer Chronik, „etliche Engländer, des Landgrafen zu Hessen bestellte Comödianten, im Halsprunner Hof zu Frankfurt schöne und zum Theil in Deutschland unbekannte Comödien und [illegible]ödien und dabei eine gute liebliche Musica gehalten“. Schon im Jahre 1607 beauftragte der Kurfürst von Brandenburg einen gewissen Hanns von Stockfisch, einige Schauspieler aus England und Holland zusammenzubringen, und es ergiebt sich aus den noch vorhandenen Acten, daß er eine Truppe von neunzehn Personen angeworben, unter denen wenigstens Einer, mit Namen John Spencer (wahrscheinlich derselbe, welcher ein Jahr darauf nach Graz kam), sich unzweifelhaft als Brite kundgiebt, der gewiß keine Zeit gehabt hat, seit seinem Engagement die deutsche Sprache zu erlernen.

Es bestehen ferner drei Sammlungen in Deutschland herausgegebener Schauspiele, deren eine betitelt ist „Englische Comedien und Tragedien, d. i. sehr schöne, herrliche und auserlesene, geist- und weltliche Comedi- und Tragedi-Spiel, sampt dem Pickelhering (komische Rolle, Hanswurst), welche wegen ihrer artigen Inventionen, kurtzweiligen, auch theils wahrhafftigen Geschichte halber von den Engländern in Deutschland an königlichen, kur- und fürstlichen Höfen, auch in vornehmen

Reichs-, See- und Handelsstädten seynd agirt und gehalten worden und zuvor nie in Druck ausgangen".

Nach diesen ausdrücklichen Zeugnissen kann nicht bezweifelt werden, daß diese Stücke wirklich in englischer Sprache gegeben wurden, und es eine irrige Meinung wäre, dieselben für unverständlich zu halten. Es wurde nicht nur die Sprache durch starke pantomimische Geberden und Musik unterstützt, es war auch die damalige deutsche Mundart dem damaligen England weit näher verwandt als jetzt. Betrachtet man endlich die oben erwähnten Schriften als eine Art der nunmehrigen Librettis (Textbüchlein) italienischer Opern oder deutschen Meßbücher, so kann es unmöglich verwundern, daß die Stücke in englischer Sprache gegeben wurden.

Da chronikalisch erwiesen ist, daß um die Zeit, wo Shakespeare landflüchtig sein mußte, Engländer von Frankfurt bis Wien, von Amsterdam bis Greifswalde, Danzig und Königsberg in Truppen gewandert sind, schwerlich auch ein Strich Deutschlands und Oesterreichs, wo sie Geschäfte zu machen erwarten konnten, von ihnen übergangen worden, so kann man wohl annehmen, daß Shakespeare, der notorisch bei einer solchen Truppe engagirt war, seine Kunst als Schauspieler in verschiedenen Gauen und Städten des dem Kaiser unterstehenden Reiches ausgeübt und seinen Geist an deutschem Sinn und deutscher Gediegenheit genährt habe. Es sind ja, besonders was das Schauspielwesen anbelangt, die Archive der Landesfürsten und Städte noch lange nicht sorgfältig genug durchforscht, wie z. B. Ludwig Tieck selbst bekennt, er hätte im Dresdener Archiv eine Notiz über englische Schauspieler aufgefunden, dieselbe aber wieder verloren und in derselben seien die Namen der einzelnen Schauspieler verzeichnet gewesen. Es wäre denn doch ein Ruhm für irgend einen Staat, wenn aus dem Schoße modernder Acten etwa ein unumstößlicher Nachweis zum Vorschein käme, daß der unsterbliche Dichter die Erstlinge seines jugendlichen Genius an diesem Orte genährt und gestärkt habe.

Solches möchte ganz besonders in Nürnberg der Fall sein können, denn es ist unstreitig, daß einige der Shakespeare'schen Stücke mit einigen der ältesten deutschen Schauspiele, nämlich denen des Nürnberger Dichters und Notars Jakob Ayrer (gest. 1605), die Fabel gemein haben. Nimmt man nun folgerichtig an, daß Ayrer seine Komödien und Fastnachtsspiele, die ältesten, Phantasie und Erfindungskraft zeigenden Intriguen- und Singspiele (66 an der Zahl) zum mindesten doch zehn bis zwanzig Jahre vor seinem Tode geschrieben haben muß, so käme man gerade auf die Jahre von Shakespeare's fahrendem Komödiantenthum außerhalb England.

Im Jahre 1595 war es, wo Shakespeare sein erstes Stück herausgab. Bedenkt man nun, daß sein „Sturm" in der Fabel viele Aehnlichkeit mit Ayrer's „schöner Sidea", sein „Measure for Measure" (Maaß für Maaß) manches mit dessen „Phönicia", daß „the taming of the Shrew" (Zähmung der Widerspänstigen) beinahe wörtlich dem Gedicht „vom Zornbraten" im zweiten Theil von Laßberg's altdeutschem Liedersaal aus einem Pergament-Codex des 14. Jahrhunderts in der Universitätsbibliothek zu Königsberg entspricht, es aber beim damaligen mangelhaften Verkehr zwischen fernen Ländern höchst unwahrscheinlich erscheint, daß Ayrer an Shakespeare, oder dieser an jenem ein Plagiat begangen, so ist sicher eine gemeinschaftliche Quelle anzunehmen, und diese kann Shakespeare nur persönlich im römisch-deutschen Reiche kennen gelernt haben.

Aber es sind auch thatsächliche Beweise beizubringen, daß Shakespeare daselbst durchaus längere Zeit gelebt haben muß, denn in seinen Dichtungen finden sich ungemein häufig Anspielungen auf deutsche Sitten, Gebräuche und Mythologie. So ist dessen wunderbare Schöpfung „Puck" nachgewiesenermaßen dem Mecklenburger „Petz" und dem Pommerschen „Puck" nachgebildet; es konnte daher der englische Dichter die liebliche Erscheinung nur deutschen

Sagen entlehnen. Auch die Hexenbeschwörungsformel in Macbeth ist aus märkischen und preußischen Sagen erklärbar, ja aus dem eigenthümlichen Gebrauch vieler Worte und Wortformen lassen sich deutsche Quellen nachweisen. Selbst seine Späße sind häufig deutsch, ja einer derselben sogar specifisch wienerisch. Wenn Bottom (Boden), der Weber, sagt, sein Name soll „Bottom" heißen, weil er keinen „Bottom" (Boden) habe, so ist der Witz englisch ungemein gesucht und nicht so einleuchtend, als der uralte wienerische Volkswitz, es heiße der Bodensee deshalb so, weil er keinen Boden habe.

So wäre es denn, vielleicht mit Zuhilfenahme vorgegebener Andeutungen angezeigt, weiter darüber nachzuforschen, wo denn Shakespeare seine Jahre der Verbannung mit Bestimmtheit zugebracht hat.

Die Befestigung Wiens, wie sie im 16. Jahrhundert entstanden.

A. Die alten Total-Ansichten von Wien.

Bevor wir in Bezug auf die weiteren Begebenheiten in Wien uns jener Zeit nähern, welche uns und Vielen durch eigene Anschauung der in dem Jahre 1858 und folgende gefallenen Festungswerke noch gar wohl erinnerlich ist, müssen wir in Wort und Bild einen Rückblick werfen auf die Gestaltung der Stadt und ihrer Umwallungen, wie solche um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden ist. Vor Allem gebührt da den Ansichten der Vorrang, und wir wollen dieselben der Reihe ihrer Entstehung nach besprechen.

Nach der ersten bekannten Ansicht aus dem Jahre 1483 auf dem Babenberger Stammbaume im Stifte Klosterneuburg, welche wir bereits (S. 617) mitgetheilt und besprochen haben, folgt als zweite nächstälteste die vom Jahre 1493 aus Hartmann Schedel's Werk: „Das Buch der Chroniken und gedächtnißwürdigen Geschichten von ambegynn der Welt biß auf diese unsere Zeit, Nürnberg, 1493". Die Holzschnitte des Buches sind von Bonifaz Wohlgemuth und Wilhelm Pleydenwurff. Allerdings giebt dieses Blatt den Charakter Wiens nur annäherungsweise, indeß vervollständigt es den Cyclus der Stadtansichten, und so muß es (im verkleinerten Maßstabe natürlich) auch hier beigegeben werden. Wir sehen auf demselben — es führt die Aufschrift „Vienna pannonie" und hat im Originale eine Breite von 33½ Meter und eine Höhe von 20 Meter — Wien, ebenfalls vom untern Werd (Leopoldstadt) aus. Man erkennt die doppelte Ringmauer (1), das Rothethurm- (2) und das Werderthor (3), jenen runden Basteivorsprung zunächst des ersteren (4), ferner den Biberthurm (5), das St. Laurenz- (6) und Prediger- (Dominicaner-) Kloster (7), den Stefansthurm (8), jedoch ohne Kirche; den Thurm der Michaelskirche (9), daneben wohl die Thürme der Burg (10), den Thurm der weißen Brüder oder Carmeliter am Hof (11) und die, sonderbarerweise mit zwei, wenn auch ungleich großen Thürmen ausgestattete Mariastiegenkirche (12). Obschon die Häuser, Kirchen, Mauern und Thürme gewiß nicht genau nach der Natur gezeichnet sind, so läßt sich doch erkennen, daß die Mehrzahl der Häuser von Stein ist und mitunter mit Treppengiebeln verziert war, daß jedoch auch hölzerne, rücksichtlich Riegelwandhäuser bestanden. (Bild Seite 721.)

Weitaus das wichtigste Denkmal für die alte Wiener Topographie ist die vom Nürnberger Nikolaus Meldemann im Jahre 1529 während der

Türkenbelagerung gezeichnete, im Jahre 1530 in sechs Holzschnittblättern ausgeführte Rundansicht von Wien (die dritte dem Alter nach), eine an Form und Gestalt gleich kostbare Fundgrube für das alte Wien.

Die Holzschneidekunst befand sich damals zu Wien im ersten Stadium der Entwicklung, während sie bereits im Reiche draußen zur hohen Vollkommenheit gebracht war, denn Dürer, Cranach, Burgkmeier u. s. w. nahmen lebendigsten Einfluß auf alle Kunstbestrebungen. Neben den herrlichen Erzeugungen der Kunst durch die vorerwähnten Meister, ließen es sich aber ganz besonders die Nürnberger Formschneider angelegen sein, bei jedem Kriegs-, Elementar- oder sonst denkwürdigen Ereignisse die neugierige Volksmenge mit diesbezüglichen Abbildungen zu erfreuen, was natürlich mittelst Flugblätter geschah, denn regelmäßig erscheinende „Illustrirte Zeitungen" gab es ja damals noch nicht.

So ist es denn leicht begreiflich, daß ein Ereigniß, wie die Belagerung Wiens durch die Türken und die übermenschliche muthige Vertheidigung der Stadt auch sofort die Anregung bot, das weltgeschichtliche Ereigniß zum ewigen Andenken für die Nachwelt und zum Besten des eigenen Säckels zu verewigen. So suchten denn die Nürnberger „Briefmaler und Holzschneider" in den Besitz von Zeichnungen zu gelangen, die ihnen für derartige Darstellungen als Vorlage dienen konnten.

Nikolaus Meldemann, Bürger und Formschneider zu Nürnberg, wendete sich an seinen Stadtrath und bat um die Bewilligung zur Herausgabe eines solchen Holzschnittes, die Belagerung der Stadt Wien darstellend, welche ihm denn auch, nebst einem Vorschusse von 50 Gulden gewährt wurde. Meldemann reiste nun sofort nach Wien, berieth sich und fragte allenthalben um, wie er selbst in einer Broschüre erzählt, „ein recht geschaffne visierung (Beschauung) aller geübten Handlung zu wegen zu bringen". Er erfuhr nun, daß „ein berümbter Maler zu Wien, der für sich selbst, als der Türk noch vor der stat gelegen, auff den hohen sant Steffansthurm die gantz belagerung gerings umb zu landt und wasser, alles wie es an jns selbst ergangen und augenscheinlich gewest ist, verzeichnet und abgemacht habe, also, das hinach kein gründlicher visierung, dero gleich hat mögen gestellt werden. Demnach von stund an mit demselbigen Maler gehandelt mir dieselbig zu verkauffen das er sich erstlich gantz geweygert, zu letzt aber nach vilfeltigen ersuchen und unterhandlung der Herrn (d. i. des Nürnberger Stadtrathes) solch visierung von berürten Maler vmb mein geld erkaufft". Meldemann besaß nun glücklicherweise das Original und kehrte mit demselben nach Nürnberg zurück, wo er nun alles „auff das aller fleyßigst, auf sein eygen kosten, in ein recht ordentliche Form gebracht" und im Jahre 1530 bereits sein Werk für „yedermans kauff vnd für den gemeinen man" veröffentlichte.

Dieses seltene Holzschnittwerk besteht aus sechs Blättern, die zusammengelegt beiläufig 80 Centimenter hoch und 90 Centimeter breit sind, und zwei Reihen von je drei Blätter bilden. In der (heraldisch) rechten Ecke des ersten Blattes ist in sechs Zeilen der Titel aufgezeichnet: „Der stadt Wien belegerung | wie die auff dem hohen sant Steffansthurm allenthalben gerings vmb die ganze stadt | zu wasser vnd landt mit allen dingen anzusehen gewest ist | die von einem berumpten mäler | der on das auff S. Steffansthurm in der selben belegerung verordnet gewest ist | mit gantzem Fleiß verzeychnet vnd abgemacht | gescheen nach Christi geburt M. CCCCCXXIX vnd im XXX in truck gepracht."

Dieser für Wiens ältere Topographie so wichtige Holzschnitt zeigt die Stadt und ihre nächste Umgebung in Form eines Rundbildes, umgeben von den Befestigungen, und außerhalb der Thürme und Mauern die Vorstädte mit ihren wichtigsten Gebäuden und Kirchen 2c. In der Mitte der Stadt präsentirt sich die Stefanskirche, welche indeß keine Original-Aufnahme des Künstlers, sondern eine genaue Copie jener Abbildung ist, die sich in dem von Hanns Winterburg 1502 gedruckten

Büchlein des „Heiligthumstuhls" befindet. Wahrscheinlich war der unbekannte „berumpte Maler" der Ansicht auch der Zeichner des Bildes im Heiligthumstuhl. Die Staffage zeigt eine oft recht komisch dargestellte Weise der Gräuelthaten der Türken.

Die durch die kreisrunde Form leer gebliebenen Ecken sind ausgefüllt: Blatt 1 oben der Titel, darunter rechts das ungarische Wappen; Blatt 3 das böhmische Wappen; Blatt 4 der österreichische Bindeschild und das niederösterreichische Wappen, endlich Blatt 6 das Wiener Stadtwappen, daneben in einem Kranze: „Gemacht zu Nürnberg durch Niclassen Meldemann, brifmaler bey der lange prucken wonhaft, nach Christi geburt M. CCCCCXXX Jar NM." Die fleißige und kundige Hand des Ritters Albert von Camesina hat dieses ebenso seltene als interessante Werk nach einem im Besitze des verstorbenen Dr. von Karajan befindlichen Exemplare gefertigt und die Auflage von 300 Exemplaren dem Gemeinderath der Stadt Wien geschenkt, welcher die Veröffentlichung mit einem vom Archivar Karl Weiß verfaßten erläuternden Texte beschloß. Die erste Ausgabe geschah 1863, die zweite 1869. Von dem Originalwerke existiren nur mehr drei Exemplare: das eine in der königl. Sammlung zu Dresden, das zweite in Dr. Karajan's Sammlung, das dritte im königl. Kupferstichkabinete zu Berlin.

Obwohl es sich bei dem vorgenannten Rundbilde hauptsächlich nur um eine genaue und doch übersichtliche Darstellung der Einzelheiten der Belagerung handelte, ohne sich an die topographische Wichtigkeit der Gestalt der Stadt zu binden, daher mit Unterlassung der Einzeichnung der Straßen- und Häusergruppen vornehmlich nur die Ringmauern mit ihren Thürmen und den Stadtthoren und nur einzelne wenige Gebäude ohne eine Verbindung im Innern der Stadt selbst dargestellt sind, so besteht doch ein bedeutender Zusammenhang mit der ältesten Ansicht von Wien (1483) hinsichtlich der Aehnlichkeit der auf eben diesen beiden Bildern vorgestellten Gebäudegruppen, und daraus läßt sich schließen, daß beide Abbildungen in der Vogelperspective mit einiger natürlicher Treue der Objecte angefertigt wurden.

Nicht minder wie der vorhin erwähnte Briefmaler und Formschneider war auch ein Zweiter bestrebt, durch ein Gelegenheitswerk aus der Wiener Türkenbelagerung Nutzen zu ziehen; es war dies Hanns Guldenmundt. Allerdings begnügte sich derselbe nach dem Vorbilde, welches ihm Schedl's Chronik bot, ein Bild der Stadt Wien (viert-älteste Ansicht) zu entwerfen und schmückte dasselbe mit rein phantasievollen Darstellungen. Man erblickt auf dem Blatte die Stadt Wien von der Südseite aus, wobei sich der Künstler den Standpunkt der Aufnahme auf einer Höhe, etwa der heutigen Matzleinsdorferkirche, gedacht hat. Außer dem St. Stefansthurme und dem von Mariastiegen hat die Stadt selbst keine Erkennungszeichen; die Gebäude sind nach der Phantasie gezeichnet und willkürlich aneinander gereiht; die vorerwähnten Thürme am verkehrten Standorte eingezeichnet. Vor den Stadtmauern stehen die Ruinen der abgebrochenen Vorstädte, hinter welchen einzelne Türken durch improvisirte Schußlöcher das Feuer der eigenen Stücke aus Handbüchsen unterstützen; die Belagerten erwidern dasselbe lebhaft von ihren Thürmen. Um die Stadt herum zieht sich das Lager der Angreifer, dessen verschobene Perspective dehnt sich weit hinaus bis an das Kahlengebirge. Das Blatt führt die Ueberschrift: „Contrafactur wie der Türck Wien belegert Anno 1529". Als Erläuterung ist demselben ein Büchlein beigegeben: „Warhafftiger grundt vnd bericht von dem Turckischen krieg ꝛc." Ein ungleich bedeutenderes Werk Guldenmundt's ist eine Reihe von 16 Holzschnittblättern, darstellend die Führer des türkischen Heeres, aus welchem die Abbildung des Sultans Soliman (S. 673) entnommen ist.

Zu bemerken ist noch, daß die Herausgabe von Guldenmundt's Ansicht von Wien, welche er 1530 anfertigte, ihm vom Nürnberger Magistrate verboten

wurde, weil man schon dem Maler Meldemann die Anfertigung eines solchen Gemäldes gestattet, ihm sogar einen Vorschuß von 50 Gulden ertheilt und er durch seine Reise nach Wien schwere Kosten gehabt hatte. Guldenmundt mußte selbst die „Model" dem Nürnberger Rathe zu Handen stellen und geloben, nichts davon ohne Erlaubniß des Stadtrathes auszugeben. Die Zahl der Abdrücke muß eine sehr geringe gewesen sein, da nur wenige Exemplare (davon eines in Dr. v. Karajan's Sammlung) bekannt sind. Eine getreue Copie des Blattes wurde vom Alterthumsverein seinen Mitgliedern übergeben (1869).

Dem Alter nach als die fünfte Ansicht schließt sich nun jene vom Marchfelde, aufgenommen 1532, an, welche eine der Illustrationen bildet, die dem äußerst seltenen Buche entnommen sind: „Warhafftige beschreibung des andern Zugs in Oesterreich wider den Türken gemeyner Christenheit Erbfeinde vergangens funffzehenhundert zwey und dreyßigsten jares thatlich beschehen" u. s. w. Man sieht auf dem von Martin Ostendorfer, Maler in München, angefertigten Blatte, wie Kaiser Karl V. auf dem Marchfelde Heerschau über die im October 1532 versammelten Reichstruppen hält. Auf dem Bilde, das in Wien nur in zwei Exemplaren (den Sammlungen des Erzherzogs Albrecht und des Feldzeugmeisters Hauslab) existirt, sehen wir vor uns das Marchfeld, zur Linken die Donau mit der Stadt Wien und die bis an das rechte Donau-Ufer sich vorstreckenden Ausläufer der Alpen. Die Stadt zeigt sich in sehr zusammengedrängter Gestalt; längs der Donau-Ufer zeigt sich die bekannte doppelte Reihe der Vertheidigungs-Mauer mit dem eingebauten Werder-, Salz- und Rothenthurmthor, deren offenstehende Thorbogen mit aufgezogenen Fallgittern versehen sind. Gegen Norden und Westen schließen sich weitere thurmähnliche Gebäude an (Thurm im Elend, Judenthurm, befestigtes Schottenthor), in den südöstlichen Theilen der Stadtmauer ebenfalls solche (Biberthurm, Stubenthor, Kärntnerthurm), die aber nur theilweise über die Häuser der inneren Stadt emporragen. Von den Gebäuden innerhalb der Stadtmauer erkennt man: die Schottenkirche mit ihren kleinen Vierungsthürmen, die Mariastiegenkirche sammt ihrem Thurme, den alten und durch seine Eckthürmchen charakteristischen Thurm der Peterskirche, die Spitzen zweier Eckthürme der Burg und das Widmerthor, endlich die Stefanskirche mit dem ausgebauten Thurme, dessen Spitze das Sonn- und Mondzeichen schmückt (bereits Seite 677 besprochen), während auf dem Plateau des anderen, nördlichen, der weit herausragende mächtige Kranich (Krahn, Lastenhebungs-Maschine) auf den beabsichtigten Ausbau der Spitze deutet. Ferner sehen wir den Fachthurm, das St. Laurenz- und das Prediger- (Dominicaner-) Kloster. (Bild Seite 728.)


Das alte Stubenthor. (Seite 758.)

Die drei zuerst erwähnten Stadtthore sind mit Wachen besetzt, mehrere Menschengruppen, aufgehäufte Waarenballen und Lastwagen beleben das Donau-Ufer, an welchem größere und kleinere, mitunter auch Segelschiffe befestigt sind. Auf der Werdinsel, die mit der Stadt durch eine mit einem mächtigen Thorbogen

vertheidigte Brücke (an der Stelle der heutigen Ferdinandsbrücke etwa) verbunden ist, sehen wir einige Häusergruppen und ausgedehntere Baumanlagen. Wiens Vorstädte sind meistens nur angedeutet, vielleicht um anzuzeigen, daß dieselben seit 1529 noch nicht wieder hergestellt wurden. Erkennbar ist nur das Fischerdörfchen mit der St. Johanneskirche vor dem Werderthore und nahe dabei das Maria-Magdalenenkloster in der Gegend der heutigen Währingerstraße. Den Hintergrund Wiens bilden die mitunter hochansteigenden, theilweise stark bewaldeten Berge des Kahlengebirges und des Wienerwaldes. Am Wienerberge erkennt man das Hochgericht und die Denksäule zur Spinnerin am Kreuz (letztere noch in ihrer älteren Form).

Als sechste Ansicht von Wien müssen die zwei schönen Langansichten Wiens (die eine nach Süden hin, die andere nach Mitternacht) von Augustin Hirschvogel, im Jahre 1547 angefertigt, gelten; sie sind im Originale jede 38 Zoll lang, etwas über 7 Zoll hoch und in vieler Hinsicht sehr lehrreich, vor Allem deshalb, weil sie die erste das Verhältniß der vor dem Burgbaue gegen Südwest hin stehenden Thürme der Burg und des sogenannten „Spaniers“ (eines später zugebauten Ravelins) klarer machte. Die besten Copien davon verfertigte Jakob Mocrette 1847. Es mögen hier nebenbei nochmals die beiden Ansichten von Wien vom Kärntnerthore aus, die sich in zwei Hautreliefs auf dem Grabmonumente des Heldengreises Niklas Salm (ehemals Dorotheerkirche, dann zu Raitz, jetzt in der Votivkirche) befinden, erwähnt werden, aber ihre typische und ideale Ausführung läßt sie nicht in die Reihe der eigentlichen Abbildungen Wiens stellen.



Das Neuthor beim Salzgries. (Seite 759.)

Die siebente Ansicht nach der Reihenfolge der Erscheinung ist jene aus der Kosmographie des Sebastian Münster. Es liegt derselben eine der vorerwähnten Hirschvogel'schen Ansichten zu Grunde, welche, als Holzschnitt ausgeführt, nur mit wenigen Aenderungen wiedergegeben wurde. Das Blatt, welches von Hanns Rudolf Manuel Deutsch, Maler und Kupferstecher in Bern, verfertigt wurde, trägt auf einem fliegenden Bande, dessen Enden in den mannigfaltigsten Verschlingungen flattern, die Aufschrift: „Anno domini 1548 vienna austriae hvnc habvit sitvm“ und ist in der Mitte mit einem gekrönten Doppelwappen, das von einem Kranze umsäumt wird (genau wie auf der Hirschvogel'schen Darstellung) verziert. Im rechten Schilde findet sich der einköpfige Adler, im andern das durch das Kreuz-Brustschildlein erweiterte Friedericianische Wiener Wappen. Die auf dem Spruchbande ersichtliche Jahreszahl 1548 zeigt uns die Stadt zu einer Zeit, die bald auf die glorreiche Waffenthat Wiens im Jahre 1529 folgte; es wurde nämlich die Gefahr der Türken-Einfälle seit 1541 durch die Umbildung eines großen Theiles von Ungarn zu einem Paschalik eine bleibende und das zur Grenzstadt und durch blutige Zeugenschaft als christliche Vorwehr anerkannte Wien sollte in einen

wichtigen und starken Waffenplatz umgekehrt werden. Schon seit 1530 waren die Befestigungs-Anlagen in Angriff genommen worden und ein Theil derselben (die erst um 1550 gänzlich vollendet wurden), sowie auch die alten, die Stadt einschließenden Ringmauern mit ihren Thürmen und Thoranlagen sind bereits auf dem in Rede stehenden Bilde (Seite 729) angebracht.

Wird die Darstellung der Stadt von Osten nach Westen verfolgt, so trifft man daselbst eine Häusergruppe, wohl die Schöfvorstadt, d. i. Erdberg (1), und als äußerste Spitze die bereits mit einem Cavalier (Außenwerk) versehene mächtige Biberbastei (2), woran sich die alte doppelte Stadtmauer (3) unmittelbar anschließt. Weiter rückwärts ragt das hohe Dach der alten thurmlosen Prediger- (Dominicaner-) Kirche (4) empor. Ein Haus demzunächst, mit dem Worte Collegium bezeichnet, ist die Universität (5). Im weiteren Verfolg trifft man eine Menge von mit Thürmen ausgezeichneten Häusern, darunter jenes mit dem crenelirten, d. i. mit Zinnen versehenen Thurm, als der „Küß-den-Pfennig“ (6) hervorragt, das bekannte in der Verlängerung der heutigen Rothenthurmstraße gelegen gewesene Zoll- und Thorwerk zum rothen Thurm (7) mit einer kleinen außer der Stadt gelegenen Häusergruppe (8). Das (im Jahre 1776 abgebrochene) Thor ist bereits mit den Eckthürmchen geschmückt. Von da führt längs des unregelmäßigen und zerklüfteten Ufers der Weg zur Schlagbrücke (9) und zu den jenseits des Donau-Armes gelegenen Ansiedlungen (10). Zwischen dem Rothenthurm und der Biberbastei ist die Mauer durch zwei mächtige hohe, mit Pultdächern versehene Thürme — der Biberthurm (11) und der Hafnerthurm (12) — und jenen runden Basteivorsprung (13) verstärkt, der sich wiederholt auf den älteren Stadt-Ansichten findet. Die Häusergruppe wird mächtig überragt von dem St. Stefans-Dom (14) mit seinem dunklen Dache und den bemalten Giebeln des Langhauses und der nur angedeuteten Bedachung des Presbyteriums. Außerdem sieht man noch das deutsche Haus (15), die Dreifaltigkeitskapelle im Lazenhof (16), die Ruprechtskirche (17); das hohe Gebäude mit dem massiven Thurm (18) ist wohl der Berghof. In der Stadtmauer vom Rothenthurm gegen Westen sieht man den mächtigen Fachthurm (19), dann das mit einem kleinen Vorwerk versehene Salzthor sammt Thurm (20), den Thurm gegen das Fleckhaus, den Meister Petreinsthurm; dann das Werderthor (21), ferner noch vier Thürme (Thurm auf der Goldschmieden, Durchgang-, Berber- oder Würfelsthurm, Thurm im Haunoldgarten, Elend- und Judenthurm) und endlich den mächtigen Thurm (22), unter dem sich das Schottenthor befand. Von Kirchengebäuden sieht man die St. Peterskirche (23) mit ihrem schwerfälligen Thurm, die Kirche St. Michael (24), die Kirche der weißen Brüder oder Carmeliter am Hof (25), die Kirche Unserer Frau am Gestade (26) und die große, mit Querschiff und Apsis (Kreisabschnitt) ausgezeichnete und mit dem über der Vierung angebrachten bedeutsamen Kuppelthurm geschmückte Kirche der Schottenabtei (27). Die dieser Kirche zunächst eingezeichnete ist die Minoritenkirche (28). Außer der Stadt zeigen sich nur geringumfangreiche Häusergruppen, darunter man das auf der Insel gelegene Zeughaus (29) erkennt. Die Signaturen HRMD (Deutsch), dabei ein Dolch, und HH (Heinrich Hondius [?]), dabei ein Schnitzmesser, Grabstichel, sind die Monogramme der Künstler.

Nach diesen sieben Vorläufern, worunter freilich zwei von niederem Belange sind, tritt endlich, nach der Zeit der Aufnahme als achtes Bild, jene große schöne Ansicht von Wien, die Hanns Sebald Lautensack im Jahre 1558 angefertigt, hervor, und es gebührt ihr der erste Rang unter allen durch die Schönheit der Ausführung, Größe des dabei eingehaltenen Maßstabes, Reichthum und Richtigkeit der belehrenden Einzelheiten. Ein vollständiges Exemplar dieses hochseltenen und interessanten Blattes besitzt die k. k. Hofbibliothek, ein zweites (früher im Besitze des Grafen Franz Josef von Enzenberg) die Bibliothek der Gemeinde Wien.

Der Verfertiger des Blattes, der treffliche Maler, Kupferätzer und Formschneider Hanns Sebald Lautensack, war um 1478 in Bamberg geboren; er zog sich 1524 als Erzmystiker nach Nürnberg zurück, wo er viel über die Offenbarung Johannes schwärmte, kam 1553 nach Wien, wo er, 1556, „Röm. Khais. Majestet Antiquitet-Abkonterfeter“ (Antikenzeichner) wurde, und blieb daselbst bis zu seinem im Jahre 1563 erfolgten Ableben. Seine Witwe Barbara rechnete 1564 mit dem Kaiser in Bezug auf die für denselben gelieferten Arbeiten ab und kehrte dann in ihre Heimat zurück.

Lautensack, in Wien so gastfreundlich aufgenommen, benützte seinen längeren Aufenthalt daselbst, um der Tapferkeit der Wiener Bürger durch ein großes allegorisches Bild ein ewiges Denkmal zu setzen. Er wählte zum Vorwurfe seiner Darstellung das Strafgericht Gottes gegen den Assyrer König Sennacherib, wie er unter dem Schwerte des Racheengels des Herrn vor Jerusalems Mauern die stolze Heeresmacht verliert. Der Vorgrund zeigt das Lager der Assyrer mit dem in wilder Flucht begriffenen Heere, inmitten Sennarah auf seinem Kriegswagen; obenan schwebt der Engel mit dem Racheschwert in einem von lichten Wölkchen umsäumten Strahlenkreise. Im Hintergrunde jedoch, wo die Ansicht von Jerusalem sein sollte, befindet sich dafür — Wien, die erwähnte schöne breite Ansicht der Stadt, welche, nach Erwägung der sich bietenden Kreuzungspunkte in der Stellung einzelner noch jetzt vorhandener Gebäude, besonders Kirchen, von jener Erhöhung aufgenommen wurde, auf welcher heutzutage die Kirche zu St. Florian in der Matzleinsdorferstraße (V. Bezirk Margarethen) sich erhebt.

Das Bild selbst (Seite 736) zeigt die ummauerte Stadt in ihrer ganzen Breite, zur Linken vom Kahlen- und Leopoldsberg (1), im Vordergrunde aber von der alten Gumpendorfer Kirche (2) abgegrenzt; zur Rechten mit der Flachgegend der heutigen Vorstadtgründe Landstraße und Weißgärber (3) über der Einmündung des Wienflusses in den Donau-Arm (4) abschließend. Bei diesem Abbilde der Stadt Wien fällt im Vordergrund der Stadt die alte Kaiserburg (5) mit den vier vorragenden Eckthürmen auf, und da der größere Maßstab die Ausführung aller wesentlichen Einzelheiten möglich machte, so erblicken wir darin zugleich das älteste genaue Bild der alten Wiener Burg. Das vorragendste Gebäude zur Linken bildet die Minoritenkirche (6) in ihrer alten Gestalt mit der seit 1784 in das Haus Nr. 10 (alt 21) der Regierungsgasse verbauten, damals der Kirche angebauten Ludwigskapelle (7). Neben dieser ragt die Schottenkirche (8) mit ihrem einen alten Thurm hervor. Zur Rechten der Burg steigt der Michaelerthurm (9) mit seiner alten Knorrenzier auf der damals noch steinernen Thurmspitze hoch empor; nebenan die Augustinerkirche (10), noch rings freistehend, mit dem seit dem Burgbaue am Josefsplatze verschwundenen leichten Pfeilthürmchen an der Stirnseite, und die seit 1784 abgebrochene St. Clarakirche (11). Nahe am alten Kärntnerthurm (15), im freien Raume, der jene trennt, stehen die alten Gotteshäuser der sogenannten weißen Brüder oder Carmeliter am Hof (12), Maria am Gestade (13) und St. Dorothea (14). Zur Linken vom massiven Kärntnerthurm (15) ragt der Obertheil der alten Kirche St. Peter (16) hervor; rechts zeigt sich das St. Johanniskirchlein in der Kärntnerstraße (17). In der Mitte des Bildes steigt das altehrwürdige Münster von St. Stefan (18) in seinen riesigen Massen ehrfurchtgebietend empor. (Auffallend ist hier, daß der eine Giebel an der südlichen Langseite bereits als verziert eingezeichnet ist, während auf der schon erwähnten Hirschvogel'schen Ansicht von 1547 derselbe Giebel noch ungeschmückt erscheint, also die Ausführung dieser Ausschmückung zwischen die Jahre 1548 und 1558 fallen muß.) Die alte Himmelspforte (19) und die Kirche der deutschen Herren (20) werden vom hohen Dach am Chor des Stefansdomes überragt. Die nunmehr fast bis zur Unkenntlichkeit umgestaltete Kirche der Büßerinnen zu St. Hieronymus (21),

die seither abgebrochenen Kirchen von St. Laurenz (22) und St. Jakob (23), das alte Universitätscollegium, richtiger Collegium artisticum, zuerst ducale, dann archiducale (24), überragen die übrigen niederen Gebäude des Stubenviertels, und der mächtige Stadtthurm am Stubenthor (25) tritt vor die alte Dominicanerkirche (26) hin.

Die Umgrenzung der (heutigen inneren) Stadt zeigt bereits die zu jener Zeit schon großentheils vollendeten Bollwerke, zu deren Ausführung eben die glücklich bestandene Gefahr der ersten Türkenbelagerung dringend herausgefordert hatte. Zwischen diesen neuen Befestigungswerken aber bieten sich noch allenthalben breite Lagen der alten Ringmauer, Erdwälle und die alten Stadtthürme. Die Courtinen (Verbindungswälle) zwischen den einzelnen Bastionen wurden erst später ausgeführt, weshalb sie auf diesem Bilde noch nicht sichtbar sind. Ueberaus anziehend und, weil näher gerückt, auch deutlicher ausgeführt, gestalten sich die alten Wiener Vorstädte; um so interessanter, als sie beim zweiten Türkeneinfall 1683 sämmtlich niedergebrannt wurden. Ist ja doch sonst nirgendwo ein gleich treues Bild derselben auf uns gekommen! Die alte Steinbrücke (27) über dem Wienfluß vor dem Stubenthor, auf deren Mitte sich ein zierliches Kapellchen erhebt, bietet den letzten Anziehungspunkt zur Rechten, sowie entgegengesetzt die breitgestreckten lehmigen Abfälle mit zahlreichen Ziegelscheuern (28) in der Richtung der heutigen, damals mit vollstem Recht so genannten Kothgasse und Laimgrube. Bemerkenswerth ist endlich, daß man von der alten Kirche zu St. Theobald, welche 1529 von den Türken bis auf den Grund zerstört wurde, auf dem Bilde keine Spur mehr erblickt.

Lautensack hat in Wien noch folgende Arbeiten verfertigt: das Porträt des vierzehnjährigen Erzherzogs Karl (im Jahre 1554); des böhmischen Königs Maximilian II. (1555); dessen Hofpredigers Sebastian Pfauser (gest. zu Lauingen 1556); des Kaisers Ferdinand I. (1556), auf welchem Porträte sich im Hintergrunde ebenfalls eine sehr kleine, etwas über zwei Zoll breite Ansicht von Wien befindet, welche, so gedrängt sie ist, dennoch auf eigener Aufnahme beruht und allerlei Einzelheiten sichtbar getreu wiedergiebt; das Porträt des nachherigen Wiener Bürgermeisters Johann von Thau (1559); eines weiblichen Porträts aus der freiherrlichen Familie von Eytzing (1553), das Porträt des gelehrten Arztes Wolfgang Laz (1554); das des Graner Erzbischofs Nikolaus Olah und des Archäologen Hermes Schallautzer mit sechs römischen Grabsteinen (1560). Seine letzten Arbeiten sind ein Fahnenträger im Holzschnitt (etwa der 1566 verstorbene in der Stefanskirche begrabene Fähnrich Leonhard Rothaft, dessen Grabstein in ganzer Figur sein Bildniß trägt) und ein radirtes Blatt, ein ritterliches Lanzenstechen vorstellend, das sich unter den bildlichen Vorstellungen des im Juni 1560 zu Wien gehaltenen großen Turniers in Hansens von Francolin aus Burgund Turnierbuch (gedruckt bei Rafael Hofhalter in Wien) befindet.

Als die, durch den kunstfertigen Hanns Sebald Lautensack aufgenommene Ansicht der Stadt Wien zum ersten Male 1558 in die Oeffentlichkeit trat, wurde sie zugleich mit einem erklärenden Texte jenes Mannes eingeführt, der damals in Wien als die gefeiertste Autorität in der Geschichte aller Zeiten, oder doch mindestens in jener Oesterreichs und vor Allem seiner Vaterstadt Wien galt, nämlich des damals hochberühmten Arztes und Geschichtsschreibers Wolfgang Laz, von dem schon öfters in unserem Buche die Rede war. Der gelehrte Mann führte Lautensack's zartsinnige Allegorie noch weiter durch in einer Parallele zwischen der Niederlage der Assyrer vor Jerusalem und dem ohnmächtigen Erfolge des Schwertes der Osmanen vor Wien und knüpfte daran einen kurzen Abriß der Geschichte Wiens, der zwar kein belangreiches Ergebniß neuer Forschungen, indeß dennoch in bündiger Auswahl jene Momente der Vergangenheit dieser Stadt vor Augen führte, die man zu jener Zeit für die hervorragendsten und mit großer Zuversicht auch für völlig ausgemacht hielt.

Wolfgang Laz wurde zu Wien in dem seinem Vater eigenthümlich gehörigen Hause am Kienmarkt, Lazenhof Nr. 1 (Fischhof 2, alt 500), am 31. October 1514 geboren, als Sohn des berühmten Arztes und Professors an der Wiener Universität Simon Laz (geb. in Stuttgart, gest. in Wien 1532) mit Ottilie Schallautzer, Schwester des berühmten Hermes Schallautzer, deren einziger Sohn er wohl gewesen, jedoch nicht das einzige Kind, denn er hatte zwei Schwestern: Margaretha, Gattin des „Scherers" Andreas Enkhofer, und Katharina, Gattin des Andreas Fetz, Apothekers und Wiener Bürgers. Noch bei Lebzeiten seines Vaters wurde Wolfgang in die medicinische Facultät aufgenommen (1530), sodann 1541 Feldarzt bei der kaiserlichen Armee in Ungarn, bekleidete 1546 bis 1560 die Würde eines Universitäts-Rectors, 1546 durch die Verleihung des österreichischen Adels vom Kaiser ausgezeichnet, zugleich Universitäts-Professor, 1564 vermälte er sich zum zweiten Male mit Elisabeth Amaßöder (die sich später mit Philipp Person, des äußeren Raths, vermälte und 1594 starb) und starb am Morgen des 19. Juni 1565. Er wurde in der Kirche zu St. Peter beerdigt und ihm auch daselbst ein schönes marmornes Denkmal gesetzt. Hatte er doch sich bei deren Erneuerung thätigst bemüht und größtentheils die Kosten der Reparatur getragen, wofür er 1557 zum Kirchenmeister ernannt wurde.

Schon im Jahre 1545 hatte Laz das Manuscript zu seiner Geschichte Wiens vollendet und den Herren der Stadt Wien gewidmet, welche seine rühmliche Leistung anerkannten und ihm eine schöne Gabe reichten, dann noch mehrere historische, archäologische und genealogische Werke geschrieben, denen es, trotz mancher Unrichtigkeit und großer Parteilichkeit, gewiß nicht an Verdienst mangelt. Sein Lieblingsstudium war jedoch die Archäologie, wozu ihn die Ausgrabungen seines Oheims Schallautzer anreizten. Er besaß viele merkwürdige römische Inschriftensteine, die in seinem Hause standen, zum Theil an demselben eingemauert waren, größtentheils aber bei den Umbauten spurlos verschwunden sind. Einige wenige wurden bei der gänzlichen Demolirung 1853 aufgefunden.

Laz war ferner in mancherlei Kunst erfahren, so arbeitete er die von Cuspinian gezeichnete Karte über Niederösterreich um, welche 1562 vollendet wurde und die er wahrscheinlich selbst in Holz schnitt, denn wenn er, wie öfter geschah, in Wien keinen Künstler fand, der ihm die Figuren zu seinen historischen und numismatischen Werken hätte fertigen können, besorgte er diese Arbeit selbst. Das diesem Werke (Seite 737) beigegebene Porträt des Doctors Laz ist eine getreue Copie der Lautensack'schen Radirung und mit Laz' Autograph.

B. Die Pläne von Wolmuth und Hirschvogel.

Das Wiener Stadt-Archiv bewahrt eine kostbare Reliquie, und zwar ist dies ein 6 Fuß hoher und 8½ Fuß breiter Grundriß der Stadt Wien, welcher die Inschrift trägt: „Die fürstlich Stat Wien in Oesterreich, wie sie in ihrem Vmbschwaif (Umfang) oder Zarg (Einfassung) bestoßen auff recht geometrisches Maß in Gruntmaß gelegt und gerissen, sambt irn Nummeren, schritten, auslagn und schmiegen. Nach der Mauer herumb mit den Pasteien, Thürmen und Graben, wie sie dan zum tail gemacht und noch zu machen vonnöte aus diesem hienach gesetzten Tailler oder Maßstab, deren 100 Clafftr inhalb der obgesetzte Werkschuh abgetailt und die verkhürzung oder verjüngung zusammengezogen und gebracht, wie vor auge durch mich M. (eister) Bonifacius Wolmuet, Stainmez, Bürger zu Wien. Anno Dom. Im 1547".

Der Plan selbst liefert ein Bild der inneren Stadt und der Vorstädte, wie sie zur Zeit der fortificatorischen Neugestaltung in jenen Tagen beschaffen waren;

da derselbe einen höchst interessanten Einblick in die räumlichen Verhältnisse der damaligen Zeit gestattet, so ist er von doppeltem Werth für die gegenwärtige Aera, in welcher abermals eine Neugestaltung Wiens erfolgt ist. Aus dem Plane nun geht deutlich hervor, daß die Gestalt der inneren Stadt durch beinahe dreihundert Jahre (bis 1858) keine wesentliche Aenderung erlitt; es verschwanden wohl einzelne Gassen und Häusergruppen, die Hauptverkehrsadern jedoch und mit ihnen natürlich die Hauptgruppirungen sind im Allgemeinen dieselben geblieben wie damals.

Man hatte sich in Wien wie in Deutschland von dem Entsetzen erholt, welches die Türkenbelagerung verursachte, man erkannte nunmehr neuerdings die hohe Bedeutung Wiens als stark befestigter Punkt zur Abwehr der aus dem Osten Europas einbrechenden Feinde und war tief durchdrungen von der Wichtigkeit, Wien zu einem „Bollwerke der Christenheit", wie man es nun gerne nannte, umzugestalten. Wohl hatte es schon früher nicht der Stadt an Befestigungswerken gefehlt, aber die Ringmauern und Thürme genügten seit Erfindung des Schießpulvers nicht mehr, weshalb der Plan zu einer Neugestaltung des Wiener Befestigungs-Systems nicht nur seine volle Berechtigung hatte, sondern geradezu strenge geboten war. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, Wien mit einem Kranze tüchtiger Basteien zu umgeben, die Stadtgräben tiefer und breiter anzulegen, und ein kaiserlicher Befehl verbot strenge, daß Jemand unter 50 Klafter breit von dem Stadtgraben ein Gebäude aufführe. Es war das Bestreben, die Stadt mit riesigen Steinmassen und Vorwerken zu umgürten und sie dergestalt in einer Weise zu befestigen, daß man den Gefahren einer neuerlichen Belagerung möglichst erfolgreich zu begegnen vermöchte. Der Plan gelangte zur Ausführung und auf denselben gründet sich im Allgemeinen die Gestaltung der inneren Stadt bis zum Jahre 1858, wo der unbrauchbar gewordene Mauergürtel fiel. Bis zuletzt trug sie das Gepräge jener Epoche deren Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, die Stadt gegen äußere Feinde zu vertheidigen. Man konnte sich daher in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Einsicht nicht verschließen, daß bei dem Umstande, als ein großartiges Netz von Eisenbahnen Wien zu einem Verkehrspunkte ersten Ranges erhoben, die wieder aufgesuchten alten Handelswege nach dem Oriente die Stadt zu einem der wichtigsten Stapelplätze zwischen dem Westen und Osten Europas gemacht, als Wien, die Residenz des Kaisers und Sitz der Centralstellen der Regierung, den außerordentlichsten Aufschwung des geistigen und materiellen Lebens genommen hatte, wo endlich die Scheidungslinie zwischen der Stadt und den Vorstädten seit Langem schon höchst beschwerlich fiel, daß also bei solchen Umständen der Umfang und die Gestalt der inneren Stadt den modernen Bedürfnissen keineswegs genügte. In Betracht zu ziehen kamen nicht minder die großartigen Veränderungen, die sich während der drei Jahrhunderte in dem äußeren und inneren Leben Wiens ergeben hatten, der gewaltige Unterschied zwischen beiden Epochen, welche Wendepunkte in der Umgestaltung der großen Donaustadt bildeten.

Auf dem Wolmuth'schen Plane sind jene Befestigungen zu unterscheiden, welche damals schon zur Ausführung gebracht und welche nur erst entworfen waren, um später thatsächlich in Ausführung zu kommen. Zur Zeit der Anfertigung des Planes war z. B. nur einer der beabsichtigten „Cavaliere" (Festungsaußenwerke), und zwar der Dominicaner-Cavalier fertig; die übrigen wurden erst in den Jahren 1552, 1554, 1555, 1561, 1646, 1659 und 1664 gebaut; trotzdem wurden sie von Wolmuth als bestehend eingezeichnet. Er giebt aber durch eine roth eingezeichnete Umfassungslinie verläßliche Anhaltspunkte darüber, welchen Rayon die Stadt zur Zeit der ersten Türkenbelagerung gehabt und wie die alten Festungswerke angelegt waren. Von den alten Thoren der Stadt ist noch das Werder-

thor zu bemerken, das später zugemacht und an dessen Stelle das neue Thor errichtet wurde, so wie das Thor beim Salzthurm, welcher gleichfalls nicht mehr besteht. Alle übrigen Eingänge der Stadt (das Rothenthurmthor ausgenommen) waren noch 1858 unverändert an ihrem Platze und auch nicht mehr Verbindungspunkte zwischen der Stadt und den Vorstädten, als vor Jahrhunderten waren. Die Stadtgräben sind auf dem Wolmuth'schen Plane in einer Tiefe und Breite angegeben, wie sie angelegt werden sollten, nicht wie sie damals wirklich schon bestanden.

Verfolgt man die Anlage der Straßen und Plätze im Inneren der Stadt, so bemerkt man an verhältnißmäßig wenigen Punkten bedeutende Abänderungen von der heutigen Gruppirung. Noch besteht in der k. k. Hofburg der Cillierhof, in den später theilweise der „Amalienhof“ eingebaut wurde, der „Schweizerhof“ ist vereinzelt und umgeben von dem Zier- und Irrgarten, der sich bis an das Augustinerkloster anlehnte; an dem Platze der neueren Reichskanzlei ist noch die alte Gruppirung der Häuser vorhanden; dort, wo die sogenannte „Stallburg“ sich befindet, ist der Grundriß einer Kirche eingezeichnet, welche auch nie über die Fundamente hinausgebaut und worauf die nachmalige Stallburg auch wirklich aufgeführt wurde; in deren Nähe treffen wir das Haus der Grafen Salm (später gräflich Fries'sches, heute markgräflich Pallavicini'sches Palais), welches gegenwärtig noch in seinen Hauptmauern besteht und nur in neuerer Zeit adaptirt wurde. Am Graben begegnen wir dem alten Peilerthor mit seinem Thurm; die Seilergasse mündet noch bis auf den Schweinsmarkt (heute Lobkowitzplatz) aus, was sich erst zu jener Zeit veränderte, als das Kapuzinerkloster entstand. Auch die Riemerstraße verlängert sich bis in das alte Auwinkel und man bemerkt daher die Anlage dieses Stadttheiles, bevor die Jesuiten die Universität erhielten und die bedeutenden Umbauten führten.

Bei St. Ruprecht besteht noch die alte Fischerstiege, die bei Erbauung des Klosters der Carmeliterinnen (an Stelle des heutigen Polizeihauses in der Sterngasse) aufgelassen wurde; im Elend der alte Judenthurm und die Physiognomie dieser ganzen Gruppe, worauf sich später das k. k. Arsenal (Renngasse) erhob, welche aber in jener Zeit sich noch auf einer Insel der Donau in der Nähe des oberen Werds (Roßau) befand. Am St. Stefansplatz sieht man den alten Freithof mit der Häuserreihe vor der Kirche, mit dem Heilthumsstuhl und der Magdalenakapelle in der Ecke, dann das kleine Rauber- (Raber-?) Gäßchen, welches heute gänzlich verschwunden ist. Die Brandstätte, wo damals die Wechsler ihre Sitze gehabt, ist noch unverbaut. Am Petersplatz besteht die alte Kirche und der Pranger. Am Hof zeigt sich die genaue Lage der St. Pankrazkapelle (worüber einst recht viel gestritten wurde), am Michaelsplatze steht die Kirche frei und ohne Anbauten mit dem Freithof und den Fleischbänken; beim Minoritenkloster haben sich noch einige Weingärten erhalten. Von den Klöstern und Kapellen, welche heute nicht mehr vorhanden sind, damals jedoch noch bestanden, zeigen sich: das St. Clarakloster, welches nach der Türkenbelagerung zum Bürgerspital einbezogen wurde, im Eck die St. Paulkapelle, das Kloster der Himmelspforte, das Hieronymuskloster der Büßerinnen (heute Franciscaner), das St. Niklas- und St. Laurenzkloster.

Bei den Vorstädten und Glacis, insoweit selbe auf dem Wolmuth'schen Plane berührt sind, zeigen sich: vor dem Kärntnerthore der Gottesacker, wo einst die Kolomanskirche stand; von hier bis zum Stubenthor ist die Stadt mit Gärten und Landhäusern umgeben und ein künstlich gebauter und von der Wien abgeleiteter Mühlbach, welcher vier Mühlen treibt, ergießt sich in die Donau. Vor dem Stubenthore, diesseits des Mühlbaches, steht eine Häuserreihe und längs der Ufer des Mühlbaches bis zu dem letztgenannten Thore zeiht sich der Ochsengries (Ochsenmarkt) hin. Vor dem Rothenthurmthor sieht man die alte Schlagbrücke mit den

Fleischbänken, zwei Inseln: die Schütt (Schüttel, angeschüttetes Land bedeutend) und das Arsenal; im oberen Werd (Roßau) das einstige St. Johann und in der Gegend der heutigen Roßau den Büchsen- und Stachelziehstadel, d. i. die Schießstätte für die Büchsen- und Armbrustschützen (unter Stahl war der Bolz verstanden), der Uebungsplatz für die wehrhaften Stadtbürger, welche bei der ihnen anvertrauten Stadtvertheidigung auch beständiger Uebungen in Schutz- und Trutzwaffen beflissen sein mußten. Vor dem Schottenthor mündet eine Straße gerade



Augustin Hirschvogel's Plan von Wien 1547. (Seite 754.)

gegen die Siechenals aus und die Als ergießt sich, künstlich hereingeleitet, in die Stadtgräben. Vor dem Burgthore durchschneiden der Ottakringer-Bach und die nach St. Ulrich und der Laimgrube führenden Straßen die Gärten. Gegenüber dem Burgthore ist ein Safrangarten und in der Gegend des heutigen Getreidemarktes die Martinkapelle sichtbar.

Wie sich aus dem ganzen Plane ergiebt, war die Stadt in der Zeit, welcher die Abbildung entstammt, nur schwach mit Häusern besetzt. Abgerechnet von den gegen die modernen viel größeren Hofräumen zeigen sich etwa anderthalbhundert Rasenplätze und Gärten. Zu beiden Seiten des Minoritenplatzes erblickt man zwe nicht unbeträchtliche Weinpflanzungen innerhalb der Stadtmauern; noch heute ha

sich dort ein sehr hübscher und verhältnißmäßig großer Garten erhalten. Die Aera der einzelnen Bürgerhäuser nimmt gemeiniglich nur eine sehr kleine Fläche ein, wie uns denn überhaupt die ältesten Abbildungen die Behausungen der Stadtbürger als klein und unansehnlich, häufiger ebenerdig als mit einem Stockwerke und höchstens unter dem spitzauslaufenden Satteldache mit engen „Dachstüblen“ versehen zeigen. Diese Art des Wohnungsbaues wurzelt eben in der charakteristischen Sitte der älteren Zeit, wo es der Bürger liebte, seine liegende Habe möglichst einzufriedigen und nach außen abzuschließen. Ihn drängte ja keine Nothwendigkeit, das Haus mit anderen Miethern zu theilen; er wollte es allein bewohnen und darin Herr sein, weshalb er es eben nur für sich und seine Familie hinreichend erbaute, welche echt deutsche Sitte und Gewohnheit weit in's Alterthum zurückreicht.

Es ist schwer zu bestimmen, zu welchem Zwecke eigentlich der Bau- und Steinmetzmeister Bonifaz Wolmuth diesen Plan angefertigt, obwohl in gewisser Beziehung dadurch erklärt, daß derselbe bei den Festungsbauten viel beschäftigt war. — Der Werth des Planes beruht darin, daß der Rayon der Stadt und Vorstädte, die Straßen, Plätze und einzelnen Gebäude mit großer Genauigkeit und Sorgfalt vermessen und eingezeichnet sind, mithin derselbe ein verläßliches Bild der damaligen Physiognomie von Wien liefert. — Was den Künstler selbst anbelangt, so war Bonifaz Wolmuth ein aus Frankfurt am Main stammender Architekt, der sich



Das alte Landhaus. (Seite 760.)

in Wien ansäßig machte und im Jahre 1547 Dombaumeister bei St. Stefan und der Steinmetzen Zechmeister (Vorstand), in welchem Jahre er auch seinen großen Grundriß der Stadt, den dritten nach dem Alter, vollendete und „vmb seines gehabten vleis mit vysirung und grundtlegung der Stat Wien“ 20 Pfund Pfennige verehrt erhielt, wurde und 1555 bereits als „römisch-königlicher Majestät Baumeister und Burger von Wien“ den alten Pempflinger Hof am Katzensteig (Seitenstettengasse 4, alt 494) erkaufte. Im Jahre 1487 gehörte er dem Stadtrathe Christoph Pempflinger, 1565 wurde er getheilt, so daß ein zweites Haus (Rabenplatz Nr. 2, Seitenstettengasse 6, alt 493) entstand; 1590 war der Hausbesitzer Mathes Wolmuth, „Römisch-kaiserlicher Majestät Gegenhandler“ (d. i. ein vereidigter Schreiber bei den Amtskassen, welcher außer dem ordentlichen Schreiber ein Rechnungsbuch führte, das das Gegenbuch genannt wurde, also ein Controlor) und waren auch früher in dem Hofe dieses Hauses folgende Inschriften zu sehen: „Haec ego Mathias Vollmuth monumenta paravi. Essent ut generis Signa relicta mei MDLXXXIX“. (Diese Denkmäler habe ich, Mathias Wolmuth errichtet; mögen sie zurückgebliebene Zeugen meines Geschlechtes sein); dann: „Hanc sibi, post ortos terrae saepissime

motus, Mathias struxit Wolgemut ipse domum MDLXXXI". (Dieses Haus hat sich Mathias Wolmuth nach häufigen Erdstürmen selbst erbaut.) Das hier erwähnte Erdbeben fand am 15. September 1590 statt. Wolfgang Laz nennt dieses Haus als „ruinosa admodum, et ut communis fama tenet, quondam Urbis castrum". (Gegenwärtig eine Ruine und wie die Volksmeinung behauptet, einst das befestigte Lager der Stadt); und Heinrich Abermann (Professor an der Universität, 1618 Rector, der berühmte Uebersetzer des Laz, geb. 1583, gest. 1622) sagt darüber: „Pempfling, deren Behausung ist sehr Baufällig, und wie das gemeine geschrey ist, war sie vor Zeiten der Stadt Burg". Zunächst diesem Hause (Bild Seite 185 ersichtlich) stand bis zu dessen Neubau im Jahre 1825 das Stadtthor, welches die vormals als Katzensteig benannte Gasse absperrte (Bild Seite 184). Es mag vorerwähnter Mathias der Sohn des Bonifaz, jedenfalls aber ein Verwandter gewesen sein. Der am 10. September 1793 im 53. Lebensjahre verstorbene „Weinwirth" zum „weißen Lamm", Johann Wohlmuth, Besitzer des Hauses Nr. 25 in der Matzleinsdorferstraße (alt Nr. 4), rühmte sich der Abstammung von dem Bauherrn. Von mancher Seite wird behauptet, daß auch der berühmte Maler, Bildschnitzer und Holzschneider Michael Wohlgemuth (geb. in Nürnberg 1434, gest. daselbst 1519), welcher mehrseitig als Verfertiger des herrlichen Flügelaltares in der Schatzkammerkapelle des Stefansdomes gilt, zur Familie des Bonifaz Wolmuth gehöre.

Bereits wurde (S. 636) erwähnt, daß das Steinbild, welches der Volksmund höchst bezeichnend nur den „Fenstergucker" nennt und von dem (S. 632) eine Abbildung gebracht wurde, den Bonifaz Wolmuth vorstellen soll, und diese wohlbegründete Meinung fußt auf dem Umstande, daß 1547 bis 1549 der Bau der Kärntner-Bastei durchgeführt wurde, daß er damals (1548) als Steinmetz in den Finanz-Acten genannt wird, daß er auch im früheren Jahre (1547) der Steinmetzer Zechmeister gewesen und auch seinen großen Grundriß der Stadt vollendete, wofür er „vmb seines gehabten vleis mit vhsirung und grundtlegung der Stat Wien" 20 Pfund Pfennige verehrt erhielt. Da ist es denn doch kaum zweifelhaft, daß ihm der Thorbau übertragen war, und daß er, der damaligen Sitte nach, sich an dem Baue durch seine Büste verewigt hatte. Es spricht auch die ganze Sculptur für diese Vermuthung; mit Rücksicht auf die Gestaltung und Charakterisirung der Figur, deren Tracht und mit Beziehung auf den Bauriß in deren Hand kann man nur den Baumeister darin erkennen.

Als vierter und für das Studium der Gestaltung Wiens sehr wichtiger Plan muß der große Rundplan des Kupferstechers Augustin Hirschvogel namhaft gemacht und eingehender besprochen werden. Derselbe ist ursprünglich auf einer runden, $10^{3}/_{4}$ Fuß messenden Holztafel mit Tusch gezeichnet und mit Oelfarben übermalt; er datirt ebenfalls aus dem Jahre 1547 und wurde von dem Künstler selbst behufs größerer Verbreitung in sechs Folio-Kupferplatten radirt und herausgegeben. Sowohl Rundtafel wie Platten werden im Gemeinde-Archiv aufbewahrt. Die Abdrücke sind jedoch schon sehr selten geworden, und wir geben daher anbei eine getreue verkleinerte Copie des Planes (Bild S. 752), in welchem aber die auf Hirschvogel's Plan eingezeichneten Namen der Gassen und Gebäude durch Ziffern ersetzt sind: I. Burgbastei, II. Röm. königl. Majestät Bastei, III. Schottenthor, IV. Judenthurm, V. Berathschlagte (vorgeschlagene) Bastei durch Augustin Hirsfogel, VIII. Im oberen Werd (Roßau), IX. Salzthor, X. Rothethurm, XI. Im unteren Werd (Leopoldstadt), XII. Biberbastei, XIII. Prediger- (Dominicaner-) Bastei, XIV. Stubenthor, XV. Jakoberbastei, XVI. Im Winkel eine Katze (Festungswerk mit Schirmdach) inwendig der Stadt zu machen, durch Augustin Hirsfogel berathschlagt, XVII. Heiners Bastei, XVIII. Kärntnerthor, XIX. Herrn Linhard Freiherrn von Fels seligen berathschlagte Bastei. Ferner:

1. Der Röm. Kön. Maj. unsers allergnädigsten Herrn Burg, 2. Augustinerkloster, 3. Augustinergasse, 4. Röm. kais. Maj. Zeughaus, 5. Graf von Salm (Haus), 6. Niederösterreichische Kanzlei (heute Dorotheergasse 20, Josefsplatz 6, alt 1156), 7. St. Dorothea, 8. St. Michael, 9. Schweinmarkt (Lobkowitzplatz), 10. Bürgerspital, 11. St. Clara, 12. Am Roßmarkt (Stock-im-Eisenplatz), 13. Neuer Markt und Mehlgrube, 14. Hinter dem Neuen Markt, 15. Hinter St. Dorothea, 16. Färbergasse, 17. Roth- (Rath-) Straße, 18 Breiden- (Bräuner-) Straße, 19. Am Kohlmarkt, 20. Walch- (Wallner-) Straße. 21. Schaufel- (Schaufler-) Gasse, 22. das neue Spital, 23. Zum innern Brüdern (Minoriten), 24. Cillyerhof (heute Amalienhof), 25. Landhaus, 26. Da der Wolf den Gänsen predigt, 27. Hinter St. Pankraz, 28. Auf dem Bühel, 29. Auf dem Mist, 30. Auf dem Steinfeld. (Diese drei letzteren Theile der Freiung.) 31. Hintere Schenkenstraße, 32. Vordere Schenkenstraße, 33. Teinfaltstraße, 34. Schottenkirche, 35. Schottenhof, 36. Salzburger-Hof, 37. Im Elend (Parisergasse 1, Hof 16, alt 420), 38. Auf der Hohen Brücke, 39. Im Tiefen Graben, 40. An der Herzogen Hof, 41. Lederhof, 42. Unter den Ferbern, 43. Zum sieben Brunnen (Grünangergasse 6, alt 842), 44. Unser Frauen Kirche, 45. Auf Unser Frauen Stiege, 46. Rathhaus, 47. Wiltwerker- (Wipplinger-) Straße, 48. Judenplatz, 49. Schulhof, 50. Judengäßchen, 51. Weiße Brüder (Carmeliter am Hof), 52. Unter den Spenglern, 53. Bognergasse, 54. Haarhof, 55. Peilerthor, 56. Naglergäßchen, 57. Am Graben, 58. St. Peters-Freithof, 59. Das alte Zeughaus, 60. Das Hubhaus, 61. Bei der Hollerstaude, 62. Freisinger-Hof, 63. Unter den Goldschmieden, 64. Brandstatt, 65. Kramergasse, 66. Bauernmarkt, 67. Münzerstraße, 68. In der Landskron, 69. Taschnergäßchen, 70. Hühnergäßchen, 71. Bürgerschranne (Gerichtshaus), 72. Kammerhof, 73. Lichtensteg, 74. Hoher Markt, 75. Bilpingerstraße, 76. Schiltergäßchen, 77. St. Salvator, 78. Unter den Sattlern, 79. Tuchläden (Tuchlauben), 80. Fischerstiege, 81. Salzgries, 82. Zum blauen Hecht, 83. Rot Kros (rother Krebs), 84. Kienmarkt, 85. Zu den sieben Schwibbögen, 86. Pragerhaus, 87. St. Rupprecht, 88. Schabdenrüssel, 89. Rothgäßchen, 90. Fischhof, 91. Kochgäßchen, 92. Am Steg, 93. Zum goldenen Hirsch, 94. Zum goldenen Wolf, 95. Haarmarkt, 96. Lugeck, 97. Junker Laszla (Federlhof), 98. Regensburger-Hof, 99. Heiligenkreuzer-Hof, 100. Grashof, 101. Auf der Muster (Griechengasse), 102. Untern Hafnern, 103. Alter Fleischmarkt, 104. Im Auwinkel, 105. St. Lorenz, 106. Der Stadt Zeughaus. 107. Kölnerhof, 108. Hintere Bäckerstraße, 109. Vordere Bäckerstraße, 110. Collegium Universale, 111. Aula Universitatis, 112. Zu den Predigern, 113. St. Jakob, 114. Römer- (Riemer-) Straße, 115. Wollzeil, 116. Schulstraße, 117. Juristenschule, 118. St. Annahof, 119. Bischofshof, 120. St. Stefan, 121. St. Magdalena, 122. Deutsches Haus, 123. Blutgäßchen, 124. Parfotten (Barfüßer), 125. St. Hieronymus, 126. In der Sinniger- (Singer-) Straße. 127. Vor Zeiten untern Schlossern, 128. In der Weihenburgk (Weihburggasse), 129. Burger-Schul (Churhaus am Stefansplatz), 130. Auf der Dacken, olim (einst) auf der Hilm (heute Blumenstockgasse), 131. Himmelspforte, 132. Auf'm Steig. 133. Trabantenstraße (Traiboten-, heutige Rauhensteingasse), 134. Auf'm Rauhenstein (heutige ungarische Krone), 135. Johannesgasse, 136. Pippingerstraße (heute Annagasse), 137. St. Anna, 138 und 139. St. Johannes, 140. Krug- (Kruger-) Straße, 141. Kärntnerstraße, 142. Mehlgrube, 143 und 144. Hasenhaus (richtig Hasbannhaus), 145. Stock-im-Eisen, 146. Untern Seilern, 147. Rosengäßchen, 148. Am alten Roßmarkt, 149. Hochstraße (Herrngasse), 150. Im Strauchgäßchen, 151. Do der Heid schuſt (Heidenschuß), 152. Auf der Goldschmied, 153. Des Marcus Curtius Loch (auf dem Platze vor dem Regensburger-Hof am Lugeck). — Man sieht, daß sich der allergrößte Theil dieser Straßen- und Gebäude-Namen bis heute erhalten hat.

Man hat aus einer Aufschrift dieses Planes (unter dem Zirkel unten links), „Feci ego laborem, tulit alter honorem" (Ich habe die Arbeit gemacht, ein Anderer heimste die Ehre ein) schließen wollen, daß dieser Plan vor dem des Wolmuth verfertigt worden sei, und daß die beiden Reimzeilen Wolmuth beschuldigten, er hätte seinem Vorgänger, nämlich Hirschvogel, den Rang abgelaufen. Diese Ansicht ist bestimmt nicht die richtige, da erstens Wolmuth's Plan allenthalben ganz verschiedene, von jenem Hirschvogel's völlig unabhängige Details zeigt und durchaus auf eigenen Aufnahmen beruht, und zweitens vor Allem deshalb nicht, weil die veranlassende Aufschrift viel natürlicher eine völlig verschiedene, dabei aber sehr nahe liegende Deutung zuläßt, d. h. sich ganz einfach auf den darüber stehenden Maßstab bezieht, zu welchem in der von Hirschvogel selbst im verkleinerten Maßstabe herausgegebenen Zeichnung noch ein Zirkel tritt, also Werkzeuge, deren unleugbarer Vermittlung der bescheidene Künstler mit seinen Reimzeilen alles Verdienst der Zustandebringung seines Werkes beilegt oder vielmehr selbstredend sich zueignen läßt. Die Inschrift will also besagen: „Wir Werkzeuge machten die Arbeit, der Künstler hat davon die Ehre!" — allerdings logisch nicht richtig, da die Werkzeuge nur Sklaven des schöpferischen Geistes sind.

Was die Person des Künstlers betrifft, war Augustin Hirschvogel um 1503 zu Nürnberg geboren und hatte schon in früher Jugend so viel Talent für die Kunst, daß er bald ein ausgezeichneter Glasmaler, Kupferätzer, Formschneider, Geometer, Ingenieur und Schriftsteller in diesen Fächern wurde. Er durchwanderte Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen und schickte seine Aufnahmen an König Ferdinand I., der ihn höchlich ehrte. Er machte sich zu Wien ansäßig und nahm ein Haus „auf der Tachen bei der Himmelpforte" (heute Blumengasse Nr. 5, Ballgasse 3, alt 928) in Bestand, wo er, mit Hinterlassung seiner Gattin Eva und Kindern, am 5. März 1553 starb. Seinen artistischen Nachlaß: die sechs Kupferplatten, den Rundtisch, den ganzen Reißzeug, Vermessungs-Instrumente und einige Aufnahmsberechnungen, nebst dem von ihm selbst radirten eigenen Porträt verwahrt das städtische Archiv; nicht minder ein sehr schönes Manuscript mit der Relation seines ganzen Verfahrens bei der geometrischen, 1547 angefangenen Aufnahme der inneren Stadt Wien (vom Jahre 1552) und mit einer Lehre über die Meßkunst überhaupt.

C. Die Festungswerke und Basteien.

Wie schon erwähnt, richtete ganz Deutschland die Augen auf die glücklich abgewehrte Belagerung Wiens und auf dessen Wichtigkeit als Vormauer des Christenthums gegen die drohende Macht des Islams. Daher kam es denn auch, daß, als man sofort zur Herstellung neuer, verbesserter Festungswerke schritt, sich die sonst so sparsamen Reichsstände, die Städte Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Ulm, Cöln, Kolmar, die Herzoge von Sachsen und Baiern zu ansehnlichen Beiträgen herbeiließen.

Und so wurden in Oesterreich und Wien selbst alle Kräfte angespannt, um die Befestigungsarbeiten zu betreiben. Abgesehen von den Beiträgen der Stadt, der Stände und Landgemeinden, sowie der von außen fließenden Mittel wurden noch außerordentliche Verfügungen getroffen. So erging 1532 ein Erlaß des sonst so eifrigen katholischen Königs Ferdinand, die Kelche der Kirchen in Nieder- und Oberösterreich abzuliefern, um aus deren Ertrag den Bau der Vorwerke zu bestreiten. In den Kirchen wurden Sammlungsbüchsen aufgestellt und der vierte Theil der geistlichen Güter verkauft und der Erlös zum Bau angewiesen.

Wie die Befestigung beabsichtigt wurde, erhellt aus einem Schreiben der Kammerräthe an König Ferdinand vom Jahre 1531. Es heißt darin: „Daß

die Stadt Wienn für ainem ernst und fürnemblich gegen ainem solichen mechtigen gewaltigen veindt dem Türggen nit wol anderst oder nüczlicher und pesser zu der were gepaut und bevestiget werden muß, dann mit 5 oder zum wenigsten 4 auswendigen pasteyen um den stadtgraben hinumb, dazwischen inwendig der Stadt etlich Cavalier und Katzen (innere Befestigungswerke) auch auswendig im Graben Streichwehr (d. i. Festungswerk, von welchem aus man die benachbarte Gegend mit Geschütz bestreichen und dadurch vertheidigen kann) sein sollen." Das Schreiben sagt weiter, daß eine dieser Basteien bei der Burg schon angefangen sei und in vier Monaten ausgebaut sein könne, fügt aber die schlimm ahnungsvolle Bemerkung bei, „wenn es nicht an Geld fehle".

Bald darauf wurde Befehl gegeben, die Vorstadt vor dem Stubenthor (die öfter erwähnte Schöff-, d. h. Schiffstraße), welche sich wegen ihrer nahen Lage bei der Belagerung als besonders gefährlich erwiesen hatte, abzubrechen und den Hauslosen einstweilen in den Klöstern Unterkunft zu geben. Um den Bau zu fördern, verwendete man Kriegsleute zu den Maurerarbeiten, und die Kalkbrenner in Rodaun, Kalksburg, Mödling und Perchtoldsdorf wurden zur Herbeischaffung von Kalk verbunden. Im Jahre 1537 erbat die Gemeinde Wien die Befreiung von der Brückenmauth, indem ihr durch den Festungsbau große Ausgaben erwuchsen und noch viel zu thun sei. Die Stadtmauer sei beim Kärntnerthor über 60 Schritte lang, mehrfach zerrissen, beim Rothenthurm die Gestätte weggerissen, die Schlagbrücke sei gleichfalls schlecht, und so kommen der Stadt so vielfache Arbeiten zur Last, daß es ihr unmöglich sei, alle Steuern und Abgaben zu leisten.

Die Oberleitung der Neubauten war dem Oberbaumeister der Stadt Hermes Schallautzer (geb. 1503, gest. 1563, Oheim des Geschichtsschreibers Laz, Besitzer des Hauses Nr. 13 am Graben, alt 571) übertragen. Neben ihm wirkten der kärntnerische Meister Dominik Illalto, durch Obersthofmeister und General-Oberstfeldhauptmann Leonhart II. Freiherr von Vels (geb. 1497, gest. in Wien 1545, Besitzer des Hauses auf dem Petersplatz Nr. 7, Jungferngasse 2, alt 571) zur Berathschlagung wegen der Basteien und Befestigung der Stadt hierher gerufen, um jene Bastei bei den Dominicanern anzugeben, auszustecken und nach der Vermessung in's Modell zu bringen; die vom Palais des Erzherzogs Albrecht gegen das Glacis hinaus vorspringende Bastei nannte Hirschvogel auf seinem Plane von Wien: „Herrn Linhart Freiherrn von Fels seligen beratschlagte Paßthei"; an der Dominicaner-Bastei war zum Gedächtnisse an deren Entstehung durch den Oberstfeldhauptmann eine von Laz verfaßte Inschrift in Stein gehauen; der königliche Baumeister Francesco de Pozzo aus Mailand (ihm verehrte die Bürgerschaft für seine zweijährige Mühe bei dem Baue der vorgenannten Bastei 60 ungarische Goldgulden), ferner Sigmund Prato vecchio de Pisa (1551), Peter Ferabosco, Hofbaumeister (1559), Wolfgang Reiberstorfer, Stadtpolier, Augustin Hirschvogel, Bonifaz Wolmuth, Sebastian Tscherte, kais. Rath, Baumeister zu Brünn, dann in Wien (hier Besitzer des Hauses Nr. 11, alt 439, in der heutigen Kleeblattgasse), Benedict Kölbl (Besitzer der Häuser Nr. 2, Füttterergasse, alt 384, und Schulhof 6, alt 413), Leonhard Eigkl, Martin Harbit (1548), welche sich alle leitend oder ausführend an dem Zustandekommen betheiligten.

Ein dem Könige 1548 von Schallautzer überreichter Bauplan schlägt vor: „Die Pastei beim Kärnthnerthor zuerst anzugreiffen, die Grundvesten zu graben, die Erde in die Stadt zu führen und einen Wall anzuschütten. Alle Erde aus den Grundfesten der Bastei außerhalb der Stadt soll in die Tiefe der Gärten und Gottesäcker geschüttet und eine Ebenung gemacht werden". Ein Jahr später war der Bau fleißig fortgeführt, die Grundfesten der angefangenen Basteien gelegt, die Courtine (Zwischenwall) bei der Burg um drei Klafter erhöht, drei Stadtthore

vollendet und die Kasematten bei der Burg, 25 Klafter lang und 5 Klafter hoch, fertig.

Eine sehr bewegliche Eingabe vom Jahre 1551 ersucht um Enthebung der Stadt von dem verlangten Darlehen mit 24.000 Gulden und schildert die Zustände der Bürger unter anderm wie folgt: „Die Bürgerhäuser, große und kleine, sein noch über 800 in der Stadt, die beisammen in der Stadt nicht mehr als den vierten Theil occupiren würden, die andern drei Theil der Stadt sein Kirchen, Klöster, geistlich und weltlicher Herrn, vom Adel, Hof und der Universität Häuser, die befreit sind und bisher gar keine Hilfe geleistet haben. Wir müssen allein zur Bewachung der Stadt jährlich aus eigenem Säckel 6000 Gulden geben. Das Einkommen beträgt aber nur 4000, höchstens 5000 Gulden, dagegen wir dermaßen mit ordinari und extraordinari Ausgaben überhäuft sind, daß unser Ober-Stadt-Camrer ein Jahr allein 60.000 Floren Ausgaben verraitet (verrechnet). Seit 1527 sind allein auf Stadtgepew bei 300.000 Gulden ausgeben, außer anderer Unkosten. Neben dem sein die wenigen noch vorhandenen Bürgershäuser in der Stadt warlich über 200.000 Gulden Reinisch haubtguets Burgrechtsweise (durch Satzkapitalien) verpfendt, nicht minder muß ein Jeder sein Hauß, als obs mit nichts beschwärt wäre, vom Gulden Werdts mit 4 und jährlich 3 Kreuzer versteuern, dazu von hundert solichen Burgrechts jährlich bis 14 und 15 Pfund intresse geben, der viel sänfter in einem Bestandzimmer, dann in seinem eigenen Haus und Zins sitzen möchte. (Kommt heute in viel erschreckenderer Weise auch vor.) Die Vorfahren haben sich auch in Kriegsleuffen noch bei Kaiser Friedrich's Zeiten so in Schulden gestoßen, daß wir noch viele Jahre her järlich über 34,000 Gulden verschriebene Hauptsumme auf uns genommen, die wir gar nicht abzuzalen vermögen. Vor 40 Jahren hat ein vermöglicher Bürger an Steur nicht järlich, sondern in drei Jaren einmal 4, 5 und 6 Pfund geben, jetzt aber muß er 40, 50, 60 auch 100 und noch mehr Gulden geben, das nicht lange bestehen kann. Dieser Zeit sind die beschriebenen und geschworenen Bürger nicht vill über 8000, darunter gewißlich der dritt Theil Witib, Waisen und alt unwerhafft leut, die in der Zeit der Noth wenig nutz sein khünden. Wo auch gleich 30 oder 40 vermöglicher Bürger von ihren Häusern etwas genießen, so sein doch gegen 500, die all nit soviel Vermögen noch nutzung haben, wo dann Einer nichts hat, kann er ja nichts geben".

Diese Geldarmuth, an welcher die Stadt wie der ganze Staat litt, verzögerte die Bauarbeiten, und erst nach 1560 wurden die wichtigsten Objecte vollendet. Mit dem Bau der neuen **Basteien** wurde an der Südost-Seite der Stadt begonnen.

Die **Biberbastei** wurde vom kaiserlichen Baumeister Thomas **Eyseler** 1545 bis 1562 erbaut; sie war durch eine hart an die Donau reichende und gegen die Weißgärber gerichtete kleine Schanze verstärkt, welche das „Judenschänzel" hieß. (Erst 1746 wurde ein Thor in derselben angebracht, welches das **Theresienthor** genannt wurde.) — Die **Prediger-** oder **Dominicaner-** oder **Bürger-Bastei**, von der Gemeinde erbaut 1545 bis 1560, erhielt deshalb die Bezeichnung Bürger-Bastei. Das auf der Grundfeste des alten Stubenthurms angelegte **Stubenthor**, auch „ungarisches Thor" genannt (Bild Seite 744), wurde erst gegen 1600 angelegt. Die **Hollerstauden-Bastei**, auch **Wasserkunst-Bastei**, erbaut 1542 bis 1545, erhielt den ersteren Namen von dem daranstoßenden Hause „zur Hollerstaude" (Seilerstätte 16, Himmelpfortgasse 23, alt 957), den letzteren von dem noch bis zur Demolirung der Bastei bestandenen Thurm, in dem sich bis 1683 eine Wasserhebemaschine zur Bewässerung des kaiserlichen Lustgartens in der alten Burg befand. Die **Braun-** auch **Jakober-Bastei**, 1545 bis 1555 erbaut, und zwar ganz auf Kosten der Reichsstände, wie es auch eine in neuerer Zeit verschwundene Inschrift besagte, stand auf dem Flächenraum des heutigen Gebäudes

der Gartenbau-Gesellschaft. Es soll diese Bastei den Namen daher haben, daß der Wiener Volkswitz während des Baues sich geäußert: wenn der Türke es wagen sollte, noch einmal vor Wien zu erscheinen, werde man es ihm hier „braun genug“ machen, d. h. ihn braten, ihm die Hölle heiß machen. Der Name eines Ingenieurs dürfte wohl Ursache der Benennung sein. Auf der Südwest-Seite entstanden: Die Löwel-Bastei (1546 bis 1547), so genannt nach Johann Löbl, Kaiser Ferdinand's I. Rath und Pfennigmeister (Einnehmer der landesfürstlichen Gefälle, gest. 1536), dessen hinterbliebene Familie in der Nähe ein Sommerhaus besaß. Ein Nachkomme, Hanns Christoph Löbl, kaiserlicher General-Feldwachtmeister, Hofkriegsrath, Oberst der Stadtguardi in Wien (geb. 1587, gest. 1638), machte sich ebenfalls um die Verbesserung der Festungswerke der Stadt verdient und bewohnte noch das vorerwähnte Haus. An der Nordwest-Seite wurde die Elend-Bastei 1561 erbaut, ebenfalls auf Kosten der deutschen Reichsstände. Für diese war ein Cavalier (Außenwerk) projectirt und bereits das Erdreich dafür aufgeführt; es unterblieb jedoch der Bau, und auf dem Hügel baute später der Fourier Franz Kögl ein Haus, das nach seinem Erbauer noch bis in unsere Tage den Namen Köglhaus (alt Nr. 1269) führte. Die Neuthor- oder Münch- (Minnig-) Bastei wurde 1558 erbaut.

Das in der Courtine angebrachte Neuthor wurde im gleichen Jahre eröffnet und war somit das älteste der Stadtthore. Dessen Gewölbstein mit der Inschrift „Diser stain wigt 164 Centner 51 Pfund LVIII“ galt als der größte Stein der Stadtmauern Wiens und als Wahrzeichen. Bevor im Jahre 1860 dieses Neuthor demolirt wurde, sah es nach der Innenseite sammt dessen nächster Umgebung so aus, wie das beigegebene Bild (Seite 745) zeigt.

Die Dominicaner-Bastei wurde ganz aus den Quadern des zerstörten Nikolaerklosters auf der Landstraße erbaut. Von deren Erbauer, Leonhard II. Freiherr von Vels, aus altem tirolischen Geschlechte, einem ausgezeichneten Heerführer, ist uns der Grabstein mit seinem Bilde bewahrt, der sich in der St. Stefanskirche am letzten Pfeiler rechts im Presbyterium in der Richtung gegen den Hochaltar befindet. Er ist aus rothem Marmor gearbeitet und dürfte so ziemlich auch die Grabstelle am Fuße des Pfeilers bezeichnen. Zu oberst des mit einer etwas schwerfälligen Einfassung versehenen Monumentes befindet sich das Brustbild eines geflügelten Herolds, in jeder Hand eine halb aufgewickelte Rolle haltend. Darunter ist auf einer weißmarmornen Tafel eine auf den Helden bezügliche Inschrift. Im Hauptfelde steht die fast lebensgroße Gestalt des Freiherrn in voller Rüstung, in der Hand eine Fahne haltend, darauf der gekreuzigte Heiland, die Linke ruht auf dem Schwerte. Unter diesem Relief ist auf einer besonderen Tafel sein Wappen, gehalten von zwei Löwen, angebracht.

Vels' Leistungen als Feldherr stehen in gleicher Höhe mit seinem Verdienste um die Befestigung Wiens; 1540 wurde dieselbe unter seiner Leitung in Angriff genommen und unter seiner Aufsicht bis an sein Lebensende (10. October 1545 im 48. Lebensjahr) fortgeführt.

Auch das Wiener Streitschiff-Arsenal, das bisher auf einer der drei Inseln eingerichtet war, welche dazumal noch an der Stelle der jetzt zusammenhängenden Leopoldstadt bestanden, wurde in die innere Stadt verlegt. 1537 war das neue Arsenalgebäude beim Neuthor vollendet, und es wurde eine Wachordnung erlassen, von welcher bereits früher gesprochen wurde.

Im Jahre 1558 erfolgte der kaiserliche Befehl, daß Niemand auf 50 Klafter weit vom Stadtgraben eine Gebäude aufführen dürfe, welcher Verordnung das erst in jüngster Zeit wieder verschwundene Glacis seine Entstehung verdankte.

D. Gebäude, Landorte und fürsorgliche Einrichtungen.

Unter den zahlreichen Gebäuden, welche in dieser Zeitperiode sich in Wien erhoben, muß als eine der interessantesten Bauten das sogenannte „Landhaus“ (heute Herrengasse 13, alt 30) hervorgehoben werden. Im Jahre 1513 hatten bereits die niederösterreichischen Landstände den Grund dazu gelegt. Es erstreckte sich von der Hochstraße (Herrengasse) bis zum ehemaligen Gitterbrunnen und war schon damals durch ein schmales Gäßchen von dem Regierungsgebäude getrennt. Nach und nach wurden Erweiterungen vorgenommen; 1551 begann der Bau des großen Saales im Quertracte gegen den Minoritenplatz; 1562 die Erbauung des linken Flügels von der Herrengasse bis zum Gitterbrunnen, 1571 die Erbauung eines Tractes gegen die Herrengasse innerhalb des eingegitterten Hofes, 1674 die Erbauung des Tractes vom rechten Flügel des alten Gebäudes bis zur Thormauer in der Herrengasse; 1834 bis 1838 begann der Umbau des Landhauses nach Plänen des Architekten Ludwig Pichl, es wurden jedoch einige der älteren Bestandtheile beibehalten. Noch hat sich dessen alte Ansicht in einer Wilder'schen Zeichnung vom Jahre 1826 erhalten, welche wir hier mittheilen (Bild Seite 753). Sehr interessant war das alte Portal des Landhauses mit den streitenden Rittern (Bild siehe oben), ferner auch die Hand mit dem Schwerte oder einer Tafel mit der das Burgfriedens-Privilegium verkündenden Inschrift: „Der Röm. Kayſ. Mayſt. unſers Allergnädigſten Landsfürſten Ernſtliche Warnung und Befelch iſt, daß ſich Niemand Wer der auch ſein mag unterſtehe, in oder vor dieſem befreyten Landhauß die Wöhr (Wehre, Waffe) zu blößen (ziehen) oder Balgen und zueſchlagen noch zu romorn (lärmen, Aufruhr zu treiben). Welche aber freventlich dawider handeln, daß dieſelben Verbrechen an Leib und Leben nach ungnaden geſtrafft werden ſollen. Actum im 1571 Jahr.“ (Bild Seite 762).



Portal am Landhaus. (Seite 760.)

Ungemein schön von innen war das sogenannte Arcaden-Haus (heute Grabenhof, Graben Nr. 5, Bräunerstraße 2, alt 1133). Im Hofe wurden die rundbogigen Arcaden und eine sehr schöne Schneckenstiege allgemein bewundert; das Gebäude war überhaupt eines der schönsten unter den wenigen bis in die neueste Zeit bestanden habenden ausgezeichneten Bauten des 16. Jahrhunderts in Wien. (Bild Seite 768).

Auch die Salvatorkapelle bekam in jenen Tagen ihre neue, noch jetzt gangbare Bezeichnung. Es war der Rector Peter Hainvogel (1496 bis 1521) beim Papste Leo X. eingeschritten gegen die mißbrauchende Bezeichnung des Salvatorbildes auf dem Hochaltar als „St. Ottenhaim". Im Jahre 1515 hatte der Papst mit besonderer Bulle diese Bezeichnung verboten, die Verehrung eines St. Ottenhaim als Ketzerei erklärt und die Kapelle mit St. Salvator bezeichnet. Zur Erinnerung an diesen Act prägte der Stadtrath die ersten „Salvator-Medaillen" aus. Solche Denkmünzen wurden dann regelmäßig bei jeder neuen Bürgermeisterwahl, die alle drei Jahre vor sich ging, an die Rathsmitglieder vertheilt. Seit dem Jahre 1578 jedoch erhielten die Mitglieder alljährlich (nämlich gelegentlich des Jahreswechsels) solche Denkmünzen im Gewichte von sechs Dukaten anstatt der früheren Bezüge von Wein, Confect und Fischen, und diese Sitte erhielt sich bis zur Regulirung des Stadtrathes im Jahre 1783, von welcher Zeit an die Salvator-Medaillen ausschließend nur an solche Bürger vertheilt wurden, die sich besondere Verdienste um die Gemeinde erworben hatten.

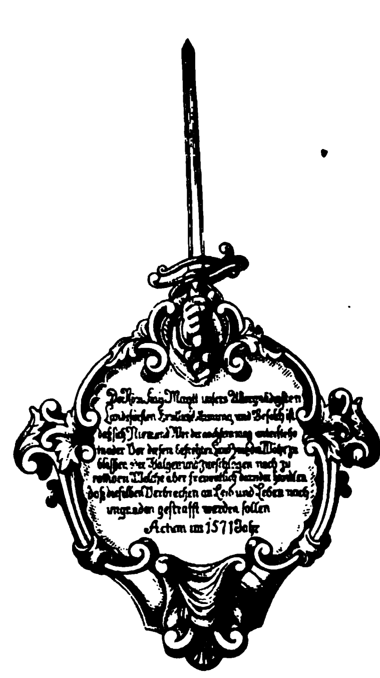


Portal der Salvatorkirche. (Seite 761 und 762.)

Die Einkünfte und das Besitzthum der Kapelle wurden aber nach der Türkenbelagerung durch Einfluß des Geldmangels u. dgl. sehr geschmälert. Im Jahre 1540 etwa erfolgte der Zubau der zweiten, gegen die Salvatorgasse zu gelegenen Kapelle und erhielt dieselbe 1592 ihre heutige Einwölbung.

Das schöne Portal aber, welches augenfällig das Gepräge seiner Zeit trägt, stammt aus den Jahren 1516 bis 1540. Dessen Construction ist sehr einfach und besteht aus einer einfachen rechtwinkeligen Thür, deren Sturzstein mit

Figuren reich geziert ist und die Inschrift hat: Consecratu. Salvatori. Nostro. Jesu. Christo. (Geweiht unserem Erlöser Jesus Christus.) Auf zwei Säulen, welche, wie das ganze Portal, mit Blättern, Vasen, kirchlichen Gefäßen, Wappenschildern ꝛc. reich verziert und mit stark gebogenen Blattcapitälen überdeckt sind, ruht ein kleiner verzierter Bogen, unter welchem die Brustbilder des Salvator und der heiligen Maria in erhabener und sehr hübscher Arbeit angebracht sind. Am Bogen selbst ist folgende häufig abgekürzte Inschrift: „Otto et Haymo Fratres Equites Aurati Cives Wienn. Hujus Aedis Primi Fundatores". (Die Brüder Otto und Haymo Ritter und Ehrenbürger Wiens. Die ersten Gründer dieses Gebäudes.) Auf den beiden Seiten stehen phantastisch geharnischte Männer mit unbewehrten Gesichtern, jeder auf einen Schild gestützt, deren einer mit einem Adler geziert, der andere aber blank ist. Uebrigens ist das Portal mit Wappenschildern reich verziert, welche meistens das Kreuz der Stadt Wien, wenige den ungekrönten Doppeladler und den österreichischen Bindenschild zeigen. Das Portal und die Fenster, welche blos von innen abgeschrägt sind, von außen aber keine Leibung mehr haben, dürften ihrem Gepräge nach ein und derselben Zeit angehören. (Bild Seite 761.) — In das Jahr 1636 fällt die Erbauung jenes, das Nachbarhaus mit der nördlichen Kapelle verbindenden Ganges (1848 aber wieder abgebrochen). Im Jahre 1860 fand die jüngste Restauration der Salvatorkapelle statt.



Das Schwert am Landhaus. (Seite 760.)

Das heranrückende türkische Belagerungsheer hatte auch dem Besitzstande der Stiftung des Bürgerspitals ein Ende gemacht. Das Hauptgebäude war mit seinen Anhängseln von den Vertheidigern Wiens geschleift worden, um ein Glacis zu gewinnen, die Wirthschaftshöfe in der Umgebung verbrannten die Türken. So mußten die Armen, denen das Bürgerspital Zuflucht gewährte, anderweitige Unterkunft finden, und diese wurde ihnen von Ferdinand I. in dem Kloster St. Clara am Schweinmarkt (Lobkowitzplatz) am 1. März 1530 verliehen. Die Clarissinnen, die das Gebäude vordem inne hatten, waren noch vor der Belagerung nach Villach geflüchtet und erhielten nach ihrer Rückkehr im Jahre 1531 das frühere Pilgrimhaus zu St. Anna in der Johannesgasse eingeräumt; aber erst acht Jahre später, am 20. December 1539, ward mittelst königlichem Conformationsbrief das Klostergebäude zu St. Clara dem Bürgerspitale als Eigenthum überantwortet. Im April 1872 gab der Gemeinderath Wiens seine Zustimmung zu der Veräußerung und Demolirung jenes Gebäudes, welches als eines der glänzendsten Denkmäler der Wohlthätigkeit der Stadt, den Besitz der Armen durch Jahrhunderte hindurch verkörpert hatte.

Die Landaufenthalte der Wiener, die Umgebungen und Vororte richteten sich nach und nach ebenfalls wieder empor; ja manche erhielten von da an erst ihren Jahrhunderte überdauernden Ruf, wie dies z. B. bei Hietzing der Fall ist. Es entging die Kapelle zur Ehre der heiligen Maria (seit 1253 bestehend) dem allgemeinen Schicksale der Zerstörung nicht, gleich den übrigen Kirchen der Umgebung wurde sie ein Raub der Flammen; es war jedoch gelungen, die Statue der heiligen

Jungfrau auf einem schattigen Baume zu verbergen. Unterdessen verfolgte die Wuth der Türken die Einwohner dieser Gegenden; was nicht durch ihre Säbel fiel, wurde zur Sklaverei verdammt. Das letztere Schicksal hatten auch, wie die Legende erzählt, vier Bewohner Hietzings, die gefangen, in Ketten geschlagen und an den nämlichen Baum gebunden wurden, auf welchem die Statue Mariens verborgen worden war. Vergebens sahen sich die Unglücklichen nach Hilfe um, seufzten und riefen; es war die Gegend ringsherum zur Einöde geworden, und Niemand nahte, der die Hand zur Befreiung hätte bieten können.

Da menschliche Hilfe unmöglich schien, vereinigten sie sich, die göttliche anzurufen; ihr festes Vertrauen auf die heilige Maria richtend, deren Verehrung ihnen als Hietzings Bewohnern theure Gewohnheit war, verharrten sie geduldig in ihrer peinlichen Lage. Da, eben als die Nacht begonnen hatte, sehen die Gefangenen den Baum plötzlich hell erleuchtet und das unter den Aesten und Zweigen in höchster Eile verborgene Bild mit ungemein hellem Glanze umgeben. Zugleich entfielen ihnen die Ketten und sie hörten eine Stimme, welche ihnen zurief: „Huet's Eng!" (Hütet Euch! Daher soll der Name des Ortes stammen.) Schnell benützten die Geretteten die Warnung, verbargen sich einige Zeit lang in der nahen Waldung und gelangten hierauf sicher zu den Ihrigen. Nach aufgehobener Belagerung Wiens kehrten sie nach Hietzing zurück, verkündeten laut die ihnen gewordene Rettung und bestätigten die Wahrheit ihrer Aussage mit einem Eide.

Die Nachricht von dieser wunderbaren Errettung verbreitete sich überall hin und setzte Alles in Bewegung, was Hilfe bedurfte und Hilfe wünschte. Die Gelübde und Wallfahrten mehrten sich mit jedem Jahre und ist unter den letzteren besonders jene Kirchfahrt merkwürdig, welche seit 1529 alljährlich die Roßauer Gemeinde unternahm, um am Gnadenorte Maria Hietzing um Schonung vor Krankheiten (besonders der Pest und dem sogenannten wilden Feuer) zu bitten. In Folge des Wallfahrtverbotes Kaiser Josef's II. wurde dieselbe 1782 zum letzten Male begangen.

Leider, daß in neuerer Zeit so manche Andenken aus jenen Tagen zerstört oder beiseite geschafft wurden und nun in irgend einem dunklen Winkel vermodern. So geschah es 1869 mit jener mächtigen Säule, Türkensäule genannt, welche ein interessantes Werk der Spätgothik war und am östlichen Ende des Marktes von Mödling stand. Eine sehr interessante Säule war auch das sogenannte Bäckerkreuz, eine sehr einfache Säule, welche ehemals vor dem Eingange in das Versorgungshaus in der Währingerstraße auf der Straße stand, sodann, etwa seit Ende des vorigen Jahrhunderts, dicht an der Kirchenmauer im Hofe der Anstalt aufgestellt war, und seitdem diese Humanitäts-Anstalt in ein anderes Gebäude übersiedelte und die Baulichkeiten der früheren Versorgungs-Anstalt in das Staatseigenthum übergingen, im magistratischen Depot in der Roßau aufbewahrt wird. Ueber einem viereckigen, niedrigen, ziemlich breiten Sockel erhebt sich der ebenfalls viereckige, an den Kanten abgeplattete Schaft, darauf etwas hervortretend der würfelförmige Aufsatz ruhet, der, über den vier Feldern nach einwärts geschweift, spitzbogig übergiebelt ist und mit einer niedrigen Spitze abschließt. Zwei der vier Seitenfelder enthalten noch Vorstellungen im Relief, doch sind sie von der Verwitterung arg mitgenommen; zwei sind leer. Die eine dieser Darstellungen zeigt den segnenden Erlöser, die andere die Mutter Gottes, wie sie mit geöffnetem Mantel mehrere knieende Gestalten umfängt. Auf einem kleinen Bande unterhalb des Würfels sehen wir die Jahreszahl 1508 (das Errichtungsjahr) eingemeißelt. Ein unterhalb einer am Schafte eingehauenen Bretze befindliches und nach abwärts sich entrollendes Spruchband nennt uns in schwer zu entziffernder Schrift den Namen des Stifters dieser ehrwürdigen Steinsäule. Sie lautet: „Paul Ländler, Bäck z. mr. (Zechmeister) dem Got genad amen".

In späterer Zeit wurden zur Erinnerung an die Einnahme von Raab noch am Schaft die bereits bekannten Worte angebracht: „Sag Gott dem Herr danch (Dank), daß Raab ist gechommen in der Christen hanndt den 29. Marzii 1598“. (Bild Seite 769.)

Aus jenen Tagen mag auch die Benennung Türkenschanze für die Anhöhe zwischen Weinhaus und Gersthof stammen und nicht, wie stets geglaubt und geschrieben wird, aus der zweiten türkischen Belagerung Wiens (1683). Wohl hatten während der letzteren die Türken daselbst ein starkes Befestigungswerk errichtet, mit zahlreichen Kanonen besetzt, und erwehrten sich auf demselben des andringenden Ersatzheeres mit solcher Ausdauer, daß bei der Schanze in der That die Waagschale des Sieges schwankend ward, der Herzog Karl von Lothringen selbst seine Tapfern mehrmals vergebens zum Sturme führte und die Schanze erst in der fünften Nachmittagsstunde genommen wurde, als der Prinz Ludwig von Baden mit den sächsischen Dragonern zur Unterstützung ankam, diese absitzen und mit zwei kaiserlichen Regimentern zum Sturm anrücken ließ; aber so unbestritten diese Thatsache auch ist, giebt es einen gleich sicheren Beweis, daß der Hügel von dieser Redoute schon weit vor 1683 die Bezeichnung „Türkenschanze“ trug. Es zeigt sich nämlich in der Merian'schen Topographie (1649 in Frankfurt am Main aufgelegt) bereits auf dem interessanten Blatte, darstellend das Schloß Hernals, diese Anhöhe bei Weinhaus mit der Bezeichnung „Türkenschanz“. Es war somit dieser Name schon 34 Jahre vor der zweiten Türkenbelagerung und daher ganz sicher noch viel früher im Gebrauch. Es mag also hier, wenn auch gerade kein starkes Fort der Türken, doch etwa ein Depot für Munition und Mundvorräthe eingerichtet gewesen sein, dessen Spuren nach dem Abzuge der Feinde verblieben und so dem Orte schon im 16. Jahrhundert der Name Türkenschanze beigelegt worden sein.

Zur Sicherung der Stadt wurden allerlei Vorkehrungen getroffen. Die bisher bestandene Püchsen- (Büchsen-) Schützengesellschaft wurde regenerirt; sie theilte sich jetzt in die „alten“ und die „jungen Püchsenschützen“. Die Armbrustschützen theilten sich 1531 in die „jungen“ und „alten Stachel- (Stahl-) Schützen“. Die Schießstätten befanden sich nunmehr in den Vorstädten: für die Stahlschützen am Rennweg seit 1534, für die Büchsenschützen in der Au (Leopoldstadt, Ende des heutigen Praltersternes); auf dem „Schottenbühel“ (Glacis vor der heutigen Türkenstraße, Alsergrund) 1547; bei der „Schmelz“ (Leopoldstadt, hinter dem heutigen Carl-Theater) 1548; und „enthalb der Schlachprucken“ (Taborstraße). Die alte „Ordnung der Püchsenschützen“ (im magistratischen Archiv im Original auf Pergament mit dem Stadtsiegel befindlich, 1523 schon erneuert, 1559 mit Zusätzen vermehrt) enthält viel des Curiosen. Es soll eine jeder Schütze um zwölf Uhr auf die Zielstatt kommen (da die Stunde des Mittagmahls überall, zumeist bei den Bürgern, um zehn Uhr Früh war); die Schützen allgesammt sollen sich gegeneinander aller ungebührlichen Antastungen, Gotteslästerung, Lügenstrafen und anderer verbotener Scheltworte enthalten, auch des Beschreiens und Einredens am Schießen; wer einen Knaben mit auf die Zielstatt bringt, soll bei ihm bleiben und sehen, daß sich derselbe mit dem Essen und Trinken aus der Schützen Speise und Trank und sonst gebührlich halte; alles Würfelspiel und unziemliches Wetten bei der „Khegelstatt“ soll verboten sein, „darzu der gemain Pofel (Pöbel), Hauer und annder liederlich gesindt“ durch den Schützenmeister abgeschafft und keinerlei „leichtfertigkhait“ gestattet werden.

In Bezug auf Feuersgefahr wurde im Jahre 1534 eine Feuerordnung von König Ferdinand I. gegeben, welche sehr interessante Punkte enthält und einen lehrreichen Einblick in die damaligen Zustände Wiens gewährt. Aus dieser ersten Feuerordnung ersieht man, daß schon in früherer Zeit der Thurm des

Stefansdomes nicht nur als Warte gegen auswärtige Feinde, sondern auch gegen innere ungewöhnliche Ereignisse diente, wie daß daselbst die Feuerwächter ihren Stand hatten; daß auch hier gewisse Innungen, als die der Zimmerleute, Maurer, Ziegeldecker, Schmiede und Schlosser, verpflichtet waren, „sammt ihrem Gesinde" sich auf das Feuerzeichen hin an dem Brandorte zu versammeln; daß Wirthe und Herbergsbesitzer verpflichtet werden, auf fremde und unbekannte Personen besonders Acht zu haben, deren Wandel und Handlungen zu überwachen und im Falle eines Verdachtes die Richter von den gehegten Muthmaßungen in Kenntniß zu setzen, was eminent gegen Bedrohung durch äußere Feinde, Aufruhr, boshafte Brandlegung u. dgl. gerichtet ist.

Es wäre noch hier von den in Wien immer mehr emporblühenden Gärten zu sprechen, wir müssen aber diesem sehr interessanten Thema später eine längere Auseinandersetzung widmen, bei welcher Gelegenheit wir auf die frühere Zeit zurückkommen werden.

Indem wir hier die Beschreibung Wiens aus der Zeit Ferdinand's I. schließen, beenden wir auch die politischen Schilderungen aus der Geschichte Wiens, da selbe ferner in die Universal-Geschichte überhaupt gehören und dies den Rahmen unseres Buches weitaus überschreiten müßte. Wir müssen uns nunmehr damit begnügen, dem Hauptzwecke gerecht zu werden — eine genaue Schilderung des Emporblühens der Haupt- und Residenzstadt bis auf den heutigen Tag zu liefern.

Das Jagdvergnügen der österreichischen Landesfürsten von Kaiser Maximilian II. bis zu Franz Josef I.

Als Maximilian II. nach Ferdinand's Tod den Thron bestiegen hatte, kamen ihm alle Herzen entgegen; er war auch in der That einer der trefflichsten Regenten seiner Zeit — hochgebildet, sieben Sprachen redend, und mit eben so viel Fleiß als Talent begabt, widmete er sich mit Eifer den Geschäften der Regierung, war daneben ein großer Freund und Gönner der schönen Künste, erfreute sich an seinen wohlgepflegten Gärten, und seine Musikkapelle galt als die auserlesenste in Europa.

Die einzige Erholung, welcher er sich hingab, war die Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war, und um sich dieses Vergnügen in der Nähe der Stadt zu sichern, löste er von den Besitzern der verschiedenen Auen — heute Prater — diese durch Kauf oder Tausch ab, so vom Stifte Klosterneuburg, der Stadt Wien (in deren Eigen die noch heute Stadtgut genannte Parcelle war), von den Klosterfrauen zur Himmelspforte, den Dorotheern und Jesuitern und gestaltete sie zu einem Jagdreviere um. Ein anderes Jagdschlößlein erbaute er sich an der Gebirgsseite, aus welchem später das prächtige Schönbrunn erwuchs. Nicht minder gründete er die Menagerie in Ebersdorf.

So stammt denn aus jenen Tagen das Entstehen der schönsten Lustschlösser und beliebtesten Besuchspunkte der Wiener, deren Geschichte wir hier von Anfang bis auf die Gegenwart liefern. Vorher müssen wir jedoch über die Waidmannslust der Landesfürsten und deren Jagd-Einrichtungen im Allgemeinen sprechen.

Der Wildbann und das Gejaid (Jagd, von gejagede, d. h. das Erjagte) auf mehrere Meilen in der Umgebung von Residenz- und Provinzial-Hauptstädten

waren ein Hoheitsrecht der Landesfürsten. Laut Patents Ferdinand's I. vom 12. Februar 1552 umfaßte das landesfürstliche Jagdregale um Wien die Strecken von Greitzenstein über die Donau bis Aspern, Wagram, Großenzersdorf und Wolkersdorf; diesseits der Donau vom Wienerberge bis Ebersdorf und Schwechat, durch den Wienerwald bis wieder an den Kahlenberg. Später erweiterte Kaiser Ferdinand II. das landesfürstliche Hasengehege im V. U. W. W. mit dem Bedeuten, daß den Landleuten (adeligen Landesmitgliedern) zu ihren Jagden andere Districte angewiesen werden würden, und ließ die nun genau bestimmten Grenzen dieses neuen kaiserlichen Geheges durch Standsäulen bezeichnen. Dasselbe begann zu Alber an der Schwechat, ging dem Wasser nach auf den Markt Schwechat, längs dem Fluße nach Ober-Lanzendorf, über die Schwechat dem Fußwege entlang mitten durch den Markt Himberg nach Minkendorf, längs der Triesting zur Treumauerbrücke, an der Landstraße nach Traiskirchen bis zur Neustädter Straße, ferner der Badener Straße nach auf das Steinfeld an der Wiener Straße über Pfaffstetten, Gumpoldskirchen, Mödling, Enzersdorf, Perchtoldsdorf, Rodaun, Mauer, dem Hangsteige nach über St. Veit an den Hackinger Steg, über diesen nach Hüttelsdorf auf den Exelberg, nach dem Steige bis Dornbach, über Salmannsdorf dem Gebirge nach auf den Kahlenberg bis an die Donau und stromabwärts über die Laab wieder nach Alber an der Schwechat. Das Wiener-Neustädter Hasengehege begann bei Solenau, berührte die Leitha, an welcher es bis zur Ungarbrücke bei Neustadt lief, zog sich weiter über Katzelsdorf und Lanzendorf bis zum Vereinigungspunkte der Leitha mit der Schwarza, anfangs an letzterem Flusse, dann an der Dornauer und Breitenauer Straße fort nach Neunkirchen, Seiberstorff und Piesting und endete wieder bei Solenau.

Im Jahre 1629 wurden 24 geistliche und weltliche Herrschaftsbesitzer in Niederösterreich durch Kaiser Ferdinand II. aufgefordert, die Besitzrechts-Titel auf die Ausübung der hohen Jagd in ihren Territorien mit Documenten nachzuweisen, nach deren durch eine Special-Commission vorgenommenen Prüfung der Kaiser entscheiden werde, ob ihnen dieselbe ferner zu belassen, oder als landesfürstliches Regale einzuziehen sei. Auf derselben Grundlage ruhen die Mandate der Kaiser Ferdinand III. vom Jahre 1646 und Leopold I. vom Jahre 1657, beide von Preßburg datirt, mittelst deren die Besitzer der angrenzenden, in Oesterreich gelegenen Gehege ersucht werden, dieselben der Jagdlust der Landesherren während der Dauer ihrer Anwesenheit zu Preßburg insoweit zur Verfügung zu stellen, daß dem kaiserlichen Jagdpersonale, welches im allerhöchsten Dienste die Grenzen überschreitet, nicht nur kein Hinderniß in den Weg gelegt, sondern dasselbe mit Leuten und den nöthigen Requisiten kräftigst unterstützt werde.

Die Oberaufsicht über das gesammte Jagdwesen führte der Oberstjägermeister, welcher immer einem alten Adelsgeschlechte angehörte. Derselbe empfing seine Befehle unmittelbar vom Landesoberhaupte, hatte persönlich über alle Vorfallenheiten in Jägereisachen zu berichten, den Landesfürsten auf Jagden und Reisen zu begleiten und durfte sich ohne besondere Erlaubniß nicht vom Hofe entfernen. Er hatte Alles hintanzuhalten, was den Wildstand vermindern oder überhaupt der Jagdlust abträglich sein konnte, und über die genaue Befolgung der in den Jägereigesetzen enthaltenen Anordnungen zu wachen. Er übte die Disciplinargewalt über das ihm unterstehende Jagdpersonale aus, konnte über dasselbe Geld- und Arreststrafen verhängen und die unteren Organe selbst entlassen. Es lag aber auch in seiner Pflicht, die Unterthanen vor Uebergriffen, Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Jäger zu schützen, Wildschützen zu beurtheilen, über die gleiche Vertheilung der Jagdrobot zu wachen und begründeten Klagen der Unterthanen gerecht zu werden. Nach dieser Instruction war nun der Oberjägermeister zugleich Richter in der eigenen Sache, und da für diesen Posten gewiß nur ein Jäger von echtem Schrot

und Korn auserlesen wurde, ist es keineswegs überraschend, wenn er bei Untersuchung von Beschwerden öfter auf der Seite der bedrückenden Jäger als der klagenden Unterthanen stand.

Ein sehr alter Gebrauch ist die Eintheilung der Jagd in eine hohe, genannt der „Wildbann“, und in eine niedere „das Reißgejaid“ (Jagd des kleinen Wildprets unter Bäumen, welche Reiser tragen). Zum ersteren zählte man vor allem Hochwild und Wildschweine, manchmal auch das Reh, welches jedoch meist zur niederen Jagd gehörte. Die Eintheilung des Bären blieb schwankend, da man ihn, besonders in älterer Zeit, wo Meister Petz in den ausgedehnten Forsten ruhiger und unbelästigter seinem Vergnügen nachgehen konnte und in ziemlich großer Anzahl vorkam, unter die Raubthiere zählte. Sein Fleisch und Fell waren wohl nicht ohne Werth, und so lohnte es sich des Kampfes mit ihm. Im 16. Jahrhundert mußte der Jäger, welcher einen Bären in einem Privatgehege erlegte, zuerst denselben dem Gutsherrn anbieten; wollte ihn dieser nicht kaufen, so lieferte der Jäger den Kopf und die rechte Pranke ein und erhielt dafür ein Gegengeschenk. Später that man dem Bären die Ehre an, ihn zur hohen Jagd zu rechnen und schonender zu behandeln. Alle übrigen jagdbaren Thiere, als: Fuchs, Wolf, Hase, Marder, Katze, Luchs, Auerhahn, Birkhahn, Rebhuhn, Haselhuhn u. s. w., gehörten zum „Reißgejaid“.

Die Ausübung der Jagd wurde durch eigene Gesetze, „Jägerei-Ordnungen“ geregelt, deren älteste von König Ferdinand I. im Jahre 1524 veröffentlicht wurde, und die allen nachfolgenden bis zum Jahre 1728 zur Grundlage diente. Deren Hauptzweck war möglichste Schonung und Vermehrung des Wildstandes, aber durch diese streng weidmännische Tendenz wurden die Interessen der Landescultur empfindlich verletzt. In allen diesen und selbst in dem Jagdpatente von 1786 wurden Bürger und Bauern nach dem Grundsatze: „daß darüber die von den Angehörigen dieser beiden Stände betriebenen nützlichen Beschäftigungen vernachlässigt werden könnten“, von dem Besitze, der Pachtung und überhaupt von der Ausübung der hohen und niederen Jagd ausgeschlossen.

Die Besitzer von Wäldern, durch welche der landesfürstliche oder privatherrschaftliche Wildbann ging, durften nur zu gewissen Zeiten und mit Erlaubniß der Forstmeister oder Jäger Holz schlagen, damit das Wild nicht zu oft beunruhigt werde. Waldwiesen durften gar nicht eingezäunt werden; ebensowenig die an landesfürstlichen Wildbann und Wälder grenzenden Feld- und Wiesengründe. Wenn sich letztere zwischen Weingärten und Kornfeldern hinzogen, mußten sie ebenfalls unbeschützt gelassen werden, damit das Wild seine Nahrung suchen könne. Wilde Obstbäume durften bei Strafe nicht umgehauen werden, weil deren Früchte dem Wilde zur Nahrung dienten, ja selbst Wolfsjagden wurden anbefohlen, um diese, auch dem Wildstande so schädlichen Thiere auszurotten. Man fröhnte dem Vergnügen so weit, daß sogar Bären, die doch zu allen Zeiten unter die Raubthiere gezählt wurden, noch im Jahre 1728 nur nach Waidmannsgesetzen (d. h. mit Beachtung der Bär- oder Begattungszeit) erlegt werden durften, also von St. Gallus (16. October) bis Heiligen-Drei-Könige (6. Januar).

An den waidmännischen Gebräuchen wurde strenge festgehalten und nur vollkommen hirschgerechte Jäger angestellt, welche in den landesfürstlichen Revieren das ganze Jahr hindurch, mit Kugelbüchsen und Hirschfängern bewehrt, ihren Dienst verrichten mußten und die Schrotflinte einzig nur bei Wolfsjagden tragen durften; selbst das Verbot für jene, welche nicht Jagdeigenthümer oder wirkliche Jäger waren, sich in grüne Tracht zu kleiden, bildet einen mit großer Wichtigkeit behandelten, stets wiederkehrenden Artikel in allen älteren Jagdordnungen.

Wein- und Obstgärten, auch Felder, wenn sie nicht zu nahe an den Wildbann grenzten, konnten die Unterthanen nach eingeholter Erlaubniß des Forstmeisters mit Planken oder Zäunen umgeben und gegen die Verwüstungen des

Roth- und Schwarzwildes nothdürftig schützen, doch durften die Pfähle eine gewisse Höhe nicht überschreiten und nach oben zu nicht gespitzt sein, damit sich das Wild beim Darübersetzen nicht schädige. Unausgesetzte Klagen der Bauern über muthwilliges Zerstören und Niederreißen der von ihnen mit Mühe und schweren Kosten aufgerichteten Planken durch die Jäger beweisen, wie wenig Letztere die zum Schutze des Eigenthums erlassenen Verordnungen achteten.

So ist es denn sehr leicht erklärlich, warum in jener Zeit die Stimmung von Jägern und Bauern gegenseitig eine im hohen Grade erbitterte war. Während der Eine oft mit rücksichtslosem Uebermuthe sein Amt mißbrauchte, das Opfer seiner Willkür mißhandelte und sich im Namen des Dienstes alle Arten von Erpressungen erlaubte, trug der Andere murrend sein hartes Los und lechzte insgeheim nach Gelegenheit zur Vergeltung; und daß letztere nicht unbenützt vorüberging, beweist der häufig in den Jägerei-Ordnungen vorkommende Satz: „Niemand solle sich unterstehen, die Jäger und Forstknechte zu beschimpfen, übel zu behandeln, oder — wie oft geschieht — mit Schlägen zu traktiren“.



Das Arcadenhaus am Graben. (Seite 761.)

Die Unterthanen hatten die Hand- und Zugrobot bei den Jagden zu leisten, Botengänge zu machen ꝛc. Die Fischer und Schiffer mußten Kähne und Leute zum Uebersetzen der Herrschaften und Jäger beistellen, welch' letzterer Dienst durch viele gedruckte Patente anbefohlen wurde. So werden z. B. unterm 15. October 1637 die Schiffleute von der Fischa bis Tuln aufgefordert, die zu den kaiserlichen Jagden erforderliche Anzahl Plätten, Schiffe und Schiffzugrosse sammt Bemannung bereit zu halten und auf Verlangen des kais. Beischiffmeisters Jakob **Riedinger** zur Verfügung zu stellen. Dieselbe Verpflichtung hatten auch die Fischer jenseits der Schlagbrücke und machten diese sogar geltend, als bei Gelegenheit der beantragten Transferirung der Juden in den unteren Werd (Leopoldstadt) ihre Häuser alienirt (veräußert) werden sollten, indem sie sich darauf beriefen, daß, „wenn die Fischer nicht bei der Hand wären, sie bei Seiner Majestät Lustjagden nicht nachsetzen könnten, wodurch der Dienst ohne ihr Verschulden leiden würde“.

Die Jagdrobot traf aber nicht allein die Landbevölkerung, sondern auch die Bewohner der Vorstädte Wiens. Nach der Friedericianischen Bulle hatte sich diese Robotleistung nicht über die Dauer eines Tages und nicht über die Entfernung außer Traiskirchen, Minkendorf, Schwechat, Klosterneuburg und Königstetten zu erstrecken.

Liefern wir noch im Allgemeinen ein gerundetes Jagdbild nach den von emsigen Forschern gesammelten, uns zu Gebote stehenden Aufzeichnungen in Bezug auf die Waidmannslust der Habsburgischen Landesfürsten, bevor wir auf die Beschreibung der einzelnen, noch heute so volksthümlichen Jagdreviere und Bauten übergehen. Liebt doch unser gegenwärtiger erhabener Monarch, Kaiser Franz Josef I., von den Mühen seines hohen Amtes ausruhend, die Erholung des Jagens in frischer Gebirgsluft, hat doch der hoffnungsvolle Kronprinz Rudolf selbst ein reizvolles Büchlein über die von ihm gern gepflogene Waidmannslust geschrieben.

Wenn wir von den hohen Jägern sprechen, müssen wir bei dem König der Waidmänner, bei Maximilian I., anfangen, der in seinem, um 1508 niedergeschriebenen „Memoriale" (verwahrt in der k. k. Ambraser-Sammlung) von sich selbst sagt: „Nota, in den Weißen Kunig zu stellen, daß Kays. Majestät (er spricht von sich selbst in dritter Person) in einem halben Jahr mit seiner Hand hundert Antvogel geschossen und in dreien Schussen nach einander vom Roß drehen Antvogeln die Köpf abgeschossen". Seine Unerschrockenheit bei den Gemsjagden und sein Abenteuer auf der Martinswand sind bekannt.



Das Bäckerkreuz. (Seite 768.)

Auch Ferdinand I. schenkte den Revieren besondere Aufmerksamkeit und erlustigte sich in der Umgegend Wiens mit mancherlei Jagden. Zu diesem Ende legte er den noch heute bestehenden kais. Thiergarten zwischen Weidlingau, Purkersdorf und dem Orte Mauer an (1561), ließ schon früher (1528) ein von seinem Vicedom Marcus Beckh angekauftes Landgut zu Himberg in eine Falkerei umgestalten, die aber bald darauf, gleich dem kais. Jagdhofe zu Laab (hinter Kalksburg), von den Türken zerstört ward. Er bestellte ferner Hanns von Revelles (etwa Neffe des damaligen Bischofs von Wien gleichen Namens), einen wohlunterrichteten Waidmann, zu seinem Forstmeister in Niederösterreich und theilte das dortige Terrain in Hegungsbezirke ein, wo es bei Leibesstrafe untersagt war, dem Wilde nachzugehen. Seine Söhne erbten seine Jagdlust.

Kaiser Ferdinand II. stand bei den Zeitgenossen gleichfalls im Rufe, ein passionirter Jäger zu sein. Ein Zeitgenosse schrieb (1637) über ihn: „Ferdinand liebt die Jagd und hält darum Hunde aller Racen und Stoßvögel der seltensten Art. Die Zahl seiner Jäger und Falkenknechte beläuft sich auf nahezu 150; überdies wohnen in den verschiedenen Provinzen Hofdiener, welche der Jagd halber unterhalten werden und zahllose Rüden zur Seite haben. Die Lieblingsorte, welche der Kaiser, um jenen Vergnügen nachzuhängen, besucht, sind: der Vegelhof, das Neugebäude, die Gatterburg (oder Schönbrunn), Ebersdorf, Laxenburg, Wolkersdorf, Ort Klosterneuburg, Neustadt und der Prater (sämmtlich in der Nähe Wiens). Er weiß das Schießgewehr trefflich zu handhaben; besonders aber ergötzt ihn das Hetzen und Erlegen der Wildsäue mit dem Spieß. Die Zahl der Thiere, welche er das Jahr über erlegt, wird auf seinen Befehl in Verzeichnisse zusammengestellt, und diese werden dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen zugemittelt."

Unter Kaiser Leopold I. nahm das Jagdvergnügen der österreichischen Landesfürsten in Folge der Etiquette-Rücksichten, denen der Wiener Hof damals zu huldigen begann, einen ceremoniösen Charakter an. Es wurde in der Regel in prunkvoller Kleidung, mit großem Gefolge zur Jagd ausgezogen, und der Monarch

gefiel sich weniger im Ueben der eigenen Körperkraft, als vielmehr im unthätigen Bewundern der Leistungen seiner Jagdbedienten. So geschah es, daß im Jahre 1658 im Schönbrunner Parke eine Hasen-Remise angelegt wurde und die Reiherbeize im Laxenburger Parke an der Tagesordnung war. Selten nur machte der Kaiser eine Jagdpartie in das Gebirge hinter Wiener-Neustadt, und selbst da überwog die Etiquette. Zu Katzelsdorf (eine Stunde hinter Neustadt) stand am linken Ufer der Leitha ein großes, mit dem kaiserlichen Adler geziertes Gebäude, worin der Monarch sammt seinem Gefolge Zuflucht vor Wind und Regen suchte. Um den Stoßvögeln reichlichen Stoff zu Productionen zuzuwenden, ergingen in den Jahren 1673 und 1675 sogar Verbote wider das „Krähen-Schießen" in der Gegend von Schwechat, Ebersdorf, Dürnholz und Laxenburg. Im kaiserlichen Thiergarten zu Wiener-Neustadt wurden zahme Dammhirsche gehegt, die bei Hoffesten ein leicht zu treffendes Ziel für ungeübte Schützen abgaben und demnach viel von sich reden machten.

Kaiser Karl VI. war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber. Mit besonderer Vorliebe aber betrieb er die Falkenbeize zu Laxenburg, wie denn z. B. im Jahre 1729 allein dort auf diese Weise 27 Hasen und 228 Reiher erlegt wurden. Sein Schwiegersohn Franz I., Gemal der großen Maria Theresia, welche ebenfalls der Waidlust nicht abgeneigt war, führte in Oesterreich die Parforcejagden ein, wozu er aus seiner lothringischen Heimat sich Jäger verschrieb. Zu diesem Behufe ward der Stammersdorfer Wald (V. U. M. B.) mittelst mehrerer Durchhaue angepaßt und umzäunt. Die Parforcejagden erreichten übrigens schon im Jahre 1790 ihr Ende, denn es fanden weder Kaiser Leopold II., noch Franz II., noch Ferdinand I. Gefallen daran, wie sie denn überhaupt dem Waidwerke nicht sonderlich zugethan waren. Erst Kaiser Franz Josef I. und sein hoffnungsvoller Sohn, Kronprinz Rudolf, frischten die alten Waid-Erinnerungen an ihre Vorfahren auf und belebten neu die Lust am Pürschen und Jagen.

Der Prater und seine Geschichte.

Der Prater, dieser herrliche, schon so oftmalen besungene natürliche Luftwald, der unter dem Namen des Wiener Praters einen verdienten europäischen Ruf erhalten hat, reicht mit dem Alter seines Namens bis in das 12. Jahrhundert zurück. Es schenkte nämlich im Jahre 1194 Herzog Friedrich I. von Oesterreich, beigenannt der Katholische, einige Wiesen dieser Au einem adeligen Geschlechte de Prato, und diese Familie stritt noch im Jahre 1329 mit anderen um den Besitz der nach ihnen genannten Au. Sie schrieben sich später Prater (vielleicht ursprünglich Roder, von ausreutten) und nahmen von den Wiesen ihres Besitzthums noch den zweiten Beinamen Wiesen an, unter welchem sich dieses Geschlecht ferner in Oesterreich fortpflanzte. Simon der Prater scheint 1366 auch als Hausbesitzer in St. Pölten. Zu vorerwähnter Zeit war diese Gegend Eigenthum des jeweiligen Landesfürsten, in der Mitte des 12. Jahrhunderts aber erhielt das Stift Neuburg (Klosterneuburg) einen Theil davon, ebenso 1305 durch Herzog Rudolf II. das von ihm gestiftete Clarenkloster, woher die Sage entstand, daß ehemals ein solches Kloster im Prater erbaut worden sei. Während der Anwesenheit der Ungarn unter Mathias Corvin im Jahre 1484 wurde der Name dieser Gegend in Bardea (Insel mit Holzschlag) verwandelt, Kaiser Maximilian I. gab ihr jedoch im Jahre 1505 die ursprüngliche Benennung zurück.

Der Prater hatte also damals verschiedene Eigenthümer, von denen wir noch erwähnen: die Stadt Wien, welcher ein bedeutender Fleck, noch jetzt „Stadtgut" genannt, und insbesondere die sogenannte „Stierwiese" (vielleicht von dem Stiere so genannt, den der Amtmann im unteren Werd, heute Leopoldstadt, für die dortige Gemeinde zu unterhalten verpflichtet war) gehörte; ferner die Nonnen zur Himmelspforte, die Chorherren zu St. Dorothea und die Jesuiten. Nur ein Theil an der Venediger Au (heutigen Praterstraße) stromabwärts war altes Eigenthum der Landesfürsten.

Im Jahre 1567 löste Kaiser Maximilian II. einige der früher erwähnten Theile des Praters ein, nahm andere in Pacht und verschloß endlich den ganzen Bezirk mit Zäunen und Planken, wodurch der kaiserliche Forst entstand. Seine Absonderung vom Werd (Leopoldstadt) wurde dadurch erleichtert, daß ein schmaler Wassergraben unterhalb des neuen Tabors aus den Fahnenstangen quer durch die Insel am Ende der heutigen Praterstraße (Praterstern) und von da südlich in die Au lief und in den Wiener Donaucanal mündete. Dieser Wassergraben hieß der „Fugbach", und erst unter Kaiser Josef II. wurde dessen Bett mit Erde ausgeschüttet, um den Prater zugänglich zu machen. (Bild S. 776.)

Bereits in den Jahren 1537 und 1538 waren von Kaiser Ferdinand I. die Kastanien-Alleen angelegt worden, wobei die spätere Hauptallee eine Länge von 2496 Klaftern erhielt und bis zum „Jägerhause" (heute Lusthaus genannt) führte. Am 14. September 1569 ließ Kaiser Maximilian II., um bei seinen Jagden im Prater die Knechte und Hofjäger in der Nähe zu haben, durch seinen Vicedom Hanns Georg von Kuefstein denselben in der sogenannten „Venediger Au" (der Name stammt von der daselbst im Jahre 1486 durch Nikolaus Wlach errichteten venetianischen Glasschmelze, scherzweise wurde die Gegend auch damals Klein-Venedig genannt) Plätze zu Wohnungen anweisen. Im nächsten Jahr wurden achtzehn Häuser „in einer geraden Zeil" (Straße) erbaut und den Jägern zugewiesen. So entstand die Vorstadt Jägerzeil (nunmehrige Praterstraße), in welcher jedes Haus die Freiheit erhielt, Wein und Bier ausschenken zu dürfen und keine Militär-Einquartierung zu erhalten. Dieses freie Leutgeberecht ohne Entrichtung eines Taz- und Umgeldes gab später Veranlassung zu langwierigen Streiten mit dem Magistrate Wiens und den zünftigen Wein- und Bierwirthen in der Leopoldstadt. Schon damals existirte ferner der sogenannte „Sperlwirth": Herr Michael Sperl, Hauseigenthümer am Bauernmarkt Nr. 18 (alt 540), damals im Flaschnergaßl genannt. Derselbe besaß auch ein Haus in der Teinfaltstraße (1550 bis 1587).

Den Oberbefehl über das Jagdpersonale hatte, wie schon erwähnt, der Oberstjägermeister. Bereits in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bezog der Träger dieses Amtes an Baargehalt jährlich 900 Gulden, als Aequivalent für die dem früheren Oberstjägermeister zugestandene Lerchen- und Vogeljagd 600 Gulden, dann als Entschädigung für die Wind- und Gestättenbrüche, Häute gespießter und sonst verendeter Thiere u. dgl. (deren Erlös nun dem Jägereipersonale als Nebeneinkommen zugesprochen wurde) die Summe von 1500 Gulden, außerdem den dritten Theil der eingegangenen Strafgelder. Er hatte ferner den Genuß des „Reißgejaides", durfte seinen Hausbedarf an Wildpret aus den Grenzen des landesfürstlichen Wildbannes abschießen, und bezog nicht unbedeutende Deputate an Holz, Heu, Hafer, Korn, Salz und Wein. Zur Besorgung der Kanzleigeschäfte wurde ihm ein Secretär beigegeben.

Das für das Viertel Unter dem Wiener Wald systemisirte Jagdpersonale bestand aus den vier Forstmeistern: 1. im Auhof mit 30 Forstknechten und drei Jungjägern; 2. zu Wolkersdorf mit 15 Forstknechten; 3. zu Ebersdorf mit sechs Forstknechten; 4. zu Neustadt mit fünf Forstknechten. Den Dienst im unteren Theile

des Praters besorgte ein Hofjäger mit einem Lehrjungen und einem Jungjäger, den oberen — das sogenannte Stadtgut — ebenfalls ein Hofjäger, dessen Haus an der Stelle des heutigen Nordbahnhofes stand. Eingeschlossen dieser Beiden waren im Ganzen zehn Hofjäger systematisirt, deren zwei täglich bei Hofe aufwarten mußten, um die Befehle Seiner Majestät zu empfangen. Nur die Forstmeister und Hofjäger waren berechtigt, Lehrlinge aufzunehmen, wofür sie an Kost- und Lehrgeld je 75 Gulden bezogen. Den Hofjägern reihten sich die Gehegebereiter, Jungjäger, Biberjäger und Forstknechte an. Die Thiergärten zu Laxenburg und Schönbrunn besorgten zwei Thiergärtner, deren Ersterer als Aufseher über die „Raiger" (Reiher) dem Oberstfalkenmeister, Letzterer aber dem Forstmeister im Auhof unterstand.

Im Neugebäude waren drei große Fasangärten angelegt und die Besorgung derselben einem Ober-Fasanwärter anvertraut, welcher zeitweise alle Fasanerien in Niederösterreich zu inspiciren hatte, deren hervorragendste sich zu Mannswörth, Hainburg, Guntramsdorf, Trumau, Minkendorf, Stockerau, Ebersdorf, Aspern und Mühlleiten befanden. Die Fasanzucht war zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein ausschließliches Recht der Fürsten und ging erst im 17. auf Private über.

In Erdberg stand das schon in einer Urkunde vom Jahre 1511 erwähnte kaiserliche Jagd- oder Rüdenhaus, worin die Jagdhunde gehalten wurden. Zwei Hofjäger versahen daselbst den Dienst als erster und zweiter Rüdenmeister. Deren vorzüglichste Aufgabe war, darauf zu sehen, daß die Hunde gut gepflegt und nicht mit fremden Racen vermischt werden. Ihnen unterstanden vier Kloster- und zehn Rüdenknechte, der Hirschhäuter, Fleckfieder und Thorwart.

Im Rüdenhause wurden fortwährend gehalten: 12 englische Hunde, 12 Leithunde, 30 Koppeln (Paare) französische Hunde, 20 Koppeln Jagdhunde, 50 Rüden, 20 Saufinder und eine entsprechende Anzahl Dachs- und Biberhunde, deren Fütterung die Bewohner der Häuser unter den Weißgärbern zu bestreiten hatten, dafür aber von aller Jagdrobot befreit waren. Als Kaiser Leopold I. den Grund „unter den Weißgärbern" mit beiläufig 60 Häusern und 2000 Köpfen um die Summe von 10.000 Gulden verkaufte, blieb das Rüdenhaus davon ausgenommen, welches erst im Jahre 1780 die Gärtner in Erdberg um 10.000 Gulden von dem Vicedom-Amte kauften, wozu ihnen die Kaiserin Maria Theresia das alte Donau-Rinnsal schenkte.

Der zweite Rüdensammelplatz war der sogenannte Hundsthurm nächst der Schönbrunner-Linie, welcher einer ganzen Vorstadt ihren Namen gab, der erst in der letzten Zeit durch die neue Bezirkseintheilung verschwand. Ihr Gemeindesiegel war ein Thurm mit offener Pforte, in deren Mitte ein Hund steht. Die Erbauung des Jagdschlößleins Schönbrunn, welchem wir einen separaten Abschnitt widmen müssen, gab wohl die Veranlassung zur Entstehung des erwähnten Hundezwingers.

Es darf nicht verwundern, daß man zu allen Zeiten auf die Hunde sah; nicht nur sind sie überhaupt das treueste und dem Menschen anhänglichste Thier, sie sind wahrhaft das andere Ich, die Stellvertreter des Jägers, der ohne diese Genossen oft eine traurige Rolle spielt. Es ist daher natürlich, daß man allen Gattungen von Jagdhunden besondere Aufmerksamkeit schenkte. Stand doch schon in den ältesten Zeiten auf die Entwendung eines Hundes höhere Strafe als auf jene eines Pferdes oder Rindes; nach dem ältesten Gesetze mußte Derjenige, welcher einen Hund gestohlen hatte, demselben zur Sühne öffentlich den Hintertheil küssen. Bei den alten Jägern wurde ein besonders gelehrter Hund doctus oder magister genannt, was noch heute im Scherze geschieht.

Außer den vorerwähnten activen Jägern gehörte auch der Geschirrmeister zur Jägerpartei, welcher den „Plachenstadl" (Aufbewahrungsort für sämmtliche

Jagdgeräthschaften) im Prater mit 12 „Plachenknechten“, deren sechs das Schneiderhandwerk gelernt haben mußten, zu besorgen hatte. Die **Plache** (von flach, eben, breit stammend) bedeutete die zum Jagen nöthigen Tücher von grober Leinwand, auch das Jägergarn oder Netz, einen Vorhang, Decke. — Sämmtliche Jäger-Auslagen beliefen sich im Jahre 1675 auf 14,850 Gulden und 158 Muth Cerealien an Deputaten.

Im Jahre 1592 erging unter Kaiser **Rudolf II.** in Betreff des Praters das Verbot: „Niemand soll in Unserer Au, dem Prater, Sommers- oder Winterszeit gehen, fahren, reiten, hetzen, jagen oder fischen ohne Willen des kaiserlichen Forstknechtes (Forstaufsehers) **Hanns Bengel**“. Nicht nur, daß dieses Verbot den nichtadeligen Wienern durch 174 Jahre das Vergnügen entriß, sich in den herrlichen Auen erholen zu können, war **Bengel** gegen jene Parteien, die bei ihm um die Bewilligung ansuchten, den Prater besuchen zu dürfen, ungemein roh und unmanierlich, besonders grausam aber in seiner Amtswirksamkeit. So ertappte er einst einen armen Burschen, der das herabgefallene Reisig sammelte, worauf er denselben an einen wilden Nußbaum binden und auf die unbarmherzigste Weise durch die Plachenknechte halbtodt peitschen ließ. Die darüber empörten Wiener rächten sich dadurch, daß sie von da an jeden rohen, harten Menschen einen **Bengel** hießen, welche Bezeichnung sich noch bis heute erhalten hat. (Bengel, oder richtiger Bängel ist das Verkleinerungswort von dem alten Bang, d. i. jenes Strichholz, über welches die Jagdnetze gestrickt werden; daher wurde jeder Knüttel, Prügel, jedes kurze und starke Holz Bengel genannt.)

Dieser **wilde Nußbaum**, wohl der älteste des Praters, mindestens fünfhundertjährig, stand noch vor nicht langer Zeit rechts vom Eingang in die sogenannte Wurstelpraterallee, gegenüber dem Gasthause zum Eisvogel. Dieser majestätische und seines hohen Alters wegen schon morsche Baum blüthe trotzdem alljährig so üppig wie seine viel jüngeren Gefährten. An ihn knüpften sich allerlei Sagen, insbesondere betrachteten den hohlen Stamm mit scheuer Ehrfurcht die Kinder, welchen die Eltern erzählten, daß darin die „Prater-Fee“ hause, welche zu gewissen Zeiten die „braven“ Kinder um sich versammle und selbe reich belohne, während die „bösen kleinen Wiener“ von ihr strenge bestraft würden. Am Dienstag den 28. März 1876 fiel im Beisein vieler Wiener, die gekommen waren, dem Leichenbegängnisse ihres lieben fünfhundertjährigen Prater-Veteranen beizuwohnen, dieses uralte **Prater-Wahrzeichen** unter der Säge und der Haue der Demolirer und Regulirer des Praters. (Bild Seite 777.)

Die Rohheit und Grausamkeit des Forstaufsehers **Bengel** erhielt freilich viele Nahrung durch die strengen Gesetze, welche allerorts anderswo in Bezug auf die **Raubschützen** in Anwendung kamen; in Oesterreich jedoch hätte ihn die obwaltende Milde zu gemäßigterer Handlungsweise aneifern sollen. Mit wenigen Ausnahmen hatten alle österreichischen Landesfürsten Lust am edlen Waidwerke, die sich bei einzelnen sogar bis zur Leidenschaft steigerte. Zur Befriedigung dieser letzteren lag doch die umfangreichste Gewalt in ihren Händen, und es konnte sie nichts hindern, auch die ärgsten Feinde ihres Vergnügens, die „Raubschützen“, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen und zum abschreckenden Beispiele im Geiste früherer, roher Zeiten zu bestrafen; desto freudiger können wir constatiren, daß man in den Quellen der Vorzeit auf vaterländischem Boden nicht einmal vereinzelten Fällen, geschweige denn einer Reihe solcher begegnet, welche durch Tod oder Verstümmlung den Wilddiebstahl rächten. In den gesammten niederösterreichischen Jagdgesetzen ist auch nicht eine Spur von ähnlichen Grausamkeiten enthalten, mit denen sich andere Fürsten in Deutschland befleckten; wie z. B. auf frischer That betretenen Raubschützen beide Augen ausgestochen, insgemein der Wilddiebstahl mit dem Galgen bestraft, auf Tödtung eines Wilderers sogar eine hohe Geldbelohnung

gesetzt wurde, mit dem Bedeuten, daß die Leiche desselben an einen Baum gehängt und über deren Kopfe ein Hirschgeweih angenagelt werde. In manchen Theilen des heiligen römischen Reiches verwirkte der unbefugte Schütze die rechte Hand oder man band ihn nackt auf einen Hirsch und jagte diesen in den dichtesten Forst; ein Salzburger Fürst ließ einen Raubschützen in eine Hirschhaut nähen und mit Hunden zu Tode hetzen!

Dagegen war in Unterösterreich das höchste Strafausmaß, welches je den unverbesserlichen, wiederholt mit leichteren Strafen belegten Raubschützen traf, Abstiftung von Haus und Hof und Verbannung. Es unterließ die Regierung jedoch auch im letzteren Falle nicht, dafür Sorge zu tragen, daß dem Exilirten die Möglichkeit an die Hand gegeben werde, für sich und seine Familie auf ehrliche Weise Brot zu verdienen. Wohl wurden auch in Oesterreich Taglien (Preisgelder) von nicht unbedeutender Höhe auf die Einbringung (niemals aber auf die Tödtung) von Raubschützen ausgesetzt; und selbst solches fand gewöhnlich erst dann statt, wenn dieselben, die Grenzen ihres verpönten Handwerkes überschreitend, endlich sogar der öffentlichen Sicherheit gefährlich wurden.

Die älteste bekannte Verordnung vom Jahre 1533 setzt für Wildfrevler aus den höheren Ständen den Verlust des Pferdes, Hundes und gesammten Jagdzeuges, nebst Verbannung vom Hoflager fest, während wildernde Bürger mit 10 Gulden, Bauern mit 5 Gulden rheinisch und achttägigem Gefängniß im Thurm bestraft, im Wiederholungsfalle aber auf eine Meile außerhalb der kaiserlichen Wildbahn verwiesen wurden. Die Patente von 1534 und 1548 sprechen nur im Allgemeinen von empfindlicher Bestrafung des Wilddiebstahls, mit jenem vom 5. Mai 1549 wurde eine Specialcommission zur Untersuchung und Aburtheilung der Wildschützen niedergesetzt, welche aus zwei niederösterreichischen Regimentsräthen, dem Oberstjägermeister, dem königlichen Spittlmeister und dem Verwalter des königl. Hospitals zu Wien bestand. Vor dieser Commission hatte der Forstmeister seine Klage anzubringen und eine Tagsatzung zu begehren, zu welcher der Geklagte von seiner Obrigkeit gestellt werden mußte. War derselbe in der Lage, Entlastungszeugen zu stellen, so durfte er dieselben zur Tagsatzung mitbringen. Ledige Personen konnte der Forstmeister auf gewichtige Verdachtsgründe hin einziehen; hatte aber ein solches blos verdächtiges Individuum sichere Bürgschaft anzubieten, mußte es der Forstmeister bis zum Erscheinen des Gerichtstages auf freiem Fuße belassen.

Auf frischer That Ergriffene wurden, ohne Unterschied, ob selbe ledig oder hausgesessen waren, vor die Commission gestellt und mit Gefangenhaltung im Thurme bestraft. Jeder Verurtheilte hatte nach überstandener Strafe Urfehde zu schwören, worauf ihm bedeutet wurde, daß er im Wiederholungsfalle an Leib und Gut gestraft und gänzlich des Landes verwiesen werden würde. Strafen gegen Wildfrevler aus dem Adel waren dem Ausspruche des Landesfürsten vorbehalten.

Im Jahre 1555 hatte das Wildern in den königlichen Gehegen so sehr überhand genommen, daß sämmtliche Richter und Obrigkeiten unter Androhung empfindlicher Geld- und Leibesstrafen verpflichtet wurden, auf die Einlieferung der Raubschützen an den Oberstjägermeister der niederösterreichischen Lande, Andreas Volkhra zu Stainaprunn (Steinabrunn, Bezirk Stockerau), nach Möglichkeit hinzuwirken. Ein Patent Maximilian's II. vom Jahre 1570 verschärfte die Gefängnißstrafe im Thurm auf mehrere Monate. Es war aber in Oesterreich unter der Enns selbst in den älteren Zeiten dem Jäger nicht gestattet, Wildschützen zu tödten; es sind sogar zwei Fälle aus den Jahren 1658 und 1660 bekannt, wo Kaiser Leopold I. resolvirte: daß einige Jäger, welche sich der Tödtung zweier Wildschützen schuldig gemacht hatten, in Verhaft zu bringen seien und anderen zum Exempel und Abscheu mit gebührender Strafe gegen sie verfahren werden soll; und ferner, daß in gleicher Weise gegen die zehn Forstknechte, welche zwei Wildschützen bei Tribuswinkel (Badener Bezirk) erschossen hatten, zu verfahren sei.

Da contrastirt freilich recht auffällig jene „Urphede“ des Hanns Seyfried Gunenmendelin aus der Ow (Au) im hinteren Bregenzerwalde vom Jahre 1571, womit derselbe öffentlich bekennt, daß er der fürstlichen Durchlaucht Erzherzog Ferdinand zu Oesterreich (Gemal der Philippine Welser) Schaden am „Hoch Rotgewild“ zugefügt habe, dafür vor das Malefizgericht gestellt und von diesem zur Todesstrafe durch das Schwert verurtheilt worden sei. Auf Fürbitte seiner Freunde und Verwandten, sowie der Geistlichkeit wurde ihm zwar die Todesstrafe erlassen, jedoch mußte ihm zum abschreckenden Beispiele für Andere der Scharfrichter beide Ohren abschneiden und der Begnadigte weiters Urfehde schwören, keine andere Wehre als ein abgebrochenes Messer zu tragen, in kein öffentliches Wirthshaus zu treten, in und außer der Kirche keinen Verkehr mit ehrlichen Leuten zu halten, in kein öffentliches Bad zu gehen und an keinem seiner Herren und Richter oder ihren Knechten Haß und Rache zu üben. Für diese vom Verurtheilten unterschriebene Urfehde mußten drei Bürger haften, welche, im Falle er gegen einen der beschworenen Punkte handeln und von ihnen nicht binnen Monatsfrist eingeliefert werden würde — 200 Gulden zu bezahlen hätten, während der Verurtheilte, wo er immer ergriffen wird, dem Henkerschwerte verfällt.

In Zusammenhang mit den Wildschützen standen die wissentlichen Käufer des Fleisches und der Häute gestohlener Thiere, welche das Patent vom 18. März 1675 als Hehler erklärt und den Wildschützen in Bezug auf das Strafausmaß gleichstellt, überdies den Lederern und Weißgerbern bei Strafe von 2 Mark löthigen Goldes verbietet, Schweins- oder Hirschhäute von den kaiserlichen Plachen-, Forst- und Rüdenknechten zu kaufen. Die Forstmeister werden zugleich ermächtigt, bei den Lederern und Gerbern, so oft sie es für nöthig erachten, zu diesem Behufe Visitationen vorzunehmen.

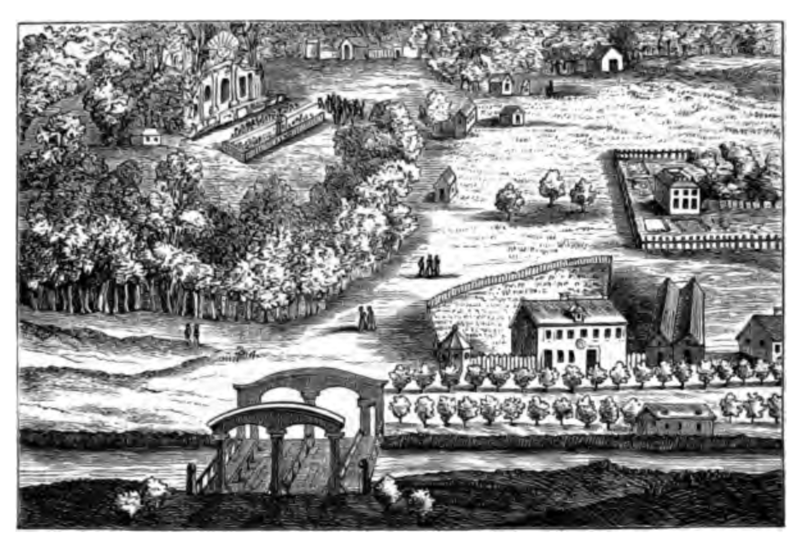
Im Patente vom Jahre 1687 erscheinen zum letzten Male unter der Androhung, daß Derjenige, welcher die landesfürstliche Wildbahn mit bewaffneter Hand betritt, als Wildschütze behandelt wird, speciell Bogen und Armbrust unter den verbotenen Waffen angeführt. Obwohl das Feuergewehr schon seit fast zwei Jahrhunderten allgemein war, scheinen doch die mittelalterlichen Geschosse theils ihrer Billigkeit, theils vielleicht eben ihrer besseren Eignung zum Wilddiebstahle wegen, der lärmenden Büchse noch lange vorgezogen worden zu sein.

Im Jahre 1704 hieß der Prater das „Lustwaldl“ (Lustwäldchen). Es fanden sich auch bereits Speculanten, welche in dem, dem Magistrate gehörigen Bezirke, „Stadtgut“ genannt, allerlei Wirthschaften errichteten, wobei sie den Besuchern vielfache Unterhaltungen boten. Da gab es Kegelbahnen, Schaukeln, Marionettenspiele 2c., wodurch der erste Grund zum heutigen Wurstelprater gelegt wurde. Als nämlich Kaiser Josef II. den Prater freigab, zog sich der gemüthliche Theil der Stadtgut-Besucher in die eine Hälfte, der elegantere in die andere — sogenannten Nobelprater — und blieb diese Sonderung aufrecht erhalten bis heute.

Der Zwang des Einlasses in den Prater wurde wohl unter Kaiser Karl VI. gemildert, jedoch blos der hohe Adel hatte das Glück, des Praters Grün (aber nur aus dem Wagen heraus, beileibe nicht zu Fuße) zu genießen, am Gesange der Vögel sich zu ergötzen; denn er wurde nur im Monate Mai für elegante Equipagen geöffnet, wobei es strenge verboten war, aus dem Wagen zu steigen. Der damalige Forstmeister, Johann Franz Bernrieder (geb. 1660, gest. 1728), war mit der Aufsicht betraut, und er bot das geradeste Gegentheil des rohen „Bengel“, denn er zeichnete sich durch übergroße Höflichkeit aus. Als z. B. einst der Erzherzogin Maria Theresia (späteren Kaiserin) ein prachtvolles Schoßhündchen aus der Equipage fiel, nahm er dasselbe sorgsam auf und reichte es mit der an das quitschende Thierchen vorher noch respectvoll gerichteten Ermahnung: „Euer Gnaden

sollten halt vorsichtiger sein!“ der hohen Herrin in den Wagen. Auf das zehnjährige Prinzeßlein machte diese Scene einen so unvertilgbar komischen Eindruck, daß sie noch in den spätesten Tagen gerne dieser Begebenheit erwähnte und sich im vertraulichen Scherze des Ausdrucks bediente: „Ja, Euer Gnaden, Sie sollten halt vorsichtiger sein!“

Zur vollständigen Ergänzung der Geschichte des Praters muß angeführt werden, daß im Jahre 1766 der unsterbliche Menschenfreund Kaiser Josef II. diese herrlichen Auen zum allgemeinen öffentlichen Belustigungsorte bestimmte und während der Sommermonate den Spaziergang in denselben allen Menschen bis zum Untergange der Sonne gestattete. Erst mit einbrechender Nacht wurde das Einlaßgitter geschlossen, welche Sperre drei Pöllerschüsse dem Publikum verkündeten. Bei der Eröffnung machte ein Cavalier den Kaiser darauf aufmerksam, daß Seine Majestät sich unter das gemeine Volk werde mengen müssen, worauf jedoch der erhabene Schätzer der Menschheit trocken erwiderte: „Wenn ich stets unter



Der Eingang zum Prater mit der Brücke. (Seite 771.)

meinesgleichen herumwandeln wollte, dürfte ich nur in der kaiserlichen Gruft spazieren gehen.“

Im Jahre 1775 ließ Josef auch das Gitter niederreißen und der Prater war somit zu jeder Jahres- und Tageszeit zugänglich. Gleich nach dieser allgemeinen Eröffnung war die schöne Kastanienallee im Hauptheile der Sammelplatz der besseren Gesellschaft geworden, 1786 wurden dort Kaffeehäuser angelegt. Die Praterfahrt entfaltete schon zu Kaiser Josef's Zeit ihren üppigsten Flor. In dem verhängnißvollen Jahre 1809 war der Prater Schauplatz kriegerischer Demonstrationen, im Jahre 1814 glänzender Festivitäten des Wiener Congresses. In neuester Zeit wurden große Volksfeste abgehalten (Verfassungsfeier, Feier des kaiserlichen Geburtsfestes), 1873 sah der Prater, neben einer Riesenzahl von Besuchern der Weltausstellung, alle erdenklichen Potentaten als Gäste in seinen Räumen. Bei dieser Gelegenheit fand die Umwandlung des früher stark vernachlässigten Wildparkes, in welchem zahlreiche Hirsche (die sogenannten „Waldhanseln“) weideten, in den heutigen geebneten und schön geregelten Lustpark statt.

Das kaiserliche Lustschloss Schönbrunn und die Menagerien.

Kaiser Maximilian II. war auch jener Monarch, welcher zuerst die Gegend des heutigen Schönbrunn behufs der geregelteren Jagd civilisirte. Nachdem er beinahe alle wildreichen Auen des Praters an sich gebracht hatte, um dort seinem Lieblingsvergnügen, der edlen Waidluft, sich ungestört ergeben zu können, verfiel er auf den Gedanken, sich auch auf der romantischen Gebirgsseite seiner Hauptstadt einen Hort behufs allerlei waidmännischer Unternehmungen zu verschaffen, und so erbaute er im Jahre 1570 am Fuße der waldigen Gebirgskette, ungefähr in der Gegend des heutigen Tivoli nächst Schönbrunn, nahe am Wienflusse, ein kleines Jagdschlößchen, welches seine niedlichen Zinnen dort erhob, wo heute das herrliche Schönbrunn stolz empor sich hebt.

In der frühesten Vorzeit war hier ein dichter Wald, beinahe Urwildniß, aber der Sorgsamkeit der großen Cultatoren der Ostmark, den Babenberger Herzogen, welche so viele Sümpfe austrockneten und so manchem Barbarismus Halt geboten, entging auch diese Gegend nicht, und bald wurde sie zu deren wohlgepflegtem Jagdgehege. Dann entstand daselbst eine Mühle, deren Besitzer, das Stift Klosterneuburg, die Umgegend vollends urbar machten. Diese Mühle kommt schon frühzeitig in Urkunden unter der Bezeichnung Katermühle vor. Es hat hier ganz bestimmt die Bezeichnung Kat (oder Koth) für kleines, schlechtes Haus, wie schon bei anderer Gelegenheit (Seite 646) erläutert, zur Benennung dieser Mühle geführt. Eine später aufgeführte größere Baute hieß dann folgerichtig die Katerburg, denn auch diese war so klein und unansehnlich, um ihr keinen pomphafteren Titel beilegen zu können. Von dem Ausdrucke „Kat“ leitet sich auch das altgebräuchliche Kater, d. i. Häusler (der auf dem Kat wohnt), dann Gaden (Zaun, eingezäunter Ort, auch Stockwerk, Zimmer) her. Es ist daher völlig irrig, wenn man die erst viel später entstandene Bezeichnung Gatterburg in ihrer Ursache verwirft, weil schon viel früher die Benennung ähnlich gelautet habe; es sind dies eben, wie sich alsbald herausstellen wird, zwei ganz verschiedene, wenn auch ziemlich gleich lautende Bezeichnungsursachen, die strenge von einander zu trennen sind.



Der älteste Praterbaum. (Seite 775.)

Im 14. Jahrhundert erscheint als Besitzer Johann von Nußdorf; 1313 Probst Berthold I. von Klosterneuburg; 1497 Erhard Grießer, Kellerschreiber Herzog Albrecht's V.; Hanns Koppel, Bürger von Wien; anfangs des 16. Jahrhunderts Michael Leittner. Im Jahre 1529 wurde das Besitzthum von den Türken verwüstet; 1540 baute es Stadtrichter Hermann Bayer wieder auf; dessen Töchter verkauften es jedoch an den kaiserlichen Kämmerer und

Oberststallmeister der Kaiserin, Peter Freiherr von Mollart (geb. 1515, gest. 1576), von welchem 1569 die Mühle und die Katerburg an Maximilian II. kam. Dieser Monarch legte hier einen geregelten Thiergarten an und baute ein hübsches Jagdschloß an Stelle des recht unansehnlichen „Kater".

Kaiser Rudolf II. schenkte im Jahre 1592 das Schloß seinem verdienten Rathe und Kriegszahlmeister Egidius Gattermayer, Besitzer eines Hauses in der Breiden- (Bräuner-) Straße, welches in dem alten Verzeichnisse des kaiserlichen Hofquartiermeisteramts in den Jahren 1567 bis 1586 die Nummern 130 und 128, im Jahre 1587 die Nummer 128 führt. Derselbe besaß ferner 1592 auch die Burg Rauhenstein bei Baden. Das Schloß verlor somit ganz gewiß die Bezeichnung Kater-Burg (kleine Burg) und wurde von da an die Gatter-Burg (Burg des Gatter) genannt; das Waldgehölze bekam den Namen Gatterhölzel (Gehölze des Gatter), und den Namen Gatterburg führten die Nachkömmlinge des Kriegszahlmeisters: die seit 1717 gegrafte, noch heute blühende Familie der Gatterburg. Nach Egidius Tode (1595) wurde der Besitz Eigenthum des Hofes und blieb es bis auf den heutigen Tag.

Trotzdem Schloß, Mühle und das Jagdrevier bis gegen die Hundsthurmer-Linie dem Kriegszahlmeister gehörten und nunmehr nach ihm Gatterburg oder Gatterschloß und Gattermühle hießen, wurden dennoch beide Gebäude noch fortwährend von den in Wien sich aufhaltenden Gliedern des Kaiserhauses, besonders von Erzherzog Mathias (später Kaiser), Rudolf's II. Bruder, oft zu Jagdzwecken benützt. Auch ein daselbst angelegter Meierhof erhielt den Beinamen Gattermeierhof. Es traf aber alle diese Gebäude im Jahre 1605 das Los, von den in Oesterreich unter Achaz Boczkay eingefallenen Schaaren der ungarischen Unzufriedenen von Grund aus zerstört zu werden.

Kaiser Mathias, Besitzer jener Gegend, ließ im Jahre 1619 das zerstörte Schlößchen neu erbauen. Als er einst, nachdem er seiner Leidenschaft zur Jagd in diesem beliebten Reviere Genüge gethan, im dichtesten Waldesdunkel auf dem weichen Rasen lagerte, da schlug an des Ermüdeten und Durstigen Ohr das Murmeln einer Quelle. Sogleich folgte er dem einladenden Laute und war bald an dem Orte, wo die krystallhelle Labung dem Schoße der Erde entquoll. Entzückt rief er aus: „Ei, das ist ein schöner Brunn!" (Brunn ist nämlich in alter Zeit der Ausdruck für jene Quelle gewesen, welche am Tage oder auf der Oberfläche der Erde ausbrach.) Und dies ist der Ursprung des noch heute bestehenden Namens Schönbrunn, welche sogleich dem neu erbauten Jagdschlosse beigelegt wurde. Dieses Quellwasser ist eines der köstlichsten der ganzen Gegend und dient noch heute für den Gebrauch des Kaiserhofes. Der Brunnen befindet sich nunmehr in geringer Entfernung von der sogenannten römischen Ruine. Ein Grottengebäude, mit Sitzplätzen umgeben, birgt eine schöne Najade (Egeria), die eine Urne hält, aus welcher die Quelle in ein Marmorbecken fließt. Nicht weit davon steht ein zweiter Brunnen, wo das Wasser aus einem Delphinkopf fließt. Hier sind die Statuen der Eurydice und des Cincinnatus, ebenfalls, wie die Egeria, vom Bildhauer Bayer gearbeitet.

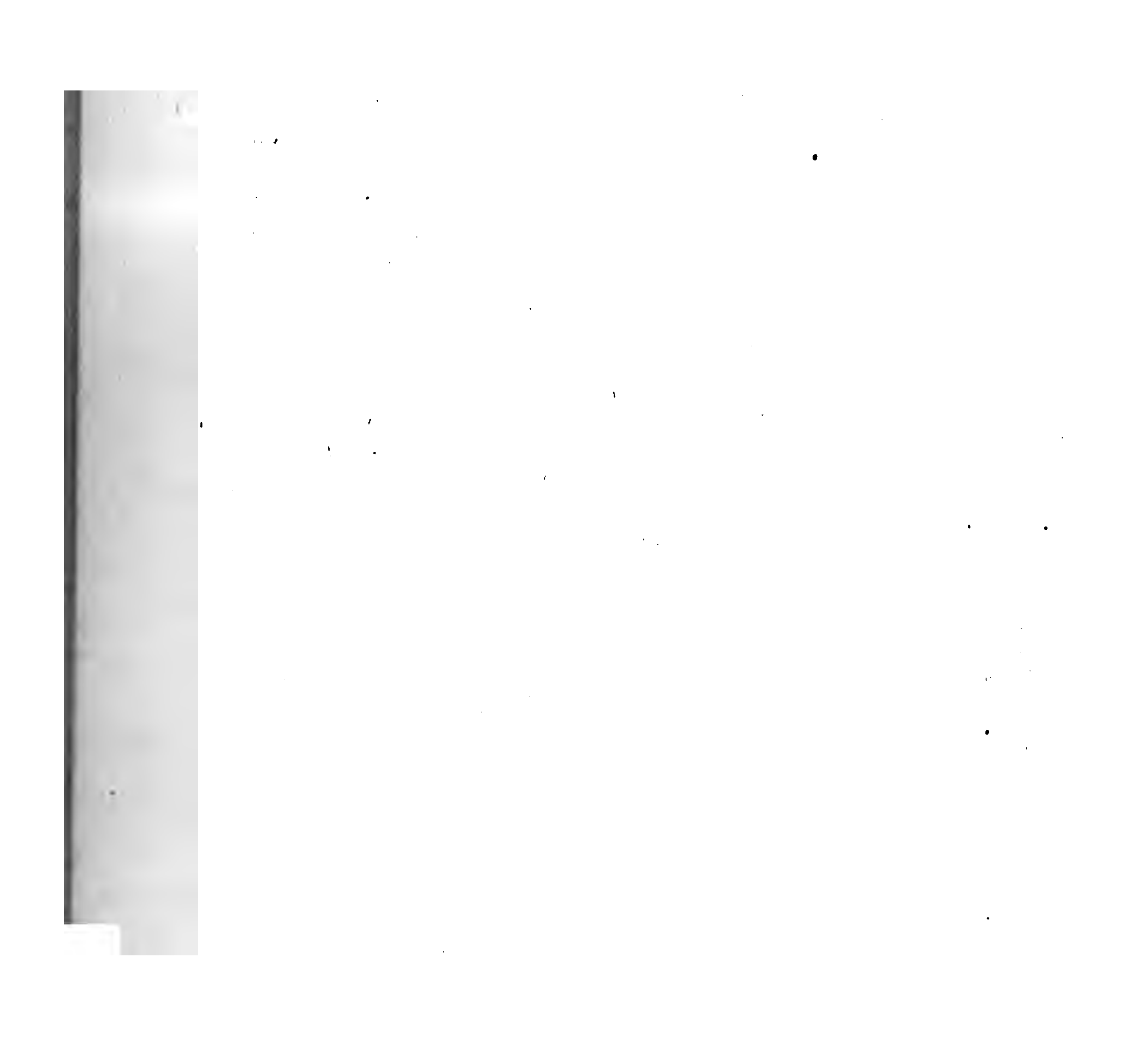
Wir liefern hier (Seite 784) das Bild des alten Schlosses Schönbrunn, wie es bis zum Jahre 1683 bestanden hat. Es war zwei Stockwerke hoch, besaß ein Vorgebäude, einen Thurm, eine der heiligen Magdalena geweihte Kapelle und ein, mit einer Galerie, Uhr und gothischen Verzierungen geschmücktes Thor.

Kaiser Ferdinand II. übergab das Schloß seiner zweiten Gemalin Eleonore als Witwensitz, nur war sie verpflichtet, aus der Brunnstube Wasser für den kaiserlichen Hofgarten zu liefern. Nach deren Tode (1655) erhielt es Kaiser Ferdinand's III. Witwe, Maria Eleonora Gonzaga, welche dasselbe gerne bewohnte, da sie für das alte Kirchlein in Hietzing große Vorliebe hegte. Durch



16.

Kaiser Mathias im neuen Jagdschlosse Schönbrunn.



sie erhielt der Schönbrunner-Garten schöne Anlagen, und Kaiser Leopold I. trug zu dessen Erweiterung bei, auch legte er auf dem Berge eine Hasen-Remise an. Nach der zweiten türkischen Belagerung (1683) lag auch Schönbrunn im Schutte, und die Gegend blieb eine gute Weile verwahrlost, nur zur Jagd der hohen Herrschaften bestimmt.

Im Jahre 1696 ließ Leopold I. an der Stelle, die seiner Mutter so lieb gewesen, für seinen Thronerben Josef I. einen Sommerpalast bauen, wozu der berühmte Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach (geb. 1650, gest. 1724, auch Erbauer der Peterskirche, Hofbibliothek ꝛc.) den Auftrag erhielt, der ein zweites Versailles schaffen wollte. Das Hauptgebäude war, einstöckig, im Jahre 1700 vollendet, wobei Denkmünzen geprägt wurden. Nun sah Schönbrunn die ersten Feste mit Turnieren und Caroussels und sind namentlich jene vom 7. und 8. Juli 1706, dann jene zur Vermälungsfeier des nachmaligen Kaisers Karl VI. (1707) als wahrhaft feenhaft zu bezeichnen. Fischer hatte auch vorgeschlagen, an der Stelle, wo jetzt die Gloriette steht, einen zweiten Palast zu bauen; es wurde sein Vorschlag jedoch nicht angenommen; da aber die Arbeiten des Architekten den Kaiser hoch befriedigten, ernannte er denselben zum Ober-Landbaumeister.

Nach dem Tode Leopold's setzte Josef I. den Bau fort, es wurde die große Anlage im Wesentlichen vollendet, aber Josef's früher Tod (1711) unterbrach auch hier jegliches Bemühen; 1712 kam Schönbrunn durch Geschenk des Kaisers Karl VI. in den Besitz von Josef's Witwe Amalie Wilhelmine, welche jedoch 1728 Schloß und Park dem Hofe wieder für 450.000 Gulden verkaufte.

Kaiser Karl VI. liebte es nicht, in Schönbrunn zu wohnen; erst Kaiserin Maria Theresia hielt sich mit besonderer Vorliebe daselbst auf. Es entschied eben die verhängnißreiche Epoche, welche auf Karl's Tod (1740) folgte, über das Schicksal Schönbrunns. Als sich nämlich eine ganze Reihe von Ländern gegen den Erbthron der jungen Fürstin erhob, als der furchtbare Kampf entbrannte, der sie um ihr Erbe bringen wollte, da weihte die fromme Fürstin ihre glühende Andacht oft dem Marienbilde in der Hietzinger Kirche, und sie hielt sich deshalb öfter in Schönbrunn auf. Nachdem die Dinge eine glückliche Wendung genommen hatten, beschloß sie, diesen Aufenthalt zu einem der kaiserlichen Würde entsprechenden zu machen, und nun begann die entscheidende Reform. Im Jahre 1741 wurde die Allee, welche Schönbrunn mit Laxenburg verbindet, geschaffen; 1744 fing der Bau des neuen Schlosses an, welchen Baumeister Valmagini nach des Architekten Pacassi Entwürfen ausführte. Den ungeheuren Kostenaufwand bestritt Maria Theresia aus ihrer Privatkasse. Das Schloß wurde vergrößert, um ein Stockwerk erhöht; die Gesimse und Säulen, welche früher nur von Ziegel ausgeführt waren, wurden nunmehr von Stein hergestellt und zugleich auch die innere Einrichtung des Schlosses erneuert. Ebenso nahm die Kaiserin eine Erweiterung des Gartens vor. Im Jahre 1752 wurde die Menagerie, 1763 der botanische Garten durch Adrian Steckhoven angelegt; 1775 bis 1780 wurde die Gloriette (etwa bedeutend die Herrliche), die römische Ruine und der Obelisk, nach dem Plane des Architekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg ausgeführt und von den Bildhauern Henrici, Hagenauer und Zächerl mit Statuen u. dgl. versehen. Unter der Regierung des Kaisers Franz I. erhielt vorzüglich der botanische Garten durch Anpflanzung vieler in- und ausländischer Gewächse eine bedeutende Bereicherung, und er gehört noch heute zu einem der vorzüglichsten dieser Art in Europa.

Von da an blieb Schönbrunn eine Zierde Oesterreichs und die Sommerresidenz der Regentenfamilie bis auf die neueste Zeit. Es wird noch weiterhin davon zu sprechen sein.

Ein besonderer Anziehungspunkt für Einheimische und Fremde ist die herrliche Menagerie des Schönbrunner-Gartens, deren Grundlage ebenfalls dem Kaiser Maximilian II. zu danken ist. Dieselbe nimmt aber auch unter den Sehenswürdigkeiten Wiens einen hohen Rang ein und ist die Entwicklungsgeschichte dieses herrlichen Vergnügungsortes gewiß von großem Interesse.

Die erste und älteste Menagerie des kaiserlichen Hofes war die zu Ebersdorf; sie wurde von Maximilian II. im Jahre 1552 gegründet und befand sich in einem Theile des zu jener Zeit weit ausgebreiteten Thiergartens (Wild-Geheges), welcher mit dem Jagd- und Lustschlosse seiner Vorfahren in Verbindung stand. In dieser Menagerie wurde der bereits (Seite 703—705) besprochene erste Elephant verwahrt.

Die zweitälteste Menagerie des österreichischen Regentenhauses war die des sogenannten Neugebäu. Sie wurde ebenso wie jene zu Ebersdorf von Maximilian II. innerhalb des von ihm zwischen 1564 bis 1576 angelegten Lustschlosses gegründet, das mit einem großen Thiergarten (Wild-Gehege), in welchem der Kaiser häufig zu jagen pflegte, und einem Fasangarten in Verbindung stand, weshalb auch diese Anlage zu jener Zeit allgemein nur den Namen Fasangarten führte. Sie befand sich in einem Theile des in einem großen Vierecke angelegten Thiergartens, welcher von einer hohen Mauer umschlossen war, die zehn, in ziemlicher Entfernung von einander gestellte niedere Thürme mit einander verband und im Mittelpunkte ihrer hinteren Hauptfront ein dreithürmiges Gebäude enthielt, und welcher von drei Seiten den gleichfalls viereckigen Lustgarten umschloß, den eine gewölbte Gallerie umgab, an deren vier Ecken thurmähnliche Pavillons angebracht waren, die durch einen Balustraden- (Geländer-) Gang auf der Oberseite der Galerie mit einander in Verbindung standen.

Kaiser Rudolf II. vollendete 1587 den Bau dieses Schlosses, aber nach einem originellen Einfalle. Es bedeckte nämlich während der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 ein Meer von Zelten die ganze Gegend um Wien von Nußdorf bis über die Schwechat hinaus, und über alle diese ragte hoch und glänzend das des Sultans Soliman empor, inwendig eitel Gold und Sammt mit den herrlichsten Perlen; der Divan war von Goldstoff. ringsumher lagen Polster von Goldbrocat, mit Rubinen, Saphiren und Hyacinthen geschmückt; am Fußboden, an den Wänden erblickte man die prächtigsten Tapeten und das Zelt war von außen in die Höhe mit goldenen Knöpfen geziert. Um dieses Hauptzelt standen jene der Minister und Günstlinge; rund herum war eine gewisse Anzahl Geschütze aufgestellt, und zwar hinter einer Brustwehre und einem Graben, deren Bewachung dem Bostandschi (Serail- oder Gartenwächtern) anvertraut war. Sonderbarerweise bewohnte Sultan Soliman dieses Prachtzelt nicht, er hatte vielmehr seinen Aufenthalt im nahen Schlosse Ebersdorf. Kaiser Rudolf ließ nun an derselben Stelle, wo Soliman's Zelt gestanden, das Schloß (Nr. 1 der beigegebenen Ansicht, Seite 792) ganz in der Lage, Gestalt und selbst Ausdehnung des großherrlichen Zeltes ausführen. Er vermehrte die Menagerie daselbst durch den Ankauf vieler fremder Thiere, und seitdem löste sich die Menagerie in Ebersdorf gänzlich auf. Rudolf schmückte auch den Garten mit schönen Statuen, und es wurden daselbst, besonders zur Frühlingszeit, manche glänzende Festlichkeiten veranstaltet.

Eine besondere Erweiterung erhielt die Menagerie daselbst unter Leopold I., indem schon zu Anfang seiner Regierung ein eigener Zubau (Nr. 2 auf dem Bilde) unternommen wurde, der zur Menagerie bestimmt und an der Südostseite des Schlosses angebracht wurde. Dieser Zubau, allgemein unter dem Namen „Neu-Bau“ bekannt, gab Veranlassung zur späteren Bezeichnung „Neugebäu“ (Neugebäude) für das ganze Lustschloß. Derselbe fügte sich nordwärts theils an das

große, in seiner Ausführung jedoch unvollendet gebliebene, mit Galerien und Gemächern versehen gewesene Saalgebäude an, welches vom Lustgarten durch einen geräumigen Hof geschieden war, theils an einen zweiten Ziergarten, der vor diesem großen Saalgebäude gegen die Simmeringer Haide zu lag und sich nach vorne an einen eben so großen Teich anschloß.

Diese neue Menagerie bestand aus zwei Abtheilungen. Eine derselben, welche für reißende Thiere bestimmt war, wurde in gleicher Flucht mit der großen, äußeren Schloßmauer geführt und bildete zur Linken des Saalgebäudes einen ziemlich weiten Vorsprung. Sie enthielt zwei große, nach oben offene und von hohen Mauern umschlossene viereckige Thier-Zwinger an der rechten Seite und einen ähnlichen an der linken, welcher letztere jedoch mit mehreren hohen Thürmen aus starken Eisengittern versehen war. Die Mitte dieser Abtheilung nahm ein Hofraum ein, in welchem sich, nebst mehreren Ställen und kleineren Wohngebäuden, auch ein höheres, auf mehreren, eine offene Halle bildenden Pfeilern ruhendes Gebäude befand, aus dessen Fenstern man in die herumgelegenen Zwinger sehen konnte. Die zweite Abtheilung, welche zur Aufnahme der friedlichen Thiere dienen sollte, bildete einen Seitenflügel der ersten Abtheilung und schloß sich an den vorderen Ziergarten an; sie bestand aus einem Vorhofe und vier ziemlich großen, mit Gittern von einander abgeschlossenen Abtheilungen, in welchen die verschiedenen Arten von friedlichen Thieren gehalten werden sollten.

Bei der zweiten türkischen Belagerung 1683 hatte der wilde Feind eine so große Achtung vor diesem Ort, wo die heilige Fahne seines Propheten geweht hatte, daß er das Schloß bei der allgemeinen Verheerung der umliegenden Gegend verschonte und es nur zu einem Vorrathshause verwendete. Leider zerstörten die unbändigen Völker des Franz II. Leopold Rakoczy bei ihrem Einfall in Oesterreich (1704) dieses selbst von den Türken verschont gebliebene merkwürdige Bauwerk, erwürgten die schönen Thiere in der Menagerie und schmückten ihre Anführer mit den Häuten der erschlagenen Leoparden, Tiger und Löwen.

Erst unter Kaiser Karl VI. wurde die Menagerie wieder neu gegründet, obgleich die Anlage selbst sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande befand, und dem kaiserlichen Oberst-Hof- und Land-Jägermeister Grafen Johann Julius von Hardegg die Aufsicht übertragen. Die Pflege der Thiere besorgte ein Aufseher, der den Titel eines Thier- oder Löwenwärters führte. Als der Kaiser nach des Prinzen Eugen von Savoyen Tode (1737) dessen Menagerie mit dem Schlosse Belvedere an sich kaufte, wurden im folgenden Jahre der Löwe und die übrigen reißenden Thiere derselben nach dem Neugebäude gebracht, während die friedlichen Thiere im Belvedere belassen wurden.

Nach Errichtung einer neuen Menagerie in Schönbrunn im Jahre 1752 durch Kaiser Franz I. und Maria Theresia wurde jene im Neugebäu noch zur Aufbewahrung der reißenden Thiere verwendet, welche die Kaiserin aus Besorgniß vor möglichen Unglücksfällen nicht dahin übertragen wollte. Doch wurden in demselben Jahre, als die Menagerie zu Schönbrunn errichtet wurde, die wenigen noch im Neugebäu befindlich gewesenen friedlichen Thiere, nebst jenen aus dem Belvedere in die neue Anstalt übersetzt. Die Menagerie des Neugebäu bestand noch in ziemlicher Erhaltung 1759, wo Nikolaus Jacquin aus Amerika zurückkam, und der von ihm mitgebrachte Löwen-Tiger endete daselbst sein Leben. Nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia (1780) wurde sie aber aufgehoben, und die wenigen daselbst noch befindlich gewesenen Thiere wurden, mit Ausnahme eines Löwen und Tigers, die Kaiser Josef II. dem Hetz-Amphitheater in Wien als Geschenk überließ, und eines schwarzen Wolfes, welcher auf Befehl des Kaisers erschossen wurde, ebenfalls nach Schönbrunn gebracht (1781). Dagegen bestand der dortige Fasangarten noch mehrere Jahre.

Nach Auflösung der Menagerie wurden auch die Räume derselben, so wie schon früher (seit etwa 1760) ein großer Theil der übrigen Localitäten des Schlosses Neugebäu, als Magazin zur Aufbewahrung von Pulver und Artilleriegeschossen gewidmet.

Die dritte Menagerie, welche der kaiserliche Hof besaß, war die des Belvedere. Die erste Anlage hierzu machte Prinz Eugen von Savoyen im Jahre 1716, indem er einen kleinen, an der Ostseite des oberen Belvedere gelegenen Theil seines Gartens der Errichtung desselben bestimmte, die Ausführung nach dem Plane des kaiserlichen Hof-Architekten Johann Lukas Ritter von Hildebrand vornehmen ließ und nach erfolgter Herstellung eine große Anzahl fremder Thiere aus den verschiedensten Weltgegenden für seine neu gegründete Privat-Menagerie um bedeutende Summen an sich kaufte. Diese Menagerie lag neben dem schönen Küchengarten links vom Palaste und war durch ein großes eisernes Gitterthor vom Lustgarten und durch ein ähnliches von dem weiten freien Platze abgeschlossen, welcher sich an der Rückseite des Palastes befindet und den großen Teich enthält.

Eine Rotunde, um welche die Thierbehältnisse in einem Halbkreise angebracht waren, erhielt in ihrer Mitte ein ziemlich großes Bassin mit einem Springbrunnen. An der einen Seite dieser Rotunde, rechts vom Eingange aus dem Lustgarten in die Menagerie und links vom Ausgange derselben auf den freien Platz an der Rückseite des Palastes, befand sich ein kleines Gebäude mit einem Stockwerke, welches zur Aufbewahrung der Papageien, einiger kleinerer Vögel und zarteren Säugethiere diente und auch die Wohnung für den Thierwärter enthielt. Die in einem Halbkreise um die Rotunde angebrachten Behältnisse für die größeren Thiere waren durch nicht sehr hohe Scheidemauern von einander getrennt und nach vorne durch große, eiserne, sehr zierlich gearbeitete Gitterthore abgeschlossen, deren Pfeiler mit in Stein gehauenen Büsten geziert waren. Sie bildeten sieben Abtheilungen, deren jede aus einem großen Rasenplatze bestand, welcher zu beiden Seiten von einer Reihe hoher Bäume begrenzt war, in der Mitte ein Bassin und im Hintergrunde den aus Mauerwerk aufgeführten Stall für die einzelnen Thiere enthielt, von denen sich die friedlichen innerhalb der Tageszeit in den freien Räumen ihrer Behältnisse ergehen konnten, während für die reißenden Thiere eigene, durch Eisengitter wohl verwahrte Behältnisse in einer dieser größeren Abtheilungen bestimmt waren. Durch die mittlere dieser sieben Abtheilungen führte der Weg zu dem chinesischen Lusthäuschen des Prinzen. Rechts und links von demselben waren im Hintergrunde drei Höfe mit Bassins angebracht, in welchem die Hühner-, Sumpf- und Wasservögel frei umhergehen konnten. In einem andern Theile des Gartens, dem sogenannten Paradiesgarten, welcher an der rechten Seite des Schlosses neben dem großen Lustgarten lag und die Orangerie des Prinzen enthielt, befand sich im Hintergrunde ein sehr großes, aus Eisenstäben und Drahtgeflechte höchst zierlich gearbeitetes Vogelhaus, welches nach den Entwürfen von Girards und Anton Zinner ausgeführt wurde und eine große Anzahl kleiner inländischer Vögel, namentlich Singvögel, enthielt.

Diese Menagerie war zur Zeit Eugen's wohl eine der größten und vorzüglichsten unter den wenigen damals bestandenen und wurde von ihrem Gründer mit seltener Liebe und mit bedeutendem Kostenaufwande gepflegt. Als nach dem 1736 erfolgten Tode des Prinzen Kaiser Karl's VI. das Schloß Belvedere sammt den von Eugen hinterlassenen Natur- und Kunstschätzen im Jahre 1737 an sich kaufte, kam auch die Menagerie in den Besitz des kaiserlichen Hofes und wurde unter die oberste Aufsicht des General-Hof-Bau-Directors und Ober-Inspectors der Maler- und Bildhauer-Akademie, Grafen Gundacker von Althan (geb. 1665, gest. 1747), gestellt, welcher Director über alle kaiserlichen Hof-, Lust- und Garten-

gebäude war. Aus Besorgniß vor möglichen Unglücksfällen in der Residenz, ließ der Kaiser 1738 die wenigen in dieser Menagerie noch vorhanden gewesenen reißenden Thiere in die kaiserliche Menagerie nach Neugebäu bringen und bestimmte jene im Belvedere nur zur Aufbewahrung von friedlichen Thieren.

Im Jahre 1748 war die Oberaufsicht über die Menagerie an den General-Hof-Bau-Director Emanuel Telles Herzog von Sylva, Graf von Tarouca, und 1750 an den Grafen Adam Philipp Losy von Losimthal übergegangen, und da wurde diese Sammlung beiweitem nicht mehr so gepflegt wie von ihrem Gründer. Es lag wohl in der Absicht des kaiserlichen Hofes, dieselbe nur auf jene Thiere zu beschränken, welche bereits vorhanden waren und die sich durch Fortpflanzung vermehren konnten. Als im Jahre 1752 Kaiser Franz I. eine Menagerie nach dem Vorbilde der Eugen'schen, jedoch in einem noch weit großartigeren Style und Maßstabe in Schönbrunn errichtete, wurde die Menagerie im Belvedere gänzlich aufgelöst, denn der Rest aller hier vorhanden gewesenen Thiere wurde noch in demselben Jahre nach Schönbrunn gebracht. Nur ein weißköpfiger Geyer, welcher sich schon 1706, mithin zehn Jahre vor Errichtung der Eugen'schen Menagerie im Belvedere befand und kurz vor 1824, nach 117jähriger Gefangenschaft also! starb, wurde nebst einem Stein- oder Goldadler, welcher der Liebling des Prinzen Eugen gewesen und den er selbst zu füttern pflegte, bei Auflösung der Menagerie im Belvedere belassen. Bekannt ist die Sage, daß am Tage von des Prinzen Eugen Tode der in der Menagerie des Belvedere befindliche Löwe plötzlich unter Zuckungen ebenfalls verschied.

Seit jener Zeit wurden die Bassins in dieser Abtheilung des Gartens aufgegeben, die Ställe und Scheidemauern niedergerissen und die ganze Abtheilung unbenützt gelassen, bis um das Jahr 1833 auch durch die Hinwegnahme der Eisengitter, welche die Behältnisse umgaben, beinahe jedes Andenken an diese einst so großartige Menagerie verschwand. Nur das Nebengebäude, worin die zarteren Thiere gehalten wurden (später in ein Wohngebäude für den Director und einen Custos der k. k. Gemälde-Galerie umgestaltet), das chinesische Lusthaus in der Mitte des Halbkreises an der Scheidemauer des botanischen Gartens der k. k. Universität und die Baumpflanzungen in den sieben Abtheilungen der einstmaligen Menagerie sind noch dermalen als Rückerinnerung erhalten.

Die vierte und jüngste Menagerie des kais. Hofes endlich, zugleich die volksthümlichste von allen, ist die noch heute bestehende Menagerie in Schönbrunn. Sie wurde 1752 gemeinschaftlich von Kaiser Franz I. und Kaiserin Maria Theresia gegründet und zur Anlage derselben ein Theil des großen Lustgartens benützt, der an der Westseite, rechts vom Schlosse, am Fuße jenes Bergabhanges liegt, dessen Gipfel seit 1775 die Gloriette ziert, und welcher durch einen andern großen Gartentheil, der für den im Jahre 1753 errichteten sogenannten holländischen botanischen Garten bestimmt war, von der Ortschaft Hietzing geschieden wird.

Die Anlage der Menagerie wurde durch den Hofgärtner Adrian van Steckhoven besorgt, welchen der Kaiser auf Einrathen seines Leibarztes Gerhard van Swieten (geb. 1700, gest. 1772 im Schlosse zu Schönbrunn; zu Ehren dieses hochberühmten Arztes und Gelehrten führt eine Gasse im Bezirke Alsergrund ihren Namen) aus Holland an seinen Hof berufen hatte, und dem er auch die Aufsicht und Obsorge über die in dieselbe aufzunehmenden Thiere übertrug. Die Ausführung derselben erfolgte nach dem Vorbilde der Eugen'schen Menagerie im Belvedere, aber in einem noch beiweitem großartigeren Style. (Zwei Original-Entwürfe, nach welchen die Anlage der Menagerie erfolgte, bewahrt die k. k. Hofbibliothek). Sie bildet einen Zirkel in dem ansehnlichen Umfange von 83 Klafter, zu welchem ein breiter, mit einer Linden-Allee besetzter Gang vom Lustgarten aus den Zugang bezeichnet, der 8 Klafter 3 Fuß lang, zu beiden Seiten von einer

2 Klafter hohen Mauer begrenzt und auch außen durch ein großes eisernes Gitterthor abgeschlossen ist, dessen Pfeiler mit zierlich in Stein gehauenen Thiergruppen geschmückt sind. Ein ähnlicher Gang, welcher die Menagerie mit dem botanischen Garten verbinden sollte, ist unweit von diesem, gegen die rechte Seite zu angebracht worden. Zwischen beiden führt ein directer Baumgang in den Hof-Lustgarten, die Aussicht nach Penzing gewährend.

Rings um diesen Zirkel sind die Behältnisse für die Thiere angebracht. Sie bestehen aus 13 Logen oder Abtheilungen, welche durch hohe Scheidemauern von einander geschieden sind und deren jede nach vorne durch ein großes eisernes Gitterthor abgeschlossen ist, durch welches man bequem in den innern Raum derselben sehen kann. Die Pfeiler derselben tragen zierliche in Stein gehauene Vasen. Jede dieser Abtheilungen, welche durch besondere Zugänge mit einander in Verbindung stehen, die gegen den Hintergrund an den Seiten der Scheidemauern angebracht wurden, enthielt in ihrer Mitte auf einem Rasenplatze ein Bassin mit einem kleinen



Das alte Schloß Schönbrunn oder die Gatterburg. (Seite 778.)

Springbrunnen, längs der beiden Scheidemauern einige höhere Bäume und im Hintergrunde das Behältniß für die in dieselben aufzunehmenden Thiere. Alle diese aus Mauerwerk aufgeführten Behältnisse waren in der Form kleiner Wohngebäude hergestellt und mit Thüren und Fenstern versehen worden und bestanden, mit einziger Ausnahme des in der vierten Abtheilung rechts vom Eingange angebrachten Gebäudes, nur aus einem Erdgeschosse, während hier ein Haus mit einem Stockwerke angebracht war, das zur Wohnung für den Menagerie-Aufseher und einen Diener bestimmt war. Im Obergeschoße dieses Gebäudes, das vorzugsweise zur Aufnahme von Vögeln bestimmt war, fanden sich in den verschiedenen Abtheilungen die bis an die Decke reichenden Käfige der befiederten Inwohner.

Längs der Seitenmauer dieser Abtheilung wurden beiderseits mehrere ziemlich große, mit Drahtgittern versehene Behältnisse angebracht, welche zur Aufbewahrung von Raubvögeln dienen sollten. Von eben dieser vierten Abtheilung gelangte man rechts in den Hühnerhof, einen geräumigen, mit freistehenden Baumgruppen gezierten Rasenplatz, der in seiner Mitte von steinernen Wasser-Rinnen durchzogen und ringsum mit gezimmerten Häuschen, für das daselbst zu haltende Geflügel umgeben

war. Links führte der Weg zum Entenhofe, einem eben so großen und an seinen Seiten mit Gesträuchen und Bäumen besetzten Platz, der in seiner Mitte ein sehr großes ovales Bassin enthielt, in welchem eine kleine, mit Trauerweiden dicht besetzte Insel angebracht war, und welches an seiner Vorderseite einen steten Zufluß von Wasser erhielt. Im Hintergrunde dieses Platzes befand sich ein niederes, aus einem Erdgeschosse bestehendes Gartenhaus, das zur Aufbewahrung von Affen, Papageien und allerlei zarten Vögeln dienen sollte. Die übrigen hinter den Bogen befindlichen Räume, welche sich an diese beiden Höfe anreihen und sämmtlich durch besondere Zugänge mit einander verbunden sind, waren gleichfalls zur Aufbehaltung von Thieren bestimmt, wenn die Räume in den Bogen für dieselben nicht mehr zureichten. Drei Haupt-Alleen im Lustgarten und eine Seiten-Allee längs des botanischen Gartens waren auf die Menagerie gerichtet worden, um den Zugang zur selben von mehreren Seiten möglich zu machen.


Der Adlerflug. (Seite 791.)

Dicht an der Menagerie und von derselben nur durch eine Mauer geschieden, wurde an dem Bergabhange ein zur Menagerie gehöriger Fasangarten angelegt, der ringsum von dichtem Gehölze eingeschlossen und von dem Lustgarten durch eine Bretterwand abgegrenzt ist, die nur an zwei Stellen durch große, mit Drahtgeflechte überspannte Eisengitter eine Einsicht in dieselben gestattet. Ein schönes architektonisches Frescogemälde in zum Theile gothischem Style und trefflicher Perspective, vom k. k. Hofarchitekten Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg ausgeführt, deckte an einer Seite eine kahle Stelle der Mauerwand, welche vom Eingange am Hauptbassin mit den Statuen des Neptun und der Thetis zu sehen ist.

Nachdem die ganze Anlage vollendet war, wurden noch im Jahre 1752 sämmtliche in der kais. Menagerie im Belvedere befindlich gewesenen Thiere sowohl, als die wenigen friedlichen Thiere, welche sich in der kais. Menagerie des Neugebäu befanden, dahin gebracht und eine große Anzahl mitunter sehr seltener Thiere in Holland und England für bedeutende Summen angekauft. Die oberste Aufsicht über diese neugeschaffene Anstalt übertrug der Kaiser seinem Hofcontrolor Johann Franz von Martin.

Im Jahre 1754 wurde der berühmte Naturforscher Baron Nikolaus Josef von Jacquin (geb. 1727, gest. 1817) nach Amerika entsendet, um Pflanzen und Thiere zu holen. Derselbe, begleitet von dem kaiserlichen Hofgärtner Richard van der Schot und den beiden florentinischen Vogelstellern Johann Buonamici und Ferdinand Barculli, welche zum Einsammeln und Transportiren der lebenden Thiere bestimmt gewesen waren, kehrte mit reicher Ausbeute im Jahre 1759 zurück, worauf sofort im Mittelpunkte des Kreises der Menagerie ein achteckiger Pavillon errichtet wurde, der sich auf einer 4 Fuß auf der Erde stehenden, die gewölbten Souterrains überdeckenden Terrasse erhebt, auf welcher vier in entgegengesetzter Richtung angebrachte Boden-Erhöhungen von 9 Stufen führen und der eine runde, oben

abgeplattete Kuppel trägt, die mit Schiefer eingedeckt wurde, dermalen aber mit Kupfer überzogen und mit einer im Achtecke hergestellten Balustrade gekrönt ist. Das Innere dieses Pavillons besteht aus einem achteckigen Saale, dessen abwechselnd gestellte vier Thüren und vier Fenster auf die ringsherumliegenden Thierbehältnisse gerichtet sind. 1760 wurde die innere Ausschmückung dieses Saales vollendet. Die gewölbte Decke wurde mit einem schönen Fresco-Gemälde von Gregor Guglielmi, mythologische Vorstellungen aus Ovid's Verwandlungen enthaltend, geziert und die Wände des Saales mit acht großen Spiegeln und reicher Lack- und Goldverzierung am Getäfel geschmückt. Ueber den Thüren sowohl, als über den zwischen diesen und den Fenstern befindlichen Räumen wurden ringsum in fortlaufender Reihe zwölf ovale Medaillons angebracht, welche die Abbildungen einer ziemlichen Anzahl der seit der Gründung dieser Menagerie in derselben vorhanden gewesenen Thiere enthalten. In diesem Saale pflegten Franz I. und Maria Theresia während ihres Sommeraufenthaltes in Schönbrunn oft die Morgenstunden zuzubringen und bei Einnahme des Frühstücks die großartigen Naturschöpfungen zu bewundern.

Nach dem Tode des Kaisers (1765) empfahl die Kaiserin die oberste Ueberwachung und Sorge über die Menagerie und die sämmtlichen kaiserlichen Hofgärten ihrem Obersthofmeister Grafen Corfiz von Uhlfeld. Auch zierte sie zum Denkmale der beiden großartigen Stiftungen ihres erlauchten Gemals in Schönbrunn, nämlich des 1753 gegründeten botanischen Gartens und der mit demselben verbundenen Menagerie, den im Mittelpunkte derselben errichteten Pavillon 1766 mit der kolossalen Büste des Kaisers, welche von Balthasar Moll gearbeitet und in Bronze gegossen war. Diese Büste krönte die Spitze einer niederen Steinpyramide, die auf einem dreiseitigen Fußgestelle ruhte, das oben drei in Bronze gegossene, die Reichsinsignien haltende Adler umgaben und auf dessen Vorderseite auf einer Marmorplatte mit metallenen Buchstaben eine lateinische Inschrift angebracht war.

Nach dem Regierungsantritte Kaiser Josef's II. (1781) erlitt zwar die Menagerie einige Beschränkungen, doch wurden dieselben reichlich mittelst großartiger Reise-Unternehmungen ersetzt, welche der Kaiser zur Bereicherung dieser Anstalt, wie des botanischen Gartens unternehmen ließ. Die kaiserliche Menagerie im Neugebäu wurde ganz aufgegeben und die wenigen daselbst noch befindlichen Thiere nach Schönbrunn gebracht. Es wurden in zwei Abtheilungen des Cirkels Bassins in Verbindung mit Bärenhäusern angebracht, wie auch im Hintergrunde Raubthierhäuser aus starken eisernen Käfigen aufgestellt.

Von da an vornehmlich datirt sich die Volksthümlichkeit des Menageriebesuches in Schönbrunn, denn es machte dazumal wie heute den Wienern ungeheuren Spaß, das Auf- und Abklettern der Bären zu sehen, ihnen Brotstückchen hinzuwerfen u. s. w. Kaiser Franz II. vervollständigte die Menagerie durch werthvolle Ankäufe mittelst seines Privatschatzes; es wurden die vorhandenen Behältnisse der reißenden Thiere erweitert und besser für ihren Sommer- und Winteraufenthalt gesorgt. Im Jahre 1837 wurden aus van Aken's Menagerie bedeutende Ankäufe gemacht, die Raubthierhäuser neu hergestellt u. s. w. Seit 1845 nahm durch die Fürsorge des Vorstandes des k. k. Obersthofmeisteramtes Philipp Freiherr von Draexler (renommirter Kunstkenner und Sammler) die Menagerie neben der Befriedigung der Schaulust für das Publikum auch einen streng wissenschaftlichen Charakter an; bei jedem Thiere wurden die gelehrten Benennungen unter Beifügung ihres Vaterlandes durch Inschriften ersichtlich gemacht; ihm verdankt man ferner mehrere wichtige Verbesserungen, zur längeren Erhaltung der Thiere, den zum Ergötzen des Publikums dienenden großen Affen-Pavillon u. s. w.

Unter Kaiser Franz Josef I. endlich begann für die Schönbrunner Menagerie eine neue Blüthe; es wurde für die zweckmäßigste und zugleich zierlichste Herstellung und Benützung der Räume gesorgt, die Menagerie ansehnlich vermehrt; der mittlere Pavillon erhielt die Papageien-Ausstellung, welche auf eigenen Eisenbahnen aus dem Gebäude in das Freie geschoben werden kann.

Die Hof- und Privatgärten von Wien.

Wien war von jeher die Stadt der Blumen und lieblichen Gartenanlagen. Dies beweisen schon die Minnesänger aus der Zeit der ritterlichen Babenberger, welche von den Rosen Wiens erzählen, mit welchen sich die Landesfürsten und die Bürger schmückten, wenn sie zu frohen Festen und Spielen zogen. Eine solche jährlich wiederkehrende Festlichkeit war unter anderen das mit dem Eintreten des Frühjahres begangene Maifest (Seite 170 ausführlich geschildert). Als der große Gönner dieser Feste starb (1230), sang ein Chronik-Dichter:

„Ein Mann hier zuvor saß,
Der zog einen Garten,
Den that er fleißig warten,
Darin standen Wurzen und Kraut,
Der Garten war ihm viel traut."

Bereits in den ältesten Stadtbüchern kommen Gärtner vor, so 1334 ein Chunrath der Gartner; 1399 Trautmann, des Herzogen (Albrecht's IV.) Gartner; 1407 Menhard, Herzog Ernst's (des Eisernen) Gartner; 1419 Hanns, der Gartner im „Paradys" (bei der Burg), und 1405 erscheinen in der Aufgebots-Ordnung schon die Gärtner als geschlossene Zunft. Es war ihnen mit Anderen die Bewachung der Stadtthürme übertragen.

Bereits im 14. Jahrhundert geschieht eines herrlichen Lustgartens bei der Burg Erwähnung. Er stand mit dem später sogenannten Schweizerhofe in Verbindung und lag theilweise innerhalb, theilweise außerhalb der Stadtthore, er reichte sogar bis zur Laimgrube. Im Jahre 1327 trat Friedrich der Schöne einen Theil dieses Gartens sammt einem Hause den Augustinern zur Erbauung ihres Klosters ab. Der Name Paradys- oder Paradeis-Garten als Bezeichnung eines Lustgartens überhaupt ist in Wien wie an anderen Orten sehr alt; man wollte dadurch eine überaus anmuthige Gegend, einen höchst angenehmen Ort bezeichnen. Schon 1421 erscheint das „Paradieshaus" und auf dem alten Stadtplan von Wien um 1440 (bereits Seite 507 besprochen) finden wir vor der Stadt über der Wien ein „Paradeyß", bei welchem wohl auch ein eigener Gärtner bestellt war. Der Name Paradeis-Garten wurde dem Burggarten unter Kaiser Albrecht II. ertheilt, und damals enthielt er eine Badestube und eine Wasserleitung. Bei Gelegenheit der Theilung der Burg zwischen den Brüdern Friedrich III. und Albrecht VI. und deren Vetter Erzherzog Sigmund von Tirol wurde der Garten als gemeinschaftliches Eigenthum erklärt und die Herstellung eines Ganges aus den unteren Zimmern der Burg in diesen Garten Friedrich übertragen. Damals nahm er noch den ganzen Josefs- und Burgplatz mit Inbegriff des seitdem verbauten Raumes, dann die Gegend zwischen der jetzigen Hofburg und dem neuen Burgthore und noch weiter darüber hinaus ein und bestand in einem Baum-, Irr- und Ziergarten mit Brunnen und Wasserkünsten. Im Jahre 1464 wurde er von den aufständischen Bürgern als Schlupfwinkel benützt. Im Anfange des 16. Jahrhunderts war dieser Garten ein Liebling des Kaisers Maximilian I., der ihn unter die Aufsicht eines eigenen Gartenmeisters stellte. War doch Max einer der größten Gartenliebhaber und verfaßte selbst eine Abhandlung über Gartenpflege. Er besaß allein 140 Lustbezirke, unter denen ihm jedoch, nach eigenem Ausspruche, der Hofgarten zu Wien der liebste war. Er setzte über denselben einen ersten Gartenmeister und neun Obergärtner.

Den Zenith ihres Flores erhielt diese Gartenanlage bei der Burg zur Zeit Ferdinand's I. Dieser ließ nämlich im Jahre 1519 für seine Gemalin Anna (Tochter des Königs Ladislaus IV. von Ungarn und Böhmen), die er „nächst Gott seinen größten und liebsten Schatz" zu nennen pflegte, den Burggarten renoviren und erweitern; leider aber wurde er 1529 durch die türkische Belagerung gänzlich verwüstet und verschwand sodann durch die Erweiterung der Festungswerke. Im Jahre 1542 wurde der aus dem verwüsteten Garten entstandene öde Grund in einen Turnierplatz umgestaltet, neben demselben ein Irrgarten mit Wasserkünsten angelegt und gegenüber die neue Burg, genannt „Stallburg", für den Kronprinzen Maximilian II., als erwählten König von Böhmen, errichtet (1559).

Gleichzeitig legte man einen zweiten, wohl kleineren, zur Hofburg gehörigen Garten auf jenem großen Bollwerke an, welches sich vor der Burgschanze, dem sogenannten „Spanier" befand. Dem ersten Garten wurde der alte Name „Paradeis-Garten" ertheilt, der zweite erhielt die Benennung „Hirsch und Jäger am Thurm", weil er sich in der Nähe des alten Widmerthurmes befand, der ein grünes Dach hatte und mit der bildlichen Darstellung eines vom Jäger verfolgten Hirschen geziert war.

Maximilian II. war der Erste, welcher diese Gärten mit seltenen Bäumen und Gewächsen bepflanzen ließ, welche Pflanzungen Rudolf II. ansehnlich vermehrte. Der kleinere Garten, „Hirsch und Jäger am Thurm", bestand indeß nicht lange, denn als Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1622 das Bollwerk vergrößerte, wurde er aufgehoben. Aber der größere, der „Paradeis-Garten", blühte unter Ferdinand II. und III. in besonderer Herrlichkeit, wenngleich sein Umfang durch den von seiner vorigen Stelle am Spitalplatz auf einen Theil dieses Gartens verlegten Turnier- (Tummel-) Platz, später als Sommer-Reitbahn benützt, nicht wenig eingeschränkt wurde. Das Ganze war von einer Mauer eingeschlossen, ostwärts hatte der Garten einen Grottengang und eine mit allerlei Meermuscheln gezierte Brunnstube, in der ein aus Silber gearbeitetes Bergwerk angebracht war, dessen Figuren ein Wasserwerk künstlich in Bewegung setzte.

Durch den Aufbau des ersten Hof-Schauspielhauses aus Holz (1659), des alten Opernhauses (1705), des Hof-Bibliothekgebäudes (1724), dann der alten Reitschule (1729), wie durch die Sprengung der alten Gartenmauer ging der Burggarten fast gänzlich zu Grunde. Als das neue Theater im Ballhause errichtet (1741) und die schöne Brunnstube zu dessen Eingang verwendet, der übrig gebliebene Gartentheil zur Herstellung eines neuen Ballhauses benützt wurde, verschwand der Garten gänzlich.

Da aber dadurch die Hofburg eines Gartens entbehrte, so bestimmte die Kaiserin Maria Theresia den Platz der kaiserlichen Schießstätte auf dem Walle zwischen der Burg- und Löblbastei zur Errichtung eines neuen Burggartens, der zur Erinnerung an den alten gleichfalls die Benennung „Paradies-Garten" erhielt, und in dessen Mitte ein großes Gartengebäude aufgeführt wurde. Als sodann später das im einstmaligen Burggarten errichtete neue Ballhaus abermals abgebrochen wurde, ließ Graf Jakob Durazzo, damals kaiserlicher Theater-Director, den kleinen Ueberrest des alten Gärtchens räumen, mit Bäumen und Grasplätzen bepflanzen und zu einem öffentlichen Spazierorte herrichten. Die Stelle des zweiten alten Burggartens „Hirsch und Jäger am Thurme" ließ Kaiser Josef II. mit Bäumen bepflanzen und mittelst eines Ausganges von dem „Spanier" vor der Burg und einer über den Graben gezogenen Brücke mit der Stadt in Verbindung setzen, wodurch er ein öffentlicher Erlustigungsort wurde, welchen man den „Promenadeplatz" hieß, und gegen das Ende seiner Regierung errichtete er im neuen „Paradies-Gärtchen" auf der Bastei ein Treibhaus und eine Gärtnerwohnung.

Franz I., Kaiser von Oesterreich, verschönerte den „Promenadeplatz" durch viele Bäume, ließ 1803 den „Spanier" abtragen und den Platz, wo diese Schanze gestanden, ebnen, worauf an dessen Stelle 1805 der neue Rittersaal erbaut wurde und der „Promenadeplatz" durch eine gemauerte, über den Burggraben gezogene Brücke mit der Stadt verbunden ward.

Nach der Verschönerung des Platzes durch Kaiser Franz I., welcher ein hübsches Gloriett erbauen, Bänke stellen und den Platz Abends reichlich mit Laternen beleuchten ließ, wurde diese Promenade der Mode-Unterhaltungsplatz der Wiener, welche sich aus allen Vorstädten herbeidrängten. Das ewige Einerlei der wandelnden und sitzenden geputzten Modewelt veranlaßte mehrere Spaßvögel, diese einförmige Promenade die „Ochsenmühle" zu nennen, weil sich da die Lustwandler gleich den Ochsen, welche zum Mühlentreiben verwendet wurden, rund im Kreise drehten, und dieser Beiname verblieb der Promenade bis in's Jahr 1809, wo Napoleon I. die ganzen Festungswerke der dortigen Gegend mit Pulver in die Luft sprengen ließ, wodurch der Ravelin in Schutt gelegt wurde.

Nichtsdestoweniger aber blieb die Vorliebe der Wiener für diesen Promenadeplatz, dessen Pavillon zufällig verschont geblieben war, anhänglich, und nach der Planirung drehte man sich auf derselben eben so einförmig herum, wie früher. Im Jahre 1817 wurde der Pavillon abgetragen und die Bodenfläche der ganzen Promenade zum nachmaligen äußeren Burgplatze umgestaltet. Den Verlust dieses Unterhaltungsortes ersetzte vollauf das Paradiesgärtchen und der 1823 eröffnete Volksgarten.

Ueberhaupt besaßen die Bürger der Stadt schon sehr frühzeitig schöne Gartenanlagen, wie denn schon Aeneas Sylvius und Bonfin mit Enthusiasmus von solchen sprechen. Im Jahre 1547 befanden sich in der inneren Stadt noch 150 bei den Häusern angepflanzte Gärten, und auch in den an die Stadt grenzenden Vorstädten gab es zahlreiche eingefriedete Gärten mit Sommerhäusern und zierlichen Lustgebäuden. Chronist Wolfgang Schmelzl lobt besonders den schönen und großen Garten des Schottenklosters, obwohl derselbe bei der Türkenbelagerung 1529 zum größten Theil vernichtet worden war und der Dichter nur mehr den Strunk eines Baumes sah, von welchem er als besondere Merkwürdigkeit erzählt:

„Da auff diesem Maulbeerbaum
Stunden acht tisch mit gutem Raum,
Den hat man sammt dreyhundert baumen
Im Türkenkrieg weg lassen raum.n."

Im 16. Jahrhundert war bereits die Neigung der Wiener für Gärten und Blumen so allgemein geworden, daß auf jedem Balkon, in jedem Erker und Fenster künstliche Anlagen zu finden waren, in denen sogar häufig exotische Gewächse blühten; denn die Botschafter bei der hohen Pforte sammelten Pflanzen und Gesträuche, welche sie als besondere Merkwürdigkeiten nach Wien brachten.

Da war es denn ganz besonders der hochgelehrte Angerius Ghislain von Busbecke, nachmaliger Aufseher über die kaiserliche Hofbibliothek (geb. zu Commines in Flandern 1522, gest. am 28. October 1592), welcher nach seiner Rückkehr von Constantinopel (1565) viele unbekannte Gewächse nach Europa verpflanzte und sich durch Einbürgerung der beliebtesten Zierbäume um das Abendland die größten Verdienste erwarb. Er verpflanzte nach Wien die Roßkastanie, den edlen Kalmus, endlich den Flieder (spanischen Holler), und stundenlang standen die Wiener bei dem Vorgärtchen seines Hauses und staunten die farbenprächtigen Blüthen der neu eingesetzten Bäumchen, der nie gesehenen Pflanzen an, worauf sie das Ha.s stets nur mit der Bezeichnung „bei der Hollerstaude" nannten.

Nicht mindere botanische Verdienste erwarb sich auch der berühmte Charles de L'Ecluse (Clusius, Director der kaiserlichen Gärten in Wien; geb. zu Arras am 19. Februar 1526, gest. am 4. April 1609 in Löven), welcher selbst vor dem Schottenthore einen herrlichen Garten besaß, in welchem die seltensten exotischen Pflanzen blühten. An seinem Wohnhause in Wien, das Eckhaus der Wollzeile Nr. 8 und der Stroblgasse Nr. 4 (alt 866), wurde in neuer Zeit eine Gedenktafel eingemauert mit der Inschrift: „Hier lebte 1573 bis 1588 Charles de L'Ecluse, genannt Clusius, aus Arras, der berühmteste Botaniker seiner Zeit. Errichtet 1868 von der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien".

Im 17. Jahrhundert werden ebenfalls in den Chroniken die „großen und weitläufigen Vorstätt, in welchen viel herrlich und schöne Gärten", erwähnt; besonders spricht Matthäus Merian (geb. 1593, gest. 1651) enthusiastisch von dem Kielmannsegge'schen Garten vor dem Stubenthor (wo heute das Zollgebäude) und von dessen „schönen Austheilungen, Galerien, Bundwerk, stattlichen Lusthäusern, Fontainen, auf italienische Art erbaut und geziert."

Wir liefern hier (Seite 793) die Ansicht eines solchen Gartens in der Vogelperspective, welcher gewiß durch seine Größe und zweckmäßige Eintheilung Bewunderung erregt. In der Mitte oben ist das Eingangs-Portal; an den vier Ecken der Mauer, die ihn umschließt, befinden sich Eckthürmchen, neben dem unten links ein Schildkrötenteich; neben dem oben rechts ein Lusthäuschen. Die Mitte durchschneiden bis an die Enden grüne Laubengänge. In dem inneren Quadrate zeigen sich verschiedenartig angelegte Ziergärten, umsäumt von Küchengärten. Außerhalb reicht bis an die Mauern ein Obstwald.

Die merkwürdigen Vorfallenheiten unter Kaiser Maximilian II.

Im Jahre 1566 wurde der Stadt Wien auf dem Thurme der Stefanskirche eine ungemein interessante Schaustellung geboten. Als nämlich Kaiser Maximilian II. am 16. März 1566 nach seiner römischen Kaiser- und ungarischen Königskrönung seinen feierlichen Einzug in Wien hielt, bereitete ihm die Stadt einen festlichen Empfang. Die Straßen waren mit Bäumen und Gesträuch, an welchen Orangen und künstliche Früchte hingen, in einen Garten umgestaltet; in der Rothenthurmstraße, beim Waaghause, am Roßmarkt (Stock-im-Eisen-Platz später genannt) und am Kohlmarkt erhoben sich Triumphpforten mit allegorischen Statuen; aus zwei Brunnen am Lugeck und Graben floß rother und weißer Wein. Bürgermeister Hanns Uebermann und der ganze Rath erwarteten den Kaiser am Rothenthurmthore im Gefolge von 600 gelb und schwarz gekleideten Knaben, 150 Bürgerssöhnen in rothen Gewändern, mit weiß und gelben Federn auf den Hüten, den waffenfähigen Bürgern in gleicher, roth und weißer Tracht und den Büchsenmeistern mit ihren geschmückten Geschützen. Beim Zuge allein befanden sich 85 Spielleute, außerdem waren deren eine große Zahl bei den Triumphbogen und Brunnen aufgestellt. Als das Herrscherpaar auf der Donau anlangte, wurde es vom Bürgermeister empfangen, und darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Der Kaiser mit den Prinzen Rudolf (als Kaiser später der Zweite dieses Namens) und Mathias (ebenfalls später Kaiser) zu Pferde unter einem großen, gelbdamastenen Baldachin, welchen Adler, Fransen und Quasten zierten, die Kaiserin Maria „sampt Iren Frawenzimmer in Choblwägen (Kutschen, bedeckte Wagen,

von Koben, d. i. enges Behältniß) mit Gold und Silber von Gewächs und Laubwerch artlich geputzt".

Man hatte auf allerlei Festlichkeiten und Ueberraschungen Bedacht genommen, um das hohe Paar würdig zu empfangen. Ein Tiroler, Namens Johann Marbig, gelernter Uhrmacher, der sich besonderen Ruf durch verschiedene künstliche Maschinerien seiner Uhrwerke erworben, so z. B. das Erscheinen von Figuren bei dem Glockenschlage, das Flügelschlagen von Hähnen, Hervorspringen von Katzen u. s. w., erbot sich, um seinen Ruf dauerhaft zu gründen, zu erwähnter Festlichkeit ein noch nie gesehenes Kunstwerk zu verfertigen, welchen Vorschlag man gerne annahm und (für diese Zeit wenigstens) recht anständig honorirte. Dieses Kunstwerk nun bestand aus einem 0·9 Meter hohen Adler, sehr künstlich gleich einem natürlichen, mit Haut und Federn zusammengesetzt, mit einem metallenen Schenkel, Glasaugen und Klauen aus Horn. Im Innern aber barg dieser Vogel ein überaus kunstreiches Uhrwerk, vermittelst welchem es möglich war, ihn durch ein dünnes Seil gelenkt, von einer beträchtlichen Höhe mit ausgebreiteten Flügeln bis auf einen bestimmten Standpunkt fliegen zu lassen.

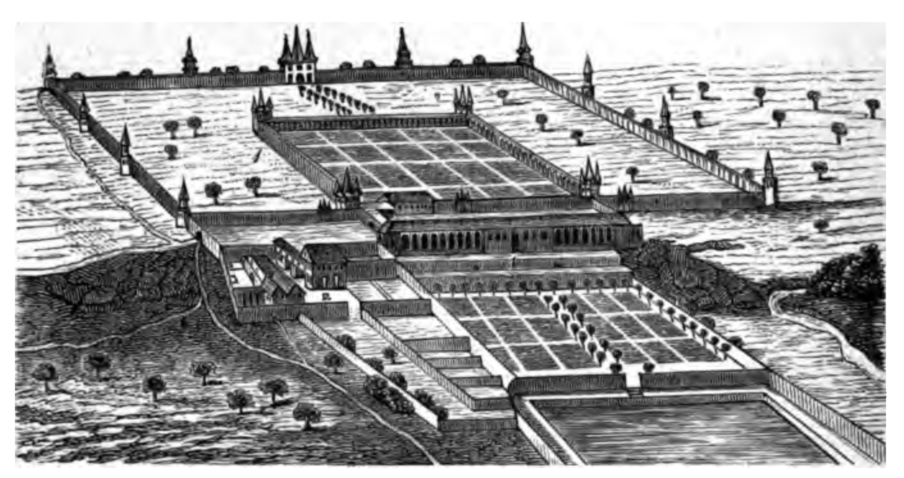
Zu dieser Production nun wurden die beiden Stefansthürme (der ausgebaute und unausgebaute) benützt, und in dem Augenblicke, als Kaiser Maximilian II. gegen die Stefanskirche zog, um daselbst dem großen Tedeum beizuwohnen, schwebte der künstliche Adler mit ausgebreiteten Schwingen majestätisch zur allgemeinen Verwunderung von der Spitze des hohen Thurmes auf den unausgebauten hernieder, gleichsam der Majestät seine Huldigung darzubringen. Der Moment des kaiserlichen Zuges mit dem Herabflug des Adlers wurde in einer (zu Wien bei Kaspar Stainhofer gedruckten) Beschreibung der damaligen Festlichkeiten in 16 Folioseiten und mit sieben großen Holzschnitten geschmückt verewigt und entnehmen wir diesem höchst seltenen Buche die interessante Abbildung des Adlerfluges, die wir in verkleinertem Maßstabe liefern. (Bild Seite 785.)

Der vorerwähnte Adler wurde noch ein zweites Mal gebraucht, als 1575 Kaiser Rudolf II. von seiner Krönung in Regensburg nach Wien kam. Seit dieser Zeit wurde er unter dem Kirchendache von St. Stefan aufbewahrt und befand sich noch zu Prinz Eugen's Zeiten daselbst; heutzutage jedoch ist keine Spur mehr von diesem interessanten Kunstwerke zu finden; es dürfte bei den mehrfachen neuen Bauten und Ausbesserungen des großen Kirchendaches entweder zerstört oder abhanden gekommen sein.

Zur selben Zeit hatte aber eine zweite, noch viel gefährlichere Feierlichkeit statt. Es stand bei Kaiser Maximilian's Ankunft noch ferner auf dem Knopfe des Stefansthurmes ein Fähnrich, welcher eine mächtige schwarz, gelb und weiße Fahne im Winde schwang und flattern ließ. Man nannte dies ein Fahnenschwingen. Es wiederholte sich 1608 durch den Kirchenbaumeister Behringer für den aus dem böhmischen Feldlager zurückkehrenden Erzherzog Mathias, 1635 durch den Kirchenbaumeister Humpeller bei der Ankunft des Kurfürsten Maximilian I. von Baiern; 1637 wollte der verwegene Barbiergeselle Stefan Michl ein Fahnenschwingen produciren beim Einzuge Ferdinand's III. nach seiner Krönung zum römischen Könige, aber der plötzliche Tod Ferdinand's II. verhinderte die Feierlichkeit. Das letzte Mal sah Wien diese Fahnenbegrüßung von der Spitze des Stefansthurmes im Jahre 1658, wo beim Einzuge des neuerwählten römischen Kaisers Leopold I. der Gärtner Gabriel Salzberger dieses Bravourstück ausübte, dabei jedoch ein nur für die stärksten Nerven mögliches Abenteuer bestand. Es verzog sich nämlich die Ankunft des Kaisers bis zum Anbruche der Nacht, und im Gelärme des Einzuges vergaß man leider ganz auf den einsamen Fahnenschwinger auf dem Knopfe des Stefansthurmes, der wohl den Lichtglanz der drei Ehrenpforten sah, den Schall der Kanonen vernahm, aber ohne Hilfeleistung

nicht im Stande war, seinen halsbrecherischen Posten auf dem Thurmknopfe zu verlassen und somit die ganze Nacht über daselbst ausgesetzt blieb! Erst mit Anbruch des Tages bemerkte man ihn und geleitete ihn herab. Und was war der Lohn seines Muthes? Ganze zwölf Reichsthaler! Dafür waren seine dunklen Haare des anderen Morgens ganz grau anzuschauen. Von der Zeit an blieb das gefährliche Wagstück für immer eingestellt. Nichtsdestoweniger wurde aber dennoch später abermals eine Fahne auf dem Stefansthurme geschwungen; es war dies am 20. October 1842, als der Hofzimmermeister Jakob Fellner den höchsten Querbalken des Reparations-Gerüstes betrat, um die Fahne des gütigen Kaisers Ferdinand I. in den Lüften zu entfalten.

Im Jahre 1567 bekam Wien ein trauriges Schauspiel zu sehen; es wurde der geächtete Herzog Johann Friedrich der Mittlere von Sachsen (geb. 1529, gest. 1595) als Staatsgefangener auf hohem offenen Wagen, welcher, ihm zur Schmach, von vier Schimmeln mit rothen Mähnen und Schweifen gezogen wurde, einen Strohhut auf dem Kopfe und von Reitern umgeben, nach Wien



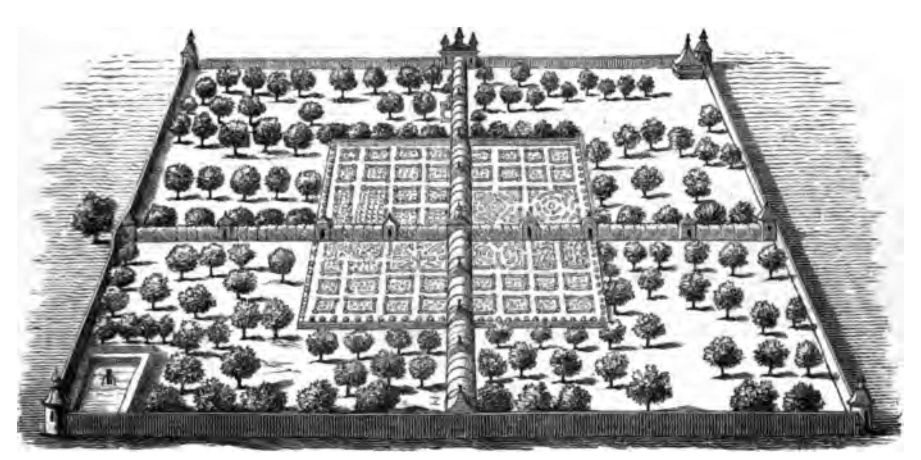
Lustschloß Neugebäu. (Seite 780.)

gebracht und sodann in den Kärntnerthurm gesetzt. Die Ursache dieses Verfahrens war, daß er im Vorjahre dem geächteten Rebellen Wilhelm von Grumbach (fränkischer Ritter und Gutsbesitzer, geb. 1503, geviertheilt 1567) Aufenthalt in seinem Lande gewährt hatte.

Die vormals sehr gebräuchliche Rechtspflege der Acht, die seit der Einsetzung des Reichskammergerichtes jedoch immer mehr außer Gebrauch kam, hatte ihre eigenthümlichen Einrichtungen. Gewöhnlich ward der Angeklagte öffentlich dreimal vorgeladen, bei Strafe für „überführt geachtet“ zu werden. Erschien er nicht, so erfolgte die „einfache Acht“, bei welcher der Betroffene in den über ihn erkennenden Gerichtsbezirke kein Recht ausüben durfte, schutzlos war und im Betretungsfalle verhaftet wurde. Brachte der „einfach Geächtete“ binnen Jahresfrist keine Beweise seiner Schuldlosigkeit bei, so ward er mit der „zweiten“ oder „Ober- (Aber-)Acht belegt, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtslosigkeit bestand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auflösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. Wer einen solchen Geächteten aufnahm, verfiel selbst der Acht, wie es denn dem vorerwähnten Kurfürsten geschah. Gar fürchterlich hatte es ja in der Acht gegen Grumbach und Genossen gelautet: „sie nicht zu hausen, zu hofen, zu beherbergen, zu atzen (nähren), zu tränken, zu leiden, zu dulden, fürzuschieben (Vorschub zu

leisten), zu schützen, zu schirmen, zu vergeleiten (Geleite zu geben), ihnen auch nicht zu backen, zu mahlen, noch ihnen eine andere Förderung, Fürschub oder Beistand zu thun." In älteren Achtsformeln hieß es wohl gar noch von dem Geächteten: „Sein Leib und sein Fleisch sei den Thieren in den Wäldern und den Vögeln in der Luft zugetheilt und er selbst in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewiesen".

Kurfürst Johann Friedrich, zum ewigen Gefängniß verurtheilt, wurde später nach Wiener-Neustadt gebracht. Doch sollte ihm ein weiblicher Engel Trost bringen — seine Gemalin Elisabeth, eine Tochter der Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, desselben Fürsten, der, als er gefragt wurde, warum er keine Festungen in seinem Lande anlege, den noch heute unvergeßlichen Ausspruch that: „Eine feste Burg ist unser Gott!" — Elisabeth bewegte zuerst Himmel und Erde, wie man zu sagen pflegt, um die Befreiung ihres Gemals zu bewirken. Sie begab sich nach Wien zu Kaiser Maximilian II., gewiß einem milden Herrn, der diesmal sich aber unerbittlich streng zeigte und ihr antwortete: „Liebe Frau



Ein Herrschaftsgarten in Wien (Seite 790.)

Fürstin, Ordnung muß sein im deutschen Reich. Wenn die Ordnung von den Fürsten selbst gestört wird, wie dies in den Grumbachischen Händeln vom Herzog Johann Friedrich geschehen war, ei! dann ist solches um so schlimmer, und es muß ein Beispiel hingestellt werden, Anderen zur Warnung."

Noch mehrmals bat sie, wie ihre Freunde, den Kaiser um die Freilassung ihres Gemals, sie erhielten aber stets ein entschiedenes „Nein!" zur Antwort. Endlich schlug Elisabeth einen neuen Weg ein, ihrem Gatten zu helfen. Sie flehte auf das beweglichste, daß man dem Gefangenen doch mehr Bequemlichkeit in seinem Kerker vergönnen möge. Mit dieser Bitte drang sie beim weichmüthigen Kaiser durch. Der Erfolg ermuthigte sie, bald darauf ein neues Ansuchen zu stellen, und zwar: mit ihrem Gemal die Gefangenschaft theilen zu dürfen. „Liebe Fürstin," antwortete da wieder der Kaiser, „eine Gefangenschaft in Gesellschaft einer so liebenswürdigen und tugendhaften Frau ist eigentlich keine rechte Strafe für solche Verbrechen." Und er sagte abermals: „Nein!" — Elisabeth ließ jedoch nicht nach mit Bitten und Quälen, bis endlich im Jahre 1572 der Kaiser die Erlaubniß gab, und die herrliche Frau sagte nun der Welt Lebewohl, um in den engen Mauern seines Kerkers zu Wien, dann zu Wiener-Neustadt mit ihrem Manne zu leben und zu sterben.

Mit innigster Freude empfing sie Johann Friedrich, der seine Frau von jeher geliebt hatte, freilich nur, weil dieselbe eine ebenso schöne, als verständige Frau war; aber jetzt lernte der Unglückliche erst den rechten Glanz dieser Perle, den süßen Kern dieser edlen Frucht kennen. Sie pflegte seiner, tröstete und erheiterte ihn, und — er vergaß sein Unglück, ja er fühlte sich in ihrer treubewährten Liebe in seinem Kerker glücklicher, als er je in seinem Schlosse zu Gotha gewesen war. Im Jahre 1585 bot ihm Kaiser Rudolf II. die Loslassung an, jedoch mit so harten Bedingungen, daß er nicht darauf eingehen mochte. Zweiundzwanzig Jahre verweilte Elisabeth bei dem Gatten, da starb sie im Jahre 1594. Fast trostlos stand er an ihrer Leiche. Er benützte die Gelegenheit, den Kaiser um Erlaubniß zu bitten, den Leichnam der Gattin nach Coburg begleiten und den Rest seiner Tage in der Heimat verleben zu dürfen; allein dies wurde ihm nicht nur abgeschlagen, sondern in Folge des Einfalles der Türken verschlimmerte sich seine äußerliche Lage, denn er wurde aus dem ihm liebgewordenen Gefängnisse nach Steyer gebracht, wo er im nächstfolgenden Jahre, am 9. Mai 1595, starb.

Im Jahre 1568 fand die Errichtung einer Kapelle unter großer Theilnahme der Wiener Bevölkerung statt. Es geschah dies in Folge der Anwesenheit des heilig gesprochenen Stanislaus Kostka. Derselbe, ein polnischer Edelmann von Geburt, war einer der ersten Jesuitenzöglinge in Wien gewesen (1564 bis 1566). Im Alter von vierzehn Jahren kam er sammt seinem älteren Bruder Paul unter der Aufsicht des polnischen Edelmannes Bilinski (später Domherr zu Pultau) nach Wien, des Studierens halber, weil die Patres der Gesellschaft Jesu in ihrem Collegium auf dem Hof zu dociren angefangen hatten. Nächst diesen Collegien dingte sich Bilinski mit seinen zwei jungen Zöglingen bei einem evangelischen Rathsherrn Himberger im Hause, zur „goldenen Schlange" beschildet (Steindelgasse Nr. 6, alt 428), zu Kost und Wohnung ein, wo sie auch vier Jahre beisammen blieben.

Die ganze Zeit hindurch mußte Stanislaus Vieles leiden von seinem unartigen Bruder, der ihm in allen Dingen zuwider war; es geschah dies hauptsächlich wegen ungleicher Hinneigung beider Brüder. Stanislaus war zur Andacht und Sittsamkeit, Paul hingegen zur Weltlust geneigt, daher der Letztere an dem Ersteren stets etwas auszusetzen fand; ja er konnte fast kein friedsames Wort mit ihm sprechen. Es verblieb aber bei diesen harten Worten nicht, sondern es kam auch stets zu harten Streichen, Rippenstößen u. dgl., wobei gewöhnlich bei Paul der Zorn immer mehr entbrannte, da Stanislaus Alles mit Geduld zu ertragen pflegte. Es legte sich zwar oft Bilinski in's Mittel; weil er aber die Gunst des Aelteren nicht verscherzen wollte, gab er meistens demselben recht und der Jüngere mußte den Kürzeren ziehen.

Wegen so vieler Gewaltthätigkeiten und des strengen Lebens, das Stanislaus führte, erkrankte derselbe im Monate December 1566 so gefährlich, daß die Aerzte dessen Aufkommen in Zweifel setzten. Stanislaus wünschte in katholischer Weise mit den heiligen Sacramenten versehen zu werden, allein der protestantische Eigenthümer wollte solches nicht gestatten. Da berichtet denn die Legende, daß in dieser Angst der halberstorbene Jüngling sein ganzes Vertrauen auf Gott, die heilige Maria und die heilige Märtyrin Barbara gesetzt habe, welcher er schon ehemals in der Wiener Convictkapelle sich verlobte. Nach Bilinski, der alle Umstände anmerkte und später als Augenzeuge die Sache gerichtlich beschwor, rief Stanislaus zur Nachtzeit auf seinem Krankenbette einmal im Gebete aus, wie er vor seinen Augen die heilige Jungfrau Barbara und die beiden Engeln sähe, welche ihm sagten, er solle sich auf ein Knie niederlassen. Nachdem er dies gethan, habe er das göttliche Sacrament zum Genusse bekommen. Auf die Erscheinung folgte sofort die der Mutter Gottes, welche mit dem Jesukind auf den Armen sich dem kranken

Stanislaus näherte, ihren göttlichen Sohn auf das Bett setzte und ihm die tiefste Anbetung gönnte. Da Stanislaus bisher in seiner Standeswahl noch im Zweifel war, habe ihm die Mutter Gottes den göttlichen Willen eröffnet, daß er sich in die Gesellschaft Jesu einverleiben solle.

Diese Vision erfüllte ganz Wien und hatte zur Folge, daß das Schlafzimmer Stanislaus Kostka's nach seinem am 15. August 1568 im 18. Lebensjahre erfolgten Tode zu Rom, wohin er nach der Erscheinung gezogen und in den Orden der Jesuiten getreten war, in eine Kapelle umgestaltet wurde. Diese letztere erhielt besonders 1604 große Verehrung, 1742 ließ sie Jungfrau Barbara Kohler von Mohrenfels glänzend erneuern. Im Jahre 1717 wurde das heutige Haus mit Beibehaltung der Kapelle gebaut, welche noch heute die Kapelle der Pfarre am Hof ist, die auch alljährlich am 13. November auf die Dauer der Octave für den Besuch der die dort ruhenden Reliquien des heiligen Stanislaus Kostka Verehrenden eröffnet wird. Nicht geringes Aufsehen machte es, als Fräulein Babette von Kostka, die renommirte Wachskünstlerin aus Leipzig, im Jahre 1829 nach Wien kam und die Reliquien dieses Gliedes ihrer Familie besuchte.

Eine glänzende Reihe von Festen wurde in Wien begangen bei Gelegenheit der Vermälung des Erzherzogs Karl von Steiermark (geb. 1540, gest. 1590; Stifter der zweiten steiermärkischen Linie des gegenwärtigen österreichischen Regentenhauses) mit Maria von Baiern (geb. 1551, gest. 1608). Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche nach dem glänzenden Einzuge der hohen Herrschaften begannen, und von welchen Heinrich Wirrich, „Burger auf der Zell bei Waidhofen an der Ybs", Oberster Pritschenmeister von Oesterreich (jene lustige Person einer Schützen-Gesellschaft, die den getroffenen Ort der Scheibe zeigt und mit der Pritsche in der Hand die Zuschauer zum Lachen bewegt, nebstbei gewandter Stegreifreimer), eine in deutschen Reimen angefertigte Beschreibung (1571 zu Wien gedruckt) hinterließ, dauerten acht Tage. Das vorerwähnte Buch ist mehrfach von hohem Interesse, denn es beschreibt nicht nur die sehr interessanten Festlichkeiten auf's genaueste, sondern es ist demselben auch eine Reihe von Bildern beigegeben, welche theils für das Studium der Heraldik, vornehmlich jener der Bürger Wiens, theils für das Trachtenstudium von großer Wichtigkeit sind. Unter letztere zählen vor Allem die darin vorkommenden ersten bildlichen Darstellungen der Wiener Bürgerwehr. Aus dem reichen Inhalte theilen wir (Bild Seite 800) ein Blatt mit, welches den Bürgermeister Hanns von Thau, zu Pferde, umgeben von vier bewaffneten Bürgern, vorstellt, deren zwei als Hakenbüchsen und die beiden Anderen mit Hellebarden bewehrt erscheinen. Das Pferd trägt reiches Sattel- und federngeschmücktes Zaumzeug. Thau war ein reicher Mann, Besitzer eines schönen Hauses (Sonnenfelsgasse Nr. 10, Sternwartgasse 1, alt 755), über dessen Thor sich noch heute die Inschrift befindet: „Motus Joannes de Taw Genitoris honore Qui placida functus morte Gerhardus erat, Condidit has aedes quas instauravit, ut isto Posteritas posset grata labore frui. MDLIX." (Johannes von Thau, bewogen durch die Ehrenhaftigkeit seines Vaters Gerhard, welcher eines sanften Todes gestorben war, gründete diese Bauten, welche er wiederherstellte, damit dieses Werk eine dankbare Nachkommenschaft genießen könne. 1559.) Man sieht ihn auf dem Bilde, mit kostbaren Kleidern, mit Panzerwerk und Küraß angethan, den Hut mit einem hohen Federbusch geschmückt und in der rechten Hand einen etwas ausgiebigen Stab haltend. Die Bürger sind paarweise gleich angezogen, alle haben wie der Bürgermeister weite geschlitzte Pumphosen, die bis zu den Knieen reichen, und ähnliche verzierte Wamse; die Hakenschützen tragen Sturmhauben, die Hellebardierer niedrige Barette mit Federn. Er führt den Wahlspruch: „Soli Deo gloria" (Gott allein sei Ehre). Das Blatt führt die Ueberschrift: „Johann von Thaw der zeit Burgermaister der Statt Wien vnd Obrister

über ein Regiment Burger daselbst, als man den durchleuchtigisten Fürsten Ertzherzog Karl 2c. sampt seiner geliebten Braudt empfangen hat".

Weil mit der Zeit, als dieses Hochzeitsfest in Wien gefeiert wurde und das Buch des Pritschenmeisters erschien, nahezu in ihrer Entstehung zusammentreffend, ist hier jener Ansicht von Wien zu erwähnen, welche sich in Münster's Kosmographie (3. Ausgabe) befindet und die zur Vervollständigung hier (Seite 801) verkleinert mitgetheilt wird. Die Ueberschrift lautet: „Wien die Hauptstatt im Ertzhertzogthumb Oesterreich, aller Welt wolbekandt wegen deß keyserlichen Hofs vnd deß gewaltigen Widerstands, so sie etwan (seiner Zeit) wider den grimmigen Erbfeindt der Christenheit gethan." Auf dem Bilde selbst schwebt über der Stadt ein Spruchband, darauf stehen die Worte: „Die Statt Wien in Oesterreych". Dabei die Monogramme S. T. M. und L. F., rechts der Binden-, links der Kreuzschild. Die vorerwähnten Monogramme lassen darüber keinen Zweifel, daß der renommirte Künstler Tobias Stimmer aus Schaffhausen (geb. 1539, gest. 1590) die Zeichnung gemacht, der Holzschnitt sodann von Ludwig Frig aus Zürich (gest. 1595) angefertigt wurde. Unter dem Blatte befindet sich ein „Lobspruch" in deutscher, lateinischer und niederländischer Sprache, des Inhalts:

„Die ehemals kleine Stadt, nach Fabian genannt,
Die nach der Hunnen sturm nichts von sich selbst gekennet,
Als nur ein jägerhaus; die ist zu solcher macht,
Zu solcher herrlichkeit durch Habsburg auffgebracht,
Daß Soliman von ihr mit schanden mußte weichen,
Das sie ein schutz noch ist der Christen Königreichen
Der Städte Keiserin, so vieler Kayser sitz
Vor der die Tiber-Stadt (Rom) erblast mit ihrem Blitz."

Die Ziffer-Erklärung befindet sich ebenfalls auf der Ansicht: A. Schottenkirche. — B. St. Pankrazkirche. — C. Minoritenkirche. — D. Weiße-Brüder-Kirche (am Hof). — E. St. Salvatorkirche. — F. Maria-Stiegenkirche. — G. St. Ruprechtskirche. — H. St. Peterskirche. — I. St. Michaelskirche. — K. Die kaiserliche Burg. — L. St. Stefan. — M. Deutsch-Ordenskirche. — N. St. Dorotheenkirche. — P. St. Nikolaikirche. — Q. St. Clarenkirche. — R. Himmelpfortkirche. — S. St. Hieronymuskirche. — S. † St. Annakirche. — T. St. Laurenzkirche. — V. St. Jakobskirche. — W. Dominicanerkirche. — X. Das Stubenthor. — Y. Das Kärntnerthor. — Z. Das Burgthor. — † Das Schottenthor.

Aus dem Anfange der Siebziger-Jahre des 16. Jahrhunderts ist uns noch eine interessante Ansicht von Wien erhalten geblieben durch das sogenannte Braun'sche Städtebuch, welches unter der großen Zahl von Chroniken, Kosmographien (Weltbeschreibungen), Monographien (Einzelbeschreibungen) und sonstigen Büchern des 15. bis 17. Jahrhunderts, welche Ansichten besonders merkwürdiger Städte vorführen, seiner hervorragenden Ausstattung und seines Umfanges halber einen bevorzugten Platz einnimmt. Dieses Werk umfaßt sechs Bände in Groß-Folio und wurde im Zeitraume von 1572 bis 1617 von Georg Braun (Branus, Archidiacon zu Dortmund, gestorben als Dechant zu Cöln), Simon Novellanus und Franz Hohenberg herausgegeben. Die verschiedenen Titel lauten: „Bravnii theatrum urbium ab ipso et Franc Hohenbergio" (Schauplatz der Städte, von ihm, d. h. Braun, selbst und Franz Hohenberg), dann „Beschreibung und Controfactur (Schilderei) der vornembsten Stät der Welt", endlich auch „Theatrum Praecipuarum Totius mundi vrbium" (Schauplatz der vorzüglichsten Städte der ganzen Welt). Die Kupfertafeln sind größtentheils ohne Unterschrift, nur vereinzelt findet sich: Depingebat (abgebildet durch) Georgius Hoefnaglus (Antwerpianus) mit Beisetzung der Jahreszahl. Die Mehrzahl der Ansichten ist auch

gewiß von Georg Hoefnagel (sprich Hufnagel), dem berühmten, 1545 zu Antwerpen gebornen, zu Prag am 5. Juli 1600 verstorbenen Künstler im Gebiete der Malerei, verfertigt worden; in den jüngsten Bänden des Städtebuches kommt aber auch sein Sohn Jakob vor.

In diesem Städtebuche nun sind zwei Ansichten von Wien, die erste im ersten, die zweite im letzten Bande. Die erstere bieten wir hier in verkleinerter Copie (Bild Seite 816); dieselbe ist eine nur in der Staffage veränderte Nachbildung von Augustin Hirschvogel's Langansicht (Burgseite, bereits Seite 745 erwähnt), hat eine Länge von 47 Centimeter und eine Breite von 15 Centimeter und trägt eine Schrifttafel, auf welcher zu lesen: „Vienna austriae metropolis vrbs toto orbe notissima celebratissimaq' unicum hodie in oriente contra Turcam invictum propvgnacvlum". (Wien, die Metropole Oesterreichs, die am ganzen Erdkreise bekannteste und berühmteste Stadt, gleichzeitig heute im Osten gegen die Türkei die unbesiegbare Vorwehr.) Außerdem schmücken zwei Wappen, (heraldisch) rechts der österreichische Doppeladler, links aber das Wiener Stadtwappen, die Zeichnung.

Auf dieser Ansicht lassen sich die Befestigungen durch die Pläne Hirschvogel's und Wolmuth's genau bestimmen; wenn wir selbe von West nach Ost verfolgen, erkennen wir in jener entfernten, vorspringenden Katze, welche die äußerste Grenze der Stadtbefestigungen bildet, die Mölkerbastei (1). Das in der Fronte folgende Bollwerk wurde mit „Röm. königliche Majestät Pastey" bezeichnet (2). Von dieser zieht sich in einer Länge von 215 Klaftern eine einfache Mauer bis an die Burgbastei (3), von wo sie sich, nur durch das „Türmlein bei den Augustinern" (4) unterbrochen, bis an die letzte auf dem Bilde sichtbare vom „Freiherrn Lienhart von Vels seeligen beratschlagte Pastey" (5) fortsetzt. Den Schluß der ersichtlich gemachten Befestigungen bildet der Kärntnerthurm mit dem gleichnamigen Thor und seinen Vorwerken (6). Von den damaligen vier über den hier vollkommen unter Wasser gesetzten Stadtgraben führenden Brücken zeigt uns das Bild zwei, nämlich jene in Form eines Viertelkreises von der Vorstadtseite nach dem Eingange der Burgbastei geschlagene Brücke (7) und sodann jene beim Kärntnerthor (8).

Von den Gebäuden ist, der hohen Mauern wegen, wenig mehr als die Dächer zu sehen, indeß zeigt sich dennoch eben in diesen letzteren der mittelalterliche Charakter. Breite Pult- und Satteldächer, zuweilen mit Katzensteigen und Eckthürmchen geziert, hochaufsteigende Dächer und Thürme der Kirchen, überragt von dem ehrwürdigen Stefansdome, zeigen sich hinter den hohen Mauern. Die Gebäude von West gegen Ost betrachtet, zeigt sich zuerst das Dach des Schottenthurmes (Stadtthurm, 9), sodann das Schottenkloster (10), jenes der Minoriten (11), weiter rückwärts der Thurm von St. Pankraz (12), sowie das Kloster der „weißen Brüder" oder Carmeliter am Hof (13), dazwischen der Thurm von Maria-Stiegen (14 a), dessen durchbrochene Krone recht seltsam erscheint; der Thurm der St. Michaelskirche (14 b); darauf die Burg (15), der Stefansdom (16), die Klöster von St. Dorothea (17), St. Augustin (18), St. Hieronymus (19), der Himmelspforte (20), St. Johann (21) und St. Clara (22).

Die Wiesenpläne, Einfriedungen der Gärten 2c. sind willkürlich hingezeichnet, daher bedeutungslos. Im Hintergrunde des Bildes stehen jenseits der Donau einige Gebäude am unteren Werd (Leopoldstadt, 23), diesseits derselben des oberen Werd (Roßau, 24); daran reihen sich einzelne Gehöfte und Gruppen solcher bis in die Gegend der Laimgrube, wo das Wegkreuz bei den Steinplätzen stand (25), dann ziehen sich die Gebäude am linken Ufer der Wien entlang bis zum Kärntnerthor. Es ist unerklärlich, aus welchem Grunde der Zeichner als Staffage voran ein ungarisches Fuhrwerk und ebenso einen ungarischen Reiter angebracht hat.

Einiges Interesse hat die Beschreibung der Stadt, welche der vorliegenden Ansicht von Wien in dem Städtebuch beigegeben ist, obwohl sich dieselbe stark an die des Aeneas Sylvius anlehnt, weshalb wir von der Mittheilung derselben Umgang nehmen.

Die zweite Ansicht von Wien in dem Städtebuch ist eine im verkleinerten Maßstabe ausgeführte Nachbildung der Vogelschau-Aufnahme (es wird später von ihr gesprochen werden) von der Erhöhung ober der Laimgrube, durch den kais. Kammer-Maler Jakob Hoefnagel aufgenommen. Sie ist von Abraham Hohenberg radirt. Der Rath der Stadt Wien sendete Hoefnagel durch den Kämmerer für die den Herren gewidmeten Exemplare im Jahre 1609 einen silbernen, innen und außen vergoldeten Becher mit dem Stadtwappen. Die Beschreibung von Wien im Städtebuche bei diesem Bilde hat interessante Stellen. Da heißt es unter anderm:

„So ist die Bürgerschaft nicht allein stark an der Zahl, sondern auch sehr reich und habselig, daneben freundlich, in Kleidung und Essen rein, sauber und zierlich, daß meninglich, so dahin kömmt, sich verwundern muß. Nun ist wohl zu glauben, was für ein Gemenge aus allen Landen stetigs dahin kommen, weil es da ein starkes Gewerb und Handel hat. Aus Teutschland wird auff der Thonaw Eisen und allerlei eichene Instrumenten und Waaren, desgleichen Korn, Tücher und Kleider daher gebracht. Aus Italien allerlei fremde Stein, Seiden und Sammet und ausländische Früchte. Aus Hungarn gewaltig feiste Ochsen und unzahlbare Ochsenhäut. Aus Böhmen und Polen gesalztes Fischwerk und dergleichen. Hingegen weit von dannen in fremde Lande geführet: Gold, Silber, Wein, Augstein (aus den Steinbrüchen), Pech und viele andere köstliche Waaren. Es hat aber diese Stadt manchen seltsamen Strauß ausgestanden, indem sie nicht allein von den Longobarden, Gothen, Gepiden, Avaren, Harulen und Rugiern oftermals geplündert und zerstöret, sondern auch hernach, da sie schon wieder erquicket, erstlich von Friedrich Grafen zu Bamberg (Babenberg) anno 1242, darnach von Grafen Rudolphen von Habsperg (Habsburg) anno 1272, endlich anno 1487 von Mathias Hunade (Hunyady), König in Hungarn belegerte und erobert worden. So hat sie auch wegen der Streitigkeit, so Kaiser Friedrich der M. und sein Bruder Albrecht wider einander gehabt, viel gelitten. Ueber das ist sie funfmal von dem Brand jammerlich beschädigt und verderbt worden. Die größte Gefahr aber hat sie anno 1529 ausgestanden, da sie auf dem 13. September von dem türkischen Kaiser Soliman belegert und nicht allein mit schießen und gewalt, sondern auch mit List und untergraben auff's heftigst beängstiget worden. Man rechnet, daß Türken über 20 Sturm darauf gethan, doch allweg Männlich wieder abgetrieben und zurückgeschlagen und endlich nachdem sie viel tausend müssig gelassen, unverrichteter Sachen abzuziehen gezwungen worden. Und ist einmal gewiß, daß da (wenn) dazumal der Türk diese Stadt eroberte, ganz Teutschland in die äußerste Gefahr, ja gewisser verderben hätte gerathen müssen. Darvon in Historien weitläufiger zu finden: Anno 1590 den 7. September um den Abend hat sich in dieser Stadt ein schreckliches Erdbidem (Erdbeben) merken lassen, durch welches die Kirche zum Schotten, wie auch der Altar fast mitten von einander gerissen, der Thurm zu St. Steffan zerschellet, der aber so hinter der gulden Sonnen, einer Herberg also genannt nicht weit von dem rothen (Thurm) Thor gestanden, hernieder gerissen und dadurch 9 Menschen und 2 Pferde erschlagen worden. Ja es war kaum ein Haus in der ganzen Stadt, das nicht ein harten Stoß bekommen hätte.“

In das Jahr 1574 fällt einer der denkwürdigsten Besuche, welche fremde Herrscher je nach Wien führten, der des Königs Heinrich von Polen, später als Heinrich III. König von Frankreich. Obwohl durch Wahl auf den polnischen Thron berufen, verließ er doch auf die Nachricht von dem Tode König Karl's IX. von Frankreich, seines Bruders, heimlich Krakau und eilte über Wien nach Paris.

Heinrich traf den 23. Juni zu Wolkersdorf (V. U. M. B., drei Meilen von Wien entfernt) ein, wo er im Auftrage des Kaisers vom Landmarschall Hanns Wilhelm Freiherrn von Roggendorf empfangen wurde. Am folgenden Tage (wir folgen hier dem genauen Berichte des damaligen kursächsischen Gesandten am kaiserlichen Hofe zu Wien, Hubert Languet), nach dem Mittagsessen, schickte Kaiser Maximilian II. seine beiden Söhne, die Erzherzoge Mathias und Maximilian III. (später 1587 selbst von einem Theile des polnischen Adels zum König gewählt) ihm entgegen, er selbst aber folgte etwas später und hielt auf einer der Donau-Inseln am Tabor stille, um den König da zu erwarten. Als derselbe anlangte, sprangen Beide vom Wagen, umarmten sich und conversirten eifrig mitsammen. Hierauf bestieg der Kaiser seinen Wagen, nahm den König mit sich, und so kamen sie etwa um vier Uhr nach der Stadt. Hier wurden von der Stadtquardia und der Bürgerschaft, die in den Gassen und auf den Plätzen in Ordnung aufgestellt waren, drei Salven aus Stücken (Kanonen) gegeben. Die Kaiserin empfing den Gast in der Burg auf der untersten Stufe der Treppe, welche in den Vorhof (Schweizerhof) führt. Der König bezog jene Gemächer in der Burg, welche die Erzherzoge Mathias und Maximilian sonst zu bewohnen pflegten. Tags darauf, als er bereits zu speisen begonnen hatte, kam der Kaiser zu ihm und sagte, er wolle sein Gast sein; das Mahl aber war ungleich, denn der Kaiser aß Fleisch, der König hingegen Fische, weil Freitag war. Sie blieben indessen beinahe drei volle Stunden beisammen. Die übrige Zeit benützte der König, um das merkwürdigste zu sehen, was Wien darbietet.

Am folgenden Tag (26.) ging der Kaiser sehr früh Morgens auf die Jagd, und zwar in den bekannten nahen Wald, welcher von der Donau umflossen ist (Prater), auch wurde er in das Neugebäu geführt. Der König folgte erst nach dem Essen. Abends wurde bei Hof Tanz gehalten, wozu auch die Stadtfrauen (Bürgerinnen, Honoratioren) geladen waren. Am 27. war Tafel beim Kaiser; nach dieser unterhielt man sich mit Gesprächen, und indessen waren Gemälde, verschiedene Waffengattungen und andere besondere Kunstgegenstände herbeigebracht worden, in deren Betrachtungen fast der ganze Tag verging. Abends war Hoffest, und da wunderte sich die ganze hohe Gesellschaft darüber, „daß König Heinrich (weil er aufgebrochene Hände hatte) beim Essen und Tanzen Handschuh angehabt und wurde vom Frauenzimmer gefragt, ob's ein Pollnisch oder Französisch Höflichkeit sei". Daraus erhellt, daß die Sitte des Tragens feinlederner (Glacé-)Handschuhe selbst am Kaiserhofe im 16. Jahrhundert noch unbekannt war. Sehr frühzeitig des nächsten Tages (28.) führte der Kaiser den königlichen Gast nach Ebersdorf, in jenen ausgezeichneten Garten, den er eine Meile von Wien angelegt hat und der gewöhnlich „Fasanengarten" genannt wird, von wo sie erst spät Nachts zurückkehrten. Der Kaiser hatte dem Könige von Ungarn, Rudolf II., und dem Erzherzoge Ernst angezeigt, daß sie ihre Rückkunft aus Böhmen so viel als möglich beschleunigen sollten, um den König noch begrüßen zu können, der auch deswegen bis zum 29. die Abreise verschob, da sie für den 28. bestimmt war.

Allein sie kamen zu spät. Der König reiste am 29. Morgens um sieben Uhr ab, und der Kaiser begleitete ihn, indem Beide wieder, wie beim Einzuge, in demselben Wagen saßen, nur daß jetzt auch der Herzog von Cleve (Wilhelm, Herzog von Jülich und Cleve, Gemal der Erzherzogin Maria, Tochter Ferdinand's I.) mit ihnen fuhr. Bevor sie in den Wagen stiegen, hielten sie noch im Hofe der Burg, gesehen von dem ganzen Gefolge eine lange Unterredung, und hierauf hieß der Kaiser die Erzherzoge Mathias und Maximilian näher treten, welche nun der König umarmte. Man muß gestehen, daß von kaiserlicher Seite Alles geschehen war, was Gastfreundschaft und Höflichkeit nur fordern konnten.

Die Umgebung des Königs war sehr klein, denn für alle seine Begleiter genügten drei Tische. Am ersten saß des Königs Obersthofmeister Franz de Lagrange, Herr von Montigny und Sery (geb. 1554, gest. 1617), mehrere Räthe, dann der Secretär Karl Ritter von Paschal, Vicomte von Quente-Dargny (geb. 1547, gest. 1625), der Arzt und einige Literaten, darunter der berühmte Schauspieldichter Robert Garnier (geb. 1545, gest. 1601) und der Abbé Philipp Desportes, Dichter und Vorleser des Königs (geb. 1546, gest. 1606), die beiden übrigen waren für den Adel im Allgemeinen bestimmt, darunter sich auch die Abgeordneten mehrerer Fürsten befanden. Zur Aufwartung und näheren Bedienung des Königs hatte der Kaiser den älteren Graf von Lodron und den



Bürgermeister Thau und sein Bürger-Regiment. (Seite 795.)

vormaligen Gesandten in Constantinopel, Angerius von Busbecke, erkoren; das Amt des Mundschenken versah Graf Egmont (Philipp, Sohn des hingerichteten Grafen Lamoral), das des Stallmeisters Herr von Kain. Fast alle Franzosen wohnten in der Burg, und für Diejenigen, welche größere Quartiere wünschten, war der Palast des Erzherzogs Karl zugerichtet.

Die Erzherzoge Rudolf und Ernst, denen der Vater Eile anbefohlen hatte, kamen erst um sechs Uhr Nachmittags an; sie mußten dem König nacheilen, was auch mit solcher Schnelle geschah, daß sie in aller Frühe des nächsten Tages in Gloggnitz waren, wo der König übernachtet hatte. Nach der herzlichsten Begrüßung gingen sie in die Kirche, hörten die Messe und, sich hierauf wieder umarmend, schieden sie von einander. Der König setzte seine Reise fort und kam am selben Tag zu Bruck an der Mur an, wohin ihm der Erzherzog Karl seinen Kämmerer,

Kriegsrath, Burggrafen und Landobersten in Kärnten, Bartholomäus Freiherr von Khevenhüller, mit 300 Pferden nach der österreichischen Grenze entgegenschickte, der den König im Namen des Erzherzogs bis an die Confinen (Grenzen) Venedigs kostfrei hielt und begleitete. König Heinrich schenkte dem Freiherrn eine Goldkette im Werthe von 300 Ducaten mit seinem Bildnisse. (Es hatte solches so ziemlich die Bedeutung der später eingeführten Ordensverleihung.)

Die Relation berichtet noch weiter von des Königs Aufenthalt in Oesterreich: „Während seiner Anwesenheit in Wien hat der König beiden kaiserlichen Majestäten, wiewohl er seine verwitibte Schwägerin, Königin Elisabeth (Tochter Maximilian's II.), tractiren und auch einen aus Ihrer Majestät Söhnen wegen der guten allzeit gehabten Correspondenz (Verkehr) zwischen den löblichen Häusern Oesterreich und Valois zu der polnischen Krone zu verhelfen, versprochen und



Ansicht von Wien 1571. (Seite 796.)

darüber auf deutsch die Hand geboten; wie er nun das erste versprochen, wegen der Königin Elisabeth punctual (pünktlich) gehalten, also hat er das andere, einem der Erzherzoge zu der polnischen Krone zu helfen, nicht allein vergessen, sondern ganz contraminirt (entgegengestrebt)."

Rudolf II., damals bereits ungarischer König, hat, wie es weiter lautet, „nit wenig empfunden, daß er als König aus Ungarn, den aus Polen, unangesehen es in sein Land gewesen, aus Bevelch seines Herrn Vatters hat müssen die Preeminenz (Auszeichnung) und rechte Hand geben".

Eines ganz besonderen Vorfalles erwähnt die Relation. In der Stadt St. Veit (in Kärnten, nicht wie es stets geglaubt wird, im Dorfe St. Veit bei Wien begab es sich, daß der Todtenkopf, der zu den Füßen des Crucifixes vor dem Altare lag, während der heiligen Messe sich losmachte und so heftig auf den König stürzte, daß derselbe zu Boden sank. Der König erschrak über dieses Ereigniß sehr, denn „dieses wurde ihm ein gewisses Praesagium (Vorahnung) seines eigenen

blutigen Todes", den er wirklich am 1. August 1589 durch die Hand des fanatischen Meuchelmörders Jacques Clement fand.

Die edle Kühnheit eines österreichischen Cavaliers machte in jenen Tagen in Wien nicht nur viel von sich sprechen, sondern gab auch Veranlassung zu einer Gebäudebenennung.

Kaiser Maximilian II. befand sich im Jahre 1575 zum letzten Male in Wien, kurz vor Beginn des Augsburger Reichstages, wo er am 12. October 1576 seinen Tod fand. Seinen Thron umstanden viele Große des Reiches, sich besprechend über das Wohl des Deutschen Reiches, besonders über die Nachtheile, welche Iwan Basilides II., russischer Czar, demselben zufügte, da er den Handelsverkehr zu vernichten suchte. Es galt nun, ihn zu gewinnen, was aber keine leichte Aufgabe war, denn Iwan war berüchtigt durch seine Grausamkeit, die sich nicht scheute, selbst einen Gesandten dem Tode zu weihen. Forschend betrachtete der Kaiser den Kreis der Höflinge, aber es erbot sich keiner freiwillig zu der allerdings höchst gefahrvollen Mission, und damit des Kaisers Wahl keinen von ihnen treffe, zogen sie sich verschüchtert zurück, was die Ursache war, daß einer der Hofherren, der bisher sich bescheidentlich im Hintergrunde gehalten hatte, plötzlich vorne ganz allein stand.

Es war dies Freiherr Hanns von Cobenzl, deutscher Ordensritter, der sich schon in den Jahren 1571 bis 1573 als kaiserlicher Gesandter am päpstlichen Hofe ausgezeichnet. Eine Weile stand der Freiherr im Nachdenken versunken, ohne daß er bemerkte, wie er wider Wissen und Willen der Erste in der Reihe geworden sei; als er aber dann seine herausfordernde Stellung wahrnahm, erröthete er bescheiden und wollte sich zurückziehen. Da fesselte ihn die Frage des Kaisers: „Also Ihr, Freiherr, Ihr wollt nach Moskau gehen?" Und als sich Cobenzl schweigend verneigte, sagte der Monarch: „Gut. So reiset mit Gott und vertretet Euer Vaterland muthig und kräftig!" Abermals verbeugte sich der Ritter tief, antwortete lakonisch: „Ja, gnädigster Herr und Kaiser, das will ich wohl thun!" und verließ gemessenen Schrittes, aber ohne alle Ziererei den Saal. Am nächsten Morgen schon trat er seine Reise an.

Cobenzl kam 1576 in Moskau an und war wirklich der Geeignetste zu dieser Mission, denn er hatte sich, als geborener Krainer, die russische mit der slavischen innig verwandte Sprache vollkommen zu eigen gemacht. Er trat bedeckten Hauptes, würdevoll in Sprache und Geberde, vor den Czar und trug in fester, aber gemäßigter Rede das Ansuchen des deutschen Reichs-Oberhauptes vor.

„Du elender Hund!" schrie ihn wüthend der Moskowite an, „seit wann spricht man mit mir bedeckten Kopfes? Weißt Du nicht, daß ich vor wenig Wochen dem polnischen Gesandten, der sich die gleiche Frechheit erlaubt, habe das Barett an den Kopf nageln lassen?"

„Für's Erste," erwiderte der Gesandte, „bin ich kein Hund, sondern Freiherr von Cobenzl, Gesandter des mächtigen römisch-deutschen Kaisers Maximilian II., daher Ihr annehmen müßt, es spräche mein gnädigster Herr selbst mit Euch. Nun, und derselbe würde den Hut nicht eher abnehmen, als bis Ihr desgleichen thätet. Was ferner den Polen betrifft, kenne ich wohl genau den Vorgang, verachte aber des Polen Feigheit. Der Mann muß kein Schwert an der Seite getragen haben, so wie ich!"

Dabei kräftig an seine Säbelscheide schlagend und die Worte energisch betonend, trat Cobenzl den Czar nahe an und vollendete seine diplomatische Rede, in welcher er so viel Gewandtheit, Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit entwickelte, daß der Czar große Hochachtung für ihn fühlte. Von dem Tage an stand Cobenzl in solcher Gunst bei dem grausamen Iwan, daß dessen Höflinge neidisch auf ihn wurden.

Zu derselben Zeit gährte ein Aufruhr und seit mehreren Wochen spannen die Höflinge Verrath gegen den Czar und dessen Sohn Fedor Iwanowitsch. An einem schönen Tage ging Cobenzl im Garten des Kreml, diesem berühmten Palaste aller Czaren, spazieren und ließ sich durch süße Erinnerungen an seine Heimat in holde Träume wiegen. Plötzlich stand er am Ende der Laubengänge vor einem Kiosk, dessen Thür halb offen war, und aus welchem heftiges Gespräch hervortönte. Er warf einen Blick hinein und sah den Kanzler, den Mundschenk und andere Große des Reiches im Streit begriffen. Zu edel, um den Lauscher zu spielen, wollte er sich schon entfernen, als eine Phrase, die sein Ohr auffing, ihn zum Stillstehen verpflichtete. Es sagte nämlich der Kanzler zum Mundschenk: „Nehmt dieses Fläschchen und gießet dessen Inhalt bei der morgigen Tafel in den Trinkbecher des Czaren und seines Sohnes. Die Wirkung wird alsbald erfolgen. Da die fremden Gesandten bei Hofe speisen, wird diese der Verdacht der Vergiftung treffen."

Cobenzl schlich sich leise davon, die Mittel überlegend, diese Gräuelthat zu verhindern. Bei der Mittagstafel des nächsten Tages saß Iwan mit seinem jungen Sohne obenan, nach ihm die Gesandten der fremden Mächte und die Großen des moskowitischen Reiches. Man speiste auf goldenen Schüsseln und trank die herrlichsten Weine aus mit Edelsteinen besetzten Pokalen. Der Edelknabe des Czaren credenzte diesem auf prächtiger Tasse einen kunstvoll gearbeiteten Becher, der nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht wurde. Grinsend goß der Mundschenk ihn voll Wein — der Czar ergriff den Becher und führte ihn zum Munde. Jetzt aber trat Cobenzl hinzu und hielt ihm den Arm.

„Oh, trinke nicht, Czar!" rief er. „Auf dem goldigen Grunde dieses Pokales harrt Deiner der Tod, denn wisse: der Wein ist vergiftet!" — Sofort überflog Iwan's Adlerblick die Reihen der Höflinge; die bleichen Gesichter der Schuldigen verriethen diese von selbst.

„Du Kanzler und Du Mundschenk, trinkt mir diesen Becher auf das Wohl Eurer Spießgesellen aus!" herrschte der Czar ihnen zu. Um Gnade winselnd, warfen sich die Verbrecher zu Boden. Der Czar, diesmal ungewöhnlich gnädig, sendete sie blos nach Sibirien.

Die Dankbarkeit des Geretteten gegen Cobenzl war unbegrenzt; er bewilligte ihm alle Vortheile, die das Deutsche Reich beanspruchte, und schenkte ihm nebst vielen Schätzen auch den kostbaren Becher zum Andenken, den später die Freiherren in ihr Wappen aufnahmen. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1581 (Kaiser Maximilian war mittlerweile gestorben) wurde er in Wien jubelnd begrüßt, denn der Ruf seiner edlen That war ihm schon vorausgeeilt. Das Haus, in welchem er wohnte (heute Rumpfgasse 9, alt 828), erhielt den Beinamen „Becherlhof" und trägt noch heute diese Benennung zum Andenken an die edle That des hochherzigen Gesandten. Derselbe wurde später kaiserlicher bevollmächtigter Minister bei verschiedenen Reichskreisen und Reichstagen, geheimer Rath des Erzherzogs Karl, Hofkanzler und Kammerpräsident zu Graz, Hauptmann zu Görz und Gradisca und 1592 Landeshauptmann in Krain.

Das Andenken an die Familie bewahrt übrigens auch noch der beliebte Ausflugsort der Wiener, genannt Cobenzlberg, früher „Reisenberg", d. i. der dritte Berg in der cetischen Bergreihe, welche von Wien aus gegen die Donau zu mit dem Leopoldsberge abgeschnitten scheint. Der letzte Sprosse der denkwürdigen Familie, Graf Johann Philipp von Cobenzl, k. k. geheimer Rath, Conferenz-Minister, Hofkanzler des italienischen Staats-Departements, 1801 bis 1805 Botschafter in Paris (geb. 1741, gest. 1810), hatte den Berg als sein Eigenthum an sich gebracht, ihm die jetzige Gestalt gegeben und ein schönes Wohngebäude, Schloß Cobenzl genannt, dort aufgeführt.

Einem zur Zeit des Kaisers Maximilian II. in aller Welt Mund gelangenden Wahrzeichen — dem sogenannten Stock-im-Eisen — muß ein eigener Abschnitt gewidmet werden.

Das Wiener Wahrzeichen: Stock-im-Eisen.

Von allen Städte-Wahrzeichen, welche nicht nur im Volksmunde bis auf die Gegenwart im Andenken leben, sondern als eigenartige Denkwürdigkeit selbst von zahlreichen Fremden in Augenschein genommen werden, ist dem Stock-im-Eisen zu Wien (Bild Seite 808) eine der hervorragendsten Stellen zugewiesen.

Der Stock-im-Eisen, ein an dem Hause Nr. 4 (alt 1080) in einer Wandnische aufgestellter eisenbeschlagener Holzklotz, welcher vom letzteren Umstande den Namen führt, hat seine Berühmtheit erlangt durch die originelle Art seiner Eisenbekleidung, nämlich durch Nägel, welche so dicht aneinandergereiht in denselben eingeschlagen sind, daß sie mit ihren Köpfen eng und völlig ineinandergreifen und damit eine geschlossene panzerartige Schale um das Holz bilden, welche am eigenen Klotz verhindert, auch nur an einem Fleckchen auf das Holz selbst zu sehen und auf diese Weise dessen Beschaffenheit zu erkennen. Die Nägel sind fast alle kleinköpfig, nur einige haben größere und mehr flache Köpfe.

Dieser ungeschlichte Klotz von mehr als Klafterlänge trägt nach oben einige Stummeln von Aesten und läuft nach unten in einen mäßig dicken knorrigen Stamm zu, der, quer abgeschnitten, auf einem zugerundeten, wenig über das Straßenpflaster erhobenen Steinsockel aufsitzt. Der Klotz besteht aus zwei abgesonderten Stückchen Holz. Von der steinernen Unterlage erhebt sich der dickste Theil als ein einfacher, unregelmäßiger Cylinder, verschmälert sich plötzlich zu einem sehr dünnen Stiele und setzt sich von da aus wieder verdickt, aber zugleich in ein Paar Haupt- und mehrere Nebenäste auslaufend, nach oben fort. Diese untere Hälfte steigt keineswegs als glatter Cylinder nach Art der meisten Baumstämme in die Höhe, sondern ist nach allen Seiten mit knorrigen Ansätzen versehen, die offenbar Seitenzweigen zum Ausgangspunkte dienen. Ebenso knorrig, zugleich aber mit deutlichen Stummeln von Aesten versehen, erscheint die obere Hälfte, welche zwar nach allen Seiten und in verschiedenen Abständen gestellt sind, doch zeichnen sich zwei Hauptäste vor Allem aus. Dieser obere Theil würde mit dem unteren längst nicht mehr im Zusammenhange stehen, wenn nicht beide Theile künstlich durch fünf starke Eisenschienen, die als Brücke über diese sehr verdünnte Stelle hinübersetzen, festgehalten würden.

Was das Holz dieses Klotzes anbelangt — dasselbe ist, wie gesagt, am eigentlichen Stamme vollkommen verhüllt — so bemerkt man nur an dem obersten linksseitigen Hauptaste deutliche Spuren einer durch Fäulniß herbeigeführten Zerstörung, die aber kaum den übrigen Theil des Strunkes ergriffen haben dürfte, wofür die Festigkeit und der ungetrennte Zusammenhalt der einzelnen Theile zu sprechen scheint.

Bei einer im Jahre 1856 erfolgten genauen Untersuchung eines Splitters dieses Holzklotzes durch Professor H. Unger wurde constatirt, daß das Holz nicht, wie bisher geglaubt, von einer Eiche, sondern von einer Lerchtanne herrühre, von einem Baume, der noch gegenwärtig nicht vereinzelt, sondern in ganzen Beständen in geringer Entfernung von Wien sich findet, und welchen bereits Charles de l'Ecluse

(der älteste Florist in Oesterreich, von dem bereits in diesem Buche gesprochen wurde) als in der Gegend von Baden und Neustadt besonders häufig vorkommend bezeichnet. Es stellte sich ferner bei der Untersuchung heraus, daß der untere und derbere Theil des Stock-im-Eisen keineswegs der Stammtheil des Baumes sei; die Zertheilung nach oben ist nicht, wie man glaubte, eine Asttheilung, sondern es wird dieselbe durch die Wurzeln gebildet; der Stamm steht demnach auf dem Kopfe, mit den Wurzeln in der Luft. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß wir im Stock-im-Eisen nur den letzten Rest eines merkwürdigen Baumes vor uns haben, der, indem er bis auf die Wurzel zu Grunde gegangen, nur noch in dieser seine Erhaltung für eine fernere Zeit gefunden hat.

Es standen im 11. Jahrhundert hinter der Stefanskapelle (damals noch nicht Kirche) zwei Reihen gegenüberstehender Häuser und dabei ein mit Bäumen besetzter Landstrich, zu welchem diese Straße führte. Sie hieß Heidenhahnstraße (spätere Singerstraße), und die Ursache dieser Benennung wurde bereits früher (S. 116) erläutert. Es ist somit beinahe gewiß, daß der Holzklotz von einem durch Lage, Größe oder andere Merkmale ausgezeichneten Grenzbaum eines dort gelegenen Haines stammt, der etwa, wie schon einmal bemerkt, in den vorchristlichen Zeiten zu gottesdienstlichen Zwecken diente und sogar die Bestimmung hatte, unter seinem Schatten die blutigsten, selbst Menschenopfer vollziehen zu sehen. Man hatte dann später wohl nicht den Muth besessen, den Baum zu vertilgen, denselben aber durch die Umdrehung (von unten nach oben, wodurch er eine Art Kreuzesgestalt erhielt), wie auch durch ein darauf eingeschnittenes oder daneben gestelltes Kreuz christianisirt.

Für das Merkmal eines Grenzbaumes spricht vor Allem das Beschlagen des Klotzes mit Nägeln; denn es war Sitte im grauesten Alterthum, die Grenzbäume mit Eisen oder eisernen Nägeln zu beschlagen, was besonders von jenen galt, welche man, wenn sie durch eine Unthat entweiht waren, wieder heiligen wollte. In Bezug auf das Einschlagen der Nägel in Bäumen (in den hölzernen Wandungen der Thüren von Gebäuden sogar) muß noch in Betracht gezogen werden, daß es eine uralte Sitte gewesen, solches zu thun, um ein abgelaufenes Jahr zu bezeichnen, dessen Geschicke vollendet und aus der Ungewißheit der Zukunft, aus dem Werden der Gegenwart zu der festen Unwandelbarkeit der Vergangenheit versammelt waren. Besonders thaten dies Regenten, welche damit ihre unwandelbare Herrschaft zu befestigen meinten. Die Beschädigung eines solchen Nagels oder dessen Entfernung, sei es zufällig oder durch Gewalt, übte lähmenden Einfluß auf jene Personen, welche den Nagel eingeschlagen hatten. Ein König des alten Etrurien z. B., dessen neuester Nagel einmal vom Blitze geschmolzen wurde, tödtete sich in den Flammen, weil er seinen Lebenslauf durch Rathschluß der Götter für abgeschlossen hielt. — Es ist ferner uralte Sitte gewesen, unter alten Bäumen Trauungen und Verträge zu schließen, die man durch Aufdrücken des Daumens auf den Baumstamm bestätigte, worauf zum ewigen Andenken an dieselbe Stelle ein Nagel eingeschlagen wurde.

Der nägelbeschlagene Klotz hat aber auch zu einer weitverbreiteten Volkssage Anlaß gegeben, in welche nicht nur der Stefansdom, sondern auch ein Wiener Haus verwebt wurde, und die wir hier mittheilen müssen, um die Leser auf allerlei noch existirende Andenken aufmerksam zu machen.

Martin Mux — so lautet die Sage — war ein armer Schlosserjunge in Wien. Eines Abends hatte er sich in der Umgebung der Stadt verspätet und keinen Pfennig im Sacke, um sich den Einlaß an einem der Thore, mittelst Erlegung des vorgeschriebenen Sperrkreuzers, zu verschaffen. Er fürchtete die Züchtigung von Seite seines strengen Meisters Erhard Marbacher (im Jahre 1455 Besitzer des Hauses Ruprechtsplatz Nr. 3, Seitenstettengasse 5, alt 465), und als er so

weinend und rathlos vor dem Rothenthurmthor steht, zeigt sich ihm der Böse in Gestalt eines rothgekleideten Mannes, der ihm Rettung, ja ihn zu hohen Ehren zu bringen verspricht, wenn er ihm dafür seine Seele verschriebe. Der Junge geht den Pakt ein, bedingt sich jedoch aus, daß der Vertrag nur dann giltig sein solle, wenn er jemals eine Sonntagsmesse versäumen würde.

Am andern Tage kam der rothe Mann zum Meister des Jungen und bestellte für einen Baum im nahen Walde einen Eisenring und daran ein so künstliches Schloß, daß es keine menschliche Hand mehr öffnen könne. Meister und Gesellen wagten sich nicht an die Arbeit, die ihnen zu kunstvoll war; der Lehrjunge aber, pochend auf den heimlichen Beistand des Bösen, übernahm die Verfertigung des Schlosses, das er glücklich zu Stande brachte. Dafür wurde er zum Gesellen gemacht. Er ging auf Wanderschaft, lieferte überall, besonders in Nürnberg, Proben seiner außerordentlichen Kunstfertigkeit, kam nach Wien zurück und hörte, daß der Stadtrath böse darüber sei, weil der rothe Mann den Schlüssel zum Schlosse des Eisenringes mitgenommen habe, und daß Demjenigen das Meisterrecht ertheilt werden sollte, der einen neuen Schlüssel dazu machen würde; bisher habe dies jedoch Niemand zu Stande gebracht.

Mux übernahm die Arbeit und brachte sie trotz der Hindernisse, welche ihm Satan in den Weg legte, zu Stande. Der Teufel verdrehte nämlich, im Feuer sitzend, ihm stets den Bart, bis zuletzt Mux auf den genialen Einfall kam, denselben verkehrt anzusetzen, so daß er zuletzt richtig zu stehen kam. Der gesammte Stadtrath ging darauf mit dem Schlosser zum Baume und war Zeuge, wie das Schloß des Eisenringes geöffnet wurde. Nun ward der Geselle zum Meister gemacht; er schlug jubelnd den ersten großen Nagel in den Baumstamm zum ewigen Andenken. Es soll sich dieser Nagel, mit M. M. bezeichnet, noch darin befinden.

Der Ruf von des neuen Schlossers Geschicklichkeit stieg von Tag zu Tag und so auch sein Glück und Reichthum. Oft und bitter bereute er den Leichtsinn seiner Jugend und hütete sich wohl, Sonntags die Messe zu versäumen. Aber der Böse war nicht geneigt, seine Beute fahren zu lassen, er verwickelte ihn nach und nach in Neigungen zu Spiel und wüstem Leben, und als Meister Mux an einem Sonntage im Keller zum „steinernen Kleeblatt“ (Kleeblattgasse 2, Tuchlauben 11, alt 435 bis 437) in Saus und Braus zubrachte, versäumte er die Stunde des Gottesdienstes und wurde vom Teufel geholt, gerade als der Priester den Segen gespendet und das Ita missa est (geht, die Messe ist geendet) gesprochen, wo eben Mux beim Riesenthore der Stefanskirche angekommen war.

Seitdem — heißt es weiter — hätten es sich die zureisenden Handwerker zur Pflicht gemacht, einen Nagel in den Baum zu schlagen und dabei einen Vaterunser für die arme Seele des Mux zu beten. Auch thaten sie auf der Kegelbahn des Stefansthurmes stets einen „Schub für seine arme Seele“.

Noch bis in die neueste Zeit war eine besondere Eigenthümlichkeit der Thurmwächter-Wohnung auf dem Stefansdome ein kleines Zimmer mit einer Kegelbahn. Es mochte den Thürmern gar mancher Tag recht langweilig vergangen sein, und da bauten sie sich oben auf luftiger Höhe eine Kegelbahn. Sonntags Nachmittag kamen ihnen befreundete Gesellen hinauf, und da ging es an ein meisterliches Schieben. Die Bahn war nämlich so gestaltet, daß man sich bücken und, durch die Füße durchsehend, von rückwärts nach vorne die Kugel hinausschieben mußte, um die Kegeln umzuwerfen. (Bild Seite 809.)

Mit dieser Kegelbahn stand schon vor Martin Mux eine Volkssage in Verbindung, bei welcher, wenn auch nicht der Teufel, doch ein nicht minder schauerlicher Gast eine Rolle spielt.

An einem heiteren Herbstabende vergnügte sich, nachdem schon alle Spieler den Plan verlassen, noch ein wüster Handwerksgeselle, der überdies die Kunst verstand, auf jeden Schub alle neun Kegel fallen zu machen, ganz allein damit, „alle Neun“ zu schieben; jeden solchen Meisterschub begleitete er mit wüstem Gejohle. Schon war Mitternacht nahe, da — plötzlich — sah er neben sich ein grau gekleidetes, aschfahles Männlein stehen, worüber er so betroffen wurde, daß er zum ersten Male die Kegel verfehlte. Zornentbrannt stellte er den Fremden zur Rede; dieser aber starrte ihn aus den unheimlich leuchtenden Augen, die in tiefen Grabeshöhlen zu liegen schienen, an und erwiderte, er möge lieber ablassen von dem Spiele, es sei schon spät, und eben werde das Glöcklein geläutet, welches den Priester mit der heiligen Wegzehrung begleite. Der Geselle aber fluchte und wetterte gräulich, höhnte den Fremden, forderte ihn auf, lieber mit ihm zu spielen, als auf das Sterbeglöckchen zu hören, und als der aschgraue Mann eindringlicher warnte, erbot sich der Geselle zu einer Wette gegen ihn, daß er auf jeden Wurf neun Kegel treffe, was der Andere nicht zu thun im Stande wäre; zugleich bot er ihm die Kugel zum ersten Wurf.

Der unheimliche Thurmbesucher nahm die Wette an; der Geselle aber warf, während er die Kegel aufstellte, einen derselben heimlich zum Thurmfenster hinaus. Da richtete sich das graue Männlein empor und wuchs zum Riesengerippe, das drohend Sense und Todtenglas schwang, und der Tod in eigener Person rief nun dem wüsten Kegler zu: „Ich treffe neun, wo auch nur acht sind.“ Dann warf er die gewaltige Kugel. Die acht Kegel stürzten zusammen, mit ihnen aber auch der frevelnde Kegelschieber als neunter — todt.

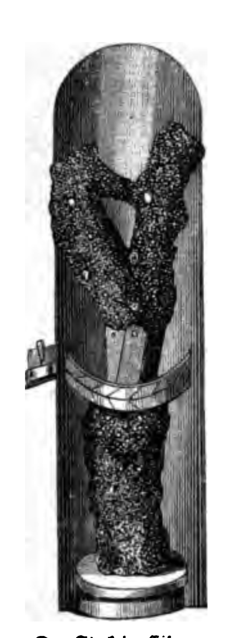
Seitdem erschien allnächtlich der wüste Geselle als Gespenst auf der Kegelbahn des Stefansdomes und wimmerte und jammerte, den neunten Kegel suchend, da er nicht eher Erlösung finden könne, bis nicht alle neun Kegel gefallen. Und so wurde es Sitte, daß alle Besucher des Thurmes auf der Kegelbahn für die Erlösung des Gesellen einen Schub thaten. Später erwies man überhaupt den Besuchern die Ehre eines Schubes, und selbst Mitglieder des Kaiserhauses, wie z. B. Josef II., dann mehrere noch lebende jugendliche Mitglieder der regierenden Dynastie vollführten den Schub bei ihren Thurmbesuchen.

Was nun Martin Mux, welcher den Beinamen „der Teufelsschlosser“ erhielt, betrifft, hat er allerdings wirklich existirt und war wohl ein überaus geschickter Bursche, von dem man ganz außerordentliche Zauber- (richtiger Kraft-) Stücklein erzählt. Er lieferte allerdings für den eisernen Ring am Stock-im-Eisen ein Schloß, das sonst Niemand als er allein zu öffnen vermochte, aber heutzutage bringt dies jeder Fabrikant einbruchsicherer Kassen zu Stande. Auf der Wanderschaft in Nürnberg soll er, einem Scherzgebote seines Meisters folgend, den ganzen Amboß in's Feuer gesteckt und denselben zu einem Gitter gestreckt haben. Als er das prachtvolle Eisengitter vor dem Hochaltare des Stefansdomes — ein wahres Meisterwerk der Kunstschlosserei, was Verzierung und Ausschmückung betrifft — verfertigt hatte und sich beim Anpassen dessen ungenügende Länge herausstellte, soll Mux seinem Gefährten gesagt haben, daß diesem Umstande sogleich abzuhelfen sei, worauf er denselben das eine Ende ergreifen ließ, das andere in die Hand nahm und es so nach der gehörigen Ausdehnung zog (übrigens eine leicht erklärliche Sache).

Es geht aus allen diesen Wunder-Erzählungen sonst nichts hervor, als daß Martin Mux ein sehr geschickter und nebstbei außergewöhnlich starker Mann gewesen sein muß, und es lohnt jedenfalls der Mühe für Sachkundige, das erwähnte Gitter in der Stefanskirche, dann auch andere kleinere seiner kunstreichen Arbeiten, wie zwei herrlich gearbeitete sogenannte „Eingerichte“ (d. i. jene Eisenstücke, welche in die Figuren des Schlüsselbartes passen, wahrhaftig die Vorläufer

unserer heutigen einbruchsicheren Cassen), seine Sparbüchse mit kunstvollem Deckel, seinen mühsam und schön aus Eisenholz gedrechselten Rosenkranz zu besehen, welche noch heutigen Tages die Genossenschaft der Schlosser in ihrer Lade (Zusammenkunftsort der Genossenschaftsvorsteher und Mitglieder, so genannt von dem Aufbewahrungsorte ihrer Urkunden u. s. w.) am Salzgries (im Hause Nr. 19, alt 210) bewahrt.

Man muß, nebenbei gesagt, zugestehen, daß von jeher die Wiener Galanterieschlosser das Aeußerste in ihrer Kunst leisteten; man betrachte nur z. B. auch die Eisengitter der St. Johann Nepomuk-Kapelle am Donau-Ufer neben dem Karlssteg, dann die prachtvollen eisernen Thore des oberen Belvederes. Auch in anderen Städten Oesterreichs findet man herrliche Erzeugnisse dieses Genre, so z. B. im Neukloster zu Wiener-Neustadt das Eisengitter der Brunnen-Einfassung mit stylvoll behandelten Blumen, welche Arbeit den Beleg liefert, wie die Werkkünstler voll Formengefühl und individueller Freiheit auch das minder handsame Metall zu beherrschen vermochten. Ein Meisterstück mittelalterlicher Schlosserarbeit zeigt sich an den beiden Eisenthürchen des Sacramentshäuschens, am südlichen Chorpfeiler der Spitalkapelle zu Krems. In je achtzehn Felder getheilt, sind dieselben theils mit Figuren biblischen oder profanen Inhalts, theils mit ornamentalem Schmuck ausgefüllt. Man muß beim Anblick staunen, daß ein simpler Schlossermeister oder Geselle des 15. Jahrhunderts eine solche Zeichnung selbst entwerfen, sie sodann aus Eisenblech schneiden und mittelst des Hammers etwas reliefartig bilden konnte.



Der Stock-im-Eisen. (Seite 804.)

Es war schon in frühesten Zeiten für jeden „richtigen“ Schlossergesellen eine unabweisbare Forderung, auf der Wanderung das uralte Wien zu besuchen, sei es auch nur, um einen Nagel in das wunderliche Wahrzeichen auf dem Stock-im-Eisen-Platze einzuschlagen, dessen Zierde noch heute ein angeblich unaufsperrbares Schloß bildet.

Die Gepflogenheit mit dem Einschlagen der Nägel in den Baum hatte aber eine leicht erklärliche Ursache. Der heutige Stock-im-Eisen-Platz hieß bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nicht so, sondern der „Roßmarkt“. Dort befanden sich mehrere Wagner- und Schmiedewerkstätten, und so erscheint der vielbesungene Stock-im-Eisen, welcher erst 1526 in Urkunden vorkommt, auch als ein sogenannter Nädelbaum, wie ihn die Wagner und Schmiede noch heutzutage vor ihren Werkstätten auf dem Lande aufpflanzen und mit eisernen Ringen versehen, um die Pferde daran zu hängen. Immerhin mag jeder Schlosser- und Schmiedegeselle, der nach Wien kam, in den Baum einen Nagel getrieben haben, theils um seine Anwesenheit zu documentiren, vielleicht auch in Bezug auf den alten Wieland-Glauben (Seite 125 bis 127 ausführlich besprochen), endlich aber zum Andenken an den vermeintlich so unglücklichen Martin Mux, dessen Geschichte jedem Einwanderer gewiß sofort erzählt wurde. Die letzten Nägel soll im Jahre 1765 als sechzehnjähriger Geselle ein im Jahre 1839 neunzigjährig zu Bonn verstorbener Schlosser eingeschlagen haben. Die Köpfe, mit B bezeichnet, befinden sich ganz unten, der Straße gleich; indeß giebt es dort auch einen Nagel, auf dessen Kupferplättchen die Jahreszahl 1832 zu lesen ist. — Bis zum 17. Jahrhundert befand sich das Wahrzeichen des Stock-im-Eisen an dem Hause mit der Nummer 3 (alt 1079); dann wurde es an den heutigen Platz gestellt. Mittelst eines gegenwärtig verkehrt gestellten Eisenringes und Schlosses, worauf die Jahreszahl 1575 und ein Monogramm, aus H. B. und einem Kreuze gebildet, befindlich ist, wird der Baumstrunk an dem Hause festgehalten.

Die erste projectirte Stadterweiterung und die erste Häuser-Numerirung.

Nach dem Tode des Kaisers Maximilian II. kam dessen ältester Sohn Rudolf II. zur Regierung; derselbe verließ jedoch schon im Jahre 1578 Wien und schlug sein Hoflager zu Prag auf. Erst im Jahre 1582 und 1583 sah man den Kaiser wieder für einige Zeit in Wiens Mauern. Unter ihm zeigt sich zum ersten Male das ganz ernstliche Project einer Stadterweiterung.

Es überreichte nämlich im Jahre 1579 der kaiserliche Hofkriegsrath und oberste Baucommissär Graf Niklas von Salm (Enkel des greisen Helden gleichen Namens) dem Kaiser Rudolf II. ein Memorial, welches eine Erweiterung der Stadt Wien mehr nach Norden, zur mütterlichen Donau hin, beantragte und von des Kaisers Stellvertreter, seinem Bruder Erzherzog Ernst (geb. 1553, gest. 1595), als Statthalter der niederösterreichischen Erblande, lebhaft unterstützt wurde. Es stellten sich aber dem Plane mehrere Bedenken entgegen, die ebenso, wie die Salm'schen Vorschläge selbst, aus dem Antwortschreiben des Kaisers an seinen Bruder, datirt von Prag, 9. Mai 1579, ersichtlich werden. Es heißt dort:



Ein Kegelschieber auf dem Stefansdom. (Seite 806.)

Der Kaiser hat der Sache, die „neue Wienerische Festung in der Donau-Insel zwischen dem Tabor und der Schlagbrücke" betreffend, weiter nachgedacht, und hält es zwar selbst für ein hochnützliches Werk, wenn ein solcher Bau vor sich gebracht werden könnte; die größte Verhinderung jedoch sei der Verlag, und daß die Hauptbefestigung der Stadt Wien noch nicht geschlossen worden, auch in jetziger Zeit und ohne große Unkosten nicht bald geschlossen werden könnte, zwei große Werke neben und mit einander aber sich schwerlich betreiben ließen. Zunächst werde es also nöthig sein, die Mittel aufzusuchen, um die alte Befestigung möglichst schnell in bessere Verwahrung und Sicherheit zu bringen. Da man jedoch ohnehin in der Insel innerhalb der Schlagbrücke täglich mehr Häuser zu bauen beginne und es besser sei, diese Gebäude in einer solchen Ordnung herzustellen, daß sie auch künftig benutzt werden und stehen bleiben könnten, als daß man zu der Eigenthümer Beschwer und Schaden eines oder das andere wieder einreißen und abbrechen müsse, so wolle der Kaiser geschehen lassen, daß von nun an einem Jeden, der in der Insel ein Haus zu bauen beabsichtige, der Platz dazu angewiesen werde. Wenn die Leute dann erführen, daß ihre auf solchen angewiesenen Plätzen erbauten Häuser bei Feindesgefahr nicht niedergerissen zu werden brauchten, so würden sie von selbst ordnungsmäßig zu bauen und ihre Häuser in die Sicherheit zu bringen sich befleißen. Man müsse sich aber zuvor, und je eher je besser, über die Gassen und Plätze vergleichen und dieserhalb einen Plan entwerfen, nach welchem die Häuser zu

erbauen wären. Es liege ein solcher von Julius Tircho gemachter Abriß vor, doch wisse der Kaiser nicht, ob derselbe schon zur Berathung gekommen.

Hierauf richtete nun Graf Salm eine neue Vorstellung an den Erzherzog Ernst. Die verordneten Räthe, sagte er, hätten in der Berathschlagung des ganzen Kriegswesens für gut angesehen, daß im Werd (Leopoldstadt) über der Schlagbrücke eine neue Feste gebaut werde, und dieser Beschluß sei von Sr. kais. Majestät genehmigt worden. Zwar bleibe die wirkliche Befestigung zur Zeit aus gewissen Bedenken anstehen; darum brauche jedoch dasjenige, was zu der Sache gehöre und an der Befestigung nicht schädlich sei, billigerweise nicht stecken zu bleiben. Vielmehr müsse an solchen Orten, wo es der künftigen Befestigung nicht nachtheilig sei, die Population oder Bewohnung dieser Stadt gefördert werden, die bereits erbauten Häuser aber, der Breite nach gerechnet, nämlich von Niedergang gegen Aufgang oder von der kleinen Insel gegen den Prater hin, hinderten nichts an der Befestigung. Hingegen dürfen die Häuser von 200 Klafter an gegen die Schlagbrücke hin zu Belagerungszeiten nicht stehen gelassen, sondern müßten zu seiner Zeit abgebrochen werden und daselbst ein leerer bloßer Platz bleiben, damit derselbe von der Stadt aus mit dem Geschütz beherrscht werden könne, auch das Feuer, dieweil Alles hölzern, der Stadt nicht zu nahe sein. Dort dürfe also kein Gebäude von Stein, auch kein hölzernes Haus von neuem aufgeführt werden. Doch gegen den Tabor hin solle man, sein Erachtens, kein Bedenken tragen, Häuser mauern zu lassen, anderthalb Ziegel dick, an jenen Orten, welche innen ausgesteckt werden können. Während man jetzt von Holz und mit Unordnung baue, werde dann, wenn mit Ordnung und bürgerlich zu bauen erlaubt würde, weit mehr als jetzt gebaut werden, und dies das rechte Mittel sein, um „die neue Stadt auf die Füß zu bringen". Die Leute würden, wenn sie einmal recht säßen, selbst um die Befestigung anhalten und dazu helfen. Auch sei der Wasserfluß eine rechte natürliche Befestigung, wie denn der ganze Bau dahin gewendet und gerichtet werden müsse, daß der Feind wenig Gelegenheit habe, sich in die Nähe zu legen.

Dieses zweite Salm'sche Memorial wurde von Erzherzog Ernst ebenfalls an den Kaiser gesendet. Er meldete zugleich unterm 27. August 1579, daß er hierüber die nothwendige Berathschlagung gehalten, auch die zwei Baumeister Peter Ferabosco (gest. 1582) und Octavio Baldigara mit ihrem Gutachten habe vernehmen lassen. Er halte dafür, daß auf 300 Klafter der Enden über die Donau von der Stadtmauer gerechnet, mit Gemäuer von anderthalb, auch sogar von zwei Ziegeln zu bauen, der Stadt nicht schädlich sein könne, diese Zulassung aber, wegen Feuersgefahr sich mit Gemäuer zu versehen, das beste Mittel abgeben werde, um das Volk mit seinen Wohnungen in die Insel zu ziehen und die Population der neuen Stadt zu vermehren. Deswegen lasse er sich des Grafen Gutbedünken gefallen und rathe Seiner Majestät gehorsamst, darein gnädigst zu willigen. Mittlerweile werde auch das von den beiden Baumeistern bereits in Angriff genommene Modell, wie die Befestigung gerichtet und die Gassen und Plätze abgetheilt werden sollten, fertig sein.

Die Bedenken des Kaisers wurden jedoch durch alle jene Gründe nicht gänzlich gehoben. In dem Antwortschreiben, welches derselbe am 19. September von Prag an den Erzherzog erließ, erklärte er sich zwar mit dem Vorschlage des Grafen Salm in der Hauptsache nicht uneinverstanden und gab zu, daß die Erbauung von Häusern gegen den Tabor hin der Hauptfeste zu Wien keine Verhinderung oder Nachtheil bringen möge, indeß sei doch nicht Alles in vollkommene Gewißheit gebracht, namentlich ob die Donau fortwährend, besonders aber zur Zeit einer Belagerung, bei der Stadt erhalten werden könne. Wenigstens könne es nicht schaden, ein solches weitläufiges Werk, bevor man es anfange, wohl zu bedenken, und der Erzherzog möge daher auch noch den von Poppendorf um seine Meinung befragen und dem Kaiser darüber berichten.

Graf Salm wollte von seiner Lieblingsidee nicht ablassen. Er unterbreitete am 26. Juli 1580 dem Kaiser abermals ein Memorial. Er berief sich darauf, daß er das kaiserliche Bauwesen in Ungarn zwei Jahre lang versehen und dabei Fleiß und guten Willen nicht gespart habe. Unter anderen Bauten aber, die er für nützlich und ersprießlich achte und gern in's Werk gerichtet hätte, sei die neue Stadt Wien zwischen der Donau oder im Tabor. Er habe dabei nicht so sehr die Befestigung, obwohl auch diese nützlich sein würde, in's Auge gefaßt, als vielmehr die Population (Volksmenge) und das Vermögen, was durch Heranziehung von Leuten sehr wachse und aufnähme. Man hätte jedoch erlauben sollen, die Häuser bis auf 250 Klafter gegen die alte Stadt zu mauern, weil solches das einzige Mittel, welches die Einwohner bewege, dort mehr als in den Vorstädten zu bauen. Darauf sei aber, ungeachtet der Herzog selbst sollicitiret, kein Bescheid erfolgt. Er habe durch die Baumeister Modelle zu dem Werke anfertigen lassen, unter welchen besonders der Plan des Waldegora sich als tauglich und gut zeige. — Am Schlusse des Schreibens äußert Graf Salm noch seine Empfindlichkeit darüber, daß weder hier noch an den Grenzen Ruhm und Dank bei dem Bauwesen zu erlangen, daß vielmehr unterschiedliche Leute sich darein mischten, hinderten und der allgemeinen Sache Privatsachen vorzögen.

Am Hofe zu Prag blieb man jedoch bei der Ansicht stehen, daß das Werk, ehe es in Angriff käme, noch reiflicher überlegt und auch andere Meinungen darüber gehört werden müßten. In diesem Sinne lauteten die beiden Schreiben, welche der Kaiser am 9. August 1580 an den Erzherzog Ernst und an den Grafen Salm erließ. Unter den Autoritäten, welche in dieser Angelegenheit zu Rathe gezogen werden sollten, nannte der Kaiser den Feldmarschall Grafen Peter Ernst von Mansfeld (geb. 1517, gest. 1604) und den berühmten Feldherrn und kriegskundigen Schriftsteller Freiherrn Lazarus von Schwendi (geb. 1525, gest. 1584).

Mittlerweile aber übernahm Graf Niklas Salm den Posten eines General-Statthalters und Befehlshabers der ungarischen Grenzfestung Kanizsa, und mit seiner Entfernung gerieth auch das Wiener Stadterweiterungs-Project für längere Zeit in's Stocken. Erst unter Kaiser Ferdinand II. kam der Plan zur Ausführung, obwohl in beschränkterem Sinne. Aber auch diesmal ging es nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten und Anfechtungen ab. So beschwerten sich unterm 23. Mai 1622 Bürgermeister und Rath der Stadt Wien bei dem Kaiser: daß gänzlich ohne ihr und des Bürgerspitals, als Grundherren, Vorwissen die verordneten kaiserlichen Commissarien eine Aussteckung einer Stadt in dem untern Werd (Leopoldstadt) vorgenommen hätten. Sie müßten besorgen, die Commissarien würden nach ihrem Gefallen solche ausgesteckte Gründe aufgeben, und wie es mit unterschiedlichen bürgerlichen Gütern bereits geschehen, in unbürgerliche Hände vertheilen, und es werde dann ihnen, Bürgermeister und Rath, „die Steuern und Dienste einzubringen beschwerlich, dem Armenspital aber ganz gefährlich fallen, sein Eigenthum, ja das billige Pretium (Kaufpreis) wegen des Grundes und des eigenthümlich angehörigen Grunddiensten dahinten zu lassen“ (zu verlieren).

Und so zeigt sich aus allem Vorangeführten, daß die neue Stadt im untern Werd — die jetzt stolz und schön prangende Leopoldstadt — nur unter langen und harten Kämpfen in ihr Dasein trat.

Graf Niklas Salm war übrigens Derjenige, welcher in Wien das erste regelrechte Duell bestand, und zwar mit dem böhmischen Cavalier Otto von Puchomiřz.

Beide Herren befanden sich im Rathe vor dem Kaiser Rudolf, welcher die Regentenwürde eben erst ein Jahr nach dem Tode seines Vaters besaß und noch nicht Prag zu seiner Residenz gewählt hatte. Graf Salm erstattete Bericht über das Grenzschloß Kanizsa und wurde beim Hinausgehen aus dem Rathe vom

Herrn von Puchomirž zur Rede gestellt, daß er vor Sr. Majestät des Grenzschlosses Erwähnung gethan, da doch diese Angelegenheit noch nicht von den Kriegsräthen vorher erwogen worden wäre, daher zum Vortrage an den Kaiser nicht reif gewesen sei. Wahrscheinlich war der Graf beim Kaiser dadurch den anderen Räthen in die Quere gefahren, und Puchomirž gab nur den Ideen des Gesammtrathes Ausdruck.

Graf Salm antwortete ihm: „Verschonet mich mit solchen Worten, zum wenigsten im Vorgemache des Monarchen, und wenn Ihr schon irgend etwas von mir wollt, so eröffnet es mir an einem andern Orte." — Puchomirž entgegnete: „Was ich Euch zu sagen habe, kann ich Euch hier wie anderswo in's Gesicht sagen." — Nun gab ein Wort das andere, bis sich Beide im Buchenwalde außerhalb der Stadt (später Rofranogasse, heute Lerchenfelderstraße) bestellten. Dort fanden sie sich auf ihren Pferden ein, ohne Jemand Anderen bei sich zu haben als einen Jungen, der ihnen, nachdem sie abgestiegen waren, die Pferde hielt. Sie griffen zu den Waffen und wurden handgemein. Puchomirž erhielt den rechten Arm an zwei Stellen durchbohrt und starb an Verblutung; Salm wurde am Kopfe, nicht gefährlich, verwundet, weil er geschickt die Stöße seines Gegners mit dem Dolche auffing, welcher letztere noch damals neben dem Schwerte in den Zweikämpfen eine wichtige Rolle spielte. Salm würde auch sonst ohne Zweifel getödtet worden sein, denn zwei Streiche, welche Puchomirž nach ihm führte, parirte er mit seinem Dolche und hielt sie mit genauester Noth auf, so zwar, daß sein Dolch nach beendetem Duelle sich beinahe mitten entzwei gehauen befand.

Dies war das erste historisch bekannt gewordene Duell, welches auf dem nachmalig (18. Jahrhundert) so berüchtigt gewordenen Raufplatze, der Rofranogasse, stattgefunden hat.

Aus den Tagen der Kaiser Maximilian II. und Rudolf II. ist uns eine ungemein werthvolle Quelle aufbewahrt, und zwar ein Verzeichniß aller Häuser der inneren Stadt Wien und ihrer Besitzer in den Jahren 1563 bis 1587. Dasselbe befindet sich im Archiv des k. k. Finanzministeriums, und zwar in Gestalt der Bücher und Protokolle der kaiserlichen Hofquartiermeister.

Die Stelle eines Hofquartiermeisters, welcher dem Obersten Hofmarschall untergeordnet war, erscheint bereits in den ältesten noch erhaltenen Hofzahlmeister-Rechnungen. Die zwischen 20 und 50 Gulden rheinisch für den Monat wechselnde, in jenen Tagen hohe Besoldung beweist, daß der kaiserliche Hofquartiermeister ein ebenso ansehnliches als einflußreiches Amt zu verwalten hatte. Im 16. Jahrhundert verwalteten dieses Amt: Hanns Khnisler (1542 bis 1549); Leonhard Neumair (1550 bis 1555); Adam Kirchpüchler (seit 1. December 1555, er starb am 7. März 1556); Hanns Rockhner (1556 bis 1557); Ulrich Ferenberger zu Egenberg, Erbkämmerer in Oberösterreich (1557 bis 1559); Andreas Khielmann (1560); Hanns Georg von Preising, Ritter (bis Ende 1563); Johann Baptist von Paar (1564 Anfang); Georg Freidenreich (1564 und 1565); Wolf Freyberger von Geisenhausen zu Obern-Bellebrun (1565 und 1566); Jeremias Boyde (Ende 1566 bis 1572); Hanns Jakob Herbrodt (vom 1. Juli 1573 an bis an seinen Tod, am 9. Mai 1587).

Die Hauptobliegenheit des Hofquartiermeisters war, dem kaiserlichen Hofgesinde die dem Range eines jeden entsprechende Unterkunft auf die Dauer des kaiserlichen Hoflagers in Städten wie auf Reisen zu verschaffen. Die einzelnen Parteien wurden sodann in die bestimmten Wohnungen „einfouriert", d. h. durch die dem Hofquartiermeister beigeordneten Hoffouriere (Rastmacher) eingewiesen. Es verursachte aber die Unterbringung des zahlreichen Hofgesindes nicht selten große

Schwierigkeiten, selbst in einer Stadt wie Wien, denn weil der geistliche Besitz großentheils und die Freihäuser des Adels in Wien von jedweder Einquartierung befreit waren, so traf die ganze Last nur die Bürgershäuser. Der Hofquartiermeister bedurfte daher zur entsprechenden Führung seines Amtes stets eines genauen Verzeichnisses aller Häuser und ihrer Eigenthümer, wie auch einer detaillirten Uebersicht der in das Hofquartier bestimmten Wohnungen, Ställe, Keller u. s. w., zu welchem Behufe von Zeit zu Zeit eine bis in das Kleinste gehende Beschau und Beschreibung aller Häuser der inneren Stadt auf höheren Befehl durch eine aus Hofleuten und Mitgliedern des Stadtrathes bestehende Commission vorgenommen wurde. Dieselbe fällte auch das Erkenntniß, welche Bestandtheile eines Hauses in das Hofquartier gehörig seien. Die Ergebnisse jeder solchen Aufnahme wurden dann sorgfältig in dem neuen „Hofquartierbuch" zusammengetragen und eine Abschrift dem Rathe der Stadt übergeben. Auf Grundlage dieser ämtlichen Aufnahmen wurden auch die zahlreichen Klagen und Beschwerden der Bürger in Hofquartiersachen durch Spruch des Obersten Hofmarschalls entschieden.

Bei der im Jahre 1566 vorgenommenen sorgfältigen Aufnahme aller Stadthäuser wurde auch zum ersten Mal eine Numerirung derselben eingeführt und fortan in allen Hofquartierbüchern, wenn auch mit manchen Veränderungen in der Folgezeit, festgehalten. Sie begann bei der kaiserlichen Burg mit Nr. 1 und endete mit Nr. 1205 im Sauwinkel. Es wurden aber die Nummern nicht an den Häusern angebracht, sondern blieben auf dem Papiere, da sie nur zur Erleichterung der Uebersicht dienen sollten. Leider, daß man nicht schon damals, wo es doch so nahe gelegt war, auch die Häuser mit diesen Nummern versah! Erst im Jahre 1771 begann die bleibende Einführung der Hausnummern, und es waren fünf Jahre nöthig, um diese schwierige Aufgabe zum Abschluß zu bringen.

Elisabeth von Frankreich und das Königinkloster.

Wenn wir nachstehend einer tugendbegabten Frau einen etwas größeren Raum widmen, so bedarf es nur des Lesens der nachfolgenden Zeilen, um uns zu rechtfertigen. Können doch nur Wenige unter den edlen Geschlechtern Deutschlands, welche mit Recht auf große Männer in ihrer Ahnenreihe stolz sind, Männer, die durch Verdienst und Glück ausgezeichnet, glänzende Lichtpunkte in der Geschichte bilden, sich einer so fortdauernden, ununterbrochenen Linie herrlicher Frauen rühmen, als das erlauchte Haus Habsburg. Es ist unnöthig, Beispiele zum Beweise dieses Satzes aufzustellen, denn welchem Oesterreicher wären, unter vielen anderen, die große Maria Theresia, die himmlischgute Karoline Auguste fremd in seinem Herzen geblieben? An die Letztere in jenen Beziehungen gemahnend, wo es unerschütterliche Tugend und Menschenfreundlichkeit betrifft, steht die holde Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich als nachahmungswürdiges Muster für alle Frauen da.

Elisabeth war die zweite Tochter Kaiser Maximilian's II. mit Maria von Spanien, und zu Wien am 5. Juli 1554 geboren. Der hochherzige Vater bildete mit seiner frommen, verständigen Gemalin die schönen Anlagen der lieblichen Jungfrau auf das herrlichste aus. Ihre angeborene Herzensgüte ward nicht

unterdrückt, nur auf den rechten Weg gelenkt und dafür gesorgt, daß sie nicht zur Schwäche werde. Keine Wissenschaft, die man damals für ein fürstliches Fräulein passend hielt, blieb ihr fremd, sie sprach lateinisch und italienisch ziemlich fertig, spanisch (die Hofsprache jener Zeit) ebenfalls so geläufig als deutsch. Schon in frühester Jugend gab sie Beweise ihres zartfühlenden Herzens und richtigen Urtheils; bereits im frühen Mädchenalter konnte sie sich an Werken der Mildthätigkeit, wie in Gebet und Gottesdienst nicht Genüge thun, und sie pflegte selbst die Verbote des Vaters in dieser Beziehung durch allerlei kleine Listen zu umgehen. Die kleine Prinzessin zog z. B. durch die Lücke der Wand in ihrem Schlafgemach einen Faden, befestigte ihn an ihrem Finger und ließ sich Nachts von ihrer Aja (Erzieherin) wecken, um vom Gebete zu dieser Zeit dasjenige einzubringen, was sie tagsüber versäumte, seit man ihr die allzu häufige Andacht gewehrt hatte. Sie glich in sehr vielen Beziehungen der frommen thüringischen Landgräfin Elisabeth, denn auch sie brachte den Dürftigen nicht nur die Speisen von ihrem Tische, sondern schnitt sich auch die silbernen Knöpfe von ihren Kleidern ab, um sie damit zu beschenken.

Als sie mit den Brüdern Albrecht VII. (später Gouverneur der Niederlande, geb. 1559, gest. 1621), Mathias (später Kaiser, geb. 1557, gest. 1619) und Maximilian III. (nachmalig Hoch- und Deutschmeister, geb. 1558, gest. 1618) heranzuwachsen begann, erfreute sie sich in deren Gesellschaft des trefflichen Augier (Angerius) Gislain de Busbecq als Erzieher. Sie war diesem besonders zugethan, und der Treue zog, als die Erzherzogin Oesterreich verließ, mit ihr nach Frankreich. Auch er war Zeuge der schrecklichen Nacht vom 23. zum 24. August des Jahres 1572, da er als Haushofmeister der Königin bei ihr verweilte, ja selbst nach Elisabeth's Heimkehr (1574) behielt er den Aufenthalt in Paris als Botschafter des Kaisers, und zwar noch bis 1592 bei.

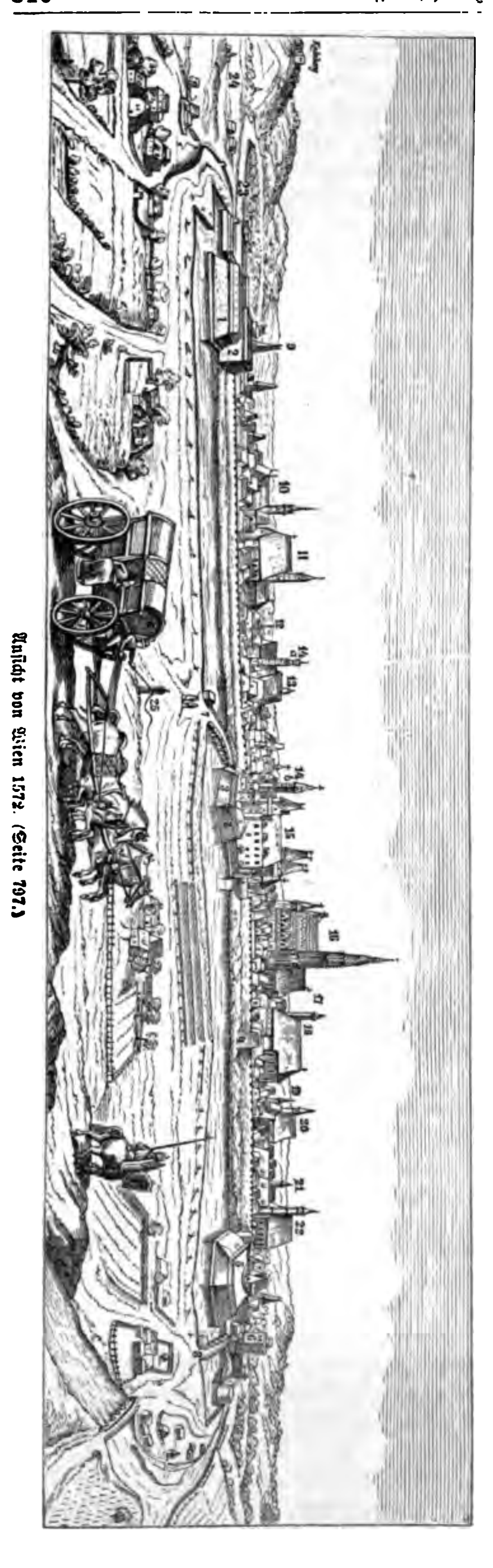
Kaum zählte sie fünfzehn Sommer, als bereits manche alte und junge Fürsten ihre Gedanken auf sie richteten, aber ihr hoher Stand erlaubte nur Wenigen so ernstlich nach einer Verbindung mit ihr zu streben, als dies Karl IX., König von Frankreich, that. Französische Herren, die des Kaisers Hof besucht hatten, darunter besonders Nikolaus de Neufville, außerordentlicher Gesandter in Wien, entwarfen dem jungen Könige ein so reizendes Bild von der Schönheit, Anmuth, Sittsamkeit und dem Geiste der holdseligen Prinzessin, daß Karl, ohne sie persönlich zu kennen, nur durch die lebhafte Beschreibung auf das glühendste in sie verliebt ward und Anstalten traf, die ihn zum Ziele, zum Besitze ihrer Hand bringen sollten. Anfangs war seine Mutter, die berüchtigte Katharina von Medicis, nicht geneigt, in der Kaiserstochter die künftige Königin von Frankreich zu sehen; selbst über ihre erwachsenen Söhne sich noch die Vormundschaft anmaßend, wollte sie mit Niemand den Einfluß auf ihren Sohn theilen, daher sie ihm lieber eine Gemalin aus einem unbedeutenden Hause und von schwachem Geiste und Fähigkeiten zugeführt hätte; sie suchte daher mit vieler Schlauheit Karl's aufkeimende Liebe zu Elisabeth zu unterdrücken, seine Verbindung mit ihr zu hintertreiben. Aber es scheiterten ihre klug ausgesponnenen Pläne an seinem festen Willen und bald an ihrer eigenen veränderten Gesinnung, denn da sie sichere Kunde erlangte, wie bei der züchtigen, anspruchlosen Elisabeth, deren strenge Tugendbegriffe durch die sorgfältigste Erziehung fest begründet waren, auch nicht die leiseste Spur von Gefallsucht oder Ehrgeiz zu finden sei, widersetzte sie sich nicht länger dem Verlangen des Sohnes. Zeigte sich je in der Folge eine Laune der jungen Königin, nach Einfluß zu streben, so mußte es für sie, so gewandt in jeder Art von Intrigue, eine Kleinigkeit sein, die junge unerfahrene Frau zu überlisten und ihren Plan zu vereiteln.

Andererseits trug wieder Kaiser Maximilian Bedenken, in die Vermälung zu willigen, aber es geschah dies aus edleren Ursachen, als bei Katharina. Rieth ihm auch die Politik, das glänzende Bündniß einzugehen, so hatte das Vaterherz gar Vieles dagegen einzuwenden, und so besann er sich eine Weile, bevor er endlich die bejahende Antwort gab. Elisabeth, an Gehorsam gewöhnt, bekannt mit dem Loſe der Fürstentöchter, die nur selten den Gemal wählen dürfen, fügte sich nicht ungern dem Willen ihres Vaters und Herrn, da ihr Herz frei war und Karl sie wahrhaft zu lieben schien.

Ihre Vermälung fand am 22. October 1570 zu Speyer statt, am 25. März 1571 wurde sie zu St. Denis vom Kardinal Karl von Lothringen, Herzog von Guise, gekrönt. Elisabeth überreichte ihrem Gemal ein Schreiben ihres Vaters, des Inhalts: „Ich übergebe Euch vertrauensvoll mein frommes Kind, meine theure Elisabeth. Seid ihr Schützer und Leiter am verführerischen Hofe Eurer Mutter."

Karl liebte und schätzte auch wirklich seine holde, sanfte Gemalin, er hatte den festen Willen im Herzen, ihrer würdig zu leben, und endigte augenblicklich sein Verhältniß mit der schönen Apothekerstochter Maria Touchet, welche ihm schon einen Sohn geboren. Mütterlich und barmherzig nahm sich Elisabeth des verlassenen Kindes an. Gar oft sagte Heinrich, er besitze die verständigste, tugendhafteste Frau nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa; sie gab den allerbesten Beweis ihrer festen Grundsätze, daß sie an Karl's verderbtem Hofe ganz so unschuldig und rein blieb, als sie hingekommen war. Sie liebte den König recht herzlich, quälte ihn nie mit Eifersucht, setzte seiner Hitze Geduld und Sanftmuth entgegen und betrug sich mit gefälliger Freundlichkeit als die zärtlichste Gattin gegen ihn. Es wäre ihr gewiß gelungen, sein aufbrausendes Temperament zu mäßigen, das Gleichgewicht in seinem Innern herzustellen, ihn milder zu stimmen, wenn nicht Katharinens unaufhörliche Ränke es vereitelt hätten. Die ehrgeizige Medicis, welche mit der Sache auch den Begriff der Wahrheit verloren hatte, die an ihrem Hofe nur auf falsche, boshafte, herrschlustige Menschen stieß, zweifelte an der Möglichkeit einer so wahren, unschuldigen Natur, als der Elisabeth's, die, ohne darum zu wissen, aus innerer Nothwendigkeit edel und rein handeln muß und durchaus keine Neigung zu Staatshändeln haben kann, und glaubte, Elisabeth hege irgend einen versteckten Plan, der ihr politischen Einfluß verschaffen solle. Sie suchte sie deshalb mit Karl zu entzweien, welches ihr wenigstens insoferne gelang, als es dadurch der jungen Königin unmöglich wurde, ihren Gemal zu veredeln. Die Guisen und die verschiedenen Häupter der anderen Parteien, öfters mit Katharinen gespannt, suchten die still duldende Königin für sich zu gewinnen, sie gegen ihre schlimme, sie unterdrückende Schwiegermutter aufzureizen; aber mit dem erhabenen Stolze einer hohen Fürstin, dem beleidigten Zartgefühle einer edlen Frau, befahl sie den Aufhetzern zu schweigen, sagte ihnen, sie sei nicht Karl's Gemalin geworden, um zu herrschen; nie werde sie die Achtung verletzen, welche der Mutter ihres Gemals gebühre; wären Beschwerden vorhanden, die sie, unkundig in Regierungsgeschäften, eine Fremde in diesem Lande, nicht zu erwägen verstände, so schiene es ihr am schicklichsten, wenn sie solche ihrem Herrn und Könige vortrügen; denn gewiß könnten die edlen Pairs auf keine würdigere Weise ihren Eifer für des Vaterlandes Wohl zeigen, als wenn sie sich versöhnten, die Unzufriedenen zu beruhigen und Ordnung und Frieden herzustellen suchten.

Es berühren sich stets die Extreme. Nicht befremdend ist es daher, daß an Karl's Hofe zugleich der grellste Unglaube und der thörichtste Aberglauben herrschte. Bald leugneten die Höflinge Gottes Dasein, bald glaubten sie Zeichendeutern und Wahrsagern; das eine Mal verlachten sie die Wirksamkeit der Reliquien, hielten es aber für höchst nöthig, planetarische Ringe und andere hochlächerliche



Ansicht von Wien 1572. (Seite 797.)

Amulete aus Knochen verendeter Thiere u. dgl. zu tragen. Heute schwelgten sie im größten Sinnentaumel, genossen die verfeinertsten Wollüste, morgen hielten sie eine strenge Buß- und Betfahrt, durchwandelten barfuß die Stadt und geißelten sich bis auf's Blut. An allen diesen Dingen nahm die wahrhaft fromme Elisabeth keinen Theil. Zwar versäumte sie keine Uebung, welche die Kirche befiehlt, wohnte dem Gottesdienste mit der innigsten Andacht bei, aber sie sagte auch ungenirt, daß die Religion nicht blos in den äußerlichen Gebräuchen bestände und daß eine oberflächliche Buße, die keine Besserung erzeugt, nicht hinreiche, sich mit Gott zu versöhnen. Nur ihre vertrautesten Dienerinnen wußten, daß die fromme Königin oft ganze Nächte, niedergeworfen vor ihrem Lieblingsbilde (einer meisterhaften Copie jener Madonna zu Rom, Maria Major genannt, die dem Evangelisten Lukas zugeschrieben wird und die vom heil. Franciscus Borgias herstammte), für das Wohl ihres Gemals und des Landes aus tiefstem Herzensgrunde betete. Auch über die Art, mit Andersgläubigen umzugehen, dachte Elisabeth mit der übrigen königlichen Familie ganz verschieden. Sie beklagte die Personen als in irriger Lehre befangen, tadelte vielleicht ihre Halsstarrigkeit, sprach es aber offen aus, wie sie es für sehr unrecht halte, dieselben mit Gewalt zum katholischen Glauben zurückzuführen; ja, daß sie es als eine Entweihung des milden Geistes des Christenthums betrachte, Menschen zu tödten, weil sie in einigen Sätzen von der Meinung der herrschenden Kirche abwichen.

Die sanfte Königin ahnte nichts von dem fürchterlichen Plane, die Hugenotten auf einmal zu vertilgen, und als sie gegen Morgen, nach der grauenvollen Bartholomäus-Nacht (24. August 1572), aufgeschreckt von dem Lärm und Schreien im Palast und in den Straßen, die Gräuel der berüchtigten

Nacht erfuhr, da sank sie, überwältigt vom heftigen Gefühle, zu Boden, außer sich vor Schmerz, daß ihr Gemal, wie man auf ihr Befragen ihr gesagt, nicht blos um die Schandthat gewußt, sondern dabei auch mitgeholfen. Da vergaß sie die Zeugen und rief mit lauter Stimme: „Gott der Gnade, der Liebe, blicke huldvoll auf den sündigen Mann herab! Ohne Deine grundlose Barmherzigkeit wäre er ja zeitlich und ewig verloren; denn ach! keine Buße, keine Reue kann je dieses schwere Vergehen sühnen!“ (Nach Anderen soll sie den entsetzlichen Vorfällen der Bartholomäus-Nacht beigewohnt haben, ihrem Gemal zu Füßen gefallen sein und um das Leben des Königs Heinrich von Navarra, sowie Ludwig's von Condé, denen der Tod bevorstand, weil sie die Aufforderung, ihren Glauben zu vertauschen, von sich gewiesen hatten, gefleht haben.)



Königin Elisabeth von Frankreich. (Seite 823.)

In ihrer Hofhaltung sah Elisabeth streng auf Sittlichkeit und wachte über die Tugend ihrer Fräulein; Nothleidende fanden in ihr eine Helferin und Tröſterin, aber sie prunkte nicht mit ihrer Milde und spendete ihre Wohlthaten im Verborgenen. Die richtige Eintheilung ihres Geldes machte, daß sie freigebiger als Manche, die mehr Einkünfte als sie besaßen, sein konnte. Mit ihrer Zeit hielt sie eben so sorgfältig Haus, als mit ihren Renten, es blieb ihr daher, ohne ernstere Pflichten zu versäumen, Muße übrig, ihren Geist mehr und mehr auszubilden. Ihrer einzigen Tochter war sie die treueste sorgsamste Mutter; so viel es die Etikette nur immer erlaubte, hatte sie das Kind bei sich.

Als Pflegerin ihres kranken, fast verrückten Gemals zeigte Elisabeth ihre treue, sich aufopfernde Liebe, ihre himmlische Geduld; gelang es Jemand, seine Wuth zu bändigen, so gelang es ihr, die er stets seine „Heilige“ nannte. Karl IX., reich von der Natur begabt, würde bei einer besseren Erziehung ein würdiger

König geworden sein, dessen Hofmeister Sipierre hatte sich redliche Mühe dazu gegeben, aber die bösartige Katharina, welche diesen Sohn nicht liebte, und die nur in seiner Verderbtheit ihre Macht zu begründen glaubte, that Alles, um seine guten Eigenschaften in schlechte zu verwandeln. Unter ihrer Leitung artete seine üppige Phantasie in Verrücktheit, sein kühner Muth in Grausamkeit, seine kluge Besonnenheit in Falschheit aus; gerade das Herrlichste in ihm gebrauchte seine Mutter zu seiner moralischen und physischen Vernichtung. Doch das angeborne Göttliche im Menschen kann zwar unterdrückt, selten oder nie ganz vertilgt werden; so auch bei Karl. Nach und nach schwand der Nebel; die Trugbilder, welche seine Mutter um ihn gestaltet, zerflossen, er sah die Schädlichkeit, die boshaften Gesinnungen seiner Verwandten, die eigene Versunkenheit im wahren Licht — aber nur, um grenzenlos unglücklich zu werden. Seit der Bartholomäus-Nacht ward ihm kein froher Augenblick zu Theil: umhergetrieben von den Furien des Gewissens, durchirrte er, bald wimmernd und schreiend, bald sich laut anklagend, bald seine Mutter verfluchend, oft völlig rasend die Gemächer des Louvre.

Elisabeth wich nicht von ihm; durch Hinweisung auf Gottes Güte, die ja des Wurmes sich erbarme und ihn nicht verlassen werde, suchte sie ihn zu beruhigen. Manchmal gelang es ihr, und dann, wenn sein Schmerz milder geworden, so erheiterte sie ihn durch freundliche und angenehme Unterhaltung; sie vermochte es über sich, in seiner Gegenwart die Thränen zu unterdrücken und kein ängstliches Gesicht zu zeigen. Nur dann entfernte sie sich von ihm, wenn er in guten Stunden seinen Staatsrath versammelte und in Reichsgeschäften arbeitete; ihre Bescheidenheit hielt es für unziemlich, daß Frauen bei solchen Verhandlungen zugegen seien.

Als Karl seinen Tod herannahen fühlte, verlangte er mit König Heinrich von Navarra (später Heinrich IV. von Frankreich), seinem Schwager, ein Gespräch unter vier Augen zu haben. Nachdem er sich über manche Staatsangelegenheit mit ihm besprochen, empfahl er ihm dringend seine Gemalin und Tochter. Er sagte: „Ich weiß, daß ich, Euer ehemaliger Feind und hartnäckiger Verfolger, auf Euere freundschaftliche Theilnahme nicht Anspruch machen darf; aber meine Gemalin, die einzige tugendhafte, wahrhaft edle und unschuldige Frau am Hofe, verdient es, daß Ihr, der einzige redliche Mann in Paris, sie beschützt.“ — Und Heinrich, der die Königin ehrte und schätzte, versprach mit dem herzlichsten Willen, so kräftig er es nur vermöchte, für sie zu sorgen.

Karl's am 30. Mai 1574 zu Bois de Vincennes erfolgter Tod, der ein entsetzlicher gewesen, da er im vollsten Sinne des Wortes sein Blut ausschwitzte, betrübte Elisabeth ungemein, denn sie hatte ihn, trotz seiner Fehler, innig geliebt. Als ihre Damen sie bedauerten, daß sie nur eine Tochter und keinen Sohn habe, erwiderte sie: „Gott sei Dank, daß dem so ist; es fehlte nur noch ein unmündiger König und die unvermeidlichen Uebel einer Regentschaft, um das unglückliche Frankreich vollends zu zerrütten. Welch' trauriges Los stünde da dem armen Kinde bevor! Ein Opfer der Leidenschaften, des Parteigeistes der Großen, ein Spielball in ihren Händen, würde ihm nur der leere Schatten der Herrschaft bleiben. Nein, Gott hat mit Vatergüte sich Frankreichs erbarmt und Alles zum Besten gekehrt!“

Bald nach Karl's Tode starb auch Elisabeth's Tochter. Nunmehr war ihres Bleibens nicht länger in Frankreich. Die Sehnsucht nach ihren Geschwistern, nach der schönen Heimat Oesterreich, an die tausend süße Erinnerungen einer frohen Kindheit sie banden, regte sich mächtiger in ihr; in dem Lande, das sie jetzt bewohnte, fesselte sie ja nichts mehr. Durch festes Beharren auf ihrem Vorsatze erlangte sie es, nach der Heimat zurückkehren zu dürfen, bestimmte aber vorher auf das genaueste, wie die Einkünfte, welche sie aus den ihr zum Witthum ausgesetzten Provinzen Barry, Bourbonois, Forez und La Marche zog, zu verwenden

seien. Nur die Hälfte verlangte sie für sich, die andere sollte zwischen ihre Schwägerin Margarethe von Valois (Gemalin Heinrich's, Königs von Navarra) und verdienten hilfsbedürftigen Menschen in jenen Provinzen getheilt werden. Auch hinterließ sie die bündigsten Einrichtungen und Befehle, daß die Stellen, welche sie in jenen Landen zu besetzen hatte, nur den Würdigsten, den Verdienstvollsten zu Theil würden und der Kauf und Verkauf der Aemter durchaus nicht zu gestatten sei.

Man ließ einestheils Elisabeth gerne ziehen; man trug ihr ja schon seit dem Augenblicke Groll nach, wo ihr kaiserlicher Vater offen die Schreckensthat des 24. August mißbilligt hatte. Es geschah dies ein zweites Mal in jenem Schreiben, welches er am 22. Februar 1574 an den berühmten Feldherrn Lazarus von Schwendi richtete, in welchem denkwürdigen Schriftstücke es darüber heißt: „So viel die redliche (in Rede stehende) That, so die Franzosen mit dem Admiral (Kaspar Coligny) und den Seinigen (Hugenotten) tyrannischer Weise erzeugt haben, betrifft, die kann ich gar nicht loben, und habe es mit herzlichem Leide vernommen, daß sich mein Tochtermann zu einem solchen schändlichen Blutbade hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leute, als er selber regieren. Aber nichtsdestoweniger läßt es sich damit nicht beschönigen, ist auch damit nichts ausgericht. Wollte Gott, er hätte mich zu Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rath gethan hätte. Er hat ihm dadurch einen Flecken angehenkt, den er nicht leichtlich ablegen wird. Gott verzeihe es Denen, so daran schuldig. Dann ich höchlicher besorge, daß sie es erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben. Und es ist in der Wahrheit nicht anderst, als wie Ihr vernünftiglich schriebet; daß Religionssachen nicht mit dem Schwert wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Erbarmender, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es auch anderst sagen. Zudem, so hat uns Christus und seine Apostel viel ein Anderes gelehrt." — Als der duldsame Herrscher diese vortrefflichen Worte zu Wien im Februar schrieb, ahnte er nicht, daß die Tage seines Schwiegersohnes bereits gezählt waren.

Sobald Elisabeth nach Wien zurückgekehrt war, entstand in ihr der Entschluß, ein Kloster zu stiften und in demselben ihre Tage zu beschließen. Im Jahre 1580 kamen auf ihr Verlangen sieben Klosterfrauen des Clarisser-Ordens aus dem Stifte Anger zu München, unter der Obedienz (Gehorsamspflicht) des Generalcommissärs, Pater Michael Alvarez, Beichtvater der Königin Elisabeth, nach Wien, welche bis zur Vollendung des Klosterbaues in der sogenannten „Stallburg" (heute Stallburggasse Nr. 5, alt 1154, damals ihrem Oheim, dem Erzherzog Karl von Steiermark, gehörig) ohne Clausur lebten. Am 5. März 1582 wurde im Beisein der Stifterin mit ihrem Hofstaate von dem damaligen Wiener Bischof Johann Kaspar Neubeck (gest. 1594) feierlich der Grundstein zum Kirchenbaue gelegt. Früher befanden sich auf diesem Platze ein großer Garten, der Gräfin Maria Anna von Khuen gehörig, dann das Hofkirchen'sche und gräflich Salm'sche Haus, welche Königin Elisabeth dazu erkaufte. (Heute befinden sich an deren Stelle die Häuser der Bräunerstraße Nr. 11, alt 1128, und 13, alt 1155.) Im folgenden Jahre war der Bau vollendet und am 2. August 1583, am Feste Portiuncula, wurde die Kirche von dem genannten Bischofe zu Ehren der heiligen Maria als Königin aller Engel auf das feierlichste eingeweiht. Die Nonnen aber waren schon am 17. October 1582 in das zum Theil fertige Klostergebäude eingezogen und wohnten nun daselbst unter Clausur. Der Einweihungstag wurde als jährlicher Festtag und Patrocinium (Gönnerschutz) festgesetzt und Papst Sixtus V. begabte denselben mit den nämlichen Ablässen, welche der heilige Franciscus ehedem für seine Kirche zu Assissi erhielt. Die Kirche hieß gewöhnlich „zu Maria, Königin der Engel" und das Kloster, davon abgeleitet, im Volksmunde stets das Königskloster oder das Königinkloster.

Nach dem Willen der Stifterin war das Kloster nur allein dem General des Franciscaner-Ordens unterwürfig, und Papst Clemens VIII. ertheilte 1597 dem Stifte die Exemtion (Befreiung) von aller Botmäßigkeit der Provinziale und Visitatoren des genannten Ordens, welche auch Paul V., Urban VIII. und Innocenz XII. bestätigten. Die erste Aebtissin war Ursula von Kuebach, die Priorin Agnes Fraiß. Zum ersten Commissär des Stiftes wurde Don Michael Alvarez, Beichtvater der Königin, ernannt; Pater Bonaventura Daum wurde Gewissensrath der übrigen Schwestern. Die Stifterin opferte zum Klosterbaue ansehnliche Summen und auch den größten Theil ihres ansehnlichen Schmuckes, begabte es ferner mit unbeweglichen Gütern, unter andern mit einem ansehnlichen Hause (heute Nr. 3, alt 70, Bettlerstiege), welches bis in die neueste Zeit den Namen Königsklosterhaus führte. In Bezug auf die von Elisabeth hier gespendeten Wohlthaten wurde schon früher (S. 565) dieses Haus besprochen. Die Zahl der Nonnen war auf 60 bestimmt.

Am 4. December übergab ihnen die Königin auch die Stallburg und zog sich in das Hofkirchen'sche Haus, das mit dem Kloster gleichsam nur ein einziges Gebäude ausmachte, zurück. Sie lebte dort mit ihrem Hofstaate und hatte freien Eingang in das Convent, um als eine Mitschwester des dritten Ordens des heil. Franciscus, in welchen sie aufgenommen worden war, den Andachten und geistlichen Uebungen der Nonnen beiwohnen zu können. Sie aß oft mit ihnen und bediente auch zuweilen mit großer Demuth die Schwestern bei Tische. Mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt besuchte und pflegte sie die Kranken. Jederzeit mußte man sie rufen, wenn eine Nonne in den Zügen lag, und die Verstorbenen begleitete sie mit zu Grabe. Ihre Einkünfte wandte sie auf die edelste Weise an, sie steuerte arme Fräulein aus und unterstützte reichlich Arme; jeder Leidende war gewiß, wo nicht Hilfe, doch Rath und Trost bei ihr zu finden. Zu ihren Lieblingsgeschäften gehörte auch die Erziehung junger Mädchen, die sie dann in der Welt oder im Kloster, nachdem es der Neigung einer jeden entsprach, gut versorgte. Darunter gehörte auch Kaiser Rudolf's II. natürliche Tochter Elisabeth Constantia, welche, ihrem Beispiele folgend, in's Kloster trat. Als Lehrerin und Vorbild eignete sie sich wie so bald keine zu diesem schönen Geschäfte. Es hatten sich mehrere Bewerber um die Hand der noch immer reizenden Witwe gemeldet, so König Heinrich III. von Frankreich, der Bruder und Nachfolger ihres Gemals, dann König Philipp II. von Spanien, ihr Oheim; aber sie lehnte die ehrenvollen Anträge bescheiden ab, indem sie sagte: „Ich habe meinen seligen Gemal allzu sehr geliebt, als daß es mir möglich wäre, je einem andern Manne anzugehören.“ In ihren Mußestunden schrieb sie viel: Denkwürdigkeiten ihrer Zeit und andere Aufsätze, geistliche Lieder und Betrachtungen, Alles in deutscher Sprache.

Nach zehnjährigem frommen und mildthätigen Wirken starb die verehrte Fürstin zu allgemeinem Leidwesen am 22. Januar 1592. Am 16. September 1591 hatte sie ihr Testament und in demselben reichliche Stiftungen gemacht. Darunter gehörte auch eine Seminarstiftung, welche gewöhnlich mit dem lateinischen Namen „Regina Galliae“ bezeichnet wurde. Der Stiftungs-Paragraph lautet: „Und ich schaffe denen Patribus der Gesellschaft Jesu allhie zu Wien 700 Gulden, daß sie 10 Alumnos studiren lassen, so unserem Herrn dienen in den Orden, den Gott einem jeden eingeben wird.“ Diese 700 Gulden sind aber nicht als Capital, sondern von den jährlichen Einkünften der Königin zu verstehen. Kaiser Ferdinand II. vermehrte am 7. April 1623 diese Stiftung noch mit jährlichen 300 Gulden. Sie ist theils für Civil- und theils für Militär-Alumnen, d. i. solche, die sich der Militär-Seelsorge widmen (Regiments- oder Feldpatres), bestimmt, wovon die Ersteren einen jährlichen Stiftungsgenuß von 120, die Letzteren aber von 200 Gulden beziehen.

Wie es Königin Elisabeth verordnet hatte, wurde sie, ohne alle Pracht, in der Kirche Maria Königin der Engel vor dem Hochaltare begraben. Sie verstattete auch zu ihrem Grabmale nichts als einen einfachen Stein mit der Inschrift (in lateinischer Sprache): „Mich, die ich täglich sündigte und nicht bereute, erschreckt die Furcht vor dem Tode, weil es im Jenseits keine Genugthuung giebt; möge Gott sich meiner erbarmen und mich erretten". Ferner: „Da so viel dahingerafft ist, was zögere ich?" Auf ihrem hölzernen Sarge wurde jedoch auf reich vergoldeter Platte folgende Inschrift (ebenfalls in lateinischer Sprache) angebracht: „Hier ruht die durchlauchtigste, allerchristlichste Königin von Frankreich Elisabeth, Maximilian's II. römischen Kaisers Tochter, Rudolf's II. Schwester, Karl's IX. Gemalin, die eines so großen Vaters, Bruders und Gemals als Jungfrau, Gemalin und Witwe durch alle Reinheit, Treue und Beharrlichkeit wohl würdig war. — Ihre Abreise beklagte Frankreich, als wäre mit ihr alles Heil aus seinen Grenzen entflohen. Oesterreich beweinte ihren Tod wie den Verlust einer heiligen Landesmutter. — Ihre ganze Seele haftete sie auf Gott, auf die Tröstung der Kranken und Armen, welchen sie ihre ganze Habe weihte. Keiner der häufigen Vermälungs-Anträge konnte sie diesen Mauern mehr entziehen. Ihre Kräfte wurden durch Fasten und Wachen verzehrt. Sie untersagte ausdrücklich jede königliche Ehre bei ihrer Todesfeier. Nur dieser kleine Stein sollte ihre irdischen Reste bedecken. Sie lebte 37 Jahre 8 Monate 7 Tage 7 Stunden und starb am 22. Januar 1592."

Sie hinterließ der Oberin Ursula von Kuebach ihr schon früher (S. 816) erwähntes Lieblingsbild „Maria Major". Von demselben geht die Legende, daß, als Elisabeth einst (1587) vor diesem Bilde um die Befreiung ihres in Polen gefangen gehaltenen Bruders Maximilian III. (geb. 1558, gest. zu Wien als Hochmeister des deutschen Ordens am 2. November 1618) betete, dasselbe die Trostesworte sprach: Bono sis animo, mea filia, frater tuus liberabitur (Sei frohen Muthes, meine Tochter; dein Bruder wird befreit werden), was auch erfolgte. Dieses Bild soll auch, so oft Jemand aus dem kaiserlichen Hause starb, oder demselben ein Unglück bevorstand, die Gesichtsfarbe verändert haben. Bei der Aufhebung des Königsklosters im Januar 1782 wurde dieses Marienbild, ein höchst interessantes Denkmal alter Kunst, zu den nahen Augustinern übersetzt, wo es den Schmuck des Hochaltars bildete, heute befindet es sich in der kleinen Kapelle, rechts innerhalb des Einganges in's Klosterhaus (Augustinergasse 7, alt 1158), wo es häufig von Andächtigen besucht wird.

Ueberhaupt war der Kirchenschatz dieses Klosters sehr bedeutend; er soll in Oesterreich kaum seines Gleichen gehabt haben. Es befand sich darin der ganze Habit des heil. Bernardinus von Siena in ein Kistchen verschlossen, worauf folgende Inschrift stand: „Hierin liegt der Habit des heil. Bernardini Senensis, welchen er lange Zeit auff blossen Leib getragen; durch dessen Auflegen in schwären Nöthen verwunderlicher Weiß geholfen worden; dem Kloster zu Anfang der Stiftung als ein großer Schatz glaubwürdig von der gottseligen Stifterin gegeben. Er ist gestorben den 20. Mai anno 1444." — Auch befand sich daselbst der schon (S. 582) erwähnte hölzerne Trinkbecher des heil. Capistran.

In der Barbarakapelle der Kirche hing ein wunderbares Kreuzbild, von welchem eine gleichzeitige Meldung sagt: „Dies Crucifix verblieb einst unversehrt in den Feuersflammen; darauf es mehrere Jahre in eines Katholiken Haus mit Ehren aufbehalten ward. Es geschahe aber, daß anno 1642 zwei Lutheraner mit dem katholischen Haus-Herrn in derjenigen Kammer, wo das Crucifix an der Wand hinge, sich mit Spielen unterhielten. Die zwei Ketzer lagen unter und verloren ein Spiel nach dem andern. Sie ergrimmten und fuhren in die gotteslästerischen Worte heraus, daß, wenn sie das nächste Spiel nicht gewinnen, sie Christum vom

Kreuz wollten herunterwerfen. Kaum war das neue Spiel angefangen, siehe! der Leib lösete sich vom Kreuz ab und fiel auf die drei Spieler herunter. Beide Ketzer starben eines plötzlichen Todes. Der Katholische ward übel verwundet, welcher, nachdem er die Begebenheit jedermäniglich offenbaret, auch kurz darauf gut sich zum Tod bereitet, seinen Geist aufgab. Dessen Verlassenschaft, sammt dem Crucifix-Bild gelangte durch Erbschaft an Johann Kaspar Zwigl, Hoffmeistern dieses Klosters, der es größerer Verehrung halber in diese Kirche geschenkt." — Man sah endlich in der Kirche auch ein Kreuzbild, von welchem die Legende erzählt, daß es sich umgewendet hatte und in dieser Stellung verblieben war, als Elisabeth vor demselben betete, daß auch der Stein, auf welchem sie kniete, den Eindruck bewahrt habe. Als Elisabeth vor dem Hochaltar beigesetzt wurde, soll sich dieses Crucifix abermals dem Grabe zugekehrt haben.

Das Klostergebäude (Bild S. 824) selbst war, obzwar eben nicht geschmackvoll, doch ziemlich weitläufig und mit Kupfer gedeckt. Es hatte durchaus zwei Stockwerke und bestand aus drei Hauptabtheilungen, in welchen sich das Noviciat, Krankenhaus, Schlafhaus, Bibliothek, die Speisekammer ꝛc. und bequeme Wohnungen für 60 Schwestern befanden, wovon jedoch nur neun, die Aebtissin und acht der ältesten Frauen, zur Winterszeit geheizte Zimmer haben durften. Von der kaiserlichen Burg führte ein verdeckter Gang in das Kloster, zum Gebrauche des Hofes, wenn derselbe seine Andacht dort verrichten wollte. Außer der Kirche befanden sich auch mehrere Kapellen in dem Gebäude. Auch fehlte es nicht an einem zierlichen Lustgarten, welcher gegen die Dorotheer- und heutige Bräunerstraße abwärts lief, und in welchem sich eine Lorettokapelle, ein Oelberg mit den Stationen in Lebensgröße, dann eine Einsiedelei mit einem Altan befanden, und welche mit schönen Heiligenbildern ausgeschmückt war, worunter jene der heil. Coletta, Euphrasia, Marina und Landrade. In dem großen und hellen Kreuzgange waren elf Altäre angebracht und vollständig ausgeschmückt, um auf denselben im nöthigen Falle das Meßopfer verrichten zu lassen. Die in dem Klostergebäude befindlichen Kapellen waren: eine Kapelle, in welcher das erwähnte Bild der heil. Maria Major verehrt wurde; eine zweite Frauenkapelle; eine Kapelle des Erzengels Michael; eine Kapelle zu Ehren der Mutter Gottes als Fürsprecherin der armen Seelen; die erwähnte St. Barbarakapelle (welche man links auf der Abbildung S. 824 erblickt); die Kapelle des heil. Blasius mit noch sechs kleineren Kapellen, die nach Art der Einsiedeleien erbaut waren, und in welchen verehrt wurden: die Geburt Christi; Christus in der Wüste; Maria Magdalena in der Einsamkeit; St. Peter von Alcantara in seiner Clause; die heil. Paulus und Antonius, als ihnen der Rabe ein Brot bringt; der heil. Alexius unter der Stiege seines väterlichen Hauses. Alle Figuren dieser Vorstellungen waren lebensgroß aus Holz geschnitzt. — In der ehemaligen Residenz der Stifterin wohnten der Pater-Commissarius, zwei andere Priester und ein Laienbruder aus dem Franciscanerkloster bei St. Hieronymus, um den täglichen Gottesdienst zu besorgen und überhaupt den geistlichen Verrichtungen im Stifte obzuliegen.

Die sämmtlichen Aebtissinnen von 1581 bis zur Klosteraufhebung waren: Ursula von Kuebach (geb. in Tirol, gest. 6. October 1591); Agnes von Boslоffski (geb. in Mähren, gest. 15. September 1632); Katharina Francisca Freiin von Hoyos, früher Hofdame der Kaiserin Anna (geb. in Wien, gest. 30. August 1666); Maria Vibiana Freiin von Breuner, früher Hofdame der Kaiserin Maria (geb. in Wien, gest. 16. Mai 1684); Ursula Freiin von Löbl, Tochter des Stadt-Commandanten (geb. in Wien, gest. 28. Mai 1696); Maria Eleonora Gräfin von Rindsmaul (geb. in Graz 1660, gest. 9. Januar 1722); Maria Barbara Freiin von Wertema (geb. in Wien, gest. 5. October 1735); Maria Columba Gräfin Stadl (geb. in Graz 1683, gest. 14. April 1754); Clara Francisca Gräfin

Starhemberg (geb. in Wien 1709, gest. 8. April 1765); Maria Antonia Freiin von Blümegen (geb. in Bregenz, gest. 20. December 1767); endlich Leopoldine Magdalena Gräfin von Stürgkh (geb. in Graz 1712, gest. 30. Januar 1803).

Im Jahre 1782 wurde durch Kaiser Josef II. das Kloster aufgehoben, die vorderen und Nebengebäude abgebrochen, die Bauplätze und der Garten verkauft, und darauf der ehemalig gräflich Fries'sche, nunmehr markgräflich Pallavicini'sche Palast und die beiden evangelischen Bethäuser erbaut. (Bis dahin hatten die Akatholiken ihren Gottesdienst in den schwedischen und holländischen Gesandtschafts-kapellen gehalten.) Auch wurde die Mauer, welche vom Kloster an die Stallburg hinüber schloß, abgebrochen und dadurch die Bräunerstraße, welche früher nur bis an den Klostergarten und zur Stallburg reichte, bis zum heutigen Josefsplatz verlängert. Die Leiche der Stifterin wurde nach Aufhebung des Klosters in die Fürstengruft zu St. Stefan übertragen, die Nonnen traten in andere Klöster über. Die Kirche war im Jahre 1712 umgebaut worden und über deren Thüre kam das Chronodistichon (Zahlbuchstabenschrift): RegIna eLIsabetha fVnDabat. SapIentIssIMae coeLI regInae saCrabat. (Die Königin Elisabeth gründete es. Der weisesten Königin des Himmels widmete sie es.)

Es ist hier noch von den Andenken zu sprechen, welche von der Königin Elisabeth auf unsere Tage kamen. Außer dem bereits erwähnten, in der Augustiner-Kapelle befindlichen Wunderbilde St. Maria Major besitzt Wien kein Erinnerungszeichen aus der Kapelle. Die Probstei von Klosterneuburg bewahrt einen von ihr unterschriebenen Brief, in welchem sie den Dechant Hanns Jakob Gienger zu Spital für die eben in Erledigung gekommene Propstei Herzogenburg warm empfiehlt.

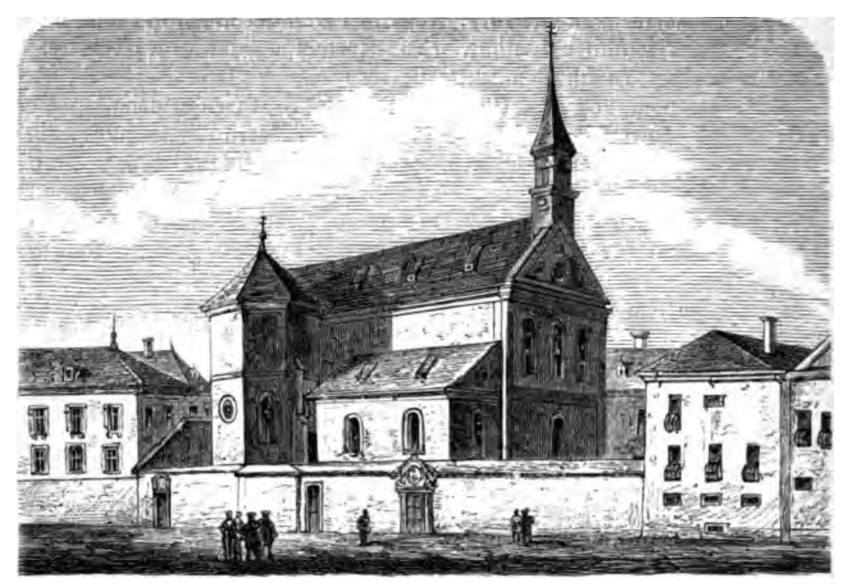
Von Bildwerken ist ebenfalls wenig auf uns gekommen. Die silberne Krönungsmünze von 1572 zeigt auf der einen Seite ihr, auf der andern ihres Gemals Porträt, und erscheint Elisabeth darauf mit milden, ruhigen, aber nicht besonders schönen Zügen. Ein anderes Porträt besitzt die kaiserliche Ambraser-Sammlung in Wien. Ein großes, gleichzeitiges Porträt, welches einst dem Kloster angehörte, kam später in das fürstlich Liechtenstein'sche Schloß zu Rodaun bei Wien. Sie war darauf als eine majestätische Gestalt im schwarzen Nonnenkleide dargestellt, und zwar der Inschrift zufolge im 34. Lebensjahre, anno 1588. Man weiß nicht, wohin das Gemälde gekommen, wahrscheinlich wurde es auf irgend ein Liechtenstein'sches Schloß transportirt. Indeß ist uns eine Copie dieses Gemäldes durch einen ganz netten Kupferstich des 18. Jahrhunderts erhalten geblieben und liefern wir hier (S. 817) das Brustbild aus demselben. Besonders interessant ist die Abbildung des Klosters auf dem Gemälde, welches die Gestalt des Königsklosters noch vor dem Umbau zeigt.

Die merkwürdigen Vorfallenheiten unter Kaiser Rudolf II.

In jenen Tagen war man zur Ueberzeugung gelangt, daß es nicht mehr gelingen werde, den unvollendeten Thurm von St. Stefan, der nur eine Höhe von 47 Metern erreicht hatte, auszubauen, und so unternahm es der renommirte Baumeister Hanns Saphoy (Besitzer des Hauses Nr. 10, alt 363 in der Wipplingerstraße), den Thurm durch einen kleinen Ansatz und eine Kupferkuppel abzuschließen, womit er 1579 zu Stande kam. Lange Zeit war er unbedeckt gestanden,

es hatten die Raben auf ihm genistet, zu welchem Andenken man später (1634) ein großes Fenster auf Glasscheibenart nebst einem seine Jungen atzenden Raben malen ließ; 1537 machte man ein Nothdach darüber und erst 1579, wie erwähnt, wurde der Thurm gedeckt und mit einer Kuppel sammt beweglichem Adler versehen. Verfertiger der Kupferarbeiten war der bürgerliche Kupferschmied Michael Schwingenkessel aus Landsperg. (Bild des Thurmes Seite 825.)

Noch vor kurzem bot eine sehenswerthe Merkwürdigkeit jener Baum, welcher von den Zinnen dieses Thurmes aus sich in die Luft erhob, und den man am besten sah, wenn man bei der Tuchhandlung zum Primas an der Ecke der Brandstatt stand. Es war dies eine Birke, beinahe 4 Meter hoch, 21 Centimeter im Durchmesser ihres Stammes haltend. Wahrscheinlich hatte sich in einer Steinvertiefung im Laufe der Jahrhunderte so viel Humus (zersetzte Pflanzensubstanz, Dünger) gebildet, daß der von einem Vogel hinaufgetragene Same im fruchtbaren



Das Königinkloster. (Seite 822.)

Boden aufging. Im Jahre 1877 machten sich, bei dem Umstande, als der Baum in dem engen Raume, der ihm zugewiesen war, mächtige Wurzeln trieb, Bedenken geltend, es könnte das Bauwerk durch das fortwährende Ausbreiten derselben geschädigt werden; es wurde daher diese Birke ausgehoben und auf einen freien Wiesenraum im Rathhausparke aufgestellt. Aber bald welkte sie in dem ungewohnten fetten Erdreiche dahin, und nachdem alle Bemühungen, den hinsiechenden Baum zu erhalten, vergeblich waren, derselbe bald gänzlich verdorrte, wurde er ausgehoben und in das Bau-Atelier neben der Votivkirche gebracht, woselbst er sich noch 1879 befand.

In den Vorstädten wurde die Kirche zu St. Johann im Lazareth 1579 und 1581 die Kirche im Klagbaum auf der Wieden, welche seit der Türkenbelagerung in Ruinen lagen, wieder hergestellt in der Form, welche beide bis in unsere Tage und bis zu den vor etwa zwanzig Jahren stattgefundenen Neubauten gehabt haben. Kirche und Gebäude zu St. Anna wurde den Jesuiten eingeräumt, das frühere Kloster der Büßerinnen den Franciscanern übergeben und deren früherer Wohnsitz zu St. Nikola in der Singerstraße zu einem Waisenhause für

Mädchen umgestaltet. Dieselben hatten es bis 1624, wo die Clarisserinnen aus Preßburg es bezogen, inne. Dann kamen die Waisenmädchen in das Bürgerspital, dem auch die Güter des Nikolaiklosters als Entschädigung zufielen.

In das Jahr 1586 fällt die Errichtung der ersten und somit ältesten permanenten bürgerlichen Schießstätte. Damals erließ der Prior von Mauerbach, Sebastian I. Ziegler (gest. 1597) einen ihm gehörigen „Wisfleck" (Wiesenboden) vor dem Schottenthore der Gemeinde im Wege des Austausches zu dem Zwecke, damit die Büchsen- und Stahlschützen-Compagnie, welche seit neun Jahren diese Wiese inne hatte und als Schießstätte unentgeltlich benützte, endlich darauf eine „bleibende Schießstätte" errichten konnte. Die Karthause Mauerbach wurde durch „ein Gärtl und Stadl" vor dem Kärntnerthor entschädigt. Dieselbe blieb bis zum Jahre 1684 daselbst (Glacis vor der heutigen Türkenstraße, Alsergrund, damals „Schottenbühel" genannt), wo fortificatorische Rücksichten eine Verlegung derselben nothwendig machten. (Seite 764.)


Der unausgebaute Thurm des Stefansdomes. (Seite 824.)

Im Jahre 1598 erschien in Wien ein zweiter Donau-Regulirer, es war dies der Baron Ferdinand Albrecht von Hoyos, Hofmarschall des Erzherzogs Ernst, Oberstkämmerer und geheimer Rath Rudolf's II. Derselbe hatte lange in den Niederlanden gelebt, dort die Wasserbauwerke kennen gelernt, und so kam ihm die Idee, den Wiener Donau-Canal zu reguliren, was ihm wirklich in der Weise gelang, wie er noch heutzutage besteht. Er leitete den starken Stromarm bis an die Mauern Wiens und trug wesentlich zur Erleichterung der Zufuhr bei. Hoyos ist somit der Schöpfer des jetzigen Donau-Canals bei Wien, der Durchschnitt vom äußersten Ende der Brigittenau bis zu den Wällen der Stadt war sein Werk. Kaum war aber der neue Donau-Canal wenige Jahre vollendet, so suchte die Donau wieder ihr Bett zu verlassen; 1614 brach sie in das Marchfeld ein, 1617 setzte sie die Leopoldstadt ganz unter Wasser, und so ging es jahraus jahrein fort bis zur letzten großartigen Regulirung der Donau. Hoyos starb am 2. März 1609 zu Wien und liegt in der Minoritenkirche nächst dem Ludwigs-Altare begraben.

Unter den Kaisern Maximilian und Rudolf befand sich ein zweiter tüchtiger Wasserbaukünstler in Wien, der Tiroler Hanns Gasteiger, Uhrmacher in München, welcher den Rechen im Weichselboden, ein ungemein schönes, nützliches Werk, dann den Rechen zu Hifelau und Reifling erbaut hatte; auch zeichnete er sich durch andere hydraulische Werke aus, wie er denn dem Ennsflusse von Hifelau bis Steyr sein Bett anwies. In den Jahren 1557 bis 1560 verfertigte er in Wien allerlei Wasserkünste, für welche er laut Kammerrechnungen 932 Gulden erhielt; 1560 bezahlte man ihm „wegen Raumbung (Ausziehung) der gefehrlichen Stöckh in den Wasserstromb der Thunau von Khrembs ausz bis gegen Wien" 400 Thaler. Gasteiger war das Prototyp eines echten „Michel Glattweg", bäuerisch grob und kurz gefaßt. Als z. B. die Commissäre des Erzherzogs Karl zur

Beaugenscheinigung des Ortes erschienen, wo der Reiflinger-Rechen zu erbauen sei, fragten sie ihn, ob man denn bei seinem Vorhaben auch gesichert sei, daß dem Rechengebäude künftig vom Wasser kein Schaden geschehen könne; worauf er mit Unwillen gleich auf den nächsten Berg zeigte und antwortete: „Na, wenn Ihr den Rechen da hinauf baut, werdet Ihr wohl vom Schaden sprechen können.“ — Auf die Frage, wie hoch sich die Baukosten belaufen möchten, sagte er: „Das weiß ich nicht. Wenn halt ein Sack voll Geld wird leer sein, müßt Ihr einen zweiten, dritten, vierten und so fort herschaffen, nachher werdet Ihr schon sehen, was der Bau kostet.“

Der Kaiser erkannte gar wohl die Verdienste dieses seltenen Mannes, berief ihn später abermals an seinen Hof nach Wien und gab ihm eine goldene Gnadenkette (etwa so viel als Orden). Gasteiger starb zu Wien in seinem Hause im Auwinkel (heute Nr. 2, Postgasse 12, alt 361 bis 364, auf dem Platze des heutigen k. k. Aerarial-Gebäudes) am 27. December 1576 im 77. Lebensjahre. Der damalige fürstliche Amtmann in Eisenerz, Ulrich Freidwürth, ließ zu seinem Gedächtnisse eine Grabschrift in der Kirche anbringen, welche lautete: „Hier liegt begraben der Edel und Veste Herr Hanns Gasteiger, Römischer Kais. Majestät und Fürstlicher Durchlaucht Baumeister, welcher gestorben ist den 27. December anno 1576“.

„Glück, Kunst und Neid
Wandert mit einander allezeit,
Jonam verschlingt der große Wallfisch.
Also Christus gestorben ist,
Vom Fisch
Jonas wieder ausgelassen,
Christus macht durch den Tod
Paß und Straßen,
Allhie der edel und kunstreiche Herr
Begraben liegt Hanns Gasteiger,
Der in seinem Leben Ihrer Majestat
Ein feinen Baumeister gegeben hat,
Mit Wasser-Gebäu, als da seyn
Den Schöpfweg in die Hifflau hinein,
Von der Strub den Rechen hingemacht,
Die kleinen Uhren und viel mehr erdacht,
Im sieben und siebentzigsten Jahr,
An St. Johannes-Tag gestorben war
Zu Weihnachten, Gott woll' ihm geben
Auferstehung und das ewig Leben!“

In das Jahr 1587 fällt die erste Wasserleitung zur Speisung der Stadtbrunnen. Das Urbarium von Hernals meldet in diesem Jahre, wo Ferdinand Geyer von Osterburg dieses Gut an den Freiherrn Wolfgang von Jörger, kais. Hofkammerrath in Wien, käuflich überlassen hatte, unter dem Titel „Brunnenrecht“ Folgendes: „Es haben die von Wien mit Verwilligung der Grundobrigkeit einen Brunnen zu Hernals in die Stadt geröhrt (Leitungsröhren gelegt), doch gegen dem, daß sie ohne Vorwissen gedachter Obrigkeit im Dorfe oder Burgfrieden nicht graben dürfen. Sollte dem Brunnen etwas mangeln, ist nur mit Wissen des Gutsbesitzers Abhilfe zu treffen, derohalben auch ein ordentlicher Reversbrief zu fertigen. Auch dürfte künftig ein Gelddienst, füglich jeden Freitag eine wöchentliche Fischnutzung darauf geschlagen werden, dieweil dieses Wasser den Fischern am Hohen Markt zu Nutzen kommt. Weder der Besitzer von Hernals noch die Gemeinde sind jedoch gehindert, solchen Brunnens nach Nothdurft sich zu bedienen.“ — Damals führte ihre Leitung in unterirdischen Holzgränden (Rinnen) durch das Dorf bis zum Stadtwalle und von dort in Bleiröhren zu dem Brunnen-

tempel am Hohen Markt. Im Jahre 1732 wurde die Hauptquelle der Als in die Hernalser Wasserleitung einbezogen, um dem neu errichteten Springbrunnen am Hohen Markt eine verstärkte Wassermenge zuzuführen. Im Jahre 1879 wurde die Brunnstube von Hernals, welche das Reservoir der Dornbacher Wasserleitung bildete, wodurch die großen Bassins am Hohen und am Neuen Markt bis in die neueste Zeit gespeist wurden und die sich an der Hernalser Hauptstraße an der Einmündung der Dorotheergasse befand, abgetragen. Nicht nur durch ihr ehrwürdiges, fast zweihundertjähriges Alter, sondern auch durch die eigenthümliche Bauart galt sie als eine Art Wahrzeichen dieses Vorortes. (Bild Seite 832.)

Als das Jahr 1598 die frohe Botschaft brachte, daß am 29. März die Festung Raab durch Adolf von Schwarzenberg und Niklas Palffy wieder in die Hände der Kaiserlichen gerieth, war der Jubel über diese Kriegsthat ein ungeheurer. Kaiser Rudolf befahl, dieselbe auf „allen Steinen, Kreuz-, Bet- und Martersäulen" zu verewigen, welche die Inschrift zu führen hatten: „Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank, — Daß Raab wieder kommen in Christenhand. — O Christ, wann du dies Kreuz siehst an, — So sag Gott Dank für den Fürgang. — Wegen der edlen Festung Raab, — Die uns der Türk hat drungen ab — Im September 1594 — Wieder aber in 1598 — Im Martii einnehmen lahn — Sei Lob, Ehr, Preuß im höchsten Thron — Adolf von Schwarzenberg." — Derlei Säulen waren auch in Wien aufgestellt: auf der steinernen Brücke über die Wien, vor dem Kärntnerthor und in der Währingergasse nächst dem Bäckerhäuschen (Versorgungsanstalt). Von dieser Säule wurde bereits gesprochen (Seite 763) und deren Abbildung gebracht. (Seite 769.) Noch jetzt steht eine solche Säule aus Salzburger Marmor an dem Wege zu den Weingärten beim letzten Hause des Ortes Maria Enzersdorf.

Bei Schwarzenberg's Eintreffen in Wien im Mai 1598 ehrten die niederösterreichischen Stände den Sieger von Raab mit einem glänzenden Banket, ferner mit einer Gabe von 4000 Stück Ducaten, einer goldenen Kette und einem silbernen vergoldeten Geschirre, Alles zusammen im Werthe von 15.000 Gulden. Am 2. Juni 1599 ertheilte der Kaiser dem Helden von Raab in Gegenwart einer ebenso zahlreichen als glänzenden Versammlung auf dem Pragerschlosse den Ritterschlag, erhob ihn und seine ehelichen Nachkommen in den Reichsgrafenstand und schmückte sein Familienwappen mit dem „Raben im goldenen Felde, welcher einem abgehauenen Türkenkopfe das Auge auskratzt". Graf Schwarzenberg's Tod erfolgte am 29. Juli 1600 bei der Belagerung von Papa. Die Leiche wurde nach Wien gebracht und in der Augustinerkirche beigesetzt.

Unter den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. war Wien von einer glänzenden Reihe interessantester Personen besucht, die nicht selten Einfluß auf die Stadt selbst nahmen, und die wir der Reihe nach aufzählen wollen.

Im Jahre 1559 befand sich hier Sampiero, nämlich San Pietro von Bastelica, Herr von Ornano, jener adelige Corse, der sein Vaterland vor der genuesischen Herrschaft zu bewahren suchte und deshalb einen furchtbaren Aufstand entflammt hatte, ja seine Gemalin Vanina als Landesverrätherin ermordet hatte, weil sie sich, um eine Aussöhnung zwischen ihrem Gemal und der Republik Genua zu Stande zu bringen, mit den Häuptern der letzteren in Unterhandlungen eingelassen hatte. (Dieses das Sujet zu vielen Bearbeitungen, von welchen die Münch-Bellinghausen'sche — Halm'sche — die hervorragendste.) Er bereiste damals alle Höfe Europas, um die Unterstützung der Monarchen für die Sache seines Landes zu gewinnen.

Die Anwesenheit des Erzbischofs von Gran, Nikolaus Olah (Olaus), welcher auch zwei Häuser in der Wallnerstraße besaß, ist für die Vorstadt Margarethen von großer Bedeutung gewesen, denn er war Besitzer des Schlosses und

Grundes und ließ das erstere, welches 1529 die Türken zerstört hatten, wieder herstellen. Er starb am 14. Januar 1568 im Alter von 75 Jahren.

Im Jahre 1565 befand sich der böhmische Oberste Kanzler und Rath Joachim von Neuhaus in wichtiger Mission zu Wien; als er aber am 12. December über die sogenannte Wolfs- (Tabor-) Brücke fuhr, um nach seiner Heimat zurückzukehren, brach diese zusammen, und er fand nebst drei mitreisenden böhmischen Herren den Tod in den Wellen der Donau. — Am 28. März 1566 starb in seinem Hause (Herrengasse 17, Bankgasse 1, alt 34) zu Wien der hochberühmte Staatsmann, moskowitische Reisende und Schriftsteller Freiherr Sigmund von Herberstein (geb. zu Wippach am 23. August 1486).

Eine der interessantesten Gesandtschaften aller Zeiten war wohl diejenige, welche im Jahre 1567 aus England in Wien eintraf, um in Betreff einer Vermälung der Königin Elisabeth mit dem Erzherzoge Karl zu verhandeln. Dieselbe bestand aus dem berühmten Rathgeber und Freund der jungfräulichen Königin, dem Grafen Thomas Ratcliffe von Sussex, und dem Hofschatzmeister Baron Roger von North, welche zugleich dem Kaiser Maximilian den Hosenbandorden überbrachten. Die Vermittlung hatte der österreichische Gesandte Graf Ludwig von Stolberg besorgt. Die Gesandten wohnten einige Monate am kaiserlichen Hofe. Das Project scheiterte nicht an der Apanage &c., nicht in Folge eines continuirlichen Widerstandes von Seite des Günstlings der Königin, Lord Robert Dudley Leicester, sondern an religiösen Hindernissen. Der Kaiser begehrte, daß seinem Bruder Karl eine eigene öffentliche katholische Kirche für ihn und seinen Hofstaat eingerichtet werde, was entschieden zurückgewiesen wurde, „als dem Gewissen der Königin, ihrer Würde und ihrem Heil zuwider". Als selbst diese Forderung auf eine einfache Privatkapelle im eigenen Hause reducirt wurde, nur müßten auch seine Hofleute Zutritt haben, wurde auch dies verweigert. Somit zerschlug sich das Heiratsproject.

Von ungewöhnlichem Interesse ist die Anwesenheit des berühmten französischen Marschalls Kaspar von Schönberg (Schomberg, geb. in Sachsen 1540, gest. in Paris 1599), welcher den ersten Plan zu einer deutschen Flotte erdacht hatte, zunächst freilich um Karl V. die Niederlande unterwerfen zu helfen und deren wachsende Seemacht zu vernichten. Sein Plan bestand wesentlich darin, auf der Elbe, Weser und Ems etwa 200 Kriegsschiffe auszurüsten. Der Stützpunkt des ganzen Unternehmens sollte die Ems und der Hafen von Emden sein. Er arbeitete den Plan bis auf das genaueste im Einzelnen mit Karten und Zeichnungen aus und überreichte ihn sodann dem Kaiser Rudolf II. im Jahre 1582, dem er dabei auseinandersetzte: Er habe nun drei Jahre über die Sache nachgedacht und auf seinen Reisen Alles vorbereitet; er bitte nun um des Kaisers Empfehlung an den König von Spanien; „wenn dieser die Kosten hergebe, so sei die nöthige Flotte nebst den Häfen leicht zu bekommen". Später nahm den Plan mit großem Eifer der ostfriesische Kanzler Francius auf, der dem Kaiser vorstellte: „Was in und außer Deutschland verhandelt und zur See ausgeführt wird, fällt entweder in der Holländer oder Seeländer Gewalt oder in die der Engländer, Dünnkircher und Schweden. Diejenigen, so dem heiligen Römischen Reiche verwandt, werden fast jedermänniglich dem Raub auf offener See preisgegeben." — Kaiser Rudolf urtheilte sehr günstig über die Sache, nichtsdestoweniger wurde sie ad acta gelegt.

Es ist ferner eine stattliche Anzahl hochgelehrter Männer, welche Wien damals besuchten; so der berühmte Philosoph und Schriftsteller, auch Gesandter in Frankreich, Paul Scalichius (Scaliger), Fürst della Scala, Markgraf von Verona (geb. in Croatien zu Agram 1534, er nannte sich de Lika, Comitem Hunnorum et Baronem Zkradini; er starb in Danzig 1575). Derselbe war 1547 Superintendent in Wien, Doctor der Theologie, Hofcaplan des Kaisers

Ferdinand I., mußte jedoch 1557 Wien verlassen, da er die römische Kirche öffentlich angriff. Nicht minder befand sich auch der große Arzt, Dichter und Kritiker Julius Cäsar Scaliger (geb. 1484, gest. 1558) eine Weile in Wien. Von dem Aufenthalte der Familie Scaliger in Wien sprach schon Aeneas Sylvius, wie bereits (S. 609) angeführt.

Von 1550 bis 1600 lebte in Wien der berühmte Arzt und Rabbiner Moses Meor Katon, ein Exulant (Verbannter) aus Frankreich, zur berühmten, auch Lunel genannten Familie gehörend. Derselbe ist in Wien begraben. Im Jahre 1552 befand sich in Wien der berühmte Geschichtsschreiber und Dichter Kaspar Brusch (geb. 1518, ermordet 1559); am 10. Januar 1552 starb in Wien der berühmte Theologe und Musikgelehrte Johann Cochlaeus (eigentlich Dobneck, geb. bei Nürnberg 1479); von 1543 bis 1553 lebte hier als Professor der gelehrte Mathematiker und Orientalist Wilhelm Postel (geb. 1510, gest. 1581); im Jahre 1560 und folgende der berühmte Kosmograph Hieronymus Ortelius (eigentlich Oertel, geb. 1543, gest. 1616); in den Jahren 1561 bis 1566 der berühmte Dichter und Kirchencomponist Paul Melissus Schedius (eigentlich Schede, geb. 1530, gest. 1602); von 1567 bis 1570 der italienische Philolog und Dichter Ludovico Castelvetro (geb. 1505, gest. 1571); im Jahre 1568 der hochgelehrte Leipziger Rector und vertraute Freund Melanchthon's Joachim I. Camerarius (eigentlich Liebhard, geb. 1500, gest. 1574); von 1568 bis 1572 lebte am Hofe Maximilian's II. der große Rechtsgelehrte Justus Lipsius (geb. 1547, gest. 1606); im Jahre 1569 der Mathematiker Johann Praetorius (geb. 1537, gest. 1616); von 1579 bis 1584 der polnische Palatin von Siradien, Arzt und Chemiker, Albert Leonhard Lascus (von Laßky, geb. 1530, ermordet zu Glatz 1605); im Jahre 1579 starb im Minoritenkloster zu Wien Karl Junta, Doctor der Rechte, Priester, Mitglied der berühmten italienischen Druckerfamilie dieses Namens, der sich gerne in der Karthause Mauerbach aufzuhalten pflegte; am 18. Januar 1599 starb in Wien der Dichter Hieronymus Arconatus (geb. 1553, einige Zeit Secretär Kaiser Rudolf's); am 13. Juni 1584 starb in seinem Hause in der Singerstraße (heute Nr. 3, alt 878) der große ungarische Arzt und Historiograph Johann Sambucus (Samboczky, geb. zu Tyrnau den 25. Juli 1531; er hielt sich auch gerne zu Mannersdorf auf).

Von ganz besonderer Denkwürdigkeit ist die Anwesenheit des englischen Alchymisten John Dee (geb. 1527, gest. 1608). Er überreichte nämlich zu Wien dem Kaiser Maximilian II. sein ihm Jahre 1564 zu Antwerpen gedrucktes und diesem Monarchen gewidmetes Werk: „Monas hierogliphica, mathematice, magice, cabalistice et onogogice explicata“. Im Jahre 1584 erschien Dee am Hofe Kaiser Rudolf's in Prag, ebenso 1586, er verließ Böhmen 1589.

Von hervorragenden Künstlern verweilten in Wien: in den Jahren 1566 bis 1587 der berühmte Antiquar, Münzenkenner und Zeichner Jakob de Strada (geb. 1500, gest. 1588, vom Kaiser zum Hofbaumeister ernannt, Besitzer eines Hauses in der vordern Schenkenstraße (heute Bankgasse); — im Jahre 1570 Livio Agresti, berühmter Maler aus Forli (gest. 1580); — im Jahre 1576 der berühmte Kupferstecher aus Sebenico Martin Rota (geb. 1532, gest. 1583); — in den Jahren 1574 bis 1578 der hochberühmte Historienmaler Bartholomäus Spranger (geb. 1546, gest. zu Prag 1627), — im Jahre 1578 der Historienmaler und Kunstschriftsteller Karl van Mander (geb. 1548, gest. 1606); — 1587 der Porträtmaler Jakob de Monte (ein Verwandter des berühmten Kapellmeisters Philipp de Monte); — 1567 bis 1587 der florentinische Porträtmaler und Edelsteinkenner Anton Abondio (geb. 1538, gest. 1589). — Von Musikern waren in Wien: im Jahre 1563 Kapellmeister Peter Mosceenus (Massení), welcher ein Haus auf der Hohen Brücke (heute verlängerte Wipplingerstraße) besaß

und Philipp de Monte (geb. 1521 zu Bergen im Hennegau, weshalb er sich Mons nannte), ein Schüler und Liebling Orlando de Lasso's, einer der größten niederländischen Contrapunctisten, der als Hofkapellmeister zu Wien 1608 starb. Bei dieser Gelegenheit müssen wir die musikalischen Verhältnisse am Hofe eingehender berühren.

Von jeher schon war das österreichische Kaiserhaus der Tonkunst mit liebevoller Hingebung ergeben. Der musikalische Kunstsinn des Hofes wirkte deshalb auch zu allen Zeiten anregend auf die das Kaiserhaus zunächst umgebenden fürstlichen und anderen adeligen Häuser, welche ebenfalls die Tonkunst mit Eifer und Liebe pflegten und beförderten.

Schon unter Maximilian I. (1459 bis 1519) sehen wir Wissenschaft und Kunst erblühen. Nebst vielen anderen Künstlern war an seinem Hofe auch der damals hochberühmte Organist Paul Hofhaimer angestellt, denn der Monarch war ein großer Freund der Tonkunst. Er erhob den Vorgenannten, dem die Schüler von nah und fern zuströmten, in den Adelsstand, und noch jetzt bewahrt die k. k. Hofbibliothek eine Anzahl seiner Compositionen. (Hofhaimer, geb. zu Radtstatt an der Grenze Steiermarks, starb 1537 zu Salzburg in seinem eigenen, nach ihm benannten Hause.) — Auch Karl V. (1500 bis 1558) war Kenner und Verehrer der Musik und hatte drei Kapellen unter seinem Hofstaat: eine zu Wien, eine zweite zu Madrid und eine dritte, die ihn auf Reisen begleiten mußte. Er war auch ein großer Beförderer der Kirchenmusik.

Unter seinen Nachfolgern war besonders Rudolf II. (1552 bis 1512) ein warmer Beschützer der Tonkunst. Unter ihm geschieht die erste Erwähnung vom Baue eines Claviers in Wien. Es besaß nämlich sein Organist Charles Luyton ein im Jahre 1589 zu Wien gebautes Clavier, das einzig in seiner Art zu nennen war. Die Obertasten waren bei demselben getheilt, so hatte z. B. cis und des verschiedene Tasten und Saiten, auch war die Claviatur beweglich und konnte siebenmal transponiren (Tonstücke in eine andere Tonart bringen). Die k. k. Hofmusikkapelle in Wien zählte 1596 unter Rudolf II. nebst dem Kapellmeister noch 30 Sänger, 16 Sängerknaben, 7 Musiker und 2 Diener, zusammen also 56 Personen.

Es fehlte auch nicht an recht seltsamen oder abenteuerlichen Personen. So befand sich in Wien, bei Gelegenheit der Festlichkeiten, welche in Wien 1560 zu Ehren der Ankunft von Kaiser Ferdinand's Schwiegersohne, Herzog Albrecht V. von Baiern (Gemal der Erzherzogin Anna, geb. 1528, gest. 1590), gegeben wurden, der welschtirolische Riese Hanns Brav, damals im Alter von 58 Jahren stehend, wohl der größte aller bisher bekannten Menschen, wenn anders die Angabe richtig ist, daß er zehn Wiener Fuß groß war. Er hieß gewöhnlich „der große Bauer von Trient“ und war Leibtrabant des Erzherzogs Ferdinand (Gemal der Welser). Dessen riesenhafte Rüstung befindet sich im k. k. Belvedere aufgestellt, und die Figur, welche sie trägt, hält des Erzherzogs 45 Pfund schwere Turnierstange im Arme. (Bild Seite 833.)

Auch der berüchtigte Schwindler Mamugna kam im Jahre 1589 nach Wien. Geboren aus Famagusta auf Cypern, durchreiste er in den Siebziger-Jahren des 16. Jahrhunderts den Orient, durchzog dann, von 1578 ab, unter dem Namen eines Grafen Mamugnano ganz Italien als Adept und Geisterseher, erregte namentlich in Venedig große Sensation, wo er sich in die berühmten Familien Contarini und Dandolo eindrängte. Um das Jahr 1588 erschien er in Deutschland, wo er sich Graf Marco Bragadino nannte und sich für den Sohn des bei Famagusta's Fall (1571) von den Türken ermordeten venetianischen Statthalters Marco Antonio Bragadino ausgab. Im Jahre 1589 hielt er sich in Wien auf, machte glänzenden Aufwand, mußte aber die Hauptstadt wegen einer trügerischen

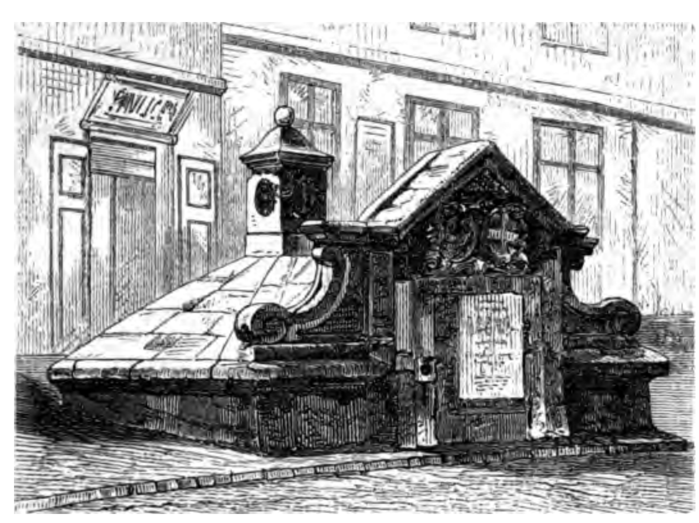
Transmutation (alchymistischen Umwandlung) rasch verlassen. Hierauf ging er nach Prag, wo er stets mit zwei großen Bullenbeißern herumstreifte, enormen Aufwand machte, sich bei Hof einführte und Illustrissimus (Erlauchtester) tituliren ließ. Aber er gefiel sich nicht lange daselbst, denn der Geisterbeschwörer Eduard Kelley verdunkelte ihn gar bald, und so eilte er nach München, wo ihn sein Geschick erreichte. Er wurde als Betrüger entlarvt und im Jahre 1591 zum Tode verurtheilt. In einem zum Hohne für ihn mit Goldflittern beklebten Kleide wurde er auf den Richtplatz gebracht, wo eigens für ihn ein hoher, mit blankem Messing überzogener Galgen aufgerichtet war, von welchem ein vergoldeter Strick herabhing, an den man ihn henkte. Seine beiden schwarzen Hunde wurden, laut richterlichem Erkenntnisse, auf demselben Richtplatze erschossen. Auf Mamugna's Ende fehlte es nicht an Spottgedichten; zwei derselben haben sich in der Fugger'schen Correspondenz vom Jahre 1591 (in dem Handschriftenschatze der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt) erhalten.

Im Jahre 1599 setzte ein Prophet, der den baldigen Untergang Wiens voraussagte und sich für Ahasver, den „ewigen Juden", ausgab, die Bewohner der Stadt in Schrecken. Dieser betrügerische oder vielleicht auch irrsinnige Reiselustige, Isak Lackidim oder Lackideon sich nennend, trat als jener jüdische Schuster auf, auf dessen Thürschwelle, nach der Legende, der zur Kreuzigung geführte Heiland Jesus Christus ausruhen wollte, worauf ihn der böse Mensch drohend hinwegjagte. Christus habe nun gesagt: „Ich werde bald zur Ruhe kommen, Du aber darfst keine Ruhe haben und sollst wandern bis auf den jüngsten Tag!" Und so soll Ahasver noch wandern bis an den heutigen Tag. Diese schöne Parabel, welche als ein Symbol der Zerstreuung der Juden über den ganzen Erdball entstand, beuteten genug Betrüger aus, und gleichzeitige Chroniken führen die Orte an, an welchen solche auftauchten; freilich sind die Autoren alle in der festen Ueberzeugung, den wirklichen „ewigen Juden" gesehen zu haben. Noch vor wenigen Jahren wollte ein Gastwirth am Wienerberge im Besitze der Schuhe des „ewigen Juden" sein, der sie in diesem Wirthshause, wo er 1599 Nachtquartier gefunden, zurückgelassen haben soll. Diese Schuhe sind ohne Zweifel mehrere Jahrhunderte alt, von kolossaler Größe, zusammen etwa 25 Pfund schwer und mit ungeheuren Nägeln beschlagen; aber — entweder sind es Pönitentiar- (Büßer-) Schuhe, wie sie von reumüthigen Sündern zur Buße ihrer Missethaten auf Wallfahrten getragen wurden, oder blos Wahrzeichen, hier die eines Schuhflickers, wie solche in den frühesten Tagen schon die Handwerker vor ihren Läden aufzuhängen pflegten. In jedem Falle aber sind sie merkwürdig.

Die Blutscenen in Wien und die erste Hexenverbrennung.

Schon als Rudolf II., der älteste Sohn des verstorbenen Kaisers Maximilian II., die Erbhuldigung in Wien abhalten ließ, konnte man sehen, daß mit ihm ein ganz anderer Geist in die Regierung gekommen sei. Die Feierlichkeit ging nach dem strengsten spanischen Ceremoniell vor sich, und Rudolf vermerkte es sehr ungnädig, daß die protestantischen Landherren sich nach Möglichkeit ferne hielten und die Vorträge der lutherischen Prediger in dem Maße schärfer wurden, als er selbst, seiner in Spanien eingesogenen Ueberzeugung gemäß, sich zu Gewaltmaßregeln gegen den neuen Glauben zuneigte.

Um gerecht zu sein, muß gesagt werden, daß die Protestanten durch Muthwillen und außerordentliche Rohheit sich damals auszeichneten, und daß unsägliche Geduld und Toleranz dazu gehörte, um bei allen Provocationen ruhig zu bleiben. Je mehr sich ihre Zahl vergrößerte, desto gewaltsamer traten sie auf, wie denn nicht nur im Landhause protestantischer Gottesdienst abgehalten wurde, sondern die Prediger bemächtigten sich auch der Minoritenkirche, nahmen mit ihren Frauen den größten Theil des Klosters in Beschlag und hielten dort die aufreizendsten Predigten, so daß erzählt wird: „so offt die leyt von der predigt gangen, sye allemal lust gehabt, die päpstischen, so yederzeit als abgötterer verdampt und dem Teufel übergeben worden, mit bluetigen hendten zu zerreißen". Des Nachts wurden die katholischen Priester mörderisch angefallen, und es mußte deshalb der Befehl des Königs Ladislaus vom Jahre 1459, daß nämlich nach dem Hornblasen auf dem Stefansthurme Niemand mehr ohne Licht über die Gasse gehen dürfe, strenge erneuert werden. Die Uebergriffe gingen so weit, daß nicht nur die protestantischen Cavaliere in die Stefanskirche ihre Pferde nachführen ließen, Priester an den Altären mißhandelten, Crucifixbilder verunehrten, sondern an allen Orten absichtliche Verwirrungen und Krawalle anrichteten. — Aus jenen Tagen datirt auch eine Schauergeschichte, welche mittelst einer im kleinen Hofe des alten Bürgerspitals angebrachten Inschrift ihre Verewigung fand. Dieselbe lautete: „Am Tag des zarten Fronleichnams unseres Herrn (1570) ist ein Beckenjung, Conrad Haußler genannt, aus Württember Land gebürtig, nachdem er das Hochheyligste Sacrament, so in der Procession herumb getragen worden, ergerlich geläßtert, durch den laidigen Teuffel von der Erd erhoben, weit herum geführt und biß in den nechst diesen Stain über stehenden Nußpaumb getragen vnd darin nieder gelassen, hernach aber biß auf die Erd gefallen und halb todter und sprachloß gefunden worden." — Die Entstehung dieses Märleins erfolgte wohl in Folge eines Raufhandels; etwa hatte ein durch die Frevelthat schwer gekränkter Katholike den Uebelthäter bis in's Bürgerspital verfolgt und ihn dort tüchtig durchgebeutelt und halb lahm geprügelt.



Brunnstube in Hernals. (Seite 827.)

Daß es bei solcher gegenseitiger, katholischerseits nicht ungerechtfertigter Erbitterung nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um den Bruch und die Einschränkung der zügellosen Freiheit herbeizuführen, ist selbstverständlich, und dieser Anlaß ergab sich 1578. In diesem Jahre wurde wieder nach langer Zeit das Frohnleichnamsfest mit großer Pracht gefeiert, und Kaiser Rudolf nahm selbst daran Theil. Als der Zug auf den Bauernmarkt kam, erfuhr derselbe durch einige Buden, welche den Weg verengten, Verzögerung, und es wurde gerufen, diese Hindernisse schleunig zu

beseitigen. Dies genügte der aufgeregten Menge, es entstand große Verwirrung, der Ruf nach Waffen ertönte, die Priester ergriffen die Flucht, und Kaiser Rudolf, umringt von der tobenden Volksmenge, konnte nur durch die gezogenen Schwerter seiner Begleitung geschützt und in die Burg gebracht werden. Derlei konnte der Monarch unmöglich ruhig hingehen lassen. Tief empört, entschloß er sich zu schleunigen Gegenmaßregeln; noch am selben Tage mußten die protestantischen Prediger Wien verlassen, und auch sonst gab es strenge Mandate gegen die Protestanten, sie mußten aus dem Stadtrathe ausscheiden, ebenso wurden sie von der Universität ausgeschlossen und ein protestantischer Rector, der einfach abgesetzt wurde, durch einen katholischen ersetzt; ja es durften nicht einmal Akatholiken zu Doctoren promovirt werden; die protestantischen Bücher wurden confiscirt und auf den Marktplätzen verbrannt.

Da zog sich der Adel, welchem durch die Briefe des Kaisers Maximilian die freie Religionsübung auf den Schlössern sichergestellt war, zurück, um der Zeit zu warten, wo sie auf der Ständeversammlung für die Glaubensfreiheit gesetzlich wirken konnten. Den Bewohnern der Stadt aber erschien die erfahrene Unterdrückung unerträglich, und als der Kaiser nach Prag gegangen war und seinen Bruder Ernst als Statthalter zurückgelassen hatte, versuchte es ein fünftausend Mann starker Haufe von Protestanten am 19. Juli 1579, sich auf dem Burgplatz an den Erzherzog zu drängen und tumultuarisch die Ausdehnung der Religionsfreiheit auf die Bewohner Wiens zu begehren. Der Erzherzog versprach, die Sache an den Kaiser zu bringen; Letzterer verstand jedoch keinen Spaß, sondern befahl, die Rädelsführer als Aufrührer zu bestrafen, und so wurden Georg Janischitz, Ortolph Eysenhammer, Hieronymus Ortelius, Hanns Schadner und Kaspar Huetaffer zum Tode verurtheilt, später aber zu ewiger Landesverweisung begnadigt.



Der Riesentrabant Hanns Brav. (Seite 830.)

Die Anstrengungen des Kaisers, den alten Glauben wieder herzustellen, hatten leider auch viel Uebles im Gefolge, und so sehen wir bald, begünstigt durch die Neigung des Kaisers zu Sterndeuterei und Alchymie, den Aberglauben sein Haupt erheben; schon im Jahre 1583 erfolgten Teufelsaustreibungen und die Execution einer Hexe in Wien. Aber auch sonst geschahen viele Verbrechen, welche wir chronologisch hier aufzählen wollen.

Am 17. Mai 1578 wurde die Fleischhauerin Brigitta Auer wegen Ehebruchs mit ihrem Knechte, der ihren Gatten erschlagen hatte, in einem Sack in die Donau geworfen. (Diese Art Todesstrafe kam seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts nicht mehr vor.)

Am 13. April 1583 trug sich nach einem gleichzeitigen Flugblatte, das unter dem Titel erschien: „Erbärmliche und erschreckliche neue Zeitung von einem Wirth in Oesterreich, wie er viele Leute geherbergt und sie darnach umgebracht; Letztlich wie er ist gestraft worden", das Folgende zu. In dem Flecken Rotenfort, zwei Meilen Weges von Wien gelegen, wenn man nach Krems ziehen will, und eine Meile von Greifenstein, lag ein Wirthshaus, worin ein Wirth, Namens Gregor Rützel, wohnte, der viele Personen, Jung und Alt, Arm und Reich beherbergte,

„wovon er einen guten Genieß (Einkommen) gehabt“. Am obengenannten Tage nun gegen Abend kam ein Edelmann von Krems angefahren mit einem Wagen von vier Pferden, um bei dem Wirthe Rützel zu übernachten. Er fragte den Wirth, ob er zu Essen und zu Trinken habe, worauf derselbe antwortete, daß er um's Geld Essen und Trinken genug habe. „Ich verlange nichts umsonst!“ erwiderte der Junker. Als er gespeiset, fragte er den Wirth, was er verzehrt hätte; dieser begehrte dritthalb Thaler, welche der Junker bezahlte, und noch „ein gut Theil Geldes bei sich hatte“. Dann befahl er seinen Knechten, den Rossen das Nachtfutter zu geben, und ließ sich darauf durch den Wirth zu Bette weisen. Rützel führte den Junker durch drei Kammern; als sie in die vierte kamen, trat der Wirth zuerst hinein und hieß den Junker „wohl hinüber zu treten“. Wie er es aber that, „fiel er in einen tiefen Thurm hinab, der 65 Klafter tief war, worin der Junker umkam“. Als die Knechte abgefüttert hatten, fragten sie den Wirth, ob ihr Herr zu Bette sei, und ob sie nicht mehr zu trinken bekämen. Der Wirth antwortete „Ja“, ließ sich eine Kanne Wein einschenken und trank ihn den beiden Knechten zu; hierauf ließ er zwei Kannen füllen, worein der Hausknecht Gift schütten mußte. Diese zwei Kannen setzte er den Knechten vor, die ihm Bescheid daraus thaten, dann zu Bette gingen und des Morgens darin todt lagen.

In derselben Nacht lagen aber in Rützel's Herberge drei Lanzknechte, welche, da sie gesehen, daß weder der Junker, noch die Knechte des Morgens aufgestanden, sich darüber wunderten und sich verlauten ließen, es müsse mit dem Junker und seinen Knechten nicht recht zugehen; es werde sie gewiß der Wirth umgebracht haben; daher wären sie gesonnen, dem gestrengen edlen und ehrenfesten Junker von Rhül auf Greifenstein (welches damals noch keine Ruine, wohl aber ein stattliches Schloß und Sitz des bischöflich passauischen Gerichtsamtes war) solche That anzuzeigen. Sie thaten dies, worauf Junker Rhül den drei Lanzknechten erwiderte, „wenn sie des guten Bescheid wüßten, wolle er hundert Mann zu sich nehmen und sehen, daß er diesen Wirth bekommen möchte, weil er sein Unterthan wäre“. — Am folgenden 16. April, Abends 10 Uhr, umringte der Junker das Haus, nahm den Wirth gefangen und fragte ihn, „wie er's mit den Gästen mache, ob er sie tödte oder umbringe?“ Darüber erschrak der Wirth sehr und gab keine Antwort. Er wurde daher gegen Greifenstein geführt, saß allda drei Tage und bekannte, daß er einhundertfünfundachtzig Personen um ihr Leben gebracht hätte. Nämlich, „daß er sie allewege durch drei Kammern geführt, wenn er sie aber in die vierte Kammer gebracht, habe er sie in einen tiefen Thurm fallen lassen, etliche Klafter tief, worin sie ihren Geist hätten aufgeben müssen. Wenn sie darin nicht bald starben, habe er Pulver und Feuer hinabgeworfen und sie so vollends erstickt. Wenn sie todt gewesen, habe er sie herausgenommen „und in viele“ Stücke zerhauen, dasselbig (Fleisch) kochen, anrichten lassen und den anderen Gästen zu essen gegeben“.

Als er einige Wochen saß, begehrte er, man solle ihm noch bei Leben sein Gut und Geld schätzen und ihm den Befund sagen lassen; dann wolle er der begangenen Uebelthaten wegen gern sterben; auch bat er, sein Leben verkürzen zu wollen. Man fand hierauf an Gold und Geld 35.000 Gulden und an Gütern einen Werth von 33.000 Gulden vor. Darnach hat man ihm „alle Tage ein Glied abgelöset, bis auf den achten Tag; dann hat man ihn auf einen Wagen gesetzt und mit glühenden Zangen zerrissen, darnach lebendig gespießt“. Und als ihn der Henker vom Leben zum Tode gebracht hatte und das Volk auf dem Heimweg war, ist „so ein gewaltiger Wind kommen, daß er vielen Personen Schaden gethan und sie umgerissen, auch in solchem Wind den armen Sünder von dem Gerichte weggerissen, daß Niemand wissen kann, wo er sei hingekommen. Vermuthlich ist's, daß er an keinen guten Ort geführt worden, welches viel Personen gesehen. (?!)

Aber auf den dritten Tag ist der Henker wieder hinausgegangen, da hat er wieder am Spieß gesteckt und das Angesicht auf den Rücken gekehrt". (Kennzeichen des Abholens der Seele von Seite des Teufels.)

Das Flugblatt schließt mit der eindringlichen Lehre: „Derohalben, liebe Christen, seid nüchtern und wachet, denn Euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge; dem widerstehet fest im Glauben. Der Gott aber aller Gnaden, der Euch berufen hat zu seiner Herrlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird Euch, die Ihr eine kleine Zeit leidet, vorbereiten, stärken, kräftigen und gründen. Demselben sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Noch in neuester Zeit fürchteten sich abergläubische Wanderer, des Nachts in der Umgebung von Greifenstein dem Gespenste des Wirthes zu begegnen, das da herumwandern soll, mit dem Gesichte im Rücken, und die Landleute erzählen mit scheuer Furcht vom „Wirth von Greifenstein mit dem verdrehten Genick".

Das Jahr 1583 sah plötzlich die erste und einzige Hexenverbrennung in Wien. Man nennt nämlich Hexerei jene Zaubereien, welche durch die Verehrung des Teufels und durch ein Bündniß mit demselben, dem Volksglauben früherer Jahrhunderte zufolge, der jedoch selbst noch in die Gegenwart hereinragt, ausgeübt werden konnten. Das Entstehen dieses Aberglaubens läßt sich auf die urältesten Zeiten zurückführen und wurzelte in der Meinung, daß böse Geister directen Einfluß auf das Leben, die Gesundheit und das sonstige Geschick der Menschen, selbst gegen die unumstößlichen Gesetze der Natur zu üben vermögen. Ein solcher Glaube mußte in den früheren Jahrhunderten umsomehr Nahrung finden, als der Hang nach Wunderbarem der Menschheit besonders zusagte, dagegen die Naturwissenschaft in so vollständiger Unwissenheit lag, daß die Aufklärung auf natürlichem Wege keinerlei Gegengewicht bot und zumeist unmöglich wurde.

Wohl trat mit dem Beginne und der weiteren Verbreitung des Christenthums ein siegreicher Kämpfer gegen den Dämonenglauben auf, aber ganz ausrotten konnte der christliche Glaube die Einwirkungen nicht, wohl weil selbst viele fromme Männer im alten Irrwahne verblieben. Schon bei Augustin (gest. 430) kommt eine Stelle vor: „Die Zauberer leben mit den Dämonen in einem Bunde, und einige Weiblein, die sich zum Satan wenden, reiten mit den heidnischen Göttinnen Minerva und Diana und befolgen deren Befehle." Bildlich gemeint, aber damit schien das Dasein von solchen weiblichen Unholdinnen constatirt.

Die althochdeutsche Form des Wortes war Hazusa oder Hazasa, und erst im Mittelhochdeutschen kommt die Bezeichnung Hegxse oder Hex für den männlichen Zauberer vor. Diese letzteren Bezeichnungen stammen von dem altdeutschen Worte Hag, Haug, Hug, d. h. Gemüth, Nachdenken, daher gleichbedeutend mit kluger, weiser (weissagender) Person. Man hielt nun dafür, daß solche Unholde sich mündlich oder schriftlich dem Teufel ergeben hätten, beim „Hexensabbath" (Versammlungen auf Bergen, in öden Schluchten) in die satanische Gemeinschaft aufgenommen würden und da durch Anbetung Satans die Macht erhalten hätten, Zaubereien auszuüben.

Die reißende Vermehrung des Hexenwesens lag in gar vielen Ursachen. Es gab Leute beiderlei Geschlechts, welche in der Naturwissenschaft und Pharmaceutik, besonders der Heilkunde mit ganz einfachen Naturmitteln (nicht der Arzneikunde), den übrigen Menschen weit überlegen waren; diesen schmeichelte es nun, wenn sie der dumme Plebs mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete, ja meist fürchtete und — da er sich ihre Erfolge nicht auf naturgemäßem Wege erklären konnte — als höhere Wesen verehrte, welche der Gemeinschaft mit Geistern gewürdigt waren. Diese Art Leute wirkten zumeist Gutes und heilten manches

Körper-, oft mehr Seelenleiden entweder durch weise angewendete Arzneien oder auf den Geist wirkende Vorspiegelungen und praktischen Rath. Die zweite Race der Zauberer ging von dem alleinigen Grundsatze aus, sich gefürchtet zu machen, und diesen ließ gar viel angeborene oder durch Unglück herbeigezogene Bosheit und Verwilderung des Gemüthes die Lust, dem Nebenmenschen zu schaden, als Lebenszweck erscheinen, und so wendeten sie ihre der Zeit vorangeschrittenen Kenntnisse nur dazu an, recht viel Böses zu thun. Die dritte Classe endlich, das waren die Verführten — die Dummköpfe, die sich gewöhnlich zum Schlusse allen Ernstes einbildeten, sie könnten zaubern, während sie doch nur die erbärmlichen Werkzeuge in den Händen der sie Beherrschenden abgaben. So waren denn die Hexen nur Betrügende oder Betrogene.

Die Zahl derselben wäre eine sehr geringe geblieben, wie es überhaupt in den frühesten Jahrhunderten der Fall war; da erfand jedoch die damalige Jurisprudenz — nicht die Kirche, was wir ganz besonders betonen müssen — aus schnödester Geldgier die „Malefizgerichte" und mit diesen tauchten ebensoviele Tausende von Zauberern auf, als früher es einzelne gegeben hatte, damit sich die bei der Procedur betheiligten Personen an dem Fette der Sporteln übersättigen konnten. Sollte man es glauben — und es ist doch buchstäblich so — daß in den Jahren 1500 bis 1675 kein Mädchen und keine Frau, welchen Standes sie auch sein mochte, eine einzige Stunde sicher war, nicht als Hexe angegeben, angeklagt und processirt zu werden! Fragte man Jemand, ob er an Hexen glaube, und er sagte Nein, wurde er als Ketzer eingezogen und zum Tode verurtheilt, sagte er hingegen Ja, so hieß es: „Ah, der muß mehr davon wissen!" Man kerkerte ihn ebenfalls ein, folterte ihn, und da verursachten die entsetzlichsten Qualen, daß er oder sie sich als mit dem Teufel Verbündete angaben, um nur dem momentanen furchtbarsten Schmerze zu entgehen, der oft entsetzlicher war als der Tod.

Und welche unsinnigen Mittel wurden angewendet, um — wie es doch manchmal geschah, daß die Seelengröße eines Angeklagten die entsetzlichsten Martern überstand — ihn endlich doch schuldig zu befinden! Man griff zu den Gottesurtheilen, worunter auch die Hexenprobe gehörte. Man untersuchte den Körper; fand sich irgendwo ein Muttermal oder ein Leberfleck, so wurde an diesem „Hexenmal" die Nadelprobe angewendet. Der damit betraute Scherge, Hexenstecher genannt, stach mit einer spitzigen Nadel in das Mal. Kam kein Blut, war die Person eine Hexe, blutete es, so sagte man, es mache der Teufel ein Blendwerk, um seine Anhänger zu retten; hatte Jemand gar kein Mal am Leibe, so hieß es, der Teufel habe es ausgelöscht. Mit einem Worte, nach diesem Principe war die ganze Welt ohne Ausnahme statt von Menschen von lauter Teufelsbündnern bewohnt. Dann kam die Hexenwage. Man war nämlich der Ansicht, daß Menschen, welche mit dem Teufel in Verbindung standen, durch den Erdmagnetismus angezogen, ihre ursprüngliche Schwere verlören. So stand z. B. in einem Rathsprotokoll des 16. Jahrhunderts: „Anna Gräberinn, ein sehr feistes Weibsstück, als Hexe befunden, wog nur — 2 Loth 3 Quentchen!" Noch 1728 wurde zu Szegedin in Ungarn eine Hexe gewogen, und diese, ein großes dickes Weib, wog — anderthalb Loth!!! Es ist unbegreiflich, daß die Richter in den damaligen Zeiten weiser Rechtsgelehrsamkeit derlei haarsträubende Unmöglichkeiten bestätigten, und es zeigt von ihrer Verworfenheit, mit der sie sich aus dem Blute und den Martern von Tausenden ihrer Mitmenschen die Säcke mit den Gerichtssporteln mästeten. Endlich gab es noch die Wasserprobe. Jene Weibsperson, die, wenn sie in einen Fluß geworfen wurde, wobei man ihr die Hände mit den Knieen zusammenband, auf der Oberfläche schwamm, wurde als Hexe erklärt.

So floß denn allerorten das unschuldige Blut in Strömen, und die Richter rühmten sich kaum anderer Processe als der von Hexenverfolgungen. In mancher

kleinen Stadt wurden in ein paar Jahren 500 bis 1000 Einwohner als Zauberer oder Hexen hingerichtet; in Quedlinburg z. B. litten 1589 an einem Tage nur gleich 133 Hexen den Feuertod. Der Kurfürst von Trier fand in zwei ihm gehörigen Ortschaften nur zwei Weiber unverdächtig, die andern Alle wurden als Hexen verbrannt. Somit ist es glaublich, wenn ein Geschichtsschreiber angiebt, es habe sich die Gesammtzahl der wegen Zauberei und Hexerei Hingerichteten auf neun Millionen 442.994 Menschen belaufen, worunter selbst kleine Kinder (als vom Teufel erzeugt).

Während nun die Hexen-Epidemie bereits die deutschen Gauen durchraste und Tausende von Scheiterhaufen die meist schuldlosen Opfer grausamsten Wahnes verzehrten, waren es die gesegneten Fluren Niederösterreichs allein, welche keine Hexenverbrennungen aufzuweisen hatten. Freilich war die Ursache dessen nur die weise Einsicht der Regenten, deren Beispiel auf den Richterstand wirkte. Wer hätte auch so köstlichen Beweisgründen widerstehen können, wie sie z. B. Erzherzog Sigmund (geb. 1427, gest. 1496) vorbrachte, der mit aller Ruhe meinte: „Wenn es wahr ist, daß die Hexen Ungewitter und Hagel erregen können, dann ist es ja viel gescheidter, an der Stelle der kostspieligen Armeen nur ein paar alte Weiber, die tüchtig zu blitzen und zu donnern hätten, an die Grenzen gegen den Feind zu schicken, statt daß man sie verbrennt!“ — Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter“, machte den urwüchsigen Gemsenjägerwitz: „Wie ist es möglich, daß Hexen über den Teufel Gewalt haben, nachdem kein ehrlicher Mann von einem Engel etwas erhalten kann?!“

Kaiser Maximilian II. that die allerwirksamsten Schritte vorwärts zur Abstellung des Zauberei- und Wahrsagerglaubens selbst, indem er die furchtbarste Waffe dagegen zu Felde führte: den Beweis von dessen Lächerlichkeit. Er ließ nämlich derlei Dummköpfe oder Betrüger einfach unter Anlegung eines festen Halseisens im „Narrenkotter“ (den schon besprochenen offenen eisernen Käfig am Hohen Markt in Wien) aussetzen, und da sollten sie dem vorübergehenden, sie „narrenden“ (verspottenden) Volke ihre Zauberkunst beweisen, da sollten sie den Blitz erzeugen, der sie befreite, da sollten sie sich „gefroren“, d. h. unsichtbar machen; dies Alles stand ihnen vollkommen frei. Damit hatte es dann freilich seine guten Wege.

Und so hatte sich denn Wien unter allen Städten, welche durch solche Blutprocesse befleckt wurden, am meisten rein gehalten, sie war von dem stupiden Unsinn der Hexenverfolgungen bisher befreit geblieben. Es waren eben die Herrscher Oesterreichs, welche in Wien ihren Sitz hatten, zu weise und zu milde, um solche Proceduren unmittelbar in ihrer Nähe zu dulden. Ein einziger Monarch, der starre, unduldsame Rudolf II., war ausersehen, auch in Wien das entsetzliche, Gott sei Dank einzige Beispiel einer Hexenverbrennung zu geben, und dies ging folgendermaßen her:

Im Jahre 1582 wurde ein sechzehnjähriges Mädchen aus dem Markte Mank in Oberösterreich, Namens Anna Schlutterbauer, in das Wiener Bürgerspital gebracht. Es litt an Nervenzufällen und dazu gesellte sich etwas Irrsinn und (wie die Spitalacten besagen) die „böse Krankheit“ (Fallsucht). Als der Vater nach anderthalb Jahren sah, daß sein Kind nicht geheilt werde, kam ihm der hochweise Gedanke, es müsse verhext sein. Es handelte sich nun darum, die Hexe aufzufinden, und siehe — gleich in der Nähe stak sie — es war dies die eigene Großmutter des Kindes, die Frau Elisabeth Pleinacher, ein siebzigjähriges Mütterchen, das noch dazu ihre Enkelin vergötterte. Diese „ruchlose Person“ wurde nun ebenfalls nach Wien geschleppt und besonderer Aufmerksamkeit unterzogen, „weil sich derlei Personen auch unsichtbar machen können“.

Der Stadtrichter Oswald Huettendorfer, dem die Untersuchung und das Urtheil zustand, mußte aber selbst mit dem Teufel im Bunde gestanden sein,

denn der „Dumrian“ erschöpfte seine Beredsamkeit, um das Unsinnige der Anklage zu erläutern. Der „vorwitzige“ Mann wollte schon im ersten Verhöre erkennen, „daß die Pleinacherin eine alte, gebrechliche, geistesschwache Person sei“, und war sogar derart verblendet, zu behaupten, „sie gehört ender (eher) in's Bürgerspital als auf den Scheiterhaufen“. Ei das wäre etwas Schönes, wenn Wien den Hexenproceß verloren hätte! So dachten auch die weniger vorurtheilsbefangenen Leute, besonders aber leider die geistliche Behörde jener Zeit, und erwirkte den Befehl vom Kaiser Rudolf an den Stadtrichter, daß, in dieser „schweren Sache und beleidigten göttlichen Majestät“ unverzüglich mit der Folter vorzugehen sei. Der Stadtrichter mußte gehorchen, in dem armen Mütterchen plötzlich eine Hexe sehen, und somit begann für dasselbe eine Reihenfolge der furchtbarsten Peinen.

So ungemein interessant es auch wäre, das uns vorliegende wörtlich aufgenommene Verhör aller betheiligten Personen mit allen Einzelheiten wiederzugeben, erlaubt dies selbstverständlich der Raum nicht, aber schon aus dem allergeringsten Auszug erhellt, daß dieser Proceß ein ewig denkwürdiges Gehäufe bodenlosester Unvernunft und Niederträchtigkeit gewesen. Man benützte die irrsinnigen Angaben der Kranken, so z. B. den Umstand, daß ihr eines Tages die Großmutter einen prächtigen Apfel gegeben, in welchem sich ein Wurm befunden habe — man nannte sie deshalb die „Apfelhexe“ — daß selbe in der Kammer ein Glas gehabt, in welchem (schaudervoll!) eine Fliege befindlich gewesen, daß die Großmutter die Enkelin während ihrer Krankheit mit einer Salbe gerieben, ihr Aepfel gegeben, vor denen sie Ekel gehabt, sie gebadet und dann gesalbt habe u. s. w. u. s. w., um die Alte zu verurtheilen. Es erblickte Niemand in allem dem das rührende Bild, wie eine zärtliche Großmutter ihr krankes Enkelkind wartet und pflegt.

Endlich entrissen der unglückseligen Greisin die härtesten Folterqualen Geständnisse von Buhlschaften, die sie mit dem Teufel gehabt, von Vergiftungen, die sie an den eigenen Kindern verübt, und daß sie wirklich eine Hexe sei. Nun war man zufriedengestellt. Als sie aber gar bekannte, daß sie durch die letzten fünfzig Jahre her das Wetter gemacht habe, da kannte der Jubel keine Grenzen. Von den ihr aufgebürdeten Mordthaten war keine Rede mehr; man konnte sich doch wahrlich nicht mit solchen Kleinigkeiten abgeben, nachdem sie sich als verantwortliche Verfasserin von Regen und Sonnenschein einbekannt hatte.

So wurde denn das Protokoll geschlossen, welches mit einfachster und rührendster Naivetät und Gläubigkeit alle Unterredungen der Greisin mit dem Teufel enthielt und auf Grundlage dessen man den scheußlichen Justizmord verübte. Elisabeth Pleinacher wurde verurtheilt, „an die gewohnliche Richtstatt auf der Gänsweid (Erdberg) geschlappft (geschleift), folgends mit dem Feuer zu Pulver (Asche) gebrannt zu werden“. Dieses Urtheil wurde am 27. September 1583 unter großem Zulaufe von Neugierigen — damals wie heute sich stets gleich geblieben — vollzogen, und weder der Umstand, daß während der Untersuchung aus ihrer Enkelin die bescheidene Anzahl von 12.652 Teufeln ausgetrieben worden, noch daß das Mädchen wirklich genesen war, konnten das grausame Geschick der Großmutter ändern. Wie gesagt, Wien mußte doch mindestens eine Hexenverbrennung haben. (Bild Seite 840.)

Hexenprocesse gab es in Oesterreich noch lange Zeit. Erst unter der großen Maria Theresia wurden selbe, und zwar im Jahre 1747 auf das strengste verboten und in ihrer Criminalordnung vom Jahre 1769 wiederholte sie das Verbot mit den Worten: „Wir haben gleich bei Anfang Unserer Regierung allgemein verordnet, daß solche vorkommende Zauber- oder Hexenprocesse vor Kundmachung eines Urtheils zu Unserer höchsten Einsicht und Entschließung eingeschickt werden sollen, welche Unsere höchste Verordnung die heilsamste Wirkung hervorgebracht, daß derlei Inquisitionen mit sorgfältigster Behutsamkeit abgeführt und in Unserer

Regierung bisher kein wahrer Zauberer, Hexenmeister oder Hexe entdeckt wurden, sondern diese Processe allemal auf eine boshafte Betrügerei, oder eine Dummheit, Wahnwitzigkeit des Inquisiten u. s. w. hinausgeloffen seien."

Nachdem der Schottenabt Johann VII. Schrötel, Präsident des geistlichen Rathes, am 8. Juni 1583 gestorben war, wurde sein Grabstein neben dem Sacramentenhäuschen daselbst aufgerichtet. Bei dieser Arbeit erfaßte einen der Zimmermannsknechte der gottlose Gedanke, sich in der Kirche zu verbergen und in der folgenden Nacht das Sacramentenhäuschen aufzubrechen, um die werthvolle Monstranz und den goldenen Kelch zu stehlen. Als er aber den letzteren austrank, fielen — wie der gleichzeitige Bericht des Stiftsmusikers Johann Rasch lautet — einige Weintropfen auf seinen Rock, welche rothe Flecken hinterließen, die nicht zu vertilgen waren. Der Räuber wollte die entwendeten Gegenstände einem Juden verkaufen (da haben wir dieselbe Geschichte, wie zur Zeit der ersten Judenverfolgungen, S. 304 u. s. f.), der aber so redlich war, sogleich die Anzeige davon zu machen, worauf der Verbrecher sammt dem weinbefleckten Rocke am 17. December 1583 zu Erdberg verbrannt wurde.

Im Juli 1586 gab es wegen einer Kindesmörderin einen harten Proceß in Baden bei Wien. Es hatte nämlich der Inhaber des Herzogbades, Oswald Stainer, sich geweigert, eine „zu Sack und Wasser" (Ertränkung) verurtheilte Kindesmörderin im Herzogbade ertränken zu lassen, und beschwerte sich der Badener Stadtrath bei der n. ö. Regierung wider ihn. Darauf drückten die landschaftlichen Verordneten dem Stadtrathe ihr Mißfallen über dies Begehren aus und verboten ihm jeden ferneren Eingriff in ihr Gebiet, beschwerten sich auch bei der Regierung über den Stadtrath wegen seiner Anmaßung auf die Jurisdiction des Herzogbades. Kaiser Rudolf befahl darauf dem Stadtrathe, die Vollstreckung des Urtheils über die Kindesmörderin auf landschaftlichem Boden bis auf weiteren Bescheid zu sistiren, und ein neuerliches Ansuchen des Stadtrathes an die Regierung und die Verordneten um Vollziehung des Urtheils wurde von den Letzteren zurückgewiesen. — Im Jahre 1590 wurde der Bäcker Hanns Klingshirn wegen Gewichtsverkürzungen an der Roßauer-Lände „gewippt" (geschupft, in das Wasser getaucht); „leider," berichtet das Zechbuch der Bäcker darüber, „ist der Retlich (redliche) Mann beim schuppfen Ertrunkhen".

Zu so manchem traurigen Zustand der Dinge traten noch Unruhen im Lande und Kriegsnoth. Durch die sich allenthalben kundgebende Bewegung aufgeregt, glaubten auch die Bauern des flachen Landes, es wäre die Zeit gekommen, wo sie der unsäglichen Bedrückung, die sie durch die Grundherren erfahren hatten, mittelst einer Erhebung ein Ende machen könnten. Und so begann im Jahre 1595 der Bauernkrieg; die entflammten Haufen unter ihrem Obersten, dem Schulmeister Georg Steinhauser von Neuhofen (V. O. W. W.), überfielen die Adelsschlösser, plünderten die Abtei Lilienfeld und belagerten in einer Stärke von nahezu 15.000 Mann die Stadt Sanct Pölten. Es erregten aber die Gräuelthaten der Empörer in Wien allgemeine Entrüstung und Einigung der gespaltenen Parteien zu gemeinsamem Handeln. Bürger und Studenten schlossen sich an die kaiserlichen Söldner an und zogen gegen die Bauern aus. Diese hoben die Belagerung auf und stellten sich, vertrauend auf ihre Uebermacht, bei Wilhelmsburg (V. O. W. W.) zur Schlacht; aber sie erlitten die vollständigste Niederlage, und die erbitterten Truppen metzelten ohne Gnade Alles nieder. Steinhauser entrann verwundet dem Schlachtfeld und nahm sich selbst das Leben, andere Anführer wie der Bauernfähnrich Tandermann, der Schneider von Eschenau, der Bäcker und Weber von Kilb, der den Aufständischen Pulver bereitet hatte, wurden am 21. October 1597, nachdem der Aufstand durch mehr als zwei Jahre angedauert

hatte, am Hof zu Wien mit Schwert und Rad hingerichtet und eine Anzahl Bauern nach abgenommenem Eide mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Hause geschickt. Die damals noch recht rohe Masse des Pöbels witzelte über die Unglücklichen, daß sie nunmehr „aufgestutzt zum Tanze“ gehen könnten, und ein dem Executionsorte naher Hausbesitzer gab sogar seinem Hause (Petersplatz 13, alt 576) den Schild „zum Bauerntanz“, wobei ein grauenerregendes Gemälde ober dem Thore zu schauen war. Die Bezeichnung ist dem Hause bis heute geblieben.

Wien erlebte aber auch noch viele solcher Executionen. Während Rudolf II. — abgeschlossen von aller Welt — in Prag verweilte und mit seinen Gelehrten Astrologie und Alchymie trieb, führten seine beiden Brüder Ernst II. und Maximilian III. das Regiment und fochten auch mit wechselndem Glücke gegen die Türken in Ungarn, wo der Krieg unausgesetzt wüthete. — Obwohl eine Anzahl tüchtiger Kriegsmänner: die Generäle Georg Basta, Peter Erdödy, Niklas Palffy, Melchior Redern, Ruprecht von Eggenberg u. A., nach Möglichkeit für den Erfolg der kaiserlichen Waffen wirkten, so war doch die Zerfahrenheit und Geldnoth zu groß; die Türken machten sogar siegreiche Fortschritte, und im Jahre 1596 fürchtete man ihr Erscheinen vor Wien, so daß eiligst an der Verstärkung der Festungswerke gearbeitet und der zwanzigste, zehnte und später sogar der fünfte Mann zu Schanzarbeiten aufgeboten wurde.

Die erste und einzige Hexenverbrennung in Wien. (Seite 838.)

Die Rathlosigkeit der Häupter wirkte naturgemäß in übelster Weise auf die Truppen nach, und wiederholt sah Wien traurige Blutscenen, mit welchen gegen Verrath oder Muthlosigkeit vorgegangen wurde. So mußte der sonst so wackere sechsundvierzigjährige Graf Ferdinand von Hardegg, kaiserlicher Oberst und Commandant der Festung Raab in Ungarn (ein Sohn des reichen und prachtliebenden Oberhofmarschalls, Grafen Julius von Hardegg, Besitzer des Hauses Nr. 7, alt 1108 in der Dorotheengasse, gest. 1557), die ohne höchste Noth

geschehene Uebergabe der besten und wichtigsten Festung am 16. Juni 1595 am Hof zu Wien durch Verlust der rechten Hand und des Kopfes büßen. Das Kriegsgericht hatte ihn und den Baumeister von Raab, Nikolaus Berlin, zum Abhauen der Hand und Galgentod verurtheilt, der Kaiser aber milderte das Urtheil zur Enthauptung, welche auf einer mit schwarzem Tuche überzogenen Bühne zuerst an dem Grafen und dann an dem Baumeister vollzogen wurde. Der Letztere hatte einen kurzen dicken Hals, und da geschah es, daß der Scharfrichter zweimal fehl hieb, so daß der Kopf nicht völlig abgelöst wurde, worauf ein Getümmel unter den Zusehern entstand, so daß der Scharfrichter vom Generalprofoßen in Sicherheit gebracht werden mußte. Eine Anzahl mitschuldiger Officiere und Soldaten war schon früher theils am Hof und Neuen Markt hingerichtet, theils in die Grenzfestungen zu unentgeltlichem Dienste verwiesen worden.



Hinrichtung des Oberst Paradeiser. (Seite 842.)

Es wird erzählt, daß der Leichnam des hingerichteten Grafen Hardegg bei jener Martersäule beerdigt worden, die am Fuße des Berges, worauf seine Veste Kreuzenstein gestanden, am Wege gegen Leobendorf aufgerichtet ist. — Im Garten des herrschaftlichen Schlosses zu Bisamberg ist des Grafen Grabstein errichtet; in der Kirche der Stadt Hardegg (V. O. M. B.) befindet sich im Schiff rechts ein Altar, der blos aus dem Altarsteine und einer Sculptur im weißen Marmor, darstellend die Auferstehung Christi, besteht. Gegenüber befindet sich ein eingemauerter Marmor, einen vor dem Kreuze knieenden Ritter in Lebensgröße darstellend, ohne Inschrift; es soll das Denkmal des enthaupteten Grafen Hardegg sein. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Familie dessen Leichnam unter einer Wegsäule gelassen, sondern sie hat denselben gewiß, wenn auch heimlich bei Nacht, in ein kirchliches Begräbniß gebracht.

Am 7. Januar 1597 wurde auf der Rothenthurmbastei der Feuerwerker Franz Diano durch das Schwert hingerichtet. Derselbe hatte sich erboten, beim Herannahen einer Türkenschaar die Stadtmauern bis zum Stubenthore zu sprengen. — Drei Jahre später wurden in Wien 12 Officiere, welche die Festung Papa

wegen rückständigem Solde an die Türken zu verkaufen gesucht hatten, am Hof, am Graben und am Neuen Markt geviertheilt, drei andere am Tabor, auf der Landstraße und vor dem Stubenthor lebendig gepfählt. Im Jahre 1601 büßte Oberst Georg Paradeiser, welcher Kanizsa ohne Noth den Türken übergeben hatte, am Hof in Wien durch Verlust von Hand und Kopf. (Bild Seite 841.) Fünf andere Officiere verloren auf gleiche Weise dort und am Graben das Leben; der Oberstwachtmeister Rusch, welcher die Unterhandlungen wegen der Uebergabe von Kanizsa geführt hatte, wurde, nachdem man ihm die Zunge ausgerissen hatte, an den Galgen gehänkt. Ebenso war dem ganzen Mörsberg'schen Regimente, welches wegen rückständigem Solde Meuterei angefangen hatte, auf dem Burgplatze das Leben abgesprochen worden; die Rebellen wurden jedoch zum Dienste in den Grenzfestungen gegen geringen Sold begnadigt.

Wien selbst war wiederholt Schauplatz wüster Soldatentumulte, sämmtlich durch das Ausbleiben der Löhnung hervorgerufen. Am 12. Juni 1595 überfielen die Soldaten des Schönberg'schen Regimentes ihre im Steirerhof (Nr. 3, alt 727) tafelnden Officiere, von welchen sie sich betrogen hielten, mit blanker Waffe, und mit Noth konnten die durch die Sturmglocke zusammengerufenen Bürger den Aufstand bewältigen. Am Tage darauf wurden auf dem Glacis bei St. Ulrich zwei Regimenter abgedankt. Da sie aber keinen Sold erhielten, legten sie Hand an den Zahlmeister Georg Eckern, und es mußten die Obersten Ungnad und Maraxi mit 600 Bürgern, vier Feldstücken und 1000 Soldaten ausrücken, um die Meuterer zu bändigen. Am 13. December plünderten die Soldaten des Regiments Raitenau, als ihre Geldforderungen keine Befriedigung fanden, die am Graben aufgestellten Stände mit Lebensmitteln und drohten, die Bürgerhäuser zu überfallen. Am 20. December wurden sieben der Rädelsführer in St. Ulrich, wo das Regiment im Quartier lag, an einen Nußbaum gehenkt und ein Officier, welcher an dem Tumulte theilgenommen, enthauptet. Am 26. August 1604 endlich wurde großes „Malefiz-“ (Criminal-) Gericht über das Altheim'sche Regiment abgehalten, das zu Schwechat Meuterei begonnen und die Officiere verjagt hatte, so daß ein besonderer Executionszug der Bürger und Stadtquardia dahin abgehen mußte. Fünfzehn der Anstifter verloren auf dem Hofe Hand und Kopf, einigen Anderen wurden die Schwurfinger abgehauen, die Uebrigen begnadigt und zu dreijährigem unentgeltlichen Dienst in den Grenzfestungen abgeführt.

Eine ruchlose That ist auch aus dem Jahre 1591 zu verzeichnen. Eine im alten Schlosse zu Rabs (V. O. M. B.) angebrachte Inschrift erzählt dieselbe in folgender Weise: „Anno Domini 1591 den 13. März in der Nacht, zwischen 10 und 11 Uhr, ist auf diesem Platz und seinem eigenen Schloß, Weilant der wohlgeborne Herr Nikolaus Herr von Puchheim, Freiherr zu Rabs und Grumbach, Erbtruchseß in Oesterreich, Röm. Kön. Majestät erster Rath, durch Hanns Adam von Hofkirchen, dabei auch Ferdinand von Schönkirchen, sammt ihren Adhärenten (anhängenden) Banditen und andern herrenlos Gesinde, sonderlich Adam Strohmayer, derselben Zeit Pfarrer allhier (ein halbverrückter protestantischer Schwärmer), Verräther und Kundschafter gewesen, welches sich sub praetextu (unter dem Vorwande), sein des Herrn von Puchheim seligen, vertrauten guten Freunden, als der wolgebornen Grafen und Herren Alfänsy (Alfons) Grafen von Montecucoli, Röm. Kais. Maj. Mundschenk, und ihrer Kön. Maj. zu Frankreich Elisabethen Oberststallmeister und Herr Oktaviani Saureau Freiherrn, Kurfürstl. Durchl. Herrn Matthias Erzherzog von Oesterreich Kämmerer und Oberststallmeister, daß sie da über Nacht verbleiben wollten, durch einen Lakaien anmelden und einladen haben lassen. — Denen er mit Freuden und keines Bösen oder Gewalt erwartend, ihnen als seine guten Freunde zu empfangen bis hierher entgegen gegangen, verrätherischerweise überfallen und mit dreien Schüssen unerhört

erbärmlich und unredlich ermordet worden; welcher doch in seinen letzten Seufzern in Christo seliglich eingeschlafen. — Diesen und allen in Christo Jesu eingeschlafenen Seelen Gott der Allmächtige eine fröhliche Auferstehung gnädiglich verleihen wolle. — Dies hat aus schuldigkeitlichem Gehorsam und Lieb, wohlgedachten seinen geliebten Herrn Vatern seeligen, zur ewigen Gedächtniß der wohlgeborne Herr Georg Ehrenreich von Puchheim sein älterer Sohn aufrichten und machen lassen den 1. Tag Juli 1597". (Letztgenannter war zu jener Zeit Besitzer des sogenannten „Hasenhauses" in Wien, Kärntnerstraße Nr. 14 alt 1073.)

Geschichte der Sicherheits- (Polizei-) Wache.

Die erste Anregung zur Aufstellung einer Sicherheitswache in Wien wurde durch einen Zwist, welcher im Jahre 1528 zwischen den Anhängern der stark verbreiteten Lehre Luther's und dem Wiener Bischofe Johann I. von Revelles (gest. 1530) ausbrach, gegeben. Die Gegnerschaft des Letzteren hatte das Anschlagen einer anonymen Drohschrift zur Folge, in der es hieß, daß „für den Fall, als der Rath von Wien sich der Evangelischen nicht annehmen wollte, dem Bischofe ein Leuchter aufgesteckt werden würde, dessen Licht man bis Preßburg und Wiener-Neustadt sehen solle". Ueber diesen „Lästerbrief" gerieth der Stadtrath in große Bestürzung, er konnte ja in keiner Weise dem Bischofe ein Verhalten vorschreiben, und so blieb ihm denn nichts übrig, als Alles aufzubieten, um die angedrohte Brandlegung zu verhindern.

Deshalb organisirte er, nebst anderen Anstalten zur Fürsorge, eine provisorische Sicherheitswache aus hundert Handwerksknechten, stellte sie unter das Commando des Stadtkämmerers, und diese Truppe mußte, gerüstet und bewehrt, zur Unterdrückung allfälliger Tumulte stets in Bereitschaft sein. Vorsichtigerweise wurde diese Wache durch ein Aufgebot der bewaffneten Bürger verstärkt. Einige Monate dauerte es, während welcher Zeit die Anhänger Luther's es wohlweislich unterließen, die bischöfliche Residenz in Brand zu stecken; da löste der Stadtrath die Miliz wieder auf, bestimmte aber vier Personen dazu, in den Stadtvierteln umherzugehen und auf etwa ausbrechende Unruhen oder Brände fleißig zu achten. Nach drei Jahren wurden diese Wächter als „Stunden- und Feuer-Rufer" mit einem Gehalt von jährlichen 26 Pfund Pfennigen ordentlich angestellt und standen in allmälicher Verstärkung, bis etwa 1540, im Dienste der Stadt. Um diese Zeit wurde dann das Institut der Stunden- und Feuerrufer neu organisirt und in eine „Tag- und Nachtwache" umgewandelt. Im Jahre 1547 wurde diese Wache „wegen Versicherung der Stadt", die angeblich Christoph Roggendorfer in die Gewalt der Türken liefern wollte, neuerdings verbessert und zugleich vermehrt. Jetzt hatte sie, nebst dem Durchstreifen der Stadt und der Feueraufsicht, auch noch das Oeffnen und Schließen der Thore und die Ueberwachung derselben zu besorgen. (Bild Seite 848.)

Die Mannschaft stand unter einem Oberstwachtmeister, der den zu der Thorwache bestimmten Söldlingen täglich ihre Posten anzuweisen hatte. Diese Wächter bekamen vom Stadtoberkämmerer Rüstung und Harnisch, hatten aber ihre Handwehren und Halbhaken selbst mitzubringen. Der Stärkste unter ihnen wurde immer auf den Thurm des Thores beordert, denn er hatte das Aufziehen und Herablassen des Fallgitters zu besorgen; ein zweiter Söldner aber mußte den

ganzen Tag über in voller Rüstung an den stets geschlossenen Schranken vor dem Thore sitzen, um die Passanten, welche damals noch nicht so zahlreich waren, aus- und einzulassen. Dieser Wächter mußte die Einlaßbegehrenden scharf in's Auge fassen, denn es durfte Fremden und Unbekannten nur nach gewissenhaftester Erkundigung gestattet werden, die Stadt zu betreten; zugleich durfte nie unterlassen werden, in solchen Fällen den Bürgermeister und Stadtrath von der Ankunft eines Fremden zu benachrichtigen. Vor dem Thore selbst standen den Tag über zwei Wachen; dieselben durften sich unter keinem Vorwande von ihren Posten entfernen; es mußten ihnen deshalb Speise und Trank von ihren Weibern und Kindern zugetragen werden. Von daher stammt die noch heute von vielen Geschäftsleuten ausgeübte Gepflogenheit, sich das Essen in das Verkaufsgewölbe bringen zu lassen. Der Mann verlernte es eben gar bald, sein Mittagmahl im Kreise seiner Familie einzunehmen, und wie der Urahne gethan, so thaten denn alle Nachkömmlinge bis heute.

Couriere und überhaupt in der Nacht ankommende Personen durften nur beim Salzthore eingelassen werden, in der Regel standen die Thore den ganzen Tag über offen, dagegen mußten sie aber bei Feuersbrünsten sogleich nach gegebenem Glockenzeichen geschlossen werden, und hatten sämmtliche Söldner, wofern sich solche Brände zu Nacht ereigneten, unter dem Thore zusammenzutreten.

Was das Anzeigen einer Feuersbrunst anbelangt, so oblag dieses Amt den auf dem großen Thurme von St. Stefan hausenden T h u r m w ä c h t e r n. Das erste Gewölbe für sie wurde 1522 erbaut. Sie hatten die Verpflichtung, auf der Thurmuhrschelle, später auf der Primglocke (so genannt, weil mit ihr zur „Prima“, d. i. erste Betstunde, geläutet wurde) des großen Thurmes die Viertelstunden zu schlagen (als Beweis, daß sie wachten), ferner von allen vier Seiten hinauszusehen, ob nicht irgendwo eine Feuersbrunst entstanden sei. In solchem Falle mußten sie in alten Zeiten zum Fenster hinausschreien, war es bei Tag oder Nacht; dasselbe geschah auch mit den Stunden, und wechselten zu diesem Geschäfte zwei beim Tage und drei bei der Nacht. Oftmalige Erkrankungen der Thurmwächter mochten aber die Ursache gewesen sein, daß man später die Einrichtung traf, durch Ziehung eines Drahtes, an welchem ein Glöcklein befestigt war, dem unten wohnenden Thurmmeister (später dem Meßner) das Zeichen zu geben und ihm durch ein Sprachrohr den Ort der Feuersbrunst anzugeben, worauf derselbe sogleich zum Stadtrathe (später zum Unterkammeramte und Bürgermeister) eilte und die Anzeige machte. Mittlerweile wurde an der Seite des Thurmes, wo man das Feuer ersehen, bei Tag eine rothe Fahne mit einem Marienbilde (noch bis in die neuere Zeit) und bei Nacht eine Laterne ausgesteckt, nebstdem wurde an der Feuerglocke stärker oder schwächer angeschlagen (daher die allgemeine Bezeichnung „das Anschlagen“ für Feuerlärm), je nachdem das Feuer zu- oder abnahm. Jetzt freilich hat der Telegraph, sowie das treffliche Toposkop (Ortsschauer) alle veralteten Maßnahmen verdrängt. Das „Anschlagen“ geschah auf der sogenannten F e u e r- oder R a t h s g l o c k e. Dieselbe entstand 1453, und an sie wurde bis in die neueste Zeit angeschlagen, um ein ausgebrochenes Feuer anzuzeigen. Die zweite Benennung verdankt sie dem Umstande, daß mit ihr nach geendeten Gerichtsferien, stets das Zeichen zum Rathe gegeben ward; sie hieß deshalb auch die Glocke der „G e n a n n t e n“ (Glieder des äußeren Rathes der Stadt, wozu sie von der Bürgerschaft gewählt, sozusagen ernannt wurden).

Jede Thorwache, welcher Nüchternheit sowohl als ein stilles und anständiges Betragen zur Pflicht gemacht war, bestand aus zehn Mann und einem Trommler, der bei bedenklichen Anläßen sogleich den „Weckruf“ (Reveille) zu schlagen hatte. Die benachbarte Bürgerschaft griff dann unverzüglich zu den Waffen und eilte der bedrängten Mannschaft zu Hilfe. Die Bewaffnung der vorerwähnten zehn Söldner war verschiedenartig; vier derselben hatten als Halbhakenschützen stets die Feuer-

und Zündstricke (Lunten) in Bereitschaft zu halten, die Uebrigen mußten in voller Rüstung, bewehrt mit Schwert und Hellebarde, den Dienst versehen. Auch lag der Wache in besonderen Fällen noch die Bedienung und das Abbrennen ob der großen, auf Rädern ruhenden „Stückhpüxe" (Kanone) und der vier großen „Hakenbüchsen" (alte Gewehrart, wobei der Schaft einen Haken hatte, vermittelst dessen das Feuergewehr auf einem Gestelle ruhte, welches „Bock" genannt wurde. Eine solche Büchse schoß vier Loth Blei, eine Backenbüchse oder Muskete nur zwei Loth). Diese Geschütze waren bei jedem Stadtthore aufgestellt.

Im Jahre 1563 mußte vom Bürgermeister und Rath der Stadt mittelst Kundmachung dem Publikum eingeschärft werden, daß es die Gerichtsdiener bei Verhaftung von Personen wegen Rauf und Rumor- (Streit-) Händel nicht beirre und mißhandle (noch heute nicht selten von Nothwendigkeit; das Publikum, selbst recht gebildete Leute, konnte sich nie und kann sich noch immer nicht mit der hohen Achtung befreunden, die es einem Gesetze schuldig ist, welches nun gar seine eigene Sicherheit verbürgt). Daß dies damals geschehen mußte, legt nicht so sehr den Umstand dar, als wären in diesem Jahre noch keine anderen Organe als die erwähnten Gerichtsdiener zur Dämpfung der häufigen Excesse verwendet worden, sondern deutet die immer größer werdende Unsicherheit im Innern der Stadt zu jener Zeit an.

Endlich machte die geringe Leistungsfähigkeit der Polizei gegenüber dem Sittenverderbniß jener Tage es zur unabweisbaren Nothwendigkeit, die Sicherheitsmaßregeln einer energischen Verbesserung zu unterziehen, und so entstand denn zwischen den Jahren 1563 bis 1569 aus der bisherigen „Tag- und Nachtwache" die Wiener Stadt-Quardia (von guardia, Wache, Schutz), welche militärisch organisirt wurde.

Belebt von frischem Geiste, schien die Stadt-Quardia ein recht tüchtiges Institut zu werden, aber nur allzu bald blieb sie hinter den Erwartungen zurück, welche der Stadtrath und die Bürgerschaft sich von ihr gemacht hatten. Es hatte nämlich die damalige Behörde unglücklicherweise statt sich um die nöthige Intelligenz des anzuwerbenden Mannes zu bekümmern, nur auf dessen spitzbübische Verschlagenheit Rücksicht genommen, und so kam es, daß diese Wache in den Augen des Volkes, das den oder jenen Strolch aus ihr gar wohl kannte, höchst zweifelhaft erschien und stets auf Widerstand traf. Und so mußte die ungemein komische Maßregel ergriffen werden, daß schon im Jahre 1582 die Patrouillen (Runden) der Quardia bei Tag und bei Nacht zwei Bürger begleiten mußten, damit die Aussagen der Soldaten über eingebrachte Arrestanten durch unparteiische Zeugen aller Vorgänge bestätigt würden und das Volk sehe, wie von Wache und Bürgern dasselbe Ziel, die Erhaltung der Ordnung und Sicherheit, angestrebt werde.

Im Jahre 1595 wurde die Stadt-Quardia, deren Ruf sich mit jedem Tage vermindert hatte, auf 500 Mann erhöht, aber sie flößte auch in dieser Anzahl der Wiener Bevölkerung nicht den geringsten Respect mehr ein, und so wurde die Truppe, in Folge einer Instruction aus Prag vom 14. Februar 1607, abermals dadurch vermehrt, daß dem damaligen Obersten der Quardia, Freiherrn Johann von Molart (gest. 1619 als kais. Hofkriegsrathspräsident, Land- und Hauszeugmeister und Stadtcommandant von Wien), ein Fähnlein von abermals 500 Mann zugegeben wurde, deren Werbung seinem eigenen Ermessen überlassen blieb.

Die Stadtwache bestand somit, uneingerechnet der Officiere, aus 1000 Mann. Es wurde ihr zur strengsten Pflicht gemacht, sich zuvorkommendst und in anständigster Weise gegen die Bürger zu benehmen, und auch der Patrouillendienst erfuhr eine Regelung, wobei die Soldaten ernstlichst ermahnt wurden, sich dabei nicht zu übernehmen oder, wie es bisher geschehen, muthwilligerweise oder im Privat-Interesse

eines Loskaufes Unschuldige zu arretiren oder sonst anzugreifen. Trotz alledem verbesserte sich die Aufführung der Stadt-Quardia nicht um ein Härchen, und die Disciplin wurde auf das äußerste gelockert, als man um das Jahr 1610 die Auszahlung des Soldes an die Truppe nicht ganz pünktlich leisten konnte.

Die Quardia wollte sich nun schadlos halten und griff zu allen erdenklichen Nebenbeschäftigungen und oft haarsträubenden Mitteln, wobei aber die Regierung gezwungen war, ihr mehr als einmal durch die Finger zu schauen. Und so überstiegen bald die Unverschämtheiten dieser Wache alle Begriffe. Im Jahre 1611 z. B. erschienen in den umliegenden Dörfern Hernals, Heiligenstadt, Pötzleinsdorf und Währing starke Abtheilungen der Quardia, welche unter dem Vorwande, es sei der Kaiser willens, einen neuen Kriegszug gegen die Türken zu unternehmen, die jungen Burschen dieser Ortschaften mit Gewalt zu Soldatendiensten pressen wollten. Natürlich entstand unter den Landleuten ein panischer Schrecken, und sie gingen bereitwillig darauf ein, der Quardia statt ihrer Kinder reichlich Geld und Proviant zu überlassen. Aber kaum hatte die Bande den reichlichen Tribut erschwindelt, als sie, die „dummen Bauern" laut auslachend und sie verhöhnend, von dannen zog, die Gebrandschatzten äußerst verblüfft und ärgerlich zurücklassend.

In weiterer Beziehung hatte die Stadt-Quardia die Obliegenheit, der massenhaft um sich greifenden Prostitution entgegenzuwirken; sie that aber endlich das Gegentheil, denn ihre „Soldatenquartiere" (Kasernen) waren der Sammelplatz der frechsten Dirnen, und dies ging um so eher an, als sich in jedem dieser Häuser ein Wein- und Bierschank sammt einer elenden Garküche befand. Es ließ sich die Mannschaft gegen eine geringe Abfertigung bereitwilligst herbei, die schmutzigen Liebesaffairen ihrer Freundinnen zu befördern, ja es nahm sogar gewöhnlich der einzelne Mann der Quardia eine Freidirne zum Weibe, um an dem Erträgnisse des von seiner Lebensgefährtin stets fortgesetzten liederlichen Gewerbes theilzunehmen. Wie wenig Ansehen die Stadt-Quardia selbst höheren Ortes hatte, geht aus einem am 9. März 1645 anläßlich des Schwedenkrieges an den Generalwachtmeister Freiherrn Ernst von Traun und den Stadtquardia-Obersten Don Annibal de Gonzaga erlassenen Befehle hervor, in welchem es ausdrücklich heißt: „jedes Haus in und außer der Stadt hat einen Mann mit Partisane (Spieß mit kleinem zweischneidigen Beil, etwa von „eiserne Barte", d. h. Beil stammend) oder Muskete zu stellen, und diese zur Vertheidigung der Stadt und des Donaustromes bestimmte Miliz soll gestellt werden, da Seine Majestät wohl weiß, wie's mit der Stadt-Quardia bestellt ist".

In den folgenden Jahren nahm die schlechte Aufführung dieses Corps eher zu als ab; ein Bericht des Obersten der Quardia, Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, schildert sie als „schlecht bekleidete, undisciplinirte Leute, die weder Lust noch Geschick zu ihrem Stande haben und in Folge karger, unverläßlicher Bezahlung genöthigt sind, allerlei Hantirungen zu treiben und den Dienst als Nebensache zu betrachten". Dies ist denn doch ein unwidersprechliches, dabei höchst interessantes Beweisstück. Aus derselben Relation ist ferner zu entnehmen, daß die im Jahre 1679 auftretende Pest mehr als 52 Percent des Regiments hinweggerafft hatte.

Als nach der zweiten Belagerung Wiens die Unsicherheit in Wien wieder stärker überhandnahm, stellte man der Stadt-Quardia ein anderes Sicherheitswachcorps an die Seite — die sogenannte Rumorwache. Diese hatte nun ebenso den Sicherheitsdienst der Stadt zu besorgen und besonders bei „Rumor (Lärm-, Streit-) und Raufhändeln" zu interveniren; es bestand der Unterschied ferner darin, daß sie im Gegensatze zur andern, militärischen Truppe rein staatspolizeilich organisirt war, daher die Grundlage der späteren Polizeiwache bildet. Aber gerade aus diesem Unterschiede entsprangen zwischen beiden Corps unaufhörliche Reibungen, und dabei zog die Rumorwache gegenüber der sich für besser haltenden

Stadt-Quardia stets den Kürzeren, ja sie mußte sich, und das sicher nicht zur Erbauung des Publikums, von derselben die empörendsten Flegeleien gefallen lassen.

Trotz ihres militärischen Stolzes ließ sich die Quardia dennoch nicht abhalten, alle bürgerlichen Geschäfte zu betreiben und so den Bürgern in das Handwerk zu pfuschen. In einer Beschwerdeschrift der letzteren vom Jahre 1702 wiesen diese nach, „daß die Soldaten in den von ihnen bewohnten Basteihäusern unbefugt Getränke ausschänken, daselbst Winkelfreudenhäuser halten und dem Laster auf alle mögliche Weise Vorschub leisten. Ein großer Theil der Stadt-Quardia," heißt es weiter, „treibt unbefugt die verschiedenartigsten Gewerbe und hält, dem bestimmten kaiserlichen Befehl zuwider, sogar Lehrjungen und Gesellen; ihre Weiber halten theils unter den Thoren, theils in und vor der Stadt Victualienstände und Trödelbuden oder verlegen sich auf den Bettel."

Den Höhepunkt des Zerwürfnisses zwischen der Stadt-Quardia und der Rumorwache wurde im Jahre 1722 erreicht. Bei Gelegenheit eines durch den Aufstand der Schuhknechte veranlaßten Tumultes ließ nicht nur die erstere die letztere im Stich, sondern verband sich sogar halb und halb mit den Excedenten, um der verhaßten Rumorwache bei dieser Gelegenheit mit Sicherheit einen ordentlichen Streich zu versetzen. Diese erbärmliche Aufführung veranlaßte am 2. November 1722 den kaiserlichen Befehl zur Auflösung der Stadt-Quardia. Unbegreiflicherweise kam derselbe jedoch nicht zur Ausführung.

Und so trieb dieses tolle Gesindel noch durch viele Jahre seine Frechheiten fort, wobei es aller Anordnungen der höchsten Behörden höhnisch spottete. Endlich, am 20. November 1741, erfolgte durch Maria Theresia die wirkliche Auflassung der Stadt-Quardia, nachdem dieselbe durch fast zwei Jahrhunderte, nächst den Türkenkriegen und der Pest, die schlimmste Plage der Bewohner Wiens gebildet hatte. Die Rumorwache blieb allein über und bestand fort bis zum Jahre 1773. In diesem trat dann, in Folge eines ganz neu eingeführten Polizeisystems, die im Laufe der Zeit vielfach geregelte und unter eine ordentliche Verwaltung gestellte „Polizeiwache" in's Leben. Das Jahr 1848 brachte mit der „Municipalgarde" eine erneuerte Auflage der alten Stadt-Quardia (natürlich ohne deren Gebrechen), welcher im Jahre 1866 die noch heute bestehende „Sicherheitswache" folgte, um deren Gründung sich besonders Hofrath Johann Ritter von Strobach, Polizeidirector von Wien bis 1870, viel Verdienst erworben hat.

Die Bürgermeister, Stadtrichter und sonstigen obersten Rathspersonen.

Die Bürgermeister von 1520 bis 1599 waren nach der Reihenfolge die nachstehenden: Wolfgang Kirchhofer (im Jahre 1520). — Johann Süß (1520, 1524 bis 1526). — Martin Siebenbürger (1521). — Gabriel Gutrather (1523). — Sebastian Sulczbeck (1527). — Wolfgang Treu (1528 bis 1530, 1532, 1533, 1536, 1537). — Sebastian Eyseler (1531). — Dr. Johann Pilhamer (1534, 1535). — Hermes Schalauzer (1538, 1539). — Paul Pernfuß (1540, 1541). — Stefan Denk (Thenk, 1542 bis 1546). — Sebastian Schwarz (1547, 1548). — Sebastian Hutstocker (1549, 1550, 1553 bis 1555). — Christoph Haiden (1551, 1552). — Hanns Uebermann (1556, 1557, 1566 bis 1568). — Georg Prandstetter (1558, 1559, 1568, 1569, 1572, 1573, er starb am 6. Mai 1573). — Thoman Siebenbürger (1560, 1561). — Hermann Bayer (1562, 1563). — Mathias Brunhofer

(1564, 1565; er starb am 23. Februar 1567). — Hanns von Thau (1570, 1571, 1574, 1575, 1578, 1579, 1582, 1583, 1588, 1589). — Christoph Hutstocker (1576, 1577). — Bartholomäus Prannter (1580, 1581, 1584, 1585, 1592 bis 1595), — Oswald Hüttendorfer (1586, 1587, 1598, 1599). — Georg Fürst (1590, 1591). — Paul Steyrer (1596, 1597). — Andreas Rieder (1600). —

Als Stadtrichter fungirten: Georg Tugendlich (1520). — Ladislaus von Edlasperg, Ritter (1521, 1532 bis 1535). — Ulrich Khuck (1522, 1525). — Martin Siebenbürger (1522). — Heinrich Kunigshammer (1524). — Paul Pernfuß (1526, 1527 bis 1530, 1536 bis 1539). — Hermes Schalautzer (1540 bis 1543). — Leopold Offner (1544 bis 1546, 1550, 1551). — Sebastian Hutstocker (1547, 1548). — Hanns Prockh (1549). — Dr. Jakob Himmelreich (1552). — Christoph Haiden (1553 bis 1555). — Georg Prandstetter (1556, 1557). — Lorenz Hüttendorfer (1558, 1559). — Hermann Bayer (1560, 1561). — Hanns



Mannschaft der Thorbewachung. (Seite 843—845.)

von Thau (1562, 1563). — Hanns Böchter (1564, 1565). — Thoman Siebenbürger (1566, 1567). — Johann Hutstocker (1568 bis 1573, 1585 Amtsverwalter, 1586, 1587). — Rupert Schaller (1574, 1575, 1580). — Bartholomäus Prantner (1576, 1577). — Dr. Johann Prunner (1578, 1579). — Oswald Hüttendorfer (1581 bis 1583, 1590, 1591). — Hanns Seyß (1584, gest. 1585). — Georg Fürst (1588, 1589). — Paul Steyrer (1592, 1593). — Andreas Rieder (1594, 1595). — Leopold Garttner (1596, 1597, 1600, gest. am 2. September 1603). — Lucas Laußer (1598, 1599; gest. am 20. Mai 1609). —

Die Stadtschreiber jener Epoche waren: Gabriel Gutrather, Licentiat (1520, 1521, 1523 bis 1526). — Victor Gampp, Doctor beider Rechte (1522). — Hanns Hoffmann (1527 bis 1540). — Franz Iglshofer, auch röm. kön. Maj. Rath und Secretair (1541 bis 1576). — Hanns Springer, Verwalter des Rathschreiberamts (1577). — Johann Pampellus (1578, gest. 1579). — Mathias Moll, Stadtschreiber, Amtsverwalter (1579). — Adam Altensteig, auch röm. kön. Maj. Hofsecretair (1581 bis 1591). — Dr. Jur. Stefan Schlachter (1592 bis 1600). —

VIII. Buch.

Wien im 17. Jahrhundert.

Kaiser Mathias und seine Zeit.

Von dem nun beginnenden traurigen Bruderzwiste im Hause Habsburg und den damit verbundenen Ränken und Verwicklungen kann hier nur erwähnt werden, daß in Wien am 25. April und 11. November 1606 jene berühmten Acte unterzeichnet wurden, welche die Unfähigkeit Kaiser Rudolf's II. öffentlich darthaten und daher nach dem Rathe aller übrigen Mitglieder des Kaiserhauses die Gewalt an dessen Bruder Mathias übertrugen, der von jenem bisher mit Mißgunst betrachtet und sogar eine Zeit lang in Haft gehalten worden war.

Es zeigte sich in der That ein kräftiger Arm täglich nöthiger, da auch Ungarn der ewigen Unruhen und der Grausamkeiten der kaiserlichen Generale überdrüssig geworden und sich in die Arme des Siebenbürgerfürsten Stefan Bocskay warf, dessen leichte Reiter verheerend bis zu den Vorstädten Wiens vordrangen. Unter den vorerwähnten Generälen war das Haupt der zu La Rocca in Neapel 1550 geborene Graf Georg Basta, seit 1599 Generallieutenant in Siebenbürgen, der seinen verdienten kriegerischen Ruhm leider durch eine Grausamkeit verdunkelte, welche alle menschlichen Begriffe übersteigt. Sie war so ungeheuer, daß noch gegenwärtig sein Name als Fluch im Munde des Volkes fortlebt. Seine Geldgier war nebstbei grenzenlos und fand im Kriege fortwährend Nahrung, daher er sich stets eindringlichst dem Frieden widersetzte. Man sagte von ihm: „er möchte gerne das Kriegsfeuer unterhalten, um sich länger daran zu wärmen“. Als der Kaiser, seinem Andringen entgegen, zu Sitvatorok Frieden schloß, zog sich Basta gekränkt in das Privatleben zurück, sich mit der Abfassung zweier werthvoller taktischer Werke beschäftigend. Er starb am 26. August 1607 zu Wien in seinem Hause am Hof (heute Nr. 4, alt 321, Gebäude der päpstlichen Nuntiatur), welches er im Jahre 1604 von dem Grafen Breuner gekauft hatte.

Rudolf mußte sich fügen und Mathias wurde Gouverneur von Ungarn, bald auch Statthalter von Oesterreich, und bald mußte ihm Rudolf Ungarn und Böhmen gänzlich überlassen. Alsbald löste Mathias seine Zusage, die er den Ständen gemacht und ertheilte den Oesterreichern am 19. März 1609 die Capitulations-Resolution, welche auch den Bürgern und dem Landvolke freie Religionsübung gewährte. Dem entgegen gab Rudolf den Böhmen durch

den Majestätsbrief gleiche Rechte, und so wurden diese, nicht durch Ueberzeugung, sondern durch gegenseitige Eifersucht der Brüder erlassenen Briefe Anlaß zu unsäglichem Elend, Kampf und Blutvergießen, Wortbruch und Gewaltthaten der nachfolgenden Zeit. Endlich mußte Rudolf, verlassen von allen Anhängern, eingeschüchtert durch die von seinem Bruder geworbenen Kriegstruppen, am 11. April 1611 seine Unterthanen ihrer Pflicht gegen ihn entbinden und an Mathias als König verweisen. Seiner sämmtlichen Aemter entsetzt, starb Rudolf II. in Prag am 20. Januar 1612.

Der neue Herrscher Mathias, welcher sich kurz vor des Bruders Tode, am 4. December 1611, in Wien mit großer Pracht mit seiner Nichte Anna (Tochter Erzherzog Ferdinand's II. von Tirol, geb. 1585) vermält hatte, verlegte sogleich bei seinem Regierungsantritte die Residenz nach Wien zurück und hielt daselbst, nachdem er in Frankfurt zum Kaiser gekrönt worden war, einen prachtvollen Einzug. Das Volk begrüßte ihn jubelnd und sang ihm zu Lob und Preis die erste österreichische Volkshymne, welche also anfing:

„Gott gebe dem Haus Oesterreich
Trost, Himmelswort, genadenreich;
Zu Hungarn und zu Böheims König
Matthie dem Anderten*) genedig.
Gieb Fried und Sieg zu aller Zeit,
Kirch, Landt und Leut behüt' für Streit."

Die Erwählung Mathias' zum deutschen Kaiser hatte große Schwierigkeiten gehabt; die protestantischen Fürsten setzten derselben großen Widerstand entgegen, und auch die katholischen zeigten Neigung, den Erzherzog Ferdinand von Steiermark zu wählen, der als bedeutsamer Anhänger ihrer Partei bekannt war; endlich aber gab eine Staatsschrift des ungemein klugen und schlauen Ministers, Kardinal Melchior Khlesl, den Ausschlag; es erwies derselbe, daß Mathias stets für die katholische Sache gekämpft und nur gezwungen den Protestanten Zugeständnisse gemacht habe. Khlesl war eine der wichtigsten Persönlichkeiten jener Periode, und so müssen wir etwas länger bei ihm verweilen. (Bild Seite 856.)

Melchior Khlesl war der Sohn des gleichnamigen Bäckers und Hausbesitzers in der Kärntnerstraße (heute Nr. 21, alt 944) und daselbst geboren. Sein Vater führte von dem Hausschilde „zum plaben (blauen) Esel", auch zum „Esel in der Wiege" (schon S. 348 erwähnt) den Spott-, eigentlich mehr Bezeichnungsnamen „der Eselsbäcker", was er sich von seinen volksthümlichen Nachbarn und Kunden, aber nicht von Höhergestellten gefallen ließ. Eines Tages ließ ihn der Hofrath Dr. Juris Josef von Zoppl einer Angelegenheit wegen zu sich bescheiden, und als Khlesl's Vater erschien, fragte er ihn, ob er wirklich der Eselsbäcker sei. „Verzeihe der Herr Hofrath, ich höre etwas schwer!" war seine Antwort. „Nun, so tretet näher zu mir," sagte der Hofrath und rief ihm, als er dicht neben ihm stand, in die Ohren: „Ich frage, seid Ihr der Eselsbäcker?" — „Nein," antwortete jetzt Khlesl lächelnd, „ich bin der Bäcker neben dem Esel."

Das Bäcker-Ehepaar hing dem Lutherthume an, in welchem es auch den Sohn auferzog, doch bald führte ihn der Jesuit Pater Sperer der katholischen Kirche zu. Der mit vielem Talente begabte Jüngling vollendete zu Ingolstadt die Studien und kam hierauf in das Wiener Jesuitencollegium, wo es ihm gelang, auch seine Eltern zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen. Da er in Wien als päpstlicher Alumnus studirt hatte, so stiftete er selbst einige Alumnen im Convicte bei St. Barbara (ehemalige Rosenburse, von den Jesuiten bei

*) Sonderbarerweise rechnete diese Hymne also den König Mathias Corvin von Ungarn als den ersten Mathias mit ein.

ihrem Erscheinen in Wien als Convict errichtet, dem auch zum Unterhalt der Goldegg'schen Stiftungsplätze das Gut Atzgersdorf gehörte, und 1652 mit einer Kirche versehen). Er verbesserte 1630 diese Stiftung.

Khlesl (nicht Clesel, wie er nach dem lateinischen Cleselius häufig geschrieben wird) gelangte noch zu hohen Aemtern; er wurde Domprobst bei St. Stefan, zugleich passauischer Official (Gerichtsbeamter, als solcher wohnte er in Wien, im sogenannten Passauer-Hofe, Salvatorgasse 12, alt 367, heute Redemptoristenkloster), kaiserlicher Rath und Hofprediger, seit 1588 Administrator des Bisthums zu Wiener-Neustadt. Papst Paul V. beehrte ihn mit dem Titel eines apostolischen Predigers. Wie sehr er diese Bezeichnung verdiente, erweist der Umstand, daß er am Palmsonntage 1590 durch eine nachdrückliche Predigt die ganze Neustadt, welche nicht anders als unter beiden Gestalten communiciren wollte, zum Empfange des heiligen Abendmahls unter der Gestalt des Brotes allein bewog.

Im Jahre 1598 trug ihm Kaiser Rudolf II. die Verwaltung des Wiener Bisthums auf, in welchem er am 19. Januar 1602 nach vorhergegangener päpstlicher Bestätigung feierlich installirt wurde. Ungeachtet dessen schrieb er sich nur: „Ernannter Bischof von Wien und Administrator des Bisthums Neustadt", bis er zwölf Jahre darauf am Ostertage zu Kremsmünster von Rom die zweifache Bestätigung als wirklicher Bischof zu Wien und Neustadt erhielt. Im Jahre 1616 wurde ihm auf Ansuchen des Kaisers Mathias die Kardinalwürde zu Theil und das Baret zu Prag von dem Kardinal Franz Fürst Dietrichstein (dieser berühmte Kirchenfürst, geb. 1570, gest. 1636, hielt sich auch oft zu Wien auf, wo er das Haus Nr. 16, alt 239, in der Herrengasse besaß) überreicht. Es wurde ihm auf Anordnung des Stadtrathes eine Ehrenpforte in der Singerstraße errichtet, als er sich in dieser neuen hohen Würde am 18. Februar 1618 nach St. Stefan zum Dankamte verfügte. Als er im selben Jahre der ungarischen Krönung des Erzherzogs Ferdinand III. (als Kaiser später der Zweite) beiwohnte und nochmals mit diesem nebst dem Erzherzog Maximilian III. dem frohlockenden Volke vom Fenster aus zusah, ereignete es sich, daß, als die Soldaten Freudenschüsse machten, eine Kugel nur fingerweit von ihm vorbeifuhr, worüber er sagte: „Dies macht mich nicht fröhlicher, sondern nur mehr gefaßt zum Tode."

Endlich ernannte ihn Kaiser Mathias zum Präsidenten des geheimen Rathes und ersten Minister. In dieser Würde stimmte er bei Gelegenheit des damaligen Glaubenszwiespaltes jederzeit für Duldung und Nachgiebigkeit, aber dieses, sowie einige Uebergriffe, die er sich im Glanze seiner Macht erlaubte — er nahm fast königliche Auszeichnungen in Anspruch und beleidigte oft schwer die Prinzen des Herrscherhauses, — erregten die Erbitterung des Erzherzogs Ferdinand (nachmalig Kaiser Ferdinand II.).

Mit der früher erwähnten zweideutigen Erklärung Khlesl's bei der Kaiserwahl war keiner Partei gedient gewesen, und so betrachteten seitdem beide Religionsgenossenschaften den Kaiser mit Mißtrauen. Als daher, wegen der Türkengefahr, ein Landtag ausgeschrieben wurde, an welchem alle habsburgischen Erbländer Antheil nehmen sollten, kam es statt zu Beschlüssen und Bewilligungen nur zu einer Fluth von Klagen, und Mathias mußte die drohende Gefahr durch einen Waffenstillstand mit der Pforte abwenden.

Bis zu welchem Grade die gegenseitige Erbitterung beider Parteien auch in Wien gediehen war, mag beweisen, daß die Jesuiten in Wien öffentliche Gebete zum Schutze des bedrohten Glaubens abhielten und Bußprocessionen veranstalteten, die protestantischen Stände aber einen öffentlichen Beschluß faßten, nach welchem der dreißigste, zehnte und fünfte Mann zur Vertheidigung des Glaubens stets bereit sein sollte. Wenn man die allseitigen Aufhetzungen beiderseits und die Unentschlossenheit, das Nachgeben nach beiden Seiten von der Regierung betrachtet,

so nimmt es wahrlich wunder, daß es in Wien nicht wie anderer Orte zu wilden Kämpfen zwischen den Anhängern beider Bekenntnisse kam.

Mathias rechtfertigte überhaupt wenig die Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte. Betagt und kränklich, verdüstert durch den Mangel eines Leibeserben und das Fehlschlagen der meisten Pläne, zog er sich immer mehr zurück und überließ die Zügel der Regierung seinem Günstlinge Khlesl, der über den Kaiser solche Herrschaft übte, daß Niemand ohne seine Zustimmung sich getraute, Mathias Zuneigung zu zeigen, während Khlesl, wenn in Berathungen nach der Meinung des Herrschers gefragt wurde, sich auf die Brust schlug und ausrief: „Hier sitzt der Kaiser!“ Hätte er, bei seiner Allgewalt, noch das Interesse des Herrschers kräftig vertreten, so würde sich sein Uebernehmen entschuldigen lassen, entsprach es zum mindesten doch der Wahrheit, aber Khlesl hatte bei allen bedeutsamen Eigenschaften die minder gute des Zauderns, so daß er noch in einer Zeit auszugleichen suchte, wo bereits die Nachricht vom Fenstersturze der kaiserlichen Statthalter in Prag am 23. Mai 1618 nach Wien gelangt war und sich die Religionsparteien mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Als daher der Kaiser bei zunehmendem Alter den Erzherzog Ferdinand 1616 zum Erben adoptirte und ihn 1617 zum König von Böhmen, 1618 zum König von Ungarn krönen ließ, sah dieser alsbald in Khlesl das wichtigste Hinderniß seiner Pläne und traf Maßregeln, den Kardinal durch einen Gewaltstreich vom Hofe zu entfernen.

Ferdinand's Entschluß gelangte am 20. Juli 1618 zur Ausführung. Es hatten König Ferdinand und Erzherzog Maximilian dem Kardinal einen Besuch gemacht, was ihn zu einer Gegenvisite verpflichtete, die am vorgenannten Tage um zwei Uhr Nachmittags stattfand. Begleitet von dem päpstlichen Nuntius Ascanius, fuhr Khlesl im größten Pompe zu Hofe. Der Nuntius verabschiedete sich an der Treppe der Burg, und der königliche Kammerherr von Wolkenstein führte den Kardinal unterwürfig nach dem Vorgemache des Königs Ferdinand. Hier angelangt, trat aber sein erbittertster Feind, der Finanzminister Freiherr Seyfried Christoph von Breuner (geb. 1569, gest. 1651, er besaß das Haus Nr. 1 in der Wollzeile, Rothenthurmstraße 4, alt 771), ein und eröffnete ihm, daß er sein Gefangener sei und die Kardinalstracht mit einem einfachen schwarzen Mantel und Hut vertauschen müsse. Nachdem er bei dieser Verwandlung rasch behilflich gewesen, traten aus einer Tapetenthüre Oberst Graf Heinrich Duval von Dampierre und Hofkriegsrathspräsident General Graf Rambald XIII. von Collalto, welche die Sentenz der Verhaftung bestätigten und den auf's äußerste bestürzten Kardinal aufforderten, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Man verließ darauf die Zimmer und schritt über lange, verborgene Gänge und Treppen durch die ältesten und einsamsten Gänge der Burg hin bis zu einem kleinen, hinter dem Vorsprung einer Mauer versteckten Pförtlein, das auf die Bastei hinausführte. Hier hielt eine mit sechs Pferden bespannte Reisekutsche, und in diese nöthigte man ihn zu steigen. Breuner setzte sich mit ihm ein.

Unterhalb der Bastei hielt ein starkes Reiterpiket, welches sich sofort dem Wagen anschloß; vor der Spinnerin am Kreuz standen aber 100 Dampierre-Kürassiere, angeführt von dem Inhaber, und in deren Begleitung ging es schnell über Steiermark nach dem Tiroler Schlosse Ambras, wo Khlesl der Aufenthalt angewiesen ward. Am Abend der Gefangennehmung fand eine Effectendurchsuchung in des Kardinals Wohnung statt, und es wurde Vieles confiscirt. Khlesl wurde in seiner Haft fürstlich bedient und nach ein paar Jahren in die Abtei Georgenberg übersetzt. Wir schließen hier an, daß, als Ferdinand zur Regierung kam, durch Papst Urban VIII. eine Aussöhnung vermittelt wurde. Khlesl kam nach einer fast zehnjährigen Abwesenheit am 25. Januar 1628 wieder in Wien an, wurde mit großen Ehren von der Geistlichkeit, der Hochschule, dem Adel und der

Bürgerschaft unter dem Geläute der Glocken empfangen, aber er lebte nur noch zwei Jahre. Er verschied am 18. September 1630 zu Wiener-Neustadt, im 77. Jahre seines Alters. Seine Leiche wurde nach Wien geführt und bei St. Stefan in der großen Frauenkapelle beigesetzt, ihm auch daselbst, wie in der Pfarrkirche von Neustadt, Denkmäler errichtet.

Nach Khlesl's Verhaftung blieb noch der schwierige Schritt übrig, den krank darniederliegenden Kaiser von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, was denn auch die beiden Erzherzoge unternahmen. Mathias wurde blutroth vor Zorn, preßte die Bettdecke an den Mund und sprach kein Wort; aber die heftige Kaiserin äußerte sich gegen den die Prinzen begleitenden und für sie das Wort führenden Grafen Maximilian Trauttmansdorff aufgeregt: „Ich sehe wohl, daß mein Gemal zu lange lebt, und daß man Seiner bereits überdrüssig ist.“ Und in der That überlebte Mathias den Sturz seines Lieblings nur acht Monate; von den Schmerzen des Podagra verzehrt, starb er am 20. März 1619, nachdem ihm seine Gemalin Anna am 18. December 1618 vorausgegangen war.

Wien verdankt dem Kaiser zwei neue Orden: die Barmherzigen Brüder und die Kapuziner. Den ersten wohlthätigen Orden hatte er auf Anrathen des Fürsten Karl Liechtenstein im Jahre 1612 in Wien eingeführt und für denselben im untern Werd (Leopoldstadt) um 1300 Gulden einen Gartengrund erkauft (Haus und Garten des Doctors der Rechte Andreas Taller), aus welchem Kirche und Kloster entstand. Der erste Ordensgeneral deutscher Provinz war Pater Gabriel, Graf von Ferrara, dessen Bildniß im Klostergange (Taborstraße 16, alt 325) im ersten Stocke aufgehangen ist, und dessen Todtenkopf in der Klosterbibliothek noch aufbewahrt wird. Der Orden führt einen Granatapfel, welcher in bitterer Rinde erquickende Früchte birgt, mit dem Kreuze und Stern an seiner Spitze, als höchst treffendes Symbol. Das Spital wurde für so lange, als der Orden im untern Werd bestehen wird, von allen Steuern und Gaben befreit; aber wie alles Neue hatten auch diese Ankömmlinge anfangs mit vorgefaßten Meinungen zu kämpfen, bis das Gute der Institution über alle Einstreuungen siegte und der Orden in Oesterreichs Hauptstadt unerschütterlichen Fuß faßte.

Auch Ferdinand II. nahm denselben in seinen Schutz. Er kaufte 1622 das benachbarte Haus des Wolf Sinnich und machte mit demselben dem Orden ein Geschenk. Zu dieser Zeit gerieth des Kaisers Bruder, Erzherzog Maximilian, nach einem ungeschickt applicirten Aderlasse in Gefahr, den Arm zu verlieren; er wurde aber durch Gabriel Ferrara, der zugleich einer der berühmtesten Wundärzte seiner Zeit und später Leibarzt des Kaisers war, gerettet. Hierauf beschenkte der Kaiser den Orden am 21. September 1624 mit einem Stiftbriefe, worin erklärt wird: „daß vor etlichen Jahren die barmherzigen Brüder, deren Bestimmung und Ordenssatzung mit sich bringt, die armen Kranken und andere preßhafte, hilflose oder mit anderen Krankheiten bedrängte Personen um Gottes Willen zu curiren und zu voriger Gesundheit behilflich zu sein, in die Erbländer allein wegen dieser Ursache aufgenommen worden und damit arme, hilflose Kranke und des christlichen Almosens bedürftige Personen einigen Trost und Milderung, sowohl des Leibes als der Seele, haben könnten“. Zugleich wird dem Orden darin die Freiheit ertheilt, Almosen in Wien und den Erbländern zu sammeln und Alles, was durch Schenkung und Erbschaft oder auf sonstige Weise ihm zufallen dürfte, zu besitzen und Güter anzukaufen. Auch verhängt der Stiftbrief über Alle, welche die Privilegien des Ordens verletzen, eine Strafe von 100 Mark Goldes, welches zur Hälfte der landesfürstlichen Kammer, zur Hälfte dem Ordensspital zufallen soll. Bemerkenswerth ist ferner die Freiheit, welche Ferdinand II. dem Orden ertheilte, nämlich ihn unterm 24. August 1626 ausschließend berechtigte, Eis zur

Sommerszeit zu verkaufen. Deshalb legte das Kloster am Tabor große Eisgruben an und veräußerte das Eis innerhalb seiner Ringmauern.

Unter dem Ordensgenerale Johann Baptist Bazzolo traf das Institut das Schicksal, daß durch ein in der Nacht des 21. Mai 1655 im nächstgelegenen Hause ausgebrochenes Feuer das Spital, die Kirche und das Kloster mit der ganzen Einrichtung und dem Archive verbrannte. Groß war der Schaden, und es würde sich der Verein damals haben auflösen müssen, wenn nicht Kaiser Ferdinand III. durch reichliche Schenkungen und viele Wohlthäter die Mittel hergegeben hätten, das Kloster aus seinem Schutte zu erheben. Schon 1656 waren die sämmtlichen Gebäude wieder hergestellt.

Die Kapuziner wurden schon 1595 vom Freiherrn Ernst von Mollart nach Wien berufen und ihnen im Jahre 1600 in St. Ulrich eine Kirche mit einem Convent (seit 1810 Mechitaristenkloster, Mechitaristengasse 4, alt 2) erbaut. Kaiser Mathias fühlte für den Orden eine besondere Zuneigung und erwarb einen ansehnlichen Grundcomplex zwischen dem Neuen Markte und der damaligen Hungar-, jetzt Spiegelgasse (auf der, Seite 864 mitgetheilten Ansicht des Neuen Marktes mit der Nummer 15 bezeichnet), auf welchem 1618 der Bau des Klosters begann. Es wurden zu demselben der damals schon ziemlich verfallene Schaumburger-Hof (Nr. 9 der Ansicht), einstmals Wohnsitz der erloschenen reichen Grafen von Schaunberg, nach welchen auch der Schaumburgergrund (nunmehr zum Bezirk Wieden gehörig) genannt wird, und das dahinter gelegene, zum nahen kaiserlichen Marstall gehörige Sattel- und Zeugmagazin, die vorige sogenannte Zaunburg (von Zäumen), ferner der Altenburger-Hof (10 der Ansicht), der Seckauer-Hof (11) und der gräflich Kuefstein'sche Garten (12) dazu verwendet. Aber Kaiser Mathias erlebte die Vollendung des Baues nicht; erst am 8. September 1622 wurde in Gegenwart des ganzen Hofes der Grundstein gelegt, vom Kardinal Fürst Franz Dietrichstein das Kreuz geweiht und am Fuße desselben dem Fürsten Karl Liechtenstein und dem Grafen Helfried von Meggau von Kaiser Ferdinand II. das goldene Vließ umgehängt. Gleichwohl dauerte es noch ein Jahrzehent, bis Kirche, Kloster und die Kaisergruft vollendet waren.

Was die Stiftung dieser letzteren anbelangt, so hatten die betrübten Tage, welche Kaiser Mathias durch Religion- und Bürgerzwist und harten Unfrieden im eigenen Hause erlebte, ihm und seiner kinderlosen Gemalin Anna keine andere Friedenshoffnung mehr gelassen, als die im Tode; so war es denn auch die Sorge für ihre Ruhestätte, womit sie sich recht angelegentlich beschäftigten, und das Nichts alles Irdischen tief fühlend, sich und ihren Nachfolgern das Haus der Armuth und Demuth zur letzten Ruhestätte erkoren. Kaum hatte das kaiserliche Ehepaar diesem Wunsche Ausdruck gegeben, als Kaiserin Anna starb. Sie vermachte in ihrem Testamente eine bedeutende Summe zum Baue des Kapuzinerklosters und der Kaisergruft in der Stadt Wien, und es weiset ausdrücklich auf diese Stiftung folgende Stelle hin: „Alle Täfeleyen (d. h. Gemälde) sammt dem Altare, so in meiner Kapelle seynd, verschaffe (vermache) ich in die Kapuzinerkirche, da Ihro kaiserliche Mayestät, mein geliebter Herr und Gemahl, und ich liegen werden. Das Silbergeschirr, so ich im Testament sonst Niemand verschafft oder geschenkt habe, ordne ich, daß man es zu Hülff den silbernen Altar in der Kapelle unserer Begräbniß zu machen, anwende. Ich zweifle auch nicht, daß Ihro kaiserliche Mayestät, mein geliebter Herr und Gemahl, werden in der Resolution verharren, den Schaumburger-Hof zu Wien allhier den Kapuzinern zu verehren und zu Erbauung der Kirche alldort, die Nothdurft selbst von dem Ihrigen verwenden werden. So aber Ihro Mayestät den Bau der Kirche nicht ganz wollten verrichten, sondern nur den Situm (Grundlage), an dem ich gehorsamst keinen Zweifel trage, so

verordne ich über die 12.000 Floren, so ich zur Erbauung der Kapelle und des Altares verschaffe, noch zur Erbauung der Kirchen 10.000 Floren."

Einstweilen also wurde der Leichnam der Kaiserin, so wie der ihres bald darauf verstorbenen Gemals im Königskloster in Wien beigesetzt und erst nach Vollendung des Klosterbaues 1633 feierlich in die Kaisergruft übertragen. Diese ursprüngliche alte Gruft ist ein langes, düsteres Gewölbe in beträchtlicher Tiefe unterhalb der Kirche und des Klosters. Man gelangt von beiden aus in das Grabgewölbe, von der Kirche aus auf einer ziemlich geräumigen, hingegen vom Kloster aus auf einer engen und steilen Treppe. Hinter hohen eisernen Gittern, die durch einen mitten hindurch führenden Gang getrennt sind, stehen die Reihen eherner Särge, ein ernster und majestätischer Anblick. Unter Kaiser Leopold I. wurde die Gruft erweitert und mit einer Kapelle versehen. In der alten Gruft ruhen sämmtliche Glieder des Hauses Habsburg von Kaiser Mathias bis Karl VI., mit Ausnahme Ferdinand's II., der sich an der Seite seiner Gemalin Maria Anna (Tochter Herzog Wilhelm's V. von Baiern, geb. 1574, gest. 1616) in Graz bestatten ließ.

Die Ansicht des Neuen Marktes, welche wir hier (S. 864) nach einer Originalzeichnung jener Tage bringen, ist gewiß von großem Interesse, da sie uns ein genaues Bild dieses schönen Platzes liefert. Nummer 1, auf dem Original mit Neoforum bezeichnet, ist die sogenannte Mehlgrube (später Hotel Munsch); nebenan sieht man das Einkehrwirthshaus zum weißen Schwan mit den Rundellen; 2 zeigt den Bürgerspitalkeller; 3 das Haus des Grafen Mathias von Taxis, Hofpostmeister (heute Palais Schwarzenberg); 4 das Haus des Herrn von Chaos (rückwärts des Bürgerspitals, später dessen Stifthaus); 5 das Haus des Rathes Wolfgang Treu; 6 das Bürgerspital; 7 den Bürgerspitalplatz; 8 Palais Lobkowitz; 9 den Schaumburger-Hof; 10 den Altenburger-Hof; 11 den Seckauer-Hof; 12 den Garten des Grafen Kueffstein; 13 die damals sogenannte Laderstraße (so genannt vom Verkaufe der Laden, ungehobelten Bretter, der hier statt hatte; die heutige Spiegelgasse); 14 das Schönkirchen'sche Haus; 15 die Hungargasse (heute Seilergasse) und 16 das Haus der Familie Tinti.

Aus der Zeit des Kaisers Mathias stammt eine der interessantesten Ansichten von Wien in der Vogelperspective, aufgenommen in den Jahren 1609 bis 1613 von Jakob Hoefnagel (Sohn des Georg), wie er sich selbst schreibt: „Röm. kais. Mayest. Kammermaler", herausgegeben von Claas (Nikolaus) Jan Visscher, Amsterdam 1640. Oben in der Mitte des 5 Fuß langen und 2 Fuß 4 Zoll breiten, höchst seltenen Vogelperspectivplanes, eines Meisterstückes in der Zeichnung und im Stich, welches gleichsam ein Schatzkästlein bildet, aus welcher die Geschichte Wiens in jeder Hinsicht schöpft und durch dasselbe die Baugeschichte wie die Topographie und Kulturgeschichte ihre Quellen nahmen, zeigt sich zwischen den links und rechts angebrachten Wappenschilden mit den fünf Adlern und dem Bindenschild, dann dem weißen Kreuzschild im rothen Felde die Inschrift: „Vienna Austriae. Wienn In Oesterreich". In der Ecke unten rechts, in runder Einfassung, oben mit dem Wappen des Doppeladlers und Krone darüber versehen, befindet sich die Inschrift: „Serenissimo Potensissimoq. Principi Ferdinando III. Dei Gratia Imperatori Semper Augusto Germaniae, Hungariae et Bohemiae Regi, Austriae Archiduci, Burgundiae duci etc. atque S. P. Q. V. hanc antiquissimam et nobilissimam Austriae Urbem Viennam, nunc primum aenaeis descriptum typis L. M. D. D. D. Nicolaus Joannis Piscator (Visscher) Amstelodamensis CIC.ICC. XXXX. Cum priv. Caes. Maj." In der Ecke unten links: C. J. Visscher excudit (verlegt). J. Houfnagel fecit (verfertigt)."

Die k. k. Hofbibliothek besitzt ein sehr gut erhaltenes Exemplar dieses so überaus werthvollen Kupferstiches; dasselbe war im Jahre 1843 im Besitze des

Verfassers dieses Buches, kam dann in die Hände des ausgezeichneten Kenners und Sammlers Ignaz De Pauli von Enzebichl, darauf in die des Geschichtsforschers Johann Evangelist Schlager und erst durch die Hände des Forschers Josef Feil in das kaiserliche Institut. Der sogenannte Blau'sche Atlas der k. k. Hofbibliothek enthält noch ein zweites, jedoch verschnittenes Exemplar. — Ein Exemplar besitzt ferner die städtische Sammlung, ein drittes Feldzeugmeister Freiherr von Hauslab. Durch eine wahrhaft prachtvoll ausgeführte photographische Reproduction von Oprawil und Compagnie, die auf Veranlassung der Kunsthandlung Miethke und Wawra in Wien sammt erklärendem Textblatte von Dr. Theodor Georg von Karajan erschien, ist die herrliche, höchst seltene Ansicht Jedermann zugänglich geworden, und aus bereits erwähnten Gründen ist die Anschaffung derselben nicht nur ein Gebot der Nothwendigkeit, sondern der Besitz gereicht bestimmt zum größten Vergnügen.



Kardinal Melchior Khlesl. (Seite 850.)

Wir liefern auch eine Nachbildung des Vogelperspectivplanes nach der verkleinerten, aber ungemein genauen Copie, welche der berühmte, ungemein fleißige und productive Historien-, Porträt- und Landschaftsmaler, wie auch Kupferstecher Matthäus Merian (geb. zu Basel 1593, gest. zu Schwalbach 1651) im Jahre 1642 verfertigt und in seine Topographie Niederösterreichs eingefügt hat. (Bild S. 865.)

Der Umfang der inneren Stadt war zu dieser Zeit schon derselbe wie in unseren Tagen (bis 1858), aber die innere Gestalt bietet viele Veränderungen dar. Von der Landseite, das ist von dem Ravelin des Rothenthurmes (unten in der Mitte), bis zu jenem des früher bestandenen Fischerthores, sieht man die unter Kaiser Ferdinand I. angelegten Festungswerke, wo hingegen die Seite gegen die Donau zu noch im alten Stande mit einfachen Zinnen, Mauern, Schießscharten, Schanzkörben und Palissaden zu sehen ist. Die natürliche Schutzwehre dieses weniger befestigten Zuganges bildete der noch heute daselbst bestehende Donau-Canal, über welchen die Schlagbrücke (weiter links als die gegenwärtige Ferdinandsbrücke) in die damalige Judenstadt (seit 1670 Leopoldstadt) führt, von welcher ein Theil mit den charakteristisch geformten Häusern, denen man fast das Glaubensbekenntniß ihrer damaligen Bewohner ansieht, auf unserer Abbildung zu sehen ist. Der Stadtgraben war damals und noch lange

nachher mit Wasser angefüllt, das bei dem Ravelin am Fischerthore von der Donau einfloß.

Von den Vorstädten sieht man nur erst einige schwache Spuren, so z. B. (rechts oben bei der Ziffer 27) vom Alser- und Währinger-Grunde die Anfänge der Alserstraße, den katholischen und protestantischen Friedhof, nach welchem hin sich eben ein Leichenzug bewegt; Hernals (36); St. Ulrich mit den Kapuzinern am „Platzl" (35), die Wieden vor dem Bürgerspital (15), die Gegend der heutigen Josefstadt (vor der Minoritenkirche, 5, gelegen), der Bezirk Neubau (vor der Burg, 29) war noch Wiesengrund. Auf dem Glacis, das später den Exerzierplatz bildete (heute Platz der Votivkirche, vor dem Schottenthore, 27), bemerkt man einige Häusergruppen, damals sogenannte Lucken, z. B. die Kater-, Rosenlucken ꝛc., welche jedoch bei der zweiten türkischen Belagerung 1683 gänzlich verschwanden. — Das große doppelt viereckige Gebäude (oben rechts) war der große sogenannte Mariazeller-, auch kaiserlicher Gottesacker genannt; auf dessen Grunde stehen heute das Josephinum (k. k. medicinisch-chirurgische Militär-Akademie), das k. k. Militär-Garnisons-Hauptspital und andere Gebäude. In der Mitte aber zeigt sich die Koth- und Brunnlucken, nahe der Stadt. Die Wieden, wo das alte Bürgerspital mit dem großen Gottesacker zu sehen ist (vor 15), reichte damals fast bis an den Stadtgraben. Die weitere Fortsetzung dieser Vorstadt bis gegen die Landstraße fehlt jedoch, und von letzterer erblickt man nur einen kleinen Theil über der, schon damals bestandenen steinernen Wienbrücke (26).



Kürassier-Oberst Dampierre. (Seite 852 und 863.)

Dagegen sind die Räume zwischen der Stadt und dem Wienflusse, vom Kärntnerthor bis gegen die Schlagbrücke zu, mit Lucken, z. B. der Kleberlucken, Neulucken, Schebenzerlucken ꝛc., besetzt, die ebenfalls bei der zweiten türkischen Belagerung für immer verschwanden. Inmitten derselben, an dem breitesten Zwischenraume, gegen den späteren Heumarkt zu (Stelle des alten Tandelmarkt), befand sich damals der „Ochsengries" (Ochsenmarkt), welcher auf der vorliegenden Ansicht (42) genau angegeben ist. Auf der Schlagbrücke zur Leopoldstadt sieht man an beiden Seiten Sperr- oder Schlagbäume, muthmaßlich zu augenblicklicher Sperrung, woher wohl ursprünglich der Name; und auf derselben eine Art Fahr- und Gehthor aus Holz, wahrscheinlich mit Fallgittern zu demselben Zweck versehen. Dem Donau-Canal entlang sieht man Kähne und Flösse, als damalige stark in Anspruch genommene Transportbehelfe.

Der Ansicht Hoefnagel's, wie der Merian'schen Copie, sind bei den meisten Hauptgebäuden Ziffern mit einer kurzen Erklärung beigegeben; die ersteren behalten wir ebenfalls auf unserem Blatte bei, bei der Erklärung müssen wir jedoch ein wenig genauer sein. Nummer 1 zeigt die ehrwürdige St. Stefanskirche, damals noch statt des späteren Adlers und Kreuzes mit dem Stern und Halbmond geziert (wovon schon S. 676 und 686 die Sprache); 2 Kirche zu St. Michael; 3 die alte Kirche zu St. Peter, wovon bereits (S. 60 und 64) die Einzel-Abbildung aus dem Plane sammt Beschreibung gebracht wurde; 4 Kirche St. Maria am Gestade (Maria Stiegen), man sieht sie noch von außen in ihrer alten Gestalt; 5 die Minoritenkirche; 6 die Schottenkirche, welche sich noch in ihrer alten Gestalt, als romanischer Bau mit Querschiff, kleiner Apside und Dachreiter vorstellt, mit dem Schottenkloster; 7 die Hofkirche der Augustiner, die aber zu jener Zeit noch keinen hohen Thurm besaß; 8 Kirche der Prediger oder Dominicanerkirche, von der jetzigen Gestalt ebenfalls ziemlich verschieden; 9 St. Dorothea, das reiche Chorherrenstift in der Dorotheergasse, gegründet durch Rudolf IV. 1360, neu erbaut durch Friedrich III. 1440, 1705 mit einer prachtvollen Façade und zwei Thürmen geschmückt, 1782 aufgehoben und das Stift mit Klosterneuburg vereint; im Stiftsgebäude und der entweihten Kirche wurde dann das Versatzamt untergebracht und aus anderen dazu gehörigen Gebäuden der neue Klosterneuburger-Hof (Plankengasse 6 und 7, alt 1111) hergestellt; 11 St. Maria, Königin der Engel, auch das Königinkloster genannt; an dessen Stelle stehen nun der markgräflich Pallavicini'sche Palast und die beiden Bethäuser des evangelischen und reformirten Bekenntnisses; 12 Kloster der Chorfrauen des heil. Augustin bei St. Jakob mit dem sogenannten Jakoberhof; im Klostergebäude und dem Zuhause wurden nach Aufhebung 1783 das k. k. Stempelamt und Tabak-Apalto (Pacht landesherrlicher Gefälle), dann die Staatsgüter-Administration und die orientalische Akademie untergebracht.

Ziffer 13 zeigt das Nonnenkloster zu St. Laurenz, ebenfalls 1782 aufgehoben. Aus der Kirche, dem Kloster und den Zuhäusern wurde das große Lorenzergebäude hergestellt, das mehrere ärarische Aemter, Buchhaltereien u. s. w., wie das ominöse Bücher-Revisionsamt zu enthalten bestimmt ward; 14 Kloster zur Himmelspforte; 15 Nonnenkloster zu St. Klara nächst dem Kärntnerthore, seit 1530 Bürgerspital; 16 St. Johann Baptist in der Kärntnerstraße, vom Malteserorden erbaut, 1805 bedeutend vergrößert und erweitert; 17 das Kloster der Cistercienser-Nonnen zu St. Nikolaus in der Singerstraße; 18 Kirche zu St. Maria Magdalena bei der Stefanskirche, gegen den Stock-im-Eisen-Platz; 1781 durch Brand zerstört; 19 Obere Jesuitenkirche, gegenwärtig Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel am Hof; 20 St. Salvator im Rathhause; 21 Kapelle St. Georg im Freisinger-, heute Trattner-Hof am Graben; 22 Kirche zu St. Ruprecht; 23 St. Anna, damals den Jesuiten gehörig; 24 der Rothethurm, ein stattliches Gebäude mit dem Durchgang gegen die Donau, abgetragen 1776; 25 das alte Arsenal der Stadt in der Gegend des Auwinkels; 26 das alte Stubenthor; 27 das alte Schottenthor mit der Schotten-Courtine (Festungszwischenwall) vorn; 28 das Neuthor, vom Salzgries hinaus, in dessen Nähe links auch das alte Fischerthor zu sehen ist.

Ziffer 29 zeigt die kaiserliche Burg mit ihren stattlichen Thürmen, die bei dem Leopoldinischen Zubau abgebrochen wurden; dieser alte Theil der Burg enthält blos den jetzt sogenannten Schweizerhof; 30 die (damals) neue Burg, oder der später von Kaiser Josef's I. Witwe sogenannte Amalienhof. In Bezug auf die Hofburg ist deren Abbildung auf diesem Plane besonders lehrreich. Die Darstellung

der nördlichen Front, des vor derselben sichtbaren Gartens, sammt einem an den Burggraben sich lehnenden Gebäude (nicht eine Nebenkapelle der Michaelerkirche), die nach geschehener oder nur vorgeschlagener Wiedererhöhung des in der Belagerung von 1462 zusammengeschossenen „neuen Thurmes" wahrscheinlich aber nie ausgeführte Umgestaltung desselben in einen verzierten Uhrthurm (offenbar als Gegenstück zum Thurme des Amalienhofes), endlich die Gestaltung der drei übrigen Thürme bieten sehr belehrende Einzelnheiten.

Ziffer 31 zeigt die Universität; 32 das Rathhaus (in diesem Buche schon auf Seite 315 und 316 besprochen und Seite 329 im Bilde vorgeführt); 33 das große Zeughaus; 34 die Schranne oder das Gerichtshaus am Hohen Markt (ebenfalls Seite 486 bis 489 detaillirt besprochen und Seite 505 zur Anschauung gebracht); 35 Kirche und Kloster der Kapuziner am Neuen Markt, gegründet 1622 mit der Kaisergruft, folglich damals ein neues Gebäude und viel ausgedehnter als jetzt; 36 Hernals; 37 Hohe Brücke; 38 der Heilthumstuhl (bereits S. 514 beschrieben und S. 528 abgebildet); 39 der Bischofhof; 40 die kaiserliche Stallburg, 1559 für Erzherzog Maximilian II. erbaut; 41 die Fischerstiege; 42 der schon erwähnte Ochsenmarkt.

Auch sonst noch sind höchst interessante Einzelheiten zu bemerken, so z. B. bei der Schottenkirche (6) der Karner (Beinhaus) oder die Kapelle St. Jakob; im Jahre 1645 diente sie zur Aufbewahrung von Pulver. Bei der Minoritenkirche (5) bemerkt man die Ludwigs- und die Katharinakapelle; rechts vom Rothenthurm (24), zwischen dem Hohen Markt (34) und der alten Stadtmauer erblickt man die Kirche des Klosters der Carmeliterinnen bei St. Josef, auch Siebenbüchnerinnen genannt, welches 1639 gegründet, 1782 aufgehoben und die Gebäude zu einem Untersuchungs- und Straforte für Vergehen verwendet wurden, bekannt dann unter dem Namen „Polizeihaus", bis in die neueste Zeit in ziemlich erhaltener Gestalt. Hinter der Malteserkirche (16) erblickt man den Getreidemarkt; die Brücke links daneben hieß das „Todtenbrückel", es führte zu dem weiter hinten liegenden Friedhof. An den Cavalier (rundgebogenes Außenwerk) bei der Dominicanerkirche (8) schließt sich eine lange Reihe kleiner Häuschen auf der rechten Seite der Bastion, bis zur nächsten, der Biberbastei, laufend, an; es sind dies die „Soldatenquartiere" (Kasernen), die Behausung der Stadt-Quardia, von welcher bereits (S. 845) eingehend gesprochen wurde. Solche Soldatenquartiere bestanden jedoch nicht allein hier, sondern auch auf anderen Basteien, so z. B. auf der Mölkerbastion, sowie auf den anstoßenden Theilen der Courtinen, beim Neuthor (an deren Stelle im Jahre 1741 die Salzgrieskaserne zu stehen kam), an der Seilerstätte (an deren Stelle heute die Häuser mit den Nummern 11, 13, 15, 17 und 19, alt 989 bis 994, und Coburgbastei Nr. 12 und 14, alt 1191 und 1192); bei der Krugerstraße (heute Nr. 6, alt 1015; Wallfischplatz Nr. 4, 5, 6; alt 1022 bis 1024, und Wallfischgasse 10, alt 1025.) Diese Stadt-Quardia-Häuser entstanden auf Veranlassung einzelner Hauseigenthümer der inneren Stadt, welche durch die Erbauung je eines derartigen kleinen Hauses ihr Stadthaus von der Quartiergabe für einen Mann der Stadt-Quardia befreiten. Diese Häuser, welche meistens im grundbücherlichen Verbande mit jenem Hause blieben, zu dem sie gehörten, bestanden meist nur aus zwei bis drei Räumlichkeiten und waren ebenerdig.

Ferdinand II. und die Protestanten.

Da Kaiser Mathias keine Kinder hinterließ, so folgte ihm der zum Herrscher bestimmte Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der zu Graz am 9. Juli 1578 geboren, im Jahre 1616 vom Kaiser an Sohnesstatt angenommen, zu Prag am 20. Juni 1617 zum König von Böhmen, zu Preßburg am 1. Juli 1618 zum König von Ungarn gekrönt worden war. Zu jener Zeit stand es im Reiche selbst nicht schlecht um des neuen Herrschers Sache; es hatte sich die katholische, ihm anhängende Partei fest verbündet und war, den thatkräftigen Bundesgenossen des neuen Regenten, Kurfürst Maximilian I. von Baiern, an der Spitze, entschlossen, den katholischen Glauben mit den Waffen zu verfechten. Desto übler sah es jedoch in den Erbländern aus, denn nicht nur loderte der Krieg bereits in Böhmen, sondern es wollten auch in Oesterreich die Stände die Huldigung nur gegen Bedingungen leisten, zu welchen sich Ferdinand nimmer verstehen konnte. So verlangten sie z. B. einen Revers, daß Ferdinand alle Religions- und politischen Freiheiten bestätige und ihre Verträge und Verbindungen mit den protestantischen Reichsfürsten bestätige. Die drückendste Geldnoth kam dazu, keine Steuer, zu welcher die Stände zugestimmt hatten, floß ein, und so waren die Kassen des Regenten völlig leer, derselbe nur auf die von Papst Leo X. und Spanien gelieferten Unterstützungen beschränkt und außer Stande, neue Truppen zu werben oder auch nur den wenigen bestehenden den Sold zu bezahlen. In Wien herrschte dumpfe Gährung, welche die protestantischen Prediger durch ihre eifernden Worte nährten; laut wurde bereits von der Absetzung des Stadtrathes und der Einsetzung von Directoren, wie dies in Böhmen und Mähren erfolgt war, gesprochen.

Als nun gar der böhmische Feldherr Graf Matthäus Thurn (geb. 1580, gest. 1633), dieser mächtigste Hebel des böhmischen Aufstandes, mit 16.000 Mann nach Mähren rückte, dessen Stände zum Anschluß an die Böhmen brachte und sich hierauf Wien näherte, da erkannte Jedermann, daß die Katastrophe eintreten müsse. Thurn stand bereits zu Laab, und Pater Wilhelm Lamormain (eigentlich Lämmermann, gest. 1648), Jesuit, Beichtvater des Monarchen, wie die Räthe des Königs, ferner der spanische Botschafter, Graf Ognate, drangen in Ferdinand, doch in die sicheren Engpässe der Tiroler Gebirge zu fliehen. Dieser Rath wurde bedeutsam unterstützt durch die ganz offen gebrüllten Hohnlieder der Protestanten, welche sich fortwährend vor den Fenstern der kaiserlichen Burg herumtrieben. Ferdinand beschloß jedoch, in Wien zu bleiben, und keine Gegenvorstellungen, keine Bitten konnten ihn von dem Entschlusse abbringen; er erlaubte selbst die Abreise der kleinen Prinzen — des elfjährigen Ferdinand (als Kaiser der Dritte, geb. in Graz 1608, gest. 1657) und des fünfjährigen Leopold Wilhelm (nachmaligen Hoch- und Deutschmeister, geb. zu Neustadt 1614, gest. in Wien 1662) — nicht.

Endlich schickte man dem protestantischen Heerführer eine Gesandtschaft nach Laab entgegen, um seine eigentliche Absicht auf die Hauptstadt zu erfahren und ihn durch Ueberredungskünste womöglich zur Umkehr zu bewegen; aber die Gesandten kehrten bald zurück, nichts mit sich bringend als eine hochfahrende und stolze Antwort von Seite des böhmischen Feldherrn, welche noch dazu durch eine wohlgerüstete Armee und ganze Reihen furchtbarer Belagerungsgeschütze, die der Commandant der Artillerie Christoph Harant, Ritter von Pollschitz und Baldenschitz (der berühmte Reisende, Gelehrte und Musiker, geb. 1560, enthauptet 1621) hatte auffahren lassen, unterstützt wurden. In solcher Bedrängniß beschloß man endlich, den Stolz, die Entwürdigung beiseite zu schieben und mit

den protestantischen Glaubensgenossen in der Stadt, welche nur auf den Augenblick paßten, ihren Glaubensbrüdern die Thore zu öffnen, zu unterhandeln. Es wurde vom Staatssecretär eine Schrift an die Stände aufgesetzt, mittelst welcher dieselben um ihr Verhalten bei Thurn's Erscheinen befragt, zur Ruhe und Ordnung ermahnt und endlich durch Versprechungen von allerlei zu gewährenden Freiheiten und Rechten für die Zukunft umgestimmt werden sollten.

Graf Thurn war mittlerweile bei der Nacht in aller Stille bis an's linke Donau-Ufer vorgerückt und bemächtigte sich der auf dem Flusse liegenden Schiffsfahrzeuge. Dem sahen die Wiener von ihren Thürmen herab mit dumpfem, unthätigem Schrecken zu. Endlich rotteten sie sich zu großen Haufen zusammen, durchzogen die Straßen mit Geschrei und Drohungen, verhinderten oder zerstörten die Vertheidigungsmaßregeln, widersetzten sich der Bewaffnung der katholischen Studenten und Handwerker, welcher Zustand drei Tage dauerte und dem Grafen Thurn ruhige Gelegenheit gab, die Vorstädte ungehindert zu besetzen; ja es hatten die Katholiken kaum noch zur rechten Zeit die inneren Stadtthore verschließen können. Es hatte das Schreiben Ferdinand's nicht die gewünschte Wirkung hervorgebracht, im Gegentheile die Anmaßung der protestantischen Stände, welche die Ohnmacht des Königs zu benutzen beschlossen, erhöht; ja sie entwarfen in diesem Sinne ein Antwortschreiben voller Drohungen und unerfüllbarer Forderungen, deren Gewährung als Preis des Ruhigverhaltens gestellt war, und wählten unter den hitzigsten Köpfen eine Deputation, welche dasselbe in die kaiserliche Burg tragen sollte.

Unterdessen hatte der unglückliche Landesfürst hinreichende Gelegenheit, Proben seiner Standhaftigkeit und Geduld zu geben. Er sah stündlich immer mehr und mehr das Schiff seines Glückes versinken und mußte Beleidigungen ertragen, die auch das festeste königliche Herz zu zerreißen vermochten. Die inneren Burghöfe, die ganzen Basteien waren mit Menschen aus den niedrigsten Volksclassen angefüllt, die Tag und Nacht darauf lagerten und gegen die Fenster der Burg ihre Drohungen brüllten; ja es konnte sich Ferdinand beinahe schon als Gefangener betrachten, denn jene Rotten waren mit Spießen und Musketen bewaffnet und ließen die wenigen Freunde, die sich in seine Nähe flüchten wollten, nicht einmal zu ihm. So beinahe von Allen verlassen, ausgenommen von seinem Gewissensrathe Pater Lamormain und dem getreuen Rath Grafen Ulrich von Eggenberg, sah Ferdinand mit männlich festem Ernste und mit einer Ergebung, die er aus seinem tief religiösen Gemüthe schöpfte, der nahen Entscheidung seines Geschickes entgegen. In jedem seiner Gemächer befand sich ein Crucifix, und oft sank er, seine beiden Knaben an der Hand, vor demselben nieder und rief den Heiland der Welt um Errettung aus dieser höchsten Bedrängniß an.

Es war am 11. Juni 1619, als des Morgens der Lärm in den Umgebungen der Burg heftiger ward als bisher; man hörte den betäubenden Kanonendonner und die Kugeln schwirrten über die Stadt hin, ja flogen bis an die Fenster der kaiserlichen Burg, so daß Ferdinand drohend ausrief: „Harant! Harant! Wenn ich dich je in meine Gewalt bekomme!“ (Es war auch später eine der schwersten Belastungen für den böhmischen Artillerie-Commandanten, daß er als königlicher Kämmerer und Rath seinen Eid der Treue gebrochen, bei einer aufrührerischen Partei Dienste genommen, als Vorsteher der königlichen Kammereinkünfte dieselben zum Nachtheile des Königs verschwendet habe, als Anhänger des ständischen Heeres vor Wien gerückt sei und angeordnet habe, daß das Geschütz gegen die Wohnung des rechtmäßigen Herrschers gerichtet und abgebrannt wurde. Da sich Harant nicht rechtfertigen konnte, wurde er am 21. Juni 1621 mit noch 22 Unglücksgenossen auf dem Altstädter-Ring enthauptet.)

König Ferdinand war an das Fenster getreten, um sich von der Ursache des Getöses zu unterrichten, das jetzt vor seinen Gemächern im Hofe laut wurde;

plötzlich schlug eine Musketenkugel durch die Scheiben, ohne ihn glücklicherweise zu verletzen. Die Kugel zerschmetterte im Fluge einen Kronleuchter und blieb dann im Plafond des Gemaches stecken. Ruhig trat er zurück, weckte die beiden Prinzen auf, die, ermüdet von der Hitze des Tages, in einem großen Lehnsessel eingeschlummert waren, und führte sie nach dem Hintergrunde des Zimmers. Dann sank er vor dem Crucifix nieder, umarmte dessen Fuß und drückte die brennende Stirne an den silbernen Stamm des Kreuzes. In seiner Betäubung war ihm da, als flöße himmlisches Licht um ihn her, der Fuß des Heilands schien unter seiner Stirne zu erwarmen, und der metallene Mund schien zu flüstern: „Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen!“ Neue Thatkraft, neuer Muth beseelte vom Momente an den Monarchen wieder.

Das Crucifix, welches zu Ferdinand II. gesprochen haben soll, gehört jetzt zu den werthvollsten historischen, in der kaiserlichen Schatzkammer verwahrten Stücken und figurirt bei den wichtigsten Kirchenfeierlichkeiten in der Burg. Kaiser Leopold I. verlangte es in seiner Sterbestunde (5. Mai 1705) und sprach kurz vor seinem Hinscheiden zu demselben: „Von dir habe ich Scepter und Krone empfangen, zu deinen Füßen lege ich sie heute nieder!“ Als sich im Jahre 1782 Papst Pius VI. in Wien befand und in der kaiserlichen Burg wohnte, hatte Kaiser Josef II. die Aufmerksamkeit, dieses merkwürdige Crucifix auf dem Kammer-Altar des heiligen Vaters aufstellen zu lassen.

Kaum hatte Ferdinand seine Stellung am Fuße des Crucifixes verlassen, als neuer Lärm ertönte und sich eine Deputation der Akatholiken in das Gemach drängte. An deren Spitze stand Andreas Freiherr von Thanradl,*) Herr von Thernberg, Ebergassing, Rechberg, Johannstein am Sparbach und Stranzendorf (geb. 1572, geächtet 1620, Besitzer des Hauses in der Herrengasse 15, Landhausgasse 2, alt 31), ein unverschämter Poltron, der ganz ungescheut davon sprach, man müsse sich einen andern Herrn wählen, König Ferdinand in ein Kloster sperren, seine Kinder in der lutherischen Lehre erziehen lassen, wie auch den kaiserlichen geheimen Räthen die Köpfe „herunter schmeißen“ (sie enthaupten); — ferner Georg Erasmus Freiherr von Tschernembl auf Windeck und Schwertberg (geb. in Oberösterreich 1566, gest. in Genf am 18. November 1626), eines der hervorragendsten Häupter der protestantischen Herren und Ritter, das eigentliche Mittelglied zwischen allen dem Hause Oesterreich feindlichen Elementen und der pfälzisch-calvinischen Union im Reiche, deren Streben dahin gerichtet war, in Verbindung mit auswärtigen Mächten „alle katholischen Stände des Reiches zu überwältigen und sich mit ihren Bundesgenossen in die Beute zu theilen“, übrigens wird er von Zeitgenossen ein „gelehrter, in Historien- und Landsachen erfahrener, auch arbeitsamer Herr“ genannt. Er hieß unter seinen Freunden nur der „Meutmacher“ (Emeutenveranstalter), und man sagte später von ihm, er sei der „Redlinsführer und oberste aller Rebellion und Verwirrung gewesen, allbereit sich gar frech vernehmen zu lassen und also nicht allein dieses gegenwärtigen schrecklichen Kriegs (1618 bis 1648), sondern auch anderen Rottirung, Unglücks und Aufruhren oberster Anstifter“. Interessant ist dabei, daß Tschernembl in der That schon damals alle jene Grundsätze geltend machte und mit größter Schärfe aussprach, welche die Umsturzmänner und Weltverbesserer der letzten Decennien als die Summe aller politischen Weisheit im Munde zu führen pflegen. Nach seiner Ansicht hatte seine Partei zu dem ein Recht, wozu sie die Macht hatte; er verkündete „Volkssouveränetät“, nur war bei ihm das Volk der ständische Adel, oder vielmehr die

*) Die allein richtige Schreibweise ist Thanradl, während das gewöhnliche Thonrädl absolut falsch ist. Dieser letztere Name entstand durch den Umstand, daß das a der ersten Silbe tief ausgesprochen wird, während ein e auf dem a der zweiten Silbe den hohen Klang andeutete. Daher auch das unrichtige Gräz statt Graz.

Majorität desselben (Rede im Landhause zu Wien am 4. März 1609). Weiterhin: „das Homagium (Huldigung, Unterwerfung) gebührt dem, der das Vaterland inn hat und possedirt (besitzt) mit Willen gemeiner Landschaft". — „Wer nit in der Huldigung ist, der ist vogelfrei. Das Volk wält sich seinen Fürsten und kann ihn also auch wieder verwerfen."

Daß die zu Ferdinand sich frech eindrängenden sechzehn Herren, mit solchen zwei Führern an der Spitze, nicht gelinde Worte gebrauchten, als sie ihm ihre erniedrigenden Anträge vorlegten, darüber kann kein Zweifel herrschen; es ist ganz dem Charakter Thanradl's angemessen, daß er den König mit den frechsten Auslassungen zum „Placet" (genehmigenden Unterschreiben) der ihm vorgelegten Antwortschrift drängte und nach dessen beharrlicher Weigerung ihm, an einem Knopfe seines Wammses fassend, zudonnerte: „Gieb Dich, Nandel (Ferdinandchen), gieb Dich! Wirst unterschreiben oder nit?" Indessen haben neuere Geschichtsforscher wohl die trotzige Frechheit der Dränger zugegeben, aber alles Uebrige als Uebertreibung erklärt und die thätliche Beleidigung als Fabel nachgewiesen. In jedem Falle aber war Ferdinand in höchst desperater Lage, welche einem sehr bedauerlichen Ausgange nahe war, als glücklicherweise und zur rechten Zeit vor den Fenstern der Burg Trompetengeschmetter ertönte und 500 Mann vom Kürassier-Regimente des kaiserl. Generals, Heinrich Duval Graf Dampierre (geb. zu Metz, geblieben vor Preßburg 1620 und bei den Minoriten in Wien begraben; sein Porträt Seite 857) unter Anführung des Obersten Freiherrn Karl von Santhilier (nicht Saint-Hilaire, wie er stets genannt wird), von Krems kommend und vier schöne Kanonen, Vierundzwanzigpfünder, mit sich führend,*) auf den Burgplatz rückten.

Voll Entsetzen darüber und die Folgen weiterer Ausschreitung fürchtend, wurden sie sofort gemäßigter in ihrem Auftreten und begannen solidere Unterhandlungen; sie baten um Salva Guardia (Schutzbedeckung) und daß sie in und außer ihren Häusern ungeschädigt bleiben möchten, was ihnen Ferdinand auch versprach. Sie entfernten sich unbehelligt und begaben sich zu dem in der Vorstadt Margarethen lagernden, Frau und „Schnur" (Schwiegertochter) mit sich führenden Grafen Thurn, während König Ferdinand den mit seinen Officieren eintretenden Oberst Santhilier mit offenen Armen empfing. Derselbe genoß später vieler Gnaden, er wurde Regierungsrath, Arsenalhauptmann, Oberlieutenant der Stadt-Quardia, endlich kaiserl. Trabantenhauptmann und starb zu Graz am 22. Mai 1647. Sein Grabmal befindet sich in der dortigen Dominicanerkirche. Seine Nachkommen wurden in den Reichsgrafenstand erhoben und erhielten die Erlaubniß, den gekrönten kaiserlichen Doppeladler im goldenen Felde im Schilde führen zu dürfen. Der letzte Sprosse dieses Geschlechtes starb in Wien 1747 im Alter von 77 Jahren in der Gräfin Maria Charlotte von Wilczek, Witwe des berühmten Feldmarschalls Heinrich Wilhelm von Wilczek. Durch sie gelangte dieses Geschlecht in den Besitz der Santhilier'schen Herrschaft Kreuzenstein, wie auch der Doppeladler ihres Wappens in das der Wilczek überging. Das Regiment selbst, bis 1867 als Kürassier-Regiment bestehend, heute Dragoner-Regiment Prinz Karl von Preußen Nr. 8, erhielt ebenfalls werthvolle Privilegien. Es darf bis heute in Dienstesfällen unter Trompetenschall und mit fliegenden Standarten durch die Hofburg und die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien marschiren, auch auf dem kaiserlichen Hofburgplatze (Franzensplatz) sich aufstellen und durch drei volle Tage allda für seine freie Werbung den Werbetisch aufschlagen. Von dem Regimente

*) Diese Kanonen kamen später in das Zeughaus des Schlosses Forchtenstein. Die Läufe tragen in erhabener Arbeit den kaiserlichen Adler mit der Umschrift: „F. II. ROM. IMPER. — MDCXVIII." Unter diesem: „Karl Freiherr von Santeliere" mit dem Familienwappen.

wird dann vor der dem Regiments-Commandanten in der Hofburg einzuräumenden Wohnung, wohin die Regiments-Standarten zu bringen sind, die Wache bezogen, und dem jeweiligen Regiments-Commandanten ist es bei solcher Gelegenheit gestattet, unangemeldet in voller Rüstung vor dem Kaiser zu erscheinen. Das Regiment hat auch die Versicherung, niemals reducirt oder aufgelöst zu werden, und endlich die Auszeichnung, daß kein Mann desselben wegen Verbrechen, worauf die Todesstrafe gesetzt ist, in demselben hingerichtet werden darf (d. h. es wird in solchen Fällen der Schuldige zur Vollziehung solcher Strafe jederzeit zu einem andern Regimente abgegeben). Alle diese Privilegien wurden anläßlich der im Jahre 1819 abgehaltenen Säcularfeier von Kaiser Franz I. bestätigt. Das letzte Mal, als dieses Regiment die k. k. Hofburg passirte, war es auf seinem Durchmarsche nach seiner neuen Station Stockerau, am 8. September 1879, wo es unter seinem Obersten Wonnesch vom Erzherzoge Albrecht,



Der Neue Markt um 1600. (Seite 854 und 855.)

vielen Generälen und einer jubelnden tausendköpfigen Menschenmenge empfangen wurde.

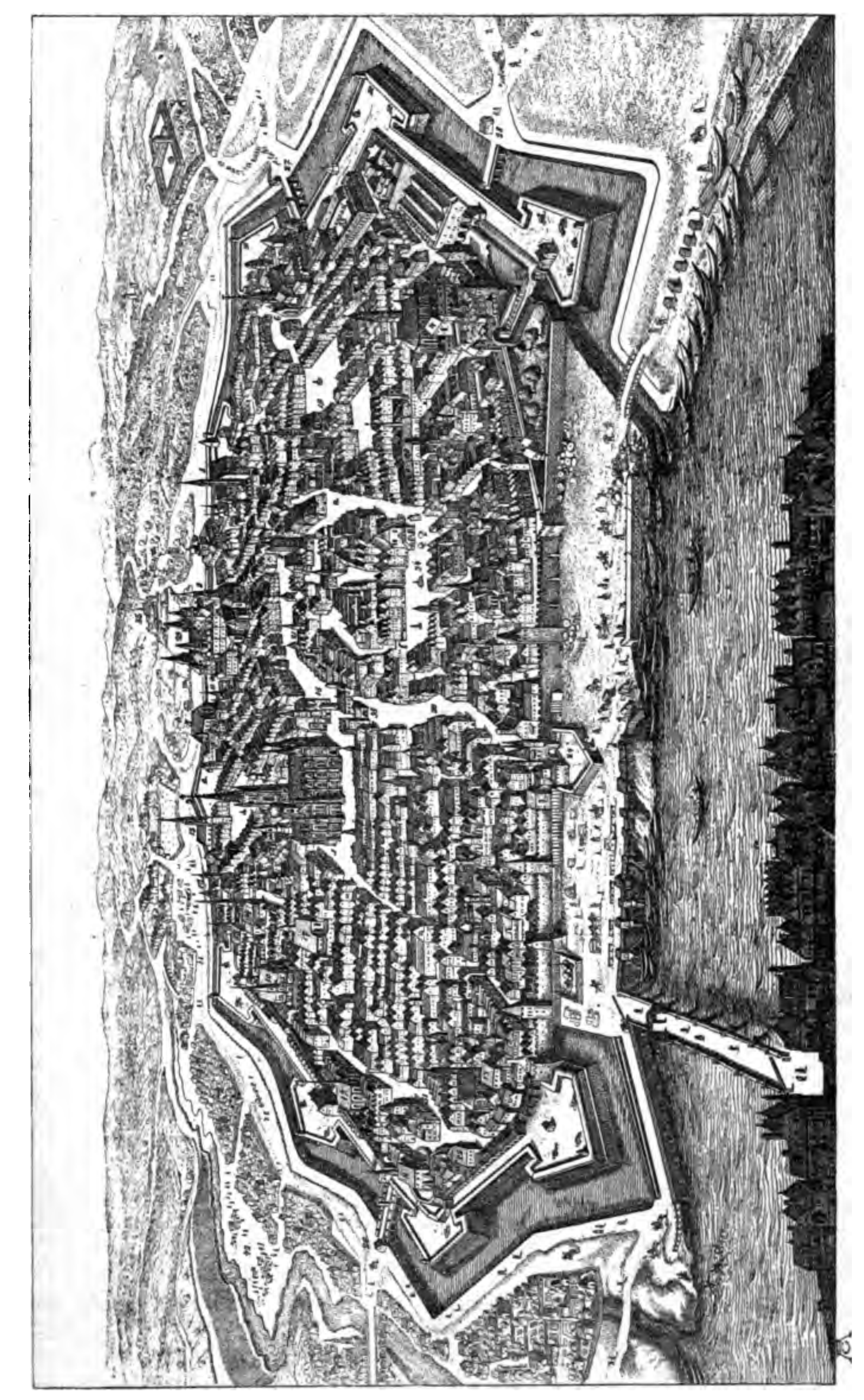
Während die protestantischen Stände sich eiligst aus Wien entfernten und ihre Anliegen und Beschwerden im Kanzleiwege anzubringen versprachen, ermannten sich, ermuthigt durch die angekommenen Truppen, die katholischen Bürger; es schlossen sich sogleich 1500 von ihnen und 500 Studenten dem Oberst Santhilier an, einestheils zum Schutze ihres Königs, anderntheils auch zur Abwehr der Belagerer. Bereits war Alles zu einem Ausfalle eingeleitet, als die Nachricht einlangte, daß der kaiserliche Feldherr Karl Longueval Graf von Bucquoy (geb. 1571, geblieben vor Neuhäusel 1621, in der Minoritenkirche zu Wien begraben) sich im siegreichen Zuge Prag nähere, worauf Thurn schon am 12. Juni eiligst aufbrach, um diese Stadt zu decken. So war denn Ferdinand der dringendsten Gefahr rasch entrissen worden, und er eilte nach Frankfurt zur Kaiserwahl. Vorher jedoch verfügte er (am 6. Juli) die Entwaffnung der Bürgerschaft. Es mußten „Oberwehr, lang und kurze Rohren, Hellparten, Spieß, Schlachtschwerter und Partisanen“ an besondere Commissäre abgegeben werden, welche sie im Zeughause gemeiner Stadt



17.

Die protestantischen Deputirten bei Kaiser Ferdinand II.





Wien in der Vogelperspective im Jahre 1642. (Seite 855—859.)

„behaltungsweiß" deponirten. Es war dies unbestritten eine zur Sicherung der Stadt während der Abwesenheit des Kaisers nothwendige Maßregel, sie hatte aber das recht Böse im Gefolge, daß hierdurch die waffenlosen Bürger schutzlos den Mißhandlungen der damals so überaus rohen Soldateska preisgegeben waren. Mußte doch im selben Jahre noch der Bürgermeister Daniel Moser um Rückstellung der Waffen ansuchen, „da die Soldaten die Planken eingerissen, die Leutt auff den Straßen außgezogen, erschlagen, Alles verwüst, verderbt und verhergt (verheert) haben". Aus dieser Eingabe ist ferner zu ersehen, daß die Zahl der Bürger von vordem 8000 auf 1300, darunter nur etwas über 400 behauste, zurückgegangen war. Die Spaltungen hatten eben so traurige Folgen gehabt.

Wenngleich die protestantischen Wahlfürsten einen Mann ihres Glaubens auf den Thron zu heben wünschten, gelang es doch den Katholiken, die Mehrzahl der Stimmen zu erringen, so daß Ferdinand am 28. August 1619 zum deutschen Kaiser erwählt und am 9. September gekrönt wurde. Für die katholische Sache war die Kaiserwahl der entscheidendste Sieg, denn Ferdinand vermochte nun sein Gewicht als Reichsoberhaupt in die Waagschale zu legen und gegen seinen Widersacher, den mittlerweile von den böhmischen Ständen zum Könige Böhmens gewählten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, mit Acht und Bann vorzugehen, was auch unverzüglich geschah. Es wurden mit Baiern und Spanien Verträge abgeschlossen und ein mächtiges Kriegsheer in's Feld gestellt.

Nichtsdestoweniger drohte Wien noch einmal feindliche Gefahr; denn als Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, in Oberungarn vordrang und Graf Bucquoy deshalb eilig mit seinem Heere dahin abgeordnet wurde, folgte dem Letzteren Thurn auf dem Fuße und umlagerte Wien, verstärkt durch leichte Truppen des Siebenbürgers und durch die Heeresabtheilung des Generals Georg Adam Freiherr von Hofkirchen. (Dieser wurde dafür geächtet und seiner Güter verlustig erklärt; darunter befand sich sein in der Herrengasse gestandenes, auf beinahe 35.000 Gulden geschätztes Haus, heute Nr. 4, alt 252, welches darauf der Kaiser dem Fürsten Gundaker von Liechtenstein schenkte. Freiherr von Hofkirchen, geb. 1562, kaiserl. Kämmerer, Hofkriegsrath und Oberst eines Regimentes, starb 1623 kinderlos außer Landes.)

Am 2. November war die Stadt von 80.000 Mann eingeschlossen, und es wurde versucht, durch eine am Stubenthore angebrachte Petarde einen Zugang zu öffnen und die Stadt zu überrumpeln; aber auch diese Gefahr ging glücklich vorüber, der Anschlag mißlang; es schloß ferner der Kaiser mit Bethlen Frieden, wodurch sich dieser aus Böhmen zurückzog, und Thurn wurde in Folge der aus Baiern nahenden Truppen zur Umkehr gezwungen. Aber es währten noch das ganze Jahr 1620 hindurch die Kämpfe an der Landesgrenze, und als im Herbst wieder ein Trupp von 3000 Ungarn über die Grenze einfiel und in Schwechat und Ebersdorf mit Brand und Mord hauste, entstand ein so großer Schreck, daß ein allgemeines Flüchten nach Wien begann und viele Leute sich in die Wälder verkrochen.

Endlich aber war das ganze Land in kaiserlicher Gewalt, und Ferdinand forderte nun von den Ständen unbedingte Unterwerfung. Viele erschienen und leisteten am 13. Juli 1620 den Huldigungseid. Andere aber, wie Thanradl, Tschernembl und der reiche Helmhard Jörger von Tollet erschienen nicht und wurden nun als Rebellen in die Acht erklärt. Jörger war Besitzer der Herrschaft Hernals, welche Ortschaft zur Zeit der Reformations-Unruhen ein Hauptsitz der „Sectirer" (Glaubenszünftler) und der berüchtigtste Herd aller Umtriebe gewesen, zu welchem schaarenweise zu Roß und zu Wagen alle Jene pilgerten, die an den aufreizenden Conventikeln (Winkelversammlungen) theilnahmen. Ein gleichzeitiger Kupferstich (Bild S. 873) hat uns in recht lebendiger

Weise die Ortschaft, wie sie damals anzuschauen war, erhalten, und man ersieht auf demselben die Hast und den großen Zulauf, mit dem man sich zu dem dort abgehaltenen protestantischen Gottesdienst begiebt. Als aber endlich durch die Schlacht am Weißen Berg am 8. November 1620 die kaiserliche Sache den vollständigsten Sieg errungen hatte, hinderte den Kaiser nichts mehr, seine Pläne, die gänzliche Ausrottung der neuen Lehre, im vollen Umfange durchzuführen. Schon viel früher hatte er die Drohung ausgesprochen: „Na, wartet, ich will Euch schon katholisch machen!“ (Nach anderer Version sollen die baierischen Kürassiere den aufständischen lutherischen Bauern in Oberösterreich zugerufen haben: „Wir werden Euch schon katholisch machen!“) Der Ausdruck ist übrigens bis heute, als Sprichwort für energische Durchführung gegen Widersetzlichkeit, im Volksmunde gebräuchlich geblieben. Noch als Erzherzog in Graz lebend, hatte Ferdinand den Plan zur Gegenreformation gefaßt, wobei er eines Tages Denen, die ihn davor warnten, energisch zur Antwort gegeben: „Ei, ich will Oesterreich katholisch machen, und wenn's Graz gilt!“ was ebenfalls als Sprichwort im Volksmunde bis heute geblieben, um anzudeuten, daß man ein Vorhaben, selbst mit Verlust seiner besten Habe, auszuführen gedenke. Um wieviel mehr schritt er nun, mächtig geworden, zur That. Es wurden die Prädicanten (nicht berufene Prediger) aus der Minoritenkirche, dem Landhause und aus Hernals getrieben und bald auch aus dem Lande gewiesen.

Zu tadeln dabei ist aber, daß der nun auf einmal gegen die Wehrlosen Muth gewinnende rohe Pöbel sie arg verhöhnte und beschimpfte, wie er ihnen denn z. B., als sie, versehen mit einem Zehrpfennig, die Donau hinauffuhren, nachrief: „Na, wo ist denn jetzt Eure feste Burg?“ Und es war nicht der Pöbel allein, der die Gestürzten höhnte. Kaum war die Katastrophe eingetreten, so fand sich ein Poet, der ein Schandlibell (Schmähschrift), gedruckt zu Wien, verfertigte, unter dem Titel: „Newer Abschiedt oder ein klein kurzes Abdank Brieffl einer evangelischen Gemein“. Diese literarische Seltenheit ist darum interessant, weil wir aus derselben die sonst nirgends verzeichneten Namen jener Bürger erfahren, welche am eifrigsten für die evangelische Sache wirkten, und zwar: Pfanner, Reichart (zum Bürgermeister bestimmt), Wolfahrt, Tobias Höhenbühler, Joachim Spädt und zwei nur mit den Vornamen Hanns und Elias genannte Bürger.

Die Hausbesitzer trugen auch ihr Schärflein bei, um die Verbannten lächerlich zu machen. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß eine Menge Spottausdrücke und Spottbilder, darunter so manche aus dem Mittelalter stammend, als Hausschildbezeichnungen und Wandgemälde angebracht wurden, so z. B. „Wo der Wolf den Gänsen predigt“ an dem Hause der Wallnerstraße Nr. 17 (alt 271), worüber schon einmal (Seite 348) gesprochen worden (auch Straßburg bewahrt aus jener Zeit ein Wahrzeichen: Wo der Fuchs den Gänsen predigt); „Wo der Hahn den Hühnern predigt“ am Hause der Wollzeile Nr. 28, Riemerstraße 1 (alt 793); beim „Fuchs im Stiefel“ am Hause in der Domgasse 2, Blutgasse 2 (alt 871); „Wo der Schmidt die Gans beschlagt“ am Hause der Himmelpfortgasse Nr. 3 (alt 947); es gab auch ein Hausschild am Bauernmarkt: „Wo der Esel auf dem Eis tanzt“ (heute Eisgrübel 2, Goldschmiedgasse 12, alt 605).

Eine bedeutsame Rolle spielte aber der Bock, der in allen möglichen Farben an die Wände gepinselt wurde. Recht treffend für beide sich arg befehdende Parteien war der Schild: „Wo die Böck einander stoßen“ auf dem Dominicanerplatz (heute Haus Nr. 35 in der Wollzeile, Postgasse 1, alt 787), von welchem Schilde die Bock- (heute Post-) Gasse den Namen erhielt. Man will auch das Wappen mit dem springenden Bocke oben links an dem im Michaeler-Durchhause an der ehemaligen Dreifaltigkeits- und St. Blasiuskapelle angebrachten großen

Basrelief, mehrere Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu, mit der Hauptfigur Christus am Oelberge, daneben die drei schlafenden Jünger (ober dem Bilde die Aufschrift: „Hanns Huber 1494“, wahrscheinlich den Künstler kundgebend), als ein Spottbild gegen den Protestantismus auffassen und vornehmlich deshalb, weil der Bock (bis zu der im Jahre 1862 wegen Zerbröcklung erfolgten Restaurirung) einen Rosenkranz in den Vorderfüßen gehalten, woher auch eine frühere Bezeichnung „Wo der Bock zum Heiligen wird“ stammt.

Mehrere Topographen Wiens bemerken dagegen (ganz unrichtig und wahrscheinlich, weil sie das Thier verwechselten), daß man unter den Figuren dieses Oelberges einen Hasen sehe, welcher einen Rosenkranz bete, der so lange sei wie er selbst, und halten, freilich ungemein gesucht, dafür, es wäre dies eine Satyre auf andachtlose Beter, die, gleich dem Hasen, blos nur hastig die Lippen bewegen. Allerdings gehört die Abbildung eines solchen Thieres unter die katholischen Symbole, wie denn nach einem „Physiologus“ in der Handschrift des 11. Jahrhunderts in der christlichen Kunstsymbolik das gehörnte Thier: Ziege, Geiß, Bock, weil es die hohen Berge liebt, daher Alles von der Ferne nur allzu gut voraussieht, ein Sinnbild unseres Herrn Jesus Christus ist, der ebenfalls die erhabenen Berge (Patriarchen, Propheten, Apostel und alle Heiligen) liebt und der nach der Heiligen Schrift ist: „ein Gott des Wissens, welcher siehet auf das Niedrige und kennet das Hohe von Ferne; der uns winket, auf die Höhen der Berge zu eilen“ (den Sinn der göttlichen Aussprüche zu erörtern) u. s. w. Indeß kann hier das Bockwappen nur eine vollständig privative Bedeutung haben.

An der Südwand der Pfarrkirche zu Mödling befindet sich ein Grabmal, eine rothmarmorne Platte von 4 Fuß Höhe und 2 Fuß Breite, deren obere Hälfte eine, gewissermaßen als auf einem aufgerollten Blatte befindlich dargestellte Inschrift einnimmt, die in sechs Zeilen getheilt ist und lautet: „Hie liegt begraben der Edl vn vest Sewastian Oberndorfer zu Gaislperg rö. kö. mt. Thierhietter der gestorben ist am Erichtag in pfingstfeiertagen im 1541 jar d. got gnat“. In der unteren Hälfte befindet sich das Wappen des Verblichenen unter einem Rundbogen, und zwar im unteren gerundeten tartschenartigen (die Tartsche, aus dem Arabischen Tarka ein starkes, halbrundes Schild) quergetheilten Schilde ein aufrechter Steinbock gegen rechts gehend; am geschlossenen Stechhelme das aus der Krone wachsende Wappenbild: der halbe Bocksleib mit den aufrecht gehaltenen Vorderfüßen und dieses letztere ist das frappanteste Seitenstück zu dem ehemals betenden Bocke auf dem Oelberg bei St. Michael, kann daher ganz wohl zur Erinnerung an ein Mitglied dieser Familie, das eine Stiftung machte oder etwa gar den Oelberg spendete, dort angebracht worden sein. Der Bock (oder Geiß) ist in jedem Falle also ein sogenanntes redendes Wappen und der Rosenkranz in den Pfoten bedeutete, daß der Betreffende zu Jesus Christus (der hier am Oelberge dargestellt ist) um seine Gnade bete, wahrlich redend: „Der von Bock oder Geiselberg betet zu Dir, o Herr!“ Dazu kommt noch, daß das Oelberg-Basrelief früher auf dem Friedhofe selbst gestanden, und erst bei dessen Auflassung an seine jetzige Stelle gelangte, daher recht wohl der Grabstätte des Wappen-Inhabers nahe gewesen sein kann. Es dürfte diese Meinung die richtigste sein, denn gegen eine zweite spricht in erster Reihe die Jahreszahl 1494 und in weiterer die Ungeschlachtheit der künstlerischen Mache. Manche meinen nämlich, das Wappen von dem Künstler angebracht, sei das des berühmten Steinmetzmeisters und Bildhauers Hanns Jakob Bock (geb. 1604, gest. am 12. Februar 1651), der thätig für allerlei Kirchen gewesen; wer aber den herrlichen, aus schwarzem polnischen Marmor gemachten und mit elf Statuen von weißem Marmor gezierten Hochaltar der Stefanskirche betrachtet, den Bischof Friedrich Philipp Graf Breuner (gest. 1669) von Bock im Jahre 1640 in einer

Höhe von 20·8 Meter, einer Breite von 8·8 Meter herstellen ließ, der kann unmöglich glauben, daß die viel mindere Mache des Oelberges von dem genialen **Bock** verfertigt worden. Von diesem Bildhauer bewahrt, nebenbei gesagt, das Stift Schotten in der sogenannten Grabkapelle das Grabdenkmal. In der Mitte des Monuments ist eine Nische angebracht, darin die in lichtem Salzburger Marmor ausgeführte Büste des Bildhauers, über seinem Haupte das redende Wappen, allerdings ein dem Wappen auf dem Oelberge gleichender springender Bock, der sich an den Blättern einer Pflanze gütlich thut. Unter der Porträtbüste, als neuerliche Anspielung auf den Namen der Kopf sammt dem ausgespannten Felle eines Bockes, darauf folgende Inschrift:

„Mein lieber Leser, steh hie still,
Vernimm, was ich Dir sagen will.
Hie liegt begraben ein wackrer Mann,
Hanns Jakob Bock, das war sein Nam.
Ein Steinmetz, Bildhauer nach der Kunst,
Sein Arbeit bracht Ihm Ehr' vnd Gunst,
Bei Sanct Stefan der Hoch Altar,
Die Säul auffm Hof sein Werk auch war.
Der Tod, der auch den Künstler Preyß,
Ja Niemand zu verschonen waiß,
Riß ihm hinweg aus dieser Welt,
Als man Sechshundert Ein und fünfzig zellt,
Er starb den zwölften Februar
Seins Alters Sibn und Viertzig Jahr —
Sein Nachfolger Treu um Ehr und Ruhm,
Macht Ihm dies Epitaphium
Diß Bild giebt Dir Sein Conterfay.
Die Bockshaut den Zunam dabey
Der Güttig Gott Ihm gnädig sey,
Ein fröhlich Urständ auch verleih."

Das dem geächteten **Jörger** gehörige Schloß Hernals überließ der Kaiser dem Wiener Domkapitel, welches die Kirche in Eile ausschmückte und am Bartholomäustage 1625 im Beisein des Hofes wieder den ersten katholischen Gottesdienst abhielt. Während aber der Jesuite, Domprediger Johann Baptist **Labbé** (geb. 1571, gest. 1633, sein Epitaph in der Stefanskirche nannte ihn vir potens opere et sermone), die Predigt abhielt, entstand in einem anstoßenden Hause Feuer und hiedurch große Verwirrung. Der Brand soll von den Protestanten gelegt worden sein. Nun wurde den Bürgern die Wahl gelassen, zwischen Auswanderung oder Rücktritt zum Katholicismus; man setzte ihnen dabei vier Monate Frist, um katholische Prediger zu besuchen. Dies hatte nun zur Folge, daß eine große Anzahl lieber der Vaterstadt den Rücken kehrte, als daß sie von ihren Glaubenssatzungen ließ, und so kam es, daß die Bürgerzahl bedeutenden Rückgang erlitt, daß viele Bürgershäuser leer und verkäuflich standen. Freilich fehlte es auch nicht an Zuwanderern, welche die günstige Gelegenheit, wohlfeiles Eigenthum zu erwerben, benützten; nur boten diese Abenteuerer einen herzlich schlechten Ersatz für die fortgewanderten Bürger. Selbst mit dem Adel, der sich ebenfalls um billiges Geld in den Besitz der Güter der Geächteten setzte, war es gar nicht weit her, in welcher Beziehung von **Ferdinand's** Hofnarren **Jonas** ein beißender Witz erzählt wird. Als nämlich in seiner Anwesenheit der Hofquartiermeister, bei Gelegenheit einer öffentlichen Festlichkeit, welche viele Leute nach Wien zog, seine Verlegenheit äußerte, wo er die vielen **neuen Herren**, deren Wappen und Namen er noch gar nicht kenne, unterbringen solle, rieth ihm **Jonas** trocken: „Weißt was? Quartiere sie ohneweiters auf dem **Bauernmarkt** ein".

Wiens Widerstand war entschieden gebrochen, auch die Erblande wurden zum katholischen Glauben zurückgeführt und in Deutschland kämpften die Heere der

Katholiken mit Glück, besonders seit der geniale Albrecht von Waldstein ein eigenes kaiserliches Heer geschaffen hatte und der Kaiser auf diese Art von der Abhängigkeit gegenüber den katholischen Reichsfürsten befreit worden war. Dem Lande wäre also gewiß wieder Frieden geworden; leider jedoch kannte die siegreiche Partei keine Mäßigung (eine Thatsache, die zu allen Zeiten, noch bis heute, vorkommt), und so ließ sich Ferdinand von fanatischen Räthen im Jahre 1629 zu dem „Restitutions-Edict" (Befehl, der Alles in den vorigen Stand setzt) verleiten, nach welchem alle von weltlichen Herren eingezogenen geistlichen Güter der Kirche wieder zurückgegeben werden sollten, wodurch auch jene protestantischen Reichsfürsten, die bisher ehrlich mit dem Kaiser gehalten hatten, schwer getroffen wurden — im heiklichsten Punkte bei den Anhängern aller Bekenntnisse: im Geldbeutel. Nun fielen dieselben von Ferdinand ab und die Gefahr, welche sich für die Protestanten ergab, bewog auch außerdeutsche Mächte zur Einwirkung. Und so ist es vorzugsweise jene unklügste Maßregel, das Restitutions-Edict, welches den deutschen Religionskrieg zum dreißigjährigen Kriege machte, dadurch Deutschlands Blüthe unheilvolle Wunden schlug, auch Oesterreich auf das härteste betraf und schließlich für so unendlich viel vergossenes Blut viel weniger Früchte brachte, als wenn Oesterreich im zehnten Kriegsjahre etwas weniger schroff gegen die Andersgläubigen gewesen wäre. Die Ereignisse dieser wüsten Epoche gehören ohnedies der Geschichte an, daher wir dieselben hier füglich übergehen können.

Aus den Tagen des Glaubenszwiespaltes in Wien ist noch ein merkwürdiges Andenken uns erhalten — die sogenannte Religionsthür im niederösterreichischen ständischen Palaste der Herrengasse (heute Nr. 13, alt 30), der Ausmündung der Strauchgasse gegenüber liegend. Das neue Gebäude wurde in den Jahren 1837 bis 1840 unter der Oberleitung des Ritters Ferdinand von Mitis, nach dem Plane des Architekten Ludwig Pichl, von dem Baumeister Leopold Mayer ausgeführt, wobei man jedoch auf die möglichste Erhaltung der alten Baudenkmäler Bedacht nahm. Unter diese gehört nun vorwiegend die von dem kais. Hoftischler und Bürger Georg Has (geb. 1523, gest. um 1595, Verfasser eines Kunstbuches „perspectivischer Stück") im Jahre 1572 verfertigte herrliche Thüre des damaligen Rathsaales, welche so künstlich verfertigt war, daß sie doppelten Eingang bot, d. h. von beiden Seiten zu eröffnen war. Es erlaubten nämlich die in jenen und noch viel späteren Tagen herrschenden religiösen Verhältnisse nicht, die einige Male im Jahre und nur bei gewissen Gelegenheiten zusammentretenden Ständemitglieder, inwieferne sie nicht ein und derselben Religion angehörten, auch durch eine und dieselbe Thüre in den Saal treten zu lassen. Da nun aber die Rathsstube nur einen Eingang besaß, sich ein zweiter auch nicht anbringen ließ, verfiel einer auf das absonderliche Auskunftsmittel, denselben so umgestalten zu lassen, wie er auf dem hier beigegebenen Bilde (Seite 880) zu erblicken ist; und zwar, daß, wenn man an der Schwelle rechts drückt, sich die Thüre nach links öffnet, nach deren Schließung aber durch einen Druck auf die Schnalle links wieder nach rechts aufging. Der ganze Apparat beruhte nämlich darin, daß die Thürriegeln, sobald sie einklappten, auch sofort wieder, wenn die entgegengesetzte Schnalle gedreht wurde, die Stelle der Thürangeln einnahmen — eine Art „Hinüber — herüber — herüber — hinüber", je nachdem ein Protestant oder ein Katholik erschien.

Ein Seitenstück liefert ebenfalls aus der Protestantenzeit die sogenannte „Wunderthür" in der Kirche zu Hoheneich (V. O. M. B.), eine halbe Meile von Schrems gelegen, auf einem mäßig hohen Berge und schon seit 1408 Wallfahrtsort; 1776 wurde das neue, in Renaissance-Styl prachtvolle, von Waldeshöhen rings herum begrenzte Gotteshaus erbaut. Beim Eintritt in diese Kirche bemerkt man links eine alte eichene, zerklüftete und mittelst eiserner Klammern zusammengehaltene Kirchenthür, welche in die Hauptwand der neuen Kirche künst-

lich eingefügt ist. Ueber diese Thüre berichtet die Legende Folgendes: Nach der neuen Glaubensspaltung waren die Anhänger der lutherischen Lehre begreiflicherweise voll Aerger und Verdruß über den zahlreichen Besuch, welcher der uralten Gnadenkirche zu Hoheneich und der Verehrung der Mutter Gottes daselbst geweiht wurde. Es war dies besonders bei dem Herrschaftsbesitzer von Kirchberg am Walde, dem Grafen Ernst Kollonits (geb. 1582, gest. 1638), einem eifrigen Anhänger des Lutherthums, der Fall. Als nun im Jahre 1621 die Katholiken von nahe und ferne in Processionen nach dem Gotteshause zu „Unserer lieben Frau in Hoheneich" zahlreicher als je wallfahrteten, beredeten die Lutheraner den Grafen dahin, daß er im Beisein seines Prädicanten am Abend zuvor, als die Processionen ankommen sollten, alle Kirchenthüren nicht nur von innen mit eisernen Riegeln und Schlössern auf's beste verschließen, sondern auch eine Mauer hinter der Hauptthüre aufführen lassen möchte, was auch sofort geschah, so daß selbst die Arbeiter durch die Kirchenfenster herauszusteigen genöthigt waren. Am folgenden Tage verbarg sich der Graf mit seinem Prädicanten hinter der kleinen, gegenüberstehenden St. Annakapelle, um die ankommenden Wallfahrer zu sehen und sich an deren Unmuth, wenn sie unverrichteter Andacht zurückkehren müßten, zu ergötzen; auch hofften sie die Gläubigen dadurch von allen künftigen Besuchen abzuschrecken. Als aber die Procession von Naglitz (Pfarre Höhenberg, V. O. M. B. an der böhmischen Grenze) am Tage von Maria Geburt (8. September) zur Kirche kam und selbe verschlossen fand, berührte der eine kleine Fahne vorantragende Knabe mit derselben die Thüre, und — wunderbar! — Schloß und Riegel wichen, die Thür war offen, die im Innern der Kirche aufgeführte Mauer fiel zusammen, und die Wallfahrer betraten singend und Gott preisend die Kirche. Der Graf, der doch selbst die Thüre verschlossen gesehen und überzeugt war, daß sie nur durch die Kraft einer entzündeten Petarde hätte geöffnet werden können, erklärte dies als ein Wunder, begab sich sofort in das Kloster Zwettl, um sich belehren zu lassen, und trat bald darauf mit seinen Unterthanen zur katholischen Kirche über. Zum frommen Andenken ließ der spätere Herrschaftsbesitzer, Graf Julius Veterani (Nachkomme des berühmten Feldmarschalls) im Jahre 1776 dieser Kirchenthür einen ehrenvollen Platz in dem neuen Gotteshause anweisen, wie noch heute zu sehen ist.

Fromme Gebäude-Stiftungen.

Es ist erklärlich, daß unter einem so eifrig religiösen Regenten auch in Wien sich alle religiösen Institutionen, namentlich die Kirchenbauten und kirchlichen Stiftungen, großen Vorschubes erfreuten, weshalb auch in der achtzehnjährigen Regierungsperiode Kaiser Ferdinand's II. mehr derlei Vorfälle zu erzählen sind, als fast von jedem der übrigen Landesfürsten. Wir müssen davon in chronologischer Reihenfolge, und zwar umsomehr sprechen, als diese Andenken fast alle noch heute sich wohlerhalten unseren Augen zeigen, dennoch aber Vielen ganz unbekannt oder zum mindesten unverständlich geblieben sind.

Im Jahre 1618 wurde neben dem sogenannten Singerthor der Stefanskirche, welches Thor ein höchst zierliches Werk des Baumeisters Anton Pilgram ist und im Jahre 1510 verfertigt wurde, das steinerne Bildniß des Erlösers, seine Seitenwunde zeigend, aufgestellt. Davon erhielt das Thor den Beinamen

Seitenwundenthor und ist heute dabei in einer kapellenartigen Nische ein hölzernes Christusbild mit der Seitenwunde aufgestellt.

Im Jahre 1626 begann für die Baugeschichte der St. Michaelskirche eine neue Periode. Diese Kirche wurde zwar nicht mehr durch so große Drangsale wie in den früheren Zeiten heimgesucht, aber die Wuth, Alles im damals herrschenden Geschmacke zu zieren und zu säubern, war Ursache, daß viele Geschichts- und Kunstmomente dabei verloren gingen. Es trat eben um jene Zeit die verdorbene Geschmacksrichtung auf, welche sich durch ein rücksichtsloses Bemalen, Beklecksen oder Ueberweißnen der schönsten Producte der Vergangenheit und durch völlige Geringschätzung der früheren Werke der Kunst auszeichnete. Kaiser Ferdinand II. erneuerte den bereits von Kaiser Friedrich III. gefaßten Plan, den Orden der regulirten Priester des heiligen Paulus, welcher sich in Frankreich mit gutem Erfolge gegen die Protestanten verwenden ließ, nach Wien zu berufen, um damit den immer mehr sich verbreitenden Anhängern der Reformation einen Damm zu setzen. Der Kaiser ließ durch den Kardinal-Erzbischof von Prag, Ernst Albrecht Graf von Harrach (geb. 1598, gest. in Wien am 15. October 1667, General und Großmeister des ritterlichen Kreuzordens mit dem Stern, Kanzler der Universität in Prag), um Absendung einiger Ordenspriester nach Wien ansuchen und Kardinal Melchior Khlesl führte dieselben am 4. März 1626 in die St. Michaelskirche als ihr neues Besitzthum ein; er übergab ihnen Kirche und Pfarre, nachdem der bisherige Pfarrer Martin Sebald seiner pfarrherrlichen Gewalt entsagt hatte. Was den Orden der Versammlung der regulirten Priester des heiligen Paulus (nicht zu verwechseln mit den später zu erwähnenden Paulanern) anbelangt, wurde derselbe am Anfange des 16. Jahrhunderts zu Mailand durch den Priester Anton Maria Zacharias aus Cremona und die beiden Mailänder Bartholomäus Ferrari und Jakob Anton Morigia gestiftet, welche drei fromme Männer den Entschluß faßten, eine „Congregation" (Verein) von für den katholischen Glauben begeisterten Priestern zu bilden, um den wahrhaft religiösen Geist wieder zu erwecken, die verdorbenen Sitten zu bilden und für das ewige Seelenheil eifrigst zu wirken, insbesondere aber den wahren katholischen Glauben zu erhalten und die immer mehr Wurzel fassende Reformation zu bekämpfen. Die Ordensregel wurde von den Päpsten Clemens VII. (1533), Paul III. (1535 und 1543) und Julius III. bestätigt. Im Jahre 1579 wurde dieselbe mit Bewilligung des heil. Karl Borromäus modificirt und von Gregor XIII. genehmigt. Der Verein dieser Priester erwählte sich den heiligen Paulus zum Ordenspatron und benannte sich auch nach demselben, da der Orden aber seinen ersten Sitz in Mailand in der Kirche des heiligen Barnabas nahm, erhielten die Priester die Benennung Barnabiten. Ihre Ordenstracht ist die bei den Säcular-Priestern übliche. Der Orden zerfällt in Provinzen mit Provincialen und diese in Collegien mit Pröpsten und Procuratoren an der Spitze. Zur Wahl der Ordensvorstände, sowie zu deren Bestätigung und zur Besprechung über die Ordensangelegenheiten sollen alle drei Jahre Ordenscapitel gehalten werden. Bis zum Jahre 1660 war die Residenz des Ordensgenerals zu Mailand, wurde jedoch von der Zeit an bis jetzt nach Rom verlegt.

Zur Zeit der Uebernahme der Kirche durch das Barnabiten-Collegium war deren Zustand keineswegs glänzend und erfreulich; die Kirchenmauern waren an vielen Stellen beschädigt und abgeschlagen, das Pflaster des Fußbodens bestand aus Ziegeln und Grabsteinen, Kirchenstühle fehlten ganz u. s. w. Durch eine übergroße Anzahl von Altären und freistehenden Grabsteinen blieb für die andächtige Menge fast gar kein Raum übrig. Es begann daher das Collegium seine Thätigkeit mit einer zweckmäßigen Umgestaltung und Einrichtung im Innern der Kirche. Auch andere Mäcene, wie die Fürsten Eggenberg, die Grafen Saint-Julien &c.,

fanden sich, um nothwendige Restaurationen durchzuführen. Einer großen Verehrung von Seite des Volkes erfreut sich das prächtig verfertigte Ecce-homo-Bild in der dem Oelberg anstoßenden Vorhalle; vielleicht ist dieses vom Bildhauer Johann Jakob Bock verfertigt.

Das Michaelerkloster oder das Barnabiten-Collegium zu St. Michael (Habsburgergasse Nr. 12, alt 1139) ist heute ein umfangreiches, großes Gebäude. Bevor es seine gegenwärtige Bestimmung erhielt, gehörte das Haus dem Ritter Seyfried von Kollonits, kaiserlicher Hofkammerrath (gest. 1555), der sich 1529 bei der ersten Türkenbelagerung durch Heldenmuth und klugen Rath ausgezeichnet hatte. Das sogenannte alte Michaelerhaus (Kohlmarkt Nr. 11, alt 1152)



Hernals zur Reformationszeit. (Seite 866.)

war früher Ladislaus Prucker's Beneficiatenhaus und kam 1680 an die Barnabiten; das neue Michaelerhaus (Durchhaus Michaelerplatz Nr. 6, Habsburgergasse 14, alt 1153) war vormals das Zechhaus (Innungshaus) der Hauer (Weingärtenbebauer), da sich auf dem Michaelerplatz der Markt mit Weinlesegeräth befand, wurde um 1680 von den Barnabiten verkauft und beide 1749 neu erbaut. Bis 1660 war an der Stelle dieser Häuser der Friedhof befindlich, und zu jener Zeit schon war hier eine Durchgangsstelle für das geschäftlich verkehrende Publikum, aus welchem Grunde auch bei der neuen Baute der Durchgang berücksichtigt wurde. Nicht minder befand sich ein kleines Wirthshäuschen hier, das darauf, als „Michaeler-Bierhaus“, ebenfalls in den Neubau übertragen wurde und sich noch heute daselbst befindet. Der Friedhof selbst wurde nach Mariahilf verlegt. Es erkauften zu diesem Zwecke die Barnabiten einen anderen Grund im „Schöff“

(Mariahilf) und erbauten dort eine hölzerne Kapelle mit dem Bildnisse der Mutter Gottes Mariahilf, woraus in der Folge (1689, nachdem in der zweiten Türkenbelagerung die Kapelle zerstört worden war) die heutige schöne Kirche daselbst entstand.

Eine weitere Berufung des Kaisers gelangte an die Mönche aus dem Orden des heiligen Franciscus de Paula (so genannt von seinem Geburtsorte Paula in Calabrien, mit dem Familien-Namen Martotilla, geb. 1416, gest. in Frankreich 1507, canonisirt 1519), anfänglich Eremiten, dann „Minimi" oder mindeste Brüder (minimorum), hierzulande aber Paulaner genannt. Schon 1497 hatten sie zu Thalheim in Oberösterreich ein Kloster gestiftet, ihre spätere im Jahre 1626 erfolgte Aufnahme in Wien erlitt eine bedeutsame, wenngleich erfolglose Einsprache durch den Kardinal Khlesl, der in einem eigenen aus Rom datirten Schreiben von der Errichtung neuer „Mendicantenklöster, in specie der Paulaner, welche den bestehenden Bettelorden empfindlichen Nachtheil bereiten würden", abrieth. Zur Gründung dieses Klosters trug besonders Josef Ambros von Renz, Resident der Niederlande am Wiener Hofe, bei, der den Patres die Behausung des Stefan Leopold Spielhaas und seiner Gattin, sammt Stadel und Ueberland-Weingärten auf der Wieden angekauft hatte. Die Kirche wurde aber erst 1651 vollendet und zu Ehren der „heiligen Schutzengel" geweiht. Kirche und Klostergebäude, sowie der umfangreiche Garten mit seinem prächtigen Fischteiche befanden sich im trefflichsten Zustande; es werden in den alten Beschreibungen dieses Klosters der Kreuzgang, dessen Pfeiler Schilderungen aus der Lebensgeschichte des Stifters schmückten, und der weite, mit herrlichen Gemälden versehene Bibliothekssaal gerühmt. Vom letzteren sind noch gegenwärtig Spuren in der Wohnung des Pfarrers zu finden. Ihre strengen Ordensregeln, nach welchen die Mönche beständig fasten, d. h. statt Braten nur in Oel gekochte Fischspeisen genießen durften, sind bekannt; sie wußten aber mit einem von ihnen virtuos zubereiteten Gerichte, den sogenannten „Paulanerwürsten" (mit Fischfleisch gefüllt), einen einträglichen Handel einzurichten, denn bis zur Aufhebung des Klosters 1782 waren diese Würstchen allgemein beliebt. Im Jahre 1783, bei der neuen Pfarreintheilung, wurde die Kirche zur Pfarrkirche erhoben. Die ehemaligen Abtheilungen des Klostergartens bilden die Häuser der früheren Kirchen-, heutigen Paulanergasse.

Kaiser Ferdinand II. wollte ferner den Jesuiten ersetzen, was sie bisher eingebüßt hatten. Er übergab ihnen 1622 die Universität, welche sie nach ihrem Lehrplan einrichteten, dabei eine Kirche bauten und nebstbei ihr früheres Collegium am Hof behielten, welches der Kaiser zum Profeßhaus erklärte. Er schenkte ihnen ferner 1627 auch das Gebäude und die Kirche von St. Anna zum Noviziate. Der Orden hatte somit überhaupt ein schönes Besitzthum: drei große weitläufige Gebäude im Innern der Stadt, einen großen Maierhof unmittelbar vor derselben, den sogenannten „Jesuiterhof" auf der Laimgrube (im Jahre 1863 zum Gebäude der k. k. Geniedirection verbaut), dann noch mehrere schöne Landgüter, wie die Herrschaft Mauer bei Wien mit der dortigen Engelsburg (heute Kaserne) und Kalksburg.

Aus jenen Tagen stammt die Errichtung des Pazmaneums, d. i. der höheren Bildungsanstalt für den ungarischen Klerus, so genannt von ihrem Stifter, Peter Pazmany de Panasz, Kardinal-Erzbischof von Gran (geb. 1574, gest. 1637), welcher von der Nothwendigkeit überzeugt war, durch Gelehrsamkeit, Sittenreinheit und nationalen Sinn dem katholischen Klerus das durch die Zeitwirren verlorene Gewicht wieder zu verschaffen. Dieses Collegium wurde bereits 1618 gegründet, befand sich anfangs in der Johannesgasse (heute Nr. 13, alt 975), da aber die Zahl der Alumnen wuchs, auch das Haus von der Universität zu entfernt lag, so kaufte er statt dessen das alte Haus der Lilienburse (Schönlaterngasse

Nr. 15, alt 683) und das dazu gehörige Zinshaus (Nr. 20, alt 685, am Alten Fleischmarkt) und überließ das erste Haus, den sogenannten „Goldberg“ für immer den Jesuiten zur Errichtung ihres Noviziats. Dem Pazmaniten-Collegium gehörte ferner noch das Haus Nr. 3 (alt 670) in der Postgasse. Die Zahl der Zöglinge darf nicht 65 übersteigen, sie werden nach dem Stifter „Pazmaniten“ genannt, tragen lichtblaue Talare und besuchen die theologischen Vorlesungen der Hochschule. Hochberühmte Leute sind bereits aus diesem Priester-Seminar hervorgegangen, wie die späteren Primas von Ungarn und Erzbischöfe von Gran, berühmte Staatsmänner, Graf Georg Szechényi (geb. 1603, gest. 1695) und Graf Emerich Csaky (geb. 1662, gest. 1732) und Andere.

Im Jahre 1628 baute der Kaiser den Einsiedlern von Camaldoli (auf einem Gipfel der Apenninischen Gebirge) ein Kloster auf dem Kahlen- oder nunmehr von ihrer dem heil. Josef geweihten Kirche Josefsberg genannten Berge. Die Mönche, welche nach der strengen Regel des heil. Benedict lebten und zu einem großen Rufe der Heiligkeit gelangten, erhielten die Benennung Camaldulenser. Diese gab aber bald zu dem volksgebräuchlichen Ausdrucke „Kahlmäuser“ Anlaß, womit man anfangs einen stillen, frommen, die Einsamkeit liebenden Menschen bezeichnete, später aber den Begriff auf einen finsteren, verstockten, in sich geschlossenen, kopfhängenden, andächtlerischen Menschen, dem Jedermann verdächtig vorkommt, der aber dabei selbst ein heimlicher Sünder ist, ausdehnte. Die fromme Gemalin des Kaisers, Eleonora von Mantua (geb. 1598, vermält 1621, gest. 1655), baute die Einsiedeleien und deren Sohn, Erzherzog Leopold Wilhelm, ein prächtiges Refectorium für die Mönche. Im Jahre 1683 wurde die Anlage von den Türken zerstört, jedoch bald darauf von Kaiser Leopold I. wieder hergestellt. Die Aufhebung des Klosters erfolgte 1781. Die Camaldulenser besaßen auch ein Haus in der inneren Stadt (Teinfaltstraße Nr. 11, alt 67). Unter ihnen zeichnete sich Vitalius Zuccolo (geb. in Padua 1556, gest. in Wien 1630) als Schriftsteller aus.

Im Jahre 1630 berief der Kaiser, welcher aus mancherlei Ursachen mit den beschuhten Augustinern unzufrieden war, die „Discalciaten“ (Unbeschuhten) aus Böhmen hierher, übergab ihnen am 15. Mai das Kloster derselben und erhob ihre Kirche zur Hofkirche. Seitdem ist sie das Gotteshaus, wo alle vollzogenen Vermälungen des Kaiserhauses stattfinden. Er erneuerte ferner die Kirche der Dominicaner, welche bereits ganz baufällig geworden war, gänzlich und ertheilte ihr im neurömischen Style ihre heutige prächtige Gestalt. Sie gehört zu Wiens schönsten Gotteshäusern und hat eine ungemein imposante Fronte; leider liegt die Kirche am nordöstlichen Ende und einem der unbesuchtesten Quartier der Stadt. Sie ist eine Pfarrkirche und führt den Namen der heil. Maria Rotunda. Sie besitzt mehrere gute Altarblätter, so den heil. Dominicus, von Tobias Bock; das Frescogemälde der Kuppel ist von dem berühmten Maler und Architekten, Jesuit Andreas Pozzo (geb. in Trient 1642, gest. in Wien 1709), von welchem sonst noch herrliche Plafonds, Altäre, Kuppeln in der Jesuiten- (Universitäts-) Kirche, Franciscanerkirche, bei St. Anna, dann die Decke des Naturalien-Museums in dem Universitätsgebäude, des großen Saales im fürstl. Liechtenstein'schen Gartenpalast in der Roßau und Arbeiten in einer Menge von Hauptstädten zu finden sind. Im Jahre 1622 wurde, wie bereits erwähnt, der Grundstein zur Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markt gelegt, der Bau war 1632 vollendet. Das Kapuzinerkloster in Mödling wurde sammt der Kirche im Jahre 1631 erbaut, und zwar von dem kais. Hofkanzler Grafen Johann Baptist Verdenberg (eigentlich Verda de Olivis, von Cano, aber nach Görz übersiedelt, geb. 1582, gest. in seinem Hause auf dem Neuen Markt, heute Schwarzenberg-Palais, am 15. September 1648 und in der Familiengruft zu St. Michael begraben). Er ist einer jener treuen

Anhänger des Kaisers, von welchen derselbe in seiner Noth sagte: „So lange ich in meinem Reiche drei Steine (Wallenstein, Dietrichstein, Liechtenstein) und drei Berge (Eggenberg, Verdenberg und Questenberg) habe, fürchte ich kein Drangsal!"

Der Kaiser genehmigte ferner dem Ordensgeneral der Carmeliter, der, nachdem er die Klöster in Polen untersuchte, auf seiner Rückreise durch Wien gekommen war (1622), die Errichtung eines neuen Ordenshauses, da das alte am Hof 1554 eingegangen und das Gebäude den Jesuiten übergeben worden war. Es wurden im untern Werd (Leopoldstadt) die Häuser der Witwe Henkel und des Bernhard Maurer gekauft und dem Ordensgenerale als Geschenk überlassen. Da der dadurch erhaltene Raum zu einem Kloster und einer Kirche nicht zureichte, wurden auch die nachbarlichen Häuser des Daniel Moser und des Simon Schmied dem General abgelassen und für ewige Zeiten der Besitz der Carmeliter von allen Steuern und Lasten befreit. Der kaiserliche Stiftsbrief erfolgte am 16. August 1623; darin wurde den Ordensbrüdern das Sammeln von Almosen gestattet und die Erlaubniß gegeben, zu predigen, Beichte zu hören und die heiligen Sacramente zu spenden. Gleichzeitig wurden Kloster und Kirche zu bauen angefangen; die letztere wurde, obschon nur niedrig und klein, 1624 vollendet, zwei Jahre später wurde sie auf Kosten des Fürsten Hartmann von Liechtenstein vergrößert und erhöht. Zum Klosterhaus legte am 24. September 1627 der Kaiser den Grundstein, welchen Kardinal Khlesl einweihte. Während des Baues kam der Ordensgeneral der Carmeliter, Pater Dominicus a Jesu, mit dem Familiennamen Rezota, in Wien an (22. November 1629) und wurde mit größter Auszeichnung empfangen, denn seinem Gebete zur heiligen Jungfrau Maria und dem von ihm mitgeführten wunderthätigen Marienbilde (es wird später ausführlicher davon die Rede sein) schrieb man vorzüglich den Sieg der Katholiken am Weißen Berge bei Prag (8. November 1620) zu. Thatsache ist, daß der fromme Laienbruder Stefan von Verona, der damals im Kapuzinerkloster zu St. Ulrich lebte, dem Kaiser den Sieg, welchen seine Feldherren bei Prag erfochten hatten, noch in derselben Stunde meldete, als die Schlacht geliefert worden war. Der Kaiser schenkte den Carmelitern auch den Tabor mit allen Einkünften und Gefällen, welche große Huld sich jedoch die frommen Väter verbaten, worauf ihnen der Monarch auf gut wienerisch antwortete: „Bedenkts, was 's thut's, meine lieben Patres! Ihr werd't nit immer einen Ferdl (Ferdinandchen) haben!" Nur kurze Zeit verweilte noch Dominicus im Kloster, denn schon am 29. November 1629 berief ihn der Kaiser in die Burg zu sich, um in den wichtigsten Staatsangelegenheiten seinen Rath zu vernehmen und ihn stets zur Seite zu haben. Bald aber erkrankte der Ordensgeneral und starb den 16. Februar 1631. Sein Leichnam wurde in einem feierlichen Trauerzuge aus der kaiserlichen Burg in den untern Werd gebracht und in der Kirche der Carmeliter anfangs beim Altare der heiligen Jungfrau begraben, bald darauf in eine eigene Gruft unter dem Hochaltare beigesetzt. Im Jahre 1639 kam endlich der Gesammtbau zu Stande; die Kirche wurde zu Ehren der seligsten Jungfrau und der heiligen Theresia vom Wiener Bischofe Philipp Friedrich Graf Breuner eingeweiht. Die Niederlassung der Carmeliter war für die dortigen Bewohner eine große Wohlthat, denn die Seelsorge war der Pfarre von Leopoldau (Eipeldau) im Marchfeld übertragen gewesen und konnte daher der geistliche Beistand nur schwer erlangt werden. Im Jahre 1683 wurde das schöne Kloster von den Türken in Schutt und Asche gelegt, nach deren Abzug jedoch durch adelige Gönner wieder rasch hergestellt.

Im Jahre 1633 stiftete Kaiser Ferdinand II. endlich das Benedictinerkloster von Unserer lieben Frau von Montserrat (in Catalonien) oder der Schwarzspanier in der Alservorstadt; im Volksmunde so benannt von ihrer schwarzen Kleidung, im Gegensatze zu den Trinitariern, welche nach ihrer

weißen Kleidung Weißspanier genannt wurden. Ferdinand hatte 1630, als der schwedische Krieg gegen Oesterreich am wildesten tobte, das Gelübde gethan, nach siegreicher Beendigung des Kampfes dem vorerwähnten Gnadenbilde von Montserrat eine Kirche zu erbauen. Als zwei Jahre darauf König Gustav Adolf von Schweden in der Schlacht bei Lützen gefallen war, verfügte sich Ferdinand vor das Stadtthor und legte den Grundstein zur Kirche. Der Stadtcommandant machte gegen die Wahl des Platzes die allerdings tiefbegründete Einwendung, daß die Baute den Stadtwällen zu nahe käme und bei eintretender Gefahr einer Belagerung dem Feinde zur Deckung dienen würde; aber Ferdinand erwiderte: „Guter Gott, was will denn der Stadtoberst? Ich weiß keine bessere Schutzwehr als Unsere liebe Frau! Von der Mutter Gottes hat man nichts zu fürchten, wohl aber Vieles zu hoffen. Die Kirche kommt dahin, dabei bleibt's!" Am 15. November 1633 wurde der Grundstein gelegt. Erster Prior war Benedict von Pennalosa, vorher ein Jahrzehent Missionär in Indien. Er starb 1649, und ihm folgte der berühmte Gelehrte Caramuel von Lobkowitz (geb. 1606, gest. in Madrid 1683). Im Jahre seines Todes ging die Prophezeiung des Stadtcommandanten in Erfüllung, denn bei herannahender Türkengefahr ließ Graf Ernst Rüdiger Starhemberg Kirche und Kloster in Brand stecken. Das Madonnenbild rettete ein Novize, Namens Anton Vogel von Krallern (auch Kreilheim), in die Hofburg, während Prior Rudefint Steger unter den Streichen der Tataren fiel. Der Novize durchreiste später die halbe Welt und sammelte Gelder zum Wiederaufbau; 1690 erfolgte derselbe in der jetzigen Gestalt. Nach Aufhebung des Klosters 1783, wobei die Mönche mit den Schotten vereinigt wurden, besorgten noch einige Ordensgeistliche für die Mannschaft der nahen Infanteriekaserne den Gottesdienst, 1787 wurde die Kirche aber zu einem Militär-Bettenmagazin umgestaltet. Aus diesem Grunde erhielt die Baute im Volksmunde den Spitznamen „das Flöhmagazin". Im Jahre 1861 wurde sie zur protestantischen Garnisonskirche bestimmt und nach erfolgter Restaurirung am 22. December feierlich zu diesem Zwecke, dem sie noch heute dient, eingeweiht.

Die zweite Gemalin des Kaisers, Eleonore von Mantua, stand ihm in dem heiligen Eifer zur Errichtung von Gotteshäusern nicht nach. Sie erneute die Stiftung des Klosters St. Nikola in der Singerstraße und übergab es 1623 den Clarisserinnen von Preßburg, die wegen der Boczkay'schen und Bethlen'schen Unruhen und wegen der Türkengefahr schon zweimal geflüchtet waren. Ihre Mitstifterin war die verwitwete Freifrau von Concin, geborene von Eisberg, welche beträchtliche Capitalien und ihr Gut Enzersdorf dahin schenkte. Bei der Klosteraufhebung 1782 wurden die Gebäude verkauft und zu bürgerlichen Wohnhäusern verbaut: Grünangergasse Nr. 12 (alt 836) und Nr. 10 (alt 838), Nikolaigasse Nr. 1 (alt 837), Singerstraße Nr. 11 (alt 884) und Nr. 13 (alt 885). Im Hofe des letztgenannten Hauses ist noch ein rother Stein eingemauert mit der Schrift: „Anno 1652 ist diese Kirche sammt dem Thurm aus dem Grunde neu erbaut worden".

Auf Eleonorens Anregung wurde im Jahre 1627 bei der Augustinerkirche in Wien eine Lorettokapelle gebaut mit der Bestimmung, daß künftighin bei derselben die Herzen der Habsburger-Familie in Urnen beigesetzt werden sollten. Seitdem wurde die Sitte allgemein beobachtet und werden die Herzen der verstorbenen Mitglieder des Hauses Habsburg in silbernen becherförmigen Gefäßen in dieser Kapelle, die Eingeweide aber in der Gruft bei St. Stefan beigesetzt. Eine Ausnahme fand nur bei Kindern unter sieben Jahren und bei Epidemien statt. Im Jahre 1784 wurde die in der Kirche stehende Lorettokapelle abgetragen, nachdem in der der Kirche angebauten Todtenkapelle eine neue Lorettokapelle errichtet und das Gnadenbild Maria von Loretto dahin übersetzt worden

war. Eine Volkslegende will wissen, daß sich dieses Madonnenbild in Scutari (Vorstadt von Constantinopel) von einer Wand losgelöst habe, als die Türken eine Moschee aus der Kirche machten, sich in die Luft erhob und auf einem Regenbogen schwebend bis nach Wien flog, wo es sich in der Augustinerkirche niedergelassen habe. Auch die Herzen der Gestorbenen aus der kaiserlichen Familie wurden in die bei dieser neuen Kapelle angebrachte Gruft übertragen, wozu auch die in dem gleichzeitig aufgehobenen Königskloster aufbewahrt gewesenen Herzen des Kaisers Mathias, seiner Gemalin Anna und anderer Familienglieder kamen, deren Eingeweide nach St. Stefan gebracht wurden. Wir liefern hier (Seite 881) eine Abbildung dieser Gruft mit ihrem Inhalte. Das oberste Gesimse ist ganz besetzt, und die silberne Urne, in welcher das Herz der Kaiserin Anna ruht, macht zur Linken den Anfang dieser Reihe. Neben derselben steht die das Herz des Kaisers Mathias bergende aus Gold; alle übrigen sind aus Silber. In der Mitte des oberen Gesimses steht ein silbernes Crucifix, vor demselben der Kelch mit dem Herzen des Kaisers von Oesterreich, Franz I. Die sechste Urne rechts vom Crucifix zeichnet sich durch ihre auffallende Größe aus; sie ist die einzige, welche zwei Herzen birgt: das der großen Maria Theresia und ihres Gatten, des römisch-deutschen Kaisers Franz I. Stefan von Lothringen. Auf dem zweiten tiefer angebrachten Gesimse stehen die weiteren Urnen, sie enthalten die Herzen mehrerer Erzherzoge und Erzherzoginnen.

Kaiserin Eleonora stiftete auch 1637 das Kloster für die Carmeliter-Nonnen (Siebenbüchnerinnen) in der Sterngasse, von welchem später die Rede sein wird. Die Kaiserin errichtete ferner die sogenannte Todtenbruderschaft, welche 1638 vom Papste Urban VIII. bestätigt und von Kaiser Ferdinand III. mit vielen Privilegien ausgezeichnet wurde, wie ihnen denn zu ihren Andachtsübungen die alte Georgskapelle der Augustinerkirche verliehen ward. Deren Gruft befindet sich in der Augustiner-Hofkirche; eine Inschrift auf einer im Boden der Lorettokapelle eingelassenen Marmorplatte bezeichnet diese Bestimmung. Der Hauptzweck dieser Bruderschaft war die Bestattung der Verstorbenen, wozu besonders die hingerichteten Uebelthäter gehörten, die sie zur Execution begleiteten und dann deren Leichen vom Richtplatze wegtrugen, um sie in dem durch ihre Verwendung errichteten sogenannten Armesünder-Gottesacker, der in der Nähe der Paniglgasse auf der Wieden gegen das Glacis lag, ehrlich zu begraben, denn bis dahin waren sie ohne Sang und Klang auf der Richtstätte selbst oder an einem andern ungeweihten Orte, gleich verendeten Thieren, eingescharrt worden. Die traurige Bestimmung erfüllte die aus Personen jedes Standes, selbst hohen Adeligen, bestehende Bruderschaft ein volles Jahrhundert hindurch; ihre Mitglieder waren vermummt und in schwarze Kutten gehüllt, worüber sie einen kurzen Ledermantel hatten, worauf ein kaiserlicher Adler zu sehen war, denn die Kaiserin hatte ihr den Titel einer „kaiserlichen Bruderschaft" mit dem Rechte, diesen Adler zu tragen, verliehen. Im Jahre 1782 wurde sie von Kaiser Josef II. aufgehoben. Einen schönen Ersatz fand sie in der neueren Zeit durch das Wirken des „St. Josef-Arimathäa-Vereins".

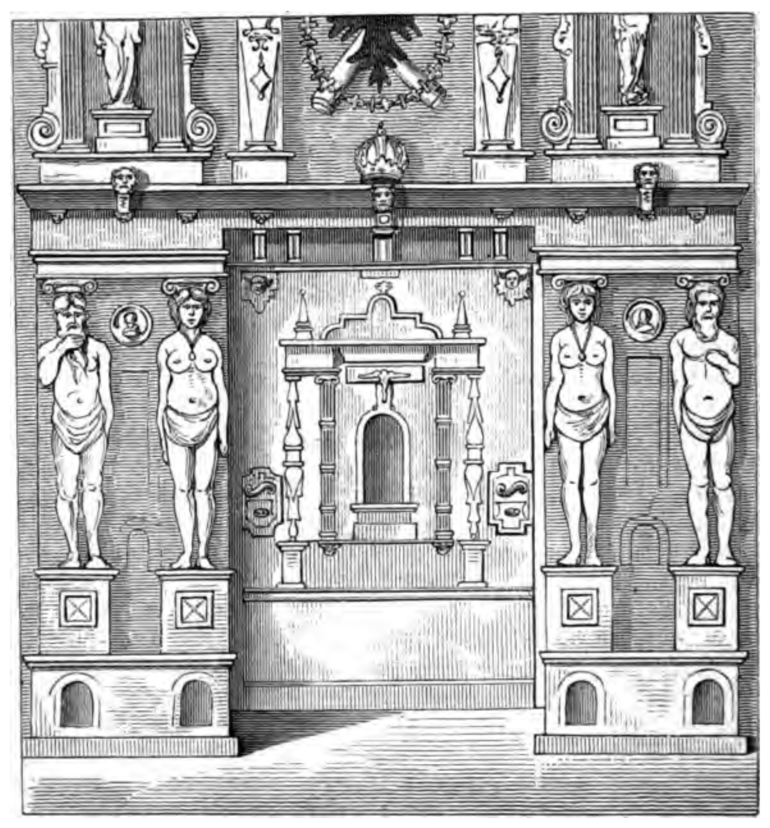
Daß den reichen kaiserlichen Stiftungen auch solche von Privaten folgten, ist leicht begreiflich. So wurde, nachdem der Brand am 21. April 1627 das Kloster der Lorenzerinnen auf dem Alten Fleischmarkt schwer beschädigt, die angewachsene Anzahl der Nonnen überdies eine bedeutende Erweiterung des Baues nothwendig machte, mit demselben 1630 begonnen, und zwar von der Oberin Gräfin Polyxena von Muschingen und von der Oberin Reichsgräfin Augustine von Abensberg-Traun vollendet. Die Kanonissinnen weihten sich auch der Erziehung der adeligen weiblichen Jugend. Viele Damen des ersten Landadels nahmen hier den Schleier, Witwen und Jungfrauen, welche meist große Wohlthäterinnen des Stiftes wurden, wie z. B. die Gräfinnen Kollonits, Puchhaim,

Hohenfeld, Starhemberg, Hamilton u. A. Bei der Aufhebung des Klosters 1783 wurden die Gebäude verkauft, 1797 das Kloster zu einer Grünspanfabrik verwendet und 1816 aus der Kirche, dem Kloster und den Zuhäusern ein großes Gebäude hergestellt, das von da an mehrere Aemter in sich schließt.

Man findet aber noch heute in den unterirdischen Räumen dieses Lorenzergebäudes (heute Nr. 19, alt 708) merkwürdige, wenig bekannte Alterthümer, wie z. B. alte Mäuer und Gewölbe, die nach dem Deckengemälde und der Zusammensetzung des Ganzen die Klostergruft bildeten. Am Plafond ist eine spanische Säule mit einer Krone zu sehen, worunter Karl V. zu lesen ist. Neben der Säule steht der Tod mit gesenkter Sense, um welche sich ein Band windet, worauf in zwei Zeilen die Worte stehen: „Allen Menschen ist beschlosen Einmahl zu Sterben. Hiob 9". Ferner findet man hier ein gegen sieben Fuß hohes und fünf Fuß breites, gut erhaltenes Bild, dessen Hintergrund ein Friedhof vorstellt, wo die Todten aus den Gräbern auferstehen. Vorne steht ein Bischof im Ornate, der sich über die auferstehenden Todten zu entsetzen scheint; neben ihm aber ein Priester, dessen ruhige Haltung gegen jene des Ersten sehr absticht. Unter diesem Bilde steht in vier Zeilen folgende Schrift: „Als ein Pischof berichtet worden das under ihme ein priester sei der nur alzeit für die abgestorben möß Lössen, hat er denselben hinführe möß zu lössen verbothen, und als Gemälder pischoff einsmals übern Freydhof ging, standen die Todten auf ihre gröben über ihme auf, und troheten ihme ungehindert fir sie möß lössen zu lassen, sonst wollen sie ihme bald zu ihnen gesöllen". (Also eine Art Todtentanz, d. i. die Darstellung des Todes im Verkehr mit allerlei Ständen, meist tanzend in verschiedenen Kostümen, aber immer als Skelett erkenntlich.)

Ein werthvolles Geschenk widmete der berühmte Kriegsheld gegen die Türken in Ungarn Michael Adolf I. Graf Althann (geb. in Wien 1574, gest. daselbst als kaiserlicher Feldmarschall und Hofkriegsrath 1636) dem Papste Urban VIII. Althann war ein überaus frommer Mann, so daß von ihm ein ausländischer Feldherr sagte: „Der Althann ist des Kaisers bester General in Ungarn; wenn er aber den Degen nicht führen muß, hält er gewiß einen Rosenkranz in der Hand". Er errichtete den Ritterorden Sacrae Militiae Christianae (Orden der christlichen Ritterschaft) „zur Einigung des christlichen Adels, um durch sein Vermögen, durch Tapferkeit und Leben den Frieden und die Freiheit der Christenheit zu befördern und zu erhalten", dessen erster Großmeister er auch wurde; er stiftete Jesuitencollegien zu Krems, Znaim, Iglau u. s. w. und verwendete zu frommen Stiftungen und Auslösungen gefangener Christen mehr als 300.000 Gulden, eine für jene Zeit ungeheure Summe. Im Jahre 1630 nun schenkte er dem Papste Urban VIII. sein vor wenig Jahren von den Jesuiten eingetauschtes Haus am Hof (heute Nr. 4, alt 321) zur Residenz der päpstlichen Nuntiatur, wie noch heute die Inschrift der ober dem ersten Thore befindlichen Tafel besagt. Das Haus gehörte seinerzeit zur Kapelle St. Pankraz (1570 abgetragen); 1560 besaß es Herr Christoph Jäger, mit welchem sich der berühmte kaiserliche Kanzler Hieronymus Beck von Leopoldsdorf mit Bewilligung des kaiserlichen Hofes abfand und dieses Haus gegen jährliche 50 Gulden als Leibgeding vom Stifte Schotten erhielt. 1592 besaß es Joachim Beck, der es 1603 an Hanns von Breuner und dieser 1604 an den grausamen Feldmarschall Georg Basta verkaufte. 1611 baten die Jesuiten den Hof um Ueberlassung des Hauses an ihr Convict, weil die Herren von Mollart ihr Haus in der Herrengasse, woselbst die Jesuiten ein Seminar besaßen, wieder einlösen wollten. Die Ordensväter erhielten hierzu die kaiserliche Erlaubniß, und die Schotten verkauften den Jesuiten das Haus, hoben aber dessen Freiheit auf. Letztere vertauschten es im Jahre 1626 mit einem bei St. Anna gelegenen des obenerwähnten Grafen Althann, worauf es dieser dem Papste als Residenz der Nuntiatur schenkte.

Das Nuntiaturgebäude wurde im Jahre 1767 umgebaut, war 1768 vollendet und erhielt ober dem Thore die zweite Inschrift, welche auf diesen Umbau Bezug hat. Im zweiten Stocke, in welchem der Speisesaal für feierliche Gelegenheiten und die Trauungskapelle sich befinden, erblickt man im ersten Vorzimmer zwei Büsten und unter jeder derselben eine Marmortafel. Erstere verewigt das Andenken an den Aufenthalt des Papstes Pius VI. in Wien (22. März bis 22. April 1782), die andere Tafel (mit dem Datum XV. Cab. Sept. 1855) ließ der Kardinal Pro-Nuntius Michael Viale Prelà zum Gedächtniß an den Concordatsschluß zwischen Oesterreich und dem päpstlichen Stuhle setzen.

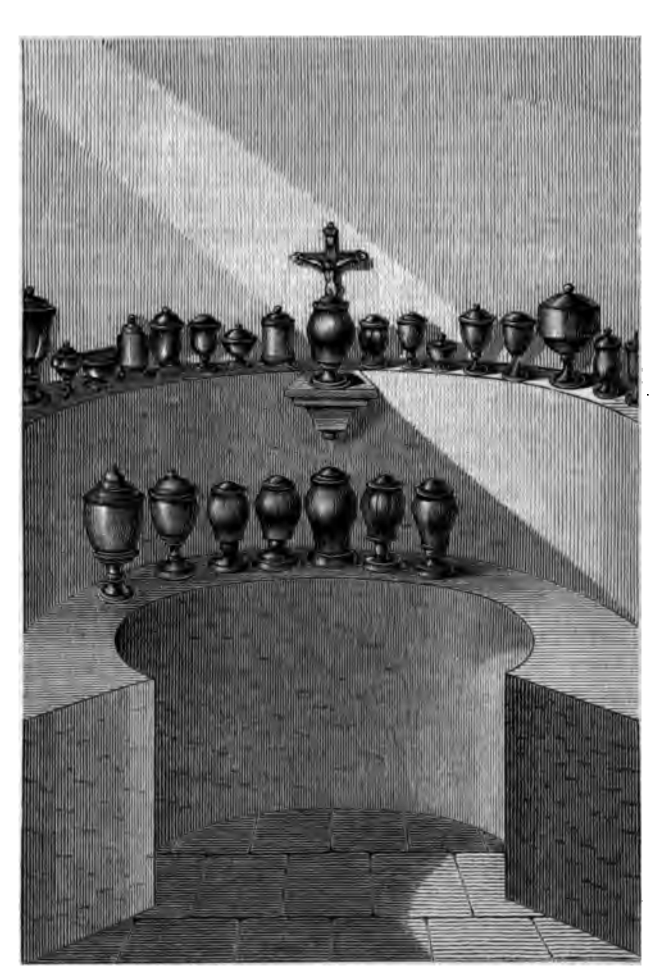


Die Religionsthüre im Landhaus. (Seite 870.)

Unter Kaiser Ferdinand II. kam auch das Processionswesen in großen Aufschwung, indem der Kaiser sich wiederholt zu derlei Bittgängen selbst verpflichtete, wenn das Glück die kaiserlichen Waffen verließ. Er führte die Begehung des Frohnleichnams mit altem Glanze ein und seit seiner Anordnung (1622) findet die regelmäßige jährliche Begleitung der Frohnleichnams-Procession von Seite des Monarchen statt. Aus Anlaß eines Gelübdes führte Ferdinand 1632 die Processionen nach Maria-Zell ein, welche ihren Anfang nahmen, um für die kaiserlichen Waffen gegen Gustav Adolf von Schweden Glück vom Himmel zu erbitten. Die Procession ging alljährlich im Juli mit einer Fahne von St. Stefan aus und wurde bei ihrer Zurückkunft gewöhnlich von Propste von St. Dorothea am Kärntnerthore empfangen. Der Kaiser stellte auch den Kreuzweg mit den

Stationen nach Hernals her, wohin eine Wallfahrt ging, zum Andenken und zur Sühne an die Zeit, wo vor Kurzem noch die Wiener zu Zehntausenden nach Hernals, als es protestantisch war, gepilgert waren. Im Jahre 1626 fiel es einigen Büßern ein, die einstmaligen Geißlerfahrten wieder in's Leben rufen zu wollen, und Tobias Schwab, Propst von St. Stefan (gest. 1640), hatte nicht die moralische Kraft, in Abwesenheit des Bischofs Khlesl, als dessen Official, dem Andringen der Orden zu widerstehen. Als er darüber dem Bischofe nach Rom berichtete, antwortete derselbe ärgerlich:

„Christliche Solemnitates (Feierlichkeiten), Processiones, Ceremonien und dergleichen sein nicht Werk einer Privatperson, noch einer Congregation, noch eines Ordens, sondern gehören mir als Ordinario (Kirchengemeindevorsteher); die Patres Societatis dürfen sich nit unterfangen, Processonis einzuführen, ja die angestellte quadraginta hores (vierzigstündiges Gebet) nit, aber gar nit wegen der Solemnität (Feierlichkeit) und Begleitung. Schwab, meine bischöfliche Jurisdiction ist wider meniglich zu halten und nicht so unvernünftig an die Stang zu hängen."



Die Herzen der kaiserlichen Familie bei den Augustinern. (Seite 877.)

Schwab entschuldigte sich mit dem guten „Affect" (Bestreben), gelobte aber, sie „zu privieren" (einzuziehen). Und so war denn diese Geißlerfahrt die erste und die letzte.

Einen ganz besonderen Cultus widmete Kaiser Ferdinand der heiligen Jungfrau Maria; er empfahl ihr den Schutz des Heeres und ließ die Fahnen seiner Armee mit dem Marienbilde zieren; auch verordnete er im Jahre 1629 die Feier des unbefleckten Empfängnisses der heiligen Jungfrau für alle folgenden Zeiten. In jenen Tagen waren es auch zwei Gnadenbilder Mariens, welche ungemein häufig von dem gläubigen Volke besucht wurden.

Das eine Gnadenbild kam in die Carmeliterkirche der Leopoldstadt, genannt „Maria mit dem geneigten Haupt", und zwar durch den berühmten Pater Dominicus a Jesu Maria (von welchem bereits Seite 876 gesprochen worden).

Er war vom Kurfürst Maximilian I. von Baiern aus Rom mit besonderer Erlaubniß des Papstes Paul V. nach Deutschland berufen worden, um gleich dem heiligen Johann Capistran das Heer zu segnen. Er wohnte wirklich der blutigen Schlacht auf dem Weißen Berge bei (am 7. und 8. November 1620) und stand, die Soldaten ermahnend, während der Schlacht, mit ausgebreiteten Händen betend, mitten im Kugelregen. Sein Scapulier, sowie auch das Gnadenbild Maria de Victoria (vom Siege) aus Rom, das er mit sich trug und mit dem er (Seite 888) abgebildet ist, wurde von den Kugeln vielfach durchlöchert; die letzteren aber fielen, ohne ihn selbst zu schädigen, zu Boden. Später übertrug er das Bild nach Rom und stellte es in der St. Paulskirche auf, eine Copie davon kam aber nach Prag in die 1621 auf dem Weißen Berge nächst Prag neu erbaute Kirche, welche den Beinamen Maria de Victoria führt. Nach Wien aber brachte er ein anderes Gnadenbild, die eingangs erwähnte Maria mit dem geneigten Haupt. Als Dominicus Nachts das Kloster Maria ad Scalas (Maria bei den Stiegen), jenseits der Tiber zu Rom gelegen, durchschritt, ging er mit einer Laterne bei einem Schutthaufen vorbei, den er durchsuchte, und zu seiner großen Ueberraschung tief darin vergraben ein mit Oelfarbe auf Leinwand gemaltes, aber sehr übel zugerichtetes Frauenbild fand. Er trug es in seine Zelle und reinigte es, gewahrte aber, wie die Legende erzählt, daß das Angesicht der heiligen Jungfrau nach und nach an Lebhaftigkeit gewann, ihn mit freundlicher Miene anblickte und endlich sogar lächelnd das Haupt gegen ihn neigte, in welcher Stellung es blieb und wovon es den Namen erhielt. Es ist ein Brustbild, gegen zwei Fuß hoch und verhältnißmäßig breit; die Malerei ist sehr alt und an einigen Stellen beschädigt; auf der rechten Schulter hat es einen goldenen Stern. Nach dem Tode des Paters erhielt es Kaiser Ferdinand II., welcher es nicht minder mit tiefer Ehrfurcht und Andacht auf allen seinen Reisen mit sich führte. Nach dessen Tode kam es in den Besitz der Kaiserin Eleonore, welche den Altar der Kammerkapelle damit schmückte, dann aber es dem Frauenkloster der Siebenbüchnerinnen schenkte, jedoch durch Testament bestimmte, daß nach ihrem Tode es den Carmelitern in der Leopoldstadt zu übergeben und dort auf einem eigenen Altar für ewige Zeiten auszusetzen sei. Dies geschah 1655 und befindet sich das Bild jetzt am ersten Seitenaltar der Evangelienseite in der genannten Kirche. Die (auf Seite 888) gebrachte Abbildung des hochgefeierten Paters ist nach einem gleichzeitigen spanischen Originalgemälde verfertigt.

Ein zweites vielbesuchtes und hochverehrtes Gnadenbild ist das der heiligen Maria von Grünberg, insgemein „Maria mit der Axt“ genannt. (Bild Seite 889.) Man erblickt auch, wenn man das Gnadenbild aufmerksam betrachtet, hinter der linken Schulter des Christuskindleins, das die heilige Mutter trägt, eine kleine Axt (Beil), welches in ihrer Schulter steckt. Die Legende erzählt darüber, daß die Besitzer von Grünberg, die Familie Sternberg, welche dem Hussitismus anhing, sich wiederholt, aber stets vergeblich, bemüht habe, diese Statue mit der Axt zu zerstören, durch Feuer zu vernichten. Der vergeblichen Arbeit müde, wurde sie endlich in einem alten Gewölbe des Schlosses Planitz versteckt; später jedoch von dem katholisch gesinnten Ladislaus von Sternberg aus der Dunkelheit hervorgezogen und in der Schloßkapelle zur allgemeinen Verehrung ausgestellt (1595). Als er dann später (1603) in den Türkenkrieg nach Ungarn zog, nahm er die Statue auch dahin mit; es wurde für das Gnadenbild ein eigenes Zelt errichtet und täglich vor demselben die heilige Messe gelesen. Ein entscheidender gegen die Türken gewonnener Sieg wurde von den Soldaten der Fürbitte Mariens zugeschrieben. Später kam das Gnadenbild in den Besitz des Obersten Peter Turnowski, eines polnischen Edelmannes, der es nach Wien schickte und in seinem Hause aufstellen ließ, wegen der steten Bespöttelung seiner protestantischen Gattin aber sich

entschloß, dasselbe einer öffentlichen Kirche zu widmen. Zuerst wurde die Statue im Kreuzgang der Franciscaner aufgestellt, jedoch schon 1608 auf den Hauptaltar übertragen, und vom Jahre 1635 an alljährlich in Procession durch die Stadt getragen. An dieses Bild knüpft sich noch ferner die ehrwürdige Sage, daß die Eltern des heiligen Johannes von Nepomuk, die lange in kinderloser Ehe lebten, endlich dessen Geburt vor demselben erfleht hätten. (Nepomuk, der Geburtsort des Heiligen, liegt nämlich ganz nahe von Planitz und Grünberg und gehörte zu letzterer Herrschaft; das Schloß Grünberg bildet sogar einen Bestandtheil der Pfarrei von Nepomuk.)

In jenen Tagen florirte überhaupt die Gepflogenheit, daß vornehme Personen in Kirchen beigesetzt wurden, wo sie in ganzer Figur und in ihrer gewöhnlichen Tracht auf dem Grabdeckel abgebildet waren. Solche Grabsteinfiguren bieten oft vieles Interesse und wichtige Behelfe für die Kostümkunde. Anbei (Bild Seite 896) liefern wir den rothmarmornen Grabstein der Frau Cordula von Königsberg (gest. 1616) aus der Kirche zu Sebenstein; derselbe überliefert uns ungemein treu das Aussehen einer biederen und edlen deutschen Frau aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts.

Trotz der frommen Bestrebungen des Landesfürsten und vieler Wohlthäter der Kirche, erweist sich doch der seltsame Umstand, daß gerade um jene Zeit zuerst sich das Auftreten der Juden nicht nur verstärkte, sondern daß sie sich auch wieder Grundbesitz erwarben, was ihnen seit der verhängnißvollen Katastrophe von 1421 versagt geblieben war. Im Momente, wie damals, war der Grund ein beständiger Mangel an Geld, und die sonst verachtete und verketzerte Secte gab allseitig ein viel zu nützliches Object für die Auspressung, als daß man dieselbe nicht hätte dulden sollen. Je nachdem die Staatssäckelmeister um Beischaffung der nothwendigsten Mittel verlegen waren, zeigt sich uns ein recht wunderliches Schwanken in der Behandlung der Juden.

Als Ferdinand II. seine Regierung antrat, fand er, daß die Juden viele Mauthen und Gefälle gepachtet hatten, was allerdings den größten Theil des Gewinnes in deren Säckel fallen ließ. Er erlaubte ihnen nun am 7. October 1622 gegen schweres Kopfgeld, an einem schlechten, abgelegenen Orte eine Synagoge (auf dem Kienmarkt, heute Seitenstettengasse) zu bauen. Aber bereits wenige Jahre später wurde er wieder anderen Sinnes und sprach sich in einem Erlasse (1627) gegen diese Pachtungen aus, nachdem er schon zwei Jahre früher die Satzungen wegen ihrer gänzlichen Abschaffung ohne Erfolg erneuert hatte. Ein solches Wechseln der Anschauungen hatte die natürliche Folge, daß der Pöbel alsbald den schwankenden Rechtsschutz der Juden begriff, jeden Angriff auf deren Habe, jeden Muthwillen gegen deren Personen für erlaubt hielt, und daß sich die säumigen Schuldner auf die allgemeine Abneigung zu stützen vermochten.

Die unablässigen Anfeindungen, welche selbst ihr Leben gefährdeten, nöthigten die Juden endlich, auf ihre persönliche Sicherheit bedacht zu sein, und so beschlossen sie die Errichtung eines eigenen Judenviertels. Am 15. Juni 1626 trafen sie eine Uebereinkunft mit dem Bürgerspital, durch welche ihnen gegen eine jährliche Abfindungssumme ein Raum zu diesem Zwecke „enthalb der Schlagbrucken und von der Landstraße hinaus, bey der Stangen, gegen den schwarzen Bären (Taborstraße Nr. 22, alt 328, noch heute ist ein schwarzer Bär, auf einen Baum kletternd, am Hause angebracht) und gegen die Taborstraße bis zum Eck an die gemerkten Felder, von dannen gegen der Donau dem untern Werd über“ — also die heutige Leopoldstadt — überlassen wurde. Es war dieser eine Art „Ghetto“ (Judenviertel) bildende und auch wirklich dazu bestimmte Raum demnach ein fast regelmäßiges Viereck in der Leopoldstadt, von der jetzigen Taborstraße, Augartenstraße, Malz- (früher Bräuhaus-) Gasse, Schiffgasse und Krummbaumgasse

und von dieser in gerader Richtung hinter der Carmeliterkirche wieder zur Taborstraße begrenzt. Innerhalb dieser Umfassung liegen jetzt die Pfarr- (früher Rauchfangkehrer, große und kleine Pfarr-) Gasse, die Haid- (früher Bad-) Gasse, die Tandelmarktgasse, die Rothe Kreuzgasse und die Große Sperlgasse. Letztere war die Hauptzeile (Straße) der einstigen Judenstadt, wie man sie gewöhnlich hieß, und es ist diesem Bezirkstheile noch bis zur Stunde theilweise die charakteristische Eigenthümlichkeit geblieben, daß die Häuser desselben, auf der Aera der früheren Judenhäuser erbaut, im Verhältnisse zu den übrigen Häusern des Bezirkes nur einen sehr kleinen Raum mit kleinen oder gar keinen Gärten einnehmen.

Bei Uebergabe des Bezirkes an die Juden bestanden daselbst schon dreißig bürgerliche Häuser, welche den Besitzern abgelöst und zu mehreren Bauplätzen vertheilt wurden, wie z. B. aus einem Gasthause „zum goldenen Schwan“ (Taborstraße) allein eine Gasse und sieben Judenhäuser entstanden. Es war ferner im Kaufbriefe bedungen, die neue Judenstadt „mit einer Ringmauer einzufahen (fangen)“, und diese wurde auch bald erbaut. Von dieser Judenmauer ist in Urkunden und Chroniken mehrfach die Rede. Innerhalb dieses eingefriedeten „Ghettos“ bestanden die alte und neue Synagoge, das Studierhaus, Gemeindehaus und Spital; einen Friedhof erwarben die Juden im oberen Werd (Roßau). In der Stadt selbst durften die Juden nur zwei Gewölbe zum Handelsbetriebe und zur Aufbewahrung von Christenpfändern halten, mußten Leibzoll zahlen und zur Unterscheidung von den übrigen Bewohnern Wiens spitze Hüte und einen gelben Fleck am linken Arme tragen; in Criminal-Angelegenheiten unterstanden sie dem Magistrate, ihre Gemeindesachen aber besorgte ein aus ihrer Mitte gewählter Judenrichter. Trotz aller Beschränkungen wurden die Juden in Wien — wie heute noch — sehr reiche Leute, was sie sowohl auf gutem, wie auf bösem Wege erzielten. So wurde, was den letzteren z. B. anbelangt, im Jahre 1667 der Judenrichter Hirschel Mayer gefangen gesetzt, weil er „dem Kaiser binnen 23 Jahren nicht weniger als zwei Millionen 200.000 Gulden an Contributionen (Steuerbeträgen) seiner Glaubensgenossen entzogen hatte“. Er wurde mit ewiger Verbannung aus Wien bestraft und sein Vermögen, das aus 70.000 Gulden bestand, confiscirt. In dem Berichte darüber wird noch von „sieben noch uneröffneten Kaufgewölben, dreitausend Ducaten und einer großen Perlenschnur, die er in einen Brunnen geworfen“, gesprochen; man begnügte sich aber, gegen Abfindung ihm durch die Finger zu sehen. Indessen waren es nicht die Juden allein, welche keinen Häuserbesitz haben durften; es wurde durch ein Patent vom 18. Juli 1623 das Einstandrecht der Bürger auf die bürgerlichen Häuser in und vor der Stadt ihnen dadurch gesichert, daß solche Häuser, wenn sie zum Verkaufe gelangten, nicht nur wieder von Bürgern angekauft werden durften, daß auch „keiner, wer der auch sey, so nicht unserer allein seligmachenden Katholischen Heyligen Religion zugethan, zum Burger anzunemben sey“.

Das Kloster der Siebenbüchnerinnen — später Polizeigefangenhaus.

Von der interessanten Geschichte des Carmeliterinnen-Klosters, späteren Polizeigefangenhauses in der Sterngasse, sind wir in der angenehmen Lage, die verläßlichsten und seltensten Daten zur Kenntniß unserer Leser zu bringen. Wir verdanken dies der überaus freundlichen Bereitwilligkeit des k. k. Artilleriehauptmanns

in Pension, Theodor Paßler (geb. 1812), allgeehrten und humanen früheren Commandantens und Verwalters des k. k. Polizeigefangenhauses, in welchem er durch achtzehn Jahre, bis 1876, wirkte und sich durch zahlreiche Verbesserungen und Reformen wesentliche Verdienste erwarb, eines eben so emsigen als verdienstvollen Geschichtsforschers, der uns sein diesbezügliches in Bild und Wort hochinteressantes Werk (Manuscript) in liebenswürdigster Zuvorkommenheit zur Benützung bot, wofür ihm lebhafter Dank gebührt. Wir folgen nun den gewiegten Aufzeichnungen im Auszuge und müssen nur bedauern, daß der Raummangel es nicht erlaubt, alle die merkwürdigen Einzelheiten, die ein gründliches Forschen nach jeder Richtung hin erweisen, so eingehend zu berücksichtigen, wie sie es vollauf verdienen. Wir geben aber dem aufrichtigen Wunsche und der Hoffnung Ausdruck, daß dieses so werthvolle Buch in seiner ganzen Vollendung noch zur Veröffentlichung gelange. An geschichtlichem und culturellem Interesse mag es nicht leicht überboten werden können.

Kaiserin Eleonora, geborene Herzogin von Mantua (18. November 1598), am 4. Februar 1622 in der Franciscanerkirche zu Innsbruck mit Kaiser Ferdinand II. vermält, am 26. Juni zur Königin von Ungarn, am 21. November 1627 zur Königin in Böhmen gekrönt, hatte eine besondere Zuneigung für den Orden vom Berge Carmel, vorzugsweise zu dessen Reformatorin, der heiligen Theresia (geb. 1515, gest. 1582), gefaßt und ließ sich deshalb auch die Ausbreitung dieses Ordens sehr angelegen sein. Nicht ohne viele Mühen wurde endlich durch päpstliches Breve im Jahre 1628 ihr die Bewilligung zur Gründung des Klosters St. Josef ertheilt, wozu besonders das eifrige Bemühen des Wiener Carmeliterpriors Franciscus Antonius von St. Josef beigetragen hatte, welcher deshalb auch von der Kaiserin als „Vater der Carmeliterinnen“ erklärt wurde. Dieser eifrige Prior fand in Italien vier Nonnen, welche sich bereit erklärten, nach Wien zu gehen und die Einrichtung des Klosters zu übernehmen. Es waren dies Mutter Paula Maria a Jesu (mit dem Familiennamen Centurioni, geb. in Neapel am 6. April 1586, theologische Schriftstellerin und ausgezeichnete Organistin) und Maria Theresia von St. Onufrio (geb. 1579), Beide aus dem Kloster in Genua; dann Mutter Katharina von St. Dominico (geb. 1580) und Maria Electa a Jesu (geb. in Terni am 7. Januar 1605, mit dem Familiennamen Tramazzoli), Beide aus dem Kloster in Terni (Calabrien). Sie langten am 31. October 1639 in Klosterneuburg an, wovon die Kaiserin sofort benachrichtigt wurde, die sie am nächsten Tage durch sechs Hofdamen abholen ließ und ihnen ein Appartement in der Burg überließ. Am 8. November wurden die Klosterfrauen in ein zu diesem Zwecke wohl adaptirtes Gebäude von der Kaiserin selbst eingeführt; am 11. geschah durch Kardinal Khlesl im Beisein des ganzen Hofes die feierliche Einweihung zu Ehren des heiligen Josef, woher das Kloster von da an den Namen Carmeliterinnen-Kloster zu Sanct Josef führte. Die Bezeichnung Siebenbüchnerinnen erhielten sie im Volksmunde von dem Umstande, daß ein Theil des Häusercomplexes, auf welchem das Kloster erbaut worden war, zu den „sieben Büchern“ hieß. Am 10. Juli 1630 begann der Bau des neuen Klosters, es konnte jedoch durch allerlei Verzögerungen erst am 22. October 1633 die feierliche Grundsteinlegung durch die Kaiserin Eleonora vorgenommen werden. Am 19. März 1640 erfolgte die Einweihung der Kirche. Am 26. Juni 1642 war das Kloster auch in seinem inneren Bau ganz vollendet. Es waren zur vollständigen Herstellung des Klosters zehn Jahre gebraucht, zehn ganze Häuser und ein Theil eines Hauses von der Kaiserin angekauft und betrugen die Gesammtauslagen, welche größtentheils die Kaiserin bestritt, 110.870 Gulden damaliger Währung. Unter den Bauplätzen war einer gewesen, der den Juden confiscirt worden, denn sie hatten darauf bereits ganz unbefugt und unerlaubt den

Grund zu ihrer Synagoge gelegt. Am 28. October 1643 wurde wiederholt die Kirche von dem Wiener Bischof Philipp Friedrich Graf Breuner eingeweiht.

Am 15. Januar 1646 erlitt das Kloster einen betrübenden Verlust, denn Mutter Paula starb da um sechs Uhr Abends im Alter von 59 Jahren, 3 Monaten und 9 Tagen, wovon sie nur vierzehn Jahre außer dem Kloster zugebracht hatte. Kurz vorher hatte sie noch an die Kaiserin Eleonora geschrieben, von ihr rührenden Abschied genommen und ihr für alle ihr und dem Kloster erwiesenen Wohlthaten innig gedankt. Am 15. April 1649 wurde, in Folge eines Gelübdes der Kaiserin, um die selige Mutter Paula der allgemeinen öffentlichen Verehrung zuzuführen, deren Grab in der Gruft des Carmeliterinnen-Klosters geöffnet, und es zeigte sich, daß deren Körper unter dem vermoderten Kleide vollkommen unversehrt geblieben war. Nachdem diese außerordentliche Thatsache durch viele Zeugen, darunter der Bischof von Wien, constatirt worden war, legte die Kaiserin den von ihr selbst eigenhändig bekleideten Leichnam wieder in den neu gefertigten Sarg, worauf derselbe am 10. Mai abermals dem Grabe übergeben und dasselbe geschlossen wurde. Gar oft stieg fortan Eleonora in die Gruft hinab, um an dem Grabe ihrer unvergeßlichen Freundin zu beten. Später wurde die Leiche abermals aus dem Sarge gehoben und in einen andern gelegt, der an den Seiten und oben mit Glastafeln versehen war, durch welche man den ehrwürdigen Leib sehen konnte. Derselbe, sammt dem Leibe der am 16. Mai 1655 im Alter von 75 Jahren, von denen sie 44 im Kloster zugebracht, verstorbenen Mutter Katharina a St. Dominico wurde nach der im Jahre 1782 erfolgten Aufhebung des Klosters in einer Kapelle bei St. Stefan beigesetzt, im Jahre 1833 aber nach Gmunden geführt, wo sie nun im Chore, in prachtvollen metallenen, starkvergoldeten Särgen ruhen.

Kaiserin Eleonora hatte, seit sie Witwe geworden war, immer den Wunsch gehegt, in der Nähe des geliebten Klosters ein Haus anzukaufen und zu ihrem Asyle einzurichten, um so ungestört mit der geliebten Mutter Paula und den übrigen Frauen in Verbindung sein zu können. Nach dem Tode Paula's wurde der Wunsch realisirt; das betreffende Haus, welches sie „Nazareth" nannte und zur Unterkunft für Fremde und Kranke bestimmte, zu deren Pflege sie eine bedeutende Summe aussetzte (es war der gegen die Sterngasse gelegene Theil des nachmaligen Polizeihauses, mit der Nummer 8 versehen), wurde mit dem Kloster in Verbindung gebracht und von der Kaiserin, so oft es ihre Geschäfte erlaubten, besucht. Später bezog Eleonora selbst eine Zelle im Kloster, aber die Aerzte verordneten, wegen zunehmender Schwäche ihres Augenlichtes, alsbaldige Veränderung des Aufenthaltes, und so verließ die Kaiserin das Kloster; aber sie kehrte oftmals dahin zurück und überließ sich fortan dem beschaulichen Leben und frommen Uebungen. Sie starb in der kaiserlichen Burg in Gegenwart der um sie versammelten und von ihr gesegneten Nonnen am 27. Juni 1655.

Nach ihrem Wunsche wurde ihr Leichnam im Habit einer Carmeliternonne (jedoch ohne den Mantel und schwarzen Schleier) gekleidet, in der von ihr erbauten Gruft des Klosters, die genau unter dem Hochaltare der Kirche liegt, beigesetzt. Sie selbst hat den Bau geleitet und zu ihrem Sarge einen Stein aushöhlen, herrichten und daselbst aufstellen lassen. Der steinerne Sarg (Buchstabe a auf dem Bilde Seite 897) ist mit einer kaiserlichen Krone geziert und sind vorne in demselben in lateinischer Sprache die Worte eingehauen: „Eleonora, Kaiser Ferdinand's II. Gemalin, eine Mutter der Armen, ein Muster der Tugend, Stifterin des Klosters der unbeschuhten Carmeliterinnen, in deren Habit gekleidet sie hier liegt. Sie starb eben so heilig, wie sie gelebt hat, im Jahre des Heiles 1655 am 27. Juni, 57 Jahre alt." — Die von uns hier (Seite 897) gebrachte Abbildung der Gruft nach der am 11. September 1741 aufgenommenen, im k. k. Hof- und Staatsarchiv

aufbewahrten Zeichnung des renommirten Kupferstechers und Professors in der k. k. Ingenieurschule, Salomon Kleiner (geb. in Augsburg 1703, gestorben in Wien am 26. März 1761), zeigt uns dieselbe mit ihrem Inhalte. Buchstabe a ist der steinerne Sarg; b der Grabhügel der neun Monate alten, am 30. Mai 1646 verstorbenen Prinzessin Claudia, Tochter des Herzogs Nikolaus Franz von Lothringen, welche deren Mutter aus besonderer Zuneigung zum Kloster hier hatte beisetzen lassen; c die Gruft mit den Gräbern der Nonnen; d Behältniß der Asche und Gebeine.

Kaiserin Eleonora hatte bei ihrer Lebenszeit auch in Prag ein Kloster für die Carmeliterinnen gestiftet, dessen Bau aber erst unter Ferdinand III. vollendet wurde (1656). Dazu wurde die schon seit längerer Zeit im Grazer Convent weilende Mutter Maria Electa berufen, welche sich dahin begab und auch dort am 11. Januar 1663 im Alter von 58 Jahren sechs Tagen starb, von denen sie 37 Jahre im Kloster zugebracht hatte. Ihr Leib wurde nach drei Jahren ausgegraben und so wie jener der Mutter Paula und der Katharina unverwest gefunden.

Als im Jahre 1782 das Kloster, wie so viele andere, aufgehoben wurde, übertrug man den Leichnam der Kaiserin Eleonora in die landesfürstliche Gruft zu St. Stefan, wo derselbe sich noch heute befindet, ihr Herz aber mit den Ringfingern wurde sammt den Ringen im Frauenkloster St. Clara zu Graz beigesetzt.

Zur Geschichte des Gebäudes möge noch Folgendes dienen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts standen auf dem Platze, den dasselbe einnimmt, etwa zehn kleine unbedeutende Privathäuser und ein Freihaus. Zwei davon gehörten dem Herrn Hanns Wadtenbach und lagen auf dem Kienmarkt zwischen dem rothen Krebsen (heute Sterngasse 8, alt 453) und dem „finstern Stern" (heute Nr. 13, alt 452); das dritte, anfangs zur Synagoge für die Judenschaft bestimmte Haus (heute Nr. 6, alt 454) gehörte 1483 dem Meister Hanns von der Selingstat, Lehrer der Arzneikunde und Magister der sieben freien Künste, weshalb das Haus wohl den Schild zu den sieben Büchern erhalten haben mag, von woher man die nachmaligen Klosterbewohnerinnen die Siebenbüchnerinnen, verderbt häufig sogar Siebenbürgerinnen, nannte; es leistete eben im Verballhornen von Worten das Wiener Volk von jeher das großartigste. Dieses Haus gelangte 1580 in den Besitz des berühmten Gelehrten und Hofbibliothekars Doctor Juris Hugo Blotius (Blotz, geb. zu Delfft 1533, gest. in Wien am 29. Januar 1608), dann an Martin Schubmann. Das vierte (heute Salzgries Nr. 5, alt 455) gehörte im Jahre 1446 dem Stadtrichter Oswald Reicholf, dann dem landesfürstlichen Münzmeister Sigmund Gwalzhofer, zuletzt dem Maurer Georg Bauer; das fünfte (heute Salzgasse Nr. 3, alt 465) des Nachtführers Witwe Elisabeth Steininger, dann Georg Zemper; das sechste lag zwischen dem Hause der Salzgasse Nr. 5, (alt 469) und dem sogenannten Praghause (Ruprechtsplatz Nr. 1, alt 460) und gehörte dem Albert Mery, dann dem David Moser (heute Sterngasse 6, alt 454); das siebente dem gelehrten Hofbibliothekar Sebastian Tenagel (gest. 1640); das achte (heute Salzgasse 4, alt 456) dem Münzer Georg Weinperger 1458, dann dem Kässtecher Hanns Kastner; das neunte dem Wagner Bernhard Koller; das zehnte (heute Salzgasse Nr. 5, alt 469) dem Eisler (Eisverkäufer) Mathias Kolb. Diese Häuser wurden nun zum Kloster adaptirt und bildeten bis zu dessen Aufhebung Theile desselben, oder wurden zu demselben verbaut. Das Gebäude war also weitläufig und geräumig, nichtsdestoweniger wurde schon damals dessen Lage und Bauart für die Gesundheit nicht zuträglich gehalten, denn es fanden die grassirenden Seuchen dort leicht Eingang und schnelle Verbreitung. Interessant ist ein diesbezügliches Verbot vom Jahre 1717: „Die Häuser im Tiefen Graben nicht höher zu bauen

und besonders bei den Siebenbüchnerinnen, weil dadurch der Stadt die gesunde frische Luft benommen wird."

Die Kirche der Carmeliterinnen (heute Gefangenhauskapelle) war, der strengen Ordensregel gemäß, sehr einfach erbaut. Am Hochaltar befand sich ein Bild der Mutter Gottes (sogenannte byzantinische), die das auf ihrem linken Arme sitzende Jesukind, das die Hand segnend erhebt, hält. Dieses Bild stammte aus Candia, wurde, als die Türken die Insel 1645 belagerten, von dort gerettet, nach Wien gebracht und vom Kaiser Ferdinand III. den Siebenbüchnerinnen zum Geschenke gemacht. Außer den drei mit je zwei Statuen gezierten Altären, mehreren an den Wänden angebrachten Bildern und den schön gearbeiteten Verzierungen des Hochaltars und der Kanzel ist noch heute die Kirche ohne Schmuck. Die Kirchenstühle sind höchst einfach, aber mit hübschem Säulenschnitzwerk. — Vor dem den Hochaltar abschließenden Eisengitter befindet sich am Fußboden der Grabstein des Bischofs von Neutra, Thomas Palffy (gest. 1679); eine kleinere Tafel rechts neben dem Hochaltare ist dem Andenken des Doctors Juris Dominik Trier (gest. 1745) gewidmet. Dessen Tochter war Nonne im Kloster. Noch hat sich das Portal über der eisenbeschlagenen Kirchenthüre erhalten und eine Marmortafel zeigt die von der Stifterin angebrachte Inschrift. Merkwürdig ist ferner ein zur Linken des Hochaltars befindliches Fenster, jetzt von außen vermauert, das früher zu einem Vorgemache neben der Sacristei führte und durch ein doppeltes, einige Zoll abstehendes Eisengitter verwahrt ist. Gegen die Kirche ist dasselbe mit spitzen Eisenstacheln besetzt; es diente als Oratorium (Betchor) für die Nonnen, wobei die Stacheln zur Verhinderung einer Communication von der Kirche aus angebracht waren.



Pater Dominicus a Jesu Maria. (Seite 876 und 881.)

Der unterirdische Raum beherbergte ebenfalls eine — erst 1864 bei Gelegenheit einer Localuntersuchung entdeckte — kreisförmige Kapelle von etwa acht Fuß im Durchmesser und zwölf Fuß in der Höhe. In der Mittelnische stand eine Statue des heiligen Josef, an deren linker Seite befand sich eine Marienstatue mit Jesukind und die Figur eines Engels. Auch einige wohlerhaltene Frescomalereien fanden sich. Unmittelbar unter dem Hochaltar fand man bald darauf auch die bereits erwähnte steinerne gewölbte Gruft (Bild Seite 897), und es wurde durch die vorgefundenen Documente constatirt, daß dieselbe von der Kaiserin Eleonora erbaut und deren Leichnam daselbst beigesetzt worden war. Die Gebeine der Nonnen wurden auf dem St. Marxer Friedhofe begraben.

Während der zweiten Türkenbelagerung (1683) beherbergte das Gebäude die Barmherzigen Brüder, welche die Gefahr aus ihrem Kloster in der Leopoldstadt vertrieben hatte. Auch in diesem neuen Asyle übten sie aufopfernd ihre Pflichten und erwarben sich große Verdienste um die Wartung und Pflege der Verwundeten. In der Klosterkirche hielt der spätere Kardinal und erste Erzbischof von Wien, Graf Sigmund Kollonits, sein erstes Meßopfer (1699), weil seine Schwester, eine ehemalige Hofdame, dort Nonne war. Eine andere kirchliche Feier fand 1732 statt, wo sich der ganze Hofstaat in der Kirche einfand und von hier aus in Procession zur neu erbauten Säule auf dem Hohen Markte zog. Bei der Klosteraufhebung blieben die Kirche und die damit verbundenen Gebäude unverändert, nur der Theil, welcher gegen die Kohlmessergasse gelegen war, wurde verkauft und umgebaut. Die Güter fielen dem Religionsfonde zu.



Maria mit der Axt in der Franciscanerkirche. (Seite 882.)

Bis dahin war es das sogenannte Rumorhaus im Tiefen Graben (Nr. 37, alt 175) gewesen, woselbst die Rumor- (Polizei-) Wache stationirt war, und wohin die schweren Uebertreter der Polizeigesetze zur augenblicklichen Bestrafung oder Verwahrung überbracht wurden. Als nun das Klostergebäude frei wurde, bestimmte es Kaiser Josef II. zum Untersuchungs- und Straforte für Angeklagte und zugleich auch zum Schuldnergefängnisse. (Dieses letztere befand sich in frühesten Zeiten schon im Schrannengebäude auf dem Hohen Markt, heute Nr. 5, alt 545, und führte den bezeichnenden Spottnamen die „Löwengrube".) — Die Localitäten wurden nun theilweise für diesen Zweck adaptirt, behielten aber doch im wesentlichen die alte, klösterliche Form bei, weshalb sie noch heute einen eigenthümlichen und düsteren Gebäudecomplex von wunderlichen Winkeln, Ecken, Gängen und Stiegen bilden. Ganz besonders zeigt die hohe Fronte gegen den Salzgries mit der langen Mauer, deren wenige Fenster vermauert wurden, und mit dem darüber emporragenden Tracte mit den kleinen theilweise vermauerten Fenstern und dem viereckigen Thürmchen ein klösterliches Aussehen. (Bild Seite 904.)

In den sonstigen Abtheilungen des nunmehrigen k. k. Polizeigefangenhauses erhebt sich über festen und weitläufigen Souterrains eine große Anzahl von Stuben, Zellen und allerlei Gemächern. Der ehemalige Kreuzgang ist noch deutlich zu sehen. Vor Jahren wurde ein brunnenähnlicher Schacht entdeckt, der sich nach unten erweiterte und einen vermoderten Tisch und Stuhl, sowie einen Krug

enthielt; es war dies eine Büßerzelle. Das ehemalige Refectorium (Versammlungssaal), schön und hochgewölbt, wurde in zwei Stockwerke untertheilt und zum Gefängniß und Arbeitssaal für Weiber eingerichtet; von ihm aus führte eine Wendeltreppe zu einem kleinen Oratorium neben dem Hochaltar. Die drei Spazierhöfe für die Sträflinge, besonders der südwestliche Theil des sogenannten „Holzhofes", welcher noch heute sehr interessante Bogengänge enthält, waren früher Gärten, von denen der kleine, inmitten liegende Hof noch die Ueberreste enthält. In der Kirche wird an jedem Sonn-, Feier- und Freitag für die Sträflinge Messe gelesen nebstdem giebt es auch noch viele Stiftungsmessen. Von den Paramenten aus der Klosterzeit, hat sich nur ein Missale erhalten, von Utensilien nur einige Wäscheschränke, an deren Laden noch auf Zetteln die Namen mehrerer Schwestern zu lesen sind.

Bald jedoch wird es mit der beabsichtigten Demolirung des Polizeigefangenhauses und der damit in Verbindung stehenden Platzregulirung des Salzgries Ernst werden, und so mag es gerechtfertigt erscheinen, wenn hier der Geschichte des Gebäudes auch für die Zukunft ein Andenken bewahrt ist.

Fremde Persönlichkeiten und Merkwürdigkeiten in Wien.

In den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts wanderten gar viele interessante Persönlichkeiten und bemerkenswerthe Sachen in Wien ein, die wir chronologisch verfolgen wollen. So nahmen die Vorfahren des hervorragenden österreichischen Dichters Hermann Rollett (geb. in Baden am 20. August 1819, städtischer Archivar daselbst), aus Savoyen kommend, ihren ständigen Aufenthalt zu Baden. — Der berühmte Kupferstecher Egidius Sadeler (geb. zu Antwerpen 1588, gest. in Prag 1629) hielt sich in den Jahren 1600 bis 1614 öfters in Wien auf. — Im Jahre 1602 wurde von Haiduken der gefangene Pascha Ali von Ofen nach Wien gebracht. Zwei von ihnen mußten ihn, da er schwer verwundet war, unter dem Arme haltend, führen, als er am 10. Juni zum Erzherzog Mathias in die Burg gebracht wurde, der ihn zu sehen wünschte. Andere Haiduken trugen eine rothe Fahne und einen Pack Briefe, welche sie bei dem Pascha gefunden hatten. Ali wurde in das von dem Edelknabenhofmeister Don Dibaco de Sarava im Jahre 1543 gestiftete Krankenhaus für Hofdiener gebracht, welchem Kaiser Ferdinand I. den Beinamen „Kaiserspital" verliehen hatte und das 1754 auf den Rennweg verlegt wurde. Sarava's Spital und Hauskapelle nahm den Platz ein, auf welchem sich heute das Haus Nr. 4 (alt 20) auf dem Ballhausplatz befindet.

Im Jahre 1604 hielt sich in Wien der berühmte Astronom und Mathematiker Johannes Keppler (geb. 1571, gest. 1631) auf, welcher auf Befehl Kaiser Rudolf's II. die nachgelassenen mathematischen Instrumente Tycho de Brahe's dem Erzherzog Mathias zu bringen hatte. Im selben Jahre, bis 1607, befand sich auch der tapfere siebenbürgische Hauptmann John Smith (geb. in England 1579, gest. 1610), mit dem Beinamen der „Türkentödter" ausgezeichnet, in der Residenzstadt. Im Jahre 1605 am 3. October starb zu Wien im Alter von 53 Jahren Martin Petheö, Erzbischof von Kolocsa, ungarischer Kanzler, ein großer Verfolger der Protestanten in Ungarn; am 5. Mai 1609 starb im 63. Lebensjahre in seinem Hause auf der Wieden, diesseits des Wienflusses, Graf Stefan Illyeshazy, Palatin von Ungarn.

Am 30. November 1611 starb der Kaufmann Laurenz Drewo aus Böhmen, der eine Niederlage auf dem Kienmarkt hatte und der dickste Mensch in der österreichischen Monarchie war, denn er hatte schon als Knabe einen Umfang von drei Ellen. Bei seinem Tode wog die ganze Fettmasse gegen zwölf Centner und er wurde nicht in einem gewöhnlichen Sarge, sondern in einem großen Holzverschlage, von vier Pferden auf einem Frachtwagen gezogen, zur Erde bestattet. — Im Jahre 1618 sah Wien zum ersten Male ein Frauenzimmer mit einem Männerbarte, und zwar am kaiserlichen Hofe selbst, wo dasselbe lebte, denn es war dies Helena Antonia, geboren zu Lüttich 1589, von Erzherzogin Maria von Steiermark (gest. 1608, Mutter Ferdinand's II.) in Graz erzogen und von Ferdinand mit nach Wien gebracht. Sie hatte die Gesichtszüge eines kräftigen Mannes und trug einen üppigen, mehrere Zoll langen Schnurr-, Knebel- und Vollbart, wie auch kurz geschorenes Männerhaar. Sie war jedoch mit den Kleidern ihres Geschlechtes angethan. Der renommirte Kupferstecher Dominik Custos (aus Antwerpen, zu Augsburg, 1610 lebend) hat ihr Contrefait in ganzer Figur in Kupfer gebracht.

Im Jahre 1620 befand sich der berühmte polnische Alchymist und Günstling Rudolf's II., Michael Wojsky Sendiwoj von Skorsko, insgemein Sendivogius genannt (geb. 1566, gest. 1646), am Hofe Kaisers Ferdinand II. in Wien, den er dadurch in größtes Erstaunen setzte, daß er eine Silbermünze mit einer Tinctur bestrich und selbe zur Hälfte in reines Gold verwandelte — ein recht artiges alchymistisches Taschenspieler-Kunststückchen, welches sich in der Geschichte der Chemie von Dr. Herrmann Kopp (Braunschweig 1844) erklärt findet. — Im selben Jahre befand sich in Wien ein anderer, oberösterreichischer Alchymist, der einst so reiche Eisenhändler Nimrod Kölnpöck, in Armuth 1621 verstorben, da er all sein Gut der Alchymie geopfert. Etwa neun Jahre später fand sich in Wien der erste Quellensucher ein, ein Franzose, Namens Johann du Chatelet Beausoleil, sammt seiner Gattin Martina Bertheau. Beide machten durch ihre astrologischen Schwindeleien viel Aufsehen. Er gab vor, durch Wünschelruthen Quellen und Erze entdecken zu können, befand sich zuerst in Ungarn, wo er nur mit Noth der Gefahr entging, als Zauberer verbrannt zu werden. Aber auch in Wien blühte ihr Weizen nicht, und so kehrten sie nach Paris zurück, wo sie aber Kardinal Richelieu als Betrüger entlarvte. Beide starben 1642 im Gefängnisse.

Denkwürdig bleibt die Anwesenheit des Stifters der Rosenkreuzer (einer Art Freimaurer und Goldlaboranten), der württembergische Theologe Johann Valentin Andreae (geb. 1586, gest. 1654) in den Jahren 1612 und 1619. Derselbe verkehrte heimlich mit den Wiener Protestanten, welche von den Rosenkreuzern zu unterstützen gesucht wurden. In jene Zeit fällt auch die Anwesenheit des protestantischen Grafen Schak auf Granau — des Helden der Sage vom „Müller und sein Kind". Dessen ältester Sohn liebte die schöne Tochter des Müllers im Dorfe und wollte sie heiraten; aber so lange der ahnenstolze Vater lebte, wußte er, daß an eine solche Ehe nicht zu denken war, und der Vater, ein rüstiger alter Herr, machte keinerlei Miene zu sterben. Da wurde dem Sohn erzählt, daß, wer um Mitternacht zwischen dem alten und neuen Jahre betend in der Stammgruft verharre, der werde alle Jene in die Gruft versinken sehen, welche das Jahr über aus der Familie stürben. Er beschloß, dies zu thun, und begab sich in der nächsten Neujahrsnacht in das Gruftgewölbe, wo er eifrig betete, in der Hoffnung, um Mitternacht seinen Vater einsinken zu sehen. Als es zwölf Uhr schlägt, hört er draußen auf dem Kirchhofe ein Geräusch; er blickt durch's Fenster und sieht seine Braut, die Müllerstochter, im weißen Gewande, wie sie eben in ein offenes Grab sinkt. Darüber wurde er wahnsinnig, und das Mädchen, eine Nachtwandlerin ohne es zu wissen, die zufällig auf den Kirchhof gerathen und daselbst in ein offenes

Grab gestürzt war, starb aus Gram im nächsten Jahre. Das Stoffliche dieser wahren Begebenheit hat nun Raupach in seinem von Tausenden besuchten und gern gesehenen, wahrhaft volksthümlichen Drama „Der Müller und sein Kind“ benützt.

Ein Aufsehen erregender Besuch war im Jahre 1620 der des sogenannten „blutigen Junkers“, eines katholischen jungen Edelmannes Namens Johann Christoph von Zauzar, der in kaiserlichen Kriegsdiensten stand, von den böhmischen Aufständischen gefangen und zum Tode durch das Schwert verurtheilt worden. Der Scharfrichter verstand jedoch sein Handwerk nicht und hieb oftmals zu, ohne den Kopf vom Rumpfe schneiden zu können, so daß das erzürnte, zuschauende Volk ihn verjagte und den aus vielen Wunden an Hals und Schultern blutenden Jüngling in den Kerker zurücktrug. Von hier gelang es ihm später, zu entfliehen und unter Dampierre's Geleite glücklich nach Wien zu kommen, wo er der Held des Tages war und vom Monarchen in Audienz empfangen wurde, dem er eine geschriebene Relation seiner Erlebnisse überreichte. Ein Flugblatt, zu Wien unter dem Titel gedruckt: „Wunderbarliche Geschicht, Welches sich mit einem Adelichen Jüngling seines Alters 22 Jahr in Böhmen 1619 nach Eroberung der Stadt Pilsen Zwei Meilen davon zu Gstab verloffen hat, Jetzt aber den 10. Mai Anno 1620 Auff Wienn angelangt, Wo von ihm selbst der gantze Verlauff beschrieben ist worden, Lustig und Andächtig zu lesen. Gedruckt in diesem 1620. Jar.“ wurde von den Wienern förmlich verschlungen, und der Drucker versichert im Vorwort: „Wofern aber einem geliebte, solchem Verlauf gründlicher Weise nachzuforschen, stehet ihm bevor (d. h. frei), bei gedachtem Adelichen Jüngling allhier nachzufragen.“

Eine interessante Episode aus der Geschichte Wiens bildet die Anwesenheit des großen Friedländers Albrecht Graf Waldstein (geb. 1583, gest. 1634). Die erste Hierherkunft fällt in das Jahr 1626; der Held war in ein bedenkliches Siechthum verfallen und ließ sich in einer Sänfte nach Wien bringen, wo er im Palais seines Verwandten, des Freiherrn Karl von Harrach auf der Freiung (heute Nr. 3, alt 239), sein Absteigequartier nahm. Von den Aerzten bereits völlig aufgegeben, soll ihn hier jener Kroate gerettet haben, der einst bei Jicin zum Tode verurtheilt worden, in Verzweiflung dann eine Pistole auf ihn abgedrückt hatte, dem der Herzog jedoch sofort das Leben schenkte. Eine zweite Anwesenheit Waldstein's fällt in das Jahr 1633. Er soll da mit seinem Bankier und Agenten, dem Hofjuden Jakob Bassewi (oder Bassevoy), und mit dem berühmten Astrologen Andreas Argoli (nachmals Professor der Mathematik in Padua, geb. 1570, gest. 1653) in dessen Wohnung im Federlhofe (Bäckerstraße 2, alt 768) eine geheimnißvolle Unterredung im strengsten Incognito gehabt haben. Ein Jahr darauf wurde Waldstein zu Eger ermordet. Bassewi war es auch gewesen, der seinem Gebieter im Jahre 1629 den Astrologen Johann Baptist Seni (eigentlich Zemo, fälschlich genannt Zeno, Schüler Argoli's) in Wien aufgenommen. Die Bedingnisse eines Monatgehaltes von 25 Thalern schienen aber dem Heeresfürsten zu plebejisch, er bestimmte Seni zweitausend Thaler jährlich, indem er sagte: „Ich würde mich schämen, Gelehrte so wohlfeil und zu so geringem Preise zu erhalten!“ Bekanntlich war Seni kurz vor seines Herrn Ermordung bei demselben zur Berathung im Zimmer; er selbst wurde am 1. April 1643 durch den königlich polnischen Residenten Biboni in Wien ermordet.

Im Jahre 1628 befand sich der kurbrandenburgische Minister Graf Adam Schwarzenberg (geb. 1587, gest. 1641, Sohn des Helden Adolf Schwarzenberg) in Wien, um Vorstellungen wegen Erleichterung der Kriegskosten zu machen, denn des Friedländers ziemlich wildes Heer lag in den Marken und sog das Land auf das unmenschlichste aus. Der berühmte Staatsmann hatte aber keinen Erfolg, und zwar — wie er seinem Fürsten meldet — wegen der üblen Meinung, die

man von der Berliner Zeitung hat. Sein im königlich-preußischen Staatsarchiv verwahrter Bericht aus Wien unterm 5. November 1628 meldet: „Man hat allhier ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt, es sei kein Ort im ganzen Reiche, da man also frei und schlimm schreibe gegen Ihre kaiserliche Majestät oder gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attribuire man (schreibe man zu) der kaiserlichen Macht Verlust und den Feinden Victoria (Sieg).“ — Das geheime Rathscollegium, von welchem nun der Kurfürst Bericht über die Sache verlangte, meldete: „Es ist gewiß und über gewiß, daß kein Wort in solcher Zeitung geändert wird, sondern wie sie aus anderen Orten gedruckt und geschrieben anher kommen, also druckt sie der Botenmeister. Wir haben ihn aber nichts desto minder vor uns gefordert und ihm gerathen, dieß Zeitungsdrucken auf eine Zeit lang einzustellen, oder doch des Kaisers gar nicht zu gedenken. Er wird sich hierin wohl recht erweisen, wiewohl er klagte, daß er sonst nichts zu leben hätte; denn die Besoldung, die er hat, ist nicht groß.“ — Der Kurfürst beschied nun: „Ob es wohl eine Sache, an der sich die Wiener von Billigkeitswegen nicht zu scandalisiren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen bei uns anders nicht werden in den Druck gegeben, als wie man sie aus anderen Orten unserem Botenmeister schreibt, so ist es uns doch lieber, damit dießfalls den Leuten aller Prätext (Vorwand) genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offension (Beleidigung) erregen möchte. Doch kann man denen, welchen die Avisen (Berichte) zugeschickt werden, das Ausgelassene beischreiben.“

Weil wir schon von Diplomaten sprechen — da kam im Jahre 1624 ein befreiter Sklave aus Constantinopel nach Wien, ein Maler, Hanns Rudi Schmied, geb. zu Stein bei Baden im schweizerischen Aargau am 10. April 1590, der Pflegesohn eines Officiers aus Verona, der in einer Schlacht gegen die Türken sein Leben verlor, während Schmied in Gefangenschaft gerieth. Durch sein bedeutendes Kunsttalent dem österreichischen Gesandten in Constantinopel bemerkbar geworden, kaufte ihn dieser los und sandte ihn mit Empfehlungsbriefen nach Wien, wo ihn der Kaiser Ferdinand II. zu verschiedenen Kanzleigeschäften verwendete. Im Jahre 1627 wurde er zum ersten Male mit einer Mission an Sultan Amurath geschickt, erhielt 1629 die Würde eines kaiserlichen Rathes und wurde kurz darauf als kaiserlicher Resident bei der hohen Pforte ernannt. Zum Freiherrn erhoben und zum Hofkriegsrath befördert, wurde er 1648 kaiserlicher Internuntius in Constantinopel, endlich außerordentlicher kaiserlicher Großbotschafter und war als solcher thatsächlich der Retter eines großen Theils der kaiserlichen Erbstaaten. Zurückgekehrt 1651, lebte Freiherr Johann Rudolf Schmied von Schwarzenhorn, der gleich ausgezeichnete Diplomat wie Maler, in Ruhe und Frieden zu Wien seiner Kunst und starb daselbst in seinem Hause in der Naglergasse (heute Nr. 2, alt 275) am 12. April 1667 in hohem Alter, nebst vielen Handzeichnungen mehr als 50 große Gemälde hinterlassend, die er in seinen Mußestunden angefertigt hatte. Sein schöner Grabstein aus Salzburger Marmor, mit passender Inschrift und dem Wappen versehen, befindet sich in der Schottenkirche am vierten Mittelpfeiler.

Eine andere markante Persönlichkeit gab den Wienern Anlaß zu der Bezeichnung „daumenlanger Hansel“; es war dies der berühmte Professor der Arzneikunde Fortunatus Johannes Liceti, ein Genueser (geb. 1577, gest. 1656), ein Zwerglein, welches schon bei seiner Geburt nicht größer als 5½ Zoll gewesen und von seinem medicinisch gelehrten Vater mittelst eines gleichmäßig geheizten Brutöfchens auferzogen worden. Die winzige Persönlichkeit schrieb über achtzig der gelehrtesten Bücher.

Ein feierlicher Tag für Wien war der 20. Februar 1631; an diesem erfolgte die Ankunft der Prinzessin Maria von Spanien, Braut des Erzherzogs

Ferdinand (als Kaiser dieses Namens der Dritte), damals bereits König von Ungarn und Böhmen, wobei die ganze Bürgerschaft in Waffen Spalier machte und berittene Bürgerschaft ihr bis in die Burg das Geleite gab, wo die Vermälung stattfand.

Ein trauriger Zug war es, als im März 1635 der schwedische Feldmarschall Johann Philipp Kratz von Scharffenstein nach Wien gebracht wurde, der früher ein tapferer Officier der kaiserlichen Armee gewesen, jedoch später sich zum Feinde geschlagen hatte. Er wurde am 26. März auf dem Rathhausplatze in Wien enthauptet. — Ein gleiches Los traf später (1639) den schwedischen Oberst Kirchbaum, dem auf dem Hohen Markte das Haupt abgeschlagen wurde. (Bereits Seite 660 wurde von ihm gesprochen.)

Noch haben wir dreier interessanter Persönlichkeiten zu erwähnen, welche die Residenzstadt Wien im Jahre 1636 mit ihrem Besuche beehrten. Da war zuerst Johann Baptist Tavernier Baron von Aubonne, der hochberühmte Reisende in Europa, Türkei, Persien und Indien, Schriftsteller und Edelsteinhändler (geb. in Paris 1605, gest. in Moskau 1689). Ferner Lord Thomas Howard Graf von Arundel (gest. 1642 in Padua), der berühmte Archäologe, Kunstsammler und Schriftsteller, englischer Feldmarschall, wegen der Restitution der kurpfälzischen Lande nach Wien geschickt, wo er bis 1637 als Gesandter verweilte. Ihn begleitete der berühmte Kupferstecher (Aetzkünstler) Wenzel Hollar (geb. in Prag 1607, gest. in London 1677), von welchem auch eine, bereits ungemein selten gewordene Ansicht von Wien existirt.

Aus jenen Tagen sind noch allerlei Seltsamkeiten zu erzählen. So kam aus Italien das erste Gefrorene, aus Orangensaft bereitet, nach Wien, erfunden 1602 von einem neapolitanischen Zuckerbäcker Bartolo Bensari, der mit seiner Erfindung ganz Europa bereiste. Noch bis heute nennt man in vielen Städten Italiens, namentlich in Sizilien, das Gefrorene „Aqua Bensari" (Bensari-Wasser). Auch die kühlende Limonade wurde von dem Vorgenannten erfunden und fand durch ihn ihre Verbreitung nach Wien; diese fand ganz besonders bei Hofe Anwerth, aber eine Chronik meldet zum Jahre 1637, daß „ein Limonienhändler den jungen Ferdinand (als Erzherzog der Sechste, als römischer König der Vierte, geb. 1633, gest. 1654, ohne zur Regierung gelangt zu sein) mit Gift hat tödten wollen, der aber gefangen und hingerichtet worden". Bensari's Gefrorenes muß mehr flüssiger Natur gewesen sein, denn ein festes Gefrorenes, wie wir es noch heute genießen, erfand der Florentiner Procropi bald darauf und verbreitete es in den Hauptstädten, zuerst in Paris, wo die Behörde damals den Genuß des Eises nur in drei Monaten des Jahres gestattete (wohl auf Grundlage sanitärer Bedenken).

Im Jahre 1629, am 13. Januar, erschien in Wien die erste Seiltänzergesellschaft. Sie zeigte ihre Künste in einem Holzschuppen auf dem Neuen Markte. Später wiederholte sich diese Unterhaltung stets auf den Jahrmärkten und zur Faschingszeit, und die alten Volksbelustigungen des Wettrennens, Wettlaufens u. dgl. kamen dadurch sehr in Abnahme. — Zwei Jahre später zeigte ein Italiener die erste wandernde Menagerie in Wien, und zwar am 15. Januar 1631; der zweite wandernde Menageriebesitzer in Wien war 1688 der Niederländer Anton Veragen. — Aufsehen erregte eine ganz eigenthümliche Spazierfahrt, welche der kaiserliche Obersthofjägermeister Otto Freiherr von Teufel im Sommer anzustellen pflegte; derselbe fuhr nämlich von seinem Sommersitze in Eßling (V. U. M. B.) im offenen Wagen, mit vier abgerichteten zahmen Hirschen bespannt, über die Donaubrücke herein nach Wien.

Im Jahre 1618 befand sich wieder die ungarische Krone in Wien. Khlesl, welcher am 13. Juli vom Preßburger Landtage zurückkehrte, fuhr, vom Clerus und Volk begleitet, in einem offenen rothsammtenen Wagen durch eine

Triumphpforte zur Stefanskirche, stieg dort ab und stimmte das Tedeum feierlich an; bei dieser Gelegenheit aber brachte er die ungarische Krone und die anderen königlichen Kleinodien nicht im königlichen Hof-, sondern in seinem eigenen Wagen zur Kirche, und dies erkannten seine Gegner als eine so unverzeihliche Anmaßung, daß von da an sein Sturz unwiderruflich beschlossen wurde.

Unter Ferdinand II. besaß der „Gewürzhandelsmann" Johann Kamel, ein geborener Brünner, das Haus und Geschäft in der Bognergasse Nr. 5, (alt 312), welches noch heute mit dem Schilde „zum schwarzen Kameel" eines der renommirtesten dieser Art ist. Aber aus der Familie dieses Mannes entsproß jener berühmte Missionär, Pater Georg Josef Kamel (Camelius), italienisirt Camelli, welcher als gelehrter Pharmazeut und Botaniker auf den Philippinen Pflanzen sammelte und nach Europa brachte, darunter jene Lieblingsblume der Damen, welche der große Botaniker Karl von Linné (geb. 1707, gest. 1778) nach dem Namen des Entdeckers Kamelie nannte.

Im Jahre 1620 sah Wiens Umgebung die ersten Kosaken, welche, als der mit Bethlen Gabor geschlossene Waffenstillstand den Feindseligkeiten in Ungarn ein Ziel setzte, mehr unmenschlichen Raubmördern, als eigentlichen Hilfsvölkern des Kaisers gleichend, aus Polen plündernd durch Mähren in Oesterreich einfielen und ungeachtet einer von den nachsetzenden Mähren unweit der Donau erlittenen Niederlage gegen Wien zogen, dabei im Lande unter der Enns übel hausten, und wohin sie kamen, überall großen Schaden anrichteten. Aus Schrecken vor diesem Gesindel, das aus Rauben, Morden, Brennen und anderen barbarischen Gewaltthaten ein Gewerbe machte und selbst gegen die der katholischen Religion und dem Kaiser getreuen Ortschaften keine Schonung kannte, verließ viel Landvolk mit Weib und Kindern seine schutzlosen Wohnstätten und begab sich in die Wälder und Auen, in denen es durch Hunger oder Kälte zu Grunde ging oder von seinen grausamen Verfolgern niedergemetzelt wurde. Sie plünderten den wohlhabenden Markt Spitz, raubten aus der Kirche die Kelche, Monstranzen, Meßkleider und andere Geräthe und trieben es so arg, daß selbst die Wallonen (niederländisches Kriegsvolk in kaiserlichem Solde), die ihnen doch sonst an Blutgier und Tyrannei nicht viel nachzugeben pflegten, so sehr wider sie erbittert wurden, daß sie etliche derselben erschossen und achtzehn gefangen in das Lager des Grafen Karl Bucquoy, dessen Heeresabtheilung sie zugewiesen waren, nach Krems führten. Glücklicherweise bot damals die Felsenburg Aggstein den Bewohnern der Umgebung schützende Zuflucht.

Gerechtfertigtes Aufsehen machte um das Jahr 1620 ein vielverbreitetes Schriftchen (ein Exemplar davon bewahrt noch die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg) gegen — die Krinoline (stählerner Reifrock der Frauen). Magister Christophorus Barbarossa, sonst Rothbart genannt, läßt seinen Grimm über dieses Garderobestück unter der Ueberschrift „Eisen oder Bügel um den Leib", in folgender Weise die Zügel schießen: „Darunter gehört auch noch diese abscheuliche Leichtfertigkeit mit den großen dicken Eisen oder Bügel, so die vom Adel und Andere um den Leib tragen, daß die Kleider darüber hangen, als ob ein Wein- oder Bierfaß darunter bedeckt wäre. Ja ich weiß es eigentlich, daß Jungfrauen vom Adel rechte Mannskleider darunter verborgen gehabt, und wenn es auf den Abend kommt (darin gut mausen ist und alle Katzen grau sind), so werfen sie den weiten Umhang mit seinem dicken Eisen weg und hüpfen, tanzen und springen gleich den Männern und Gesellen daher, das lasse mir eine Zucht von adeligen Personen sein, ein Anderer mag es loben, ich weiß es nicht zu entschuldigen, viel weniger zu loben."

Am 27. Januar 1622 wurde zu Wien eine recht absonderliche Hochzeit gehalten — eine Zwergenhochzeit. Zu derselben wurden als geladene Gäste

ebenfalls ausschließlich Zwerge gewählt. Am Tage vorher fuhren zwei reichgekleidete Zwerge in einer Kutsche in der ganzen Stadt herum, um die Gäste einzuladen. Am Hochzeitstage selbst ging man in Procession zur Trauung in die Kirche. Voraus trat ein reichgekleideter Zwerg als Festmarschall mit seinem Stabe, woran eine Menge Bänder in allen Farben flatterten, in der Hand; hinter diesem schritt das stattlich herausgeputzte Brautpaar, dann folgten etwa 50 Zwerge, an der Spitze die kleinsten, etwa zwei Fuß hohen; diesen die immer größeren bis zur Mitte, wo vier Fuß lange gingen; von hier aber fiel es wieder zu den zwei Fuß großen herab, wie man Orgelpfeifen stellt. Acht Personen von den Vorderen hatten die Rollen der Untermarschälle, ihnen folgten die Brautdiener, welche als Embleme ihrer Würde eine Schleife von Spitzen am rechten Arm trugen. Eine große Menge von Zuschauern schloß den Zug. In der Kirche angelangt, nahmen die Zwerge, nach ihrer Orgelpfeifen-Symmetrie aufgestellt, in der Mitte Platz. Von der Kirche fuhr man dann zur Tafel. Der Bräutigam und die Braut hatten an zwei verschiedenen kleinen Tischen ihre Plätze, über Beider Sitze waren kleine Baldachins angebracht, und von denselben herab hingen über die Braut und den Bräutigam Lorbeerkränze. Nach den ersten Schüsseln trat der kleine Marschall mit seinen acht Untermarschällen, große Glaspokale in den Händen tragend, ein, und brachte einen Toast auf den Kaiser und seine Gemalin, worein alle Anwesenden laut stimmten und wobei Trompeten und Posaunen schmetterten. Nach der Tafel wurde das Brautpaar festlich nach Hause geleitet. Unter den bei vorerwähnter Zwergenhochzeit anwesenden Gästen befand sich auch Professor Liceti, der schon erwähnte „daumenlange Hansel" der Wiener.

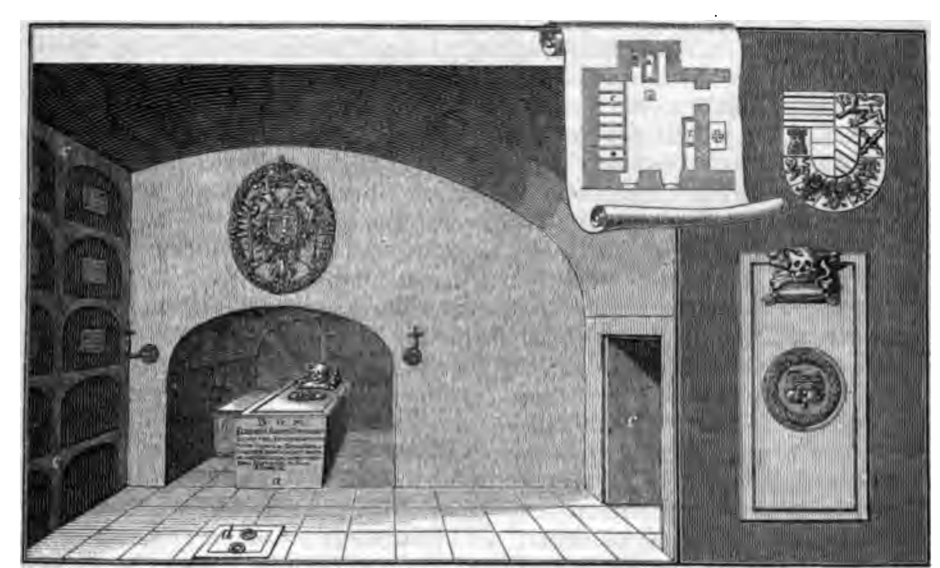


Grabstein der Frau Cordula von Königsberg. (Seite 883.)

Großes Aufsehen erregte es, als Ende des Jahres 1632 der Friedländer Herzog Albrecht Graf Waldstein die goldene Kette und das lederne blutgefleckte Koller des Schwedenkönigs Gustav Adolf, der am 9. November in der Schlacht bei Lützen gefallen war, nach Wien sandte. Dieses Koller befindet sich heute im k. k. Arsenale, unweit des Harnisches Kaiser Ferdinand's II., seines Gegners, wohlverwahrt und mit dem gleichzeitigen Porträt darunter. Man sieht noch deutlich daran die Risse der sechs Kugeln, welche dem muthigen Könige bei Lützen den Tod brachten. Auch der Ring des Schwedenkönigs kam nach Wien. Kaiser Ferdinand ließ ihn an der goldenen Kette dem Marianischen Gnadenbilde der Lorettokapelle in der Augustinerkirche anhängen und ein Zeugniß seiner Echtheit mittelst einer in goldener Tafel eingegrabenen Inschrift beigeben.

Ferdinand III., die Schwedenbelagerung und das Entstehen der Armee.

Am 3. Februar 1637 war der Thurm der Schottenkirche, welcher zwei Jahre früher durch einen Blitzstrahl entzündet und verbrannt und hierauf nur nothdürftig mit dem alten Materiale wieder aufgebaut worden war, plötzlich zusammengestürzt. So natürlich dieses Ereigniß auch war, wollte man es doch als böses Vorzeichen betrachten, und in der That sollten die Abergläubischen Recht behalten, denn — am 15. Februar 1637 starb Ferdinand II. in Wien. Er hatte im vorausgegangenen Jahre noch die Wahl seines gleichnamigen Sohnes



Die Gruft im Carmeliterinnen-Kloster. (Seite 886 und 887.)

zum deutschen Könige durchgesetzt und wurde nach seinem Wunsche an der Seite seiner ersten Gemalin Maria Anna von Baiern (geb. 1574, gest. zu Graz 1616) in der von ihm gestifteten Katharinakirche zu Graz, sein Herz aber mit den Ringfingern sammt den Ringen bei seiner Mutter im St. Clarenkloster daselbst beigesetzt. Testamentarisch hinterließ er an seine Familie den Rath: „So lange Ihr die Religion aufrecht erhalten werdet, wird der Segen des Himmels auf Eurem Hause ruhen."

Ferdinand III. hatte von seinem Vater ein recht schlimmes Vermächtniß übernehmen müssen — den Krieg. Noch als Kronprinz hatte er sich im Felde bewährt und sich durch die glänzende Schlacht bei Nördlingen (27. August 1634) als tüchtiger Heerführer erwiesen; aber für den Regenten schickte sich nach der spanischen Grandezza das persönliche Commando nicht, und so wurde die Heerführung von allerlei Feldherren besorgt, die recht tapfere Generäle gewesen, aber an Schlachtentalent weit hinter den Gegnern zurückblieben. Und so kam es, daß der Krieg, welcher seit Ferdinand's II. Regierung die Erbländer verschont hatte, diese nun mit allen Schrecken heimzusuchen begann und der geniale schwedische Feldherr

Leonhard Torstenson (geb. 1603, gest. 1651) den Plan fassen konnte, in der kaiserlichen Hauptstadt Wien den Frieden zu dictiren. Schon im Frühjahre 1642 brachen die Feinde in Böhmen ein, setzten sich in Mähren fest, und ihre Streifcorps wagten sich bis an die Donau vor. Aber die lang genossene Sicherheit hatte in Wien eine solche Unterschätzung des Feindes hervorgerufen, die von heimkehrenden renommirenden Kriegern noch vermehrt wurde, so daß ein in Wien erscheinendes Flugblatt erklärte, es bestände die schwedische Armee blos aus einigen Tausend von zerrissenen Bettelbuben, denen sich eine Anzahl deutscher Rebellen beigesellt habe: sie sei im Ganzen ein zusammengerafftes, loses Gesindel, ein disreputirliches Volk, das im Glück Gott lobe, im Mißgeschick um sein Erbarmen flehe, und es sei von den nackten Schweden nichts und aber nichts zu fürchten.

In diese Sicherheit schlug freilich gleich dem Blitz die Nachricht ein, daß in der am 6. März 1645 zu Jankau in Böhmen erfolgten Schlacht die Kaiserlichen eine schreckliche Niederlage erlitten hätten, und daß Torstenson den ihm nun eröffneten Weg nach Oesterreich und Wien mit der an ihm gewohnten Raschheit einschlage. Schon am 15. März überschritten die Schweden bei Retz die Grenze, am 24. stand der Feldherr bei Krems. Kaiser Ferdinand III. eilte von Prag nach Wien, entschlossen, jede Gefahr mit den Bewohnern zu theilen. Es war in der That die Gegenwart des Kaisers das einzige Rettungsmittel, denn im Gegensatze zu der früheren Zuversicht war eine solche Kopflosigkeit und Verwirrung in Wien entstanden, daß ein planloses Flüchten aus der Stadt begann, besonders als die kaiserliche Familie und die Schätze der Hofburg nach Prag in Sicherheit gebracht wurden. Es mußte daher der Magistrat durch öffentlichen Ruf allen Männern von 16 bis 60 Jahren den Wegzug verbieten.

Wiens Lage war wirklich eine verzweifelte; denn der siegtrunkene Feind setzte seinen Marsch gegen die Stadt fort, nahm die befestigten Orte jenseits der Donau mit stürmender Hand und beschoß die sogenannte Wolfsschanze (ein Bollwerk am jenseitigen Ausgange der großen Donaubrücke, Tabor) am 9. April so heftig, daß sie in der nächsten Nacht den Schweden überlassen werden mußte. Es waren ferner die Vertheidigungswerke Wiens vielfacher Ausbesserung bedürftig, die Stadt-Quardia, wenig zahlreich und schlecht exercirt, die verfügbaren kaiserlichen Truppen durch die Niederlage und Flucht so entmuthigt und des Gehorsams entwöhnt, daß sie nach Freibeuterart sich schaarenweise herumtrieben, plünderten und statt ein Schutz für die Stadt, deren schlimmste Geißel waren. Wagte doch eine solche Rotte des Kaisers Bruder, Erzherzog Leopold Wilhelm, der als neu ernannter kaiserlicher Befehlshaber nach Wien reiste, bei St. Pölten anzuhalten und mit drohenden Worten Geld zu begehren. Aber bei Erzherzog Leopold fanden derlei Späße keinen Boden; er ließ die Frechen sofort verhaften und den die Rotte commandirenden Lieutenant am 15. April in Wien enthaupten, den Corporal aufknüpfen, zwei Soldaten erschießen und den übrigen, etwas minder Betheiligten ordentliche Merkse mit dem Stocke ertheilen. Das heilsame Beispiel wirkte sofort, aber es bedurfte dennoch des emsigsten Eifers und der rücksichtslosesten Strenge der Befehlshaber, um einige Ordnung in das Chaos zu bringen.

Man suchte nun mit allem Eifer die traurigen Zustände zu beenden; die Bürgermiliz wurde gemustert, die Handwerksgesellen in Rotten eingetheilt; es schlossen sich die Studenten den Stadtvertheidigern an, und so standen binnen Kurzem 5000 Mann bewaffnet da und konnten in guter Ordnung vor dem Kaiser Revue passiren. Die kaiserlichen Förster waren mit ihren Schützen in den Donau-Auen vertheilt und setzten den Schweden mit ihren Feuerwaffen hart zu; ja es gelang diesen wackeren Jägern, am 9. Mai den Feind aus einer kleinen Insel des Stromes, der sogenannten Kothlake, zu vertreiben, und bei dessen rascher Flucht fielen vier schwedische Geschütze in die Hände der Kaiserlichen. Gleichzeitig erfolgten

von Seite kaiserlicher Commissäre kluge Unterhandlungen mit dem Siebenbürgerfürsten Georg I. Rakoczy (geb. 1591, gest. 1648), auf dessen Mithilfe Torstenson ganz besonders zur Bezwingung Wiens rechnete, und der Erfolg war, daß sich Rakoczy nicht mit dem schwedischen Feldherrn vereinigte. Jetzt kehrte wieder Vertrauen in das österreichische Kriegsvolk zurück und nach dem Abzuge der Ungarn und Siebenbürger war auch für die Hauptstadt die Gefahr größtentheils beseitigt.

Dies erkannte Torstenson's klarer Blick sofort; er gab seinen Plan auf und dachte an den Rückzug nach Mähren, wo ihm die Festung Brünn noch immer heldenmüthigen Widerstand bot. Er sandte auch einen Parlamentär nach Wien, um die Auswechslung der Gefangenen vorzuschlagen, wie er sich denn überhaupt bei den darüber zu Ulrichskirchen (V. U. M. B.) eingeleiteten Verhandlungen so hochherzig und edel bewies, daß der Kaiser ihn einladen ließ, Vertraute nach Wien zu schicken und dort Einkäufe zu machen. In Folge dessen traf der Kammerdiener Torstenson's mit mehreren Begleitern am 10. Mai unter Freipaß in Wien ein, nahm im Gasthofe „zum blauen Hecht" (heute Sterngasse 11, alt 451) sein Absteigequartier und besorgte im Auftrage seines Herrn und in Begleitung eines kaiserlichen Officiers reichliche Einkäufe, besonders an geschmücktem Reitzeuge „unter den Sattlern" (jetzt Goldschmiedgasse) und an Kleinodien, Ketten, Ringen und Schmuckwerk theils im Münzhof am Hof, theils in den Verkaufsgewölben der Goldschmiede am oberen Ende des Grabens, so daß die Wiener Kaufherren um mehrere tausend Thaler Erwerb von dem Feinde vor den Thoren zogen, die Viertelsmeister aber vollauf zu thun hatten, den Fremden zwischen den von allen Seiten zusammenlaufenden Neugierigen freie Bahn zu machen. Der Kammerdiener war aber ein so gewitzigter Mann, verstand so wohl zu handeln und jede schwache Seite der Waare herauszufinden, daß aus jener Zeit das Wiener Sprichwort datirt, welches einem erfahrenen, durch nichts in Verlegenheit zu bringenden Manne noch heute die Bezeichnung „alter Schwede" beilegt.

Das Hauptquartier der kaiserlichen Truppen und der Wiener Garnison war die Wolfsau — heute Brigittenau — damals und noch lange hernach bis in unsere Tage eine unbewohnte, mit Wiesen und Gebüsch bewachsene, wildreiche Donau-Insel. Sie wurde die „Wolfsau" genannt, weil sie in der Vorzeit der Lieblingsaufenthalt von Wölfen und anderen reißenden Thieren gewesen. Daselbst hatte auch der Befehlshaber der Vertheidigung, Erzherzog Leopold Wilhelm, sein Standquartier. Dieser Umstand gab Veranlassung zu einer vollständig unwahren Sage. Es soll nämlich am Morgen des Festtages der heiligen Brigitta der Erzherzog, wie er gewöhnlich that, sein Frühgebet, auf den Knieen liegend, verrichtet haben, während welcher Andacht aber eine Kanonenkugel durch sein Zelt flog und zu seinen Füßen niederfiel, ohne anderen Schaden zu verrichten, als daß sie das Feldtischchen umriß. Zum ewigen Andenken soll nun der Erzherzog an eben der Stelle und ganz nach der Form seines Zeltes der Tagespatronin eine Kapelle erbauen lassen haben, nach welcher die Wolfsau den Namen Brigittenau erhielt. Gegen die Legende spricht der Umstand, daß der Biograph des Erzherzogs, der Jesuite Nikolaus Avancini (geb. in Tirol 1611, gest. in Rom 1686, seiner Zeit Professor der Theologie und Rector des Collegiums in Wien), der mit sorglicher Genauigkeit Alles aufzeichnete, was dem Erzherzoge von der Geburt bis zu seinem Tode begegnete, nirgends dieses Ereignisses erwähnt; was die der heiligen Brigitta geweihte Kapelle betrifft, ließ dieselbe Kaiser Ferdinand III. selbst, und zwar laut des im Kurmeisteramt zu St. Stefan bis heute aufbewahrten Stiftsbriefes „zu eigenem Heil und Erquickung aller abgeleibten des Erzhauses Oesterreich Vorfahren" im Jahre 1651 für das dortige Jagd- und Mauthpersonale im Achtecke erbauen.

Das Fest der Kirchweihe wird an dieser Kapelle seitdem alle Jahre an dem Sonntag, an welchem die Kirche das Evangelium vom reichen Fischzug Petri vorträgt (also Mitte Juli), gefeiert; bald nach der Erbauung aber entwickelte sich jenes unerreichte Volksfest, welches unter der Bezeichnung „der Brigitten-Kirchtag in Wien" bis zu dessen Aufhören (1849) stattfand und noch heute unvergeßlich geblieben ist.

Obwohl nun die unmittelbare Gefahr für Wien glücklich vorüber war, bildete doch die schwedische Besatzung der Wolfsschanze eine zu gefährliche Nachbarschaft, und es wurden daher die kräftigsten Anstalten zur Vertreibung der Feinde und zur Wiedergewinnung des Brückenkopfes gemacht. Der wackere kaiserliche Oberst Karl Reich leitete den Angriff; am 18. Mai 1645 begann die Beschießung der Schanze und am 20. wurde das Bollwerk mit stürmender Hand genommen. Die Feinde zogen sich nach Mähren zurück, hielten aber bis in's folgende Jahr noch Korneuburg und Krems besetzt.

Am 14. October 1648 wurde endlich der Frieden zu Münster und Osnabrück abgeschlossen. Oberst Ranft, der unter Trompetenschall, Kanonendonner und Glockengeläute am 26. October mit der Nachricht in Wien einritt, wurde von einer nach Tausenden zählenden Volksmenge jubelnd empfangen.

So verflossen denn die neun letzten Lebensjahre Ferdinand's III. verhältnißmäßig ruhig. Er betrieb emsig die Befestigungsbauten der Stadt. Unter ihm wurde 1640 das Schanzelthor vollendet, 1656 das Schottenthor erbaut und die Löblbastei, welche bis dahin nur aus einem Erdwalle bestand, aufgemauert. (Bilder Seite 902 und 903.)

Auch die Postanstalten wurden von diesem Kaiser geregelt. Die erste Einrichtung des Postwesens im Deutschen Reich bestand in der Anlegung einer reitenden Post zwischen Brüssel und Wien durch Franz von Taxis im Jahre 1516. Im Jahre 1543 ernannte Kaiser Karl V. Leonhard von Taxis zum niederländischen Generalpostmeister und im Jahre 1595 wurde derselbe von Rudolf II. zum kaiserlichen Generalpostmeister im Reiche bestellt. Kaiser Mathias belehnte den Freiherrn Lamoral von Taxis 1615 mit dem Generalpostmeisteramte als männliches Erblehen, welches Ferdinand II. 1621 für ein subsidiarisches Weiberlehen erklärte. Später, nachdem die Familie 1695 in den Reichsfürstenstand erhoben worden, wandelte es Kaiser Karl VI. in ein Reichsthronlehen um.

Dem von Ferdinand III. in Bezug auf die Postregelung veröffentlichten Patente ist viel Interessantes zu entnehmen. Es heißt darin, daß die Posthalter, Couriere und Postknechte vielfach durch allerhand verübenden Muthwillen, Frevel und Insolenz, auch mit harten Streichen, Hauen und Verwundung tractirt würden. Derartige Gewaltthaten würden nun auf das schärfste geahndet werden. Jedermann solle sich der vorgeschriebenen Postzettel bedienen, alle Obrigkeiten den Postbeamten, welche unter besonderen kaiserlichen Schutz gestellt werden, volle Unterstützung geben und jeden Uebelthäter in Haft nehmen. Die wahren Postillone hatten drei Merkmale: einen Mantel, auf welchem vor- und rückwärts die Figur eines Posthorns angebracht war, das Posthorn selbst, mit welchem er seine Ankunft signalisirte, und einen Beglaubigungsbrief, die sogenannte Bolletta (Zettel, daher auch heute noch bei der Mauth Bollette genannt), nach welcher gegenwärtige Ordinaripost unverzüglich befördert und von Niemanden aufgehalten werden sollte. Die Postmeister hatten das Vorrecht, Ringe und Degen zu tragen, und in ihren Bestallungsbriefen wurde ihnen besonders an's Herz gelegt: „Nützliche Neuigkeiten und Correspondenzen abzusammeln und der Regierung einzusenden. Einem Postillon soll Niemand vorfahren oder vorreiten; fällt ihm auf dem Wege das Pferd, so ist er berechtigt, das nächste beste zu besteigen, dessen er habhaft werden kann." — Außer der kaiserlichen Post gab es Land- und Stadtposten, dann die Posten der Kaufleute,

welche je nach der Bestimmung Metzgerpost, Niederlägerpost, Mehlpost u. dgl. hießen.

Das Jahr 1649 war endlich das Jahr des Entstehens der kaiserlichen Armee. Von den früheren Zeiten schon angefangen hatte man nichts als bestandlose Heere, welche sich, wie allenthalben, so auch in Oesterreich, wenn Noth an Mann ging, aus bewaffneten Edelleuten mit ihrem Gefolge, aus ländlichen Aufgeboten und nachmals vorzugsweise aus zusammengeworbenen Haudegen und heimatlosen Abenteurern bildeten, die um ein leidiges Stück Geld ihre Haut für Jedermann zu Markte trugen, die, obwohl oft wacker fechtend, nur höchst selten nach der Ursache des Krieges, ja kaum je nach dem Namen des Kriegsherrn fragten. War der Krieg zu Ende — und damals war er meist mit einem einzigen Feldzuge abgethan — dankte man das geworbene Kriegsvolk ab, und dasselbe stob auseinander, um im nächsten Frühjahre sich abermals irgendwo, vielleicht gar auf der entgegengesetzten Seite, anwerben zu lassen.

So ging es bis in das 17. Jahrhundert fort. Aber da folgte auf die bisherigen kurzen Feldzüge der ungeheure Gegensatz eines dreißig Jahre andauernden Krieges, ein so furchtbarer, endlos scheinender Ausnahmszustand, daß er endlich die Form einer Regel annahm und in seiner blutigen Neuheit die Zeitgenossen mit sich gar nicht in's Klare kommen ließ. Alles änderte sich von Grund aus. Wem fiel es da ein, die Regimenter nach jedem Feldzuge zu entlassen, wo immer ein neuer Feldzug vor der Thüre stand, ja selbst der Winter die Feindseligkeiten nicht unterbrach; endlich weil auch die abgedankten und dadurch brotlos gewordenen Werblinge sofort in das Lager des Feindes hinübergelaufen wären. So behielt man denn vorderhand die einmal errichteten Regimenter bei und hatte solchergestalt vorläufig wenigstens auf längere Zeit ständige Regimenter, indeß noch immer kein eigentliches stehendes Heer.

Da wurde endlich 1648 der Friede abgeschlossen. Mit diesem jedoch war noch keineswegs der wirkliche Friedensstand zurückgekehrt, denn die Schweden und ihre Verbündeten, die mit ihren Truppen den deutschen Boden überschwemmt hatten, fanden es gar zu bequem, ihre Heere auf fremde Kosten ernähren zu lassen und in den ausgesogenen Ländern hohe Contributionen fortzuerheben, und deshalb legten sie der thatsächlichen Ausführung des auf dem Papiere stehenden Friedens allerlei Hindernisse in den Weg, stellten immer neue Bedingungen und behielten während der auf solche Weise geflissentlich in die Länge gezogenen Verhandlungen die von ihnen besetzten Städte und Plätze als Faustpfand inne. In der guten Stadt Nürnberg wurden diesbezüglich die weitschweifigsten Verhandlungen gepflogen.

Endlich aber, nach vielen Schwierigkeiten, kam man überein, daß von kaiserlicher wie von schwedischer Seite in drei Terminen eine bestimmte Anzahl Regimenter und Compagnien abgedankt und wechselweise gewisse Plätze geräumt werden sollten. Das Nähere setzte ein am 5. October 1649 zwischen den kaiserlichen und schwedischen Militärbevollmächtigten abgeschlossener geheimer Nebenreceß (Vergleich) fest, dessen Hauptpunkte in dem gleichzeitigen sogenannten Exauctorations-Recesse (Aufhebungsvergleich) bekannt gemacht wurden.

Kraft dieser Recesse machte, während auch die anderen Kriegsmächte auf den Friedensfuß zurückkehrten, der Kaiser Ferdinand III. sich anheischig, 291 Compagnien Reiter in den erwähnten Terminen gänzlich zu licentiiren (entlassen) und abzudanken und „zur Defension (Vertheidigung) seiner Erbkönigreiche und Länder“ nicht mehr als 63 Compagnien zu Roß, „so sich etwa von 3 auf 4000 Pferde belaufen werden“, beizubehalten. Diese 63 Compagnien vertheilten sich auf folgende neun Reiter-Regimenter: Montecucoli, Philipp, Tapp, Spork, Piccolomini, de Werth (das jetzige Dragoner-Regiment Nr. 8), Khevenhüller, Götz und Fürstenberg. Von

den Regimentern zu Fuß war in den Recessen keine Rede, und gegen den Fortbestand derselben scheint also keine Einsprache erhoben worden zu sein, da noch jetzt einige Infanterie-Regimenter der k. k. Armee aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges stammen, so das Graf Huyn'sche Nr. 13 (seit 1630), Herzog von Parma Nr. 24 (seit 1632); von Cavallerie-Regimentern Dragoner-Regiment Fürst Montenuovo Nr. 10 (seit 1640).

Jene Vergleiche erhielten acht Monate später ihre unwiderrufliche Bestätigung durch den „Friedens-Executions- (Ausführungs-) Hauptreceß, wie derselbe im Namen kaiserlicher und zu Schweden königlicher Majestät durch Dero dazu gevollmächtigte höchstcommandirende Generalitäten und Plenipotentiarien, mit Zuthun und Beisein der sämmtlichen Kurfürsten und Stände, anwesenden Herren Gesandten, Räthen und Botschaften in des heiligen römischen Reiches Stadt Nürnberg abgehandelt, verglichen und den 16./26. Juni Anno 1650 allerseits unterschrieben, besiegelt, ratificirt (bestätigt) und endlich commutiret (ausgetauscht) worden".



Das Schottenthor. (Seite 900 und 904.)

Dies also war der Anfang einer stehenden Kriegsmacht Oesterreichs; allerdings wohl nur ein sehr kleiner, denn von 354 Compagnien blieben dem Kaiser vermöge jener Vergleiche blos 63 übrig; allein dieser kleine Anfang erhielt dadurch eine große Wichtigkeit, daß nicht blos der Kaiser als Oberster Kriegsherr, sondern auch die Fürsten des Deutschen Reiches und endlich selbst die bisher feindlichen fremden Mächte jetzt zum ersten Male ausdrücklich eine stehende Armee in Oesterreich anerkannten und verbrieften. Mag man nun diesen Anfang von dem Tage des „geheimen Recesses", d. i. vom 5. October 1649, oder vom Tage des „Friedens-Executions-Hauptrecesses", d. i. vom 16. Juni 1650, datiren — das Eine steht fest, daß sich unsere Armee, als stehende und bleibende, in runder Summe des patriarchalischen Alters von 230 Jahren erfreut, und daß ihr durch den Verjüngungsproceß, welchem sie unter Kaiser Franz Josef I., ihrem erhabenen Kriegsherrn, in neuerer Zeit unterzogen worden, weitere Jahrhunderte ruhmvollen Fortbestehens gesichert sind.

Kaiser Ferdinand III. sollte am Rande seines Lebens noch herbes Leid erfahren. Es wurde sein ältester Sohn, Ferdinand IV., König von Ungarn und Böhmen, am 9. Juli 1654 von den Blattern dahingerafft, und so empfing der zweite Sohn Leopold VI. (später als Kaiser der Erste dieses Namens), früher zum geistlichen Stande bestimmt, im Jahre 1655 die Huldigung der Erbländer. Der Kaiser kränkelte fortwährend, doch sein Tod wurde erst durch ein schreckhaftes Ereigniß beschleunigt. Am 2. April 1657 gab er sich eben in der Nacht der Ruhe hin, als in der Burg Feuerlärm entstand. Die Flammen schlugen aus der Küche der Kaiserin Maria Eleonore von Mantua (geb. 1630, vermält 1651, gest. 1686), und es fehlte an Wasser zum Löschen, denn der Burgbrunnen versiegte. Der kranke Kaiser wollte sich aber nicht eher in Sicherheit bringen

lassen, bis nicht der erst drei Monate alte Prinz Ferdinand Alois (geb. am 11. Februar 1657, gest. am 16. Juni 1658) gerettet wäre. Da ergriff ein Trabant die Wiege, rannte aber in der herrschenden Verwirrung an die Wand, daß die Wiege brach und das Kind herausfiel. Obwohl dasselbe keinen Schaden litt und auch die Feuersbrunst durch die aus der Stadt herbeigeeilten Hilfspersonen alsbald gedämpft wurde, beschleunigte doch der ausgestandene Schreck die Katastrophe, und der Kaiser starb vier Stunden später. Der Leichnam wurde bei den Kapuzinern beigesetzt, sein Herz vermachte er dem St. Clarenkloster in Graz, damit es neben dem seines Vaters ruhe.

Bau- und andere Denkwürdigkeiten.

Obwohl der Aufruhr in allen Straßen einen großen Theil der Bewohner aus Wien vertrieben und die Leiden des dreißigjährigen Krieges die übrigen schwer geschädigt hatten, kann doch nicht geleugnet werden, daß dies Alles der Entwicklung der Stadt Wien keine allzu großen Hindernisse bot. Wir müssen daher diesem Theile der Wiener Geschichte ebenfalls Aufmerksamkeit widmen und wollen dies in chronologischer Uebersicht der markantesten diesbezüglichen Vorfallenheiten in Wien und Umgebung thun.

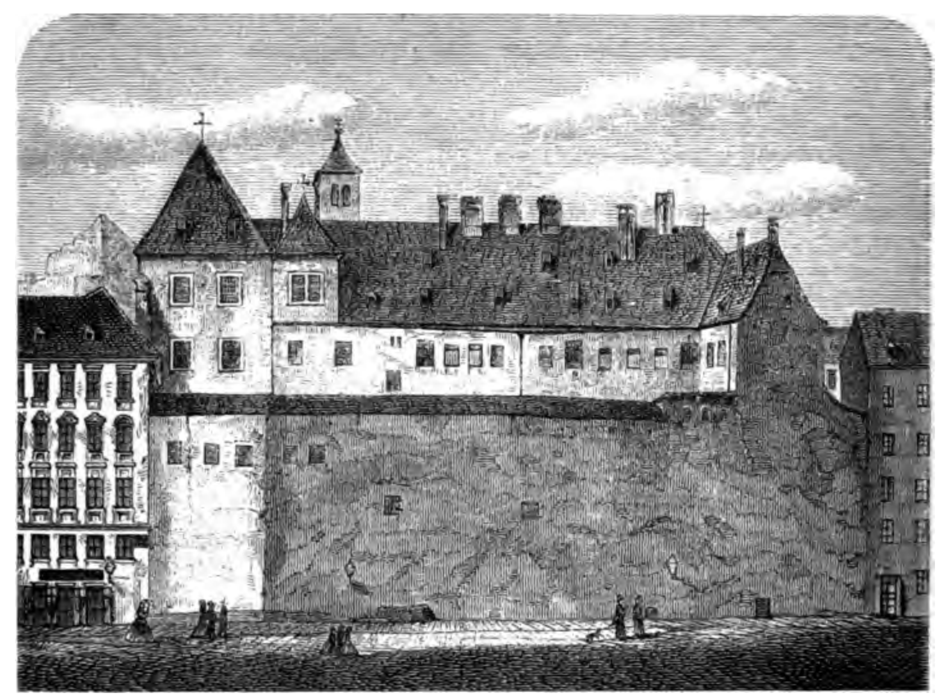


Das Schanzelthor. (Seite 900 und 904.

In jener Zeitperiode, und zwar im Jahre 1631, wurde der Bischofhof, d. i. die Residenz der Bischöfe und Erzbischöfe von Wien (heutige Rothenthurmstraße 2, Wollzeile 2, Stefansplatz 7, alt 869), erbaut; die Vollendung erfolgte 1641, eine neuerliche Umgestaltung 1720. Wir wiederholen hier, daß unter „Hof" nicht der Hofraum, sondern stets ein größerer Gebäudecomplex verstanden war. Das Gebäude, an dessen Stelle bis zum Jahre 1356 der Pfarrhof, dann der Propsthof sich befand, wurde zuerst vom Bischof Kaspar Neubeck (gest. 1594) vergrößert. Die Ausführung des Bauplanes in seiner jetzigen Gestalt (etwa von den Architekten Carlo Cannevale, auch Carlon genannt, und Ludwig Burnacini) kam zu Stande durch den ersten gefürsteten Wiener Bischof Anton Wolfrath, einen der vornehmsten Staatsminister Ferdinand's II. (geb. 1581, gest. 1639). Sein neben dem Taufsteine in der Katharinenkapelle der Stefanskirche befindliches Grabdenkmal hat die von ihm selbst verfertigte Grabschrift: „Ich war Abt, Bischof, Fürst. — Ich bin Staub, Schatten, Nichts." Ueber dem Brunnen des Haushofes verewigt eine Tafel mit lateinischer Inschrift seine Verdienste. Im Jahre 1645 kam ein Theil der Bürgerschule auf dem Stefansplatze (heute Nr. 3, alt 874) an den Wiener Bischof zur Unterbringung der Curaten.

Im Jahre 1638 erfolgte aus Ursache des 1637 geschehenen Einsturzes des Vierungsthurmes der Neubau der Schottenkirche; da dieselbe die Feuersbrunst im Jahre 1488 ungefährdet überstanden hatte, wurde der alte romanische Grundriß beibehalten, es blieben selbst mehrere Mauern der alten Kirche stehen, wie man denn noch jetzt in der Halle zur Linken des Presbyteriums manche Reste romanischer Halbsäulen mit den gedrückten attischen Basen und Eckknollen erkennen kann. Auch baute man den hinter der Kirche noch heute bestehenden mächtigen Thurm;

es erfolgten Um- und Zubauten im Conventgebäude, darunter auch die Aufsetzung eines Stockwerkes auf den Kreuzgang. Damit beschäftigt waren die Baumeister Jakob Späz aus Linz und Anton Carlon aus Wien; an des Letzteren Stelle trat später Andreas Allio. Der Umbau wurde 1648 vollendet und die Kirche durch den Wiener Bischof Friedrich Philipp Graf Breuner (geb. 1598, gest. 1669) eingeweiht. Von der damaligen Gestaltung des ganzen Complexes der Schottenbesitzung hat uns Vischer in seiner Topographie ein ebenso hübsches als getreues Bild bewahrt, das wir (Seite 905) zur Ansicht bringen. Den sogenannten Heinrichsbrunnen in der Mitte des großen Hofes im Stiftsgebäude ließ im Jahre 1652 Abt Peter Haister (gest. 1662), ein großer Beförderer der Künste und Wissenschaften, aus weißem Marmor erbauen. Als dieser, dem Andenken des Stifters des

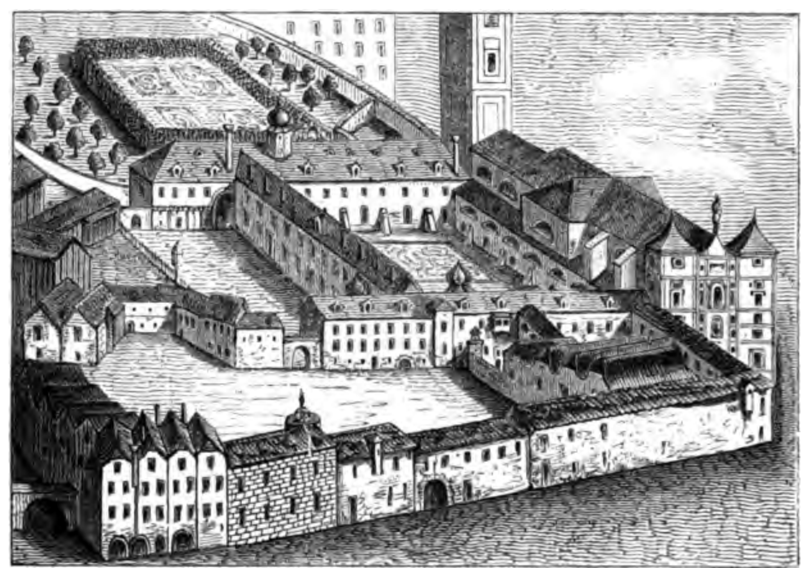


Das Polizeigefangenhaus, vormals Carmeliterinnen-Kloster. (Seite 889.)

Klosters, Herzog Heinrich Jasomirgott, gewidmete Brunnen im Jahre 1770 arg verfallen war, stellte ihn Abt Benno Pointner (geb. 1722, gest. 1807) wieder her.

Es wurde schon erwähnt, daß unter Ferdinand III. das Schottenthor erbaut wurde, dessen Außenseite erschien 1656 vollendet. Eine vor demselben angebrachte Brücke führte über den breiten Stadtgraben in das Vorwerk, den „Schotten-Ravelin", durch den der Weg außer die Stadt führte. Die Buchstaben am Vorwerke bedeuteten: „Ferdinand III., römischer Kaiser, Erzherzog von Oesterreich. 1647"; die an der Außenseite dasselbe, aber mit der Jahrzahl 1646. (Bild Seite 902.) Das Schanzelthor (Bild Seite 903) an der Gonzaga- oder Wasser-Schanz-Bastei, hinter welcher sich das Fischerthor befand, durch welches ein Weg aus der Stadt über den Wasser-Ravelin — Schanzel (kleine Schanze) genannt — an die Donau führte, trug ebenfalls eine Buchstaben-Inschrift, bedeutend: „Ferdinand III., römischer Kaiser, 1646." — Im Jahre 1630 wurde der neue

Bau der Löbl- (stets unrichtig Löwel-)Bastei begonnen und 1656 vollendet. Dieselbe trug eine diesbezügliche Inschrift. Ueber das Entstehen der Benennung wurde bereits (Seite 759) gesprochen. Ihr Namensträger, Stadtcommandant Johann Christoph Freiherr von Loebl (geb. 1588, gest. in Wien 1638, dessen Grabstein befindet sich bei den Dominicanern), besaß hier ein schönes „Lusthaus" (Villa) mit Gärtchen, nach dem besten Geschmacke seiner Zeit hergestellt (heute Herrengasse Nr. 21, alt 60). — Einen prächtigen Sommersitz, ein Lustschlößchen mit herrlichen Gartenanlagen, das selbst hohe Herrschaften, z. B. Maria Anna, Gemalin Kaiser Ferdinand's III., im Jahre 1636, besuchten, besaß im unteren Werd (Roßau) der Daniel von Moser, Herr zu Ebreichsdorf (geb. 1570, gest. am 23. October 1639 in seinem Hause auf dem Hohen Markt Nr. 3, alt 543), welcher erst Stadtrichter, dann, von dem Jahre 1626 bis 1638, Bürgermeister und Commandant der berittenen Bürgermiliz gewesen. Derselbe hatte sich so viele Verdienste



Kirche und Kloster der Schotten im 17. Jahrhundert. (Seite 903 und 904.)

um das Gemeindewohl erworben, daß die damalige Stadtvertretung sich veranlaßt fühlte, den Sommersitz dieses ihres Bürgermeisters von allen Steuern und bürgerlichen Lasten zu befreien, was Kaiser Ferdinand II. bestätigte. Bei der Türkenbelagerung 1683 wurden die Moser'schen Anlagen zerstört; 1685 übernahm das Aerar die Brandstätten und erbaute den bis zur letzten Zeit bestandenen sogenannten „Kaiserstadel" (Roßauerlände 11, Hahngasse 14, alt 27). Anfangs der Siebziger-Jahre wurde dieses altersgraue Gebäude mit dem ganzen Grundcomplex an eine Baugesellschaft verkauft, durch diese in Parzellen getheilt und Gebäude aufgeführt. Die im Jahre 1874 vollendete neue Gasse, welche von der Hahngasse durch den ehemaligen Kaiserstadel zur Donau führt, erhielt zu Ehren des Bürgermeisters die Bezeichnung Mosergasse. Es besaß Moser übrigens noch die Häuser: am Hohen Markt Nr. 3 (Vorlaufgasse 2, Landskrongasse 6, alt 543); in der Bäckerstraße Nr. 11 (Sonnenfelsgasse 12, Universitätsplatz 4, alt 756) und Nr. 24 (alt 759); dann im Altlerchenfeld (Josefstädterstraße 45, alt 1), endlich den Häusercomplex, auf welchem die Gebäude des Barmherzigenklosters in der Leopoldstadt stehen.

Ein Schriftsteller aus den Tagen Ferdinand's III. liefert gelegentlich ein Bild der Hofsitte und ritterlichen Galanterie, darunter eine Beschreibung, wie ein Wiener Cavalier sich gegen seine Frau zu benehmen hat. Es heißt darin unter vielem Andern: „Ist es im Sommer, so führet er sie zu Mittag im Roder. Im Winter aber muß er sie im Schlitten fahren.“ Es kann hier die Bezeichnung Roder für Prater nicht umgangen werden. Das Rode, Gereut oder Reut, bezeichnete in frühesten Zeiten schon einen durch Ausreutung des Gehölzes urbar gemachten Platz (deshalb auch das Anhängen dieses Wortes an Namen von Dörfern u. dgl.). Es waren also Gegenden, die so benannt wurden, ehedem ein Wald, der erst durch Ausreutung urbar gemacht werden mußte. Man kann sich daher (wie schon Seite 770 erwähnt) der Idee nicht verschließen, es haben höchst wahrscheinlich die ersten Besitzer der Waldanlagen die Urbarmachung unternommen und davon den Namen Roder erhalten, der späterhin sich zu Prater umgestaltete. Es wäre sonst unauffindlich, warum der vor zweihundert Jahren lebende Schriftsteller eine solche Bezeichnung gebraucht hätte, wenn sie nicht damals im Volksmunde häufig im Gebrauche stand. Eine zweite Annahme könnte wohl auch die sein, daß damit der Versammlungsort mehrerer jagdbarer Thiere — die Rotte, altdeutsch der Rott, genannt, woraus später das Wort Rudel entstand — gemeint war.

Im Jahre 1640 wurde mit Genehmigung des Stadtrathes der seit siebzig Jahren von der St. Stefanspfarre benützte Freithof auf der Wieden (heutige Alleegasse) an das Bürgerspital abgetreten, da es dem „Spitalfreithof bei St. Coloman“, außerhalb des Kärntnerthores, schon am Platze gebrach. Es wurde eine dem Stefaner Todtengräber Nikolaus Haidinger und seiner Gattin Katharina gehörige ärmliche Hütte abgebrochen und an deren Stelle ein neues „Todtengräber- und Beinhäusel“ errichtet. In jene Zeit fällt auch der Ursprung der Kapelle zu St. Augustin (später, 1699, nach der Türkenbelagerung, in welcher dieselbe zerstört worden, als Kirchlein wieder aufgebaut). Auf dem Friedhofe wurden seitdem auch alle Hingerichteten beerdigt, mit deren Bestattung sich die (bereits Seite 878 erwähnte) Todtenbruderschaft befaßte. Das Crucifix, welches diese fromme Bruderschaft, auf eine hohe Stange gesteckt, dem Hinzurichtenden auf dem Wege zur Execution, wie auch bei dem nachmals erfolgenden Begräbnisse vorantrug, ist das noch heute in der Strafhauskapelle auf einem Seitentische rechts neben dem Hochaltare auf einem Piedestal (aus welchem es herauszuheben ist) befindliche sogenannte Armesünderkreuz. Die Benennung rechtfertigt sich durch den vorerwähnten Umstand des Vorantragens, ferner noch dadurch, daß dieses Crucifix stets, zwischen zwei Lichtern, in die letzte Wohnungszelle eines in letzter Instanz zum Tode verurtheilten Verbrechers gestellt wird. Es dient diesem traurig erhebenden Zwecke seit dem Jahre 1642 und trägt auf einer an dessen Sockel angebrachten Metalltafel die Inschrift: „Hic crucifixus a Judaeo baptizato varie cultus, deinde ab eodem ob enormia scelera ad mortem damnato in terram prostratus et conculcatus fuit Augusti 16.“ (Dieses Crucifix wurde von einem getauften Juden mannigfaltig verehrt, dann aber von eben demselben, als er wegen ungeheurer Verbrechen zum Tode verurtheilt wurde, auf die Erde geworfen und niedergetreten am 16. August). Die Geschichte dieser Inschrift ist folgende:

Im Jahre 1642 wurden drei Juden in Haft genommen. Der Eine, Rabbi Joachim, in Böhmen geboren, wie man jedoch unter der Hand erfuhr, bereits zu Rakonitz im Jahre 1636 auf den Namen Ferdinand Franz Engelsberger getauft, der ferner während der Zeit seines falschen, speculationssüchtigen Christenthums einen „Katholischen Wegweiser“ und „Generationes Jesu“ (Geschlechtsreihen Jesu Christi) geschrieben hatte, in welchen Büchern er die jüdische Religion verdammte, verleitete zwei seiner ehemaligen Glaubensgenossen dazu, daß

sie in der Schatzkammer der Erzherzogin Caecilia Renata (Tochter des Kaisers Ferdinand II., geb. in Graz am 16. Juli 1611, vermält 12. August 1637 mit Wladislaus IV., König von Polen und Schweden, und zwar in Wien in Stellvertretung durch dessen Bruder Johann Casimir; gest. in Wilna am 14. März 1644), wohin er Zutritt gehabt, mittelst nachgeahmter Schlüssel einbrachen. Diese Drei entwendeten daraus Schmuck im Werthe von vielen Tausenden. Nicht lange darauf geriethen sie in Verdacht, man setzte sie in das Gefängniß und sie gestanden die That, worauf man sie zum Tode durch den Strang verurtheilte.

Engelsberger benahm sich während der Verlesung des Urtheils sehr andächtig, denn er hoffte als Christ sein Leben zu retten; als er aber aus dem verlesenen Urtheile vernahm, daß er gleich den anderen Diebsgenossen gehenkt werden solle, riß er das Crucifix, welches er in der Hand tragen sollte, vom Tische, warf es zur Erde, verunreinigte es und trat es mit Füßen, dabei eine Unzahl von Gotteslästerungen belfernd und mehrmals ausrufend: „Ehe ich als Christ sterbe, will ich lieber in die Hölle fahren!“ — Man sprach ihm nun zu, er solle sich doch besinnen, was er thäte, er habe ja doch Tags vorher das heilige Abendmahl empfangen. Er entgegnete jedoch trotzig: „Ich hab's ja gar nicht genossen, sondern in ein Fazolet (Fazzoletto, Schnupftuch) gewickelt und es in's heimliche Gemach geworfen!“

Die heilige Speise wurde auch sofort an dem genannten eklen Orte im Schrannengebäude auf dem Hohen Markt (damaliges Kriminalgefängniß), wo er gefangen saß, aufgefunden. Als die verbrecherische That in die Oeffentlichkeit gelangte, war das Volk so erbittert, daß nur die energischesten Drohungen es vor einer Mißhandlung aller in Wien wohnenden Juden abhalten konnten; übrigens wurden dennoch einige Israeliten lebensgefährlich verletzt und deren Häuser geplündert.

Kaiser Ferdinand III., dem der Fall sogleich vorgelegt wurde, bestätigte das vom Gericht gefällte Todesurtheil für die beiden anderen Juden, befahl aber, den Gotteslästerer Engelsberger neuerdings in Untersuchung zu ziehen. So wurden denn seine Genossen mit dem Strange hingerichtet, Engelsberger aber wieder in seinen Arrest geführt, was des ergrimmten Volkes wegen erst in später Nachtstunde geschah. Am folgenden Tage wurde mit ihm ein Verhör vorgenommen. Auf Befragen, warum er gestern so gotteslästerlich mit dem Crucifix verfahren sei und so gottvergessene Reden verlauten lassen, antwortete er: „Ich that es den Juden zu Ehren und den Christen zur Schande. Was ich vorher als Christ that, war mir nie vom Herzen gegangen; ich habe niemals das Abendmahl genossen, sondern es immer aus meinem Munde genommen und an einen unsauberen Ort geworfen, denn ich verabscheute es mehr als Schweinefleisch!“ (Wörtlich aus den Acten.)

Engelsberger's Urtheil war bald gesprochen und schleunig vollzogen. Nach dem damaligen peinlichen Gerichtsverfahren wurde er (am 26. August 1642) erst auf die vier Hauptplätze der Stadt (Neuer Markt, Lobkowitzplatz, Graben und Hoher Markt) geführt, dort überall mit einer glühenden Zange in die rechte Brust gezwickt, ferner ihm ein Riemen über den Rücken aus dem Leibe geschnitten und gerissen, auf der linken Brust wiederum gezwickt und dann wie zuvor noch ein Riemen aus ihm geschnitten. Zuletzt nahm man ihn vom „Armesünderkarren“ herab, band ihn auf eine „Schlapfe“ (Rohrdecke behufs Schleifung, welche Pferde zogen), bei welcher Gelegenheit er „grausamblich geschrieen und geruft: Gott, der niemals geboren worden, erbarm' sich meiner!“ Auf der Richtstätte, der Gänsweide im Erdberg, wurde ihm die Zunge herausgeschnitten, die rechte Hand (als einem Bundbrüchigen an der heiligen Taufe) abgehauen, sodann sein halbtodter Leib bei den Füßen mit einer Kette aufgehängt und er dergestalt lebendig gebraten und

schließlich sammt dem Galgen verbrannt, die Asche darauf in die Donau geworfen, „daß er also wider alle Vernehmung verstockt bis an's Ende geblieben", so schließt der Bericht. In der Gerichtsstube der Schranne wurde eine schwarze Tafel angebracht, worauf in lateinischer und deutscher Sprache der Thatbestand aufgezeichnet war.

Ein dem Engelsberger'schen ähnliches zweites, nur viel kleineres Crucifix befindet sich in dem in der Sacristei der Strafhauskapelle stehenden Kästchen, welches die Seelsorger des Gefangenhauses beim Versehen der Kranken und Sterbenden im Inquisitenspitale verwenden. Das alte zweihundertjährige kleine Crucifix, welches bis 1853 sowohl diesem heiligen Zwecke als der Bestimmung gewidmet war, von dem Delinquenten auf seinem schweren letzten Gange nach dem Richtplatze in Händen gehalten zu werden, wurde im vorerwähnten Jahre bei der Hinrichtung eines Raubmörders (an zwei Handelsjuden in Hainburg) unmittelbar beim Galgen gestohlen (wohl aus Aberglaube). Darauf ließ der damalige Seelsorger P. Vinzenz Waczek (nachmals geistlicher Director des k. k. allgemeinen Krankenhauses) von den Haussträflingen aus Ebenholz ein neues Crucifix schnitzen, auf dem ein bleierner Christus angebracht wurde, und dieses kommt nunmehr für beide vorbesprochenen Fälle in Verwendung.

Es ist vollkommen irrig, wenn aus jenen Tagen von Judenaustreibungen berichtet wird. Wohl hatten im Jahre 1637 (unterm 15. April) die Bürger Wiens an Kaiser Ferdinand III. die Bitte gerichtet, die Juden zu vertreiben, aber der Kaiser beachtete die diesbezüglichen Vorstellungen nicht. In letzteren wurde darauf hingewiesen, daß die Juden auch im Jahre 1614 vertrieben wurden (allerdings, aber dies geschah nur den Fremden); seit jener Zeit liege der allgemeine Landschaden, der durch die Juden entstand, „am hellen lichten Tage". Die Juden haben allen Handel und Gewerbe an sich gerissen; es giebt unter den Christen keinen Handelsmann mehr; diejenigen, die noch diesen Namen führen, verkaufen blos in ihren Läden. Die Juden jedoch gehen mit ihren Waaren hausiren, und wenn ein Fremder mit Waaren nach Wien kommt, passen sie ihm schon im Gasthause auf, um sie ihm abzukaufen. (Art Vorkauf, der übrigens heute mehr denn je von Christen und Juden betrieben wird.) Die Juden wollen ihr Reich, das sie durch Gottes Strafe verloren haben, hier in Wien auf's neue errichten. (Ganz dieselbe Klage hört man auch heute; nur sollten die Klagenden dabei bedenken, daß es kein Lob für sie ist, wenn sie sich von der Minderzahl beherrschen lassen.) Sie tragen zur Verschlechterung der Münze bei und sind Wucherer. (Ebenfalls ganz so wie heute). Im Jahre 1612 erstattete die Hofkanzlei ein Gutachten, in welchem es heißt, „beim Kauf und Verkauf sind die Juden nützlicher als die Christen und die Letzteren sind überdies noch größere Schinder". (Kommt heute ungemein häufig vor.) Sie sind unrein und müssen es gewissermaßen sein, da oft in einem engen Hause 30, 40 und auch 50 Personen wohnen. (Heute passirt dies mit der christlichen Arbeiterbevölkerung. Damals zwang man die Juden, zusammengepfercht zu leben; als 1643 die Seuche wüthete, wurde verordnet, daß, falls dieselbe in einem Judenhause ausbräche, die in dem betreffenden Hause wohnenden Juden nicht in die Stadt gelassen werden sollen. Die Sanitätsmaßregeln waren eben damals höchst unzulänglich.) Es entstehen dadurch gefährliche Seuchen, die umsomehr verbreitet werden, da die Juden alte Kleider verkaufen. (Die behördlich verordneten Desinfectionen kannte man freilich noch gar nicht.) Die Juden schädigen den Fiscus bei den Zoll- und Mauthgebühren, indem sie für fremde Juden Waaren schwärzen. Zum Nachtheile der Christen werden die Juden zu Aemtern (!) befördert, was man sich sonst geschämt hätte, da sie die Brunnen vergiftet und den Leib Christi geschändet haben, weshalb man sie verbrannte (Art Wink mit dem Zaunpfahle, desgleichen zu thun). Wollte man jedoch einwenden, daß die Juden Steuern zahlen, so erwidern darauf die Bürger, daß sie sie mit

dem Schweiße der Christen bezahlen, und daran kann kein Segen und Gedeihen sein. Um die Möglichkeit zu haben, Darlehen zu erhalten, könnte man, wie dies in anderen berühmten Städten der Fall sei, Banken errichten, und man könnte sich ohne die „vermaledeiten" Juden behelfen. (Warum thaten dies die Klagenden nicht und thun es heute noch nicht?) Sind doch diese bereits so frech, daß sie sich christliche Ammen halten und „in ihren viehischen synagogischen Spelunken" (damals waren eben die Gotteshäuser Andersgläubiger gesetzlich nicht so geschützt wie heute) den Erlöser und Heiland Jesum Christum und seine hochgebenedeite Mutter Maria erschrecklich lästern und schänden. (Vollkommen unwahr.) Früher sind in Wien 5250 Häuser gewesen, jetzt kaum einige hundert. Wohl wurden Kasernen und Klöster erbaut, dafür wurden andere baufällig. Wenn daher auch die Juden nicht aus dem ganzen Lande, so sollen sie wenigstens aus Wien und drei Meilen davon für ewige Zeiten entfernt werden.

Wie gesagt, der Kaiser beachtete diese Vorstellung nicht, vielmehr genehmigte er am 16. November 1638 die Vorstellung der Hofkanzlei; es wurden die Juden des kaiserlichen Schutzes versichert und sollte Niemand etwas gegen sie unternehmen; es wurde ihnen überdies gestattet, in der Stadt vier Gewölbe zu halten. Die „Gewölber" (Verkaufsläden) waren überhaupt der vornehmlichste Gegenstand des Streites zwischen den Bürgern und den Juden. Es lebten die Juden fast ausschließlich vom Handel, aber der untere Werd (Leopoldstadt) war in jenen Tagen zu wenig bevölkert, und so mußten die Juden trachten, für ihre Waaren Absatzquellen in der Stadt zu suchen. Thatsächlich hatten sie denn im Jahre 1648 statt vier Gewölber deren zweiunddreißig. Es legte ihnen daher der Bürgermeister Konrad Bramber ein Pönale (Strafgeld) von 600 Gulden für jedes Gewölbe auf, wogegen natürlich die Juden protestirten. Am 18. December 1656 erklärte Kaiser Ferdinand III., daß er die Juden in Wien und auf dem Lande in Niederösterreich in seinen Schutz nehme; sie können im Detail, wie im Großen handeln, es wurde ihnen erlaubt, ohne „Judenzeichen" (den Hüten und dem gewissen gelben Flecke) aus- und einzugehen, nur dürfen sie nicht in den Gewölbern in der Stadt wohnen; hingegen sollen sie 35.000 Gulden Toleranzsteuer, wozu 15.000 Gulden in Tuch geliefert werden können, und jährlich 4000 Gulden Tribut zahlen.

Das erste „Judenzeichen" erschien in Frankreich im Jahre 1216, es war dies ein Rad, welches die Juden auf dem Oberkleide tragen mußten. In Oesterreich war es ein gelber Fleck; da aber die Juden diesen öfter unter ihrem Kleide verbargen, so wurde der diesbezügliche Befehl am 1. August 1551 neuerdings besonders eingeschärft und den beim zweiten Male Ertappten ihre Waare weggenommen, beim dritten Male sollten sie ausgewiesen werden. Es wurde indeß das Gesetz nicht so strenge gehandhabt. Im Jahre 1571 bestimmte Kaiser Maximilian II., daß die Juden statt des Fleckes ein „gelbes Häubel" (Hütchen, Mütze) zu tragen hätten. Im Jahre 1597 beschäftigten sich die niederösterreichischen Stände ernstlich mit dem Gedanken, entweder die Juden auszutreiben oder sie strengstens zu verhalten, nach dem Beispiele im Reiche, Abzeichen, und zwar „rundes Häubel und gelbes Barett" zu tragen, was beweist, daß trotz aller Strenge die Juden nicht das Abzeichen trugen. Dies geschah wohl auch fernerhin nicht, denn im Jahre 1623 verlangte man von ihnen eine Contribution (Kriegssteuer) von etwa 50.000 Gulden, mit der Androhung, daß sie sonst das „gelbe Hütel oder Paretl" werden tragen müssen. Wie vorerwähnt, wurde ihnen 1656 erlaubt, ohne Judenzeichen auszugehen. Im Jahre 1781 wurde durch Kaiser Josef II. das Judenzeichen, der „gelbe Fleck" mitsammt der „Leibmauth" (eigene Personal-Judensteuer) aufgehoben.

Im Jahre 1654 wurde der Grund gelegt zum nachmaligen Freihause auf der Wieden (heute den Gebäude-Complex umfassend: Wiedener Hauptstraße Nr. 2,

Obstmarkt 1, Schleifmühlgasse 16, Mühlbachgasse 1, alt Nr. 1). Die auf einer Insel gelegene Besitzung mit schönem Garten war bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts landesfürstliches Eigenthum; es wurde noch im 15. Jahrhundert von zwei Seitenarmen des einst viel mächtigeren Wienflusses eingenommen, später aber erfolgte die Trockenlegung dieser Rinnsale. Am 12. Juni 1643 schenkte Kaiser Ferdinand III. diesen „Werd" (Insel mit natürlich erhöhtem Erddamm) seinem getreuen Kämmerer und n. ö. Statthalter Reichsgrafen Konrad Balthasar von Starhemberg zu Schaumburg und Maxenberg (geb. 1612, gest. 1687; Vater des heldenmüthigen Vertheidigers von Wien) zu Lehen. Mit Freibrief vom 3. Juli 1647 ward das ganze Gut mit allem Zubehör gegen eine Geldsumme von 1000 Gulden aller Dienstbarkeit, sowie der Quartierlast enthoben und nebst der niederen Gerichtsbarkeit über seine Insassen in das volle Eigenthum des Grafen Starhemberg überlassen; er erhielt auch bereits drei Jahre früher in Folge eines mit dem Stadtrathe abgeschlossenen Vertrages (12. December 1644) das Recht zum „Leutgeben" (Ausschank von Weinen des Eigenbaues), doch mit der Beschränkung, daß kein „Zeiger" ausgesteckt werden durfte. Es ist daher vollkommen unrichtig, wenn stets gesagt wird, daß der Wiener Stadtrath zum Beweise des Dankes den Vertheidiger Wiens, Grafen Ernst Rüdiger Starhemberg, mit der Befreiung dieser Realität von allen Abgaben beschenkt habe und daher die volksthümliche Benennung Freihaus stamme; diese Befreiung erfolgte schon für dessen Vater im Jahre 1646, also weit vor der Türkenbelagerung. Zur Ergänzung muß allerdings erwähnt werden, daß der Stadtrath acht Tage nach dem Entsatze (28. September 1683) das Haus des Grafen Rüdiger von allen Steuern und Abgaben befreite. Dieses Haus aber ist das in der Krugerstraße Nr. 10 (Wallfischplatz 7, alt 1013) befindliche, den Schild „zur weißen Lilie" tragend.

Von seinem ersten Besitzer erhielt nun der Grundcomplex den Beinamen „Gut Konradswerd"; Graf Konrad Starhemberg erwarb noch einige nahe Häuser und Gärten dazu, vereinigte sie und legte dadurch den Grund zum heutigen „Freihause". Im Jahre 1657 brannte die ganze Besitzung nieder, sie wurde jedoch 1660 mit der noch gegenwärtig bestehenden Kapelle zur heiligen Rosalia neu erbaut. (Die Rosaliakapelle ward auf Befehl Josef's II. zugleich mit den übrigen Privatkapellen in Wien gesperrt, am 19. November 1856 aber, da das k. k. Bezirksgericht Wieden im Freihause seinen Sitz hatte, wieder eingeweiht und eröffnet.) Im Jahre 1683 loderte auf Befehl des eigenen Besitzers, Grafen Rüdiger, das Freihaus von neuem in Flammen auf, wurde nach dem Entsatze aber in weit größeren Dimensionen wieder aufgebaut. Im Jahre 1759 am 24. Juni wurde es zum dritten Male von den Flammen verheert, dann vom ersten Fürsten, Georg Adam von Starhemberg (Staatsminister, Oberst der kaiserlichen Leibgarden; geb. 1724, gest. 1807), in kürzester Frist wieder hergestellt und 1786 durch Zubauten und Aufführung eines zweiten Stockwerkes bedeutend vergrößert. Ungemein komisch dabei ist aber, daß der Fürst bei dem Umbau des Hauses im Jahre 1759, lediglich aus Rücksicht gegen eine umfangreiche Düngerpfütze vor demselben, der Lagerstätte des Wiener Kehrichts, den Bau nicht in gerader Linie führen durfte; daher stammt der häßliche runde Bug der Fronte gegen die Hauptstraße. Bis zum Jahre 1849 bildete das „Freihaus" einen für sich bestehenden Gutscomplex: Herrschaft Konradswerd, dessen Bewohner dem Starhemberg'schen Hofrichter unterstanden.

In seinem heutigen Zustande ist das Freihaus sozusagen eine Stadt in der Stadt und umfaßt Alles, was der Mensch benöthigt an Kleidung, Nahrung und Bequemlichkeit. Dessen Flächenraum mißt vier Joch 611 Quadratklafter, wovon nur 480, auf die sechs Höfe und den Garten entfallende Quadratklafter nicht verbaut sind. Das Haus hat 225 Wohnungen und trägt

an Miethe über 70.000 Gulden. Es hat gewöhnlich über 1000 Insassen, Kinder mitgerechnet.

In die Zeit des Schwedenkrieges fällt die Errichtung der Mariensäule am Hof. Als Kaiser Ferdinand III. von den Schweden, die bereits Korneuburg besetzt hatten, hart bedrängt wurde und nicht nur der katholischen Religion, sondern auch der Unabhängigkeit des Deutschen Reiches die größte Gefahr drohte, erschien es dem frommen Monarchen als bestes Mittel, um Kirche und Staat vor dem Untergange zu retten, wenn er sich unter den mächtigen Schutz Mariens flüchte, die mit Recht „die Hilfe der Christen" genannt werde. Er verpflichtete sich daher durch ein Gelübde zur Errichtung einer Marmorsäule vor dem Marianischen Gotteshause der Gesellschaft Jesu am Hof „zu Ehren der unbefleckten Empfängniß der jungfräulichen Gottesmutter", und beschloß dabei, seine Person, seine Familie und sein ganzes Land unter den besonderen Schutz Mariens zu stellen. Nach der Absicht des Kaisers wurde vom Magistrate, den Bewohnern Wiens aller Stände und der Geistlichkeit sofort beschlossen, in Zukunft auf ewige Zeiten das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä am 8. December alljährlich mit größter Feierlichkeit zu begehen (was bekanntlich schon von Kaiser Ferdinand II. beantragt worden) und Maria zur Patronin und Beschützerin von Oesterreich zu erwählen.

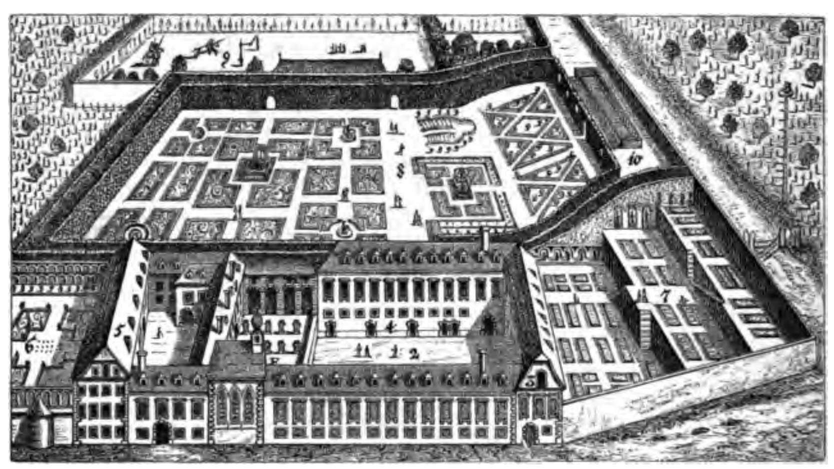
Dieserhalb hielt der Kaiser am 29. März 1645 von den Schotten aus eine feierliche Procession nach St. Stefan, um das Gelübde abzulegen. Kaiser und Kaiserin folgten dabei einer Marienstatue, die der Laienbruder Johann um 1420 aus Stein gemeißelt hatte, und die seitdem in der Schottenkirche zur Verehrung ausgestellt war. Eine vom Frater Oswald Hayeck verfertigte Abbildung dieser Procession befindet sich in der Sacristei der Kirche und die darunter befindliche Inschrift schließt mit den Worten: „Justa vota Deus exaudivit". (Der Herr hat die gerechten Wünsche erhört.)

Zur Abhaltung der Feierlichkeit wurde für das erste Mal der 18. Mai 1647 bestimmt. Von der Augustiner Hofkirche aus begab sich der Kaiser mit seiner Familie, dem gesammten Hofstaate, den Botschaftern, Adeligen, Behörden und allen geistlichen Ordensständen in feierlicher Procession auf Treppen nach der Kirche des Profeßhauses am Hof, auf welchem Platze eine der Feier des Tages angemessene Predigt gehalten wurde. Darauf celebrirte Bischof Breuner in der Kirche das Hochamt. Bei diesem übergab nach dem Agnus Dei der Kaiser seinem Oberstkämmerer den Degen, kniete am Hochaltare nieder und legte, während ihm der Bischof das Hochwürdigste Gut vorhielt, auf das Evangelium das Gelübde ab, das Fest der unbefleckten Empfängniß alljährlich am 8. December feierlichst zu begehen. Darauf empfing der Landesfürst die heilige Communion und nach geendetem Gottesdienste verfügte sich Alles auf den Platz, wo die Säule errichtet und von einer ungeheuren Volksmenge umwogt war, um der feierlichen Einweihung des Denkmals zu Ehren der unbefleckten Gottesgebärerin beizuwohnen. Mit Absingung der lauretanischen Litanei und unter dem Donner der Kanonen erfolgte der Schluß der Festlichkeit. Auf Veranlassung der Kaiserin-Witwe Eleonore wurde Abends die Säule wie auch alle Fenster der auf dem Platze befindlichen Häuser erleuchtet. Ueberdies errichtete der Kaiser zur Erhaltung der Andacht bei der Säule eine Stiftung von 500 Gulden.

Zwanzig Jahre später, am 8. December 1667, wurde die von Kaiser Leopold I. aus gleichmäßiger Andacht errichtete, viel kostbarere Säule aus gegossenem Erze auf marmornem Postamente mit eben solcher Feierlichkeit eingeweiht. Das Monument, welches noch heute unverletzt erhalten und in seiner Figurenzierde prangend steht, von dem kaiserlichen Stuckgießer Balthasar Herold (geb. in Nürnberg 1625, gest. in Wien 1683) gegossen, besteht aus einem viereckigen Würfel von Marmor, an dessen vier Ecken wieder kleine viereckige Postamente

angebracht sind, welche hohl und mit Glas verwahrt sind und für die Lampen bestimmt waren, welche zu Ehren der Mutter Gottes brennen sollten. Auf dem mittleren großen Postament steht eine 24 Fuß hohe, aus Erz gegossene Säule korinthischer Ordnung, 84 Centner schwer, zu oberst darauf steht das aus demselben Metall gegossene Bildniß der unbefleckten Empfängniß Mariä über Lebensgröße, 29 Centner schwer, auf einem Drachen aus gleichem Metall, der 10 Centner wiegt. Auf den kleineren Postamenten sind vier gegossene Engel angebracht, mit Harnisch, Schildern, Schwertern und Bückelhauben (nicht Pickelhauben, wie stets unrichtig geschrieben und gesprochen wird, da das Wort von Buckel, Erhöhung, stammt und nicht von Picke, oder gar von der beckenartigen Form), die mit wilden Thieren kämpfen. Die Engel sammt den Thieren haben 72 Centner im Gewicht.

Am Säulenfuß befinden sich vier Tafeln aus Erz mit Inschriften, zusammen 10 Centner schwer; sie enthalten die Widmungen. Das ganze Gußwerk war



Die Favorita (heute Therefianum) auf der Wieden. (Seite 915.

1. Die kaiserlichen Zimmer. 2. Die Zimmer der Hofdamen. 3. Die Galerie. 4. Der lange Saal. 5. Der große Komödiensaal. 6. Der Margaranden (exotische) Garten. 7. Der erzherzogliche Blumengarten. 8. Der große Garten. 9. Der Turnierplatz. 10. Der Teich und die Schießstätte.

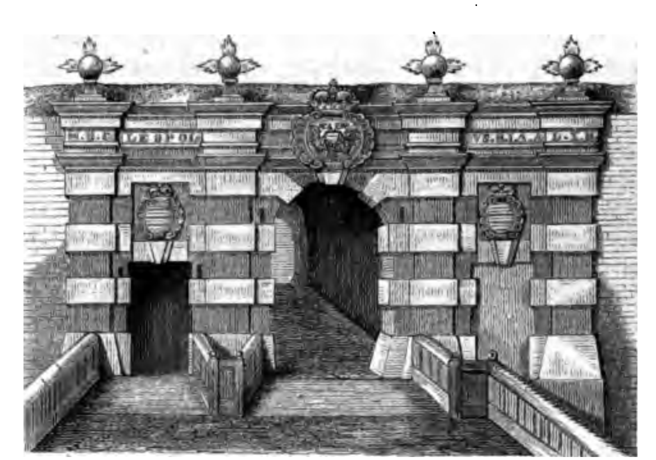
ursprünglich vergoldet, wovon jedoch nichts mehr zu sehen ist. Die Gesammtauslagen des ganzen Werkes betrugen 17.786 Gulden Conventions-Münze.

In Bezug auf die Schweden in Korneuburg muß hier einer Sage erwähnt werden, die bis nach Wien hereinspielte und hauptsächlich in einem der Stadttheile wurzelte — dem Magdalenagrund (heute zum Bezirk Mariahilf gehörig, vorher eine eigene Vorstadt bildend). Die uralte Magdalenakapelle auf dem Stefansplatze besaß hinter der Vorstadt Laimgrube vom Wienflusse an bis zu dem Berge, worauf sich die hochliegende Vorstadt Mariahilf erhebt, ein Grundstück, das schon in früher Zeit mit Häusern bebaut wurde, eine besondere Vorstadt mit eigener Gerichtsbarkeit bildete und von dieser Kapelle den Namen Magdalenagrund erhielt. Derselbe gehörte zu den kleinsten Vorstädten Wiens, zählte nur 38 Häuser, die wiederum zu den kleinsten der inner den Linien befindlichen gehörten, und meist so enge, finster und winkelig waren, daß man sie mit Maus- und Rattenlöchern verglich, daher der Gegend den Spottnamen Ratzenstadel (Rattenscheune) beilegte. Nebstbei wimmelte aber wirklich diese Gegend von Rattenungeziefer, das für Felder und Gärten große Plagen herbeiführte. Es geschahen deshalb viele Betgänge um Abhilfe, besonders zog man gerne nach Füßen in Schwaben, um

in der dortigen alten Benedictiner-Klosterkirche des heiligen Magnus (in der Volkssprache Sanct Mang genannt) die Vertreibung des verderblichen Ungeziefers zu erflehen.

In Folge dieser Plage gab es auch eigene Leute (Vorgänger unserer heutigen Rattenvertilger), welche sich mit den gegen dieses Ungeziefer anzuwendenden Mitteln abgaben, und die sich Rattenfänger nannten. Sie zogen überall herum, und da in jenen Zeiten nur Derjenige für geschickt galt, welcher mit übernatürlichen Mitteln arbeitete, so rühmten sie sich einer „geheimen Kunst“, das Ungeziefer an sich zu locken und es vertilgen zu können. Zumeist wollten sie dies mit Musik zu bewerkstelligen im Stande sein, wozu ihnen die landläufigen Sagen von den „Wurm-“ (Schlangen-) und „Ratzenpfeifern“, die besonders aus Tirol nach Niederösterreich gelangten, genügende Handhabe boten.

So geschah es auch in Korneuburg, wo nach Wiederbesetzung der Stadt durch die Kaiserlichen viele Gebäude der Stadt im Schutte begraben lagen und sich unter den Trümmern das Ungeziefer schrecklich mehrte. Es soll nun, der Sage nach, der Magistrat von Korneuburg einen hohen Preis ausgeschrieben haben für Denjenigen, der die Stadt von dem Ungeziefer befreien könnte, worauf sich ein Rattenfänger aus Wien gemeldet, der wunderschön auf einer Pfeife geblasen und das gesammte Ungeziefer, das hinter ihm herlief, in die Donau geführt haben soll, wo es ertrank. Als er aber die Belohnung einheimsen wollte, hätte sie ihm der Stadtrath verweigert und ihm sogar gerathen, wenn er nicht als Hexenmeister in Untersuchung gezogen werden wolle, sich aus der Stadt sogleich zu entfernen. Rache brütend, habe dies der Künstler gethan, sei aber bald wieder zurückgekehrt und habe wieder, durch alle Straßen wandelnd, seine Pfeife geblasen; diesmal jedoch folgte ihm die ganze männliche Jugend der Stadt, die er auf ein Schiff führte und mit ihnen die Donau hinabschwamm. Niemals sahen mehr die Eltern ihre Kinder wieder.



Das Rothenthurmthor von außen. (Seite 919.)

Wie sich stets ein Körnlein Wahrheit in der Sage findet (wir behaupten also nicht, die Sage selbst sei wahr), so ist es gewiß auch hier der Fall. Die Vertilgung der Ratten (wohl durch Gift) und die Undankbarkeit des Stadtrathes für diesen Dienst ist Thatsache gewesen, sie wird in den verschiedenen Chroniken nicht umsonst berührt; wahrscheinlich auch, daß der rachsüchtige Rattenfänger einige Jünglinge beredet, mit ihm zu ziehen, daß er somit einen Soldatenwerber abgegeben und daß die Verlockten im Kriege geblieben, daher nicht mehr zurückgekehrt sind. In keinem Falle aber hat man das Recht, ja auch nur die Ursache, darüber zu spotten und die Erzählung der Sage deshalb lächerlich machen zu wollen, weil sie ihr Urbild im berühmten „Rattenfänger von Hameln“ haben könnte. Der erste Erzähler der Hameln-Sage war eben ein Oesterreicher, der Meistersänger aus Ungarn Nikolaus Klingsohr, gewesen, der sich im 13. Jahrhundert

am hessischen Hofe aufhielt und durch diese Sage das Mitgefühl der Deutschen für ihre dem Neide, der Bosheit und Gewalt unterliegenden Brüder in der Ferne wecken wollte. Unter dem Rattenfänger ist wohl König Bela IV., der Usurpator gegen seinen eigenen Vater Andreas, unter den lockenden Tönen dessen Verheißungen der schönsten, lockendsten Freiheiten verstanden, wie auch der Ausmarsch der Kinder die Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen versinnlichen mag.

Ein Andenken an diese Sage bewahrt Korneuburg noch heute in dem engen Gäßchen, das vom Marktplatz zur Pfarrkirche führt; daselbst befindet sich rechts in der Mauer ein quadratischer Marmorstein mit Inschrift und Bildwerk eingemauert, von denen die erstere bis auf die Jahreszahl (1490 oder 1590?) unkenntlich, das letztere aber eine Ratte sein soll. Nach anderer Meinung wäre diese Thiergestalt, da sie Schwimmhäute an den Füßen und einen Schuppenschwanz hat, ein Biber, welches Thier in früheren Zeiten an der Donau häufig, sogar noch in den Dreißiger-Jahren angetroffen wurde. Nun, wir müssen diesen Erklärer ganz entschieden belehren, daß es nicht blos der Castor Fiber (gemeine Biber) ist, welcher einen dicken schuppigen Schwanz und Schwimmfüße hat, sondern auch das Thier „Hydromys coypus" (Schwimm-Maus, Wasserratte); und hat dieses letztere sogar die Größe des Bibers, wie es auch meist in unterirdischen Höhlen an Ufern lebt. Es gehört zum Geschlechte der Palmipeda (Schwimmpfötler, Nagethiere). In Landgegenden heißt es auch der Schratz (Ratz) oder das Schrätzel und soll, dem Aberglauben nach, die Stelle der Truden vertreten und die Schlafenden ängstigen. Der Biber ist also Vielen freilich ein „unerklärbares" Bild — die Schwimm-Maus ist's aber Niemanden.

Weiterhin ist Thatsache, daß zur Erinnerung an die Befreiung der Stadt von den Ratten (also etwa dieselbe unterwühlenden Schwimm-Mäusen) der Viehhirte des Ortes den Befehl erhielt, zur Versammlung der Rinder und Schafe statt des Kuhhornes sich des Peitschenknalles zu bedienen. Bei der großen Ueberschwemmung (1801) kamen jedoch mit den Wasserfluthen auch die Ratten wieder zum Vorschein und der Viehhirt mußte seitdem das Zeichen mit dem Horne geben, wie es vor Zeiten üblich war.

Interessant für die Häusergeschichte Wiens, wie für die des Bürgerthums ist um jene Zeit die Entstehung der Vorstadt Thury (heute dem Bezirk Alsergrund einverleibt). Um das Jahr 1640 begann in der Niederung des seiner Zeit (1529) durch die Türken zerstörten Dorfes Siechenals die Anlage neuer Wohngebäude. Ein vorzüglicher Förderer dieser Ansiedlung war Johann Thury, Hofbedienter des Kaisers Ferdinand III., nebstbei Bürger und Ziegelschaffer (Ziegelofenbesitzer), welcher auch das erste Haus daselbst erbaute (Hauptstraße Nr. 5 alt, jetzt Lichtensteinstraße 51) und dasselbe mit der bis in neueste Zeit erhaltenen Inschrift versah:

„Vor Alters hier ein Dorf Standt,
Welches Siechenals genandt,
Als Man Zelt Anno 1529 Jahr,
Von Türken zerstöret war:
An Jetzo Als Man 1646 Sagt,
Johan Thury diß haus erbaut hat."

So ist denn Johann Thury Gründer einer nach ihm benannten Vorstadt geworden. Bei der im Jahre 1764 vorgenommenen Erweiterung der Kapelle Johannes des Täufers an dem bei Ueberwölbung des Alserbaches demolirten sogenannten Thurybrückel wurden zwei Mauerziegel aufgefunden, deren ersterer den Namen „JOHAN TVRI", der andere die Jahreszahl „1647" trägt. Noch heute verwahrt der Besitzer des Thury'schen Hauses Tafel und Ziegel. Ein ausdrucksvolles Porträt Thury's nebst dem Wappenschilde befindet sich in dem Buche:

Augustini M. Romer, Servitus Mariana. Viennae. 1667, 4°, Blatt 15. — Thury besaß auch ein Haus am sogenannten Sporkenbühel außerhalb des Linienwalles, an der Stelle des gegenwärtigen Gasthauses „zum Auge Gottes" (an der Nußdorferlinie, alt Nr. 194), das er 1656 sammt Back- und Weinschankgerechtsame, dann einem großen Ziegelofen mit 12 Joch Aecker und Erdgefälle den Serviten schenkte. Geraume Zeit wurde der Ziegelofen von den Patres selbst benützt, doch nach Beendigung ihres Kirchen- und Klosterbaues, von dem alsbald die Rede sein wird, im Jahre 1677 nebst Haus und Gründen an den Wirth und Richter in der Roßau, Leonhard Puzgrueber, in Bestand überlassen. 1683, während der Türkenbelagerung, wurde diese Besitzung zur Brandstätte.

Wie billig damals Realitäten und Häuser im Werthe standen, zeigt die Schätzung des Jakob Vankho, befreiten Hofschneiders, seiner auf dem Kohlmarkt liegenden Behausung, welche „auf sein Begehren und Anhalten, dann auf Befehl eines löblichen Stadtmagistrats allhier in Wien am 24. November 1646 durch die ehrenfesten und vornehmen Herren Wolf Pramer und Martin Behr, Beide des äußeren Rathes, nebst den dazu deputirten (gesendeten) und geschworenen Werkleuten (Bauverständigen), alles Fleißes besichtigt, die befunden und geschätzt haben, daß obenbemeldtes Haus, so drei Gaden (Stockwerke) hoch ist und ein kleines Höfel, einen Brunnen und ein kleines Kellerle in sich hat, 3151 Gulden (!) werth sei".

Aus jenen Tagen stammt ferner die Entstehung der beiden kaiserlichen Favoriten, nämlich die des Augarten und auf der Wieden (heute Theresianum). Als die Leiden und Drangsale des dreißigjährigen Krieges ihr Ende erreicht hatten und dem wilden Schlachtengetümmel Frohsinn und neues Leben gefolgt war, konnte auch Kaiser Ferdinand III. sich wieder den Geschäften des Friedens und seiner eigenen Erholung widmen, und so baute er in den Jahren 1649 und 1650 am Donaustrom in der dicht bewaldeten Wolfsau jenes freundliche Schlößchen, in welchem ein Jahrhundert später Kaiser Josef II. so gerne geweilt. Auf die besondere Vorliebe Ferdinand's für das einsame Schlößchen mit seinen holländischen Anlagen — dem heutigen Augarten — deutet der demselben gegebene Name Favorita, zu deutsch „Lieblingin". Im Jahre 1656 jedoch bewog ein verheerender Austritt der Donau den Kaiser, daß er das Waldschlößchen mit einem durch vortheilhaftere Lage sich empfehlenden Sommersitze vertauschte, und seine Wahl fiel auf die südöstliche Anhöhe der Wieden. Kurz vor seinem Ableben begann er hier inmitten grünender Rebenpflanzungen den Bau einer reizenden Sommer-Residenz, welche zum Unterschiede von der alten in der Leopoldstadt liegenden Favorita (Augarten) fortan die neue Favorita genannt wurde. Das Gebäude zählte drei umfangreiche Flügel, über dem Erdgeschosse jedoch nur ein Stockwerk. Sein Haupteingang stand am heutigen Punkte. Den gegen Sonnenaufgang nach dem Garten zu gelegenen kaiserlichen Gemächern schlossen sich eine Galerie, die Damenzimmer, dann mehrere Säle und unter diesen der weite Komödiensaal (an Stelle der gegenwärtigen Reitschule des Theresianums) an. Die querstehende Kapelle war durch ein spitzes, unansehnliches Thürmchen gekennzeichnet. In den zugehörigen Gärten, die, im Vergleiche mit dem jetzigen akademischen eine weit größere Ausdehnung hatten, waren besonders der große Fischteich, neben diesem die Schießstätte und am östlichen Ende der Turnierplatz bemerkbar.

Während der Türkenbelagerung 1683 fielen mit den Vorstädten auch die beiden kaiserlichen Favoriten in Schutt. Das Schloß im Augarten blieb nahezu ein Jahrhundert in seinen Ruinen liegen; die Favorita auf der Wieden ward jedoch von Kaiser Leopold I. in großartigem Style neu gebaut. Der Monarch brachte meist die Sommermonate daselbst zu und ließ der jugendlichen Schöpfung die größte Sorgfalt angedeihen. Die verschwenderisch ausgestatteten Räume der Favorita,

ihre umfangreichen, nach vorherrschend französischem Geschmacke kunstvoll angelegten, mit den seltensten Gewächsen bepflanzten Gärten, bildeten zu Leopold's Zeit den Schauplatz glänzender Feste. Hier veranstaltete der Kaiser jenen prächtigen Festball am 11. Juli 1698 zu Ehren des anwesenden Czaren Peter I.

Unter Kaiser Josef I. blieb die neue Favorita minder beachtet; ihren höchsten Glanz erreichte sie aber unter dem prachtliebenden Kaiser Karl VI., der sie bleibend zum Sommeraufenthalte gewählt und namhafte Summen auf ihre Einrichtung verwendete. Alle großen Hoffeste, Carroussels, Komödien, Opern und andere Belustigungen traten hier in Scene. Nach Karl's in der Favorita erfolgtem Tode (1740) blieb die Favorita vom Hofe unbenützt. Im Jahre 1746 widmete sie Maria Theresia der ihren Namen tragenden Ritter-Akademie — dem heutigen Theresianum. Die (auf Seite 912) mitgetheilte Ansicht der Favorita zeigt sie uns in den Tagen ihres Glanzes: Die kaiserlichen Zimmer (1); die Zimmer der Hofdamen (2); die Galerie (3); der lange Saal (4); der große Komödiensaal (5); der Margaranden-Garten (6, so genannt von Margaranthus, überseeisches Pflanzengewächs, also exotischer Garten); der erzherzogliche Blumengarten (7); der große Garten (8); der Turnierplatz, auf welchem eben ein Ringelstechen zu sehen (9); der Teich und die Schießhütte (10). Das Ziel dieser letzteren, ein auf hoher Stange aufgerichteter Kopf, zu welchem man mittelst einer Sprossenleiter gelangt, steht am Rande eines Weingartens.


Burgthor von innen. (Seite 919.)

Eine schöne Stiftung war Kirche und Kloster der Serviten. Kaiser Ferdinand II. hatte die Religionsstreitigkeiten in allen seinen Provinzen besiegt und die Gegenreformation ihrer Vollendung zugeführt; aber der Mangel an katholischen Seelsorgern und Volkslehrern zeigte sich in drückender Weise, und so wurde vielen Mönchen aus Süden der Eingang nach Oesterreich gebahnt. Der Orden der Serviten, 1232 zu Florenz entstanden, war bereits in Italien stark verbreitet, hatte es aber bisher vergeblich versucht, auch in Oesterreich Aufnahme zu finden. Erst auf Verwendung der Erzherzogin Anna Juliana (Gemalin Erzherzog Ferdinand Karl's, Regenten von Tirol, geborene Prinzessin von Toscana 1616, gest. in Wien am 11. September 1676 und bei den Dominicanern begraben) kamen sie zuerst nach Innsbruck, von wo aus sie ihre weitere Sendung nach Deutschland unternahmen.

Mit dringenden Empfehlungsschreiben der Großherzogin Anna Magdalena von Florenz und des Erzherzogs Leopold V. von Tirol (geb. 1586, gest. 1632), Bruders des damals regierenden Kaisers Ferdinand II., ihrer eifrigen Gönner, versehen, betraten am 7. April 1626 Pater Sostemus Alexandrinus und später der gelehrte Spanier Pater Josef Maria Suarez den Boden Wiens, um hier den Plan zu einer Ansiedlung zu betreiben. Es schlugen jedoch ihre Versuche, auf dem Petersfreithof, darauf am Eingange des Praters passende Plätze zum Klosterbau zu erhalten, vollständig fehl; ja selbst in der Roßau, die noch ohne eigene Kirche, dazu überaus volkreich und durch Schiff- und Handelsleute betriebsam war, fanden sie statt Unterstützung nur Widerstand. Erst nach jahrelangem Harren gab Bischof

Anton Wolfrath im Jahre 1636 ihnen die Genehmigung des Kaisers kund, sich aus eigenen Mitteln und ohne Eintrag der übrigen Bettelorden in Wien ankaufen zu dürfen. Als geeigneter Punkt zum Klosterbaue wurde die Roßau erkannt, und im Jahre 1638 knüpfte der Irländer Pater Cherubin Odaleus, Nachfolger des im Vorjahre verstorbenen Ordenscommissärs Suarez, hier Kaufverhandlungen an. Sein Plan war ursprünglich auf das Haus der Frau Pramer (aus jenem Bürgergeschlechte, welches in der Roßauerlände begütert war und der heutigen Pramergasse den Namen gab) gerichtet, aber das in einem großen Garten gelegene Besitzthum war der Inhaberin nicht feil. Da bot die Witwe Laura Katharina Onantin, später verehelichte Wagner, ihre nahe Besitzung zum Kaufe an. Der Vertrag wurde unverzüglich geschlossen, das Kapital von 4000 Gulden erlegt und den Patres am 11. Mai 1639 für das Haus sammt Garten und Stadel der Gewährsbrief ausgefertigt.

Die Einrichtung dieses Hauses zum Kloster geschah ihrer damaligen Armuth entsprechend. Der Stadel wurde in das Gewand einer Kapelle gehüllt und diese am 19. Mai 1639 im Beisein der kaiserlichen Familie durch den päpstlichen Nuntius Malatesta Stagioni zu Ehren Mariens Verkündigung eingeweiht. Noch am 7. August erschien Pater Archangelus, damaliges Ordensoberhaupt in Deutschland, in Wien, um Fürsorge in der neuen Klostergemeinde zu treffen. Aber deren Wirthschaft wollte nicht gedeihen, ja es herrschte um 1650 solche Noth innerhalb der Mauern, daß der Kaiser nicht umhin konnte, ihren sieben Bewohnern das — von der Stadtgemeinde und dem österreichischen Klosterrathe stets verweigerte — Almosensammeln zu gestatten. Damit war aber höchstens ihr Fortkommen gesichert, zu dem vorhabenden Kirchenbaue war keinerlei Aussicht. Schon zeigte ihre hölzerne Kapelle mancherlei Schadhaftigkeit, als die Patres unvermuthet eine der berühmtesten Persönlichkeiten als Stifter der dermaligen Kirche gewannen.



Burgthor von außen. (Seite 919.)

Es war dies der kaiserliche Generallieutenant Fürst Octav Piccolomini, Herzog von Amalfi (durch sein Regiment hatte Gustav Adolf bei Lützen den Tod gefunden, durch ihn war der Hof von den Plänen Wallenstein's unterrichtet worden, nach dessen unseligem Ende er mit Ferdinand III. den Hauptsieg bei Nördlingen erstritt). Derselbe übergab den Serviten im Jahre 1651 sein in Böhmen gelegenes Gut Cotez und überdies noch an 30.000 Gulden baar zum Geschenke; seinem Beispiele folgten bald sein Freund und Waffengefährte Erzherzog Leopold Wilhelm; ferner die Fürstin Dorothea von Liechtenstein (Witwe des Grafen Mathias Gallas, geborene Gräfin von Lodron); endlich der Geheimrath Dr. Elias Schiller (gest. am 15. October 1655, begraben bei St. Augustin), welch' Letzterer das Kloster zum Erben seines gesammten Vermögens einsetzte. Auch der bereits besprochene Bürger Johann Thury gehörte zu den Wohlthätern.

So viele Mittel erlaubten nun dem Orden, noch einige nahe Häuser anzukaufen und mit dem Baue zu beginnen. Am 11. November 1651, dem 52. Geburtstage Piccolomini's, konnte schon durch Bischof Friedrich Philipp Graf Breuner der Grundstein zur neuen Klosterkirche gelegt werden, was eine mitversenkte ovale Silberplatte in lateinischer Inschrift bestätigte. Baumeister Karl Canneval brachte den Kirchenbau unter mancherlei Hemmnissen zu Stande; im September des Jahres 1670 erfolgte die Einweihung durch den Wiener Bischof Freiherrn Wilderich von Waldernborf (geb. 1617, gest. 1680, im Stefansdom begraben), doch erlangte die Kirche sammt den beiden Glockenthürmen und dem Klostergebäude erst 1678 ihre Vollendung. Die schönen Stuckaturarbeiten im Innern sind von Johann Barbarino.

Nachdem die Kirche fünf Jahre im vollendeten Schmucke bestanden, erlitt sie im Jahre 1683 durch die Türken schwere Beschädigungen. Die Ordensbrüder, damals vierzehn an der Zahl, flüchteten sich beim Anmarsch der Türken nach der Stadt; aber nur zwölf von ihnen fanden Einlaß. Pater Edmund Eckhl (geb. 1629) und der greise Laienbruder Pacificus Creppolt (ein Franzose, geb. 1605) hatten sich in banger Sorge um das Kloster verspätet, fanden, als sie den Brüdern nachkamen, die Stadtthore schon geschlossen und wollten daher nach Neustadt flüchten, sie wurden jedoch am 12. Juli 1683 unweit Baden von einem türkischen Streifcorps ergriffen und niedergesäbelt. Die Uebrigen bezogen das Haus eines Gönners, Christoph Ignaz Freiherr, später Graf Abele von Lilienberg (geb. 1628, gest. 1685, hochberühmter Rechtsgelehrter, Besitzer des Hauses Nr. 10, alt 1140, Habsburgergasse), woselbst sie bis zum Entsatz der Residenzstadt verblieben.

Es ist hier ganz besonders die Sage zu widerlegen, als wäre 1683 bei Einäscherung der Vorstädte unter allen Gotteshäusern und Palästen die Servitenkirche allein verschont geblieben. Erstens solle dies ihrer entfernten Lage wegen der Fall gewesen sein, zweitens habe der Umstand dazu beigetragen, daß beim Eindringen der Türken diese staunend ihre Blicke auf die Simse der Emporkirche geworfen haben, wo sie die Statuen der Patriarchen mit den langen Bärten und der turbanähnlichen Kopfbedeckung für ihre Landsleute gehalten, deshalb auch dem Tempel Verehrung und große Schonung gezollt hätten. Diese Angaben von Chronisten sind vollkommen unrichtig. Auch die Bedachung der Kirche und des Klosters ging am 13. Juli 1683 in Flammen auf, als die Roßau gleich den übrigen Vorstädten von den Kaiserlichen selbst in Brand gesteckt wurde, aber die festen Wölbungen der Kirche hielten das Feuer von ihrem Innern insoferne ab, als nur die Mauern geschwärzt wurden und einige Altäre stehen blieben. Alle Glocken waren geschmolzen, die Türken zündeten an zwei Altären ihre Kochfeuer an, wozu sie Schnitzwerk und Chorstühle zerschlugen; die Bilder und kirchlichen Geräthe wurden ebenfalls zertrümmert. Daß die Kirche nicht völlig zerstört wurde, lag einzig und allein in dem Umstande, daß der Hospodar der Walachei, Serban II. Kantakuzéno (gest. 1688), ein griechischer Christ, in der Kirche sein Hauptquartier nahm und deren Schonung anbefahl.

Im Jahre 1684 wurde die Kirche wieder ausgebessert und das Klostergebäude durch den Baumeister Franz Martinelli mit einem zweiten Stockwerke vermehrt. Die Peregrinikapelle wurde am 11. September 1727 zu bauen begonnen (nach der Heiligsprechung des Serviten Peregrin, geb. 1265, gest. 1345) und 1766 zur jetzigen Größe erweitert, wie auch die Statue des Heiligen auf den neuen Marmoraltar übertragen. Bei Gelegenheit der alljährlich vom 6. April bis zum 6. Mai abgehaltenen Andacht zu Ehren des Heiligen werden die berühmten Peregrinikipfel (zum Andenken an die wohlthätigen Brotspenden des Heiligen) gebacken.

Der Stifter des Klosters, Generalissimus Octav Piccolomini, starb am 10. August 1656 in Wien in seinem Hause, Wollzeile Nr. 10 (alt 864) und

wurde sein Leichnam zuerst in der hölzernen Kapelle der Serviten beigesetzt, nach dem Ausbau der Kirche aber unter den Stufen des sogenannten „schmerzhaften Altars" (weil zu Ehren der sieben Schmerzen Mariens errichtet) begraben, ohne irgend einen Grabstein, denn er hatte sich einen solchen in seiner letztwilligen Anordnung verbeten. Bei den Lisenen (flach vortretenden verticalen Wandstreifen) prangen Kriegs-Embleme und Insignien von Stucco (Gyps) und oben über der Mauerwölbung dessen mit dem Fürstenhute geschmücktes Wappen. Ueber der Thüre des großen Refectoriums ist des Fürsten ausdrucksvolle Büste in Bronze, mit dem goldenen Vließe über dem Harnisch, zwischen den Büsten Doctor Schiller's und Johann Thury's, aufgestellt. Ueber der Eingangsthüre der Wintersacristei befindet sich eine Federzeichnung auf Pergament, 2 Fuß 1¾ Wiener Zoll hoch und 1 Fuß 5½ Zoll breit, vom kurfürstlich Brandenburg'schen Hofzeichner Johann Neander aus dem Jahre 1651, die den Fürsten als sieggekrönten Feldherrn zu Pferde darstellt.

Im Jahre 1652 wurde die Barbara-Kirche an dem Jesuiten-Convicte (Dominicanerbastei 9, Postgasse 8, alt 666) gebaut, wovon das Haus den Namen erhielt. Es wurde 1775 der unirten griechischen Geistlichkeit als Seminar (Pflanzschule für Geistliche) eingeräumt, am 3. Juni 1776 die neue Kirche zum ersten Male eröffnet und darin der erste Gottesdienst nach griechischer Art gehalten. Der berühmteste Zögling dieses Seminars war Anton Angellowicz, Metropolit von Galizien, Erzbischof von Lemberg (geb. 1757, gest. 1814). Heute gehört das Gebäude zur k. k. Post.

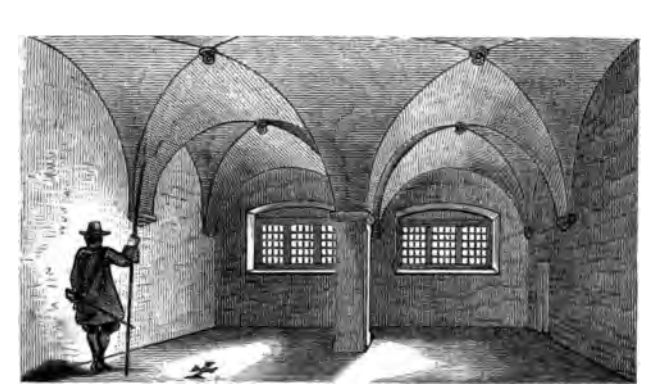
Wien unter Leopold I. (1657 bis 1679.)

Nach dem Tode Ferdinand's III. übernahm dessen zweitgeborener Sohn Leopold I. (geb. in Wien am 9. Juni 1640), erst siebzehn Jahre alt, die Regierung, und dieselbe sollte sich zu einer äußerst denkwürdigen gestalten. Der größte Theil gehört der Geschichte von Oesterreich an, und so können wir uns nur mit jenen Thatsachen beschäftigen, welche auf Wiener Boden spielen.

Der Kaiser erkannte sofort mit richtigem Blick die Gefahr, welche der Hauptstadt durch die Aufregung in Ungarn und durch die nahen Türken drohte, und ließ sich deshalb sogleich nach erfolgter Thronbesteigung die Sicherung der Stadt durch Verstärkung der Befestigungswerke angelegen sein. Im Jahre 1659 wurde die Burgbastei, welche bisher nur aus einem Erdwalle bestanden hatte, ummauert, das nächste Jahr das Burgthor (Bilder Seite 916 und 917) neu hergestellt. Das äußere Thor beim Rothenthurm (Bild Seite 913) wurde 1665 erbaut, auch die Gonzagabastei, so benannt nach dem Feldmarschall, Hofkriegsraths-Vicepräsidenten und Stadtcommandanten Hannibal Franz Maria Fürst von Gonzaga (gest. 1668), auf dessen Antrieb sie entstanden war. Daneben bethätigte sich auch des Kaisers frommer Sinn in kirchlichen Schöpfungen. Eleonora, des Kaisers Mutter, rief 1660 die Ursulinerinnen von Lüttich nach Wien, welchen ein Kloster in der Johannesgasse erbaut und dessen Kirche am 3. September 1675 eingeweiht wurde. Gleichzeitig hatten die Barnabiten von St. Michael anstatt des aufgelassenen Gottesackers in der Stadt einen neuen auf dem Grunde, Schöff genannt, vor dem Burgthore errichtet und dabei eine schlichte, aus Holz gezimmerte Kapelle erbaut, in welcher ein dem Ordenspriester Don Cölestin Joanelli gehöriges Marienbild angebracht wurde, eine Copie der sogenannten „Muttergottes

Mariahilf" in Passau. Bald sprach die fromme Legende von zahlreichen Genesungen Erkrankter, welche dortselbst ihr Gebet verrichtet hatten, und es entstand ein so enormer Zulauf, daß bald Wohnungen für Geistliche dort erbaut wurden. Es hatte sich ferner eine zahlreiche Colonie anzusiedeln begonnen, welche in Folge der Gewohnheit, sich nach der Kirche zu nennen, der neuen Vorstadt den Namen Mariahilf gaben, welcher die allmälich ganz verschwindende Bezeichnung Schöff verdrängte. Im Jahre 1660 ließen die Jesuiten ihre Kirche am Hof umgestalten und die mehr prunkende, als geschmackvolle Fronte herstellen, wozu Kaiserin Eleonora das nöthige Geld lieferte. Der Bau war in drei Jahren vollendet. Ebenso erbauten 1661 die Carmeliter auf der Laimgrube Kirche und Kloster an der Stelle der früheren Theobaldskirche, welche nach der ersten Türkenbelagerung in Privatbesitz übergegangen und vom Freiherrn von Chaos im vorgenannten Jahre den Carmelitern überlassen worden. Im Jahre 1662 wurde die Bernhardskapelle im Heiligenkreuzerhof erbaut und 1667 die Einweihung der Metallsäule der unbefleckten Empfängniß am Hof vorgenommen.

Im Jahre 1660 wurde auch vom Kaiser Leopold das lange, südlich an den Schweizerhof gegen den Amalienhof hinlaufende, imposante, mit dem Halbgeschosse vier Stockwerke hohe Gebäude (worin sich heute die Hauptwache befindet) zu bauen angefangen, um den Schweizerhof (so genannt von der mit diesem Titel gewöhnlich bezeichneten Trabanten-Leibwache) mit dem noch damals sogenannten Cillyerhof (später Amalienhof) zu verbinden. —



Bürgerstube im Rathhaus. (Seite 924.)

Dieser Theil der Burg führte von seinem Erbauer den Namen der Leopoldinischen Burg oder des Leopoldinischen Tractes. Das Gebäude war 1666 vollendet, gerade als die Vermälung des Monarchen mit Margaretha Theresia, Infantin von Spanien (geb. 1651, gest. 1673), vor sich gegangen war. Das kaiserliche Ehepaar bewohnte die nächst dem Cillyerhofe gelegenen Gemächer, während die verwitwete Kaiserin Eleonore mit ihren beiden Töchtern Eleonora Maria Josefa (späteren Königin von Polen, zuletzt Herzogin von Lothringen) und Maria Anna Josefa (nachmals Kurfürstin von der Pfalz) den entgegengesetzten Theil des neuentstandenen Burgtheils bezogen hatte.

Unglücklicherweise gerieth am 23. Februar 1668 der Tract durch die Unvorsichtigkeit eines im Erdgeschosse arbeitenden Tischlergesellen in Brand, bei welcher Gelegenheit Mutter und Schwestern des Monarchen in größte Lebensgefahr geriethen und aus dem bereits in deren Zimmer hochaufschlagenden Brand nur durch das aufopfernde Bemühen des kaiserlichen Kammerdieners Johann Christoph Holtzberg, der eine Wand eingeschlagen hatte und den bereits verzweifelten Frauen einen Ausweg bahnte, gerettet werden konnten. Er hatte die hohen Frauen fast bewußtlos vor ihrem Betpulte, auf dem sich ein Kreuzpartikel befand, hingesunken gefunden. Der Partikel war, obgleich das Gold und das Email der Fassung geschmolzen, der Krystall zersprungen war, ja das halbverbrannte Kästchen erst nach fünf

Tagen aus noch glühendem Schutte hervorgezogen wurde, dennoch von den Flammen unversehrt geblieben. Dies, so wie ein während des Brandes abgelegtes Gelübde gaben der frommen Kaiserin Eleonora die Veranlassung, am 18. September 1668 den noch heute bestehenden adeligen Sternkreuzorden für Damen zu stiften. Der Kammerdiener wurde in den Adelstand erhoben.

Es bedurfte aber nur dieses Anlasses, um eine Katastrophe herbeizuführen, welche sich gegen die Juden kehrte. Obwohl die Ursache des Brandunglücks Jedermann bekannt war, schrieb die, durch mehrere zu Tage getretene Diebshehlereien von Seite verbrecherischer Juden aufgereizte Volksmenge den Brand den Juden zu, und forderte eindringlich deren Ausweisung. So verhandelte denn die Regierung ganz offen über die Ausweisung der Juden, während der Kaiser dieselben in Schutz nahm. Endlich aber siegten die Gegner und es erging am 20. Juli 1669 der kaiserliche Befehl, „daß eine Anzahl Juden von Wien wegziehen solle". Es war dies also nur eine theilweise Vertreibung, wobei überdies die Regierung verhalten wurde, den Ausgewiesenen Pässe des Inhalts auszustellen, daß sie keines Verbrechens wegen verwiesen würden.

Am 7. August desselben Jahres erschien der, von den Gegnern weiterhin erlangte kaiserliche Befehl an die Inquisitions-Commission (so hieß nämlich die zur Untersuchung der Judenangelegenheit niedergesetzte Commission), es sei den Juden das Halten christlicher Dienstboten zu verbieten; aber die Antwort der Commission war: sie stimme dafür, die Juden sämmtlich auszutreiben. Auf nunmehriges Befragen von Seite des Kaisers, gab auch die Hofkanzlei ihre Meinung ab und erklärte die Vertreibung der Juden aus religiösen, privaten und politischen Gründen zum Besten des Landes, der Stadt und der Bürger, wobei wieder alle jene abgeschmackten Fabeln des Mittelalters herhalten mußten, die bereits vor Jahrhunderten den Vorwand zu ähnlichen Maßregeln gegeben. Auch die Bürgerschaft nahm Theil an der Frage und erbot sich, im Falle die Juden vertrieben würden, die Steuer für die Wiener Juden mit 10.000 Gulden und für die Landjuden mit 4000 Gulden zu bezahlen. Diese Sicherstellung für eine etwa zu entgehende Einnahme entschied das Schicksal der Juden.



Der Hof des Rathhauses. (Seite 924.)

Am 5. December 1669 erhielt die ganze jüdische Gemeinde den Auftrag, binnen vierundzwanzig Stunden ihre Schulden und Guthabungen anzugeben; am 3. März 1670 wurden die Schuldner der Juden aufgefordert, sich zu melden, im gleichen Monate wurden die Judenhäuser amtlich geschätzt, am 14. April erging die Einladung an die Bürger zum Ankaufe derselben, es war jedoch schon am 28. Februar der eigentliche Schlag mit dem kaiserlichen Befehle gefallen, daß alle Juden bis zum Frohnleichnamsfeste (5. Juni) Wien und Oesterreich zu verlassen hätten. Umsonst boten nicht nur die Juden Alles auf, sondern es erhoben sich auch Fürsprecher unter den Bürgern; aber Alles, was erreicht werden konnte, war eine Erstreckung des Termins bis zum 28. Juli und nach diesem war kein Jude mehr

in Wien. Es verdient besondere Erwähnung, daß ein würdiger Glaubensgenosse — nicht Alle waren solches, und sind es auch heute nicht — Namens Koppel Fränkel, noch beim Magistrate 4000 Gulden erlegte und dadurch den Revers erlangte, daß der in der Roßau befindliche Judenfriedhof eingezäunt und in seinem Bestande erhalten werden solle, so daß derselbe mit seinen bemoosten Grabsteinen bis heute ein rührendes Denkmal der Achtung des Stammes für die Verstorbenen bildet. Das glänzendste Zeugniß der Hirnlosigkeit der geschehenen Ausweisung aber war, daß kaum drei Jahre vergingen, als die Regierung selbst wieder der Hälfte der Ausgewiesenen, 250 Familien, die Rückkehr nach Wien bewilligte und seit dieser Zeit hat Wien der Juden nie ermangelt; mehr und mehr brach sich die Toleranz Bahn, bis in unseren Tagen die Humanität so weit zum Siege gelangte, daß auch dem redlichen Juden in allen Sphären die Entwicklung segensreicher bürgerlicher Wirksamkeit ermöglicht ist. Selbstverständlich haben die Juden aber mit den gewährleisteten Rechten auch auszuübende Pflichten übernommen, was manchen, sich weitaus Ueberschätzenden gegenüber nicht oft genug betont werden kann.

Die Judenstadt selbst im untern Werd erhielt nach Vertreibung der Juden den Namen Leopoldstadt und an der Stelle der früheren Synagoge daselbst ließ Kaiser Leopold eine Kirche bauen, die dem heiligen Markgrafen Leopold (in diesem Buche Seite 87 besprochen) geweiht wurde und zu der er am 18. August 1670 den Grund legte. Der Bau war schon binnen Jahresfrist vollendet, zwei Wiener Meister, Strobl und Gerstenbrand, leiteten denselben. Die neue Vorstadt Leopoldstadt, wie sie nunmehr hieß, erhob sich nur sehr langsam; es fanden sich nämlich zu den Judenhäusern wenig Käufer und erst als ihr der Kaiser ganz besondere Privilegien ertheilte, wie im Jahre 1671 zur Abhaltung eines Jahrmarktes, Geschirrmarktes, so wie eines Wochenmarktes für Vieh und Getreide, hob sich dieselbe allmälich auf die Beine. Der Trödelmarkt, im Volksmunde Tandelmarkt (d. i. Markt für allerlei Tand, wie vor Zeiten alte Kleider und Hausgeräthe genannt wurden; indeß möchte denn doch das alte Wort, die Tande, nämlich ein Haken, woran die Kleidungsstücke gehängt wurden, wahrscheinlicher den Ursprung zur Bezeichnung gebildet haben), welcher bis dahin vor dem Kärntnerthor gelegen gewesen, wurde ebenfalls nach der Leopoldstadt verlegt, wovon noch heute die dortige Tandelmarktgasse den Namen führt. In neuester Zeit wurde der sonst in fliegenden Buden abgehaltene Trödelmarkt in den Bezirk Alsergrund in eine eigene Trödlerhalle (Bergstraße) versetzt. Im Jahre 1671 wurde in der Leopoldstadt auch das Arbeits- und Zuchthaus „zur Besserung der verdorbenen Sitten, zur Beschäftigung des herrenlosen müßigen Gesindels, zur Verminderung der Bettler, zur Züchtigung der unbändigen Jugend, der öffentlichen Weibspersonen und Zubringerinen" gegründet und zu dessen Erhaltung eine Abgabe auf alle Comödienhütten, Glückshäfen, Kegelbahnen und sonstige Schaustellungen gelegt.

Es muß hier ganz besonders betont werden, daß der milde Kaiser Leopold zu den Maßnahmen gegen die Juden erst durch planvolle Einschüchterungen von Seite ihrer Gegner bewogen wurde. Das Mittel war das alte, nämlich die Verbreitung von Gerüchten über Complotte, Attentate und persönliche Angriffe. Bald sollten entweder die Ungarn oder die Juden, je nachdem man es eben brauchte, einen Brunnen bei der Burg vergiftet haben, weil man in dem lange nicht gereinigten Loche einen todten Hund, einen Truthahn und zwei Katzen fand; dann wurde wieder das Gerücht verbreitet, es wäre im Werke gewesen, den Kaiser, als er der Braut Margaretha entgegenreiste, bei Pottendorf aufzuheben und an Tököly auszuliefern. Einen von der Geschichte stark angezweifelten Vergiftungsversuch mit arsenikhältigen Kerzen soll der berühmte Alchymist Cavaliere Josef

Franz Borri (geb. 1616, gest. in der Haft auf der Engelsburg zu Rom 1695) entdeckt und verhütet haben. Durch solche Alarmrufe sollte der Kaiser in Angst gejagt und zu strengen Maßregeln geleitet werden, denen er sich im Grunde seines gütigen Herzens nicht zuneigte, denn Leopold war ein ruhiger Charakter, den schönen Künsten hold und insbesondere für Schaustellungen eingenommen, die mit großer Pracht abgehalten wurden.

Es fand auch nach seiner am 5. December 1666 in Wien stattgehabten Vermälung mit Prinzessin Margaretha eine lange Reihe von Festlichkeiten, Feuerwerken, Balleten, Comödien, Jagden und anderen Lustbarkeiten statt. Die großartigsten davon waren: die im kaiserlichen Opernhause (1659 erbaut, auf der Stelle der heutigen Hofbibliothek) aufgeführte Oper: Il pomo d'oro (der goldene Apfel; bekannte Mythe, nach der Eris den Apfel der Zwietracht zwischen die Göttinnen wirft, hier aber zum Schlusse Beendigung des Streites, da der goldene Apfel der Kaiserbraut gebührt, welche alle Tugenden der Göttinnen in sich selbst vereine), die Musik lieferte Padre Marc Antonio Cesti (geb. 1624, gest. 1675); ferner das sondergleichen prachtvolle Roßballet auf dem Burgplatze und ein großartiges Feuerwerk vor der Burg.

Im Jahre 1670 entspann sich, heimlich von Frankreich und Venedig unterstützt, jene Verschwörung der ungarischen Magnaten, welche unter der Bezeichnung die „Zrinyi-Frangipanische Verschwörung" bekannt ist. Deren Leiter waren: der leichtsinnige Fürst Franz I. Rakoczy (gest. 1681), Graf Peter Zrinyi, kaiserlicher General und Commandant von Karlstadt, dessen Schwager Franz Christoph Graf Frangipani, ein heftiger Jüngling, den wilder Racheburst gegen alles Deutsche beherrschte, da er einst von deutschen Officieren schwer beleidigt worden war. Ihnen schlossen sich noch an Graf Erasmus Johann von Tattenbach (geb. 1631), Statthalter von Steiermark, (durch seine Gattin Anna Theresia Gräfin von Forgacs mit den Häuptern der Verschwörung verwandt), vor Allem aber Graf Franz Nadasdy, Reichs- und Hofrichter des Königreichs Ungarn, beigenannt „Ungarns Krösus", ein durch Reichthum, wie Stellung höchst einflußreicher Mann und von großer Schlauheit. Ihr Plan war, Ungarn von Oesterreich vollends zu trennen und als Wahlreich nach alter Form unter französischem und türkischem Schutze einzurichten. Den eigentlichen Brennpunkt der Verschwörung bildeten zwei Frauen, welche die Glut geschürt und das Feuer angefacht hatten, nämlich: die leidenschaftlich stolze, aber sinnliche Maria Szetsi, verwitwete Bethlen, wiedervermält mit Palatin Franz Vesselenyi (gest. 1667), dann Gräfin Anna Katharina Zrinyi, Schwester des vorerwähnten Frangipani, mit welcher Tattenbach ein ernstliches Verhältniß unterhielt und von ihr mit ihrer tollen Energie zum Hochverrath verleitet worden war. Auch Gräfin Vesselenyi unterhielt ein Liebesverhältniß mit dem Geheimschreiber ihres Mannes, Franz Nagy de Sesseny, und dieser war es, welcher im Verein mit seinem Bruder und dem Hauskaplan auf Schloß Murany, dem Franciscaner Johann Schaumburg, die Verschwörung an die kaiserliche Regierung verrieth.

Staatsminister Wenzel Eusebius Fürst Lobkowitz handelte mit rascher Entschlossenheit, sich der Häupter der Verschwörung zu versichern. Nadasdy wurde auf seinem Schlosse in Pottendorf verhaftet und im Landhause zu Wien, Zrinyi und Frangipani zu Wiener Neustadt, Tattenbach zu Graz gefangen genommen und daselbst gefangen gesetzt. Nur Rakoczy entfloh zu seiner Gattin, der berühmten Helena Zrinyi, nach Ungarn, und wurde durch diese und ihre Fürsprecher, die Jesuiten, begnadigt. Es wurde nun den Verschwörern der peinliche Proceß gemacht und das Urtheil lautete auf Verlust des Kopfes und der rechten Hand, welchen Spruch des geheimen Rathes Leopold auf einfache Enthauptung nebst Verlust des Adels und der Güter verwandelte.

Graf Nadasdy war bis zum 27. April 1671 Abends im damaligen Landhaus in der Stube rechts vom Saale, im zweiten Stock ober der bedeckten Außenstiege, der Sonnenuhr gegenüber gefangen gehalten worden. Nunmehr erfolgte die Urtheilssprechung, wie die Adelsentsetzung durch den Untermarschall, worauf er zwischen elf und zwölf Uhr Nachts unter Bedeckung von 250 Musketiren nach dem Rathhause geführt und dort dem Stadtrichter Johann Moser zur weiteren Amtshandlung übergeben wurde.

Mittwoch den 29. legte er Generalbeichte ab, hörte knieend in tiefer Andacht drei Messen und bekam am 30., in der Rechten eine brennende Kerze, in der Linken das Crucifix haltend, die General-Absolution. Nachdem er sich von Allen freundlich beurlaubt hatte, ging er, von Priestern und Wachen begleitet, in die Bürgerstube des Magistratsgebäudes (Bild Seite 920), sah sich dort um und sagte: „Hier wurde vor einigen Jahren auch Oberst Kratz enthauptet!“

Die im Jahre 1455 vom Meister Lorenz erbaute Bürgerstube (jetzt Registratur des Rathhauses in der Wipplingerstraße) war ein großer, von drei vergitterten Fenstern erleuchteter Saal, dessen Decke, vier einfache Kreuzgewölbe im Quadrate, inmitten der Stube von einem viereckigen Pfeiler gestützt wurden; ein großer Ofen, ein kleiner Altar und lang gedehnte Schranken waren die auffallendsten Gegenstände darin. Auf einem schwarzen Teppiche stand ein mit schwarzem Tuche überzogener Lehnstuhl, auf diesen setzte sich Nadasdy, hörte noch einmal das Urtheil, laut welchem ihm das Abhauen der rechten Hand nachgesehen war, ließ sich von seinem Lieblingspagen Franz Gorffy den Rock aufknöpfen, die Haare ordnen und die Augen verbinden — und bei dem siebenten Rufe: „Jesus Maria!“ hieb ihm der Wiener Scharfrichter Michael Langmann auf einen Streich den Kopf ab. (Die Stelle, wo dies geschah, ist auf unserem Bilde Seite 920 mit einem † bezeichnet). Der Rumpf wurde von drei Vermummten sogleich in die bereitgehaltene Truhe gelegt, aus der Stube (Buchstabe D auf dem Seite 921 beigegebenen Bilde des Hofes im Rathhause, der sogenannten Schnecke, welche in die Stadtkanzlei führte und woselbst die früheren Raths- und Bürgerstuben sich befanden) auf der schwarz behangenen Rathhausbrücke, die auf drei Bogen von dem Rathhause (A) in die Grundstube und Buchhalterei (C) führte und von welcher Urtheilsverkündigungen geschahen und Ansprachen an das Volk gehalten wurden, nebst dem unangehefteten Kopfe mit den offenstehenden Augen und dem blutgetränkten Dolman dem Volke zur Schau ausgestellt und Abends zur Beisetzung zu den Augustinern auf die Landstraße getragen. Von da brachte man die Leiche in die Familiengruft nach Lockenhaus in Ungarn und setzte sie in einem Marmorsarge bei. Noch heute liegt dort der Leichnam, zu dem man vermittelst Oeffnung einer Platte im Sarge gelangt, in ein weites Leichentuch, mit schweren goldenen Spitzen besetzt, gehüllt, unversehrt da. Die Kleidung ist allerdings bis auf einige Knöpfe und Schnüre, die Halbstiefeln und die Armschienen zur Befestigung an den furchtbaren Richtstuhl verwesen, aber der Körper ist weiß und die Haut elastisch. Kopf und Barthaar haben sich erhalten und ein Theil des am Kopfe haftenden Halses würde auch den Unwissendsten belehren, daß ein gewaltsamer Streich das Haupt vom Rumpfe trennte.

Erwähnungswerth mag noch sein, daß Graf Franz Nadasdy in Wien das alte Harnaschhaus (Zeughaus) gegenüber den Augustinern (Augustinergasse Nr. 12, alt 1157) besaß und daselbst bei seinem oftmaligen Aufenthalte in Wien wohnte. Nicht lange vor seiner Verhaftung hatte er, um von seinen Fenstern aus auf den gegenüberstehenden Augustinerthurm sehen zu können, eine Uhr für denselben machen lassen; bevor sie jedoch aufgestellt wurde, ereilte ihn sein Schicksal, und die ehrwürdigen Väter trugen Bedenken, die Uhr anzunehmen. Endlich thaten sie es doch, jedoch nur gegen Lesung einer Anzahl heiliger Messen, im Jahre 1713, wo die

Uhr am Feste des Kirchenvaters Augustin (28. August) das erste Mal schlug. Nach Nadasdy's Tode fiel das Haus der Krone zu; 1676 gehörte es Nikolaus von Prevost, 1696 kaufte es Gräfin Cäcilie von Rosenberg; 1753 wurde es Eigenthum des Fürsten Lobkowitz.

Im vorerwähnten Nadasdy'schen Hause war es auch, wo die Grafen Zrinyi und Frangipani, am 8. April 1670 des Morgens in Begleitung eines Secretärs, eines Stallmeisters und zweier Pagen angekommen, verhaftet wurden. Man holte sie durch eine mit sechs Pferden bespannte Kalesche ab und brachte sie erst in das Wirthshaus zum „weißen Schwan" (Kärntnerstraße 30, Neuer Markt 7, alt 1044), später anderweitig unter; am 27. August wurde Zrinyi nach Neustadt, Frangipani nach Schottwien, Letzterer endlich aber auch nach Neustadt gebracht. Deren Hinrichtung geschah ebenfalls am 30. April 1671. Die Särge mit den Leichen der Enthaupteten wurden auf den Friedhof der Michaelskapelle in Neustadt getragen und daselbst begraben; der Grabstein wurde später in die Wand der Kathedralkirche eingefügt. Die lateinische Inschrift lautet auf deutsch: „Hier unter diesem Hügel ruhen Graf Peter Zrinyi, Ban von Croatien, und Markgraf Franz Frangipani, der Letzte seines Stammes, die, weil ein Blinder den Andern führte, Beide in diese Grube stürzten." — Unter diese Inschrift kamen die Andeutungen des Todes beider Unglücklichen, zwei in Marmor gearbeitete Todtenköpfe und das Richtschwert; noch tiefer unten die Moral des Ganzen mit folgenden, an die vor ähnlichem Thun warnende Abschiedsrede Frangipani's gemahnenden Worten: „Lernt Ihr Menschen aus unserem Geschick, Gott und dem Fürsten die Treue bewahren. Im Jahre des Heils 1671, am 30. April, um die neunte Stunde. Des Ehrgeizes Ziel ist das Grab." Was den Grafen Tattenbach betrifft, wurde derselbe am 1. December 1671 in Graz hingerichtet.

Im Frühjahre 1679 zeigten sich in Wien die Spuren der Pest, welche bald mit entsetzlicher Heftigkeit ausbrach. Deren furchtbare Verheerungen sind ewig denkwürdig in den Annalen der Wiener Geschichte. Zuerst zeigte sie sich in der Leopoldstadt, verbreitete sich darauf in den übrigen Vorstädten und zuletzt auch in der Stadt. Als nun gar Kaiser Leopold mit seiner Familie Wien verließ, war der Schrecken und die Verwirrung, die sich nunmehr über alle Einwohner verbreitete, grenzenlos. Mit furchtbarer Gewalt wüthete die Seuche; in der Stadt gab es kaum dreißig Häuser, die nicht Kranke hatten, und sehr viele starben gänzlich aus. Man führte ganze Wagen voll Todte bei Tag und Nacht zu allen Thoren hinaus und warf sie zu Tausenden in große, zu diesem Zwecke gegrabene Gruben. In Schaaren liefen die Kinder heulend den Wagen nach, auf welchen ihre Eltern hinausgeführt wurden, und die Zahl dieser verlassenen Waisen mehrte sich so sehr, daß der Stadtrath ganze Wagen voll dieser armen Geschöpfe auf's Land führen und dort auf öffentliche Kosten verpflegen ließ. Der Aerzte und Wundärzte wurden immer weniger, dieselben wollten sich nur höchst ungern in die Todesgefahr begeben, und so mußte man mehrere gefesselt in die Spitäler führen und endlich Verbrecher zum Lazarethdienst verwenden, da sich das Uebel so ansteckend zeigte, daß sich die nächsten Nachbarn, ja Verwandten scheuten, sich zu berühren oder miteinander umzugehen. Stadt und Vorstädte, Straßen und Plätze, Basteien, Gärten und Weingärten wimmelten von Sterbenden und Kranken. Glücklicherweise trat im November eine scharfe Kälte ein, so daß die Pest etwas nachließ, im December endlich wurde die Luft noch kälter und reiner und das Uebel verlor sich gänzlich. Nun fanden sich auch wieder von allen Seiten betriebsame Menschen in Wien ein, welche die Verstorbenen zu ersetzen begannen, und am Weihnachtstage wurden allein bei St. Stefan 95 Paare getraut. Aber furchtbar war die Anzahl der von der Seuche Dahingerafften. Die Zahl der Opfer in Stadt und Vorstädten betrug

122.849, welche in 77 eigens dazu aufgeworfenen Gruben von großem Umfange, deren manche 4000 bis 5000 Todte faßte, begraben wurden.

Es gab mehrere Personen, die sich in jenen schauervollen Tagen durch aufopferndste Menschenfreundlichkeit auszeichneten. Vor Allen leuchtete voran Fürst Ferdinand Wilhelm Eusebius von Schwarzenberg (geb. 1652, gest. 1708, als Obersthofmeister der Kaiserin Eleonora), der täglich Vormittags und Nachmittags auf den Gassen und Plätzen herumritt, Alles mit eigenen Augen leitete und sowohl durch reichliche Beisteuer, als auch durch nöthige Maßregeln der Strenge das große allgemeine Elend zu lindern suchte. Man erzählt von ihm, daß er sogar einmal eine Todtentrage, von der einer der Träger durch keine Summe zu bewegen war, sie weiter zu tragen, selbst fortschleppen geholfen habe, bis auf dem Wege nach dem Lazarethe ein anderer Träger sich fand — das kolossalste Wagestück, dessen sich Jemand zu unterfangen vermögen konnte; daß dieser unerreichte Menschenfreund (Bild Seite 928) nicht selbst als Opfer fiel, gehört unter die Wunderbegebenheiten, welche der weise Schöpfer oft zuläßt. Der fromme Glaube Derer, welchen er als Helfer und Tröster erschien, ließ Manchen von ihnen vermeinen, als stehe hinter dem Fürsten ein Engel, der sein Schild der Krankheit entgegenhalte, so daß er ihr gebieten könne, ihn nicht anzutasten; deshalb nannte ihn auch der Volksmund nur den „Pestkönig".

Ungemein aufopfernd bewies sich die Geistlichkeit. Sie spendete allenthalben Trost und nicht Einer aus ihr entfernte sich, um sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Besonders ragten da hervor Pater Emerich (Sinelius, eigentlich Johann Anton Senell, Sohn eines Fleischers in Komorn, geb. 1622, Kapuziner-Guardian, später, 1681, Bischof von Wien, berühmter Kanzelredner, daher vom Volke der „beredtsame Emerich" geheißen, gest. 1685); ferner Don Casimir Dembski (gest. 1683), Priester der Barnabiten bei St. Michael, welcher dem wohlthätigen Werke der Krankenpflege Tag und Nacht eifrigst oblag, den aber die Pest befiel, worauf er sich zum Tode vorbereitete und sich der Mutter Gottes von Candia (Gnadenbild der Michaelerkirche) empfahl. Die fromme Legende erzählt, daß Pater Dembski, darauf einschlafend, im Traume die Erscheinung der heiligen Jungfrau in eben der Kleidung, wie sie auf dem Bilde von Candia zu sehen ist, gehabt, welche ihm die fünf Psalmen vorbetete, die er nach Möglichkeit mitbetete, worauf die Erscheinung sprach: „Jetzt bist Du gesund" und verschwand. Als er erwachte, befand er sich frisch und gesund, die Pestbeulen waren verschwunden. Am folgenden Tag (8. September, Maria Geburtsfest) verließ er das Krankenbett und dankte vor dem Altare, die heilige Messe lesend, wie nach Gepflogenheit den Verpesteten wieder mit eigenen Händen die heiligen Sacramente reichend. Zum Andenken opferte er bei dem Gnadenaltar der Mutter Gottes von Candia eine gemalte, noch heute an einem Pfeiler befindliche Opfertafel. Sonst wurden nicht weniger als 438 Priester von der Seuche dahingerafft, darunter 172 Weltpriester, 38 Kapuziner, 33 Carmeliter, 36 Jesuiten und 42 Augustiner. Am Zaune des Schwarzspanierklosters in der Alservorstadt fand man einen todten Priester, der sein Brevier so fest in den Händen hielt, daß man ihn mit demselben in die Grube werfen mußte.

Schon im October des Jahres 1679 hatte der Stadtrath eine hölzerne Säule mit der heiligen Dreifaltigkeit am Graben errichten lassen, zu welcher Bittgänge wegen Abwendung des Pest-Uebels veranstaltet wurden. Später ließ Kaiser Leopold I. in Erfüllung eines abgelegten Gelübdes an gleicher Stelle die noch jetzt bestehende marmorme Dreifaltigkeitssäule (Bild Seite 929) errichten. Dieselbe ist nach einer Zeichnung von Ludwig Burnacini durch den berühmten Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach (geb. 1650, gest. 1724) ausgeführt worden. Die plastischen Arbeiten sind von der Hand des Tiroler Bild-

hauers Mathias Rauchmüller. Der Grundstein wurde 1687 gelegt, die Säule 1693 vollendet; die Gesammtkosten betrugen 66.646 Gulden. Bei derselben fand bis heute alljährlich eine Procession mit feierlichem Gottesdienste statt; eine zweite führen alljährlich am Palmsonntage die Mitglieder der Wiener Fleischhauer-Genossenschaft nach Lainz aus, und zwar in Folge eines Gelübdes, das sie damals wegen der Pest abgelegt hatten.

Noch ist von einer denkwürdigen Persönlichkeit aus jenen gefahrvollen Tagen Erwähnung zu thun; aber wir müssen derselben, ihrer ungemeinen Volksthümlichkeit, anderntheils des Umstandes wegen, daß in neuester Zeit ausländische Schriftsteller deren wirkliche Existenz überhaupt in Frage stellen, einen eigenen Abschnitt widmen — dem Volkssänger Augustin.

Der Volkssänger Augustin.

Wer in ganz Europa, ja noch über das Weltmeer hinaus, kennt nicht das allerpopulärste aller Volkslieder, das Lied: „Ei, du lieber Augustin, 's Geld ist hin, All's ist hin!“ Und so wird es wohl Jedermann interessiren, Kenntniß von dem Leben jenes Mannes zu erlangen, welchem die Anregung dieses Liedes nicht nur, sondern auch Text und Composition zugeschrieben wird.

Marx Augustin, als der erste Volkssänger in Wien in der ganzen Bedeutung des Wortes geltend, war in Wien im Jahre 1643 aus einer Wirthsfamilie geboren, lebte, als seine Eltern abgewirthschaftet hatten, in größter Armuth, was ihn jedoch nicht hinderte, die köstlichste Laune der Welt zu entfalten und, zum Nichtsthun von Jugend auf geneigt, es vorzuziehen, das Geschäft eines wandernden Musikanten zu ergreifen, als durch Arbeit sein Brot zu verdienen. So bestand denn die einzige Beschäftigung Augustin's darin, versehen mit einem Dudelsacke — der Drehorgel jener Zeit, welche aber nicht so ganz und gar mechanisch wie diese war, sondern mindestens einige Kunstgriffe erforderte — Abends in den Wirthshäusern herumzugehen, und da, wie nachmals die sogenannten Harfenisten oder Volkssänger, den von ihren Beschwerden im Wirthshause sich erholenden Bürgern Späße vorzumachen und Lieder vorzusingen, welches Amt er ganz vorzüglich verstand.

So zog er denn, mit dem Dudelsack unter dem Arm und ein paar Dutzend Liedern im Gedächtniß, an Kirchtagen in den Vorstädten und Lucken, auch in den umliegenden Dörfern herum (sogar bis Baden und Neustadt) und zur Faschingszeit besuchte er regelmäßig gewisse Locale an bestimmten Tagen. An jenen, wo Augustin in einem Wirthshause erschien und sich producirte, konnte der Wirth gewiß auf eine bedeutende Einnahme rechnen; es waren die Schanklocale bei seinen Productionen jederzeit buchstäblich vollgepfropft. Diese Locale waren außer einigen ordinären Bierschenken im Croatendörfel (später Spittlberg, breite Gasse) und im Schöff (Mariahilf), hauptsächlich beim „Rothen Hahn“ auf der Landstraße (heute Hauptstraße Nr. 40, alt 333), im „Gulden Kapaunen“ auf der Wieden, im „Gulden Lampel“ (Lamm) in der Leopoldstadt; dann aber auch in der Stadt „Bei denen drei Haasen“ in der Kärntnerstraße, beim „Klapperer“ am Kohlmarkt; zum „Gelben Adler“ im Sauwinkel, besonders aber in der Bierschenke zum „Rothen Dachel“ beim Eingang der Muster (Bürgermusterung auf dem Hafnersteig) am Alten Fleischmarkt. In der Griechengasse, im Hause mit der heutigen Nummer 9 (alt 712), besteht noch jetzt

diese interessante Schänke, sie ist im Allgemeinen unter der Bezeichnung „Schlosserbierhaus“ bekannt und hat den Schild zum „Weißen Engel“.

Der Wirth dieser Schenke, Ulrich Konrad Puffan, wußte ihn durch kluge Schmeicheleien und zeitweise Gratisspenden derart für sich zu gewinnen, daß Augustin wöchentlich zweimal, Donnerstag und Samstag, bei ihm musicirte. Die Freigebigkeit des Wirthes hatte natürlich großen Einfluß auf des Volkssängers gute Laune, nicht weniger aber auch schließlich auf dessen Beine, so daß er gewöhnlich nur mehr durch bereitwillige Hilfe eines Begleiters in seine Wohnung — ein Dachkämmerchen der Hahngasse auf der Landstraße (es soll das Haus Nr. 120 der Hauptstraße, Hühnergasse Nr. 1, alt 241 sein) — gebracht werden konnte.



Fürst Ferdinand Wilhelm Euseb Schwarzenberg. (Seite 926.)

Als jedoch 1679 die große und furchtbare Pest in Wien einriß, wollten Niemanden mehr die Spässe und Gesänge des lustigen Augustin munden, die Schanklocale wurden wenig und nur verstohlen besucht, da ohnedies der verhängnißvollen Zeit wegen laute Lust verboten war; und obwohl Augustin für längere Zeit seinen Muth und seine Lustigkeit beibehielt, so wurde er doch endlich wegen Mangel an Erwerb unwirsch und beschwichtigte seine Nahrungssorgen auf das eifrigste durch den doppelten Genuß von Bier und Branntwein, welche Getränke ihm die dankbaren Gastwirthe zu dieser Zeit der Noth gerne verabreichten, da er Vielen früher zu Wohlstand verholfen hatte, und da sie froh waren, in diesen traurigen Tagen wenigstens einen Gast bei sich zu haben.

Eines Tages — es war der 10. September, als die Seuche eben am heftigsten wüthete — saß selbst Augustin traurig und niedergeschlagen in der

Schenke zum „Rothen Dachel". Es wollte nämlich an diesem Abende gar Niemand erscheinen, denn eben war die schreckliche Kunde erschollen, daß ein Bürger beim Schottenthore einem Bettler Almosen zugeworfen, dieser ihm einen entfallenen Brief wieder gereicht hatte und Beide kurz darauf das Opfer der furchtbaren Seuche



Die Dreifaltigkeitssäule am Graben. (Seite 926.)

geworden wären. Auch hörte man auf der Gasse keinen andern Laut als den unterdrückten Wehruf: „Der ist gestorben, Dieser stirbt und Jener wird bald sterben!" Deshalb hielten es die sonst so lebenslustigen Bürger für gerathener, sich in ihren vier Pfählen zu verschließen und ihre Gelüste nach sinnlicher Ergötzung auf bessere Tage zu verschieben. Dessen wurde, wie erwähnt, Augustin unwillig

und er suchte seinen Unmuth durch eine bedeutende Quantität Weißbieres zu dämpfen, wozu er sein neuestes Trauerliedlein sang:

„O, Du lieber Augustin,
's Geld ist hin, 's Mensch *) ist hin!
O, Du lieber Augustin,
Alles ist hin!

Wär' schon des Lebens quitt,
Hätt' ich nit noch Credit,
Aber so folgt Schritt für Schritt
Mir der Credit!

Na und selbst 's reiche Wien,
Arm ist's wie Augustin,
Seufzt mit ihm im gleichen Sinn,
Alles ist hin!

Jeden Tag war sonst ein Fest,
Jetzt aber hab'n wir die Pest!
Nur ein großes Leichennest,
Das ist der Rest!

O, Du lieber Augustin,
Leg' nur in's Grab Dich hin,
O, Du mein herzliebes Wien,
Alles ist hin!"

Schließlich setzte Augustin noch einen Seitelstutzen voll Kornbranntwein darauf und verließ endlich, als es schon längst auf den Gassen dunkelte, wankend und unsichern Schrittes den Schauplatz seiner Triumphe, der ihn heute so unbefriedigt gelassen. Seiner sonst so außerordentlichen Localkenntniß für diesmal entbehrend, stolperte er, statt durch das Stubenthor den Heimweg zu nehmen, über den Stefansplatz und zum Burgthore hinaus und schwankte so halb bewußtlos fort, bis plötzlich sein ausschreitender Fuß den Grund verlor und er eine beträchtliche Höhe herabfiel, ohne daß er jedoch hart aufstieß. Von wunderlichem Dufte umqualmt und ziemlich weich gebettet, schwanden ihm bald vollends die Sinne, er fühlte kaum mehr, daß ihm nach kurzer Zeit mehrere menschliche Körper nachstürzten, und bald fiel er in tiefen Schlaf.

Als er jedoch zur Zeit der Morgendämmerung mit ziemlich unbehaglichem, mißgestimmtem Gefühle erwachte, wurde er mit Schrecken gewahr, was denn eigentlich seine Schlafstätte gewesen — eine noch nicht zugeschüttete Pestgrube, voll schauerlicher Leichen. Er schrie nun aus Leibeskräften um Hilfe und wurde endlich von den Pest- oder Ziehknechten, die bald darauf frischen Transport brachten, aus der schauerlichen Grube hervorgezogen. Dieses fürchterliche Abenteuer hatte jedoch keine gefährlichen Folgen für den nervenstarken Volkssänger; es verschaffte ihm noch dazu die Erzählung desselben manche milde Spende, und als die verheerende Seuche vorüber war, brachte er sein grauenvolles Abenteuer in zierliche Reime, die er auf der Bierbank beim „Rothen Dachel" und in anderen Schanklocalen mit schallendem Beifall absang.

*) Das Mädchen, die Geliebte.

So lebte Augustin ohne weitere Gefährde noch lange Jahre und erst am 10. October 1705 ereilte ihn der Tod. Nach gewohnter Weise hatte er eine Nacht durchschwelgt, war zu Hause gewankt und da traf den bereits zweiundsechzig Jahre alten Mann in seinem Kämmerlein „im Eyßlerischen Haus auf der Landstraße", wie das Wiener Todtenregister besagt, der Schlag. Er wurde auf dem großen Nikolai-Gottesacker (wo jetzt der Kirchenplatz der Landstraße) begraben. Neben ihm wurde im Jahre darauf, am 10. November 1706, ein College gebettet — Georg Staben, einer der virtuosesten Tanzgeiger, vielleicht auch Volksmusiker und Sänger, ein vierundfünfzigjähriger Mann, der ebenfalls den Freuden des Glases nicht abhold gewesen sein mag, denn er fiel in der Nacht des vorerwähnten Datums vor dem Stubenthor in eine Senkgrube und erstickte im Unflath.

Es mag hier gestattet sein, daß der Verfasser des vorliegenden Buches sich über den „lieben Augustin" etwas weitläufiger ausspreche und dabei auch ein wenig seine eigene bescheidene Persönlichkeit in's Mitleid ziehe. Es geht eben „draußen im Reich" so wie hier; man beachtet die Volkstraditionen nicht und sieht Denjenigen, der sich mit der Erforschung von solchen beschäftigt, beinahe verachtend über die Achsel an, heißt ihn einen „Fabelhanns" (Geschichtenerzähler) und glaubt kein Jota von allem Dem, was er oft ungeheuer mühsam aus den verworrensten Familienüberlieferungen gesondert und durch langjährig geübte Combinationsgabe als das wahrscheinlichst Richtige hinzustellen sich erlaubt hat. Wenn man den Mann, bevor man irgend welche Behauptung in die Welt schleudert, wenigstens fragen würde, wie er dies oder jenes gemeint, aus welcher Quelle er geschöpft habe, wie er dies oder jenes begründe u. dgl., dann würde manche voreilige Bemerkung unterbleiben; aber dies geschieht leider nur in den seltensten Fällen, und so entstehen Begriffsverwirrungen, welche von Mund zu Mund gehen und endlich einen unauflösbaren gordischen Knoten bilden.

Man muß es gestehen, daß sich sowohl einheimische als fremde Persönlichkeiten eingehend um die Person des lustigen Augustin gekümmert haben, daß aber Alle ohne Unterschied, inbegriffen den Antiquar-Buchhändler Franz Gräffer (Herausgeber der österreichischen National-Encyklopädie; geb. 1785, gest. 1852), und den emsigen Wiener Sammler und Forscher, Gastwirth Franz Haydinger (geb. 1797, gest. 1876), auch nicht das geringste authentische Materiale in Bezug auf Augustin und dessen Lieder besaßen oder aufzufinden vermochten.

Erst der tüchtige und fleißige Forscher Karl August Schimmer (geb. 1800, gest. 1863) in seinem „Wiener Volkskalender für 1845" (in seinem „Wien seit sechs Jahrhunderten" wiederholt, 1847) und später der Verfasser des vorliegenden Buches in seinem „Oesterreichisch biographischen Lexikon" (1851), ganz besonders aber in seiner „Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte" (1865) vermochten es, nach eingehenden Erforschungen der verschiedenen Wirthshaus-Ueberlieferungen ein halbwegs gerundetes biographisches Bild der volksthümlichen Persönlichkeit der Oeffentlichkeit vor Augen zu stellen. (Man sehe das Ergebniß Seite 927.) Schreiber dieser Zeilen fand ferner auch, bei minutiösester Durchsicht und Excerpirung des „Wiener Diariums" (Vorläufer der heutigen k. k. Wiener-Zeitung), die mit den bisherigen Traditionen am meisten im Einklang stehende Persönlichkeit verzeichnet, und zwar in der Todtenliste: „Marx (Marcus) Augustin, gest. im Eyßlerischen Haus auf der Landstraße den 10. October 1705, alt 62 Jahre". Anfangs der Fünfziger-Jahre war es ihm ferner gelungen, unter den zahlreichen Original-Documenten und Autographen, die er von jeher sammelte, ein Heftchen Lieder (Art Stammbuch) zu erhalten, welches von verschiedenen Personen geschrieben ist (ohne jedoch deren Namen beigesetzt zu enthalten), und das angeblich eine Anzahl Lieder des Volkssängers Augustin enthielt. Dasselbe stammte, wie ihm versichert wurde, aus dem einstmaligen Nachlasse des im

Jahre 1733 verstorbenen Barons Johann Pilati, eines Tirolers, Günstlings und Kammerdieners Kaiser Josef's I., welcher Letztere in der That der vertraute Freund gewesen des leichtlebigen Kurfürsten Friedrich August II., des Starken, von Sachsen (geb. 1670, gest. 1733), der sich 1692, 1694, 1695, 1697 (wo er in Baden zur katholischen Religion übertrat) und 1719 (wo er sich mit der Tochter seines Freundes, der Erzherzogin Maria Josefa, geb. 1699, gest. 1757, vermälte) in Wien aufhielt.

Dieses Heftchen Lieder (leider ziemlich defect) befindet sich noch heute in seinem Besitz und zeigt gleich das erste Blatt ein Lied mit der Ueberschrift: „Gräfin Cosel an Augustum". (Anna Constantia von Brockdorf, verehelichte Gräfin Hoym, seit 1706 Gräfin Cosel, geb. 1680, gest. 1761, war bekanntlich die Geliebte des Kurfürsten Friedrich August.) Daß dieses Lieder-Stammbuchheft in Oesterreich und gerade in dem ersten Decennium des 18. Jahrhunderts angelegt wurde, zeigt nicht nur das vorerwähnte Gedicht der Gräfin Cosel, sondern ganz besonders deutlich die Strophe eines, der Reihenfolge nach dritten Gedichtes, in welcher es heißt: „Macht mir der grillen Schwarm verdruß, Mach ich's wie Prinz Eughenius, der jagt den Frantzmann dort, zu allen Henker fort". Was also Herr Josef Trippenbach in einem Artikel „Die Jagd nach einem geflügelten Liede" (Berliner „Post" vom 19. Januar 1869) über ein paar angebliche Lieder Augustin's, die ich in verschiedenen Aufsätzen gedruckt mittheilte, ausspricht, nämlich es seien dieselben „Producte frischerer Jahrhunderte", ist eben ganz unbegründet gesagt, ohne sich früher bei dem Autor der betreffenden Arbeiten erkundigt zu haben; und wenn Herr Trippenbach in seinem Aufsatze über Augustin behauptet, ich hätte bei einer späteren persönlichen Begegnung mit ihm „ehrlich zugestanden, daß die Lieder von mir nur unterschoben wurden", so ist dies, gelindestens gesagt, ein kolossaler Irrthum, vielleicht auf einer Personsverwechslung beruhend, denn ich habe nie mit Herrn Trippenbach eine Zusammenkunft gehabt und konnte ihm schon deshalb nicht von unterschobenen moderneren Liedern gesprochen haben, weil ich die Originale aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts noch heute im Besitze habe; es ist also absolut unwahr, ja gar nicht denkbar, daß ich je irgend Jemand sagen konnte, die Lieder seien meine eigene Erfindung. Diese in jedem Falle hoch interessanten Lieder — selbst wenn es nur Annahme ist, daß sie Augustin gesungen hat, es steht nirgends, daß er dieselben auch verfaßte; er wird sich eben seine Productionsthemen von Anderen haben arbeiten lassen, wie dies von jeher geschah und noch bis heute geschieht — lauten nun (das „Pestlied" wurde bereits Seite 930 mitgetheilt) folgendermaßen:

Das Lied vom lieben Augustin.

Ei, Du lieber Augustin,
's Geld is hin, 's Mensch*) is hin,
Ei, Du lieber Augustin,
Alles ist hin.
Wollt noch vom Geld nix sag'n,
Hätt' i nur 's Mensch beim Krag'n.
Ei, Du lieber Augustin,
Alles is hin.

Ach, Du lieber Augustin,
Alles is weg.

*) Wir wiederholen, daß damals von den anständigsten Mädchen, selbst bei Hofe, nur per „Mensch" (lediges Frauenzimmer) gesprochen wurde.

Rock is weg, Stock is weg,
Augustin liegt im Dreck (Straßenkoth).
Ach, Du lieber Augustin,
Alles is weg.

Das vorstehende Lied ist das einzige, welches sich im Volksmunde bis heute erhalten hat und seiner nicht gerade unfläthigen, aber rohen Manieren wegen wahrscheinlichst von Augustin selbst gedichtet wurde. Es wird aber dabei von einigen Geschichtsforschern (z. B. Schlosser) behauptet, daß dieses Lied auf den Kurfürsten Friedrich August II. sich bezogen habe, und daß unter dem „Mensch" (Geliebte) gerade des Prinzen Geliebte, die Gräfin Cosel, gemeint gewesen sei; auch als im Jahre 1858 das in der Jerusalemerstraße Nr. 23, am sogenannten Knie des Hausvogteiplatzes zu Berlin gelegene Haus wegen großer Baufälligkeit abgebrochen werden mußte, lautete dessen Schwanengesang (die lächerlichste Ente der Welt) dahin, daß es dasselbe Haus wäre, in welchem im 18. Jahrhundert das bekannteste Kneiplocal existirte, dessen Besitzer Augustin hieß, und auf welchem das noch heute im Volksmunde lebende Lied: „O, Du lieber Augustin" gemacht wurde. Endlich wird auch behauptet, dieses Lied sei im Jahre 1670 auf dem Carneval zu Cöln zum erstenmale gesungen worden, als Reigengesang zu den damals aufgeführten Reigentänzen. Abgesehen davon, daß das letztere immerhin stattgefunden haben kann, auch wenn es ein echtes Wiener Lied gewesen, denn die wandernden Gesellen brachten unsere Lieder gewiß mit zurück in ihre Heimat; unser reizendes, modernes „Mailüfterl", wie das „Alpenhorn" (echte Wiener Producte) ertönten ja auch bis nach Cincinnati; abgesehen also davon, ist aber der unwiderleglichste Beweis vom Wiener Ursprung die urwüchsige volkseigenthümliche Wahl der Ausdrücke, welche niemals im Berliner oder Cölner oder Dresdner Boden zu wurzeln vermocht haben.

Auch zwei Trinklieder, wenngleich anständiger als das Augustin-Lied gehalten, tragen ganz das Gepräge der Vortragsweise eines Volkssängers. Sie lauten:

Trinklied.

Mein Weib, die thut mir wehren
Das Bier und auch den Wein;
Sie spricht: ich thu' verzehren
Ihr Gut und auch das Mein' (meinige).
Ihre Wort', die sein ganz eitel,
Ich geb' ihr kurz Bescheid;
Obschon wird leer der Beutel,
Kommt doch kein Schab' (Motte) in's Kleid.

Sie sagt mir viel vom Wasser,
Es sei ein g'sunder Trank,
Sie spricht, ich sei ein Prasser
Und wär' vom Saufen krank;
Kein' Wein thut sie mir gunnen,
Daran mir nit viel leid;
Den Weibern g'hört der Brunnen,
Den Mann der Wein erfreut.

Auch hier begeht Herr Trippenbach ein großes Unrecht, daß er behaupten will, es wäre dieses Lied „später fabricirt" und der Melodie des „bekannten"

(ich glaube, in Wien kennt es Niemand) Liedes „Einst hat mir mein Leibarzt geboten“ angepaßt worden. Der Rhythmus ist gewiß nur zufällig derselbe, wie z. B. auch die „Kinderspiele“ des Schweizer Malers Konrad Meyer (geb. 1618, gest. 1689) nicht nur dem Texte, sondern auch dem Melodien-Rhythmus nach das frappirendste Ebenbild des Aschenliedes aus „Bauer als Millionär“ von Ferdinand Raimund (geb. 1791, gest. 1836) sind, ohne daß jemals der Eine von dem Andern irgend das mindeste gewußt hat. Also derlei Behauptungen tragen ihre eigene Hinfälligkeit gar zu offen in sich. Die speciellen Wiener Localausdrücke „das Mein'“ (das meinige), Schab (für Motte), gunnen (für vergönnen) erweisen zu deutlich den Wiener Boden, aus dem das Lied entsproßen.

Singen und Trinken.

Ein Trinker und ein Musicist
Gehören wohl zusammen,
Zum Voraus, wo man fröhlich ist
Und trinkt in Gottes Namen
Ohn' Neid und Haß ein ziemlich's Glas,
Das macht die Töne greifen;
Denn, wie man spricht, wo Wein gebricht,
Laut' selten die Sackpfeifen.

Ein Fuhrmann, der fortkommen will,
Muß schmieren seinen Wagen;
Also ein Sänger taugt nicht viel,
Er wasch' denn seinen Kragen
Mit gutem Wein; darum schenk' ein
Den edlen Saft von Reben!
Ich hoff' zu Gott, er werd' zur Noth
Auf's Jahr noch ein' besser'n geben.

Einen fast unzweifelhaften Beweis der Echtheit dieses Augustin'schen Liedes liefert der in demselben vorkommende Ausdruck jenes Instrumentes, dessen er sich stets bediente — der Sackpfeife (Dudelsack). Ueberhaupt, wenn man Augustin's Leidenschaft für das Trinken in Betracht zieht, können die beiden vorstehenden Lieder von niemand Anderem gesungen worden sein; man kennt auch sonst von allen Musikern jener Tage keinen Einzigen, der das Prädicat „Sackpfeifer“ geführt hätte, was später nachgewiesen werden soll.

Ein weiteres Lied, das jedoch notorisch älter ist und aus dem 16. Jahrhunderte stammt, mit dem Augustin aber Furore gemacht haben soll, ist:

Der liderliche und versoffene Jerum.*)

I bin halt wohl ein armer G'sell,
Hab' gar nix mehr zum Zehren
Und denk' da oft so bei mir selbst,
Wie i mi denn will nähren.
Es geht mir allenthalb'n was ab,
Weil i scho' All's versoffen hab'!
O Jerum! Ui! O Jerum!

*) Eine hochdeutschere Fassung dieses Liedes theilt Scheible im 3. Bande seines „Schaltjahr“ mit.

Ka Geld hab' i, das kränkt mi' sehr,
Und bin dazu viel schuldi';
Ka Wirth borgt mir a nimmermehr,
Das macht mi' ungeduldi'.
Der Schneider, Schuster, Büttelmann (Gerichts- oder Steuerdiener)
Die schrei'n mi' allenthalben an!
O Jerum! Ui! O Jerum!

Ka Wunder wär', i ließet mi'
Lebendi' no begraben,
Und daß die Würmer fressen mi',
Damit i Ruh' könnt' haben.
I komm' sonst nit der Marter ab,
Bis man mi' leget in das Grab.
O Jerum! Ui! O Jerum!

Ein merkwürdiges Lied ist ferner jenes „Vom Einerlei", es scheint wohl das Grundlied oder etwa das verfeinerte Lied zu sein zu dem noch heute beliebten: „'s mir Alles eins, 's mir Alles eins, ob ich ein Geld hab' oder kein's! Wann ich ein Geld hab', kann ich in's Wirthshaus geh'n, wann ich kein's hab', muß ich draußen steh'n; — 's ist mir Alles eins, 's ist mir Alles eins, ob ich ein Geld hab' oder kein's!" Es befindet sich ebenfalls in unserem Stammbüchlein, ist aber jedenfalls in verschönerter Weise gegeben, als es von öffentlichen Sängern producirt worden sein mag. Uebrigens will man ja das „Alles eins-Lied" auch dem Augustin zuschreiben; es sieht ihm übrigens frappant gleich.

Das Lied vom Einerlei.

„Alles ist mir einerlei!
Schmerz und Freude, Lust und Kummer —
Beides geht so bald vorbei
Als ein Schatten, Traum und Schlummer;
Denn der Wechsel ist stets neu:
Alles ist mir einerlei!

Schlecht und recht vergnüget mich;
Hab' ich keine große Würde,
O so folgt der Schluß vor sich,
Trag' ich keine große Bürde,
Mich beschwert kein Klaggeschrei:
Alles ist mir einerlei!

Sucht Ihr Andern, wie Ihr wollt,
Reichthum, Häuser, Hof und Güter;
Dieses schlechte Flittergold
Stört die ruhigsten Gemüther;
Merkt, die Sorgen sind wie Blei:
Alles ist mir einerlei!

Kann ich nur mein täglich Brot
Ruhig und vergnügt genießen,
O was hab' ich denn vor Noth?
Schade vor die Leckerbissen
Mandel-Mus und Hirse-Brei:
Alles ist mir einerlei!

Trink' ich heute sauer Bier
Oder kann nur Wasser haben,
Wird der süße Malvasier
Morgen mich nicht besser laben;
Nur daß es was Nasses sei:
Alles ist mir einerlei!

Neider machen nicht den Mann,
Seid'ne Lappen, gold'ne Stricke
Sind vor Einen, der nichts kann,
Ein vergängliches Geschicke;
Trag' ich schlechte Liverei!
Alles ist mir einerlei!



Bischof Leopold Kollonits. (Seite 942.)

Wenn der Schlaf mich überfällt
Und die muntern Augenlider
Mit Verdruß umschlossen hält,
Streck' ich ruhig Haupt und Glieder
Bald auf Federn, bald auf Heu:
Alles ist mir einerlei!

Ach wie quält die Liebe doch
So viel ihr ergeb'ne Herzen!
Mir verursacht dieses Joch
Wahrlich weder Lust noch Schmerzen,
Denn mein Herz bleibt immer frei:
Alles ist mir einerlei!

Lob und Tadel nehm' ich an
Als den Ausschlag jeder Sache;
Jenen, daß ich recht gethan,
Diesen, daß ich's besser mache;
Nur vor Schmeichlern trag' ich Scheu:
Alles ist mir einerlei.

Die Ihr aber d'rüber lacht,
Daß ich mich in Alles schicke,
Und zu viel aus etwas macht —
Seht, es dient zu keinem Glücke:
Grübelei ist Narrethei:
Alles sei Euch einerlei!"



Commandant Ernst Rüdiger Starhemberg. (Seite 941.)

Ein Lied aus den Tagen vor der Pest des Jahres 1679 möchte ebenfalls dem Bänkelsänger Augustin, wenigstens als Vortragender, wenn auch nicht als Verfasser, zuzuschreiben sein. Es lautet fast prophetisch:

Der beste Namen.

In Wiener-Neustadt war
Ich ein paar Tag', wie jedes Jahr;
Von Wiener-Neustadt lobesan
Geb' ich den besten Nam' Euch an:
Und diesen führt auf mein Wort
Der würdige Bischof von dort:

Herr Leopold, der edle Graf
Von Kollonits, gleich dem Bravsten brav.
Das, lieben Freunde, ist ein Mann,
Auf den in der Noth Wien zählen kann!
Was er sunst der Kriegerwelt,
Das ist er jetzt für die Kirch' — ein Held!
Sind nun an vierundzwanzig Jahr,
Daß er ein Kämpfer bei Candia war;
Und kommt der Türk' noch einmal nach Wien,
So lang noch Kollonits lebt, denkt an ihn!
Er wird als Kirchenfürst wie als Soldat
Ein Schirm sein der guten Wiener Stadt.
Darum, Ihr Freund', ruft's einmal noch:
Aus Herzensgrund Ihm ein Lebehoch!

Wir müssen noch schließlich ein eigenthümliches Thema berühren. Nicht so sehr Herr Trippenbach als manche andere außerösterreichische Forscher halten, bei dem Mangel aller positiven und documentarischen Beweise, daß je ein Volkssänger Augustin existirte, dessen Persönlichkeit mit all' den daranhangenden Sagen für vollkommen apokryph (untergeschoben, unecht). Er soll demgemäß in der Wirklichkeit nie existirt haben und das Lied irgend ein unbekanntes Individuum viel später auf einen ebenso unbekannten Augustin verfertigt haben. Den besten Beweis für Augustin's, des Sackpfeifers, Existenz, wie für die Wirklichkeit seines Pest-Abenteuers liefert aber ein Historiker Oesterreichs, dessen wahrhafte Verdienste um die Geschichte Wiens, trotz so mancher Auftischung von alten Sagen, denn doch nicht zu verkennen sind; es ist dies der Pauliner Pater Mathias Fuhrmann (geb. in Wien 1697, gest. in Wien am 21. October 1773), der also fast gleichzeitig mit Augustin gelebt hat und Anfangs des 18. Jahrhunderts ein genugsam heranwachsender Knabe war, um von der landläufigen Berühmtheit des Sackpfeifers genau unterrichtet zu sein. Daß derselbe später dem einfachen und wirklich „ordinären" Sänger keine Dithyrambe (Hochgesang) widmete, kann weder bei ihm, noch bei dem Kanzelredner Pater Abraham a Sancta Clara (geb. 1642, gest. 1709, also vollkommener Zeitgenosse Augustin's) auffällig sein. Man hatte damals ja noch nicht die richtigen Begriffe vom Nutzen, ja von der Nothwendigkeit, für eine künftige Culturgeschichte des Volkes Daten zu sammeln; solche muß heute der Forscher mit vieler Mühe aus den Traditionen klauben; so also auch bei Augustin. Es ist aber die wirkliche Existenz desselben, sowie dessen Abenteuer während der Pestzeit 1679 in Fuhrmann's werthvollem Buche „Alt- und Neu-Wien oder dieser Residenzstadt chronologische und historische Beschreibung" (2 Bände mit Kupfern, Wien 1738—1739) durch folgende keine Zweifel zulassende Schilderung erwiesen:

„Bei so großen Elend und Verwirrung geschahe es bißweilen, daß die mit dem Todt allbereit ringende, auf Wägen unter die Todten geleget und miteinander in die hierzu gemachte Grube geworffen worden, als wie mit einem Namen Augustin, der ein Sackpfeiffer gewesen, welcher zwischen der Kayserlichen Burg und St. Ulrich auff selbigem Weeg, wegen eines starken Rausches gelegen und geschlaffen, begegnet, dann dieser Mensch ist von denen Ziehknechten ohne einiges Vermerken auf den Wagen, in Meinung, daß er die böse Krankheit hätte und in Todtszügen allbereit begriffen, geladen, nebst andern Todten weggeführt und in eine Gruben geworffen worden, weil man aber die Körper nicht eher mit Erden verschüttet, als biß eine Reyhe derselben nach der Läng und Breiten völlig voll gewesen, als ist besagter Mensch, nachdem er die gantze Nacht unter den

Todten, ohne munter zu werden, geschlaffen, endlich erwacht, nicht wissend, wie ihm geschehen, oder einer möge dahin gekommen seyn, hat zwar aus der Gruben hervorsteigen wollen, solches aber wegen der Tieffe nicht zuwegen bringen können, daher er dann auf den Todten so lang herumgestiegen und überaus sehr geschmähelt, geschryen und gefragt: Wer ihn dahin müsse gebracht haben? biß endlich mit anbrechenden Sonnenschein die Ziehknechte sich mit todten Leuten eingefunden und ihn herausgeholffen, so hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das wenigste geschadet."

Etwas Anderes ist es freilich mit dem Umstande, ob gerade dieser Augustin Verfasser des beliebten Volksliedes gewesen, oder ob es wenigstens doch auf ihn gemacht worden, vielleicht von einem jener zahllosen österreichischen dilettantischen Volksdichter wie heute, die wundernette Liedchen dichten und componiren, improvisirte Schlager, ohne daß jemals deren Namen zu erfahren sind; und da muß eben stets darauf hingewiesen werden, daß eine uralte, in allen Familien sich fortgepflanzt habende Ueberlieferung das Erstere behauptet und keinerlei Beweise eines Gegentheiles auffindbar gewesen. Es erscheint allerdings in den gesammten Todtenlisten jener Tage keine Person dieses Namens als „Sackpfeifer". Außer dem im Eyßlerischen Hause 1705 gestorbenen Marx Augustin finden sich mit dem so volksthümlichen Namen noch folgende Personen in den Todtenlisten: Johann Augustin, geb. 1651, gest. im Wiener Krankenhause am 31. October 1740; Andreas Augustin, bürgerlicher Roßausleiher, geb. 1664, gest. im Kriechbaumschen Hause, obere Bäckerstraße (heute Sonnenfelsgasse 6, Bäckerstraße 5, alt 753), am 25. December 1704; Marie Augustin, armes Weib (vielleicht die Witwe des Sackpfeifers), geb. 1667, gest. im Zahlmeister'schen Haus im Liechtenthal am 25. Juli 1727; Adam Augustin, bürgerlicher Bestandwirth, geb. 1669, gest. bei der goldenen Presse auf der Wieden am 14. März 1732; dessen Gattin, Maria, geb. 1664, starb daselbst am 8. November 1731; Johann Augustin, bürgerlicher Wirth, geb. 1669, gest. in der Roßau, am 11. März 1712; Johann Augustin, gewesener Münzschlosser, geb. 1689, gest. im Tittl'schen Haus, Brandstatt (heute Nr. 2, Rothenthurmstraße 3, alt 629) am 23. Mai 1756; Johann Augustin, gewesener bürgerlicher Wirth, geb. 1692, gest. in seinem Hause auf der Wieden am 18. October 1769; Justina, Gattin des Johann Wolfgang Augustin, bürgerlicher Bierleutgeb im Goldschmiedischen Haus auf dem Judenplatz (heute Nr. 8, alt 343), welche, geb. 1672, am 14. December 1729 starb; Michael Augustin, Branntweiner, geb. 1697, gest. im Blumenstock außer Mariahilf am 29. Januar 1731; Anna, Gattin des gewesenen bürgerlichen Wirthes Peter Augustin, Hausbesitzer am Arsenal, geb. 1700, gest. 1760; Johann Paul Augustin, gemeiner Stadt Grundbuchsverwalter, geb. 1700, gest. im Wagnerischen Haus, Färbergasse (heute Nr. 10, alt 350), am 21. Februar 1744; Thomas Augustin, Wirth (Bierleutgeb) bei der Stadt Belgrad in der Josefstadt (heute Auerspergstraße 11, alt 10), am 23. December 1752; Kaspar Augustin, gewesener herrschaftlicher Kammerdiener, geb. 1739, gest. auf der Landstraße (bei den Barmherzigen, heute Hauptstraße Nr. 108, alt 270) am 21. März 1817.

Dies also sind sämmtliche in den Todtenverzeichnissen vorkommenden Personen mit Namen Augustin, und es erweist sich aus dieser Liste, daß der in der Lebensbeschreibung des Sackpfeifers angenommene Marx Augustin wohl die einzige Wahrscheinlichkeit für sich hat, der richtige zu sein. In jedem Falle zeigt sich, daß das Wirthsgeschäft hervorragende Bevorzugung bei allen Augustinen erhalten hat.

Möge es nun einem späteren, gewiegteren Forscher, vielleicht auf Grundlage der hier mitgetheilten authentischen Daten, gelingen, dem Endgiltigen auf die Spur zu kommen. Nur das Eine wäre noch hervorzuheben, daß es in den vorerwähnten

Todtenlisten mit Ausnahme des Augustin Mayr, seines Zeichens Geiger (geb. 1687, gest. bei den sieben Schwaben am Neubau am 8. April 1727), keinen wie immer gearteten, unter den Geschäftsbezeichnungen: „Musikus", „Musikant", „Stadtmusiker", „Spielmann", „Geiger" — also lauter Volksmusikern — Vorkommenden giebt, der den Vornamen Augustin führte. Obiger kann also das Abenteuer in der Pestgrube nicht im Jahre 1679, höchstens ein solches etwa 1713 erlebt haben, und davon spricht keinerlei Chronik; ebenso erscheint als Pfeiffer (wohl Flautist) bezeichnet nur Andreas Laemmelmayr (geb. 1723, gest. beim schwarzen Kegel im Lerchenfeld am 26. Januar 1755), der also unbedingt keinerlei Pestabenteuer bestanden haben konnte. Ist nun der Marx Augustin der einzig denkbare, oder ist er's nicht?! — Eine Verwechslung mit dem (Seite 931) erwähnten Staben erscheint ebenfalls ausgeschlossen.

Daß Augustin übrigens als herumziehender Musikant (Dudelsackpfeifer) auch in den Umgebungen Wiens eine Rolle spielte, erhellt aus einer traditionellen Begebenheit, welche sich in mehreren Anekdotenbüchern des 18. Jahrhunderts verzeichnet findet, und die selbst in jene des 19. Jahrhunderts überging. Als derselbe einmal über Land zog, setzte er sich unterwegs neben einem Gehölze nieder, nahm das mitgenommene Mittagbrot aus der Tasche und wollte essen. Kaum aber hatte er sich niedergesetzt, so versammelten sich drei Wölfe um ihn herum. Einem gab er ein Stück Brot, dem andern ein Stück Fleisch, und dies setzte er so lange fort, bis sein Vorrath erschöpft war. Endlich nahm er seinen Dudelsack und fing zu spielen an, worauf die Wölfe, denen der Ton höchst zuwider war, geschwind fortliefen. „Ei, zum Teixel!" (Milderungswort für Teufel) rief Augustin, „hätt' ich das eher g'wußt, daß ihr solche Liebhaber von meiner Musik seid, hätt' ich sie euch schon vor dem Essen gemacht!"

Im Jahre 1847 verlautete in den Wiener Journalen, daß sich der beliebte Volkssänger und Scenendichter Johann Baptist Moser (gest. 1863) allen Ernstes an die Ausarbeitung eines localen Geschichtswerkes, und zwar an eine „Geschichte des Harfenistenthums in Wien" mache, und mit großer Ruhmredigkeit wurde dabei betont, es wäre dessen „rastlosen Forschungen" gelungen, diesfalls die „interessantesten geschichtlichen Daten mitzutheilen und urkundlich die Entstehung des Harfenistenthums bis in's 12. Jahrhundert" (wohl weiter nichts als die Jongleurs, von denen bereits in diesem Buche Seite 200 erschöpfend gesprochen worden) nachweisen zu können. Seitdem hat man aber über dieses beabsichtigte Werk, in welchem man Wunderdinge über Augustin zu erwarten berechtigt wäre, jede Spur verloren.

Im October 1861 faßte der damalige beliebte Volkssänger Johann Fürst (heute Eigenthümer und Director des Fürst-Theater im k. k. Prater) den Vorsatz, dem Volkssänger Augustin ein bleibendes Denkmal zu errichten. Er stellte demzufolge Nachforschungen an, um zu erheben, auf welchem der Wiener Friedhöfe Augustin begraben worden sei. Diese führten jedoch zu keinem Ziele, und es erschien nur „gewiß" (?!), daß der Volkssänger Augustin im Liechtenthal geboren wurde. (?!) Damals beabsichtigte Fürst durch eine Soirée, bei welcher „namentlich Lieder des Bruders Augustin" zum Vortrage kommen sollten, die Mittel aufzubringen, um entweder in Liechtenthal oder an einem der neuen Häuser vor dem Kärntnerthore ein steinernes Wahrzeichen zu errichten, das dem Andenken Augustin's gewidmet wäre. — Aber auch hiervon hörte man bis heute nichts mehr.

Nun endlich — mag es sich mit der Persönlichkeit des Sängers wie immer verhalten — wir Wiener lassen uns den „lieben Augustin" als ureigenste Specialität nicht nehmen!

Belagerung Wiens durch die Türken 1683.

Das große Unheil, die Pest, war kaum für Wien vorübergegangen, als ein neues, noch mehr Gefahr drohendes heranzog — die Türkengefahr. Es rüsteten sich nämlich die Osmanen zu einem großen Feldzuge. Kaiser Leopold, der die Gefahr keineswegs verkannte, betrieb mit Hast den Ausbau der Festungswerke. Noch 1672 und 1673 waren die beiden Kärntnerthore (Bilder Seite 952 und 953) und 1673 der Ravelin vor denselben errichtet worden, und als nun die Gefahr immer näher rückte, befleißigte er sich eifrig, sich Bundesgenossen zu verschaffen. Er schloß mit Baiern, Sachsen und Brandenburg Bündnisse, ja selbst der Papst sandte ihm eine Unterstützung von 1,200.000 Goldkronen. Vor Allem aber erwies sich jenes Bündniß segensreich, welches der Kaiser kurz nach seiner Thronbesteigung mit Polen geschlossen hatte; denn nun, wo es sich um die Existenz der Hauptstadt handelte, war König Johann III. Sobieski alsbald bereit, seine Verbindlichkeiten mit dem Schwerte einzulösen und sammelte ein beträchtliches Heer.

Mittlerweile wurde sowohl im Lande als in der Stadt nichts versäumt, was zur Abwehr des Feindes dienen konnte; es wurden schon im Jahre 1682 alle mannbaren Leute der Umgebung aufgeboten, um Bäume zu den Pallissaden zu fällen und an den Verschanzungen zu arbeiten; an den Festungswerken wurden täglich über 3000 Arbeiter angestellt, und selbst vom Lande mußte jedes Haus auf zwei Monate einen Mann zum Festungsbau stellen. Im März 1683 erging die Verordnung, daß jeder Hausbesitzer und Bürger sich und die Seinigen innerhalb vier Wochen auf Jahr und Tag verproviantiren solle; wer dies nicht konnte, mußte die Stadt verlassen. Auch die Werbungen wurden auf's eifrigste betrieben und eine allgemeine Kriegssteuer ausgeschrieben, welche von Jedermann den hundertsten Pfennig des Vermögens forderte, und von welcher weder Adel noch Geistlichkeit befreit war.

Indessen war der Großvezier Kara Mustapha, ein ungemein ehrgeiziger Mann, der von nichts Geringerem träumte als von einem deutschen Zinsreich des Halbmonds, dessen Gubernator er selbst wäre, mit einem streitbaren Heere von nahezu 300.000 Mann, nebst zahllosem Trosse und Kriegsmateriale von Constantinopel aufgebrochen und rückte gegen Ungarn nach Oesterreich vor. Herzog Karl V. Leopold von Lothringen, Feldmarschall (geb. in Wien am 3. April 1643, mit Leopold I. in dessen Jugend gleichzeitig erzogen, dessen inniger Jugendfreund und Schwager, gest. in Wels am 18. April 1690), der mit den kaiserlichen Truppen in Oberungarn stand, mußte zurückweichen, um nicht von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden, und seine Cavallerie hatte bei Petronell ein heftiges Gefecht zu bestehen. Davon lief die Kunde Anfangs Juli in Wien ein und nun berief der Kaiser am 7. den Stadtrath. Nachdem eilige Maßregeln zur Wahrung der Stadt getroffen waren und Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, kaiserlicher General-Feldzeugmeister (geb. 1635, gest. 1701), zum Stadtcommandanten bestellt worden war, verließ der Kaiser noch am gleichen Abende mit dem Hofstaate Wien und flüchtete nach Linz. Es war eine höchst nothwendige Flucht, denn wußten die Türken den Kaiser in Wien, so hätten sie die riesigsten Anstrengungen gemacht, denselben in ihre Gewalt zu bekommen; anderntheils war sie aber auch sehr gefahrvoll, da die leichten tatarischen Reiter bereits in Oesterreich eingebrochen waren; es ging am selben Tage schon, wo der Kaiser abreiste, das Karthäuserkloster auf dem Kahlenberge durch türkische Mordbrenner in Flammen auf und die Feinde, bereits von Leopold's Flucht durch Johann Anton Zrinyi, den

Sohn des hingerichteten Grafen Peter (nachher dieserhalb in Gefangenschaft gebracht, wo er 1703 starb), in Kenntniß gesetzt, eilten ihm so hastig nach, daß sie nur wenige Stunden später als Leopold in Linz anlangten und der Monarch weiter nach Passau flüchten mußte.

In Wien selbst verursachte die Flucht des Kaisers große Bestürzung; die Vermöglicheren dachten nur daran, seinem Beispiele zu folgen, und so wurde die ganze Zeit vom 6. bis 8. Juli die Donaubrücke nicht frei von den Wagen der Davoneilenden; es fehlte zuletzt ganz und gar an Pferden und Wagen, obwohl fabelhafte Preise für selbe angeboten wurden. An regulärem Militär besaß die Stadt, außer ihrer Quardia, kaum 1000 Mann. Erst als am 8. Juli die aus Ungarn kommenden kaiserlichen Reiter-Regimenter mit klingendem Spiele in Wien einzogen, kam wieder einige Besonnenheit unter die Bewohner. Nun half Alles zusammen und arbeitete rastlos an den Pallissaden und der Verbesserung der Festungswerke; die ansehnlichsten Bürger, Adelige, Frauen und Geistliche legten gleich den geringsten Taglöhnern Hand an; Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg selbst führte die ersten Schiebkarren mit Erde herbei. Es wurde ferner das außer der Stadt liegende Bau- und Brennmaterial eiligst in die innere Stadt geschafft, jedem Hauseigenthümer befohlen, die Dachböden mit Wasservorrath zu versehen und alle Gesellen, deren Handwerk während der Belagerung nicht ausgeübt werden konnte, es waren 1200 Leute, wurden in Sold genommen und mit Waffen versehen.

Am 10. Juli überschritt die Hauptmacht des Feindes bei Altenburg (V. U. W. W.) die Grenze und schon am 11. zeigten sich die türkischen Reiter vor Wien. Die der Stadt naheliegenden Häuser und Gärten wurden zerstört und am 13. besetzten dieselben die entfernteren Vorstadttheile. Nun war keine Zeit mehr zu versäumen, und der Commandant befahl, die Vorstädte in Brand zu stecken, so daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Flammenmeere umgeben war und großer Schaden an Habseligkeiten, die noch immer nicht völlig in die Stadt gerettet waren, entstand. Noch am selben Abend rückte auch das kaiserliche Fußvolk, welches am jenseitigen Ufer der Donau herangezogen war, in die Stadt, und nun wurden die Thore, bis auf die Einlaßpforte beim rothen Thurme, gesperrt und eine Stadtordnung für die Zeit der Gefahr erlassen. Dem Commandanten Starhemberg zur Seite standen die Generäle: Wilhelm Johann Anton Graf Daun (gest. 1706); Johann Karl Graf Sereni (gest. 1691); Ludwig Karl Graf von Souches (welcher das Haus Nr. 18, alt 893, in der Singerstraße besaß, gest. 1691); Sigmund Friedrich Graf Scherffenberg (gest. 1688); endlich Ferdinand Marchese degl' Obizzi, zugleich Oberstwachtmeister der Stadt-Quardia (geb. 1639, gest. 1710, als Stadtcommandant von Wien). Die Angelegenheiten der Stadt besorgte ein eigenes geheimes Collegium, an dessen Spitze Kaspar Zdenko Graf Cappliers und ihm zur Seite Franz Maximilian Graf Mollart, niederösterr. Landmarschall (gest. 1690), stand. Die Besorgung der geistlichen Angelegenheiten hatte der freiwillig in die Stadt geeilte Bischof von Neustadt Graf Leopold Kollonits (geb. 1631, gest. 1707) übernommen, welcher nicht nur durch die Krankenpflege und den Trost der Verwundeten, sondern durch seine unermüdete Thätigkeit zur Verproviantirung und für die Ordnung im Innern sich einen unsterblichen Namen in Wiens Geschichte gemacht hat. (Zum ehrenden Andenken ziert seine Statue, wie die des Stadtcommandanten Grafen Starhemberg die über den Wienfluß nach der Wieden führende Elisabethbrücke. (Bilder Seite 936 und 937.)

Die Garnison bestand aus 13.866 Mann regulärer Truppen. Die Regimenter Starhemberg (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 8), Mannsfeld (jetzt Nr. 24), Souches (jetzt Nr. 50), Böck (jetzt Nr. 59), Scherffenberg (jetzt Nr. 13), dann aus einem Theile der Regimenter: Pfalz Neuburg (jetzt Nr. 20), Württemberg

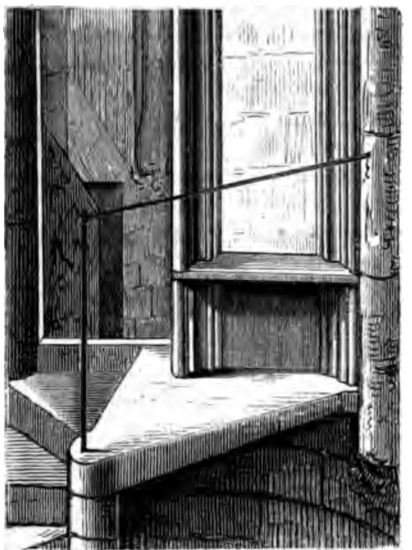
(jetzt Nr. 35), Thüngen (jetzt Nr. 42) und neun Compagnien zu Pferd der Regimenter Dupigny-Kürassiere (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 8) und Heißler-Dragoner (jetzt Nr. 11, Kaiser Franz Josef) nebst der 1200 Mann zählenden Stadt-Quardia. Außerdem wurde Alles in der Stadt aufgeboten, was waffenfähig war. Der Stadtrath errichtete acht Compagnien Bürger, im Ganzen 2832 Mann, welche der Bürgermeister Liebenberg, und als dieser an der Seuche gestorben war, sein Nachfolger Daniel Focky commandirte. Besondere Freicompagnien entstanden aus den Gastwirthen, 255 Mann, den Großhändlern und Niederlägern (ausländische, zum Großhandel befugte Kaufleute) 250 Mann, den Hofbedienten 1000 Mann, den Fleischern und Bierbrauern 294 Mann, den Bäckern 155 Mann, den Schustern 288 Mann, den ledigen Handwerksburschen 300 Mann. Die Zünfte stellten zusammen 1293 Mann, und die Universität bewaffnete 700 Studenten, deren Titular-Oberst der Rector und Domherr Laurenz Grüner, der wirkliche Commandant der niederösterr. Regierungsrath Ferdinand Karl Freiherr von Wels (Starhemberg's Liebling) als Oberstlieutenant, der ausgezeichnete Arzt Dr. Paul Sorbait (geb. 1624, gest. 1691) als Oberstwachtmeister war. Die Gesammtzahl der Vertheidiger betrug sonach beiläufig 20.000 Mann, neben welcher sich noch über 60.000 Menschen in der belagerten Stadt befanden.

Am Morgen des 14. Juli zeigte sich die feindliche Hauptmacht an den Höhen des Wienerberges. Eine unübersehbare Menge von Menschen, Pferden, Kameelen und Wagen dehnte sich rings um die Stadt aus und in wenigen Stunden waren über 25.000 Gezelte aufgerichtet. Jenes des Großveziers befand sich auf der Anhöhe der jetzigen Vorstadt St. Ulrich, hinter der abgebrannten Kirche. Es war von außerordentlicher Pracht, von grüner Seide mit goldenen Knöpfen und im Innern mit Perlen und Stickereien geziert. Dasselbe umgaben von zahllosen Händen schnell vorgerichtete Gärten mit Badstuben und seltenen Thieren in herrlichen Käfigen. Von St. Ulrich gegen das Burgthor zu lagerte der Aga der Janitscharen mit seinen gefürchteten Truppen und die übrigen Paschas und zinspflichtigen Fürsten rings um die Stadt. Die nächste Arbeit des Feindes war, die abgebrannten Vorstädte vollends zu plündern und zu zerstören, wobei nur die Servitenkirche in der Roßau (wie schon Seite 918 erläutert) am wenigsten Beschädigung erlitt.

Noch hatte sich das feindliche Heer nicht völlig um die Stadt gelagert, als diese selbst durch ein großes Unglück in die höchste Gefahr gerieth. Eben als die ersten feindlichen Geschütze gegen die Stadt zu donnern begannen, erscholl um die Mittagsstunde des 15. Juli der Schreckensruf: „Feuer!“ und bald stand ein Theil des Schottenklosters in hellen Flammen, welche innerhalb einer Stunde auch die angrenzenden Häuser ergriffen und sich gegen das kaiserliche Zeughaus in der Renngasse zuwälzten. In diesem aber lagen 1800 Fässer Pulver aufgehäuft und die Folgen schienen unübersehbar, wenn auch diese vom Feuer ereilt würden. Bereits waren zwei Fenster des Zeughauses von der Gluth ergriffen, aber die angestrengteste Thätigkeit des Commandanten, der Besatzung und Bürgerschaft wendeten das Uebel glücklich ab. Trotz der unsäglichen Hitze wurden die Fenster vermauert. Alles legte zur Löschung des Feuers Hand an, und zum Glücke wandte sich der Wind und trieb die Flammen auf die entgegengesetzte Seite, so daß man endlich in der Nacht des Brandes Herr wurde, obwohl die abgebrannten Gebäude erst in drei Tagen völlig ausglommen. Wahrscheinlich entstand der Brand durch Schindeln, welche aus der nahen, noch in Flammen stehenden Vorstadt durch den Sturm herübergetragen wurden. Es wollte jedoch die erschreckte Menge Verrath wittern und vergriff sich an mehreren Männern, welche ungarische Kleidung trugen, mißhandelte den Amtmann von Schemnitz, Christoph Zweyer, der eben mit seinen Geräthschaften, worunter sich auch Raketenstöcke befanden, angefahren kam und warf ihn in den Kerker, aus welchem er erst am nächsten Tage befreit wurde.

Einen Jüngling von sechzehn Jahren, der aus unbekannter Ursache in Frauenkleidern betroffen wurde, erschlug in blinder Wuth der Pöbel; einen 33jährigen armen Lustigmacher, Tischnarren und Schmarotzer bei Adeligen und reichen Bürgern, der den Spottnamen „Baron Zwiefel“ führte, weil er, wenn er auch in höchster Noth Zwiebeln aß, was man sofort roch, dennoch stets die Beschreibung eines prächtigen Mahles zum Besten gab, das er eben genossen haben wollte, und der in muthwilliger Dummheit eine Pistole nach dem Feuer abschoß, schleppte der Pöbel auf den St. Petersfreithof und riß ihn dort buchstäblich in Stücke.

Am gleichen Tage aber begannen mit allem Nachdrucke die Belagerungsarbeiten der Türken und die Gegenwehr der Besatzung. Der Feind errichtete Batterien auf der Laimgrube (beim jetzigen Hause „Casapiccola“ und den kaiserlichen Stallungen), bei St. Ulrich und bis zum rothen Hause herüber und bewarf die Stadt mit Voll- und Brandkugeln. In der Stadt wurden bei 300 Stücke (Kanonen) auf den Basteien und Ravelinen aufgeführt, welche den Geschützen des Feindes antworteten; und da die Türken auch ihren Lieblingsangriff, nämlich den mittelst Laufgräben und Minen, mit allem Eifer führten und zu diesem Ende den Raum zwischen St. Ulrich und der Stadt mit einem weitverzweigten Netze von Grabungen durchzogen, so wurden von der Stadt ebenfalls Gegenminen gegraben, bezüglich welcher besonders der Venetianer Bartolomäus Camucci und der Hauptmann der Stadt-Quardia Johann Jakob Hafner vorzüglichste Dienste leisteten.



Die Starhemberg-Bank auf dem Stefansthurm.

Am folgenden Tage wurde Commandant Graf Starhemberg, der sich in unermüdeter Thätigkeit auf den Wällen befand, von einem abspringenden Steine am Kopfe verwundet; dessenungeachtet aber ließ er sich schon nach einigen Tagen, kaum nothdürftig hergestellt, in einem Tragsessel von Posten zu Posten bringen und übersah von der Höhe des Stefansthurmes, wo man noch heute seinen Sitz zeigt, das feindliche Lager und die Bewegung der Türken.

Wo sich der Stamm des Thurmes von der Spitze abtheilt, ist ein nach der Wendeltreppe (oder umgekehrt) führender Steingang mit zwölf hohen, altdeutschen Thürmen angebracht, und an dem Thürmchen gegen Nordosten befindet sich die hier abgebildete sogenannte Starhemberg-Bank, d. i. jene Bank, von welcher aus der heldenmüthige Vertheidiger Wiens das feindliche Lager zu besichtigen pflegte. Dreiunddreißig Tage lang stieg der Held zur Bank hinauf, kalte Ruhe und Besonnenheit im Antlitz, während die namenlose Pein der Ungewißheit des Entsatzes durch das vereinte deutsche und polnische Heer sein Herz zerfleischte. Von diesem steinernen Ruhebette aus überschaute er die ungeheuere Zeltstadt der Moslims und wendete sich dann sein Blick von dem dräuenden Bilde, um Rettung flehend, zum Himmel. Dieser Ort ist ein jedem Wiener geheiligtes Andenken.

Vom 15. Juli an wurde die Stadt unaufhörlich beschossen; wohl über 100.000 Kugeln allen Kalibers flogen während der Belagerung in die Stadt, und es verhinderten nur die unausgesetzte Wachsamkeit und die getroffenen Maßregeln,

daß größere Feuersbrünste entstanden. Die Dächer waren mit Balken, Mist und aufgeschüttetem Sand geschützt, das Pulver wurde in den festesten Orten, besonders in den Grüften der Kirchen, verwahrt und jedes Haus mußte eine Wache halten, um entstehende Brände sogleich zu bemerken und zu ersticken. Ebenso wurden die Löschanstalten stets bereitgehalten und die Brunnen überwacht.

Bisher war die Leopoldstadt vom Feinde frei gewesen und hatte der kaiserlichen Cavallerie zum Quartiere gedient; als aber am 16. der Feind Brücken zu schlagen begann, war am 17. der Befehlshaber der Reiterei, Herzog Karl von Lothringen, nach mehrstündigem hitzigen Kampfe genöthigt, sich über die große Donaubrücke (Tabor) zurückzuziehen. Diese wurde nun abgebrochen, und so war nicht nur die Leopoldstadt dem Feinde preisgegeben, sondern auch die Stadt selbst von ihm von allen Seiten eingeschlossen. Auch dort oblagen die Türken vor Allem dem Plünderungswerke, dann aber errichteten sie auch jenseits des Donau-Canals Batterien und beschossen die Stadt; ja es wurden am 2. August sogar Anstalten getroffen, die Stadt von dieser Seite anzugreifen, zu welchem Zwecke die Türken von Nußdorf aus viele Schiffe und Flösse in den Donau-Arm brachten. Es gelang aber in der Nacht den muthigen Schiffern der Stadt, die gestauten Fahrzeuge flott zu machen und den Strom hinabtreiben zu lassen, obgleich eine Anzahl der Wackern dem Feuer der Feinde aus der Leopoldstadt erlag.



Franz Georg Koltschitzky. (Seite 948.)

Der Hauptangriff der Türken war aber von St. Ulrich aus gegen die Bastei zwischen der Burg und dem Schottenthore gerichtet; es suchten allerdings die Belagerten die Arbeiten der Feinde durch Ausfälle zu stören, die Laufgräben zu verschütten und die immer näher gegen die Mauer vorrückenden Batterien unschädlich zu machen — wie denn schon am 19. Juli unter Anführung des Grafen Guido Starhemberg (Neffe des Commandanten, geb. 1657, gest. als Feldmarschall in Wien 1737) ein solcher Ausfall geschah und dergleichen oft wiederholt wurde, bei deren einem es den sich stets ungemein wacker haltenden Studenten gelang, eine große Anzahl von Schlachtvieh dem Feinde abzujagen und als eine sehr willkommene Beute in die Stadt zu bringen — aber dennoch fuhr der Feind in seinen Arbeiten unausgesetzt fort, und schon zu Ende Juli hatten nicht nur die Stadtmauern, sondern auch die Burg und die Häuser bis zur Mölkerbastei von den Vollkugeln großen Schaden gelitten.

Am 23. Juli unternahmen die Türken den ersten Sturm. An der Burg- und Löbl-Bastei flogen zu gleicher Zeit Minen auf, wodurch eine Bresche in den Pallissaden entstand, und die Feinde stürmten in rasender Wuth in dieselbe, wurden aber mit Handgranaten, Musketen, Spießen und Sensen wieder weggetrieben, ohne einen Fuß breit Erde gewinnen zu können. Schon nach zwei Tagen wurde dieser

Versuch wiederholt; die Janitscharen liefen ergrimmt auf die durch eine Mine entstandene Lücke zu und wiederholten dreimal den Anfall, wobei etwa 300 Türken in den Graben von den Waffen der Vertheidiger den Tod fanden, und ebenso wenig Erfolg hatte ein dritter, am 27. unternommener Sturm, sowie auch die Aufforderung des Großvezìers zur Uebergabe der Stadt abgewiesen und selbst der angesuchte Waffenstillstand zur Beerdigung der Gefallenen abgeschlagen wurde, „denn es wären nur gesunde Soldaten und keine Todten in der Stadt". (Daher sollen auch alle die Redensarten stammen, welche die Wiener mit dem Worte „gesund" verbinden, wie z. B.: Das sind gesunde Leut', d. h. denen ist nicht beizukommen; ein „gesunder Mann", d. h. es kommt seiner Schlauheit Niemand auf u. dgl. In modernster Localweise lautet die Redensart: „O, er ist ein gesundes Bein" oder die Frage: „Sonst aber sein S' g'sund?")

Nachdem der Feind genügend eingesehen hatte, daß die Stadt zu fest, der Muth und die Wachsamkeit der Insassen zu groß war, um mit leichter Mühe überrumpelt zu werden, arbeitete er deshalb auf's eifrigste an den Minen, durch welche er den Mauern immer näher kam. Fast jeden Tag flogen solche auf, und das Ravelin vor der Löbl-Bastei war beinahe in einen Schutthaufen verwandelt. Aber so thätig sich auch die Belagerer zeigten, deren Großvezier selbst die Approchen besichtigte und die Stürme befehligte, ebenso eifrig zeigte sich die Besatzung. Es wurden spanische Reiter (Balken mit beiderseits gespitzten Enden, welche das Uebersteigen und Durchkriechen verhindern), Fußtreppen mit scharfen Nägeln, Fußeisen auf der Bastei angehäuft, um den Türken, im Falle sie in den Graben gelangten, neue Hindernisse zu bereiten. Es fanden auch neue Ausfälle, zumeist mit gutem Erfolge, statt und wurden mehrfache Stürme mit vollster Kraft abgeschlagen; einer der bedeutendsten derselben, am 12. August, kostete dem Feinde über 10.000 Mann.

Aber auch die Vertheidiger hatten bereits herbe Verluste erlitten, darunter mehrere hochgestellte Officiere, so am 2. August den ausgezeichneten Ingenieur Georg Rümpler; und als sich zu den vom Feinde hervorgerufenen Verlusten noch eine bösartige Ruhr gesellte, welche durch den Genuß untauglicher Speisen entstanden war und zahlreiche Menschen, darunter späterhin am 10. September den sechsundfünfzigjährigen Bürgermeister Liebenberg (Besitzer des Hauses Nr. 7 am Hof, Tiefer Graben Nr. 4, alt 329, sogenannte Weintraube), den Abt des Schottenstiftes Johann Schmiedberger (Erbauer des ersten großen Hofes im Schottenhofe, gest. am 28. August), den Rector der Universität Laurenz Grüner und mehrere höhere Beamte und Geistliche hinraffte, da befiel große Muthlosigkeit die ganze Stadt und, es wäre vielleicht die traurigste Katastrophe eingetreten, wenn nicht ein Mann — Bischof Kollonits — in der Stadt gewesen, dessen segensreiche, unermüdliche Thätigkeit den inneren Feind so siegreich bekämpfte, wie der Graf Starhemberg den äußern, was den Wienern später Gelegenheit gab, mit tiefer Rührung auszusprechen: „Herzog von Lothringen und Starhemberg haben Wien und die Christenheit durch ihre Tapferkeit, Bischof Kollonits aber hat sie durch seine Liebe gerettet!" Täglich besuchte Kollonits die Spitäler, ordnete die zweckmäßigsten Maßregeln gegen die Seuche an, trug Sorge für die Unterbringung der Verwundeten in den Klöstern, beaufsichtigte die Reinigung der Gassen, kurz, er wurde zum „Schutzengel" der Stadt. Besonders ließ er den Verkauf von Eßwaaren überwachen, welche sich seit der Dauer der Belagerung sehr im Preise gehoben hatten, so z. B. das Pfund Rindfleisch von 6 auf 24 Kreuzer, ein Paar Hühner von 24 Kreuzer auf 1 Gulden 30 Kreuzer. Nur an Wein waren reiche Vorräthe vorhanden; nach der vorgenommenen Aufnahme nahezu 200.000 Eimer, wovon die Jesuitenkeller allein 32.000, der Bischofkeller 20.000, der Melkerhof 12.000 Eimer auswiesen.

Mittlerweile gingen die Vertheidigungsarbeiten rastlos fort und Alles wetteiferte an aufopfernder Thätigkeit. Die Bürgerschaft, wenngleich sie täglich 1300 Mann zur Bewachung der Mauern stellen mußte, hielt noch nebstbei stets 40 Wagen bereit, um Munition und Kriegsbedürfnisse nach allen Punkten zu führen. Viele Züge wahrhaft heldenmüthiger Tapferkeit sind von der Besatzung zu erzählen; so von dem löwenkühnen Prinz Georg Friedrich von Württemberg (geb. 1656, geblieben in Ungarn 1685), welcher die schon in den Graben eingedrungenen Türken angriff und mit unwiderstehlicher Gewalt bis in ihre eigenen Laufgräben zurückschlug; Hauptmann Ferdinand von Heistermann, der mit nur 50 Soldaten die brennenden Pallissaden löschte und den in großen Massen anstürmenden Feind abwehrte; Starhemberg's Regiment, welches das bereits ganz demolirte Löbl-Ravelin gegen vier aufeinander folgende Stürme vertheidigte; Freiherr Heinrich Friedrich von Kielmannsegg (geb. 1624, gest. als kaiserlicher Vice-Hofjägermeister in Wien am 19. Februar 1708), der als einer der besten und berühmtesten Schützen seiner Zeit (als solcher mehrfach im Volksliede besungen) mit 80 auserlesenen Jägern stets auf den Außenwerken zu finden war und auf Entfernungen, die weit über die gewöhnliche Schußweite hinausgingen, dem Feinde unablässig Schaden zufügte, wobei er die durch ihre Kleidung ausgezeichneten Befehlshaber vorzüglich auf's Korn nahm. Auch ein Schlesier, Elias Kühn, wird in der Geschichte der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken ehrenvoll unter den vielen Tapfern hervorgehoben; von dem Tschischmenmacher Bartholomäus Milokowicz (gest. in Wien am 9. Juli 1729, alt 99 Jahre) wird erzählt, daß er viele Türken getödtet und bei jedem seiner Schlachtopfer die kernigen Worte „Lecke Er den Bartl" geschrieen habe, da er aber als geborener Ungar schlecht deutsch sprach, hatte solches wie „Schlecker-Bartl" gelautet, welcher Ausdruck bis heute noch sprichwörtlich geblieben, wenn man sich spottend über etwas vergeblich Unternommenes äußern will. Der Fleischhacker Gregor Pahr (gest, in Wien 9. Februar 1707, alt 85 Jahre) soll, nur mit seiner Hacke bewaffnet, in den Kampf gezogen sein und mit derselben zahlreiche Feinde getödtet haben, die er mit seinem Geschäftswerkzeuge mitten von einander hieb. Sehr viele der auf die Pallissaden gesteckten Köpfe der beim Sturme getödteten Türken mochten von ihm geliefert worden sein.

Es hatte ferner in der Besatzung jener kriegerische Geist platzgegriffen, welcher in seinem gefährlichen Handwerke noch Zeit zu Lust und Scherz findet; insbesonders war es das leichtlebige Volk der Studenten, das die Gefahr geflissentlich suchte. Einem solchen fiel es eines Tages ein, auf der Parapet- (Brustwehr-) Mauer zu tanzen, wobei er seine Feldflasche öfter an den Mund setzte und trank, aber plötzlich fuhr ein türkischer Pfeil daher, welcher jedoch glücklicherweise in der Zinnflasche stecken blieb. Das hinderte den Studenten nicht, auf seinem gefährlichen Platz weiter zu tanzen, zu trinken und den Feind zu höhnen. Einem andern Studenten war es geglückt, einen nahe an der Mauer vorbeireitenden Türken mit dem Feuerrohr zu erlegen; und obwohl Andere herbeieilten, ihn zu retten, stieg der Student doch den Schutt hinab, nahm dem Erschossenen die Waffen und den Schmuck ab und gelangte, obgleich hitzig verfolgt, glücklich wieder in's Vorwerk. Die Besatzung spiegelte sich eben in solchen Zügen der Tapferkeit an dem Commandanten, der unermüdlich bei Tag und Nacht seiner schweren Pflicht oblag und sich so sehr der Gefahr aussetzte, daß er wiederholt verwundet wurde. Mit diesem Eifer verband er wohl Freundlichkeit und Obsorge für seine Krieger, aber unerbittliche Strenge im Dienste. Murrende Soldaten mußten um's Leben würfeln und der Verlierende wurde auf der Freiung erschossen; ein Lieutenant, welcher die Türken Nachts nahe der Löbl-Bastei eine Verschanzung hatte errichten lassen, erhielt die Wahl zwischen dem Galgen oder dem Versuch, mit nur vierundzwanzig Mann diese Verschanzung zu nehmen; er wählte das letztere und bezahlte seinen Mangel an Vorsicht mit dem Leben.

Ungeachtet aller Anstrengungen aber rückten die Arbeiten der Feinde immer mehr gegen die Hauptmauer vor. Das Ravelin zwischen der Burg- und Löbl-Bastei war durch die wiederholten Minensprengungen so mitgenommen, daß es endlich am 23. August von den Vertheidigern aufgegeben werden mußte. Den Türken schien ein so heldenhafter Widerstand einer nur mehr einen wüsten Schutthaufen bildenden Verschanzung so unbegreiflich, daß sie das Ravelin den „Zauberhaufen" nannten, sich auf demselben festsetzten und eine Batterie errichteten, welche der Stadtmauer selbst arg zusetzte. Nunmehr kam es an der Stadtmauer selbst zu hitzigen Handgemengen, mit siedendem Pech und Wasser; mit Morgensternen, Sensen und Hacken erwehrte man sich des Feindes. Am Ball- und Minoritenplatze wurden in ungeheuren Kesseln Pech und Wasser siedend erhalten, von Weibern und Geistlichen den Vertheidigern zugeschleppt und so die Stürmenden empfangen.

Da aber ungeachtet dieser aufopfernden Gegenwehr die Feinde stets unaufhaltsam vorrückten und dazu die Besatzung durch die übermäßige Anstrengung an Zahl sich zusehends minderte und zu ermatten begann, so wurde die Noth groß, und der Commandant mußte bedacht sein, dem Prinzen von Lothringen, welcher jenseits der Donau Truppen ansammelte, Botschaften zu senden, um denselben zur ungesäumten Hilfe zu bestimmen. Es fand sich auch hierzu der taugliche Mann — Georg Franz Koltschitzky (bei welcher Schreibart, obwohl die Polen selbe als unrichtig und Kulczycki als die richtige erklären, wir aus dem Grunde bleiben, weil der Mann, obwohl in Polen geboren, ein Serbe gewesen und sich selbst auf seinen Eingaben an den Magistrat bald Kolschitzky, bald Kolzschitzki, bald Koldschitzky, bald Kholtschitzky oder Koltschützky, aber niemals Kulczycki unterschrieb, was freilich auch beweist, daß derselbe seinen eigenen Namen nicht einmal recht schreiben konnte). Derselbe war ein Raize (Serbe, der griechischen nicht unirten Kirche angehörend) und zu Sambor in Galizien im Jahre 1640 geboren; er kam in früher Jugend in Handelsbeziehungen nach Wien, wurde Bürger in der Leopoldstadt und ließ sich als Dolmetsch bei der orientalischen Compagnie verwenden. Während der türkischen Belagerung trat er in die aus lauter Gastwirthen bestehende Freicompagnie des Hauptmanns Ambros Frank, Gastgeber, Mitglied des äußern Rathes, Besitzer des Hauses und Wirthsgeschäftes „zur neuen Welt" in der Kumpfgasse Nr. 7, alt 827 (geb. 1645, gest. auf der Hohen Brücke, jetzt Wipplingerstraße, „zum weißen Lambl", d. i. Lamm, heute Nr. 29, alt 145, am 5. Januar 1707), und focht tapfer auf den Wällen mit. Er hatte auf seinen häufigen Handelsreisen die Türkei genau kennen gelernt, längere Zeit sich in Belgrad aufgehalten, war daher mit den Sitten der Türken sehr vertraut, und erbot sich zur Uebernahme der Botenrolle nach dem kaiserlichen Lager. In der stürmischen Nacht vom 13. auf den 14. August schlichen sich Koltschitzky und sein Diener Georg Michaelowitsch, ebenfalls ein Raize (früher Kammerdiener beim kaiserlichen Residenten Casanova), welcher der Sprache und Sitten der Türken vollständig kundig war, als Türken verkleidet, aus der Stadt in's feindliche Lager.

Sie gingen durch die Währingergasse, neben dem Lazareth vorüber, mußten sich aber, da ein Ungewitter und starker Regen einfiel, niedersetzen und den Tag erwarten. Als dieser angebrochen war, überblickten sie die unzählige Menge türkischer Zelte und wußten nicht, welchen Weg sie nehmen sollten. Um den auf- und abreitenden Türken keinen Argwohn einzuflößen, sang Koltschitzky in türkischer Sprache ein lustiges Lied, das einen Aga, der vor seinem Zelte stand, auf die Beiden aufmerksam machte und die Frage veranlaßte, woher sie kämen und wem sie dienten. Koltschitzky erzählte ganz unbefangen, er sei ein Belgrader Kaufmann, der mit seinem Diener dem türkischen Heere gefolgt wäre und sich damit befasse, den Türken Lebensmittel aufzusuchen und zu liefern. Diese neue Idee eines Armee-

Lieferanten gefiel dem Aga ausnehmend wohl; er hatte überdies Mitleid mit dem Durchnäßten, bewirthete ihn reichlich und entließ ihn endlich mit der wohlmeinenden Warnung, sich nicht zu weit vorzuwagen, denn die Vorposten der Kaiserlichen stünden bereits am Fuße des Leopoldsberges. Mehr wollte der kühne Mann nicht wissen; er beurlaubte sich dankend bei dem Aga und setzte, lustig singend und pfeifend, seinen Weg fort.

Koltschitzky kam bis an den Josefs- (Kahlen-)Berg, schlug sich da, als er mehrere Türken bemerkte, auf die linke Seite durch den Wald und die Weingärten nach Klosterneuburg; weil er aber nicht wußte, ob dort Freund oder Feind hause, ging er wieder zurück in's Kahlenbergerdörfchen. Auf der gegenüberliegenden Insel Leute, darunter waschende Weiber, gewahrend, schloß er, daß es Christen wären. Sobald sie ihn erblickten, schossen sie auf ihn, er winkte ihnen aber und rief ihnen zu, er sei ein Christ und käme von Wien, man solle ihn überführen. Er erhielt zur Antwort, er solle ein wenig aufwärts gehen und sich dann über das hohe Gestade hinunterlassen. Er that dies und wurde nun mit einem Schifflein sammt seinem Diener abgeholt. Als ihn der Richter von Nußdorf in türkischer Kleidung sah, stutzte er, fragte aber höflich, ob er etwas Schriftliches aus Wien aufzuweisen habe, und als Koltschitzky den ihm ertheilten Paß vorwies, verschaffte man ihm sogleich ein Boot und ließ ihn gegen das kaiserliche Lager führen. Nachdem er den Donaustrom hinter sich hatte, wurde er an den General Donat von Heißler gewiesen, den er von seinem Auftrage in Kenntniß setzte und die Briefschaften vorwies, worauf dieser ihn und seinen Diener mit Pferden versah und vollends in das christliche Hauptquartier, das an der March zwischen Anger und Stillfried stand, zum Herzog Karl von Lothringen leiten ließ. Daselbst wurden Beide sehr gnädig aufgenommen, wohl gepflegt und verabschiedet, worauf sie am 17. früh Morgens wieder beim Schottenthore anlangten und die Botschaft schleunigen Entsatzes überbrachten. Als Losungszeichen für den Herzog wurden vom Stefansthurme Raketen abgesendet und Mittags zwölf Uhr machte man einen finstern schwarzen Rauch.

Koltschitzky hätte solche gefahrvolle Sendungen gerne mehrmals übernommen, aber Verrätherei hatte ihn den Türken bereits auf das erkennbarste bezeichnet, und so wäre er sicher verloren gewesen, ohne der Stadt den mindesten Nutzen bringen zu können. Michaelowitsch aber gelang es noch zweimal, durch das türkische Lager zu kommen und Nachricht in die Stadt zurückzubringen. Das dritte Mal jedoch erfuhr er von einem Türken, daß man auch dem zweiten Kundschafter an mehreren Orten aufpasse, und einige Chronisten meinen, er wäre nach dem kaiserlichen Lager zurückgeritten, um erst nach dem Entsatze wieder in Wien einzutreffen. Andere behaupten wieder, Michaelowitsch sei wirklich von den Türken aufgefangen und erschlagen worden. Dies scheint auch das Richtige zu sein, da erstens der Patriot gewiß auch zum dritten Male sein Leben gewagt hat, um der schon furchtbar geängstigten Stadt eine frohe Kunde zu bringen, und zweitens, wäre er später in Wien gewesen, man von einem öffentlichen Danke für ihn gewiß gehört haben würde. In jedem Falle ist es eigenthümlich, daß Koltschitzky, der nur einmal für die Stadt den Opfergang machte, noch heute eine bekannte Persönlichkeit, während vom muthigen, treuen Michaelowitsch fast nicht mehr die Rede ist. (Koltschitzky veröffentlichte später seine Reise im Druck, aber diese Bogen sind bereits sehr selten geworden. Bild Seite 945.)

Mittlerweile hatte die Gefahr in der Stadt den höchsten Gipfel erreicht; zur Bedrängniß durch den Feind, zu dem Wüthen der Seuche hatte sich auch noch der grimmige Hunger gesellt. In den Fleischerläden war nur mehr wenig Fleisch von abgemagerten Thieren, Schöpsen und Pferden, zu bekommen; Rindfleisch fehlte gänzlich, und wo es dergleichen noch gab, kostete es ungeheure Preise. Um einige

Fleischnahrung zu gewinnen, wurden alle Katzen abgefangen und auf dieselben förmliche Jagden veranstaltet, so daß man diese Thiere im traurigen Spasse „Dachhasen“ nannte und gebraten unter diesem Namen allgemein feilbot. Ein solcher „Dachhase“ hatte den Preis von 24 bis 30 Kreuzern — viel Geld für damals! Das Pfund Rindfleisch, welches Anfangs September noch per Pfund 24 Kreuzer gekostet, stieg am 10. bereits auf einen Gulden per Pfund; ein Ei kostete 10 Kreuzer, eine Gans oder ein Spanferkel 4 Gulden, ein Truthahn 10 Gulden.

Dabei wurden die Anfälle der Türken immer ungestümer und wuchtiger; denn der Großvezier hatte anfangs stets auf eine Capitulation der Stadt gehofft und daher die Stürme mit weniger Nachdruck ausführen lassen, um nicht der in derselben aufgehäuften Schätze, welche bei einer Einnahme durch Sturm den Soldaten zur Beute geworden wären, verlustig zu gehen. Jetzt aber, wo im türkischen Lager schon Murren über die lange Dauer der Belagerung entstand — die Janitscharen hatten nur die Verpflichtung, 41 Tage vor einer belagerten Stadt zu verweilen — und dazu die Kunde von der Annäherung eines Entsatzheeres verlautete, wurde Alles aufgeboten, der Stadt noch vor dessen Eintreffen Herr zu werden. Daher erfolgten täglich Sturmangriffe; Tag und Nacht währte die Kanonade, und die Batterie des „Zauberhaufens“ wüthete gegen die nahen Basteien und die Stadtmauer; Minen flogen auf und die Belagerungsarbeiten rückten immer näher. In der Stadt verfolgte man diese Anstrengungen mit unablässiger Aufmerksamkeit und setzte ihnen gleiche Maßregeln entgegen. Da zu besorgen war, der Feind könne bei einem der Stürme auf die Stadtmauer gelangen, so wurden auf dieser selbst, auf der Löbl-Bastei von zehn zu zehn Schritte Abschnitte mit Gräben und verschanzten Brustwehren aufgeführt und befohlen, alle eisernen Fenstergitter loszubrechen und dieselben als Verrammlung der gefährdeten Stellen zu verwenden.

Und es thaten diese Anstalten auch noth, denn als der Monat September herankam und die Gerüchte über das anrückende Entsatzheer sich mehrten, entwickelte Kara Mustapha eine fieberhafte Thätigkeit, die Stadt zu überwältigen. Am 4. September flog eine große Mine bei der Burgbastei in die Luft und riß eine weite Bresche, in welche die Türken mit ungemeinem Ingrimm einstürmten. Schon war es einigen Tollkühnen gelungen, die Bastei zu erklimmen und vier Roßschweife daselbst aufzupflanzen; aber die Anwesenheit Starhemberg's und der vornehmsten Befehlshaber, welche sich am Kampfplatze eingefunden hatten, festen Entschlusses, die Stadt zu retten oder unterzugehen, erhöhten die Tapferkeit der Besatzung, und mit unerhörter Anstrengung wurden die Türken wieder über die Mauer geworfen und mußten sich nach einem Verluste von 500 Mann in ihr Lager zurückziehen. Die gefährliche Oeffnung wurde wieder mit Balken, Sandkörben, Wollsäcken und Ochsenhäuten auf das schnellste ausgefüllt, zur Verstärkung der Besatzung aber ein neues Corps von 400 Mann aus solchen Individuen gebildet, welche bisher vom Kriegsdienste befreit waren, wie Beamte und nothwendige Handwerker. Und Nacht für Nacht machten ganze Büschel von Raketen, welche vom Stefansthurme aufstiegen, dem Befreiungsheere die Noth der Stadt kund und mahnten dasselbe zur Eile.

Am 6. September sprang abermals eine gewaltige Mine an der Löbl-Bastei und warf die Mauer in einer Länge von 24 Klaftern nieder. Wieder unternahmen die Türken einen wüthenden Anfall, stets neue Haufen drängten sich über die Gefallenen weg, und diesmal gelang es einem Truppe wirklich, die Stadtmauer zu erklimmen und zwei Fahnen auf derselben aufzupflanzen. Aber der Heldenmuth der Vertheidiger machte auch diesmal die Anstrengungen zu nichte und die Türken wurden mit einem Verluste von 1500 Mann zurückgetrieben. Bis in die neueste Zeit gemahnte die Büste eines unter dem Dachrande eingemauerten Türkenkopfes

mit der Jahrzahl 1683, darunter eine eingemauerte Kanonenkugel, sowie der Schmuck der Fenstergesimse am Hause Nr. 14 (alt 49) der Löwelstraße — von da an das „Türkenhaus" genannt — an die Stelle, welcher gegenüber der Feind den größten Erfolg gewann und das Schicksal der Stadt an einem Haare schwebte.

Der Abend desselben Tages jedoch erfüllte zum ersten Male wieder mit Hoffnung die Brust der Schwerbedrängten, denn als wie gewöhnlich die Nothsignale vom Stefansthurme aufstiegen, wurden diese plötzlich durch fünf vom Kahlenberg aufsteigende Raketen beantwortet: die glückverheißende Botschaft, daß der Entsatz nahe war! Es wehrte daher löwenherzig die Besatzung auch den Sturm vom 8. September ab, um so mehr, als die Feinde zwar unverdrossen an den Minen und Approchen arbeiteten, dabei aber die zunehmende Unruhe im Lager derselben, verbunden mit den fortwährend von den Gebirgen aufsteigenden Signalen Kunde gab, daß die Hilfe herannahe.

In der That hatte sich das Reichsheer bei Krems allmälich gesammelt, woselbst der Herzog von Lothringen mit den kaiserlichen Truppen ein festes Lager bezogen hatte, und als Mitte August die baierischen Truppen in einer Stärke von 11.000 Mann und bald darauf die Reichstruppen, 10.000 Sachsen und ebenso viel Krieger der übrigen Reichsstände angelangt waren, begann der Marsch abwärts der Donau.

Anfangs September traf auch der König von Polen, Johann III. Sobieski (geb. 1629, gest. 1696) mit 26.000 Mann in Tuln ein, darunter 16.000 Adelige, und nun wurde daselbst Heerschau gehalten und hierauf die Donau überschritten und der Marsch nach Wien über das Kahlengebirge angetreten. Die Gesammtzahl des Befreiungsheeres belief sich auf 86.000 Mann, hiervon wurden aber 22.000 Mann zur Bewachung der ungarischen Grenze und Besetzung wichtiger Posten verwendet, und nur 64.000 Mann rückten zum Entsatze der Stadt. Das Heer des Großveziers belief sich nach den verläßlichsten Annahmen noch auf 100.000 Mann — über 48.000 hatte derselbe vor den Mauern Wiens durch die Waffen der Belagerten und durch Seuchen eingebüßt. Rechnet man nun die bei den Türken durch die fruchtlose Belagerung hervorgerufene Entmuthigung, so kann gesagt werden, daß sich die beiden Heere eben die Wage hielten; bei den Christen fiel der frische, ungeschwächte Muth, bei den Türken die numerische Ueberzahl in die Wagschale.

Als Kara Mustapha die unzweifelhafte Kunde vom Nahen des Christenheeres erhielt, berief er einen Kriegsrath. Das Ergebniß desselben war, daß ein Theil der Kerntruppen vor der Stadt belassen wurde, um die Bestürmung mit aller Kraft fortzuführen, die ganze Reiterei, der größte Theil des Fußvolkes und mehrere Batterien aber gegen den Kahlenberg vorrückten, sich dort hinter Verhauen und tiefen Gräben aufstellten, um so die vom Berge herabkommenden Streiter zu empfangen. Insbesonders war auf der Anhöhe zwischen Weinhaus und Währing eine große achteckige Schanze errichtet und mit vielem Geschütze besetzt. (Es wurde bereits erläutert, daß die Gegend nicht von dieser Schanze die Benennung „Türkenschanze" erhielt, sondern daß diese Bezeichnung weit früher gegeben worden ist.)

Das Schicksal der Stadt war noch immer auf eine sehr schwankende Spitze gestellt und die Lage derselben eine so verzweifelte geworden, daß zu besorgen stand, sie könne noch im Angesichte der Befreier eine Beute der Türken werden; daher — als die christlichen Schaaren bereits zu den Höhen hinanzogen — schickte Graf Starhemberg einen Reiter, der die Donau durchschwamm, an den Herzog von Lothringen mit einem Zettel, der sonst nichts als die bedeutungsvollen Worte enthielt: „Keine Zeit mehr verlieren! Gnädigster Herr, ja keine Zeit verlieren!" Ein Busch Raketen vom Hermannskogel (Berg bei Sievring) und

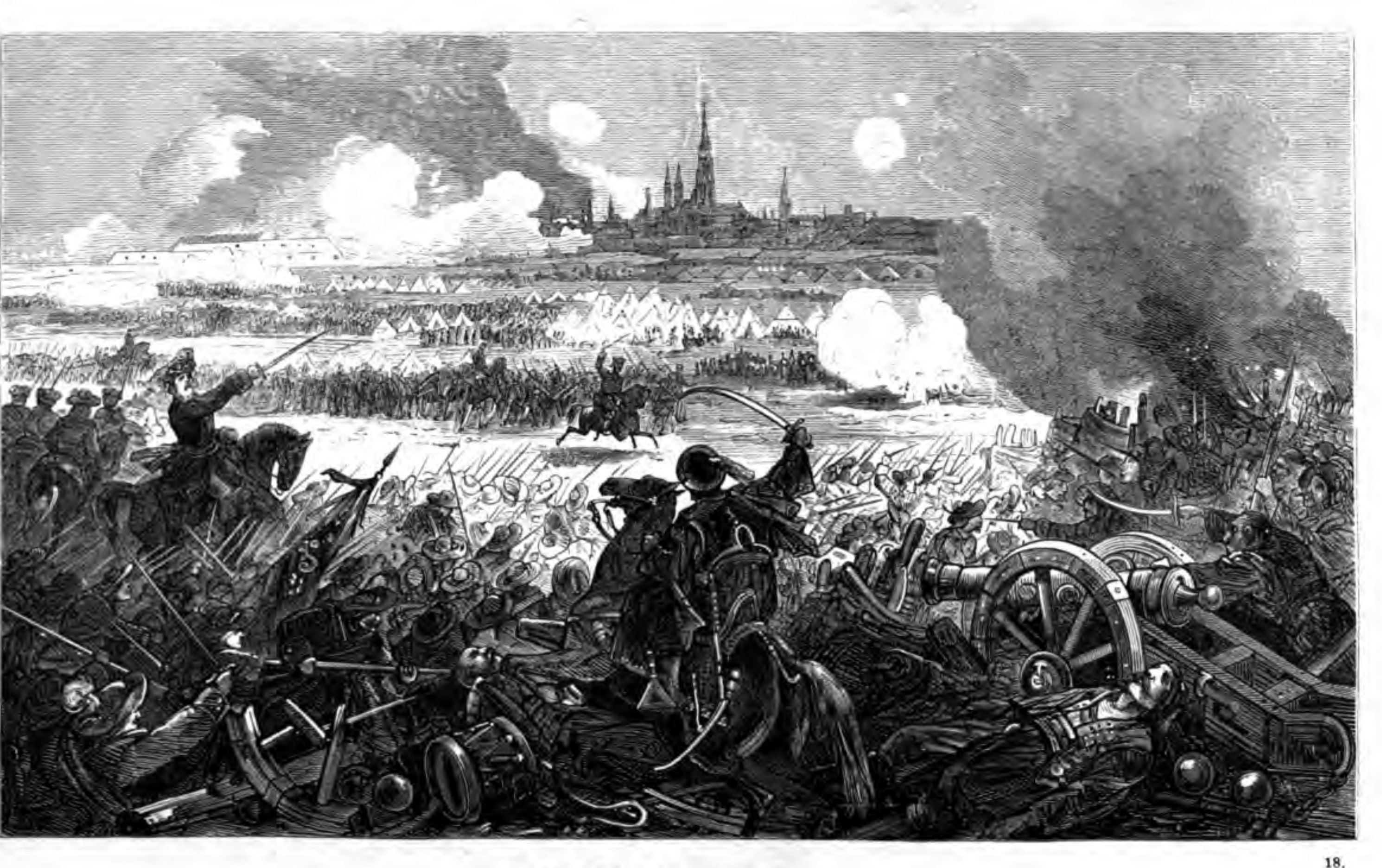
drei schallende Kanonenschläge vom Leopoldsberg gaben die Antwort und hoben den Muth der Verzagenden. So brach der Morgen des 12. September an, eines Sonntags.

Von den Höhen des Wienerwaldes erblickte man die Stadt, gehüllt in Dampf und Nebel. Auf den Bergen aber, von welchen sich der Frühnebel hob, zeigte sich eine wimmelnde Bewegung. Rings um die halbverschüttete Kapelle des Leopoldsberges schaarten sich in dichten Reihen die Soldaten der deutschen Regimenter und die schlagfertigen Polen mit den langen Schnurrbärten, mönchartig geschorenen Köpfen und der kleidsamen Nationaltracht. Um die fünfte Morgenstunde erscholl das Betglöcklein und gleichzeitig wurde auf den Ruinen der alten Markgrafenburg das große rothe Banner mit dem weißen Kreuze aufgepflanzt, zum Hohne der türkischen Blutfahne, die bei Kara Mustapha's Zelt drohend flatterte. Nachdem der Jubel der Krieger beim Erblicken dieses Banners sich gelegt hatte, begaben sich die Heerführer in die Kapelle, woselbst der durch frommen Wandel und Glaubensmuth berühmte Kapuzinermönch Marcus von Aviano (geb. 1631, gest. 1699), Beichtvater Sobieski's und Kaiser Leopold's I., die Messe las, bei welcher König Sobieski den Ministrantendienst leistete. Nach vollendeter heiliger Handlung reichte der Priester den Heerführern das Abendmahl und trat dann auf den freien Platz vor die Kapelle, wo sich die versammelten Kriegsschaaren auf die Kniee warfen, um den Segen zu empfangen. Darauf trat König Sobieski vor, ertheilte seinem ältesten Sohne Jakob Ludwig (geb. 1667, gest. 1737) den Ritterschlag und befeuerte mit einer begeisterten Rede seine Truppen, wobei er mit den bemerkenswerthen Worten schloß: „Ich habe Euch nur einen Befehl zu geben — Euer König sei Euch das Beispiel!" (Zehn Jahre später, 1693, verlobte sich Kaiser Leopold, die St. Leopoldskapelle am alten Kahlenberge wieder aufzubauen, was auch geschah. Seit 43 Jahren liest der hochverdiente, nunmehr zweiundsiebzigjährige Pfarrer von Schottenfeld P. Urban Loritz, am Jahrestage der Befreiung Wiens eine heilige Messe, der stets zahlreiche Andächtige beiwohnen. Bild der Kapelle auf Seite 960).

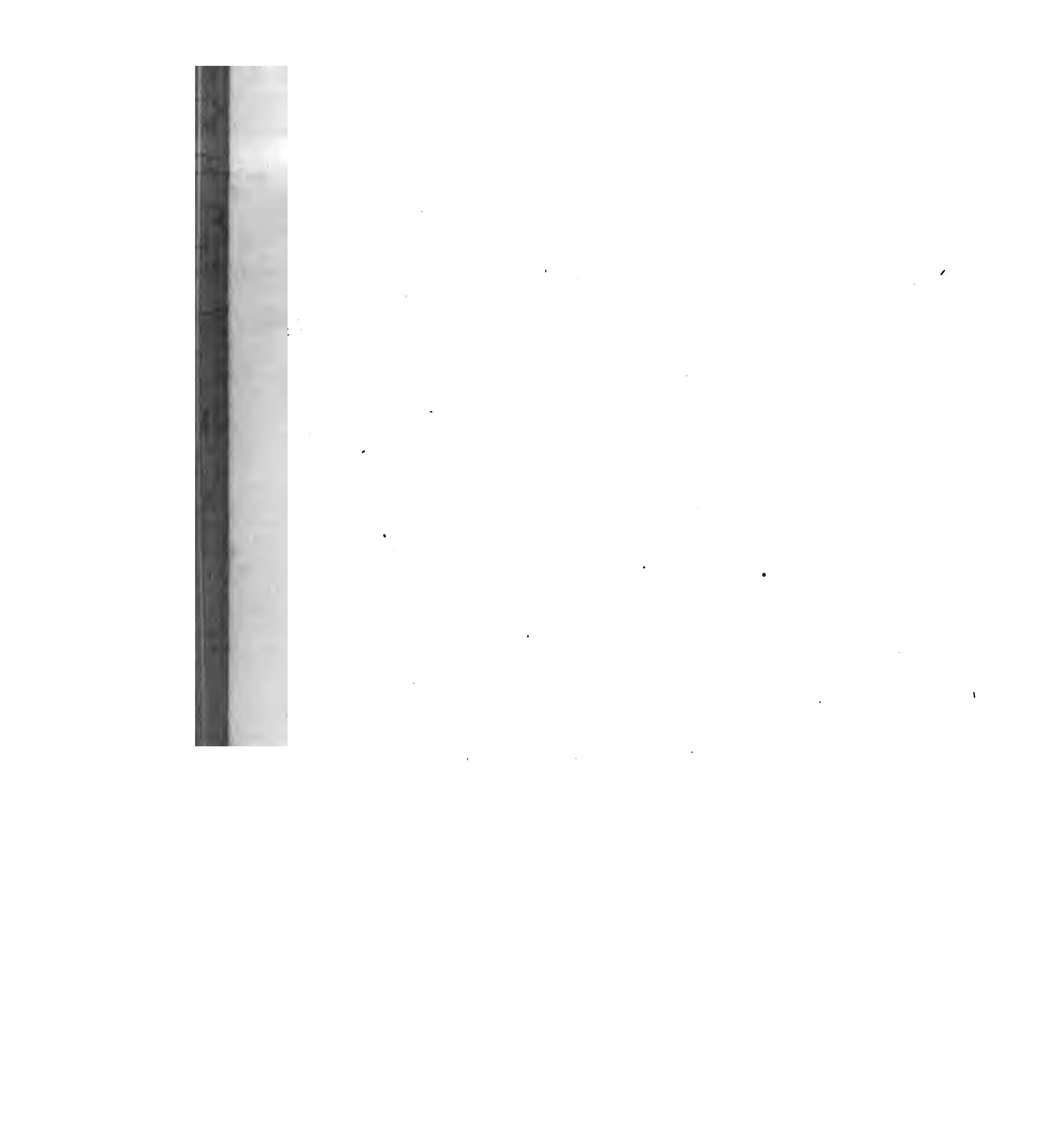


Kärntnerthor von außen. (Seite 941.)

Lautes Freudengeschrei war die Antwort der Schaaren und als sogleich das Zeichen zum Angriff erfolgte, drängte Alles den Berg hinab. Bald darauf begann beim Kahlenbergerdörfel, wo der linke Flügel unter dem Herzoge von Lothringen vorrückte, der Kampf, welcher sogleich allgemein wurde und sich in einen weiten Halbkreis am Fuße der Gebirge, bis über Dornbach hinaus, entwickelte. Das Centrum der christlichen Schaaren, vom Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (geb. 1620, gest. 1692) befehligt, an dessen Seite befand sich Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern (geb. 1662, gest. 1726, der nachmalige Schrecken der Türken, wegen seiner Uniform von ihnen der „blaue König" genannt, und Gemal der Theresia Kunigunde Sobieska, Johann's III. Tochter), rückte gegen Weinhaus und Währing vor; der rechte Flügel unter dem Könige von Polen brach aus den Wäldern von Dornbach hervor. Auch der Großvezier



Die Türkenbelagerung 1683.



hatte sein Heer in Schlachtordnung gestellt, nachdem noch früher auf seinen unmenschlich grausamen Befehl alle im Lager befindlichen Gefangenen (ein gleichzeitiger Bericht spricht von 30.000) niedergemetzelt worden waren.

Es war anfangs beabsichtigt, an diesem Tage das Heer nur von den Bergen herabrücken zu lassen und die Entscheidungsschlacht erst am nächsten Tage zu schlagen; da jedoch die beiden Heere alsbald in allen Punkten handgemein wurden, so fand die Schlacht noch am 12. September statt. Die Hohlwege von Nußdorf und Heiligenstadt waren Schauplätze des hartnäckigsten Kampfes und jeder Graben, jeder Schutthaufen wurde von den Türken mit unglaublicher Tapferkeit vertheidigt; es überwand aber der Heldenmuth des Befreiungsheeres alle Hindernisse, und die Feinde wurden langsam aber unaufhaltsam gegen ihr Lager zurückgedrängt. Auf dem rechten Flügel verzögerten die dichten Wälder und die Verschanzungen der Türken den Marsch der Polen, und erst um die Mittagsstunde konnten hier die Angriffe mit Kraft ausgeführt werden. Um zwei Uhr Nachmittags wurde Nußdorf mit vereinten Kräften angegriffen und nach erhitztem Kampfe, in welchem die Türken Haus um Haus auf das standhafteste vertheidigten, glücklich genommen. Man rückte dann nach Heiligenstadt vor, dessen Einnahme gleichfalls lange schwankte, bis die über den Engpässen aufgeführten Batterien durch die angestrengten Bemühungen der Deutschen genommen wurden. Nun hatte der linke Flügel freie Hand; am rechten aber schwankte die Wage des Sieges und schien sich einen Augenblick den Türken zuzuwenden. Es hatte nämlich der Großvezier, als er die Fortschritte der Feinde gesehen, seine Kerntruppen gesammelt und sie den bei Dornbach vorbrechenden Polen entgegen geworfen. Der Stoß war unwiderstehlich und die Polen mußten weichen, ja ein Uhlanenregiment, das sich zu weit vorgewagt hatte und rings von stürmenden Türken umgeben war, wandte sich zur Flucht — da aber, im kritischen Augenblicke, brachte die kaiserliche Infanterie unter General Waldeck Hilfe, und die Polen, welche wieder Luft gewonnen hatten, brachen rachedürstend hervor, eroberten die vor Hernals aufgeworfenen Schanzen und warfen die Türken bis auf ihr Lager in der Roßau zurück.


Kärntnerthor von innen. (Seite 941.)

Noch immer aber hielt die große Redoute (Feldschanze) auf der Türkenschanze Stand; die Geschütze sprühten einen Kugelregen gegen die Christen, und die dort stationirten Janitscharen warfen alle Anfälle zurück. Umsonst führte der Herzog von Lothringen selbst mehrere Sturmcolonnen vor. Erst um fünf Uhr Nachmittags wurde auch dieses Bollwerk durch sächsische Dragoner und zwei kaiserliche Regimenter überwältigt, und als hierauf die Befreier von allen Seiten rasch heranrückten, war die Niederlage der Türken entschieden.

In wirrer Hast eilten sie ihrem Lager zu; vergeblich suchte der Großvezier eine Wagenburg aufzuführen und hier einen neuen Widerstand zu bewerkstelligen; — schon war der Markgraf Ludwig Wilhelm I. von Baden (geb. 1655, gest. 1707) bis zum Vorwerk am Schottenthor vorgedrungen, und als auf dessen Aufforderungen auch von der Stadt aus ein Angriff auf die Approchen erfolgte

und so die Türken zwischen zwei Feuer geriethen, da hielt Niemand mehr Stand; selbst Kara Mustapha, der noch immer bemüht war, neue Truppen gegen die angreifenden Kaiserlichen zu stellen, wurde in der allgemeinen regellosen Flucht mit fortgerissen, auf welcher er wohl die heilig gehaltene Fahne des Propheten, aber sonst von seinen Schätzen nicht das Mindeste zu retten vermochte.

Ebenso dachte auch von seinen Kriegern jeder nur an die Rettung des nackten Lebens — das ganze Lager wurde den Siegern zur Beute. Die Flucht der Türken ging über den Wienerberg ohne Rast bis zur ungarischen Grenze, und erst bei Raab sammelten sich die Schaaren wieder einigermaßen. In der Befreiungsschlacht waren 25.000 Türken erlegen; die Christen hatten 1000 Todte und 3000 Verwundete eingebüßt.

Die Katastrophe war für die Türken so schnell eingetreten, daß sie Alles zurückließen, und so ernteten die Sieger reiche Beute, von welcher auch den aus der Stadt herausströmenden Wienern ein guter Theil zufiel. Ueber 25.000 Zelte, in welchen zum Theile die eilig im Stiche gelassene Mahlzeit noch auf den Tischen stand, viele Kostbarkeit an Kleidern, Reitzeug, Geld und Waffen, unermeßliche Kleidervorräthe und Lebensmittel nebst 106 Geschützen verschiedenen Kalibers fielen in die Hände der Sieger. Das reichste Beutestück, nämlich das Zelt Kara Mustapha's, welches an Werth bei einer Million geschätzt wurde, mit der wichtigen Correspondenz und einem Baarschatze von zwei Millionen Gulden in Goldmünzen erhielt der König von Polen. Auch eine große Menge Schlachtvieh, 10.000 Ochsen und Büffel, 5000 Kameele, viele Schafe, Maulthiere, ungeheuere Mengen Getreide aller Art, ganze Magazine von Reis, Honig, Oel, Zucker und viele Säcke des damals in Oesterreich noch unbekannten Kaffees wurden erbeutet und hierdurch die Noth der Stadt mit einem Schlage geendet.

Während aber die Soldaten sich mit Schätzen beluden und auch die Bürger noch reiche Nachlese hielten, zog der edle Bischof Kollonits mit mehreren eifrigen Priestern gleichfalls in's Türkenlager hinaus. Aber seine Beute war ganz anderer Art — er sammelte die verlassenen Kinder, welche weinend neben ihren von den Türken erschlagenen Angehörigen weilten, über fünfhundert an der Zahl, und brachte sie mit magistratischer Bewilligung im Arbeitshause in der Leopoldstadt unter, wo er dieselben aus eigenen Mitteln verpflegte. Später brachte er sie bei Handwerkern und Pflegemüttern unter und ließ sie auf seine Kosten erziehen. Ebenso ließ er die vielen erkrankten oder verwundeten Christen, welche in den Feldern schmachteten — nicht alle der von den Türken Niedergemetzelten waren todt — auf seine Kosten mit Wagen in die Stadt führen, verpflegen und heilen.

Noch am Abende des 12. September sendete der Herzog von Lothringen seinen General-Adjutanten, den Grafen Franz Karl von Auersperg (geb. 1660, gest. 1713), an den Kaiser, um ihm die Siegesbotschaft zu überbringen. Er traf den Monarchen bei Dürrenstein, wo derselbe auf einem Schiffe übernachtete.

So war denn Wien, der Hort der Christen, Deutschlands Schild, frei und gerettet; ein zweites Mal war an den Mauern dieses Dammes der christlichen Gesittung und Bildung die Barbarei des Orients abgeprallt und die blutgefärbten tobenden Wogen der anschwellenden Osmanischen Fluth für immer zerschellt. Vor Wiens Mauern wurden die Worte: „in hoc signo vinces“ (in dem Zeichen Christi wirst Du siegen) abermals zur Wahrheit. Nicht umsonst hatten die Wiener ein Gebet zum Himmel gerichtet, das sich noch heute bei manchen Familien in Abschrift erhalten hat und das folgendermaßen lautet:

Der Wiener Gebet, 1683.

Herrscher Himmels und der Erde!
Lasse Dich Dein Volk erbitten,
Hilf demselben und zertrenne
Des Erbfeindes grausam Wüthen.
Laß', o Vater, Dich erweichen,
Siehe nicht an uns're Sünd',
Dein' Barmherzigkeit uns zeige,
Und verschon' der kleinen Kind.

Ach, wir fallen Dir zu Füßen,
Und mit dem verlornen Sohne
Wir inbrünstig Alle rufen:
Schone, liebster Vater, schone!
Treibe ab von unsern Mauern
Die verdiente Grausamkeit,
Wir als treue Kinder wollen
Loben Dich in Ewigkeit!

Von der kaiserlichen Garnison, die zu Anfang der Belagerung beiläufig 16.600 Mann zählte, waren bei 5000 Mann umgekommen, über 2000 lagen in den Spitälern; von der Bürgerschaft und anderen bewaffneten Bewohner Wiens, beiläufig 4000 Mann, gingen 1650 Personen, darunter etwa 170 Bürger, theils durch den Feind, theils durch Krankheiten zu Grunde.

Früh Morgens am 13. September besichtigte König Sobieski in Gesellschaft des Herzogs Karl von Lothringen, der Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen (geb. 1647, gest. 1691) und Maximilian Emanuel von Baiern das Lager und alle Angriffs- und Vertheidigungswerke, wobei Graf Starhemberg, der zur Begrüßung der Retter aus der Stadt gekommen war und sie als Führer auf den Wegen durch die Batterien, Laufgräben, Ravelins und Bastionen begleitete, allseitig wohlverdientes Lob erntete. Leider verschwand ein Andenken an diese Begebenheit im Jahre 1809 in Folge der durch die Franzosen vorgenommenen Sprengungen der fortificatorischen Werke Wiens; es war dies ein Denkstein, in welchem der Name des Königs Sobieski ausgehauen war und der an jener Stelle gesetzt wurde, wo der König wegen großer Ermüdung und Erhitzung zwischen dem Burg- und Schottenthore im Stadtgraben sich niedersetzte, um ein wenig auszurasten.

König Sobieski besuchte auch noch am selben Vormittage in Begleitung seines deutsch gekleideten Sohnes, des baierischen Kurfürsten und zahlreicher polnischer Edelleute die Stadt, die er durch das Ausfallsthürlein neben dem verrammelten Schottenthore betrat. (Der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Sachsen gingen nicht in die Stadt, um ihre Truppen im Lager zusammenzuhalten.) Bei seinem Einzuge führte er als Trophäen eine eroberte große goldgestickte türkische Fahne, zwei Roßschweife und ein reich aufgezäumtes Pferd Kara Mustapha's mit sich. (Der erste Gang des Polenkönigs war in die Kirche, um dem Allmächtigen für den seinen und seiner Verbündeten Waffen verliehenen herrlichen Sieg zu danken. Vor der Jesuitenkirche am Hof, als der ersten Kirche, welche Sobieski in Wien betrat, begrüßte den kaiserlichen Bundesgenossen die ganze daselbst mit ihren Fahnen aufgestellte Bürgerschaft. Alles Volk drängte sich an den König, um ihm als Zeichen der Dankbarkeit für die der Stadt geleistete so ausgiebige Hilfe Hände, Füße und Kleider zu küssen.

(Es ist dies der klarste Beweis, daß die Wiener damals Sobieski's Hilfe richtig zu beurtheilen wußten, nicht wie heute, wo man es häufig liebt, an dessen Verdienst um die Befreiung zu mäkeln und selbes auf das Mindeste herabzudrücken.) Sodann ritt Sobieski mit unbedecktem Haupte zur Stefanskirche, wo ihn der neue Dompropst Johann Baptist Mayer (ein Tiroler, früher Pfarrer in Laxenburg, hochgeschätzt von Kaiser Leopold, gest. 1699) mit einer Ansprache empfing, und besuchte endlich die Lorettokapelle bei den Augustinern. Hier wohnte er, demüthig mit dem Antlitze auf dem Boden liegend, der heiligen Messe bei und intonirte unter dem Donner sämmtlicher Geschütze auf den Wällen und unter dem Geläute der Glocken das ergreifende „Herr Gott, Dich loben wir!" Die polnischen Herren, die Geistlichkeit und das versammelte Volk stimmten mit vollem Herzen ein.

Mittags war Sobieski mit seinem Sohne beim Graf Starhemberg in dessen Behausung (Krugerstraße Nr. 10, Wallfischplatz 7, alt 1013, beschildet „zur weißen Lilie") geladen, wohin er in einem sogenannten Kobel- (gedeckten) Wagen gefahren wurde, und wo auch die Vorstellung des ganzen Stadtrathes und Stadtgerichtes stattfand. Noch war das Festmahl nicht ganz zu Ende, als sich das falsche Gerücht verbreitete, es hätte der Feind von Neuem unterhalb Wien Stellung genommen. Auf des Königs Befehl eilten seine anwesenden Feldherren Jablonowski, Lubomirski und Rzewuski fort, um die Wahrheit der Nachricht zu erforschen; da sie jedoch nicht alsbald zurückkehrten, eilte ihnen Sobieski nach, ohne, wie es sonst immer bei ihm nach Tische zu geschehen pflegte, sich seine Pfeife anzünden zu lassen, die auf dem Speisetische liegen blieb. Man überzeugte sich bald, daß es nur ein blinder Lärm gewesen, und so kehrte der König zurück, seine Pfeife auszurauchen. Als sie ihm Graf Starhemberg überreichen wollte, sagte Sobieski: „Herr Graf, ich habe im Lager des Kara Mustapha eine große Pfeife erbeutet, und da die Türken nicht zurückkehren, um sie mir wieder zu entreißen, so wollen Sie zum Andenken an Ihre Freundlichkeit, mit welcher Sie uns bewirtheten, die meinige behalten." Diese Pfeife wurde nun Starhemberg's Eigenthum, der sie dann dem Wiener Magistrate überließ. Als aber im Jahre 1809 General Oudinot Platzcommandant von Wien wurde und sich in dieser Stellung durch Milde und Rechtlichkeit die Achtung der Wiener erworben hatte, überreichte die Gemeindevertretung dem General, dessen Vorliebe für seine Pfeifensammlung sie kannten, als die Franzosen Wien verließen, unter anderen Geschenken auch die Pfeife des Königs Sobieski, und sie kam mit dem General an die Ufer der Seine. Im Jahre 1851 erstand in Paris aus der Verlassenschaft Oudinot's ein eben dort weilender Wiener die Sobieski-Pfeife um billigen Preis, in der Absicht, seiner Vaterstadt wieder mit derselben ein Geschenk zu machen. — Nach dem Mahle besuchte Sobieski noch den Grafen Cappliers, ruhte daselbst kurze Zeit aus und kehrte nach drei Uhr zu seinen Truppen zurück.

Es muß hier noch erwähnt werden, daß die Wiener dem Polenkönige einen prachtvollen, reich mit Gold verzierten Siegeswagen, nach Art der römischen Triumphwagen, schenkten. Sobieski sandte diesen Wagen auf eines seiner Güter in Schlesien. Hier fiel zu Ende des siebenjährigen Krieges (1756 bis 1763) der Wagen dem preußischen General Friedrich Wilhelm von Kleist (geb. 1725, gest. 1768) in die Hände, der ihn als hübsche Beute betrachtete und auf sein Gut Raddatz (bei Neu-Stettin in Hinterpommern) abführen ließ. Mit Stolz und Vergnügen zeigte der General den Wagen jedem Gaste; wie groß war daher auch sein Schreck, als eines Abends ein Courier ihm den königlichen Befehl brachte, den Wagen, der keineswegs persönliche Beute, sondern eine Kriegstrophäe sei, abzuliefern. Kleist fühlte sich recht unglücklich über den bevorstehenden Verlust, aber er konnte

nur gehorchen und traf alle Anstalten, daß der Wagen am nächsten Tage in aller Stille nach Berlin abgehe. Die Gemalin des Generals aber, weniger an Subordination gewöhnt, als ihr Mann, fand Mittel, den Wagen in Raddatz zu erhalten. Ohne daß ihr schlafender Mann etwas davon ahnte, rief sie den Schmied und Wagner des Dorfes zu sich, ließ den Oberwagen vom Unterwagen abheben und nach der Kirche bringen, hier wurde auf ihren bestimmten Befehl die Kanzelbrüstung abgerissen und an deren Stelle der Obertheil des Siegeswagens befestigt, welcher, seiner Bauform nach, einer Kanzel ziemlich ähnlich war. Die Wagenthüren wurden als Gedenktafeln darüber durch große Thornägel an der Mauer angenagelt, und mit der den Frauen innewohnenden Geistesgegenwart ergriff Frau von Kleist einen Pinsel, übertünchte das Sobieski'sche Wappen durch Wasserfarben, welche das Kleist'sche Schild dafür hinsetzten. Hoch erfreut über ihre List, aber doch nicht ohne Bangen, erwartete sie den Morgen. Ihr Gatte mußte sich in das Geschehene finden, der Wagen war nicht mehr zusammenzusetzen und mit Zittern, obschon mit heimlicher Freude über die Rettung des Kleinods, schrieb der General mit Umgehung des Datums, wann solches geschehen, und meldete unterthänigst, daß der Oberwagen zu einer Kanzel in der Raddatzer Kirche verwendet worden wäre, das Untergestell aber noch zu Befehl Seiner Majestät stünde. Friedrich II. dankte ihm für das letztere recht ungnädig, aber — noch heute steht diese Kanzel wohlerhalten in der Raddatzer Kirche und trägt die Spuren der Eile, mit welcher die Errichtung vor sich gegangen.

Bei einem im Jahre 1857 vom Officiers-Corps des k. k. Uhlanen-Regimentes Nr. 3 in Zolkiew (gegen Lemberg) arrangirten Wettrennen stieß man auf einen werthvollen Fund. Man entdeckte nämlich in einer jüdischen Schankstube beide Seitenthüren jener Kalesche, in welcher König Sobieski bei Feierlichkeiten zu fahren pflegte. Sie tragen Spuren reichlicher Vergoldung und künstlichen Schnitzwerkes an sich und sind in einer Nische derart eingemauert, daß sie dem Schankwirthe zum Behälter für Branntwein- und Glasgeschirre dienen und auch abgesperrt werden können. Der Angabe des Eigenthümers zufolge hat sie dessen Großvater in einer im Auftrage der Regierung abgehaltenen öffentlichen Licitation angekauft. Doch nun wieder zurück auf den Wiener Boden.

Gegen Mittag, Dienstag den 14. September, landete Kaiser Leopold I. mit einem kleinen Gefolge bei Nußdorf, begrüßt von der zahlreich versammelten Bevölkerung und dem dreimaligen Donner aller Festungsgeschütze. Nachdem er das Schiff verlassen hatte, empfingen ihn mit ehrfurchtsvollem Gruße der Herzog von Lothringen, die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, die Grafen Starhemberg und Capplierss. Der Commandant wurde vom Kaiser mit tiefer Rührung, mit dankbarer Erkenntniß und Hochachtung für die treuen Dienste aufgenommen. Freundlich Alle grüßend, stieg er sodann zu Pferde und ritt, begleitet von diesen hohen Herren, den Generälen und Officieren der aliirten Armee und der Wiener Garnison, in das Lager der verjagten Türken. Er besuchte jedes einzelne Werk der Belagerer und Belagerten, besichtigte die Bastionen und Stadtgräben und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, sein volles Lob und seine volle Zufriedenheit über die umsichtige Leitung des Commandanten, die muthvolle Thätigkeit der Truppen und die ausdauernde, opferbereite Mitwirkung an der Vertheidigung durch die Bürger Wiens auszusprechen. Die Burg erblickend, wie sie durch Kara Mustapha's Kugeln zugerichtet war, „so daß sie einem Gebäu fast nit mehr gleich war", konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Beim Stubenthor, dessen Brücke durch das Unterkammeramt in aller Eile wieder hergestellt worden war, versammelte sich zum Empfang des Kaisers der Magistrat mit dem an Liebenberg's Stelle getretenen Bürgermeister-Amts-Verwalter, zugleich Commandant und Oberstlieutenant der Bürgercompagnien, Daniel Fockhy an der Spitze und das Stadt-

gericht. Fockhy begrüßte den Kaiser in tiefster Ehrfurcht und sprach im Namen der Stadt mit wenigen herzlichen Worten den Dank für die gnädige Unterstützung aus, welche der Kaiser der Stadt habe angedeihen lassen, und versicherte ihn von deren unverbrüchlicher Treue. Leopold dankte für diese Begrüßung und für das heldenmüthige Benehmen der Bürgerschaft und versprach, der Stadt auch ferner seinen landesherrlichen Schutz angedeihen zu lassen. Darauf begab sich Leopold, begleitet von den beiden Kurfürsten und von einer großen Menge vornehmer Cavaliere, unter Pauken- und Trompetenschall nach St. Stefan, um Gott inbrünstig für die Gnade zu danken, die er ihm, der Stadt und seinem Reiche erwiesen. Am Portal erwarteten den Kaiser Emerich Sinelius, Bischof von Wien, und Graf Leopold Kollonits, Bischof von Neustadt, und führten ihn im festlichen Zuge zum Hochaltar, woselbst Kollonits eine feierliche musikalische Messe celebrirte, nach deren Beendigung ein dreimaliges Tedeum unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und dem dreimaligen Abfeuern aller Batterien auf den Wällen herum, sowie unter dreimaligen Musketensalven angestimmt wurde.

Als der Kaiser die Kirche verließ, wies ihm Bischof Emerich das Sonn- und Mondzeichen auf dem großen Thurme und erbat sich — ihn gleichzeitig an sein in Linz gemachtes Gelübde erinnernd — die Erlaubniß, diese „heidnischen Symbole von der Kirche abzunehmen und dafür als künftiges Wahrzeichen das Kreuz, das Symbol des Christenthums, dort anbringen lassen zu dürfen", womit sich der Kaiser einverstanden erklärte. (Bereits wurde Seite 676 die irrthümliche Meinung über die Bedeutung von Mond und Stern auf dem Stefansthurme, welche auch der Wiener Bischof theilte, berichtigt.) Von der Stefanskirche aus bewegte sich der Zug in derselben Ordnung unter Musik zwischen den als Spalier aufgestellten und damit den letzten Dienst leistenden Frei-Compagnien nach der sogenannten „erzherzoglichen Burg" (Stallburg), woselbst der Kaiser sein Quartier nehmen mußte, da in Folge der Zerstörung durch die Beschießung kein hinlänglich bewohnbarer Raum in der eigentlichen Burg zu finden war.

Mittwoch am 15. September, früh Morgens, empfing Kaiser Leopold eine von König Sobieski abgesendete Deputation, mit dem königlichen Kron-Unter-Kanzler Johann Krinski an der Spitze, mit der sich der Monarch in lateinischer Sprache unterhielt; er versprach über dessen Einladung, noch am selben Tage die polnische Armee zu besichtigen. Darauf besuchte der Kaiser die Lorettokapelle bei den Augustinern, wohnte daselbst der heiligen Messe bei, hatte darnach noch eine kleine Besprechung mit dem polnischen Gesandten, worauf er zu Pferde stieg und mit zahlreicher Begleitung gegen die Landstraße ritt, um die daselbst stehende Armee in Augenschein zu nehmen. Bei dem zerstörten Augustinerkloster standen die ersten Abtheilungen der baierischen Hilfsvölker, an ihrer Spitze der Kurfürst; dieser empfing den Kaiser mit gezogenem Degen — denselben mit kostbaren Diamanten besetzten Degen, welchen ihm der Kaiser 1680 auf seiner Kirchfahrt zu Alt-Oetting verehrt hatte, woran denselben auch der Kurfürst erinnerte mit dem Beifügen: „Ich habe den Degen, meinem damaligen Versprechen zufolge, zu Euer Majestät Ehre und Dienst geführt und werde ihn hinfüro bei allen Gelegenheiten in derselben Absicht ziehen und gebrauchen." Bei St. Marx und Ebersdorf reihten sich die übrigen deutschen Reichstruppen an, denen zunächst bei Schwechat und Mannswörth die polnische Armee stand.

König Sobieski hatte vor dem Entsatze den Kaiser Leopold weder gesehen, noch gesprochen, natürlich, da sich derselbe beim Entsatzheere nicht eingefunden hatte; man thut aber dem Kaiser groß Unrecht, wenn man ihn deshalb tadelt, weil er sich nicht zur Armee begeben und an ihre Spitze gestellt habe; Leopold war fest entschlossen, solches zu thun, wenngleich er kein Soldat war, aber aus allzugroßer Rücksicht für seinen Verbündeten fragte er früher bei Sobieski an, ob derselbe

damit einverstanden wäre, und der König von Polen antwortete ablehnend. So blieb denn Leopold, der Sobieski die Ehre des Tages lassen wollte, weg. Es war die Ablehnung von Seite Sobieski's nicht so sehr in einer Eifersucht auf den Oberbefehl, als vielmehr in der Sorge begründet, der Kaiser könnte bei seiner Reise durch Gegenden, in denen noch einzelne Tatarenhaufen streiften, von diesen aufgegriffen werden.

Schon bei der ersten Zusammenkunft der beiden Herrscher, die in Krems stattfand, hatten sie sich in freundschaftlichster Weise genähert. Eine Hamburger Chronik aus dem Jahre 1683 berichtet darüber wörtlich Folgendes: „Wer kann dem Höchsten genugsam danken vor eine solche unbeschreibliche Victorie? Wer hat jemalen gesehen, daß ein König von Polen sich aus seinem Königreiche wagte, zum Beistande wider einen so gewaltigen Feind? Dieser Helden-König kam, laut seinem eigenen Bekenntniß, nicht als König, sondern als ein Kapitain (Hauptmann), dem Feinde zu widerstehen. Er kam zu Crembs selber zum ersten Mal zum Kaiser, wobei nachfolgende Curialien (Förmlichkeiten) vorgingen. Als Ihro königliche Majestät vernommen, daß Ihro kaiserliche Majestät ihr entgegen käme, ist sie zu Pferde gestiegen, nebst bei sich habend seinen jungen Prinzen auf seiner Seiten, auch seine Herren Senatores (Staatsräthe) und Generalen. Sobald Ihro kön. Maj. von Polen Ihr. kais. Maj. ansichtig worden, sind sie 150 Schritt vor Deroselben von ihrem Pferde abgestiegen, deßgleichen Ihr. kais. Maj. auch gethan. Ihr. kön. Maj. von Polen haben einen tartarischen Regen-Mantel umgehabt, den sie auf Polnisch Borka nennen, welchen Ihr. kön. Maj. vor dem Regen im Felde gebrauchen. Es haben Ihr. kön. Maj. denselben zur Erde geworfen, worauf Ihr. kais. Maj. näher getreten und sich beide umarmet, mit Bezeugung großer Freuden gegeneinander und Gegen-Affection (Zuneigung), in Gegenwart der Herren Cardinalis, Erzbischöfe und Bischöfe, Churfürsten und Fürsten rc. Es haben Ihr. kais. Maj. Ihr. kön. Maj. nebst dero bei sich habenden Herrschaft gebeten, in dero Gezelte, allwo Ihr. k. Maj. vom Cardinal als Nuntio Apostolico den Segen empfangen. Ihr. kais. Maj. haben Ihr. kön. Maj. präsentiret eine Schärffe, so nicht zu schätzen (Schärpe von großem Werthe). Ihr. Hoheit der Prinz Jakob, nachdem sie Ihr. kais. Maj. Knie umarmt (spanisches Hofceremoniel), hat sie Ihr. kais. Maj. aufgehoben und herzlichst geküsset, auch auf dessen Haupt ein Hertzogen-Mützlein (Fürstenhut) von einem halben Zirkel aufgesetzet. Nach dem ersten Eingang Ihrer beiderseits Majestäten haben sie sich an einer runden Tafel gesetzet, worauf Ihr. kön. Maj. von Polen Dero Hand auf Ihro kaiserlichen Brüste geleget, mit Versicherung, daß sie helfen wollte mit Gottes Hilfe und wollte sich rächen an dem Erbfeinde Jesu Christi und ihren Mahomed beschämen. Wenig Zeit nachher haben beiderseits Majestäten von einander Abschied genommen, darauf Ihr. kön. Maj. sich zu Pferde gesetzt und Ihre Bulawa (Marschallstab, eine Art Keule, welche in älterer Zeit das Attribut des Hetmans der Kosaken war, später auch von den Königen von Polen geführt wurde) in die Höhe geworfen und mit der rechten Hand wiederum aufgefangen, in Präsenz (Gegenwart) aller derer Grandes (Großen des Reiches), welche ihre Degen zu Füße Ihr. kön. Maj. niedergelegt, zum Zeugniß der Gehorsamkeit."

Da kann es durchaus nicht wundernehmen, daß bei der zweiten Zusammenkunft bei Schwechat sich die beiden Monarchen bereits als alte Bekannte betrachteten und keinerlei Ueberraschung zeigten, im Gegentheile vor so vielen Anwesenden mehr das Ceremoniel walten ließen. Sobieski erwartete Leopold an der Spitze seiner Armee. Als der Kaiser nahe genug gekommen war, ritt ihm Sobieski auf kurze Distanz entgegen. Beide Regenten begrüßten sich feierlich mit abgenommener Kopfbedeckung und besprachen sich länger als eine

Viertelstunde auf freiem Felde angesichts der Truppen in lateinischer Sprache. Ein Zeitgenosse theilt den Inhalt dieses Gespräches folgendermaßen mit: „Ihre kais. Majestät dankten Ihm (Sobieski), daß Er mit seiner und der Seinigen so großen Ungelegenheit aus seinem so fern entlegenen Königreich habe herauseilen wollen, es seien nicht allein Sie, sondern auch die ganze Christenheit Ihm für die so getreu und ersprießlich geleistete Hilf und Assistenz (Beistand), dero die glückliche Entsetzung Ihrer Residenz-Stadt meistens zuzuschreiben wäre, und wodurch er Ihre einen unsterblichen Ruhm und Glorie bei der Nachwelt erworben habe, hoch obligiret und verbunden; Sie wurden auch nicht ermangeln, es in dergleichen Begebenheiten mit hinwieriger Willfährigkeit zu demeriren (Verdienst zu erwerben) und zu ersetzen ꝛc." — Worauf der König von Polen antwortete: „Er gratulire Ihr. kais. Majestät zu Ihrer von so harter Belagerung entsetzten Residenzstadt, die dabei erhaltene so stattliche Victoria sei dem dreieinigen Gott allein beizumessen. Er seiner Orts habe dabei anders nichts, als was ihm von Christlicher Schuldigkeit wegen obliegt, prästirt (geleistet); es sei ihm nur leid, daß man wegen gar zu sehr abgematteter Leuten und Rossen, welche den dritten Tag ohne Proviant, Bagage und Fourage die Berge und Thäler erstiegen, den Feind nicht weiter habe verfolgen können; er wolle jedoch seines Theils, sobald die Armen sich in etwas werden refraistirt (ausgeruht und erfrischt) haben, mit allen Kräften dahin trachten, die Victorie zu prosequirn (verfolgen) und verhoffe noch vor Endigung dieses Feldzugs zu Ihr. kais. Majestät und der gesammten Christenheit Besten ein und andere gute Operation (Unternehmung) zu thun".

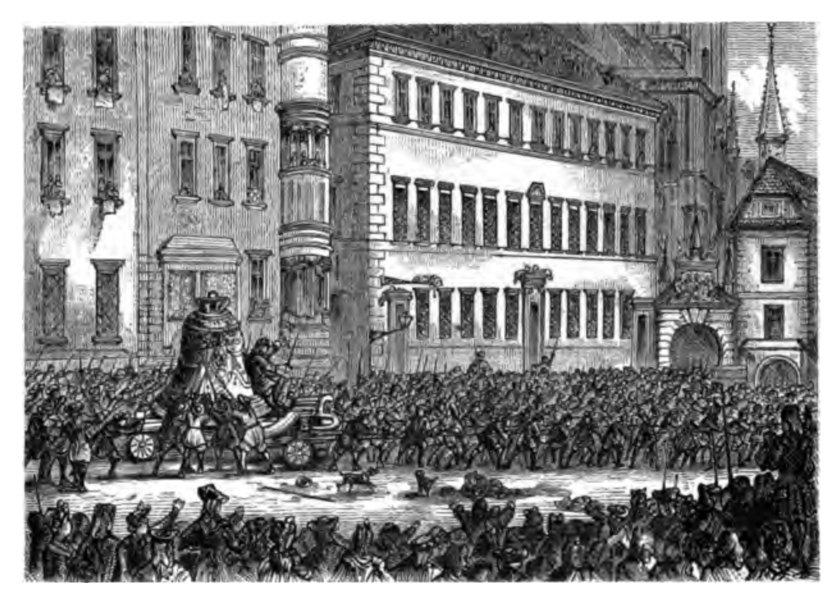


Kapelle auf dem Leopoldsberg. (Seite 952.)

Sodann stellte Sobieski (also zum zweiten Male schon) seinen Sohn, den Prinzen Jakob, vor, der dem Kaiser ehrerbietig die Hand küßte. Nachdem sich die beiden Fürsten in gleicher Weise wie bei ihrer Begegnung begrüßt hatten, trennten sie sich. Der König ritt mit seinem Anhange zur rechten Hand hinauf gegen das Lager und zog sich in sein Zelt zurück. Der Kaiser besichtigte, begleitet vom baierischen Kurfürsten, die vom polnischen Kronfeldherrn commandirten polnischen Truppen und fuhr sodann in seinem Leibwagen — dem von ganz Wien gekannten sogenannten „krystallenen Wagen" (mit rothem Juchtenleder und schwarzen Zwecken beschlagen, ohne allen Goldzierath, mit Fensterscheiben aus Krystall, daher der Name) — nach der Stadt.

Aus obigen zeitgenössischen Berichten erhellt klar, daß die Erzählungen einer angeblichen Geringschätzung und Undankbarkeit des Kaisers nur auf irrthümlicher Verunglimpfung des Monarchen beruhen. Die Berufung auf die von Salvandy dreizehn Decennien nach Sobieski's Tode veröffentlichten, in Frankreich selbst

mehrmals als echt bezweifelten Briefe kann der gegnerischen Meinung umsoweniger Halt geben, als Salvandy selbst zugesteht, viele Lücken und undeutliche Stellen gefunden und das Fehlende und Undeutliche „ergänzt" zu haben. Nun und man weiß nur zu gut, welche irrigen Auslegungen und unabsichtliche Fälschungen bei leichtfertigen Ergänzern und Uebersetzungen platzzugreifen vermögen. Nehmen wir als Beispiel gleich die Anekdote, von dem polnischen Palatin (Stellvertreter des Königs), der dem Kaiser den Stiefel küssen wollte, worauf ihm Sobieski zurief: „Palatin! point de bassesse!" so ist hier die allein richtige Uebersetzung: „Palatin! Keine Niedrigkeit!" und nicht, wie es überall heißt: „Keine Niederträchtigkeit!" Und in der That kam es dem Stellvertreter eines Königs selbst in den damaligen Verhältnissen von knechtischer Ergebenheit nicht zu, seine Ehrerbietung mittelst eines Kusses auf einen Stiefel zu bethätigen.



Die große Glocke, zum Stefansthurme gebracht. (Seite 967.)

Außerhalb Schwechat auf der Straße nach Preßburg, vier Klafter von der Straße weg, im Felde rechts (4575 Klafter von Wien entfernt), steht noch heute an derselben Stelle, wo die Zusammenkunft Leopold's mit Sobieski stattgefunden hatte, eine damals errichtete Denksäule — ein auf vier Kugeln und einem Postamente ruhender Obelisk, gekrönt mit einer Kugel, worauf ein Kreuz steht, welcher die Inschrift trägt: „Anno GLorIosI IMperII LeopoLDI I. XXVI. Die XV Septembris Duo Longe maximi Europae Monarchae Idem Leopoldus Caesar Augustus et Joannes 3us Poloniae Rex Liberata Prospere obsidione Venna Acto in Fugam ingenti Barbarorum Exercitu occupatis Eorundem Aeneis Tormentis Commeatuque Reportatis Praeterea optimis Spolys Hoc loco inter Suorum victricia Arma invicem Gratulabundi Convenere magna utrimque Electoris ducum Principum ac magnatum comitiva". (Im 26. Jahre der glorreichen Regierung Leopold's I. am 15. September kamen die zwei größten Monarchen Europas, eben derselbe Leopold, der erlauchte Kaiser, und Johann III., König von Polen, nach der glücklichen Befreiung

Wiens von der Belagerung, nachdem das ungeheure Heer der Feinde in die Flucht gejagt worden war, nachdem man sich der ehernen Geschosse und des Proviants derselben bemächtigt und außerdem eine reiche Beute davon getragen hatte, an dieser Stelle im Angesichte ihrer siegreichen Heere, begleitet von einer großen Schaar von Fürsten, Heerführern und Großen des Reiches zusammen, um sich gegenseitig Glück zu wünschen.)

Auch dieses beweist, daß man Sobieski den ihm gebührenden Dank schon damals darbrachte. — Wenn sich schon der Polenkönig in einem gewissen gekränkten Stolze und verletzter, nicht ganz gemäßigter Eitelkeit in seinen Briefen an die Königin über „Undank“ aussprach, mag die Ursache in ganz absonderlichen politischen Verhältnissen gelegen haben, welche auch eine Triebfeder zu seiner Bereitwilligkeit der Heereshilfe abgaben. Sobieski bestrebte sich schon lange für seinen damals sechzehnjährigen Sohn Jakob die Hand der Kronprinzessin Erzherzogin Maria Antonia (geb. 1669, nachmals Gemalin des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, gest. am 24. December 1692 in Wien und in der Kapuzinergruft beigesetzt), der muthmaßlichen Erbin der spanischen Krone, zu erwerben, welchem Plane sich der Kaiser, ihr Vater, herzlich abgeneigt zeigte, einestheils, weil die Thronfolge des Prinzen Jakob in dem polnischen Wahlreiche keineswegs verbürgt war, anderntheils da der Kaiser genau wußte, daß der französische Hof großen Einfluß auf Sobieski übe, und daß der König die Verbindung mit den ungarischen Mißvergnügten nicht ganz aufgegeben habe, somit der Kaiser ein nicht ungerechtfertigtes Mißtrauen empfinden mußte, das bei seinem äußerlichen Benehmen ein wenig durchschimmern konnte.

Wir können hier nicht alle zahlreichen, durch die Aeußerungen des Herzogs von Lothringen, verschiedener Memoirenschreiber jener Tage, ja selbst in den damaligen Volksliedern gelegenen Beweise der hohen Verdienste Sobieski's um die Befreiung Wiens eingehend erörtern, aber wir müssen schließlich hervorheben, daß sein größtes Verdienst darin besteht, daß er in einer Zeit, wo der politische Egoismus sich in Folge des westfälischen Friedensschlusses auf's schärfste ausgebildet hatte, wo alle moralischen Rücksichten hinter den augenblicklichen Vortheilen in den Hintergrund traten und die verschiedenen Herrscher jede günstige Gelegenheit, sich auf Kosten des Nachbars zu vergrößern, auf's eifrigste zu ergreifen gewohnt waren, keinen Augenblick zögerte, zum Schutze der bedrängten Christenheit, zum Entsatze Wiens zu eilen, auf die Gefahr hin, sich dadurch von Neuem die Feindschaft des mächtigen Türkenreiches zuzuziehen, ohne eines wesentlichen Dankes seitens Oesterreichs sicher sein zu können. Die deutschen Fürsten, welche vor Wien erschienen, thaten eben nur ihre Schuldigkeit; aber Sobieski that viel mehr, und das hat ihm zumeist den Ruhm eingetragen, den ihm alle gegentheiligen phrasenreichen Artikel nicht rauben können.

Auch die Umgebungen Wiens litten furchtbar unter der türkischen Fluth, die über sie hereingebrochen war. Am meisten hervorragend ist das unter den Einwohnern von Perchtoldsdorf am 17. Juli angerichtete Gemetzel, wobei der Marktrichter Adam Streninger mit 3500 Mitbürgern von den Türken in treulosester Weise, nachdem sie sich im Vertrauen auf das Versprechen freien Abzugs ergeben hatten, niedergehauen worden. Große Verdienste erwarb sich da abermals die Geistlichkeit, welche so manches schöne Stift und selbst die Umgebung durch ein ebenso muthiges als tapferes Ausharren rettete. Besonders glänzend ragen da hervor: der Klosterneuburger Laienbruder Marcellin Ortner, welcher mit Hilfe des Obristen Häusler und des Rentmeisters Bartholomäus Widmann die Klosterdiener und Einwohner der Stadt Klosterneuburg bewaffnete, in Compagnien,

abtheilte und an jene Orte aufstellte, wo ein Angriff zu besorgen war. Am 17. und am 26. Juli, wie am 22. August wurden von Seiten der Türken mit 6000 bis 13.000 Mann Stürme unternommen, die alle glücklich zurückgewiesen und so das Stift und die obere Stadt vor Plünderung und Brand gerettet wurden. Ebenso tapfer schlugen die Prälaten Matthäus Kolweis von Lilienfeld, Gregor Müller von Melk und Georg Federer von Altenburg die in Ueberzahl anstürmenden Feinde zurück.

Kaiser Leopold erwies allen Jenen, welche sich bei der Vertheidigung Wiens Verdienste erworben hatten, bedeutsame Gnaden. Der tapfere Commandant Graf Eugen Rüdiger Starhemberg wurde zum Feldmarschall erhoben, erhielt die Würde eines Staats- und Conferenzministers, einen kostbaren Ring, 100.000 Reichsthaler baar und drei Jahre später, bei Anlaß der abgehaltenen Kreuzaufsetzung auf den Stefansthurm eine Vermehrung seines Wappens, dergestalt, daß dasselbe ein goldfarbenes, mit der kaiserlichen Krone geziertes, lateinisches L (Name des Kaisers), der Panther in der rechten Pranke einen blutigen schwarzbärtigen Türkenkopf, in der linken ein mit einem grünen Lorbeerzweig umwundenes bloßes Schwert, oberhalb der alten Wappenkrone mit den Pfauenfedern eine von Quaderstücken aufgeführte Bastei und hinter demselben den halben Stefansthurm bis über den Knopf mit dem Kreuze, daneben aber auch Mond und Stern neu führen durfte. Die Kaiserin Eleonora Magdalena beschenkte ihn mit einem von Gold und kostbaren Steinen zusammengesetzten Adler, zwischen dessen beiden Häuptern der St. Stefansthurm hervorragte. Außerdem wurde Starhemberg vom Könige von Spanien durch den Orden des goldenen Vließes, von dem Papste durch ein besonderes Breve geehrt; der Wiener Stadtrath befreite (wie schon Seite 910 erläutert worden) sein Haus in der Krugerstraße (heute Nr. 10, alt 1013) von allen Steuern und Abgaben. Nach seinem zu Wien im Conradswörth, d. i. heutiges Freihaus auf der Wieden, am 4. Januar 1701 an der Wassersucht erfolgten Tode wurde er in der Schottenkirche begraben und ihm daselbst ein schönes, kunstreiches mit Figuren, Trophäen und dem Porträt des Helden geschmücktes Denkmal errichtet. Sein Leichnam liegt in einem einfachen kupfernen und in einem zweiten bleiernen, mit Todtenköpfen, Gebeinen und Schlangen verzierten Sarge, der in der Grufthalle der Schottenkirche gerade unter dem Hochaltar steht. Auf dem Sargdeckel befindet sich eine Messingplatte mit der Inschrift: Hier ruhet &c.

Bischof Kollonits erhielt vom Papste den Kardinalshut. Auch die übrigen Generale, Officiere und die Bürgerschaft Wiens erhielten reiche Belohnungen, darunter auch ein junger Held, der sich im Befreiungsheere die ersten ritterlichen Sporen verdiente — der nachmalig so berühmt gewordene Prinz Eugen von Savoyen, welcher als Lohn für seine Tapferkeit bei der Befreiung Wiens zum Obersten und Inhaber eines Dragoner-Regimentes ernannt wurde. Der Bürgermeister Focky, der Stadtsyndicus Nikolaus Hocke, der Unterkämmerer Georg Altschafter und zehn Mitglieder des Stadtrathes erhielten den kaiserlichen Reichstitel und goldene Ketten und Medaillen; die Stadt lohnte den verdienten Bürgern wie den Generalen ihre Anstrengungen durch reiche Ehrengaben in Gold. Auch wurde beschlossen, den Befreiungstag jährlich durch feierlichen Gottesdienst und eine Procession zu feiern, und dies geschah durch volle 100 Jahre, bis Kaiser Josef II. die letztere 1783 einstellte. Die Bäckergesellen, welche sich sowohl durch Tapferkeit als durch rastlos angestrengte Arbeit zur Versorgung einer so großen Menschenmasse mit dem nöthigen Brote sehr ausgezeichnet hatten, erhielten mehrere Freiheiten, insbesonders das sogenannte Kegelschiebrecht. Sie durften nämlich erstens auf dem Platze „Hof“ Kegel schieben, wann es ihnen beliebte, und zweitens hatten sie

an allen Orten das Vorrecht des Schiebens, so daß, wenn „ungebackene“ (d. h. unbäckerische) Gesellschaften irgendwo schoben, dieselben drei Bäckergesellen weichen mußten.

Endlich ist ganz besonders von jener Belohnung zu sprechen, welche der muthige Botschafter Georg Franz Koltschitzky erhielt. Die Forschungen der neuesten Zeit haben dessen „Uneigennützigkeit“, die bisher in jeder Schilderung dieser gewiß hochinteressanten Persönlichkeit hervorgehoben wurde, auf das richtige Maß zurückgeführt. Seine Eingaben an den Wiener Stadtrath, welche das städtische Archiv bewahrt, sind ein Kunterbunt von maßloser Selbstüberschätzung und dreister Gier, so viel als möglich Nutzen aus seiner Aufopferung zu ziehen. Er verlangt die „höchstverdiente Belohnung“ gleich „die Römer gegen ihren Curtium, die Lacaedemonier gegen ihren Pompilium, die Athenienser gegen ihren Seneka“ bezeugt haben, mit denen er sich ganz unbescheiden vergleicht, meint, sie werden „nit kargen“ an der Belohnung, die ihm das damalige Oberhaupt der Bürgerschaft versprochen. Und so begehrt er denn außer dem Geschenk von 100 Ducaten noch das Geschenk eines Hauses sammt dem Gewerbe. Diese Eingabe bekam der Oberkämmerer Daniel Fockh zur Berichterstattung mit dem Auftrage, eine oder die andere der Stadt gehörige und noch unverkaufte Brandstatt im beiläufigen Werthe von 300 Gulden zum Behufe eines Geschenkes zu ermitteln. Derselbe bezeichnete nun drei Häuser der Leopoldstadt, von denen eines oder das andere dem Koltschitzky überlassen werden könnte, wenngleich jedes höher im Werthe stehe. Nun erhielt Koltschitzky den Bescheid, sich eines der drei Häuser (im Werthe von 400 bis 450 Gulden) zu wählen und gegen vorhergehende Werbung des Bürgerrechtes als Geschenk in Empfang zu nehmen. Aber der „Uneigennützige“ war damit nicht zufrieden, sondern verlangte ein oder das andere Haus, die er bezeichnete, und welche im Werthe von 900 bis 1000 Gulden standen. Es gab ein Hin- und Herschreiben, ein wahrhaft deprimirendes Feilschen seinerseits, bis endlich der Stadtrath ihm energisch bedeutete, es verbleibe bei seiner einmal gefaßten Entschließung, und so wählte sich denn Koltschitzky das Haus (damals mit der Nummer 30 eingetragen, heute Haidgasse Nr. 8, alt 285), das im Jahre 1685 auf seine und seiner Gattin Maria Ursula Koltschitzky Gewähr geschrieben wurde. Er verkaufte es jedoch bereits 1686. Er selbst starb als kaiserlicher Hoffourier an der „Hektika“ (Schwindsucht) am 20. Februar 1694, in einem Alter von 54 Jahren, in seiner Wohnung in der Stadt beim „rothen Kreuz“ am grünen Anger (heute Domgasse 6, alt 845) und wurde am Stefansfreithofe begraben.

Ueber die vielverbreitete Annahme, daß er das erste Kaffeehaus in Wien errichtet habe, ist bis heute vom geschichtlichen Standpunkte aus nicht das mindeste erwiesen. Traditionell pflanzte sich die Meinung fort, daß er sich vom Commandanten Starhemberg „die Säcke mit kleinen grünen Körnern“, welche die fliehenden Türken in ihrem Lager zurückgelassen, erbeten und deren Verwendung erläutert habe. Man habe ihm nun einen großen Theil dieser Kaffeebohnen überlassen, und er habe sofort angefangen, das ihm wohlbekannte türkische Lieblingsgetränke zu bereiten. Nachdem er erst in den Straßen mit Kaffee hausiren gegangen — Tassen und Kannen trug er dabei auf einem Brette — miethete er eine Localität im kleinen Bischofhof (demselben Hause, wo er später starb, Domgasse 6, alt 845), kam von da auf die Brandstatt (Stefansplatz 8, alt 628), darauf in das Schlossergäßchen „zur blauen Flasche“ (Goldschmiedgasse 3, Stock-im-Eisen-Platz 8, alt 624). Seine Erben verlegten das Kaffeehaus an den Donaustrand, neben der hölzernen Schlagbrücke (heutige Ferdinandsbrücke). Gegenwärtig steht auf dem Platze, wo einst diese „Kaffeehütte“ sich befand, das Eckhaus der *Praterstraße* Nr. 2 (alt 586); in demselben war noch vor nicht langer Zeit das

renommirte Kaffeehaus Franz Mosée's (gest. 1860). Im städtischen Grundbuch ist beim Jahre 1700 eines der im Jahre 1792 abgebrochenen Häuser am Stock-im-Eisen-Platz (ältere Nummer 928) mit den Worten bezeichnet „allwo das erste Kaffeegewölb“. Leider steht nicht der Name des Besitzers dabei.

Es wird auch viel von Koltschitzky's Popularität als Kaffeeschänker erzählt: er soll Jedermann mit „Bruderherz“ angesprochen haben, worauf ihm selbst allgemein der Name „Bruder Herz“ ertheilt wurde. Noch heute wird das gleichzeitig gemalte, wohlgetroffene Porträt Koltschitzky's von der Innung der Wiener Kaffeesieder sorgfältig aufbewahrt.

Es müssen aber noch bei Lebzeiten dieses „ersten Kaffeesieders“ eine Menge andere emporgetaucht sein, denn bereits Anfangs des 18. Jahrhunderts schreibt ein Tourist (1705) Folgendes: „Die Stadt Wien ist voll Kaffeehäuser, wo die Nouvellisten, oder diejenigen, so sich um Zeitungen bewerben, wie an andern Orten zusammenkommen, die Gazetten lesen und sich darüber unterreden. Einige von diesen Häusern sind im besseren Rufe als die andern, weil stets solche Zeitungs-doctores hineinkommen, welche mit einer unzweifelhaften Versicherung von den wichtigsten Ausschlägen urtheilen und mit ihren Meinungen allezeit in den politischen Ueberlegungen die andern übertreffen, was ihnen eine so große Hochachtung zuwege bringt, daß Viele ihretwegen dahin kommen, um sich mit Märchen und Narrenpossen zu bereichern, welche sie hernach kreuzweise durch die Stadt wiederum an den Mann bringen. Es ist nicht zu glauben, wie groß die Freiheit ist, welche man sich in diesen Wäschereien giebt, wo man nicht allein ohne alle Bescheidenheit die Aufführung der Generale und Minister, sondern auch sogar das Leben des Kaisers selbst durchzieht, welchem ein großer Theil dieser Müßiggänger nicht gar zu geneigt zu sein, öffentlich an den Tag legt.“ (Ueber die damaligen Zeitungen wurde bereits Seite 628 gesprochen.)

Und in der That liefern die Todtenregister der Stadt Wien zahlreiche Beweise dafür, daß es genügend Kaffeehausbesitzer in Wien gab, so: Afria Setcera, Hofbefreiter Kaffeesieder (geb. 1664, gest. am Alten Fleischmarkt Nr. 4, alt 698, dem heutigen Darwarhof, am 15. December 1704); Philipp Kamberger, bürgerl. Kaffeesieder (geb. 1664, gest. Bräunerstraße Nr. 6, alt 1131, am 31. März 1706); Christian Balky, bürgl. Kaffeesieder (geb. 1663, gest. Leopoldstadt beim weißen Roß, heute Taborstraße Nr. 8, alt 321, am 26. Juli 1706); Stefan Pletner, bürgl. Kaffeesieder (geb. 1661, gest. bei der schwarzen Bürsten, heute Ruprechtsplatz Nr. 5, alt 461, am 27. September 1706); Josef Hatschi, Hofbefreiter Kaffeesieder in der Wollzeil 1712 (Pilatisches Haus); Paul Wimmer, Hofbefreiter Kaffeesieder (geb. 1678, gest. Michaelerplatz Nr. 2, am 9. December 1716); Adam Sentkreil (geb. 1644, gest. in der Leopoldstadt, am 1. Mai 1721). Als erster privilegirter Kaffeesieder in Wien wird auch Martin Manuzar im Jahre 1708 genannt. Wenigstens war er der erste Kaffeesieder, der nach seinem Marqueur einen Steckbrief erließ, der folgendermaßen lautete: „Peter Krachowiz, Kaffeediener, von Rechnitz aus Ungarn gebürtig, bei 50 Jahre alt, stahl den 24. April 1710 Morgens seinem Herrn 600 Gulden baares Geld und entfloh mit seinem Weibe, ebenda in Diensten, Maria Elisabeth, geborene von Zell. Krachowitz ist groß, lange Nase, großen Mund, kleine Augen, kastanienbraune starke Haare, spricht deutsch, ungarisch und böhmisch, trug weißen Rock mit kleine rothe Aufschläge. Das Weib ist kleiner Statur.“

Um dieselbe Zeit begannen auch die anderen österreichischen Städte ihre Kaffeesieder zu bekommen; zuerst wohl Brünn, denn da erschien bereits im Jahre

1702 Achmet, ein getaufter Türke, vielleicht Gefangener aus dem Jahre 1683, oder noch wahrscheinlicher ein vom Bischof Kollonits geretteter Verwundeter, denn dieser Letztere ersuchte den Magistrat daselbst, ihn wohlwollend aufzunehmen. In Prag scheint das Kaffeetrinken schon vor 1712 in Gebrauch gekommen zu sein, denn ein gewisser Georg Deobat, aus Damaskus, Altstädter Prager Bürger, ließ in diesem Jahre eine arabische Geschichte von einem „getreuen, vortrefflichen Erzieher" in's Lateinische übersetzen und drucken, und in dem vier Blätter in Quartformat haltenden, „Proverbium Arabicum" 2c. betitelten Büchlein befinden sich, nach einer Beschreibung von Damaskus, in einem NB. mehrere orientalische und andere Waaren genannt, die bei Deobat zu haben sind, worauf sich ganz zuletzt die Stelle findet: „Man bekömmt daselbst auch gebrannten und ungebrannten Kaffee, mit einem, seine trefflichen Eigenschaften enthaltenden Zettel, welcher einem in Rom gedruckten Originale entnommen ist. Wer die Art und Weise, Kaffee zu brennen, erlernen will, komme zu mir in die Jesuitengasse. Ich unterrichte ihn dahin umsonst, ohne meinen und meines Nächsten Schaden. Lebe immer glücklich!" Dieser Deobat, beigenannt Damascenus, wohnte im Hause „zur goldenen Schlange" in der Karlsgasse (Nr. 181), und man nannte ihn gewöhnlich nur den „Araber", weil er anfangs in arabischer Kleidung herumzog und den bereits gesottenen Kaffee sammt dem Zucker durch die Straßen trug, um sein Getränke Jedermann anzubieten oder es in die Häuser zu bringen. Im Jahre 1714 erhielt er das Bürgerrecht und errichtete das erste Kaffeehaus in dem sogenannten Sachsenhaus auf der Kleinseite. Es vermehrten sich jedoch auch in Prag sehr rasch die Kaffeeschänken, und zwar entstanden solche auf der Kleinseite beim Petersilka und bei der goldenen Weintraube Nr. 61, auf der Altstadt in dem Krenhause und in der Neustadt beim weißen Hahn auf dem Roßmarkt. Es müssen Nachkommen dieses Mannes nach Wien gekommen sein, denn Anton Deobat (geb. 1675, gest. am 4. October 1759) und Franz Deobat (geb. 1688, gest. am 31. März 1759) waren bürgerliche Kaffeesieder in der Leopoldstadt beim goldenen Strauß (heute goldener Pfau, Taborstraße Nr. 10, alt 322) wo sie auch starben.

Die Andenken, welche in Bezug auf die Türkenbelagerung erhalten geblieben.

Es wird gewiß jeden Wiener interessiren, alle die Andenken zu wissen, welche in Bezug auf die Türkenbelagerung 1683 noch heute in Wien und Umgebung vorhanden sind.

Da ist vor Allem die „große Glocke des Stefansthurmes" zu nennen, die sogenannte „Josefinische Glocke", im Volksmunde auch „die Bummerin" (dumpf Lärmende, nach dem Laute ihres dumpfen Schalles, im Lateinischen Bombus). Diese auf dem Thurme des Stefansdomes hängende Glocke, die größte von allen dort befindlichen, hatte Kaiser Josef I. (geb. 1678, regierte von 1705 an, starb 1711) aus dem Metalle der im Jahre 1683 vor Wien zurückgebliebenen türkischen Kanonen, 180 an der Zahl, von k. k. Stuck-(Kanonen-) und Glockengießer Johann Aichamer, auch Achammer genannt, gießen lassen. Der Letztere erhielt dazu am 18. December 1710 vom Kaiser 330 Centner Metall und 40 Centner Schlackenwerderzinn, und es wurde ihm bei 100 Centner

ein Feuerabgang von 7 Centner zugestanden. Für den Centner des Glockenmetalls wurden ihm sieben Gulden und für den Centner der Zugflaschen zehn Gulden Gußlohn nebst einer Vergütung von 100 Ducaten versprochen. Der Gußofen kam auf beiläufig 279 Gulden zu stehen.

Am 21. Juli 1711 war der Guß glücklich vollbracht und die Glocke nach einigen Monaten ganz fertig. Nachdem der Maurermeister Alexander Oedel auf magistratischen Befehl vom rothen Thurme an bis nach St. Stefan die unterirdischen Gewölbe untersucht hatte, um, wo es nöthig schien, sie zu stützen, wurde am 29. October die Glocke auf einem besonders dazu gebauten Wagen und einer Schleife, von 200 Menschen von dem Atelier des Künstlers (in seinem Hause auf der Wendelstadt, heute Neubau, Stuckgasse, Aera der Häuser Nr. 1 bis 16, alt 143 bis 158) bis vor das Stadtthor beim Rothenthurm gezogen und dann in die Stadt geführt. (Bild Seite 961.) Am 15. December wurde sie vom Wiener Fürstbischof Franz Ferdinand Freiherr von Rumel (geb. 1642, gest. 1716) feierlichst eingeweiht und dann mittelst einer Maschine in den Thurm aufgezogen, wo sie wegen ihrer großen Schwere auf zwei eichene Balken zu ruhen kam, die, wenn sie geläutet werden sollte, herabgeschraubt wurden.

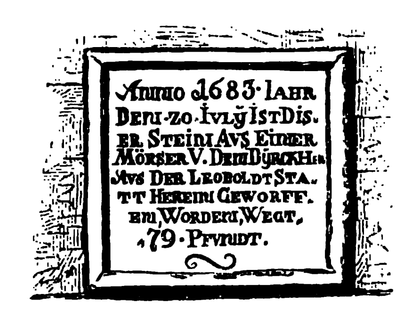
Auf dieser Glocke sieht man das Bildniß des heiligen Josef, von Engeln umgeben, welche verschiedene Handwerkszeuge tragen; unterhalb befinden sich die Wappen Böhmens und Ungarns und die lateinische Inschrift: „Josef der römische Kaiser allzeit Vermehrer, ließ dies eherne große Werke, das der Größe seiner Freigebigkeit angemessen ist, verfertigen, und in diesen Albertinischen Thurm (er wurde unter Herzog Albert V. vollendet) zur besonderen Zierde aufziehen, damit es durch seinen starken Klang das Volk aufmuntere, mit ihm für so viele wichtige Siege Gott Dank zu sagen." — Auf einer anderen Seite der Glocke befindet sich das Bildniß der makellosen Jungfrau Maria mit dem kaiserlichen und anderen erbländischen Wappen nebst der Widmungsinschrift an Marien; das dritte Bild stellt den heiligen Leopold vor. In dem, in Gestalt eines Laubwerkes künstlich ausgearbeiteten Rande steht die Geschichte des Ursprungs der Glocke. Dieselbe wiegt ohne Helm 324 Centner 31 Pfund, der Helm 70 Centner, der Schwengel 7 Centner 70 Pfund, zusammen über 402 Centner. Sammt der Krone ist sie circa 3 Meter hoch, hat einen Durchmesser von 3·5 Meter, einen Umkreis von 9·5 Meter und eine Dicke des Anschlages von 21 Centimeter. Sammt Zugehör kam sie weit über 19.440 Gulden.

Sie wurde das erste Mal bei der Rückkehr des Kaisers Karl VI. von der Krönung am 26. Januar 1712 geläutet. Von dieser Glocke wollte das Volk wissen, daß sie, als ihr Erzeuger, der Stückgießer Aichamer, am 9. December 1712 im 62. Lebensjahre starb, von selbst einen furchtbaren Schlag gethan. Man läutete diese Glocke beim Einzuge des Landesfürsten in die Kirche, bei den zwei Frohnleichnams-Processionen der Stadt und der Vorstädte, an den Jahrestagen der Kaiser Karl VI., Franz I., der Kaiserin Elisabeth, des Fürsten Johann Adam Liechtenstein, der Kardinäle Grafen Kollonits und Trautson, dann bei den Quatember- und anderen Betstunden, bei den Begräbnissen vornehmer Personen auf ihr Verlangen. Seit der letzten Kirchenrestauration darf diese Glocke nicht mehr geläutet werden, weil ihr Schall so mächtig ist, daß durch ihn der Thurm, in welchem sie hängt, in Schwingung geräth.

Vor dieser Glocke hing früher eine andere, große in diesem Thurme, die aber 1708, nachdem sie bereits 150 Jahre gedauert hatte, so mangelhaft war, daß sie umgegossen werden mußte. Auch sie hieß bis „Pummerin", im Jahre 1683 jedoch die „Angstern", weil sie allein, während die anderen zum Schweigen ver-

urtheilt waren, zur Zeit der türkischen Belagerung geläutet wurde, und so das Zeichen der Sturmnoth und Feindesangst gab. Einem alten Spruche zufolge ist unter allen Glocken Deutschlands die Landshuter die höchste, die Straßburger die schönste, die Wiener aber die größte.

Der Stefansdom bewahrt ferner noch mehrere Andenken an das Jahr 1683; so z. B. ist an der Außenseite des Thurmes, bevor man zur Meßnerwohnung vom Singerthore aus gelangt, an einem Eckpfeiler, der an die untere Sacristei stößt und woran der Grabstein des kaiserl. Rathes und Professors der Medicin Franz Emerich (geb. 1560) ist, mehrere Klafter über diesem Denkstein ein leeres Figurenhäuschen und ziemlich hoch über diesem ein Türkenkopf mit der Inschrift: „Schau, Mahumed, du Hund, 1683“, zum Andenken an die Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung angebracht. Ueber dem Denkstein des Sebastian Hueber zu Frein (gest. 1569), vorstellend die Bekehrung Saul's, am folgenden Pfeiler, ist in gleicher Höhe mit dem vorerwähnten Türkenkopf eine Kugel mit der Jahreszahl 1683 eingemauert.





Tafel und Stein aus der Türkenbelagerung. (Seite 970.)

Am 1. August 1683 flog während der Predigt des Dompredigers Friedrich Jellensiz (geb. Laibach 1628, gest. 1690) durch ein Fenster ober dem einstigen erzbischöflichen Oratorium eine türkische, aus der Leopoldstadt abgeschossene Kugel in die Kirche, prallte an dem Pfeiler der Kanzel, worauf der Prediger stand, ab, verursachte jedoch unter tausend Zuhörern glücklicherweise keinen anderen Schaden, als daß sie einer Bürgersfrau die Füße zerschmetterte. Zur Erinnerung daran wurde in der Rose des betreffenden Fensters die Jahreszahl 1683 in die gemalte Scheibe gesetzt, die noch heute zu sehen ist. Auch ober dem Platze der alten Uhr am Thurme, gegenüber des einstmaligen Schlossergäßchens, wo heute der Aziendahof, befindet sich eine Kugel im Gewichte von etwa 43 Pfund; in der Vierung hat sie 9 Zoll. Sie ist eben eine jener Kugeln, welche unter den tausend auf die Kirche abgegebenen Schüssen als Andenken belassen wurden. An der Ausbesserung der Kirche hatte man fast vier Jahre zu thun.

Kaiserliche und bürgerliche Sammlungen bewahren mehrfache Andenken: so die kaiserliche Ambrasersammlung des berühmten Feldmarschalls Siegbert Graf Heister's (gest. 1718) Filzhut mit der Pfeilspitze, die ihm bei der Belagerung Wiens 1683 in den Kopf geflogen war. Besonders interessante Andenken enthält das städtische Waffenmuseum (früher bürgerliches Zeughaus, im Jahre 1873 auf Antrag des Vicebürgermeisters Franz Khunn in ein Museum umgestaltet und von dem Archivar Karl Weiß und dem Vorstand des k. k. Hof-Waffenmuseums, Schatzmeister der k. k. Schatzkammer, Regierungsrath Quirin Leitner in kurzer Zeit neu geordnet). Es befindet sich dort der Schädel des Großveziers Kara Mustapha, und dessen Geschichte ist eine merkwürdige.

Am 25. December 1683 war in Belgrad Kara Mustapha zur Strafe, daß er Wien nicht eingenommen, erdrosselt worden, und zwar auf Befehl des Sultans, der seinen Großvezier trotzdem recht ungern verlor, indeß durch Serail-Intriguen dazu vermocht worden war. Sein Körper wurde in Belgrad begraben, die Gesichtshaut war aber früher abgezogen und als Zeichen des ausgeführten großherrlichen Befehls zum Sultan nach Adrianopel gebracht und dann in einer dortigen Moschee beigesetzt worden. Dieser letztere Umstand gab Anlaß zu der vollständig irrigen Meinung, selbst gelehrterseits, es wäre der Schädel Mustapha's nicht echt, da der Letztere in Adrianopel begraben liege. Im Gegentheile aber ist die Erzählung von der Art und Weise, wie dieser Kopf nach Wien kam, eine richtige und streng geschichtliche.

Es geschah im Jahre 1688; Belgrad war von den kaiserlichen Truppen unter Commando des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern in Gegenwart des Herzogs Karl von Lothringen eingenommen worden. Die dortige Moschee wurde sofort den Jesuiten übergeben, welche sie nun zu einer christlichen Kirche umgestalteten. Bei einer durch Soldaten unternommenen Nachgrabung wurde das Grab Kara Mustapha's den Jesuiten bekannt, welche den Kopf an sich nahmen und durch zwei Patres, Alois Praun, Beichtvater des Herzogs von Lothringen, und Franz Xaver Berengshoffen, Missionär in Belgrad, nach Wien zum Kardinal Kollonits sendeten da Mustapha seiner Zeit sich geäußert, „er werde dem Commandanten (Starhemberg), dem Bischof von Wiener-Neustadt (Kollonits) und allen sonstigen halsstarrigen Commandanten und Befehlshabern die Köpfe mit seiner eigenen Hand durch den Säbel abschlagen."



Medaille auf die Befreier der Christenheit: Innocenz XI., Leopold I., Johann III. Sobieski, Doge Giustiniani. (Seite 973.)

Dieser Todtenschädel nun sammt der rothseidenen Schnur, mit welcher Kara Mustapha erdrosselt worden, endlich auch sein Todtenhemd befinden sich als Geschenk des Kardinals Kollonits an die Stadt Wien in deren Waffenmuseum, in einem Glaskästchen mit der Aufschrift: Ingressae pacis Depositorium praesens trophaeis exornari jussit Senatus civiatis viennensis (1748). Neben dem Schädel stehen daselbst auf einer Tafel folgende Verse:

Daß Sprichwortt Jederzeit Erhell,
Hoffart Kommet wohl vor dem Fall,
Fürwar Daß zeiget der Augenschein,
Was man verlangt und ist nit sein,
Auff den Gewin mueß man Lang Harren,
Das hat dieser Groß Vezier Erfahren,
Er wollt auß Hoffart Wien Bezwingen,
Sein Vornehmen aber Thet ihn Zerrinen,
Mit Spott und schandt muest er Abziechen,
Dißen Strang Thet er zum Trinckgelt krigen,
Zu Bellgrad wurde ihm solcher Lohn,
Von seinem Kayßer Zur Gnad gethan.
Der Teuffel mag wohl Groß Vezier sein,
Wann solche Gnaden Lauffen ein,
Zu Bellgrad wurde er Begraben,

Alß die Christen die Statt erobert haben,
Wurde er auß gegraben auß der Erdt,
Und Ihre Eminenz den Kollonitsch verehrt,
Welcher Ihm mit diessem Logiment,
In's Zeueghauß herein hat geschenckht,
Sehr Bluet begierig war diesser Mann,
Kara Mustapha war sein Nam,
Der Machomet hat doch sein bitt erhoeret,
Und Ihm in Wienn zu sein bescheret,
Dem Sprichwort mueß man glauben iezt,
Grueben graben ein anden sich selbst drein stürzt.

Das Todtenhemd, welches, aus Kara Mustapha's Grabe zu Belgrad nebst dem Kopfe entnommen, nach Wien gebracht worden war, wird ebenfalls im städtischen Waffenmuseum in einem großen Glaskasten aufbewahrt. Es ist mit den kräftigsten Gebeten, Beschwörungsformeln und talismanischen Zahlen gefeit und mag wohl dem in's Feld ziehenden Großvezier entweder von irgend einem ansehnlichen Scheik (geistlichem Oberhaupte) oder vielleicht von der Sultanin seiner Gattin zur sicheren Bürgschaft des Sieges und der Eroberung Wiens mitgegeben worden sein. — Im Waffenmuseum sind ferner noch mehrere türkische Roßschweife und Waffen aufbewahrt, auch Reste von Sattelzeugen, kleine Pauken, Pulverflaschen u. dgl.

Auch mehrere Häuser bewahren noch allerlei Denkmale an die Türkenbelagerung; so das Haus in der Bankgasse Nr. 3 (alt 35) an der Ecke eine eingemauerte Kugel mit der Jahrzahl 1683; das schon erwähnte „Türkenhaus" (Bankgasse 4, Schenkenstraße 1, alt 48) unter dem Dachrande einen Türkenkopf und eine Kugel; in dem Hause der Sterngasse Nr. 3 (alt 507) wurde ein Stein befestigt mit der Inschrift: „1683 den 20. Juli ist dieser Stein von den Türken aus der Leopoldstadt aus einem Mörser in dieses Haus hereingeworfen worden; er wiegt 70 Pfund." (Bild Seite 968.) Auch der alte Freisinger-, heute Trattner-Hof (Graben Nr. 20, Goldschmiedgasse 9, alt 618) bekam eine Inschrift: „Alle die hier voruebergehet, | diesen Stein wohl besehet! | Anno 1683 den 14. Julii hat der Tuerck | mit 20.000 Mann | die Stadt Wien star griefen an. | Den 12. Septembris ist unser Succurs | ankommen, | Und ihm sein Staerk benommen: | Mit Verlust all seiner Sachen, | Er ihn von Wienn hat weichen machen | Darum die dieses lesen wern | Mueßen loben, preisen und ehren | die heilige Dreifaltigkeit | Von nun an bis in Ewigkeit. | Hans Caspar Neuehaus. V. B." | — Auf der Seilerstätte Nr. 10 (alt 805) befindet sich ein steinerner Türkenkopf, ober dem Hausthore herablugend, bärtig, Turban mit Halbmond auf.

Im Rahmhof (Weihburggasse 17, alt 918) stecken an einer Seitenmauer in Klafterhöhe drei Kanonenkugeln. Das alte Bürgerspital (Augustinergasse 8, Klostergasse 3, alt 1100) bewahrte im Kreuzgange des alten Clarenklosters nachstehende, auf die zweite Türkenbelagerung sich beziehende Inschrift auf einer rothen Marmortafel an der Mauer angebracht:

Als man sechzehen hundert Jahr
Drey und achzig geschriben,
Und die unzehlig Tuerken-Schaar
Wurd von Wienn abgetrieben,
Gar viel von denen Leuthen seynd
In Grüften da begraben,
Welche wider so starcken Feind
Die Stadt verfechtet haben.

Weil sie als Christen-Helden hier
Zeitlichen Todts gestorben,
Hat im Himmel ihr Seel dafuer
Die ewig Cron erworben,
Damit sie gleichwol in der Welt
Auch immerwehrend leben,
Ist dieser Stein hierher gestellt
Ihr Andenken zu geben.
Im Jahr 1690.

Wiens Umgebungen bewahren ebenfalls Andenken an die zweite Türkenbelagerung, welche eine Art Wahrzeichen derselben bilden; so z. B. der „Polakenkopf", Berg bei Aggstein, dem der dort aufgesteckte Kopf eines Nachzüglers, welcher in dieser Gegend raubend und mordend umherstreifte, bis er unter der Hand des Henkers seine Verbrechen büßte, den Namen gegeben haben soll; der „Fackeldocht" zu Anzbach (Herrschaft Neulengbach, V. O. W. W.), aufbewahrt im Oratorium der Kirche. Es ist dies der Docht einer großer Wachsfackel, welche, als die dortige Gegend 1683 von den türkischen Raubhorden schwer heimgesucht worden, von diesen in die Kanzel gesteckt wurde, um das Gotteshaus in Flammen aufgehen zu lassen. Aber die Räuber mußten abziehen und die Fackel brannte nicht fort, sondern das Wachs lief geschmolzen ganz am Dochte herab. Die Abbildung der schwarz gebrannten Kanzel ist noch in der Sacristei vorhanden.

Das sogenannte „Fieberkreuz in Atzgersdorf" (auf dem Hochaltare der Pfarrkirche) stand früher auf offener Straße zwischen den Weingärten gegen Lainz; es wurde im Jahre 1683 von den Türken in Stücke gehauen. Der Atzgersdorfer Bauer Hanns Strobinger sammelte die in seinem Weingarten vollzählig aufgefundenen Stücke, ließ sie zusammensetzen und auf einem, von der Pfarrkirche etwas entfernten freien Platze zur öffentlichen Verehrung aufstellen. In der Folge baute man eine Kapelle darüber, in welcher, von 1736 angefangen, mit Bewilligung des damaligen Kardinals und ersten Erzbischofs von Wien, Sigmund Graf Kollonits (geb. 1677, gest. 1751), selbst an hohen Festtagen öffentlicher Gottesdienst abgehalten wurde. Seit dem Jahre 1721 wallfahrteten einzelne Fabriksherren und Gesellen aus Wien zu dem heiligen Kreuze zur Abwendung des Fiebers (daher der Name Fieberkreuz) und Förderung ihrer Geschäfte, und mit dem Jahre 1755 wurde von der Krankenlade (Krankenverein) der Seidenzeug-, Sammt- und Dünntuchmacher die erste feierliche Procession von der Pfarre St. Ulrich aus dahin geführt, welche nun alljährlich wiederholt wird. Aber auch andere Fromme erschienen bei dem heiligen Kreuze mit Andacht und Vertrauen, selbst die Kaiserin Witwe Elisabeth Christine (geb. 1691, gest. 1750, Mutter Maria Theresia's) besuchte es alle Wochen zweimal von Hetzendorf aus und beschenkte die Kapelle mit einem prächtigen Tabernakel und mit einem selbstgestickten goldreichen Meßkleide. Im Jahre 1761 wurde das Kreuz in die alte Pfarrkirche übertragen und dann später auf dem Hochaltar der neuen, im Jahre 1783 schön und geräumig erbauten Pfarrkirche aufgestellt.

Unter den vielen Gegenständen, die im Türkenlager zurückgeblieben waren, befand sich auch ein hölzernes Kreuz, welches der walachische Fürst Serban II. Kantakuzéno beim Gatterhölzel an jener Stelle aufrichten lassen, wo bisweilen eine Messe gelesen wurde. Vor dem Abzuge der Türken ließ es der Fürst bei seinem Zelt in die Erde verbergen, denn er ahnte bereits den üblen Ausgang der Belagerung. Er stellte daher einen christlichen Gefangenen, Johann Augustin Strohwasser, Regent (Vertreter) des Grafen Questenberg, auf freien Fuß

und entließ ihn nach Neustadt, mit dem Bedunge, daß derselbe, wenn er nach Wien käme, zu Bischof Kollonits gehe und denselben bitte, das Kreuz zu erheben und es an einem solchen Orte aufrichten zu lassen, wo es vom Volke täglich verehrt werden könne. Strohwasser vollführte dies auch, indeß war das Kreuz bereits durch eine Magd, welche im Gattergehölze Holz klauben ging, zufällig aufgefunden und dem Dompropst Johann Baptist Mayer davon Nachricht gegeben worden, worauf es im feierlichen Zuge nach der Stadt geholt und vom Bischof Emerich Sinelius im Bischofhofe verwahrt wurde. Anfangs des Jahres 1684 wurde es an dem Orte, wo es früher gestanden, und in derselben Richtung gegen Wien zu wieder aufgerichtet und zu seiner Bewahrung eine Kapelle darüber gebaut. Im Jahre 1785 kam das Kreuz abhanden, die Kapelle (auf dem Wege von Meidling nach Hetzendorf auf der Anhöhe mitten unter Fruchtfeldern gelegen, alt und halb verfallen) führte aber bis in die neueste Zeit den Namen des Moldauerkreuzes.

Der Kreuzgang in Klosterneuburg bewahrt zwei Grabdenkmäler an gefallene Helden aus jenen verhängnißvollen Tagen, und zwar auf dem Grabe des Freiherrn Karl von Pohland, kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Oberst der Leibgarde, geblieben am 14. September 1683, und dawo die Eingeweide des polnischen Generals Stanislaus Potocki, Starost (Statthalter) von Halicz, der am 14. September blieb, beigesetzt wurden. (Des Letzteren Leichnam ruht in Potock.)

Als die Türken den Ort Liesing verwüsteten, hauten sie auch alle Bäume im Garten des Schlosses (heute Versorgungshaus für Bürger) nieder; nur einen türkischen Haselnußbaum ließen sie, als Product ihres Vaterlandes, stehen. In der Folge zog man diesem Baum von einem Sprößling, den er von der Wurzel getrieben, einen Nachfolger und die beiden befinden sich noch daselbst.

Endlich sind noch einige legendarische Andenken zurückgeblieben. Der Markt Sieghardtskirchen (V. O. W. W.) und besonders die dortige Pfarrkirche wurde von den Türken fast ganz verwüstet; es ist aber noch heute im Pfarrhofe ein gut erhaltenes großes Muttergottesbild mit der Inschrift zu sehen: „Dies Marienbild ist in dem Türkenkrieg Anno 1683 von den Tattern (Tataren) im hiesigen Pfarrhof ganz unverletzt gelassen worden.“ Auch das Marienbild zu Királyfalva (Königshaide) in Ungarn bildet eine solche Erinnerung. Schon seit uralten Zeiten befand sich in der dortigen Kapelle ein Marienbild, und als im Jahre 1683 die Türken Wien belagerten und auch das Preßburger Comitat überzogen, vergoß es, nach dem Zeugnisse des frommen Palatins und Helden Paul Eszterhazy (geb. 1635, gest. 1712), dichte Thränen. Es wurde deshalb feierlich erhoben nach Wiener-Neustadt gebracht und daselbst auf dem Hochaltare der Jesuitenkirche zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. In Királyfalva blieb eine Copie zurück, zu welcher noch immer, selbst aus der Insel Schütt, zahlreiche Wallfahrer strömen.

Im Besitze des kaiserlichen Hofes zu Wien befand sich bis in die neueste Zeit die (bereits Seite 959 erwähnte) Bulawa, d. i. der Marschallstab Sobieski's. Dieselbe wurde aber im Jahre 1871 vom Albert Kronprinz von Sachsen (geb. 1828, seit 1873 König) als Generalfeldmarschall bei dem Truppeneinzuge in Dresden getragen. Es war dieselbe ein ihm von Kaiser Wilhelm gemachtes sinniges Geschenk (Sobieski war nämlich bis dahin der einzige Generalfeldmarschall, den Sachsen je gehabt) und Kaiser Wilhelm hatte sich um die Ueberlassung zu diesem Zwecke an den Wiener Hof gewandt, bei welchem Kronprinz Albert eine sehr beliebte Persönlichkeit war und es als König noch ist, weshalb dem Ansuchen sofort Folge geleistet wurde.

Auf den Entsatz von Wien wurden zahlreiche Medaillen geprägt, die eine Zierde gar mancher schönen Sammlung bilden. Eine der größten und schönsten bringen wir (Seite 969) in Abbildung. Auf dem Avers (Bild-, Haupt- oder Vorderseite) zeigen sich in ausgezeichneter Porträtähnlichkeit die Brustbilder, jener Verbündeten, welche sich um die allgemeine Christenheit so aufopfernd verdient gemacht: des Papstes Innocenz XI. (früher Benedict Odescalchi, geb. 1611, gest. 1689), des Kaisers Leopold I., des Königs von Polen Johann III. Sobieski und des Dogen von Venedig Marc Anton Giustiniani (gest. 1688). Auf dem Revers (Rückseite) befindet sich der mit der dreifachen und der Kaiserkrone gekrönte, Scepter und Lorbeerzweig in der einen, Schwert und Palmzweig in der andern Kralle, auf der Brust das österreichische Bindenschild tragende Doppeladler, der nach aufwärts auf ein in den Wolken schwebendes Kreuz sieht.

Auch lebensvolle Andenken wurden lange Zeit bewahrt, und zwar in der alljährlichen Procession, welche am 12. September aus der Augustinerkirche nach St. Stefan zog, die aber im Jahre 1784 mit der hundertjährigen Abhaltung der Jubelfeier ihr Ende fand. Indeß hat sie in dem Umstande, als zur Messe am Jahrestage viele Andächtige zur Leopoldskapelle pilgern, noch bis heute ihre Fortsetzung gefunden (Seite 952 und 960 bereits erläutert). Ferner gab es ein Volksfest, den sogenannten „Eselritt nach Hernals", das zur Erinnerung an die schmähliche Flucht der Schaaren Kara Mustapha's eingeführt wurde und in einem alljährlich am Tage des Kirchweihfestes abgehaltenen possirlichen Maskenzug bestand. Eine türkische Musikbande machte den Anfang des Zuges. Dieser trommelnden, pfeifenden und bogenstreichenden Schaar folgte paarweise eine Anzahl Christensklaven in zerlumpter Kleidung und mit Ketten belastet, ihnen zur Seite schritten wachehaltend, grimmig blickende Janitscharen mit langen Bärten. Die armen Sklaven hielten den Zuschauern mit bittender Miene Sammelbüchsen entgegen und entlockten den Taschen derselben manche Habe. Aber die Mädchen wichen sehr sorgfältig dieser Abtheilung des Zuges aus, denn wenn es einem der Sklavenwächter gelang, eines davon zu erwischen, so war es mitgefangen, wenn es sich nicht mit einem Kusse loszukaufen beliebte. Nach der Sklavenschaar kam ein Trupp Türken, denen ein Pascha folgte, dessen schwerfällige, dickbäuchige Person im vollen orientalischen Schmucke strahlend, die Zielscheibe des allgemeinen Gespöttes und tausendfältiger Neckerei war; derselbe ritt auf einem Esel, dem größten und stärksten, den man auftreiben konnte, und er hielt sich meist nur mit größter Mühe aufrecht, weil er dem Weine, der ihm aus den Häusern, wo der Umzug vorbeiging, reichlich gespendet wurde, gewöhnlich wacker zusprach. Ein Gefolge berittener Muselmänner und die nachziehende jauchzende Menge beschloß den Zug. (Ein in der k. k. Hofbibliothek befindliches, zu Wien bei Leopold Voigt, akademischer Buchdrucker, im Jahre 1684 gedrucktes Flugblatt, betitelt: „Wer sucht, der findt. Des Tuerkischen Groß-Vizirs Cara Mustapha Bassa Zuruck-Marsch von Wienn nach Constantinopel"; dann ein zweites: „Der elende und schimpfliche Abzug des Türkischen Groß-Veziers aus der Christenheit und des türkischen Hofes und der krumm- und lahmgehauenen Türcken Klags-Geschrey über den so elendgeführten Feld-Zug" tragen beide ein Bild an der Spitze der Verse, vorstellend, wie die jammernden rückkehrenden Schaaren der türkischen Armee, Kara Mustapha auf einem Esel reitend, als deren Anführer, im Constantinopel erscheinen.)

Endlich sollen unsere zweigehörnten Kipfeln (halbmondförmige Gebäcksgattung) aus jenen Tagen stammen. Peter Wendler, bürgerlicher Bäckermeister und Stadtgerichtsbeisitzer, Besitzer eines Hauses in der Grünangergasse (heute Nr. 8, alt 841, das Bäckergewerbe haftete bereits seit 1585 auf diesem Hause), soll mit seinem Weibe Eva, geborene Albrechter (Nachkomme jenes Michael Albrechter, dem die Minenentdeckung im Jahre 1529 zugeschrieben wird,

wie bereits Seite 674 besprochen worden), auf den ebenso patriotischen als humorvollen Einfall gerathen sein, den türkischen Halbmond in einer besonderen Art von Gebäck zu persifliren und so den Wienern Gelegenheit zu geben, denselben ebenso mit den Zähnen zu vernichten, wie sie es gleichzeitig mit den Fäusten auf den Stadtmauern muthig übten. Da zu gleicher Zeit auf dem Stefansthurme an die Stelle des späteren Adlers und Kreuzes ein Kreuz mit einem Halbmond angebracht war, so ertheilte man dem neuartigen Gebäcke den Namen Gipfel oder Kipfel. Diese Form des neuen „Ayrener-Gebäckes“ (so hieß nämlich gewöhnlich das Luxusgebäck, weil demselben Eier beigemischt waren) erwarb sich gar bald Beliebtheit, und der Volksmund nannte den Bäcker selbst den „Ayrener-Kipfelbäcken“ und sein Haus „zum grünen Anger“ das Kipfelhaus.

Den Eigenthümern des Hauses und Gewerbes wurden unter verschiedenen Regenten besondere Gnadenprivilegien und Vorrechte zu Theil, so vom Kaiser Leopold I. 1697, von Josef I. 1705, von Karl VI. 1713, von Maria Theresia 1745. Aus diesem Hause ging thatsächlich die mit Recht berühmt gewordene Wiener Brotbäckerei hervor, es war die Pflanzschule der Kunst, Brot zu backen, die sich dann später auf Frankreich, England, Neapel, Schweden und dgl. weiter verbreitete. (Es widerstreitet die vorstehende Begebenheit auch gar nicht der schon viele Jahrhunderte früher bestehenden Bezeichnung Kifen oder Kifel für eine Wiener Gebäcksform, nur mag diese älteste Benennung auch aus dem altdeutschen Worte Kife, für nage, kaue, entstanden sein.)

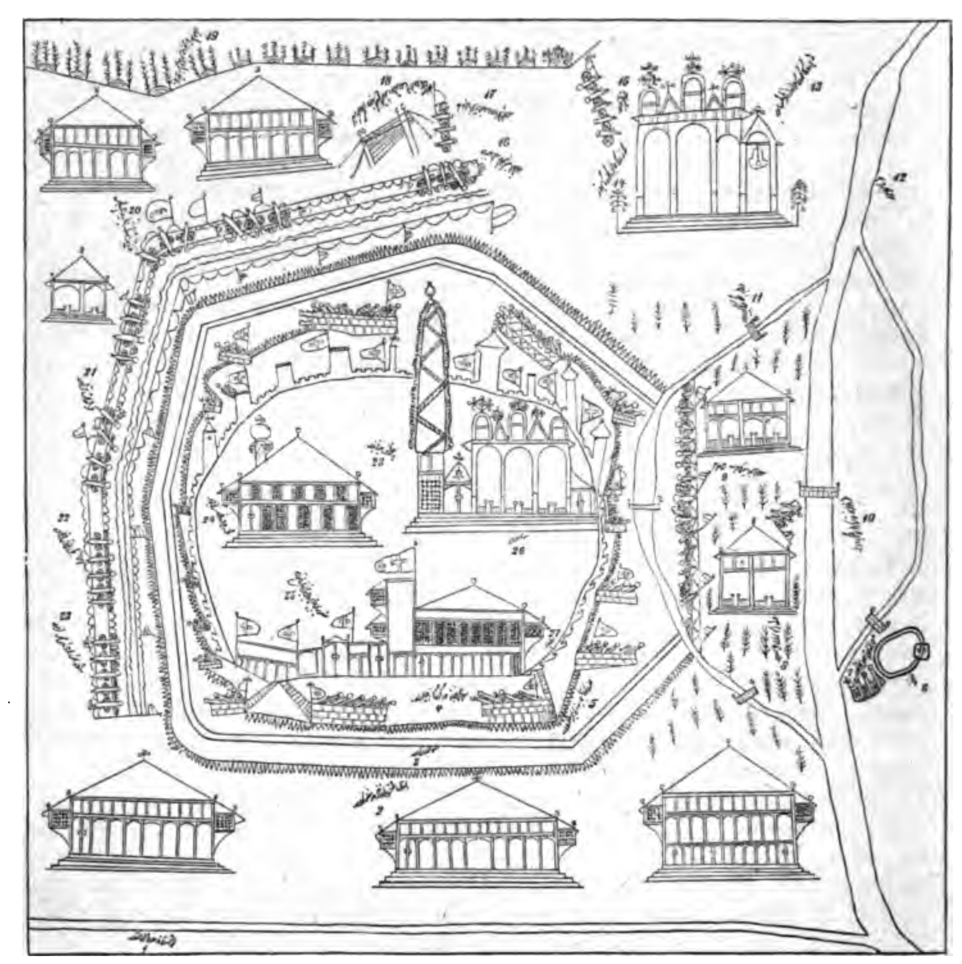
Es erlaubt der Raum unseres Buches nicht, alle die zum Andenken an die Türkenbelagerung verfertigten Ansichten, Pläne u. s. w. in Wort und Bild vor Augen zu führen, so viel auch des Interessanten und Bedeutenden darüber erschienen ist. Aber zweien derartigen Erinnerungen müssen wir, damit die kurzgedrängte Geschichte der Belagerung schließend, denn doch noch Raum gewähren.

Obwohl während der Belagerung von Wien nicht daselbst weilend, verfertigte doch der kaiserliche Oberstlieutenant Leander Graf Anguissola (geb. in Italien 1652, gest. in Wien am 30. August 1720), ein ausgezeichneter Ingenieur, Situationszeichner und Chartograph, unmittelbar nach dem Entsatze der Stadt einen Plan von Wien, auf welchem er alle Belagerungsarbeiten der Türken mit größter Genauigkeit aufzeichnete. Wir fügen (Seite 977) eine Copie dieses sehr interessanten gleichzeitigen Planes bei und geben im Nachfolgenden auch die Erklärung der Ziffern in der Schreibweise des höchst merkwürdigen Zeitbildes.

Der Plan führt die Ueberschrift: „Vienna a Turcis obsessa et Deo dante a Christianis eliberata, — cum Privilegio caesareo sumptibus Authoris Domenico Rosseti sculptore. (Das von den Türken belagerte und mit Gottes Gnade von den Christen befreite Wien — mit kaiserlichem Vorrechte auf Kosten des Verfassers vom Kupferstecher Dominik Rossetti.) Eigentliche Delineation (Grundriß) und Abzeichnung der Belagerung der Kayserl. Residentz-Statt Wien in Oesterreich, wie dieselbe den 14. July 1683 von denen Türken, Tataren, Rebellischen, Ungarn, Walachen, Moldauern und Siebenbürgern unter Commando des Türkischen Groß-Veziers oder Feld-Herrn, Kara Mustapha Bassa genannt, angefangen, und den 12. September desselben Jahres durch Gottes Seegen und der alliirten Christen Entsetzung auffgehebt worden. Bartholomaeo Cammuccio (dieser hatte an der Vertheidigung Wiens theilgenommen) et Leandro Anguissola Authoribis. — Außlegung deren Ziffern: 1. Burg-Pastey. — 2. Löwel-Pastey. — 3. Die Cortina (Courtine, d. i. Verbindungswall) zwischen beiden. — 4. Das Ravelin (Festungs-Außenwerk) in der Mitte. — 5. Die Cortina vor der P. Augustiner Kloster und Kirchen. — 6. Das Bollwerk, der Spanier genannt. — 7. Das Ober-Bollwerk über die Löwel-Pastei, vulgo Cavalier (rundgebogenes Außenwerk) oder Katze. — 8. Das Melker Ravelin oder Ziegel-Schäntzel (kleine Schanze). — 9. Die Melker-Pastey. —

10. Das Schotten-Ravelin. — 11 Die Elend-Pastey. — 12. Das Ravelin, vormals Neuthor. — 13. Das Wasser-Ravelin. — 14. Zwei Pasteyen und die mittlere Cortinen dabei, das neue Gonzagische Werk (Gonzaga-Bastei, 1664 vollendet und zu Ehren des damaligen Stadt-Commandanten so genannt). — 15. Die Biber-Pastey. — 16. Das Juden-Schänzel. — 17. Das Biber-Ravelin. — 18. Die Pastey zur Hollerstauden. — 19. Die Ober-Pastey vor den P. Dominicanern. — 20. Das Stuben-Schänzel. — 21. Die Braun-Pastey. — 22. Das Ravelin im Dachsloch genannt. — 23. Die Wasser-Kunst-Pastey. — 24. Das Carnthner-Ravelin. — 25. Die Carnthner-Pastey. — 26. Der Vogel-Sang (heute Nr. 7, alt 137 auf der Freiung). — 27. Das Ravelin vor denen P. Augustinern. — 28. Arsenal. — 29. Das Burg-Thor. — 30. Das Schotten-Thor. — 31. Das Neu-Thor. — 32. Das rothe (Thurm-) Thor oder der Ober-Fall. — 33. Das Fischer-Thürl. — 34. Der Unter-Fall. — 35. Das Stuben-Thor. — 36. Das Carnthner-Thor. — 37. Die Tiefe im Graben. — 38. Abschnitt, Caponniers (Schießgruben) deren Belagerten. — 39. Bedeckt und verpallissadirte Weg, worunter die Belagerten zu denen Ravelinen — 40. ab- und zu gingen. — 41. Andere Abschnitt deren Belagerten, so sie vor dem Neu-Thor in denen Contrescarpen (Gegenwällen, Außenwerken) gemacht haben. — 42. Das Wasser-Ravelin. — 43. Die Contrescarpen. — 44. St. Stefanskirchen. — 45. Die Abtey zun Schotten. — 46. Das Prediger-Kloster (Dominicaner). — 47. Kaiserliche Burg. — 48. Der Kanal inhalb des Neuen Thores, so aus der Donau zum Arsenal leitet. — 49. Die Schlag-Brucken zur Leopoldstadt. — 50. Der Weg zur Leopoldstadt. — 51. Die Brucken zun Prater. — 52. Bei denen Weißgärbern. — 53. Auf der Landstraßen. — 54. Auf der Wieden. — 55. Auf der Wien. — 56. Auf der Laimgruben. — 57. Das Croaten-Dörffl (nachmalige Spittelberg). — 58. Nach St. Ulrich. — 59. Die Alstergassen. — 60. Die Währinger-Gaß. — 61. Die Roßau. — 62. Der Kaltschmidischen Garten (Flügelhof, jetzt ein Theil der kaiserlichen Stallungen). — 63. Der Rikowitschische Garten (Josefstadt, lange Gasse, mit den Nummern 50 und 48, alt 56 und 57). — 64. Der Rothe Hof (jetzt Auerspergpalais, Auerspergstraße Nr. 1). — 65. Der Türken Laufgräben, welche sie nach ihrer Sprach Meteriss nennen. — 66. Der Anfang der Magistalischen (Magistrale, Wallfassung, Zarge) Linie mit ihren Traversen, so die Türken durchgehends Zischanioly, d. i. zu Deutsch Mauslöcher nennen. — 67. Die Schußlinien an den Ecken der Lauffgräben. — 68. Die mittlere Attaque (Angriff) und erobertes Ravelin. — 69. Allhie hat der Groß-Vezier selbst kommandiret. — 70. Allhie kommandirte der Janitscharen Aga. — 71. Allhie kommandirte Hassan Bassa von Sophien. — 72. Allhie kommandirte Ismael Kihaja Bey. — 73. Attaque zur Burg-Pastey. — 74. Allhie kommandirte der Kara Mehemet Bassa aus Mesopotamien, da aber dieser von den Unserigen ist über den Haufen geschoßen worden, ist ihm succediret (nachgefolgt) Hussain Bassa von Damasco. — 75. Da kommandirte Ismael Czargasy und Kihahad Bey. — 76. Attaque zur Löwel-Pastey. — 77. Da kommandirte Machmet (Mohammed) Bassa von Temeswar; dieser aber starb den 3. September an der rothen Ruhr und succedirte ihm alsobald Hussain Bassa, so vorher Schatzmeister gewesen, auf Türkisch Tefterdar genannt. — 78. Allhie kommandirte Soliman Samsangy Bassa. — 79. Allhier im Trautsonischen Garten hielte sich der Groß-Vezier auf nechst bei der Kapuziner Kirchen unweit St. Ulrich allwo er Löcher in die Mauer — 80. brechen lassen, durch welche er in die Lauffgräben — 81. eintrat, so zweifach beim Rothen Hof — 82. eingeschnitten waren und einer zum Ravelin — 83. der andere zur Löwel-Pastey — 84. führte. — 85. Andere Oerter in denen Lauffgräben zu des Groß-Veziers und anderer Bassen Quartier. — 86. Unterschiedliche Batterien der Türken, sowohl in denen Lauffgräben und Approchen (gedeckte Annäherungsarbeiten), als

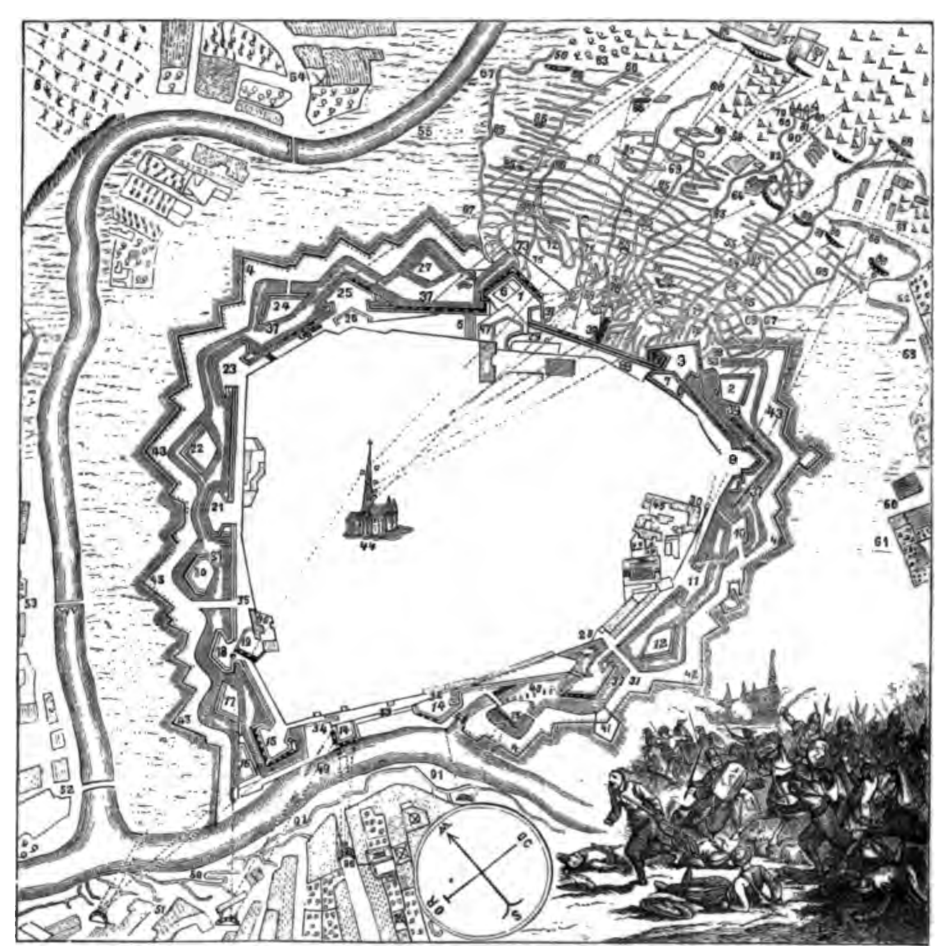
auch auf jener Seiten der Donau in der Leopoldstadt. — 87. Eine türkische Batterie auf den eroberten Ravelin, von welcher der Feind ärgerlich mit Steine in die Stadt schosse. — 88. Zappae oder Galerien. — 89. Neue Minen, so die Türken unter den Cortinen zwischen der Burg- und Löwel-Pastey schon verfertiget haben. — 90. Der Graben, mittelst welche die Türken das Wasser, so von Sanct Ulrich herabrinnt, von ihren Lauffgräben ab und anderwärts deriviret (abgeleitet) haben. — 91. Brustwehr, so die Türken jenseits der Donau in der Leopoldstadt verfertigt haben.



Ein türkischer Plan von Wien 1683. (Seite 977.)

Dieser interessante gleichzeitige Plan giebt nicht nur eine genaue Uebersicht sämmtlicher Festungs- und Vorwerke der Stadt Wien, einen Ueberblick der sie umgebenden Vorstädte und der Darstellung der Belagerungsarbeiten der Türken, welche dieselben nicht mit Unrecht Mauselöcher nannten, da in der That die vielfach verschlungenen Erdgänge nur mit solchen verglichen werden können, sondern es sind auf dem Plane vom Zeichner auch die Abbildungen von fünf Denkmünzen beigefügt, welche unmittelbar nach der Belagerung geprägt wurden. Die erste zeigt die Stadt Wien und darüber das von Genien getragene Porträt Kaiser Leopold's, an der Kehrseite einen Doppeladler, welcher mit seinen Flügeln die Stadt beschützt

und der Sonne zufliegt, während der Halbmond hinter den Bergen untergeht. Drei weitere Münzen zeigen die Porträte des Polenkönigs Sobieski, Starhemberg's und Kara Mustapha's, sämmtlich herzlich schlecht getroffen. Die letzte Münze hat vorne den Doppeladler mit dem Stadt- und Landeswappen unter einem Gottesauge, auf der Kehrseite die Inschrift: „Wien von Tyrken belägert den 14. July mit Hilf Gottes abgetrieben den 12. September 1683". — Endlich enthält die merkwürdige Abbildung in der untern Partie nebst dem Compasse noch eine Dar-



Anguissola's Plan der Türkenbelagerung Wiens 1683. (Seite 975.)

stellung des Entsatzes, bei welcher freilich der gute Wille fast Alles thut, denn wenn wir auch die fechtenden Türken, besonders jene mit der Zipfelmütze, im guten Glauben hinnehmen könnten, so wird uns doch Niemand den Glauben zumuthen, daß der Polenkönig mit der Krone auf dem Haupte in die Schlacht gezogen sei und sich in dieser Kopfbedeckung höchst eigenhändig herumgebalgt habe, wie der alte Zeichner es naiv genug darstellt. Was aber den Plan anbelangt, so wird die Situationsaufnahme der Belagerung durch den Augenzeugen Camucci zur Deutlichkeit der vorangeschickten Erzählung beitragen. Ein ungemein interessantes Gegenstück zu vorbeschriebenem Plane liefert ein Plan der Türken.

Derselbe ist im vollsten Sinne des Wortes ein Curiosum — ein Plan von Wien — Vegij in Ostrikion (Wien in Oesterreich) — sammt dem türkischen Lager, aufgenommen in dem letzteren selbst. Es führt den Namen: „Abbildung der Festung Wien, authentisch dargestellt". — Obgleich die Aufnahme — sie ist im Originale, das sich zu Oedenburg im Privateigenthume befindet und 32 Fuß breit, 33 Fuß hoch ist — mangelhaft geschehen, ja sogar stellenweise die Situation verkehrt ist, im Ganzen auch überhaupt recht kindisch genannt werden muß, so ist sie doch beachtenswerth. Die innere Stadt ist nur mit drei Gebäuden bezeichnet, deren eines, mit einem hohen Thurm versehen, die Stefanskirche (auf dem Bilde Seite 976 mit der Nummer 26 bezeichnet), ein anderes (24) die Burg vorstellen soll. Die Stadt ist von doppelten Mauern umgeben; eine davon ist niedrig, crenelirt (mit Zinnen versehen) und mit Thürmen besetzt, die zweite ist mit Bastionen verstärkt, auf denen sehr viel aufgestelltes Geschütz eingezeichnet ist. Außer den Mauern ist der Stadtgraben (3) und die mit Pallissaden besetzte Contrescarpe (2). Wie im Innern der Stadt, so sind auch die Vorstädte nur durch einzelne phantastisch gestaltete Häuser angegeben, und es ziehen sich von der Wieden (23) bis gegen das Schottenthor (16) große, mit Geschütz besetzte Schanzen. Desgleichen ist eine starke Schanze in der Leopoldstadt (6) gegen die Stadt und eine kleine zunächst der großen Donaubrücke (10) gebaut. Auf den meisten fortificatorischen Werken der Stadt sind Fahnen mit darauf angebrachtem Kreuze aufgepflanzt, jene türkischerseits sind auch mit Fahnen geziert, aber es ist entweder auf denselben gar keine Darstellung oder die eines Säbels ersichtlich. Die Bergeskette des Kahlengebirges (19) ist in ergötzlichst naiver Weise dargestellt. Jenseits der Donau erblickt man die Wolfsschanze (6) mit einer gegen das türkische Lager gerichteten Batterie.

Die in türkischer Sprache gegebenen Erklärungen auf dem Plane lauten auf Deutsch folgendermaßen: 1. Der in den Hauptstrom gehende Fluß. — 2. Die außerhalb des Grabens befindlichen Pallissadenwerke. — 3. Der Festungsgraben. — 4. Die vor Sultan Soliman aufgeworfenen Schanzen. — 5. Die innerhalb des Grabens aufgeworfenen Pallissadenwerke. — 6. Schanzen. — 7. Die Brücke, an der Hussain-Bey ertrank (Brücke über die große Donau). — 8. Der auf der Insel befindliche Garten (die Favorita oder Augarten nämlich). — 9. Das Heer des auf der Insel postirten Hormuz Pascha. — 10. Die über die Donau führende Brücke. — 11. Die auf die Insel führende Brücke. — 12. Der Donaustrom. — 13. Die auf dem Wege, auf dem das Heer marschirte, befindliche Kirche (St. Marx). — 14. Der Platz, auf dem das Heer der Ungläubigen anrückte. — 15. Die Geschütze der Ungläubigen. — 16. Die Heeres-Abtheilung des Defterdar Achmet Beg. — 17. Die gegen das Heer gerichteten Geschütze. — 18. Der Ort, wo der Großvezier, als er den Ungläubigen bei ihrem Anrücken entgegenzog, Platz faßte. — 19. Der Berg, welcher ober der Festung Wien sich befindet (Kahlenberg). — 20. Die Schanzen des Großveziers. — 21. Die Heeres-Abtheilungen des Kara Mustapha Pascha. — 22. Die Heeres-Abtheilung der Janitscharen. — 23. Die Heeres-Abtheilung des Osman Pascha Ibrahim. — 24. Das am Rande der Stadt stehende Gebäude (kaiserliche Burg). — 25. Die Planbezeichnung: Abbildung der Festung Wien, authentisch dargestellt. — 26. Kirche (St. Stefan). — 27. Kloster. — 28. Gebäude.

Wenn man nun diesen im Originale in bunten Farben ausgeführten Plan sammt Zeichnung und Erklärungen betrachtet, zeigt sich vor Allem darauf ein schwerer topographischer Fehler — die Zeichnungen und Erklärungen zunächst des Donau-Ufers sind an der geradezu entgegengesetzten Seite angebracht; denn 6. die Wolfsschanze; 7. die Brücke über die große Donau und 8. die Favorita (Augarten) gehören hinauf, an Stelle 13, dagegen diese letztere (Kirche zu St. Marx)

gehört dafür herab. — Nun, das gehört auch zu der Curiosität, damit sie vollkommen wird.

Höchst werthvolle bildliche Andenken sind ferner die Lang-Ansichten, so wie der große, im Besitze des Stiftes Heiligenkreuz befindliche Plan von Wien 1684 von dem kais. Hauptmann und Ingenieur Daniel Suttinger (richtiger Sottinger, geb. zu Penig in Sachsen am 5. October 1640, gest. in Dresden als kurfürstlich sächsischer Hauptmann um 1690.) Derselbe schnitzte aus Holz auch eine plastische Darstellung Wiens für den Kaiser. Der Plan bildet das Bindeglied zwischen dem des Bonifaz Wolmuth (1547) und dem des Ingenieurs Leander Anguissola (aufgenommen 1706). Nicht minderes Interesse nimmt in Anspruch die Vogelperspectiv-Ansicht von Wien des Folpert van Allen (Landschafts- und Architecturmaler, kais. Kammermaler, geb. zu Utrecht am 10. September 1635, gest. zu Wien im Kuefstein'schen Haus am Bauernmarkt am 27. December 1715). Dieselbe ist von den Höhen hinter der Währingergasse aufgenommen und besteht aus neun großen Blättern von beiläufig zwei Fuß Breite und einem Fuß Höhe. Sie führt den Titel: „Abriß der kayserl. Residenzstadt Wienn wie selbe von der Belagerung und darauff erfolgten Abbruch eines Theils ihrer Vorstädte gestanden." Der Name des Kupferstechers ist Josef Mulder aus Amsterdam.

Besonders rühmend für Oesterreichs Topographie müssen die Arbeiten des Geographen Pfarrer Georg Matthäus Vischer (geb. zu Wenns in Tirol am 22. April 1628, gest. in Wien um 1695) hervorgehoben werden. Seine Topographie von Niederösterreich (1672 in Kupfer gestochen) enthält die Abbildungen und die Beschreibung aller Städte, Klöster und Schlösser, „wie sie anietzo stehen in dem Erzherzogthumb unter Oesterreich"; das Werk ist in die vier Viertel abgetheilt und mit vollem Rechte nennt es der Verfasser selbst ein Werk voll Mühe, Beschwerlichkeit, Zeit und Fleiß. Man lernt daraus das damalige Aussehen einer großen Zahl von Ortschaften um Wien kennen. Vischer verfertigte auch eine Ansicht der Stadt Wien, 1675, von Westen angesehen nach Osten hin, in ihrer ganzen nach dieser Seite sichtbaren Ausdehnung, von der Löbl-Bastei mit der nahen Schottenkirche, bis zur Stubenthor-Bastei mit der damaligen Jesuiten- (heutigen Universitäts-) Kirche. Vischer war eine in weiten Kreisen gefeierte Persönlichkeit und genoß auch in Wien, wo er sich nicht nur öfter bei allerlei Verhandlungen mit den niederösterreichischen Landständen und dem Magistrate aufhielt, sondern sich auch vom Jahre 1687 an als Mathematiker der Edelknaben einer bleibenden Anstellung am kaiserlichen Hofe erfreute, großer Achtung. Sein Bildniß (Seite 984) zeigt ihn im Alter von 56 Jahren; die scharf ausgeprägten Züge verrathen Verstand und willenskräftigen Ernst; die im Zuge des Mundes etwa wahrnehmbare Strenge erhält aber durch den Ausdruck des Auges unverkennbar einen Anflug von Gutmüthigkeit, ja selbst von Humor. Die Umschrift enthält in den (lateinischen) Worten: „Das wahre Bild des sehr ehrwürdigen und sehr gelehrten Herrn Georg Matthäus Vischer, eines sehr berühmten Mathematikers", den Ausdruck rühmender Anerkennung.

Begebenheiten am Schlusse des Jahrhunderts.

Kaum war die drohende Türkengefahr vorüber, als auch bereits wieder eine emsige Thätigkeit begann. Die Festungswerke wurden ausgebessert und der von den Türken durchwühlte Raum vor denselben planirt, wobei als strenge Regel aufgestellt

wurde, in der Entfernung von 600 Schritten von der Mauer kein festes Gebäude zu errichten. Es erhoben sich ferner die Vorstädte wieder aus dem Schutte und nicht nur die zerstörten Kirchen wurden wieder hergestellt, sondern es entstanden mehrere neue. Im Jahre 1675 wurde das Kloster der Kapuziner in St. Ulrich und auf Kosten des Stadtrathes der Klagbaum neu erbaut; 1686 legte der Bischof von Wien, Ernst Graf Trautson (geb. 1633, gest. 1702, Verfasser des sogenannten „Trautson'schen Manuscriptes", das ist einer Sammlung aller in Wien befindlichen Grabdenkmäler), den Grundstein zur Mariahilferkirche, und im gleichen Jahre ließ dieser Kirchenfürst am 14. September den Halbmond vom Stefansthurm herabnehmen und dafür ein spanisches Kreuz anbringen. Im Jahre 1687 wurde die Carmeliterkirche zu St. Josef auf der Laimgrube erbaut, 1690 die Schottenkirche, welche seit dem Brande beim Beginn der Belagerung in Trümmern lag, hergestellt, 1692 die Kirche der Barmherzigen Brüder und ferner, zur Verhinderung der immer mehr um sich greifenden Bettelei, ein Arbeitshaus in der Alservorstadt erbaut; 1695 wurde das Kloster der Trinitarier in der Alservorstadt gegründet, 1698 kamen die Piaristen nach Wien und erhielten Kirche und Collegium in der Josefstadt. Auch wurde die stark beschädigte Servitenkirche, in welcher die Türken auf den Altären gekocht und diese in Brand gesteckt hatten (noch 1863, als der Musikchor vergrößert und die neue Orgel aufgestellt wurde, stieß man auf verkohlte Dielen und Pfosten), wieder erneuert und man führte die beiden Thürme auf.

Es wurden aber auch sonst zum Erblühen der Stadt erhebliche Anstrengungen gemacht. Vom 5. Juni 1688 schreibt sich die erste Beleuchtung der Stadt durch öffentliche Laternen her, um welche sich der niederösterreichische Statthalter Johann Quintin Graf Joerger (geb. 1624, gest. in Wien am 17. Februar 1705, in seinem Hause, Teinfaltstraße Nr. 3, alt 64, welches das Volk insgemein nur das „Lichterhaus" nannte) hochverdient machte. Diesem unermüdlich thätigen Mann verdankt Wien auch eine verbesserte Feuerlöschordnung, genaue Vorschriften zur Pflasterung und Reinhaltung der Straßen, eine Marktordnung und die Regelung des 1694 zum Staatsmonopole erklärten Tabakverkaufes, zu welchem Zwecke ein eigenes Tabakapalto (Pacht der Gefälle) geschaffen wurde. Auch für den Unterricht wurde rege Sorge getragen. Im Jahre 1690 errichteten die drei oberen Stände eine Akademie in der Alservorstadt zur Erziehung der adeligen Jugend; 1695 ertheilte der Kaiser der Mehlgrube am Neuen Markt die Quartierfreiheit und 1698 erließ er ein Burgfriedensprivilegium, worin die Grenzen des Stadtgebietes genau festgestellt wurden. Mit dem Unterrichte befaßten sich auch die im Jahre 1660 erschienenen Ursulinerinnen, denen 1675 ihr jetziges Kloster mit Kirche verschafft wurde. Der Neubau erfolgte 1745, und von der Eröffnung am 11. October 1675 an bis heute beläuft sich die Zahl der von den Ursulinerinnen unterrichteten Schulmädchen circa auf einmalhunderttausend.

Im Jahre 1695 hatte sich auch der Besitz des Stiftes Schotten vermehrt. Es erkaufte die in Wien gelegenen sogenannten Neudegger Lehen, und eine eigene Marksäule vor dem Burgthore am Glacis bezeichnete den Punkt, von welchem die aus dieser Belehnung (bestätigt 1826 und 1833) entstandenen Besitzungen der Herrschaft Schotten ausgingen. Sie zeigte die Richtung an, innerhalb welcher diese Besitzungen links den Spittelberg hinauf bis gegen die Mariahilferstraße und rechts durch die Rofrano- (heutige Lerchenfelder-)Straße, dem Altlerchenfelde vorbei in das Schottenfeld sich erstreckten. Die Marksäule stand auf zwei großen steinernen Stufen und einem viereckigen steinernen Würfel mit einem hohen steinernen Schaft und war oben mit einer über alle Alleebäume des Glacis hervorragenden Muttergottesstatue geziert. Bei der durch den Aufbau des 1824 vollendeten neuen Burgthores bedingten Umlegung der Alleen zeigte sich aber, daß die Passage für das Publikum durch die zu weit in die Allee eingreifenden Stufen beirrt werde und

daß die Statue selbst der neuen Allee-Anlage die Kehrseite bieten würde, und so stellte die Regulirungscommission den Antrag, den Standpunkt derselben zu verändern. Darauf ließ Abt Andreas Wenzel (geb. 1759, gest. 1831) die Grenzsäule aus Gußeisen verfertigen und dieselbe mit der Muttergottes-Statue „Unserer lieben Frau zu den Schotten" zieren. Das Modell verfertigte Professor Johann Schäller (geb. 1777, gest. 1842), die Ausführung übernahm die rühmlich bekannte altgräflich Salm'sche Eisengußfabrik zu Blansko in Mähren nach dem Entwurfe des k. k. Hofbaurathes Peter Nobile (geb. 1774, gest. 1854). Das Monument aus schwarzem Gußeisen hieß im Volksmunde nur die „schwarze Muttergottes". Bei der Neugestaltung der Ringstraße wurde diese Statue in den Garten des Stiftes Schotten versetzt.

Die Regierungsepoche des Kaisers Leopold I. hat auch viele Stiftungen aufzuweisen, darunter sind vornehmlich erwähnenswerth die des berühmten kaiserlichen Leibarztes und Gelehrten, Dr. Johann Wilhelm Ritter von Mannagetta (geb. in Wilhelmsburg am 1. Mai 1588, gest. in Wien am 31. Mai 1666, begraben in der Stefanskirche), welcher sein in der Kärntnerstraße befindliches Haus (heute Nr. 9, alt 904, beschildet zum „silbernen Becher"), seine bedeutende Bibliothek und 110.000 Gulden zu einem Fideicommisse, auf ewige Zeiten für die männliche Nachkommenschaft seiner Brüder und der Mannagetta'schen Töchter widmete; ferner die des berühmten Mineralogen und Chemikers Johann Konrad Richthausen, Freiherrn von Chaos (geb. zu Wien am 27. November 1604, k. k. Hofkammerrath und Oberster Kammergraf der ungarischen Bergstädte, gest. zu Schemnitz am 25. Juli 1663), welcher für die Armen und für vermögenslose Jünglinge, deren Eltern verstorben waren, eine Erziehungsanstalt gründete, in der sie zu rechtschaffenen Männern gebildet würden. Er errichtete daher für solche ein weitläufiges Gebäude am Bürgerspital in der Stadt (Kärntnerstraße Nr. 1043 alt) und ein solches an der Laimgrube (nachmalige Militärakademie). Im Jahre 1754 wurden die Chaos'schen Stiftlinge in die Währingergasse versetzt, 1767 kamen sie aber in das Waisenhaus auf dem Rennwege; 1785 kam die vereinigte Stiftung in das spanische Spital (heutiges k. k. Waisenhaus auf dem Alsergrund).

Bei der Religiösität des Kaisers Leopold I. und der gesammten kaiserlichen Familie konnte es auch nicht fehlen, daß dieselben einen besonderen Cultus der heiligen Maria weihten. Zeugniß davon giebt noch heute das Gnadenbild Maria von Pötsch (Boccs) in der Stefanskirche. Dieses in byzantinischer Manier verfertigte Bild (sogenannte „schwarze Muttergottes", von der dunkelbraunen Hautfarbe des Fleisches) ließ im Jahre 1676 ein ungarischer Bauer, Namens Cigri, auf einer hölzernen Tafel mit beigesetzten griechischen Buchstaben (bedeutend: die Mutter Gottes, Jesu Christi) malen. Da es ihm aber zu theuer war, kaufte es ein gewisser Lorenz Hurta und schenkte es der griechisch-katholischen Kirche zu Pötsch, einem Dorfe der Erlauer Diöcese in Ungarn. Hier blieb es mehrere Jahre unbeachtet, bis es am 4. November 1696 durch die vielen Thränen, welche aus den Augen dieses marianischen Bildes flossen (weshalb es auch den Beinamen „die weinende Muttergottes" führt) und die zuerst von dem Bauer Michael Cöry bemerkt wurden, nicht allein die Aufmerksamkeit vieler Tausende auf sich zog, sondern auch zum Gegenstande der innigsten Verehrung wurde, welche durch die Verbreitung von vielen, auf die Fürbitte Mariens geschehenen Wunder immer mehr erhöht wurde und sich bis in die weiteste Ferne verbreitete. Da sich die Thränen bis zum 8. December öfters wiederholten, konnte es nicht fehlen, daß sich die Anzahl der Zeugen sehr vermehrte, und bald wurden deren 56 namentlich aufgeführt, Geistliche und Weltliche, Vornehme und Niedrige. Der kaiserliche Kämmerer, Feldmarschall-Lieutenant, Oberst

eines Kürassier-Regiments und General-Commandant von Ungarn, Graf Johann Andreas von Corbelli (geb. in Padua 1647, gest. in Wien am 12. Mai 1704, begraben bei den Carmelitern auf der Laimgrube), stellte als Augenzeuge ein schriftliches Zeugniß aus, dem sich eine große Anzahl Personen, darunter die Oberstlieutenants Graf Sternbild und Marchese Jakob Cusani, mehrere Hauptleute und Lieutenants, 300 Soldaten des Mümpelgard'schen Regiments, viele Protestanten, ja selbst ein Türke anschlossen. Dieser Letztere und der protestantische Lieutenant Georg Crompuch bekehrten sich sofort zur katholischen Religion.

Im Jahre 1697 wurde dieses Bild von Pötsch durch den Abt zu Tapolcs, Graf Emerich Czaky, nach Wien überbracht und in dem kaiserlichen Lustschlosse Favorita (heutigen Theresianum) auf der Wieden aufgestellt, am 7. Juli von da aus in die kaiserliche Hofkirche zu den Augustinern übertragen. Hier schmückte es die Kaiserin Eleonore Magdalena Theresia mit einer diamantenen Rose und benannte das Bildniß „Rosa mystica" (die geheimsinnige Rose). Hierauf wurde es in einer feierlichen Procession unter Begleitung einer sehr zahlreichen Geistlichkeit, des Kaisers und der Kaiserin selbst nach St. Stefan übertragen und allda auf einem eigenen Altar, neben der Schatzkammer zur öffentlichen Verehrung aufgestellt. Nachdem es hier durch vierzehn Tage geblieben, während welcher Zeit die kaiserliche Garde bei dem Altare als Ehrenwache stand, wurde es wieder nach der kaiserlichen Favorita gebracht. Da aber sämmtliche Gemeinden Wiens wetteiferten, dasselbe in ihren Pfarrkirchen zu verehren, so wurde es bald in den meisten Kirchen Wiens durch einige Tage ausgestellt, bis es endlich am 1. December aus der Pfarrkirche von Sanct Ulrich wieder in die Metropolitankirche zu St. Stefan übertragen und daselbst auf den Hochaltare über dem Tabernakel aufgestellt wurde, allwo es bis zur Stunde von den Gläubigen verehrt wird. (Bild Seite 992.) Das Fest der Uebertragung des Gnadenbildes im Jahre 1697 wird unter dem Namen „Maria Pötsch" am Tage nach Maria-Empfängniß (9. December) gefeiert und zur Erinnerung an den 4. November 1696, an welchem Sonntage die ersten Thränen am Bilde sichtbar gewesen, wird seit der Zeit alljährlich an diesem Tage ein feierliches Hochamt gehalten. Das Volk verehrt diese Madonna als „Retterin für Schwerkranke" und stets brennen zahlreiche Wachskerzen vor ihr, knieen andächtige Beterinnen dort.

Es muß an dieser Stelle auch des Hochaltars der Stefanskirche (Bild Seite 993) gedacht werden. Dieses (bereits Seite 868 besprochene) Meisterwerk wurde 1640 vom Bildhauer Johann Jakob Bock verfertigt. Das Altarblatt, vorstellend die Steinigung des heiligen Stefan, malte der Bruder des Bildhauers, Tobias Bock, auf zusammengelötheten Zinntafeln, um zu vermeiden, daß ein Leinwandgemälde Falten wirft, oder ein Holzbild Risse bekommt.

Bevor wir die Wiener Geschichte im 17. Jahrhundert schließen, müssen wir etwas eingehender eines Mannes gedenken, dessen Volksthümlichkeit bis heute unverwüstlich geblieben — des Augustiners Pater Abraham a Sancta Clara. Geboren zu Krähenheimstetten in Schwaben am 4. Juli 1642 von schlichten Bürgersleuten und auf den Namen Ulrich Megerle getauft, entwickelte er schon in seinen Knabenjahren viel Wißbegierde und Talent, vollendete seine ersten Studien in Baiern, begab sich dann 1658 nach Salzburg in das Seminar und kam endlich 1660 nach Wien, woselbst er in das Kloster der Augustiner Barfüßer zu Maria Brunn (dem berühmten Wallfahrtsorte) aufgenommen und 1662 Priester in demselben Orden wurde. Bald wurde er berühmt durch seine kernigen, reich mit Humor gewürzten Predigten und Aussprüche — so z. B. das geflügelte Wort: „Beatus vir, qui habet multum Silberg'schirr!" (Ein beglückter Mann, der viel Silbergeschirr sein eigen nennt!) wie er sich gegen einen seiner Verehrer, den reichen Steinmetzmeister David Köhl, äußerte, als er bei demselben zu Mittag speiste —

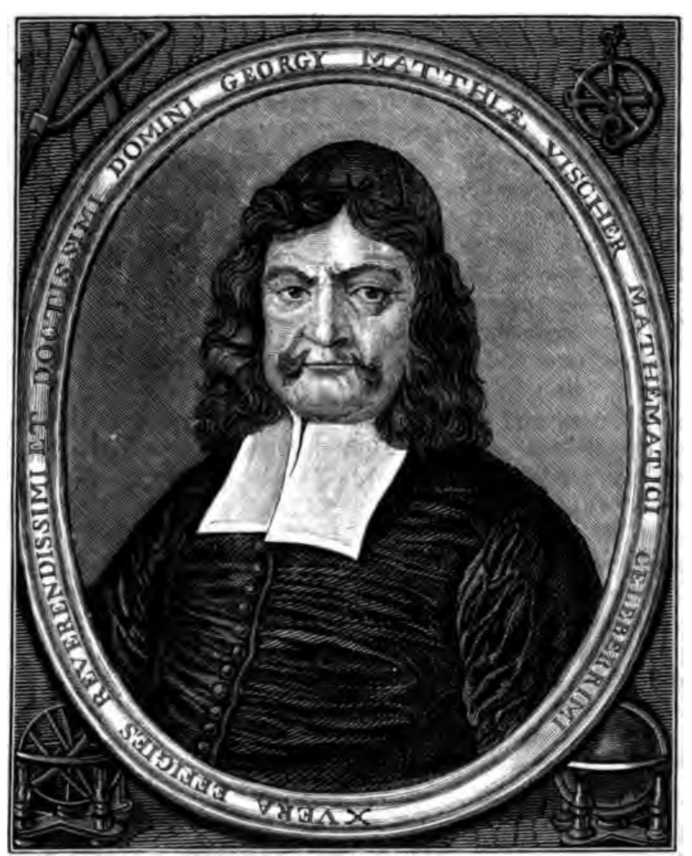
und er erhielt die Bezeichnung „Pater Fabelhanns", womit jedoch nicht die mindeste spottende oder herabwürdigende Idee verbunden, sondern ein Mensch gemeint war, der viel anmuthige Geschichten zu erzählen weiß. Im Jahre 1663 wurde er Doctor der Theologie, dann Festtagprediger im Kloster zu Taxa, ging aber schon 1665 wieder als Prediger nach Wien zurück.

Nun bestieg er die vorzüglichsten Kanzeln in den Kirchen der Stadt und Vorstädte. Bei seinen Vorträgen versammelten sich jederzeit eine Masse von Zuhörern aus allen Ständen und selbst das Landvolk strömte häufig herbei, um seinen geliebten „Pater Fabelhanns" predigen zu hören. Pater Abraham wurde 1666 nach Graz übersetzt, wo der Orden damals eben ein Kloster besaß; es hatte sich jedoch sein Ruhm schon so sehr ausgebreitet und seine Predigten waren bereits auch in höheren Kreisen so beliebt geworden, daß ihn 1669 Kaiser Leopold I. nach Wien zurück berief und ihn zu seinem Hofprediger ernannte, ein Amt, welches er auch unter dem Nachfolger dieses Monarchen, dem Kaiser Josef I., mit Ruhm und Ehre bekleidete. In diesem Wirkungskreise leistete er ungemein Ersprießliches. Sein Humor gab ihm gewissermaßen zugleich die Rechte eines lustigen Rathes, er bediente sich jedoch desselben nur, um allen Ständen nützliche, mitunter auch kernige Wahrheiten zu sagen, die sie von einem Andern nicht leicht ertragen haben würden. Sein Witz war unerschöpflich, und die ernsthaftesten Stellen seiner Reden besitzen ein oratorisches Feuer, um welches ihn viele der gepriesensten Redner beneiden mochten. In den mannigfachsten Wendungen und Einkleidungen zeigte sich die Sicherheit seines Styles, den wir noch in seinen Schriften bewundern. Aber nicht allein mit Wort und Schrift, sondern auch mit der That selbst wirkte er zum Besten seiner Mitmenschen. So z. B. als es den Bewohnern der Umgegend des Klosters bereits unleidlich wurde, daß sich dort der Schweinmarkt (heute Lobkowitzplatz) befand, und alle Gegenvorstellungen an der Macht des Herkommens scheiterten, griff Pater Abraham im Jahre 1675 die Sache energisch und mit dem gehörigen witzigen Nachdrucke an, dem Magistrate eine Bittschrift überreichend, worin er sagte, „daß die Geistlichen wohl gerne mit dem heiligen David, nicht aber mit E Sau psalliren (Psalmen singen) möchten", worauf sofort der Schweinmarkt vor das Kärntnerthor verlegt wurde.

Seit sich Pater Abraham Oesterreich zum neuen Vaterlande erkoren hatte, war er mit Leib und Seele Oesterreicher, dem Kaiserhause, das ihm Schutz gewährte und einen ehrenvollen Wirkungskreis anwies, mit unerschütterlicher Treue und Dankbarkeit ergeben, wie er auch der Kaiserstadt seine Liebe und Anhänglichkeit in jeder Gefahr und Noth bewies. In seinem Kloster wurde er nach und nach zum Pater Spiritualis (Seelsorger), zum Lector (Vorleser, Sprachlehrer), zum Procurator (Anwalt) und Provinzial (Klostervorsteher des Bezirkes) erwählt, 1689 wurde er Prior-Provinzial, 1692 Definitor (Bestimmer, Mitvorsteher) seiner Ordensprovinz. Pater Abraham's liebenswürdige Eigenschaften als Mensch, seine ausgezeichneten Kenntnisse, seine Treue und Wahrheitsliebe hatten ihm trotz seines unerschrockenen Freimuthes das ganze Vertrauen und die Gunst der beiden Monarchen erworben. Trotzdem er in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts schon zu kränkeln anfing, ja von 1706 an nur selten mehr seine Zelle verlassen konnte, blieb er doch ununterbrochen beschäftigt. Nachdem er 67 Jahre gelebt, seine Berufspflichten durch volle 49 Jahre mit unermüdlicher Thätigkeit, mit seltenem Geschicke und frommer Heiterkeit erfüllt, mehr als 1000 Predigten gehalten, seinen Mitchristen zahllose Liebesdienste erwiesen, dem Orden mit unerschütterlicher Treue und Aufopferung gedient und durch seinen tadellosen Lebenswandel und sein seltenes Rednertalent sich die Liebe und Hochachtung Aller im höchsten Grade erworben hatte, starb er ruhig und sanft in seinem Kloster (Augustinergasse 7, alt 1158) zu Wien am 1. December 1709. Sein Leichnam wurde in der Todtenkapelle zu St. Loretto

der Augustinerkirche beigesetzt. Seine Werke, unter denen besonders: „Merk's Wien", „Lösch Wien", „Reim' Dich oder ich lies' Dich", „Judas der Erzschelm", „Abrahamisches Gehabdichwohl", „Heilsames Gemisch Gemasch", „Wohlangefüllter Weinkeller", „Huy und Pfuy der Welt" u. s. w. noch heute gerne gelesen werden, bekunden den ungewöhnlichen Geist dieses hochzuehrenden Mannes. *)

Im Jahre 1874 erhielt die Stadt Wien von dem Reichsraths-Abgeordneten, Doctor der Theologie, Abbé Giovanni Baron de Prato (geb. Trient am 29. October 1812, Publicist), ein ausgezeichnetes Geschenk — das Original-



Georg Matthäus Vischer, Topograph. (Seite 979.

porträt des berühmten Paters Abraham a Sancta Clara, welches wir hier (Seite 985) in Nachbildung liefern. Baron de Prato erhielt das Original im Jahre 1837 bei jener Gelegenheit, wo das Inventar des ehemaligen, von Kaiser Josef II. 1782 auf den Aussterbe-Etat gesetzten Augustinerklosters in Folge des Todes des letzten, den Titel Prior führenden Mönches zur Versteigerung kam. Damals wurden auch die Schriften des Archives (darunter der gesammte Nachlaß an Manuscripten des Paters Abraham) centnerweise als Maculatur verkauft und, auf Wägen geladen, in die Stampfe und zum Käsehändler geführt. Welche literarischen Schätze mögen da zu Grunde gegangen sein!!

*) Moriz Bermann's „Oesterreichisches Biographisches Lexikon" (1851) enthält sehr Ausführliches über Pater Abraham.

Kaiser Leopold residirte auch seit 1684 wieder in Wien, und die prachtvolle Hofhaltung, wenngleich sie im Gegensatze zur gleichzeitigen des französischen Königs Ludwig XIV. noch immer einfach und ganz unvergleichlich sittlicher war, gab den Wienern viel zu schauen. Dazu trugen nicht wenig die Besuche gekrönter Häupter, sowie die Botschafter der verschiedenen Mächte bei, welche bei dem stets reger sich entwickelnden politischen Verkehre von allen Seiten in Wien eintrafen und im Glanz wetteiferten. Unter diesen Besuchen fremder Herrscher ist unstreitig der wichtigste der des Regenten von Rußland. Czar Peter I. der Große traf nämlich am 26. Juni 1698 in Wien ein und nahm in dem eigens für ihn eingerichteten Königsegg'schen Palaste in Gumpendorf (heute Bezirk Mariahilf,



Pater Abraham a Sancta Clara. (Seite 984.)

Gumpendorferstraße Nr. 76, Kaserngasse Nr. 1, alt 395) seine Wohnung. Ihm zu Ehren fand jene berühmte „Kaiserliche Wirthschaft" (Maskenfest, wo das Kaiserpaar als Wirth und Wirthin, die geladenen Cavaliere und Damen als Bauern aller Nationalitäten u. dgl. erschienen) statt, bei welcher der Czar als friesländischer Bauer auftrat, dem im Verlaufe Kaiser Leopold den Toast ausbrachte: „Der Wirth zum schwarzen Doppeladler bringt Dir die Gesundheit des Czars von Moskau!" Alsbald sprang der Czar auf, nahm ihm den Pokal aus der Hand, trank ihn auf einen Zug aus und sagte in recht gutem Deutsch: „Ich kenne den Czar von Moskau in- und auswendig! Er ist dem römischen Kaiser so ergeben, daß, wenn auch pures Gift in diesem Becher wäre, er ihn doch flugs austrinken würde!" Dabei wollte er dem Kaiser das Glas wieder überreichen, aber dieser gab es mit der scherzhaften Bemerkung zurück: „Da mir nichts im Glase gelassen worden, so mag ich es auch nicht und will es hiermit dem Bauer geschenkt haben." Der Czar nahm es mit Dank und Freude an, versichernd, „daß, so lange er lebe,

sein Herz beim Anblicke dieses Pokals Ihre kaiserliche Majestät zu Diensten stehen solle". — Der Czar besichtigte alle Merkwürdigkeiten von Wien und Umgebung, hielt sich einige Tage zum Curgebrauche auch in Baden auf und verweilte in Wien bis zum 30. Juli, wo ihn die Nachricht von einem Aufstande in Moskau in die Heimat rief.

Von Aufsehen erregenden Vorfällen in der hohen Gesellschaft ragen besonders hervor: die Ermordung des kaiserlichen Kammerherrn Grafen Ferdinand Leopold von Hallweil, beim Volke unter der Bezeichnung „der schöne Kämmerer" allgemein geachtet und beliebt, am 10. August 1696 durch den Pracht und Verschwendung liebenden portugiesischen Gesandten, Karl Josef Procop Fürst von Ligne, Marquis von Aronches (geb. 1661, gest. 1713, er fiel in Venedig durch die rächende Hand von des Grafen Bruder); dann die Entführung der 22jährigen Prinzessin Juliana Barbara Rakoczy (Tochter der berühmten Helene Zrinyi mit Franz Rakoczy; geb. 1669, gest. 1717), welche im Ursulinerkloster erzogen wurde, durch den kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenant Ferdinand Gobert Graf Aspremont (geb. 1643, gest. 1708), der sich 1691 heimlich mit ihr trauen ließ.

IX. Buch.

Wien im 18. Jahrhundert.

Das erste Neu-Wien unter Karl VI.

Der Beginn des 18. Jahrhunderts brachte neue Verwicklungen in der Stadt- wie Staatsgeschichte. In ersterer Hinsicht wurde Wien durch einen dreifachen Mord, den ein einundzwanzigjähriger Fleischhauerknecht, Namens Hanns Georg Wagner, am 13. Januar 1700 beging, in Alarm gesetzt. Erst nach längerer Untersuchung wurde der Thäter entdeckt und nach der Sitte der Zeit erlitt derselbe die durch Zangenzwicken und Riemenschneiden verschärfte Todesstrafe durch das Rad. Der Fall ist darum besonders interessant, weil er der älteste ist, bei welchem ein sogenanntes gedrucktes „Urtel“ (Urtheil) ausgegeben wurde, nämlich ein gedrucktes Flugblatt mit Erzählung der Mordthat und Anführung der Verurtheilung, welches unmittelbar nach der Execution in den Gassen verkauft wurde, ein Gebrauch, der sich in Wien seitdem durch beinahe 150 Jahre erhalten hatte. Gefährliche Dimensionen nahm im gleichen Jahre ein Tumult an, gerichtet gegen Person und Habe des kaiserlichen Oberkriegs- und Hoffactors Samuel Oppenheimer (geb. in Heidelberg 1631, gest. in Wien am 9. Mai 1703), Armee-Lieferant, Gründer des Israelitenspitales in der Roßau, ein Mann, der durch treuen Diensteifer das Heer wiederholt vor drohender Noth gerettet hatte und besonders vom Prinzen Eugen hochgeschätzt war. Der Streit entspann sich auf einer Bank vor dem Bierkeller (das Rauchfangkehrer-Bierhaus genannt, Freisingergasse Nr. 7, alt 608), welcher dem Wohnhause des Hoffactors (Freisingergasse Nr. 6, alt 577) gegenüberlag, zwischen Rauchfangkehrergesellen und Italienern, welche die am ebenerdigen Fenster des Oppenheimer'schen Hauses erscheinenden Juden verhöhnten und ihnen drohten. Immer größer wurde das Gelärme und die Zuschauermenge, bis endlich die sich immer mehr erhitzende Menge gegen das Haus des Juden drang, das Thor einsprengte und eine Fluth von Pöbel sich in die Räume ergoß, dort Alles plündernd und vernichtend, was vorfindig war. Der Schaden war ein ungeheurer, fast unersetzlicher und ging in die Millionen, da alle Geschäftsbücher zerfetzt, alles vorfindliche Werthvolle und Geld zum Fenster hinausgeworfen wurde. Nur mit Mühe retteten die Insassen ihr Leben. Abends wiederholte sich der Krawall, Militär mit Kanonen mußte ausrücken, bis es gelang, den Aufruhr zu unterdrücken. Als man nun gar des Nachts die wüthendsten Rädelsführer, zwei

Rauchfangkehrer- und einen Schwertfegergesellen aus den Betten holte, sie auf's Stadtgericht brachte, wo ihnen sofort das Todesurtheil gesprochen wurde, so daß am nächsten Morgen der zagende Pöbel sie bereits an den Fenstergittern des arg verwüsteten Hauses hängen sah, welche warnende Sühnzeichen bis Sonnenuntergang daselbst verblieben, hatte der Tumult sein gänzliches Ende erreicht. Wohl gelangte in den nächsten Tagen in Folge öffentlichen Aufrufes, alles Geraubte gegen Zusicherung vollkommener Straflosigkeit zum kaiserlichen Stadt- und Landgerichte zu bringen, sehr Vieles wieder in Oppenheimer's Hand, aber der unersetzte Schaden betrug dennoch mehrere hunderttausend Gulden.

Der politische Horizont überzog sich bald mit drohenden Wolken. Am 1. November 1700 war mit dem Tode Karl's II. von Spanien die Linie der spanischen Habsburger erloschen, und Leopold war entschlossen, das Näherrecht seines Hauses gegen das zu Gunsten des Bourbonen Philipp erschlichene Testament mit den Waffen zu vertheidigen; dabei hatte man aber sehr zur Unzeit einen neuen Sturm in Ungarn heraufbeschworen, indem man diesem Lande, das durch die glänzenden Kriegsthaten der Herzoge von Lothringen und Baiern, sowie des großen Prinzen Eugen dem Halbmonde für immer entrissen war, die alte Verfassung entziehen wollte, was die Ungarn empörte und, da sich eine Verschwörung, mit dem jungen Franz II. Leopold Rakoczy an der Spitze, organisirte, viel Unheil über Ungarn und Oesterreich brachte.

Während Prinz Karl (später als Kaiser der Sechste), an den Vater Leopold seine spanischen Anrechte übertragen hatte, in Spanien glücklich kämpfte und Frankreich an dem Prinzen Eugen, im Vereine mit seinem berühmten Waffenbruder Johann Churchill Herzog von Marlborough (sprich Mahlborro; geb. 1650, gest. 1722) einen überlegenen Gegner fand, mehrten sich die Schaaren der ungarischen Unzufriedenen, Kuruzzen genannt. Das Wort „Kuruz" bedeutete einen Mißvergnügten und entstand zur Zeit des Doſzá'schen Bauernaufruhrs (1513), von dem Kreuze, Crux, stammend, welches die Kreuzfahrer auf der Brust trugen. Es waren die Kuruzzen ebenso wie die Labanzen (von Láb, Fuß, womit der Infanterist, der deutsche Soldat im königlichen Dienste bezeichnet wurde) damals die wahrhafte Gottesgeißel für Ungarn.

Die Kuruzzen überschwemmten gar bald mit Brand und Mord das österreichische Flachland, so daß man für die Hauptstadt fürchten mußte. Im Jahre 1704 wurde deshalb den Bürgern befohlen, sich zu verproviantiren und ängstliche Stimmen im Kriegsrathe sprachen bereits wieder von einer Schleifung der kaum neu erblühenden Vorstädte. Aber die tapfere Bürgerschaft erbot sich abermals, dieselben zu vertheidigen und zeigte sich so beherzt und wacker, daß Prinz Eugen von Savoyen, die Seele der Vertheidigungsarbeiten, den Bürgermeister Johann Franz von Peickhart (geb. 1647, gest. am 13. Juli 1706), der schon während der Türkenbelagerung 1683 Hauptmann der Bürgerschaft gewesen, freudig umarmte, ihn selbst in das Zeughaus führte und ihm freistellte, an Wehr und Waffen zu nehmen, so viel ihm beliebte. Zugleich wurde eilig an der Ausbesserung der Festungswerke gearbeitet und nach dem Plane des Prinzen Eugen am 26. März 1704 mit Errichtung der Linienwälle begonnen, eine um sämmtliche Vorstädte herumlaufende Umwallung, vor welcher ein 12 Fuß tiefer und ebenso weiter Graben gelegen ist. Eine besondere Steuer wurde dazu ausgeschrieben, Alles mußte Hand zu den Erdarbeiten anlegen, und diese gingen so rasch vor sich, daß schon am 11. Juli, elf Wochen nach Beginn der Arbeiten, der Wall vollendet war und mit Geschütz besetzt werden konnte. Freilich that auch diese Eile Noth, denn wiederholt wurde die Stadt durch das Erscheinen der Feinde vor ihren Thoren erschreckt, und ringsum leuchteten die Brände, mit welchen die wilden Schaaren die Dörfer heimsuchten.

In ganz besondere Bestürzung gerieth die Stadt durch die Nachricht, daß die Kuruzzen nahen; in größter Eile besetzte die Bürgerschaft die Wälle, während die wenige vorhandene Reiterei gegen die Feinde ausfiel. Diese hielten aber nicht Stand und entflohen auf ihren windschnellen Rossen. Ein ähnlicher Anfall sollte am 9. Juli geschehen; Graf Alexander Karolyi (gest. als kaiserlicher Feldmarschall 1743), der anfangs ein Anhänger des Kaisers gewesen, aber durch den Uebermuth deutscher Beamter tödtlich beleidigt und nun eifriger Parteigänger des siebenbürgischen Fürsten Franz Leopold Rakoczy (geb. 1666, gest. 1735) geworden war, fand jedoch die Linienwälle von der muthigen Bürgerschaft besetzt und mußte abziehen. Er wendete sich dem Lustschlosse Neugebäu zu, das verwüstet und die seltenen Thiere erwürgt wurden. Deren Felle hingen sich dann die Anführer über den Rücken. Ein letztes Mal kamen die Kuruzzen am 5. Februar 1705 in Wiens Nähe, steckten Schwechat in Brand und streiften bis an die Linien, alles Lebende mordend, darunter den Wirth zum rothen Hahn auf der Landstraße (heute Hauptstraße Nr. 40, alt 333), der sich unvorsichtig vor die Linien gewagt hatte. Als aber die kaiserliche Cavallerie schnell entgegen zog, zerstoben die Feinde eiligst. Nicht genug an derlei Aufregungen, gab es noch eine bedeutende Zahl von Tumulten, welche rauflustige Individuen erregten; darunter zählt der am 18. August 1703 vor der Lakaienherberge in der Naglergasse, dem Gasthause zum goldenen Lamm (heute Nr. 1, alt 283), sich entspinnende, sogenannte „Lakaientumult", der so bedeutende Dimensionen annahm, daß der Rädelsführer, der Mohr Jakob Bock, zum Tode verurtheilt und am 23. auf dem Hohen Markte gehenkt wurde. Auch erfolgte unterm 21. von Seite des Stadtcommandanten Marchese Obizzi ein scharfer Befehl gegen das Schießen auf offenen Straßen und Plätzen, wie auch in den Häusern, und gegen alle Insolenzien, Rauf- und Rumorhändel, auf welche schwere Leib- und Lebensstrafe gelegt wurde.

Trotz so vieler übler Zustände, hatte sich dennoch zu Ende der Regierungszeit des Kaisers Leopold I. die Lage der Stadt gebessert; es hatten die Siege der kaiserlichen Generale in Ungarn die Gefahr wieder abgewendet, welche von Seite der ungarischen Mißvergnügten drohte. Auch vom auswärtigen Kriegsschauplatze liefen frohe Nachrichten von den Siegen ein, welche Held Eugen im Vereine mit Marlborough erfochten. Eine schöne Blüthe im Ehrenkranze der Stadt Wien bildet des Letzteren Besuch im Jahre 1705. Marlborough langte am 12. November an, wurde bei der Schlagbrücke von den englischen Gesandten Charles Spencer, Graf von Sunderland (geb. 1670, gest 1722), seinem Schwiegersohne, und Master Stepney empfangen und in einer Kutsche nach dem gräflich Bucquoy'schen Palaste in der Weihburggasse (heute Nr. 20, alt 916) geführt, woselbst er seine Wohnung nahm. Er besah sich die Merkwürdigkeiten Wiens, besuchte am 18. die kaiserliche Schatzkammer, wohin ihn nach einer Audienz Josef I. persönlich geleitete und ihm einige werthvolle Gegenstände verehrte, begab sich Abends in die Komödie, nahm am 22. seine Abschieds-Audienz und reiste am 23. November Morgens sechs Uhr wieder ab.

Auch eine schöne Baute gewann die Stadt — die heutige St. Peterskirche, nach dem Muster der Peterskirche in Rom, 1702 bis 1705 hergestellt von dem berühmten Fischer von Erlach; die Fronte blieb jedoch lange Zeit im rohen Zustande stehen; sie wurde erst 1730 vollendet und erst 1756 das prächtige Portal aus Marmor hergestellt. Ueber die ersten Zeitungen, welche erschienen, ist schon ausführlich gesprochen worden (Seite 630), wie denn überhaupt bereits ein großer Theil der Begebenheiten des 18. Jahrhunderts in baulicher und gesellschaftlicher Hinsicht in den früheren Schilderungen als Ergänzungen derselben zu finden ist, daher selbe hier nicht mehr wiederholt werden. Da der spanische Krieg ungeheuren Aufwand verursachte, war man auf Mittel bedacht, Geld herbei-

zuschaffen, und aus diesem Grunde wurde im Jahre 1704 die Wiener Bank gegründet und als deren Director bestellt Fürst Johann Adam Liechtenstein (geb. 1656, gest. 1712), der Erbauer der Wiener Vorstadt Liechtenthal, Stifter der herrlichen Gemäldegalerie in dem von ihm gleichfalls erbauten Palaste in der Roßau, ein wegen seiner staatswissenschaftlichen Kenntnisse hochangesehener Cavalier. Die Stadt Wien und die Landstände verbürgten die Verzinsung der eingelegten Gelder und die Sicherheit der Rückzahlungen, und hierdurch erhielt die Anstalt solchen Credit, daß schon im nächsten Jahre 1706 die Bank vollständig dem Stadtrathe übertragen wurde und die Benennung „Stadt Wiener Bank" erhielt.

Eben hatte sich der politische Horizont durch die Siege Eugen's und die Vortheile, welche General Siegbert Graf Heister in Ungarn errang, etwas entwölkt, als für den 65 Jahre alten Regenten das Ende seiner Tage kam. Schon längere Zeit leidend, bildete sich im Jahre 1704 eine Brustwassersucht heraus, welche reißende Fortschritte machte und der Kaiser Leopold I., nachdem er schon einen Monat vorher die Handhabung der Regierung an seinen Sohn Josef I. übertragen mußte, am 5. Mai 1705 erlag.

Ueber diesen Monarchen, der das Scepter des Reiches durch 48 Jahre geführt hatte, sind unendlich verschiedene Urtheile gefällt worden; während ihm die Mitwelt schmeichelnd den Beinamen „der Große" gegeben, stellte man ihn später als Tyrann dar. Es hat Beides gleich wenig Begründung. Obwohl es nicht geleugnet werden kann, daß der durch schlechte Minister noch bestärkte starre und unduldsame Geist der damaligen Regierungsmethode unsägliches Unheil für das Reich hervorrief, so ist doch anderntheils anzuerkennen, daß mit Leopold Oesterreich zuerst in die Reihe der Großstaaten trat, mit denen Europa rechnen mußte, und daß jene Periode von Wohlhabenheit und Glanz ihre Anfänge nahm, welche sich mit der aufblühenden Gewerbs- und Handelsthätigkeit, sowie äußerlich durch Prachtbauten kund gab und besonders unter Karl VI. den Gipfelpunkt als das erste „Neu-Wien" erreichte.

Kaiser Leopold's ältester Sohn Josef (geb. am 26. Juli 1678), bereits gekrönt zum Könige von Böhmen und Ungarn (1689), wobei die ungarische Krone für erblich erklärt wurde, erwählt zum römischen König (1690), war ein Liebling seines Volkes, wie es bis auf den heutigen Tag alle Kronprinzen geblieben sind. Dazu kam, daß er sich bereits vor Landau als tüchtiger Feldherr ausgezeichnet hatte, daß er, obgleich von echter Frömmigkeit beseelt, dennoch ein Feind alles Aberglaubens und aller Scheinheiligkeit gewesen. Er weihte wahrhaft edlen Männern sein Vertrauen und seine Freundschaft, selbst wenn sie anderen Bekenntnissen anhingen, und zeigte sich über den damals noch allgemein blühenden Unsinn von Hexen- und Geister-Erscheinungsglauben völlig erhaben. Leider war es ihm nur kurze Zeit vergönnt, zu regieren. Eben war ihm das große Werk gelungen, nämlich die Anknüpfung zur Versöhnung mit den Parteien, welche Ungarn so lange in wildem Bürgerkriege zerrissen hatten, und es gab sich Wien, das von dräuenden Nachbarn so oft in Schrecken gesetzt worden war, der Freude über dieses Ereigniß hin, als die frohe Stimmung durch das betrübende Ereigniß von des Kaisers Tode in tiefe Trauer verkehrt wurde. Von den Blattern ergriffen, starb Josef I. am 17. April 1711 im 33. Lebensjahre, und mit ihm ging ein großer Monarch zu Grunde, der, hätte er noch länger gelebt, gar manches von dem in's Leben gerufen hätte, was Oesterreich schon damals Noth that, und erst von späteren Sprossen des Kaiserhauses mit großen Aufopferungen geschaffen wurde.

Wien verdankt Josef I. zwei Anstalten, welche noch heute segensreich wirken: die Akademie der bildenden Künste und das Versatzamt. Erstere wurde vom Kaiser, der ein warmer Verehrer der schönen Künste war, am 10. December 1705 eröffnet. Das Institut erhielt ein imposantes Gebäude in der Alsergasse (Bild

Seite 1001); an die Stelle kam die Kaserne), dann ein geschmackvolles, zwei Stockwerke hohes Gebäude mit 38 Fenstern Fronte und zwei Einfahrtsthoren in der Fronte mit zwölf korinthischen Säulen, der Statue der Minerva und mit einem allegorischen Giebel. Die Anstalt, welche der Obsorge der Stände unterstellt wurde, erhielt Lehrabtheilungen für Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Mathematik, Mechanik und verwandte Wissenschaften. Die Akademie blieb in diesem Gebäude bis 1786, wo sie in das Collegiatgebäude des aufgehobenen Jesuitenordens in der Stadt, Annagasse (heute Nr. 3, alt 980), versetzt wurde. Ein anderes Denkmal vom Kunstsinne des Kaisers Josef, das schon Kaiser Leopold zu erbauen gelobt hatte, ist der sogenannte Josefsbrunnen, d. i. der schöne Tempel mit der Statuengruppe von Mariens Vermälung mit dem heil. Josef, den Fischer von Erlach 1706 ausführte, wozu aber der Kaiser selbst die Skizze entwarf. Anfangs war derselbe von Holz, Kaiser Karl VI. erfüllte erst vollends das Gelübde des Vaters und ließ die Säule aus weißem Marmor nach dem ursprünglicher Plane und zum Theile noch kostbarer aus Erz vollenden (1729 bis 1732). Die sieben großen Marmorstatuen sind von dem berühmten venetianischen Bildhauer Johann Anton Corradini verfertigt.

Das Versatzamt oder sogenannte „Fragamt", woselbst gegen Pfänder Geld ausgeliehen wurde, entstand 1707 zur Verminderung der Wucherklagen. (Es war anfangs in der Annagasse, 1783 wurde demselben das Dorotheergebäude eingeräumt.) Gleichzeitig steuerte eine neue Brennholzordnung den übertriebenen Preisen dieses immer nothwendiger werdenden Materials. Das schon von Leopold gegründete Stadt-Bauamt wurde von Josef 1706 dem Stadtrathe in Verwaltung übergeben. Mit Verordnung vom 2. November 1707 wurde das Läuten des Zügenglöckleins eingeführt, als Zeichen, daß ein Mensch im Sterben liege, um die Gläubigen zum Gebete für dessen Seelenheil zu mahnen. Anfangs wurde es nur am Stefansthurme angebracht, später aber solche Glocken bei den Vorstadtpfarren eingeführt.

Josef's Hofstaat war ungemein prunkvoll und er hielt strenge auf die volle Aufrechthaltung der spanischen Etiquette. Alle Festlichkeiten wurden höchst glänzend begangen, so im Jahre 1708 die Vermälung von des Kaisers Bruder Karl VI. mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche am 23. Mai in der Hietzinger Kirche stattfand und bei der Josef den in Spanien befindlichen Bruder vertrat; am 9. Juli 1708 die in Klosterneuburg stattfindende Vermälung der Erzherzogin Maria Anna mit dem Könige Johann V. von Portugal. Auch hier, bei seiner Schwester, nahm Josef die Stelle des Bräutigams ein.

Josef's Tod (17. April 1711) veränderte die Lage der Dinge; Karl VI. übernahm den deutschen Kaiserthron und wurde in Frankfurt feierlich gekrönt. Im Januar 1712 betrat er seine Erblande, wo ihm am 26. in Wien die Bürger auf das feierlichste empfingen. Als ihn der Bürgermeister Johann Laurenz Trunk von Guttenberg auf einem Sammtkissen die Schlüssel überreichte, erwiderte der Kaiser, daß er die Treue der Bürger hinlänglich kenne, um die Schlüssel in deren eigener Verwahrung zu belassen.

Schon vier Monate später erfolgte die Krönung zum Könige von Ungarn und während der Abwesenheit wurde das erste Bauwerk in Wien vollendet, deren später unter Karl VI. so viele und prächtige entstanden, daß es gerechtfertigt ist, selbe unter dem Gesammttitel: „Das erste Neu-Wien" zu registriren. Es war dies ein schönes, mit Steinen ausgeführtes Einfahrtsthor vom Michaelerplatze zum Burgplatze, nach dem Plane des Architekten Johann Lukas von Hildebrand. Dasselbe bestand aus einem Fahr- und zwei Gehthoren mit einer Galerie darüber, welche Trophäen und Statuen schmückten, nämlich ein Atlas mit der Weltkugel,

den Statuen der Beständigkeit und Stärke; die Pfeiler zwischen den Thoren waren mit Basreliefs geschmückt. Das Thor bestand bis zum Bau der Reichskanzlei 1732.

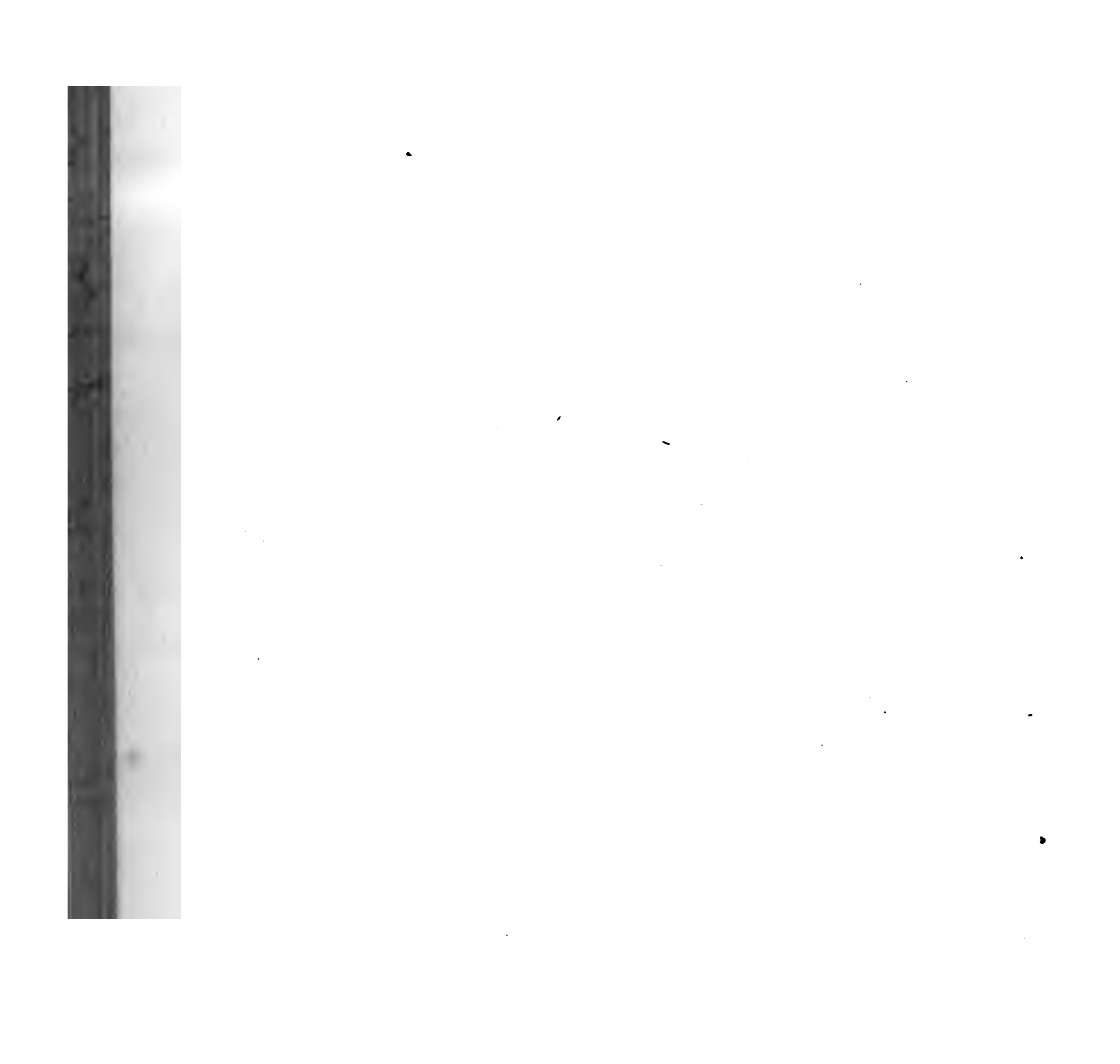
Aber kaum hatte der neue Kaiser seinen Hof in Wien aufgeschlagen, als sich auch der öfter gewohnte, unheimliche Gast einstellte — die Pest. Als sich im Jahre 1712 die Seuche der österreichischen Grenze näherte, wurden sofort alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, seit 31. Januar 1713 Niemanden ohne Gesundheitspaß der Ein- oder Austritt an den Linien erlaubt; es wurde die höchste Reinlichkeit eingeschärft; dessenungeachtet wälzte sich das Uebel immer näher und näher, und am 7. Februar ergab sich im Bürgerspitale bei einer dahin überbrachten Frauensperson, einer von Totis aus Ungarn zugereisten Schwäbin, Namens Christine Hüttendorfer, der erste Fall einer Erkrankung an der Pest. Schon am zweiten Tage nach der Aufnahme zeigten sich die furchtbaren Pestbeulen an den Händen, und die Krankheit nahm einen schnellen tödtlichen Verlauf. Durch diese Kranke waren mehrere andere Kranke und Wärterinnen mit dem Uebel angesteckt worden, und es griff rasch um sich. Zwar wurden eilends alle Anstalten getroffen, die inficirten Frauen in dem sogenannten „Bäckenhäusel" in der Währingergasse (so genannt von dem vor dessen Eingange befindlichen Bäckerkreuze, das schon Seite 763 und 769 in Wort und Bild zur Anschauung gebracht worden), einer Zufluchtsstätte für alte, gebrechliche, aus dem Lazareth entlassene Personen (später Versorgungshaus der Stadt Wien, heute Nr. 22, alt 271, ärarischen Zwecken dienend), untergebracht, daselbst cernirt, und mit allen Bedürfnissen versehen; bald aber vermochte es die stets größere Zahl der Erkrankten nicht mehr zu fassen, es mußte das große Lazareth in der Währingergasse (ehemaliges Spital zu St. Johann in Siechenals; an dessen Stelle steht heute das Bürgerversorgungshaus, ein Musterbau der Neuzeit) zum Contumazhause bestimmt werden. Zugleich wurden Buß- und Fasttage ausgeschrieben und täglich zweimal durch das Geläute aller Glocken das Zeichen zum allgemeinen Gebete gegeben, wobei Jedermann, er eben war, in der Gasse oder zu Hause, auf die Kniee sank.


Gnadenbild Maria Pötsch bei St. Stefan. (Seite 982.)

Das Uebel griff aber immer weiter um sich. Zuerst breitete es sich in der Roßau aus, woselbst jene erkrankte Schwäbin wahrscheinlich den Stoff zur Ansteckung hinterlassen hatte. Die Doctoren waren verschiedener Ansicht; während Einige in der Seuche die echte orientalische Pest erkannten, erklärte besonders ein Doctor Schulz die Krankheit für unbedeutend und empfahl nur Furchtlosigkeit und geregelte Diät als Präservative (welche letzteren beiden allerdings bei Epidemien höchst anempfehlenswerth sind. Doch er selbst fiel als eines der ersten Opfer der Seuche). Bis zum April hatte dieselbe nur wenige Menschen hingerafft, in diesem Monate trat sie jedoch plötzlich mit Heftigkeit auf, zuerst im Liechtenthal, dann im Erdberg, auf der Landstraße und Wieden, worauf sie allgemein wurde und in der Stadt wie in den Vorstädten zu wüthen begann. Die Universität und alle Schulen wurden geschlossen, in den Wirthshäusern alle Zusammenkünfte untersagt, die Apotheken gesperrt und die Arzneien nur durch kleine Fenster hinausgereicht; den Tröblern wurde das Handeln mit alten Kleidern untersagt, in jedem Verkaufslocale mußte ein Gefäß mit Wasser stehen, um das Geld (damals gab es nur klingende Münze) beim Ausgeben und Einnehmen zu waschen. In den

19.

Kaiser Carl VI. Auffahrt zur Einweihung der Carlskirche.



Vorstädten und an den Linien wurden Schnellgalgen errichtet, zur Abschreckung der Einschleicher; die Verdächtigen und Erkrankten wurden so schnell als möglich von den Gesunden entfernt, zu welchem Zwecke dreißig Tragsessel (welche privilegirte Institution am 20. Juni 1703 dem Kammerdiener Kaiser Leopold's I., Heinrich Ernst von Rauchmüller, verliehen worden) mit den Knechten des Siechenhauses bereit standen. Kirchen und Kapellen blieben zwar offen, und es fand regelmäßig Gottesdienst statt, doch wurden die Predigten an Sonn- und Feiertagen in den Kirchen eingestellt und diese auf den freien Plätzen, bei den Säulen am Graben, Hof und Hohen Markt gehalten.

Kaiser Karl erwies sich als echter Landesvater; er verblieb in der Burg und führte sogar seine während des stärksten Wüthens der Pest aus Spanien anlangende Gemalin von Linz nach Wien. Am Hofe wurde nur die einzige Vorsorge getroffen, daß die Cavaliere und sonstigen Personen, welche daselbst verkehrten, ein Zeugniß beibringen mußten, daß sie aus keinem mit der Contagion (Ansteckung, Seuche) behafteten Hause kämen; auch durften die Ersteren nur einen einzigen Pagen oder Lakaien in die Burg bringen. Bis zum October währte die Seuche mit gleicher Heftigkeit fort; es wurden außer dem großen Lazarethe noch zwei weitere, im Zuchthause, in der Leopoldstadt und im Trappelhofe auf der Wieden eröffnet und die Verfügung getroffen, alle Bettler und arme Personen, welche keinen Verdienst hatten, in die Spittelau zu bringen, wo für sie Hütten aufgeschlagen waren und sie Nahrungsmittel ausgetheilt erhielten.



Der Hochaltar der Stefanskirche. (Seite 982.)

Am 22. October 1713 veranstaltete der Kaiser einen feierlichen Bittgang nach St. Stefan, an welchem der Hofstaat und die Minister theilnahmen, und hier legte Karl VI. am Hochaltare auf den Knieen das Gelübde ab, zu Ehren des Schutzpatrones gegen die Pest, des heiligen Karl von Borromeo (mailändischer Graf, Erzbischof, ungemein segensreich wirkend bei der Mailänder Pest 1576, geb. 1538, gest. 1584, heilig gesprochen 1610), eine Kirche zu erbauen. Hierauf wohnten Kaiser und Kaiserin dem Hochamte bei und nahmen das heilige Abendmahl. Im November, bei einfallender Kälte, begann die Seuche nachzulassen und am 11., am Sonntag in der Octav des Festes des heiligen Karl Borromeo, wurden zuerst wieder Predigten in den Kirchen gehalten. Wohl fanden noch einige Erkrankungen statt, aber dies geschah immer seltener, so daß man auch die Kranken, wenn sie nicht unverkennbare Anzeichen der Pest zeigten, der häuslichen Pflege überließ. Im Februar des Jahres 1714 endlich erreichte die Seuche ihr Ende, nachdem vom

Januar des vorausgegangenen Jahres an 9563 Personen an derselben erkrankt und 8644 ihr erlegen waren. Am heftigsten war sie in den Sommermonaten aufgetreten und hatte im Juli 1221, im August 2178 und im September 1982 Personen hingerafft. Es ist dies das letzte Auftreten dieser fürchterlichen Krankheit in Wien gewesen, indem seither durch strengste Grenzüberwachung und Contumazen (Reinigungsanstalten), sowie durch die fortschreitende Sorge für die Reinhaltung von keinem weiteren Ausbruche der Pest zu melden ist, ja selbst eine derartige im Jahre 1878 drohende Gefahr glücklich vorüberging.

Am 8. Januar 1714 wurden die Lehranstalten wieder eröffnet und am 13. März fand ein großes Dankfest bei St. Stefan statt, an welchem die Geistlichkeit, die Zünfte und alle Gerichtsstellen theilnahmen. Der Kaiser begab sich mit dem Hofstaate zu den Augustinern, wo die Reliquien des heiligen Karl von Borromeo behoben und nach St. Stefan gebracht wurden. Dort wurde die Predigt und das Tedeum abgehalten, während von den Wällen die Kanonen donnerten.

Noch ist eine interessante, nach dem Erlöschen der Seuche in Wien geprägte Denkmünze zu erwähnen, die für ein Muster der damals herrschenden Wortspielsucht gelten kann. Sie zeigt auf einer Seite die Stadt Wien mit der chronistischen (in den lateinischen Buchstaben die Jahreszahl enthaltenden) Inschrift: „SIe Ist Iezt Vnter DeM SChVtz Gottes sICher.“ — Darüber: Wion ohne W, mit folgenden erbaulichen Versen:

„Ein Weh ist weg von Wien, das Wohl wird d'rauf erscheinen,
Gott schenkt den Freuden-Wein und man hört auf zu Weinen,
Gott geb', daß Stadt und Reich fortan in Wohlstand steh'
Und Wien, wie auf der Müntz, sei ewig ohne Weh.“

Auf der andern Seite stand unter einem Kranze mit dem Namen Jehova's abermals das Wortspiel:

„Gott ließ den Kaiser nicht, wie er nicht ließ die Seinen,
Die Pest ließ nach in Wien, das Best wird bald erscheinen.“

Es war auch alsbald die Sorge des Kaisers, das in der traurigen Pestzeit abgelegte Gelübde einzulösen. Auch zur Karlskirche entwarf der berühmte Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach (geb. in Prag 1656, gest. im Sternhof zu Wien, Jordangasse 5, Schultergasse 5, alt 401, im ersten Stock wohnhaft, am 5. April 1723) den Plan; der Baumeister Anton Erhard Martinelli (geb. 1684, gest. in Wien 16. September 1747) wurde mit der Ausführung betraut und am 4. Februar 1716 fand die Grundsteinlegung auf dem bis dahin öde liegenden Grunde der Schottergruben, jenseits des Wienflusses gegen den Rennweg zu, statt. Der Bischof von Neutra, Ladislaus Graf Erdödy, segnete im Beisein des ganzen Hofstaates den Grundstein, in welchem eine Widmungsurkunde und eine Kapsel mit Gold- und Silbermünzen eingemauert wurden, und der Kaiser that den ersten Hammerschlag, worauf der Grundstein eingesenkt wurde. Der Bau des imposanten Gotteshauses, Karlskirche genannt, währte 21 Jahre, bis am 28. October 1737 Erzbischof Sigismund Graf Kollonits dasselbe unter Beisein des der Feierlichkeit anwohnenden Kaisers einweihte. Die Kirche wurde den geistlichen Rittern vom rothen Sterne übergeben. Auch die 1702 gebaute Trinitarier-Kirche mit Kloster (Bild Seite 1016) wurde renovirt und erweitert.

Auch die Wiener Bürger wetteiferten an frommen Stiftungen. So wurde der sogenannte Kalvarienberg in Hernals (Bild Seite 1008), ein sehr kostspieliges Werk, mit der neuen Kirche 1714 vollendet. Besonders in der Charwoche pilgerten die Wiener zu Tausenden dahin, und dies gab Anlaß zur Errichtung der zahllosen

Buschenschenken, in welchen der noch heute so beliebte „Heurige" (junge Wein) geschänkt wurde.

Und nun ging für die Entwicklung der Stadt Wien eine Zeit an, welche an großartigen Schöpfungen der Baukunst bis auf die neueste Zeit selbst, wo doch die herrlichsten Prachtbauten des zweiten Neuen Wien sich erhoben, unübertroffen geblieben ist. Bereits mit der letzten Regierungszeit Leopold's I. war der ganze Staatsorganismus Oesterreichs und damit auch die Stellung des Centralpunktes Wien ein anderer geworden; es war mit dem Gedanken der Untheilbarkeit, welcher schon diesem Herrscher vorleuchtete, den aber Karl VI. zuerst aussprach, Wien eine höhere Rolle zugefallen, indem es fortan der unwandelbare Kern der Monarchie, der Zielpunkt wurde, nach dem sich Alles hinneigte, was durch Talent, Reichthum und Stellung zu einer hervorragenden Rolle berufen war. In Wien concentrirten sich sofort alle Reichsbehörden, dahin ging der Zug der hohen Adelsgeschlechter aller einzelnen Lande, da die Sterne minderer Größe sich natürlich nur der Sonne des Herrschers zuneigten, der mit seinem Hofe jenen exclusiven Ständen einen erwünschten Wirkungskreis bieten konnte. Dahin fanden sich auch Kunst und Wissen aller Art gezogen, denn auch sie, wiewohl aus reineren Gründen, vermögen nur unter der Gunst der Mäcenaten zu gedeihen und zu solchen wurden die großen Adeligen in dem Augenblicke, als sie Kunst und Wissenschaft vom Hofe und vom Herrscher gepflegt sahen. Alle diese Gründe brachten für Wien einen ungeheuren Aufschwung der Volkszahl, darunter auch namentlich der reichen und angesehenen Stände. Diese aber brauchten entsprechende Baulichkeiten.

Die in Wien erfolgte Vereinigung aller Reichsbehörden machte den Bau großer Regierungsgebäude erforderlich, und so entstand die Reichskanzlei bei der kaiserlichen Burg, die böhmische, ungarische, siebenbürgische Hofkammer, das Bankogebäude u. s. w. Ebenso begann der österreichische, böhmische und ungarische Adel, durch mannigfache Interessen an den Sitz des kaiserlichen Hoflagers gefesselt, den Bau von Palästen, wozu die günstige Zeit umsomehr Raum bot, als nun auch die bisher vernachlässigten Vorstädte zu solchem Zwecke benützt werden konnten. War es doch schon in den Tagen des Kaisers Josef I. zweifellos geworden, daß der Erbfeind des Christenthums, somit der Cultur, das türkische Reich, dem Verfalle entgegengehe und kaum mehr eine Gefahr zu befürchten stand, daß seine Horden nochmals vor den Mauern Wiens erscheinen würden. Dazu boten die Linien Schutz vor anderen üblen Gästen und auch das Verhältniß zu Ungarn gestaltete sich günstiger.

Da konnte nun wohl der Adel die weitläufigen, brachliegenden Vorstadtstrecken zur Anlage von Wohnungen und Gärten benützen und rasch entstanden die herrlichen Paläste und Sommersitze des großen Savoyerprinzen Eugen (Belvedere 1694 begonnen, 1724 vollendet, nach einem Plane des Prinzen vom Hofarchitekten Johann Lukas von Hildebrand ausgeführt, die Palais Liechtenstein, Schwarzenberg, Kinsky, Starhemberg, Batthyany, Trautson, (später der k. k. ungarischen Nobelgarde angewiesen), Rofrano (heute Auersperg), Althann, Strozzi und zahlreiche andere, welche noch heute der Stadt zur Zierde gereichen. Der hohe Kunstsinn und der geläuterte Geschmack des Herrscherhauses selbst und seiner Nahestehenden dienten diesem Streben zum Vorbilde.

Während noch Josef I. seinen Lieblingsort Schönbrunn ausbaute, aber an dem Sitze seiner Ahnen in der Kaiserstadt selbst nicht rüttelte, hatte Karl VI. schon den völligen Umbau der Burg im Auge, wozu Fischer von Erlach den Plan entwarf. Es sollte die Winterreitschule den rechten Flügel, ein gleiches Gebäude gegen die Schauflergasse den linken bilden, welche beide in einer großen Rotunde zusammenstoßen sollten. Auf diese Art hätte die Burg gegen den Michaelerplatz eine freistehende reichverzierte Fronte gebildet, doch kam nur die Reitschule und

die eine Hälfte der Rotunde bei der kaiserlichen Burg zu Stande, deren noch heute rohstehende Ziegelfügung über dem alten Burgtheater das Unvollendete des Baues zeigt, der wohl nach Vollendung des neuen k. k. Hofschauspielhauses am Franzensring seinen Ausbau finden dürfte. Außerdem brachte derselbe Künstler die Prachtbauten der Hofbibliothek (1726), der Reichskanzlei (1728) mit den kolossalen und schönen Gruppen, die vorzüglichsten Thaten des Herkules vom kaiserlichen Hofbildhauer Lorenz Matielli (Besitzer des Hauses Nr. 7, alt 316, in der Favoritenstraße auf der Wieden, gest. in Dresden am 28. April 1748), von welchem auch die Statuen der Karlskirche verfertigt sind, und der Winterreitschule (1735) glücklich zum Abschluß. Auch der kaiserliche Marstall vor dem Burgthore (im Volksmunde die kaiserlichen Stallungen genannt) entstand unter Karl VI., ebenso wie das Gebäude der neuen Favorita auf der Wieden (Theresianum) in seiner jetzigen imposanten Gestalt als kaiserlicher Sommerpalast und Schauplatz zahlreicher prunkvoller Hoffeste.

Was aber Prinz Eugen mit seinen beiden Palästen: dem Belvedere und jenem in der Himmelpfortgasse (heute Nr. 8, alt 964, woselbst er am 21. April 1736 starb, später vom kaiserlichen Hofe angekauft, Sitz der k. k. Hofkammer für Münz- und Bergwesen mit der Bergwerks-Producten-Verschleißdirection, endlich k. k. Finanzministerium) für die Baukunst, wie mit seinen Sammlungen für alle übrigen Zweige der schönen Künste geleistet und hierdurch zu weitern herrlichen Schöpfungen angeregt hat, kann wahrlich nicht auf so streng bemessenem Raum erläutert werden;*) der unsterbliche Mann verdient ebenso sehr als Förderer der Friedenskünste sein Monument, wie es ihm endlich für seine Kriegsthaten am äußeren Burgplatze geworden ist.

Um endlich an dieser Stelle noch alle Neubauten unter Karl VI. zu erwähnen, so erfolgte 1717 die Stiftung der Salesianerinnen durch die verwitwete Kaiserin Amalie Wilhelmine (geborene Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg am 21. April 1673, vermält mit Josef I., gest. in Wien am 10. April 1742), nach welcher auch jener Theil der Burg, den sie als Witwensitz bewohnte, der Amalienhof genannt wurde. (Bild Seite 1017.) Im Jahre 1519 erhielt die Hohe Brücke ein schönes Monument, die St. Johannes Nepomuk-Kapelle, welche auf Veranlassung von dessen Heiligsprechung errichtet worden war (Bild Seite 1009). Man konnte neben derselben bis 1845 auf einer langen steilen Treppe in den Tiefen Graben kommen; heute aber besteht der auf die Brücke führende Verbindungsweg nur noch im Hause der Wipplingerstraße 24 (Tiefer Graben 33, alt 173), ehemals zum „Bacchus" genannt, der auf dem Schilde als Tonnenreiter abgebildet war. Im Jahre 1736 wurde der Bau der Johanneskirche in der Jägerzeile vollendet. (Der Neubau dieser Kirche erfolgte im Jahre 1841 bis 1846 durch den Architekten Professor Karl Rösner.) Im Jahre 1722 wurde die Kirche zu St. Ulrich, insgemein Maria Trost genannt, und im gleichen Jahre das spanische Spital (heute Waisenhaus am Alsergrund) erbaut. Auch das Amtshaus in der Rauhensteingasse (Criminalgefängniß) wurde in diesem Jahre umgebaut. Im Jahre 1727 erfolgte die Eröffnung des neuen Johannesspitals (jetzt Invalidenhaus auf der Landstraße), gleichzeitig wurde die Kirche der Schwarzspanier (jetzt evangelische Garnisonskirche, bereits Seite 876 besprochen) neu gebaut, und 1731 entstand das bürgerliche Zeughaus am Hof.

Am 4. November 1739 wurde eines der herrlichsten Kunstwerke Wiens der öffentlichen Benützung übergeben: der Brunnen am Neuen Markt von Georg Rafael Donner (geb. zu Eßlingen im Marchfeld am 25. Mai 1693,

*) Ausführliches über ihn siehe in Moriz Bermann „Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken."

gest. in Wien, im Mannagetta'schen Garten am Heumarkt, das ist in der Rabengasse auf der Landstraße, am 15. Februar 1741, begraben auf dem Nikolai-Kirchhof vor dem Augustinerkloster. Bei der Kirchhof-Reformation 1783 wurden die Gebeine der dort Begrabenen auf den St. Marxer Friedhof gebracht). Der Brunnen zeigt folgende Darstellung: In der Mitte des Bassins sitzt die Statue der Vorsicht, von fischtragenden Genien umgeben; an dem Rande des Beckens aber lagern die Figuren der vier österreichischen Flüsse Enns, Ybbs, March und Traun, welche ebenso durch die kräftige Darstellung der beiden männlichen Gestalten als durch die Anmuth der weiblichen, bei welchen die nassen, anschmiegenden Gewänder besonders bewundesrungswürdig sind, jeden Beschauer fesseln. Jede der aus Blei gegossenen Figuren wog 26 Centner, da aber im Jahre 1869 sich Spuren zeigten, daß die innere Eisenconstruction nicht mehr im Stande sei, die Last zu tragen und die Figuren bald in sich zusammensinken mußten, wurde beschlossen, die Figuren in Bronze umzugießen und diese neuen an die Stelle der Bleifiguren zu setzen, welche Restaurationsarbeit mit einem Kostenaufwande von etwa 22.000 Gulden im Jahre 1873 vollendet war und die Bronze-Abgüsse an Stelle der bleiernen Figuren auf den Brunnen kamen. (Bild Seite 1024.) Andere Werke des großen Meisters, eines Schülers des berühmten Bildhauers Johann Giuliani (geb. in Venedig 1663, gest. im Stift Heiligenkreuz 1744), sind das Brunnenbild im Rathhaus: Andromache's Rettung durch Perseus; das Crucifix in der Burgkapelle; die Kreuzabnahme in der Invalidenhauskapelle; zwei Basreliefs im Belvedere; die Porträtbüste des Erzbischofs Sigmund Graf Kollonits auf seinem Grabdenkmal in der Stefanskirche und andere, welche Donner mit Recht den Beinamen „Oesterreichs Phidias" verschafften. Auch sein Bruder Matthäus Donner, k. k. Kammer-Medailleur und Münzgraveur-Director (geb. in Eßlingen 1704, gest. in Wien am 26. August 1756 im k. k. Münzhaus, Himmelpfortgasse Nr. 8, alt 964) leistete Ausgezeichnetes im Münzgraviren und gab ein gepriesenes Werk über diese Kunst heraus.

Wenn man nun noch kostspielige Ausbesserungen der Festungswerke und die hochherzige Unterstützung rechnet, welche alle übrigen Zweige der Kunst, Malerei, Bildhauerei, wissenschaftliche Bestrebungen aller Art durch Karl VI. in Wien erfuhren, und wie er gleichzeitig durch Unterstützung des Gewerbefleißes und Handels den ersten Grund zum industriellen Aufschwung Wiens gab, so muß gesagt werden, daß kaum einem zweiten Regenten die Stadt so viel zum Erblühen verdankt. Unter ihm lebten und wirkten die Künstler: Peter Freiherr von Strudl von Strudendorf (geb. zu Kleß in Tirol am 28. Mai 1648, gest. am 4. October 1714 in seinem Hause, dem sogenannten Strudlhof am Alsergrund, Waisenhausgasse 6, alt 269, als kaiserlicher Hof- und Kammermaler, Truchseß, Director der kaiserlicher Kunstakademie, welche er unter Leopold I. bereits 1692 gründen und selbe am 18. December 1705 im Haus zum schönen Brunnen unter den Tuchlauben, heute Nr. 6, alt 562, wo nunmehr der österreichische Kunstverein seine Ausstellungen hält, hatte einrichten helfen; noch heute erhält die Strudlgasse sein Andenken im Volke); Herkules Fanti (geb. 1687, gest. als fürstlich Liechtenstein'scher Galerie-Director 1759); Ferdinand Galli-Bibiena, Hofmaler und Architekt, berühmter Decorationsmaler (geb. 1653, gest. 1743; er malte den Chor der Peterskirche); Martin Hohenberg, genannt Altomonte (geb. 1657, gest. 1745, er malte Altarblätter für fast alle Kirchen Wiens); Jakob von Schuppen (geb. 1669, gest. 1751; das Belvedere bewahrt Bilder von ihm, ebenso die Salesianer- und Karlskirche Altarblätter); Daniel Gran (geb. 1694, gest. 1757, von welchem ausgezeichneten Frescomaler die Deckengemälde der Hofbibliothek, der Schloßkapelle in Schönbrunn und des Saales in Hetzendorf, dann mehrere Altarblätter stammen); Johann Rottmayer von Rosenbrunn, kaiserlicher Hofmaler (geb. 1660, gest. 1727, von welchem die Opferung der Iphigenie im

Belvedere, der heilige Franz von Sales in der Peterskirche, das Kuppelgemälde der Karlskirche) u. s. w.

Die rege Sorgfalt Karl's ist um desto bewunderungswürdiger, als die Zeit seiner Regierung keineswegs eine friedliche war und, ungeachtet der Waffenthaten Eugen's, wiederholte Erneuerungen des Krieges mit den Türken nothwendig waren, gegen Spanien die italienischen Besitzungen mit dem Schwerte vertheidigt werden mußten und auch die Streitigkeiten um Polens Thron Oesterreich unter Waffen brachten. Von Verfügungen, welche für die Stadt wichtig sind, kommen die Organisirung des Wiener Waisenamtes und der Pupillen-Rentkammer (1715), die Recrutirungsordnung (1716), die Ordnung für die Lohnkutschen (1720), über Straßensäuberung und Entfernung der in die Straßen reichenden Dachrinnen (1724), die wiederholten Verordnungen gegen das Bettlerunwesen, gegen Hazardspiele zu erwähnen.

Schon in die erste Regierungszeit Karl's fällt der denkwürdige Besuch des ruhmreichen Gelehrten Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz (geb. 1646, gest. 1716), welcher Anfangs des Jahres 1713 in Wien eintraf und daselbst durch längere Zeit verweilte. Er wohnte im sogenannten Federlhof in der Bäckerstraße (heute Nr. 2, alt 768) und verfolgte zwei Zwecke: erstens die Flüssigmachung seines Gehaltes als Reichshofrath, welcher bei den damals sehr beengten Finanzen der deutschen Reichsbehörden auf sich warten ließ, und zweitens die Einrichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien. Der Kaiser, welcher Leibnitz in besonderer Audienz empfing, sich mit ihm lange und sehr anerkennend unterhielt, zeigte sich dem Plane der Errichtung einer Akademie sehr geneigt, auch Prinz Eugen interessirte sich lebhaft dafür, die Sache scheiterte aber an der Beistellung der Geldmittel, und der erhabene Gedanke einer Akademie der Wissenschaften in Wien blieb unausgeführt, bis er, fast anderthalb Jahrhunderte später, durch Kaiser Ferdinand I., dem Gütigen (geb. 1793, gest. 1875), dem Oheim der jetzt regierenden Majestät, zur Ausführung gelangte.

Kaum hatte der große Savoyer seinen Geist verhaucht, so wollte es das Geschick, daß Oesterreich erfahren sollte, welch' ein unersetzliches Genie mit ihm zu Grabe gegangen war. Es brach nämlich ein neuer Türkenkrieg aus, und obwohl die Rüstungen dazu in größerem Maßstabe gemacht wurden und selbst, wie es im Jahre 1715 schon geschehen war, der Bau neuer großer Kriegsschiffe, also eine Vermehrung der Donau-Flottille, wieder versucht ward, hatte er doch, bei der Rathlosigkeit der Commandirenden so schlechten Erfolg, daß im Belgrader Frieden (18. September 1739) Serbien und die Walachei an die Pforte zurückgestellt werden mußten. Ueberhaupt konnte es sich der Kaiser selbst nicht verhehlen, daß am Ende seiner Tage die Macht, welche er beim Regierungsantritte gehabt, bedeutend gelitten hatte. Diese Unglücksfälle zehrten am Leben des Kaisers, wogegen sich das in der Familie seiner Erbtochter Maria Theresia (geb. in Wien am 13. Mai 1771), vermält am 12. Februar 1736 mit dem Herzoge Franz Stefan von Lothringen (geb. 1708), erblühende Glück als ein zu schwaches Gegengewicht erwies. Am 14. October 1740 mußte sich der Kaiser zu Bette legen und verschied schon fünf Tage darauf in der zwölften Stunde des 19. in der Favorita im 55. Lebensjahre.

Mit Karl VI., dem sechzehnten Kaiser aus dem Geschlechte der Habsburger, erlosch der Mannesstamm dieses Hauses, welches Oesterreich seit 467 Jahren seine Herrscher gegeben. Wie das Reich, das sie als kleines, aus zwei Herzogthümern und einigen kleineren Landstrichen, im Ganzen von weniger als 1000 Quadratmeilen überkommen, zu einem der mächtigsten Staaten Europas mit mehr als das Zehnfache des obigen Umfanges emporgehoben wurde, ebenso ist auch für die Stadt Wien unter diesem Herrscherstamme eine Periode des

Wachsthums und Erblühens aufgegangen, wodurch die kleine Landstadt Wien zur Hauptstadt, zum Mittelpunkte und Herz des Reiches ward und Alles in sich vereinigte, was die Glieder der Monarchie an Größe und Macht, an Schönheit und Pracht, Wohlstand und Prunk darboten. Wien wurde endlich unter ihnen zur Großstadt, welche Erscheinung im Charakter der Bauweise, im socialen Leben, in Kunst und Literatur, ihre Nachwirkung übte, welche es ermöglichte, daß das unter Karl VI. entstandene erste neue Wien, von dem noch heute zahlreiche Monumente bestehen, zu jener Weltstadt, dem modernen Neu-Wien, emporwuchs, dessen herrliche Blüthe man der großherzigen Initiative des Kaisers Franz Josef I. verdankt, und die wir ebenfalls in Wort und Bild zu berühren haben werden.

Die Epoche unter Kaiserin Maria Theresia.

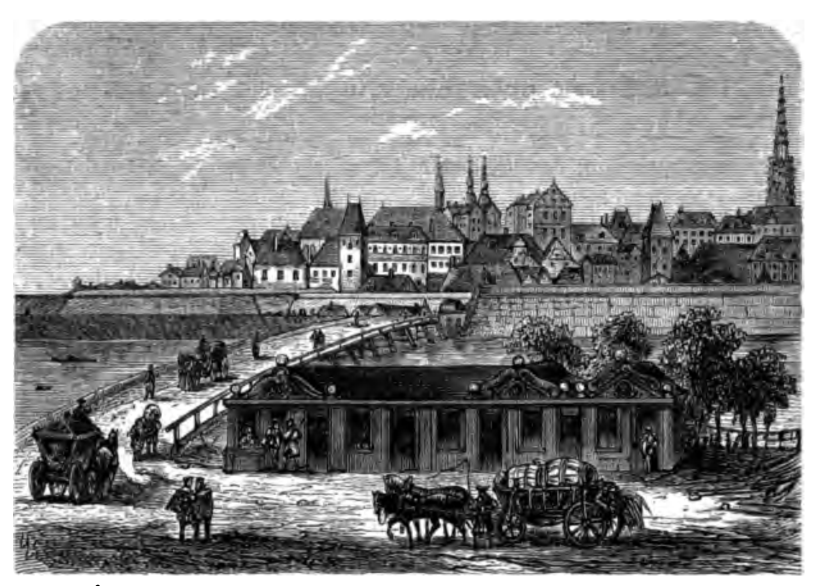
Je weiter man in der Geschichte der Stadt Wien vorschreitet, desto mehr verstummen selbstverständlich alle die Sagen, die naiven Anschauungen so vieler Vorkommnisse von Seite ihrer Zeitgenossen; es gehen eben die in früheren Sagen so übernaiv, oft recht einfältig bieder geschaffenen Menschen zu Grabe. Einen mehr als ausreichenden Ersatz würden dafür die Anekdoten und Lebensskizzen von so vielen der hervorragenden Bewohner bieten, aber — es erlaubt der uns gesteckte Raum in dieser Beziehung nur die Auswahl des Allerwichtigsten und Prägnantesten, weil eben eine vollkommene Anführung aller Nachrichten über Wien unter Maria Theresia, deren berühmten Sohn, Kaiser Josef II., und der zu Zeiten dieser Beiden wirkenden Männer und Frauen, den Raum gar vieler Bände erfordern müßte, sie es auch nach jeder Richtung hin werth sind, daß man sich ganz speciell mit ihnen beschäftige, und daß Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken in einem eigenen Buche volksthümlich behandelt werden. *)

Maria Theresia, als junge, in Fülle der Schönheit und des Glanzes den Thron besteigende Herrscherin, hatte viel von der prachtliebenden Natur des Vaters in sich. Auch sie war eine Freundin von Festen, von prunkvollen Aufzügen und Schaustellungen, von Spektakel, Musik und Vergnügungen, welche den Hof ihres Vaters zu einem so prachtvollen, wenngleich für die Finanzen auch schwerwiegenden gemacht hatten. Es sollte aber Maria Theresia nur allzu bald von dem Ernste des Lebens in die härteste Schule genommen werden.

Nach damaligem Gebrauche fand alsbald nach dem Tode des Kaisers, am 22. November 1740, die Erbhuldigung in Wien statt. In den Jubel, mit welchem die Stadt und das Land diese Erbhuldigung beging und wobei ihr Gemal Franz Stefan von Lothringen zum Mitregenten erklärt wurde, drangen alsbald die Hiobsposten von den Ansprüchen, welche die vertragsbrüchigen Nachbarn, ungeachtet der feierlich beschworenen sogenannten pragmatischen Sanction (vom 19. April 1713), worin die durch ältere Grundsätze eingeführte Untheilbarkeit der österreichischen Erbstaaten bestätigt und die Erbfolge der regierenden Dynastie nach den in jeder Linie derselben damals vorhandenen Personen bestimmt wurde, von allen Seiten auf das österreichische Erbe erhoben.

*) Siehe des Verfassers gleichbenanntes Buch.

Den Reigen eröffnete schon am Tage nach Karl's Tode der Gesandte von Baiern, Ignaz Felix Graf Törring (geb. 1682, gest. als Conferenzminister und Feldmarschall 1763), welcher mittelst Decrets die Chefs sämmtlicher Hofstellen zu sich berief, um sie nun für den nunmehrigen Herrn, den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern (geb. als ältester Sohn des Kurfürsten Max Emanuel mit Theresia Kunigunde Sobieska zu Brüssel 1696, gest. 1745), in Eid zu nehmen. Wohl wurden ihm die Decrete uneröffnet zurückgeschickt und der Gesandte mußte binnen sechs Stunden mit militärischer Bedeckung Wien verlassen, aber es wurden die gleichen Ansprüche auch von Polen und Spanien erhoben; Frankreich unterstützte das vordringende Baiern mit gewaffneter Hand, und König Friedrich II. von Preußen benützte die günstige Gelegenheit, verjährte Ansprüche auf Schlesien neuerdings zu erheben, die er sofort durch einen unvermutheten Einfall daselbst und die Besetzung des Landes realisirte. Eben war die Nachricht eingelangt, daß



Das erste Kaffeehaus in der Leopoldstadt. (Seite 964.)

Friedrich die wichtige Festung Glogau mit stürmender Hand genommen und die Besatzung zu Gefangenen gemacht habe, als das kaiserliche Paar einen Ersatz in dem freudigen Ereigniß fand, daß die Monarchin am 13. März 1741 eines Prinzen genas; es war dies der in Oesterreichs und Wiens Geschichte unvergeßlich dastehende Josef der Zweite.

Zur Bedrängniß von außen gesellten sich noch Elementar-Ereignisse in Wien. In Folge heftiger Ungewitter und Wolkenbrüche schwoll im Sommer 1741 die Donau und die Wien so hoch an, daß sie am 5. Juni alle Dämme brachen und furchtbare Verwüstungen anrichteten. Auch die Wildwässer der Als und des Ottakringer-Baches traten aus den Ufern, überschwemmten Gärten, Keller und Häuser, verdarben Vorräthe und Möbel und zwangen die Bewohner, auf den Dachböden Rettung zu suchen. Besonders schwoll die Wien an, riß Verzäunungen und Hütten weg und richtete großen Schaden an. Die Bewohner der Landstraße mußten in der Nacht flüchten; bei den Elisabethinerinnen, nach Wien 1709 auf die Landstraße von der Gräfin Leslie gebracht und 1710 mit einem Kloster beschenkt, wo diese Nonnen den Krankendienst zu versehen anfingen, ertranken fünf Kranke.

Ebenso waren die Vorstädte Roßau, Leopoldstadt, Liechtenthal, Weißgärber und Erdberg überschwemmt. Es zeigte sich jedoch auch hierbei der Edelmuth im schönsten Lichte; allenthalben wurden den Vertriebenen Asyle angeboten, reiche Unterstützungen floßen ein und beim Rettungswerke war Alles thätig, voran als leuchtendes Beispiel der Gemal Maria Theresiens, der in einem Kahne die überschwemmten Districte durchfuhr und selbst Hilfe brachte.

Inzwischen hatten die Kriegsereignisse ihren Fortgang genommen und immer drohender rückte die Gefahr gegen die Kaiserstadt selbst heran. Am 14. August fiel Linz in die Hände der Feinde und gegen Ende desselben Monats standen Franzosen und Baiern in St. Pölten, von wo Graf Heinrich Franz von Segur (gewöhnlich der „schöne Segur" genannt, geb. 1689, gest. 1751) eine Aufforderung zur Uebergabe von Wien erließ. Es wurde freilich der Parlamentär ohne Antwort abgewiesen, aber der Stadt drohte dennoch nochmals der Schrecken einer Belagerung. Aber es entwickelte sich in Wien ein allgemeiner Enthusiasmus für die Sache Maria Theresiens. Während sich feindliche Reiterhaufen bereits am Riederberge zeigten, wurden die nöthigen Gegenanstalten getroffen, die Donau gesperrt, Werbungen eröffnet und die Stadt verproviantirt. Alle Waffenfähigen



Die erste Akademie der bildenden Künste. (Seite 990.)

drängten sich zu den errichteten Corps, deren besondere von Studenten, Hofbefreiten, herrschaftlichen Jägern und von mehreren Zünften entstanden. Das Stadtquardia-Regiment wurde zu einem Linien-Regimente umgestaltet und ist als solches bis heute im Verbande der ruhmreichen k. k. Armee verblieben.

Was nicht zum Waffendienste tauglich war, betheiligte sich bei der Ausbesserung der Festungswerke; besonders war aber nothwendig, einige Häuser zwischen dem Rothenthurmthor und Neuthor abzubrechen, und hierbei betheiligten sich Männer und Frauen aller Stände; neben Personen in zerlumpten Röcken sah man solche in Seide und Sammt mit dem Schiebkarren arbeiten, die Frauen der Stadträthe begaben sich im Zuge zur Arbeit und ihrem Beispiele folgten die Damen des Adels und die Bürgerinnen. Eine besondere, aus den Landständen und hohen Regierungsbeamten zusammengesetzte Commission sorgte auf's eifrigste für die Sicherung der Stadt. Die Bürger mußten sich auf Jahr und Tag verproviantiren, die Privatpferde wurden zum öffentlichen Dienste bestimmt und die Schätze und Archive nach Graz geflüchtet, während sich Maria Theresia zum Krönungslandtage nach Preßburg begab, von wo aus die Lage der Dinge sich alsbald glänzend wenden sollte. Denn nachdem die Modalitäten des ungarischen Aufgebots der Landmiliz vereinbart waren und die ungarischen Truppen sich in Bewegung setzten, wandte sich das Kriegsglück bald wieder den österreichischen Fahnen zu, der Kurfürst von Baiern mußte nicht nur die besetzten Länder räumen,

sondern sah bald sein eigenes Land von den kaiserlichen Truppen besetzt. Schon im October waren Nachrichten vom Rückzug der Feinde eingetroffen und die Gefahr der Belagerung wieder ziemlich behoben. Am 11. December um 2 Uhr Nachmittags kehrte auch Maria Theresia von dem Reichstage in Preßburg in die Kaiserstadt zurück und wurde von den Wienern jubelnd empfangen.

In diese Zeit, und zwar in das Jahr 1741, fällt das erste Auftreten der berüchtigten Panduren (bewaffnete herrschaftliche Dienstleute), welche deren Grundherr, Freiherr Franz von Trenk (geb. 1697, gest. als Gefangener auf dem Spielberg 1749), als Oberst commandirte und mit ihnen seinen Einzug in Wien hielt.

Ein Jahr darauf erschien auch in Wien der nachmalige so berühmte Feldmarschall Gideon Freiherr von Laudon (geb. 1716, gest. 1790; sein Grabmal befindet sich im Parke seines Schlosses Hadersdorf bei Wien) und suchte österreichische Dienste. Eine Wendung zum Bessern trat ein, als Maria Theresia, obwohl nach langem Widerstreben, der Gewalt der Umstände Rechnung tragend, mit Preußen Frieden schloß, durch welchen sie Nieder- und einen Theil von Oberschlesien abtrat. Sie konnte hierdurch mit vollster Kraft den Baiern und Franzosen entgegentreten und zu Ende des Jahres 1742 war auch Böhmen von den Feinden gesäubert. Die Wiedereroberung Prags wurde in Wien auf das festlichste begangen, am 30. December wurde bei St. Stefan ein feierliches Tedeum abgehalten und am 2. Januar 1743 fand zur Feier ein prachtvolles Frauen-Caroussel in der großen Reitschule statt, das von acht reitenden und acht in Phaetons fahrenden Amazonen dargestellt wurde. Maria Theresia selbst führte die erste reitende Quadrille und entzückte Alles durch die Anmuth und Sicherheit, mit welcher sie die Waffenübungen mit Lanze, Degen und Pistole ausführte.

Forderte auch der im nächsten Jahre ausbrechende zweite schlesische Krieg neue Opfer, so war doch dafür der Monarchin und dem Volke eine andere Freude vorbehalten, indem der Gemal Maria Theresia's, Franz I., in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurde. Die nun auf die Kriegsstürme folgende Ruhe benützte die Kaiserin zu einer Reihe von Verfügungen für das Wohl ihrer Unterthanen, welche ihr für immer den Ruhm der mütterlichsten Herrscherin wahren und ihre Zeit als eine besonders gesegnete noch immer im Andenken erhalten.

Es ist, wie schon betont, hier nicht der Platz und muß einem anderen Buche überlassen bleiben, alle die unermüdliche Sorgfalt und die weisen Maßnahmen aufzuzählen, durch welche Maria Theresia das ganze Reich umgestaltete und hob, aber auch für Wien bewies sie sich gleich bedacht und ihre vorzüglichsten Schöpfungen müssen hier aufgezählt werden.

Im Jahre 1745 legte sie das Waisenhaus am Rennweg an, welches bald allgemeine Berühmtheit erlangte und um welche Anstalt sich deren Director, der Jesuit Pater Ignaz Parhamer (geb. zu Schwanenstadt in Oberösterreich am 15. Juni 1715, gest. als k. k. Rath und Pfarrer bei Unserer Lieben Frau am Rennweg am 1. April 1786), später Beichtvater Franz' I. und Religionslehrer Josef's II., die größten Verdienste erwarb.

Parhamer, hochgeschätzt wegen seiner menschenfreundlichen Verdienste um die armen Waisenkinder, die er sogar militärisch heranbildete, indem er sie uniformirte, sie in Compagnien theilte und förmlich manövriren ließ, wobei er selbst sie mit gezogenem Säbel commandirte, hieß im Volksmunde allgemein nur „der Pater Kindergeneral".

Besonders war Maria Theresia auf die Regelung des Armenwesens bedacht. Sie ließ das Schloß Ebersdorf zu einem Armenhause umgestalten, verbesserte die Pfründen der Armen in den Versorgungshäusern, deren im

Sonnenhofe (Margarethen), im Contumazhause (Bäckenhäusel), im erzbischöflich Kollonits'schen Garten in der Leopoldstadt, wo Blinde und Schlagflüssige verpflegt wurden, in St. Marx, wo man Hinfällige aufnahm, in den Grundspitälern zu Mariahilf (noch heute im Anfange der Kaiserstraße bestehend), St. Ulrich, Alt- und Neulerchenfeld, Liechtenthal, Spittelberg, wo mehrere alter Männer und Weiber verpflegt wurden, im Arbeitshause, wo die schubmäßigen Bettler bis zur Zeit ihrer Abschiebung mit Arbeit versehen und ernährt wurden, bestanden.

Im Jahre 1746 wurde das Theresienthor gebaut, ein Stadtthor, welches neben dem Donau-Arme an der Biberbastei vorbei, zu dem innern Stadtthor des Rothenthurms führte. Im selben Jahre stiftete sie das Theresianum, ein Erziehungshaus für adelige Jünglinge; im Jahre 1748 ließ sie bei den Kapuzinern eine neue Kaisergruft mit einer großen Rondelle herstellen, welche letztere sie zur Ruhestätte für sich selbst bestimmte. Das nächste Jahr entstand eine neue Ritterakademie, die sogenannte Savoyische, durch die Herzogin Maria Theresia Anna Felicitas (geb. 1696, gest. 1772), geborene Fürstin von Liechtenstein, Witwe des Prinzen Thomas Emanuel von Savoyen (geb. 1696, gest. 1729). Dieselbe wurde auf der Laimgrube in dem später noch so genannten Stiftsgebäude (darauf Ingenieurakademie, endlich Kaserne) errichtet, später aber mit dem Theresianum vereint. In diese Zeit fällt auch der Bau der großen Kaserne auf dem Salzgries, sowie 1751 jener der Kaserne auf dem Alsergrund, der Reiterkaserne in der Josefstadt, wodurch der Stadtrath sich der früheren Einquartierung in der innern Stadt entledigte. Die erste Kaserne in Wien hatte Kaiser Karl VI. im Jahre 1723 errichtet, sie bestand in der Leopoldstadt; die zweite errichtete er 1732 am Getreidemarkt. Ebenso wurde das Minoritenkloster, dessen Bau 1748 begonnen hatte, vollendet und am 12. October 1752 hatte die erste Ziehung der Zahlenlotterie (damals am Augustinerplatze untergebracht) statt, welche in Wien eingeführt wurde und seither, als eine gute Einnahme für den Staatssäckel, trotz gewaltigen Anstürmens von mehreren Seiten in Thätigkeit verblieben ist.

Unsterblich aber sind die Verdienste, welche sich diese Kaiserin um die Hebung der Universität erwarb. Schon im Jahre 1752 betraute sie mit der Ausarbeitung eines vollständigen Planes zur Erneuerung der höheren Studien ihren Leibarzt, den berühmten Gerhard Freiherrn van Swieten (geb. in Leyden am 7. Mai 1700, gest. im Schlosse zu Schönbrunn am 18. Juni 1772; zu seinem Andenken wurde in der Neuzeit die neben der medecinisch-chirugischen Akademie von der Währingerstraße in die Garnisongasse führende Straße van Swietengasse benannt). Ebenso nahm sie die Universität unter die Landstände auf, indem sie dem Rector derselben, Sitz und Stimme auf der Prälatenbank anwies. Zugleich faßte sie den Plan, der Hochschule, welche in ihrem bisherigen unzweckmäßigen und unzureichenden Localitäten nur nothdürftiges Unterkommen fand, einen neuen würdigen Wohnort zu schaffen, einige Häuser anzukaufen und einen Prachtbau aufzuführen, bei welchem trotz der bedrängten Geldumstände doch nicht gespart werden sollte, indem die Kaiserin eigenhändig erklärte, daß sie „was ansehnlich's thun wolle". Zu diesem Zwecke gab sie den Befehl, 250.000 Gulden Bank-Obligationen auszufertigen und übertrug dem Erzbischof von Wien, Johann Josef Graf Trautson (geb. 1704, gest. 1757, begraben im Frauenchor der Stefanskirche), die Leitung der Angelegenheit. Es wurden sofort mehrere Entwürfe eingereicht, von welchen man sich für den des Bauinspectors Johann von Jadot entschied. Noch im gleichen Jahre wurden die Verträge mit den Werkleuten abgeschlossen und der Bau aus allen Kräften gefördert, wobei der Hof-Unterarchitekt Johann Münzer, der Maurermeister Daniel Dietrich und der Hof-Zimmermeister Johann Ohmayer thätig waren. Die Bildhauerarbeiten an der Fronte und im großen

Saale lieferte Josef Bezbauer. Im Jahre 1755 war der Bau im Wesentlichen vollendet, der berühmte Historienmaler Gregor Guglielmi (geb. 1714, gest. in Petersburg 1773) malte die schönen Fresken der Aula; die Angaben dazu, wie zu den Inschriften für die vier Facultäten waren von dem berühmten Hofpoeten Pietro Metastasio (geb. in Rom 1698, gest. in Wien am 12. April 1782 am Kohlmarkt Nr. 11, alt 1152; sein Grabdenkmal befindet sich in der italienischen Nationalkirche auf dem Minoritenplatz). Am 5. April 1756 erfolgte die feierliche Uebergabe des Gebäudes, dessen Gesammtkosten 320.000 Gulden betragen hatten. Das Kaiserpaar mit glänzendem Hofe, alle Würdenträger, die Professoren und Studenten wohnten dem feierlichen Acte bei.

Vion sonstigen Schöpfungen aus jener Zeit in Wien ist die Stiftung der Ingenieur-Akademie 1754, die Erbauung der schönen vereinigten Hofkanzlei (jetzt Ministerium des Innern) in der Wipplingerstraße gegenüber des Rathhauses, die Erweiterung und Verschönerung der Fürstengruft bei St. Stefan, wo die daselbst ruhenden Habsburger-Leichen in neuen Särgen beigesetzt wurden, und 1755 die Erbauung der Kaiserspitalskirche am Rennweg, später Hof der k. k. Arcieren-(deutschen Hatschieren)-Leibgarde, zu erwähnen. Auch an sonstigen heilsamen Verordnungen fehlte es nicht, und es ist bemerkenswerth, daß schon Maria Theresia, welcher doch der Ruhm höchster Religiösität mit Recht noch bis heute zufällt, 1753 durch ein besonderes Patent nicht weniger als 28 ganze und 17 halbe Feiertage, an welchen letzteren vordem nur in den Nachmittagen gearbeitet werden durfte, aufhob und hierdurch den Handelsverkehr und Landbau einer hemmenden Fessel enthob.

Aus jener Zeit sind indeß auch widrige Vorfälle in den Annalen Wiens zu erwähnen. Im Jahre 1744 verursachte das plötzlich eingetretene Thauwetter abermals eine furchtbare Ueberschwemmung. Am 4. März um zehn Uhr setzte sich der Eisstoß in Bewegung, zerriß alle Brücken und Stege, zerschmetterte Schiffe und Flösse und schwemmte Holz und Geräthe weg. Maria Theresia entfaltete selbst die aufopferndste Thätigkeit, verweilte fast volle zwei Tage auf der Rothenthurm-Bastei, um die Rettungsanstalten zu beleben, und ihr Gemal fuhr selbst mit Lebensgefahr auf einem kleinen Kahne durch die überschwemmten Vorstädte, um die in die oberen Stockwerke und auf die Dachböden Geflüchteten mit Lebensmittel und Kleidung zu versehen. Nur mit einer Mantille leicht bekleidet, eilte sie an das Donau-Ufer und winkte ihrem Gemale mit dem Sacktuche zu, um ihn zum Muth und zur Ausdauer, aber auch zur Vorsicht zu ermahnen.

Im Jahre 1747 zog ein furchtbares Ungewitter über Wien weg, der Hagel fiel in großen dichten Massen und der Blitz zündete mehrmals, darunter auch die Jesuitenkirche bei St. Anna, die in Flammen aufging und wobei ein Noviz im Thurme verbrannte. Auch durch eine gewaltige Explosion wurde die Stadt in diesen Ruhejahren bedroht. Am 15. December 1752 fing nämlich das Salpeter-Laboratorium, welches sich damals auf der Augustiner-Bastei befand, auf unbekannte Weise plötzlich Feuer. Der Ausbruch war furchtbar, die Gewölbe und dicke Basteimauer wurden zerschmettert und elf Menschenleben gingen zu Grunde. Endlich ist zum Jahre 1759 eine furchtbare Feuersbrunst zu erwähnen, welche am 24. Juni im Starhemberg'schen Freihause auf der Wieden ausbrach und, von einem großen Sturme angefacht, rasch um sich griff. Durch brennende Schindel verbreitete sich die Brunst über die kleinen Häuschen, welche damals die Stelle des jetzigen Polytechnikums einnahmen, bis zu den Ställen des Schwarzenberg'schen Palais, welche so rasch aufflammten, daß nicht einmal die Pferde und Maulthiere gerettet werden konnten.

Der Brand griff über den Rennweg, die Grasgasse, Ungargasse und Landstraße bis nach Erdberg vor, wo noch 32 Häuser verzehrt wurden und erst der



20.

Maria Theresia und Franz I. bei der Ueberschwemmung der Leopoldstadt.



Donau-Arm dem Elemente Schranken setzte. Zwei Tage und die Nacht dazwischen dauerte die Feuersbrunst und spottete aller Löschanstalten. Menschenleben gingen glücklicherweise dabei nicht zu Grunde, aber der Schaden war unermeßlich, und viele Menschen wurden um ihre ganze Habe gebracht. Die Kaiserin selbst begab sich mehrmals auf die Brandstätte, ebenso der Kaiser und der Erzherzog Josef, welche die Rettenden ermunterten und den Verunglückten Trost zusprachen.

Bei den wiederholten Anlässen, in welchen die kaiserliche Familie Vermehrungen ihrer Glieder erfuhr, wurde dem Hofe und der froh theilnehmenden Bevölkerung Anlaß zu Beleuchtungen und Festlichkeiten gegeben, so bei den Geburten der Erzherzoginnen Maria Anna (geb. am 6. October 1738, erste Vorsteherin des adeligen Fräuleinstiftes in Prag, gest. in Klagenfurt am 19. November 1789); Maria Christina (geb. am 13. Mai 1742, Gemalin des Herzogs Albrecht Casimir von Sachsen-Teschen 1766, gest. in Wien am 24. Juni 1798; ihr zu Ehren wurde von dem untröstlichen Gatten das herrliche Mausoleum Canova's in der Augustinerkirche aufgestellt); Maria Elisabeth (geb. am 13. August 1743, Aebtissin in Innsbruck, gest. in Linz am 22. September 1808); Maria Amalie (geb. am 26. Februar 1746, Gemalin des Herzogs Ferdinand I. von Parma, gest. zu Prag 18. Juni 1804); Maria Josefa (geb. 19. März 1751, Braut König Ferdinand's IV. von Neapel und Sicilien, gest. in Schönnbrunn am 15. October 1767); Maria Caroline (geb. am 13. August 1752, vermält mit dem vorgenannten König von Neapel, gest. am 8. September 1814); Marie Antoinette (geb. am 2. November 1755, die unglückliche Gemalin König Ludwig's XVI. von Frankreich, gest. am 21. Januar 1793); ferner der Erzherzoge Karl Josef (geb. am 1. Februar 1745, gest. am 17. Januar 1761); Peter Leopold (geb. am 5. Mai 1747, nachmals als Kaiser Leopold II., gest. am 1. März 1792); Ferdinand Herzog von Modena (geb. am 1. Juni 1754, vermält mit der reichen Erbin Maria Beatrix von Este, gest. am 24. December 1806) und Maximilian (geb. am 8. December 1756, Hoch- und Deutschmeister, Erzbischof und Kurfürst von Cöln; gest. zu Hetzendorf bei Wien am 27. Juli 1801).

Ueberhaupt hatte die leichtblütige Stadt selbst die Drangsale, welche ihr durch die Kriegsereignisse in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's auferlegt worden waren, in den später folgenden Friedensjahren gründlich vergessen, und durch die Zeit der Ruhe war Wohlstand in dieselbe eingekehrt, welcher alle Gemüther froh stimmte. Es gab daher recht viele Vergnügungen in jenen Tagen, Theater und Tanz wurde im Winter, Lustpartien nach den reizenden Umgebungen bis nach Klosterneuburg (Bild Seite 1032), dem herrlichen Stifte mit seinen prächtigen Weinen, dem originellen Rutschen über das Riesenfaß am Leopoldstag, ja selbst bis in die Stadt Hainburg (Bild Seite 1033) und ihre von altersgrauen Sagen umwobene Hunnenburg ausgedehnt. Von der andern Seite waren es wieder die schönen Umgebungen Wiens bis Schönbrunn, Hietzing, Laxenburg, selbst Baden, welche besonders an Sonn- und Feiertagen zahlreich besucht wurden. Die Entstehung wie die Annehmlichkeiten Schönbrunns (Bild Seite 1025) mit dem herrlichen Parke u. dergl. wurden bereits (Seite 777 bis 786) ausführlich geschildert. In dem 1709 vom Magistrate erbauten Kärntnerthor-Theater, von welchem 1712 eine Gesellschaft deutscher Schauspieler Besitz genommen hatte, trieb der berühmte Hannswurst Gottfried Prehauser (geb. in Wien 1699, gest. am 30. Januar 1769), ein Nachfolger des ersten Hannswursten Josef Anton Stranitzky (geb. zu Schweidnitz in Schlesien 1676, gest. in Wien am 19. Mai 1726), seine Späße in den drolligsten extemporirten Komödien, während in dem im Jahre 1741 erbauten kaiserlichen Hoftheater in der Burg regelmäßige Stücke aufgeführt wurden. Bälle wurden zur Faschingszeit sowohl bei Hof, in den Adelshäusern und bei den

hohen Beamten, als auch öffentlich sehr häufig veranstaltet; in den 1752 vollendeten, von Fischer von Erlach erbauten Redouten-Sälen bei der kaiserlichen Burg wurden glänzende, wenngleich sehr exclusive Maskenbälle abgehalten. Um denselben anzuwohnen, mußte eine förmliche Meldung vorausgehen, dann konnte man wohl maskirt erscheinen, mußte sich aber in einem besonderen Zimmer dem obrigkeitlichen Commissär zeigen, damit nicht eine unangemeldete Person unter der Maske sich einschleiche.

Daß es in der That eine gute Zeit war, beweisen unter Anderem auch die Speisetarife, welche aus jener Zeit aufbehalten sind; so bekam man z. B. beim „goldenen Jägerhorn" in der Dorotheergasse 6 Speisen um 17 Kreuzer, 4 Speisen um 7 Kreuzer; im „Matschakerhof" (heute eines der elegantesten Hôtels) 7 Speisen um 24 Kreuzer; bei der „goldenen Anten" (Ente, Schulerstraße) 6 Speisen zu 17 Kreuzer, 4 Speisen zu 9 und zu 7 Kreuzer; beim „rothen Apfel" in der Singerstraße 7 Speisen zu 24 Kreuzer, 6 Speisen zu 17 Kreuzer und 5 Speisen zu 12 Kreuzer. Und so ging's noch in weiteren 24 Gasthäusern mit gleich wohlfeilen Mittagstischen. Dabei enthielt die Kost zu 24 Kreuzer an Fleischtagen: Suppe, Rindfleisch, Gemüse mit Auflage, Eingemachtes, zwei Braten, Salat und Confect; an Fasttagen: Suppe, Eierspeise, Gemüse, Mehlspeise und zweierlei Fische. Für 7 Kreuzer wurde Suppe, Rindfleisch, Grünspeise und Eingemachtes, dreimal in der Woche mit Braten wechselnd, geboten; an Fasttagen erhielt man für das gleiche Geld: Suppe, Mehlspeise, Gemüse und Fisch. Das war denn allerdings eine Zeit, welche den Namen der „guten alten" mit Recht führt und uns zu einer eigenthümlichen Nachwelt stempelt, welche den halben Liter Bier theurer zahlt, als dazumal der ganze Mittagstisch mit vier Speisen kostete. Nun allerdings, damals war Alles wunderbar wohlfeil, nur das Geld selbst war es nicht, und man würde um die damaligen Arbeits- und Verkaufspreise heute nicht den schwächsten und ärmsten Mann, nicht das kleinste Object erhalten.

Die frohe Zeit sollte aber leider nicht ungetrübt bleiben; es wurde Oesterreich neuerdings in den Strudel eines Krieges gezogen, der durch volle sieben Jahre (1756 bis 1763) währte, zahllose Opfer an Geld und Menschenleben kostete und doch zuletzt, als die streitenden Parteien ermattet Frieden machten, ohne Erfolg blieb. Da trieb auch die Politik in ganz neue Bahnen, es wurde ein neuer tüchtiger Alliirter gefunden, das Königreich Frankreich, und der Urheber, ein außerordentlicher Mann, war der neue Staatsminister Wenzel Anton Fürst Kaunitz-Rietberg (geb. in Wien am 2. Februar 1711, gest. in seinem Palaste, Mariahilferstraße Nr. 73, alt 42, am 27. Juni 1794). Nie hat wohl früher ein Minister an irgend einem Hof größeres Vertrauen durch längere Zeit genossen, als eben Kaunitz an dem kaiserlichen, wo er seit dem Jahre 1753 als Hof- und Staatskanzler die auswärtigen Staatsangelegenheiten Oesterreichs allein leitete und in die innere Verwaltung den größten Einfluß hatte.

Des Fürsten Kaunitz scharfsehendes Auge durchdrang alle Theile der inneren Staatsökonomie; die in den Finanzen eingerissenen Unordnungen wurden getilgt, ein bündiger und strenger Rechnungsfuß eingeführt und das Finanzwesen der neu errichteten allgemeinen Rechnungskammer untergeordnet, wodurch dem Staate jährlich viele Millionen zuwuchsen und zugleich der Vortheil verschafft wurde, daß man täglich den Finanzstand der Monarchie, dessen Abnahme oder Zuwachs, die jährlichen Einkünfte und Ausgaben in einer Tabelle übersehen konnte. Die Studien und Schulen wurden allgemein verbessert, Künste und Wissenschaften beschützt, überall neue Manufacturen und Fabriken angelegt, der industrielle Fleiß vermehrt, Handel und Wandel erweitert, die Seehäfen Triest, Fiume, Carlopago und Zengg vergrößert und verbessert; es bekamen der Kriegs-Etat und die Armeen eine neue Gestalt und wurden auf einen bedeutenden Fuß gestellt. Deshalb wurde ihm aber auch allgemeine Verehrung zu Theil.

Inmitten der kriegerischen Tage fällt eine besondere Festlichkeit in Wien: die Stiftung des militärischen Maria Theresien-Ordens am 7. März 1758, eine Auszeichnung für besonders geniale Kriegsthaten, welche die Kaiserin zur Erinnerung an den glänzenden Sieg des Feldmarschalls Leopold Josef Maria Graf Daun (geb. 1705, gest. 1766) über Friedrich II. bei Kollin am 18. Juni 1757 in's Leben rief. Ferner gab es ein Familienfest, das wohl unter glänzenden Hoffnungen begangen, aber in seinen Folgen unglücklich ausfallen sollte. Am 6. October 1760 fand die Vermälung des Kronprinzen Josef statt mit der Prinzessin Maria Isabella von Parma (geb. am 31. December 1741), welche aber schon am 27. November 1763 wieder aus dem Leben schied.

Josef, inzwischen zum römischen Könige gekrönt, schritt gegen seine Neigung, denn er hatte seine erste Gemalin innig geliebt, aber in Rücksicht auf die Fortpflanzung seines Stammes schon am 23. Januar 1765 zur zweiten Ehe mit der Prinzessin Maria Josefa von Baiern (Tochter Kaiser Karl's VII., geb. am 30. März 1739, gest. am 28. Mai 1767), wobei ebenfalls große Festlichkeiten vor sich gingen. Es wurden auch 25 bürgerliche Brautpaare von der Kaiserin ausgestattet und bei St. Stefan getraut.

Am 18. August 1765 hatte ein Trauerfall in der Kaiserfamilie statt, indem Kaiser Franz I. zu Innsbruck, wo eben die Vermälung des zweiten Prinzen Leopold mit Maria Louise von Spanien (geb. 1745, gest. in Wien am 15. Mai 1792) gefeiert wurde, plötzlich vom Schlage gerührt starb. Am 28. August kam der entseelte Leichnam nach Wien, wurde in der Roßau an das Land gebracht, in der Burg ausgestellt und am 31. in der Kaisergruft bestattet. Maria Theresia war auf's tiefste erschüttert, sie ließ sich ihre schönen langen Haare abschneiden, legte allen Putz und alles Geschmeide ab, vertheilte ihre Kleider unter ihre Kammerfrauen, ließ ihr Schlafgemach mit grauer Seide umkleiden und war anfangs entschlossen, sich der Regierung zu begeben und sich in ein Damenstift zurückzuziehen. Hiervon kam sie auf vielfaches Zusprechen wohl wieder ab, doch legte sie die Witwenkleider ihr ganzes Leben lang nicht wieder ab und nahm zu „Dero Beruhigung und Erleichterung", wie es in dem Manifeste hieß, den Kronprinzen Josef nunmehr zum Mitregenten der österreichischen Monarchie an. Sie übertrug ihm die Großmeisterwürde der Orden und übergab ihm namentlich die militärischen Angelegenheiten ausschließlich. Auch in die übrigen Regierungsmaßregeln griff Josef II. sofort ein, wobei er aber — obwohl beide Theile nur das Glück ihrer Völker im Auge hatten — doch vielfach durch seine hastig vorwärts drängenden Maßregeln mit der bedächtigeren Kaiserin in Widerspruch gerieth.

Wir müssen aber der Josefinischen Zeitperiode einen eigenen Abschnitt widmen.

Die Josefinische Zeitperiode.

Eine der ersten Handlungen des Mitregenten, nunmehrigen Kaiser Josef II. war, daß er im Jahre 1766 den Prater, welcher vordem als kaiserliche Wildbahn nur dem hohen Adel zugänglich war, dem gesammten Publikum öffnete. (Bereits Seite 776 besprochen.) Derselbe wurde rasch der beliebte Vergnügungsort des Volkes. Schon im Jahre nach der Eröffnung bestanden daselbst 15 Schanklocale, und auch die unterschiedlichen Belustigungen und Schaubuden siedelten sich daselbst an, welche bis heute den „Wurstelprater" (so genannt von den dort etablirten

Marionettenspielen für Kinder, wobei der kleine Hanswurst die Hauptrolle hat) zum Anziehungspunkte für Tausende von Einheimischen und für alle jene Fremden machen, die sich an dem gemüthlichen Volksleben ergötzen wollen.

Das nächste Jahr war für die Kaiserfamilie unheilvoll. Die Gemalin des Kaisers, Maria Josefa, erlag der Pockenkrankheit, am 28. Mai wurde auch die Kaiserin Maria Theresia, welche von Schönbrunn nach Wien geeilt war, um die Kranke zu pflegen, von dem bösen Uebel ergriffen; die geliebte Monarchin genas jedoch bald, worauf am 14. Juni bei St. Stefan ein Dankfest abgehalten wurde, und als die genesene Fürstin am 22. Juli in Gesellschaft ihres Sohnes Josef nach St. Stefan fuhr, waren alle Gassen mit Menschen übersäet und unendlicher Jubel ertönte. Von da an wurde auch die Kuhpockenimpfung eingeführt.



Der Kalvarienberg in Hernals. (Seite 994.)

Im Jahre 1766 wurde in Gumpendorf die Aegydiuskirche erbaut; am 20. Januar 1768 eröffnete Fürst Kaunitz als Protector die neugeschaffene Maler- und Bildhauer-Akademie im sogenannten Täubelhofe nächst St. Anna, als deren Director der berühmte Kupferstecher Jakob Matthäus Schmutzer (geb. in Wien am 5. April 1733, gest. daselbst am 2. December 1811) gestellt wurde. Im nächsten Jahre wurde die Hof- und Staatskanzlei hergestellt und das Thierarznei-Institut errichtet. Im Jahre 1771 trat eine der segensreichsten Einrichtungen Maria Theresiens in's Leben — die Regelung des Elementar-Unterrichtes. Als Musteranstalt wurde die Normal-Hauptschule zuerst bei St. Stefan und vier Jahre später bei St. Anna errichtet, mit welcher auch eine Lehrerbildungsanstalt verbunden war.

In das Jahr 1772 fällt die Errichtung der kleinen Post in Wien, welche durch Ludwig Schotten van Bergstraaten eingerichtet wurde. Obwohl gegen die heutige Zeit noch sehr in der Kindheit, erwies sich die Einrichtung doch äußerst zweckmäßig. Es wurden nämlich eine Anzahl von Briefboten bestellt, welche mit Klappern versehen durch die Straßen gingen; ließ sich das Geklapper hören, so konnte man den Boten rufen und ihm die Briefe zur Bestellung übergeben, welche dann auf das Postamt gebracht, sortirt und wieder ausgetragen wurden. Die Einrichtung wurde daher Klapperpost (verballhornt Klepperpost) genannt. Bald sollte diese kleine Post durch eine Institution bedeutsame Erleichterung bekommen, und zwar durch die erste öffentliche Häuser-Numerirung.

Bekanntlich gab es in den frühesten Zeiten selbst unter den höheren Ständen aller Länder wenige Personen, welche lesen und schreiben konnten; es war somit begreiflich, daß man, um die Häuser kenntlich zu machen, auf eine schriftliche Bezeichnung derselben verzichtete und die auffälligste nahm — die der Malerei. Jeder Kaufmann oder Hausbesitzer ließ daher seine verkäufliche Waare oder die

handgreifliche Bezeichnung seines Hauses an die Wand schildern; so entstanden die Haus- und Wandgemälde, und bald waren die schönen dauerhaften Gebäude der Stadt mit Fresco-Malereien, oder auch mit Statuen aus Metall, Stein und Holz bedeckt, ohne welche ein angesehenes Herren- oder Bürgerhaus gar nicht bestehen konnte. In dieser Beziehung bot Wien bis in das 16. Jahrhundert einen herrlichen Anblick dar, denn der berühmte, schon öfter erwähnte Schullehrer Wolfgang Schmelzl schildert in seinem „Lobspruch der hochlöblichen weitberühmten königlichen Stadt Wien" (von welchem Seite 709 ausführlich die Rede war) auch die Schönheit der Häuser und ihre Gemälde.



Die Hohe Brücke mit der 1719 errichteten Johannes Nepomuk-Kapelle. (Seite 996.)

Die bildlichen Darstellungen waren aus der biblischen Geschichte, der Mythologie, der profanen Geschichte (zumeist der vaterländischen), aus dem Sagen-Mythus (den Wien in einem Reichthume wie keine Stadt der Welt besitzt) entnommen, oder sie boten satyrische und launige Späße, die selten von den derbsten Zoten frei waren und die unsinnigsten Zerrbilder lieferten, z. B. „Wo die Kuh am Brett spielt", „Wo der Hahn in den Spiegel schaut", „Beim Esel in der Wiege", „Wo der Wolf den Gänsen predigt", „Wo der Schmied die Gans beschlagt" u. s. w. — Als sich die Stadt immer mehr ausdehnte und das bürgerliche Zunftwesen eingeführt wurde, verschwanden viele der alten Zeichen, da die Zünfte meistens fromme Brüderschaften waren, und es entstanden neue Bilder mit Momenten aus dem alten und neuen Testamente, z. B. „Zum englischen Gruß", zur „Flucht nach Egypten" (das berühmteste noch heute auf der Währingerstraße), zum „brennenden Dornbusch", „letzten Abendmahl" u. s. w. Insbesondere verehrt war die „heilige Dreifaltigkeit", mit ihr bezeichnet gab es über einhundert Häuser. Doch fehlte es auch nicht an Albernheiten, deren kolossalste die war, daß man mehrere Häuser „zum blauen Herrgott" nannte, weil derselbe, um seine Lenden ein blaues Tuch gewunden, abgebildet war. Später gab es zahllose „Lambl" (Lämmer), „Schimmel", „Hirschen", „Löwen", Bären", „Adler", „Schnecken" und andere Thiere, bis zu den allerkleinsten herab, das sich nur bei Leuten vorfindet, denen der Kamm ein unbekanntes Werkzeug; abermals mit den widernatürlichsten Farben ausgeführt, „blaues Roß", „grüner Adler", „blauer Hirsch" u. dgl.

Im 16. und 17. Jahrhundert, wo die literarische Cultur bereits auf höherer Stufe stand, fingen die schriftlichen Bezeichnungen an, die Neubauten warfen die meisten Wandgemälde in den Schutt der alten Häuser, und da stand die Abgeschmacktheit der Benennungen auf dem Gipfel des krassesten Unsinns. Es gab einen „blauen Mondschein", „goldenen Rauchfang", „gestreiften Stiefel", „Löschenburst", „gewünschten Frieden", ein „Ofenloch", eine „Unmöglichkeit" (dazu ein Gemälde als Erklärung: ein Schiff, das einen Berg hinauffährt), ein „verliebtes Posthörndl" und — der Geschichtsschreiber darf etwas die Aesthetik beiseite setzen — einen „wahnsinnigen Floh". Letzterer war sogar bildlich dargestellt! Leider ist keine Copie davon auf die Nachwelt gekommen, welche uns gezeigt hätte, wie es der Maler angefangen, diese Geisteseigenschaft des Thieres, dem in neuester Zeit Persien den Krieg erklärt bis zur Ausrottung, erschöpfend wiederzugeben. Viele Häuser, welche kein gemaltes Schild hatten, bezeichnete man von jeher nach dem Namen des Besitzers, z. B. das „Thrna-", später „Laszla-Haus", endlich „Federlhof"; der „Schabdenrüssel", „Küßdenpfennig", „Stoßimhimmel", oder des darin befindlichen Amtes „Praghaus", „Harnaschhaus", „Landhaus"; auch wohl nach dem Charakter des bekannten Bewohners, wie z. B. das „Hannswurstenhaus" (Salzgries Nr. 20, alt 184, heute k. k. Lottodirection), das Stranitzky, der erste Hannswurst, als Eigenthum besaß.

Bereits wurde (Seite 813) von einer Häuser-Numerirung Nachricht gegeben, welche jedoch nur in den Büchern des kaiserlichen Hofquartiermeisteramtes zu finden, also für die Oeffentlichkeit von keinem Nutzen war. Da erschien es denn höchst nützlich und angenehm, als das Jahr 1701 das erste gedruckte Häuserverzeichniß der Stadt Wien brachte, unter dem Titel: „Schatz, Schutz und Schantz des Ertz-Herzogthums Oesterreich. Das ist Ein sehr genaue und ordentliche Beschreibung aller Gassen, Plätz, Palläst, Häuser und Kirchen der berühmten Haubt- und Kayserlichen Residentz-Statt Wien. Dermalen anstatt eines neuen Jahres Offert demüthigst dediciret von mir, Johann Jordan, der Römisch. Kays. Majest. Obrist-Hoff-Post-Ampts-Tax-Brieftrager und Burger. Wienn, gedruckt bei Johann von Ghelen 1701."

In dieser bereits höchst selten gewordenen antiquarischen Kostbarkeit waren freilich nur die Bezeichnungen der Häuser und die Namen der Besitzer enthalten; sie gab aber dennoch Anlaß, sich viel besser orientiren zu können, und es mag das Erscheinen dieses Büchleins durch die schöne Ordnung seines Inhalts immerhin einen bedeutsamen Impuls zur endlichen Numerirung der Häuser gegeben haben; wann aber dieselbe stattgefunden, ist nicht zu ermitteln. Im Jahre 1766 bestand bereits eine Art Numerirung der Stadt und Vorstädte Wiens, welche am Kienmarkt begann, mit dem kaiserlichen Salzamt oder Praghaus (bezeichnet Nr. 1) gegen den rothen Thurm, Bergl, Judengasse, Hohen Markt u. s. w. bis in die Kärntnerstraße lief, von hier wieder auf den Kienmarkt, Judengasse, Hohen Markt, Salzgries, Zeughausgasse, Tiefen Graben, Renngasse, Freiung u. s. w. bis auf den Michaelsplatz ging und mit der neu erbauten Hofkammer und Reichskanzlei nächst der kaiserlichen Burg (bezeichnet Nr. 1161) endete. Dabei waren auch die Kirchen numerirt, jedoch kein Gebäude amtlich beschrieben, sondern die Numerirung hing von der willkürlichen Ansicht der Hausbesitzer ab.

In jedem Falle giebt Jordan's Häuserverzeichniß den Beweis, wie alt die Sitte ist, daß die Briefträger zum neuen Jahr den Kunden ein Büchlein zum Geschenke bringen. Wie nützlich waren aber, dem vorbesprochenen Muster nach, die damaligen Erzeugnisse, wie widerlich und abgeschmackt sind die des folgenden Jahrhunderts! Schreiber dieser Zeilen war der Erste, welcher im Jahre 1862 eine Aenderung in dem ekeln Postbüchelwesen anzubahnen strebte, und damals, wo er auf Ersuchen eines Buchdruckers demselben bei einem „Postbüchel" an die Hand

ging, in demselben eine kurze Geschichte der „kleinen Post“ als Hauptartikel unterbrachte. Zur Constatirung des noch damals herrschenden Geschmackes muß bemerkt werden, daß diese versuchte Verbesserung des Inhaltes das grenzenloseste Fiasco machte. Nun, heute liefern die „Postbüchel“ bereits eine Fülle von nothwendigen Postnotizen und ist zu hoffen, daß das Publikum schließlich einmal auch auf den übrigen Witzkram verzichten wird.

Im Jahre 1770, als die Kaiserin Maria Theresia die allgemeine militärische Conscription einführte, welcher der damalige Hauptmann, später so berühmt gewordene Feldmarschall-Lieutenant Michael Freiherr von Melas (geb. 1730, gest. 1806) vorstand, wurde am 10. März ein Regierungs-Circular erlassen und in demselben befohlen, sämmtliche Häuser in der Stadt und den Vorstädten nach einer besonders vorgeschriebenen Norm mit kennbaren und leserlichen Nummern zu versehen. Die Burg erhielt die Nummer 1, die Reichskanzlei Nr. 2, das erste Haus des Michaelerplatzes Nr. 3, und so fort, womit denn die erste vollständige und amtliche Numerirung der Häuser ausgeführt war. Im Jahre 1775 erschien die in damaliger Zeit schwierige und mit den größten Umständen verbundene Arbeit vollendet. Diesmal wurden die Kirchen nicht mit numerirt.

Wir schließen gleich hier, zur Vollendung der Geschichte der Häuser-Numerirung an, daß zur Zeit der Aufhebung der Klöster unter Kaiser Josef II., wo die meisten derselben zu Privatgebäuden benützt wurden, die Abtheilung größerer Gebäude und Höfe in kleinere, die Verbauung der Klostergründe und Gärten 2c. stattfand, bald eine gewaltige Störung in den Reihen der Gassen und Nummern entstehen mußte, wie denn z. B. sich die Nummer 1344 im Ballgäßchen, 1345 auf der Löbl-Bastei, 1362 in der Jakobergasse, 1363 auf dem Ballplatz — also an ganz entgegengesetzten Stadtenden — sich befanden. Man sah sich nun genöthigt, diesem Uebelstande neuerdings abzuhelfen, und so wurde im Jahre 1794 durch magistratische Verordnung eine neue, die zweite Numerirung anbefohlen und ausgeführt. Als unter der langjährigen Regierung des Kaisers Franz I. wieder viele Neubauten eintraten, kleinere Häuser abgetragen und in größere zusammengebaut, Wiesengründe und Gärten verbaut wurden, fand im Jahre 1822 eine neue, die dritte Numerirung statt, welche anfangs 1217 Nummern enthielt, 1825 deren 1214 und zuletzt wieder 1218 zählte. Als im Jahre 1858 die Stadterweiterung platzgriff, der Stadtgraben zugeschüttet wurde, auf demselben wie an anderen Stellen sich schöne Häuser und Paläste erhoben, dagegen wieder andere in den Schutt der Demolirung fielen, da wurde nicht nur eine neue Numerirung, sondern auch eine, den modernen Anforderungen entsprechende Regulirung der Gassennamen und Häuser-Numerirung nothwendig und später ausgeführt, welche die noch heute bestehende ist — die vierte Numerirung.

Eine Verschönerung erhielt Wien im Jahre 1773 durch einen Neubau, indem der durch Fleiß zu großem Vermögen gelangte Buchhändler Johann Thomas Edler von Trattnern (geb. 1717, gest. am 31. Juli 1798; von ihm war bereits Seite 626 eingehender die Rede) den alten Freisinger-Hof (Bild Seite 97) abbrechen und an seiner Stelle ein schönes Gebäude aufführen ließ, das nach ihm „Trattner-Hof“ genannt wurde. Von dem Reichthume dieses Mannes leitet sich das damals entstandene und bis heute noch im Gebrauche stehende Sprichwort her: „Er hat's trattnerisch“, wenn man ein großes Vermögen bezeichnen will.

Am 30. März 1775 ließ Kaiser Josef II. auch seinen Lieblingsort, den Augarten, dem allgemeinen Besuche öffnen, und seit dieser Zeit schmückt das Hauptthor die Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer“. Das Belvedere, schon bald nach Eugen's Tode durch dessen Nichte und Erbin Anna Victoria, Prinzessin von Savoyen, Gemalin des Prinzen

Josef Friedrich von Sachsen-Hildburghausen (geb. 1683, gest. 1763) an den Hof überlassen, wurde einer gründlichen Restauration unterzogen und zur Aufnahme der Bildergalerie bestimmt, welche darin bis heute verblieben ist.

Im Jahre 1776 wurde die Beleuchtung auch am Glacis und in den Vorstädten eingeführt; der die Passage hindernde alte rothe Thurm am Ausgange der gleichnamigen Straße abgebrochen und im Hauptmauthgebäude aufgeführt an der Stelle, wo heute das Müller'sche (gräflich Dehm'sche Gebäude) steht.

Am 28. Mai 1777 sah Wien die erste Production des Feuerwerkers Johann Georg Stuwer (geb. zu Ingolstadt in Baiern 1732, gest. 1802). Schon 1750 hatte der Italiener Anton Girandolini von der Kaiserin Maria Theresia die Befugniß für pyrotechnische Schaustellungen im Augarten und auf der Donau-Insel erhalten; bald gesellten sich noch Nikolaus Midhalm und Johann und Georg Liedl dazu; vorgenannter Stuwer jedoch erhielt von der Kaiserin das erste Privilegium im Jahre 1762, und da er alles derartig bis dahin Gesehene weitaus überflügelte, wurde ihm das ganz besondere Wohlwollen des kaiserlichen Hofes zu Theil, so daß ihm, als Kaiser Josef den Prater dem gesammten Publikum öffnete, der später darnach benannte „Feuerwerksplatz" im k. k. Prater speciell für seine Schaustellungen überlassen wurde. Durch seine Geschicklichkeit und Thätigkeit schwang er sich bald zum allgemeinen Lieblinge des Publikums empor. Nach seinem Tode übernahm sein Sohn Kaspar (gest. 1819), darauf wieder dessen Sohn Anton (gest. 1858) und endlich der gleichnamige Sprosse dieses Letzteren die Lustfeuerwerkerei im k. k. Prater, bis die Regulirung im Weltausstellungsjahre 1873 derselben ein Ende machte. Im Jahre 1876 brannte der Nachkomme Anton Stuwer auf der sogenannten Schützen-Insel ein glanzvolles Feuerwerk ab, 1879 erntete der alt bewährte Liebling der Wiener in Schwender's schönem Etablissement „Neue Welt" in Hietzing noch denselben langgewohnten Beifall.

Im Jahre 1779 wurde das Taubstummen-Institut errichtet nach dem Muster jenes in Paris, das Kaiser Josef 1777 besucht und einen Weltpriester, Johann Storck, dahin gesandt hatte, um die Lehrmethode zu studiren. Nach dessen Rückkunft wurde zuerst eine Probeanstalt im Bürgerspitale errichtet, in welcher sechs Knaben und eben so viele Mädchen Unterricht erhielten, und aus demselben entstand später das heilsame Institut, welches im Jahre 1803 sein eigenthümliches Gebäude auf der Wieden (Favoritenstraße 13, Taubstummengasse 7, alt 313) erhielt.

Am 29. Juni 1779 ereignete sich ein großer Unglücksfall. Um die Mittagsstunde flog der nahe bei der Nußdorferlinie stehende Pulverthurm mit einem furchtbaren Knalle in die Luft. Die Ursache dieses Unfalles blieb unbekannt, die Folgen aber waren fürchterlich. Fünfundzwanzig daselbst beschäftigte Handlanger und eine Menge Menschen in den Straßen und Häusern wurden getödtet, noch mehr verwundet, viele Häuser in Liechtenthal, Thury, Himmelpfortgrund zerstört; selbst in der Stadt verspürte man einen Stoß wie von einem starken Erdbeben, und in der Brigittenau zersplitterten die stärksten Bäume. Wie durch ein Wunder entging der Propst Ambros von Klosterneuburg, der eben aus der Nußdorferlinie fuhr, dem Tode; eines der Pferde vor dem Wagen wurde von einer Kugel niedergestreckt. Er ließ an der Stelle eine Denksäule setzen.

Das nächste Jahr brachte der Stadt und dem Lande tiefste Betrübniß. Die Kaiserin Maria Theresia hatte, ihre Pockenkrankheit und die Schwerfälligkeit der Füße ausgenommen, bis in den Herbst des Jahres 1780 eine ungestörte Gesundheit genossen; in jener Zeit aber stellte sich eine allgemeine Entkräftung ein. Vorahnend hatte sie im October, als sie nach ihrer Gewohnheit das Grabmal ihres Gatten in der Kapuzinergruft besuchte und die Zugvorrichtung, mit welcher

der Armsessel der Kaiserin heraufgewunden werden sollte, den Dienst versagte, geäußert: „Seht, die Gruft will mich schon nimmer auslassen!“ Und sie täuschte sich nicht. Am 20. November wurde sie von einem Brustkatarrh befallen, welcher bald so gefährliche Symptome zeigte, daß er der Kunst aller Aerzte spottete. Am 29. December verschied sie in den Armen ihres Sohnes.

Die tiefste Trauer erfüllte Stadt und Land, denn beide verdankten der verblichenen Fürstin unendlich viel. Im Staatswesen und in allen Regierungskreisen, im Unterrichte, in Kunst und Wissenschaft hatte sie eine neue Zeit herbeigeführt; unermüdlich war ihre Sorgfalt für die Hebung des Volkswohles durch Unterstützung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels; sie erbaute neue Straßen und Kanäle, bevölkerte öde Landstriche mit fleißigen Bewohnern und erwies sich in jeder Hinsicht als Mutter ihrer Unterthanen. Ja, diese Mütterlichkeit, die sie nach Art einer echten Hausfrau in der eigenen Familie übte und daher selbst ihre erwachsenen Kinder stets bevormundete und in Aufsicht hielt, erstreckte sich auf alle Regierungsacte, indem sie diese persönliche Obsorge auch auf die Aeußerlichkeit übertrug. Von ihr hauptsächlich stammt jener gemüthliche patriarchalische Zug, der sich in allen Erscheinungen des Kaiserhofes bis in die neueste Zeit bemerkbar macht. Wohl ging sie sogar hie und da, geleitet vom weiblichen Gefühle und ihrer hohen Andachtsliebe, ein wenig zu weit, wie denn z. B. die von ihr in bester Meinung eingesetzte, sogenannte Keuschheits-Commission eine gänzlich verfehlte Maßregel war, da diese Commission unter dem Deckmantel der Sorge für Moralität argen Unfug trieb, weshalb selbe schon bald nach der Einsetzung mit Recht auf das erbittertste angefeindet wurde; — aber im Ganzen und Großen wird das Leben und Wirken Maria Theresia's immer ein segensreiches, die Erinnerung daran jedem Wiener eine theure sein.

Der Raum erlaubt nicht, aller jener Männer eingehend zu gedenken, welche der großen Kaiserin in ihren wichtigen Reformen helfend beistanden, es muß dies einem ganz speciellen Buche über sie zugewiesen werden, aber unerwähnt dürfen sie nicht bleiben. Nebst dem Fürsten Kaunitz ist noch besonders des berühmten Josef von Sonnenfels (geb. in Nikolsburg 1733, gest. in Wien am 26. April 1817) zu gedenken, dessen Verdienste um die auf seine Vorschläge und Bitten am 1. Januar 1778 erfolgte Aufhebung der Folter im Strafgerichtsverfahren, sein Bemühen um die Veredlung der Schaubühne u. s. w. ihm den Beinamen des „großen“ Sonnenfels verschafften. Neben ihm sind noch zu erwähnen als Staatsmänner die Grafen Karl Friedrich von Hatzfeld (geb. 1718, gest. 1793), Johann Wilhelm von Sinzendorf (geb. 1697, gest. 1766), dann aus den Familien Haugwitz, Khevenhüller, Starhemberg u. s. w.; als Schöpfer der neuen Studienordnung der berühmte Leibarzt und Gelehrte Gerhard Freiherr van Swieten; der Hofastronom Pater Maximilian Hell (geb. in Schemnitz 1720, gest. in Wien am 14. April 1792); die Naturforscher Nikolaus Josef Freiherr von Jacquin (geb. in Leyden 1727, gest. in Wien am 26. October 1817) und Ignaz Edler von Born (geb. zu Carlsburg 1742, gest. in Wien am 24. Juli 1791); der Humanist Abt Franz Stefan von Rautenstrauch (geb. in Böhmen 1734, gest. in Erlau 1785); die Tonheroen Christoph Ritter von Gluck (geb. in Baiern 1714, gest. in Wien am 17. November 1787); Josef Haydn (geb. in Rohrau am 31. März 1732, gest. in Wien am 31. Mai 1809 in seinem Hause, Vorstadt Windmühle, nunmehr Bezirk Mariahilf, heute Haydngasse Nr. 19, alt Nr. 84, welches „Haydnhaus“ eine Gedenktafel schmückt); Wolfgang Amadeus Mozart (geb. in Salzburg am 27. Januar 1756, gest. in Wien am 5. December 1791; an der Stelle seines Wohnhauses steht heute das Palais „Mozarthof“, Rauhensteingasse 8, alt 934 bis 936, im ersteren Häuschen starb Mozart); in den schönen Künsten Jakob Schmutzer, der Bildhauer Martin Fischer (geb. in Schwaben 1740, gest. in

Wien 1820), Georg Rafael Donner, der Porträtmaler Martin von Meytens (geb. in Stockholm am 24. August 1695, gest. in Wien am 26. März 1770, in dem von Maria Theresia 1748 erbauten, damals stets „rückwärtiges Stöckel" genannten von ihr als Erholungs-Lusthaus benützten Gebäude auf der Wieden, Hechtengasse Nr. 3, alt 504).

Besondere Unglücksfälle waren: der Ausbruch eines Bären aus den von dem speculativen Franzosen Julius Defraine 1755 erbauten Hetze, wobei mehrere Personen des Bewachungspersonales zu Grunde gingen. Die „Hetze" war ein für Thierkämpfe bestimmtes großes hölzernes Amphitheater unter den Weißgärbern, es brannte am 1. September 1796 ab und durfte in Folge Verbotes des menschenfreundlichen Kaisers Franz I. nicht mehr aufgebaut werden. — Ein großer Frost zu Beginn des Jahres 1776 machte ungeheuren Schaden.

Eines der merkwürdigsten Ereignisse war die im Jahre 1773 erfolgte Aufhebung des Jesuitenordens. Lange besann sich die Kaiserin, in diese Maßregel zu willigen, welche schon vordem in Frankreich, Spanien und Parma vor sich gegangen war. Endlich aber überwogen die ihr vorgelegten Staatsgründe und am 14. September fuhr der Kardinal-Erzbischof von Wien, Christoph Anton Graf Migazzi (geb. 1714, gest. 1803), in die Collegien der Jesuiten, um dem Orden die Ausführung der päpstlichen Bulle Clemens' XIV. (geb. 1705, gest. 1774) durch kaiserlichen Befehl zu verkünden. Ihre Gebäude wurden zu anderen Zwecken bestimmt, das Collegium am Hof zum Kriegsrath (heute k. k. Kriegsministerium), jenes bei St. Anna für die Kunstakademie und die deutschen Schulen und das Convict bei der Universität für Unterrichtszwecke der Letzteren. Die Ordensmitglieder, welche nicht in andere Klöster traten, erhielten Pensionen.

Obwohl die Kaiserin dem Anstürmen ihrer Räthe nachgegeben, verwand sie doch nie ihre aus religiösem Sinne entspringenden Scrupel, und noch in den Briefen, welche sie mit ihrer an den französischen Dauphin (Kronprinzen) vermälten Tochter Marie Antoinette wechselte, ermahnte sie dieselbe wiederholt, sich jedes Gespräches über die Jesuiten zu enthalten. Es kann selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß die Einmischung der damaligen Jesuiten in die Politik und auf die Regierung den maßgebenden Gewalten unleidlich werden mußte, ebensowenig kann aber auch geleugnet werden, daß sie sich große Verdienste um den Jugendunterricht und die Kunst erworben haben.

Kaiser Josef II. war Allein-Regent geworden, und es ist eine riesige Epoche, welche nunmehr in den engen Rahmen gedrängt werden soll, während ein Cyclus von Bänden nöthig wäre, um dieselbe nur einigermaßen zu würdigen. Kaiser Josef ist unstreitig das Sinnbild des Fortschrittes, aller Sorgfalt für Volkswohl und Aufklärung; leider nur, daß er in fast jugendlicher Hast Vieles überstürzte, was erst in neuer Zeit unter seinem erhabenen Großneffen Franz Josef zur rechten Geltung zu gelangen vermochte.

Kaiser Josef hatte sich in den letzten Regierungsjahren seiner Mutter von den Staatsgeschäften nach Möglichkeit fern gehalten und große Reisen unternommen; es geschah dies, um den Conflicten auszuweichen, in welche ihn seine von jenen der geehrten Mutter so vielfach abweichenden Ansichten brachten. Nunmehr aber auf den Thron gelangt, schritt er rasch zu den Reformen, welche seinen Geist schon lange beschäftigt hatten, wobei sich der alte König Friedrich II. von Preußen äußerte: „Maria Theresia ist gestorben — eine neue Zeit beginnt."

Am 21. Februar 1781 wurde die über 200 Jahre bestehende Befugniß des Hofes, in jedem bürgerlichen Hause ein freies Quartier für seine Beamten und Diener zu fordern, gegen eine Entschädigungssumme aufgehoben. Zur gleichen Zeit wurde der übermäßige Pomp der Zünfte an Fahnen und Insignien bei ihren Aufzügen abgestellt. Am 15. October gab Josef II. das allgemeine Toleranz-Edict,

welches allen gesetzlich anerkannten Religionsgenossenschaften die Ausübung ihrer Religion und den Bau von Bethäusern gestattete. Noch heute erinnert hieran die längs der Fronte des Hauses Nr. 10 (alt 695) auf dem Alten Fleischmarkt in der Höhe des dritten Stockwerks angebrachte Inschrift:

Vergänglich ist dies Haus, doch Josef's Nachruhm nie,
Er gab uns Toleranz, Unsterblichkeit gab sie.

Am 1. November wurde die Leibeigenschaft völlig aufgehoben; es wurden, um die Sendung von Alumnen und Novizen zum Studium der Theologie in's Ausland zu beseitigen, solche Anstalten im Inlande errichtet, die Pfarren und Schulen vermehrt. Endlich schritt Josef zur Maßregel, alle jene Klöster aufzuheben, welche sich nicht mit humanen Zwecken, wie Unterricht oder Krankenpflege, beschäftigten, was zuerst am 12. Januar 1782 drei Nonnenklöster betraf: das Königskloster nächst der Augustinerkirche, dessen Kirche den Protestanten eingeräumt, das Klostergebäude aber zu einem Palais (damals des Bankiers Johann Reichsgraf von Fries, geb. 1719, gest. in Vöslau am 19. Juni 1785; heute dem Marquis Pallavicini gehörig) verbaut wurde; das Kloster von St. Josef, insgemein Siebenbüchnerinnen genannt, welches zum Polizei-Untersuchungsgefängnisse bestimmt ward (bereits Seite 884 bis 890 besprochen); und endlich das Kloster zu St. Nikola in der Singerstraße.

Begreiflicherweise verbreiteten diese Vorgänge in kirchlichen Kreisen außerordentlichen Schreck, und da man wohl wußte, daß der beharrliche Sinn des Kaisers von Niemanden seiner Umgebung eine Einrede duldete, so entschloß sich der greise Papst Pius VI. (Graf Johann Angelo Braschi; geb. 1717, gest. 1789) selbst zur Reise nach Wien, wo er am 22. März anlangte. Kaiser Josef war ihm bis Neustadt entgegen gefahren, drückte ihm die feierlich entgegengestreckte Hand und fuhr in demselben Wagen mit ihm nach Wien weiter. Die Anwesenheit des Papstes in Wien, der seinen Aufenthalt in der kaiserlichen Burg nahm, dauerte einen vollen Monat, während welcher er am 25. März das Kloster der Kapuziner und die Kaisergruft besuchte, am 28. in der Hofburg die Fußwaschung an zwölf armen Männern vornahm, am 31. März, dem Ostertage, unter außerordentlicher Feierlichkeit das Hochamt bei St. Stefan las und hierauf in das Hofkriegsrathsgebäude (heute k. k. Kriegsministerium) fuhr, von dessen Altane vor der Kirche er die angesammelte, ungemein zahlreiche Menschenmenge segnete und einen vollkommenen Ablaß ertheilte. Auch fast alle übrigen Kirchen beehrte er mit seinem Besuche, worauf ihn der Kaiser beim Abschiede am 22. April bis Mariabrunn geleitete. Noch heute ist zum Andenken eine vom Hofbaumeister Görl aufgestellte Marmortafel über dem Hauptthor der Kirche sichtbar. Unmittelbar darauf ging auch dem Kloster Mariabrunn das Aufhebungsdecret zu, wie denn überhaupt durch die wichtigen Verhandlungen, welche in wiederholten Conferenzen in der Burg vorgingen, und wobei dem Papste neben seinen mit ihm gekommenen Ministern Marucci (Patriarch von Konstantinopel, gleichzeitig Viceregent von Rom) und Contessini (Bischof von Athen), noch der Kardinal Erzbischof Migazzi von Wien, dem Kaiser aber Fürst Kaunitz zur Seite standen, die Absichten des Kaisers nicht wesentlich umgestimmt wurden und derselbe in seinen Reformen weiterschritt.

Noch bei der Anwesenheit des Papstes, am 3. April, erschien der Befehl, keine Leiche in den Kirchen und deren Grüften mehr zu begraben. — Im selben Jahre entstanden zwei Donaubrücken, bei der Roßau zum Augarten und bei den Weißgärbern zum Prater; es wurde fleißig mit dem Setzen von Alleen fortgefahren und die Bespritzung der Straßen zur Sommerszeit eingeführt. Ebenso war der Kaiser eifrig auf die Forderung der Industrie und des Handels bedacht; er berief fremde Drechsler und Uhrmacher nach Wien, um diese Erwerbszweige

einzubürgern, und schloß mehrere Handelsverträge, darunter mit der Türkei und Marokko. Ein Gesandter des letzteren Staates kam im Februar 1783 nach Wien, wo ihm zu Ehren eine Gasse auf der Landstraße „Marokkanergasse" genannt wurde.

Im selben Jahre entstand die Vorstadt Schottenfeld für die sich daselbst rasch mehrenden Fabriks-Unternehmungen, angelegt von dem Schottenabte Benno Poitner (geb. 1722, gest. 1807), der auch der freundlichen Vorstadt Breitenfeld das Dasein gegeben, zu welchem Andenken noch heute sein Name im „Bennoplatze" und in der „Bennogasse" erhalten wird. Die einstmalige Vorstadt Schottenfeld, heute zum Bezirk Neubau gehörig, erhielt von den Reichthümern,



Trinitarier- (später Minoriten-) Kirche und Kloster in der Alserstraße.

die sich die Fabrikanten daselbst erwarben, und der sich in dem reichen Schmucke präsentirte, den ihre Frauen trugen, im Volksmunde die schwerwiegende Bezeichnung „Brillantengrund".

Die in verschiedenen Anstalten zerstreuten Waisenkinder wurden in dem allgemeinen Waisenhause am Rennweg vereinigt und das Johannesspital auf der Landstraße zum Invalidenhaus bestimmt. Es wurden die Schwarzspanier vor dem Schottenthore mit den Schotten vereinigt, die Chorherren von St. Dorothea mit Klosterneuburg; in das Gebäude der Letzteren kam das Versatzamt. Die Theatiner (so genannt von ihrem Stifter Johann Peter Caraffa, Bischof von Theati, später Papst Paul IV.; geb. 1476, gest. 1559) auf der Hohen Brücke, die Philippi-Nerianer im Lazenhof und die Trinitarier, sogenannte Weißspanier, am Alsergrund wurden aufgehoben. Die Gebäude der Letzteren (Bild siehe oben) erhielten die Minoriten aus der inneren Stadt. (Kirche und Kloster waren in ihrem Umfange, wie es sich jetzt repräsentirt, erst 1724 vollendet worden.)

Am 20. April 1783 wurde die neue zweckmäßige Pfarreintheilung durchgeführt, wonach die innere Stadt in neun, die Vorstädte in neunzehn Pfarren abgetheilt wurden. Am 30. Juni hob Josef II. alle Bruderschaften auf, an deren Stelle das „Institut zur thätigen Liebe des Nächsten" eingeführt wurde, nämlich Gaben aus freiem, frommem Antriebe für das neu begründete Armeninstitut. Am 14. September wurde wie alljährlich eine große Procession zur Erinnerung an die Befreiung Wiens von den Türken abgehalten, mit dieser aber stellte Josef II., da nun ein volles Jahrhundert vergangen war, diese Feierlichkeit ab. Am 18. September erfolgte die Aufhebung dreier Nonnenklöster St. Jakob (Riemerstraße, wo heute der Jakoberhof), zur Himmelspforte (Rauhensteingasse) und zu St. Laurenz (Alter Fleischmarkt). Die Kirchen wurden sämmtlich abgebrochen; in das Klostergebäude der ersteren wurde später die Orientalische Akademie



Der Amalienhof der Burg. (Seite 996.)

(gegründet 1754 von Maria Theresia) untergebracht und ein anderer Theil zum k. k. Tabakamte bestimmt; die Gebäude des Himmelpfortklosters wurden gänzlich zu Privathäusern verbaut, jene von St. Laurenz aber zu einem großen ärarischen Gebäude umgestaltet, welches noch heute den Namen „Laurenzergebäude" führt.

Eine sehr zweckmäßige Maßregel war das Verbot des Wetterläutens, einer ebenso schädlichen als abergläubischen Ceremonie, indem man eintretende Donnerwetter durch das Läuten der Kirchenglocken zu verscheuchen gedachte. Am 1. November wurde der Stadtrath völlig neu organisirt und als Magistrat der kaiserlichen Residenzstadt Wien ganz neu und zweckmäßig mit Bürgermeister, Vicebürgermeister, Räthen und Secretären nebst dem nöthigen Hilfspersonale eingerichtet. Zu Stadtämtern konnten nur Juristen gelangen, daneben bestand der sogenannte „Aeußere Rath", zu Beisitzern bei Verhandlungen und geringeren Stadtdiensten berufen und aus der Bürgerschaft gewählt. Endlich ging im Kranken- und Armenwesen eine durchgreifende Veränderung vor sich; die verschiedenen kleinen Spitäler wurden zu dem großen allgemeinen Krankenhause in der Alserstraße vereint und ebenso die zerstreut untergebrachten Pfründner in wenigen

zweckmäßig eingerichteten Anstalten: Bäckerspital bei St. Marx, Versorgungshaus „Lange Keller“ am Neubau (so genannt von dem Keller, auf welchem es erbaut worden, 1758 bereits durch Maria Theresia zu einem allgemeinen Versorgungshause umgestaltet) vereinigt. Im Jahre 1784 erbaute Josef den sogenannten „Narrenthurm“ für irrsinnige Kranke, der freilich, obwohl bereits ein großer Fortschritt in der Humanität zu nennen, da wenigstens hier zum ersten Male die Heilung als vorzüglichster Zweck betrachtet wurde, dennoch nicht im Entferntesten an die gleichen Institute der Neuzeit heranreichte. Alsbald bemächtigte sich auch der Volkswitz des neuen Gebäudes (Spitalgasse, Alsergrund) und nannte es, seiner Bauart wegen, nur den „Runden Thurm“ und sogar „Kaiser Josef's Guglhupf“.

Das gleiche Jahr brachte die neue Begräbnißordnung, nach welcher alle Friedhöfe inner den Linien aufgehoben und dafür neue vor den Linien angelegt wurden. Es wurden ferner die alten Bursen- oder Studentenstiftungen beseitigt und die Fonds derselben zu Handstipendien bestimmt; das Gleiche geschah mit den Theresianum, das jedoch sein Nachfolger, Kaiser Leopold II., wieder herstellte. Dieses letzteren (der damals noch Großherzog von Toscana war) ältester Sohn Franz langte im selben Jahre in Wien an, da er als präsumtiver Thronerbe unter den Augen seines Oheims Josef seine Erziehung vollenden sollte. Kaiser Josef entwarf für denselben eine eben so weise als freisinnige Instruction, nach welcher die Lebensweise und der Unterricht des Prinzen vor sich gehen sollte. Im Sommer des Jahres 1785 wurde ein neues Ehepatent erlassen und das Schrannengebäude neu hergestellt.

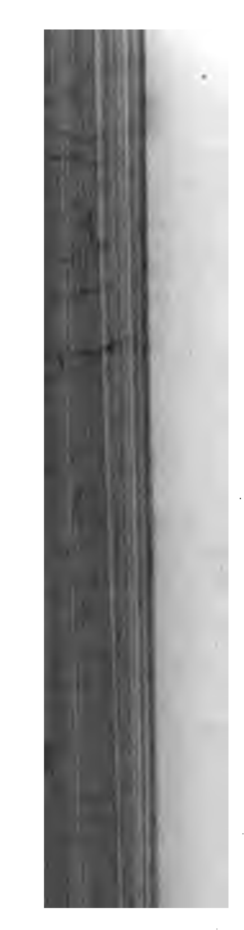
Man sieht, wie rastlos Kaiser Josef II. arbeitete, um nach seiner Idee das Wohl des Reiches und der Stadt Wien zu fördern. Er erntete dafür aber vielen Undank; denn so wie er selbst keinen Stillstand kannte und unermüdlich seine Zwecke verfolgte, so forderte er es auch von seinen Mitarbeitern. Aber da fand er nur wenig Unterstützung. Die Masse der Beamten war an trägen Schlendrian gewohnt, sie fand in der Anforderung, jeden Befehl rasch und pünktlich zu befolgen, eine Tyrannei. Die Menge der neuen Gesetze und Verordnungen zu studiren und darnach zu handeln, wollte den commoden Herren, welche ihr Amt als Melkkuh zu betrachten gewohnt waren, das wohl Lohn, aber nicht Mühe gab, nicht in den Kopf. Wohl muß man auch gestehen, daß sich diese Verordnungen in unbeschreiblicher Eile überstürzten und nicht selten ein Decret am nächsten Tage schon das widerrief, was ein anderes Tags vorher anbefohlen hatte. Aber eben der Einfluß der Beamten und anderer dem Kaiser mißgünstiger Leute war mächtig genug, die gläubig nachbetende, unvernünftige Masse mit Argwohn gegen die Maßregeln des Kaisers zu erfüllen und ihm allgemein hindernd in den Weg zu treten. Ueberhaupt war das Wiener Volk selten geneigt, ihm unliebsame Verbote zu halten, besonders wenn dieselben sie aus irgend einer Bequemlichkeit rissen; und des Kaisers Franz I. humorvoller Ausspruch: „Das sein Wiener Gebot; in drei Tagen denkt kein Mensch mehr an sie“, stammt nicht aus seiner Zeit, sondern wurde bereits unter Maria Theresia angewendet.

Kaiser Josef suchte sich, wo immer möglich, dem Volke zu nähern, er war der erste Monarch des Landes, der sich in einfacher Tracht unter das Volk mischte bei seinen Spaziergängen, Jedermann in der Burg zu den Audienzen den Zutritt gewährte, und zwar in dem dadurch berühmt gewordenen Controlorgang. Es befindet sich nämlich in der Hofburg zu Wien ein 160 bis 170 Schritte langer, 5 Schritte breiter Corridor, welcher von dem Hofcontroloramte (Amt der Privatverpflegung des kaiserlichen Hofes, welches vor Josef II. daselbst bestanden) die Bezeichnung Controlorgang erhielt. Derselbe, das erste Stockwerk in dem vom Kaiser Leopold I. herrührenden Tracte, welcher den Schweizerhof mit dem Amalienhof verbindet, ist eigentlich ein Mezzanin (Halbgeschoß). Seine Fenster zeigen auf den Paradeplatz; jene der Localitäten, in welchen sich auch die Bureaux des Staats-



21.

Kaiser Josef II. im Controlorgange.



und Conferenzrathes befanden, auf den Burgplatz, der seit der Aufstellung des Franzens-Monumentes der Franzensplatz heißt. Dieser Controlorgang ist noch heute für Jedermann offen, der, versteht sich, denselben in anständiger Kleidung betritt. Seine beiden Endpunkte sind der Aufgang neben der Herkulesstiege rechts, und die Josefs- oder Kammerkapelle, deren Eingang das breite, gewölbte eichene Flügelportal bildet.

In diesem Gange nun war Kaiser Josef täglich und fast zu allen Stunden des Tages für Jedermann, selbst für den allergeringsten seiner eigenen oder fremden Unterthanen, also auch für die allerordinärsten Leute zu sprechen. Den ganzen Tag war dieser väterliche Gang mit Supplicanten angefüllt, die meistens Bittschriften bei sich hatten. Die Zeit, zu welcher der Kaiser in diesem Corridor erschien, war nicht bestimmt; aber die Leute harrten in Geduld und Vertrauen, oft mehrere Stunden lang. Er kam im Verlaufe des Tages öfter aus seinem Kabinete, sprach auf dem Gange selbst mit diesen Parteien und wies manche nach Umständen ihrer Person oder ihres Anliegens in ein eigenes Kabinet, in welchem sie ihn ohne Zeugen sprechen konnten. Hunderte von Anekdoten hatten den Controlorgang zum Schauplatz, und nichts ist charakteristischer und begreiflicher als dessen Popularität.*)

Und trotz alledem — wie Wenigen vermochte es Kaiser Josef zu Dank zu thun! Selbst das edle Geschenk der Censurfreiheit brachte wenig belangreiche Resultate, wohl aber eine Fluth höchst erbärmlicher Broschüren, ja böswillige Ergüsse sogar, so daß Josef selbst genöthigt wurde, dem maßlosen Ausschreiten wieder einigermaßen Schranken zu setzen. Besonders bei Gelegenheiten von Strafurtheilen zeigte sich die Virtuosität der Pamphletisten, wie z. B. bei der Verschärfung der Todesstrafe des Magistratskanzlisten Franz von Zahlheim, welcher eine fünzigjährige Anverwandte, Namens Josefa Ambrok, die einiges Vermögen besaß und in die er sich verliebt stellte, am 14. Januar 1786 in seine Wohnung auf der Elendbastei (damals Nr. 1234, später 1170, bei der neuesten Stadterweiterung demolirt) zu einem Frühstücke lud, sie darauf ersuchte, ihn auf den Boden zu begleiten, wo er sie meuchlings mit vielen Messerstichen ermordete, dann in deren Wohnung ging und deren Geld an sich nahm. Die Entdeckung konnte bei dem Umstande, als Zahlheim den verwesenden Leichnam, den er am Boden verborgen hielt, nicht wegzuschaffen vermochte, nicht lange ausbleiben; er wurde verhaftet und gestand nach einigen scharfen und verfänglichen Verhören seine That. Er wurde zum Tode verurtheilt und am 10. März, nachdem er noch vorher an öffentlichen Plätzen mit glühenden Zangen gezwickt worden, gerädert. Ein zweiter Fall war 1786 mit dem, der Veruntreuung von ärarischen Geldern angeklagten Oberstlieutenant der ungarischen Nobelgarde und Gardekassa-Verwalter Samuel Freiherr von Szekely (geb. 1719), der nach Szegedin zum Schiffzuge geschickt wurde. In diesen beiden Fällen erschienen Broschüren, welche sich in herbster Weise gegen die vom Kaiser bestätigten Urtheile kehrten.

Wir sehen daher Josef schon in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit durch das Verkennen vieler Maßregeln auf's tiefste betrübt und gekränkt; er mußte einsehen, daß das Volk noch nicht fähig sei, die Vortheile so mancher seiner Institutionen zu begreifen. Aus diesem Grunde ist aus der zweiten Hälfte seiner Regierungsperiode weniger an durchgreifenden Maßregeln zu berichten; gekränkt und verbittert, wohl auch erkennend, daß er in manchem dem Volksbegriffe allzu rasch vorangeeilt war, ließ er der Menge den Willen, und so war es erst der Nachwelt vorbehalten, den unbestritten großen Mann nach Verdienst zu würdigen.

Zudem traten auch die nicht ganz glücklichen äußeren Verhältnisse störend dazwischen. Im Jahre 1788 begann der Türkenkrieg; derselbe verlief anfangs

*) Ausführliches darüber in Moriz Bermann's „Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken“.

nicht zum Vortheile, bis das Genie des Feldmarschall Loudon (sprich Laudon), der seit dem Jahre 1756 im österreichischen Militärdienste stand, den Wendepunkt brachte. Die Empörung der Niederlande und die Schwierigkeit Ungarns, wo Josef's menschenfreundliche und culturfördernde Maßregeln nicht begriffen wurden, nagten an der Lebenskraft des Kaisers.

In dieser Zeit war es noch ein Freudentag für Josef, als er am 6. Januar 1788 seinen Neffen Franz (Sohn Leopold's, geb. in Florenz am 12. Februar 1768) mit der liebenswürdigen Prinzessin Elisabeth von Württemberg (geb. am 21. April 1767) vermälte. Der Kaiser, sonst kein Freund von prangenden Festlichkeiten, so daß er schon seit Langem alle Hoffeste auf die einzige Neujahrsgalla eingeschränkt hatte, beging doch diesen Anlaß mit vielem Prunke, wobei er aber auch der Armen nicht vergaß, sondern der Direction des Armen-Institutes 6000 Ducaten übergeben ließ, so daß jeder Pfründner einen blanken Ducaten auf die Hand bekam. Was den damals schon beliebten jungen Erzherzog Franz (nachmals Franz I., Kaiser von Oesterreich) betraf, knüpfte sich an seine Geburt ein den Wienern bis heute noch unvergeßliches Ereigniß.

Es war am 19. Februar 1768 nach sieben Uhr Abends gewesen, als ein Eilbote von Florenz mit der Kunde in das Kabinet der eben emsig den Staatsgeschäften obliegenden Kaiserin Maria Theresia trat, daß ihrem zweiten Sohne Leopold von Toscana ein Erbprinz geboren worden sei. Lebhaft sprang die Kaiserin auf, stürzte rasch, ihres Negligé-Anzuges nicht achtend, durch die Vorgemächer, in denen Alles einander verwundert ansah, eilte über die weiten Gänge in das Burgtheater, riß athemlos die Kaiserloge auf und schrie freudig und überlaut dem Publikum im echtesten Wiener Dialekte zu: „Der Le'pold hat an Bub'n kriegt — und g'rad zum Bindband (als Angebinde) — auf mein Hochzeitstag (12. Februar) — der is galant!“ — Es läßt sich begreifen, mit welch' unbegrenztem Ausbruch von Enthusiasmus dieser Beweis von landesmütterlicher Theilnahme von den im Theater Versammelten aufgenommen wurde.

Im Jahre 1788 erfolgte die Uebersetzung des Findelhauses — ebenfalls eine Frucht der Reise Kaiser Josef's in Paris 1777 und deren erster Standort im Strudelhofe in der Währingerstraße gewesen — in das dem Stifte Melk gehörig gewesene schöne Gartengebäude in der Alserstraße (heute Nr. 23, alt 108), wo es sich noch befindet. Ferner wurde beim Magistrat ein Dienstbotenamt errichtet, wohin sich Jedermann, der Dienstboten suchte, unentgeltlich wenden konnte.

Im selben Jahre wurde (17. Februar) das erste deutsche Singspiel: „Die Bergknappen“ von Ignaz Umlauf gegeben, und von dieser Zeit an wechselten deutsche Opern mit den Schauspielen ab. Bereits 1776 hatte Kaiser Josef das Theater unter seinen Schutz genommen, die italienische Oper, das französische Schauspiel und das Ballet, welches diese Bühne bis dahin beherrschte, entlassen und das Burgtheater unter der Benennung: „Hof- und Nationaltheater“ für Rechnung des Hofes fortgeführt. Das Burgtheater-Gebäude selbst war 1741 nach dem Plane des tüchtigen Schauspielers und Dichters Friedrich Wilhelm Weiskern (geb. in Sachsen 1710, gest. in Wien 1768; sein Bild befindet sich in der im Hause selbst angelegten Galerie der Wiener Hofschauspieler) erbaut, 1748 erweitert und 1760 in seiner letzten Gestalt hergestellt.

Den größten Theil des Jahres 1789 weilte Josef fern von Wien bei der Armee; es vermochte jedoch die Bemühung des Kaisers selbst, dem bei so vielen großen Eigenschaften jene des Feldherrn fehlten, keine günstige Wendung hervorzubringen, und erst als Josef den bis dahin ganz ungerechtfertigt zurückgesetzten alten Kriegshelden Loudon berufen und ihm die Leitung übertragen hatte, erst dann wendete sich das Blatt. Der Kaiser kehrte krank nach Wien zurück, wo ihn

bald die Nachricht erfreute, daß Loudon Belgrad erobert habe. Er gab Befehl, den Tag festlich zu begehen, der Courier ritt am 12. October in Begleitung von vielen Trompetern durch die Gassen der Stadt, welche Abends glänzend beleuchtet waren, und am 14. wurde bei St. Stefan ein feierlicher Gottesdienst abgehalten, dem der Kaiser mit dem ganzen Hofstaate anwohnte.

Im Herbste des Jahres 1789 hatte sich der Kaiser so ziemlich erholt, besonders gestärkt durch den Aufenthalt in dem von Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1742 erkauften und zum Aufenthalte für ihre Mutter Elisabeth Christine bestimmten Lustschlosse Hetzendorf, hinter dem Schönbrunner-Garten gelegen, das er mit einem Vorder- und Seitengebäude versehen ließ. Im Frühjahre 1790 jedoch trat ein Rückfall ein, der um so bedenklicher wurde, als sich Josef keine Ruhe gönnte. Trostlose Nachrichten aus den Niederlanden, aus Ungarn und die Berichte über die Fortschritte der französischen Revolution verschlimmerten den Zustand, und bald sah es der Kaiser ein, daß seine Tage gezählt seien. Gar viele seiner Neuerungen, welche seine nicht genügend herangebildete Mitwelt nicht zu begreifen vermocht hatte, nahm er zurück, nur das Toleranzpatent und die Aufhebung der Leibeigenschaft ließ er in Kraft. Unterm 28. Januar 1790 hatte er jenes merkwürdige Actenstück „Revocatio Ordinationum“, ein unbedingter und umfassender Widerruf aller Reformen für Ungarn (mit Ausnahme der vorerwähnten zwei Institutionen), erlassen, und am 18. Februar stellte er den Ungarn die ihnen abgenommene und nach Wien geführte ungarische Krone wieder zurück. Als dieselbe, begrüßt von 500 Kanonenschüssen, in Ofen ankam, war Josef bereits eine Leiche.

An demselben 18. Februar hatte Josef den tiefgefühlten Verlust der Gemalin seines Neffen erlitten, an der er mit inniger Liebe gehangen. Sie war den Folgen einer schweren Geburt erlegen, und dieser letzte Schlag brach das Herz des Kaisers. Er ordnete noch das Todtengepränge für die Verstorbene an, äußerte aber, man möge sich beeilen, auf daß für ihn selbst Platz werde. Wirklich verblich er an dem Tage (20. Februar), an welchem die Erzherzogin Elisabeth in der Kapuzinergruft beigesetzt wurde.

Josef war noch nicht 49 Jahre alt, als er starb. Seines Lebens Inhalt sprach er in seinen letzten Tagen in den Worten aus: „Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“ — Erst nach seinem Tode erkannte das Volk, daß Josef ein Fürst war, der sich seiner wahrhaft hatte annehmen wollen, und es sang ihm nach:

„Ich denk' so manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiser Josef mehr;
Wenn Einem der in's Auge sah,
's war doch mein' Seel' ein Gloria!“

In vorstehenden Zeilen sind Wiens Geschicke während der Regierungszeit Josef's II. in den wichtigsten Momenten verfolgt; es mußte dabei gar mancher Versuchung widerstanden werden, die in dem Andenken der Wiener immerdar lebende Person des Kaisers und so manche Episode weiter auszumalen, als es der diesem Buche vorgesteckte Raum erlaubt, wobei nur der Umstand tröstend einwirkte, daß es einem eigenen Buche vorbehalten ist, derlei ausführlicher zu gestalten. Was Josef war, hat erst die Nachwelt vollkommen erkannt und erkennt es mit jedem Tage mehr; denn was unsere junge Zeit an freier Bewegung, Ueberwindung des Aberglaubens und Hinwegräumung so mancher hemmender Schranken zwischen Mensch und Mensch zu Stande brachte und noch bringt, es ist eben nur das, was Kaiser Josef schon vor einem Jahrhunderte seinem Volke bieten wollte.

Nur schwer reißen wir uns von dem Bilde weg — wie gesagt, in der freudigen Hoffnung, dem treuen Leser des vorliegenden Buches auch anderswo über diesem Thema zu begegnen.

* * *

In Hinsicht auf dessen nur sehr kurze Regierungszeit mag hier noch der Anschluß über Josef's II. Nachfolger Platz finden — seinen Bruder, Kaiser Leopold II.

Demselben ging ein guter Ruf als weiser Gesetzgeber seines bisherigen Landes voraus, und seine Aeußerungen, die erregten Gemüther in jeder Weise beruhigen zu wollen, ließen ihn in den Augen Aller willkommen erscheinen. Als Leopold daher am 12. März in Wien eintraf, wurde er mit allgemeiner Freude empfangen. Am 6. April ging die Erbhuldigung mit gewohntem Gepränge vor sich. Es wurden sofort einige Maßregeln Josef's aufgehoben, welche besonderen Anstoß gefunden hatten, so die Steuer-Regulirung und das Generalseminar, nach welchem die Kleriker aller Orten und Bisthümer in einer gemeinsamen Studiranstalt erzogen werden sollten. Ebenso brachte Leopold die Aufregung in Ungarn und den Niederlanden, sowie die gespannten Verhältnisse mit Preußen glücklich zur Lösung.

Am 19. Februar wurde bei St. Augustin ein dreifaches Vermälungsfest gefeiert, wobei zwei Söhne, darunter der Thronfolger Franz und eine Tochter Leopold's, Bündnisse mit Kindern des Königs Beider Sicilien eingingen, der mit seinem ganzen Hause zu diesem Anlasse nach Wien gekommen war. Erzherzog Franz heiratete die Prinzessin Maria Theresia (geb. 1772, gest. als Kaiserin von Oesterreich zu Wien am 13. April 1807); Ferdinand Josef (geb. 1769, gest. 1824) Prinzessin Louise (geb. 1773, gest. 1802); Erzherzogin Maria Clementine (geb. 1778, gest. 1801) den Prinzen Franz Januarius (geb. 1777, später König, gest. 1830).

Das Jahr 1791 gab den Wienern als Spectakel die erste Luftfahrt; dieselbe wurde von dem Franzosen Nikolaus Franz Blanchard (geb. 1738, gest. 1809, Erfinder des Fallschirmes) im Prater unternommen. Er erhob sich Mittags um 12 Uhr, stieg so hoch, daß ihn nach vierzehn Minuten die Wolken verbargen, und ließ sich um ein Uhr bei Großenzersdorf nieder, wo er mit Musik empfangen und mit vielen Ehrenbezeigungen nach Wien zurückbegleitet wurde. In dasselbe Jahr 1791 fällt die Wiederherstellung der Theresianischen Ritterakademie.

Es ist nicht zu zweifeln, daß Leopold, dieser mit besonders gewinnendem und oratorischem Talente ausgerüstete Herrscher, für die Hauptstadt vieles Gute geschaffen hätte; aber die wichtigen Ereignisse im Westen, die Schreckensnachrichten aus Frankreich und die traurige Lage seiner in den Strudel der Ereignisse gezogenen Schwester Marie Antoinette richteten seine ganze Thätigkeit nach dieser Seite.

Schon hatte er mit den übrigen Höfen Europas angeknüpft, um zum Schutze des französischen Königspaares einzuschreiten, als er am 28. Februar 1792 plötzlich von einer Entzündungskrankheit befallen wurde, die schon nach drei Tagen unheilvoll endete. Am 1. März 1792 starb Kaiser Leopold II. (die Augustinerkirche enthält sein durch des Bildhauers Franz Zauner kunstgeübte Hand geschaffenes Marmordenkmal) und überließ seinem vierundzwanzigjährigen Sohne Franz das Reich — wohl im Innern geordnet und geeinigt, aber von außen durch die ernstesten Gefahren bedroht.

Wir gelangen nunmehr zu jener Zeitperiode, welche noch so manche der Jetztlebenden in ihrem Gedächtnisse bewahren, und widmen naturgemäß dem Wien unter Kaiser Franz I. eine eigene Abtheilung unseres Buches.

X. Buch.

Wien unter Kaiser Franz I.

Die Kriegsnoth und die Franzosen-Einfälle.

Franz, der nunmehrige Herrscher Oesterreichs, war am 12. Februar 1768 in Florenz geboren; er bestieg also den Thron als junger Mann von vierundzwanzig Jahren. Es hatte ihn jedoch der Ernst des Lebens frühzeitig gebildet, wozu noch sein ruhiges, öffentlichen Festlichkeiten weniger zugeneigtes Temperament kam. Aus diesem Grunde wurde auch die Erbhuldigung in Wien am 25. April weit einfacher als bisher begangen; es unterblieb das Austheilen von Victualien und das dazu bestimmte Geld wurde unter die Armen vertheilt. Ebenso verbat er sich die Errichtung von Ehrenpforten bei der Rückkehr von der Krönung in Frankfurt, und das Geld dazu wurde zu dem Zwecke bestimmt, die am Stefansplatz zwischen der Kirche und der Brandstatt bestehenden kleinen Häuschen und Kaufbuden wegzureißen und den Platz zu verschönern. Dankbar ließ der Magistrat von dem geschickten Kupferstecher Karl Schütz (geb. in Wien 1746, gest. daselbst am 14. März 1800, von dem eine Reihe herrlicher Ansichten aus dem alten Wien, die sich durch ihre Genauigkeit vor vielen anderen auszeichnen, auf unsere Tage gekommen) eine Ansicht der Kirche stechen mit einer Widmungs-Unterschrift für den Kaiser, „welcher die Bequemlichkeit seiner Bürger, die Zierde seiner Hauptstadt, Ehrenpforten vorzog".

Auch die großen, den Stock-im-Eisen- und Stefansplatz verengenden Häuser wurden abgebrochen, und wir geben hier (Bild Seite 1040) die Ansicht dieser Plätze aus dem Jahre 1780 nach einem Prospecte des vorerwähnten Schütz. Wir sehen auf diesem Bilde erstens gleich rechts das noch erhaltene Haus, Stock-im-Eisen-Platz Nr. 1 (Stefansplatz 2, alt 875), jetzt das Eckhaus gegen den Stefansplatz bildend, mit dem nun verschlossenen Raubergäßchen und dem Hause Nr. 2 (alt 876); dann aber — was besonders wichtig — zur Linken jene Häuser, welche seit der Regulirung des Grabens und in Folge der Cassirung des Schlossergäßchens und der Grabengasse demolirt wurden. In Verlängerung der rechten Seite erblicken wir ferner die beiden, neben dem nunmehrigen Eckhause noch bestanden habenden, 1792 abgetragenen Häuser (erste Numerirung 859 und 860) und die weitere Häuserzeile vor der Stefanskirche, wie auch über deren Dächer herausragend, die Thurmspitze der 1781 abgebrannten Maria Magdalenakapelle sich zeigt.

Inzwischen hatte der Krieg mit Frankreich eine unheilvolle Wendung genommen, und die österreichischen Niederlande waren erobert worden. Der Kaiser bestritt die Kriegskosten, um die Bürger nicht mit einer neuen Steuer zu belasten, durch zwei volle Jahre aus seinem Privatvermögen, zu welchem Zwecke die großen goldenen Tafelservice der Schatzkammer eingeschmolzen wurden. Als aber die Kunde davon öffentlich verlautete, brachten sämmtliche Innungen freiwillig reichliche Geldbeträge und auch ihre großen silbernen Prunkbecher als Beisteuer dar. Gerührt berief der Kaiser am 7. April 1793 das bürgerliche Officierscorps und die Innungsvorsteher in die Burg, übergab ihnen einen prachtvollen silbernen Becher mit seinem Bilde und der Inschrift: „Zum ewigen Andenken der besondern Liebe aller bürgerlichen Innungen, Meister und Gesellen in Wien für Ihn und ihr Vaterland und zum Beweise seiner Gegenliebe und Erkenntlichkeit, widmet Franz II. diesen Becher allen seinen lieben Bürgern 1793." Hierauf folgte ein prächtiges



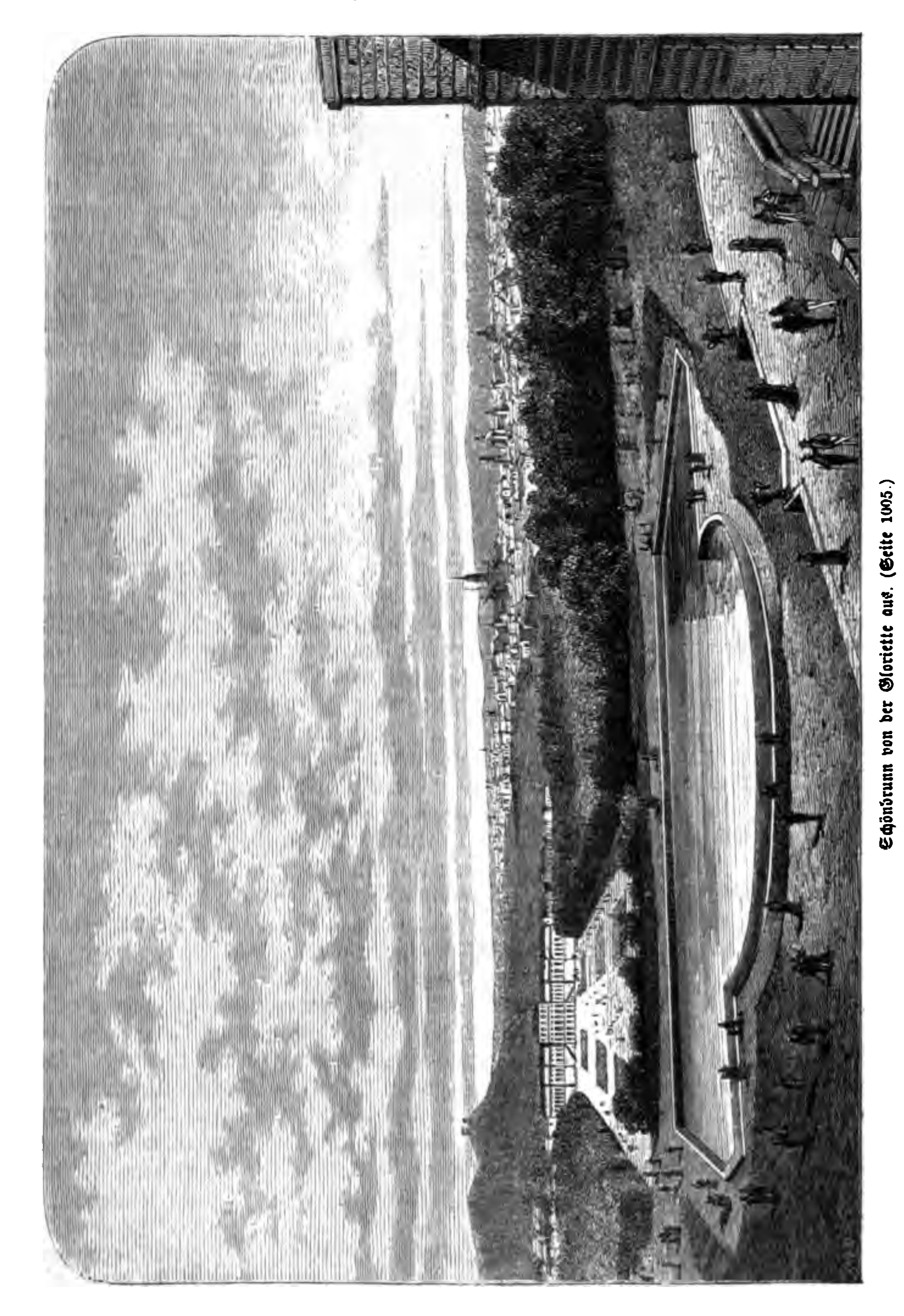
Donner's Brunnen am Neuen Markt. (Seite 997.)

Bankett im Redoutensaale, bei welchem aus dem Becher die Gesundheit des Kaisers ausgebracht wurde. Der Becher ward im bürgerlichen Zeughause (nunmehr städtisches Waffenmuseum) verwahrt. Alle anderen Stände folgten diesem Beispiele und die Stadt Wien brachte mehrere Millionen Kriegssteuer auf.

Am 19. April 1793 feierte die Stadt Wien mit dem Kaiserhofe froh das Ereigniß der Geburt des Kronprinzen Ferdinand mit. In jenen Tagen entstand auch das erste Bataillon von Freiwilligen, das österreichisch-steierische Wurmser'sche Freicorps, wozu auch Wien ein starkes Contingent stellte. Dasselbe benahm sich besonders tapfer am Rhein und bei Mainz.

Bisher waren glücklicherweise die gleißenden Worte „Freiheit und Gleichheit", welche die damalige französische Revolution auf ihre Fahne geschrieben, bei der Masse des österreichischen Volkes ohne Einwirkung geblieben; in Ungarn aber fanden sich einige Schwindelköpfe, welche die Zeit für günstig hielten, die altungarische Verfassung umzustoßen, und durch sie ließen sich auch in Wien einige Männer verleiten, der diesbezüglichen geheimen, sich „Resurrection" (Auferstehung) nennenden Gesellschaft beizutreten. Bald kam man dem unlauteren Treiben auf die Spur. Die

fünf Häupter der Verschwörung, Ignaz Josef Martinovits, k. k. Rath und inf. Abt von Szasvar, Josef Hajnoczy, k. k. Hofsecretär, Johann von Lacz-



Schönbrunn von der Gloriette aus. (Seite 1005.)

kovics, k. k. Rittmeister, Jakob Graf Szigray, Supernumerar-Beisitzer der Districtualtafel zu Güns, und Franz von Szentmariay, wurden am 20. Mai 1795

zu Ofen mit dem Schwerte hingerichtet. Ueber die Wiener Verschwörer, deren Proceß unter der Bezeichnung der Jakobiner-Verschwörung sich bis heute in regem Gedächtnisse erhalten hat, entnehmen wir den damals erlassenen Urtheilen das Folgende.

Im Monat November 1794 wurde in Wien ein staatsverrätherisches Complot entdeckt, welches verschiedene angesehene Civil- und Militärpersonen planten, welche die Absicht hatten, damalig französisch-demokratische Grundsätze unter das Volk auszustreuen, dasselbe durch Verbreitung aufrührerischer Schriften gegen ihren gütigen Landesfürsten aufzuwiegeln und eine Staatsrevolution zu bewirken. Einer von ihnen, Namens Gilloffsky (Giglovsky), erdrosselte sich selbst im Arreste, um sich der öffentlichen Schande zu entziehen, allein sein entseelter Körper wurde dessenungeachtet dem Gesetze gemäß noch im selben Jahre außer dem Stubenthore auf dem Glacis nächst des Wienflusses an einen in die Erde gegrabenen Pfahl mit einer an der Brust hängenden Tafel mit der Aufschrift „Staatsverräther" aufgehangen. Mit den Uebrigen wurde die Untersuchung durch eine vom Kaiser eigens hierzu ernannte gemischte Civil- und Militär-Commission fortgesetzt.

Am 8. Januar 1795 wurde Franz von Hebenstreit, k. k. Platzoberlieutenant von Wien (geb. in Prag am 29. Juli 1749, geschickter Musiker, Zeichner und Dichter, indeß von höchst verwerflichem Privatleben), wie es im Urtheile heißt, „wegen Ausstreuung französisch-demokratischer Grundsätze, Ansteckung und Aufwiegelung des Volkes, Verfassung aufrührerischer Schriften, wegen Beleidigung Seiner Majestät selbst, wegen anbefohlenem Aufruhr und Aufruf an das Volk, die Ruhe und Ordnung des Staates zu stören, wegen Verfassung eines aufrührerischen Volksliedes, wegen neu erfundener Streitmaschinen, die er nach Frankreich und Polen befördert hatte, nebst Confiscirung seines Vermögens, seines Adels, seiner Charge ehrlos entsetzt und zum Strang verurtheilt; auf dem Glacis zwischen dem Schotten- und Burgthor an einen neu errichteten Galgen aufgehangen mit einer an einer Kette abhangenden Tafel mit der Aufschrift: Franz Hebenstreit wegen Staats- und Landesverrätherei".

Bald darnach wurde auch der in der Wiener-Neustädter k. k. Militär-Cadetten-Akademie angestellt gewesene Professor und k. k. Artillerie-Hauptmann Bilek von Bilenberg wegen gleichartigen Verbrechens, jedoch mildernden Umständen, seines Adels und seiner Charge infam entsetzt und nebst Confiscirung seines Vermögens zu zehnjähriger Schanzarbeit in Eisen verurtheilt.

Am 12. März wurden drei Civilpersonen dieses Complots öffentlich auf dem Hohen Markte auf die Schandbühne gestellt. Es waren dies der Titular-Regierungsrath Franz Gotthardi, der Lemberger Polizei-Obercommissär Franz Xaver von Troll und der gewesene bürgerliche Handelsmann Johann Hackel, Inhaber eines sogenannten „Glückshafens" (Marktbude mit Ziehungsgewinnsten), auf dem Graben (gegenüber dem heutigen Sparkassagebäude). Seine Frau war die Geliebte des Dichters und Satyrikers Alois Blumauer (geb. in Steyer am 21. December 1755, gest. am 16. März 1798 in der Wohnung der Frau Hackel, Kärntnerstraße „zum eisernen Mann", heute Nr. 21, alt 944); sie besaß ferner das Badhaus „zur scharfen Ecke", Leopoldstadt, obere Donaustraße 73 (alt 12), welches nachmalig an ihren Schwiegersohn, den renommirten k. k. Hofschauspieler Nikolaus Heurteur (geb. in Wien 1781, gest. 1844), fiel. Gotthardi wurde seines Titels und der Pension, Troll seines Dienstes und Adels, Hackel seines Vermögens verlustig erklärt und auf 30 Jahre zum schweren Gefängniß auf einer Festung verurtheilt. Die Confiscation des Vermögens sah später Kaiser Franz in Gnaden nach. Weitershin standen noch drei Mitverschworene öffentlich auf einer zwischen dem Schotten- und Burgthore am Glacis errichteten Schandbühne, wohin sie durch drei nach einander folgende Tage geführt wurden; darauf lieferte man sie

laut des Urtheils auf 30 Jahre an Festungen ab. Zwei andere Mitschuldige vom Militärstande wurden ihrer Chargen entsetzt, der Eine zu zehn-, der Andere wegen mildernden Umständen zur vierjährigen Schanzarbeit in Eisen abgegeben, einige minderschuldige Theilnehmer aber zur Zuchthaus- und Arreststrafe verurtheilt.

Der Magistratsrath Martin Josef Prandstätter, ein Mann voll Eigendünkel und Größenwahn, welcher von allen den verrätherischen Unternehmungen Kenntniß hatte und werkthätig an der Verschwörung theilnahm, wurde ebenfalls zur Entsetzung von seinem Amte, Einziehung seines Vermögens, dreitägigen Stehens auf der Schandbühne und zu 30 Jahren schwersten Gefängnisses zweiten Grades auf einer Festung verurtheilt. Der Privatgelehrte Heinrich Jeline erhielt die gleiche Strafe; Andreas Freiherr von Riedel, Regierungsrath und in des Monarchen nächster Nähe bedienstet, wurde zu 60 Jahren Festung verurtheilt.

Als die Verurtheilten zur Schandbühne geführt wurden, folgte ihnen jedesmal eine pfeifende und höhnende Menschenmenge, besonders die Hökerweiber hatten es auf Prandstätter abgesehen, dessen rohe Strenge in Marktsachen sie schon seit Langem gegen ihn erbittert hatte; die Lehrjungen dagegen wieder auf Hackel, aufgehetzt von den Leuten, welche ihr Geld in seinem Glückshafen verloren hatten. Als diese beiden Unglücklichen mit der Schandtafel an der Brust, auf welcher ihr Verbrechen verzeichnet war, und die das Volk mit dem Spottnamen „'s Magentaferl" kennzeichnete, am Pfahle standen, rief ihnen das Volk höhnisch zu: „Das is a Wetter, Herr von Prandstätter!" — „Is das a Spectakel, Herr von Hackel!" welche Redensarten noch bis heute im Munde der unteren Volksclassen zu vernehmen sind.

Die Jakobiner-Verschwörung hatte auch ein bedauernswerthes Drama im Gefolge, welches in Wien große Bestürzung und tiefgehende Meinungen hervorrief. Um jene Zeit war Erzherzog Alexander Leopold (der vierte Sohn des Kaisers Leopold II. und Bruder des Kaisers Franz; geb. am 14. August 1772) Palatin von Ungarn. Die Entdeckung machte nun folgerichtig seine Stellung äußerst schwierig, um so mehr, als verlautete, es wäre der Plan der Verschwörer gewesen, den beliebten Prinzen auf den ungarischen Thron zu erheben. Dazu kam, daß ihm während der Verhandlungen gegen die Verschwörer der Vorsitz der Septemviraltafel belassen wurde, er also zugleich Richter und Partei war. Nach Schluß des Processes begab sich nun Alexander, erschöpft von den Anstrengungen seines schweren Amtes und niedergedrückt durch die traurigen Vorgänge Anfangs Juli 1795, zur Erholung nach Wien, um nie mehr nach Ungarn zurückzukehren. Ein furchtbarer Zufall war bald darauf die Ursache seines frühzeitigen Todes.

Es muß vorausgeschickt werden, daß Palatin Alexander als Lieblingsstudien Mathematik und Chemie betrieb, wie er denn auch schon in Florenz ein vollkommen eingerichtetes Laboratorium besaß; leidenschaftlich betrieb er ferner die Kunstfeuerwerkerei. Da war es denn am 12. Juli, daß seine Schwägerin, die Kaiserin Maria Theresia, das Schloß Laxenburg zu längerem Aufenthalte besuchen wollte. Der Erzherzog hatte ihr einen feierlichen Empfang zugedacht, und zwar mittelst eines Kunstfeuerwerkes, welches er als erfahrener Chemiker und Pyrotechniker von den dortigen Kasematten aus selbst leiten wollte und wobei er von einigen Lakaien unterstützt ward. Im Augenblicke, als ein losgebrannter Böller die Ankunft der Kaiserin verkündete, zündete der Erzherzog die erste Rakete an, aber — diese flog, durch einen plötzlichen Luftzug aus einer unversehens geöffneten Thüre getrieben, statt vorwärts, zurück auf die aufgehäuften, mit Pulver gefüllten Apparate, welche sie sofort entzündete. Der Prinz vermochte sich aus dem ihn blitzschnell umsprühenden Flammenmeere nicht mehr zu retten und wurde am ganzen Leibe derart verbrannt, daß er ungeachtet aller möglichen schnellen Hilfe bald darauf seinen Geist aufgab. Mit ihm wurden noch zwei Leiblakaien die Opfer

dieses gräßlichen Unfalles. Es gab Leute, welche behaupteten, es hätte der Erzherzog seinen Tod in Laxenburg nicht durch bloßen Zufall gefunden, eine so abgeschmackte Fabel, daß es rein lächerlich wäre, ihr an diesem Orte eine lange Widerlegung zu widmen.

Im Jahre 1795 wurde der Bau des Wiener-Neustädter Kanales begonnen; im nächsten Jahre am 21. November starb eine merkwürdige Persönlichkeit Wiens, der Neger Angelo Soliman, in Afrika aus fürstlichem Geblüte 1726 geboren, vom Feldmarschall Johann Georg Christian Fürst Lobkowitz (geb. 1686, gest. 1753) aus Sicilien mitgebracht und dessen treuer Begleiter auf allen Reisen und Feldzügen, dann im Hause des Feldmarschalls Wenzel Fürst Liechtenstein (geb. 1696, gest. 1772, Freund Maria Theresiens und Kaiser Josef's); ein durch seine Schicksale, wie durch seine seltene Bildung und Vortrefflichkeit des Charakters ausgezeichneter Mann. Nach seinem Tode wurde er ausgestopft und in das k. k. Hofnaturalien-Kabinet gestellt. Später kam die Figur in die Rumpelkammer unter dem Dache, wo sie 1848 bei dem Brande des k. k. zoologischen Museums zu Grunde ging.

Schon im nächsten Jahre war bei der steigenden Kriegsgefahr in Italien wieder ein Freiwilligencorps errichtet worden, wozu Hugo Franz Altgraf von Salm-Reifferscheid (geb. 1776, gest. 1836, der berühmte Industrielle und Schriftsteller) und Wenzel Fürst Paar (geb. 1744, gest. 1812) den Aufruf erließen, und das bald 11.000 Angeworbene zählte, für welche der Staat nur die Waffen hergab, alles Uebrige wurde durch Beiträge gedeckt. Die Fahnenweihe hatte am Glacis statt, worauf das Corps zu Stockerau eingeübt wurde und bald nach Italien abging, woselbst es sich sehr rühmlich hielt. Als aber 1797 Napoleon Bonaparte in Italien glücklich vordrang und sogar in Steiermark einfiel, ergab sich für die Hauptstadt selbst die Kriegsgefahr, zeigte aber auch die patriotische Anhänglichkeit der Wiener im schönsten Lichte. Ein Aufruf des Regierungspräsidenten Franz Graf Saurau (geb. 1760, gest. 1832) vom 4. April wendete sich an die Vaterlandsliebe der Bewohner und fand alsbald glänzenden Erfolg. Es wurde beschlossen, Wien durch ein verschanztes Lager zu decken; unzählige Hände regten sich zur Verstärkung der Festungswerke und die Waffenfähigen drängten sich, dem Aufgebot zum Landsturm Folge zu leisten. Die Studirenden, die Künstler, der Handelsstand bildeten eigene Corps, die Landstände rüsteten Reiterei aus, die Bürger traten zu den bereits bestehenden Bürgercorps ein und schon binnen sechs Tagen zählte das Aufgebot 37.000 Mann, über welches der Commandirende von Unterösterreich, Herzog Ferdinand Friedrich August von Württemberg (geb. 1763, gest. 1834), der sich ebenfalls in die Listen hatte einzeichnen lassen, den Oberbefehl erhielt. Am 17. April hatte am Paradeplatz vor dem Schottenthor die Fahnenweihe statt, und darauf folgte der Marsch in's Hauptquartier zu Klosterneuburg. Als Kapellmeister der Musikbande fungirte damals — Ludwig van Beethoven.

Aus jenen Tagen stammt die feierlich erhebende Volkshymne der Oesterreicher, das herrliche „Gott erhalte". Die würdevolle Melodie, von dem unsterblichen Josef Haydn — zu dem einfachen aber herzlichen Gedichte: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!" von Lorenz Leopold Haschka (geb. 1749, gest. 1827) — componirt, ist so allbeliebt und berühmt geworden, wie das „Gott erhalte den König" der Engländer, und ertönt als Lieblingsmelodie selbst in den Wäldern Amerikas. Das Lied scholl zuerst am 12. Februar 1797, also in tiefer banger Noth, als Oesterreich schon manche herbe Stunde bereitet worden und es deren noch gar viele zu gewärtigen hatte, feiernd und tröstend dem kaiserlichen Landesvater an seinem Geburtstage entgegen. Es war der echte gemüthliche Ausdruck jener Zeit, welche ihre Ueberlieferungen, ihren Kern auch auf die Gegenwart vererbt hat, und der Eindruck war ein so überwältigender und tief-

ergreifender, daß das Lied sich momentan zur allgemeinen Volkshymne herausbildete. Und noch heute ist diese Macht dem Liede geblieben, mußte auch der Text nach der Thronbesteigung des Kaisers Ferdinand I. von Josef Christian Freiherrn von Zedlitz (geb. 1790, gest. 1862), nach der des Kaisers Franz Josef I. von Johann Gabriel Seidl (geb. 1804, gest. 1875) umgeändert und den jeweiligen Zeitverhältnissen angepaßt werden.

Bald nach dem Auszuge der Freiwilligen kam der Friede von Campo Formio (17. October 1797) zu Stande, und so kehrte das Wiener Aufgebot am 3. Mai 1798 wieder nach Wien zurück und wurde aufgelöst. Die Mitglieder erhielten silberne Medaillen mit der Inschrift: „Den biederen Söhnen des Landesvaters Dank". Im selben Jahre fand auch die Eröffnung der wiederhergestellten Theresianischen Ritterakademie statt.

Vom Jahre 1798 ist ein eigenthümlicher Tumult zu verzeichnen, welcher am 13. April statt hatte. Der in Wien weilende Abgesandte der französischen Republik, General Johann Baptist Julius Bernadotte (geb. 1764, im Jahre 1818, als Karl Johann XIV., König von Schweden, gest. 1844), feierte nämlich ein Fest und steckte dabei auf dem Balcon des von ihm bewohnten Palais in der Wallnerstraße (heute Nr. 8, alt 272) eine dreifarbige Fahne aus. Das Volk sah darin eine Aufforderung zu einer revolutionären Ansammlung und begann zu murren. Bald ging der Unwille des immer mehr sich erhitzenden Pöbels in Thätlichkeiten über, um so mehr, als der Gesandte sich wiederholt am Fenster zeigte und übermüthige Geberden machte. Nun wurden, in Ermanglung von Steinen, die Fenster mit Kupferkreuzern eingeworfen, darauf mit einigen zufällig daliegenden Brunnenröhren das Hausthor eingestoßen und die Menge drang in's Haus. Die Fahne wurde heruntergerissen, mit einigen anderen Geräthen des Hauses auf die Freiung geschleppt und daselbst verbrannt, während sich der Gesandte mit seinem Personal in einem Zimmer verrammelte. Endlich stellte eine heranrückende Abtheilung Militär die Ruhe wieder her; es wurden aber die Forderungen um Genugthuung des Gesandten abgewiesen, da er selbst den Scandal hervorgerufen hatte, und er mußte zwei Tage später unter Militärbedeckung Wien verlassen.

Am 24. Juni 1798 starb zu Wien die Erzherzogin Maria Christine (Tochter Maria Theresiens, geb. am 13. Mai 1742), Gemalin des Herzogs Albrecht Kasimir von Sachsen-Teschen (geb. 1738, gest. in Wien am 10. Februar 1822), eine hochherzige Wohlthäterin der Stadt, besonders durch die nach ihr genannte Wasserleitung zur Versorgung der höher gelegenen Vorstädte Mariahilf, Schottenfeld 2c. Die Leitung wurde von dem Herzoge mehrere Jahre später vollendet. Gleichzeitig führte der sehr thätige Unterkämmerer Stefan Edler von Wohlleben (geb. in Wien 1751, Bürgermeister 1804, gest. am 23. Juli 1823) eine gleiche Leitung von Ottakring herein aus, wodurch die öffentlichen Anstalten des Alsergrundes mit gesundem Wasser versorgt wurden. Auch zwei öffentliche Bäder, für jedes Geschlecht getrennt, wurden 1799 errichtet. Im März des gleichen Jahres gaben die durch Wien nach Italien rückenden russischen Hilfstruppen, besonders die Kosaken, mit ihrer sonderbaren Nationalkleidung und den haushohen Lanzen, den neugierigen Wienern viel zu schauen. An der Spitze dieser Oesterreich zu Hilfe kommenden Armee stand der Feldmarschall Peter Graf Suwaroff (geb. 1729, gest. 1800), von dessen Cynismus die Wiener alsbald eine Menge von Anekdoten zu erzählen wußten.

Die Folgen der Kriege, welche 1800 wieder, wie drei Jahre vorher, einen Aufruf des Aufgebotes nöthig machten, traten immer drückender an die Stadt heran; das Papiergeld, sogenannte Bankozettel, wurde vermehrt und übte lähmenden Einfluß auf Handel und Verkehr, welchen eine 1801 besonders niedergesetzte Wohlfeilheits-Commission zur Behinderung des Wuchers nicht bekämpfen

konnte. Inmitten aller Kriegsgefahren aber geschah doch das Möglichste zur Entwicklung der städtischen Verhältnisse. Am 13. Juni 1801 wurde das Theater an der Wien eröffnet. Dasselbe war neu erbaut von Emanuel Schickaneder, Theaterdirector, Schauspieler und Schauspieldichter (geb. in Regensburg 1751, gest. am 21. September 1812); auf dessen Veranlassung hatte im Jahre 1791 Mozart die „Zauberflöte" in Musik gesetzt, welche im Theater im Freihause am 30. September zum ersten Male zur Aufführung kam. Schickaneder's Denkmal steht über dem Portal des Theatergebäudes an der Wien, woselbst er nämlich als Papageno in Stein abgebildet ist. — Am 1. September wurde das Ammen-Institut im Findelhause errichtet, und am 16. gleichen Monats legte der Kaiser den Grund zur Franzensbrücke unter den Weißgärbern. Das nächste Jahr wurden die ehemaligen Convicte wieder hergestellt, das schon seit dem 17. Jahrhundert bestehende, aber seit der zweiten Türkenbelagerung vermauerte sogenannte neue Kärntnerthor wieder eröffnet und für die in die Stadt fahrenden Wagen bestimmt, während die herausfahrenden das alte, in gerader Flucht der Kärntnerstraße gelegene Thor zu benützen hatten. Das Jahr 1803 brachte in der Reitschule ein von Cavalieren und Officieren ausgeführtes Carroussel, zum Besten der Armen, das 18.000 Gulden eintrug. Es wurde die Leichenbeschau eingeführt und die Stadt in Armenbezirke eingetheilt.

Da sich inzwischen Bonaparte unter dem Namen Napoleon zum Erbkaiser von Frankreich erklärt hatte, so fand im Jahre 1804 auch die gleiche Bestimmung bezüglich der österreichischen Monarchie statt, und Kaiser Franz nahm als solcher den Titel Franz I., Erbkaiser von Oesterreich, an. Den 7. December wurde das darauf bezügliche Gesetz feierlich proclamirt, in der Stefanskirche ein Gottesdienst abgehalten, wozu alle Würdenträger in prunkvollem Zuge aufzogen.

Nunmehr gelangt die Geschichte Wiens zu dem ereignißreichen Jahre 1805. Den Juli desselben bezeichnete ein Auflauf, der sogenannte Bäckenrummel. Es begehrte nämlich am 7. ein Handwerksgeselle bei einem Bäcker auf der Wiedner Hauptstraße ein Groschenbrot, das eben nicht vorräthig war. Der darüber ausgebrochene Zank sammelte bald den Pöbel an, welcher lärmte und endlich die Kasse und die Vorräthe des Bäckers plünderte. Da schließlich zur Demolirung des Hauses geschritten wurde, so rückte Militär an und feuerte, als alle Aufforderungen fruchtlos blieben, zuerst blind, dann scharf, und der Tumult dauerte bis in die Nacht an. Den folgenden Tag, einem blauen Montage, an welchem die Handwerksgesellen feierten, ging der Unfug — so ziemlich ähnlich dem Krawall der Schuhknechte im Jahre 1722 — in mehreren Vorstädten: Mariahilf, Neubau, Josefstadt, neuerdings an; die Bäckerladen wurden allenthalben gestürmt und verwüstet und zwischen den Truppen und dem Pöbel kam es zum förmlichen Kampfe, bis die Verkündigung des Standrechtes und die ernstlichsten Maßregeln endlich die Ruhe herstellten. Inwieweit fremder Einfluß dabei thätig war, ist zweifelhaft, wenigstens fand man unter den Todten einen unbekannten Mann, der den Volkshaufen mit einer dreifarbigen Fahne angeführt hatte, und in dessen Kleidern französisches Geld gefunden wurde.

Mittlerweile hatte der neuerliche Krieg gegen das Kaiserthum Frankreich in Deutschland den unglücklichsten Verlauf genommen. Die österreichische Streitmacht, welche sich in Baiern dem Feinde entgegengestellt hatte, war durch das Zuspätkommen der Russen und die unerwartete Neutralität mehrerer deutscher Staaten vereinzelt und besiegt, und im October war es zweifellos, daß die Stadt dem rasch sich nähernden Feinde in die Hände fallen werde, weil es an den nöthigen Kräften zur Abwehr fehlte. Es erging daher der Aufruf an die Jünglinge vom Adel und der Bürgerschaft, sich der theilweise neu organisirten Bürgermiliz einzuver-

leiben und Garnisonsdienste zu leisten. Alle Fremden mußten sich von Wien entfernen, die Pferde und Fahrgelegenheiten wurden mit Beschlag belegt, die kaiserlichen Schätze und Sammlungen nach Ungarn in Sicherheit gebracht und auch die ärarischen Cassen dahin gerettet. Die Furcht vor den Franzosen, denen ein grimmiger Ruf durch die Ereignisse der Revolution vorausging, war so groß, daß auch viele Privatpersonen die Flucht ergriffen. Die Bürger aber errichteten ein zweites Cavalleriecorps und das Regiment der sogenannten „Decreter" (Decretisten, zweites Bürger-Regiment) zum Schutze der Stadt. Die allgemeine Bestürzung bewirkte auch, daß die Scheidemünze zurückgehalten wurde und, um dem Mangel abzuhelfen, Münzzettel zu 12 und 24 Kreuzer ausgegeben werden mußten. Der Kaiser hatte sich am 7. November nach Olmütz, die Kaiserin am nächsten Tage nach Ungarn begeben.

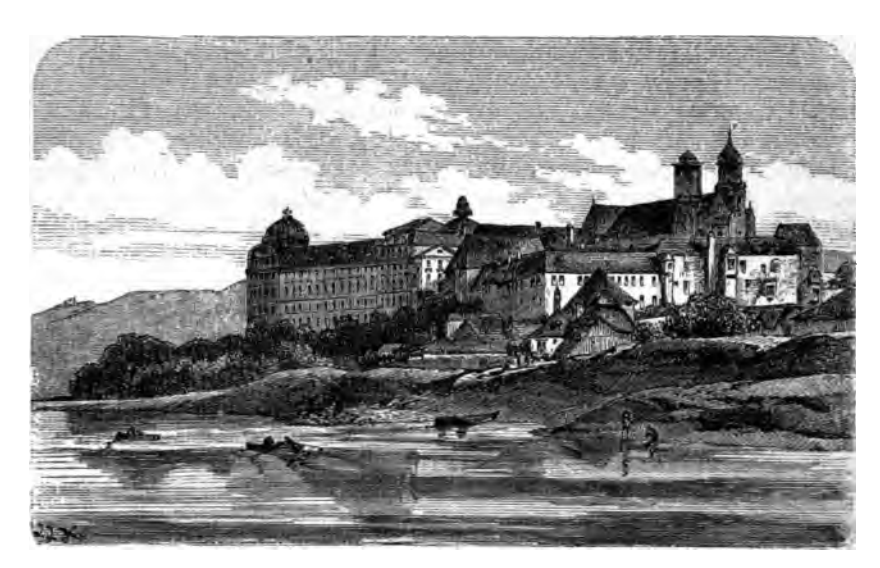
Am 8. November stand die feindliche Avantgarde unter dem Prinzen Joachim Murat (geb. 1767, Großherzog von Berg 1806, König von Neapel 1808, erschossen 1815) bereits in Purkersdorf, und dahin begab sich am nächsten Tage eine ständisch-städtische Deputation, welche eröffnete, daß der Kaiser der Stadt das Ungemach einer Belagerung ersparen wolle und sie daher ermächtigt habe, Wien den Franzosen zu übergeben. Die Deputation erhielt von dem Prinzen eine sehr freundliche Antwort. Am 10. zog das letzte Militär ab, am 11. rückten die feindlichen Massen hart an die Stadt, welche noch am gleichen Abend Proviant für 50.000 Mann liefern mußte. Den nächsten Tag ging eine abermalige Deputation nach Sieghartskirchen an den Kaiser Napoleon selbst ab, welcher allen Schutz zusagte, und den nächsten Tag zogen die ersten feindlichen Truppen in die Stadt ein und durch dieselbe zur großen Donaubrücke, deren sie sich sogleich versicherten. Napoleon wollte anfänglich den Amalienhof bewohnen, änderte jedoch plötzlich (thatsächlich aus Furcht vor den Wienern) seinen Beschluß und verlegte das Hauptquartier nach Schönbrunn. Ueberhaupt zeigte er eine unerklärliche Scheu vor Wien, das er nur bei Nacht und im Incognito, oder im blitzartigen Durchritt, von zahlreicher Bedeckung begleitet, besuchte. Es wurde ein französischer Stadt- und Landescommandant in der Person des Generals Peter Augustin Graf Hulin (geb. 1769, Sohn eines Tröblers, früher Uhrmacher, dann herrschaftlicher Jäger, gest. 1841) eingesetzt, die Häuser mit Einquartierung belegt und starke Requisitionen eingetrieben; im Uebrigen aber betrugen sich die Feinde gesittet, und der Bürgerwehr wurden die Wachen und Patrouillen überlassen, wobei sie aber die Gewehre nicht laden durften.

Die Menschenliebe der Stadt zeigte sich im schönsten Lichte, als nach der Schlacht bei Austerlitz (2. December) Massen Verwundeter nach Wien gebracht wurden. Obwohl man kaum Raum fand, Alle unterzubringen, so wurde doch Freund und Feind mit gleicher Vorsorge verpflegt, und selbst als die der Stadt auferlegte und mit Härte eingetriebene Contribution von 32 Millionen Francs die Stadtbehörden nöthigte, den Einwohnern ein Zwangsanlehen aufzulegen, geschah dadurch dem Wohlthätigkeitssinne kein Eintrag. Die Contribution wurde theilweise zur Zahlung des rückständigen Soldes und zu Geschenken an die französischen Truppen verwendet; dies rief eine neue Plage hervor, denn die plötzlich mit Geld Versehenen ergaben sich der Schwelgerei, so daß bald Krankheiten einrissen, welche viele Soldaten und auch Bewohner der Stadt wegrafften.

Am 26. December kam der Friede von Preßburg zu Stande, und am 28. begann der Abmarsch der Feinde. Am gleichen Tage reiste auch Napoleon von Schönbrunn ab, nachdem er noch früher ein Manifest an die Bewohner Wiens erlassen hatte, in welchem es unter andern volltönenden Phrasen heißt: „Ich habe mich wenig unter Euch gezeigt, nicht aus Geringschätzung, sondern ich habe Euch von keinem der Gefühle abwenden wollen, die Ihr einem Fürsten schuldig waret, mit dem ich die Absicht hatte, einen schnellen Frieden zu schließen." — Nun, da

hätte er sich ohne alle Gefahr zeigen können, kaum ein einziger Wiener wäre um seinetwillen dem angestammten Fürsten untreu geworden! — Am 13. Januar 1806 zogen die letzten Franzosen von Wien ab, nachdem die Stadt durch 62 Tage feindliche Besatzung gehabt hatte. Der ganzen Provinz hatte dieselbe täglich gegen 800.000 Gulden, also gegen fünfzig Millionen, ungerechnet die Contribution gekostet.

Welchen Gegensatz zu dieser Leidenszeit bot die Rückkehr des Kaisers Franz, in die Stadt am 16. Januar, umsomehr, als derselben ein Wohlthätigkeitsact voranging, indem Stadt und Stände eine Subscription eröffneten, welche 48.000 Gulden eintrug, um die im Erwerbe am ärgsten Betroffenen zu unterstützen. Unendlicher Jubel begrüßte das Kaiserpaar; alle Häuser waren verziert. Bei St. Stefan beantwortete der Kaiser auf das herzlichste die Anrede des Bürgermeisters Wohlleben, und nach dem feierlichen Te Deum ging der Zug



Klosterneuburg. (Seite 1005.)

in die Burg. Die wichtigsten Dienste, welche die Bürgercorps während der feindlichen Invasion geleistet hatten, richteten die Augen der Regierung auf dieselben und erhielten daher die einzelnen Regimenter und Corps ein genaues Reglement, neue Uniformirung, und jene, welche noch keine hatten, Fahnen aus den Händen der Kaiserin Maria Theresia. Ebenso wurden die Personen, welche sich besonders hervorgethan hatten, belohnt, darunter mit der goldenen Kette eine angesehene Bürgerin, welche sich, als der Typhus bereits mehrere Geistliche und Wärter hingerafft hatte, der Pflege in den Spitälern annahm. Es war dies die Schlossermeisterin Franziska Klaehr (geb. in Wien am 7. August 1774, gest. daselbst als k. k. Hof- und Kabinets-Schlossermeisterin am 15. April 1850. Sie hatte ihre Werkstätte unter dem Kärntnerthore. Ihr Gatte, der Hofschlosser und magistratische, sowie Landesgerichts-Schätzmeister Josef Klaehr, geb. 1753, starb am 13. Februar 1822).

Am 24. November 1807 wurde die Josefsstatue enthüllt, das Reitermonument, welches Kaiser Franz I. seinem großen Oheim setzte. Das von Franz Zauner verfertigte Monument erhebt sich im Mittelpunkte des Josefsplatzes, der davon den Namen erhielt; drei Stufen führen zum Fußgestelle, welches, wie

die Stufen selbst, von grauem Granit ist; so fest, daß es bei jedem Meißelschlage Funken sprühte, und so fein geschliffen, daß man sich darin wie in einem Spiegel sehen kann. (Der Stein kam aus einem Bruche dicht an der Donau bei Mauthhausen in Oberösterreich.) Das Fußgestell ist ein längliches Viereck. Auf diesem steht die Statue Josef's II. zu Pferde im römischen Kostüm, das Haupt mit einem Lorbeerkranze umwunden, mit der linken Hand die Zügel des Pferdes haltend, die rechte in der Stellung des Herrschers frei und gerade vor sich hin ausgestreckt. Das Angesicht ist gegen das ehemalige Palais Fries (heute Pallavicini) gekehrt, damit man von beiden Seiten des Eingangs zu dem Platze das Gebilde im Profil erblicke. Das ganze Werk ist von der Erde ungefähr 36 Fuß hoch, das Pferd und die Statue ungefähr 18 Fuß; beide von feinem Bronze, das



Hainburg. (Seite 1005.)

an Gewicht 400 Centner beträgt. Kaiserbild und Pferd sind vollkommen ohne Fehl und Makel, und die Statue hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Originale. An der Vorderseite und Rückseite des Fußgestelles sind Inschriften in lateinischer Sprache angebracht; die erste lautet: Josepho II. Aug. qui saluti publicae vixit non diu sed totus. (Josef II., welcher nicht lange, aber ganz zum öffentlichen Wohle gelebt hat); und die andere: Franciscus Rom. et Austriae Imp. ex fratre nepos alteri parenti posuit. 1806. (Franz II. röm. und österr. Kaiser, durch dessen Bruder sein Neffe, hat dies Denkmal seinem zweiten Vater gesetzt im Jahre 1806.) — Die beiden Nebenseiten des Fußgestelles sind mit Basreliefs, ebenfalls aus Bronze, geschmückt, welche die Figuren etwas über Lebensgröße haben. Sie zeigen in symbolischen Gruppen die beiden großen Wohlthaten Josef's: die Beförderung des Ackerbaues und des Handels. An den vier Enden der Granitstufen stehen vier runde Pilaster, auf deren jeden vier Abbildungen in erhabener Arbeit von jenen Denkmünzen zu sehen sind, welche während der Regierung Josef's auf die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit geschlagen wurden, und die daher

gleichsam einen chronologischen Abriß seiner Regierung darstellen. Das Monument kostete 360.000 Gulden in Bankozettel.

Den 10. Januar 1808 wurde der Apollosaal am Schottenfeld (alt Zieglergasse 113, heute 13 und 15, alt 343) eröffnet, ein Tanzsaal und Erlustigungsort von bisher unerhörter Pracht, welcher sich lange Zeit hindurch außerordentlichen Zulaufes erfreute. Dessen Schöpfer war der geschickte Mechaniker, Arzt und Bandagist Sigmund Wolffsohn (geb. 1767, gest. 1852). Der feenartige Aufenthalt riß zum Entzücken, zur Bewunderung hin; so viel Schönes, Bezauberndes, Originelles hatte man in einem Balllocale noch nicht vereinigt gesehen; selbst lebendige Bäume, Wasserfälle, natürliche Grotten waren angelegt; der ganze Frühling mit seinen Reizen war hier ausgebreitet. Alle die Herrlichkeiten konnten von der geräumigen Terrasse gleich beim Eintritt überschaut werden, was eine nicht zu schildernde Ueberraschung hervorbrachte. Der Saal hielt 112 Schritt Länge. Der Eintrittspreis war zehn Gulden Bankozetteln. Die Musik dirigirte Kapellmeister Hummel (Vater des berühmten Pianisten), und die sogenannten „Apollo-Deutschen", welche Johann Nepomuk Hummel, Sohn, componirte, machten ungeheures Aufsehen. Nachmals ging er an andere Eigenthümer über, zuletzt in den Besitz einer Kerzenfabrik, welche deshalb ihr Product Apollokerzen nannte. Das Haus brannte Ende Januar 1876 ab und wurde neu aufgebaut. — Am 6. Januar 1808 wurde die Vermälung des Kaisers Franz mit seiner dritten Gemalin, Erzherzogin Maria Ludovica von Este (geb. am 16. December 1787, gest. am 7. April 1816), gefeiert, wobei viele Festlichkeiten, ein Carroussel, Frei-Redoute u. s. w. vorgingen. Bei dieser Gelegenheit stiftete der Kaiser den Leopoldsorden und die Bürgerschaft stattete achtzig arme Mädchen aus.

Im nächsten Jahre aber entbrannte ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich. Obwohl die Armee unter Erzherzog Karl (Bruder des Kaisers, geb. am 5. September 1771, gest. in Wien am 30. April 1847) auf's heldenmüthigste in Baiern kämpfte und auch die Wiener Landwehr dabei sich auf das wackerste hielt, entschied sich doch das Kriegsglück auch diesmal gegen Oesterreich, und schon am 9. Mai 1809 standen die Franzosen vor den Linien Wiens. Man beschloß, dessen innere Stadt zu vertheidigen, um hierdurch dem von Böhmen anrückenden Erzherzog Karl Zeit zu verschaffen, unter den Mauern Wiens eine Entscheidungsschlacht zu wagen. Seit dem 6. Mai waren hierzu eilige Anstalten getroffen worden, das Commando führte Erzherzog Maximilian von Este (Sohn des Erzherzogs Ferdinand; geb. am 14. Juli 1782, gest. in Wien am 1. Januar 1862). Die Basteien wurden mit Geschütz versehen, die Thore versperrt, die Studenten und Künstler bewaffnet und mit den Bürgern neben der Besatzung zur Vertheidigung aufgerufen. Der Prater wurde verschanzt und die Augarten- und Franzensbrücke abgebrochen.

Am 10. Mai nahm Napoleon wieder sein Absteigequartier in Schönbrunn, während seine Truppen bis an das Glacis vorrückten und dort mit den aus der Stadt ausfallenden Hußaren scharmützelten. Dieselben fingen den vor das Burgthor als Parlamentär abgeschickten Adjutanten des Marschalls Lannes und hieben sich mit den Chasseurs (berittenen Jägern) herum, von welchen vier die Tollkühnheit hatten, mit den rückkehrenden Hußaren zugleich in die Stadt zu bringen. Den Einen erschlug ein Fleischerknecht im Komödiengäßchen, die Anderen wurden, schwer verwundet, gefangen genommen.

Nun begann von den Stadtwällen das Geschützfeuer gegen die sich zeigenden Feinde; aber diese richteten hinter den kaiserlichen Stallungen Batterien ein, von welchen am 11. um neun Uhr Abends das Bombardement der Stadt begann, welches bis zwölf Uhr und nach einer kurzen Unterbrechung weiter bis halb drei Uhr währte und wobei gegen 1800 Haubitzgranaten in die Stadt geworfen wurden. Vierzehn

Häuser der Stadt gingen in Flammen auf, darunter der Trattnerhof, und siebzehn Personen wurden getödtet. Inzwischen hatten die Franzosen bei Simmering die Donau übersetzt und die im Prater aufgestellten Grenadiere nach tapferem Widerstande zurückgeworfen, so daß für die Besatzung die Gefahr entstand, von den Donaubrücken abgeschnitten zu werden. Daher zog der Commandant mit dem größten Theile der Truppen rasch ab und verbrannte die Brücken hinter sich, während die Stadt weiße Fahnen als Zeichen der Ergebung aufpflanzte. Am Morgen des 12. Mai ging eine Deputation der Stände und des Magistrats zu Napoleon, der zwar harte Worte über den geleisteten Widerstand sprach, aber Schutz des Eigenthums zusicherte. Den nächsten Tag rückte die feindliche Armee in die Stadt, wo die landesfürstlichen Cassen mit Beschlag belegt und die Häuser wieder mit starker Einquartierung versehen wurden. Als General-Gouverneur wurde Anton Franz Graf Andreossy (geb. 1761, gest. 1828) eingesetzt, der seinen Wohnort im fürstlich Kaunitz'schen Gebäude (später Eszterhazy-Palais) nahm, sich aber bald die Zuneigung der Wiener erwarb, da er Humanität mit dem nöthigen Ernst, den seine wichtige Stellung erforderte, trefflich zu paaren wußte.

Die Franzosen arbeiteten eifrigst daran, den Uebergang über die große Donau zu gewinnen und im Marchfelde festen Fuß zu fassen, ehe das herbeieilende österreichische Heer daselbst eingetroffen war. Ein Versuch bei Nußdorf mißlang durch die Tapferkeit der Wiener Landwehr, ein zweiter bei der Insel Lobau glückte jedoch; dort wurden Brücken geschlagen und ein großer Theil der Franzosen setzte über den Strom. Daher kam es, als der Erzherzog Karl heranzog, am 21. Mai zur berühmten Schlacht bei Aspern, deren Donner zur Stadt herüberklang und Freund wie Feind in die gespannteste Erwartung setzte. Die Thore der Stadt waren gesperrt worden, doch von Thürmen und Dächern suchte man dem Verlaufe der Schlacht zu folgen. Dieser weltberühmte Kampf, in welchem das Dorf Aspern zehnmal gestürmt, um jedes einzelne Haus heldenmüthig gestritten wurde, die eisernen Reiter-Colonnen des Feindes an der standhaften österreichischen Infanterie ihren Meister fanden und fast vernichtet wurden, und endlich, als der Erzherzog Karl selbst mit der Fahne in der Hand die Truppen zum Sturme auf die weichenden Feinde führte, mit der eiligen Flucht der Letzteren über die Donau endete — bildet für immer eine der glänzendsten Episoden der österreichischen Kriegsgeschichte.

Theils der Groll über die erfahrene Niederlage von Seite der Franzosen, theils der nicht zu bezähmende Unmuth der Stadtbewohner ließen nun auch die Stimmung zwischen den Franzosen und Wienern eine immer gereiztere werden, und es bedurfte der regen Obsorge der Behörden, der eifrigsten Hingebung der Bürgercorps, um tumultuarische Scenen zu behindern, umsomehr, als die Franzosen glaubten, einige Beispiele der Strenge geben zu müssen, hierdurch aber den Ingrimm des Volkes steigerten.

So entstand am 23. Juni ein Auflauf am Spittelberg, und als der Anführer der Bürger, der Tischlermeister Peter Tell, das Volk nicht schnell genug auseinander bringen konnte, zog ein französischer Officier den Säbel gegen ihn, welchen aber Tell ihm entriß und zerbrach. Des andern Tages wurde er aus seiner Wohnung geholt und an der nördlichen Mauer des damals bestehenden sogenannten Jesuiterhofes auf der Laimgrube (Getreidemarkt, auf dem Platze steht jetzt das Gebäude der technischen und administrativen Militärleitung) erschossen und gleich dort eingegraben. Eben als Tell dahingeopfert wurde, ging dessen innigster Freund, der bürgerliche und akademische Vergolder Johann Geiger (geb. 1759, Hausbesitzer in der Neudeggergasse Nr. 6, alt 81, damals 60), vorüber, der sich über die unerwartete Schreckensscene so entsetzte, daß er vom Schlag gerührt wurde und am 1. Juli starb.

Zwei Tage nach Tell, d. i. am 26. Juni, erschoß man an derselben Stelle den seit dem 29. November 1793 in Wien selbstständig etablirten bürgerlichen Sattlermeister Jakob Eschenbacher, auch Oeschenbacher (nicht Eschenbach, wie es stets unrichtig heißt, geb. zu Ueberlingen am Bodensee, 60 Jahre alt, 5 Fuß 5 Zoll hoch, mit braunen Haaren und Augenbrauen, mager, mit gewöhnlicher Nase, mittlerem Munde und rundem Kinn — wie es im Urtheile „der auf Verordnung Seiner kais. kön. Majestät (Napoleon) versammelten Militär-Commission vom 24. Junius 1809" steht, das im Besitze des Verfassers dieses Buches sich befindet). Er war beschuldigt und überwiesen, drei Kanonen auf seinem eigenen Grunde versteckt zu haben, was der französischen Behörde durch einen Verräther angezeigt worden. Es war nämlich in verschiedenen Kundmachungen von Seite des Magistrats und des General-Gouverneurs der Provinz wiederholt das Verbot erlassen worden, Waffen und Kriegsmunition jeder Gattung bei sich zu behalten und der Befehl ertheilt, derlei binnen 24 Stunden nach Kundmachung bei Vermeidung der strengsten Bestrafung in die Zeughäuser zu bringen. Die Kundmachung vom 14. Mai setzte für die Uebertreter Todesstrafe fest. Es läßt sich also nicht anders sagen, als daß Eschenbacher sich der Folgen seiner ebenso tollkühnen als unnützen und fruchtlosen Handlungsweise wohl bewußt war, als er die drei Kanonen im Garten seines Hauses auf der Wieden (Favoritenstraße Nr. 9, alt 315, damals Nr. 99) vergrub. An der That hatten theilgenommen drei seiner Gesellen: Johann Purkhard, Sattler, aus Stettin, 29 Jahre alt; Johann Holzapfel, Schlosser, aus Hessen-Kassel, 28 Jahre alt, und Lukas Kopp, Sattler, von Salzburg, 22 Jahre alt. Die Angeklagten wurden sämmtlich schuldig befunden, Eschenbacher zum Tode verurtheilt, die drei Gesellen aber erst auf den Richtplatz geführt, um bei Vollstreckung des Urtheils gegenwärtig zu sein, dann aber mittelst Gendarmerie aus dem von der kaiserlich französischen Armee besetzten Bezirke hinweggebracht. Eschenbacher bewahrte bei der Execution ein entschlossenes, ja trotziges Benehmen, die Gesellen aber wurden während des Zuschauens ohnmächtig.

Eine weitere Folge der beiden kriegsrechtlichen Fälle war die erneuerte Proclamation in Bezug auf die Waffenablieferung und auf den „aufrührerischen Geist" der Bewohner. Ueber den letzteren Ausdruck machten die Wiener einen Gassenhauer, in welchem ein Vers die Hoffnung aussprach: es werde der gute Kaiser Franz und die österreichischen Kanonen die Stadt baldigst von ihrem „Geist" erlösen. Es muß ferner noch bemerkt werden, daß die Leichen der beiden Justificirten in der darauffolgenden Nacht von ihren Anverwandten ausgegraben und auf dem Schmelzer Friedhofe still beerdigt wurden. Eschenbacher's Witwe Theresia starb am 30. August 1817 im 59. Lebensjahre; sie hinterließ die beiden Kinder August und Marie.

Eine wahrhaft patriotische That war in jenen Tagen die folgende: Kaiser Napoleon setzte einen Preis von 400 Ducaten auf jedes Exemplar des seiner Zeit berühmten großen Atlasses, den der Wiener Buchhändler Franz Anton Schraembl (geb. 1751, gest. am 13. December 1800) herausgegeben hatte und der von ihm den Namen führte. Er brauchte diese Karten nothwendig für seinen Generalstab behufs zu treffender militärischer Dispositionen in den österreichischen Ländern. Nebstbei aber drohte er mit der härtesten Strafe, selbst mit dem Tode, wenn Jemand ein disponibles Exemplar zurückhalten oder verbergen würde. Zwei edle Bürger Wiens besaßen allein dieses Werk: der Buchhändler August Graeffer (geb. 1762, gest. 1816) und der Kunst- und Musikalienhändler Josef Eder (geb. 1759, gest. 17. Februar 1835; seine Handlung ist nun im Besitze des einen seiner Enkel, Josef Bermann, der zweite Enkel ist der Verfasser dieses Buches). Diese Beiden ließen sich von der hohen Prämie nicht bestechen, von der Todesdrohung nicht ein-

schüchtern, sondern vergruben ihre Kartenexemplare lieber im Keller, wo sie verfaulten, als daß sie dieselben gegen hohen Preis dem Feinde ihres Vaterlandes verkauft hätten. Glücklicherweise blieben Beide unentdeckt.

Die Stadt hatte also alle die schweren Leiden einer feindlichen Besatzung zu erdulden. Zu den starken Requisitionen — sie hatte außer den Naturallieferungen bis zum 14. Juli schon zehn Millionen Gulden zu erlegen — kam die Masse der Verwundeten aus den Schlachten von Aspern, Wagram und Znaim, die man kaum unterzubringen vermochte. In solch' trüber Stimmung mußten sie auch noch am 15. August das Napoleons-Fest feiern, wobei es von französischer Seite prachtvoll herging, die Stadt sich aber nur gezwungen in die angeordnete Beleuchtung fügte. In trefflicher Ironie prangte ein Bürgerhaus in Mariahilf mit dem Transparente: **Z**ur **W**eihe **A**n **N**apoleon's **G**eburtstag; wobei man die großen Anfangsbuchstaben schon in kurzer Entfernung mit ihrem wahren Sinne: ZWANG lesen konnte.

Die Stadt hatte fortwährend harte Maßregeln zu erdulden. Die kaiserlichen Sammlungen, Archive, Bibliotheken und Galerien, ebenso die Aerarialgebäude und Klöster wurden ihrer wichtigsten Kunstschätze beraubt. Der Argwohn der Feinde, wie der Unmuth der Wiener steigerte sich auf den Gipfelpunkt, als am 11. October der junge Friedrich Staps (geb. in Naumburg 1792, Kaufmannsgehilfe in Leipzig; Sohn des Pfarrers an der St. Othmarskirche in Naumburg, Pastor Staps, welcher 1841 im 84. Lebensjahre starb) ein Attentat auf Napoleon plante, und um es auszuführen, eigens nach Schönbrunn reiste. Bei Gelegenheit einer Parade drängte er sich an Napoleon heran, was dem General Johann Graf Rapp (geb. in Kolmar 1772, gest. 1823) auffiel, der ihn sofort verhaften ließ. Man fand ein Dolchmesser bei ihm und er gestand unumwunden, daß er Napoleon bitter hasse und denselben habe ermorden wollen. Napoleon ließ ihn vor sich kommen und bot ihm Begnadigung an, wenn er ihm das Wort gäbe, nichts mehr gegen ihn zu unternehmen. Aber Staps erwiderte, daß er unaufhörlich versuchen würde, ihn zu tödten. Napoleon rief seinen Leibarzt Johann Nikolaus Corvisart (geb. 1755, gest. 1821), damit derselbe den Geisteszustand des Jünglings untersuche; aber die klaren, unzweideutigen Antworten des Staps boten keinerlei Anhaltspunkt dafür, denselben für wahnsinnig zu erklären. Da zuckte Napoleon die Achseln und unterschrieb das Todesurtheil. Er wurde — wenigstens heißt es so — am 23. October in Meidling erschossen. Die Execution geschah innerhalb eines Hofraumes, zu dem Niemand Zutritt hatte, man hörte die Schüsse von außen fallen, aber die Leiche sah Niemand mehr. Später, nach langen Jahren, verbreitete sich das Gerücht, es hätte Rapp im geheimen Auftrage Napoleon's den irregeleiteten Fanatiker heimlich gerettet und nach Amerika geschafft; mehrere von Staps' Studiengenossen betheuerten öffentlich ohne Hehl, ihn dort angetroffen zu haben. Wenn man nun weiß, welche Furcht Napoleon vor dem Erstehen neuer Fanatiker hatte, und wie er sich deshalb stets gegen eine Hinrichtung von solchen aussprach, hat die Rettung des Staps ungemein viel Wahrscheinliches.

Wirklich stand in Wien jeden Augenblick ein Ausbruch zu befürchten, als am 14. Februar der Friede (zu Wien) zu Stande kam. Nur ließ der Feind noch seine Wuth an den Festungswerken aus, welche es gewagt hatten, ihm Widerstand zu leisten und nicht schon damals sammt und sonders vor ihm einzufallen, und es wurden die Stadtmauern und Ravelins von Kärntner- bis zum Schottenthor gesprengt. Den 20. November erfolgte endlich der Abzug der Franzosen und am 26. rückte wieder die erste österreichische Garnison unter freudigem Empfange von Seite der Bevölkerung ein. Als nun gar des Nachmittags Kaiser Franz selbst in einer einfachen Kalesche erschien, da wurde der Jubel unermeßlich und Abends schimmerte ohne jede Verabredung die ganze Stadt in der brillantesten Beleuchtung.

Den Anfang des nächsten Jahres bezeichnete eine Reihe von Hoffesten aus Anlaß der Vermälung des Kaisers Napoleon mit des österreichischen Kaisers Tochter Maria Louise (geb. in Wien am 12. December, gest. als Herzogin von Parma am 18. December 1847). Sie wurde am 1. März durch Procuration vermält, wobei der Erzherzog Karl die Stelle des Bräutigams vertrat. Den Bürgern gab der Kaiser zum Ersatz ihrer durch die Franzosen fortgenommenen Geschütze sechs Kanonen mit der Inschrift: „Den Bürgern Wiens für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn 1810". Dieses Jahr begann auch die Wiederherstellung der Festungswerke, wobei das Franzensthor nächst der Teinfaltstraße eröffnet und der Volksgarten wie das Paradiesgärtchen hergerichtet wurde. Im Jahre 1820 errichtete der wackere Kaffeesieder Peter Corti (geb. in Bergamo 1781, gest. in Wien am 4. August 1833) das dortige obere Kaffeehaus (Bild Seite 1041), und zwar aus dem Lustgebäude des kaiserlichen Gartens; 1822 das untere im Volksgarten, nach dem Plane des Hofbauraths Peter von Nobile. Bald vertrat dieser noch heute hochbeliebte Vereinigungspunkt der eleganten Welt die Promenade, welche früher auf der ehemaligen Burgbastei ihre Stelle hatte. Nächst der Burg wurden die Mauern hinausgerückt, und es entstand der schöne äußere Burgplatz und 1821 das jetzt bestehende Burgthor, ebenfalls von Nobile ausgeführt, das noch mit den beiden Gärten zu beiden Seiten: dem schon oben erwähnten Volksgarten und dem Kaisergarten (zum Privatgebrauche der kaiserlichen Familie) versehen wurde.

Die Hauptstadt Wien folgte nun mit Aufopferung an Gut und Blut noch den letzten Kämpfen mit den Franzosen, und als der Kaiser bei der Rückkehr von Paris am 16. Juni in Wien anlangte, erwartete ihn der festlichste Empfang, und der Zug bewegte sich in Begleitung aller Würdenträger durch eine Triumphpforte beim Kärntnerthor in die Stadt und nach St. Stefan. Selbst der so schwer schädigende Bancozettelsturz vom 15. März 1811 (die Herabsetzung auf den Fünftheil ihres Nennwerthes) konnte in den Gesinnungen der treuen Völker keine Aenderung verursachen.

Für Wien ging aber nun eine glänzende Zeit an — der Fürsten-Congreß, welcher am 1. September 1814 eröffnet wurde und zwei Kaiser (Franz I. von Oesterreich und Alexander I. von Rußland), vier Könige (Maximilian von Baiern, Wilhelm von Württemberg, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Friedrich VI. von Dänemark), sowie alle übrigen regierenden Fürsten Deutschlands in Wien ansammelte. Dazu kamen alle berühmten Staatsmänner aus den verschiedensten Ländern Europas: Metternich, Talleyrand, Lords Castlereagh, Wellington, Fürst Hardenberg u. s. w. Während in der Staatskanzlei über die Gestaltung Europas verhandelt wurde, begann auch eine Reihe prunkvollster Festlichkeiten, als erste der feierliche Einzug der drei alliirten Herrscher von Oesterreich, Rußland und Preußen am 25. September, darauf maskirte Redouten, Ballfeste, prächtige Schlittenfahrten, Théâtres parées, Volksfeste, Feuerwerke, große Concerte und vor Allem die Siegesfeier des Tages der Schlacht bei Leipzig am 18. October im Prater. Bei der letzteren wurde um das Lusthaus, in welchem die Monarchen tafelten, an unabsehbaren Tafeln die ganze Garnison reichlich bewirthet, um welche sich eine ungeheure Menge Zuseher tummelte.

Noch einmal rief die Rückkehr Napoleon's von Elba (26. Februar 1815), welche den Wiener Congreß auseinandersprengte, das Heer und den Kaiser in's Feld, aber mit der zweiten Einnahme von Paris war der Friede völlig hergestellt, und es gewann die Stadt Wien Zeit, sich weiter gedeihlich zu entwickeln.

Wiens und seiner Umgebung Verschönerung.

Die Entwicklung der Stadt Wien unter Kaiser Franz I. geschah auch rastlos und in so vielfacher Weise, daß ebenfalls mehrere Bände dazu gehören würden, um dieselbe eingehend zu besprechen, wir müssen uns daher nur mit den wichtigsten Einrichtungen begnügen.

Im Jahre 1816 wurde die Nationalbank errichtet und vorerst auf 25 Jahre privilegirt. Ihre Fonds bildeten 100.000 Gulden Einlage, jede von 1000 Gulden WW. und 100 Gulden Conv. Münze, worüber eine Obligation ertheilt wurde, welche 2½ Percent Silbermünze trug. Bald gewannen die Geschäfte dieses Institutes eine riesige Ausdehnung. Bei der Entstehung ward die Bank zuerst in dem Banko-Gebäude (Singerstraße) placirt, es wurde aber sogleich zur Erbauung eines eigenen Palastes geschritten. Derselbe wurde auf einem Complex von drei Häusern (alt Nr. 32 bis 34, heute Nr. 17) in der Herrengasse aufgeführt und im Jahre 1823 vollendet. Der Entwurf ist vom Architekten, k. k. Rath Karl Moreau (geb. 1758, gest. 1840) entworfen und vom Architekten Rafael von Riegel ausgeführt. Die Ornamente stammen vom Bildhauer La Vigne her; die Gruppe ober dem Eingange in die Schenkenstraße (welcher die zweite Fronte zugewendet ist) wurde vom Bildhauer Josef Klieber (geb. in Innsbruck 1773, gest. 1850) verfertigt. Diese Bank erhielt in den Jahren 1856 bis 1860 einen Neubau (Freiung, Strauchgasse und Herrengasse), der im Stile der Blüthezeit der italienischen Renaissance auf Veranlassung des damaligen Finanzministers Karl Freiherr von Bruck (geb. 1798, gest. 1860) durch den Architekten Heinrich Ritter von Ferstel (geb. 1830) hergestellt wurde. (Bild Seite 1048.)

Im gleichen Jahre geschah die Errichtung des k. k. polytechnischen Institutes, enthaltend eine technische Lehranstalt, ein Conservatorium für Künste und Gewerbe und eines Vereines zur Beförderung der National-Industrie. Das schöne, nach Plänen von Schemmerl ausgeführte Gebäude hat eine Ausdehnung von 66½ Klafter. Die auf dem Giebel befindliche Gruppe, den Genius von Oesterreich, Minerva an dessen Seite, nebst einem Greise, welcher dem Genius zwei Jünglinge darstellt, mit mehreren Attributen des Kunst- und Gewerbefleißes zeigend, ist von Josef Klieber. Darunter prangt in goldenen Lettern die Inschrift: „Der Pflege, Erweiterung, Veredlung des Gewerbefleißes, der Bürgerkünste, des Handels Franz der Erste". An der Fronte des Gebäudes sieht man auch noch schöne Basreliefs von Klieber, Abbildungen der Mechanik, Architektur, Geschichte u. s. w. Am 29. April 1842 wurde im großen Saale des Institutes mit großer Feierlichkeit die Bildsäule des Kaisers Franz I., als des Stifters der Anstalt, aufgestellt; dieselbe ist ebenfalls von Klieber's Meisterhand. Das vor der polytechnischen Schule aufgestellte Standbild des Erfinders der Dampfschraube, Josef Ressel, ist von Ritter von Fernkorn modellirt; die Aufstellung geschah 1863.

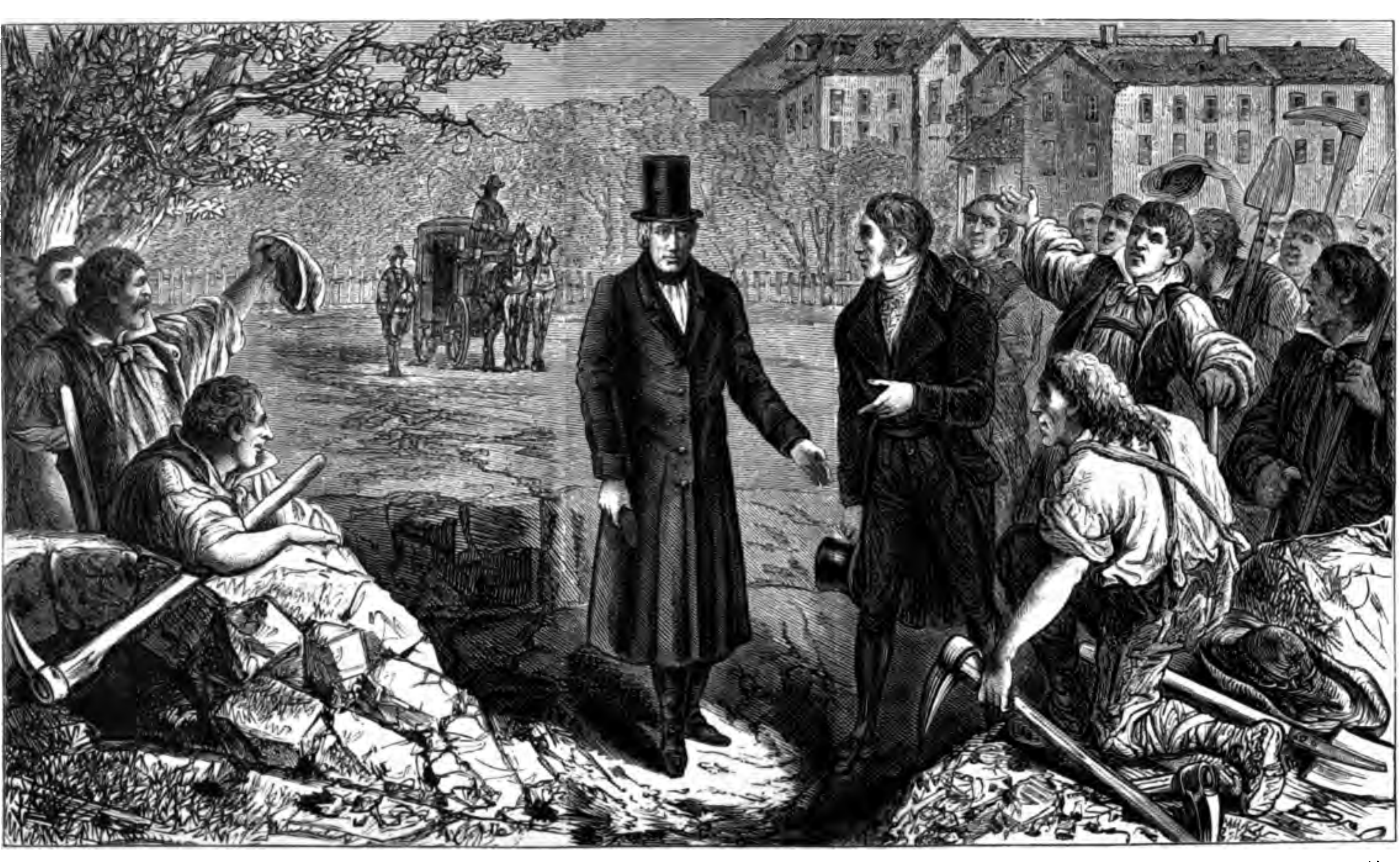
Im Jahre 1817 wurde das Carolinenthor eröffnet, dasselbe war mittelst Durchbrechung des Stadtwalls gewonnen worden und erhielt seinen Namen der neuen, am 10. April 1816 vermälten Kaiserin Caroline Auguste (geborene Prinzessin von Baiern am 8. Februar 1792, gest. in Wien am 9. Februar 1873) zu Ehren. Unter dem seit ihrer 1835 erfolgten Witwenschaft entstandenen, freilich seit der Thronbesteigung des Kaisers Franz Josef I. nicht mehr zutreffenden Namen der „Kaiserin Mutter" ist noch heute die hohe Verblichene in den entlegensten Hütten der Armen bekannt. Ihr wahrhaft mütterliches Walten wurde überall, wo immer Noth und Elend ihre Stätte aufgeschlagen, gesegnet. Das dankbarste Andenken der österreichischen Völker folgt dieser Hochherzigsten der Frauen über

das Grab hinaus. Uebrigens hatte sie bereits eine Vorgängerin in der Mutter ihres Gemals, der am 15. Mai 1792 verstorbenen Gemalin Leopold's II., der Kaiserin Maria Ludovica, einer Wohlthäterin der Armen und geheimen Stütze verschämter Dürftigkeit, wie es nachmals die unvergeßliche Kaiserin Karoline Auguste geworden. Als sie eines Tages im Burgtheater der ersten Aufführung von Kotzebue's „Indianer in England“ beiwohnte und der alte John Smith die Worte sprach: „Eine gute Hausmutter hat Verdienst in jedem Stande; davon ist unsere gute Königin ein erhabenes Beispiel!“ erhob sich ein Beifallsorkan der Zuschauer, welche nach der kaiserlichen Loge hinaufblickten. Gewiß eine ungeheuchelte Bewunderung!



Die abgebrochenen Häuser am Stefans- und Stock-im-Eisen-Platz. (Seite 1024.)

Im Jahre 1818 wurde die Ferdinandsbrücke erbaut, sie erhielt den Namen nach dem Kronprinzen; 1819 wurde die Gumpendorferkirche renovirt (die alte Kirche war zwischen 1765 bis 1770 durch den Schottenabt Benno Pointner aufgeführt worden). Im Jahre 1820 wurde die Kirche Maria Stiegen neu hergestellt und geweiht und dieselbe mit dem oberen Passauer-Hofe als Klostergebäude den Redemptoristen (Liguorianern) übergeben und zur böhmischen Nationalkirche erklärt. Im Jahre 1821 erfolgte die Erbauung des schon erwähnten Burgthors, 1823 jene des Theseustempels im k. k. Volksgarten; 1825 die Herstellung der Kanonenbohrerei, 1828 der Neubau der Universitäts-Bibliothek, 1830 die Grundsteinlegung zum Musikvereinsgebäude unter den Tuchlauben, 1831 die Gründung der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, 1832 die Berufung der Barmherzigen Schwestern; im selben Jahre fand die erste Versammlung der Naturforscher in Wien statt.



Kaiser Franz I. besucht die öffentlichen Arbeiten, 1830.



Die Jahre 1830 und 1831 waren Jahre der Drangsale. Im ersteren rief die große Kälte und darauf einfallendes schnelles Thauwetter eine fürchterliche Ueberschwemmung hervor. Schon am 26. Februar waren die niedrig gelegenen Vorstädte überfluthet, am 28. Abends aber stieg das Wasser, nachdem die Gefahr bereits vorüber schien, so rasch, daß es innerhalb weniger Minuten sich um fünf Fuß höher stellte. Viele Menschenleben gingen zu Grunde, ungeheurer Schaden ward angerichtet. Doch wurde auch das Rettungswerk emsig betrieben, und mit Lebensgefahr befuhren der Kronprinz Ferdinand und dessen Bruder, Erzherzog Franz Karl (geb. am 7. December 1802, gest. am 8. März 1878) auf Kähnen die überschwemmten Vorstädte, um Lebensmittel zu vertheilen.

Das nächste Jahr brachte zum ersten Male den unheimlichen Gast der Cholera, welche vom August 1831 bis Februar 1832 gegen 2000 Menschen wegraffte. Sie bereitete namenlose Bestürzung, Viele flüchteten aus der Stadt; Kaiser Franz aber kehrte eigens von Baden nach Schönbrunn zurück und verblieb,



Paradiesgarten und Kaffee-Salon. (Seite 1038.)

als ob nichts Außerordentliches vorginge, daselbst, kam täglich in seine Burg nach Wien und trug hierdurch ungemein zur Emporrichtung der verzagten Menge bei. Nicht nur dies allein, er erschien, wo es nur sein konnte, auf öffentlichen Plätzen, in den Straßen, auf den Promenaden, in den Spitälern, um zu beweisen, daß man sich nicht vor Ansteckung fürchten solle; täglich besuchte er die Arbeiter beim Kanalbaue an der Wien, mit ihnen sprechend, sie tröstend und ermunternd; war doch er selbst es gewesen, der den Bau (sogenannter Cholera-Kanal, weil er während derselben begonnen wurde) anordnete, um die Tausende von erwerblosen Individuen zu unterstützen. Er ertheilte wie gewöhnlich seine Audienzen, und erschien mehrere Male, von der Kaiserin und den übrigen Gliedern der kaiserlichen Familie begleitet, im Theater, wo dieselben jedesmal mit herzlicher Rührung und dem lautesten Jubel empfangen wurden. Die Communication mit dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn blieb fortwährend offen.

Lebhaft erschüttert wurde Wien durch den am 22. Juli 1832 im Schlosse zu Schönbrunn erfolgten Tod des jungen Franz Herzog von Reichstadt, Sohn des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Maria Louise (geb. in Paris am 20. März 1811). Schon in der Wiege war er von seinem Vater mit dem Titel

eines „Königs von Rom“ beschenkt worden. Nach der Katastrophe von 1814 verließ die Kaiserin Frankreich und begab sich mit ihrem Sohne, begleitet von dessen Gouvernante, Frau von Montesquiou, nach Wien, wo sie ihren Aufenthalt in Schönbrunn nahm.

Es fand um diese Zeit ein Complot statt, den jungen König von Rom zu entführen; bereits war derselbe, verborgen in einem Wagen, von zwei Damen hart an die Grenze gebracht worden, als Karl Tapp, Polizei-Commissär von Hietzing, der davon Kenntniß erhalten und mit Windeseile nachgefahren war, die Entführer erreichte und ihnen das Kind abnahm. Auch ein späterer Entführungsversuch (1830) von Seite der Gräfin Camerata (Elise Bacciochi, Tochter der Schwester Napoleon's, des Prinzen Cousine, geb. 1806, gest. 1869) wurde von dem Herzoge von Reichstadt — diesen Titel hatte er von seinem Großvater 1818 erhalten — selbst zurückgewiesen. Der kleine Prinz erhielt seinen Rang unmittelbar nach den Prinzen des kaiserlichen Hauses und nach den Erzherzogen von Oesterreich; er folgte nicht seiner Mutter nach Parma, sondern blieb bei dem Kaiser, seinem Großvater, dem er mit innigster Liebe zugethan war. Er hatte in dessen Zimmern ein eigenes Plätzchen und dort an Spielwerk, was seinem Alter geziemte. Die Kaiserin theilte ebenfalls des Kaisers Sorgfalt und Liebe für den jungen Prinzen, der überhaupt von allen Gliedern der kaiserlichen Familie, besonders aber vom Erzherzoge Franz Karl, der im Alter am wenigsten von ihm abstand, geliebt wurde. Dessen Erziehung war dem kunstgebildeten Grafen Moriz Dietrichstein (geb. 1775, gest. 1864), dem Dichter Matthäus von Collin (geb. 1779, gest. 1824) und dem Hauptmann Foresti anvertraut.

Besondere Leidenschaft hatte der junge Herzog für den Militärstand; im Jahre 1828 wurde er Hauptmann bei Kaiser-Jäger, 1829 Commandant einer Division Grenadiere auf der Mauer bei Wien, 1830 Major im Infanterie-Regimente Salins, darauf Oberstlieutenant im Infanterie-Regimente Nassau, 1831 zu Gyulay-, später Prinz Wasa-Infanterie in Garnison nach Wien versetzt. Die französische Revolution 1830 regte das Gemüth des jungen Herzogs gewaltig auf und brachte in ihm eine schwer zu bezwingende Gährung hervor; es zeigten sich ihm Aussichten auf den Thron von Frankreich, aber Kaiser Franz stellte ihm die Unhaltbarkeit der dortigen Zustände in das klarste Licht. Schon im Sommer 1831 zeigten sich zuerst die Spuren jenes Brustübels, das immer mehr um sich griff und welchem er endlich unterlag — am 22. Juli 1832 in demselben Zimmer, welches einst das Schlafgemach seines Vaters gewesen. Sein Leichnam wurde in der Gruft der Kapuziner beigesetzt.

Wien, aus dem lange drohenden Alpe der Kriege befreit und durch den erblühenden Verkehr, durch die auflebende Industrie rasch anwachsend und gedeihend, gab sich so recht der angeborenen Genußfreudigkeit hin und bekümmerte sich dabei weit weniger um das Welttreiben und die Politik, als seine sonstigen deutschen Schwesterstädte; daher ist besonders die Zeit unter Franz I. nach den Franzosenkriegen jene Periode, in welcher sich Oesterreichs erste Hauptstadt den Ruf einer Phäakenstadt, wo sich immer am Herde der Spieß dreht, erwarb. Und in der That war das Leben jener Tage ein ungemein sorgenloses, behäbiges. Für die äußere Politik ließ man den Staatskanzler Clemens Wenzel Fürst Metternich (geb. 1773, gest. 1859), für die väterlich bevormundende Polizei, deren Präsidenten Josef Graf Sedlnitzky (geb. 1778, gest. 1855) mit den Oberpolizei-Directoren, k. k. Hofräthen Johann Freiherr von Waldstätten (geb. 1772, gest. 1841) und Josef von Amberg bedacht sein; der Wiener ließ sich nichts anfechten, wenn er nur „Jux“ fand. Lassen daher jene Tage im politischen Fortschritte eine Lücke, welche bald fast in Stockung ausartete und deren Folgen noch lange nachher nicht völlig überwunden wurden, trieb dafür die Wiener Gemüthlichkeit üppige Blüthen

und wer von außen in die Stadt kam, wußte von dem herzlichen Entgegenkommen, dem patriarchalischen Wesen derselben zu erzählen, wurde von demselben bezaubert.

Hierzu trug allerdings nicht wenig bei, daß der Hof selbst diesen Ton eifrig und beharrlich angab. Wo es ein öffentliches Vergnügen, einen Zusammenfluß der Leute gab, in den Gassen und öffentlichen Sälen, bei Concerten, im Prater und dergleichen erschienen im schlichten Bürgerkleide der Kaiser und dessen Brüder, besonders die höchst populären Erzherzoge Karl und Anton (geb. am 31. August 1779, gest. am 2. April 1835). Letzterem verdankte auch der Curort Baden außerordentlich viel, denn nicht nur, daß er in der dortigen Gegend viele Thränen der Armuth und des Unglücks trocknete, verdankt ihm Baden, woselbst er ein Palais besaß (noch heute die „Antonischen Häuser" genannt), nebst Umgebung herrliche Verschönerungen, wie die Errichtung der Antonsbrücke (1813), Umgestaltung der Straße von Baden in's herrliche Helenenthal in eine förmliche Parkanlage (1816), Errichtung des Kiosk an der Hauswiese (1821), Bepflanzung des Urtheilsteins im Helenenthal, durch welchen eben das Felsenthor gebrochen worden war, mit Blumen, Gesträuchen, Bahnung von Wegen daselbst mit Anbringung von Ruhesitzen und Baumpflanzung längs der Straße von Rauhenstein bis zum Felsenthor (1827), Pflanzung der Baum-Alleen in Baden (1834) und vieles Andere. Am 7. September 1879 wurde dem edlen Wohlthäter in der Curhalle des Stadtparkes eine Gedenktafel aufgestellt. Erzherzog Karl ließ im Jahre 1822 als seine Sommer-Residenz in Baden ein herrliches Prachtgebäude von dem Architekten Josef Kornhäusel (geb. 1779, gest. 1860) erbauen, das er Weilburg nannte, zu Ehren seiner Gemalin Henriette (geb. 1797, Tochter des Herzogs von Nassau-Weilburg, gest. 1829). Auch der Kronprinz Ferdinand und der bis zu seinem Tode vom Volke ungemein geliebte und von ihm unvergessene Erzherzog Franz Karl, ein Muster an Güte und Wohlthätigkeitssinn, nahmen Theil an dem öffentlichen Bürgerleben.

Die Modepromenade war in jenen Tagen bis zu der Demolirung der Stadtmauern die um die ganze Stadt führende sogenannte „Bastei", und deren Popularität ist am besten durch das alte Räthsel gekennzeichnet: „Auf welchem Ei tritt ganz Wien herum, ohne es zu zertreten? — Auf der Bast-Ei." Und in der That, der Kreisgang um die Wälle wurde von ganz Wien unternommen, um frische Luft zu schöpfen und ganz besonders, um sich an dem herrlichen Rundgemälde der Vorstädte zu erfreuen. Wir erblicken auf dem beigegebenen Bilde (Seite 1056) die Bastei vom Carolinenthor bis zum Kärntnerthor mit dem Anblick auf die Karlskirche und das Polytechnikum. Unten ist der Stadtgraben, der Lieblingstummelplatz der Krieg führenden Jugend jener Tage, mit der herrlichen Pappel-Allee. Besonders des „Morgens" (das war gegen die Mittagsstunde) und am Abende waren die Stadtwälle häufig besucht und die Wohnungen, welche sich darauf befanden, wurden der Aussicht wegen den angenehmsten der Stadt beigezählt.

Da nun der Kaiser mit seiner Familie mitten unter seinem Volke spazierte, sah auch die ganze Stadt den Monarchen als gemeinsamen Familienvater an, nannte ihn nur den „Vater Franz", welcher Titel ihm selbst sehr wohl gefiel. Von dieser außerordentlichen Volksthümlichkeit des Kaisers Franz giebt eine Anekdote aus der Congreßzeit die humorvollste Erläuterung. Eines Tages promenirte Kaiser Franz mit Kaiser Alexander von Rußland auf der Bastei. Ein schmieriger Schusterjunge, ein Paar alte Stiefel über die Achsel gehangen, der gerade des Weges kam, eilte auf den Kaiser zu — den im vollsten Wortsinn jedes Kind in Wien kannte — und wollte ihm die Hand küssen, was aber natürlich von Seite des Monarchen zurückgewiesen wurde, mit den echt wienerischen Dialect-Worten: „Was willst denn? Gehst doni!" (Geh' von dannen, weiter.) — Verwundert blickte Kaiser Alexander seinen freundlichen Gastwirth an und sagte:

„Ich wußte wohl, daß Eure Majestät im innigsten Verkehre mit Ihrem Volke stehen, daß Sie aber auch den Namen jedes Schusterjungen wissen, ist mir ebenso neu als erstaunlich!“ Er glaubte nämlich, Kaiser Franz habe den Jungen mit Toni (Anton) angesprochen.

Die allgemeine Liebe der Wiener zu Kaiser Franz zeigte sich am klarsten, als derselbe am 9. März 1826 von einer schweren Krankheit befallen wurde. Allgemein war die Bestürzung und der Burgplatz wurde nicht leer von trauernden Massen, welche Stunde für Stunde sich nach den neuesten Nachrichten vom Krankenbette erkundigten. Um desto größer war der Jubel, als die Kunde von der glücklich überstandenen Krise und der Besserung des Kranken erscholl. Der gefeierte Dichter Franz Grillparzer (geb. in Wien am 15. Januar 1791, gest. daselbst am 21. Januar 1872; sein erstes dramatisches Auftreten war 1816 mit der „Ahnfrau“ erfolgt) traf die Anschauung aller Wiener, als er in seinem Meistergedicht „Vision“ den Todesengel durch die Thränen der versammelten Menge gerührt werden, sein Vorhaben aufgeben läßt und mit der Strophe schließt: „Im Gehen aber scheint er noch zu sprechen: Nicht über meinen Auftrag geht die Pflicht; Ich kam hierher, Ein Herz zu brechen — So viele tausend Herzen brech' ich nicht!“

Als der Genesene an der Seite der Kaiserin am 9. April wieder zum ersten Male ausfuhr, wurde diese Fahrt zu einem wahren Triumphzuge. Jubelnd umringten die Wiener den Wagen, und nur die ernstlichen Bitten des Kaisers verhinderten, daß die Pferde ausgespannt und der Wagen durch die Leute fortgezogen wurde. Als der Abend eintrat, wurden Stadt und Vorstädte freiwillig auf das glänzendste beleuchtet; jedes Haus schimmerte im Lichtermeer, und Transparente gab es in Unzahl, selbst an den ärmlichsten Häusern, mit recht sinnreichen, ja oft ganz originellen Inschriften. So hatte z. B. ein armer Schuhflicker ein Transparent aushängen, auf welchem in großer Schrift das Wort „Ueber'n“ und darunter ein Franciscanermönch prangte; dies sollte ausdrücken: „Ueber'n Franz is Kaner!“ (ist Keiner). — Gleich herzlich und wieder durch eine Beleuchtung wurde am 12. Februar 1828 das sechzigste Geburtsfest des Kaisers gefeiert.

Als daher Kaiser Franz I. am 24. Februar des Jahres 1835 von einem Entzündungsfieber befallen wurde und dies bald einen sehr bösen Verlauf nahm, so daß er am 3. März den Geist aufgab, war die Trauer eine allgemeine und wahrhaft herzliche. So schwer die Stadt unter seiner Regierung durch widrige Schicksale heimgesucht worden war, so große Opfer sie zu bringen hatte, und obwohl Manches von dem, was er versprochen hatte, als im Drucke der Ereignisse Alles von der Opferwilligkeit des Volkes abhing, nur zum kleinsten Theile erfüllt worden war, waren dennoch alle diese Trübsale vergessen und jeder, auch der kleinste Beweis von Liebe und Gnade an seinem Sarge gepriesen, der Gestorbene mit aus tiefstem Herzen dringenden Thränen beweint. Kaiser Franz I. hatte es, wie nicht bald je ein Zweiter, verstanden, was den Wienern mehr als Alles galt und noch gilt: wahrhaft volksthümlich, ein Wiener unter den Wienern zu sein.

Betrachten wir uns nun ein wenig den Monarchen, wie er von seinen Freunden und Feinden geschildert wird.

Kaiser Franz I. war groß und hager und hatte strenge, wenig einnehmende Gesichtszüge. Was seine Gemüthseigenschaft betraf, so wurde niemals ein Monarch verschiedener beurtheilt, als eben er. Niemand jedoch hat ihn besser durchschaut und seine Eigenheit treffender geschildert, wie sein großer Oheim, Kaiser Josef II., als er bei der Ankunft seines Neffen für die erwählten Erzieher desselben die Betrachtungen über dessen weitere Erziehung niederschrieb. Kaiser Josef sagte: „Wenn man ihn als einen Jüngling von siebzehn Jahren betrachtet und ihn gegen Andere in diesem Alter vergleichet, so überzeuget man sich, daß bis itzo sein

Physisches gänzlich vernachlässigt, er dadurch in Kräften und Wachsthum verspätet, an Geschicklichkeit und an Anstand in körperlichen Uebungen weit zurück ist; kurz, ein sogenanntes verzogenes Muttersöhnchen darstellt, welches für unendlich groß und gefährlich alles dasjenige betrachtet, was es thut, oder was seine Person betrifft, und dasjenige für gar nichts rechnet, was es Andere für sich thun oder leiden sieht. Diese durch 16½ Jahre fortgesetzte Behandlung mußte ihn nothwendigerweise in dem Taumel erhalten, daß die Erhaltung seiner Person allein unendlich wichtig, daß er, nicht weil er ein tauglicher rechtschaffener Mann einst zu werden, alle Hoffnung gäbe, sondern nur, weil ihn das Ungefähr dahin gesetzt hat, immer das wichtigste Augenmerk aller Leute und des ganzen Staates sein müsse, wo doch das Gegentheil die gesunde Vernunft und die mindeste Ueberlegung leicht beweiset; ein jeder einzelne Bürger des Staates kann sagen, daß, wenn sein Sohn geräth, er auch nutzbar sein wird, und wenn er nicht geräth, er doch, da er kein Amt oder Dienst alsdann überkommen wird, dem Staate nicht nachtheilig werden könne. Ein Erzherzog aber, ein Thronfolger, ist nicht in diesem Falle; da er das wichtigste Amt, die Leitung des Staates, einst auf sich hat, so ist nicht die Frage: ob er geräth? er muß gerathen, weil er sonst dem allgemeinen Besten nachtheilig und schädlich wird."

Wahrhaftig, diese Zeilen allein geben ein Zeugniß für Kaiser Josef II. ab, welcher der Erste den Grundsatz aufstellte: „Die Monarchen sind der Völker und nicht die Völker der Monarchen wegen da." — In einem zweiten Briefe nennt Josef den Charakter des Prinzen Franz einen „ohnedies nicht glücklichen, der überdies bis in sein siebzehntes Jahr gänzlich vernachlässigt wurde, durch eine falsche Leitung in Eigenliebe ernährt, mit Kenntnissen haufenweise angestopft, zu keiner nutzbaren Anwendung derselben angeleitet worden."

Nun, so sehr berechtigt und mit erschütternder Seelenkenntniß auch der große Oheim seinen Neffen derartig beurtheilte, ist doch dagegen zu bemerken, daß Franz die ersten siebzehn Jahre in Florenz, beeinflußt von einer echt spanischen Erziehung, verlebte, damals war er der von einer übel verstandenen Meinung auf eine olympische Geburt erfüllte Italiener, bei dem das ganze Thätigkeitsvermögen sich fast nur in Eigensinn darstellte. Im Laufe der Jahre aber, auf dem gemüthlichen Wiener Boden, mußte sein Charakter zur Ausbildung, zum Ausgleiche kommen. Es bildete sich ein gesünderes Urtheil heraus, die Detailkenntniß der Sachlage trat immer mehr ein; was früher Eigensinn war, wurde nun nothwendige Festigkeit und Verharren auf der einmal als richtig erkannten Bahn, der olympische Stolz machte strebsamem Ehrgeiz Platz und die natürliche Ehrlichkeit vermischte sich glücklich mit dem Talente, selbe ostentativ zur Schau zu tragen.

Franz hatte aber einen Mißton in sein neues Leben als Herrscher mit hinübergenommen — das tiefste Mißtrauen; er wußte, wie oft man ihn betrogen und hintergangen hatte, und so hatte durch eine Reihe bitterer Erfahrungen der Argwohn bei ihm eine Stätigung erhalten. Es ist daher vollkommen erklärlich, wenn sich zeitweilig in seiner Handlungsweise zeigt, wie er selbst gar wohl wisse, es würde mit dem Rufe von seiner Gutherzigkeit ein etwas gar zu weit getriebenes Spiel gespielt. Gar oft machte er recht sarkastische Witze über diese oder jene verbreitete Lobhudelei, und wenn er um die Wahrheit dieser oder jener Begebenheit gefragt wurde, widersprach er derselben recht energisch, so z. B. der Fabel, daß er in Baden der von Niemand begleiteten Leiche eines Bettlers bis zum Kirchhofe nachgefolgt sei. Trotzdem war es ihm sehr lieb, wenn man ihn für recht gemüthlich hielt, und deshalb wandelte er sich, obwohl von Geburt und Erziehung ein Italiener, für seine ganze Lebenszeit in einen „Wiener" um. So gab er „seinen Wienern", wie er sie stets nannte, auf ihre Anfragen, ob sie die Heirat ihrer Tochter mit diesem oder jenem Handwerker zugeben sollten oder nicht, recht treuherzige, freund-

schaftliche und verständige Rathschläge, schlug den in der Audienz Erscheinenden nie eine Bitte ab, sondern tröstete sie mit den bald historisch berühmten Worten: „Wir werden's schon machen!“

Im Wiener Volke steckt, sowie beim Oesterreicher und Steirer überhaupt, ein unverwüstlicher Schatz harmloser Offenheit, Lebenslust und Gutmüthigkeit, der Mann aus dem Volke ist so liebenswürdig, wie es der Cavalier ist. Franz, dem sein Mißtrauen ein scharfes Auge für die Schwächen der großen Menge gegeben, suchte sich alsbald in die treuherzige Wiener Mundart, in die Schlichtheit und Einfachheit des Volkes in Geberden und Mienenspiel hineinzuleben, und was er anfangs aus Berechnung gethan, wurde ihm bald zur zweiten Natur und Wien hatte in kurzer Zeit sein wirklich existirendes Ideal — den „Vater Franz“.

Trotz der Güte, die sich Franz zu eigen gemacht hatte, konnte er doch auch recht strenge sein, und ganz besonders war er dies gegen jene Verbrecher, welche sich an dem Leben ihrer Mitmenschen vergingen. Sein Wahlspruch war auch: Justitia Regnorum fundamentum (Gerechtigkeit ist die Stütze der Reiche), welcher Spruch noch heute über dem neuen Burgthore prangt. Ganz besonders sind es zwei verbrecherische Vorfälle, welche unter seiner Regierung die Augen fast aller Länder auf sich zogen.

Im Jahre 1815 machte der berüchtigte Räuberhauptmann Johann Georg Grasel (geb. 1793) mit seinen Spießgesellen die Gegenden in den Vierteln Ober und Unter Mannhartsberg, dann im Taborer, Budweiser und Znaimer Kreise unsicher. Es wurden daher in den weitläufigen Waldungen zwischen Schöngrabern, Ernstbrunn, Mugl und Göllersdorf ausgiebige Militärstreifungen vorgenommen, und weniger durch Gewalt, als durch List gelang es in der Nacht von 19. auf den 20. November 1815, nachdem die Polizei-Commissäre Bieringer, Muth und Dumbacher, denen 70 Mann von Deutschmeister-Infanterie, commandirt von einem Oberlieutenant, und 20 Mann Cavallerie unter dem Rittmeister Baron Aichelburg zur Unterstützung beigegeben waren, vergeblich alle Mittel versucht hatten, den berüchtigten Räuber, der so lange und in höchst kecker Weise sein Unwesen getrieben hatte, festzunehmen. Er wurde nach Wien gebracht und da, obgleich er als Deserteur dem Militärgerichte unterstand, dem Kriminalgerichte übergeben. Nach Beendigung der Untersuchung schickte man ihn in das Stabsstockhaus zurück, wo der Stabsauditor Höllinger ihn zum Tode durch den Strang verurtheilte. Seine Schlußantwort im Verhöre nach der üblichen Bedenkzeit war: „Man möge seine Jugend berücksichtigen und daß er schon zeitlich von seinem Vater zum Stehlen bemüssigt worden. Er habe noch jetzt auf dem Hinterkopf eine Narbe, welche von einem Schlage herrühre, den ihm sein Vater versetzte, weil er versäumt, sich bei einem auszuführenden Diebstahl rechtzeitig einzufinden“.

Grasel, auf dessen Kopf eine Belohnung von 500 Gulden Wiener Währung gesetzt worden (eine lächerliche Lapalie), war steckbrieflich verfolgt und nach der Schilderung seiner verhafteten Raubgenossen bezeichnet worden als von großer schlanker Statur, mit länglichem, mehr magerem als fettem Gesicht, von gesunder Farbe, mit wenigen Blatternarben und Sommersprossen, grauen Augen, einer länglich gespitzten, etwas links gebogenen Nase, die Unterlippe kennbar stärker als die obere, mit kleinen weißen, etwas voranstehenden Zähnen, dunkelbraunen kurzgeschnittenen Haaren, derlei schwachen Augenbrauen und schwachem unter das Kinn gewachsenem Backenbart, unter dem rechten Ohr eine Schramme, die quer gegen die Wange lief, und den kleinen Finger an der rechten Hand krumm und einwärts gebogen. Seine Kleidungsstücke konnten nicht angegeben werden, da er dieselben oft wechselte, je nachdem es ihm zu seinem Vorhaben passend schien; gewöhnlich aber gab er sich für einen Pferde- oder Schweine- oder Ochsenhändler aus.

Es hieß weiter in dem Steckbrief, daß er sich verschiedene Namen beilege, seine Raubgenossen nennen ihn den großen Hansjörgel, auch den Nigloo (Nikolaus).

Er spreche geschwind deutsch, auch böhmisch, sei sehr kühn, unternehmend, stark und gewandt, sein Betragen unter fremden Leuten sei aufgeweckt und fröhlich; er liebe insbesondere die Frauenzimmer und den Tanz; unter seinen Raubgenossen sei er äußerst streng und bei Einbrüchen durch Mauern, Thüren, Schlösser aller Art sehr geschickt; er habe sehr viel Muth und, obschon er weder lesen noch schreiben könne, habe er doch einen guten Kopf und vergesse nicht leicht etwas. Er trage gewöhnlich Pistolen, Terzerole, Messer und ein Stilet bei sich und halte sich meistens in Wäldern und abgelegenen Wasenmeistereien auf.

Trotzdem gelang es, wie gesagt, nicht, seiner habhaft zu werden, bis endlich der Kriminalgerichtsverwalter zu Drosendorf, Franz Josef Schopf, dann ein gewisser Meier aus Wien in Verbindung mit einem Weibe, dessen Namen in den Acten nur mit dem Buchstaben P. bezeichnet erscheint und das zu Grasel's Geliebte Theresia Harberger, Tochter des Wasenmeisters zu Autendorf, in das Gefängniß sich sperren ließ, und da deren Freundschaft erwarb, den gelungenen Fang machten, welcher endlich die Sicherheit in den arg bedrohten Gegenden wieder herstellte. Nachdem er nebst seinen beiden Genossen Jakob Faeding und Ignaz Stangel auf dem Pranger am Hohen Markt ausgesetzt gewesen, wurde an diesen Dreien das Urtheil am Glacis vor dem Schottenthore in Gegenwart zahlloser Neugieriger vollzogen. (Im Jahre 1863 wurde bei einer Erdaushebung auf dem Exercierplatze zwischen dem Franzens- und Burgthore ein Skelet ausgegraben, angeblich das des Grasel, worauf abergläubische Leute die einzelnen Gebeine zu ziemlich hohen Preisen von den Arbeitern kauften.) Noch heute ist Grasel, dem der Volksmund eine gewisse Ritterlichkeit in der Art des Karl Moor zuschreibt (es konnte ihm wirklich keinerlei Mord nachgewiesen werden), eine der volksthümlichsten Erinnerungen in Oesterreich und in Wien geblieben, in Romanen und Theaterstücken, ja durch einen Volksausdruck — „Du Grasel!" d. h. durchtriebener, zu listigen Streichen aufgelegter Mann — und durch die populären „Grasel-Tanz'" (Lieder, nicht Tänze hier gemeint) verewigt.

Ein scheußliches Verbrechen wurde im Jahre 1827 in Wien verübt. Der Russe Severin von Jaroszynski ermordete nämlich seinen einstmaligen Erzieher, den gelehrten Abbé Johann Konrad Blank (geb. in Tirol am 8. Juni 1757, Professor der Mathematik und Schriftsteller in diesem Fache, gest. in Wien am 13. Februar 1827, damals wohnhaft Johannesgasse, heute Nr. 19, Seilerstätte 24, Eckhaus, alt 978). Aus dem nachfolgenden, damals ausgegebenen Urtheil ist der Thatbestand zu entnehmen.

Severin von Jaroszynski, fälschlich Graf von Jaroszynski, 34 Jahre alt, im kaiserlich russischen Gouvernement Podolien geboren, katholischer Religion, verheiratet, Güterbesitzer, war schon in seiner früheren Jugend, auf seine äußeren Glücksgüter sich stützend, voll Hochmuth und Stolz und nicht gewohnt, den ihm ertheilten Mahnungen Folge zu leisten. Im Juni 1826 kam er Vergnügens halber aus seiner Heimat in Wien an. Ungeachtet seine nach Wien gebrachte Baarschaft nicht unbedeutend war und er dieselbe in Wien im Kartenspiele bedeutend zu vermehren wußte, gerieth er doch bei seiner regellosen Lebensart und gewohnten Verschwendung bald in eine solche Geldverlegenheit, daß er schon im September zum Geldborgen Zuflucht nehmen mußte. Aber auch jetzt wußte er sich nicht einzuschränken, setzte seine gewohnte Lebensart fort, verschleuderte in Wollust und fortgesetztem Spiel bedeutende Summen und kam so weit herab, einige fast unentbehrliche Gegenstände verpfänden zu müssen.

In dieser seiner auf's höchste gestiegenen Geldnoth erhielt er gegen Ende Januar 1827 von seiner Regierung den ernstgemessenen Befehl zur Rückkehr in sein Vaterland, mit dem Beifügen, daß er noch über die Führung des von ihm zuletzt bekleideten Amtes (Kreismarschall von Mohylow) Rechenschaft abzulegen und

in Bezug auf diese eine bedeutende Zahlung zu leisten habe. In diesem Zustande und abgehalten durch einen falschen Ehrgeiz, sich Jemandem zu entdecken, faßte er sogleich den gräßlichen Gedanken, den Professor Blank, seinen ehemaligen Lehrer, einen in jeder Hinsicht achtbaren siebzigjährigen Greis, zu morden und sich seines Geldes zu bemächtigen, weil er wußte, daß Blank allein wohne und Vermögen besitze. Schon in dieser Absicht erkaufte er am 5. Februar ein großes starkes Küchenmesser, lud den Professor Blank am 9. darauf, um ihn genauer über sein Vermögen auszuforschen, zum Mittagsmahle ein, und als er erfuhr, daß jenes Vermögen in Obligationen bestehe, richtete er seine Absicht auf diese.

Nachdem er noch vorher aus Vorsicht über die Natur und Art der Veräußerung dieser ihm fremden Papiere an einem andern Orte die nöthige Erkundigung eingezogen, suchte er den Professor Blank zum Vorzeigen derselben unter dem Vorwande zu bestimmen, daß auch er derlei Staatspapiere sich anschaffen,



Neues Bankgebäude (und Börse) in der Herrengasse. (Seite 1039.)

dieselben aber noch vorläufig wegen einer zu fürchtenden Uebervortheilung kennen lernen möchte. Er erhielt auch hierzu das Versprechen, und schon am 12. darauf begab er sich, mit dem Messer versehen, in mörderischer Absicht in die Wohnung des Professors. Weil ihm aber dieser blos Obligationen von geringem Betrage zeigte, so verschob er die Ausführung seiner Absicht bis auf den kommenden Tag, an welchem ihm Blank auch Obligationen von höherem Betrage mit der Eröffnung vorzuzeigen versprach, daß er solche gegenwärtig außer Hause habe und erst holen müsse.

An diesem 13. Februar, gegen ein Uhr Mittags, ging Jaroszynski, das Küchenmesser in seiner Rocktasche tragend, wieder in die Wohnung des Professors Blank. Dieser zeigte ihm nun wirklich acht Stücke fünfpercentige Obligationen im Gesammtbetrage von 6100 Gulden Conv. Münze vor, und während dieselben auf dem Tische lagen und Blank, um etwas zu suchen, aufstand, trat Jaroszynski hinter ihn, zog rasch das Messer hervor und führte mit demselben auf dessen Hinterhaupt einen solchen Hieb, daß Blank auf der Stelle zu Boden stürzte. Um die Möglichkeit des Schreiens zu verhüten, versetzte Jaroszynski

gleich darauf den schon am Boden Liegenden mit eben diesem Messer noch mehrere Hiebe auf den Kopf und mehrere Stiche in die Brust und in den Unterleib, raffte dann die Obligationen zusammen und eilte in seine Wohnung. Gleich darauf ging er aus, verkaufte die geraubten Staatspapiere und schwelgte von diesem geraubten Gute wie vorher bis zum 16. Februar, an welchem Tage er, als dieser That beeinzichtigt, in Verhaft genommen wurde.

Wir müssen hier einschalten, daß sein blauer, nach damaliger Mode mit vielen Krägen gezierter Mantel sein Verräther wurde (von daher stammt auch für diese Sorte Mäntel im Volksmunde die Bezeichnung „Galgenmantel"). Die Gefangennehmung geschah im Trattnerhofe, wo er wohnte, und eben als er vor seiner Abreise ein Abschiedssouper gab, bei welchem die berühmte Localschauspielerin und Sängerin Therese Krones (geb. 1801, gest. in Wien am 28. December 1830) und ihre Collegin, die ebenfalls renommirte Sängerin Antonie Jäger (nachmals



Neues k. k. Hof-Schauspielhaus. (Seite 1059.)

Frau von Schick) als Gäste anwesend waren. Erstere sang eben lustig beim perlenden Champagner ihr Force-Lied „Brüderlein fein!" aus Ferdinand Raimund's „Bauer als Millionär", da erschien ein Polizei-Commissär mit seinen Agenten und verhaftete den noblen Raubmörder.

Während der mit Jaroszynski geführten Untersuchung bekannte derselbe nach längerem hartnäckigen Leugnen endlich die Verübung der That in Uebereinstimmung mit den gerichtlich erhobenen (wahrhaft erdrückenden) Beweisen. Der Ermordete wurde auf gerichtliche Veranlassung, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, ärztlich untersucht und dabei befunden, daß demselben mit dem, noch in Jaroszynski's Wohnung vorgefundenen Küchenmesser am Kopfe sieben Hiebwunden, dann in die Brust zwei und in den Unterleib fünf Stichwunden, mit einer besonderen Gewalt, indem ein Stich sogar den ganzen Körper durchdrang, beigebracht worden sind, und daß diese Wunden, schon einzeln betrachtet, nothwendig den Tod herbeigeführt haben mußten. Jaroszynski wurde also des meuchlerischen Raubmordes schuldig erkannt und nach Vorschrift des Gesetzbuches nebst dem Verluste seines Adels und der damit für seine Person verbundenen Rechte in den k. k. österreichischen Erbstaaten

zum Tode mittelst Strang verurtheilt. Nachdem er durch drei Tage in seiner Zelle ausgesetzt war, erfolgte die Hinrichtung am 30. August 1827, Morgens nach halb neun Uhr auf der Richtstätte am Wienerberge (bei der Spinnerin am Kreuz).

Seine Verhörs-Acten beschrieben ihn als von Körperbau sehr stark, 5 Fuß, 4 Zoll, 3 Linien messend, das Gesicht blatternarbig, voll und breit, die Gesichtsfarbe gesund, Haare dunkelbraun, größtentheils gekraust, die Stirne hoch, breit und gewölbt, Augenbrauen sehr wenig, braun und schmal, Augen braun, klein und tiefliegend, Stumpfnase, lang und etwas platt, Mund mehr breit als verhältnißmäßig, Zähne am Unterkiefer schlecht, Kinn rund und etwas vorwärtsgebogen, trug einen Backenbart (rundlich hervorgebogen nach Art der militärischen Bärte dieser Art). Als besondere Kennzeichen wurde hervorgehoben: eine stolze Haltung, ein breitschulteriger Bau und die im Sprechen beinahe singende Betonung der Worte. Bei seiner Verhaftung trug er einen stahlgrünen Frack mit schwarzem Sammtkragen und weißen Metallknöpfen, ein schwarzseidenes Halstuch, Gilet von schwarzem Sammt, Beinkleider aus grauem Tuche und gelbe Pantoffel. Das einzig existirende Porträt, eine von dem renommirten Maler Karl Agricola (geb. 1779, gest. am 15. Mai 1852) verfertigte Bleistiftzeichnung, aufgenommen, als der Mörder mit gefesselten Händen in dem Aussetzstübchen saß, war im Besitze des Verfassers dieses Buches und gelangte in die Sammlung der kunstgebildeten Herren von Koniczek.

Sensationelles Aufsehen verursachte in der Regierungsperiode des Kaisers Franz der Mordproceß der sogenannten „Greislerin von Hungelbrunn", d. i. von Theresia Kandl, geborne Teppich, aus Atzgersdorf bei Wien geboren 1786, Gattin des Fragners Mathias Kandl im Hause Nr. 9 in Hungelbrunn (heute Wieden, Matzleinsdorferstraße Nr. 9, beschildet „zum Salzküfel"). Die Frau war unglücklich verheiratet und in der Nacht vom 19. December 1808 wurde ihr Mann gräßlich ermordet und der Kleidungsstücke beraubt in einer Straße der Vorstadt Wieden aufgefunden. Durch unermüdliches Forschen kam man endlich von Seite des Untersuchungsgerichtes darauf, daß die eigene Frau den Mann ermordet hatte, und nach längerem Leugnen gestand dieselbe die That. Sie hatte ihn im Bette mit einer kleinen Holzhacke erschlagen und den Leichnam in einer Butte in eine entfernte Straße getragen. Sie wurde zum Tode verurtheilt und am 16. März 1809 die Hinrichtung durch den Strang auf dem Richtplatze bei der Spinnerin am Kreuz vollzogen. Noch lange Zeit nachher war ihre Haltung bei dem Zuge nach dem Richtplatze ein Gegenstand der Discussion unter dem Volke, wie sie auf dem sogenannten „Malefizwagen" in weißen Sterbekleidern und an den Füßen grüne Atlaßpantoffeln, noch in so entsetzlichem Momente ein auf seine Schönheit eitles Weib, gesessen und wie sie in dem Momente, wo sie an der Leiter hinangezogen wurde, begehrt habe, man solle ihr nur noch den einen entfallenen Pantoffel anstecken. Sie war die letzte Frau, welche gehenkt wurde.

Gerne möchten wir den traurigen Eindruck, den diese Strafurtheile machen, mit heiteren Erörterungen über Theater, Kunst, Unterhaltung und geselliges Leben zur Zeit des Kaisers Franz I. wieder verwischen, da aber dieses Alles sich unter dessen Nachfolger Ferdinand I. zur vollen Höhe emporschwang, müssen wir unsere Schilderung auf den nächsten Abschnitt übertragen.

XI. Buch.

Kaiser Ferdinand der Gütige

und

seine Zeit.

Das vormärzliche Wien mit seinen Theatern und Vergnügungen.

Dem neuen Regenten Ferdinand I. ging der Ruf höchster Güte voraus, den er auch während seiner ganzen Regierungszeit bethätigte. Ganz besonders glänzend manifestirte sich derselbe bei einem meuchelmörderischen Anschlage.

Ein pensionirter Hauptmann, Namens Franz Reindl, war oft, nur allzu häufig, von Ferdinand, als er noch Kronprinz war, unterstützt worden; es schien aber, als fielen die zahlreichen bedeutenden Summen in einen bodenlosen Abgrund. Würde das so fortgegangen sein, hätte es die Wohlthätigkeit des Prinzen für die übrige leidende Menschheit schwer gefährdet. Endlich, bei abermaligem hartnäckigen Drängen wies der gütige Prinz seinem Kammerherrn 300 Gulden an und sagte zu ihm in seiner angewohnten gemüthlichen, echt wienerischen Redeweise: „Geben S' das dem Reindl, aber sagen S' ihm, daß er mich eine gute Weil' in Ruh' lassen muß. Er soll sich einschränken und kann mit dem Geld hübsch lang auskommen. Ich für mein' Theil hab' noch and're Pflichten und muß auf weit Hilfsbedürftigere schauen."

Kaum waren jedoch ein paar Wochen vergangen, als Reindl abermals in der Kammer des Kronprinzen erschien, Unterstützung fordernd, und als ihm der Kammerherr bedeutete: „Erinnern Sie sich doch, was ich Ihnen von der Willensmeinung Seiner Majestät (Ferdinand war am 28. September 1830 zum König von Ungarn gekrönt worden) gesagt habe", geberdete er sich so frech und ungestüm, daß er vor die Thüre gesetzt wurde.

Nun tobten in seiner Brust die fürchterlichsten Rachepläne. Er vergaß all' die zahllosen Wohlthaten, welche ihm der Kronprinz erwiesen, lauerte demselben in Baden bei einem Spaziergange nach dem Helenenthale, den Ferdinand, begleitet von seinem Dienstkämmerer Rudolf Graf Salis-Zizers (geb. 1779, gest. 1848) machte, in der Bergstraße auf und — schoß mit einer Pistole nach ihm. Die volle Frevelthat verhinderte der Allmächtige; der Kronprinz erhielt nur

einen leichten Streifschuß und kam mit dem bloßen Schrecken davon. — Drei Personen: Franz Tauscher, Gärtner bei dem renommirten Badearzte Anton Rollett (geb. in Baden am 2. August 1778, gest. daselbst am 19. März 1842), Andreas Koller, Bedienter bei Frau von Ephraim (eine der Schönheiten des Wiener Congresses gewesen), Josef Glaner, Hauer in Baumgartenberg, sprangen eiligst herbei und bemächtigten sich des Thäters. Ferdinand verfügte sich sogleich — die That war am 10. August 1832, des Morgens, nachdem der Kronprinz einer heil. Messe in der Pfarrkirche beigewohnt hatte, geschehen — zu Fuß nach der Stadt Baden, unmittelbar zum Kaiser (welcher sein Palais auf dem Hauptplatze, gewöhnlich das „schönste Haus in Baden" genannt, bewohnte), um ihn durch sein persönliches Erscheinen über den erschütternden Vorfall zu beruhigen.

Dem Hauptmann Reindl wurde der Proceß gemacht und er zum Tode verurtheilt. Da zeigte sich das großmüthige Herz Ferdinand's des Gütigen — wie er später als Kaiser mit so vielem Rechte genannt wurde — im glänzendsten Lichte. Auf den Knieen vor seinem durch die Gräuelthat tief empörten Vater liegend, unzugänglich für alle Entgegnungen desselben, wie für die Auseinandersetzungen der politischen Nothwendigkeit, hier keine Gnade walten zu lassen, flehte Ferdinand unter Strömen von Thränen unablässig um das Leben des Hochverräthers. Aber erst als Ferdinand im bittersten Seelenschmerze dem Vater zu bedenken gab, wie er selbst keine einzige ruhige Stunde im Leben mehr haben würde, in der Erinnerung, daß um seinetwillen ein Mensch in den Tod hätte gehen müssen, erst dann schmolz die eisige Rinde vom Herzen des Vaters, und der Meuchelmörder wurde begnadigt. Er büßte seine wahnsinnige That auf der Festung Munkacs in Ungarn, wo er im November 1846 starb.

Als Ferdinand den Thron bestieg, blieben alle die Organe, welche zur Zeit des Vaters die Gewalt geübt hatten, in vollster Wirksamkeit. Wien hob sich in den dreizehn weiteren Jahren, 1835 bis 1848, während welchen der innere Friede nicht gestört wurde, mächtig empor. Im Jahre 1835 kam die nach ihm benannte Ferdinands-Wasserleitung, eine der segensreichsten Einrichtungen für die Wasserversorgung Wiens in jenen Tagen, zu Stande; es wurde ferner die erste Gewerbeausstellung abgehalten; 1836 begann der Bau der ersten Wiener Eisenbahn, gleichfalls nach dem Kaiser Ferdinands-Nordbahn genannt (Bild Seite 1057); 1839 erfolgte die zweite Gewerbeausstellung, begann der Bau der Wien-Gloggnitzer Bahn und wurde die Beschäftigungs-Anstalt für Blinde gegründet; 1842 wurde die Spitze des Stefansthurmes neu hergestellt, 1845 erfolgte die dritte Gewerbeausstellung in einem besonders dazu aufgeführten Gebäude vor dem Polytechnikum, im gleichen Jahre wurde die Gasbeleuchtung allgemein eingeführt. An Bauten während dieser Periode entstanden das Landhaus, Münzamt, Hauptzollamt, das Criminalgebäude, das Palais Coburg auf der Wasserkunstbastei, die Johanneskirche in der Jägerzeile (heute Praterstraße), die Sparkasse am Graben, die Schlachthäuser u. s. w. u. s. w.

Am 16. Juli 1846 erfolgte die Enthüllung des Denkmals, das der Kaiser seinem Vater am inneren Burgplatz durch den Italiener Pompejo Marchesi hatte errichten lassen und das abermals einen leuchtenden Beweis von Güte liefert, denn der Künstler wurde vorzüglich deshalb gewählt, weil ihm nicht lange vorher sein Atelier abgebrannt war und er seine ganze Habe verloren hatte. Am 18. October gleichen Jahres geschah die Enthüllung des prächtigen Brunnens von Ludwig von Schwanthaler auf der Freiung.

Dazu hob sich das gewerbliche Leben Wiens in ungeahnter Weise; für viele Artikel, welche vordem aus dem Auslande bezogen wurden, entstanden in Wien Fabriken, welche sogar nach dem Auslande sandten, Vereine aller Art, für Wissen-

schaft, Kunst, geselliges Leben, Handel und Gewerbe wurden in's Leben gerufen — die glänzende Schöpfung, genannt k. k. Akademie der Wissenschaften, entstand am 14. Mai 1847 — und Wien begann sich mehr und mehr, seiner Würde entsprechend, als Weltstadt zu fühlen. Die Theater waren bereits eine ausgezeichnete Schule für Bildung und Geschmack, die Musik in allen ihren Zweigen wurde nicht nur in dem dazu eigens errichteten Conservatorium von Seite der „Gesellschaft der Musikfreunde" (gegründet 1812 durch den gelehrten Regierungsrath Josef von Sonnleithner), sondern auch fast in jeder Familie emsig gepflegt; selbst in die Vergnügungsluft der Wiener kam eine Veredlung und so dürfen wir schon ein wenig Halt machen, um einige Worte dem Kunst- und geselligen Leben der Wiener zu widmen.

Es wurde bereits bei anderer Gelegenheit der Anfänge der dramatischen Kunst in Wien eingehender gedacht und so handelt es sich hier nur um eine Ergänzung der betreffenden Artikel bis auf die Neuzeit und bis zum Entstehen der ständigen Theater. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts entstanden die weltlichen Jesuiten-Komödien, Tragödien, Schäfer- und Opernspiele und die sogenannten Ludi caesarei oder Kaiserspiele (so genannt, weil sie in Gegenwart des ganzen Hofes aufgeführt wurden) auf der Universität. Es wurden damals auch die alten, dem Lieblingsvergnügen des Ballschlagens gewidmeten Ballhäuser (namentlich das sogenannte Bayer'sche Ballhaus in der Himmelpfortgasse, später vom Prinz Eugen angekauft behufs des Baues seines herrlichen Palastes, heute k. k. Finanzministerium), dann das Ballhaus in dem davon den Namen tragenden Ballgäßchen und jenes in der Teinfaltstraße zu dramatischen Vorstellungen benützt. Besonders das erstere war schon 1658 dieser Bestimmung gewidmet und eine Zeit lang selbst von der Stadt Wien zu diesem Zwecke gepachtet. Peter Hilverding producirte hier 1685 sein Policinellspiel; wandernde Truppen führten daselbst deutsche Komödien auf und die italienischen Opern-Impresarien (Unternehmer) Danese, Nanini und Calderoni hatten es abwechselnd in Pacht. Dabei gab es noch eine große Anzahl Marionettenspieler, wie denn z. B. der Italiener Peter Resonier von 1667 bis 1707 ununterbrochen in einer Hütte auf dem Judenplatz mit seiner mechanischen Gesellschaft Vorstellungen gab. Policinellspiele gab es auf der Freiung, auf dem Hohen Markt, Neuen Markt, Judenplatz, dies Alles waren jedoch keine Theater im heutigen Sinne. Das Entstehen solcher muß in ihrer Einzelngeschichte verfolgt werden.

Kaiser Leopold I., selbst Kenner der Tonkunst und Componist, führte die musikalischen Schauspiele bei Hofe ein. Er erbaute ein Schauspielhaus auf dem einstigen Irrgarten, damaligem Reit- und Tummelplatze an der Hofburg, auf dem jetzigen Josefsplatze, wo gegenwärtig das Gebäude der k. k. Hofbibliothek. Im Jahre 1659 war dieses Theater vollendet und es gaben italienische Operisten darinnen ihre Vorstellungen. Das Theater hatte drei Galerien, war aber, obschon reich geschmückt, nur von Holz gebaut. Bei der türkischen Belagerung wurde es abgerissen, aber nach derselben wieder hergestellt. Im Jahre 1697 begann der Kaiser den Bau eines neuen großen Theaters auf diesem Platze, aber es zerstörte ein Brand den noch nicht ganz fertigen Bau und er ward nicht mehr erneuert. Außerdem hatte der Kaiser auch ein Hoftheater in dem prachtvollen Sommerpalast Favorita (heute Theresianum), dessen Darstellungen durch die bei denselben herrschende Pracht seiner Zeit weltberühmt waren.

Kaiser Karl VI. erbaute an der anderen Seite des Josefsplatzes, wo jetzt die k. k. Redoutensäle stehen, ein prachtvolles Opernhaus, an welchem die Verzierungen des Amphitheaters allein über 50.000 Reichsthaler kosteten. Auch dieser Monarch war selbst Componist und Virtuose; seine Hofkapelle war in dem glänzendsten Zustande; die Besoldungen derselben betrugen jährlich gegen 200.000 Gulden.

Hofoperndichter war Pietro Metastasio, Hofkapellmeister der berühmte Johann Josef Fux (Verfasser des „Gradus ad Parnassum“; geb. zu Hirtenfeld bei St. Marein in Steiermark 1660, gest. in Wien am 14. Februar 1741, im Hause „zum goldenen Bären“ auf dem Alten Fleischmarkt, heute Nr. 6, alt 697), Hof-Vicekapellmeister Anton Caldara (geb. in Venedig 1670, gest. in Wien am 28. December 1736 im Bäck'schen Haus am Hof, „zur großen goldenen Weintraube“, heute Nr. 7, alt 329). Eine einzige Oper kostete damals an 60.000 Gulden. Das deutsche Schauspiel konnte natürlich in seinem damaligen Zustande nicht beachtet werden. Als aber Karl VI. gestorben war, ließ schon im Jahre 1741 Maria Theresia für das deutsche Theater ein Schauspielhaus erbauen, und zwar an der Stelle des alten, auf einer ehemaligen Galerie des Burggartens stehenden kaiserlichen Ballhauses, welches dagegen an seine nachmals behaltene Stelle nächst dem Amalienhofe auf den darnach benannten Ballplatz verlegt wurde. Das große Opernhaus wurde in die jetzigen k. k. Redoutensäle verwandelt.

In diesem neuen Theater, dem k. k. Hof-Burgtheater, spielte sofort eine deutsche Komödiantengesellschaft, abwechselnd mit dem Kärntnerthor-Theater, dessen Entstehung und Geschicke alsbald besprochen werden sollen. Director war damals Josef Sellier. Aber noch herrschte in ungetrübter Herrlichkeit das Reich des Hannswurstes; die Darstellungen bestanden nur aus extemporirten (Stegreif-) Burlesken (Possen) voll Unsinn und Trivialität. Indessen hatte in Deutschland die große, durch Professor Johann Christoph Gottsched in Leipzig (geb. 1700, gest. 1766) und seine geistreiche und gelehrte Frau Louise Adelgunde Victoria Gottsched (geborene Kulmus 1713, gest. 1762), dann durch die Schauspieldirectorin und dramatische Schriftstellerin Friederike Karoline Neuber (gewöhnlich nur „die Neuberin“ genannt, geborene Weißenborn 1700, gest. 1760) begonnene Reform dieses Unwesens platzgegriffen. Schon 1737 geschah in Leipzig durch die Neuber die berühmt gewordene Verbannung des Hannswurstes und dessen Verbrennung im Bilde auf der Bühne. Hannswurst, als ausschließlicher Regierer, sollte mit seinem Reiche zu Ende gehen. Bedauerlicher Irrwahn, der sich noch heute auf jenen Theatern zeigt, wo der Komiker statt Komiker reinster Hannswurst ist!

Im Jahre 1747 brachte der Schauspieler Paul Weidner zuerst ein metrisches Schauspiel von Krüger: „Die alemannischen Brüder“ auf die Bühne, und der Erfolg war so glänzend, die Empfänglichkeit des Publikums für das Bessere so groß, daß Director Sellier sich bewogen fand, seine Bühne nach den neuen Grundsätzen umzugestalten. Er gewann die Schauspieler Koch und Heydrich, Frau Koch und Mamsell Lorenz von der Neuberischen Gesellschaft in Dresden, mit der ausdrücklichen Contractklausel: „Nur für studirte Stücke“. Ihr Erscheinen im „Essex“ (1748) hatte den vollständigsten Erfolg. Aber Prehauser (Nachfolger Stranitzky's in der Maske des Hannswurst), Kurz (Josef Felix von Kurz, genannt Bernardon, geb. in Wien 1715, gest. daselbst am 2. Februar 1774 in der Krugerstraße, heute Nr. 3, alt 1006), der sich den Burlesken-Charakter des Bernardon geschaffen, endlich Friedrich Wilhelm Weiskern, ein Mann von Kenntniß und Talent, Verfasser der Topographie von Niederösterreich (geb. in Sachsen 1710, gest. in Wien am 29. December 1768, sein Porträt ließ Kaiser Josef II. in der Schauspieler-Galerie aufstellen), suchten nun aus allen Kräften die Herrschaft der Burleske zu behaupten, und es gelang auch wirklich ihren Anstrengungen, das regelmäßige Schauspiel wieder zu vertreiben. Die oben erwähnten neu engagirten Schauspieler, der steten Intriguen müde, verließen 1749 Wien, und die Burleske feierte wieder einen momentanen Triumph. Auch die persönliche Anwesenheit des Ehepaares Gottsched, das im Herbste des Jahres 1749 von Maria Theresia in Schönbrunn mit großer Auszeichnung empfangen wurde und

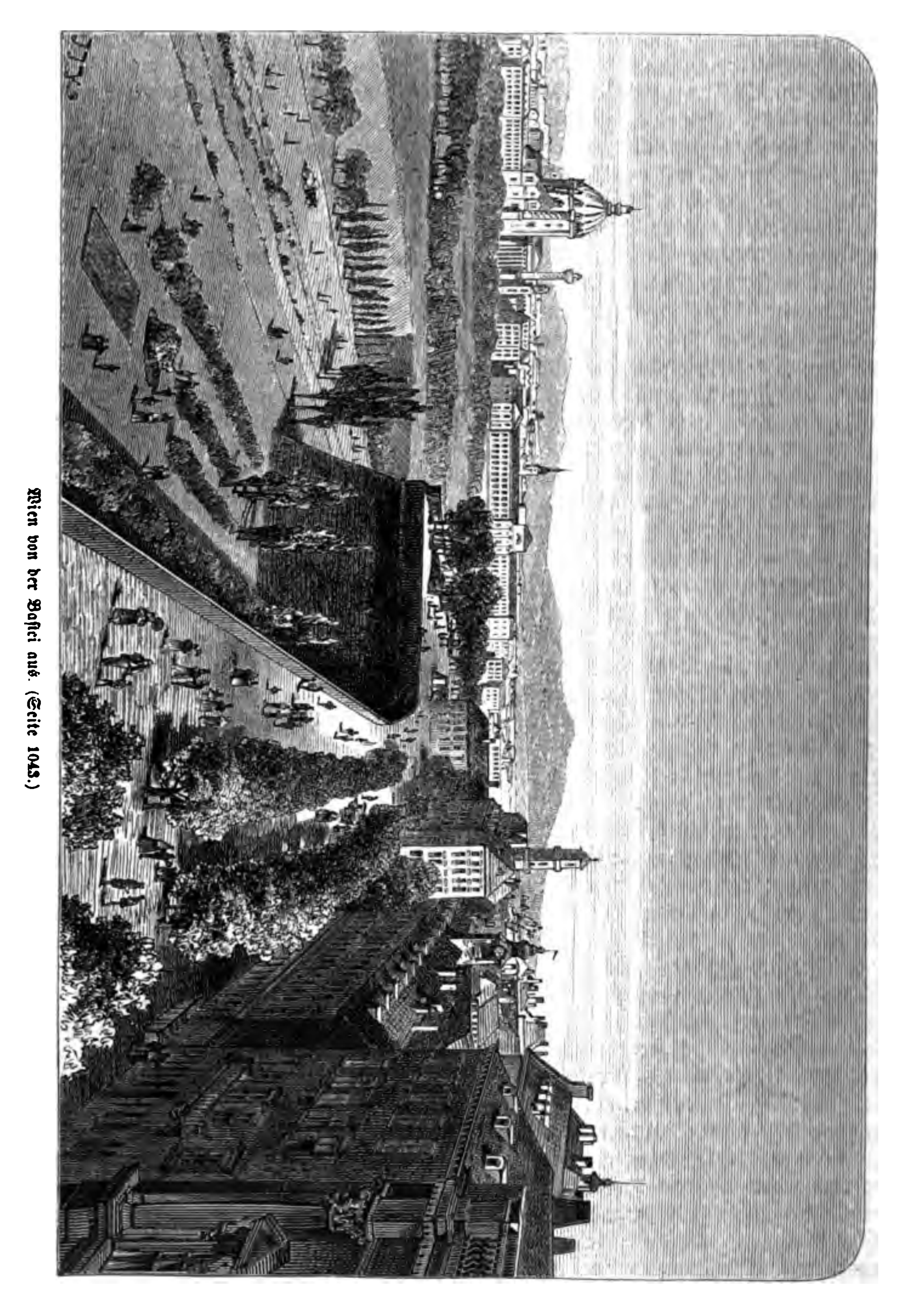
den Plan zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften vorlegte, dann der Neuberin, welche sich ebenfalls nach Wien begab, übten keinerlei Einfluß.

Was das Schauspielhaus selbst betrifft, wurde es schon 1743 nach einem Entwurfe Weiskern's durch den Impresario Sellier vergrößert. Eine abermalige Erweiterung und Verschönerung ward dem Theater 1751, als Rochus Freiherr von Lopresti (geb. 1709, gest. 1784), welcher früher blos die italienische Oper dirigirte, auch die Leitung des deutschen Schauspiels übernahm. Derselbe, obschon Italiener, nahm doch regen Antheil an der Veredlung des Nationalschauspiels; er bereicherte den Personalstand durch fähige Künstler, brachte Goldoni, Voltaire und Corneille in Uebersetzungen auf die deutsche Bühne und bewirkte eine, den Unfläthigkeiten der extemporirten Burlesken Schranken setzende Censur. Als im Jahre 1752 die Kaiserin Theresia die bestehenden Theater-Privilegien aufhob, entschädigte sie die Besitzer derselben, setzte eine namhafte Summe zur Erhaltung der Theater fest und übergab dem Grafen Jakob von Durazzo die Direction. Unter demselben nahm das regelmäßige Schauspiel allerdings Fortgang, aber die neu engagirte französische Schauspieler-Gesellschaft, welche im Kärntnerthor-Theater spielte, überflügelte sowohl durch das Talent der Künstler, als durch die Vorliebe, welche der Adel diesem fremden Spectakel zuwendete, das kaum aufblühende deutsche Schauspiel. Als 1761 das Kärntnerthor-Theater abbrannte, wurden die französischen Schauspieler noch überdies an das Burgtheater gezogen, wo sie durch ihr Uebergewicht bald das deutsche Schauspiel stark in den Hintergrund drängten, so daß dasselbe endlich ganz das Feld räumte, den Franzosen das Burgtheater ausschließlich überließ und wieder in das neu erbaute Kärntnerthor-Theater zog. Das Gebäude des Burgtheaters war indessen 1760 durch den Grafen Durazzo abermals erweitert worden und erhielt an der Außenseite gegen den Michaelsplatz hin seine jetzige Gestalt. Im Jahre 1764 wurde der Graf als Botschafter nach Venedig gesendet und das General-Directorium übernahm Johann Wenzel Graf Spork (geb. zu Prag 1723, gest. als Appellationsgerichts-Präsident und Oberst-Landhofmeister von Böhmen am 25. Februar 1804). Auch er strebte nach Kräften, die Burleske zu bannen, und ließ durch Christian Gottlob Klemm, Franz Heufeld u. s. w. Stücke schreiben, die Beifall fanden, aber — immer noch behauptete die Burleske ihren Platz.

Nach dem Tode des Kaisers Franz I. (1765) wurden die Theater auf acht Monate geschlossen, die französische Gesellschaft entlassen, die deutsche auf halbe Gage gesetzt; nach verflossener Trauerzeit überließ man die Theater an Hilverding van Wewen in Pacht, der sich redlich bestrebte, das deutsche Theater zu heben, überall suchte, bessere Stücke zu erhalten und den Theater-Secretär Klemm nach Leipzig sandte, um die besten der damaligen Theaterdichter anzueifern, für die Wiener Bühne zu schreiben; auch im Inlande ergriffen geistvolle Männer die Feder zu diesem Zwecke, und Hofrath Josef von Sonnenfels trat in einer Wochenschrift als entschiedener Gegner der Burleske auf; noch war aber nicht die Zeit reif zur gänzlichen Umgestaltung für das Bessere. Als Hilverding abtrat, überließ er den Pacht an ein Consortium, das jedoch bald wieder von dem Oberstlieutenant Affligio, einem Italiener, verdrängt wurde, welcher den ganzen Einfluß des Adels durch das Versprechen gewann, wieder eine französische Gesellschaft zu halten. Er verwendete auch in der That für das französische Schauspiel, die Opera buffa (komische Oper) und Ballet, namhafte Summen, vernachlässigte das deutsche Schauspiel ganz und arbeitete nach Kräften zur Wiederherstellung der Burleske, in der er das Heil seiner Cassa suchte.

Allein die Anstrengungen der Bessergesinnten hatten dennoch in der Stimmung des Publikums eine Veränderung bewirkt; es fand die Burleske schon beiweitem geringeren Antheil als früher, was Affligio wohl erboßte, ihn jedoch nicht

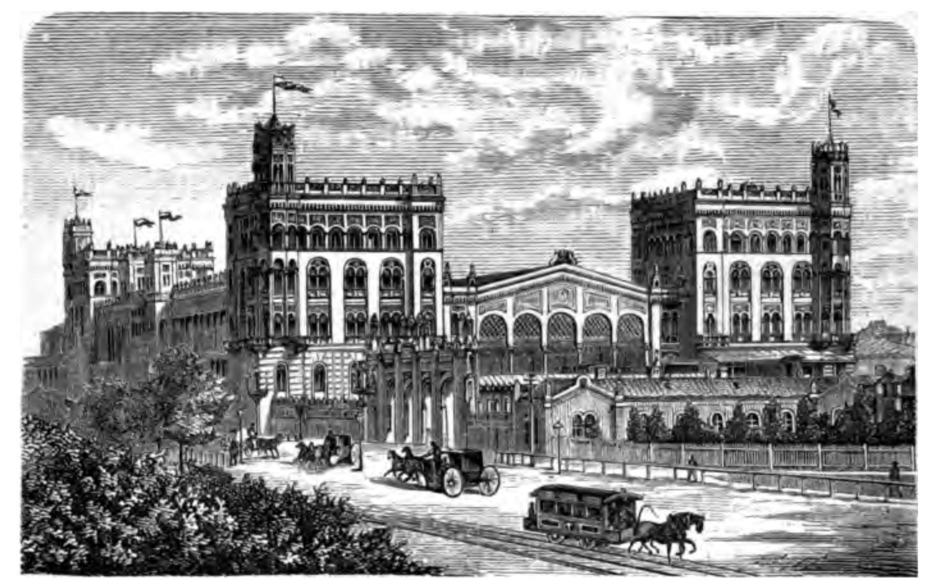
belehrte; vielmehr strebte er, seinem schlechten Geschmacke mit Gewalt Geltung zu verschaffen und mißhandelte beinahe die deutschen Schauspieler. Glücklicherweise



Wien von der Bastei aus. (Seite 1043.)

erschien denselben unverhofft ein Retter in der Person des Blasius Freiherrn von Bender (geb. 1713, gest. 1798), welcher die Oberleitung des deutschen

Schauspiels übernahm, während Affligio alles Uebrige behielt und mit kräftiger Hand die Sache angriff, dem auch als Dichter bekannt gewordenen Heufeld die Ausführung seiner Entwürfe übertrug und bei denselben keine Kosten scheute. Es wurde sogleich die Burleske abgeschafft, für neue und gute Stücke ein namhaftes Honorar bestimmt, neue gute Mitglieder engagirt, für glänzende Ausstattung der Stücke gesorgt, kurz, Baron Bender brachte jedes Opfer für das Gedeihen des Schauspiels und verwendete in der kurzen Zeit von sechs Monaten so bedeutende Summen auf dasselbe, daß er dabei 25.000 Gulden zusetzte. Dieser edle Mann, dessen Name in der Geschichte des Burgtheaters auf eine unvergeßliche Weise verflochten ist, würde noch ungemein Nützliches geleistet haben, wenn ihm nicht Umtriebe aller Art das Geschäft so sehr verleidet hätten, daß er schon Ende September 1769 zurücktrat und Affligio wieder allein als Director erschien. Derselbe war auch



Der Nordbahnhof. (Seite 1052.)

sogleich wieder bemüht, die Burleske einzuführen und weil er die Schauspieler, denen Bender an ihren Contracten die Klausel beigefügt hatte, daß sie nicht verhalten wären, in extemporirten Stücken aufzutreten, nicht vermögen konnte, seinem Willen zu folgen, so berief er die Truppe des Mathias Menninger von Baden nach Wien. Eine Gegenvorstellung der deutschen Schauspieler an den Hof erwirkte das Verbot, fremde Truppen auf dem k. k. Theater spielen zu lassen. Der einst so beliebte „Bernardon" (Charakter-Rolle, welche Dummheit mit Spitzbüberei paarte) mit seinem Erfinder und Träger Kurz erschien wieder in Wien und ward sogleich von Affligio gewonnen; indessen konnte er dennoch nicht erwirken, daß die aufzuführenden Burlesken nicht hätten der Censur vorgelegt werden müssen, welche alle Zoten und plumpen Scherze strich. So konnte das Uebrigbleibende keine Wirkung mehr machen und das Reich der Burleske war und blieb gründlich vernichtet, weshalb Kurz mit Schmach das Feld räumen mußte. Affligio legte die Direction nieder und verließ Wien.

Nun übernahm die Leitung Franz Graf Kohary, der wohl von den edelsten Gesinnungen beseelt war, dessen finanzielle Umstände jedoch durch einen Status

von 200.000 Gulden für deutsches Schauspiel, französische Gesellschaft, Opera seria und buffa und Noverre'sches Ballet, dann durch die übernommenen Affligio'schen Schulden im Betrage von 200.000 Gulden so sehr zerrüttet wurden, daß das Deficit im Jahre 1773 so bedeutend ward, daß das Theater unter Sequester von des Grafen Schwager, Franz Graf Keglevich, kam. Auch die Sequestration gab nach dem Karneval von 1776 den Pacht auf.

Nun warf Kaiser Josef II. sein Auge auf das verwaiste Theater, er nahm es in seinen Schutz. Die italienische Oper, das Ballet und die französische Gesellschaft wurde entlassen, dem deutschen Schauspiele ward das Burgtheater mit der Benennung k. k. Hof- und National-Theater eingeräumt, das Theater nächst dem Kärntnerthore Privatunternehmungen überlassen. Das deutsche Schauspiel, vom Kaiser selbst überwacht, wurde unter die Oberdirection des Obersthofmarschalls Fürsten Franz Anton von Khevenhüller (geb. 1736, gest. 1797) gestellt und auf kaiserliche Rechnung geführt. In dieser neuen verherrlichten Gestalt begann es am 8. April 1776 seine Thätigkeit mit der Darstellung des Lustspiels: „Die Schwiegermutter" und des Nachspieles: „Die indianische Witwe". Von dieser Zeit an erhob sich das Wiener Hof-Burgtheater zu einem der vorzüglichsten in Deutschland und gründete sich den hohen Ruf, den es bis in die neueste Zeit behauptet. Der Kaiser machte auch zuerst den Versuch, hier die deutsche Oper einzuführen, und die erste derselben, das Singspiel „die Bergknappen", Musik von Umlauf, erschien am 17. Februar 1780. Kaiser Josef widmete diesem Theater die liebevollste Sorge bis an seinen Tod. Sein Nachfolger Leopold II. erklärte aus kaiserlicher Gnade zuerst die deutschen Hofschauspieler nach dem für die k. k. Beamten und Hofdiener bestehenden Normale für pensionsfähig. Es ward auch wieder italienische Oper und Ballet eingeführt.

Bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Franz I. wurden beide Hoftheater im Jahre 1794 dem Freiherrn Peter von Braun (geb. 1758, gest. 1819) verpachtet, welcher den Titel eines Vicedirectors erhielt. Hoftheater-Secretär wurde der bekannte Dichter Johann Baptist Ritter von Alxinger (geb. 1755, gest. 1797, sein Monument wurde im Parke zu Pötzleinsdorf aufgestellt). Baron Braun führte die Leitung der Hofbühne mit vieler Kenntniß, Energie und Umsicht, er war eifrig bestrebt, das Institut auf jener Höhe zu erhalten, welche es errungen hatte, und die zwölf Jahre, durch welche er es leitete, zählen zu den glänzendsten Erinnerungen desselben. Gleich beim Antritte seiner Verwaltung wurde das Gebäude durchaus nach den Angaben des verdienstvollen Architekten von Hohenberg restaurirt; zu jener Zeit wurde auch die bis heute noch berühmte Vordercourtine: Apollo und die neun Musen, nach der Skizze des Belvedere-Galerie-Directors Friedrich Heinrich Fueger (geb. 1751, gest. 1818), gemalt vom Historienmaler Josef Abel (geb. 1768, gest. 1818), herbeigeschafft. Die Gesellschaft zeigte einen Verein der größten Künstler Deutschlands, wie Johann Heinrich Friedrich Müller (geb. 1738, gest. 1815), Christian Gottlob Stephanie (geb. 1733, gest. 1798), dann Gottlieb Stephanie (geb. 1741, gest. 1800), der Heldenspieler Josef Lange (geb. 1751, gest. 1831), Johann Franz Hieronymus Brockmann (geb. 1745, gest. 1812), Komiker Josef Weidmann (geb. 1742, gest. 1810), Friedrich Wilhelm Schuetz (geb. 1750, gest. 1800), Siegfried Gotthelf Eckhardt, genannt Koch (geb. 1754, gest. 1831), Friedrich Wilhelm Ziegler, zugleich tüchtiger Theaterdichter (geb. 1758, gest. 1827), Philipp Klingmann (geb. 1762, gest. 1824), Karl Krueger (geb. 1765, gest. 1828); die Damen Maria Anna Adamberger (geb. 1752, gest. 1804) und ihre Tochter Antonie, Braut Theodor Körner's, später Frau von Arneth (geb. 1790), Rosalia Nouseul (geb. 1750, gest. 1808), Anna Stephanie (geb. 1751, gest. 1802), Frau Koberwein, geborene Bulla, Wilhelmine Korn, geborene Stephanie, u. A.;

auch die italienische Oper und das Ballet waren ausgezeichnet. Die Darstellungen aller Gattungen wechselten in den beiden Hoftheatern. Nach Alxinger's Tode wurde der berühmte Theaterdichter August von Kotzebue (geb. 1761, ermordet 1819) als Dramaturg und Theater-Secretär nach Wien berufen, es kam indessen zwischen diesem und der Gesellschaft zu solchen Reibungen, daß Kotzebue schon 1798 wieder abtrat. An seine Stelle kam Josef Sonnleithner. In diesem Jahre wurde auch die Pensionsfähigkeit der Hofschauspieler durch kaiserliche Gnade auf deren Witwen ausgedehnt.

Im Jahre 1807 legte Baron Braun die Direction nieder, welche nunmehr eine Gesellschaft von Cavalieren übernahm; Präsident derselben war Nikolaus Fürst Eszterhazy (geb. 1765, gest. 1833, Gründer der berühmten Gemälde-Galerie in seinem Palaste zu Wien, Protector Josef Haydn's, unter dessen Leitung des Fürsten Musikkapelle in Eisenstadt stand); die Oberleitung der Oper übernahm Franz Josef Fürst Lobkowitz (geb. 1772, gest. 1816), ein großer Freund und Kenner der Tonkunst, und die Oberleitung des Schauspiels der glänzende und freigebige Kunstmäcen Ferdinand Graf Palffy — im Volksmunde als „Theater-Palffy" noch in Erinnerung (geb. 1774, gest. 1840). Mit 1. October 1810 wurden die Darstellungen der verschiedenen Gattungen des Schauspieles dergestalt eingetheilt, daß im k. k. Hof-Burgtheater ausschließlich das deutsche Schauspiel wirkte, im k. k. Hoftheater nächst dem Kärntnerthore die Oper und das Ballet. So verblieb es auch bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1814 löste sich die Gesellschaft auf, und Graf Palffy übernahm beide Hoftheater allein. Das Theater an der Wien (über welches später gesprochen wird) hatte er ebenfalls an sich gekauft, so daß nun die drei ersten Theater Wiens unter seiner Leitung standen. An die Stelle Sonnleithner's trat als Theater-Secretär der unter dem Schriftstellernamen Thomas und Karl August West bekannte Dichter Josef Schreyvogel (geb. 1768, gest. 1832). Im Jahre 1817 übernahm Kaiser Franz die beiden Hoftheater auf Rechnung des Staates und übertrug die provisorische Leitung dem Hofrathe von Fuljod; es machten ferner im kaiserlichen Auftrage Schreyvogel und der Hoftheater-Oekonom Friedrich Treitschke (geb. 1776, gest. 1842, ein ausgezeichneter Schmetterlingskenner, Sammler, Schriftsteller und Theaterdichter) eine Reise durch Deutschland, um neue Engagements für Schauspiel und Oper zu machen.

Im Jahre 1821 wurde Graf Moriz Dietrichstein zum Director und Hofrath Ignaz Franz Edler von Mosel, Custos der Hofbibliothek (geb. 1772, gest. 1844, ausgezeichneter Musikkenner, Schriftsteller und Componist), zum Vicedirector ernannt. Im December 1821 behielt der Kaiser fortan nur das Burgtheater allein als eigentliches Hoftheater bei und gab das Kärntnerthor-Theater in Pacht. Im Jahre 1824 wurde der k. k. Oberstkämmerer Johann Rudolf Graf Czernin (geb. 1757, gest. 1845) zum obersten Director ernannt und leitete das Hof-Burgtheater mit eigener Hand. Schreyvogel blieb Dramaturg und widmete die volle Kraft seines reichen Geistes und seiner tiefen Kenntnisse der Belebung des Institutes, welches zu dieser Zeit eine höchst glänzende Stelle behauptete. Die Hofschauspieler Koberwein, Maximilian Korn, Heinrich Anschütz, Wilhelmi, Karl Fichtner, Karl Ludwig Costenoble, Ludwig Löwe, Herzfeld, die Damen Sophie Müller, Sophie Schröder, Juliana Löwe, Fichtner, Caroline Müller, Therese Peche, Anschütz, Koberwein u. s. w. bildeten einen Verein, der des glänzenden Ruhmes der Hofbühne entsprach; das Repertoire war ausgezeichnet, die ganze Führung energisch und würdevoll. Im Theater selbst wurde 1824 eine eiserne Courtine wegen Feuersgefahr angeschafft und 1826 im ganzen Theatergebäude die Meißner'sche Heizung eingeführt.

Im Jahre 1832 trat an die Stelle des wegen Kränklichkeit in den Ruhestand versetzten Schreyvogel der dramatische Dichter, k. k. Regierungsrath Johann

Ludwig von Deinhardstein, 1842 folgte ihm der k. k. Rath Franz Ignaz von Holbein. Als Mittelsperson wurde Landgraf Josef von Fürstenberg als Director angestellt. Im April 1845 trat der nach Czernin's Tode neu ernannte Oberstkämmerer Graf Moriz Dietrichstein an die Spitze der Leitung des k. k. Hof-Burgtheaters, ein ebenso kenntnißreicher als gütiger Cavalier, der sich schon längst Aller Herzen gewonnen hatte. Im Jahre 1837 war das Theater im Innern gänzlich restaurirt und 1845 jene Umgestaltung mit demselben vorgenommen worden, in welcher es sich noch heute zeigt. Die Munificenz des Kaisers Franz Josef I. hat dieser bedeutsamen Kunsthalle ein neues, prachtvolles Asyl geschaffen in dem neuen k. k. Hof-Schauspielhause am Franzensring. (Bild Seite 1049.)

Nicht minder interessant ist die Geschichte des Hof-Operntheaters nächst dem Kärntnerthore. Bis zum Jahre 1709 trieben Komödianten der verschiedensten Art ihr Unwesen in hölzernen Hütten auf dem Neuen Markte u. s. w., wie schon erwähnt; es zeigten sich daselbst wie in den Ballhäusern deutsche und welsche Komödianten, Marionettenspieler, Seiltänzer u. dgl., ja es führten sogar in den großen Höfen mancher Häuser derlei Truppen ihre Spiele aus. Wir finden schon 1699 Giovanni Nanini aus Rom (einen Freund des großen Musikers Palestrina), dann den Francesco Calderoni als Impresario eines ganz guten italienischen Schauspiels; ferner 1700 Karl Samenhofer auf der Freiung mit einer Komödienhütte, Jakob Hierschank, Zahnarzt, als Policinellspieler am Judenplatz, dann Heinrich Naffzer auf dem Neuen Markt. Und hier war die Geburtsstätte des ersten Hannswurstes. Der schon erwähnte Josef Anton Stranitzky, früher bei der Veltheim'schen Truppe in Leipzig beschäftigt, fühlte sich gedrängt, einen neuen komischen Charakter für die Bühne zu schaffen, da der bisherige Pickelhäring und Harlekin nicht mehr genügte. Er behielt die Unterkleider des Letzteren und die Pritsche bei, gab ihm aber die Obertracht eines Salzburger Bauern und den Namen Hannswurst. Im Jahre 1706 erschien er damit in Wien, zeigte sich zuerst in der Hütte des Johann Hilverding und der Witwe Naffzer und machte so heilloses Furore, daß er schon 1708 sich die Hütte erkaufen konnte. Es waren vom Hannswurst alle anderen lustigen Personen verdrängt und derselbe der alleinige Liebling des Publikums geworden.

Im Jahre 1704 schlug Bürgermeister und Rath den Platz bei dem Kärntnerthor (wo heute Sacher's Hotel steht) zur Erbauung eines Komödienhauses vor, da die Abhaltung der Komödien in den Hütten denn doch zu feuergefährlich wäre; es wurde ferner Kaiser Josef I. gebeten, dem neuen Theater ein kaiserliches Privilegium darauf zu ertheilen. Dies wurde zugesichert, der Bau begann und 1708 war er vollendet. Aber der erste Impresar, Conte Peconi, machte kein Glück, derselbe konnte sich nicht erhalten und so zog im Jahre 1710 Stranitzky mit der „deutschen Komödiantenbande“ als Pächter des Hauses ein und erwarb sich darin ein für die damalige Zeit bedeutendes Vermögen. Nach seinem Tode (1727) führte seine Witwe Monika, „die Hannswurstin“ genannt, das Theater fort und Nachfolger in der Rolle war der berühmte Gottfried Prehauser. Im Jahre 1728 trat sie das Theater an die Hofmusiker Franz Borosini und Josef Sellier ab. Die Burleske mit ihren unsauberen Späßen herrschte unumschränkt, jeder Schauspieler hatte sich in demselben seinen eigenen komischen Charakter gebildet, den er freilich virtuos zu gestalten verstand, so Prehauser den Hannswurst, Josef Leinhaas den Pantalon, Franz Kurz den Bernardon, dessen Frau Franziska, so wie Madame Nuth die Colombine, Weiskern den Odoardo, Schrötter den Bramarbas. Das Zusammenwirken der Truppe war unstreitig ein ausgezeichnetes, aber eben ein höchst ordinäres und possenhaftes; der Kampf gegen das regelrechte Schauspiel ein ergrimmter. Im Jahre 1751 übernahm

Lopresti dieses Theater, der aber 1752 zurücktrat, weil Maria Theresia die Schaubühne auf besseren Fuß setzen wollte und alle vorigen Privilegien aufhob. Der Magistrat bekam wieder das Theater, unter Aufsicht der vom Hof dazu bestellten Grafen Eszterhazy und Durazzo; Stadtbibliothekar und Secretär Philipp Jakob Lambacher (geb. 1700, gest. 1774) wurde Censor.

Am 3. November 1761 wurde im Kärntnerthor-Theater „Don Juan, oder der steinerne Gast, mit Hannswurst's Lustbarkeit" aufgeführt; durch den übel behüteten Feuerschlund, in welchen am Schlusse der Titelheld gestürzt wird, entstand eine Feuersbrunst, welche das Theater in Schutt verwandelte; der Cassier fand den Tod in den Flammen. Damit endete Pacht, Privilegium und Besitz des Magistrates für dieses Theater, das der Hof neu erbauen ließ. Es wurde erst am 9. Juli 1763 mit einer Posse von Weiskern eröffnet. Die bisherigen Narrenmasken wurden ferner durch eine neue vermehrt, denn der Schauspieler Gottlieb schuf sich den „Jackel".

Die derouten Verhältnisse unter Affligio und Kohary wurden bereits bei der Geschichte des Burgtheaters berührt. Im Jahre 1794 übernahm Baron Braun die Direction, um welche Zeit das Theater in seinem Innern eine völlige Restauration erhielt. Es wechselten nunmehr die Schauspiele in beiden Hoftheatern ab; in beiden ward deutsches Schauspiel, italienische und deutsche Oper und Ballet gegeben. Die deutsche Oper hatte in Frau Willmann-Galvani, Demoiselle Saal, den Herren Schulz, Weinmüller, Saal, Lippert u. s. w. schätzbare Mitglieder. Erster Director derselben war Ludwig Freiherr von Liechtenstein (geb. 1760, gest. als Regisseur der königlichen Oper in Berlin). Mitglieder der italienischen Oper waren Signora Tomeoni, die Herren Angrisani, Bricci, Simoni u. s. w., als Gäste debutirten die Soprane Crescentini, Marchesi u. s. w. Das Ballet war glänzend bestellt, als Balletmeister fungirten Vigano, Muzzarelli, Gioja. Als im Jahre 1807 Baron Braun die Pachtung niederlegte und die Gesellschaft der Cavaliere unter Fürst Lobkowitz das Operntheater übernahm, wurde es ausschließlich der Oper und dem Ballete gewidmet; 1813 zog sich der Fürst zurück und Graf Ferdinand Palffy übernahm die Direction.

Diese Epoche (1807 bis 1817) war eine der glanzvollsten des Operntheaters. Die stets mit größtem Beifall belohnten Sänger waren Weinmüller, Vogl, Saal, Baumann, Ehlers, die Damen Eigensatz, Saal, Laucher, Milder-Hauptmann, Buchwieser u. s. w. In jene Jahre fällt Kapellmeister Josef Weigl's (geb. 1766, gest. 1846) reizende „Schweizerfamilie" und die lieblichen Opern des Kapellmeisters Adalbert Gyrowetz (geb. 1763, gest. 1850). In der italienischen Oper hörte man Veluti, Siboni, die berühmte Borgondio und den Sänger Tachinardi. Im Ballet zeichneten sich aus Gallet, Peter Angiolini, Coralli, Taglioni, die Damen Vigano, Coralli, Herr Rainoldi und der elegante Louis Duport; 1817 bis 1821 im Ballet Aumer und Tochter, Rozier.

Im Jahre 1821 wurde in Folge Entschließung des Kaisers das k. k. Operntheater an Dominik Barbaja, den Pächter des Theaters San Carlo in Neapel, in Pacht gegeben. Dieser führte den Wienern die glänzendste italienische Oper vor, welche je bestanden; die strahlendsten Talente des italienischen Gesanges: Luigi Lablache, Anton Tamburini, Johann Baptist Rubini, Giacomo David, Signora Josephine Fodor-Mainville u. s. w. erschienen in der italienischen Saison auf der Bühne; Giacomo Rossini selbst kam nach Wien, um der Aufführung seiner Opern beizuwohnen. Im Jahre 1829 übernahm Robert Graf Gallenberg, ein tüchtiger Componist (geb. 1783, gest. 1839), die Pachtung, er scheute keine Opfer, um dem Publikum Genüsse zu bieten, unter ihm trat Fanny Elßler

zum ersten Male auf; aber bald nöthigten zerrüttete Vermögensverhältnisse den Grafen, sich (schon 1830) zurückzuziehen, worauf eine provisorische Leitung unter Treitschke hergestellt wurde. Dann übernahm Louis Duport das Theater; unter ihm kam Rossini's Wilhelm Tell zur Darstellung. Im Jahre 1835 übernahmen den Pacht Ballochino und Merelli (Pächter des Theaters alla Scala in Mailand.) Jedes Jahr kam da eine ausgezeichnete italienische Oper nach Wien mit Moriani, Poggi, Salvi, Fraschini, Rovere u. s. w., den Damen Tachinardi-Persiani, Karoline Ungher-Sabatier, Tadolini, Strepponi, Alboni u. s. w. Die Taglioni und Elßler erschienen zu wiederholten Malen; in der deutschen Oper wirkten Franz Wild (geb. 1792, gest. 1857), Anton Forti, Josef Staudigl, Josef Erl, Wilhelmine Hasselt-Barth, Jenny Lutzer-Dingelstedt, Klara Stöckl-Heinefetter u. s. w. Es war ein Ensemble, welches nirgendswo von der deutschen Oper übertroffen ward.

Nach der Stadterweiterung wurde das neue k. k. Hof-Operntheater (Bild Seite 1064), zum größten Theile auf dem ehemaligen Stadtgraben stehend, nach den Entwürfen der Architekten van der Nüll und Siccardsburg im Style der modernen französischen Renaissance in den Jahren 1861 bis 1869 unter Leitung der Ingenieure Josef Storck und Gustav Gugitz vollendet; an der Ausschmückung betheiligten sich die bedeutendsten künstlerischen und kunstgewerblichen Kräfte Wiens: Karl Rahl, Moriz Schwind, Eduard Engerth, Hanns und Josef Gasser, Karl Radnitzky u. s. w. Am 25. Mai 1869 wurde die neue Oper mit Mozart's „Don Juan" eröffnet.

Nach den Jahren des Bestandes zunächst den beiden Hoftheatern steht das k. k. privilegirte Theater in der Leopoldstadt, heute Carl-Theater genannt; es ist dessen Privilegium das älteste aller Vorstadtbühnen. Die ersten theatralischen Vorstellungen, deren sich die Insel Leopoldstadt zu erfreuen hatte, waren von höchst dürftiger Art und beruhten größtentheils auf dem Interesse, das die Rolle des Possenreißers „Hannswurst" auch hier erweckte. Im Jahre 1776 wurde zur Marktzeit eine Marionettenbude errichtet, gleichzeitig gab Josef Berner mit einer Kindergesellschaft Vorstellungen in einer hölzernen Hütte; 1777 fand sich ein wandernder Schauspieler Johann Salamoni ein, der mit einigen Gefährten beim schwarzen Adler in der Taborstraße, dann im Czernin'schen Gartengebäude (heutige Czerningasse) extemporirte Stücke gab. Die Gesellschaft konnte sich nicht fortbringen. Im Jahre 1779 kam Mathias Menninger (geb. 1733, gest. am 15. Januar 1793) mit seiner Truppe von Baden hierher und schlug sein Theater ebenfalls im Czernin'schen Gebäude auf; es gefielen die komischen Stücke, die er gab, dem Publikum sehr; da er aber aus Kränklichkeit sich zu schwach fühlte, die Direction fortzusetzen, übertrug er dieselbe 1780 seinem Zöglinge Karl Edler von Marinelli (geb. 1744, gest. am 28. Januar 1803), einem geschickten Lustspieldichter, und dieser faßte sofort den Entschluß, ein stehendes Theater in der Leopoldstadt zu gründen. Er bewarb sich vor Allem um ein kaiserliches Privilegium, welches er auch am 2. Januar 1781 für sich und seine Nachkommen erhielt; dasselbe galt für alle Arten Schauspiele und Pantomimen, mit Ausnahme des Ballets. Er brachte das Haus in der Praterstraße (heute Nr. 31, alt 511), welches von dem im Jahre 1780 verstorbenen Franz Anton Schreyer an Theresia Reich übergegangen war, sammt Nebengründen käuflich an sich und begann sogleich den Bau des Theaters unter der Leitung des kais. Ingenieur-Oberst, Director des kaiserl. Brücken- und Wasserbauamtes, Johann Baptist von Brequin (geb. 1713, gest. am 9. Januar 1785). Baumeister Mollner, Zimmermeister Knötzl erbauten das Haus, Maler Fibich lieferte die Decorirung; Schrötter besorgte die innere Einrichtung, die Maschinen und Flugwerke.

Am 16. März 1781 wurde der Grundstein gelegt, am 20. October das neue Theater (Bild Seite 1065) mit einem Gelegenheitsstücke von Marinelli: „Aller Anfang ist schwer“ und der Posse: „Der Witwer mit seinen Töchtern“ eröffnet. Der Ertrag der ersten Einnahme war 288 Gulden 30 Kreuzer. Unter den Gliedern der Gesellschaft ragte besonders hervor Johann Laroche in der Rolle des „Kasperl“, welchen Genre von dummen Bedienten und Schildknappen er erfunden hatte. Von dieser Zeit an hörten die extemporirten Stücke auf, der Hanswurst war von der Bühne verwiesen und an dessen Stelle trat „Kasperl“, welcher überfüllte Häuser machte, ja sogar dem Theater den Namen gab, welches von da an im Volksmunde „Kasperl-Theater“ hieß und selbst die Siebzehnkreuzerstücke „Kasperln“ genannt wurden, weil dies der Preis eines Sitzes im Parterre war.

Im Sommer 1782 ging die Gesellschaft nach Baden, ebenso im Sommer 1783, doch ward in diesem Jahre schon auch fortwährend in Wien gespielt und das Theater im Sommer nicht mehr geschlossen. Außer der Posse war auch Oper in diesem Theater und die Gesellschaft fand auch hier großen Beifall, wozu der Kapellmeister und volksthümliche Componist Wenzel Müller (geb. 1767, gest. in Baden am 1. August 1835) durch seine reizende Musik ungemein viel beitrug. Wem ist z. B. das ergreifende Lied „So leb' denn wohl, du stilles Haus“ aus Raimund's „Alpenkönig“ nicht sympathisch, wer lachte nicht über das humorvolle musikalische Speisezettel der „Teufelsmühle“?! — Im Jahre 1786 kam Friedrich Baumann (später Hofschauspieler) in's Engagement, 1787 der beliebte Komiker Anton Hasenhut (geb. 1766, gest. am 6. Februar 1841), welcher sich ebenfalls einen komischen Charakter, „Thaddädl“ genannt, schuf. Schon ein Jahr früher war Karl Friedrich Hensler (geb. 1761, gest. am 24. November 1825) als Theaterdichter gewonnen worden, nicht minder 1785 der fruchtbare Possendichter Joachim Perinet (geb. in Wien 1765, gest. am 4. Februar 1816). Es war eben die Periode der Ritter- und Geister-Romane erschienen, was die Dichter mit Geschick auch für die Bühne zu benützen wußten. Das riesigste Furore machte „Die Teufelsmühle am Wienerberg“, deren sagenhafte Geschichte (bereits Seite 423 mitgetheilt) mit geschickter Verwebung des „Kasperl“ als furchtsamer Schildknappe des Ritters, der die Gespenster zu erlösen strebt — natürlich, es durfte ja „Kasperl“ nirgends fehlen — vom Publikum enthusiastisch aufgenommen wurde.

Nach Marinelli's Tode (1803) nahm Hensler das Theater in Pacht; schon 1801 wurde der später so berühmt gewordene Komiker und Sänger Ignaz Schuster (geb. 1770, gest. als k. k. Hofkapellsänger am 6. November 1835) engagirt, der am 14. December als „Schneck“ in den „Schwestern von Prag“ auftrat und sich momentan die Gunst der Wiener errang. Unter der Hensler'schen Direction wurde mit der Darstellung der fortwährend Cassa machenden Volksmärchen fortgefahren, doch kamen auch Possen von anderen Verfassern, besonders von dem tüchtigen Kriegsteiner, zur Aufführung. Außerdem lieferten noch Hermann Herzenskron, Karl Schikaneder, Franz Karl Gewey, Karl Meisl (geb. 1775, gest. am 8. October 1853) u. s. w. beifällig aufgenommene Novitäten.

Mit dem Jahre 1813 begann die Wirksamkeit des beliebten Volksschriftstellers, Redacteurs der „Wiener Theaterzeitung“, Adolf Bäuerle (geb. 1786, gest. 1859), welcher mit seinen „Bürgern von Wien“ (am 23. October 1813 zum ersten Male aufgeführt) und der darin vorkommenden Charakterrolle des Wiener Bürgers, Parapluiemacher Staberl, außerordentlichsten Erfolg errang. Der „Staberl“ blieb seitdem eine komische Figur ersten Ranges, sie wurde aber auch von Ignaz Schuster unnachahmlich gespielt. Im Jahre 1814 übernahm der Bürger und Eisenhändler Leopold Huber (geb. 1767, gest. 1847) den Pacht des

Leopoldstädter Theaters; es fuhr Bäuerle fort, Stücke zu liefern, welche immer lebhaften Beifall fanden, wie „Der verwunschene Prinz“, „Der Freund in der Noth“ u. s. w. Auch Meisl war unausgesetzt thätig, ferner Alois Gleich (auch tüchtiger Romanschriftsteller unter dem berühmt, vielleicht mehr berüchtigt gewordenen Namen Ludwig Dellarosa, mit seinem „Wendelin von Höllenstein oder die Todtenglocke um Mitternacht“ u. s. f., geb. in Wien 1772, gest. am 10. Februar 1841). Im Jahre 1817 war der allen Wienern unvergeßliche Ferdinand Raimund (geb. in Wien am 1. Juni 1790, erschoß sich in Pottenstein am 6. September 1836) engagirt, indeß nur als Schauspieler; sein seltenes Talent als Dichter sollte sich erst später geltend machen. Bald war er als Schauspieler ein Liebling des Publikums, sein „lustiger Fritz“ (von Gleich), seine Darstellungen



Das neue k. k. Hof-Operntheater. (Seite 1062.)

in der „Fee aus Frankreich“ (von Meisl), „Aline, oder Wien in einem anderen Welttheile“ (von Bäuerle) erhielten lebhaftesten Beifall. In dem letztgenannten Stücke wurde das bis heute sich erhalten habende Duett, beginnend: „'s giebt nur a (eine) Kaiserstadt, 's giebt nur a (ein) Wien! Dort muß es prächti' sein, dort möcht' i hin!“ maßlos bejubelt.

Am Leopoldstädter Theater war zu jener Zeit ein Verein von Talenten für das komische Fach engagirt, wie er weder früher noch jemals später seines Gleichen fand. Das Theater hatte eine ausgezeichnete Stellung als Wiener Volksbühne gewonnen. Raimund, Schuster, der trockene Spaßmacher Friedrich Josef Korntheuer (geb. in Wien 1779, gest. am 28. Juni 1829), Johann Sartory (gest. am 10. Mai 1840), Johann Landner, die Damen Katharina Ennöckl (nachmalig Bäuerle's Gattin, geb. 1789, gest. am 21. Juni 1869), Therese Krones (geb. zu Freudenthal in Schlesien am 7. October 1801, gest. in Wien am 28. December 1830), die etwa nur von Josefine Gallmeyer (geb. 1839) erreichte Localsängerin, bildeten ein nicht mehr herzustellendes Ensemble.

Unvergeßlich ist diese Periode noch ferner dadurch, daß Raimund mit seinen tiefergreifenden Dichtungen auftrat und durch dieselben dem Volkstheater die höchste Veredlung gab, deren es fähig war.

Am 18. December 1821 erschien Raimund's erstes Stück: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel", das mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde, der sich in seinen folgenden Stücken zu einem beispiellosen Maße steigerte; es erkannte eben das Publikum, daß ihm Aehnliches noch nie und nirgends geboten worden, daß hier ein Dichtergeist ersten Ranges auftrete, und es begrüßte die Erscheinung mit freudigstem Jubel. Dem ersten Stücke folgten: „Der Diamant des Geisterkönigs" (aufgeführt zum ersten Male am 17. December 1824), „Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionär" (10. November 1826),



Das alte Leopoldstädter Theater. (Seite 1063.)

„Die gefesselte Phantasie" (8. Januar 1828), „Alpenkönig und Menschenfeind" (17. October 1828), „Unheilbringende Zauberkrone" (4. December 1829).

Raimund war geboren im Hause Nr. 41, alt 13, der Mariahilferstraße, welches durch die Bemühung des Schriftstellers Josef Wimmer im Jahre 1872 eine diesbezügliche Gedenktafel erhielt.

Schon im Jahre 1811 war der Pächter Huber in Concurs verfallen und es führte die Massaverwaltung durch die Administratoren Dr. Manquet und Horniker die Direction. Huber's finanzielle Verhältnisse wurden immer verwickelter, endlich ging das Theater in das Eigenthum des Bankiers Rudolf Steinkeller aus Warschau über. Im April 1828 wurde Raimund zum Director ernannt, im August 1830 legte er aber seine Stelle nieder und trat aus dem Engagement; 1831 verließ Steinkeller plötzlich Wien, dessen Bruder Peter übernahm das Theater, setzte aber den Sohn des Erbauers, Franz Edler von Marinelli (geb. 1792, gest. am 20. October 1849), einen tüchtigen Musiker und Componisten, als Compagnon ein; dieser Letztere trat auch bald in das Eigen-

thumsrecht. Durch den Abgang der Damen Krones und Huber, der Herren Raimund, Schuster, Korntheuer war der schöne Verein, der diese Bühne belebt und erhoben hatte, zerrissen und das Unternehmen ging rasch dem Verfalle entgegen. Wohl gab noch 1834 Raimund hier Gastrollen, aber das Theater war nicht mehr zu retten, und am 2. December 1838 fand die letzte Vorstellung unter Marinelli's Leitung statt.

Nun erkaufte Karl von Bernbrunn, genannt Carl (geb. in Wien am 8. October 1791, gest. 1854), der im Tragischen wie im Komischen gleich excellirende Schauspieler, das Theater und am 26. December begannen die Vorstellungen unter der Leitung des neuen Eigenthümers und Directors. Da derselbe aber zugleich Pächter und Director des Theaters an der Wien war, so vereinigte er seine Kraft zumeist auf die Verwaltung des letztgenannten Theaters und es konnte sich der Musentempel der Leopoldstadt nicht vollständig erheben. Aber mit dem Jahre 1845 trat ein bedeutsamer Wechsel der Dinge ein; Carl verlor den Pacht des Wiedener Theaters, welches Franz Pokorny an sich kaufte, und er war daher mit allen seinen Kräften auf das kleine Leopoldstädter Theater beschränkt.

Nunmehr nahm er eine Umgestaltung des Schauplatzes vor, wobei er überdies sein Vorhaben der Erbauung eines ganz neuen, großartigen Theaters kund gab. Die neue Ausstattung des bisherigen Theaters war im Renaissancestyl und ebenso glänzend als geschmackvoll, das ganze Haus mit Gas beleuchtet. Im October 1845 wurde dieses, thatsächlich nunmehr eleganteste aller Wiener Theater eröffnet, nachdem es behufs dieser Umgestaltung mehrere Wochen gesperrt geblieben. Am 7. Mai 1847 fand im alten Hause die letzte Vorstellung statt, dann begann die Demolirung, um dem im Winter 1847 vollendeten Neubau — dem „Carl-Theater“, wie es noch heute heißt — Platz zu machen. Von dem Augenblicke an erreichte auch dieses Theater wieder die hervorragende Stellung als Volksbühne, die es einst besessen, wozu die reichen Geldmittel Carl's, die treffliche Gesellschaft, an deren Spitze als Künstler eigenthümlichsten Genre's er selbst, dann Johann Nestroy und Wenzel Scholz standen, wie des Directors ausgezeichnete Fachkenntnisse und unermüdliche Thätigkeit das Meiste beitrugen. Die merkwürdigsten Vorstellungen in der neuen Epoche des Leopoldstädter Theaters (1845 bis 1847) waren Nestroy's neue Werke: „Der Unbedeutende“ und „Der Schützling“. Auch an dem Bühnendichter Friedrich Kaiser (geb. 1814, gest. 1874) hatte Carl eine gute Acquisition gemacht.

Das k. k. priv. Theater in der Josefstadt, als viertes der Wiener Theater entstanden, nahm bei diesem Entstehen den letzten Rang unter denselben ein. Der Unternehmer Karl Mayer (geb. 1750, gest. am 13. Mai 1830) begann den Bau 1788 und eröffnete es am 22. November desselben Jahres. Es wurden Lustspiele, Possen, Singspiele und Pantomimen aufgeführt, aber die Gesellschaft erhob sich nicht über das Gewöhnliche; selbst als 1822 das alte Theatergebäude niedergerissen wurde und der Bau eines neuen, nach den Plänen des Architekten Josef Kornheusel stattfand, als die Familie Scheidlin mit Carl in Compagnie den Pacht übernahm, vermochte es nicht zu floriren. Matthäus Fischer, der die Leitung von 1828 bis 1832 führte, reussirte ebensowenig. Erst mit Josef Stöger blühte das Theater auf. Derselbe ließ das Innere verschönern und richtete sein besonderes Augenmerk auf die Oper, welche immer lebhafteren Beifall fand und deren Stütze der gefeierte Baritonist Anton Pöckh, der Tenorist Friedrich Demmer, der nachmalig so beliebte Komiker Karl Rott, Frau Zimmer als Primadonna, Demoiselles Dielen, Kratky, Segatta u. s. w. waren. Kapellmeister Conradin Kreutzer mit seinem eigens für dieses Theater componirten „Nachtlager von Granada“ erregte Furore. Pöckh als Jäger blieb mit dem Schützenlied selbst für Pischek unerreichbar. Am 7. November 1833

begann Ferdinand Raimund sein Gastspiel und brachte hier seinen wundervollen Schwanengesang — den „Verschwender" zur Aufführung. Der Zudrang war ungeheuer; in vierzig Wiederholungen war das Haus stets überfüllt. Zu Ostern 1834 übernahm Stöger das Prager Theater, er trat von der Direction ab, nahm seine vorzüglichsten Mitglieder dahin und dadurch wurde das Unternehmen hart geschädigt. Wohl suchten die nunmehrigen Directoren Hoch aus Baden und Dr. Scheiner talentvolle Anfänger, darunter Erl, zu einem neuen Opernkörper zu bilden, die Darstellungen Karls von Holtei und Gattin im Schauspiele zogen zahlreiche Besucher an, aber die Verwicklung von Scheiner's Verhältnissen wurde immer bedeutender und 1836 endlich ergriff er die Flucht, das Theater in rathlosester Lage zurücklassend, welches zuletzt geschlossen werden mußte.

Im September 1837 wurde dasselbe endlich wieder durch den geschickten Director Franz Pokorny (früher Unternehmer des Preßburger Theaters) eröffnet. Bald gewann er durch seine glanzvollen Ausstattungsstücke — an der Spitze der „Zauberschleier" mit des Kapellmeisters Anton Emil Titl (geb. 1809) reizender Musik hundertmal hintereinander und dreihundertmal im Ganzen gegeben — das Wohlwollen des Publikums. Franz Xaver Told (k. k. Artillerie-Hauptmann, geb. 1792, gest. 1844) lieferte Stücke dazu, so „Die schlimmen Frauen im Serail", „Wastl, oder die böhmischen Amazonen" und endlich den vorerwähnten „Zauberschleier". Auch der Possendichter Josef Schickh (geb. 1799, gest. 1851) lieferte hübsche Arbeiten, so z. B. den „Postillon von Stadl-Enzersdorf" u. A. Zeitweilig füllte Franz Wallner mit seiner Nachahmung von Raimund's Schauspielweise in den Wiederholungen von dessen Stücken die Cassa. Sensation erregten ferner der graziöse Taschenspieler Anton Döbler, die Violin-Virtuosinnen Geschwister Therese und Maria Milanollo.

Im Jahre 1841 ward das Theater restaurirt, das alte Haus vor demselben niedergerissen und ein neues stattliches Gebäude von Pokorny, dem neuen Eigenthümer des Theaters und Privilegiums, erbaut. Im April 1845 erkaufte er auch das Theater an der Wien und wendete sodann seine ganze Sorge der neuen Unternehmung zu. Das Theater in der Josefstadt wurde unter der Leitung des Adalbert Prix gänzlich vernachlässigt und mit so untergeordneten Mitteln geführt, daß es alsbald auf den letzten Rang wieder zurücksank.

Das fünfte Theater Wiens, dem Jahre der Gründung nach, war das Wiedener Theater oder k. k. priv. Theater an der Wien. Schon früher hatte im Freihaus auf der Wieden ein Theater bestanden, im Hofe Nr. 6, beinahe im Mittelpunkte gegen die Kapelle gelegen, wo sich dann die vierfache Allee vor dem verschlossenen Garten erhob, und es wurde am 7. October 1786 von Roßbach, dem ersten Unternehmer und Director, eröffnet. Nach einiger Zeit kam es an den Theaterdichter Johann Ev. Friedl und von diesem an Emanuel Schikaneder, durch den es europäischen Ruf erhielt, da er von Mozart die „Zauberflöte" schreiben und 1791 daselbst aufführen ließ. Das Lusthäuschen in Schikaneder's Gärtchen, in welchem Mozart an dieser Oper arbeitete, und das Schikaneder dem großen Meister eigens zu diesem Zwecke einräumte, wurde vom Fürsten Kamill Starhemberg der „Internationalen Mozart-Stiftung" in Salzburg (deren hochverdienter Präsident ist Karl Freiherr von Sterneck, k. k. Finanzrath, geb. 1813) geschenkt und von derselben an einem der schönsten Punkte des Kapuzinerberges aufgestellt.

Schikaneder hatte den Entschluß gefaßt, dieses kleine Theater aufzugeben und ein großes zu erbauen; da aber seine eigenen Mitteln nicht zureichten, verband er sich mit dem Kaufmanne Zitterbarth und bald wurde Hand an das Werk gelegt. Der Bau geschah nach den Plänen des Architekten Franz Jäger durch dessen Sohn, den Baumeister Anton Jäger, 1797 und wurde 1801 vollendet.

Das Theater war bis in die Neuzeit das größte und schönste Gebäude dieser Art in Wien. Die erste Vorstellung fand am 13. Juni 1801 statt, gegeben wurde die Oper „Alexander“, Musik von Franz Teyber (geb. in Wien am 15. November 1756, gest. am 22. October 1810). Das Theater rivalisirte in den Opern erfolgreich mit dem am Kärntnerthore, bis sich Baron Braun des Nebenbuhlers dadurch entledigte, daß er das Theater selbst ankaufte (Februar 1804). Die Verwaltung ging nun unter Einem und das Geschäft florirte, denn die großen Ritterstücke mit Einzügen und Kämpfen zu Pferde zogen die Menge mit stets erneuten Reizen an. Als im Jahre 1807 die bereits erwähnte Gesellschaft Cavaliere die beiden Hoftheater übernahm, zog sie auch die Leitung des Theaters an der Wien an sich und es wurde die Einrichtung getroffen, daß die k. k. Hofschauspieler gegen Honorar auf dem Wiedner Theater auftreten sollten. Die Spectakelstücke fanden fortwährend Beifall, die Pantomimen mit Schlotthauer und Flerx aus München, die Ballete, Possen, belebt durch Hasenhut's Talent, der von der Leopoldstadt übersiedelt war, gefielen ausnehmend; in der Oper excellirten Wild und Forti, welche hier ihre Laufbahn begannen. Friedrich Horschelt's Kinderballete begannen 1816, zogen eine riesige Menge Zuschauer herbei, welche die Pracht der Scenerien, die reizenden Leistungen der kleinen Therese Heberle, Angioletta Mayer u. s. w. bewunderten und enthusiastisch beklatschten.

Die glänzendste Epoche dieses Theaters war also unter Ferdinand Graf Palffy (1807 bis 1817), aber bald verfiel das Theater in Folge von dessen zerrütteten Finanzumständen. Das Theater ging immer mehr dem Abgrunde zu und am 31. Mai 1825 war die letzte Vorstellung auf des Grafen Rechnung. Im Spätsommer dieses Jahres kam Karl Carl, der Director des Isarthor-Theaters in München, mit seiner Gesellschaft nach Wien, darunter seine Gattin Margaretha (geborene Lang, ausgezeichnete Sängerin und Schauspielerin, tüchtige Uebersetzerin, geb. 1788, gest. 1861), der feurige Helden- und Liebhaber-Darsteller Franz von Gämmerler (geb. 1802, gest. am 13. März 1876) u. A., benützte das Theater an der Wien zu einer Reihe von Gastvorstellungen und machte ein brillantes Geschäft, besonders mit seinen Possen, darunter jene, in welchen er in einer ganz neuen, pudelnärrischen Auffassung des „Staberl“ colossale Wirkung auf die Lachlust des Publikums erzielte. Mit einem Reingewinn von 40.000 Gulden kehrte er nach München zurück; er erschien jedoch bereits 1826 wieder in Wien und übernahm in Gesellschaft mit Sigmund von Scheidlin als Pächter das Theater.

Bis 1845 währte dieser Pacht und derselbe bildet einen merkwürdigen Abschnitt in der Geschichte dieses Theaters. Carl wußte das Geschäft mit so viel Sachkenntniß, Energie und Genauigkeit zu betreiben, daß er nicht nur den gänzlich gesunkenen Zustand dieses Theaters hob, sondern selbst Millionär wurde. Freilich waren es auch die mitwirkenden Kunstkräfte, denen er sein großes Vermögen verdankte, aber ohne Carl würden dieselben wenig oder nichts zu erzielen im Stande gewesen sein, denn er wußte sie, wie kein Theaterdirector vor und nach ihm, gehörig zu placiren und — zu belehren. Zu seiner Zeit erschien der Heldenspieler Wilhelm Kunst, der originelle unvergeßliche Johann Nestroy (geb. 1802, gest. 1862) mit seinen wirksamen Volksstücken: 1833 „Lumpazi Vagabundus“ (von dem Ertrage dieses Stückes kaufte sich Carl elf Häuser in Hietzing, welche der Volksmund deshalb das „Lumpazidörfl“ nannte), 1835 „Eulenspiegel“, „Zu ebener Erde und ersten Stock“, 1836 „Affe als Bräutigam“, eigens für den Affendarsteller, den Engländer Eduard Klischnigg, geschrieben, 1837 „Das Haus der Temperamente“, 1839 „Die verhängnißvolle Faschingsnacht“, 1840 „Der Talisman“, 1842 „Einen Jux will er sich machen“, 1843 „Liebesgeschichten und Heiratssachen“, „Nur Ruhe!“, 1844 „Der Zerrissene“, 1845 „Unverhofft“ u. s. w., welche mit lebhaftestem Beifalle oftmals aufgeführt wurden und noch heute die Theater füllen;

der Liebling der Wiener, Wenzel Scholz (geb. 1787, gest. 1857), Frau Ida Brüning (geb. 1820), ausgezeichnete Sängerin und Schauspielerin im Vaudeville, der tüchtige Komiker Friedrich Hopp (geb. 1789, gest. 1869) u. A.

Nachdem Pokorny das Theater angekauft hatte (um 199.000 Gulden), ließ er dasselbe restauriren und eröffnete es mit Friedrich von Flotow's Oper „Alexander Stradella". Er gewann Staudigl, die Marra, Henriette Treffsz (nachmalig Gattin des Hofballmusikdirectors Johann Strauß), brachte ein Gastspiel der Jenny Lind, des Sängers Pischek, gute Schauspiele mit Frau Birch-Pfeiffer, Clara Stich, Dessoir als Gäste. Aber trotzdem konnte das Theater keine bedeutende Theilnahme von Seite des Publikums erringen und schritt ebenfalls seinem Verfalle entgegen.

Wien besaß noch seinerzeit ein sechstes Theater, das auf der Landstraße; es wurde im Jahre 1789 (gegenüber dem heutigen Gemeindehause, nicht, wie es stets unrichtig heißt, an dessen Stelle) erbaut. Die ersten Directoren waren Franz Scherzer, Theaterdirector in Baden, und Karl Ferdinand Neumann; ihnen folgte der Schauspieler Josef Kettner (geb. 1758, gest. 1790), dann dessen Witwe Elisabeth (geb. 1758, gest. 1793), endlich der tüchtige Schauspieler und dramatische Dichter Christoph Ludwig Seipp (geb. in Worms 1747, gest. in Wien am 20. Juni 1793 in der Ungargasse, damals Nr. 388, später 433, heute Nr. 38, ein Theil des Weltpriester-Kranken-Instituts), hierauf dessen Witwe Sophie, ebenfalls eine tüchtige Schauspielerin (geb. 1758, gest. 1. Juli 1838). Das Theater konnte ein ferneres Leben nicht fortfristen, umsomehr als Frau Seipp von dem Vormund ihrer vier Kinder, welcher mit deren Vermögen durchging, so ziemlich um Alles gebracht worden war. So endete das Theater, welches in ein Zinshaus umgewandelt wurde. Im Jahre 1851 tauchte von Seite eines reichen Privatmannes die Idee auf, abermals auf der Landstraße ein Theater zu errichten, die Ausführung scheiterte jedoch an dem gerechtfertigten Bedenken in Bezug auf dessen Rentabilität.

Auch zwei Vororte besaßen recht hübsch gebaute Theater: Hietzing und Meidling. In dem ersteren gastirten oft recht namhafte Gäste und waren die Directoren stets bestrebt, ihr Unternehmen zu einer Art Provinztheater mittleren Ranges zu gestalten. Das Meidlinger Theater wurde 1807 von den Eigenthümern des „Theresienbades" daselbst erbaut. Anfangs fanden an jedem Sonntage, ohne Eintrittspreis und nur für geladene Gäste Dilettanten-Vorstellungen statt, welche der Dichter Ignaz Franz Castelli und der Bankier Franz Haßaurek veranstaltete, und bei welchen Castelli in niedrig komischen Rollen excellirte. Später wurde das ursprüngliche „Haustheater" in ein öffentliches verwandelt und 1833 übernahm der tüchtige Schauspieler Louis Groll (eigentlich Ludwig von Hodor, geb. 1803) die Direction, der es verstand, durch alle erdenklichen Concessionen an den Geschmack und die Lust zu „Hetzen" von Seite des Publikums, prächtige Geschäfte zu machen. Im Jahre 1874 fand dort die letzte Vorstellung statt.

Auch mehrere ganz gute „Liebhabertheater" (Dilettanten-Bühnen) gab es im Vormärz, auf welcher so manche spätere, wahrhafte Kunstgröße herangezogen wurde, wie das Theater des Edlen von Megerle von Mühlfeld in Währing, des Barons Josef von Dietrich (geb. 1780, gest. 1855) in Matzleinsdorf, des Barons Johann Bapt. Pasqualati (geb. 1810) in der Josefstadt, in welchem Baronin Amalie (geb. 1823) selbst unter vielem Beifalle, auch als dramatische Dichterin, debutirte.

Es ist noch besonders jener Orte zu erwähnen, in welchen sich das engagementbedürftige Schauspielervölklein einfand und dort von den Unternehmern ambulanter Bühnen aufgesucht wurden, um passende Mitglieder anzuwerben. In frühesten Zeiten geschah dies im sogenannten Komödienbierhaus neben dem Kärntnerthor-

Theater, wo der Bierwirth Franz Riedl (geb. 1724, gest. am 3. Februar 1793) den Herbergsvater der Komödiantenkneipe, „zum ewigen Licht“ oder beim „lustigen Bruder“ genannt, vorstellte und in ungemein drolliger Weise die Engagements vermittelte. Später wurde diese „Komödianten-Herberge“ in die Dreihufeisengasse auf der Wieden, in ein kleines, im sogenannten „Jesuiterhof“ befindliches Zimmer der Kasern-Cantine, welches deshalb den Beinamen „Im Loch“ erhielt, verlegt, und als dies Gebäude 1863 demolirt wurde, um dem schönen Bau der Kriegsschule Platz zu machen, zog sich das engagementbedürftige Völkchen in das Gasthaus gegenüber, „zum Wasen“ genannt, wohin auch die Bezeichnung als nunmehriges „Loch“ folgte. Im Jahre 1875 verschwand die Schauspielerbörse auch von hier.

Es erregt ein wehmüthiges Gefühl, an die Theater die damaligen musikalischen Zustände anzuschließen. Wo sind sie alle, die zahlreichen Namen der in der Geschichte der Tonkunst berühmten Männer? Wo sind die edlen und angesehenen Familien, welche damals Begeisterung für die Musik und ihre Jünger hegten, die der hehren Tonkunst gastfrei ihre Prunkgemächer öffneten? Auch hier wären Bände erforderlich, um sie alle nach Verdienst zu würdigen. Und heute ist auch ein guter Theil jenes Enthusiasmus verflogen, es hat sich der Geschmack von dem Genusse der ernsteren Musik abgewendet, es genügt, was Meyerbeer, Verdi, Offenbach u. s. w. bieten. Die Kammermusik hat, ihrem ursprünglichen Namen untreu, sich in einige Concertsäle geflüchtet und da freilich unter der Aegide des Violinvirtuosen Josef Hellmesberger, ersten Concertmeister am k. k. Hof-Operntheater, Orchester-Director der Hofmusikkapelle und artistischer Director des Conservatoriums für Musik, ein würdiges Heim gefunden.

Sollen wir Ausführliches erzählen von dem Titan Ludwig van Beethoven (geb. zu Bonn, 17. December 1772, gest. in Wien am 26. März 1827), dessen Gedächtniß doch ohnehin in aller Herzen ist? Im Jahre 1875 wurde an seinem Sterbehause (sogenanntes Schwarzspanierhaus in der Alservorstadt, Schwarzspanierstraße Nr. 5, Garnisongasse 4, Beethovengasse 2, alt 200, dem Stifte Heiligenkreuz gehörig) ober dem Thore eine Gedenktafel aus schönem Sandstein angebracht, die in Goldlettern die Inschrift trägt: „Beethoven's Sterbehaus. † 26. Mai 1827“. Die Wohnung befand sich im zweiten Stockwerke, Thür Nr. 20. Auch in Heiligenstadt bei Wien bezeichnet ein schönes Monument den Platz, woselbst Beethoven unter den Bäumen gern verweilte. Sein Grab auf dem Währinger Friedhofe trägt ebenfalls ein monumentales Denkmal. Auf Veranlassung des renommirten Buchhändlers und Gemeindevorstandes Jakob Dirnböck (geb. 1786, gest. am 16. Februar 1858) wurde die Nebengasse seines Sterbehauses „Beethovengasse“ genannt.

Auch dem herrlichen Liedersänger Franz Schubert (geb. in Wien am 31. Januar 1797, gest. am 19. November 1828, Wieden, Margarethenstraße Nr. 76, alt 694) sind werthvolle Andenken gewidmet worden. Sein Geburtshaus auf dem ehemaligen Himmelpfortgrund, Nr. 72 alt, beschildet „zum rothen Krebsen“, heute Nußdorferstraße Nr. 54, wurde im Jahre 1858 auf Anregung des Volksschriftstellers Anton Langer, Redacteur des „Hans Jörgel“ und beliebter dramatischer Dichter (geb. in Wien am 12. Januar 1824, gest. daselbst am 7. December 1879, Alserstraße Nr. 38, alt 138, im sogenannten Dreilauferhause), mit einer Gedenktafel und der kleinen Büste des unsterblichen Sängers versehen. Auch er erhielt ein schönes Denkmal auf dem Währinger Friedhofe und am 15. Mai 1873 ein prächtiges Monument, ein Werk des plastischen Künstlers Karl Kundmann, worauf er in ganzer Figur, sitzend, den Griffel und das Notenheft in den Händen, abgebildet ist, im Wiener Stadtparke — umtönt von den Nachtigallen, zu denen er gehörte! (Bild Seite 1072).

Um die Verbreitung der Werke dieser und anderer Tonheroen machten sich die Kunst- und Musikalienhändler Dominik Artaria (geb. 1775, gest. 1842) und dessen verdienstvoller Sohn August; Anton Diabelli (geb. 1781, gest. 1858), dessen Nachfolger Dr. Juris Anton Spina, Kanzleivorsteher der Ersten österr. Sparkasse (geb. 1790, gest. 1857), Tobias Haslinger (geb. 1787, gest. 1842) und sein musikbegabter Sohn Karl (geb. 1817, gest. 1869), Pietro Mechetti (geb. 1778, gest. 1850), Heinrich Friedrich Müller (geb. 1779, gest. 1848), besonders verdient. Es darf nicht vergessen werden, daß der im Jahre 1845 gegründete „Männer-Gesangsverein“ sich großes Verdienst um Hebung des Gesanges und Vocalchors erworben. Von Epoche machenden Gästen ist vornehmlich die Sängerin Angelica Catalani (geb. 1779, gest. 1849), welche im Juni 1818 und December 1820 in Wien concertirte, dann der Violinvirtuose Nicolo Paganini (geb. 1783, gest. 1840), der am 29. März 1828 sein erstes Concert im großen Redoutensaale gab, zu erwähnen. Letzterer kam ganz besonders in die Mode. Wie man früher „Catalani-Hüte“ (für Damen), später Handschuhe „à la Giraffe“ (dieses Thier hatte bei seinem ersten Erscheinen 1828 in der Schönbrunner Menagerie im Volke ungeheuren Zulauf gefunden) getragen, trug man jetzt „Paganini-Handschuhe“ und selbst die Fünf-Gulden-Banknoten hießen fortan „Paganinerln“, weil der Eintritt in das Concert des Tonkünstlers fünf Gulden kostete.

Groß war die Anzahl der Künstler in Bezug auf die bildenden Künste; Karl Agricola, Friedrich Amerling, Jakob Alt, Josef Danhauser (mit seinen Epoche machenden Genrebildern: Prasser, Klostersuppe, Testamentseröffnung), Peter Fendi, Josef Führich, Friedrich Gauermann, Peter Kraft (Director der Belvedere-Galerie und Schloßhauptmann, dessen große vaterländisch-historische Bilder in der Reichskanzlei und im Invalidenhause den Besuch von Tausenden Einheimischer und Fremder anzieht), Josef Kriehuber, Mathias Ranftl, Pauline von Schmerling, geborene Baronin Koudelka (die eminente Blumenmalerin, genannt Oesterreichs Rachel Ruisch), Ferdinand Waldmüller und viele Andere genossen des größten Ansehens im In- und Auslande. Mit Radirungen in Bezug auf Wiener Gegenden und Volkstypen sind auch die Gäste Johann Adam Klein aus Nürnberg (geb. 1792, gest. 1875), Johann Christian Erhard (geb. 1795, gest. 1822) und Christian Wilder hier besonders zu erwähnen. Eine Zierde der Residenz bildeten und bilden, theilweise heute noch bestehend, die Galerien der Grafen Czernin, Harrach, Schönborn, der Fürsten Eszterhazy, Liechtenstein, des Industriellen Rudolf von Arthaber (gest. 1867) u. A.

Auf dem Dichterparnasse standen Anastasius Grün (Graf Anton Alexander Auersperg), Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau), Franz Grillparzer, Johann Gabriel Seidl, Ludwig August Frankl, Adolf Ritter von Tschabuschnigg, Heinrich Ritter von Levitschnigg, Johann Karl Braun von Braunthal, der Patriarch Ladislaus von Pyrker u. s. w. Für die Jugend schrieben: der charaktervolle Ehrenmann Johann Sigmund Ebersberg (geb. am 22. März 1799, gest. am 27. October 1854) und Leopold Chimani; ausgezeichnete Prediger und Redner waren Johann Emanuel Veith (geb. 1788, gest. am 6. November 1876), Clemens Maria Hofbauer (geb. 1751, gest. am 15. März 1820), Friedrich Ludwig Zacharias Werner (geb. 1768, gest. am 17. Januar 1823) u. A. In volksthümlicher Weise schrieben Karoline Pichler, Dr. Falkner (Josef Nesper), Adolf Bäuerle, Ignaz Franz Castelli, der humorvolle und beißende Moriz Gottlieb Saphir &c.

Ueber Wien und dessen Geschichte schrieben: der Magistratsbeamte Anton Ferdinand Edler von Geusau (geb. 1746, gest. 1809), der Archivar Josef Freiherr von Hormayr (geb. 1782, gest. 1848), der Magistrats-Archivar Franz Tschischka (geb. 1786, gest. 1855), Magistrats-Secretär Johann Evang. Schlager

(geb. 1785, gest. 1852), Josef Feil (geb. 1811, gest. 1862), Theodor Ritter von Karajan (geb. 1810, gest. 1873), Friedrich Otto Edler von Leber (geb. 1804, gest. 1846), Adolf Schmiedl (geb. 1802), Franz Gräffer, Realis (Gerhard Ritter von Coeckelberghe), Karl August Schimmer (geb. 1800, gest. 1863), Anton Hoefelmayr (Pseudonym A. Silas, geb. 1811), Emil (Josef Franz Emil Trimmel, geb. 1786, gest. 1867); von jüngeren Kräften bereits Gustav Adolf Schimmer, dessen vorzügliches, 1853 erschienenes Werk: „Das alte Wien", Darstellung der alten Plätze und merkwürdigsten verschwundenen Gebäude noch heute eine der werthvollsten Quellen für das Studium der Wiener Culturgeschichte bildet, Moriz Bermann (geb. am 16. März 1823) u. s. w. Die Buchhändler Friedrich Beck, Wilhelm Braumüller, Jakob Dirnböck, Karl Gerold, Konrad Adolf Hartleben (geb. 1778, gest. 1863), Matthäus Kuppitsch (geb. 1797, gest. 1849) u. A. waren unterstützende Gönner der damaligen Literatur.

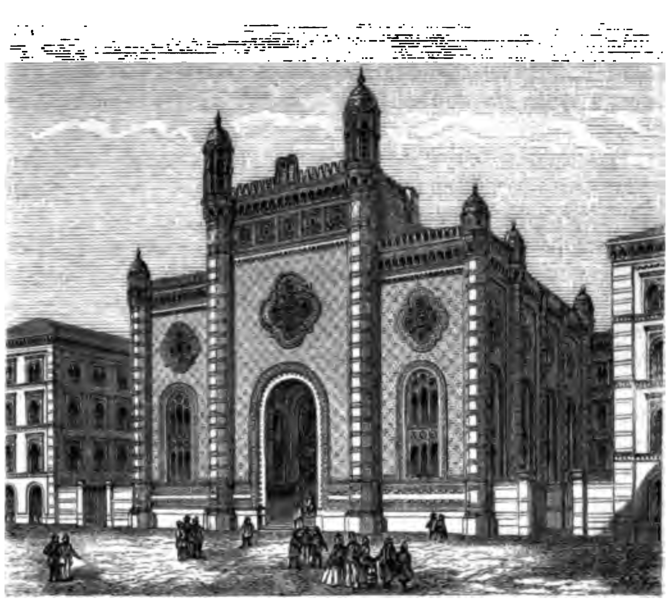


Das Schubert-Monument. (Seite 1070.)

Daß der Wiener in jenen Tagen sich einem üppigen Genußleben hingab, ist weniger seine eigene Schuld, als die der Regierung, welche ihm systematisch jede Berührung mit dem geistigen und politischen Leben des Auslandes entzog; daher stammte eben auch die Zufriedenheit mit sich selbst und sonst Allem, was ihm die heilige Hermandad der Polizei zu genießen erlaubte. Mit unendlicher Freundlichkeit und Herzlichkeit kam der Wiener von jeher den Fremden entgegen, woher der Weltruf seiner „Gemüthlichkeit" stammt; es wußte der Wiener, daß es sich materiell sehr gut bei ihm leben lasse, in welchem gesegneten Lande die Haupt- und Residenzstadt stehe, wie wohlschmeckend die „Backhendln" (Backhühner) und der vorzügliche Wein wären, wie unterhaltend die fröhliche Musik, die Theater, Bälle und Redouten, wie belehrend die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen (die er übrigens selbst nicht besuchte) und so gipfelte sich sein Wohlbehagen in dem die volle Wahrheit aussprechenden Bäuerle'schen Couplet; „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!" das mit seiner reizenden Melodie von Wenzel Müller nicht nur von ganz Wien — oder wie die Einwohner sagten, „von den Spatzen am Dach" — sondern auch von den Fremden in fernsten Welttheilen gesungen wurde, so daß es eine höchst zutreffende Bezeichnung genannt werden muß, als ein bedeutender Dichter den Ausspruch that: „Wie der Stefansthurm das monumentale, so ist dieses Lied das gesungene Wahrzeichen von Wien." Und so wollen wir, so gedrängt als es eben der Raum dieses Buches gestattet, von den Vergnügungen der Wiener reden.

In der schönen Jahreszeit besuchte jene Bürgerclasse, welche sich nicht zu irgend einem Landaufenthalte begeben konnte, jene Orte, an denen sie sich unter

schattigem Grün zu unterhalten vermochte. Da waren der Volksgarten und das Paradiesgärtchen, von welchen schon gesprochen, für die zahlreiche Kinderschaar der Stadtgraben und ganz besonders das Wasserglacis. Schon 1788, nach der von Kaiser Josef II. durchgeführten Regelung der bis dahin recht öden und schmutzigen Glacien, deren Wege 1781 in seinem Auftrage von dem Magistrate mit Bäumen bepflanzt werden mußten, wofür er der Stadt Wien den Zwischenraum der Alleen für ewige Zeiten als Eigenthum einräumte, jedoch unter der Bedingung, daß diese Zwischenräume weder eingeplankt noch mit Gebäuden verbaut werden durften, bestanden auf dem Wasserglacis bereits Kaffeezelte, wo Abends türkische Musik statt hatte; nach der Eröffnung des Carolinenthors aber (4. October 1810) errichtete der k. k. Versatzamts-Liquidator Friedrich Pelikan (geb. 1772, gest. in Heiligenstadt am 5. Juli 1832) dort eine Kuranstalt, wo man alle Sorten Mineralwasser (daher die Bezeichnung) zum Trinken bekam. Deren Gründer verschönerte den Ort durch Pflanzungen von Alleen und Ziergärten, einen Pavillon und seit 1822 durch ein Kaffeehaus, seit welcher Zeit das „Wasserglacis“ bis zu seiner durch die Stadt-Erweiterung decretirten Sterbestunde (an seine Stelle kam der Stadtpark) ein Lieblingsplatz der Wiener Spaziergänger war.



Der israelitische Tempel. (Seite 1090.)

Allerdings bot die Kinderwelt den reizendsten Anblick; die Nähe der Schulanstalten, besonders der St. Anna-Normalschule, verursachte, daß sich nach den Schulstunden eine zahllose Schaar von Knaben und Mädchen mit und ohne Begleitung ihrer Eltern, Aufseher, die Geschwister, Säuglinge mit den Ammen und Dienstmädchen auf dem Wasserglacis einfanden. Da wurde Ball geschlagen (ein Vergnügen, dem sich auch die Großen in zahlreicher Gesellschaft überließen), Soldaten gespielt, die Ravelins erstürmt und vertheidigt, Ziegenmilch getrunken, Hohlhippen geschmaust, die „Bretzenbäcker“ machten häuserbringende Geschäfte, die Oebstlerinnen verkauften Berge von Kirschen, Zwetschken u. dgl., die „Jausen-“ (Vesperbrot)-Kreuzer sammelten sich für die Eßwaarenverkäufer zu Tausenden von Gulden; denn Alles mußte „jausnen“, wie man damals zu sagen pflegte, vom Kinde an der Mutterbrust bis zum schnurrbärtigen ungarischen Grenadier mit der riesigen Bärenmütze, dem Begleiter so mancher drallen Magd, die ahnungsvoll schon damals ihre Sympathien für Ungarn zum Ausdruck zu bringen suchte. Nach sieben Uhr kamen die Lehrjungen, die urwüchsigen, ebenfalls Weltruf erlangt habenden Wiener Schusterjungen, endlich die Handwerker und Fabriksarbeiter. Gegen neun Uhr aber leerte sich das Glacis von all' diesen Individuen. In den Alleen spazierte

währenddem und bis zehn, halb elf Uhr die „schöne Welt“ auf und ab, neben dem Kiosk und dem Cursalon saßen die Familien mit ihren erwachsenen Töchtern — damals hielt die junge Männerwelt hier, dann im Volks- und Paradiesgarten Brautschau — die Zierbengeln, welche sich für unwiderstehlich hielten, der behäbige Bürgersmann-Hagestolz, das Militär.

Das Wasserglacis hatte seine volksthümlichen Figuren. Vor Allem waren da zwei Volksmusiker — gleich beim Ende der Brücke, welche vom Carolinenthor über den Stadtgraben führte, saß der allbekannte „Werkelmann“ (Drehorgelspieler) Johann Riegler (geb. 1800, gest. 1860) mit dem abschreckend häßlichen, von Blattern zerrissenen Gesichte und der schwarzen Zipfelmütze auf dem Kopfe; der Mann soll, wie man erzählte, selbst Besitzer eines hübschen Hauses gewesen sein, die Parteien unmäßig gedrückt und seiner Tochter 6000 Gulden Aussteuer gegeben haben. Einige Schritte weiter, auf der ersten Bank der zur Curanstalt führenden Allee, saß der blinde Harfenspieler Karl Perfetta (geb. in Wien am 14. October 1810, gest. am 15. Mai 1870), wahrhaft Virtuose und Concertspieler auf seinem Pracht-Instrumente, das ihm die Wohlthäterin der Armen, Kaiserin Caroline Auguste, geschenkt hatte. Er war Schüler des berühmten Parish-Alvars, und als ihn dieser einst fragte, warum er bei seinem Talente und seiner Geschicklichkeit nicht lieber ehrenvolle und einträgliche Concerte veranstalte, statt in den Hofräumen der Häuser oder auf den Glacien nach Art der Bettelmusikanten einem spärlichen Almosen entgegenzusehen, gab er zur Antwort: „Ich muß spielen alle Tage, jede Stunde und muß Zuhörer dabei haben. Da ich nun nicht stündlich Concerte geben kann, so ziehe ich die Production in Hofräumen vor. Meine Einnahmen beschränken sich zwar nur auf Kreuzer, aber mein Drang ist befriedigt!“

Eine dritte Volksfigur des Wasserglacis war eine eigenthümliche komische Gestalt, ein Mann mit gealtertem Gesichte, klein und gedrungen gebaut, mit weingerötheter Nase und zwinkernden Aeuglein; er trug einen alten Frack, eine Schirmkappe, ein zerrissenes Nanking-Beinkleid und die Arme voll mit alten Parapluies. Es war dies der sogenannte „Hahnreiter“, der arme Franz Weillrath (geb. zu Weiß-Kostelletz in Böhmen 1788, gest. in Wien am 17. November 1857), einst Bäcker, dann Peitschenhändler, endlich Verkäufer alter Regenschirme. Kaum erschien er auf der Straße, in den Alleen der Glacien, so drängte sich ihm schon eine Schaar muthwilliger Straßenjungen nach, die ihn verhöhnten, ihn am Kleide zupften, ja förmlich mißhandelten, wobei sie unausgesetzt riefen: „Hahnreiter! Peitscherlbua (Peitschenjunge)! Kikeriki!“ Wüthend hieb er dann mit dem Packe Regenschirme um sich, stieß wohl dabei auch hie und da eine Fensterscheibe ein, die er dann bezahlen mußte, und an die kleinen Quälgeister schlossen sich auch leider so manche Große an. Die Fiaker sangen ihm nach der bekannten Melodie des Soldatenliedes: „I' bitt', Herr Hauptmann, bitt' recht schön, lassen S' mi' auf Urlaub geh'n!“ endlose Strophenlieder nach, mit dem Refrain: „Messer, Gabel, Parapluie — Hahnreiter, Peitscherlbua, Kikeriki!“

Die Demolirung der Basteimauern, die Anlegung der Ringstraße machte endlich am 30. September 1861 dem Wasserglacis ein Ende. Man nahm den Kindern ihr Eden, die herrlichen Grasplätze, auf denen sie sich tummeln konnten, und bot ihnen kein anderes dafür, hingegen desto mehr Sand — ein vorahnender Hinweis auf den späteren Tagesschwindel.

Lieblingspromenaden der Wiener während der schönen Jahreszeit waren der Augarten, die schönen Gärten der Fürsten Schwarzenberg am Rennweg, Liechtenstein in der Roßau, ganz besonders aber der Prater, in welchem sich besonders an Sonntagen Tausende von Großen und Kleinen herumtrieben. Am 1. Mai begann die Einweihung dieses öffentlichen Belustigungsortes mit dem Wettlauf der herrschaftlichen Laufer (Botengänger), auf welche die

Aristokraten, in deren Diensten sie standen, bedeutende Wetten machten. Der erste Mai im Prater war ein Ueberbleibsel der (bereits Seite 170 beschriebenen) Maifeste der Alten. Nach Abstellung der Maibäume und Maitänze durch Maria Theresia (1740) begnügte man sich, den 1. Mai dadurch zu feiern, daß man die Arbeit ruhen ließ und karawanenweise auf die grünen Wiesen, in die Auen zog, um den ersten Frühlingshauch einzuathmen. Welcher Ort paßte mehr zu diesem schönen Feste als der Prater? Freilich konnten ihn bis zur Zeit Kaiser Josef's II. nur die Adeligen betreten; als jedoch im Jahre 1766 der erhabene Schätzer der Menschheit den kaiserlichen Forst seinem ganzen Volke freigab, verlegten die Wiener einmüthig diesen ersten Frühlingsausflug in den Prater. Schon am frühesten Morgen ergossen sich seitdem bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die zahlreichen Schaaren der Wanderungslustigen nach allen Richtungen des Praters, wo gefrühstückt und zu Mittag gegessen wurde. Nachmittags zeigte die Praterstraße das Schauspiel einer unzählbar dahinwogenden Volksmenge, in den buntesten Gruppen einherströmend; die Equipagen der hohen Aristokratie, der reichen Kaufmannswelt, die Fuhrwerke der Bürger, selbst die ländlichen Kaleschen bildeten in dem sogenannten „Nobelprater" einen ununterbrochenen Corso bis zum Abend. Der Kaiser und die Kaiserin, sämmtliche Erzherzoge mit den Gemalinnen und der kleinen Familie fuhren da in dem bunten Chaos, stiegen auch aus und lustwandelten in der Fußgänger-Allee, umdrängt von dichten Gruppen des erfreuten Volkes. Und all dies Wagen-Kunterbunt hielt ein einziger uniformirter Mann durch die leiseste Handbewegung in geregeltster Ordnung, der am Eingang des Praters (Praterstern) ruhig zu Pferde saß und höchstens einen finsteren Blick nach dem Ausschreitenden schoß, der diesen buchstäblich erbleichen machte, da er ihm die unliebsamste fünfundzwanzigmale Berührung mit dem „Haslinger" (Stock von der Haselnußstaude) verkündigte. Und dieser furchtbare Popanz, mit dickem, behäbigem Gesichte und wohlgepflegtem Bäuchlein war der k. k. Polizei-Obercommissär Josef Pfanner (geb. 1780, gest. am 27. Februar 1847), einstmalig Officier, nun der „Schrecken der Fiaker", auch der „Prater-General", wie er im Volksmunde genannt wurde.

Nicht minder herzlich und fröhlich war das Treiben des Volkes im Wurstelprater, in den Auen, wo man so lange heiter war, bis die Nacht ihre Fittige ausbreitete und die müde gewordene Menschheit nach Hause trieb. Eine Eigenthümlichkeit der jungen und alten Männerwelt war, daß wer aus ihr nur im mindesten elegant sein wollte, an diesem Tage im weißen Sommer-Cylinder und im weißen oder gelbnankingenen Beinkleide erschien.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des 1. Mai in Wien war das erwähnte Wettlaufen der herrschaftlichen Läufer; die zweite ekle und rohe Lustbarkeit (die erste war die Thierhetze), welche uns die unter Karl VI. in Wien eingewanderten Spanier schenkten, die widerlichste Menschenhetze, welche jedes bessere Gefühl beleidigte, da ein solches Mitleid mit den keuchenden, verschmachtenden, von Hitze und Erschöpfung mit blaurothen Gesichtern sich daherschleppenden Mitgeschöpfen haben mußte. Und all dies, um ein Dutzend neugeprägter Kremnitzer-Ducaten wegen! — Der Gebrauch der hohen Aristokratie, bei feierlichen Gelegenheiten Menschen vor den Pferden ihrer Equipagen herzuhetzen, stammt schon aus dem Mittelalter, wo die Sitte ihre Berechtigung hatte, denn in finsterer Nacht, wo es noch keine Stadtbeleuchtung gab, mußten solche Läufer die Fackeln tragen, welche den Weg erhellten. War große Auffahrt, so sah man zwei reichgekleidete, in Scharlach, Gold und Silber oder andere Livrée gehüllte Menschen, in der Hand einen leichten Stock schwingend, vor dem rasch dahinrollenden wappengeschmückten Wagen einherkeuchen. Außerdem wurden die herrschaftlichen Läufer zu den Botengängen verwendet.

Da nun die größere oder mindere Schnelligkeit dieser Dienerschaft oft Gegenstand der Gespräche der Herrschaften war, so begann nach und nach ein

Streit über deren Leistungsfähigkeit, und dieser endete gewöhnlich mit einer Wette, welche ihn entscheiden sollte. Daraus entstanden die Wettläufe, die immer größere Dimensionen annahmen und endlich förmliche Productionen vor der Oeffentlichkeit wurden.

Noch in den späteren Jahren (bis einschließlich 1848) strömte jeden 1. Mai, Früh fünf Uhr, eine zahlreiche Menschenmenge in den Prater, um den Wettlauf zu schauen. Am Eingange der Hauptallee des Nobelpraters stand ein Zelt mit Siegesfahnen, daneben von Speculationslustigen eine Tribüne erbaut, auf welcher man gegen ein Eintrittsgeld bequem den Ablauf und die Ankunft sehen konnte. Die Laufer liefen nämlich von da ab bis an's Lusthaus und kehrten wieder an das Ziel zurück, von dem sie ausgegangen waren. Im Zelte war eine Militär-Musikkapelle postirt, welche fröhliche Weisen spielte. Gewöhnlich versammelten sich dort zehn bis zwölf herrschaftliche Laufer, mit dem grün, roth, blau, gelb oder violett gefärbten Käppchen, das reich mit wallenden Federn geziert war, den schlanken Leib mit einer bunten, langen Schärpe behängt, welche das weiße Gewand malerisch schmückte. Punkt sechs Uhr Morgens gab ein Pöllerschuß das Signal zum Auslauf, welchen mehrere Reiter und auch Equipagen begleiteten.

Die Läufer, die Namen ihrer Herrschaft auf sich anwendend, wie es noch heute die Dienerschaft zu thun pflegt, ermunterten sich gegenseitig durch Zurufe: „Batthyany, richte Dich! — Karoly, 's ist Zeit! — Eszterhazy, Kinsky, Erdödy, Colloredo!" u. s. w. Der Kampfrichter ordnete sie in einer Reihe, die Läufer drehten ihre Schnupftücher wie Plumpsäcke zusammen und knüpften sie um den Leib. Abermals ein Pöllerschuß — der Lauf nach dem Lusthause und zurück beginnt, er wird emsig von dem mitfahrenden Arzte überwacht, der dem etwa Zusammenbrechenden seine Hilfe angedeihen läßt. Bei der Rückkehr, welche den Sieg entscheidet, ertönen aus dem Publikum zahlreich ermuthigende Stimmen: „Bravo, Palffy! Bravo Eszterhazy!" Trompetenschall empfängt die ersten drei Gewinner, welche augenblicklich in die Mäntel gehüllt und langsam auf und abgeführt werden, um die tödtlich erhitzten Lungen zu bewahren. Dann kommen die Andern langsam nach; zuletzt folgt der ominöse „Jantschkywagen" (Privat-Mieth-Equipage, nach dem Eigenthümer, dem Stadtlohnkutscher Josef Jantschky, geb. 1759, gest. 1839, so genannt), der die Liegengebliebenen aufgenommen hat. Ein erbärmliches, menschenquälerisches Vergnügen, dem, Gott sei Lob! das Jahr 1848 ein Ende gemacht hat. — Nach dem Wettlaufe und der Erholungspause zogen die Betheiligten, voran die Sieger mit den Preisen und den Fahnen, unter Begleitung von Militärmusik, escortirt von den Kavallerieposten der Wache, nach dem ersten Kaffeehause, wo für sie ein splendides Frühstück arrangirt war, an welchem auch die Angehörigen und Freunde theilnahmen.

Am Reitcorso, bei welchem der berühmteste und verwegenste Reiter, der ungarische Graf Moriz Sándor (geb. 1805, gest. 1878), Schwiegersohn des Staatskanzlers Fürst Clemens Wenzel von Metternich, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog, betheiligten sich auch so Manche, welche auf gemietheten Gäulen aus den Ställen der Reitmeister Eywo und Schawel, die sie nicht selten mitten in der Reitallee auf den Boden legten, offenbarste Beweise lieferten, daß sie nie reiten gelernt hatten und der Volkswitz kennzeichnete sie alsbald mit dem charakterisirenden Ausdrucke „Sonntagsreiter". Stark besucht waren die sogenannten „Englischen Reiter" (Kunstreiter), welche in dem Circus Gymnasticus auf der Praterwiese ihre recht hübschen Künste zeigten, die aber noch lange nicht an diejenigen reichten, mit welchen später Ernst Renz die Wiener bekannt machte. Damals producirte sich die Gesellschaft des herzoglich parmesanischen Stallmeisters Christoph De Bach, dessen Gattin Laura eine der graziösesten Prima-Ballerinnen zu Pferde war, Alexander Guerra, Cuzent und Lejars &c.

Auf dem Stuwer'schen Feuerwerksplatze fanden zeitweilig Luftschifffahrten berühmter Aeronauten statt, so 1826 der Elisa Garnerin (geb. 1791, lebte noch 1860), die Erste, welche es nach dem Beispiele ihres Vaters Andreas Jakob Garnerin (geb. 1770, gest. 1823) wagte, sich mit einem Fallschirm herabzulassen; Karl Kirsch (geb. 1811, gest. 1851), Christian Lehmann ꝛc. Gut besucht war im Prater ferner das Affentheater des (1847 als reicher Mann verstorbenen) Directors Schreier mit der, europäischen Ruf genießenden „ersten Künstlerin", genannt „Madame Pompadour". Und wie drängte man sich zu den gelehrten Hunden, die Karten erkennen, addiren, multipliciren und subtrahiren ꝛc. konnten — der Pudel Fido savant des Italieners Guiseppo Dalmazzo und „der gelehrte Hund Mohr", dem Saphir 1845 mehr als ein Feuilleton widmete.

Von dem (schon Seite 773 besprochenen) uralten Baume im Eingange des Wurstelpraters zog sich, wie heute, eine bedeutende Zahl von größeren und kleineren Gasthäusern, von Polichinel- und Marionettenbuden, Ringelspielen, Schaukeln, Bänkelsängern, Taschenspielern, Feuerfressern, Steinschlagern, Wachsfigurenkabineten, Riesen, Zwergen, wilden und zahmen Thieren, Mißgeburten, Panoramen, überhaupt von Sehenswürdigkeiten hin, welche um den billigsten Preis zu sehen und zu hören waren. Besonderes Renommée hatten da Basilio Calafati's „Kunstkabinet mit Tafelkünsten und Geistererscheinungen". Hunderte von Menschen umdrängten stets das Häuschen, denn der humorvolle Bajazzo Franz Ringelmann verstand, auf einem cachirten Esel reitend und trompetend, das Locken aus dem Fundamente. Das 1844 mit einer Eisenbahn, 1855 mit der beweglichen riesigen Figur eines Chinesen versehene Ringelspiel Calafati's ist noch heute das besuchteste des Praters. Nicht minderen Zulauf hatte Sebastian Schwanenfeld (geb. 1768, gest. 1845) mit seinem Wachsfigurenkabinet, das in der That eine wahre Kunstgalerie genannt werden mußte.

Im Sommer war ein Hauptfest der Brigittenau-Kirchtag im Juli, ein ungemein lustiges Volksfest, zu welchem fast ganz Wien strömte, das in Buschenschänken oder selbst auf den Rasenplätzen zu Tausenden lagerte und in Betracht all der zur Schau gestellten Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen zwei volle Tage zubrachte. Anfangs der Vierziger-Jahre führte vom Donau-Quai am Rothenthurm die erste Pferde-Eisenbahn (ein Pferd zog drei bis vier Waggons) nach dem Vergnügungs-Etablissement „Universum" in der Brigittenau, dem Gastwirthe Karl Hoer gehörig; der Betrieb mußte aber 1842, wegen Mangel an Rentabilität, eingestellt werden! Es gab damals eben Niemanden, der die ungemeine Bequemlichkeit einer solchen Bahn eingesehen hätte, und so war es erst der neuesten Zeit vorbehalten, mit der „Tramway" einen Riesenschritt für den Comfort des geselligen und geschäftlichen Lebens zu thun. Ebenso viel besucht und dem vorerwähnten Feste fast ganz ähnlich war das Kirchweihfest zu Maria-Brunn (am 8. September, Festtag Mariä Geburt, alljährlich gefeiert). In neuer Zeit wurde während eines heftigen Auftretens der Cholera, aus epidemischen Rücksichten, die Abhaltung des Festes behördlich verboten, und dies blieb aufrecht erhalten bis heute.

Anmuthendes Vergnügen gewährten den Wienern die Blumenausstellungen, so von Seite des Fürsten Josef Schwarzenberg (geb. 1769, gest. 1833), des Freiherrn Clemens von Hügel; dann die Wettrennen auf der Simmeringer-Haide (das erste fand am 17. April 1816 statt), die Artillerie-Uebungen daselbst; der Besuch der Menagerien, welche berühmte Thierbändiger nach Wien brachten, wie in den Jahren 1824 und 1833 der berühmte Hermann van Aken (gest. 1841), und 1826 und 1844 Benedict Advinent (gest. in Wien 1862). Ersterer vollführte eine höchst schwierige Cur an der Hyäne in Schönbrunn, welchem ungemein wilden Thiere das eiserne Halsband tief in's Fleisch gewachsen war, und das er zu entfernen unternahm. Die Volksmenge strömte ferner zu den Botokuden.

welche von dem Reisenden in Brasilien, Dr. Johann Emanuel Pohl (geb. 1782, gest. 1834 in Schönbrunn), nach Wien gebracht und im k. k. Hofgarten nächst der Burg vom 15. October 1821 bis zum October 1823 zu sehen waren. Jouan, der Mann war 21 Jahre alt, Franziska, sein Weib, 20 Jahre. Als diese starb, ging der Mann in sein Vaterland zurück. Im Jahre 1829 waren auch Osagen nach Wien gekommen.

Ein Lieblingsvergnügen der Wiener war der Besuch der reizvollen Umgebungen, man nannte dies eine Landpartie machen. Solches geschah entweder zu Fuß oder in gemietheten Privatkutschen oder mittelst vielsitziger Wagen, welche daher Gesellschaftswagen hießen, ungeheure, plumpe Vehikel. Die ersten solchen fuhren nach Döbling und Hietzing, erst später folgten solche nach anderen Landaufenthalten. Ein beliebter Vergnügungsort war das Tivoli bei Meidling (1828 entstanden), gegründet von den Berlinern Gericke und Wagner, aus einem großen, mit Hallen und Galerien versehenen Gebäude bestehend, von dessen Zinnen man eine herrliche Aussicht über Wien genießt. Der reizende Garten hatte eine Rutschbahn, es fanden Hahnenkämpfe und andere Volksfeste daselbst statt, aber endlich rentirte sich das Etablissement nicht mehr und kam in Privathände, worauf 1843 der Tiroler Lechner einen Meierhof darin aufschlug, der noch heute gut besucht ist. Im Tivoli fand der zweite Flugversuch des mechanischen Künstlers Jakob Degen (geb. 1761, gest. als Werkmeister bei der Kunstwerkstätte der k. k. Nationalbank in Wien am 28. August 1848) statt. Den ersten hatte er 1808 in der kaiserlichen Reitschule gemacht und der zweite geschah mit vielem Glück, aber von praktischen Folgen waren die Versuche nicht begleitet.

Beliebte Besuchsorte waren der Rosenhügel bei Hietzing, das sogenannte Krapfenwaldl bei Grinzing, das Jungfernbründl bei Sievring, wo man noch heute im Wasser Nummern sucht, welche in der Lotterie herauskommen sollen, die Hohe Warte in Unter-Döbling, gegründet von Mathias Grandjean (geb. 1787, gest. 1852), die herrlichen Umgebungen Badens und Mödlings mit den interessanten Ruinen Merkenstein, Rauhenstein, Rauheneck, Liechtenstein, dem Hußaren-Tempel in dem (nicht der) Brühl. Dieser Tempel, von Säulen getragen, enthält in seiner Mitte die Statue Minervens. In dem Todtengewölbe daselbst ruhen einige von den tapferen Waffengefährten des Fürsten Johann Liechtenstein (Feldmarschall, Inhaber des Hußaren-Regiments Nr. 7, geb. 1760, gest. 1836) aus dem Jahre 1809.

Es ist nicht möglich von den Landpartien der Wiener zu reden, ohne des weltbekannten Touristen zu erwähnen, dessen Name auf allen Mauern sehenswerther Bauten, ja selbst auf den höchsten Felsenstücken prangte, wo er denselben hinklekste — Josef Kyselak, Beamter der k. k. allgemeinen Hofkammer, reisewissenschaftlicher Schriftsteller (geb. in Brünn 1795, gest. in Wien an der Cholera am 16. September 1831). Viele heitere Bonmots werden von diesem Sonderlingsreisenden erzählt, dessen Name noch heute als Prototyp des wüthendsten Enthusiasmus für Namensverewigung gilt. Köstlich charakterisirend (selbstverständlich durchaus erfunden) ist der folgende Spaß. Da Kyselak selbst die Gloriette und den Obelisken in Schönbrunn nicht verließ, ohne seinen Namen in Lapidarschrift, wie er gewöhnlich that, hinzumalen, ließ ihn einst Kaiser Franz I. rufen. „Sagen S' mir einmal, Kyselak," fragte ihn der leutselige Monarch, „warum Sie überall Ihren Namen hinschmieren?" — „Ach, Majestät, ich weiß es selber nicht, aber ich glaub', es ist mir angethan worden, und ich kann nicht anders." — „Aber, können S' denn nix G'scheidteres machen?" — „Es thut's wahrhaftig nicht, Majestät!" — „Na, gut, wenn Sie's Schmieren schon nicht lassen können und überall, wo Sie den Leuten d' Mauern ruiniren, Verdruß haben wollen, thun Sie 's; aber, das sag' ich Ihnen, die Wänd' von meinem Schönbrunner Schloß

lassen S' mir unbekyselakt! Haben S' mich verstanden?" — Kyselak verbeugte sich ehrerbietigst und wurde entlassen. Kaum war er draußen, blickte der Kaiser auf seinen Tisch von schwarzem Ebenholz, an welchem der Tourist gestanden hatte, und siehe da! — es stand darauf ganz zierlich mit dem Federmesser eingeschnitten: „KYSELAK".

Ein großes Feld bietet das Winter-Vergnügen der Wiener Gesellschaft aller Stände, aber auch hier müssen wir uns möglichst kurz fassen. Voran steht der Fasching mit seinen Tanzfreuden. Außer den Hof- und Kammerbällen, welche von dem regierenden Kaiser gegeben wurden, gab es reizende Kinderbälle bei Frau Erzherzogin Sophie (geb. 1805, gest. 1872), bei welcher auch öfter Concerte stattfanden, in denen die berühmtesten Künstler der Residenz mitwirkten. Glanzvolle Bälle und Soireen waren ferner die der Fürstin Melanie Metternich, Gemalin des Staatskanzlers, eine der geistvollsten Damen (geb. 1805, gest. 1854), des Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg (geb. 1799), des Fürsten Alois Liechtenstein (geb. 1796, gest. 1858), des prachtliebenden Fürsten Paul Eszterhazy (geb. 1786, gest. 1866), des russischen Botschafters Alexander von Tatitscheff, des englischen Botschafters Sir Robert Gordon, des Freiherrn von Geymüller, der Frau Anna von Joelson (geb. 1802, gest. 1875). In früheren Tagen, besonders zur Zeit des Wiener Congresses, war der Salon der Bankiersgattin Baronin Franziska von Arnstein (insgemein Fanny genannt, geb. in Berlin am 29. November 1758, gest. in Wien am 8. Juni 1818), einer ebenso durch Schönheit und Anmuth, wie durch Verstand, Herzensgüte, Geist, Bildung, Feinheit, Witz, Takt, Gewandtheit in seltenem Grade ausgezeichnete Dame, der Mittelpunkt, zu welchem sich Alles drängte, was einen glanzvollen Namen besaß. Künstler und Schriftsteller aller Art vereinigten sich beim Humoristen Moriz Gottlieb Saphir (geb. 1795, gest. 1858). Sonst gab es noch Hausbälle in Familienkreisen an allen Orten und Enden. Es wäre aber ein großer Fehler, wollte man aus dem Glanze, welchen die von der Aristokratie gegebenen Feste entwickelten, darauf schließen, als hätte der Wiener Adel nichts Besseres zu thun gewußt. Mehr Summen noch, als diese Feste kosteten, flossen mildthätigen Instituten und der verschämten Armuth zu; es genüge hier, nur auf eine einzige Dame hinzuweisen, welcher der Beiname „Engelherz" gegeben wurde, und die sich daher auch bei ihren reichen Spenden als „Leopoldine Coeur d'ange" zeichnete — Gräfin Antonie Nadasdy (geborene Zichy 1776, gest. 1856, Gattin des vormaligen Ministers Michael Graf Nadasdy).

Die Zahl der öffentlichen Bälle war eine sehr große. Am glanzvollsten erwiesen sich der Künstlerball (arrangirt von den Jüngern der bildenden Künste), der Juristen- und der Medicinerball. Sehr elegant und vielbesucht waren jene Gesellschaftsbälle, die von den k. k. Hofschauspielern Karl Schwarz (geb. 1768, gest. 1838), Nikolaus Heurteur (geb. 1781, gest. 1844) und Julius Laroche arrangirt wurden. Auch im Bürgerstande fanden Corporations-Bälle statt, selbst confessionelle, wie z. B. alljährlich der Protestanten-Ball und der jüdische Purim, bei welchen allerdings auch andersgläubige Gäste erschienen. Stark besucht war der sogenannte Artillerie-Ball, gegeben vom k. k. Feuerwerkercorps. Ebensowenig ließen es sich die Fiaker und die Wäschermädchen nehmen, ihre speciellen Bälle zu geben (meist am Aschermittwoch, wo sie frei waren von den Fesseln der angestrengten Tagesbeschäftigung während des Karnevals); ja es gab sogar einen Bettler-Ball (verbunden mit Picknick), abgehalten in ihrem „Wunderhof" in einem Gasthause der Vorstadt Lerchenfeld. Recht amüsant ging es zu auf dem sogenannten Schlafhauben-Ball in Hütteldorf (jeder Eintretende bekam als Kopfschmuck eine Schlafhaube, sonst wurde er nicht eingelassen), und den Schluß aller Karnevalsfestlichkeiten bildete gewöhnlich der Maskenzug in Ottakring und

Dornbach, zu welchen Tausende von Zuschauern strömten. Der Eintrittspreis wurde zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Was die Ball-Localitäten betrifft, waren dieselben anfangs theilweise recht einfache. Nach dem alten Sprichworte: „Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen", hopste der Ballgast bei sehr primitiver Beleuchtung einiger Unschlittkerzen und schaudervoll quitschender Musik auf ungehobeltem Boden herum. Später freilich entwickelte sich immer mehr Luxus bei den Tanzunterhaltungen, die Anforderungen wurden größer, und so gelangte man endlich zu jener Pracht, welche heute im Karneval in den Sälen der „Gartenbau-Gesellschaft", des „Musikvereins", „Sophien-" und „Dianabades", bei „Schwender" 2c. entwickelt ist. Berühmte Tanzlocalitäten jener Tage waren: die Mehlgrube auf dem Neuen Markt (später Hôtel Munsch), zur „Oesterreichischen Kaiserin" in der Weihburggasse, „Römischer Kaiser" in der Renngasse; in der Leopoldstadt beim „Sperl", im Jahre 1807 am 29. September zum ersten Male von dem damaligen neuen Besitzer Johann Georg Scherzer eröffnet. Der Name stammt von dem einstmaligen Besitzer, dem Hofjäger Johann Sperlbauer (1701), der hier eine Gastwirthschaft hielt. In den Vierziger-Jahren folgte der Saal des Dianabades und das Riesenlocale des Odeon. Auf der Landstraße war das berühmteste Ball-Locale die „goldene Birne" auf der Hauptstraße, der „Fürstenhof" in der Ungargasse, endlich seit 1845 der Sophienbad-Saal, den der blinde, hochverdiente Inhaber der im Jahre 1838 von ihm gegründeten Badeanstalt, Franz Morawetz (geb. 1792), eröffnete. Auf der Wieden genoß große Beliebtheit der Tanzsaal zum „schwarzen Bock" (heute „ungarischen König", Belvederegasse 29, alt 269), beim „König von Ungarn" (Hauptstraße Nr. 27, alt 482), beim „Mondschein" am Glacis (Technikerstraße Nr. 1, alt 102), der Tanzsaal zur „Walhalla", später das Kaffeehaus des Leander Prasch (Schikanedergasse 8, alt 807), der auch das Casino „Landgut" (Himbergerstraße 28, alt 913) zu einem vielbeliebten Unterhaltungsorte gestaltete. Im Bezirk Neubau (damals Schottenfeld, heute Bandgasse 14, alt 423) der Tanzsaal zum „Schaf"; in der Josefstadt „beim Sträußl" im Theatergebäude der Josefstädterstraße, welches das „wunderbare Haus" genannt wurde, da sich alle erdenklichen Vergnügungen darin befanden; das „grüne Thor" in der Roferano-, heute Lerchenfelderstraße. Am Alsergrund der „goldene Steg" in der Nußdorferstraße; bei der „Elster" (Alserstraße Nr. 22, an dessen Stelle nunmehr die Buchdruckerei Sommer), in der Währingerstraße der „Engel-Saal" (später berüchtigte „Walhalla"). Auf dem Lande: in Währing der „Wilde Mann", in Hietzing ganz besonders der elegante „Dommayer", erbaut vom alten Ferdinand


Die griechische Kirche. (Seite 1090.)

Dommayer 1833, der die Neuzeit nicht mehr erlebte, aber einen tüchtigen Sohn und einen Enkel zurückließ, dessen Factotum noch heute der seit dem Jahre 1830 dort bedienstete Oberkellner Johann Fürnkranz (geb. 1801) ist. Im Jahre 1875 verlieh Kaiser Franz Josef demselben „in Anerkennung seiner vieljährigen redlichen Pflichterfüllung“ das silberne Verdienstkreuz. Die Geschichte Wiens sollte ein eigenes Buch haben, in welchem die braven Bürger alle verzeichnet stünden; Franz Gräffer hatte in den Jahren 1846 und 1847 mit seinem „Oesterreichischen Bürgerkalender“ dazu den Anfang gemacht; leider hatte es damit sein Bewenden.

Einen Glanzpunkt im Karnevalstreiben bildeten die Redouten, jene Maskenfeste und Bälle, welche seit dem Jahre 1752 in den k. k. Redoutensälen abgehalten wurden. Ein volksthümliches Nachspiel bis zum Jahre 1848 bildete die sogenannte „schwarze Redoute“ in den Kasernen, besonders jene auf dem Getreidemarkt. Es war nämlich einzelnen Regimentern die Erlaubniß ertheilt worden, zur Karnevalszeit Maskenbälle zu geben, was ihnen Gelegenheit verschaffte, eine gute Einnahme zu machen, die unter die Soldaten vertheilt wurde. Jedes Regiment gab diesen Maskenball in seiner Kaserne, und man nannte ihn, da sonst am Aschermittwoch kein Ball mehr stattfinden durfte, die „schwarze (geschwärzte) Redoute“. Um 4 Uhr Nachmittags wurde daselbst „der Fasching (ein ausgestopfter Popanz) begraben“. Was sich an Späßen, Prügeleien, abenteuerlichen Verzerrungen denken läßt, wurde da ausgeführt, es waren dies nebstbei Bacchanalien sondergleichen, Ekel erregende Orgien, an denen selbst Personen beiderlei Geschlechts aus der besten Gesellschaft theilnahmen. — natürlich maskirt, während der Abschaum der feilen Kreaturen sich da sammelte und seine Reize so vortheilhaft als möglich zur Schau stellte. Es war ein Pfuhl der Verworfenheit, in den man da schaute, und begreiflich, daß endlich diese Art von Faschings-Unterhaltung eingestellt wurde. Viel besucht war auch ein eigenthümlicher Unterhaltungsort — das von Leopold Grader und Josef Daum am 4. Februar 1833 eröffnete „Elysium“ in den Kellern des Seizerhofes (heute Bazar), seit 1840 in denen des St. Anna-Gebäudes in der Johannesgasse. Mit seinem Kunterbunt von Schaustellungen, Eisenbahnfahrten, Künstler- und Musik-Productionen, einem Serail, Improvisatoren, Pantomimen-Theater, Einzügen ꝛc. ꝛc. mußte es wirklich „einzig“ genannt werden.



Die Kirche im Altlerchenfeld. (Seite 1098.)

Noch ist von den Musikern zu sprechen, welche sich um die Weisen verdient gemacht, nach welchen sich die tanzlustige Welt in jenem Zeitraume drehte. Wie

später die kaiserliche Hofballmusik eigenen Directoren anvertraut wurde, so geschah es in der ersten Zeit mit den k. k. Redoutensälen, und da erscheinen nach der Zeitordnung als k. k. Redoutensaal-Musikdirectoren: Pankraz Hueber (geb. 1730, gest. 1781), Josef Patatschny (geb. 1736, gest. 1796), Anton Höllmayer (geb. 1744, gest. 1802), Friedrich Zimmermann (geb. 1760, gest. 1812), Franz Pechatschek (der Vater des berühmten gleichnamigen Violinvirtuosen und Concertmeisters; geb. 1765, gest. 1816), Joachim Höllmayer (geb. 1772, gest. 1818), Michael Pamer, zugleich „Tanzmusik-Compositeur“ von großem Renommée (geb. 1782, gest. am 4. September 1827), Josef Wilde (geb. 1778, gest. am 2. December 1831). Die beiden Letzteren waren in jeder Beziehung die Vorläufer der unvergeßlichen Musikdirectoren Strauß und Lanner.

In den Anfang der Zwanziger-Jahre fällt das erste, Epoche machende Auftreten des Josef Lanner (geb. in Wien, im Hause Nr. 10 von St. Ulrich, später Nr. 66, heute Nr. 5 der Mechitaristengasse, am 12. April 1801, welches Haus durch die Bemühungen des tüchtigen Wiener Schriftstellers Josef Wimmer am 15. Mai 1879 mit einer Gedenktafel versehen wurde, gest. in Döbling am 14. April 1843), ferner des Johann Strauß (geb. in Wien am 14. März 1804, gest. in der Kumpfgasse Nr. 11, alt 829, Durchhaus in die Riemerstraße, am 25. September 1849). Unendlich viel ist bereits über diese beiden Heroen der Tanzmusik geschrieben worden, es wurde noch bei ihren Lebzeiten darüber herbe gestritten, welcher von Beiden den Vorzug verdiene; die Nachwelt ist sich darüber bereits vollkommen klar geworden. Ihre Individualität sowohl als ausübende Künstler wie als Componisten ist eine so wesentlich verschiedene, daß sie immer zu gleicher Zeit nebeneinander genannt werden können, wie sie sich auch nebeneinander behauptet haben, ohne daß man einem derselben ausschließlich den Kranz ertheilen müßte. Wenn Strauß in der That durch sein Feuer, seine Lebhaftigkeit und durch glückliche Erfindung und Behandlung zum Tanze einladender und geeigneter Motive hinriß, so bezauberte hingegen Lanner durch milde Grazie und Originalität, durch unendliche Lieblichkeit der Melodien, humoristische Naivetät seiner Compositionen, durch die kunstgemäße Durchführung, durch seinen ganz eigenthümlichen delicaten Vortrag. Das Publikum sprach sich selbst bei jedesmaliger Production irgend eines neuen Walzers der Beiden in deutlichster Weise aus. Bei Lanner blieb es regungslos sitzen und das Ohr lauschte gierig der Melodien, welche aus seiner Geige hervorquollen; erst bei der zweiten, stürmisch begehrten Wiederholung fing man zu tanzen an; — bei Strauß war dies unmöglich; man verhielt sich wohl ruhig beim ersten Walzer, aber beim zweiten schon riß der feurige Strom Alles im Wirbel mit sich, man mußte tanzen, es gab keinen Aufenthalt mehr. Lanner und Strauß, die Beiden leben ewig nebeneinander im Andenken der Wiener fort!

Es war ein recht talentvoller Nachwuchs, den sie herangebildet hatten, meist aus jungen Leuten, die schon in ihren Orchestern gespielt, so Franz Morelly (geb. in Wien 1809, gest. in Bombay am 17. Januar 1859) und dessen Bruder Ludwig Morelly (geb. in Wien am 21. August 1812, gest. am 28. Juli 1859); von dem Ersteren sangen die Wiener auf die Melodie eines seiner Walzer passend: „Und der Morelly — Der hat das Fideli (Treuherzige) — Das g'wisse Duiduideh — Hebt Ein'm von selbst in d'Höh!“ in drastischer Weise seine Compositionsart charakterisirend. Des Zweiten Musik zeichnete sich wieder durch Rhythmus aus und gar mancher Tänzer behauptete: „Tanzen kann man nur bei Ludwig Morelly's Musik“. — Noch lebt der treffliche Philipp Fahrbach (geb. am 25. October 1815), anfangs Flötist in der Kapelle Strauß, später selbstständiger Dirigent einer Musikkapelle, endlich k. k. Militärkapellmeister, tüchtiger Componist. Auch Franz Ballin (geb. in Wien am 8. Mai 1808, gest. am 18. October 1854), erst in Wilde's

Orchester, dann bei Lanner und Strauß, war ein tüchtiger Tanzmusikdirector und Componist. In den Vierziger-Jahren trat auch Josef August Adam (geb. am 22. April 1817) als Kapellmeister und Componist auf, der recht gefiel, sich aber später in's Privatleben zurückzog.

Aber alle diese wurden überstrahlt von Johann Strauß, Sohn (geb. in Wien am 25. October 1825), dessen erstes öffentliches Auftreten im Jahre 1844 Epoche machte, der in glanzvollster Weise den Ruhm des unvergeßlichen Vaters an sich zu ketten verstand, dessen reizende Walzer „An der schönen blauen Donau" schon allein genügen würden, ihm den Nachruhm zu sichern, daß, wie der Wiener gerne sagt, „nichts über Strauß geht!" Strauß' Sohn getraute sich auch an etwas, woran sich sein Vater nicht gewagt hatte, er betrat die Laufbahn eines Operetten-Componisten und steht nun als „Maestro" ebenso gediegen in der Achtung der Musikkenner, als in der der Tanzliebenden. Sein geschickter Bruder Josef ruht leider schon im Grabe, ein zweiter, Eduard, k. k. Hofballmusikdirector, macht ebenfalls dem Namen Strauß alle Ehre.

Bevor wir den Reigen des Tanzvergnügens und seiner Beförderer schließen, müssen wir auch der Tanzmeister gedenken, welche die Schritte der tanzlustigen Wiener und ihrer Gäste zu lenken pflegten. Es waren dies in der Zeitfolge: Josef Lutz, auch Tanzmeister der königlich ungarischen Nobelgarde (geb. 1741, gest. 1796), Jakob Lutz, Tanzlehrer im Löwenburg'schen Convict, auch Mitglied des Ballets im Hofoperntheater (geb. 1802, gest. 1847), Johann Haselböck (geb. 1751, gest. 1808), Ignaz Seve (geb. 1750, gest. 1808), Philipp Cesari (geb. 1777, gest. 1822), Johann Raab, kaiserlicher Hoftanzmeister (geb. 1807), der die „Quadrille" aus Paris brachte und die „Polka" in allen Tanzsälen der Welt einbürgerte, heute der Nestor der choreographischen Welt; Emanuel Marsano, Eduard Weber Edler von Webersfeld (geb. 1812, gest. 1847), Franz Reiberger (geb. 1793, gest. 1850), Michael Reiberger (geb. 1788, gest. 1853), Franz Rabensteiner (geb. 1810, gest. 1859), Ludwig Krieghoff (geb. 1812, gest. 1860), Adam Rabel (geb. 1800, gest. 1862), Zacharias Sedini (geb. 1780, gest. 1862), Tanzlehrer des Herzogs von Reichstadt und des Kaisers Ferdinand I.; Anton Schmuckher (geb. 1781, gest. 1867), der in seinen letzten Lebensjahren, vollständig gelähmt, in einem Handwägelchen durch die Straßen gefahren wurde und vor dem Hauptthore des Zwettlhof auf dem Stefansplatze von den Vorübergehenden Almosen erflehte.

Eine der beliebtesten Unterhaltungen der Wiener war schon seit langer Zeit und ist es heute noch, Wirthshäuser zu besuchen, in denen sich die sogenannten Volkssänger produciren. Unter ihnen gab und giebt es noch heute Personen, welche unter günstigeren Vorbedeutungen treffliche Komiker der Schaubühnen geworden sind oder sein könnten. In früheren Zeiten gingen derlei Talente öfter unter, sie „vertrunkenboldeten" sich, wie man scharf bezeichnend sagen könnte. Damals trugen sie noch den Beinamen „Harfenisten", weil sie ihre Vorträge entweder eigenhändig mit der Harfe begleiteten oder sich derartig von bezahlten Miethlingen begleiten ließen. In neuerer Zeit machte der „Harfenist" dem „Volkssänger" Platz, die von der Harfe begleiteten Gassenhauer wurden vom Klaviere, die „Unterhaltung" von der „Soiree", das gewöhnliche Publikum von der Intelligenz und Eleganz verdrängt, dazu kam die Production von förmlichen Lustspielchen, Possen und costümirten Soloscenen und das Volkssängerthum par excellence war in schönster Blüthe.

Bereits im 17. Jahrhundert erschien in den Wirthshäusern zu Wien die erste Harfenistin; es war dies eine Französin, Frau Jueteaux, geborene Du Puis, eine gemeine liederliche Weibsperson, welche schon in Paris zur Zeit König Heinrich's IV. (gest. 1610) als Harfenspielerin und Sängerin in den

dortigen Wirthshäusern berüchtigt war, ihrem Manne durchging und von Gott weiß welchem Winde nach Wien verschlagen worden. Dasselbe Jahrhundert brachte den schon besprochenen „lieben Augustin“ zur Welt. Nach diesem waren die berühmtesten Volksmusiker: Ferdinand Sturm (gest. 1731), ein famoser „Hackbretlschlager“ (Cymbalspieler); Josef Trimmer (gest. 1749), ein Harfenist; Philipp Hacksellner (gest. 1783), ein so beliebter Harfenist, daß ihn selbst Maria Theresia an den Hof berief, wo er sich produciren mußte; Don Ranuzio di Biscroma, wie er mit dem Spitznamen hieß, ein Violinspieler, den in seiner Jugend selbst Mozart liebte und begünstigte — der Hofkammerbeamte Pasqual Josef von Damiani, Herzog und Graf von Tuhegli (geb. 1773, gest. 1846), später Bierfiedler in Neu-Lerchenfeld, wo ihm, da er vornehmlich gern Mozart'sche Weisen spielte, der Name „Mozart-Harfenist“ gegeben wurde. Ungeheueres Aufsehen erregte zu Anfang des 19. Jahrhunderts der sogenannte „Heubauer“. Er hieß eigentlich Leopold von Komlosy (geb. 1784, gest. 1856), war Beamter der ungarischen Dreißigst-Expedition, dabei trefflicher Violinspieler und Sänger; verließ aber für einige Zeit seine Stellung, um das ungebundene Leben eines Volkssängers zu führen. Seinen „Künstlernamen“ erhielt er von dem Umstande, daß er sich nur in der Tracht eines ungarischen Heubauers producirte. Noch heute gehört die Melodie seines berühmten Heubauerliedes, beginnend: „Herdegatta (Oerdoeghatta) blaue Hosen!“ zu den volksthümlichsten seiner Gattung.

Im gegenwärtigen Jahrhunderte excellirten noch Anton Schwarz (gest. 1854), Leopold Burger (gest. 1833), genannt „der blinde Poldl“, die Volkssänger Jonas und Rothkopf, zwei virtuose „Dudler“ (Jodler, Kehlenüberschlagsgesänge); Johann Mayer, genannt „Zwickerl“, Violinspieler und Componist, dessen Productionen, mit Feuerwerken und Maskeraden verbunden, die sensationellsten Titel führten, wie z. B. „Gs-gs-Landler“, „Juxer, Wixer und Reißer“, der Leichenmarsch (!): „Grazientänze“ und hundert solche Tollheiten. Zwickerl ist der unsterbliche Autor des Ausspruches: „'s A is e o, jetzt is 's E a o!“ (Bei Gelegenheit, als ihm nämlich während seines Spieles erst die A-Saite der Violine, dann die E-Saite sprang, äußerte er zu seinen Gefährten: „Das A ist ehe ab, jetzt ist das E auch ab!“ was, im Localtone gesprochen, den obigen Gallimathias giebt.) Daß er aber der Verfasser des Textes zu Weber's Trauerwalzer, des bekannten „Wie ich bin verwichen, zu mein' Dirndl g'schlichen“ 2c. und „Ist denn gar kein Weg, ist denn gar kein Steg?“ 2c., gewesen, ist vollkommen unrichtig; der Schauspieler und dramatische Dichter Adolf Schritt (geb. in Prag 1808) ist der Verfasser. Es producirten sich noch ferner Franz Gruber, genannt das „picksüße Holz“ (Virtuose auf der Clarinette, daher der Name); Georg Pigall; der wackere, und kunstgebildete, besonders in Sprachen-Charakteren wirksame, noch heute thätige Karl Kampf, dessen schönster Ruhm darin besteht, daß während seiner mehr als vierzigjährigen Wirksamkeit als Volkssänger niemals eine Zote aus seinem Munde kam und er dennoch die Lachmuskeln der Zuhörer stets in Bewegung zu erhalten wußte.

Der Erste, welcher das Volkssängerthum der neuesten Zeit schuf, war Johann Baptist Moser (eigentlich Müller, seit 1829 wirkend, gest. 1863); er besaß ein eigenes Talent, die Momente zu erfassen und darauf passende Lieder und Witze zu machen und führte mit Beihilfe seines Personals, darunter der treffliche Komiker Franz Gatterer (gest. 1854) Scenen aus dem Volksleben auf, welche in treffender Weise die Gebrechen der Gesellschaft geißelten. Auch einen eigenen Dichter hatte seinerzeit das Harfenistenthum, es war dies der Buchbinder Wenzel Schuh (geb. 1782, gest. 1848) in Fünfhaus, welcher Lieder für die Harfenisten, Hochzeitsgedichte für's Land schrieb, bei Tafeln, Kindstaufen, Begräbnissen 2c. improvisirte, was Alles er mit vielem Geschick und Talent that.

Eine elegante Unterhaltung gewährten den Wienern die Taschenspieler, welche die Stadt mit ihrem Besuche erfreuten; so Bartholomäo Bosco (geb. 1793,

gest. 1863), der elegante Ludwig Döbler (geb. 1801, gest. 1864), dann der einheimische, liebenswürdige Dr. Johann Nepomuk Hofzinser (geb. 1805, gest. 1875), Beamter des Finanzministeriums, zu dessen „Stunden der Täuschung" in dem Privatsalon seiner Gattin die elegante Welt Wiens strömte.

Es gab ferner auch gesellige Vereine (geschlossene Tischgesellschaften), unter denen ein Jux-Verein sondergleichen an der Spitze stand — die sogenannte Ludlamshöhle. Der Beginn des Vereines fällt eigentlich schon in das Jahr 1816, wo eine Anzahl lustiger Leute im beliebten Gasthause zum „Blumenstock" im Ballgäßchen sich alle Abende zusammenfanden und sich da durch launige Gespräche, Erzählungen von Anekdoten, Abfassung von Witzen u. dergl. unterhielten. Die Krone des lustigsten Muthwillens waren die Dichter Castelli und Deinhardstein und der Schauspieler Korntheuer. Was aber Deinhardstein trieb, war von so genialer, augenblicklich verblüffender Keckheit, daß selbst das Ungereimteste als Wahrheit erschien. Die Vergrößerung der Gesellschaft, der unangenehme Umstand, daß die zahlreichen Nebengäste auf jedes ausgesprochene Wort lauschten, machten die Wahl eines anderen Gasthauses, wo ein abgesondertes Zimmer befindlich sei, wünschenswerth. Man versuchte es daher beim „grünen Baum" in der Wallnerstraße, aber auch hier behagte es der Gesellschaft nicht.

Da kam es, daß im Theater an der Wien zum ersten Male Adam Oehlenschläger's „Ludlamshöhle" gegeben wurde. Die ganze Gesellschaft hatte sich verabredet, der Vorstellung beizuwohnen und nach derselben sich in Haidvogel's Gasthaus im Schlossergäßchen (an dessen Stelle steht heute der Azienbahof) zu treffen, um die verschiedenen Meinungen auszutauschen. Oehlenschläger (geb. 1779, gest. 1850) kam selbst mit Castelli dahin, und so unterhielt man sich ausnehmend gut und geistreich bis gegen zwei Uhr des Morgens. Endlich bot der Wirth der Gesellschaft, wenn sie sich öfter bei ihm versammeln wolle, ein kleines, langes, von der übrigen Localität durch einen Mauerbogen getrenntes Zimmer an, und da Speisen wie Getränke sehr gut waren (auch der nachmalige Wirth Josef Reisenleitner beobachtete dieses Princip), beschloß man, hier den Sitz aufzuschlagen. Der Verein vergrößerte sich immer mehr, es wurde beschlossen, eine eigene Ordnung einzuführen und ein Oberhaupt zu wählen, und damit war „die Ludlamshöhle", wie man zu Ehren Oehlenschläger's den Titel wählte, gegründet.

Zum Vorstande, der den Titel eines „Kalifen" führte, wurde der seelengute, Alles über sich ergehen lassende Hofschauspieler Karl Schwarz ernannt, der täglich der Spielball frohester Neckerei war, ja sogar böse wurde, wenn man ihn an einem Abende in Ruhe ließ. So regierte denn Kalif Rauchmar der Zigarringer (weil er unmäßig Tabak rauchte, so genannt), der rothe Mohr (weil er Schwarz hieß und seine Pfundnase so roth war, wie wenn sie mit Zinnober angestrichen gewesen wäre), und die Ludlamshöhle wurde immer berühmter, immer bekannter und besuchter. Auch die übrigen Mitglieder erhielten komische Beinamen, z. B. Roller der Unbegreifliche war der gelehrte Lexikograph Ignaz Jeitteles (geb. 1783, gest. 1843), weil er seine großen schwarzen Augen fast grauenvoll hin und her rollte und stets mit geheimnißvoller Miene sprach, auch seine Aufsätze oft so viel Tiefe hatten, daß sie Niemand begriff; — Sansmestill von Disputirowat war Deinhardstein, weil er gerne disputirte; — Lif Charon der Höhlenzote war Castelli, den letzten Namen erhielt er wegen seiner frivolen Witze; — Zweipfiff der Sicilianer war der Dichter Johann Gabriel Seidl, weil er stets nur zwei „Pfiffe" (halbe Seitel) Wein trank; — Mussi Bartel der Schambaninger war der Großhändler Samuel Biedermann, weil er einmal die Gesellschaft mit Champagner tractirte; — Witzbold der Rebbler war der Humorist Saphir; — Punjavez Osfagott mit dem Montelkragen und mit dem Mantelkrogen aus der Stodt und Festung Praak war der Dichter Wilhelm Marsano,

weil er Gedichte in böhmisch-deutschem Dialekte vortrefflich vortrug und mit dem Munde das Fagott gut nachahmen konnte; — der ewige Schatten war der Großhändler Franz Haßaurek. Wenn man nämlich in den Verein aufgenommen werden wollte, mußte man einige Zeit „Schatten" sein, dann erst wurde man „Körper". Haßaurek hatte sich nun als Schatten so hervordrängend benommen, daß er verurtheilt wurde, ewig Schatten zu bleiben, nebstbei wurde er Schattenmeister, d. h. mit der Aufsicht über alle Schatten betraut. Einst begehrte er als solcher auch das jus gladii (Recht über Leben und Tod), hier natürlich in dem, dem Gesellschaftszwecke entsprechenden Tollheitssinne, daß ihm aus der Kasse der Ludlamshöhle auch neue „Glader" (Kleider) bestritten werden sollten, was abweislich beschieden wurde.

Sonst waren noch Mitglieder unter den verschiedenartigsten, spaßigsten Beinamen: Hofschauspieler Heinrich Anschütz, Theaterdichter Dr. Karl Töpfer, Grillparzer — dieser hieß Saphokles der Istrianer, als Erinnerung an seine herrliche Sappho — Hofschauspieler Wenzel Lembert, der Dichter Baron Zedlitz, Kapellmeister Gyrowetz, der Historiker Graf Johann Mailáth (geb. 1786, gest. 1855), dieser hieß der Tüchelbeiß, weil er, so oft er lachte, in sein Taschentuch biß; der geistvolle Sichrowsky u. s. w. u. s. w. Ausgezeichnete Fremde, welche Wien besuchten und an der Gesellschaft theilnahmen, wurden ebenfalls gerne Mitglieder, so der Dichter Friedrich Rückert und Karl Maria von Weber, welcher der ersten Aufführung seiner Oper „Euryanthe" (25. October 1823) beiwohnte. Ihm zu Ehren veranstaltete die „Ludlamshöhle" eine eigene Feier, die mit der Krönung des Meisters mit einem Lorbeerkranze endete. Er erhielt den Beinamen Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel, weil er mit seinem Freischützen das große Ziel getroffen und der Part der Agathe einer der vorzüglichsten war; das Prädicat erhielt er als besondere Ehre, indem er allein von allen Ludlamiten in den Adelsstand erhoben wurde. Weber selbst hielt an diesem Abende einen sehr interessanten Vortrag, einen von ihm gedichteten Scherz „Ein Wort zur Zeit" nach der Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager formulirt und gegen das moderne lärmende Componistenthum gerichtet. Kalif Schwarz wurde an diesem Abende mehr als je gehänselt und mußte, wohl zum hundertsten Male, sein Steckenpferd: „Das Liet vom braffen Mahne" declamiren. (Schwarz sprach nämlich alle harten Mitlauter weich und alle weichen hart aus; die Wirkung war unbeschreiblich.)

Im Jahre 1826 wurde die Gesellschaft „Ludlamshöhle" aufgelöst. Es war dies ein colossaler Mißgriff der Wiener Polizei, denn sie maß der Gesellschaft eine politische und staatsgefährliche Wichtigkeit bei. Die Verhöre, denen die einzelnen Mitglieder ausgesetzt wurden, lassen an Bornirtheit auch nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Alle Effecten wurden confiscirt, die schwarze Tafel, auf welcher eben geschrieben stand: „Diesmal ist der Samstag an einem Sonntag" (nämlich als spaßhafte Anzeige, daß die nächste Versammlung einen Tag hinausgeschoben worden), wurde von zwei Polizei-Commissären sorgfältig weggetragen, damit diese „geheimnißvolle Schrift" nicht abgelöscht werden könne. Furchtbare Gedanken glaubte man ferner in dem Vereinsgruß zu finden, welcher — in Anspielung auf die Nase des Kalifen — lautete: Schwarz ist roth und roth ist Schwarz. Da der „dumme Kerl" stets Recht behalten mußte, so blieb selbst nach allen gegebenen Beweisen und Erläuterungen der Ungefährlichkeit der Verein aufgehoben. Erst viel später bildeten sich, nach dem freilich nie mehr erreichten Urbilde: das „Soupiricon", die „Gambrinusbrüder", die „Concordia" (nicht zu verwechseln mit dem heutigen Schriftsteller- und Journalistenverein), die „Aurora", der „Hesperus" und andere mehr oder weniger gelungene derartige Gesellschaften.

Große Berühmtheit erlangte eine zweite Gesellschaft, allerdings weniger spaßhafter, und dennoch recht fröhlicher Art — die Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde, welche zu Sebenstein hinter Wiener-Neustadt ihren Sitz hatte.

Ihr Gründer war der renommirte Oekonom und Mineraloge Anton David Steiger Edler von Amstein (geb. zu Pösing in Ungarn am 13. October 1768, gest. in Wiener-Neustadt am 23. September 1831), wobei ihm als Burgvogt Josef Schnepfleithner (geb. zu Zell in Pinzgau am 17. Juni 1761, seines Zeichens Theater-Garderobeschneider, aber ein findiger Mann in Bezug auf Ritterwesen und spaßhaften Geisterspuk, gest. in Wiener-Neustadt am 14. Juli 1831) zur Seite stand.

Steiger war ein Verehrer der alten Rittersitten, weshalb er sich mit mehreren gleichgesinnten Männern in Verbindung setzte, um die Erholungsstunden nach altdeutscher Weise zu genießen. Er nahm 1792 die Veste Sebenstein in Erbpacht, nannte sie „Wildenstein ob Sebenstein", gab sich den Titel eines „Oberritters" und nannte sich als solcher „Hainz am Stein der Wilde", die Gesellschaft: „Die Wildensteiner Ritterschaft auf blauer Erde" und wählte die Devise: „Alles für Gott, Kaiser, Oesterreich und Freundschaft".

Bald gestalteten seine Bemühungen die Veste zu einem sehr interessanten Aufenthalte; er richtete sie ganz nach mittelalterlichem Geschmacke ein mit einer Kapelle, Prunkgemächern, einer Kunst- und Wunderkammer, einem Waffensaale, Gerichtskammer, Verließ ꝛc. Unter der Gesellschaft gab es Turnier-Marschälle, Prunk- und Säckelmeister, Schöffen, Ritter, Burgpfaffen, Vögte und Knappen; sie hatten Statuten, Aufnahmsregeln, Turniere, Feste, Zechgelage u. s. w., huldigten aber auch stets der Wohlthätigkeit, indem sie Beiträge zur Unterstützung Bedürftiger unter sich sammelten, was eine recht ergiebige Losung machte.

Der Zweck war überhaupt ein so edler, daß selbst der Bruder des Kaisers Franz I., Erzherzog Johann (geb. 1782, gest. 1859), die Würde des Hochgroßmeisters des Bundes annahm. Er wurde 1812 unter dem Ritternamen „Hanns von Oesterreich, der Thernberger" Mitglied des Bundes und nahm auch die Wahl zum Großmeister an. Er wohnte allen Festen und Versammlungen bei, wo er stets mit lautem Jubel und innigen Liebesbezeigungen empfangen wurde. Auch Kaiser Franz I. und die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses beehrten die Veste mit ihren Besuchen, wo der Jubel stets ein stürmischer war. Unter den Mitgliedern finden sich: Erzherzog Anton, Karl August Großherzog von Weimar, Prinz Wilhelm von Preußen (der heutige Kaiser von Deutschland), Prinz Leopold von Sachsen-Coburg (nachmals König von Belgien), eine bedeutende Anzahl der vornehmsten Cavaliere, viele Gelehrte und Künstler. Domherr Baron Summerau (nachmals Erzbischof von Olmütz) verschmähte es nicht, die Stelle eines „Burgpfaffen von Wildenstein" anzunehmen. Die Ritternamen waren oft sehr gemüthlich und komisch gewählt, so hieß z. B. der Abbé Plumket „Fingall vom stürmischen Morpheus", weil er während des Schlafens ungeheuer schnarchte.

Trotzdem sich die Gesellschaft aus so hohen Personen recrutirte, sich stets in loyalster Weise benahm, erregte sie doch das Mißtrauen der damaligen Polizeibehörde, so daß 1806 auf Anlaß des damaligen, recht nervösen Polizeipräsidenten, Franz Freiherrn Haager von Altensteig (geb. 1750, gest. 1816), durch den Kreishauptmann Stieler eine Aufforderung zu deren Auflösung erging. Bedeutende Männer nahmen sich derselben an und es wurde der Befehl aufgehoben, der Kreishauptmann bat 1811 selbst, in den Bund aufgenommen zu werden, und trat auch in denselben, und so dauerte die Gesellschaft noch viele Jahre fort; aber endlich nahm das Mißtrauen, wohl erregt durch die damaligen politischen Zeitverhältnisse, so sehr überhand, daß 1823 der damalige Regierungspräsident Augustin Freiherr Reichmann von Hofkirchen (geb. 1755, gest. 1828) ein peremptorisches Schreiben an den Oberritter Steiger richtete, worin er höflich, aber entschieden die Auflösung der Ritterschaft forderte, „weil ein Verein dieser Art derzeit leicht der Gegenstand einer Deutung (?!) des Publikums wird". Auch wurde, im Falle

sich der Verein nicht freiwillig auflöse, ein kaiserlicher Befehl in Aussicht gestellt, und so erfolgte die unmittelbare Selbstauflösung der Gesellschaft. Sebenstein wurde im Jahre 1825 vom Fürsten Alois Liechtenstein angekauft, der die schönen Einrichtungen und Sammlungen der Burg theilweise auf andere seiner Güter übertrug; immerhin befindet sich aber noch genug des Sehenswerthen daselbst.

Neue Schöpfungen und Bauten.

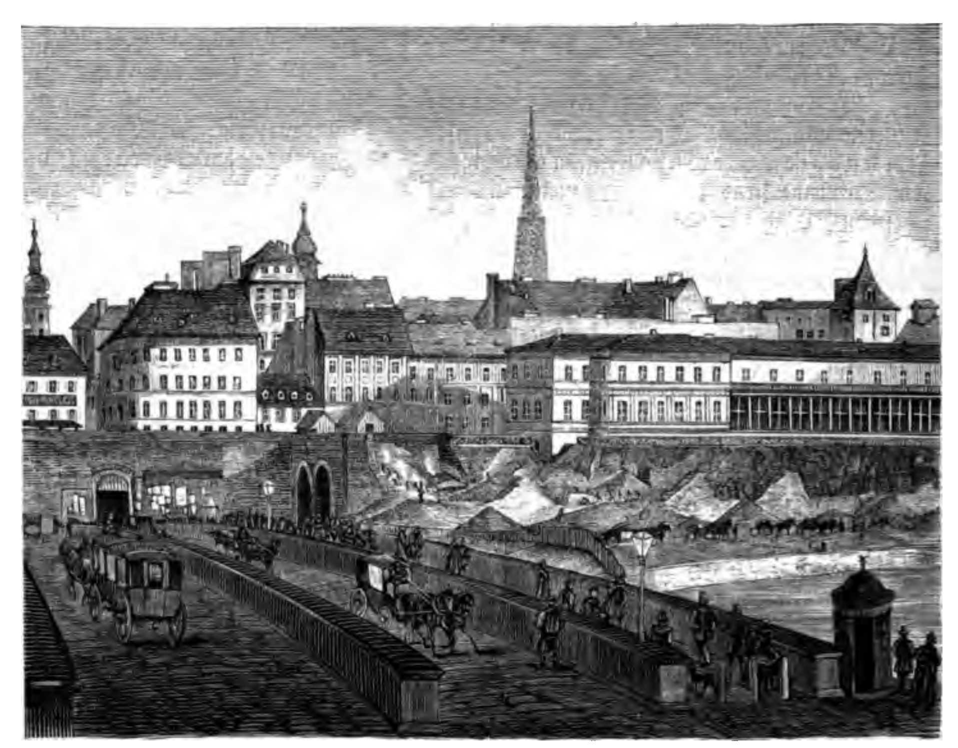
Trotz dem nach Unterhaltung strebenden Charakter des Wiener Volkes wurde während der ganzen vormärzlichen Periode dennoch viel Ernstes und Würdiges geschaffen. Im Jahre 1812 trat die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft



Neue k. k. Börse. (Seite 1103.)

in's Leben, welche seither ungemein viel zur Verbesserung der Landwirthschaft überhaupt leistete; 1810 entstand der Adelige Frauenverein, auf Anregung der Fürstin Caroline von Lobkowitz (geborenen Schwarzenberg 1775, gest. 1816) zur Beförderung des Guten und Nützlichen und zur augenblicklichen Unterstützung Bedrängter entstanden, dessen Wirksamkeit eine ungemein segensreiche ist und in der Gründung des Marienspitals in Baden für arme Kranke seine Krone fand; im Jahre 1823 stiftete der verdienstvolle Pfarrer am Schottenfeld, Honorius Kraus (geb. 1773, gest. 1850), den ersten Kirchenmusikverein, welchem schon ein Armenverein, die erste Sonntagsschule vorangegangen waren; er gab 1828 die erste Anregung zu den Neujahrs-Enthebungskarten zum Besten der Armen; — im Jahre 1823 gründeten die Wiener Justizbeamten ihre noch heute bestehende Privatbibliothek; — 1827 wurde die Gartenbau-Gesellschaft, zur Hebung des Gartenbaues, gegründet. Im Jahre 1862 überließ ihr Kaiser Franz Josef I. auf den Gründen der Stadterweiterung einen Bauplatz als Geschenk zur Förderung ihres Vereinszweckes, am 14. December 1864 erfolgte die feierliche Schlußsteinlegung des neuen Gebäudes der Gartenbaugesellschaft, der Blumensäle. Im April 1877 feierte die Gesellschaft solenn ihr fünfzigjähriges Jubiläum.

Im Jahre 1830 entstand der Kunst-Verein, Verein von Privaten zur Beförderung der bildenden Künste, mit der Bestimmung, durch Ankäufe gelungener Werke lebender vaterländischer Künstler die Thätigkeit der Letzteren anzuregen und die Theilnahme für die bildende Kunst im Publikum zu verbreiten. Schon 1816 war übrigens von der k. k. Akademie der bildenden Künste eine alle drei Jahre stattfindende Kunst-Ausstellung veranlaßt worden; — 1838 wurde die Aerzte-Gesellschaft, bestimmt zur Beförderung der Arzneikunde in ihrem ganzen Umfange, in's Leben gerufen; — im selben Jahre entstand der Gewerbe-Verein, um dessen Gründung sich Rudolf von Arthaber, Graf August Breuner, Graf Eugen Czernin, Graf Ferdinand Colloredo-Manns-



Die Rothenthurmbastei und die Ferdinandsbrücke. (Seite 1098.)

feld, Ignaz Czapka, Baron Doblhoff, Professor Stefan von Endlicher, Theodor Hornbostel, Freiherr Ludwig von Pereira, Professor Jakob Reuter u. v. A. verdient gemacht.

Im Jahre 1801 wurde die Bürgerspital-Wirthschafts-Commission constituirt; 1804 erhielt der Graben zwei schöne Brunnen zu beiden Seiten der Dreifaltigkeitssäule, der obere mit der schönen Bildsäule des heiligen Josef, der untere mit der des heiligen Leopold geschmückt. An diesen beiden Brunnen waren ehemals, wie heute, Hütten oder Zelte aufgeschlagen, in denen Erfrischungen verabreicht wurden, weshalb man sie schlichtweg nur „Limonadehütten" nannte; — 1806 entstand das Dianabad als Wannenbad, das 1841 eine Schwimmhalle erhielt, ausgeführt von den Architekten Etzel und Förster. Dieselbe wurde im Winter als Ballsaal benützt; 1858 erhielt die Anstalt ein neu erbautes Dampfbad; — im Jahre 1809 wurden allgemein die Anzeigen von Todesfällen, die sogenannten

Partezettel, eingeführt; — im Jahre 1810 wurde der Congregation der Mechitaristen das Kapuzinerkloster in St. Ulrich eingeräumt, 1837 bauten sie sich dort ihr neues Congregationshaus, 1873 wurde ihre Kirche neu hergestellt; — 1811 entstand das Lustgebäude und der Park beim ältesten Bad der Leopoldstadt, im sogenannten Schüttl; — 1812 errichtete der Buchhändler Karl Armbruster die erste Leihbibliothek; — 1813 entstand durch Abtheilung der Starhemberg'schen Gründe die Vorstadt Schaumburgergrund, die 1862 in den Bezirk Wieden einverleibt wurde; — 1813 wurde die k. k. Militär-Schwimmschule errichtet; Erbauer derselben war der nachmalige Feldmarschall-Lieutenant Franz Freiherr von Schulzig (geb. 1787, gest. 1864); bekanntlich war es, als Schluß des Unterrichts und Probestück, Gepflogenheit der Schüler, über die große Donau zu schwimmen; — 1816 bürgerte sich die Sitte der Christbäume am Weihnachtsabende in Wien ein, eingeführt von der Erzherzogin Henriette, Gemalin des Helden Erzherzog Karl; 1817 erfand der Schneider Madersberger in Wien die Nähmaschine; — 1818 stiftete die Hausbesitzerin Elisabeth Rudolf, geborene Bretschneider, in der Gemeinde Wieden eine Dienstboten-Versorgungsanstalt; — 1818 wurde das Gaslicht in den Straßen Wiens eingeführt (zuerst in der Kruger- und Wallfischgasse), nachdem es schon 1816 der Wiener Apotheker Josef Moser (geb. 1779, gest. 1836), ein geschickter Chemiker, in seinem Locale in der Josefstadt (beim goldenen Löwen, Josefstädterstraße 30, Piaristengasse 39, alt 132), wie auch dann im polytechnischen Institute eingerichtet hatte; 1832 übernahm eine englische Gasgesellschaft die Beleuchtung der gesammten Stadt und Vorstädte, welche bis 1845 vollendet war.

Im Jahre 1819 wurde das k. k. Technische Kabinet, eine herrliche Sammlung, vom Kronprinzen Ferdinand errichtet, deren Uebertragung in das polytechnische Institut erfolgte 1841; — im Jahre 1819 wurde die erste österreichische Sparcassa zuerst in der Leopoldstadt gegründet, 1821 wurde sie in die Stadt übersetzt, 1823 trat die mit ihr verbundene Versorgungsanstalt in's Leben; 1837 wurde das schöne Gebäude am Graben vom Architekten Pichl erbaut. Im Jahre 1819 wurden ferner die Sophien-Kettenbrücke auf der Landstraße, im Jahre 1828 die Karlsbrücke, auch Karls-Kettensteg genannt, gegen die Leopoldstadt zu erbaut; 1820 entstanden mehrere artesische Brunnen, 1841 jener auf dem Getreidemarkt; 1823 wurde das allgemeine Pensionsinstitut für Witwen und Waisen errichtet; 1824 entstand, vornehmlich auf Veranlassung des Freiherrn Leopold von Hackelberg (geb. 1789, gest. 1852), eine Anstalt, die das Holz schon kleingespalten den Parteien zuführte, und diese erste Holzverkleinerungs-Anstalt erhielt den Namen „Phorus“, entstanden aus den Anfangsbuchstaben der Namen der Gründer Ferdinand Graf Palffy, Hackelberg, Offenheimer, Mechaniker Reinscher, Unger und Ritter von Schönfeld; — 1825 erhielt die von Maria Theresia 1753 gestiftete Sternwarte im Universitätsgebäude eine dem neuen Standpunkte der Wissenschaften angemessene Umgestaltung; im selben Jahre setzte der Industrielle Fichtner in Atzgersdorf die erste Dampfmaschine zum Fabriksgebrauch in Betrieb (bis zum 50jährigen Jubiläum am 6. October 1875 war diese nämliche Maschine ununterbrochen thätig geblieben); — am 26. März 1826 wurde zum Bau des ersten israelitischen Tempels (Synagoge, Seitenstettengasse) der Grund gelegt; in den Jahren 1853 bis 1858 erst wurde der zweite israelitische Tempel (Leopoldstadt, Tempelgasse, Bild Seite 1073) nach Plänen von Ludwig Förster (geb. 1818, gest. 1863) im byzantinischen Styl erbaut. Im letztgenannten Jahre erst wurde auch die Griechische Kirche (Kirche und Schulgebäude der nichtunirten griechisch-orientalischen Gemeinde, Alter Fleischmarkt, Bild Seite 1080) auf Kosten des Barons Simon Sina restaurirt und die Façade, ein schöner

byzantinischer Bau von Hansen mit Fresken von Karl Rahl, hergestellt. Fernerhin entstand die Fahr-Kettenbrücke zwischen der Kettenbrückgasse und dem Heumagazine an der Laimgrube, nach den Plänen des k. k. Wasserbau-Inspectors Anton Robausch vom Stadtbaumeister Deimel gebaut; 1829 eine neue Augartenbrücke an Stelle derjenigen, welche bereits 1782 von Kaiser Josef II. angelegt worden war, um dem Publikum den Besuch des Augartens zu erleichtern. Die Franzosen hatten sie 1809 abgebrannt, dann aber wieder hergestellt. — In den Jahren 1827 bis 1832 wurde das Klostergebäude der Schotten ganz neu in seiner gegenwärtigen Gestalt vom Architekten Kornheusel hergestellt: 1830 der Göttweiherhof (seit 1237 in das Eigenthum des Stiftes übergegangen, Göttweihergasse Nr. 2, alt 1089) in die dermalige Gestalt umgebaut; 1832 wurde auch der Stiftshof des Gebäudes Heiligenkreuzerhof (Grashofgasse 3, alt 676 und 677) erneuert; 1835 das schöne Gebäude Bellegardehof (Bauernmarkt 13, alt 546 bis 548) erbaut; ebenso vom Grunde aus der Johanneshof in der Johannesgasse.

Als am 18. August 1830 die Kanonen von den Stadtwällen die erfreuliche Geburt des erstgeborenen Sohnes des allbeliebten Erzherzogs Franz Karl — des Thronerben und nunmehrigen Kaisers Franz Josef — verkündeten, da gingen treue Bürger mit sich zu Rathe, wie sie das freudige Ereigniß würdig zu feiern vermöchten; und auf Anregung von Seite des Pfarrers von Margarethen Georg Zeitlhofer und des Hausinhabers Josef Höpfinger wurde die Kinderbewahranstalt in Margarethen in's Leben gerufen, welche unter dem Protectorate der Kaiserin Caroline Auguste, gestützt von zahllosen Wohlthaten, stattlich heranreifte. Bald folgten dem segensreichen Institute mehrere in anderen Bezirken. Im selben Jahre wurde der Kettensteg zunächst des Obstmarktes und der Bärenmühle (Wienstraße) durch den Bauunternehmer Josef Jäckel auf eigene Kosten errichtet und dem Publikum gegen Entgelt zur Benützung eröffnet. Laut Vertrag mit dem Wiener Magistrate ging die Brücke 1860 in das Eigenthum der Stadtgemeinde über, wo dann der Brückenzoll aufhörte. Im Jahre 1831 begannen die Fahrten der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, die Regelung des Canalsystems, die theils in Abzugscanälen, theils in Ueberwölbung von Wildbächen bestand; es wurde ferner die Versicherungsgesellschaft: Assicurazioni Generali in Triest, mit der Hauptagentie in Wien, errichtet. Im Jahre 1834 erhielten die Redemptoristinnen (weibliche Mitglieder des Ordens vom heiligen Erlöser) ihre schöne, im italienischen Styl von Professor Karl Roesner erbaute Kirche am Rennwege, 1834 bis 1838 geschah der Umbau des niederösterreichischen Landhauses in der Herrengasse (heute Nr. 13, alt 30) nach Plänen des Architekten Ludwig Pichl. Es wurden aber einige der älteren Bestandtheile beibehalten. Auch erfolgte in diesem Jahre die Eröffnung des schönen gußeisernen Brunnens am Breitenfeld, das erste Kunstwerk und Denkmal dieser Art in Oesterreich, aus der gräflich Salm'schen Fabrik, auf Anregung des Schottenabtes Sigmund Schultes (geb. 1801, gest. 1861) und des Gemeindevorstehers Karl Gaber errichtet; im gleichen Jahre erfolgte von der Stadtcommune die Errichtung des Brunnens auf dem heutigen Mozartplatz (Wieden). 1835 bis 1837 kam das neue Münzgebäude nach den Plänen des k. k. Professors Paul Sprenger, eines der schönsten Gebäude der damaligen Kaiserstadt, zu Stande; es wurde das anatomische Museum der Universität von Professor Josef von Berres (geb. 1796, gest. 1844) neu eingerichtet; der Seizerhof wurde umgebaut und erhielt seinen schönen Bazar; 1836 erhielt das Kloster und Spital der Elisabethinerinnen seinen Neubau, denn die Nothwendigkeit einer Raumvergrößerung war gebieterisch eingetreten; es wurde ferner der Brunnen am Schloßplatz in Margarethen mit den Figuren von Professor Johann Schaller

(geb. 1777, gest. 1842) errichtet; der ehemalige Jesuitengarten in der Roßau gelangte in den Besitz des schöngeistigen Fürsten Franz Josef von Dietrichstein (geb. 1769, gest. 1854), welcher die Umgebung seines nunmehrigen Palais verschönerte. Am 26. August 1837 eröffnete der humane Arzt und Schriftsteller Ludwig Wilhelm Ritter von Mauthner (geb. 1807, gest. 1858) das erste Kinderkrankenhaus auf dem Schottenfeld in Wien (heute Neubau, Kaiserstraße 47, alt 26), das herrlich erblühende Institut erhielt bald (1842) sein eigenes Heim in dem nunmehr angekauften Hause; 1837 gründete Doctor Sigmund Granichstädten (geb. 1801, gest. 1879) die erste Wasserheilanstalt in Laab nächst Kalksburg, nach dem Muster der Gräfenberg'schen Anstalt des Doctors Vincenz Prießnitz (geb. 1799, gest. 1851), dessen eifrigster Verfechter er war; im selben Jahre verbannte der menschenfreundliche Irrenhaus-Director Dr. Viszanik die Ketten für die Unglücklichen, welche in dem traurigen Hause leben mußten.

Im Jahre 1837 begann der Bau der Kaiser Ferdinands-Nordbahn; mit dem Baue des prachtvollen Bahnhofes (Bild Seite 1057) nach dem Programme des Directions-Präses Professor J. Stummer, unter der Oberleitung des Architekten Oberingenieur E. Ehrenhaus, von den Ingenieuren J. Hermann und F. Hoffmann wurde 1859 begonnen, die Vollendung erfolgte 1866; das den großartigen Vestibule schmückende Marmorstandbild des Gründers der Nordbahn, Salomon Freiherr von Rothschild, von Meixner, wurde 1870 aufgestellt; 1837 entstand die erste Stearinfabrik in Oesterreich, in's Leben gerufen in Liesing bei Wien von Gustav de Milly aus Paris, deshalb wurden die Erzeugnisse „Millykerzen" genannt; 1838 wurde mit der Anlage der Südbahn, einer Schöpfung des Freiherrn Georg Simon von Sina (gest. 1856), begonnen und am 21. Juni 1841 die „Wien-Raaber Eisenbahn", wie sie genannt wurde, eröffnet. Im Jahre 1839 wurde von Kaiser Ferdinand I. das k. k. Militärisch-geographische Institut in der Josefstadt am Glacis geschaffen; im gleichen Jahre an Stelle des sogenannten „Kaisergarten" am Rennweg in der Ungargasse (heute 61, alt 389) das Palais der neu errichteten königlich lombardisch-venetianischen adeligen Leibgarde (später für die k. k. Equitation bestimmt) erbaut; es entstand das Palais Coburg auf der Wasserkunstbastei, dessen sich sofort der Wiener Witz bemächtigte und eine dritte komische „Burg" erfand, nämlich das Gebäude (seiner Säulencolonne wegen) die „Spargelburg" nannte. Ohnedies hatte man ja schon eine „Carbonadenburg" (Haus eines fürstlichen Koches in Baden) und eine „Kipfelburg" (Haus eines reich gewordenen Bäckers) in Döbling, als zarte Anspielungen selbstverständlich, daß sich die Erbauer durch ihre Metiers zu reichen Villabesitzern emporgeschwungen hatten; auch der 1839 von dem bürgerlichen Canalräumer und Bauunternehmer Johann Schmarda (gest. 1853) erbaute prächtige „Schmardahof" (Wieden, Favoritenstraße Nr. 27, alt 294 bis 296) entging seiner Bezeichnung nicht, die wir aus ästhetischen Rücksichten unterdrücken müssen. Endlich wurde im Jahre 1839 das Criminalgerichtsgebäude (heute k. k. Landesgericht in Strafsachen und Gefangenhaus genannt, Landesgerichtsgasse 21) nach dem Plane des niederösterreichischen Provinzial-Baudirections-Adjuncten Fischer vollendet. Der Volksmund will wissen, daß die ersten in Verurtheilung gezogenen Insassen des „grauen Hauses" (von der grautuchenen Sträflingstracht so genannt) der Baumeister und der Dachdecker gewesen seien, welche das Aerar mit allerlei Betrügereien hart geschädigt. Als im Jahre 1832 dieser Bau in Angriff genommen wurde, mußten auch für die alte an dieser Stelle am Glacis der Alservorstadt gelegene Bürger-Schießstätte entsprechende Räumlichkeiten ausgemittelt werden, und die Schützengilde übersiedelte auf die umfangreichen Schödl'schen Ziegelofengründe (heute Blechthurmgasse Nr. 1, alt 391, auf der Wieden), woselbst sie bis zum Herbste 1848 ihre Uebungen

abhielt. Das letzte „Freischießen“ fand daselbst vom 29. August bis 4. September 1847 statt.

Die an Wien nächstgrenzenden Bezirke hoben sich immer mehr und bekamen eine stattliche Häuser- und Bewohneranzahl; vornehmlich gilt dies von Gaudenzdorf, das 1819 seine Gemeinde gebildet hatte und nach ihrem Gönner Gaudenz Dunkler (geb. 1746, gest. 1829 als Prälat des Stiftes Klosterneuburg) den Namen führte. Dessen Bildniß ist auch im Sitzungssaale der Gemeinde (Schönbrunner Hauptstraße Nr. 39) zu sehen. Im Jahre 1835 erhielt das k. k. Hauptmünzamt, nach den Plänen Paul Sprenger's erbaut, die Basreliefs am Fronton, sowie die Gruppe über demselben von Director Klieber; 1836 erhielt die Renngasse durch eine erbaute Stiege (recht enge Passage, Wächtergasse genannt) eine Verbindung mit dem Tiefen Graben; im selben Jahre wurde der schon erwähnte Brunnen mit der Statue der heil. Margaretha auf dem Margarethenplatz des 5. Bezirkes eröffnet.

In den Jahren 1840 bis 1846 wurde die Pfarrkirche St. Johann in der Praterstraße nach Plänen des Professors Karl Rösner erbaut, die Fresken im Innern der Kirche lieferte Professor Leopold Kupelwieser (geb. 1796, gest. 1862), die Kreuzwegstationen Josef Führich, die Altarblätter Ziegler, die Figuren der Hauptfronte Professor Franz Bauer; das Basrelief am Portale ist das letzte Werk des Bildhauers Klieber. Im selben Jahre entstand die allgemeine wechselseitige Capitalien- und Renten-Versicherungs-Anstalt, ferner die erste Ankündigungs-Anstalt (in der Dorotheergasse), ein sehr zweckmäßiges Institut, das die Veröffentlichung jeder Art von Ankündigungen durch eigene Tafeln an den vorzüglichsten Plätzen der Stadt und Vorstädte besorgte; es verschwand durch den Abbruch der beiden Häuser auf dem Graben, gegenüber der Naglergasse, das unansehnliche Paternostergäßchen, wodurch dem Sparcassa-Gebäude eine freie Front gegeben wurde; ebenso entstand die schöne Häuserfronte auf den fortificatorischen Gründen der ehemaligen sogenannten „Salpeter-Plantage“ am Josefstädter Glacis, den beträchtlichen Flächenraum von 4760 Quadrat-Klaftern einnehmend. Eines der schönsten Bauwerke daselbst nahm das aus dem k. k. Kriegsgebäude am Hof hierher verlegte „Topographische Bureau“ ein.

Im Jahre 1841 übernahm Alois Ritter von Auer (geb. 1813, gest. 1869) die Leitung der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche 1804 unter der Leitung des Buchhändlers, nachmaligen k. k. Regierungsrathes und Directors Josef Vincenz Degen Ritter von Elsenau (geb. 1763, gest. 1827), entstanden war; damals ein kleines Etablissement mit vierzig Arbeitern, welche Zahl schon nach zehn Jahren auf tausend gestiegen war und nunmehr eine riesige Zahl von Pressen, Platten, Stempeln, Maschinen u. s. w. besitzt. Wichtige Erfindungen, wie z. B. der Naturselbstdruck, die locomobilen Glättpressen &c., gingen aus ihr hervor. In den Jahren 1841 bis 1847 wurde das Haupt-Zollgebäude auf der Landstraße nach Plänen des k. k. Hofbaurathes Paul Sprenger erbaut. Es wurde das unentgeltliche St. Josefs-Kinderspital am Schaumburgergrund (heute Koltschitzkygasse 9, alt 28, der Wieden), dieses Werk edelster Menschenliebe und großmüthigster Aufopferungen, unter dem Protectorate der Frau Erzherzogin Sophie, durch den Inhaber der ersten chemischen Zündmaschinenfabrik Stefan Ladislaus von Römer (geb. 1788, gest. 1842) und den Pfarrer Johann Lindner (gest. 1846) gegründet und 1842 eröffnet, ebenso das k. k. Bezirks-Krankenhaus auf der Wieden. Seit 20. Juni 1841 wurde die Südbahnlinie Wien-Triest, mit den Nebenlinien Mödling-Laxenburg und Neustadt-Oedenburg in Betrieb gesetzt. Ueberhaupt verliehen in der letzteren Zeit architektonische Unternehmungen der Stadt nicht nur einen bedeutenden Zuwachs an schönen Häusern, sondern es wurden auch an alten viele veraltete, zweckwidrige Formen weggenommen und durch

schönere, dem veredelten Geschmacke entsprechende Bauobjecte ersetzt, es entstanden neue Gassen, wie denn 1841 die k. k. Regierungsrathswitwe Theresia Adler von Lilienbrunn ihre umfangreiche Realität an der Donaustraße zum Behufe einer neuen Gasseneröffnung abbrechen und mit palastähnlichen Gebäuden versehen ließ, woraus 1844 die nach ihr benannte Lilienbrunngasse, dann die Regerlegasse und der Schöllerhof entstand. Es wurden die Fleischbänke auf der rechten Seite des Lichtenstegs entfernt, das sogenannte „Taschnerhaus" (heute Nr. 4, alt 526) demolirt und neu gebaut, was nicht wenig zur Verschönerung der dort gelegenen Plätze beitrug. Damit die sehr enge, für die Fußgeher äußerst gefahrvolle Passage der Gasse dem Michaelerhause gegenüber an der Ecke der Habsburgergasse (die einzige Gasse Wiens, welche keinen bezeichnenden Namen trug, heute heißt sie Stallburggasse) erweitert und jede Gefahr, etwa durch Fuhrwerke herbeigeführt, beseitigt werde, bewilligte Kaiser Ferdinand, daß zu diesem Ende von der Rückseite der k. k. Stallburg die Ecke abgetragen werde, was im Juni ausgeführt wurde. Das Palais Fries ging in das Eigenthum des Markgrafen Alfons von Pallavicini über, der dasselbe im Innern prachtvoll ausstattete. Eine große Wohlthat war die Ueberwölbung des Alserbaches, denn diese offene Kloake hauchte vielen Krankheitsstoff aus, und deren Ausdünstung belästigte Jeden, der in die Nähe kam.

Durch das von den Franzosen bei ihrer Invasion 1809 vorgenommene Bombardement war der Stefansthurm so beschädigt worden, daß schon 1810 unter Leitung des k. k. Hofarchitekten Johann Aman (geb. 1765, gest. 1834) ein Reparationsbau vorgenommen ward; in den Dreißiger-Jahren zeigte sich aber die Spitze des Thurmes im Steinwerke so verwittert und angegriffen, daß an eine umfassende Herstellung geschritten werden mußte. Am 24. October 1842 wurde das 1687 auf den Thurm gesetzte Kreuz mit dem kupfernen beweglichen Doppeladler abgenommen und zum Umbau des Thurmes geschritten, welcher bis auf ungefähr 20 Meter abgetragen und ein neuer Steinbau aufgesetzt, an welchem Werke sich die Zimmermeister Jakob Fellner und Anton Rueff, Architekt Professor Karl Rösner und Hofbaurath Paul Sprenger betheiligten. Leider wurde damals nicht sorgfältig genug der Bauzustand des ganzen Thurmbaues erwogen, es wurde der Neubau auf einem verwitterten Unterbau aufgeführt, und so kam es, daß nicht lange darauf neuerdings an einen Umbau geschritten werden mußte (1857, wovon später noch zu sprechen ist). Am 5. September 1842 feierte die Gemeinde Josefstadt das erhebende Fest der Uebergabe der von der k. k. Hofbuchbinderswitwe Eva Kunigunde Buchholz (geb. 1774, gest. 1844) der Kirche Maria-Treu daselbst gewidmeten 84 Centner schweren Glocke. Für ihre vielen menschenfreundlichen Handlungen wurde sie vom Kaiser mit der großen goldenen Civil-Ehrenmedaille ausgezeichnet. Im selben Jahre wurde der heutige Domherrenhof am Stefansplatz aus zwei Häusern (Nr. 871 und 872, neu Domgasse 2, Stefansplatz 5) erbaut; 1847 erhielt das Rathhaus in der Wipplingerstraße seine gegenwärtige vergrößerte und arrondirte, gegen die Salvatorgasse um das dritte Stockwerk erhöhte Gestalt, bei welcher Gelegenheit auch sämmtliche Aemter neue, zweckmäßigere Localitäten erhielten; ferner entstand die israelitische Kinderbewahranstalt in der Leopoldstadt, gegründet von Josef Wertheimer (geb. 1800), zwei Jahre darauf die Kinderbewahranstalt in Döbling; im October 1843 die erste Beheizungsanstalt zur Lieferung von Holz in kleineren Quantitäten; es fand die prachtvolle Vieh-Ausstellung im Augarten statt. Am 21. December 1843 erhielt der freie Platz vor der Paulanerkirche auf der Wieden ein Bassin der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung und wurde auf Anregung mehrerer kunstgesinnter Gemeinderäthe ein ornamentaler Brunnen nach den Entwürfen van der Nüll's und Siccardsburg's aufgestellt. Die auf vier

ausspringenden Strebepfeilern ruhende Steinsäule mit dem Standbild des „Schutzengels mit dem Kinde“ ist von dem tüchtigen Bildhauer Johann Preleitner. Der Guß der Bildsäulen in Zink, sowie jener der vier wasserspeienden Drachen und der Ornamente geschah durch die Bronze- und Eisengußwaarenfabrik des Josef Glanz; die Steinarbeiten lieferte Steinmetzmeister Franz Pranter. Die Eröffnung des Brunnens fand am 30. August 1846 statt. Im Rücken des Pfarrhofes, beim sogenannten Paulanerhause, stand früherer Zeit mitten in der Straße eine Säule der unbefleckten Empfängniß Mariens, die später zur Erweiterung der Passage abgetragen wurde.

Der Mai des Jahres 1844 sah ein Freudenfest in Wien: die Vermälung des ältesten Sohnes des Erzherzogs Karl, Erzherzog Albrecht (geboren am 3. August 1817) mit der baierischen Prinzessin Hildegarde (geb. 1825, gest. 1864); im selben Jahre wurde der Bischofhof von den daselbst angebauten Hütten befreit, der Zwettlhof auf dem Stefansplatz (heute Nr. 6, alt 868), bis dahin ein einstöckiges, unscheinbares uraltes Haus, machte einem stattlichen vierstöckigen Neubau nach dem Plane des Baumeisters Leopold Mayer Platz; es entstand die großartige neue Zollhalle im Zollgebäude auf der Landstraße; die reichhaltige Sammlung von egyptischen und anderen merkwürdigen Alterthümern, genannt Egyptisches Museum, früher in der Johannesgasse (heute Nr. 7, alt 972) untergebracht, wurde im unteren Belvedere neben der Ambraser-Sammlung aufgestellt. Am 19. September 1844 wurde das vom renommirten Kinderarzte Dr. Franz Hügel (geb. 1808, gest. 1876, medicinischer Schriftsteller, Verfasser des eben so interessanten als werthvollen Buches „Der Wiener Dialect“, eines Lexikons der Wiener Volkssprache) auf eigene Kosten errichtete unentgeltliche Kinder-Kranken-Ordinations-Institut eröffnet; im selben Jahr war der, 1842 begonnene Bau der Pfarrkirche in Meidling nach Rösner's Plane beendigt und in Unter-Sievring erhoben sich an Stelle der bei der furchtbaren Feuersbrunst vom 9. October 1843 eingeäscherten Häuser recht hübsche Neubauten. Es mag auch nicht unbemerkt bleiben, daß in diesem Jahre der Zucker in einer neuen Form den Wienern geboten wurde, die noch heute vielen Anklang hat — als Würfelzucker.

Im Jahre 1845 wurde das Statthalterei-Gebäude in der Herrengasse (heute Nr. 11, alt 29) nach Plänen Sprenger's erbaut und der Prunksaal erhielt Fresken von Leopold Kupelwieser. Ein allegorisches Mittelbild ist von 22 Darstellungen aus der österreichischen Geschichte umgeben. Der Gutsbesitzer Peter Ritter von Galvagni bereicherte ebenfalls Wien durch eine Reihe geschmackvoller Bauten, darunter 1847 den Mozarthof an Stelle des alten Häuschens, in welchem Mozart starb. Es begannen 1845 die Arbeiten der Regulirung der Währingerstraße; der jähe Abhang in der Nähe des Lazarethes wurde streckenweise durch mächtige Erdanschüttungen gehoben, die alte winkelige Linienstraße ganz umgelegt und eine schöne Zufahrt zur Währingerlinie hergestellt; Ende des Jahres 1848 war auch das neue Gebäude des k. k. Verzehrungssteuer-Linienamtes Währing vollendet. Es wurde durch eifrige Verwendung des Kapellvorstehers Johann Teufel (Brennholzhändler am Thury) die im Jahre 1740 von den Einnehmern Leopold Hueber und Martin Engelmaier errichtete und nunmehr gleichfalls demolirte Kapelle St. Johannes von Nepomuk, gegenüber dem Amtshause, aus Staatsmitteln durch den Baumeister Johann Höhne neu aufgebaut. Das sehr sehenswerthe Kunstwerk, das Abendmahl nach Leonardo da Vinci in der colossalen Größe des Originals von Rafaelli in Mosaik ausgeführt, das Anfangs des 19. Jahrhunderts vom kaiserlichen Hofe angekauft worden, bis 1845 aber zerlegt in dem Magazine des k. k. Belvedere gelegen hatte, wurde nunmehr vom Kaiser Ferdinand der Minoritenkirche überlassen und behufs

Aufstellung 8000 Gulden angewiesen. Seitdem prangt dasselbe mit seinem bewundernswerthen Farbenschmelze im Seitenschiffe der Kirche. In den Jahren 1846 bis 1849 wurde von den Architekten Ludwig Förster und Theophil Hansen die Kirche der evangelischen Gemeinde in Gumpendorf im Style der ältesten für den christlichen Cultus gebauten Kirchen hergestellt. Der Bau kostete der Gemeinde 108.000 Gulden. Im Juli 1846 wurde die d'Orsaygasse in der Roßau eröffnet, zur Herstellung einer directen Verbindung zwischen der Löwen- und Servitengasse, zu welchem Zwecke die Gräfin Dominica d'Orsay (geborene Gräfin Lodron 1789, gest. 1847) zwei ihrer Häuser abbrechen ließ. Es wurde in einem abgesonderten Gebäudetheil der k. k. Porzellan-Manufactur (gegründet von Karl VI. im Jahre 1718, seit 1721 in der nach ihr genannten Porzellangasse im Hause Nr. 51, alt 137, betrieben) die k. k. Cigarren-Fabrik errichtet, in welcher bei 600 Arbeiterinnen Beschäftigung fanden. Diese Fabrik lieferte circa 25 Millionen Stück Cigarren im Jahre.

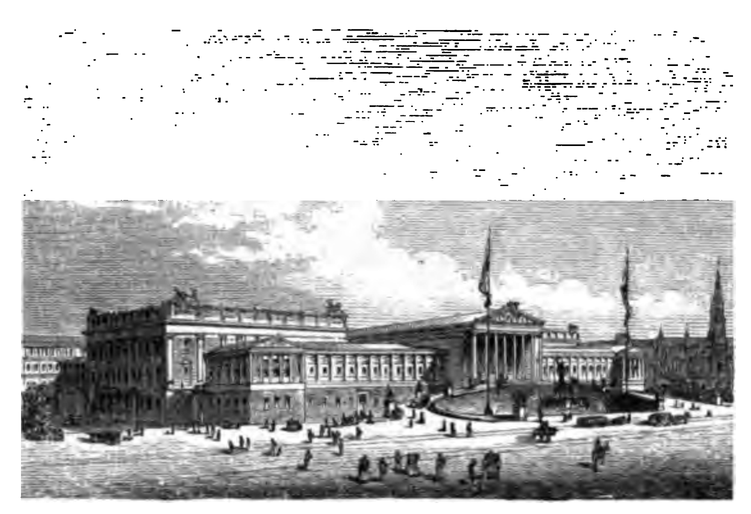


Die neue k. k. Universität.

Im April 1848 wurde zum Bau der k. k. Irrenheilanstalt am sogenannten Bründelfelde, dieser eben so schönen als humanen Anstalt geschritten, und dieselbe konnte 1852 der Benützung übergeben werden; am 8. Juni 1848 gründete sich der Ingenieur- und Architektenverein, der sich bereits ein prachtvolles eigenes Heim in Verbindung mit dem n.-ö. Gewerbeverein in der Eschenbachgasse Nr. 9 erbaute. Dieses „Vereinshaus“, dessen ornamentale Decoration von Karl Feldbacher, die figuralische Ausstattung vom Bildhauer Franz Melnitzky, die innere Ausstattung vom Bildhauer Franz Schönthaler herrührt, erhielt seinen Schlußstein am 16. November 1872, und zwar erfolgte die Legung durch den Kaiser Franz Josef I. selbst; es begann am 17. April der Bau des neuen Versorgungshauses der Stadt Wien und Kapelle zu Maria Heil der Kranken, an Stelle des „zum blauen Hergott“ genannten Gebäudes (Spitalgasse 23, alt 19 bis 21) nach den Plänen des Architekten Florian Schaden, durch den Stadtbaumeister Adolf Korompay 1852 vollendet und 1853 von den Pfründnern bezogen. Verdienstvoll für das Gemeinwohl war die Gründung einer Dampfbäckerei durch Peter Ritter von Gal-

vagni behufs Ausführung einer neuen vom Bäckermeister Leopold Wimmer erfundenen Backmethode, auf die er mit dem Kupferschmiede Anton Schmied ein Privilegium besaß. Die Eröffnung dieses ersten Wiener Dampf-Backhauses (Wieden, Heugasse Nr. 46, alt 126) erfolgte am 2. Januar 1848, aber, ungeachtet ihrer mehrseitigen Vortheile konnte die Unternehmung nur bis zum 1. August ihr Dasein fristen.

Im Jahre 1840 wurde die über die Donau führende Franzenskettenbrücke (Landstraße) erbaut; die nebenbefindliche Eisenbahnbrücke von Fillunger und Schnirch aber erst 1860. Es entstanden schöne Palais, das der Erzherzogin Maria Beatrix (geb. 1750, gest. 1829), nachmals Palais und Garten des Herzogs von Modena, 1812 mit einer Kapelle zur Flucht nach Egypten erbaut, erhielt bedeutsame Verschönerungen; das früher erwähnte Palais Coburg, nach Plänen des Architekten Schleps, wurde 1847 vollendet, jedoch erst 1865 mit den figuralischen Verzierungen versehen. Zwischen 1839 und 1847



Das neue Parlamentshaus.

wurde der schöne fürstlich Liechtenstein'sche Majoratspalast (Bankgasse Nr. 9, alt 44) nach den Entwürfen des Architekten De Vigne restaurirt und die inneren Räume in der luxuriösesten Weise ausgestattet. Zu einem neuen Zubau führte eine gedeckte Brücke (bei Demolirung der Löwelbastei fielen auch diese Bauten). Im Jahre 1840 wurde die Villa Metternich nach Plänen des Architekten (nunmehr k. k. Hofarchitekt und Oberbaurath) Johann Romano Ritter von Ringe erbaut, in neuester Zeit aber der schöne Garten parcellirt; 1846 das Palais des Grafen Schönborn in der Renngasse (Nr. 4, alt 155) durchaus erneuert; 1847 wurde das Palais Rothschild in derselben Straße (Nr. 3, alt 139) erbaut; der Zubau geschah 1868; im Jahre 1847 erfolgte der Bau des gräflich Hardegg'schen Palais in der Strauchgasse (Nr. 2, alt 238). Im Jahre 1840 wurde das Hôtel Wandl (damals Daum) auf dem Peter erbaut, 1844 das zur Stadt Frankfurt erweitert, 1845 das Hôtel Matschakerhof neu erbaut; 1846 erfolgte der Neubau des alten geschichtlich-merkwürdigen Einkehrwirthshauses „zum weißen Schwan" auf dem Neuen Markt (Nr. 7, alt 1044), welches den damaligen russischen Officier Loudon beherbergte,

der hier vom Oberst Baron Trenk aufgefunden und durch ihn bewogen wurde, im Pandurencorps eine Hauptmannsstelle einzunehmen, wo 1809 die berühmte Madame Staël (geb. 1768, gest. 1817) gewohnt; 1841 wurde der Juridisch-politische Leseverein gegründet, der seinen Sitz im Ertl'schen Stiftungshause für angehende unbemittelte Studenten (Rothenthurmstraße 6, alt 768) nahm und wo, von dem sonst so wachsamen Auge der Polizei unbemerkt, sich die Bewegung des Jahres 1848 vorbereitete; 1841 wurde die Heumarktkaserne, zugleich k. k. Transport-Sammelhaus erbaut; 1842 das k. k. Staats-Centralcassen-Gebäude erneuert, die Ferdinand-Marien-Schwimm- und Badeanstalt nahe des Augartens, dann am 20. Mai 1843 das Dianabad eröffnet; 1846 erfolgte der Neubau des „Großen Federlhof" (Rothenthurmstraße 6, alt 768), entstand durch den Neubau des niederösterreichischen Landhauses in der Herrengasse die Landhausgasse (auf den Minoritenplatz führend); 1847 wurde der Bau des Carl-Theaters nach Plänen van der Nüll's und Siccardsburg's vollendet; die Figuren an der Façade — in den zwei Hauptfiguren des Komus und der Schauspielmuse den Director Carl und Ida Brüning porträtgetreu vorstellend — wurden vom Bildhauer Hanns Gasser verfertigt. In den Jahren 1847 und 1848 wurde das städtische Schlachthaus in der Mollardgasse (Mariahilf) auf Kosten der Gemeinde erbaut, ebenso erhielt der sogenannte Matzleinsdorfer Friedhof in der Mitte der Anlage ein hübsches gothisches Gruftkapellchen, das mit dem Bilde des auferstandenen Heilands geschmückt ist.

Es wurde ferner die Rothenthurmbastei regulirt, die Ferdinandsbrücke ausgebessert, welche bereits stark schadhaft war und erst 1865 erweitert wurde. Die Bastei sammt dem Thore fiel 1858 bei der Stadterweiterung (von der noch eingehender gesprochen werden muß), und Hunderte von fleißigen Händen arbeiteten an dem Zerstörungswerke einer Baute, die vor so viel hundert Jahren mit großen Mühen und Kosten aufgerichtet worden. (Bild Seite 1089.) Im Jahre 1848 begann der Bau der Pfarrkirche zu den sieben Zufluchten auf dem Altlerchenfeld, nach den Entwürfen des Architekten Müller, 1861 vom Architekten Sitte und Ingenieur Fiedler vollendet. Die innere Ausschmückung dieses imposanten Gotteshauses geschah unter Leitung van der Nüll's und des Professors Führich. Die über dem Hauptportale sich befindenden Statuen der Apostel Petrus und Paulus sind von Preleitner, die vier Heiligen-Figuren in der Kerbung von Josef Gasser; die Gemälde inner der Kirche von den Professoren Binder, Schulz, Kupelwieser, Dobyaschofsky, Blaas u. s. w. (Bild Seite 1081.)

Eine nicht geringe Zierde bildeten die, zumeist von ersten Künstlern verfertigten Schildgemälde der Handlungen, von denen viele noch heute existiren. Die erwähnenswerthesten sind: der Amor von Professor Leopold Kupelwieser (1826) auf dem Graben; die Heilung des blinden Tobias von demselben an der Apotheke Karl Schürer's von Waldheim (1826) im Trattnerhof, dann Himmelpfortgasse; das Porträt des Königs Friedrich VI. von Dänemark (1826) von Professor Johann Höfel auf dem Stock-im-Eisen-Platz; die Frau Erzherzogin Sophie von Johann Ritter von Lampi (1827) in der Kärntnerstraße; der „Haiduck" von Jakob Hofbauer (1827) in der Plankengasse; der erste Kaffeesieder Koltschitzky (1827) von Erasmus Engert am Kaffeehause in der Himmelpfortgasse; die Schäferin von Johann Höfel (1828) im Trattnerhof beim Eisgrübel, die Weilburg von demselben (1828) auf dem Bauernmarkt; die Reiseuhr von Anton Bayer (1828) und die Jungfrau von Orleans von Kupelwieser auf dem Graben (eines der berühmtesten Gewölbschilder, in das sich einst ein Engländer vergaffte und es um jeden Preis ankaufen wollte); die

weiße Katze ebendaselbst; die drei Laufer von Heinrich Stegmayer (1830) auf dem Kohlmarkt an der Delicatessenhandlung, Ecke der Herrengasse (von den Wienern deshalb „das gute Magen-Eck“ genannt); der Palatin (Erzherzog Josef) von Johann Höfel (1830) am Bauernmarkt; der päpstliche Nuntius von Ziegler (1840) auf dem Stock-im-Eisen-Platz; der Primas von Ungarn auf dem Stefansplatz; der Fürst (Alexander) Ypsilanti in der Spiegelgasse; der Landmann in der Rothenthurmstraße (1843), die Schwäbin und der Tiroler von Mayer, der Mandarin am Kohlmarkt (1844), der Fürst Metternich von Professor J. N. Meyer in der Kärntnerstraße u. v. A.

Allzulange müßten wir uns aufhalten, wenn wir das biedere Kaufmanns- und Gewerbewesen jener Tage schildern wollten, alle die angesehenen und feststehenden Firmen, welche ihre Geschäfte ebenso rasch als reell abwickelten. Bei wem stünden nicht in Ehren und Ansehen die Banquiers Georg Freiherr von Sina (geb. 1753, gest. 1822), Simon Freiherr von Sina (geb. 1816, gest. 1876), Bernhard Freiher von Eskeles (geb. 1753, gest. 1839), Ignaz Ritter von Liebenberg (geb. 1772, gest. 1844), Samuel Heinrich Kaan von Albést (gest. 1844), Simon Edler von Laemel (geb. 1765, gest. 1845), Johann Meyer (geb. 1790, gest. 1857), Chef des Bankhauses J. H. Stametz und Compagnie; — die Industriellen Alois Miesbach (geb. 1790, gest. 1857), Teppichfabrikant Philipp Haas, Anton C. Lechleitner (geb, 1806, gest. 1857), Tapetenfabrikant Michael Spoerlin (geb. 1783, gest. 1857), Bronzefabrikant Franz Anton Danninger (geb. 1820, gest. 1870, ein besonderer Wohlthäter für Krieger), Klavierfabrikant Konrad Graf, Kaffeesurogatfabrikant Johann Gemperle (dessen Name den humorvollen Wienern zu allerlei guten und schlechten Witzen herhalten mußte), Leder- und Bronzewaarenfabrikant Anton Klein, Kartenfabrikant Mathias Sageder, Handschuhfabrikant Georg Jacquemar (der Erste, welcher einen riesigen rothen Handschuh als Gewölbezeichen aushing), Kleidermacher Josef Gunkel (geb. 1800, im November 1876 sein fünfzigjähriges Bürgerjubiläum feiernd), Zuckerbäcker August Dehne, ein würdiger Nachfolger des berühmten Gottlieb Wohlfarth (geb. 1764, gest. 1826), Frau Schoberlechner, die Modewaarenhändlerin erster Qualität, bei der „schönen Wienerin“ am Stock-im-Eisen-Platz (es war nämlich in der Auslage die erste Modepuppe in Lebensgröße aus Wachs, in eleganteste, wechselnde Kostüme gekleidet, ausgestellt), Glaswaarenfabrikant Josef Lobmeyr, Kirchenparamentenfabrikant Karl Lehmann (gest. 1863) und noch viele Andere.

Daß somit auch der Handel mit rentablen Staatspapieren und Losen großen Aufschwung nahm, ist begreiflich; sehr interessant ist daher die Geschichte der Börse in Wien, der wir, damit die vormärzliche Zeit schließend, einen eigenen Abschnitt einräumen müssen.

Zur Geschichte der k. k. Börse.

Die Benennung Börse entstand in den österreichischen Niederlanden, und zwar im Jahre 1531. Die Stadt Brügge war vor der Revolution der Niederlande durch einen ausgebreiteten Handel sehr berühmt, den die sie umgebenden Canäle äußerst begünstigten und die Handelsleute von den entferntesten Gegenden hinlockte. Alle einheimischen und fremden Kaufleute pflegten sich zu dieser Zeit, der Geschäfte wegen, vor dem prächtigen Hause der reichen Herren von Boersen (im flämischen Accent Bursen ausgesprochen) zu versammeln; und da das Haus

dieser Herren im Mittelpunkte der Stadt und folglich als Versammlungsort für alle Handelsleute sehr bequem lag, da ferner das über dem Thore dieses Hauses in Stein gehauene redende Wappen der Besitzer drei Börsen (Geldbeutel) zeigte, so sagten die Kaufleute: „Wir gehen auf den Platz der Börsen“ oder „zu den Börsen“.

Als in der Folge durch den langwierigen Krieg mit Spanien und vorzüglich durch die Entstehung der vereinigten Niederlande der einst weit ausgedehnte Handel der Stadt Brügge sehr eng begrenzt, dagegen nach Amsterdam übertragen wurde, so erbaute letztere Stadt, auf diese Auszeichnung stolz, und bald nach ihr Rotterdam für die Handelsleute ein prächtiges Versammlungshaus, dem man, nach dem Beispiele von Brügge den Namen Börse gab, welcher in der Folge allen zu diesem Zwecke erbauten Häusern beigelegt ward. Am Alter die nächste ist die englische Börse, eröffnet 1570 von Königin Elisabeth (geb. 1533, gest. 1603). Deren Gründer, Sir Thomas Gresham (gest. 1579), unter dem Namen „der königliche Kaufmann“ als Stifter des „Collegiums Gresham“ berühmt, kaufte eine kostbare Perle, welche bisher wegen ihres hohen Preises keinen Käufer gefunden hatte, zerstieß sie zu Pulver, schüttete dasselbe in Wein und trank den Becher leer auf das Wohl der Königin und das Gedeihen der Börse. Elisabeth befahl, daß dem Gebäude der Name Royal Exchange (königliche Börse) beigelegt werde.

Erst um etwa 200 Jahre später wurde die Wiener Börse gegründet. Die Ursache lag in der erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts zur Geltung gelangten österreichischen Handelspolitik, in dem großartigen Aufschwung, welchen der überseeische Handel im Westen Europas nahm. Der türkisch-occidentale Binnenhandel machte Wien unter Karl VI. zur Hauptniederlage desselben, es wurde die „Orientalische Handelscompagnie“ gegründet (1718), aber damit auch die gesammte Webwaaren-Industrie und der türkische Handel zum Monopol dieser Gesellschaft gemacht, welche trotz ihrer Gewalt in den Jahren 1730 zusammenbrach. Deren Sturz brachte die weitgreifende Handelspolitik Oesterreichs fast zum Stillstande.

Die weise, national-ökonomische Politik von Karl's Tochter, Maria Theresia, erkannte mit scharfem Blick, daß die geographische Lage Wiens zwischen Deutschland, dem Orient und Italien, an der großen Donaustraße, ganz besonders dazu geschaffen sei, den Stapelplatz des Waaren- und Productenhandels, den Knotenpunkt des Wechselverkehres zu bilden, daß der damit verbundene Handel mit Staatspapieren auch der österreichischen Residenz große Vortheile zuzuwenden vermöge. Dazu kam die gerechtfertigte Meinung, es werde die Gründung eines Institutes nach Art der in London, Amsterdam, Frankfurt, Augsburg bestehenden „Börsen“ die Unterbringung der einheimischen Staats-Obligationen ebenso erleichtern, als deren Entwerthung verhindern, und so kam es, daß am 14. August 1761 eine Verordnung des folgenden Inhalts erschien.

„Es wird in Wien eine öffentliche Börse errichtet und ein Ort bestimmt, wo Käufer und Verkäufer der öffentlichen Papiere einander antreffen können, um vermittelst Geschworener, dazu berechtigter Sensalen (vereidete Vermittler), ihre Käufe und Verkäufe zu schließen und durch die daselbst täglich aufzugebenden Kurszettel den Preis, zu welchem alle öffentlichen Papiere den Tag vorher im Werthe gestanden, erfahren zu können. Jedoch wird hierdurch keineswegs die Nothwendigkeit auferlegt, sich dieser Sensalen zu bedienen, sondern einem Jeden freigestellt, seinen vorhabenden Kauf oder Verkauf mit einem jeden Käufer oder Verkäufer selbst zu schließen, wiewohl mit dem einzigen Unterschiede, daß in diesem letzteren Falle, wenn Irrungen zwischen den Parteien entstehen sollten, der durch das Zeugniß eines beeideten und angestellten Sensalen zuwachsende Beweis ermangeln würde. Zu gleicher Zeit aber, da einem Jeden die Freiheit, sich dieser angestellten und verehlichten (eine unerläßliche Bedingung wahrscheinlich) Sensalen zu

bedienen, zusteht, werden alle Negotiationen, die durch unbefugte Winkelsensalen geschlossen werden, untersagt."

Diese, mehr einer Aufforderung an die Kaufleute, als einem Gesetze gleichkommende Verordnung, eine Börse erst zu schaffen, scheiterte in ihrer Ausführung an der Theilnahmslosigkeit des Publikums, sie blieb gänzlich unbeachtet. Erst zehn Jahre darauf und nach langem Bemühen zur volkswirthschaftlichen Wiederherstellung der kaiserlichen Lande erließ Maria Theresia am 1. August 1771 ein ausführliches „Börse-Patent" (Gesetz), welches den Börsenzwang einsetzte und für die Ordnung und Sicherheit des an der Börse zu pflegenden Verkehres mittelst 38 Paragraphen sorgte.

Das damalige Börsenlocal war eine gemiethete, aus ein paar kleinen Zimmern bestehende Wohnung auf dem Minoritenplatz; k. k. Börse-Commissär wurde ein ehemaliger Unterofficier, Namens Schweingruber, die ersten Börsesensale Wiens waren Lorenz Meninger, Anton Pichenini, Dethard Peter Brabée und Johann Baptist Forster.

Der erste Wiener Kurszettel ist vom 2. September 1771 datirt und sind darin Wiener Stadt-Banco-Obligationen mit 101 Gulden Papier, 100³/₄ Gulden Geld, Staatsschuldencassa 99½ und 99¼, Böhmisch ständische Obligationen 97½ und 97, mährische 98½, unterösterreichische 100½ verzeichnet. Am 4. September wurde derselbe mit einem italienisch abgefaßten Wechselkurszettel vermehrt, wo die Kurse und Geldsorten von Amsterdam, Hamburg, London, Paris, Venedig und dgl. angemerkt waren — ein Beweis, wie schon damals die Börse ein Verbindungsglied zwischen Deutschland und Italien zu werden begann. Bald wurde das Local geändert, und wir finden die Börse beim „grünen Fassel" am Kohlmarkt (heute Nr. 12, alt 260).

Während der letzten Regierungsjahre Maria Theresiens, der Regierungen Josef's II., Leopold's II. und der ersten Regierungsjahre Franz II., während welchen Perioden die französische Revolution Europa neugestaltete, wurde Wien nach und nach immer mehr das Verkehrscentrum für Handel und Gewerbe. Es verschwanden die „Niederlags-Verwandten" (Commissionäre der Ausländer) und machten dem bedeutsamen Gremium der Großhändler Platz, darunter Firmen, die sich bis in die neueste Zeit erhielten, wie Geymüller, Henikstein, Stametz, Wertheimer, Schuller, Eltz u. s. w.

Die Börse, ursprünglich nur „öffentliche Börse" genannt, hatte nun den Titel „kais. königl. privilegirte Börse", übersiedelte 1800 in den Gundelhof (nun demolirt), 1812 in die Weihburggasse in das Pereira'sche Haus (heute Nr. 4, alt 939) und zählte bereits 24 notirte Papiere, darunter als „leitendes Papier" die vierpercentigen Staatsschuldencassa- und die Hofkammer-Obligationen. Dieselben notirten 1799 zu 67 Gulden, variirten weiterhin zwischen 51 und 86¼, standen am 14. März 1811 auf 96, um am 21. (nach der Zinsenreduction) auf 27⁵/₈ zu fallen, am 31. December auf 16¼ zu schließen. Es war dies die natürliche Folge von dem Meisterstücke des Finanzministers Josef Graf Wallis (geb. 1767, gest. 1818) — die Börsenkrise, sogenannter „Bancozettelsturz".

Als sich nach den Jahren 1814 bis 1816 das Vertrauen wieder hob, standen die vierpercentigen Obligationen auf 66¼, an ihre Stelle traten dann die fünfpercentigen „Staatsschuldverschreibungen", welche mit 58¹/₁₆ als erster Kurs notirt waren. Damals zählte der Kurszettel 57 verschiedene Werthpapiere auf. Im Jahre 1818, wo sie auf 64 notirten, schwanden die Verschreibungen und machten den „Metalliques" (d. i. auf Silbergeld lautenden Staatspapieren) Platz: mit ihnen zugleich erschienen die Bankactien. Erstere standen 83¹/₁₆, letztere 943 „pro Stück", circa 1820. Die Bankactien waren das erste Industriepapier (emittirt zu 508³/₈), die erste Dividenden-Obligation, die erste Actie, welche

auf der Wiener Börse in Verkehr kam. Im Jahre 1825 zählte die Börse bereits 17 Sensale, welche „k. k. Börsesensale“ hießen. Börse-Commissär war der k. k. Regierungsrath Johann Edler von Weber.

Als nach der Bankerottzeit der sehr beschränkte Börseverkehr aufgehoben wurde, konnte dies doch nicht die Fortdauer der sogenannten „Straßenbörse“ verhindern, welche gewöhnlich an der Ecke der Weihburg- und Rauhensteingasse statt hatte, wie seinerzeit im Mittelalter der Handelsverkehr beim Regensburger-Hof am Lugeck (Bild Seite 65), welcher Platz in der That der erste Börsenplatz zu nennen ist. Das Winkelbörsewesen bildete sich noch dazu immer mehr aus und besonders berüchtigt durch die stürmischen daselbst aufgeführten Scenen war das Lißtner'sche Kaffeehaus in der Grünangergasse.

Von 1826 an bis 1842 blieben die Bankactien die einzigen Actien, welche im Wiener Kurszettel enthalten waren; am 13. Mai 1842 gelangten die Actien der Kaiser Ferdinands-Nordbahn mit dem Kurse von 741½ Gulden zur Notiz und Baron Rothschild sagte damals: „Wer sich jetzt fünf solche Actien kauft, wird einstens davon mit seiner Familie leben können“. Wirklich erhielten sie bereits 1845 den Kurs von 1280, heute stehen sie über 2300 Gulden, also mehr als das Dreifache ihres Ursprungskurses. Andere Actien, wie die Budweis-Linz-Gmundner Bahn, die Donau-Dampfschifffahrt, folgten; 1843 erschienen die ersten Pfandbriefe — die der galizisch-ständischen Creditanstalt.

Um jene Zeit nahm die Straßenbörse solche Aergerniß gebende Dimensionen an, daß eines Tages die gesammten Straßenbörsianer arretirt und auf einen Tag eingesperrt wurden, natürlich ohne Erfolg. Die Winkelbörse übersiedelte in's Café Lißt in die Wollzeile, in ein separirtes Local im ersten Stock. Nach dem Jahre 1848 begann das Börsespiel in zügelloser Weise und erst im nächsten Jahre lenkte es in ruhigere Bahnen ein. Die Winkelbörse zog in den „rothen Apfel“ (Ecke des Laurenzerberges und Franz Josefs-Quai's). 1850 erschien der Erlaß des Finanzministeriums, welcher drakonische Maßregeln gegen den Besuch der Börse von Seite Unbetheiligter, Gold- und Silbergeschäfte 2c. enthielt, jedoch ohne alle Wirkung blieb, denn das Gold-Agio behielt seine 30 bis 40 Percent. Als die Regierung ferner sah, daß die Winkelbörse nicht zu bannen sei, legitimirte sie dieselbe als „Abendbörse“, „Effecten-Societät“, verlegte sie in ein Local des Postgebäudes (Postgasse) und stellte sie unter Obhut des in Folge seiner Gewandtheit und seines Scharfsinnes in Entdeckung verborgenster Verbrechen berühmt gewordenen Polizei-Commissärs Rudolf Köpp Edler von Felsenthal (geb. in Wien am 6. December 1807, gest. am 31. August 1861 als k. k. Regierungsrath).

Endlich, im Jahre 1855, begriff der geniale Finanzminister Karl Freiherr von Bruck (geb. 1798, gest. 1860) die hohe Wichtigkeit der Börse für das volkswirthschaftliche Gedeihen des Staates und befreite sie durch ein neues Gesetz von den drückenden Fesseln, in denen sie bisher geschmachtet. Es waren darin die Einsetzung einer Börsekammer und die Fachprüfungen für die Sensale vorgeschrieben. Zwischen die Jahre 1866 und 1870 fiel die Gründungsepoche, der Triumph so manchen faulen Glanzes, dessen Sturz nach dem sogenannten „Krach“ ein doppelt fürchterlicher gewesen; es gelangte eine Fluth von Actien an die Börse, von denen viele späterhin als Maculatur an die betreffenden Händler abgesetzt wurden; auch die Einführung eines ausländischen Werthpapieres wurde durchgesetzt — der ottomanischen Eisenbahn-Lose.

Während der Neuzeit wanderte die Börse mehrmals aus; so 1855 in die sogenannten Traun'schen Häuser in der Herrengasse (Nr. 14, alt 240 und 241), an deren Stelle das neue Bankgebäude kam (Bild Seite 1048). Dieses Gebäude, mit prächtigem Treppenhaus und reich decorirten Sälen erhielt in dem

mit einer Glaskuppel überwölbten Mittelhofe einen reizenden monumentalen Brunnen nach Motiven aus der Mythe über das Donauweibchen von Professor Ferstel entworfen und von Fernkorn in Erz ausgeführt. Im Jahre 1858 kam sie in das Zeughaus der Renngasse (Nr. 5, alt 140), 1860 nach Vollendung des Neubaues in die Herrengasse zurück, 1869 in ein provisorisches Gebäude am Schottenring (demolirt 1877) und am 19. März 1877 bezog sie ihr neues Heim, den Prachtbau an der Ecke der Wipplingerstraße (Bild Seite 1088), der im Renaissancestyl nach Plänen der Architekten Hansen und Karl Tietz ausgeführt ist.

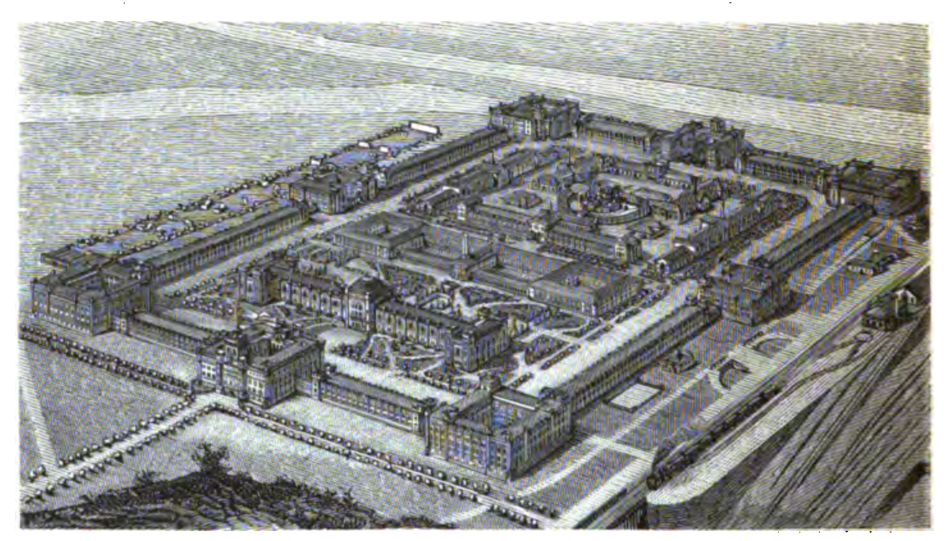
Das Jahr 1848.

Bei all' dem Wohlleben, das in der vormärzlichen Zeit das Volk genoß, hatten es die Gewalthaber — nicht der gütige Kaiser selbst — in Einem versehen, daß nämlich für Erwachsene denn doch keine Kinderschuhe passen, daß trotz überängstlicher Absperrung und Bevormundung der Kaiserstaat und Wien nicht gegen die geistigen Erzeugnisse des Auslandes verschlossen bleiben könne, und daß diese um so nachhaltiger wirkten, da sie heimlich und als verbotene Frucht genossen werden mußten. Eine Geschichte des damaligen bornirten Censurwesens würde die erheiterndste Lectüre der Welt geben und von dem Nachwuchse der Bevölkerung kaum für möglich gehalten werden. Da begann denn endlich das Volk, sich zu fühlen, und so kam es, daß bei aller materiellen Wohlfahrt sich ein tiefes Mißbehagen in alle Stände schlich, umsomehr, als Gerüchte verlauteten, daß selbst in den höchsten Kreisen ein Widerstand gegen den allgewaltigen Lenker der Staatsgeschicke, den Staatskanzler Clemens Wenzel Fürst Metternich, versucht werde. Und da bedurfte es wohl nur eines äußeren Anstoßes, um die Lawine zum Rollen zu bringen.

Dieser Anstoß ergab sich durch die Vorfälle, welche zu Beginn des Jahres 1848 das französische Reich erschütterten. Im Februar hatte daselbst eine Thronumwälzung stattgefunden, die allgemeine Erregung pflanzte sich fort und ergriff zuerst die deutschen Nachbarländer. Da bemächtigte sich der Stadt Wien eine dumpfe Gährung; gierig verschlang man allseitig die Nachrichten von den politischen Umgestaltungen, und als die Versammlung der Stände auf den 13. März festgestellt wurde, bereiteten die Bürger und andere Corporationen Denkschriften an dieselbe vor über die Nothwendigkeit politischer Reformen. Es würde jedoch gewiß die Angelegenheit, wie sonst gewöhnlich, im langsamen Kanzleiwege verzettelt worden sein, hätte nicht der Jugendmuth der Studenten dieselbe zur Reife gebracht. Am 11. März wurde eine Bittschrift um Reformen entworfen, als solche besonders die Aufhebung der Censur, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Anschluß an Deutschland erläutert und am nächsten Tage im großen Versammlungssaale der Aula zur Unterschrift aufgelegt. Dieselbe war alsbald mit mehreren tausend Namensfertigungen bedeckt. Zwei Professoren, Anton Hye (später Freiherr und Minister, geb. 1807) und Stefan Ladislaus Endlicher (geb. 1805, gest. 1849), übernahmen es, die Adresse noch am gleichen Tage dem Kaiser zu überreichen, und sie brachten am Abende die Antwort, daß die Adresse den Ständen vorgelegt werden solle. Darauf schieden die Versammelten mit der Verabredung, am nächsten Tage zum Ständehause zu ziehen.

Am Morgen des 13. März, um 9 Uhr, zog eine große Anzahl Studenten still und in geordneter Reihe zum Landhause, wo sie den Hofraum füllten und

den Rednern (Fischhof, Böhm, Burian) zuhorchten, welche vom Brunnenhause daselbst feurige Ansprachen hielten. Man besprach die Nothwendigkeit einer Freiheit der Presse, die Lehr- und Lernfreiheit, Errichtung einer Nationalgarde, aufklärenden Volksunterricht, Ministerverantwortlichkeit, Gleichstellung der Religionen in den bürgerlichen Rechten, Vertretung aller Stände des Reiches ohne Ausnahme — kurz gesagt, eine Verfassung. Eine Deputation ging in den Berathungssaal, woselbst die Stände unter Vorsitz des Landmarschalls Albert Graf Montecucoli (später Minister, geb. 1802, gest. 1852) tagten, und die Stände erklärten, daß sie mit der Petition einverstanden seien und dieselbe unterstützen wollten. Da aber die vorgelesene Bittschrift an den Kaiser den Versammelten nicht genügte und einer neuen Deputation der Eintritt in den Saal verweigert wurde, kam es zu tumultuarischen Scenen im Landhause, die sich bald auch auf den Straßen fortpflanzte, woselbst sich eine große Masse Neugieriger angesammelt hatte. Auch außer-

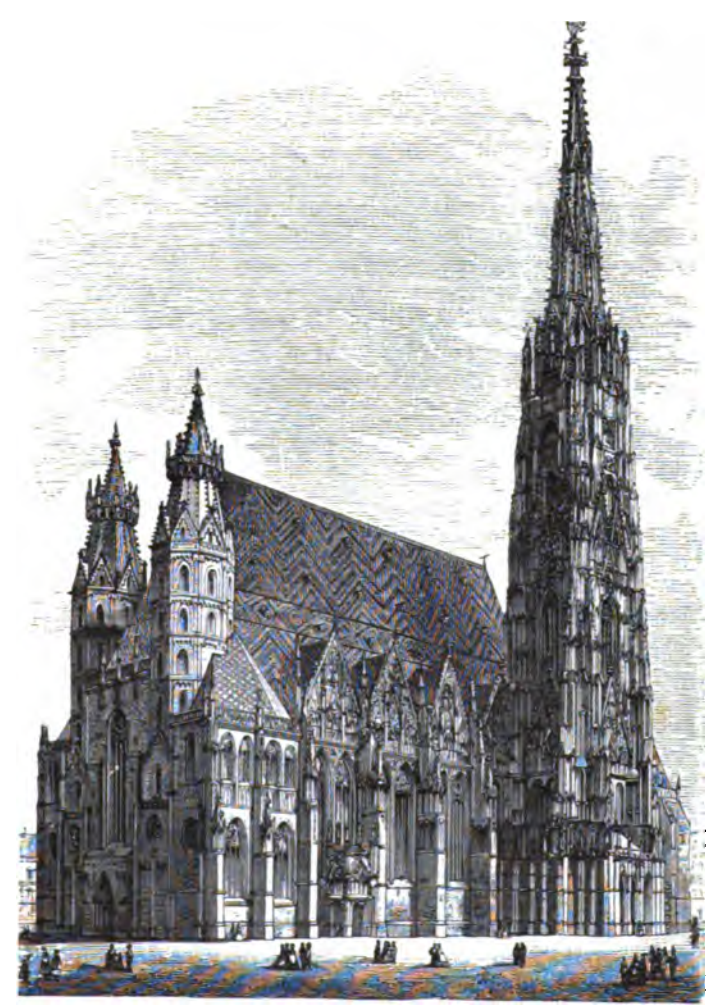


Das k. k. Arsenal vor der Belvedere-Linie.

halb des Gebäudes wurden Reden gehalten, besonders vor der Staatskanzlei, und allgemein forderte man den Rücktritt des Fürsten Metternich.

Mittlerweile war auch das Militär alarmirt worden, welches aus den Kasernen rückte und den Platz vor dem Landhause zu säubern versuchte. Als jedoch die Menge mit Stöcken und den Trümmern herabgerissener Anschlagtafeln Widerstand versuchte, wurde der Befehl zum Feuern gegeben, es fielen mehrere Opfer, darunter als erstes ein junger Techniker, Israelite, Karl Heinrich Spitzer (geb. 1830 zu Bisenz in Mähren), der als müßiger Zuschauer eben vom Fenster einer Privatwohnung herabblickte. Dieser Vorfall — das „erste Märzopfer“, wie man sofort sich ausdrückte — steigerte die Erbitterung, es kam vor dem Zeughause und am Judenplatze zu Conflicten, die Thore wurden gesperrt, die bewaffneten Bürger sammelten sich, während der Pöbel in den Vorstädten im sinnlosen Wüthen gegen die Laternpfähle und Schilderhäuser und in Angriffen gegen die Linienmauthen und auf das Sommerpalais des Fürsten Metternich am Rennweg (545 alt, 25 neu) sich erging, wobei die einschreitende Polizeiwache wieder feuerte. Die Studenten hatten sich abermals in der Aula versammelt und wurden von den Professoren mit Mühe beschwichtigt, um das Ergebniß einer Petition zu erwarten,

welche ihre Bewaffnung verlangte. Der greise Rector Magnificus Dr. Sebastian Jenull (geb. 1777, gest. am December 1848) begab sich in Begleitung der Professoren Hye und Endlicher in die kaiserliche Burg zu den Erzherzogen Franz Karl und Ludwig, welche die Bewilligung ertheilten. Währenddem aber hatte schon Ignaz Ritter von Czapka, Bürgermeister (seit 1838, geb. 1792) den Studirenden Waffen aus dem bürgerlichen Zeughaus verabfolgen lassen. Zu-

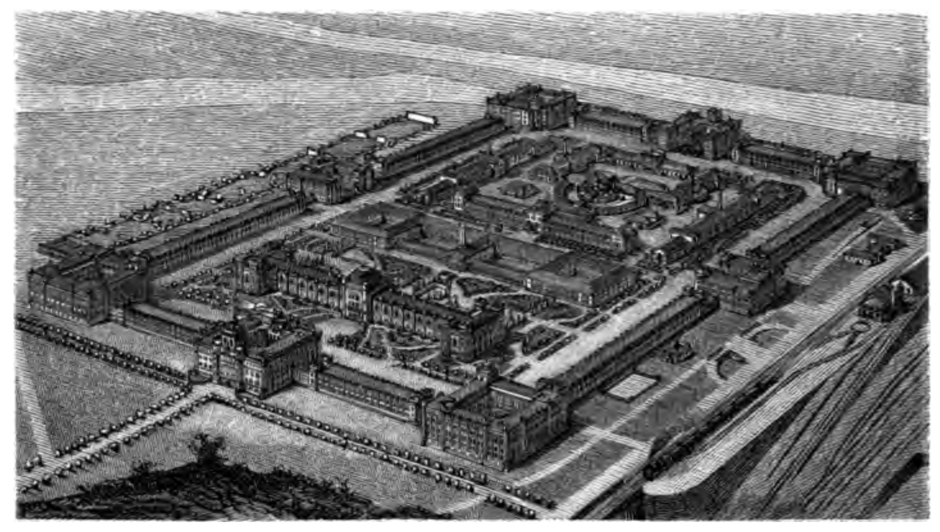


Der Stefansdom. (Seite 1128.)

gleich war die Nachricht von Metternich's Rücktritt verbreitet worden. Nun zogen die Studenten, vermischt mit bewaffneten Bürgern, zur Beschwichtigung der Tumultuanten in die Vorstädte. Auch der nächste Tag verging mit solchen Patrouillen, selbst auf's flache Land hinaus, da hier in mehreren Fabriken Zerstörungen von Maschinen erfolgt waren; in der fünften Abendstunde aber wurde die Aufhebung der Censur und die Preßfreiheit verkündigt, was unendlichen Jubel hervorrief.

Noch größer wurde die allgemeine Begeisterung am 15. März. Um die Mittagsstunde öffneten sich die Reihen der Grenadiere, welche den Eingang der

den Rednern (Fischhof, Böhm, Burian) zuhorchten, welche vom Brunnenhause daselbst feurige Ansprachen hielten. Man besprach die Nothwendigkeit einer Freiheit der Presse, die Lehr- und Lernfreiheit, Errichtung einer Nationalgarde, aufklärenden Volksunterricht, Ministerverantwortlichkeit, Gleichstellung der Religionen in den bürgerlichen Rechten, Vertretung aller Stände des Reiches ohne Ausnahme — kurz gesagt, eine Verfassung. Eine Deputation ging in den Berathungssaal, woselbst die Stände unter Vorsitz des Landmarschalls Albert Graf Montecucoli (später Minister, geb. 1802, gest. 1852) tagten, und die Stände erklärten, daß sie mit der Petition einverstanden seien und dieselbe unterstützen wollten. Da aber die vorgelesene Bittschrift an den Kaiser den Versammelten nicht genügte und einer neuen Deputation der Eintritt in den Saal verweigert wurde, kam es zu tumultuarischen Scenen im Landhause, die sich bald auch auf den Straßen fortpflanzte, woselbst sich eine große Masse Neugieriger angesammelt hatte. Auch außer-



Das k. k. Arsenal vor der Belvedere-Linie.

halb des Gebäudes wurden Reden gehalten, besonders vor der Staatskanzlei, und allgemein forderte man den Rücktritt des Fürsten Metternich.

Mittlerweile war auch das Militär alarmirt worden, welches aus den Kasernen rückte und den Platz vor dem Landhause zu säubern versuchte. Als jedoch die Menge mit Stöcken und den Trümmern herabgerissener Anschlagtafeln Widerstand versuchte, wurde der Befehl zum Feuern gegeben, es fielen mehrere Opfer, darunter als erstes ein junger Techniker, Israelite, Karl Heinrich Spitzer (geb. 1830 zu Bisenz in Mähren), der als müßiger Zuschauer eben vom Fenster einer Privatwohnung herabblickte. Dieser Vorfall — das „erste Märzopfer“, wie man sofort sich ausdrückte — steigerte die Erbitterung, es kam vor dem Zeughause und am Judenplatze zu Conflicten, die Thore wurden gesperrt, die bewaffneten Bürger sammelten sich, während der Pöbel in den Vorstädten im sinnlosen Wüthen gegen die Laternpfähle und Schilderhäuser und in Angriffen gegen die Linienmauthen und auf das Sommerpalais des Fürsten Metternich am Rennweg (545 alt, 25 neu) sich erging, wobei die einschreitende Polizeiwache wieder feuerte. Die Studenten hatten sich abermals in der Aula versammelt und wurden von den Professoren mit Mühe beschwichtigt, um das Ergebniß einer Petition zu erwarten,

welche ihre Bewaffnung verlangte. Der greise Rector Magnificus Dr. Sebastian Jenull (geb. 1777, gest. am December 1848) begab sich in Begleitung der Professoren Hye und Endlicher in die kaiserliche Burg zu den Erzherzogen Franz Karl und Ludwig, welche die Bewilligung ertheilten. Währenddem aber hatte schon Ignaz Ritter von Czapka, Bürgermeister (seit 1838, geb. 1792) den Studirenden Waffen aus dem bürgerlichen Zeughaus verabfolgen lassen. Zu-



Der Stefansdom. (Seite 1128.)

gleich war die Nachricht von Metternich's Rücktritt verbreitet worden. Nun zogen die Studenten, vermischt mit bewaffneten Bürgern, zur Beschwichtigung der Tumultuanten in die Vorstädte. Auch der nächste Tag verging mit solchen Patrouillen, selbst auf's flache Land hinaus, da hier in mehreren Fabriken Zerstörungen von Maschinen erfolgt waren; in der fünften Abendstunde aber wurde die Aufhebung der Censur und die Preßfreiheit verkündigt, was unendlichen Jubel hervorrief.

Noch größer wurde die allgemeine Begeisterung am 15. März. Um die Mittagsstunde öffneten sich die Reihen der Grenadiere, welche den Eingang der

Burg gegen den Michaelerplatz absperrten, und Kaiser Ferdinand erschien in einem offenen Hofwagen, ohne alle Bedeckung, in Begleitung seines Bruders, Erzherzog Franz Karl und dessen Sohnes Erzherzog Franz Josef (nunmehr Kaiser), um die Stadt zu durchfahren. Dieses Zeichen von Vertrauen versetzte die Bevölkerung in Enthusiasmus. Nicht endenwollender Jubel begleitete den Monarchen, welcher, von diesen Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit sichtbar gerührt, in die Stadt zurückkehrte. Es heißt, daß Kaiser Ferdinand vor der Ausfahrt, wie zum Tode gehend, das heilige Abendmahl genommen habe; war dies wirklich der Fall, so ist dies eine ganz unnöthige, von Verzagten der Umgebung ihm eingeredete Sorge gewesen, denn nicht nur an diesem Tage, sondern stets, selbst in der Zeit der ärgsten Wirren später, hätte sich Ferdinand der Gütige unbesorgt seinen Wienern zeigen können, ohne daß auch nur ein Haar seines geheiligten Hauptes gekrümmt worden wäre; ja, hätte er sich in den späteren, entscheidenden Stunden zeigen können, es wäre Manches nicht so traurig gekommen. Erinnerte sich denn der Kaiser nicht an seinen eigenen Ausspruch? Als nämlich Ende der Dreißiger-Jahre die französischen Prinzen Ferdinand Herzog von Orleans und Ludwig Herzog von Nemours Wien besuchten, begleiteten sie den Kaiser auf dessen gewohnter Bastei-Mittagspromenade; Nachmittags war Praterfahrt, wobei die höchsten Herrschaften ausstiegen und in der Allee neben den Kaffeehäusern, umdrängt von dichten Volksmassen, lustwandelten. Der Herzog von Orleans, Thronerbe Frankreichs, konnte sich endlich nicht enthalten, dem Kaiser seine Verwunderung darüber auszudrücken (er sprach sehr gut deutsch), daß, während sein Vater Louis Philipp stets nur unter einer, dessen Wagen dicht umringenden starken Escorte ausfahren könne, der Kaiser von Oesterreich so harmlos im dichten Volksgedränge erscheine. „Ja, schau'n S', Hoheit," erwiderte Ferdinand in seinem gemüthlichen Localtone, „ich getrau' mich jetzt gleich ganz allein auf die nächste beste Praterwiese schlafen zu legen und wenn Jemand mich in der Ruh' stören und aufwecken wollt', so zerreißeten ihn die Wiener".

Die Beweise von Treue und Liebe, von welcher sich der Monarch — laut Ausspruch in der Proclamation — mit Rührung überzeugte, wirkten so mächtig, daß bald nach seiner Rückfahrt die Zusicherung einer Constitution (Verfassung) erfolgte, welche durch Berittene in der ganzen Stadt verkündet wurde. Der unermeßliche Jubel, welcher dieser Verkündigung folgte, läßt sich nicht beschreiben. Innerhalb dreier Tage war das angestrebte Ziel fast ohne Opfer erreicht worden, es waren die Verfassung, die freie Presse und die Bewaffnung der Staatsbürger errungen worden und aus vollstem Herzen mußte jeder Fühlende in die allgemeine Freude einstimmen, welche sich in der Stadt kundgab. Gleichsam von selbst bildete sich ein Triumphzug nach der Burg, wo der Kaiser, von seiner Familie umgeben, auf den Balkon kam und die Vivat-Rufe seiner Bürger entgegen nahm. Auch das Reiterstandbild Kaiser Josef's II., des Fürsten, der vor nahezu einem Jahrhunderte das angestrebt hatte, was jetzt erreicht worden war, wurde vom jubelnden Volke bekränzt und mit einer Fahne geschmückt.

Dies waren die drei Märztage, von deren Glanz keine spätere Entartung, kein Mäkeln von Finsterlingen und Zöpfen je einen Theil des Schimmers wegdeuteln werden. Wie sehr auch später die Elemente sich trübten, an welchen die Lenkung der Massen lag, die Märztage sind doch die Grenzmarke, an welcher Alt- und Neu-Wien und mit ihm Alt- und Neu-Oesterreich sich scheidet. Es ist somit begreiflich, daß die später (1861) aufgetauchte Idee des Gemeinderathes Adolf Much, den im Monate März Gefallenen, im Ganzen 58 Personen, wovon aber nur 26 auf dem Schmelzer Friedhofe beerdigt wurden, auf diesem Friedhofe, woselbst sie in ein gemeinsames Grab gelegt worden, ein Monument zu setzen, allerorts mit Begeisterung aufgegriffen wurde. Trotz erhobenem Bedenken



23.

Kaiser Ferdinand I. ertheilt die Constitution, 1848.

von Seite der Sicherheitsbehörde genehmigte indeß der k. k. Staatsminister Anton Ritter von Schmerling (geb. 1805) dem Gemeinderathe von Wien die Aufstellung eines Grabdenkmals, jedoch nur mit einfach religiöser Bezeichnung, ohne Nennung der Namen. (Ohnehin ließen sich nur sieben der dort Begrabenen mit Namen ermitteln: Elisabeth Bauer, Professors-Gattin, Karl Heinrich Spitzer, Techniker, Bernhard Hirschmann, Weber, Anton Kuharz, Chirurg, Karl Konitschek, Rhetor, Wolfgang Zettel, Fleischer, Karl Suchy, Solicitator.) Die Aufstellung desselben durfte dann laut polizeilicher Verordnung nur in aller Stille, und zwar in der frühen Morgenstunde, stattfinden, es war auch die Abhaltung einer Rede oder das Absingen von Liedern nicht gestattet und durfte auch keine Einladung zu dem Acte geschehen. Eine Abbildung des Denksteines, welche die Polizeibehörde durch etwa zwei Monate beanständet und deponirt hatte, wurde freigegeben.

Noch mehrere Tage nach der Constitutions-Ertheilung währte der Jubel an, wobei die Ankunft einer zahlreichen Deputation aus Ungarn, darunter Graf Ludwig Batthyany, Graf Julius Andrassy, Ludwig Kossuth, der Besuch des Kaisers auf der Universität, der großartige Fackelzug am 16. besonders zu erwähnen sind. Am 17. wurden die Gefallenen auf dem Schmelzer Friedhofe zur Erde bestattet. Der Zug bewegte sich vom allgemeinen Krankenhause über das Glacis; die Bürgercorps, die bewaffneten Studenten, die neu errichtete Nationalgarde, die Geistlichkeit aller Confessionen und eine unermeßliche Menschenmenge begleiteten denselben.

Der fieberhaft bewegten Woche, in welcher die Abdankung des verhaßten Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky, des ungarischen Hofkanzlers Georg Graf Apponyi (geb. 1808) und des Polizeihofrathes Peter Edler von Muth (Dichter und Schriftsteller, der übrigens der Einzige war, welcher schon vor den Märztagen die ganze Tragweite der herrschenden Erregung erkannt hatte, geb. 1783, gest. 1855), die allerdings alsbald wieder zurückgezogene Erklärung des Belagerungszustandes der Residenzstadt Wien durch den Feldmarschall Fürsten Alfred Windischgrätz (geb. 1787, gest. 1862), die Entfernung des Bürgermeisters Czapka stattgefunden hatte, folgte unmittelbar eine Art Ermattung und zunächst ging die Organisirung der neuen bewaffneten Corps, akademische Legion und Nationalgarde vor sich. Bald aber trübte sich der in den Märztagen so goldig glänzende Himmel, hauptsächlich dadurch, daß sich fremde Emissäre einstellten, welche Unfrieden zu säen wußten, die Studenten, welche schon wieder größtentheils zu den Studien zurückgekehrt waren, aufstachelten und einen Theil derselben auf ein ihnen nicht angehöriges Feld und zur Selbstüberschätzung brachten, und auch sonst in Volksversammlungen und Clubs auf's unheilvollste wirkten.

So fand sich schon zu Ende März eine allgemeine Verstimmung ein. Das Preßgesetz vom 31. März, die Verfassung vom 25. April (in der That ein sehr freisinniges Patent) wurden als ungenügend gefunden, gaben zu stürmischen Versammlungen Anlaß und nach der Sturmpetition am 15. Mai, als in den Abendstunden ein Volkshaufen, in welchem sich auch bewaffnete Arbeiter mit Hauen und Schaufeln befanden, sich gegen die Burg wälzte, daselbst Verfassungsänderung, größere Befugnisse der Nationalgarde &c. verlangte und zum Theile auch durchsetzte — neigte der Genius der Freiheit trauernd das Haupt.

Noch einmal schien zwar die Besonnenheit zur Herrschaft zu gelangen, als die Kunde verlautete, der Kaiser mit seiner Familie habe am 17. Mai, zwei Tage nach jenen Ereignissen, die Stadt verlassen; der echte Wiener fühlte das dem Geber so vieler Begünstigungen angethane Unrecht und tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Stadt. Wäre jetzt ein kräftiges Ministerium am Ruder gestanden, hätte noch Alles gut werden können, aber ein solches gab es leider nicht — man

zauderte, bis es zu spät war, und als endlich die Auflösung der akademischen Legion erfolgte, zu der sich sehr viele Elemente gesellt hatten, die keinerlei Berechtigung besaßen, unter die Studentenschaft sich zu mischen, kam es am 26. Mai zur Massendemonstration; die Vorstadtgarden und Arbeiter zogen bewaffnet in die Stadt, es wurden Barrikaden erbaut, ein Sicherheits-Ausschuß gebildet und das Ministerium, bestehend aus den Ministern Pillersdorf, Sommaruga, Krauß, Latour, Doblhoff und Baumgarten — gab wieder nach. Trotz aller Demonstrationen wurde jedoch in musterhafter Weise das Eigenthum geschont; die Arbeiter bezeugten ihre diesbezüglichen Gesinnungen dadurch, daß sie auf die Häuser schrieben: „Heilig ist das Eigenthum". Der Sicherheits-Ausschuß entwickelte anfangs in der That eine ersprießliche Thätigkeit, besonders dadurch, daß er die Arbeiter, welche sich seit ihrer Wirksamkeit zur Aufrechthaltung der Legion unverantwortlich überhoben, zu beschäftigen versuchte.

Nun aber drängten sich rasch die Ereignisse. Am 24. Juni erfolgte die Ankunft des überaus populären Erzherzogs Johann in Wien als Stellvertreter des Kaisers; am 5. Juli ein Fackelzug für denselben wegen seiner Erwählung zum deutschen Reichsverweser, am 8. die Abreise des Erzherzogs nach Frankfurt, am 14. ein im Augarten gefeiertes Verbrüderungsfest zwischen Garde und Militär, am 17. Rückkehr des Erzherzogs Johann und Eröffnung des ersten constituirenden Reichstages, am 28. Todtenfeier für die Märzgefallenen.

Hier müssen wir denn doch der geschichtlichen Wahrheit vollsten Ausdruck verleihen. Mit den sogenannten „Märzgefallenen" ist von jeher viel Schwindel getrieben worden. Unter der ganzen Zahl der Gebliebenen war nur ein Student, wenige Angehörige der besseren Stände, welche ihre Neugierde mit dem Tode büßten, aber die Mehrzahl waren jene Tumultuanten, die das Blei bei ihrem wüsten Krakehl in den Vorstädten traf. Sie mögen immerhin als Opfer einer geschichtlich merkwürdigen Zeit, nicht aber einer erhabenen, heldenmäßigen That zur Erringung der Freiheit ihr Monument haben; es widerspricht daher vollständig der geschichtlichen Wahrheit, wenn man sie als Märtyrer hinstellt, was sie in keiner Hinsicht gewesen, und welcher absolut falsche Begriff stets wieder von Neuem wiederholt wird. Und so war denn auch die Todtenfeier des 28. Juli so recht ein Beispiel, wie weit es die verführende Volksleitung schon gebracht hatte; denn die Anwesenheit des beliebten Erzherzogs, die Eröffnung des Reichstages waren Ereignisse, welche Hoffnung gaben, daß sich das Vertrauen befestige, und solches durfte beileibe nicht stattfinden, daher mußte jene Erinnerungsfeier herhalten, die zu jener Zeit durch gar nichts erklärt und begründet zu werden vermochte. Man weiß da wahrlich nicht, soll man die Keckheit der Unternehmer mehr bewundern, oder die Blödheit der Menge, die darauf einging, ohne zu denken.

Es muß hier noch von einer Affaire gesprochen werden, welche bis in die neueste Zeit Gegenstand des Streites gewesen, von der einen Seite als Thatsache behauptet, von der andern lebhaft widersprochen wird; es ist dies die Erzählung von der menschenfreundlichen That des damaligen Oberfeuerwerkers im ersten Artillerie-Regimente, Johann Pollet (Sohn eines Kreissecretärs, geb. in Prag 1814, trat 1832 nach vollendeten philosophischen Studien bei der Artillerie ein; er starb als k. k. Hauptmann in Grinzing, im Hause Nr. 102, am 13. September 1872; begraben wurde er auf dem evangelischen Friedhof in Matzleinsdorf in der Varges'schen Familiengruft). Es heißt nämlich, daß derselbe in den Abendstunden des 13. März dem Befehle eines hohen Militärs (nicht des Erzherzogs Albrecht, wie irrthümlich erzählt wurde), eine Kanone auf die sich vor dem Eingangsthore zur Burg auf dem Michaelerplatz drängende Volksmasse abzufeuern, — in Befolgung der ewig denkwürdigen Worte des Kaisers Ferdinand: „Ich lass' auf meine Wiener nicht

schießen!" (die aber weit vor den Märztagen, bei ganz anderer Gelegenheit geäußert wurden) — vor die Kanone sich stellend, energische Weigerung entgegenzusetzen wagte, und er durch diese heroische That zahlreichen seiner Mitbürger das Leben gerettet habe. Dafür sei er vom Kaiser nach den Märztagen zum Officier befördert worden. Seines Verhaltens wegen wäre er trotzdem in kriegsrechtliche Untersuchung gezogen worden, aus der er jedoch makellos hervorging.

Wie aus dem Briefe eines Waffengefährten vom Jahre 1872 an den Bürgermeister von Wien, Dr. Kajetan Felder, hervorgeht, wäre jener hohe General allerdings in dem verhängnißvollen Momente, wo sich die Menge bedrohlich gegen den Michaelerplatz wälzte, zu Pollet, den er gar nicht kannte, getreten und hätte gesagt: „Wenn das so fortgeht, wird uns nichts übrig bleiben, als zu schießen!" worauf Pollet erwidert habe: „Es stehen ja noch die Grenadiere vor uns!" Weiter sei kein Wort zwischen dem hohen General und dem Feuerwerker gewechselt worden. Es hat dies schon aus dem einfachen Grunde die Glaubwürdigkeit für sich, als der General sicher gewußt hat, daß ihm keinerlei Recht zustehe, die dort postirte Mannschaft zu commandiren, und er es sich hätte gefallen lassen müssen, sein strictes Gebot mit den Worten erwidert zu hören: „Entschuldigen Sie, das militärische Reglement erlaubt mir nicht, von einem Andern als meinem Batteriecommandanten Befehle zu empfangen." Es wäre auch die Verantwortlichkeit für den Untergeordneten eine ungeheure gewesen. Und so that gewiß Pollet in jenen Tagen nur das, was das Dienstreglement befiehlt, ohne hierbei ein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Commandirte er doch in der Epoche der Prager Junitage die auf der Kleinseite postirten Kanonen, die durch ihre richtig gezielten Schüsse nicht wenig Antheil an der Unterwerfung der aufständischen Partei hatten. Später, im Feldzuge gegen die ungarische Insurrection verwendet, erwies er allerwärts für die Sache des Thrones einen mehr als gewöhnlichen Muth, so daß ihm 1850 das Militär-Verdienstkreuz verliehen wurde. Leider aber konnte er diese Auszeichnung nicht mehr fassen, denn sein Geist war bereits durch Irrsinn umdunkelt. Sein Regiments-Commandant, der verdiente Oberst Siebeneicher, begab sich selbst zu dem zu decorirenden tapfern Officier in das Prager Spital; allein der Arme begriff weder die Freude noch Ehre, völlig stumpfsinnig starrte er apathisch das Kreuz der Auszeichnung an. Man hatte schon längere Zeit eine gewisse Zurückgezogenheit, einen unerklärlichen Tiefsinn an ihm bemerkt und in seine Beurlaubung zu den Verwandten nach Prag gewilligt; aber kein Mittel der Pflege und liebevollsten Sorgfalt konnte dem Verhängnisse Grenzen setzen. Die so übertriebenen und seinen Standpunkt gänzlich verkennenden, mitunter auch scharf auseinandergehenden Urtheile (selbst in Militärkreisen) über seine Handlungsweise in den Märztagen haben gewiß in erster Linie das zum Vorschein gekommene traurige Resultat gefördert, wenn nicht gar hervorgerufen. Indeß er genas so ziemlich vollständig, machte den italienischen Feldzug 1859 mit, mußte aber darauf in Pension gehen, da sich abermals sein schweres Leiden einstellte, dem er schließlich erlag. Die Sage von dem Heldenmuth dieses Mannes zieht aber als so schöner Mythus von Mund zu Mund, daß die ruhmvollen drei Märztage einen ihrer schönsten Glanzpunkte verlieren würden, wollte man sie so ganz und gar in den Bereich der Märchen verweisen. Etwas ist daran, wenn auch nur die oben erzählte, der directen Befolgung ausweichende Antwort.

Nun folgte der Fackelzug des Militärs für den in Wien weilenden Ban von Kroatien, Josef Freiherr, seit 1855 Graf Jellachich (geb. 1801, gest. 1859), am 28. Juli, die Arbeitermesse am 30., abgehalten von dem Feldpater der Legion, Professor der Theologie an der Universität, Dr. Anton Füster (geb. 1806); die Aufsteckung der deutschen Farben für die Garnison am 6. August; die Rückkehr des Kaisers am 12.; eine große Revue über die Nationalgarde, aus 60.000 Mann

und die Garnison, aus 12.000 Mann bestehend, am 14.; endlich der große Arbeiterkrawall am 23.

Die öffentlichen Arbeiten, welche vom Sicherheitsvereine und dem Ministerium in Angriff genommen wurden, waren längst in Possenspiel ausgeartet; mit Fahnen zogen die Arbeiter auf, um gegen Taglohn fast nichts zu thun, dafür aber jeden Augenblick irgend einem fanatischen Gassenredner zuzuhören und sich zu betrinken. Erklärlicherweise fand daher die Verfügung am 21. August, die Arbeiten in Accord zu geben, sehr wenig Anklang bei den Faulen. Alsbald kam es zu tumultuarischen Scenen, und als am 23. ein Zug Arbeiter mit einer ausgestopften Figur, welche den Minister der öffentlichen Arbeiten, Ernst von Schwarzer, vorstellen sollte, den Weg in die Stadt erzwingen wollte, hieb die städtische Munizipalgarde auf dieselben ein und die herbeigerufenen Nationalgarden schickten ihnen wohlverdiente Kugeln zu, wobei sechs Arbeiter todt blieben und 64 verwundet wurden. So weit war es aber schon gekommen, daß ein großer Theil der Garde ein mannhaftes Auftreten gegen den Uebermuth mißbilligte, und als am 24. August der Sicherheitsverein aufgelöst wurde, fanden die Hetzer und Wühler nur um so günstigeren Boden.

Nunmehr mischte sich Eigennutz in's Spiel. Der Klaviervermiether und Musiklehrer August Swoboda hatte einen Actienverein zur Unterstützung der Gewerbe gegründet; die Seifenblase platzte jedoch und die Einleger sahen sich um ihre Habe gebracht. Da entstand ein neuer Sturm; die vom Verluste Betroffenen waren großentheils zugleich Mitglieder der Garde, daher diese selbst mit ingrimmigen Drohungen gegen das Ministerialgebäude am Judenplatze andrängten. Nur den aufopfernden Bemühungen der Bessergesinnten gelang es, an diesem Tage Blutvergießen zu verhindern, indem am Hof, wo sich Alles drängte, Militär aufmarschirte. Und so wurde der Riß immer tiefer, die Situation immer unhaltbarer. Die am 18. September erscheinende Deputation aus Ungarn wurde zwar vom Reichstage nicht empfangen, die demokratischen Vereine, sich nicht um weiteren Befehl kümmernd, brachten derselben aber am nächsten Tage einen pomphaften Fackelzug. Ein gleicher wurde am 24. dem Abgeordneten Hanns Kudlich (geb. 1823) zu Theil, welcher die Aufhebung des Zehent und der Robot beantragt hatte, während zur gleichen Zeit in Wien Werbungen für Ungarn und Kroatien, die sich bereits feindlich bekämpfenden Länder, stattfanden; — kurz, es war die Sachlage so geworden, daß der geringste Anlaß genügen mußte, um zum gewaltsamen Ausbruche zu gelangen, und dieser fand sich auch.

Die immer mehr um sich greifende Revoltirung in Ungarn, welche schon zur am 28. September erfolgten Schauerscene der Ermordung des kaiserlichen Commissärs, Feldmarschall-Lieutenant Franz Graf Lamberg (geb. 1791), in Pest geführt hatte, machte ernste Maßregeln nothwendig und es wurden Truppen dahin dirigirt, darunter auch das Grenadierbataillon Richter, welches lange in Wien gelegen hatte und mit der Bevölkerung in gutem Einvernehmen stand. Daher zogen die Soldaten nur sehr ungern fort und die allerorten thätige Umsturzpartei wußte diesen Unmuth zu steigern und zugleich die Bevölkerung aufzustacheln, daß selbe den Abzug verhindere. Als daher das Bataillon am 6. October, von anderen Truppen escortirt, zum Nordbahnhofe marschirte, schloß sich eine große Menge Volk und Bewaffnete an, welche die Schienen aufrissen und, als der commandirende Generalmajor und Brigadier in Wien, Hugo von Bredy (geb. 1791), ernste Anstalten traf, zu plänkeln begannen.

Nun kam es zum Gefechte zwischen den Grenadieren, Garden und Studenten einerseits und den übrigen Truppen, besonders dem Regimente Nassau und einer Kürassierabtheilung andererseits, wobei von beiden Seiten viele, darunter auch der

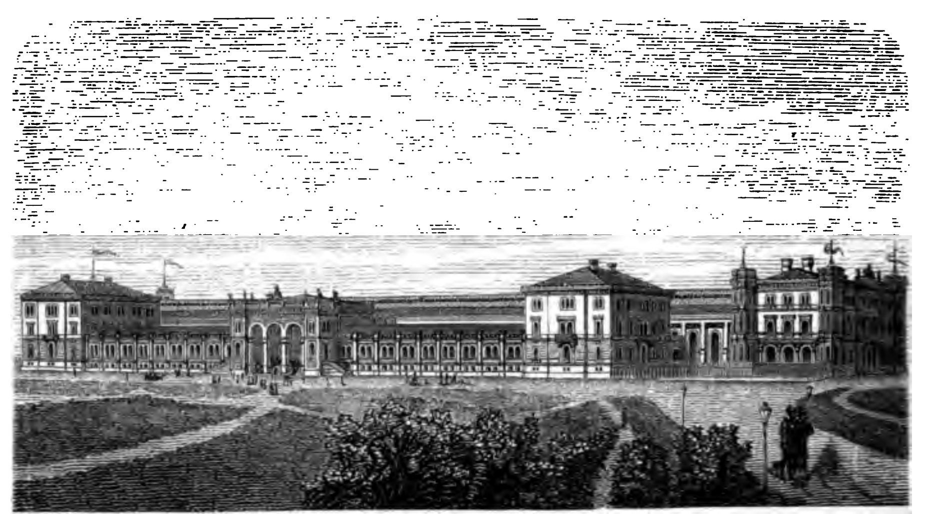
General todt blieben, endlich aber die Uebermacht den Sieg davon trug. Es mußten die Truppen weichen, die aufgeführten Kanonen wurden von den Proletariern genommen, welche mit den Grenadieren, Garden und Studenten wie im Triumphe in die Stadt zurückzogen. Dort wurden die Basteien und Stadtthore besetzt und der Alarmruf führte stets neue bewaffnete Trupps in die Stadt. Um die Mittagsstunde rückte auch eine Abtheilung Wiedener Garden über den Stefansplatz gegen die Universität und zwischen dieser und den Stadtgarden (Kärntnerviertel), welche den Stefansthurm bewachten, um Sturmläuten zu verhindern, kam es durch Mißverständniß zu einem Gefechte, wobei Garden auf Garden schossen. Noch heute steckt an der Seite des Leopolds- oder Ecce-Homo-Altars (am Eingang der unteren Sakristei stehend) eine Kugel, mit welcher im Kampfe des 6. October, der sich in das Innere der Stefanskirche fortpflanzte, dem Doctor Juris Josef Drechsler, Lieutenant der Nationalgarde des Kärntnerbezirkes, der Arm durchschossen wurde, welcher amputirt werden mußte; gleichfalls erhielt Dr. Friedrich Reisch (damals Bezirksarmenarzt, gest. als k. k. Hofarzt 1874) einen Stich durch die rechte Hand, welche ebenfalls amputirt wurde. Nach den Blutthaten wurde die Kirche vom Weihbischofe reconciliirt (von der Entheiligung gereinigt).

Der energische Kriegsminister, Feldzeugmeister Theodor Graf Baillet von Latour (geb. am 15. Juni 1780), zog nun Truppen in die Stadt, dem Unheil ein Ende zu machen, aber am Graben wurden dieselben mit wahrer Todesverachtung vom Volke angegriffen, nach erbittertem Kampfe gegen die Bognergasse und endlich ganz aus der Stadt gedrückt. Plötzlich erscholl nun, nachweisbar durch ungarische Emissäre aufgestachelt, der Ruf nach dem im Kriegsministerium weilenden Grafen Latour und die Menge drang in das nicht vertheidigte Gebäude ein. Eine Zeitlang war es einigen Reichstagsmitgliedern, vornehmlich Dr. Franz Smolka, Dr. Adolf Fischhof, Dr. Josef Goldmark, Alois Borrosch, in Verbindung mit anderen Wohlgesinnten gelungen, die wuthschnaubende Menge abzuhalten, aber bald strömten neue Massen herbei, der alte Mann wird aus seinem Asyle hervorgeholt, die Stiege herab, auf den Platz „Hof" geschleppt und da ermordet.

Von da aber zog man nach dem kaiserlichen Zeughause in der Renngasse, dessen Besatzung sich wohl die ganze Nacht hindurch ungemein tapfer hielt und alle, selbst durch die Kanonen auf der Hohen Brücke und Schottenbastei unterstützten Angriffe löwenmuthig zurückschlug, endlich aber am Morgen des nächsten Tages auf Befehl des Reichstages das Zeughaus, dessen Rückseite bereits in Flammen stand, dem Volke übergeben mußte. Dieses gewährte der Besatzung freien Abzug, bewaffnete sich aber sofort aus den werthvollen, hier aufgehäuften Waffensammlungen, wodurch so manches werthvolle historische Stück spurlos verschwand. Ueber dem Thore des kaiserlichen Zeughauses war ein kleines Muttergottesbild angebracht, das merkwürdigerweise während des Kugelregens, den die Stürmenden in der Schreckensnacht des 6. und 7. Octobers 1848 auf das Gebäude entsendeten und der die ganze Mauer ringsum von Kugeln durchlöcherte, vollkommen unbeschädigt blieb. Im Jahre 1855 wurde das, im Volksmunde gewöhnlich die „Zeughaus-Muttergottes" genannte Bild in das neue Arsenal vor der Belvedere-Linie übertragen und in der, auf den Namen „Unserer lieben Frau vom Siege" geweihten Kapelle auf dem Hochaltare aufgestellt.

Während nun, wer nur immer konnte, aus der Stadt entfloh und auch der Stadtcommandant Feldmarschall-Lieutenant Maximilian Graf Auersperg (geb. 1771, gest. 1850) seine anfänglich eingenommene Stellung beim Schwarzenberg- und Belvedere-Garten aufgab und die Stadt ganz verließ, machte sich in ihr der wildeste Terrorismus breit. Es wurden Mobilgarden gebildet, die Linien verrammelt,

die Wälle besetzt, die Gassen durch Barrikaden gesperrt und das Commando organisirt, um den Truppen Widerstand leisten zu können. Der Kaiser, welcher schon am 7. unter starker Bedeckung Schönbrunn verlassen hatte, übergab dem Fürsten Windischgrätz den unbeschränkten Oberbefehl; in Eilmärschen zogen von allen Seiten Truppen heran und auch der Ban Jelachich nahte mit seinen Kroaten und Sereffanern (den sogenannten Rothmäntlern), um die Stadt zu bezwingen. In dieser aber übernahm der ehemalige k. k. Lieutenant Wenzel Messenhauser (geb. zu Proßnitz in Mähren 1813, belletristischer Schriftsteller und dramatischer Dichter) das Commando über die Nationalgarde; an seiner Seite befehligte die Mobilgarden der aus den polnischen Revolutionskriegen bekannte General Josef Bem (geb. zu Tarnow in Galizien 1795, gest. als türkischer General unter dem Namen Amurat Pascha zu Aleppo am 10. December 1850), welchem auch die Leitung der strategischen Angelegenheiten übertragen wurde. Windischgrätz erklärte die Stadt in Belagerungszustand und forderte sie zur Ergebung auf,



Bahnhof der Kaiserin Elisabeth-Westbahn. (Seite 1126.)

wogegen der Reichstag Protest erhob. Die Aufständischen verließen sich vor Allem auf die Hilfe, welche aus Ungarn versprochen war, und so mußte das Schwert entscheiden.

Schon am 24. October begann der Kampf an den verrammelten Linien gegen die Truppen, welche die Stadt von allen Seiten einschlossen; besonders in den Auen der Donau wurde hitzig gefochten, aber so muthvoll sich auch die Aufständischen hielten, solche Bravour, insbesondere die zum großen Theile aus desparaten, waghalsigen Elementen zusammengesetzten Mobilgarden entwickelten, die nicht selten durch theateralische Reden von Seite einiger Aufwieglerinnen, besonders der berüchtigten „Barrikaden-Lini" (eigentlich Karoline Wasa, ehemalige Dienstmagd), immer mehr angeeifert wurden, so vermochten sie doch nicht, den nach einem Plane geleiteten Truppen auf die Dauer zu widerstehen. Immer enger schloß sich der Kreis bis zum 28. October, an welchem Tage der Hauptangriff erfolgen sollte.

Nach mehrstündiger Kanonade drangen die Truppen von allen Seiten vor, es wurden die Linienthore genommen, die Vertheidiger nach heftigem Widerstande, besonders an der sogenannten Sternbarrikade Ende der Sterngasse, in die Flucht geschlagen und am Abende des Tages waren alle Vorstädte in den Händen der

Soldaten. Die Aufständischen waren nun auf die innere Stadt beschränkt, von wo eine Deputation des Gemeinderathes an den Fürsten Windischgrätz abging und die Massen wild durcheinander wogten. Es wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und bereits war es den Besonneneren gelungen, die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes begreiflich zu machen; am 30. October erschien der Befehl des Obercommandos, die Waffen abzulegen; — da verbreitete sich das Gerücht vom Anrücken der Ungarn und neuerdings tobte Alles auf. Selbst der schwache Obercommandant Messenhauser ließ sich herbei, seinen Entwaffnungsbefehl zu widerrufen und die Fortsetzung des Kampfes zu verordnen, das Geplänkel in den Vorstädten begann von Neuem, während die Truppen als Wiedervergeltung dieselben beschossen, und die wüthenden Massen übten den vollsten Terrorismus, indem jeder Mann, selbst alte Leute, aus den Wohnungen geholt und gezwungen wurden, die Flinte zu ergreifen. Wirklich hatte der ungarische Landsturm die Leitha überschritten und war am 30. bei Schwechat in die Flucht geschlagen worden.



Der äußere Burgplatz mit den Monumenten des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen. (Seite 1134.)

Die Vorstädte wurden nun völlig besetzt, und als von der inneren Stadt auf die sich am Glacis zeigenden Soldaten gefeuert wurde, ergoß sich am 31. zuerst ein Kugelhagel über die Stadt, wodurch mehrere Häuser, darunter auch das Hofbibliotheksgebäude mit dem Naturalienkabinet und der obere Theil des Thurmes der Augustinerkirche in Brand gerieth. Um drei Uhr aber wurden Sturm-Colonnen gebildet, das Burgthor mit Kanonen eingeschossen und die innere Stadt besetzt.

Die Zeit der tollsten Wirrniß hatte nunmehr ihr Ende erreicht; aber es begann das traurige Nachstück der Sühne — die Todesurtheile der hervorragendst Betheiligten von Seite der standrechtlichen Untersuchungs-Commission. Der Erste der Unglücklichen war Robert Blum (geb. zu Köln am 10. November 1807, Buchhändler in Leipzig und Abgeordneter im Frankfurter Parlament); derselbe wurde am 9. November 1848, acht Uhr Morgens, im Stadtgraben beim Neuthor (wegen Ermanglung eines Scharfrichters zum Henken) erschossen. (Dessen Reisegefährte August Fröbel, Verfasser des Buches „Oesterreich, Deutschland und Europa“, das selbst in den conservativen Kreisen Billigung fand, wurde zwar ebenfalls wegen Betheiligung am bewaffneten Widerstande zum Tode durch den Strang verurtheilt, ihm aber mildernder Umstände wegen die Todesstrafe erlassen

und er sofort in Freiheit gesetzt.) Am 16. November erfolgte die Erschießung des Obercommandanten Wenzel Messenhauser, gleichfalls im Stadtgraben, den sofort der Wiener Witz „die Windischgrätz-Anlagen" nannte. Am 23. November folgte an gleicher Stelle die Execution des Alfred Julius Becher (geb. zu Manchester in England 1803, Doctor der Rechte, ausgezeichneter Musiker und Schriftsteller, verantwortlicher Redacteur der politischen Zeitschrift „Der Radicale") und seines Mitarbeiters Dr. Phil. Hermann Jellinek (geb. zu Ungarisch-Brod in Mähren 1823). Der ebenfalls zum Tode verurtheilt gewesene Commandant der akademischen Legion, der renommirte Porträtmaler und Kunstschriftsteller Josef Matthäus Aigner (geb. in Wien am 18. Januar 1818), wurde unbedingt begnadigt. Sonst erlitten noch andere, minder hervorragende Personen die Todesstrafe.

Einigen der besonders gravirten Führer gelang es, in Verkleidung zu entfliehen, so dem General Bem und seinem Adjutanten, dem k. k. Oberlieutenant und Professor der Geographie an der Ingenieur-Akademie Eduard Kuchenbäcker (gest. 1867), dem Flügeladjutanten Messenhauser's Ferdinand Fenner von Fenneberg (geb. zu Brixen am 10. October 1818, gest. zu Bregenz am 11. Februar 1863) u. A. Sie wurden in effigie gehangen. Daß auch hier sich der Wiener Witz in unbeschränktem Maße erging, läßt sich denken. So stand an dem Tage, an welchem der Name Bem's auf dem Glacis an den Galgen genagelt wurde, ein Schusterjunge bei einem Stadtthore und weinte heftig. Als er von theilnehmenden Passanten um den Grund des Weinens gefragt wurde, antwortete er: „Aus Furcht! denn da draußen haben sie Einen g'henkt und — der geht um!" (Als Geistererscheinung nämlich, indeß auch in Wirklichkeit, was einen köstlichen Doppelsinn giebt.) Man erzählte auch, daß, als diese Effigie-Procedur in Bezug auf mehrere Andere ausgeübt wurde, unter den Zuschauern ein eleganter Herr geniest habe, worauf ihm ein Nachbar, Franzose, höflich zurief: „A votre santé"! (Zur Gesundheit!) Ein kecker Schusterjunge meinte sogleich: „Da haben S' Recht, Euer Gnaden, — wo san dé?" (Wo sind diese?)

Sofort noch Einnahme der Stadt wurde die Nationalgarde und die akademische Legion aufgelöst, alle Vereine geschlossen und über die Stadt der Belagerungszustand verhängt. Die zahllosen, während des verhängnißvollen Jahres emporgewucherten Journale — Ende Juli zählte man in Wien gegen 200 Tagesjournale — an deren Spitze die „Constitution" von Leopold Häfner (geb. in Wien 1820), der „Freimüthige" von Moriz Mahler, wurden größtentheils eingestellt, so daß nur fünf von ihnen das Jahr 1848 überlebten, von denen aber heute nur allein die von August Zang (geb. in Wien 1808) gegründete „Presse" übriggeblieben. Das „Fremden-Blatt" kann nämlich nicht unter die Achtundvierziger Zeitungsschöpfungen gerechnet werden, da es der nunmehrige Freiherr Gustav von Heine-Geldern (geb. in Hamburg 1810, Bruder des Dichters) schon 1847 in's Leben gerufen hatte und durch ebenso solide als praktische Gebahrung auf den beliebten Standpunkt brachte, auf welchem es heute steht.

Nun kehrten auch Diejenigen, welche der Stadt den Rücken gekehrt hatten, dahin zurück, aber Wien lag ermattet da, wie ein vom sinnverwirrenden Fieber Genesender, und sah mit Besorgniß die stets erneuerten Beweise, wie die strafende Hand des Militärgesetzes mit Allen verfuhr, welche in der vorausgegangenen tollen Zeit irgend eine Rolle gespielt hatten. Der Reichstag wurde nach Kremsier verlegt, ein neues Ministerium ernannt, bestehend aus Fürst Felix Schwarzenberg (für das Auswärtige), Franz Graf Stadion (für das Innere und den Unterricht), Philipp Freiherr von Krauß (für die Finanzen), Doctor Alexander Bach (für Justiz), Feldmarschall-Lieutenant Franz Freiherr von Cordon (für den Krie

Karl Freiherr von Bruck (für den Handel) und Ferdinand Freiherr von Thinnfeld (für Landescultur und Bergwesen).

Plötzlich aber verlautete am 2. December 1848 jenes Ereigniß, mit welchem die neueste Aera der Geschichte Oesterreichs wie der Stadt Wien beginnt — die Thronentsagung des Kaisers Ferdinand I. und seines rechtmäßigen Nachfolgers Franz Karl zu Gunsten des gegenwärtig regierenden Monarchen Franz Josef I, welcher nunmehr den Thron bestieg.

Bevor wir jedoch zu diesem letzten, gewiß würdigen Abschnitte des vorliegenden Werkes schreiten, müssen wir einer Vereinigung gedenken, welche schon seit Langem in Wien Fuß gefaßt und nach recht wechselvollen Schicksalen dies abermals im Jahre 1848 versuchte — nämlich der Freimaurer in Wien.

Die Freimaurerei in Wien.

Die Freimaurerei, welche sich seit dem Jahre 1717 von England aus in ihrer heutigen Ausbildung über den ganzen Continent zu verbreiten begonnen hat, faßte in den österreichischen Erblanden zunächst in den Niederlanden feste Wurzeln und war daselbst bald so sehr verbreitet, daß Kaiser Karl VI, in Folge eines Ansuchens der Geistlichkeit und der Stände, sie durch ein strenges Verbot unterdrückte. Den Weg nach Wien aber fand die Freimaurerei in eigenthümlicher Weise.

Es war nämlich Franz Stefan Herzog von Lothringen, der nachmalige Gemal der Erzherzogin Maria Theresia, vor seiner Vermälung in Haag im Jahre 1731 durch den dortigen Gesandten, den berühmten Staatsmann Philipp Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield (geb. 1694, gest. 1773), als Lehrling in den Freimaurerorden eingeführt worden und hatte noch im selben Jahre zu London den Meistergrad erhalten. Was war demnach natürlicher, als daß Franz nach seiner Vermälung mit der Erbtochter Kaiser Karl's die Maurerei in Oesterreich eifrigst beschützte, ja sie vielleicht dort selbst stiftete.

Die erste Loge in Wien „zu den drei Kanonen" wurde als Pflanzloge der Breslauer Loge „zu den drei Todtenköpfen", jedoch als Großloge am 17. September 1742 eröffnet. Unter den Mitgliedern befand sich auch der Gemal Maria Theresiens, Großherzog Franz. Die Brüder der Breslauer Loge, Albrecht Graf Hodiz (der bekannte Sonderling und Musikfreund von Roßwalde), und Franz Sales de Grossa gaben der Wiener Loge „das Licht". Aber Maria Theresia und der weibliche Theil des Hofes waren die entschiedensten Gegnerinnen des Ordens, und so konnten die Freimaurer nur verstohlen und unter vielfältigen Verfolgungen sich versammeln, ja es konnte sich diesen letzteren nicht einmal der Mitregent der Kaiserin entziehen. So ließ Maria Theresia, als sie eines Tages erfuhr, daß ihr Gemal auch in Wien an den Versammlungen theilnehme, den Margarethenhof am Bauernmarkt (alt 589, neu 2, in neuester Zeit demolirt), in welchem dieselben abgehalten wurden, militärisch besetzen und die Versammelten durch die baireuthische Grenadier-Compagnie gewaltsam aufheben. Es war dies am 7. März 1743, und Franz I., dem es gewiß unangenehm gewesen wäre, dort getroffen zu werden, rettete sich zur Verhinderung dessen nur mit großer Noth durch einen unterirdischen Gang.

Unter den ersten Mitgliedern dieser Loge „zu den drei Kanonen“ finden wir den erwähnten Grafen Hoditz als Großmeister, ferner: die Grafen Starhemberg, Karl Trauttmansdorff, Gondola, Waldstein, Windischgrätz, Zinzendorf, Salm, Hoyos, Jörger, Hamilton, die Freiherren Livenstein, Kunitz und Tinti, Oberstlieutenant Amadei, Marquis Buirette, General-Major de la Cerda, Prinz Constantin von Hessen-Rheinfels, Oberstkanzler Graf Seilern und viele andere Cavaliere, hohe Militärs und Staatsmänner.

Da die Wiener „Brüder“ dem Verrathe vorsichtig aus dem Wege gehen mußten, so hatten sie kein bestimmtes Locale zu ihren Versammlungen, sondern wechselten dasselbe beständig. Die ersten beiden Logen wurden in der Wohnung des Großmeisters Hoditz gehalten, die folgenden beim Meister Grossa, zwei beim Bruder Buirette im Gundelhof, drei im Garten von Dalberg in der Favoritenstraße, zwei beim Bruder Gondola in der Renngasse (dem Zeughaus gegenüber), eine beim Bruder Grafen Draskovich im dritten Stockwerke der Gatterburg (Sonnenfelsgasse), eine beim Bruder von der Lith im Hartmann'schen Hause, gegenüber dem alten Salzspeichen (heute Augustinerstraße 4, alt 1037), eine, und zwar die letzte, im ersten Stock im „Stachelschwein“ (Kienmarkt).

Zur Zeit ihrer Sprengung zählte die Loge 9 Mitglieder ersten Grades, 13 des zweiten und 23 des dritten Grades. Die Brüder, welche einen hohen Rang bekleideten, erhielten Zimmerarrest, die übrigen wurden in das „Rumorhaus“ (Polizeigefängniß im Tiefen Graben, im Hause mit der heutigen Nummer 37, alt 175) und ein englischer Abbé in den erzbischöflichen Palast gebracht.

Da erschien am 18. Mai 1751 eine Bulle des Papstes Benedikt XIV., welcher in derselben über die Freimaurerei den Kirchenbann aussprach. Dies wirkte mächtig auf die Kaiserin und gab den Gegnern des Ordens eine neue Waffe zu dessen Verfolgung. Nebstdem griffen mehrere Hofdamen, von diesen letzteren geleitet, die Landesfürstin bei der empfindlichsten Seite der Weiblichkeit an — bei der Eifersucht, welcher Leidenschaft ohnedies die Monarchin nur allzusehr huldigte. Sie machten ihr die eheliche Treue ihres Gatten verdächtig, und es soll Maria Theresia wirklich eines Tages, um Sicherheit über diesen Punkt zu erlangen, in Gesellschaft einer vertrauten Dame in männlicher Kleidung ihrem Gatten in die Versammlung der Loge gefolgt sein, dieselbe jedoch alsbald wieder verlassen haben, da sie den vollständigen Ungrund ihres Verdachtes bemerkte. Dennoch bewirkten die Feinde nach und nach, daß — und zwar ganz unerwartet im Jahre 1764 — die Kaiserin in allen österreichischen Staaten den Freimaurerorden aufhob. Nichtsdestoweniger arbeitete die Loge in Wien insgeheim fort, und es ist gewiß, daß Franz I. zur Zeit seines Todes (der am 18. August 1765 zu Innsbruck erfolgte) noch Großmeister der Loge „zu den drei Kanonen“ war.

In den nachfolgenden Jahren der Regierungsepoche Maria Theresiens scheint der Orden ebenfalls insgeheim seine Existenz ziemlich unbehelligt fortgesetzt zu haben, und trug dazu wesentlich der Umstand bei, daß damals die diplomatischen Unterhandlungen wegen Aufhebung des Jesuitenordens, eines der mächtigsten Gegner der Freimaurerei, begonnen hatten. Es ist ferner merkwürdig, daß der Freimaurerorden bei zwei Kindern der großen Kaiserin eifrige Beschützer fand, und zwar zeigte sich Erzherzogin Maria Carolina, spätere Königin von Neapel, demselben in ihrem süd-italienischen Reiche wiederholt günstig, mehr aber noch Kaiser Josef II. Unter des Letzteren Schutze erhob schon in den letzten Regierungsjahren Theresiens die Freimaurerei wieder ihr Haupt; es muß aber wahrheitsgetreu dabei bemerkt werden, daß den Kaiser keineswegs das Wohlgefallen an dem Bunde leitete, sondern vielmehr der Grundsatz, Preußen darin nicht den Vorrang

zu lassen, denn Friedrich II. war selbst Maurer und der Verbindung (natürlich nur um seine Zwecke zu verfolgen) äußerst freundlich gesinnt. So trat auch Josef in den Bund ein, aber er erklärte denselben sofort als unbedeutend und ließ ihn anfänglich frei gewähren. So widmeten sich denn alle hervorragenden Köpfe jener Zeit der Maurerei, und die Logen unterstützten in der vom Kaiser freigegebenen Presse die Reformen Josef's auf's eifrigste. Im Laufe der Zeit gehörten die bedeutendsten Männer zu den Maurern, so Mozart, Haydn, Sonnenfels, Denis, Abbé Eckhel, Blumauer, Ratschky, auch der Neger Angelo Soliman u. v. A.; von Cavalieren: die Fürsten Liechtenstein und Paar, Grafen Esterhazy, Palffy, Thun, Starhemberg :c.; der Oberststallmeister Johann Karl Graf Dietrichstein (geb. 1728, gest. als Fürst 1808) bekleidete die Würde eines Landesgroßmeisters für die gesammten Erblande.

Auch unter der zweijährigen Regierung des Kaisers Leopold II. dauerten die Freimaurerlogen fort; dessen Nachfolger Franz II. war jedoch von vornherein der Maurerei abgeneigt, und so führte der Ausbruch der französischen Revolution, das System des Ministers Franz Maria Freiherr von Thugut (geb. 1739, gest. 1818) und der Umstand, daß die Mitschuldigen an der sogenannten Jakobiner-Verschwörung theilweise dem Freimaurerorden angehörten, die gänzliche Unterdrückung der Maurerei in Oesterreich herbei (1794). Mit dieser Zeitepoche steht in inniger Verbindung der Schwanengesang der Freimaurerei — Mozart's Zauberflöte, welchem Gegenstande wir eine Auseinandersetzung widmen müssen.

Der Text zur „Zauberflöte" hat mancherlei Deutungen erfahren, vornehmlich jene, als wäre die Handlung eine allegorische Darstellung der Revolution in Frankreich vom Standpunkte der Illuminaten (Mitglieder des 1776 gestifteten Ordens der Aufgeklärten oder Lichtbrüder), wobei man sich bemüht, die Einzelheiten mit wahrhaft bei den Haaren herbeigezogenen Erläuterungen auszuschmücken. Dem ist jedoch absolut nicht so; die Zauberflöte steht vielmehr in engster Verbindung mit der Freimaurerloge und ihrer Vertheidigung. Mozart und Schikaneder waren Mitglieder der Loge „zur gekrönten Hoffnung" in Wien; Ersterer componirte so manches schöne Musikstück eigens für maurerische Kreise, wo es auch aufgeführt wurde. Als aber eines Tages (7. März 1791) Schikaneder seinem musikalischen Freunde Mozart vorstellte, wie er verloren sei, wenn nicht eine Oper von großer Anziehungskraft ihm wieder emporhelfe, und daß er einen vortrefflichen Stoff zu einer glänzenden Zauberoper entdeckt habe, er auch Mozart für den rechten Mann hielte, die Musik dazu zu schreiben, da überwand Mozart's unwiderstehliche Neigung für dramatische Musik und seine natürliche Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit zu helfen, die anfängliche Schüchternheit, sich an eine Zauberoper zu wagen, und er unternahm das großartige Werk. Die Oper, welche ursprünglich von dem als Schauspieler und Chorist auf dem Schikaneder'schen Theater im Freihause (bereits Seite 1067 besprochen) wirkenden Karl Ludwig Metzler, genannt Giesecke (geb. in Augsburg 1775, gest. als Ritter des Danebrog-Ordens und Professor der Mineralogie in Dublin am 5. März 1833) gedichtet, von Schikaneder aber überarbeitet, und die Figuren Papageno's und Papagena's angefügt wurden, erlebte nach der am 30. September 1791 erfolgten Aufführung am 13. November 1792 die hundertste, am 22. October 1795 die zweihundertste Vorstellung. Wie in Voraussicht der nach Josef's Tode eintretenden staatspolizeilichen Veränderungen hatte man mit ihr ein Zaubermittel geschaffen, durch welches die Freimaurerei in Oesterreich trotz aller Verbote öffentlich fort und fort gepredigt worden ist, und bis auf die spätesten Zeiten fortlebte und fortwirkte.

Die Freimaurerei wird nun in der Zauberflöte als das Heiligthum des „Osiris" und der „Isis" bezeichnet. Die Vergleichung der Freimaurerei mit den egyptischen Geheimnissen war in Wien und in Oesterreich überhaupt ein beliebter

Gegenstand freimaurerischen Nachdenkens, da Wahrheit, Weisheit und Wohl der Menschen als Endzweck der egyptischen Mysterien galt. Daher trug der Priester, der das Oberamt in Egypten verwaltete, das Amulet der Isis an der Brust mit der Aufschrift: Das Wort der Wahrheit. In diesem Sinne nun wird in der Zauberflöte die Maurerarbeit als ein Dienst des Osiris und der Isis bezeichnet, in diesem Sinne wird die Wirksamkeit der Priester — hier durch Sarastro repräsentirt (damit sollte der Oberpriester der Freimaurerei in Wien, der Metallurg Ignaz von Born, geb. 1742, gest. 1791, charakterisirt werden) — dargestellt. Die Zauberflöte will ferner im Texte allerlei Lehren geben in Bezug auf die Verdächtigungen, denen die Freimaurerei ausgesetzt war. So sagen z. B. die drei Damen der Königin: „Man zischelt sich viel in die Ohren von dieser Priester (der Maurerei) falschem Sinn," worauf Tamino antwortet: „Ein Weiser prüft und achtet nicht, was der verworf'ne Pöbel spricht." (Es wäre freilich auch gut gewesen, wenn Born dieses Princip hochgehalten hätte, dann wäre seine unfläthige und ekle „Monachologie, oder Naturgeschichte des Mönchthums" ungeschrieben geblieben.) Näher geschildert wird die maurerische Kunst in dem Gesange der drei Knaben: „Bald prangt, den Morgen zu verkünden, die Sonn' auf gold'ner Bahn" 2c. Sarastro mahnt in dem wunderbar ergreifenden Liede: „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht" 2c. und als von ihm Pamina und Papageno, die dem Tempel entflohen sind, überrascht werden, wobei der Letztere singt: „Was werden wir nun sprechen?" erwidert die freimaurerische Schülerin: „Die Wahrheit! Sei sie auch Verbrechen." Man sieht also klar, daß der Text der Oper sich auf ganz andere Dinge, als auf die französische Revolution bezog, oder — wie es stets heißt — Jedermann abgeschmackt und sinnlos erschien; wäre dieses letztere der Fall gewesen, würde es Mozart gewiß nicht möglich gewesen sein, sich für denselben zu begeistern und auf solchem läppischen Grunde eine Musik von thatsächlich unverwelklicher Frische und nicht erkaltender Wärme zu schaffen; dies konnte nur der für die Bedeutsamkeit des Textes glühende Freimaurer.

Die Auflassung der Freimaurerei in Wien erfolgte übrigens nicht durch ein strenges Regierungsverbot, sondern aus eigenem Antriebe von Seite der Loge, weil das Volk nach dem Processe der Jakobiner (Seite 1026 besprochen) gegen die Freimaurer eine drohende Haltung anzunehmen begann. Es herrschte allerdings eine freundlichere Stimmung gegen den Bund, der schon seit 1791 allen Verkehr mit den französischen Logen abgebrochen hatte, bei Hofe und in den höheren Beamten- und Militärkreisen; waren doch viele hochgestellte Regierungsmänner und Officiere, geistvolle und reiche Männer verschiedenster Stände unter Josef II. Freimaurer gewesen und gehörten zum Theile noch dem Bunde an, wie sich denn in Franz' II. nächster Umgebung Freimaurer befanden, z. B. seine einstmaligen Lehrer und Erzieher, der nachmalige Vicepräsident der obersten Justizstelle Freiherr Johann Baptist von Schloißnigg (geb. 1746, gest. 1804) und der nachmalige Generalfeldzeugmeister Leopold Freiherr von Unterberger (geb. 1734, gest. 1818). Es war sonach die Gesinnung des Kaisers gegen die Anhänger der „königlichen Kunst" keine unfreundliche, anscheinend eine neutrale, vorsichtig zuwartende.

Um nun über die an höchster Stelle herrschenden Anschauungen vollständig in's Klare zu kommen und ihr künftiges Verhalten in Bezug auf die Fortdauer der Loge darnach einzurichten, beschlossen die Brüder der Wiener Loge „zur (neu) gekrönten Hoffnung", eine aus ihrer Mitte gewählte Deputation an den Kaiser zu entsenden. Diese bestand aus dem k. k. Rath, Wechselgerichts-Assessor und Großhändler Johann Michael von Thomann (geb. 1755, gest. 1820), Meister vom Stuhl der Loge „zum heiligen Josef", welcher er seit 1780 angehörte, und aus dem Official beim niederländischen Departement Josef Andreas von Metz (geb. 1760, gest. als Hofsecretär der k. k. Banco-Hofdeputation und Finanz-Hofstelle 1812),

Meister vom Stuhl der Loge „zur (neu) gekrönten Hoffnung“, und derselben seit 1788 angehörig, welche Beiden am 8. December 1793 dem Kaiser Franz II. in geheimer Audienz eine „Denkschrift“ überreichten, in welcher sie im Namen ihrer Logen erklärten: „bis auf ruhigere Zeiten die Arbeiten und Versammlungen einstellen zu wollen, um in Bezug auf dieselben Seine Majestät einen, wenn auch nur den kleinsten Theil Ihrer großen Regierungssorgen zu beseitigen“. Kaiser Franz äußerte, es wäre dies ganz recht gethan und ihm persönlich ganz lieb, nachdem doch die Zeiten zu unruhig wären, selbst anderer unwürdiger Secten Anhänger sich unter die Mitglieder der Freimaurerei versteckten, die Mitglieder derselben leichtlich verführten, dem Volk die irrigen Begriffe und gewisse Vorurtheile nicht zu benehmen sind und durch das Zurückziehen der Freimaurer die Regierung freie Hand erhielte, einer jeden andern heimlichen, sich also dadurch schon verdächtig machenden Zusammenkunft genauer nachzuspüren und strenger zu ahnden. Der Kaiser fügte schließlich noch bei: „Vielleicht kommen bald wieder ruhige Zeiten!“

Es wird ferner von Interesse sein zu erfahren, daß im Jahre 1785 in Wien ein Freimaurer-Casino entstand, das bis 1793 in Existenz blieb. Es befand sich dieses Casino im Kaffeehause der heutigen unteren Donaustraße (Nr. 5, alt 584), zuerst im Besitze des Kaffeesieders Johann Mayer (gest. 1785), dann dessen Witwe, hierauf des Johann Jüngling (geb. 1762, gest. 1835), endlich des Jakob Stierböck (geb. 1768, gest. 1836), dessen Namen es noch heute führt. Hier wurden die geselligen Zusammenkünfte der Freimaurer abgehalten, bei welchen Alxinger, Ankerberg, Blumauer, Born, Gebler, Kreßl, Leon, Petzl, Ratschky, Retzer, Sonnenfels u. A. erschienen. Ein besonders gern gesehener Gast war Dr. Paskal Josef Ferro (geb. 1749, gest. 1809), der Erste, welcher die Wassercur und die kalten Bäder in der Donau einführte, ein merkwürdiger Gast der berühmte französische General Gilbert Marquis Lafayette (geb. 1759, gest. 1834), der Mitte September 1785 nach Wien kam und in der Johannesgasse (heute Nr. 5, alt 971, nunmehr k. k. Finanzministerium) bei Dominik Andreas Graf, später Fürst Kaunitz-Questenberg (Sohn des Staatskanzlers, kais. Botschafter in Spanien, dann Oberststallmeister, geb. 1740, gest. 1813) wohnte.

Im Jahre 1794 wurden die letzten Ueberreste der Freimaurerei in den deutschen Erblanden beseitigt und die allein noch zu Prag und Laibach bestehenden Logen behördlich geschlossen; vom Jahre 1795 an war die Freimaurerei in Oesterreich gänzlich verboten und mußten auch in Ungarn die maurerischen Arbeiten eingestellt werden. Die in Aussicht gestellten „ruhigen Zeiten“ kamen aber während der ganzen Franzisceischen Regierungsperiode nicht zum Vorschein, denn gerade im Jahre 1794 war es gewesen, als Kaiser Franz eines Abends in sein Schlafgemach trat, um sich zur Ruhe zu begeben und der ihn entkleidende Kammerdiener ihn auf ein Buch aufmerksam machte, das eine unbekannte Hand auf sein Nachttischchen gelegt hatte. Es war das kurz zuvor von den aufgelösten Prager Logen zu ihrer Ehrenrettung herausgegebene Werk: „System der Freimaurer-Loge Wahrheit und Einigkeit zu den drei gekrönten Säulen“, das sogar die österreichische Censur anstandslos passirt hatte. Der Kaiser nahm das Buch zur Hand, blätterte neugierig darin und stieß auf ein Seite 11 eingelegtes Lesezeichen, woselbst auch ein längerer Satz mit Rothstift stark unterstrichen war, der mit den Worten begann: „Die Loge ist eine demokratische Republik“ — — weiter las er jedoch nicht, verharrte eine kleine Weile starr und sprachlos — dann flog das Buch sausend durch das in Scherben klirrende Fenster.

Erst die zweimalige Besetzung Wiens durch die Franzosen (1805 und 1809) ließ die Freimaurerei wieder vorübergehend erwachen; 1809 wurde in Wien wieder eine mit dem großen Orient in Paris in Verbindung stehende Loge eröffnet, deren



K. k. österreichisches Museum für Kunst und Industrie. (Seite 1133.)

Wirksamkeit aber mit den Unfällen Napoleon's I. im Jahre 1813 erlosch. Von da an blieb die Freimaurerei bis zum Jahre 1848 unterdrückt. Endlich, nach Ausbruch der März-Erhebung, faßte ein in Wien anwesender Bruder, Professor Dr. L. Lewis, den Entschluß, die im Jahre 1771 noch unter der Kaiserin Maria Theresia gegründete Loge „zum heiligen Josef" wieder zu eröffnen. Hierzu holte er, nach erfolgter Einwilligung des Ministers des Innern, Anton Freiherr von Doblhoff-Dier (geb. 1800), die nöthigen Vollmachten von Berlin aus Breslau ein.

Das am 2. September 1848 erflossene bewilligende Antwortschreiben des Ministers lautete: „Ueber Ihr Ansuchen vom 30. v. M. habe ich die Ehre, Ihnen zu bemerken, daß ich mich bei dem Umfange, in welchem das freie Vereins- und Associationsrecht allgemein anerkannt wurde, nicht berufen fühle, eine besondere Genehmigung dazu zu ertheilen (daß die in das Leben gerufene Freimaurerloge „zum heiligen Josef" fortbestehen dürfe), zumal ich von der Voraussetzung ausgehe, daß diese Verbrüderung staatsgefährlichen Zwecken wohl eher entgegenwirken als dieselben begünstigen werde". — Da hierdurch der Eröffnung der Loge von Seite der österreichischen Regierung kein Hinderniß in den Weg trat, so wurde der Provinzial-Großmeister von Schlesien mit der Wiedereröffnung der Tochterloge beauftragt.

Am 5. October 1848 fand diese Feierlichkeit im Hause Nr. 76 der Teinfaltstraße (heute Klepperstieg Nr. 5) Abends um 7 Uhr statt. Nach Beendigung der „Ceremonie" wurde im Gasthause „zum Fischhof" nächst dem Hohen Markt in einem eigens dazu gemietheten Zimmer des ersten Stockwerkes ein festliches Brudermahl gehalten, und es waren zu dieser Feier von mehreren deutschen Logen Beglückwünschungsschreiben eingelangt. Aber sehr bald verstummten wieder die Hammerschläge der Freimaurer in Wien und naturgemäß in Folge der nach dem 6. October 1848 eingetretenen stürmischen Zeitereignisse.

Erst nach der Einnahme Wiens durch die kaiserliche Armee hielt man dafür,

die Arbeiten der Loge fortsetzen zu können, und — da die Hauptstadt in Belagerungsstand erklärt war — hielt es Dr. Lewis für angemessen, sich in Begleitung anderer Brüder zum Gouverneur von Wien, Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Freiherrn von Welden (geb. 1782, gest. 1853), zu verfügen, um die Erlaubniß zu erhalten, sich wieder versammeln zu dürfen. Aber Welden nahm die Deputation höchst ungnädig auf, wollte die Abhaltung der Loge von dem Erscheinen eines militärischen Aufsehers abhängig machen, wogegen ihm Dr. Lewis den persönlichen Eintritt in die Bruderschaft vorschlug, um sich vom Geiste ihres Wirkens zu überzeugen, und wendete ihr endlich, ohne Ertheilung einer bestimmten Antwort, den Rücken.

Nun begab sich Lewis zum Stadthauptmann Karl Noë von Nordberg, der ihm rieth, sich an den Minister des Innern, Dr. Bach, zu wenden; dieser wollte mit ihm aber nur als Privatmann und nicht als Minister sprechen, erklärte ihm, „er glaube nicht an die heilige Vehme“, worauf Dr. Lewis, nachdem er bemerkt, daß er nicht den Privatmann, sondern den Minister aufgesucht habe, den Audienzsaal verließ. Lewis mußte noch in Pest eine achtmonatliche Untersuchung über



Der Schottenring mit dem Ringtheater.

sich ergehen lassen, die indeß niedergeschlagen wurde, ja man stellte ihm sogar die vorgefundenen Ordens-Insignien zurück. — Es blieb nun der Loge nichts übrig, als günstigere Zeiten abzuwarten; um indessen dennoch ein Lebenszeichen während der Sistirungsperiode abzugeben, begab sich eine Auswahl von Wiener Freimaurern am 24. Juni 1849 nach der Kurstadt Baden, um dort das Johannesfest zu begehen, was sie in Wien des Ausnahmszustandes wegen nicht thun durften. Bei dieser Gelegenheit sammelten die Brüder einen Betrag von 80 Gulden, welchen sie dem Kriegsministerium zum Besten der k. k. Armeen in Ungarn und in Italien übergaben.

Die Bestrebungen, in Wien eine Freimaurerloge zu errichten, pausirten nun bis Juli 1867. Da fand wieder eine Zusammentretung von ehemaligen Mitgliedern der im Jahre 1848 bestandenen Loge „zum heiligen Josef" statt; nach längerer Berathung wurde der Beschluß gefaßt, um die Ermächtigung zur Wiedereröffnung dieser Loge sich an die große deutsche Landesloge zu wenden, und würde diese ertheilt, die Bitte an das Ministerium zu richten, die Wiedereröffnung zu bewilligen. Aber unterdessen war das neue Vereinsgesetz erschienen, und als Dr. Lewis um die Bewilligung einkam, die seit 1848 sistirte Loge „zum heiligen Josef" in Wien eröffnen zu dürfen, erfolgte auf das Gesuch (in Folge der Entscheidung des Ministerrathes) ein Statthalterei-Erlaß, laut welchem im Sinne des §. 6 des Vereinsgesetzes vom 15. November 1867 die Bildung der Loge, als ihrer Einrichtung nach gesetzwidrig, untersagt wurde, weil der §. 8 der vorliegenden Statuten die Bestimmung enthält, daß nur Mitgliedern einer gerechten, gesetzmäßigen Loge der Zutritt in die Versammlung gestattet werden darf, somit ein Abgeordneter der Behörde von der Versammlung ausgeschlossen wäre, während es nach §. 18 des Vereinsgesetzes der Behörde freisteht, zu jeder Vereinsversammlung einen Abgeordneten abzusenden, und weil ferner die Statuten auch keine Bestimmungen über die Art der Bildung des Vereines, über die Beschaffung der Vereinsmittel und über die Art der Beschlußfassungen, endlich auch keine Aufklärung über das Wesen der im §. 2 der Statuten erwähnten symbolischen Gebräuche enthalten.

Als später im Jahre 1869 neue Bestrebungen zur Gründung einer Wiener Loge gemacht wurden, hieß es, daß der Minister des Innern, Dr. Karl Giskra (geb. 1822, gest. 1879), ein diesbezügliches Gesuch abgewiesen und sich geäußert habe: es wäre nach der Ansicht der österreichischen Regierung der Freimaurer-Bund ein anti-monarchischer politischer Verein; zudem könne die Regierung kein Privilegium für Freimaurer gewähren, sondern müsse die Bestimmungen des Vereinsgesetzes allen Staatsbürgern gegenüber in gleicher Weise zur Anwendung bringen.

So blieb denn nichts anderes zu thun übrig, als die Freimaurer-Logen in's „Ausland", nämlich nach Ungarn, zu verlegen. Am 4. April 1869 fand die Reactivirung der im Jahre 1784 in Temesvar bereits bestandenen Freimaurer-Loge „zu den drei weißen Lilien" statt; auch in Oedenburg wurde eine neue Loge, „zur Verbrüderung" genannt, gegründet, bald bestanden sieben Johannes-Logen in Ungarn, und die Großloge von Pest wählte Franz Pulszky zum Großmeister. Im Mai 1871 wurde in Neudörfl in Ungarn (bei Wiener-Neustadt nur durch die Leitha von Oesterreich getrennt) eine neue Freimaurer-Loge „Humanitas" gegründet, deren Meister vom Stuhl der bekannte Schriftsteller Arthur Storch (Franz Schneeberger, geb. 1827) wurde. Im Jahre 1874 wurde abermals ein Gesuch um Gründung der Loge „Zukunft" in Wien von der Regierung zurückgewiesen und die Bildung dieses „Freimaurervereins" untersagt.

Die Bittsteller hatten aber schon seit Langem die Gründung eines nicht-politischen Vereines „Humanitas" in Wien angestrebt und war ihnen derselbe endlich am 4. November 1869 bewilligt worden. Dessen Zweck war: „unter Ausschließung jeder Discussion über kirchliche oder politische Tagesfragen, die echte Humanität zu wahren und werkthätig zu befördern". Eine schöne Schöpfung dieses Vereines ist das „Kinder-Asyl" im Kahlenbergerdörfchen.

XII. Buch.

Kaiser Franz Josef I.

und

das neueste Wien.

Die wichtigsten Geschehnisse von 1849 bis 1880.

In feierlicher Versammlung zu Olmütz hatte Kaiser Ferdinand I. den Entschluß ausgesprochen, dem Kaiserthrone zu entsagen, „da es in so bewegter Zeit jüngerer Kräfte bedürfe, das begonnene Werk fortzuführen und zu gedeihlichem Ende zu bringen". Gleichzeitig verzichtete sein Bruder, Erzherzog Franz Karl, auf die Nachfolge und so bestieg dessen ältester, in der Ehe mit Prinzessin Sophie von Baiern am 18. August 1830 geborener Sohn Franz Josef I., ein vielversprechender Jüngling von achtzehn Jahren, den Thron.

Die Zeit von 1848 bis 1880, also ein Raum von 32 Jahren, welche bisher unter der Regierung dieses Monarchen verstrichen sind, haben wohl die meisten Leser des vorliegenden Buches als Augenzeugen durchlebt, und die eigene Erinnerung bietet also Ersatz, wenn es uns nicht gegönnt ist, in ausgedehnter Weise dieser jüngsten Tage der Geschichte Wiens zu gedenken, denn auch hier wären mehrere Bände erforderlich, um die Regierungsperiode eines Monarchen zu schildern, welcher der Thatkräftigsten Einer zu nennen ist — denn die Thatkraft fußt nie und nimmer auf Ländereroberung allein, sondern hauptsächlich auf Erkenntniß und planvoller Durchführung des Richtigen. Und so wiederholen wir vollbewußt die Worte, welche wir schon einmal ausgesprochen: Wenn man die Regierungsperiode des Kaisers Franz Josef I. überblickt, so vermag man nicht den reformatorischen Zug zu verkennen, der sie durchweht. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Monarch ohne Betrübniß seinen Vorrechten entsagte, wenn er vermeinte, dem Lande und Volke zu nützen, daß er, ein würdiges Beispiel für so manchen Nachbarstaat, für die constitutionelle, für die staats- und volksbildende Idee eingetreten ist. Er suchte stets den rechten Pfad zu finden, Gutes zu begründen, Unbrauchbares abzuschaffen; sein Grundgedanke war immer, im Volke selbst die sicherste Stütze seines Thrones zu suchen, und so hatte er, zu seiner eigenen und seines Reiches unver-

gänglichen Ehre, endlich das von stürmischen Wogen oft bedrohte Staatsschiff in einen ruhigen Hafen einzulenken vermocht. Darum möge das ihn verehrende Volk von Oesterreich-Ungarn, welches bei dem Festzuge zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum ihm ein unerschöpfliches Füllhorn von Werthschätzung und Liebe entgegengebracht, auch jenen Beinamen zulegen, den er so vielseitig verdient — Franz Josef I., der Thatenreiche.

Insbesondere gehört die Periode seit der Regierung des Kaisers Franz Josef zu den wichtigsten Entwicklungsphasen der Stadt Wien, denn erst in derselben hat sie den Riesenschritt von ihrem früheren, noch immer einigermaßen provinziellen Charakter zu der jetzigen Stellung einer Weltstadt überraschend und schnell zurückgelegt. Wie dies gekommen, wird eben im Nachstehenden zu entwickeln sein.

Die erste That, welche nach der Thronbesteigung erfolgte, war das Patent vom 5. December 1848. In demselben wurde angeordnet, daß die Befreiung des Adels von der Militärpflicht aufzuhören, die Aushebung der Militärpflichtigen durch das Loos zu geschehen habe und das stellungspflichtige Alter mit dem 20. Jahre zu beginnen, mit dem vollstreckten 26. zu beenden sei. Am 10. wurde die Errichtung einer Handelskammer für Wien decretirt, am 12. Februar 1849 nahm der Kaiser den so vielbedeutsamen Wahlspruch an: „Viribus unitis!“ — „Mit vereinten Kräften“. Am 4. März geschah die Auflösung des Reichstages in Kremsier; es verkündigte jedoch ein zweites Manifest eine Verfassung für den gesammten österreichischen Kaiserstaat, mit Einschluß Ungarns, Kroatiens, Siebenbürgens, der Militärgrenze, der Lombardei und Venedigs, als untheilbare und unauflösliche Monarchie. Es ordneten ferner kaiserliche Patente die Durchführung der Aufhebung des Unterthanenverbandes und die Entlastung des Grundes und Bodens an. Der 20. März brachte ein neues Gemeindegesetz, Preßgesetz und Associationsgesetz — das leider noch immer nicht genug gewürdigte Recht: Vereine zu bilden.

Am 5. Mai war der Tag, an welchem der Kaiser mit seinem Hofstaate von Olmütz nach Schönbrunn kam; derselbe hielt Tags darauf die erste große Revue in Wien ab, bevor er den Oberbefehl über die Armee in Ungarn übernahm, kehrte jedoch, nachdem unter seinem Commando Raab erstürmt worden (28. Juni) und sich Debreczin ergeben hatte, am 4. Juli wieder nach Schönbrunn zurück.

Vom 2. December 1849 datirt das Patent, mit welchem Kaiser Franz Josef I., „von dem Wunsche geleitet, ausgezeichnete Verdienste ohne Unterschied des Standes durch eine öffentliche Anerkennung zu ehren, und in der Absicht, alle Classen der Staatsbürger zu gemeinnützigem, segensreichem Wirken für das große Vaterland aufzumuntern“, den Verdienstorden des kaiserl. österr. Franz Josef-Ordens gründete. Am 9. März 1850 erhielt die Gemeindeordnung für die Reichshauptstadt Wien die kaiserliche Sanction, der 5. Juli brachte die erste öffentliche und mündliche Strafgerichtsverhandlung (bei der ersten Section des Wiener Bezirksgerichtes für die innere Stadt), der 27. Juli eine Amnestie für 53 an dem Wiener October-Aufruhr betheiligt gewesene Personen; der 15. Januar 1851 das erste Geschwornengericht in Wien; der 2. März die Organisation des gewerblichen Unterrichtes und die Errichtung von Realschulen. Am 13. April fand die Einsetzung eines Reichsrathes von ernannten Mitgliedern mit berathender Stimme in Gesetzgebungs-Angelegenheiten statt; am 22. August wurde mittelst kaiserlichen Patentes die Nationalgarde aufgehoben, am 27. Mai 1852 erfolgte eine Revision der Preßordnung und des Strafgesetzes, am 4. September ein neues Gesetz über den Hausirhandel. Im Jahre 1850 stiftete der Kaiser ferner das Militär-Verdienstkreuz für Officiere der k. k. Armee, welche im Kriege durch höhere Einsicht, Muth und

Entschlossenheit, oder im Frieden durch hervorragenden Eifer und Thatkraft besonders ersprießliche Dienste geleistet.

Der nach Bezwingung des Aufstandes verhängte Belagerungszustand wurde wohl noch längere Zeit aufrecht erhalten, aber milde gehandhabt, endlich aber erfolgte am 8. September 1853 dessen gänzliche Aufhebung. Der Kaiser hatte seine Residenz wieder nach Wien verlegt, die Behörden entwickelten rasche organisatorische Thätigkeit, und nach Bewältigung des ungarischen Aufstandes gewann das ganze öffentliche Leben neuen Aufschwung. Der Kaiser bereiste alle Provinzen seines Reiches, und wenn er von solchen Touren nach Wien zurückkam, wurde ihm stets ein froher Empfang bereitet. Dies war besonders am 14. August 1852 der Fall, als er aus Ungarn wiederkehrte. Am Ende der Praterstraße war ein großartiger Triumphbogen errichtet, mit Statuen, Adlern und Malerei verziert, die Zünfte mit Fahnen und Emblemen bildeten die Spalier bis zur Stefanskirche, und Abends war die ganze Stadt herrlich beleuchtet. Große Freude bereitete allerseits die Auffindung der von den aus Ungarn flüchtenden Aufständigen am Berge Allion bei Alt-Orsova vergrabenen ungarischen Kron-Insignien durch den k. k. Oberstlieutenant-Auditor Titus Freiherr von Kager (gest. 1860), welche nach Wien gebracht, da ausgestellt und wieder nach Ofen zurückgeführt wurden.

Der 18. Februar desselben Jahres war aber ein Schreckenstag für Wien gewesen, indem die verruchte Hand des Schneiders Johann Libényi, eines zweiundzwanzigjährigen Fanatikers, eben als der Kaiser auf der Bastei wandelte, auf denselben einen Messerstoß führte, der glücklicherweise nur den Nacken streifte, so daß der Monarch sich ohne fremde Beihilfe nach der Burg begeben konnte. Weitere Angriffe des Meuchelmörders wurden von dem kaiserlichen Flügel-Adjutanten Oberst (nunmehr Generalmajor) Maximilian Graf O'Donell (geb. 1812) und dem Bürger Josef (später Ritter von) Ettenreich (geb. 1800, gest. 1875) verhindert, die den Ruchlosen sofort ergriffen. Derselbe erlitt am 26. Februar den verdienten Tod durch Henkershand. Der Monarch genas bald von der nicht gefährlichen Wunde und Wien gab sich lautem Jubel darüber hin, der sich ganz besonders stürmisch bei der am 12. März erfolgten Ausfahrt und dem Kirchgang des Kaisers nach dem Stefansdom von Seite der zahllosen ihn begleitenden Volksmenge manifestirte.

In der Barbarakapelle des Domes steht der gothische Votiv-Altar, den ein Verein hochgestellter Frauen Wiens zur bleibenden Erinnerung an die glückliche Rettung des Kaisers gründete. Der Altar, nach Entwürfen von Friedrich Ritter von Stache und Ferstel von Franz Schönthaler ausgeführt, enthält drei, auf Goldgrund gemalte Bilder: die unbefleckte Empfängniß der heiligen Maria, gemalt von Professor Karl Blaas, zu ihren beiden Seiten die Patrone des Kaisers, St. Franz und St. Josef, gemalt von Karl Geiger, ferner den Landespatron St. Leopold und St. Severin, den ersten, das Christenthum lehrenden Apostel in Oesterreich, in Statuetten, welche nebst den anderen auf den Galerien vom Bildhauer Josef Gasser geschnitten sind. Die Glasfenster malte Karl Geyling (gest. in der Neujahrsnacht 1880). — Die Arbeiterinnen der k. k. Cigarrenfabrik in der Porzellangasse bethätigten ebenfalls ihre freudigen Gefühle über die Errettung des Kaisers, indem sie um den Betrag einer unter sich veranstalteten Sammlung (89 Gulden) ein prachtvolles Muttergottesbild ankauften und dasselbe in feierlichem Umzuge nach der Servitenkirche in der Roßau brachten, wo das Bild am ersten linken Seitenaltare befestigt und die Widmungstafeln an beiden Seiten angebracht wurden. Dieselben tragen die Inschrift: „Aus inniger Dankbarkeit für die Errettung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I., freiwillig gewidmet von den Arbeiterinnen der Cigarrenfabrik in der Roßau".

Am 27. Februar erfolgte der Aufruf des Erzherzogs Ferdinand Maximilian, Bruders des Kaisers, zu einem Denkmale zur Erinnerung der Lebens-

rettung des Kaisers, woraus die herrliche gothische Heilands- oder Votiv-Kirche nach dem Plane des Architekten Professor Heinrich Ritter von Ferstel (geb. 1830) durch den Bau- und Steinmetzmeister Josef Kranner (geb. 1818, gest. 1876) auf dem ehemaligen Paradeplatze vor dem Schottenthor entstand; die Grundsteinlegung fand in Anwesenheit der gesammten Kaiserfamilie am 24. April 1856 statt, die Einweihung erfolgte am 24. April 1879, und werden wir auf dieselbe noch zurückkommen.

Das traurige Ereigniß wurde bald durch ein ungemein freudiges in die Vergessenheit verbannt — durch die am 16. August 1853 in Ischl erfolgte Verlobung des Kaisers Franz Josef I. mit der Prinzessin Elisabeth von Baiern (geb. am 24. December 1837). Am 20. April 1854 verließ die hohe Braut, begleitet von ihren Eltern, dem schöngeistig und musikalisch gebildeten Herzoge Maximilian von Baiern und der Herzogin Louise, sowie ihren Geschwistern Herzog Ludwig und Herzogin Helene, die baierische Hauptstadt zur Reise nach Oesterreich. Am 21. begrüßte sie der hohe Bräutigam in Linz, am 22. langte sie in Nußdorf an, wo sie Frau Erzherzogin Sophie, Erzherzog Franz Karl und die Erzherzoge Ferdinand Max und Karl Ludwig empfingen, worauf das kaiserliche Brautpaar unter den freudigsten Zurufen des Volkes nach Schönbrunn fuhr. Am 23. folgte vom Theresianum aus der feierliche Einzug über die neu erbaute, bei dieser Gelegenheit eröffnete und nach ihr genannte Elisabethbrücke. Tags darauf wurde die Trauung in der Augustinerkirche um 7 Uhr Abends vollzogen. Am 25. fand eine großartige Beleuchtung der Stadt und am 29. ein Volksfest im Prater, am 30. Festball in den Redoutensälen statt. Auch in den Jahren 1863 bis 1865 fanden größere, vom Gemeinderathe veranstaltete Volksfeste statt, die weitere Fortsetzung wurde jedoch durch die 1866 eingetretenen kriegerischen Verhältnisse vereitelt.

Am 28. März 1854 erfolgte die Einführung der Stempelmarken an Stelle des früheren Stempelpapieres, am 17. Juni die Eröffnung der Eisenbahnstrecke über den Semmering durch den Tunnel von 763 Klafter Länge auf einem Gebirge von 2714 Fuß Seehöhe. Abgesehen von der Reisebequemlichkeit, wurde damit eine der genußreichsten Landpartien für die Bewohner und fremde Besucher Wiens geschaffen. Das Jahr 1855 brachte in seinem Anfange (15. Januar) ein neues Militär-Strafgesetz, nach welchem die Strafen gemildert werden und die entsetzliche Strafe des Spießruthenlaufens aufgehoben wird. Der Volksmund will wissen, daß diese menschenfreundliche That auf Anregung der neuen Landesmutter, Kaiserin Elisabeth, erfolgt sei, bei Gelegenheit als sie mit ihrem hohen Gemale an einer Kaserne vorüberfuhr, aus welcher der eigenthümliche Trommelschlag bei der traurigen Execution gedrungen, worauf sie nach der Ursache gefragt und nach erhaltener Aufklärung sich die Aufhebung dieser Strafprocedur als Hochzeitsgeschenk erbeten.

Und als wollte Gott diese Menschenfreundlichkeit und Liebe belohnen, erfolgte am 5. März die glückliche Entbindung der erhabenen Monarchin mit einer Prinzessin, welche in der Taufe den Namen Sophie erhielt.

Am 8. März 1856 wurde die zu Ehren der Kaiserin benannte Elisabeth-Westbahn concessionirt. Der Bahnhof (Bild Seite 1112) wurde später nach Plänen des Sectionsrathes Moriz Loehr hergestellt; die allegorischen Figuren über dem Hauptportal des Aufnahmsgebäudes, vorstellend die Vereinigung der durch die Bahn verbundenen Nachbarstaaten Baiern und Oesterreich (Mittelgruppe) und die Industrie, den Morgen, die Telegraphie, den Handel, den Abend und die Mechanik (einzelne Figuren), sind vom Bildhauer Johann Meixner verfertigt. Das Aufnahms-Vestibule (Vorhalle) ist mit der Statue der Kaiserin von Hanns Gasser geschmückt. Die Betriebseröffnung erfolgte am 12. August 1860. Am

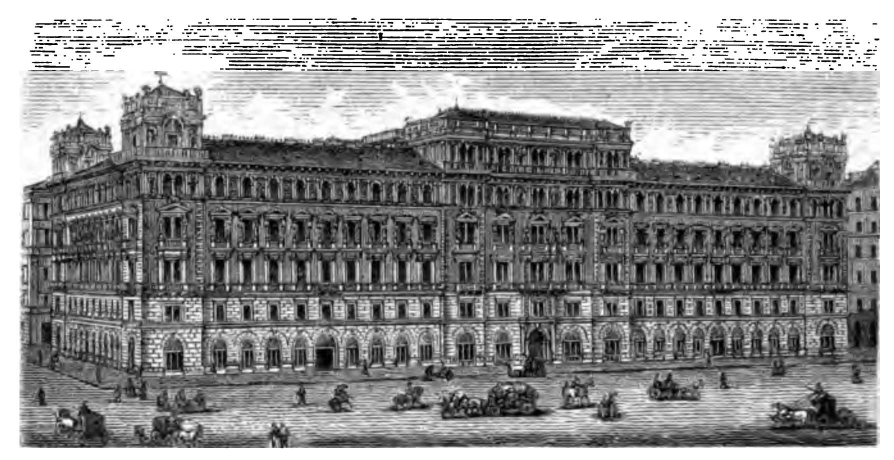
8. Mai geschah die Schlußsteinlegung des k. k. Arsenals vor der Belvederelinie (Bild Seite 1104). Dasselbe wurde 1849 bis 1854 im romanischen Style als Rohbau, nach Entwürfen der Architekten und Professoren Eduard van der Nüll und August Siccard von Siccardsburg, von Förster, Hansen und Rösner ausgeführt; die Hauptfaçade mit Bildwerken von Hanns Gasser geschmückt. Zunächst des Haupteinganges befindet sich der in künstlerischer Beziehung hervorragendste Theil des Ganzen — das k. k. Hof-Waffenmuseum. Die Wände und Decken schmücken Frescogemälde von Karl Rahl und Karl Blaas. Es befindet sich hier die prachtvoll ausgestattete „Ruhmeshalle", ferner die beiden Waffensäle, welche in chronologischer Ordnung die große Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses enthalten. Unschätzbare historische Kleinodien von der Mitte des 14. Jahrhunderts an bis auf die Neuzeit sind hier aufbewahrt.

Am 12. Juli 1856 erfolgte im Lustschlosse zu Laxenburg die Geburt der kais. Prinzessin Erzherzogin Gisela; am 16. September fand die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien statt; am 23. März 1857 leitete eine kaiserliche Verordnung die Volkszählung im ganzen Reiche ein, deren Ergebniß eine Bevölkerungszahl von 31,093.000 Seelen auswies.

Am 15. April 1857 erhielt die kaiserliche Akademie der Wissenschaften das alte Universitätsgebäude, die Aula, zur Benützung, welche sie am 29. October feierlich übernahm; nach der Einnahme Wiens war nämlich das Gebäude durch den Fürsten Windischgrätz in eine Kaserne verwandelt worden. Die Hörsäle im ehemaligen Stadtconvict (Universitätsplatz Nr. 1, alt 750) nahmen die Studirenden auf, denen aber in allerneuester Zeit ein prachtvolles Studien-Heim in dem neuen Gebäude der k. k. Universität am Franzensring (Bild Seite 1096), im Renaissance-Styl von Heinrich Ferstel erbaut, geschaffen worden. Es wurde aber nicht minder auch der k. k. Akademie der Wissenschaften in neuester Zeit in dem großartigen Palaste nächst des Kärntnerrings eine herrliche Stätte bereitet.

Eine erhebende Feier war am 17. und 18. Juni 1857 das Fest des hundertjährigen „Jubiläums des Maria Theresien-Ordens"; am Vorabende war großer militärischer Zapfenstreich, am Festtage selbst, den 101 Kanonenschüsse ankündigten, Festmesse, kaiserliche Hoftafel in Schönbrunn und Abends Théâtre paré. Es möge uns bei dieser Gelegenheit vergönnt sein, über den, bestimmt nur sehr Wenigen bekannten Ursprung der Sitte des Abfeuerns von gerade 101 Kanonenschüssen eine Erläuterung zu geben. Als Kaiser Maximilian I. im Jahre 1518 in Augsburg behufs Abhaltung eines Reichstages einzog, sollten einhundert Kanonenschüsse ihm zu Ehren abgefeuert werden. Es geschah; aber der Constabelmeister wußte zuletzt nicht, ob er sich nicht im Zählen geirrt habe, und ließ, um sicher zu sein, das Geschütz noch einmal feuern. Dies gab also 101 Schüsse, wie später, in Folge genauer Zählung von anderer Seite, constatirt wurde. Von Augsburg zog der Kaiser nach Nürnberg. Auch diese Stadt wollte die neue Begrüßungsart anwenden, um aber ihrer Gefährtin nicht nachzustehen, welche, wenn auch irrthümlich einen Schuß als Zugabe ertheilt hatte, feuerte sie ebenfalls einhundert ein Kanonenschüsse ab, und so erhielt sich die Sitte bis auf die neueste Zeit. Ohne dieses geschichtliche Factum im mindesten bestreiten zu wollen, möchte denn doch auch jener altdeutsche Brauch dabei maßgebend gewesen sein, der schon seit undenklichen Zeiten besteht, nämlich — zu Allem Eins zuzugeben, der sich bis heute noch beim Handel (z. B. 13 pro 12, 7 pro 6 u. s. w.) erhalten hat. Im spanischen und italienischen Gerichtsverfahren früherer Tage wurde z. B. bei außerordentlichen Verbrechen eine Gefängnißstrafe von hundert Jahren und einem Tag ausgesprochen, was natürlich einem lebenslänglichen Kerker gleich kam; mit dem einen Tage darüber wollte man aber ausdrücken, daß der Verbrecher an keiner Amnestie Antheil haben könne.

Im Juli 1857 erregte die am 27. zu Brüssel stattfindende Vermälung des Erzherzogs Ferdinand Max (später so unglücklicher Kaiser von Mexico) mit Prinzessin Charlotte von Belgien (geb. 1840) große Theilnahme. Am selben Tage bewilligte Kaiser Franz Josef auf fünf Jahre je 50.000 Gulden aus Staatsmitteln zur Restauration des Stefansdomes. Schon einige Jahre früher war auf Antrag des Bürgermeisters Dr. Johann Kaspar Freiherr von Seiller vom Gemeinderathe der Stadt Wien ein Dombaufond gegründet, um dieses herrliche Denkmal deutscher Baukunst vor dem gänzlichen Verfalle zu retten. Auf Bitte des damaligen, seit 1853 installirten Cardinal-Erzbischofs von Wien, Josef Othmar Ritter von Rauscher (geb. in Wien am 6. October 1797, gest. daselbst am 24. November 1875, gleich ausgezeichnet als Staatsmann wie als Kirchenfürst), bewilligte der Kaiser nebst oben erwähntem bedeutenden Betrag auch die Gründung eines Dombau-Vereins und es begann im Jahre 1855 der Ausbau der Giebel auf der Süd- und Nordseite, welcher 1858 unter dem renommirten Archi-



Der Heinrichshof am Opernring.

tekten Leopold Ernst und dem Steinmetz-Polier Anton Wirfl vollendet wurde. Nach Ernst's Tode (1862) wurden die Arbeiten von dem Dombaumeister Professor Friedrich Schmidt mit aller Geschicklichkeit und Eifer fortgesetzt, und der Beginn des Jahres 1880 sah dieselben bereits zum größten Theile vollendet. (Bild Seite 1105.)

Am 29. August wurde in Wien der dritte internationale statistische Congreß eröffnet; am 20. December bewilligte der Kaiser die Abtragung der Festungswerke der Stadt Wien und die Erweiterung der innern Stadt über das Glacis, worüber später noch ausführlicher gesprochen werden wird. Am 18. Januar 1858 wurde die Leiche des am 5. in Mailand im 92. Lebensjahre verstorbenen Feldmarschalls Josef Graf Radetzky, eines von ganz Oesterreich begeistert verehrten Helden und vortrefflichen Mannes, zu Grabe gebracht. Der Kaiser selbst übernahm die Führung des Zuges durch die Stadt, um seinem tapferen Kriegsmeister die größte Ehre zu erweisen. Die Beisetzung der Leiche erfolgte auf dem Gute Wetzdorf, der Besitzung des ehemaligen Armee-Lieferanten Josef von Parkfrieder (gest. 1863), welcher in den Neunziger-Jahren ein armer Schulgehilfe in Wien gewesen und sich dann zu einem Millionen reichen Kaufmann emporgeschwungen hatte.

Drei Stunden von Stockerau entfernt liegt Schloß und Park Wetzdorf, und auf der Anhöhe — dem sogenannten Heldenberge — breitet sich ein ebener Platz im Umfange von circa 240 Klaftern aus, worauf man ein für die Bewachung (aus Invaliden bestehend) bestimmtes Gebäude, Pyramiden, Säulen und eine große Menge Statuen erblickt. Eine sehr breite hohe Stiege mit zwei Ruheplätzen führt in den Säulengang des Gebäudes, der in sechs Nischen die aus Metall gegossenen Brustbilder der im Jahre 1848 und 1849 berühmt gewordenen Vertheidiger fester Plätze birgt, und zwar Hentzi, Allnoch, August, Berger, Rath und Rukowina. Die Treppe selbst zieren vier geharnischte Ritter aus Metall und am oberen Ruheplatze die Standbilder von Daun, Prinz Eugen, Erzherzog Karl und Loudon, während die Balustrade, welche dem Invalidenhause (für einen Officier und zwölf invalide Soldaten, als treue Wächter des Heldenberges eingerichtet) angebaut ist, folgende Feldmarschälle von der rechten zur linken Seite zeigt: Erzherzoge Johann und Ferdinand d'Este, Prinz



Die Aspernbrücke. (Seite 1134.

Karl de Ligne, Prinz von Sachsen-Coburg, Karl Fürst Schwarzenberg, Johann Fürst Liechtenstein, Graf Bellegarde, Graf Nugent, Baron Alvinczy, Graf Josef Colloredo, Graf Johann Kolowrat-Krakowsky, Graf Clerfayt, Graf Ferraris, Graf Hadik, Graf Lascy und Graf Wurmser. In großen goldenen Lettern liest man an der Fronte des Gebäudes die Worte: „Den würdigen Söhnen des Vaterlandes sei dieses Haus für ihre im Jahre 1848 und 1849 bewiesene unerschütterliche Treue und heldenmüthige Tapferkeit gewidmet.“

Das Gebäude selbst ziert als bezeichnendes Emblem der Kriegsgott Mars. Auf dem großen ebenen Platze vor dem Invalidenhause gewahrt man Gruppen von Bildwerken, durch welche der italienische und der ungarische Feldzug dem Geiste des Beschauers vorgeführt wird. In der Mitte dieser Gruppen ist die lebensgroße, sehr gelungene Statue Clio's, der Muse der Geschichte, eine Tafel in der Hand haltend mit folgender Inschrift: „Der heldenmüthigen k. k. italienischen und ungarischen Armee, für ihre Anno 1848 und 1849 bewiesene unerschütterliche Treue und unbezwingbare Tapferkeit, als Andenken gewidmet“, während am Piedestal die Worte stehen: „Die Armee ist die Vereinigung jener Männer, welche dem Gesetze sowohl nach Innen als nach Außen Kraft verleihen.“ Abseits der

Gruppe des italienischen Feldzuges sind die großen Standbilder der Grafen Latour und Lamberg; der italienische Feldzug ist durch 30 Bilder seiner Helden dargestellt, wovon Erzherzog Albrecht, Graf Radetzky, Baron d'Aspre, Graf Thurn, Baron Heß und Welden durch lebensgroße Statuen, die Nachfolgenden aber durch Büsten repräsentirt sind. Diese 30 Bilder gruppiren sich um einen 48 Fuß hohen Obelisk, welcher auf seiner Spitze die Siegesgöttin, 6 Fuß hoch, einen goldenen Siegeskranz in der Hand haltend, trägt und in dessen Sockel, auf einer Metalltafel, die 52 Namen jener Officiere in Gold angebracht sind, welche im italienischen Feldzuge das Maria Theresienkreuz erhielten.

Ganz in derselben Weise, mit derselben Anzahl von Standbildern um einen gleichen Obelisk, in welchem die Namen der 45 Mitglieder des Theresien-Ordens aus jenen Jahren in Goldbuchstaben erglänzen, tritt der ungarische Feldzug vor das Auge. Die sechs lebensgroßen Statuen zeigen Fürsten Windischgrätz und Paskiewitsch, Grafen Schlick und Jellachich, Barone Haynau und Csorich; die Uebrigen sind in Büstenform. Zur Rechten dieser Gruppen sind die lebensgroßen Standbilder der beiden Gardecapitäne Prinz Hohenzollern und Baron Wimpffen angebracht, gleichsam den Eingang in den anstoßenden „Kaisergarten" beschirmend, in welchem zu beiden Seiten die Büsten der 22 Regenten aus dem Hause Habsburg-Lothringen, von Rudolf I. angefangen bis auf Franz Josef I. (dieser als Schluß-Standbild), aufgestellt sind. Von diesem mittleren Gange sind rechts und links in zwei Nebengängen 44 Büsten jener Feldherren sichtbar, welche dem Erzhause vom 16. Jahrhundert an bis zum Tode Maria Theresiens ihr gutes Schwert und ihr Leben geweiht hatten.

Dem Invalidenhause gegenüber steht der schon aus weiter Ferne sichtbare 80 Fuß hohe Obelisk, das 8 Fuß hohe Standbild des Genius des Todes mit der umgekehrten erlöschenden Fackel tragend. Dieser Obelisk schließt ein Mausoleum in sich, dessen Inneres durch zwei eiserne mit vergoldeten Kreuzen gezierte Thüren abgeschlossen ist. In das Innere führt eine steinerne Treppe, deren Seitenwände mit vier in Nischen angebrachten Trauerengeln aus Metall geziert sind, und es wurde schon beim Bau in den zwei Abtheilungen Raum für je drei Leichen gelassen, die bald dort beisammen ruhen sollten: die der Feldmarschalle Baron Wimpffen und Graf Radetzky und des Stifters Parkfrieder. Diese drei Personen hatten schon in ihren Jugendjahren innige Freundschaft geschlossen, und als, nach manchen Tagen schwerer Prüfung, das Haar zu bleichen begann, reichten sie sich die Hände zum Versprechen, daß sie auch im Tode unzertrennlich bleiben wollten. Eine Anhöhe des Parkes in Wetzdorf wurde zu dem gemeinschaftlichen Grabe bestimmt. Die Gruft zur Linken, in welcher die drei Freunde nun ruhen, ist mit vier geharnischten Rittern aus Metall geziert; oberhalb der Thüren steht die einfache Inschrift: „Erbaut 1849" zu lesen. Rückwärts in geringer Entfernung von diesem Monumente sind die kunstvoll ausgeführten Statuen der drei Parzen angebracht. Neben dieser Gruft erhebt sich ein großes aus Eisen gegossenes Kreuz auf gothischem Piedestal, und die höchsten Punkte des Hügels, der alle diese monumentalen Werke trägt, sind mit 28 Kanonen leichteren Kalibers und 35 Mörsern geziert. Noch sind die Büsten O'Donell's nnd Ettenreich's zu erwähnen, welche abseits und etwas höher vom Kaisergarten links derart aufgestellt sind, daß sie das Angesicht gegen den Kaiser Franz Josef gewendet haben. Sämmtliche 170 Statuen sind von dem Bildhauer Nikolaus Rammelmaier verfertigt.

Das Schloß Wetzdorf wurde im 15. Jahrhundert von der Familie Radelbrunn erbaut, in der Mitte des 17. wurde es umgebaut und vergrößert, 1732 neu restaurirt von Herzog Leopold von Holstein-Wiesenburg (geb. 1674, gest. 1744), von welchem auch die Wetzdorfer Schloßkapelle herstammt.

Parkfrieder ließ das Schloß im modernen Styl mit großem Aufwand herstellen und im Innern glänzend einrichten. Der älteste bekannte Besitzer Wetzdorfs war 1434 Stefan von Hohenberg; zu Anfang des 16. Jahrhunderts gehörte es den Rittern von Radelbrunn, welche vormals Lehensleute der Holmberg's waren. Durch die Witwe des Lorenz von Radelbrunn, österreichischen Landrechtsbeisitzers, einer geborenen Hager von Allentsteig, kam Wetzdorf an dieses Haus, aus welchem Sebastian von Hager eines der Häupter der unruhigen protestantischen Stände in Oesterreich gewesen. Als Platzoberst von Wien fiel er von Ferdinand II. ab, trat in's Einvernehmen mit Mathias Graf Thurn und den aufständischen Böhmen, wurde verrathen, gefangen und 1620 hingerichtet. Seine Güter wurden confiscirt und Wetzdorf an den k. Rath und Vicedom Max von Berchthold überlassen. Von diesem kam es an Ferdinand von Concin. Die weiteren Besitzer von Wetzdorf waren: von 1632 bis 1714 die Grafen Pösing, 1714 bis 1744 Herzog Leopold von Schleswig-Holstein-Wiesenburg, 1744 bis 1783 des Letzteren Tochter Maria Karolina und deren Gatte Thomas Fürst Löwenstein-Wertheim, 1783 bis 1807 Minister Leopold Graf Kolowrat-Krakowsky; 1807 Gräfin Barbara von Reilly, 1807 bis 1830 die Grafen Wallis, 1830 bis 1833 der Znaimer Kreishauptmann Karl Czikann, 1833 bis 1855 Josef Parkfrieder.

Nunmehr aber sollte ein Wechsel im Besitzthum eintreten. Kaiser Franz Josef war von dem Wunsche beseelt, daß sein getreuer Feldmarschall Radetzky im Tode auf seinem eigenen Gebiete ruhe, und nachdem es dem frommen Sinne des Kaisers nicht zusagen wollte, den letzten Willen des großen Verstorbenen auf andere Weise abzuändern, gedachte er, den „Heldenberg" durch Kauf an sich zu bringen. Da aber bewies Parkfrieder seine edle Gesinnung. Er sprach zu dem im Auftrage des Kaisers bei ihm erscheinenden Bevollmächtigten: „Nicht um Geld ist mir das mühsam geschaffene, liebgewordene Werk feil; aber wenn Seine Majestät den Heldenberg mit all seinen Denkmalen als eine ehrfurchtsvolle patriotische Gabe anzunehmen geruhen wollten, lege ich, dadurch hochbeglückt, das Eigenthumsrecht Seiner Majestät dem Kaiser zu Füßen." Und Franz Josef nahm das Geschenk huldvoll an, wodurch derselbe nunmehr Eigenthümer von Wetzdorf ist.

Am 29. März 1858 begannen die Demolirungsarbeiten des Stadtwalles an der Rothenthurm-Bastei (Bild Seite 1089), bereits am 1. Mai fand die Eröffnung des Donau-Quais statt, welcher nach dem Namen des Kaisers „Franz Josefs-Quai" genannt wurde.

Am 21. August fand ein von ganz Oesterreich bejubeltes Ereigniß statt — die Geburt des Kronprinzen Rudolf, um zehn Uhr Abends im Lustschlosse zu Laxenburg. Mit welch' inniger Freude dieses Ereigniß von allen Ständen aufgenommen wurde, giebt ein im Volksmunde cursirendes herziges Beispiel Zeugniß. Als in den nächsten Tagen der von Groß und Klein gekannte kaiserliche Obersthofmeister, General der Kavallerie Karl Fürst Liechtenstein (geb. 1790, gest. 1865) — der „schöne Uhlaner", wie ihn das Volk nannte — seinen gewohnten Spaziergang durch die Stadt machte, segelte strahlenden Antlitzes eine dicke Schustersfrau auf ihn zu und rief: „Na, Durchlaucht, unser gnädigster Kaiser hat einen Herrn Sohn kriegt! Die Freud'! Was sagen denn Sie dazu?" — „Daß ich Sie vor inniger Herzensfreude darüber gerne umarme!" war die Antwort, und wirklich schloß der leutselige Cavalier die dicke Schusterin in seine Arme.

Am 23. fand die feierliche Taufe des Kronprinzen statt; am 26. ordnete ein kaiserliches Handschreiben zum Gedächtnisse der Geburt desselben den Bau eines neuen Krankenhauses in Wien, „Rudolf-Stiftung" genannt, an, wobei der Monarch zwanzig Stiftplätze für Jünglinge und Töchter verdienstvoller Beamter dotirte. Am 25. September tagte in Wien die deutsche Philologen-Ver-

sammlung, am 1. November kam nach der Münzconferenz das erste Neugeld in Umlauf; am 7. December wurden Gesetze zum Schutze der gewerblichen Marken und der Muster und Modelle für Industrie-Erzeugnisse erlassen.

Am 28. April 1859 erschien das kaiserliche Manifest. „Oesterreich," hieß es darin, „greife nur nothgedrungen zu den Waffen und könne hoffen, daß es in dem Kampfe der Vertheidigung nicht allein stehen werde, denn Oesterreichs Sache sei auch deutsche Sache." Bereits am 29. überschritt die österreichische Armee in der Lombardei die piemontesische Grenze. Aber am 15. Juli, nach dem Erscheinen des französischen Kriegs-Manifestes gegen Oesterreich (4. Mai), den Schlachten bei Magenta (4. Juni) und Solferino (24. Juni), erschien ein neues Manifest des Kaisers an seine Völker, in welchem er sagte: „Ohne Bundesgenossen weiche Ich nur den ungünstigen Verhältnissen der Politik, denen gegenüber es Mir vor Allem zur Pflicht wird, das Blut Meiner Soldaten, sowie die Opfer Meiner Völker nicht erfolglos in Anspruch zu nehmen." Und das Handschreiben vom 28. Juli sagte „den Völkern Oesterreichs Dank für die Beweise der Hingebung, die sie in den jüngsten Kriegstagen gegeben haben".

Ein wichtiges kaiserliches Patent war das vom 20. December; in demselben wurde für den österreichischen Kaiserstaat eine neue Gewerbe-Ordnung bekannt gemacht, nach welcher alle Gewerbe (bis auf sehr wenige, nur 14 Ausnahmen) für frei erklärt wurden. Am 9. Februar 1860 gab die k. k. Akademie der Wissenschaften ein Fest zu Ehren der Rückkehr der k. k. Fregatte „Novarra" von ihrer Weltumseglung.

Am 22. Mai 1860 fand die feierliche Enthüllung des Denkmals, Reiterstatue, des Erzherzogs Karl auf dem äußeren Burgplatze statt; am 18. October 1865 folgte die Enthüllung der zweiten Reiterstatue daselbst, des Prinzen Eugen von Savoyen. Beide wurden vom Ritter von Fernkorn modellirt und in Bronze gegossen. (Bild Seite 1113.) Am 31. Mai wurde der verstärkte Reichsrath vom Erzherzoge Rainer (geb. am 11. Januar 1827) eröffnet. Am 20. October verkündigte ein kaiserliches Manifest — October-Diplom genannt — die Regelung der innern staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie und stellte Landesordnungen für die einzelnen Kronländer in Aussicht. Am 19. November trat die Kaiserin Elisabeth eine Reise nach der Insel Madeira an, um ihre angegriffene Gesundheit in einem warmen Klima wieder zu erlangen; deren Rückkehr erfolgte am 21. Mai 1861 und wurde Tags darauf ein feierliches Dankgebet im Stefansdome für deren Genesung abgehalten. Am 13. December übertrug der Kaiser das Staatsministerium an Ritter Anton von Schmerling, und die nächste Folge davon war die am 26. Februar 1861 dem Gesammtstaate ertheilte, noch heute bestehende Verfassung — genannt Februar-Verfassung — wie auch besondere Landesstatute für die Kronländer. Am 22. April ernannte der Kaiser 56 erbliche und 39 lebenslängliche Mitglieder des Herrenhauses, und am 1. Mai fand die Eröffnung des Reichsrathes unter den Salven der Truppen und dem festlichen Geläute der Glocken statt. In der Thronrede sprach der Kaiser: „Ich halte fest an der Ueberzeugung, daß freie Institutionen unter gewissenhafter Wahrung und Durchführung der Grundsätze der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches, der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze und der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu einer heilbringenden Umgestaltung der Gesammtmonarchie führen werden."

Leider veranlaßte eine betrübende Verschlimmerung im Befinden der kaum genesenen Kaiserin eine neue Reise; am 20. Juni begab sich die hohe Frau nach Miramare bei Triest und sodann nach der Insel Corfu. Am 15. Mai 1862 von Venedig zurückgekehrt, nahm sie den Aufenthalt in Reichenau, trat jedoch am 2. Juni eine Badereise nach Kissingen an, von wo dieselbe am 14. August

nach Wien zurückkehrte. In Schönbrunn wurde die hohe Frau von der kaiserlichen Familie, den Würdenträgern des Reiches, dem Bürgermeister, Gemeinderath der Stadt Wien, Musikchören, Sängervereinen, Turnvereinen und einer zahllosen Menschenmenge jubelnd begrüßt. Es fand ein solenner Fackelzug mit Serenade statt; Wien und alle Vororte illuminirten.

Betrübend war es, als am 4. Februar 1862 eine verheerende Ueberschwemmung der Vorstädte Wiens durch die Donau stattfand; erhebend dagegen, wie der Kaiser wiederholt unter eigener Lebensgefahr die von der Ueberschwemmung bedrohten Orte besuchte. Am 5. März geschah die Sanction des Gemeindegesetzes; am 30. Juni hielt der neugegründete Verein der österreichischen Industriellen seine Generalversammlung ab, wobei er den Eintritt Oesterreichs in den deutschen Zollverein aus politischen Gründen für vortheilhaft erklärte; am 1. August fand der Oesterreichische Buchhändler-Congreß statt; vom 26. bis 29. August wurde der deutsche Juristentag abgehalten; am 12. October wurde in Wien die Handels-Akademie eröffnet, welcher in den Jahren 1860 bis 1862 vom Architekten Josef Fellner in der Akademiestraße ein herrliches Heim erbaut wurde. Am 27. sanctionirte der Kaiser das Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Hausrechtes; am 17. December das vom Reichsrath beschlossene neue Preßgesetz.

Am 7. März 1863 gründete der Kaiser ein Museum für Kunst und Industrie, zu dessen Protector Erzherzog Rainer ernannt wurde. Dasselbe wurde in den Räumen des früheren k. k. Ballhauses auf dem Ballhausplatze nächst der Burg untergebracht, übersiedelte aber später in das schöne 1868 bis 1871 nach Plänen des Architekten Ferstel im Charakter der italienischen Renaissance auf dem Stubenring erbaute Gebäude mit den herrlichen Ausschmückungen der Künstler Karl Schönbrunner, Ferdinand Laufberger, Professor König, August Eisenmenger, Melnitzky. An der Außenwand befindet sich ein ebenso prachtvolles als kunstreich verfertigtes Mosaikgemälde, die Göttin Minerva in ganzer Figur vorstellend. (Bild Seite 1120.)

Am 23. August 1863 fand zur Feier der Verfassung ein Volksfest im Prater statt. Jubelnde Hochrufe ertönten auf den Kaiser, dem der Bürgermeister nach Frankfurt, woselbst sich Se. Majestät beim Fürsten-Congresse aufhielt, telegraphirte: „Hunderttausende der bei dem heutigen Volksfeste versammelten Bewohner Wiens jubeln ihrem allergnädigsten Kaiser ein Hoch entgegen", worauf der Monarch durch den Telegraphen antwortete: „Den heute fröhlich Versammelten und Meiner Gedenkenden, sowie allen Bewohnern Wiens sende Ich Dank und herzlichen Gruß." Bei der Rückkehr nach Wien wurde dem Kaiser ein festlicher Empfang. Auf die Anrede des Bürgermeisters erwiderte der Monarch: „Ich spreche Ihnen mit Freude Meinen Dank für den Mir bereiteten freundlichen Empfang aus. Es war Mein Bestreben, die Interessen Oesterreichs in Frankfurt auf das wärmste zu vertreten, und es freut Mich, versichern zu können, daß Ich überall in Deutschland die wärmsten Sympathien für unser Vaterland getroffen habe." Leider ist im nächsten Jahre ein herber Verlust zu verzeichnen, der am 2. April 1864 erfolgte Tod der Erzherzogin Hildegarde, Gemalin des Erzherzogs Albrecht. Nicht lange darauf, am 20. December, starb der greise Erzherzog Ludwig im Alter von 81 Jahren.

Am 3. März war vom Kaiser ein Unterrichtsrath für die gesammte Monarchie ernannt worden; am 9. April geschah der Familienpakt im Schlosse zu Miramare, wodurch Erzherzog Ferdinand Max, um die angebotene Krone von Mexiko annehmen zu können, den bedingten Verzicht auf seine Nachfolgerechte in Oesterreich leistete, worauf derselbe der mexikanischen Deputation erklärte, daß er die — ihm so verhängnißvoll werdende — Kaiserkrone annehme, und sich am 14. April nach

Mexiko einschiffte. Am 29. August fand eine Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure in Wien statt; der 30. November brachte den feierlichen Einzug der siegreichen Truppen aus Schleswig in Wien, welche die Ersten über die an diesem Tage eröffnete Aspernbrücke über den Donaukanal marschirten. Der schöne Bau dieser Brücke ist ein Werk der Ingenieure Johann Fillunger und Friedrich Schnirch; die Figuren sind vom Bildhauer Melnitzky. (Bild Seite 1129.)

Am 18. Januar 1865 fand die Vermälung der Erzherzogin Maria Theresia (geb. am 15. Juli 1845) mit dem Herzoge Philipp von Württemberg (geb. 1838) statt; am 1. Mai erfolgte die feierliche Eröffnung der neuen Ringstraße in Anwesenheit des Kaisers; am 18. October fand die feierliche Enthüllung des Monumentes für Prinz Eugen, „dem edlen Ritter", auf dem äußeren Burgplatze statt. (Bild Seite 1113.) Im Jahre 1866 nahm Georg V., König von Hannover, seinen Wohnsitz in der Villa des Herzogs von Braunschweig in Hietzing.

Das Jahr 1866 brachte wieder traurige Kriegsbedrängnisse. In dem am 18. Juni erlassenen Manifeste sprach der Monarch sein tiefes Bedauern darüber aus, daß der Krieg, „der unheilvollste, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche" unvermeidlich geworden. Am 20. Juni erklärte auch Italien Oesterreich den Krieg, Tags darauf überschritten die Preußen die böhmische Grenze, am 23. überschritt die italienische Armee den Mincio, aber am 24. erfolgte die glorreiche Schlacht von Custozza, in welcher die Armee unter Commando des Erzherzogs Albrecht die Italiener schlug und dieselben in völliger Auflösung über den Mincio zurücktrieb. Am 20. Juli fand die Seeschlacht bei Lissa statt, bei welcher die österreichische Flotte unter Admiral Tegetthoff die weit überlegene italienische Flotte unter Persano schlug und zerstreute. Nicht so glücklich war man in Böhmen; dem unheilvollen Kampfe machte aber der Friede von Prag (23. August) ein Ende. Am 31. December genehmigte der Kaiser den Entwurf eines auf die allgemeine Wehrpflicht gegründeten Wehrgesetzes; am 26. Januar 1867 beschränkte eine kaiserliche Verordnung die körperliche Züchtigung in der Armee.

Am 19. November 1866 waren sämmtliche Landtage eröffnet worden, und ein kaiserliches Rescript an den Landtag von Ungarn hatte die Hauptgesichtspunkte über die gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches dargelegt; die Landtage richteten Adressen an den Kaiser, der niederösterreichische und der von Kärnten baten darin um die Wiedereinberufung des Reichsrathes, der steierische hob die Nothwendigkeit der Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns und des Reiches hervor. Der ungarische Landtag bat in einer Adresse den Kaiser um die Wiederherstellung der Verfassung von 1848, eine eigene Deputation überreichte dieselbe, und am 2. Januar 1867 berief ein kaiserliches Patent einen außerordentlichen Reichsrath ein, um die mit Ungarn eingeleiteten Verhandlungen behufs eines Ausgleichs zum Abschlusse zu bringen. Am 7. Februar ernannte der Kaiser den Freiherrn (später Grafen) Ferdinand von Beust (geb. 1809) zum Minister-Präsidenten, welcher ein Rundschreiben an die Statthalter erließ, in welchem es heißt: „Die Frucht der Sistirung der Verfassung ist der Ausgleich mit Ungarn; dieser soll festgehalten, durch die Zustimmung der übrigen Theile der Monarchie besiegelt und beiderseits durch loyale und verständige Ausführung zu einem nutzbringenden werden." Am 19. Februar starb eine in Wien einst sehr beliebte Persönlichkeit, der ehemalige Palatin von Ungarn Erzherzog Stefan (geb. 1817). Ein schrecklicher Unglücksfall (Verbrennung) verursachte am 8. Juni den Tod der geliebten Tochter des Erzherzogs Albrecht, Erzherzogin Mathilde (geb. am 25. Januar 1849).

Am 8. Juni 1867 fand in Budapest die feierliche Krönung des Kaisers als apostolischer König und der Kaiserin als Königin von Ungarn statt, welcher

eine vollständige ausnahmslose Amnestie für alle Verbannten folgte. Kaiser und Kaiserin nahmen die Krönungsgeschenke der Nation entgegen, widmeten dieselben aber den Witwen, Waisen und Krüppeln der Honveds von 1848 und 1849.

Anläßlich der Krönung wurde auch wieder die ungarische Leibgarde in's Leben gerufen, welche im Jahre 1848 aufgelöst worden. Dieselbe erhielt ihren alten Palast (Hofstallstraße Nr. 7, alt St. Ulrich Nr. 1, einst Palais des Grafen Trautson, von Fischer von Erlach zwischen 1720 und 1730 erbaut), welcher 1849 der neu errichteten k. k. Hof-Gendarmerie eingeräumt worden war, wieder zurück. Die ungarische Garde, blos aus jungen Edelleuten Ungarns und seiner Nebenländer bestehend, welche Lieutenantsrang haben und als Kapitän stets einen Großwürdenträger des Reiches erhalten, hatte 1760 die Kaiserin Maria Theresia errichtet, und dieselbe paradirte zum ersten Male öffentlich in Wien am 1. October 1760 beim Einzuge der Prinzessin Isabella von Parma, Braut Josef's II. Unter der ersten Garde befanden sich Männer, die ihrem Vaterlande auch in literarischer Beziehung Ehre machen, wie z. B. die Dichter Abraham von Barcsay (geb. 1742, gest. 1806), Alexander von Báróczy (geb. 1735, gest. 1809), Georg von Bessenyei (geb. 1740, gest. 1811), Michael von Czirjek (geb. 1753, gest. 1798), Alexander von Kisfaludy (geb. 1772, gest. 1844) u. A.

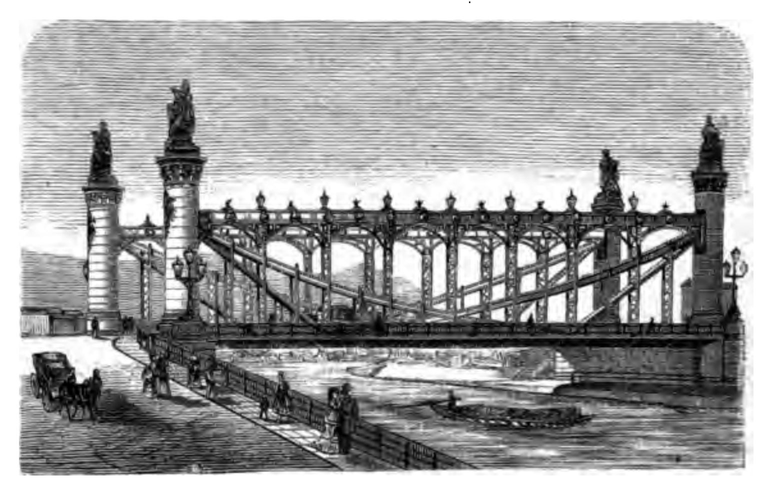
Die Freude über diese Ereignisse trübte die Nachricht von dem am 19. Juni 1867 erfolgten gewaltsamen Tod des Kaisers Maximilian von Mexiko; es wurde ein Kriegsschiff unter Tegetthoff nach Vera-Cruz geschickt, um die Leiche des Kaisers nach Oesterreich zu überführen. Unter erschütternder Theilnahme der ganzen Bevölkerung Oesterreichs und Wiens wurde die Leiche des unglücklichen Fürsten am 18. Januar 1868 in der kaiserlichen Gruft zu Wien beigesetzt.

Am 13. Juli 1867 wurde die Donau-Regulirungs-Commission, bestehend aus Mitgliedern der Regierung, der Landesorgane von Niederösterreich und der Wiener Stadtgemeinde, zusammengesetzt; am 20. Juli beschloß das Abgeordnetenhaus auf Grund einer Regierungsvorlage ein Vereins- und Versammlungsgesetz; am 25. sanctionirte der Kaiser das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister; vom 27. bis 29. Juli war Sultan Abdul Aziz zum Besuche des Kaisers (auf seiner Rückreise von der Pariser Weltausstellung) nach Wien gekommen; vom 5. bis 7. September wurde der erste österreichische Lehrertag in Wien abgehalten, an welchem sich über 1500 Lehrer aus allen Theilen der Monarchie betheiligten; am 28. September überreichten die in Wien versammelten österreichischen Erzbischöfe und Bischöfe (25 an der Zahl) dem Kaiser eine Adresse um Aufrechterhaltung des 1855 mit Rom geschlossenen Concordats, welche der Kaiser dem Ministerium zur verfassungsmäßigen Behandlung überwies; am 16. October beschloß das Abgeordnetenhaus die vier Staatsgrundgesetze: über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt, über die richterliche Gewalt und über die Errichtung eines Reichsgerichtes.

Am 20. October fand die feierliche Enthüllung des Schwarzenberg-Monumentes in Wien in Gegenwart des Kaisers und der Familienglieder des Hauses der Fürsten Schwarzenberg statt; am 16. Februar kamen zur Feier der silbernen Hochzeit des Königs Georg V. von Hannover (geb. 1819) 2000 Hannoveraner nach Wien, welche einem glänzenden Bankette im Kursalon beiwohnten. Am 22. April 1868 wurde das kaiserliche Ehepaar durch die Geburt der Erzherzogin Valerie zu Ofen beglückt. Am 25. Mai sanctionirte der Kaiser die confessionellen Gesetze über das Eherecht für Katholiken, über das Verhältniß der Schule zur Kirche und über die interconfessionellen Verhältnisse; Tags

darauf protestirte der päpstliche Nuntius gegen die Verletzung des Concordats durch diese Gesetze.

Ein fröhliches Ereigniß war das vom 26. Juli bis 2. August im Prater mit großen Festlichkeiten abgehaltene allgemeine deutsche Bundesschießen in Wien. Der Kaiser beehrte das Fest mit seinem Besuche und begrüßte die aus allen deutschen Gauen zahlreich versammelten Schützen, welche ihn mit jauchzendem Zurufe empfingen. Am 29. August wurde die zehnte deutsche Künstlerversammlung in Wien eröffnet; am 31. trat die Wanderversammlung der deutschen Land- und Forstwirthe in Wien zusammen; in Hietzing fand eine landwirthschaftliche Ausstellung statt; am 8. September wurde die österreichische Nordwestbahn concessionirt. Der an der Stelle des ehemaligen Erlustigungsortes „Universum" 1870 bis 1873 erbaute Bahnhof ist ein stattliches Gebäude mit geschmackvollem Vestibule und einer imposanten, sehr hohen, von einem eisernen Dachstuhle überspannten Personenhalle.



Die Augartenbrücke.

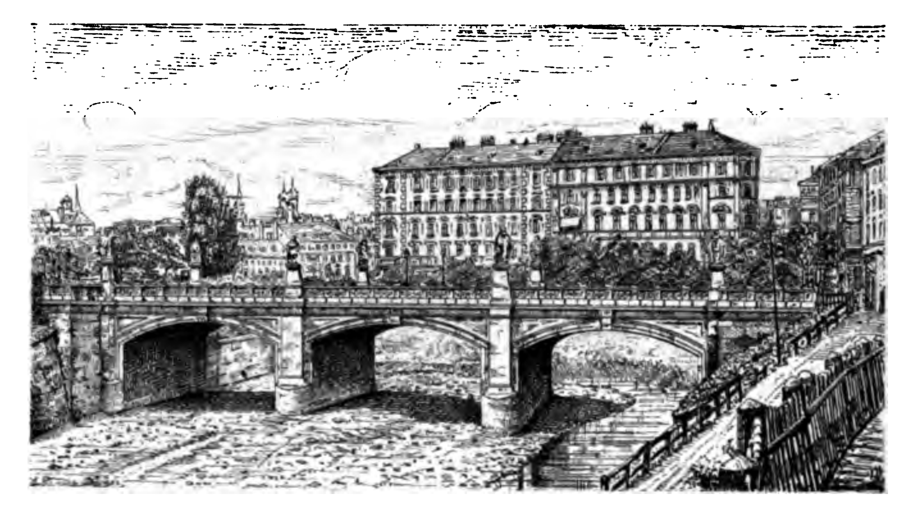
Am 14. November 1868 führte ein kaiserliches Handschreiben die Bezeichnung „österreichisch-ungarische Monarchie" ein für das gesammte Staatsgebiet, d. i. einerseits die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, andererseits die Länder der ungarischen Krone; erstere Cisleithanien (diesseits), letztere Transleithanien (jenseits des Grenzflusses Leitha) genannt. Dadurch erscheint der Träger der Staatsgewalt in „Oesterreich-Ungarn" auch als ein gemeinsamer Herrscher.

Am 5. December sanctionirte der Kaiser das von beiden Häusern des Reichsrathes angenommene Wehrgesetz für das Reich und das ungarische Honved-Gesetz, und ernannte den Erzherzog Josef (Sohn des Palatins Josef, geb. am 2. März 1833) zum Obercommandanten der Honved-Armee. Im Jahre 1869 wurden die Geschwornengerichte über Preßvergehen eingeführt (30. Januar), die Schulaufsichtsgesetze (13. Februar), das Landwehrgesetz (15. März) angenommen. Am 11. Juli 1869 begannen die Sitzungen der Delegationen in Wien, am 22. Juli wohnte der Eisenbahn-Congreß der Enthüllung des Ghega-Denkmals auf dem Semmering bei; am 25. Juli hatte der deutsche Journalistentag, am 9. September der

internationale Apotheker-Congreß, am 13. die Versammlung der europäischen Astronomen in Wien statt.

Am 25. October reiste der Kaiser Franz Josef nach dem Oriente, um der am 15. November stattfindenden Eröffnung des Suez-Kanales beizuwohnen. Auf der Höhe von Jerusalem wurde er von Deputationen begrüßt. Der Kaiser stieg vom Pferde und küßte den Boden, wo einst Gottfried von Bouillon niederkniete. In der Kirche des heiligen Grabes flehten die Priester den Segen des Himmels auf den kaiserlichen Gast der Stadt herab. Am 6. December traf der Kaiser wieder in Wien ein und wurde auf dem Bahnhofe von den Würdenträgern, der Stadtgemeinde und dem Volke feierlich empfangen.

Am 10. März 1871 erfolgte die Rückkehr der Kaiserin Elisabeth von ihrem Gesundheitsaufenthalte in Meran, am 7. April 1872 die Verlobung der Erzherzogin Gisela mit dem Prinzen Leopold von Baiern (geb. 1846), am 20. April 1873 deren Trauung in Wien. Die Stadt Wien ließ dem hohen



Die Elisabethbrücke. (Seite 1149.)

Brautpaare ein künstlerisch ausgeführtes Album mit Bildern aus Wien überreichen Ein tief betrübender Verlust war dagegen der am 28. Mai erfolgte Tod der Mutter des Kaisers, Frau Erzherzogin Sophie (geb. 27. Januar 1805), einer hochverehrten Wohlthäterin der Armen. Am 8. Juli trat Kronprinz Rudolf von Oesterreich eine Rundreise durch Böhmen an, am 7. December wurde der siebzigste Geburtstag des allverehrten Vaters des Kaisers, Erzherzogs Franz Karl, feierlich begangen. Am 13. Juni sanctionirte der Kaiser die Errichtung einer Ackerbau-Hochschule in Wien, die erste dieser Art in Europa; am 19. Juni wurde durch Reichsrathsbeschluß der Inseratenstempel abgeschafft; am 8. October fand der Congreß der förderalistischen Partei in Wien statt, auf welchem sie sich über die staatsrechtlichen Fragen, die Schulfrage, die nationale Frage und die kirchlichen Verhältnisse einigten; am 15. October wurde die österreichische Hochschule für Bodencultur eröffnet, welche ihren Sitz in dem schönen ehemalig gräflich Schönborn'schen Sommerpalais (Laudongasse Nr. 17, alt 60 in der Josefstadt) hat. Am 9. Januar 1873 hatte ein österreichischer Agrar-Congreß, am 25. eine Enquete über die Lage und Verhältnisse des Kleingewerbes (gewerblichen Kleinbetriebes) statt. Am 9. Februar

erfolgte der allseitig, besonders aber in den Kreisen der Armen tiefe Trauer erregende Tod der „Kaiserin-Mutter“ Caroline Auguste; am 14. April fand die constituirende Versammlung des Vereins Israelitische Allianz in Wien statt.

Der 1. Mai 1873 brachte ein ewig denkwürdiges Fest: die feierliche Eröffnung der Weltausstellung im Prater durch den Kaiser in der Rotunde. Die Kaiserin Elisabeth, Erzherzog Karl Ludwig (geb. am 30. Juli 1833) als Protector der Ausstellung, Erzherzog Rainer als Präsident der österreichischen Ausstellungs-Commission, sämmtliche Erzherzoge, Minister, Hofwürdenträger, Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches, mit seiner Gemalin, Prinzessin Victoria von England, Prinz Albert von Wales, der Thronfolger von Großbritannien, Friedrich von Dänemark, Graf Philipp von Flandern, Belgiens Thronerbe, Peter Großherzog von Oldenburg, die Botschafter und Gesandten der fremden Mächte am österreichischen Hofe, die Mitglieder der Ausstellungs-Comités und über 10.000 Aussteller wohnten der Feierlichkeit bei. Auf die Ansprache des Erzherzogs-Protectors erwiderte der Kaiser: „Mit lebhafter Befriedigung sehe Ich die Vollendung eines Unternehmens, dessen Wichtigkeit und Bedeutung Ich im vollen Maße würdige. Mein Vertrauen in den Patriotismus und die Leistungsfähigkeit Meiner Völker, in die Sympathien und die Unterstützung der uns befreundeten Nationen hat die Entwicklung des großen Werkes begleitet. Mein kaiserliches Wohlwollen und Meine dankbare Anerkennung sind seinem Abschlusse gewidmet. Ich erkläre die Weltausstellung des Jahres 1873 für eröffnet.“

Der General-Director der Ausstellung, Wilhelm Freiherr von Schwarz-Senborn (geb. 1815), geleitete darauf den Kaiser und dessen Gäste durch die eröffneten Räume, in welchen sich die Producte aller Staaten Europas, dann aus anderen Welttheilen von den Colonien Großbritanniens, Frankreichs, Hollands und Spaniens, von Egypten, Persien, China, Japan, den nordamerikanischen Vereinsstaaten und Brasilien in schönster Ordnung vorgeführt fanden. Im Laufe des Jahres trafen noch zum Besuche ein: König Leopold II. von Belgien (23. Mai), Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Juni), eine außerordentliche Gesandtschaft des Mikado (Kaiser) von Japan (8. Juni), Fürst Carol von Rumänien (22. Juni), die deutsche Kaiserin Augusta (25. Juni), König Karl I. von Württemberg (13. Juli), Nassr-ed-Din, Schah (König) von Persien (30. Juli), der seinen Aufenthalt als Gast des kaiserlichen Hofes im Schlosse Laxenburg nahm und seitdem öfter Wien besuchte, wo es ihm ungemein wohl gefiel; König Victor Emanuel von Italien (17. September), Königin-Witwe Maria von Sachsen (27. September), Königin Sophie Friederike der Niederlande (1. October), Königin Olga von Griechenland (7. October), Kaiser Wilhelm I. von Deutschland in Begleitung des Reichskanzlers Otto Fürst Bismarck (17. October). — Am 2. November fand der feierliche Schluß der Ausstellung statt, welche von 7,254.693 Personen besucht worden war; 53.000 Aussteller hatten sich betheiligt, von denen 23.000 von der Jury Auszeichnungen erhielten. (Wir werden später noch auf die Gebäude der Weltausstellung zurückkommen.)

Das allgemeine Wohlbehagen, die Freude an dem schön gelungenen Werke wurde bitter getrübt durch den Ausbruch der Börsenkrise am 9. Mai, wo das Geschäft an der Börse total sistirt und von der Regierung am 13. Mai die Bankacte suspendirt wurde. Momentan wurde der große „Krach“, wie man den Sturz humoristisch nannte, minder fühlbar, da in Folge des starken Fremdenzuspruches es bedeutenden Verdienst in allen Geschäften und Arbeitsstätten gab; erst später empfand man das durch die Krise heraufbeschworene tiefe Weh, die Schäden der Ueberproduction und einer ungezügelten Gewerbefreiheit.

Bedeutsam muß auch die am 11. Juni eröffnete, in dem 1869 bis 1871 vollendeten Gebäude des städtischen Pädagogiums (Lehrerbildungs-Anstalt und Uebungsschule für Knaben und Mädchen, Fichtegasse Nr. 3) abgehaltene Historische Ausstellung der Stadt Wien genannt werden. Dieselbe kam durch die Commissions-Mitglieder: Gemeinderäthe Dr. Heinrich von Billing, Heinrich Dollhopf, Dr. Wilhelm Gunesch, Josef Matzenauer, Dr. Wilhelm Ritter Mauthner von Mauthstein, Dr. Johann Natterer, Dr. Ludwig Schlager, Franz Sigmundt, unterstützt von dem Kunsthändler August Artaria, k. k. Hofrath Dr. Moriz Ritter von Becker (Director der k. k. Privat- und Familien-Bibliothek), Dr. Ernst Birk, k. k. Hofrath (Vorstand der k. k. Hofbibliothek), k. k. Regierungsrath Albert Ritter von Camesina (k. k. Conservator für Wien), dem k. k. geheimen Rath und Feldzeugmeister Franz Ritter von Hauslab, Bürgermeister-Stellvertreter Franz Khunn und dem hochverdienten städtischen Archivar und Bibliothekar Karl Weiß zu Stande. An der Ausstellung — welche speciell nur aus historischen Denkmalen über Wien (Plänen, Ansichten, plastischen Modellen, Zeitbildern, Porträten, Münzen, Medaillen, Siegeln, Handschriften, Urkunden, Gedenkbüchern u. A.) bestand — betheiligten sich außer der vorgenannten Commission noch als Aussteller: Kaiser Franz Josef, Erzherzog Albrecht, Cardinal-Erzbischof Rauscher, die Bibliothek der k. k. Akademie der bildenden Künste, die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die Stifte Melk, Göttweih, Seitenstetten, Kremsmünster und Heiligenkreuz, die Gemeinde Wien, die Genossenschaften der Bäcker, Bau- und Steinmetzmeister, Drechsler, Fischer, Gold- und Silberarbeiter, Taschner, Tischler, die Directionen der Südbahn, Nordbahn und Nordwestbahn, der deutsche Consul Felix Bamberg, Abt Sigmund Bubics, Oberbaurath Heinrich von Ferstel, der Gastwirth Franz Haydinger, Magistratsbeamter Emil Hütter, k. k. Hof-Kunsthändler Oscar Kramer, Custos August von Pelzeln, Dr. Eduard Posonyi, Oberkammeramts-Liquidator Eduard Seis, Anton Widter, die Damen Helene Freiin von Feuchtersleben, k. k. Hofschauspielerin Christine Hebbel, Frau E. Kammerlacher u. A.

Am 18. Juli erfolgte die kaiserliche Entschließung über die Reorganisirung der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale in Oesterreich; am 6. August und 31. August tagten in Wien der internationale Patent-Congreß, die internationale Münz-Conferenz; am 1. September der internationale Medicinische Congreß; am 2. der internationale Meteorologen-Congreß, am 19. der internationale Congreß der Land- und Forstwirthe; am 21. fand das erste internationale Wettrennen in der Freudenau statt.

Erhebend und großartig war die Jubelfeier der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Josef I. Es fand in den großen Sälen der Hofburg Empfang statt; der Kaiser empfing Deputationen aller Stände, und als Abends ganz Wien im Flammenmeere der Illumination stand, machte er eine Rundfahrt, bei welcher ihm stürmische Ovationen von Seite des Volkes gebracht wurden. Der kaiserliche Jubilar erließ eine allgemeine Amnestie über begangene Majestätsbeleidigungen und einen Armeebefehl, worin die Statuten einer Jubiläums-Kriegsmedaille veröffentlicht wurden. In dem an den Ministerpräsidenten erlassenen Handschreiben, worin der Jubilar für die Huldigungen und Glückwünsche dankt, sagte derselbe: „Mit besonderer Befriedigung hat es Mich erfüllt, daß eine Aeußerung Meines Wunsches genügte, um einen wahrhaft rührenden Wetteifer in der Bekundung des edelsten Wohlthätigkeitssinnes hervorzurufen, Thränen der Armuth zu trocknen und bedrängten Kreisen Hilfe zu bringen.“ Einer der schönsten Acte dieser Art war die Gründung der Kaiser Franz Josef-Stiftung für Kleingewerbetreibende; die Wiener Gemeinde stellte sich mit dem Beitrage von 50.000 Gulden an die Spitze. Im nächsten Jahre, am

8. Januar, erfolgte die Geburt der Prinzessin Elisabeth von Baiern — der ersten Enkelin des Kaiserpaares.

Am 1. Januar 1874 trat die neue Strafproceß-Ordnung mit dem öffentlichen und mündlichen Verfahren und die Institution der Schwurgerichte in Kraft; am 8. Februar richtete der Kaiser in Folge des andauernden Nothstandes ein Handschreiben an den Ministerpräsidenten, worin es unter Anderem hieß: „Es liegt Mir am Herzen, daß Alles aufgeboten werde, um den bedrängten Classen der Bevölkerung jede thunliche Erleichterung zu Theil werden zu lassen. Insbesondere wünsche Ich das Augenmerk darauf gerichtet zu sehen, daß die Bauthätigkeit zur Herstellung von Werken, die im öffentlichen Interesse nothwendig oder in volkswirthschaftlicher Beziehung wichtig sind, angeregt und gefördert und dadurch Arbeit für fleißige Hände und Verdienst für zahlreiche Gewerbe geschaffen werden." Die Arbeiter Wiens richteten an das Abgeordnetenhaus eine Petition, worin sie den Wunsch nach dem allgemeinen Wahlrechte, nach der Errichtung von Arbeiterkammern und dem Versammlungsrechte aussprachen; am 9. Februar wurde in Wien eine staatliche Vorschußkassa gegründet; am 1. August die von Kaiser Josef II. 1785 gestiftete Josefs-Akademie (Josefinum) geschlossen. Am 25. September kehrten die österreichischen Nordpolfahrer, der k. k. Linienschiffs-Lieutenant Karl Weyprecht (geb. 1838) und k. k. Oberlieutenant im Jägerregiment Kaiser Franz Josef, Julius Payer (geb. 1842), welche im hohen Norden ein Festland entdeckt hatten, das sie „Franz Josefs-Land" nannten, mit ihren Gefährten von ihrer zweijährigen Reise zurück und wurden in Wien festlich empfangen.

Am 19. März wurde der erste österreichische Katholikentag abgehalten; am 1. Juli fand die Eröffnung des internationalen Sanitäts-Congresses, am 13. August der erste internationale Getreide- und Saatenmarkt, am 5. Januar 1875 die Jubelfeier des fünfundzwanzigjährigen Bestandes der Geologischen Reichsanstalt statt. Am 28. April wurde die zweite Enkelin des Kaiserpaares, Prinzessin Auguste von Baiern geboren.

Am 30. Mai 1875 fand die feierliche Eröffnung des neuen Donaubettes statt. Schon am 14. Mai 1870 war die Inauguration (Einweihung) der Donau-Regulirung durch den Kaiser erfolgt, welche auf Kosten der Stadt Wien, des Landes Niederösterreich und des Reiches zu je ein Drittel geschehen sollte. Nach fünfjähriger Arbeit und einem Kostenaufwande von 25 Millionen Gulden war sie nun vollendet. Die Donaudampfer führten den, von allen Würdenträgern begleiteten Kaiser auf der neuen, mit vier Eisenbrücken überspannten Wasserstraße.

Tiefe Betrübniß erregte der am 26. Juli 1875 zu Prag erfolgte Tod Kaiser Ferdinand's I. des Gütigen; Kaiser Franz Josef I. kam eigens nach Prag zum Sarge des geliebten Onkels, dessen Leiche nach Wien gebracht und am 6. Juli in der Kapuzinergruft beigesetzt wurde. Kaiserin Elisabeth reiste am 29. Juli in das französische Bad Sassetot und wurde am 6. October bei ihrer Rückkehr festlich empfangen. Ihre Majestät widmeten am 13. November 10.000 Gulden zur Gründung von neuen Stiftplätzen im Hernalser Officiers-Töchter-Institut, gestiftet 1775 von Kaiser Josef II., und dessen hundertjähriges Jubiläum am 25. December gefeiert wurde; es wurden auf Anregung der hohen Frau neue Fonds für die Erweiterung der Anstalt beschafft, und sie selbst stellte sich an die Spitze der Beitragenden. Am 23. März 1877 empfing die Kaiserin den Obmann-Stellvertreter des Prager Hilfscomité für das Erz- und Riesengebirge und machte eine namhafte Bestellung von Spitzen im Erzgebirge, wo in Folge der Geschäftsstockung Noth unter den Spitzenklöpplerinnen eingetreten war; dem erhebenden Beispiele folgte die Nachahmung von Seite der hohen Aristokratie.

Am 1. Januar 1876 erfolgte die gesetzliche Einführung des Metrischen Maßes und Gewichtes in Oesterreich; am 17. April 1877 feierte Erzherzog Albrecht unter allgemeinster Theilnahme das fünfzigjährige Jubiläum seiner militärischen Dienstzeit, bei welcher Gelegenheit ein kaiserliches Handbillet dessen hohe Verdienste um das Reich anerkannte. Am 30. April (bis 3. Mai) fanden die Verhandlungen des allgemeinen österreichischen Katholikentages für die gesammte Monarchie statt, bei welchen wichtige sociale Fragen (Schule, Arbeit, christliche Kunst, katholische Presse, katholisches Leben, katholisch-politische Vereinsthätigkeit) in ausgiebiger Weise besprochen und diesbezügliche Beschlüsse gefaßt wurden.

Am 21. August 1877 erfolgte die Selbstständigkeits-Erklärung des Kronprinzen Rudolf, Erzherzog von Oesterreich, welcher sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte und nun seinen eigenen Hofstaat erhielt. Am 27. September wurde in Wien ein Congreß der deutschen Geologen abgehalten; in katholischen Kreisen erregte der Tod des 86jährigen Papstes Pius IX. am 7. Februar 1878 tiefe Betrübniß. Allgemeinste Trauer erregte der Tod des am 8. März verstorbenen Erzherzogs Franz Karl, Vater des Kaisers; viele Theilnahme der am 29. Juli erfolgte Einmarsch der österreichischen Truppen in Bosnien, unter Commando des Feldzeugmeisters Josef Freiherrn von Philippovich (geb. 1818), und in der Herzegowina, unter dem Feldzeugmeister Jovanovich. Am 2. August (bis 10.) erhielt Wien den Besuch der verwitweten Kaiserin Eugenie von Frankreich; am 22. wurden die ersten bosnischen Kriegsgefangenen durch Wien transportirt, Tags darauf kamen die ersten verwundeten Oesterreicher vom bosnischen Kriegsschauplatz nach Wien; am 26. wurde der Erinnerungstag an den 600jährigen Bestand des Hauses Habsburg gefeiert; am 4. September richtete die Kaiserin ein Handschreiben an den Minister-Präsidenten wegen Bildung von patriotischen Frauenvereinen, am 22. October dankte der Kaiser der Bevölkerung für deren Opferwilligkeit anläßlich der Mobilisirung und deren Fürsorge für die Truppen. Enthusiastischer Empfang mit Jubel und Blumenregen wurde bei ihren festlichen Einzügen in Wien den Regimentern Molinary (16. November) und Franz Karl (19. November), wie dem Feldzeugmeister Philippovich (12. December) zu Theil. Am 22. Januar 1879 bildete sich unter dem Protectorate der Frau Erzherzogin Maria Theresia in Wien ein Verein zur Ausbildung der Frauen für die Krankenpflege im Kriege und Frieden. Die Wiener Stadtgemeinde erhielt auf deren Ansuchen für ihre Bibliothek ein Exemplar des Aufsehen erregenden, von Kronprinz Rudolf verfaßten Buches: „Fünfzehn Tage auf der Donau".

Eine der herrlichsten Gaben für Wien war die Wasserversorgung. Am 25. October 1863 hatte die Gemeinde, behufs Versorgung der Reichshauptstadt mit reinstem Quellwasser, was nachgerade eine unaufschiebbare Nothwendigkeit geworden war, die Altaquelle angekauft; am 12. Juli 1864 beschloß dieselbe die Wasserversorgung aus den Hochquellen am Fuße des Schneeberges und erhielt am 27. Juli von dem Besitzer von Stixenstein, Ernst Graf Hoyos (geb. in Wien, 18. Juni 1830), die Stixensteinerquelle; am 1. Mai 1865 schenkte der Kaiser den sogenannten Kaiserbrunnen (am Fuße des Schneeberges) der Wiener Stadtgemeinde. Am 6. December 1869 begannen die Wiener Wasserleitungs-Arbeiten im Höllenthale bei dem Kaiserbrunnen, und am 21. April 1870 inaugurirte der Kaiser die Wiener Hochquellen-Wasserleitung durch den ersten Spatenstich an dem Reservoir am Rosenhügel (bei Hietzing). Die feierliche Eröffnung der Hochquellleitung in Wien, durch welche das Wasser des Kaiserbrunnens in die Residenz gebracht wird, erfolgte am 24. October 1873; der Hochstrahlbrunnen am Schwarzenbergplatz, vom Werkmeister Anton Gabrielli, warf seine Wassergarben, welche, von elektrischem Lichte (in verschiedensten Farben) bestrahlt,

eine zauberhafte Wirkung übten und von der zu Tausenden anwesenden Bevölkerung endlos bejubelt wurden. Am 1. März 1879 wurde auch das Potschacher Wasserwerk zur Wasserversorgung der Reichshauptstadt Wien dem Betriebe übergeben, am 4. September 1879 war die Erweiterung der großen Sammel-Reservoirs am Rosenhügel, am Wienerberg und auf der Schmelz, nach dem Projekte des Oberingenieurs Karl Mihatsch, vollendet. Es braucht wohl nicht erst erläutert zu werden, welche wohlthätigen Folgen die Hochquelle auf den Gesundheitszustand der Residenzbewohner ausübt. Rege Theilnahme im Publikum fand die Studienfahrt auf der Donau nach Turn-Severin, unternommen am 20. September 1879.

Wien hatte unter der Regierungsperiode des Kaisers Franz Josef bisher viele Feste gesehen, loyale Kundgebungen für das Herrscherhaus waren bei jeder sich darbietenden Gelegenheit erfolgt; da sollte aber von Seite der treuen Bürger ein erhebendes kaiserliches Familienfest in einer Weise gefeiert werden, welche alle Vorgänger überstrahlte und bis zum Momente in der Geschichte der Länder aller Staaten kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen hat — die Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares.

Am 10. December 1878 eröffnete der Bürgermeister Dr. Julius Ritter von Newald die Sitzung des Gemeinderathes mit der Mittheilung, es sei von allen Seiten der Ruf an ihn ergangen, als getreuer Dolmetsch der Gefühle aller Vertreter der Stadt und der gesammten Bevölkerung die Einleitung zu einem bevorstehenden patriotischen Feste, dem Hochzeits-Jubiläum des Herrscherpaares, in Anregung zu bringen. Er schlug vor, eine Fest-Commission, aus 15 Mitgliedern des Gemeinderathes bestehend, zu wählen, die mit den Vorbereitungen zu dem Feste betraut würde. Die Wahl fiel auf die Mitglieder des Gemeinderathes: Bürgermeister-Stellvertreter Eduard Uhl, Gemeinderäthe Franz Ritter von Khunn, Wilhelm Bistritschan, Karl Gröbner, Heinrich Theodor Heß, Dr. Anton Khautz von Eulenthal, Dr. Johann Loidold, Karl L. Lustig, Josef Matzenauer, Wilhelm Neuber, Friedrich Siebert, Franz Ignaz Ritter von Singer, Franz Starnbacher, Josef Wasner und Wilhelm Ritter von Wiener. Als Beamte wurden beigegeben: Magistratsrath Karl J. Leban, Magistrats-Concipist Dr. Karl Reitler, Archiv- und Bibliotheks-Director Karl Weiß, Vice-Baudirector Hieronymus Arnberger, Kanzlei-Directions-Adjunct Gustav Edler von Ziegelmayer.

In der Sitzung von 14. Januar beschloß der Gemeinderath über Antrag seiner Fest-Commission, zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares die Abhaltung eines Festzuges anzuregen, welcher einen Act der Huldigung bedeuten sollte, dargebracht dem Kaiserpaare von den Vertretern der Bürgerschaft, der Kunst und Wissenschaft, der Bodencultur, der Forstwissenschaft und des Bergbaues, der Industrie, des Handels und des Verkehrs. Da aber gab der Kaiser unter'm 18. Januar kund, wie derselbe sammt Gemalin mit lebhafter Genugthuung von den Vorbereitungen Kenntniß genommen, welche sowohl von dem Gemeinderathe der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, von zahlreichen anderen Gemeindevertretungen, den Handels- und Gewerbekammern, sowie von Corporationen und Vereinen in allen Theilen des Reiches schon jetzt getroffen werden, um die Feier des fünfundzwanzigsten Jahrestages der Vermälung Ihrer Majestäten am 24. April 1879 in loyaler Weise zu begehen; daß Ihre Majestäten die bezüglichen Beschlüsse und Vorbereitungen mit dankerfüllten Herzen als eben so viele neue Zeichen der altbewährten Liebe und Treue ihrer Völker betrachten, daß sie jedoch im Rückblick auf den Umfang und die Größe der von der gesammten Bevölkerung des Reiches in jüngster Zeit aus Anlaß der theilweisen Aufbietung der Wehrkraft gebrachten Opfer für patriotische und wohlthätige Zwecke als Ihren gemeinsamen Wunsch aussprechen: es mögen bei Ihrer Feier der silbernen Hochzeit alles kost-

spielige Gepränge und alle mit Ausgaben verbundenen Veranstaltungen vermieden werden, dann daß aus Anlaß dieser Feier keinerlei Aufruf zu Beiträgen für was immer für wohlthätige Zwecke erlassen werde.

Wohl ehrte die Vertretung der Bevölkerung die ausgesprochenen Wünsche des Kaiserpaares, indeß sehnte sich die Reichshauptstadt Wien denn doch darnach, den Freudentag festlich zu begehen, anderntheils waren die Vorarbeiten bereits vorgeschritten, und so wurde der Kaiser inständig gebeten, den projectirten Festzug zu genehmigen, was auch von Seite des Kaisers, besonders in Anbetracht des Umstandes, daß durch denselben zahlreichen nothleidenden Arbeitern Brot verschafft würde, unter'm 30. Januar genehmigt wurde. So blieb es denn bei dem Entschlusse der Anordnung eines Festzuges in Wien über die Ringstraße, an welchem sich die Corporationen, die Genossenschaften, die Vereine und Gewerbs-Gesellschaften betheiligen konnten und die, nach künstlerischen Entwürfen, eine historisches Bild der Gewerbe darstellen sollten. Die Fest-Commission wählte mehrere Subcomités und Executivcomités, welch' letzteres den Verkehr mit den Behörden, Corporationen, Genossenschaften und Vereinen zu pflegen und alle den Festzug betreffenden Beschlüsse auszuführen hatte. Für die auf die künstlerische Gestaltung des Festzuges Bezug nehmenden Fragen verstärkte sich das letzgenannte Comité durch die von der Wiener Künstler-Genossenschaft gewählten Professoren Karl Kundtmann und Hanns Makart, den Maler Friedrich Schilcher und die Architekten Andreas Streit und Otto Wagner.

Architekt Wagner entwarf die Pläne für den Festplatz — den Raum zwischen dem äußeren Burgthore und den beiden neu erbauten Hofmuseen — einschließlich des Prachtzeltes, genannt „Kaiserzelt"; Professor Makart übernahm die Ausarbeitung der Skizzen für sämmtliche in dem Festzuge vertretenen Gruppen und für die Banner und besorgte die Auswahl der Kostüme. Die künstlerische Anordnung des Festzuges und die Ausführung der Festwagen und Embleme leitete und überwachte Architekt Streit, für die Ausführung der Kostüme, Banner und Standarten bestellte die Fest-Commission den Maler Eduard Stadlin. Zu den Berathungen des Executivcomités delegirte das k. k. Obersthofmeisteramt den Hofrath Theodor von Westermeyer, Hofsecretär Karl Rauch, k. k. Regierungsrath und Burghauptmann Ferdinand Kürschner; an den Berathungen nahmen Theil: für die militärischen Vorkehrungen der Platzcommandant Feldmarschall-Lieutenant Stanislaus Freiherr von Bourguignon-Baumberg, bezüglich der polizeilichen Anordnungen der Polizei-Präsident Wilhelm Ritter von Marx mit mehreren höheren Polizeibeamten.

Das „Kaiserzelt" bildete den Mittelpunkt der ganzen Anlage des Festplatzes. An dasselbe schlossen sich zwei verglaste Pavillons; zwei Bogen-Colonnaden mit zwei Pavillons und terrassirten Tribünen bildeten den Abschluß der einen Seite, während die gegenüberliegende große Fest-Tribüne, mit Obelisken seitwärts versehen und am äußeren Umfang mit zehn adlerbekrönten Säulen eingefaßt, den zweiten Theil der länglichen Rundung darstellte. Die Bauten hatten den Charakter der Steinarchitektur; die Anlage gab mit ihren bewegten Formen, Kuppeln, Genien und reliefgeschmückten Pavillons, Trophäen, Festons, Kränzen, Standarten, Flaggen, Wimpeln und reichem Pflanzenschmucke ein der Feier würdiges Bild. Das Prachtzelt stand auf einem Roste, auf welchem sich zehn reich decorirte eichene Zeltmasten erhoben, die durch ein Kranzgesimse und starke Schließen verbunden und versteift waren. Hierüber lag vielfach befestigt das Zeltdach, drei Seiten des Zeltes waren geschlossen, die vierte gegen den Festplatz gekehrte Seite war offen. Ueber die vor dem Zelte liegende Terrasse, auf welche zwei Freitreppen führten, spannte sich, getragen von vier Stützen, ein Baldachin. Der gedeckte Raum war mit den Wappen des Kaiserpaares gekrönt, mit Lorbeerkränzen, Rosen- und Epheuguirlanden

geschmückt, mit Stickereien, Prachtdecken 2c. ausgestattet; Dach, Wände und Draperien des Zeltes aus rothem Tuche, das mit gestickten und applicirten Borduren und reicher Posamenterie decorirt war; die Zeltwände im Innern mit Gobelins behängt, Divans, Fauteuils u. dgl. bildeten das Ameublement. Die Masten waren mit Trophäen decorirt; Teppiche, Vasen, Blumen 2c. vervollständigten die Ausstattung.

Vom Pratersterne an über den ganzen Ring bis zur Augartenbrücke erstreckten sich die an den Seiten der Fahrstraße und Geh-Alleen aufgerichteten Schautribunen; Fenster und Balkone der Häuser waren überreich mit kostbaren Teppichen, Verzierungen, Kränzen, Fahnen u. dgl. geschmückt; eine unzählbare Masse von Gästen aus dem In- und Auslande war herbeigeströmt, um den Act treuester Huldigung mit anzuschauen.



Das akademische Gymnasium.

Das hehre Fest begann, nachdem Tags vorher das vollendete Bauwerk dem Protector desselben, Erzherzog Karl Ludwig, übergeben worden, am 24. April mit der Einweihung und feierlichen Eröffnung der Votivkirche. Nachdem des Morgens $6^{1}/_{2}$ Uhr der Cardinal-Erzbischof von Wien, Dr. Johann Baptist Kutschker (geb. 1810), die Consecration vorgenommen, fuhren um $11^{1}/_{2}$ Uhr Kaiser und Kaiserin in Begleitung der kaiserlichen Familie von der Hofburg aus über den Burg- und Franzensring, dann durch die Universitätsstraße zur Votivkirche, wo die erste heilige Messe durch den Erzbischof celebrirt wurde. Tausende von Menschen hatten sich allerorts angesammelt, und jeder Schritt, der das Herrscherpaar der Kirche näher brachte, wurde von endlosen Vivat-Rufen, enthusiastischem Tücherschwenken begleitet. Als nach beendigter Feierlichkeit das Jubelpaar die Kirche verließ, trat ihm eine Schaar jugendlich reizender Bürgerstöchter, an der Spitze Fräulein Winkler von Forazest, mit Blumengeschenken entgegen. Nach der herzlichen Ansprache dankte die Kaiserin in ebenso herzlicher Weise.

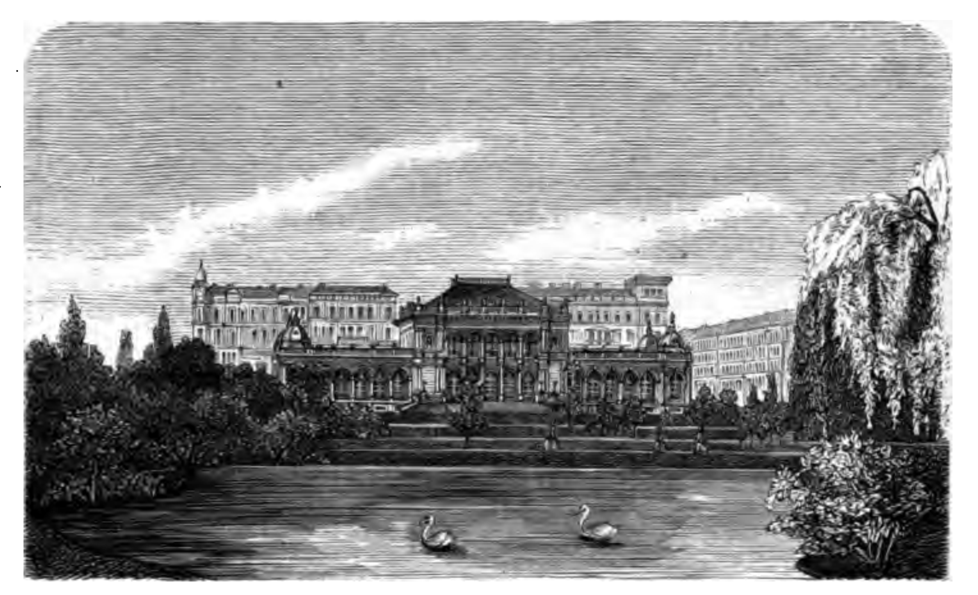
Am zweitnächsten Tage, den 26. April, fand der Festzug statt, welcher seinen Ausgangspunkt vom Prater nahm. Ein Herold zu Pferde, in den städtischen



21.

Auffahrt des Kaisers Franz Josef I. und der Kaiserin Elisabeth zur Einweihung der Votivkirche, 1879.

Farben und mit dem Stadtwappen auf der Brust, und zwölf Trompeter zu Pferde, in den städtischen Farben, machten den Anfang. Ihnen folgten die Studenten der Universität, der technischen Hochschule und der Hochschule für Bodencultur, die niederösterreichischen Turnvereine, der Wiener Schützenverein und die Delegirten und Deputationen der Schützen aus allen Theilen des Reiches, dann die Deputationen der Vereine und gewerblichen Genossenschaften im Festkleide. Jetzt nahm der historische Aufzug seinen Anfang. Voran wieder Herolde zu Pferde, ihnen folgten 15 junge Bürger in den österreichischen Reichs-, Stadt Wiener- und baierischen Landesfarben. Eine städtische Musikbande eröffnete den Zug, in welchem nach Gruppen der Bergbau, die Landwirthschaft, die Jagd, die Gewerbe, Künste und der Handel in sinnigster Prachtentfaltung mit dem Gepräge ihres Wesens und ihrer Bedeutung vertreten waren. Den Schluß bildeten die niederösterreichischen



Der Cursalon im Stadtpark.

Feuerwehren und die Deputationen der Veteranen mit ihren Fahnen. Es läßt sich die imposante Art des glanzvollen Zuges nicht mit Worten schildern, einen annähernden Begriff geben die schönen in Bezug auf den Festzug erschienenen malerischen Werke.

Nachdem die Majestäten sammt Familie in dem Festzelte erschienen waren, hielt Bürgermeister Dr. Newald an den Kaiser eine Ansprache, darauf intonirte der Wiener Männergesangsverein in Begleitung der Militär-Musikkapelle eine vom dramatischen Dichter Josef Weilen verfaßte und vom Chormeister Rudolf Weinwurm in Musik gesetzte Cantate, nach deren Beendigung der Festzug vor dem hohen Jubelpaare passirte. Stürmische Anerkennung von Seite der Zuschauermenge, besonders als Maler Makart in der Mitte seiner Gruppe zu Pferde erschien, begleitete den prachtvollen Zug bis an das Ende.

Das hohe Jubelpaar war tief gerührt von den alles bisher Erlebte übertreffenden Kundgebungen treuester Liebe und Anhänglichkeit, und schon am 27. April erließ der Kaiser an den Minister des Innern, Grafen Eduard Taaffe, ein Handschreiben, in welchem es heißt: „Während Meiner mehr als dreißigjährigen

Regierung habe Ich nebst manchen trüben Stunden auch viele Freuden mit Meinen Völkern getheilt, aber eine reinere, innigere Freude konnte Mir wohl kaum geschaffen werden, als in den letztverflossenen Tagen. Sie ward Mir durch die Liebe Meiner Völker bereitet! — Tief bewegt fühlen Wir Uns, Ich und die Kaiserin, von diesen spontanen Kundgebungen aufrichtiger Liebe und treuer Anhänglichkeit. — Ich bin stolz und glücklich zugleich, Völker, wie sie dieses Reich umfaßt, als Meine große Familie betrachten zu können, in deren Uns heute umgebenden Liebeszeichen Wir auch eine Wirkung jenes himmlischen Segens erblicken, den Wir vor fünfundzwanzig Jahren am Traualtare für Unsern Bund erflehten, und den Wir von der Gnade Gottes für Unser bisheriges Familienglück, für Unsere geliebten Kinder, sowie zum Heile des Vaterlandes auch fernerhin erhoffen. — Die rauschenden Festlichkeiten sind vorüber, aber die dankbare Erinnerung an diese Tage wird nie aus Unseren Herzen schwinden. Nur Wenigen von den Millionen konnten Wir mündlich Unseren Dank aussprechen; verkünden Sie es daher allgemein, daß Wir Allen, Allen innigst und herzlichst danken."

Bei dieser Gelegenheit hatten die Völker Oesterreichs — und ganz besonders in einer Zeit, wo beinahe die Herrscher aller Länder verbrecherischen Attentaten ausgesetzt worden waren — von Neuem erwiesen, daß trotz aller natürlichen und so mancher Meinungs-Verschiedenheiten sie dennoch in ihren christlichen Lebensanschauungen und der damit innigst verwobenen treuen unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Habsburgische Dynastie nach wie vor die festesten Einigungspunkte besitzen, die allen Stürmen der Feinde des Reiches erfolgreich zu trotzen geeignet sind, und so giebt es gewiß keinen erhebenderen Schlußmoment für das vorliegende Buch „Alt- und Neu-Wien — Geschichte der Kaiserstadt" als eben diese Jubelfeier, welche ewig im Gedenkbuche der Herzen Aller eingeschrieben bleibt und sich von da aus auf die Nachkommen fortpflanzen wird.

Was wir also noch weiterhin zu sagen haben, ist nichts Anderes, als die einzelne Ergänzung des Gesammtbildes in Bezug auf Persönlichkeiten, Institutionen und Baulichkeiten, welche während der Regierungsperiode Franz Josef's I., des Thatkräftigen, hervorragen.

Die neue Bau-Epoche.

Von den Stürmen des Jahres 1848 her datirt sich auch eine neue Bau-Epoche; wie in politischer Hinsicht der ganze Staatsorganismus erschüttert worden, so führten auch die Künstler wuchtige Schläge gegen das System des alten Hofbauraths, und den Anstoß dazu gab der eben begonnene Neubau der Altlerchenfelder-Kirche (Bild Seite 1081). Es hielt nämlich der renommirte Schweizer Architekt Johann Georg Müller in einer Versammlung des Ingenieur-Vereins einen Vortrag über den gothischen Kirchenbau, in welchem er sich ebenso geistvoll als energisch gegen die Anwendung des Zopfstyls und für die Anknüpfung an die Ueberlieferungen des Mittelalters aussprach. Nicht lange hernach richtete der neu zusammengesetzte Ingenieur-Verein eine Petition an das Ministerium wegen Sistirung des Baues und Ausschreibung eines Concurses, und die Folge war die Einstellung der Arbeiten und die Einleitung einer Concurrenz, bei welcher der Architekt Müller den Preis davontrug; gleichzeitig sicherte das Ministerium

bestimmt zu, daß das früher eingehaltene Verfahren bei monumentalen Staatsbauten aufgegeben und an dessen Stelle ein System angenommen werden würde, das den Wünschen der Künstlerschaft mehr entspräche. Und von diesem Zeitpunkt an datirt sich für Wien der Beginn der neuen Bau-Epoche, deren einzelne Schöpfungen nachstehend in einem Rundbilde folgen.

Die Wirkung dieses Umschwunges zeigte sich vor Allem darin, daß mit der antiken Richtung vollständig gebrochen wurde, daß das Studium der Baustyle sich auch auf das Studium des Mittelalters und der Renaissance erstreckte. Von größtem Einflusse dabei war die Schöpfung eines höchst werthvollen Institutes — der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, — einer Centralbehörde, welche durch kaiserliche Entschließung vom 31. December 1850 in's Leben gerufen worden war, und zwar zu dem Zwecke, das Interesse für die Erforschung und Erhaltung der historischen Baudenkmale zu erwecken, die Privatthätigkeit der wissenschaftlichen Vereine und Fachmänner in den Ländern der Krone rege zu erhalten und zu fördern, die Forschungen zu sammeln und zu veröffentlichen und die Denkmale der Vorfahren bekannt zu machen und zu erhalten. Das Wirken dieser Commission unter dem früheren Präsidenten Karl Freiherrn von Czoernig, des nunmehrigen, Josef Freiherr von Helfert, dann besonders der Mitglieder Oberbaurath Friedrich Schmidt, Sectionsrath Dr. Gustav Heider, Director Eduard Freiherr von Sacken, Albert Ritter von Camesina u. s. w. ist allen Jenen, welche den Gang der deutschen Kunstforschung der ganzen Epoche verfolgt haben, nur zu wohl bekannt. Der Architekturschule an der k. k. Akademie der bildenden Künste wurde nunmehr größere Aufmerksamkeit zugewendet, das System der Concurrenz bei Staatsbauten rief einen regen Wetteifer aller Künstler hervor, die Kunst trat mit dem Handwerk in nähere Berührung, in richtiger Erkenntniß, daß es nicht leicht und von keinem Vortheile sei, Theorie von der Praxis getrennt zu halten und so vereinigten sich alle Bestrebungen dahin, ebenso Praktisches als Schönes zu schaffen.

Am 8. October 1850 erfolgte die kaiserliche Sanction zur Reorganisation der Wiener Kunstakademie, und es bildete sich ein Kunstverein, welcher anfangs in den gräflich Traun'schen Häusern (nun Bank-Bazar) in der Herrengasse seine erste permanente Kunstausstellung veranstaltete, des Umbaues halber (1856) in das sogenannte Schönbrunnerhaus (Tuchlauben Nr. 8, alt 562) übersiedelte. Schon von 1704 bis 1739 hatte dieses Haus die erste Maler und Bildhauer-Akademie beherbergt; 1708 wurde es von Leopold Ferdinand Freiherrn Vichter von Wisend neu erbaut und von dessen Stieftochter Maria Anna Freiin von Grueb zu einer Stiftung für arme Convertiten bestimmt. — Im Jahre 1850 erbaute Erzherzog Ferdinand Max (später Kaiser von Mexiko) im Schweizerstyle die schöne Villa Maxing mit reizender Anlage oberhalb Hietzing, welche später durch Schenkung in den Besitz der Gemeinde überging. Auf Kosten eines größeren Theiles der Bewohner wurden im Jahre 1871 dem unglücklichen Monarchen ein Monument — das Max-Denkmal — vom Bildhauer Meixner ausgeführt, auf dem Hauptplatze vor der Pfarrkirche, umgeben von Bäumen, errichtet. In dieser Kirche, welche mit einem berühmten, die Gründung der Kirche darstellenden Gnadenbilde versehen ist und deren Façade erst vor wenigen Jahren erneuert wurde, las in der Mitte der Vierziger-Jahre alltäglich der berühmte Kampfgefährte Andreas Hofer's, Pater Joachim Haspinger, genannt der Rothbart (geb. 1773, gest. 1858), die heilige Messe. Im Jahre 1850 wurde ferner nach Entwürfen des Genie-Hauptmannes Picchioni im Windsorstyle das k. k. Militär-Central-Equitations-Institut mit seiner schönen Winter-Reitschule in der Ungargasse auf der Landstraße (heute Nr. 61, alt 377) erbaut und mit einer Giebelgruppe von Meixner versehen; es erhielten die k. k. Hofstall-

gebäude ergänzende Zubauten, darunter die Reitschule, nach Entwürfen des Hofbaumeisters Meyer. Das die Straße quer abschließende alterthümliche Durchhaus, sogenanntes „Adlerhaus“ auf der Wieden, wurde demolirt und dadurch die freie Zufahrt zur heutigen Margarethenstraße eröffnet, wie auch Raum für sieben neue Zinshäuser gewonnen.

Es wurde ferner im Jahre 1850 die „Orthopädische Heilanstalt“ gegründet, die nunmehr seit sechzehn Jahren im Besitz und unter der Leitung des kaiserlichen Rathes Dr. Heinrich Ritter von Weil steht, welcher dieselbe aus Sanitätsrücksichten in die gesunde Lage auf die Anhöhe des Wiener Vorortes Währing in einen großen schattigen Park auf der ehemaligen Türkenschanze in der Nähe des Kahlenberges verlegt hat. Das Institut erfreut sich gegenwärtig des besten Rufes; Beweis dessen, daß in der auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Anstalt eine große Anzahl Zöglinge aus den besten Kreisen, aus entferntesten Ländern Hilfe gegen ihre körperlichen Verunstaltungen und Gebrechen suchen und dort auch größtentheils finden. Es geht die liebevolle Behandlung, welche die jungen Patienten hier erfahren, Hand in Hand mit der milden, schonungsvollen Curmethode, welche die neuere Orthopädie eingeführt hat.

Im Jahre 1852 wurde das Gebäude des k. k. Handelsministeriums erbaut, das Postamts-Gebäude am Alten Fleischmarkt bekam gegen die Bastei durch Zubau einen neuen Flügel (an der Stelle des ehemaligen Poststallamtes), die Erbauung der neuen k. k. Landes-Irrenanstalt (Brünnlfeld) nach Entwürfen Ferdinand Fellner's 1848 angefangen, wurde nunmehr vollendet; gleichzeitig vergrößerte Dr. Bruno Görgen seine Privat-Heilanstalt für Geisteskranke in Döbling, in der schönen, palaständlichen ehemaligen Villa Henikstein; hier endeten Nikolaus Lenau (Niembsch von Strehlenau, geb. zu Csatad am 13. August 1802, gest. am 22. August 1850, begraben in Weidling bei Klosterneuburg) und der ungarische Patriot Stefan Graf Széchényi (geb. in Wien am 21. September 1792, gest. durch Selbstmord am 8. April 1860) ihr Leben. Es wurde das Palais des Fürsten Montenuovo an Stelle des sogenannten „Heidenschuß“ (Strauchgasse Nr. 1) erbaut; der Hofraum erhielt als Brunnenfigur die besonders schöne Reiterstatue des Drachenbesiegers St. Georg vom Bildhauer Fernkorn. Im Jahre 1853 ließ Fürst Liechtenstein die der fürstlichen Familie angehörige sogenannte Tirnakapelle im Stefansdome durch den Architekten Leopold Ernst renoviren, wobei die Beseitigung des bei einer Umgestaltung dieser Kapelle im vorigen Jahrhundert angebrachten geschmacklosen Schnörkelwerkes und die Wiederherstellung des vordem bestandenen ornamentalen Schmuckes in Laubwerk, Capitälen und Baldachinen im Auge behalten wurde. Es entstanden ferner mittelst Durchbrechung die neuen Thore in der innern kaiserlichen Burg, neben der Hauptwache, also die hergestellte Durchfahrt, eine große Bequemlichkeit für das Publikum. Es wurde im Rathhause in der Wipplingerstraße der neue Gemeinderathssaal erbaut. Dessen Plafonddecke, in reicher Plastik gestaltet, schmücken die Embleme der Innungen, der Künste, der Industrie und des Handels; zu beiden Seiten der Tribüne für das Publikum befinden sich die in Zink ausgeführten Standbilder der Austria und Vindobona von Rammelmeier, gegenüber (rückwärts des Präsidentenstuhles) Karyatiden von Hanns Gasser und eine Büste des Kaisers Franz Josef, in den Fenstern grau in Grau gemalte Glasscheiben mit den Wappen der früher bestandenen Vorstadtgemeinden. Das Vorgemach des Saales (sogenanntes „rothes Zimmer“, Versammlungsort der Gemeinderäthe) schmücken noch die Porträte der Bürgermeister: Josef Georg Hoerl (geb. 1722, gest. 1806, amtirend von 1773 bis 1804), Stefan Edler von Wohlleben (geb. 1751, gest. 1823, von 1805 bis 1823), Anton Edler von Leeb (geb. 1769, gest. 1837, von 1835 bis 1837), Ignaz Ritter von Czapka (geb. 1792, amtirend von 1838

bis 1848, k. k. Hofrath und Polizei-Director 1856 bis 1859); den Saal selbst die lebensgroßen Bilder der Bürgermeister Dr. Johann Caspar Freiherr von Seiller (amtirte 1851 bis 1861) und Dr. Andreas Zelinka (geb. 1802, gest. 1868, amtirte von 1861 bis 1868). Diese Porträte wurden 1876 noch durch das schöne, vom Maler Canon (Johann Straschiripka) vollendete Porträt des damals fungirenden Bürgermeisters, Dr. Cajetan Felder, ein Geschenk des Wiener Gemeinderathes, vermehrt.

Im Jahre 1853 wurden die fortificatorischen Glacisgründe längs der Berggasse in der Roßau bis in die Nähe des Donaukanals, bis dahin zur Lagerung der Brennholzvorräthe benützt, daher im Volksmunde die Holzgestätte genannt, auf kaiserliche Anordnung an Baulustige versteigert, und nun thürmte sich hier eine Gruppe von schönen Neubauten auf, welche man in ihrer Kindheit mit dem später so bedeutungsvoll werden sollenden Namen „Neu-Wien" bezeichnete. Aber es waren noch immer nicht Prachtbauten, wie sie in späterer Zeit auf dem Ringe emporwuchsen, sondern zopfige Zinsbauten von schwindelnder Höhe, welche sofort der Wiener Witz mit dem treffenden Spottnamen „Tuberkelburgen" — d. i. Bauten, bei deren Ersteigung man sich Lungenkrankheiten holen kann — bezeichnete. Eine recht hübsche Baute entstand 1853 mit dem „Circus Renz" in der Leopoldstadt, welchen der allerorts beliebte Kunstreiter Ernst Renz für seine zeitweiligen Besuche in Wien schuf. Im Jahre 1854 wurde auf Kosten der Stadt von dem Architekten Ferdinand Fellner (geb. 1815) die Communal-Oberrealschule, Wieden, Waltergasse, erbaut, der Glanzpunkt des Gebäudes ist das mit Glas gedeckte, interessant construirte Stiegenhaus mit schönen Wandgemälden (Porträten) im obersten Stockwerk. Im gleichen Jahre wurde das k. k. Wiedener Krankenhaus nach einem Plane des Directors Josef Dietl erbaut.

Im Jahre 1854 erfolgte die Vollendung und Eröffnung der zu Ehren der Kaiserin eröffneten Elisabethbrücke (an Stelle der alten steinernen über die Wien), welche nach dem Projecte des Professors Ludwig Förster von den Eisenbahn-Bauunternehmern Gebrüder Klein und Theuer erbaut wurde. Seit 19. November (dem Elisabethstage) 1867 schmücken sie folgende sechs Marmorstandbilder: Herzog Heinrich Jasomirgott vom Bildhauer Melnitzky, Herzog Leopold der Glorreiche von Preleitner, Herzog Rudolf IV. von Hanns Gasser, Graf Niklas Salm von Mathias Purkarthofer, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg von Johann Feßler, Bischof Leopold Graf Kollonits von Vinzenz Pilz, Josef Emanuel Fischer von Erlach von Josef Cäsar und Josef von Sonnenfels von Hanns Gasser. (Bild Seite 1137). Von der Elisabethbrücke aus hat man die Aussicht auf die prachtvolle Karlskirche, das polytechnische Institut, die protestantische Real- und Hauptschule, das Starhenberg'sche Freihaus mit dem vor demselben gelegenen Obstmarkte, den der Volkswitz mit der prägnanten Bezeichnung „Naschmarkt" belegte, weil hier eben nicht nur Obst und alle erdenklichen Lebensmittel, sondern auch Leckereien feilgeboten werden, es sogar nicht an mobilen Garküchen fehlt. Dieser Platz ist von jeher bekannt als auserkorener Sammelplatz der urwüchsigen Wiener Höferinnen, „Fratschlerinnen" (von Ausfragen, Auskundschaften so genannt), eine Specialität und Curiosität der Residenzstadt, welche selbst von hohen Persönlichkeiten aus der Fremde besucht wurde, um die sprichwörtliche Mundfertigkeit der Obst- und Gemüse-Verkäuferinnen zu erproben.

Als noch die Wehre der alten steinernen Brücke stand, deren Bretter zum Aufenthaltsorte von allerlei Vagabunden und Gaunern dienten, hieß dieser letztere Ort „Klein-Liesing", nicht deshalb, weil sich die buchstäblich „anrüchige" Gesellschaft dorthin ihr Lieblingsgetränke schleppte, sondern in einer Art von Galgenhumor erdacht, um den Unterschied von Bier und dem sumpfigen übelriechenden

Wasser des Wienflusses zu kennzeichnen, einem Orte, der, im Gegensatze zu dem Bier spendenden Liesing, keine heitern Gesänge, sondern nur das melancholische Unkengeschrei der Kröten und das Pfeifen der Wasserratten ertönen ließ, wo keine lärmende Fröhlichkeit herrschte, sondern das verschwiegene stille Laster seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte und das Verbrechen sein Spiel trieb. Die Pforte zu diesem „Klein-Liesing" gab eines der verfaulten Bretter der Wehre ab und öffnete sich, auf ein gewisses Zeichen, nur den Eingeweihten. Nachdem Losung und Parole gegeben war, wurde das Brett durch eine unsichtbare Hand weggeschoben, und der Ankömmling konnte durch die dadurch entstandene Oeffnung in den Schlund der Wehre schlüpfen, worauf das Brett wieder auf seine vorige Stelle geschoben wurde. Der Eintretende mußte dann einen bei zwanzig Schritt langen, schmalen Weg zwischen abgefaulten Piloten zurücklegen, um in einen ziemlich geräumigen Verschlag, den eigentlichen „Schlafsaal", zu gelangen. In dieser Art Keller, auf einem Lager von Unrath lagen Gestalten, welche alle das Kainszeichen des Lasters auf die Stirne gedrückt hatten. Ekelerregende mephitische Dünste schwängerten die Atmosphäre, ein fürchterlicher Ort war's ohne Luft und Licht, gegen welchen der Kerker einer Festung ein wahrer Prunksaal — auch damit machte die schöne neue Brückenbaute ein Ende.

Im April 1854 wurde die Fahr-Kettenbrücke zwischen der Vorstadt Hundsthurm und der Nevillegasse in Gumpendorf an Stelle der vom Stadt-Bauinspector Anton Behsel im Jahre 1819 hergestellten hölzernen Bohlenbrücke dem Verkehr eröffnet; dieselbe ist nach dem Neville'schen Systeme und den Plänen des Civil-Ingenieurs Adam Clark erbaut. Der sogenannte „Kaisergarten", Wiedener Hauptstraße (Gebäude Nr. 71, alt 380), ursprünglich das Lustgebäude des Kaufmanns Leopold von Engelskirchen, dann des berühmten kaiserlichen Leibarztes Pius Nikolaus von Garelli (geb. 1670, gest. 1739), darauf des römisch-deutschen Kaisers Franz I., in neuerer Zeit des Bankiers Johann Heinrich Freiherrn von Geymüller (geb. 1754, gest. 1834), zuletzt des Grafen Ferdinand Leopold von Pálffy (geb. 1807), gelangte in den Besitz des Erzherzogs Rainer, der es zu einem der schönsten und zweckmäßigsten Palais restauriren ließ. Eine der schönsten Bauten ist das im Wolfengäßchen am Alten Fleischmarkte nach dem kunstsinnigen Entwurfe des Stadtbaumeisters Anton Ubel mit glücklicher Anwendung altdeutscher Bauformen vom Grund aus neu erbaute Innungshaus der vereinten bürgerlichen Stadt-, Bau- und Steinmetzmeister in Wien, nachdem selbe ihren Antheil an dem erzbischöflichen Curhause am Stefansplatz dem Priesterhause gegen Abfindung überlassen hatten.

Im Jahre 1855 war die colossale und durch das Franz Josefs-Thor verbundene Franz Josefs-Caserne für Infanterie auf der Dominikanerbastei im Ziegelrohbau erbaut. Sie bildet einen Theil der militärischen Vertheidigungswerke, welche 1848 auf den Basteien zum Schutze der inneren Stadt zu errichten beschlossen worden. Das Eingangsthor wurde nach Plänen des Ingenieurs Wenzel Rziwnaz unter Leitung des Josef Weiß (geb. 1804, gest. am 12. März 1877 als Vorstand der Dicasterialgebäude) erbaut. Im selben Jahre war die naheliegende Radetzky-Brücke über den Wienfluß nächst dem Hauptzollamte nach Plänen des Ingenieurs Johann Mack in Hamburg durch den Stadtbaumeister Bernhard Klebus erbaut; es ist dies eine der schönsten Brücken Wiens, geziert mit einem geschmackvollen Steingeländer. Im selben Jahre wurde auch in der Minoritenkirche das schöne, von V. Lucardi in Rom ausgeführte Metastasio-Denkmal enthüllt. Der Wien-Raaber Bahnhof, Eigenthum der k. k. Staatseisenbahn-Gesellschaft, wurde von der Wien-Brucker Eisenbahn-Gesellschaft erbaut; es erfolgte ferner der Umbau der Schranne auf dem Hohen Markt, der Balkon mit der steinernen Bildsäule der Gerechtigkeit und dem Laubendurchgange wurde entfernt und das Gebäude der k. k. Finanz-Procuratur übergeben.

Im Jahre 1856 wurde der Friedhof der evangelischen Gemeinde vor der Matzleinsdorfer Linie errichtet; 1858 erhielt derselbe die schöne vom Architekten Theophil Hansen nach Motiven des byzantinischen Kirchenstyls erbaute Kapelle. Das Frescobild über dem Portale, vorstellend den Engel am Grabe Christi, wurde von Karl Rahl gemalt. Auf dem Friedhofe ruhen der Dichter Friedrich Hebbel (geb. 1813, gest. 1863), Moriz Gottlieb Saphir, die Hofschauspieler Heinrich Anschütz, Julie Rettich, Friedrich Beckmann, der Hofopernsänger Dr. Karl Schmid, Minister Freiherr von Bruck u. A.

Auch auf dem sogenannten Matzleinsdorfer Friedhof haben schöne Monumente auf ihren Grabstätten: der Tonheros Christoph Ritter von Gluck (geb. am 2. Juli 1714, gest. am 15. November 1787 in Wien, Wiedener Hauptstraße Nr. 32, alt 466), der Hofopernsänger Josef Staudigl; ferner ruhen hier der Hofkapellmeister Anton Salieri (geb. 1750, gest. 1825), Violinvirtuose Josef Mayseder (geb. 1789, gest. 1863), der Pianolehrer und Componist Karl Czerny (geb. 1791, gest. 1857), die berühmte Opernsängerin Marianna Sessi (geb. 1774, gest. 1847), der Opernsänger Johann Michael Vogl (Schubert's Liedersänger, geb. 1768, gest. 1840), Genremaler Ferdinand Waldmüller (geb. 1793, gest. 1865), Opernsänger Alois Ander (gest. 1864), die Naturforscher Jacquin &c.

Im Jahre 1856 wurde ferner der Galvagnihof (heute Ankerhof) auf dem Hohen Markt, Durchgang auf den Fischhof, erbaut; der kaiserliche Reiter-General Franz Heinrich Graf Schlick (geb. 1789, gest. 1862), der erste Ansiedler im „Neu-Wien“ der Roßau, schuf sein schönes Palais auf tiefem Moorgrund, der zur Pilotirung der Grundfeste zwang, und gab damit der neuen Gasse den Namen Schlickgasse.

In jenen Jahren entstand auch Schwender's Colosseum, eines der bedeutendsten Wiener Vergnügungs-Etablissements, mit prachtvollen geräumigen Sälen, in Verbindung mit einem Volkstheater. An Stelle der daneben eröffneten Arnsteingasse stand das Sommerpalais der geliebten Schwester des Kaisers Josef II., Erzherzogin Maria Christine (woselbst sie auch starb), später Eigenthum der berühmten geistvollen Dame Baronin Fanny Arnstein (welche ebenfalls daselbst starb); zuletzt wurde die Baute mit dem schönen Parke vom Theater-Director Franz Pokorny (gest. 1850) zu einem Sommertheater — Arena in Fünfhaus genannt — adaptirt, es entstand ein wirklich prachtvolles Amphitheater (eröffnet am 1. Juli 1849), in welches die bereits sehr beliebt gewordenen Komiker Karl Treumann und Karl Rott zahlreiches Publikum lockten.

Wir sind nun beim Jahre 1857 angelangt, und da sollte der thatkräftige und hochherzige Entschluß des Kaisers eine Umwälzung herbeiführen, wie sich eine solche keiner der Monarchen der früheren Tage hätte auch nur im entferntesten träumen lassen; es bewilligte Kaiser Franz Josef die Abtragung der Festungswerke der Stadt Wien und die Erweiterung der inneren Stadt über das Glacis, ein wahrhaft Epoche machendes Ereigniß, dem ein eigener Abschnitt gewidmet werden muß.

Die Stadt-Erweiterung und die neuen Prachtbauten.

Der moderne Begriff einer Erweiterung der Stadt Wien datirt nicht erst aus der Zeit der Jahre 1857 und 1858, wo man die einschneidenden Veränderungen mit dem Sammelnamen „Stadt-Erweiterung Wiens“



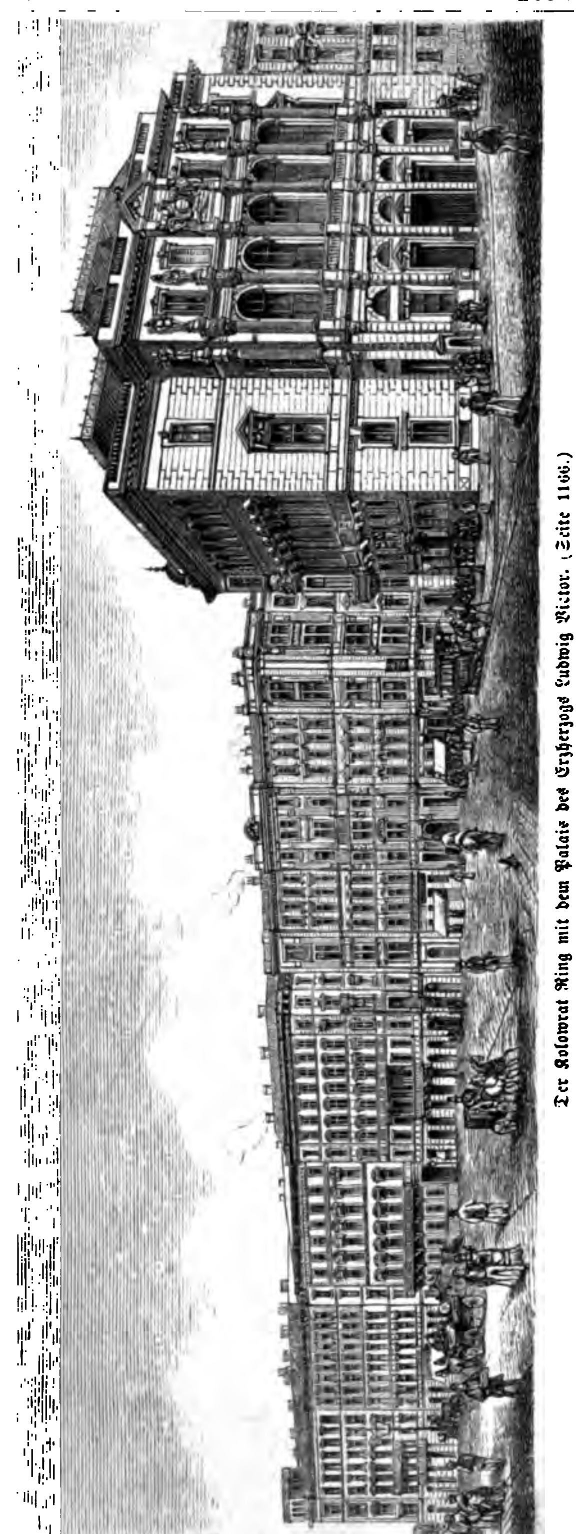
Der Parkring mit dem Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft.

belegte. denn schon in den Jahren 1838 bis 1848 drängte das mächtige Anwachsen des Verkehrs zwischen der Stadt und den Vorstädten zu einer Erweiterung der neuen Stadt, worunter die Benützung des Glacis und des Stadtgrabens zu Bauzwecken verstanden wurde. Die Ideen kamen jedoch nicht zur Ausführung. Zuerst wollte im Jahre 1839 eine Genossenschaft von Großhändlern die Stadt-Erweiterung ganz auf eigene Rechnung durchführen, was — wie die späteren Erfahrungen der Stadt-Erweiterungs-Commission erwiesen — ein sehr gutes Geschäft gewesen wäre. Die Regierung ging aber nicht darauf ein, und bis zum Jahre 1844 wurde die Idee nicht mehr angeregt. In diesem Jahre aber wurde der Auftrag zur Ausmittlung eines Raumes für ein neues Opernhaus gegeben, das außerhalb des Kärntnerthores gebaut werden sollte; bei dieser Gelegenheit nun erneuerte ein Verein von Wiener Bau-Unternehmern in Verbindung mit dem Triester Handelsmann Karl von Bruck (nachmals Minister) die Vorschläge des Großhändler-Consortiums vom Jahre 1839, und es sollte nach dem von ihm vereinbarten Plane die Stadt bis an den Wienfluß hinausgerückt, breite Straßenzüge angelegt und neue Häusergruppen gebaut werden. — Es war dies auch die erste Bau-Gesellschaft in Wien. Das neue Theater sollte 1,760.000 Gulden kosten, und man hoffte aus dem Erlöse von 11.670 Quadratklaftern Flächenraum, welche für Privatbauten verwendet werden sollten, die Kosten zu decken. Von Seite des Magistrats wurde die Annahme des Projectes lebhaft befürwortet, allein die Regierung — so „kleindenkend“, daß das Jahr 1848 sie wegputzte — fand es zu „großartig“, ja es erhielt der Bürgermeister Czapka sogar eine „Nase“

wegen Ueberschreitung seiner Vollmachten. Indeß kam es doch auch noch viel später vor, daß kurzsichtige Personen dem Gedankenfluge geistig vorgeschrittener Männer nicht zu folgen vermochten.

Kaum war dieses eine Stadt-Erweiterungs-Project begraben, tauchte 1845 bereits ein neues auf. Es brachte nämlich der Magistrat aus eigenem Rechte die Erweiterung der Stadt nächst dem Fischerthore und der Gonzaga-Bastei auf die Tagesordnung und legte ein Project vor, wonach die Stadtmauern bis an den Donaucanal gerückt werden sollten; die Wegräumung der Mauern zu begehren, fehlte es an Muth. Die Demolirung und der Wiederaufbau der Bastionen sollte blos 100.000 Gulden kosten, und man hatte durch die gewonnenen Plätze und durch Vermiethen von achtzig neu gewonnenen Verschleißgewölbern in den Casematten die Kosten aufzubringen. Gegen alle diese Vorschläge hatte die Regierung taube Ohren, wenngleich es ihr gar wohl bekannt war, daß der Verkehr immer größere Anforderungen stellte und die Straßen der inneren Stadt zu eng waren, denselben aufzunehmen.

So blieb denn nichts übrig als die Straßenverbreiterung im Innern der Stadt. Man begann schon früher mit dem Umbaue des **Schottenthores** (1839). Die Stadt mußte ein Haus einlösen, das auf dem Thore stand und dem k. k. Regierungsrathe Doctor der Medicin Vinzenz Eduard **Guldener** von Lobes (geb. 1763, gest. 1827) gehört hatte; sie mußte Entschä-



Der Kolowrat Ring mit dem Palais des Erzherzogs Ludwig Victor. (Seite 1166.)

digungen zahlen, ein neues Mauthhaus errichten, ließ die alte hölzerne Brücke über den Stadtgraben abbrechen und an ihrer Stelle einen Damm mit einer Durchfahrt herstellen; sie verwendete über 40.000 Gulden für die Verschönerung der Stadt und Verbesserung der Communication an dieser Stelle.

In das Jahr 1847 fiel die Demolirung der Dominicaner-Bastei nebst einer Regulirung nächst dem späteren Franz Josefs-Thore; sodann wurde die Erweiterung der Passage vom Kohlmarkt zum Graben angestrebt; es sollten die Kosten durch eine Lotterie aufgebracht werden, von der man einen so glänzenden Ertrag hoffte, daß man auch die Pessage-Erweiterung zwischen dem Graben und dem Stefansplatze vornehmen wollte; allein es fanden die Lose nur geringen Absatz, und es entstand ein Deficit, trotzdem die Commune selbst alle Treffer gemacht hatte. Bei diesen Erweiterungen wurde ein recht zweckmäßiger Gedanke ausgesprochen, der damals freilich nur theilweise durchgeführt wurde; man forderte nämlich die Besitzer der Nachbarhäuser an jenen Stellen, wo die Passage verbreitert wurde, zu Beitragsleistungen auf. Da die Leistung aber nur als eine freiwillige gefordert wurde, folgte blos die Sparkasse dem Aufrufe des Bürgermeisters. Es verdient aber zu allen Zeiten Erwägung, daß der größte Vortheil aus Straßenanlagen und Passage-Erweiterungen den Anrainern anheimfällt, weshalb es gerechtfertigt wäre, diese gesetzlich zu Beitragsleistungen heranzuziehen, ein Gedanke, der in anderen Großstädten schon längst zur Durchführung gebracht wurde und, ohne daß die Privatinteressen geschädigt werden, den Gemeinden beträchtliche Vortheile bringt.

Die Passage-Erweiterung zwischen dem Kohlmarkt und Graben konnte nur mit der Unterstützung ausgeführt werden, welche Salomon Freiherr von Rothschild der Gemeinde gewährte, indem er 340.000 Gulden durch fünf Monate zinsfrei, dann zu drei Percent der Commune vorstreckte. Er erhielt dafür das Bürgerrecht, welches der erste Act bürgerlicher Gleichstellung eines Juden in Wien gewesen. Weitere Passage-Erweiterungen betrafen den Lichtensteg und den Bauernmarkt (1842), endlich Erweiterungen der Straßen in den Vorstädten. Bei Häuserverkäufen oder Käufen erbat sich damals der Bürgermeister stets nur die Erlaubniß des Kaisers Ferdinand I. oder seines Stellvertreters, des Erzherzogs Ludwig, und immer wurde in solchen speciell localen Angelegenheiten ein günstiges Eingreifen des Monarchen zu Theil.

Man sieht, daß in jenen Tagen für die Stadt-Erweiterung nicht viel geschah, aber man muß es den Männern jener Zeit nachsagen, daß sie nicht nur guten Willen hatten, sondern auch von der richtigen Erkenntniß des Nothwendigen geleitet wurden. Als die spätere Zeit die Ideen wieder aufnahm und durch den Gnadenspruch des Kaisers die communale Thätigkeit in nie geahnter Weise aufzuleben begann, da führte man gar Vieles von demjenigen thatsächlich aus, wozu die Vorfahren Anregung gegeben hatten. Wien war ja jetzt die Hauptstadt einer einheitlichen Monarchie geworden, es waren alle Reichsbehörden und Anstalten hierher verlegt, die Hauptlinien eines großartigen Eisenbahnwesens nach Wien gerichtet worden, und so mußte doch auch dafür gesorgt werden, daß dem Zuströmen der Fremden und dem riesigen Anwachsen des Verkehres kein Hinderniß in den Weg gelegt, daß Straßen und Plätze erweitert, der bereits unerschwinglich gewordenen Höhe des Miethzinses ein Ziel gesetzt und überhaupt Einrichtungen getroffen wurden, welche, im Einklange mit der großstädtischen Entwicklung der Stadt, der Gesundheit, Bequemlichkeit und Behaglichkeit der Bevölkerung entsprachen.

Und so muß das kaiserliche Handschreiben vom 20. December 1857 in Bezug auf die neueste Stadt-Erweiterung ein Ausfluß von ebenso erleuchtetem Geiste und großartiger Idee, als von unerschütterlicher Thatkraft bezeichnet werden, die allen Klagen, Wünschen und Befürchtungen ein Ziel setzte. Es fielen, wie mit

einem Zauberschlage, die beengenden Stadtmauern; zwei Hauptverkehrsadern — die Ring- und die Lastenstraße — durchzogen alsbald den Raum der früheren Glacis-Anlagen und verschmolzen Stadt und Vorstädte zu einem Ganzen; ein dritter Straßenzug — die Gürtelstraße — regelte die Verbindung zwischen den Vorstädten und den Vororten (außer den Linien liegenden Ortschaften). Gleichzeitig mit diesen Maßregeln zur großartigen Entwicklung und Gliederung des städtischen Gebietes förderte auch der Staat die Baukunst durch Erhöhung der steuerfreien Baujahre auf den Stadt-Erweiterungs-Gründen. Die Gemeinde sorgte für Canalisirung, Pflasterung und Bepflanzung der Straßen, legte auf einzelnen Theilen der Fläche kunstreiche Parke an, und Gesellschaften wie Privatpersonen wetteiferten in der Herstellung eleganter und luxuriöser Wohngebäude. Und so ist es denn die Schlußaufgabe des vorliegenden Buches geworden, alle die Pracht- und sonstigen Bauten von der Zeit der neuesten Stadt-Erweiterung an bis auf die jüngste Zeit chronologisch den Lesern in Text und, wo es möglich, auch in Bild vor Augen zu führen.

Die Carolinen- oder Stadtparkbrücke (ursprüngliche Verbindung des Waſſerglacis mit dem Heumarkte, die gemauerte Bogenbrücke vor dem ehemaligen Carolinenthore ersetzend, welche am 18. Mai 1851 durch die tückischen Fluthen des Wienflusses zerstört wurde) ist nach dem System Neville und nach Adam Clark's Plane aus Eisen gebaut und wurde am 28. November 1857 eröffnet. Ebenso wurde die Schlachthausbrücke, außerhalb der Schönbrunner oder Hundsthurmer Linie, zur Verbindung mit dem Gumpendorfer Schlachthause (1848 erbaut) für den Viehtrieb in Ausführung gebracht.

Am 1. Mai 1858 erfolgte die Eröffnung des neuen Quai's an der Donau durch das hohe Kaiserpaar, welchem von dem Minister des Innern, Alexander Freiherrn von Bach, in Begleitung der Stadt-Erweiterungs-Commission und des für die Demolirungs-Arbeiten bestimmten Ueberwachungs-Comités: Ingenieur Franz Wilt, k. k. Generalmajor Julius von Wurmb, Baumeister Franz Ram und Oberingenieur Rudolf Nirnsee (geb. 1810, gestorben als pensionirter städtischer Baudirector am 10. October 1879), die Bitte vorgetragen wurde, die neue Straße Franz Josefs-Quai nennen zu dürfen, was der Kaiser genehmigte. Der vorerwähnte Director des Stadt-Bauamtes hat durch 42 Jahre gedient und an dem bedeutenden Aufschwunge, den das Bauwesen in Wien seit dem Beginn der Stadt-Erweiterung nahm, reichlichen Antheil. Unter seiner Direction wurde eine Reihe bedeutender communaler Bauten entworfen, begonnen und aufgeführt, nach seinen Plänen wurde z. B. das städtische Versorgungshaus im neunten Bezirke ausgeführt. Auch um die Entwicklung der städtischen Feuerwehr (deren erste öffentliche Production nach ihrer Neubildung fand am 10. Juni 1869 statt, und heute muß sie bereits als ein mustergiltiges Institut bezeichnet werden) erwarb sich Nirnsee namhafte Verdienste.

Ein Curiosum — und zwar als erstes Opfer der Stadt-Erweiterung — war die Demolirung des sogenannten „Brunnenhäuschens", des „kleinsten Hauses von Wien" (alt Nr. 470), am Fuße der neuen Ruprechtsstiege beim Fischerthor gelegen und die Spitze der Kohlmessergasse und des alten Fischmarktes bildend. Es nahm kaum etwas mehr als einige Geviertklafter Raum ein, war auf die Breite des angebauten Bassin-Brunnens beschränkt und hatte auf jeder seiner drei Mignon-Façaden ein mäßiges Fenster, so daß es mehr dem Schilderhause eines Grenadiers, als einem Wohnhause glich. Der Volkswitz nannte es den „Zwergelhof" und erzählte von demselben, daß, als es noch ein Stockwerk hoch war, ein stämmiger Zimmermann darin seine Wohnung aufschlagen gewollt. Als derselbe das Häuschen in gebückter Stellung betreten und er sich darin aufrichtete, habe er mit seinem Eisenkopfe das Dach durchbrochen, so daß er oben aus dem Hause,

wie aus einem Faße heraussah. Die Demolirung dieses Häuschens wurde an einem Tage bewerkstelligt. Der Name „Brunnenhäuschen“ stammt daher, weil an dessen Stelle der alte (schon öfter erwähnte) „Fachthurm“ mit dem „Fach-Brunnen“ stand.

Im Jahre 1858 wurde das allgemeine israelitische Taubstummen-Institut in der Rudolfsgasse auf der Landstraße durch wohlthätige Beiträge erbaut. Das Institut selbst hatte 1844 H. Kolisch in Nikolsburg gegründet, von wo es 1852 nach Meidling und sodann auf die Landstraße übersiedelte. Es wurde ferner das schöne, gegenüber dem botanischen Garten der k. k. medicinisch-chirurgischen Militär-Akademie, genannt Josephinum (1783 von Kaiser Josef gegründet und nach Plänen des Architekten Caneval erbaut), und neben diesem an der Ecke der Sensengasse gelegenen Gebäude der Pathologisch-anatomischen Lehranstalt vom Baurath Zettl ausgeführt. Den Giebel schmücken die Worte: „Indagandis Sedibus et causis morborum.“ (Der Forschung nach dem Sitze und den Ursachen der Krankheiten gewidmet.) Im Innern befinden sich die Hörsäle und Laboratorien für die pathologische und gerichtliche Anatomie, die pathologische Chemie, das pathologisch-anatomische Museum und die Leichenkammer, sowie nach dem Vorbilde der Pariser Morgue (Aufbewahrungsort für unbekannte Leichen) ein Locale zur Ausstellung und Agnoscirung solcher Leichname. Es wurde das uralte Kirchlein bei St. Johann am Alserbache (im ehemaligen Siechenhause zu St. Lazar) abgebrochen, um Raum für den stattlichen Neubau eines Bürgerversorgungshauses zu gewinnen. Das Gruftgewölbe der Kirche barg den Grabstein des Lazareth-Vaters (Hauswirth) Andreas Hagelmann (gest. 1679), welcher durch den für Antiquitäten äußerst sorgsamen Stadtbauamts-Ingenieur und Materialverwahrer Josef Arbesser im städtischen Materialdepôt (sogenannten Flötzstadel, Roßauer-Lände Nr. 15, alt 30) aufgestellt wurde. — Der alte Thurm der Pfarrkirche in Währing, welcher 1528 erbaut worden war, wurde abgebrochen und durch einen zierlichen Neubau ersetzt. (Die Pfarrkirche selbst war 1753 erbaut worden.) Gräfin Johanna Eszterhazy (geb. 1797) ließ auf dem Friedhofe in Hietzing eine schöne gothische Friedhofskapelle nach Entwürfen des Architekten Johann Rupp erbauen. Auf diesem Friedhofe ruhen die berühmten Schauspielerinnen Sophie Müller (geb. 1803, gest. 1830), Wilhelmine Korn, Johanna Franul von Weißenthurn (geb. 1773, gest. 1847), dann Heinrich Clery (geb. 1762, gest. in Wien 1809), der treue Kammerdiener des unglücklichen Königs Ludwig XVI.

Es erhielt 1858 die Kirche der griechisch nichtunirten Griechen auf dem Alten Fleischmarkt (erbaut 1787) ihre neue Façade im byzantinischen Style von Theophil Hansen (Bild Seite 1080) und die schöne innere Ausschmückung durch die Maler Karl Rahl, Eduard Bitterlich, August Eisenmenger und Thiersch. Im Volksmunde erhielt sie den Beinamen „das goldene Haus“. Die in der nach ihr benannten Tempelgasse befindliche Synagoge der israelitischen Gemeinde wurde erbaut und mit Mosaiken, Stuccoarbeiten, Gold, Malereien reichlich geschmückt. (Bild Seite 1073.) Es wurde die altersgraue, mit gefahrdrohenden Rissen und Sprüngen reichlich versehene Hohe Brücke (Ueberbrückung des Tiefen Grabens) mit einem freundlichen gothischen Neubau aus Margarethener Sandstein ersetzt und bei dieser Gelegenheit die Johanneskapelle (Bild Seite 1009) entfernt. In der Mitte und an den beiden Seiten des Geländers wurden die Wappen des Kronlandes Niederösterreich und der Stadt Wien mit der umschlungenen Jahreszahl 1858 angebracht. In Mariahilf wurde die nächst dem Hause Nr. 16 der Magdalenenstraße an der Stelle des früheren Theater- oder von dem gegenüberliegenden Hause so genannten Fokanedi-Steges (verderbt aus Fauconet, dem Besitzer des gegenüberstehenden Hauses) befindliche, nach Plänen

des Ingenieurs Karl Hornbostel construirte Leopoldsbrücke über die Wien angebracht. Weitere derartige Brücken sind die Magdalenenbrücke beim Hause Nr. 37 (1866 erbaut), die Schikanederbrücke bei Nr. 2, die Rudolfsbrücke bei Nr. 23. Es wurde das gegenüber dem sogenannten Müller'schen Hause beiläufig in der Mitte der Straße befindliche Schanzelthor demolirt. Dasselbe hatte durch die hier befindliche und eine große Strecke des Quai's bedeckende Bastei zur Donau geführt.

Im Jahre 1859 erhielt der unsterbliche Wolfgang Amadeus Mozart auf dem St. Marxer Friedhofe, und zwar auf seiner muthmaßlichen Grabstätte — dem länglichen Vierecke, das sich in der Richtung vom Friedhofkreuze gegen den Eingang zu, rechts vom Hauptwege in der fünften Reihe der allgemeinen Gräber befindet und mit einem Weidenstrauche bepflanzt ist — ein Grabmonument. Auf Anregung des Kunst- und Musikalienhändlers Franz Glöggl im Jahre 1855 und nach Vernehmung mehrerer anderer Experten (des k. k. Rechnungs-Officials Karl Hirsch, eines Enkels des berühmten Albrechtsberger, k. k. Hofkriegsraths-Beamten und Musikschriftstellers Alois Fuchs, des vaterländisch-historischen Schriftstellers Moriz Bermann), durch welche sich die genaue Uebereinstimmung in Bezug auf die zu wählende Stätte herausstellte, übernahm es die Commune Wien als eigene Ehrensache, dem Tonheros ein Grabmonument an der bezeichneten Stelle zu errichten. Am 6. December 1859 wurde das vom Bildhauer Hanns Gasser verfertigte Denkmal enthüllt. Auf umgitterten Sandsteinplatten erhebt sich der granitene Sockel, auf welchem in gebeugter Stellung die in Bronze ausgeführte Muse der Tonkunst ruht. Die Figur blickt gebeugten Hauptes zur Erde nieder, hält in der Rechten die offene Partitur des Requiems und stützt sich mit der Linken, die einen Lorbeerkranz hält, auf die aufgeschlichteten Werke des großen Tondichters. Die Foliobände führen die Aufschrift: Figaro, Zauberflöte, Symphonien 2c. Ueber den Ecken des Piedestals erheben sich vier Candelaber, deren Mündungen sich zu Schalen ausdehnen, in welchen bei der Einweihung Flammen leuchteten.

Auf diesem Friedhofe ruhen noch die Tondichter Johann Gänsbacher (geb. 1778, gest. 1844), Abbé Maximilian Stadler (geb. 1748, gest. 1833), ferner Johann Andreas Streicher, der renommirte Pianoforte-Fabrikant der Freund Schiller's, welcher mit ihm 1782 aus Stuttgart flüchtete (geb. 1762, gest. 1833), die berühmte Schauspielerin und Sängerin Therese Krones.

Vom 11. April bis 9. Juni 1859 dauerte die Demolirung der Gonzaga-Bastei, des Fischerthores und der Casematten beim Salzgries. Es wird gewiß von Interesse sein, wenn eine Zusammenstellung der Demolirungs-Arbeiten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mit Angabe der Zeitdauer, des Ausmaßes, des Materialwerthes und der Kosten hier Platz findet. Der Reihenfolge nach erscheinen nach altem Maße als demolirt: das Rothenthurmthor mit 1612 Klafter Erdbewegung, 1631 Klafter Mauer-Abbruch, 23.100 Gulden Materialwerth, 27.256 Gulden 92 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 29. März bis 12. Juni 1858. — Das Stubenthor mit 1820 Klafter Erdbewegung, 1350 Klafter Mauer-Abbruch, 16.101 Gulden 75 kr. Materialwerth, 37.099 Gulden 69 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 14. Juni bis 9. October 1858. — Das (alte) Kärntnerthor mit 2754 Klafter Erdbewegung, 1367 Klafter Mauer-Abbruch, 16.299 Gulden 97 kr. Materialwerth, 45.564 Gulden 50 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 3. October 1858 bis 30. Mai 1859. — Die Gonzaga-Bastei mit 3389 Klafter Erdbewegung, 1677 Klafter Mauer-Abbruch, 19.397 Gulden 30 kr. Materialwerth, 46.288 Gulden 73 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 11. April bis 9. Juni 1859. — Das Fischerthor-Neuthor mit 5091 Klafter Erdbewegung, 1875 Klafter Mauer-Abbruch, 22.167 Gulden 98 kr. Materialwerth,

58.614 Gulden 76 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 1. August bis 8. October 1859.

Das Jahr 1860 brachte die Vollendung der Thürme der Josefstädter Pfarrkirche zu Maria Treu durch den Architekten Franz Sitte. (Kirche sammt dem Piaristen-Klostergebäude war von 1698 bis 1716 im Zopfstyle erbaut worden; das Löwenburg'sche Convict, rechts liegend, wurde 1731 gestiftet). Es wurde die Neuthor-Bastei demolirt, ebenso das nahe gelegene Militär-Stab-Stockhaus am Salzgries (alt Nr. 199, im Jahre 1775 gebaut, wie das Gnaden-Stockhaus oder die Freimanns-Wohnung der Commune Wien, alt 197). Es hatte die am 31. October 1855 errichtete priv. österreichische Creditanstalt die Häuser (mit den alten Nummern 324 bis 328 und 336) am Hof, Heidenschuß und im Tiefen Graben von der Commune angekauft und an deren Stelle kam 1860 das herrliche Gebäude (Hof Nr. 6), nach den Entwürfen des Architekten Franz Fröhlich erbaut. Die Façade schmücken Figuren von Hanns Gasser, vorstellend: Bergbau, Ackerbau, Handel, Gewerbe, Eisenbahn und Schifffahrt. Die Lauben des Müller'schen Gebäudes wurden beseitigt und in ein großartiges Kaffeehaus umgewandelt. Es wurde das Palais Sina (neu Nr. 8, alt 510 und 511) auf dem Hohen Markt nach Entwürfen des Architekten Theophil Hansen, mit Fresken von Karl Rahl im Innern und in besonders reicher und geschmackvoller Ausstattung hergestellt. Später erhielt dasselbe eine vom Wiener Gemeinderath errichtete Gedenktafel mit der Inschrift: „Hier stand im 2. und 3. Jahrhunderte das Prätorium der Sitz des römischen Befehlshabers; dem Prätorium gegenüber das Forum, der Mittelpunkt des öffentlichen Verkehres der Festung Vindobona".

Im Jahre 1860 baute der beliebte Schauspieler und Theater-Director Karl Treumann (geb. 1823, gest. in Baden bei Wien am 18. April 1877) ein reizendes Theater auf dem Franz Josefs-Quai, das jedoch am 9. Juni 1863 in Flammen aufging; es wurde von dem tüchtigen Wirth Schwender das Vergnügungs-Etablissement Colosseum in Rudolfsheim, prachtvolle geräumige Säle in Verbindung mit einem Volkstheater, geschaffen; im Stadt-Erweiterungsrayon entstand die Friedrichsstraße (Ende der verlängerten Kärntnerstraße); es erhoben sich nach und nach geschmackvolle Privatbauten nach Entwürfen der Architekten H. Fellner, Josef Horky und Professor Rösner; der Bahnhof der Elisabeth-(West-)Bahn entstand und erhielt seine hübsche Parkanlage (Bild Seite 1112); es wurde auch die neben der Franzenskettenbrücke befindliche Verbindungsbahn-Brücke von Fillunger und Schnirch gebaut. Ueber die Bürger-Versorgungs-Anstalt wird später gesprochen werden.

Im Jahre 1861 wurde die Pfarrkirche „zu den sieben Zufluchten" in der Lerchenfelderstraße vollendet (Bild Seite 1081, bereits Seite 1098 besprochen), die ehemalige Kirche der Benedictiner von Monte Serrato (sogenannte Schwarzspanier) wurde als k. k. evangelische Garnisonskirche der hier befindlichen Truppenkörper bestimmt und einer umfassenden Renovirung unterzogen; es wurde das schöne Palais des Bankiers Eduard Freiherr von Todesco im Renaissancestyl nach Plänen des Architekten L. Förster erbaut; die überaus großartig ausgestattete Wohnung des Bankiers enthält Fresken von K. Rahl. An diesem Gebäude erinnert eine Gedenktafel, daß „hier einst der Kärntnerthurm stand und daß Donnerstag den 14. October 1529 an dieser Stelle Hector von Reitschach und Wilhelm von Roggendorf auch den letzten und befestigten Angriff des Sultans Soliman zurückwiesen". Am 28. October wurde mittelst kaiserlichen Handschreibens die k. k. Kunstgießerei (Wieden, neben der Paulanerkirche) behufs Ausbildung junger Talente in den verschiedenen zur Erzgießerei

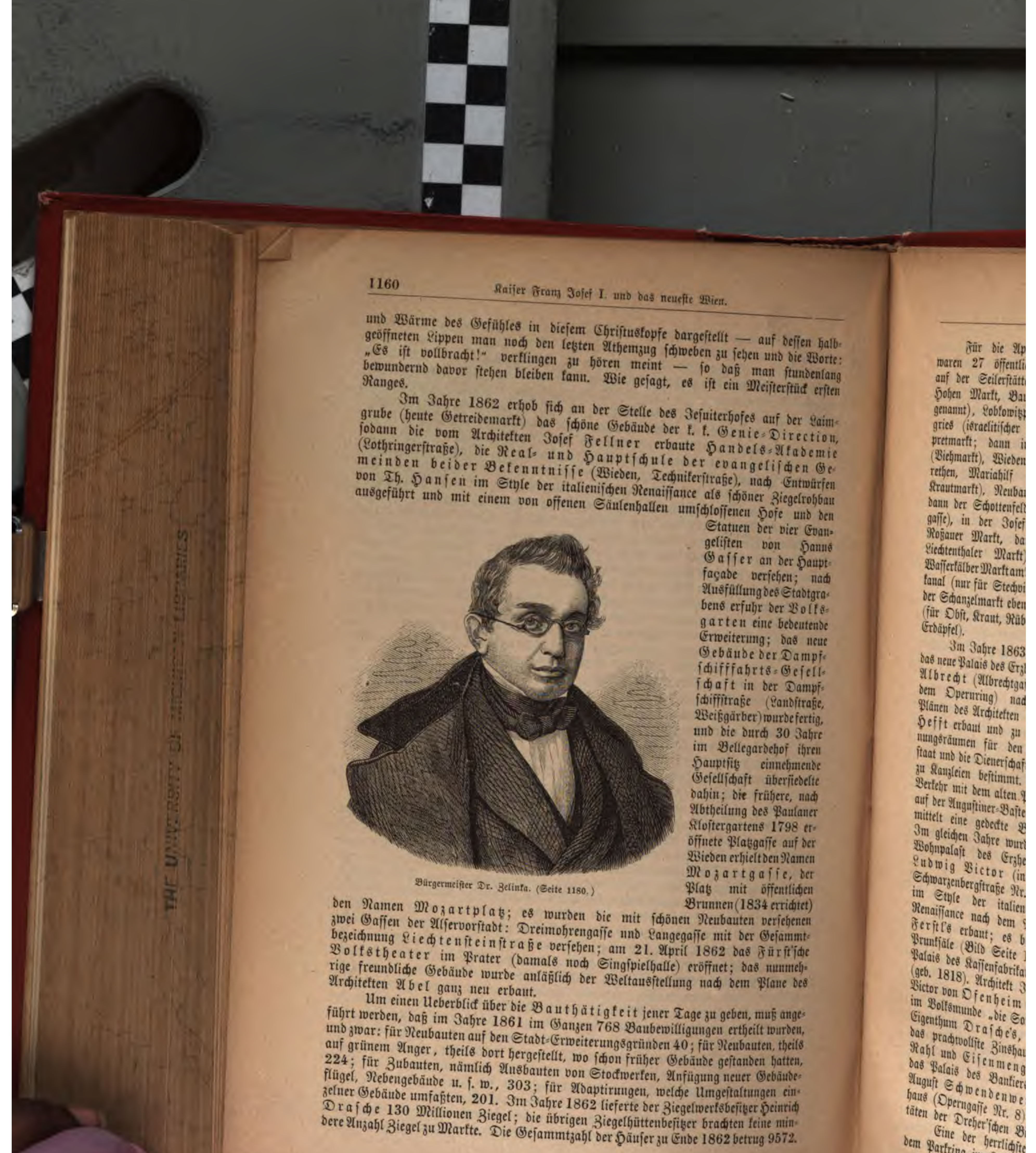
gehörigen Fächern gegründet. Aus derselben gingen unter Anderen die Reiterstandbilder des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen vom Director Anton Ritter von Fernkorn (geb. in Erfurt am 17. März 1813), die Statue des Fürsten Karl Schwarzenberg von Fr. Hähnel und das Standbild der Kaiserin Maria Theresia für die Militär-Akademie in Wiener-Neustadt von Hanns Gasser (die Enthüllung erfolgte am 31. August 1862 in Gegenwart des Kaisers) hervor. Diese letztere war der erste Guß, seitdem Fernkorn's Atelier eine Staatsanstalt geworden und erfolgte am 14. December 1861.

Im Jahre 1861 wurde in der Währingerstraße ein einfacher Bau, wenngleich mit hübschem Sitzungssaal, als provisorisches Abgeordnetenhaus hergestellt. Im Jahre 1849 war der Saal der Abgeordneten für den österreichischen Reichstag in der Winterreitschule der k. k. Hofburg unter der Leitung des Hofbaurathes Paul Sprenger von den Architekten Heinrich Koch, Leopold Ernst und Johann Rupp glanzvoll eingerichtet worden. In neuester Zeit wurde die Prachtbaute Neues Parlamentshaus im griechischen Style von Theophil Hansen am Franzensring erbaut (Bild Seite 1097). Gleichzeitig erhob sich nebenan, rechts gegen den Schottenring die Neue Universität, im Renaissancestyl von Heinrich Ferstel (Bild Seite 1096). Es wurde (wie schon erwähnt) den Märzgefallenen ein Monument errichtet; das Bürgerspital zu St. Marx (Marcus) sammt der alten Kirche wurde demolirt; die Anlagen des neuen Parkes am Franz Josefs-Quai, genannt „Kaiser Franz Josef-Park", wurden eingehegt und mit hölzernen Barrièren abgeschlossen, und bald sollte die lange vom Karlkettenstege bis zum Kaiserbade geführte Allee wie der hübsche Park selbst einen Ersatz für das Wasserglacis (Seite 1073 besprochen) bilden, indem sich dort die fröhliche Kinderwelt tummelt. Sie erscheint zumeist in Begleitung draller Dienstmägde, welche, wie Anno dazumal auch heute, von schmucken Kriegern umschwärmt sind, weshalb auch der Park im Volksmunde den Scherznamen „Beserl (kleine Abstaubebesen)-Park" führt. Bald war auch der naheliegende, den Namen des Kronprinzen führende Rudolfplatz mit geschmackvollen Häuserbauten eingefaßt und in der Mitte mit einer zierlichen Gartenanlage geschmückt, die besonders den Kindern der Umgebung zum Spielplatze dient.

Im Jahre 1862 wurde die Kirche des Paters Lazzaristen, Congregation der Missionspriester des heiligen Vincenz von Paul, am Neubau, (Kaiserstraße, bei der Mariahilfer Linie) im Style des 13. Jahrhunderts, nach Plänen des Oberbaurathes Friedrich Schmidt von dem Baumeister Josef Hlawka ausgeführt. Es ist eine sehr schöne, gothische Hallenkirche mit einem prachtvoll aus Stein gearbeiteten Hochaltar. Eine Kunstmerkwürdigkeit ersten Ranges ist das sogenannte „Bären-Crucifix", das auf dem Seitenaltare rechts steht. Verfertigt von dem spanischen Bildhauer Calixo und, wie es heißt, zur Zeit Karl's VI. aus einem spanischen Kloster nach Wien gekommen, befand es sich seit vielen, vielen Jahren in dem, in der ehemaligen Vorstadt Hundsthurm gelegenen, nun zum Bezirke Margarethen gehörigen Hause „zum braunen Bären" (Brauhausgasse 22, Bärengasse 9, alt 126) im Besitze der Familien Berger und Schäfer. Eine fromme Sage erzählt, daß unter dem Crucifix ein Kindlein in einer Wiege geschlafen, als ein Bär, der einem Treiber entkommen, wüthend hereingestürzt sei, das Kind beschnüffelt, ihm die Händchen geleckt, aber nichts zu Leide gethan, sondern sich plötzlich ruhig wieder entfernt habe. Man schrieb dies dem Schutze des gekreuzigten Heilands zu und bewahrte das Bild als kostbaren Schatz, worauf der letzte Besitzer es der Lazzaristenkirche widmete. Geschnitzt aus orientalischem, vorher in Oel getränktem Holze, stellt es fast lebensgroß den Heiland am Kreuze verscheidend dar. Das Uebermaß der furchtbarsten Leiden, die Ermattung des heißen Todeskampfes, die selige Ruhe des Ueberwinders nach vollbrachtem Streite, alles dieses ist mit solcher Innigkeit

und Wärme des Gefühles in diesem Christuskopfe dargestellt — auf dessen halbgeöffneten Lippen man noch den letzten Athemzug schweben zu sehen und die Worte: „Es ist vollbracht!“ verklingen zu hören meint — so daß man stundenlang bewundernd davor stehen bleiben kann. Wie gesagt, es ist ein Meisterstück ersten Ranges.

Im Jahre 1862 erhob sich an der Stelle des Jesuiterhofes auf der Laimgrube (heute Getreidemarkt) das schöne Gebäude der k. k. Genie-Direction, sodann die vom Architekten Josef Fellner erbaute Handels-Akademie (Lothringerstraße), die Real- und Hauptschule der evangelischen Gemeinden beider Bekenntnisse (Wieden, Technikerstraße), nach Entwürfen von Th. Hansen im Style der italienischen Renaissance als schöner Ziegelrohbau ausgeführt und mit einem von offenen Säulenhallen umschlossenen Hofe und den Statuen der vier Evangelisten von Hanns Gasser an der Hauptfaçade versehen; nach Ausfüllung des Stadtgrabens erfuhr der Volksgarten eine bedeutende Erweiterung; das neue Gebäude der Dampfschifffahrts-Gesellschaft in der Dampfschiffstraße (Landstraße, Weißgärber) wurde fertig, und die durch 30 Jahre im Bellegardehof ihren Hauptsitz einnehmende Gesellschaft übersiedelte dahin; die frühere, nach Abtheilung des Paulaner Klostergartens 1798 eröffnete Platzgasse auf der Wieden erhielt den Namen Mozartgasse, der Platz mit öffentlichen Brunnen (1834 errichtet) den Namen Mozartplatz; es wurden die mit schönen Neubauten versehenen zwei Gassen der Alservorstadt: Dreimohrengasse und Langegasse mit der Gesammtbezeichnung Liechtensteinstraße versehen; am 21. April 1862 das Fürst'sche Volkstheater im Prater (damals noch Singspielhalle) eröffnet; das nunmehrige freundliche Gebäude wurde anläßlich der Weltausstellung nach dem Plane des Architekten Abel ganz neu erbaut.



Bürgermeister Dr. Zelinka. (Seite 1180.)

Um einen Ueberblick über die Bauthätigkeit jener Tage zu geben, muß angeführt werden, daß im Jahre 1861 im Ganzen 768 Baubewilligungen ertheilt wurden, und zwar: für Neubauten auf den Stadt-Erweiterungsgründen 40; für Neubauten, theils auf grünem Anger, theils dort hergestellt, wo schon früher Gebäude gestanden hatten, 224; für Zubauten, nämlich Ausbauten von Stockwerken, Anfügung neuer Gebäudeflügel, Nebengebäude u. s. w., 303; für Adaptirungen, welche Umgestaltungen einzelner Gebäude umfaßten, 201. Im Jahre 1862 lieferte der Ziegelwerksbesitzer Heinrich Drasche 130 Millionen Ziegel; die übrigen Ziegelhüttenbesitzer brachten keine mindere Anzahl Ziegel zu Markte. Die Gesammtzahl der Häuser zu Ende 1862 betrug 9572.

Sargdeckelreste, Holzpfähle, Brückenreste u. dgl. Am 30. November wurde die Aspernbrücke in der Leopoldstadt, erbaut von den Architekten Fillunger und Schnirch mit Figuren vom Bildhauer Melnitzky, eröffnet (Bild Seite 1129); am 12. December der Schlußstein zu dem neuen, nach Plänen des Architekten Josef Horky unter Leitung des k. k. Baurathes Ludwig Zettl vom Baumeister Eduard Kaiser erbauten Krankenhause „Rudolfs-Stiftung", gewöhnlich „Rudolfs-Spital" genannt, auf der Landstraße (Rudolfsgasse) gelegt, welcher Feierlichkeit der Kaiser, die Kaiserin und der Kronprinz beiwohnten. Am 14. December erfolgte die feierliche Schlußsteinlegung des neuen Gebäudes der Gartenbau-Gesellschaft mit den Blumensälen (Bild Seite 1152) auf dem Parkring, gegenüber dem Stadtpark. Die herrlichen Anlagen, auf einem Gesammtflächenraum von 3600 Quadratklaftern sich erhebend, wurden nach Plänen des Architekten Franz Poduschka von dem Architekten August Weber ausgeführt. In der Mitte der gegen den Parkring gekehrten Front steht der Ausstellungspalast, im Renaissancestyle, einen Raum von 500 Quadratklaftern bedeckend, einen großen, durch einen Rundbau geschlossenen und zwei kleinere Säle enthaltend, welche gegen den Garten zu eine freie Aussicht gestatten. Den Reiz dieser Anlagen erhöhen noch zwei nach der Länge der Seitensäle sich hinziehende Wintergärten. Die großen Galerien gewähren bei einer Blumenausstellung durch die Blumenanlagen einen wundervollen Durchblick. Gegen das Palais Coburg ist der Garten durch Terrassen abgeschlossen, unter derselben ist an der Seite der Weihburggasse ein großer Bazar, gegenüber stattliche neugebaute Zinshäuser, darunter an der Ecke jenes des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck mit einem im Souterrain unter dem Balkon des ersten Stockes gelegenen Muster-Pferdestall, und an der der Singerstraße zugekehrten Seite eine Turnhalle. Eine seiner Zeit in der Nähe befindliche bedeutende Kluft im Erdboden (Ueberrest des damals noch nicht zugeschütteten Stadtgrabentheiles) hieß im Volksmunde scherzweise: das „Communalloch".

Es wurde 1864 bis 1865 rechts von der Stubenthorbrücke die städtische Groß- (früher Central-) Markthalle nach den Plänen und unter der Leitung des Bauamt-Vicedirectors Karl Gabriel (geb. 1821, gest. am 19. Mai 1866) erbaut. Die Umwandlung des in bester Absicht vom Gemeinderathe in's Leben gerufenen Instituts einer Central-Markthalle, das sich jedoch nicht lebensfähig erwies, in eine Großmarkthalle erfolgte am 11. September 1868. In der Zedlitzgasse wurde später eine Detail-Markthalle nach Plänen des städtischen Oberingenieurs Georg Hausmann erbaut und am 1. August 1871 dem Verkehr übergeben; damit verschwand der renommirte und altherkömmliche Markthandel mit Grünzeug, Obst, Hühnern und Eiern von der Seilerstätte. Es wurde 1864 auch die neue, feste und feuersichere Trödlerhalle, vor der nördlichen Fronte der Rudolfs-Caserne, vollendet und von den früheren Insassen des sogenannten Tandelmarktes bezogen. Dieser letztere bestand bis dahin (seit seiner Errichtung 1817) in elenden, höchst feuergefährlichen Hütten, am rechten Ufer der Wien, zwischen der sogenannten „Mondschein"-, heute Tegetthoff-Brücke und der Carolinenbrücke gelegen. Die Inhaber derselben sind aber von den sogenannten „Haustandlern", welche in Gewölben ihr Geschäft betreiben, zu unterscheiden; sie sind auch größtentheils ausgediente Militärs, da schon die Kaiserin Maria Theresia verordnete, daß bei Ertheilung von Trödlerbefugnissen auf würdige ehemalige Unterofficiere Rücksicht zu nehmen sei. In jener Zeit befand sich der Trödelmarkt auf dem Platze, wo jetzt die polytechnische Lehranstalt steht. Wir können die Schilderung der baulichen Begebenheiten des Jahres 1864 nicht schließen, ohne eines prächtigen Werkes zu erwähnen, das im Verlage des Ingenieur- und Architekten-Vereins erschien und eine ausführliche Quelle für die Baugeschichte des neuesten Wien bildet; es ist dies: „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken, mit einem Fremden-

botanischen Schriftstellers Dr. Rudolf Siebeck (geb. in Leipzig 1812, 1857 nach Wien berufen, wo er die projectirten städtischen Gartenanlagen mit Geist und Geschmack in's Werk setzte) nach einer Planskizze des Malers Josef Selleny angelegt, ist dieser Park ein vorzügliches Werk der schönen Landschaftsgärtnerei, reizende Baum- und Blumengruppen, einen größeren Teich, sehr zierlichen eisernen Kiosk, einen Brunnen mit der Statue der Donau-Nymphe, sogenanntes Donauweibchen, von Hanns Gasser, das schon besprochene (und Seite 1072 im Bilde gebrachte) Schubert-Monument, ein Monument des Bürgermeisters Dr. Andreas Zelinka, von welchem noch zu sprechen ist, und endlich den prachtvollen Cursalon (Bild Seite 1145) enthaltend. Dieser letztere wurde auf Kosten der Gemeinde nach Plänen des Architekten Johann Garben als großer, pompös ausgestatteter Festsaal mit Kaffeesalon, einer Trinkhalle (für Mineralwasser-Cur) nebst den dazu gehörigen Nebenräumen erbaut. Die diesseits der Wien gelegenen Theile des Stadtparkes begrenzen die rechte Seite des Heumarktes, und der Reservegarten enthält ein hübsches, vom Ingenieur Hausmann entworfenes Häuschen für den Stadtgärtner, die Kanzlei und ausgedehnte Glashäuser.

Am 10. April 1863 beehrten der Kaiser und die Kaiserin die in den Jahren 1850 bis 1860 an der Stelle des seit 1541 bestandenen Siechenhauses zu St. Johann an der Als, „Lazareth" genannt, nach Plänen des Architekten Ferdinand Fellner erbaute Bürger-Versorgungsanstalt in der Währingerstraße, in welches die Pfründner eingezogen waren, mit ihrem Besuche. Die Anstalt, die Ecke der Währingerstraße und Spitalgasse bildend, hat in jeder dieser Straßen einen Trakt mit zwei Stockwerken und eine Front von 42 Klaftern. Die Hauptfront zieren am Firste: eine allegorische Mittelgruppe, vorstellend Vindobona, wie sie die Armuth schützend aufnimmt, und zwei Seitenfiguren, St. Martin und St. Elisabeth (die Repräsentanten größter Barmherzigkeit), vom Bildhauer Melnitzky ausgeführt. Eine zweite Anstalt, das allgemeine städtische Versorgungshaus, an der Stelle des ehemaligen Armenhauses zum „blauen Herrgott", wurde 1864 bis 1867 nach Entwürfen des Stadtbaudirectors Rudolf Nirnsee ausgeführt. Beide Anstalten haben schöne Gartenanlagen. Am 19. September 1864 erfolgte die Schlußsteinlegung des Versorgungshauses zu Ybbs; 1868 wurde das bisherige städtische Versorgungshaus, sogenanntes „Bäckenhäusl" (von einer Mauer umrahmt), aufgelassen und ärarischen Zwecken gewidmet.

Im Jahre 1863 wurde der Thiergarten (zoologische Garten) am Schüttel im Prater eröffnet. Die Anregung zu diesem nützlichen Unternehmen hatten die Grafen August Breuner und Johann Wilczek gegeben; es wurde eine Wiener Thiergarten-Gesellschaft gegründet, und der Kaiser spendete großmüthig noch einen ausgedehnten Flächenraum der anstoßenden Prater-Au. Es war der Garten reizend mit sehr interessanten Thieren, einem romantischen Bärenzwinger und einem großen Affenhause angelegt; aber — nach wenigen Jahren ging das schöne Unternehmen, wohl zumeist in Folge nicht genügender Theilnahme des Publikums, zu Grunde. Im selben Jahre wurden in Folge der neuen Häuser-Numerirung und Straßenbezeichnung die entsprechenden Tafeln (wie sie heute noch bestehen) angeheftet. Es erfolgte auch am 23. October die Einweihung der neuen Gräber der Tondichter Schubert und Beethoven auf dem Währinger Ortsfriedhof.

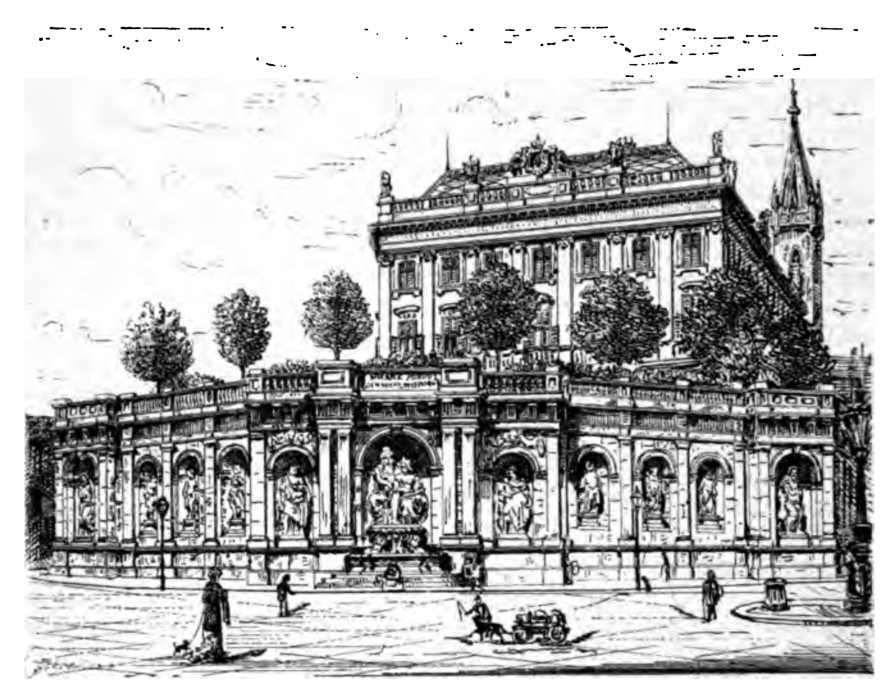
Am 30. Juli 1864 fand die Feier der Schlußsteinlegung am Ausbaue des Thurmhelmes des Stefansdomes, im October 1864 die Restauration der merkwürdigen Pfarrkirche in Perchtoldsdorf bei Wien statt. Beim Canalbau am Hohen Markt wurden sehr interessante, auf die älteste Geschichte Wiens bezugnehmende Funde zu Tage gefördert, als: römische Ziegelsteine, Denkmünzen,

Sargdeckelreste, Holzpfähle, Brückenreste u. dgl. Am 30. November wurde die Aspernbrücke in der Leopoldstadt, erbaut von den Architekten Fillunger und Schnirch mit Figuren vom Bildhauer Melnitzky, eröffnet (Bild Seite 1129); am 12. December der Schlußstein zu dem neuen, nach Plänen des Architekten Josef Horky unter Leitung des k. k. Bauratheś Ludwig Zettl vom Baumeister Eduard Kaiser erbauten Krankenhause „Rudolfs-Stiftung", gewöhnlich „Rudolfs-Spital" genannt, auf der Landstraße (Rudolfsgasse) gelegt, welcher Feierlichkeit der Kaiser, die Kaiserin und der Kronprinz beiwohnten. Am 14. December erfolgte die feierliche Schlußsteinlegung des neuen Gebäudes der Gartenbau-Gesellschaft mit den Blumensälen (Bild Seite 1152) auf dem Parkring, gegenüber dem Stadtpark. Die herrlichen Anlagen, auf einem Gesammtflächenraum von 3600 Quadratklaftern sich erhebend, wurden nach Plänen des Architekten Franz Poduschka von dem Architekten August Weber ausgeführt. In der Mitte der gegen den Parkring gekehrten Front steht der Ausstellungspalast, im Renaissancestyle, einen Raum von 500 Quadratklaftern bedeckend, einen großen, durch einen Rundbau geschlossenen und zwei kleinere Säle enthaltend, welche gegen den Garten zu eine freie Aussicht gestatten. Den Reiz dieser Anlagen erhöhen noch zwei nach der Länge der Seitensäle sich hinziehende Wintergärten. Die großen Galerien gewähren bei einer Blumenausstellung durch die Blumenanlagen einen wundervollen Durchblick. Gegen das Palais Coburg ist der Garten durch Terrassen abgeschlossen, unter derselben ist an der Seite der Weihburggasse ein großer Bazar, gegenüber stattliche neugebaute Zinshäuser, darunter an der Ecke jenes des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck mit einem im Souterrain unter dem Balkon des ersten Stockes gelegenen Muster-Pferdestall, und an der der Singerstraße zugekehrten Seite eine Turnhalle. Eine seiner Zeit in der Nähe befindliche bedeutende Kluft im Erdboden (Ueberrest des damals noch nicht zugeschütteten Stadtgrabentheiles) hieß im Volksmunde scherzweise: das „Communalloch".

Es wurde 1864 bis 1865 rechts von der Stubenthorbrücke die städtische Groß- (früher Central-) Markthalle nach den Plänen und unter der Leitung des Bauamt-Vicedirectors Karl Gabriel (geb. 1821, gest. am 19. Mai 1866) erbaut. Die Umwandlung des in bester Absicht vom Gemeinderathe in's Leben gerufenen Instituts einer Central-Markthalle, das sich jedoch nicht lebensfähig erwies, in eine Großmarkthalle erfolgte am 11. September 1868. In der Zedlitzgasse wurde später eine Detail-Markthalle nach Plänen des städtischen Oberingenieurs Georg Hausmann erbaut und am 1. August 1871 dem Verkehr übergeben; damit verschwand der renommirte und altherkömmliche Markthandel mit Grünzeug, Obst, Hühnern und Eiern von der Seilerstätte. Es wurde 1864 auch die neue, feste und feuersichere Trödlerhalle, vor der nördlichen Fronte der Rudolfs-Caserne, vollendet und von den früheren Insassen des sogenannten Tandelmarktes bezogen. Dieser letztere bestand bis dahin (seit seiner Errichtung 1817) in elenden, höchst feuergefährlichen Hütten, am rechten Ufer der Wien, zwischen der sogenannten „Mondschein"-, heute Tegetthoff-Brücke und der Carolinenbrücke gelegen. Die Inhaber derselben sind aber von den sogenannten „Haustandlern", welche in Gewölben ihr Geschäft betreiben, zu unterscheiden; sie sind auch größtentheils ausgediente Militärs, da schon die Kaiserin Maria Theresia verordnete, daß bei Ertheilung von Trödlerbefugnissen auf würdige ehemalige Unterofficiere Rücksicht zu nehmen sei. In jener Zeit befand sich der Trödelmarkt auf dem Platze, wo jetzt die polytechnische Lehranstalt steht. Wir können die Schilderung der baulichen Begebenheiten des Jahres 1864 nicht schließen, ohne eines prächtigen Werkes zu erwähnen, das im Verlage des Ingenieur- und Architekten-Vereins erschien und eine ausführliche Quelle für die Baugeschichte des neuesten Wien bildet; es ist dies: „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken, mit einem Fremden-

führer", redigirt von dem verdienstvollen städtischen Archivar Karl Weiß, mit schönen Illustrationen der xylographischen Anstalt Rudolf von Waldheim's unter specieller Leitung F. W. Bader's nach Zeichnungen der Künstler Heinrich Bültemeyer, Franz Jobst, Julius Schritwieser, Markus Weghaupt und Winfried Zimmermann.

Am 1. Mai 1865, um 4½ Uhr Nachmittags, fand die feierliche Eröffnung der Ringstraße durch den Kaiser und die Kaiserin in einer solennen Praterfahrt unter lebhaftem Zurufe der zu Tausenden herbeigeströmten Bevölkerung statt. Es wurde das akademische Gymnasium nach Entwürfen des Dombaumeisters Schmidt im gothischen Style, mit dem prächtigen im 2. Stockwerke des Vordertraktes gelegenen Prüfungssaale (Bild Seite 1144), ferner das prachtvolle Palais des

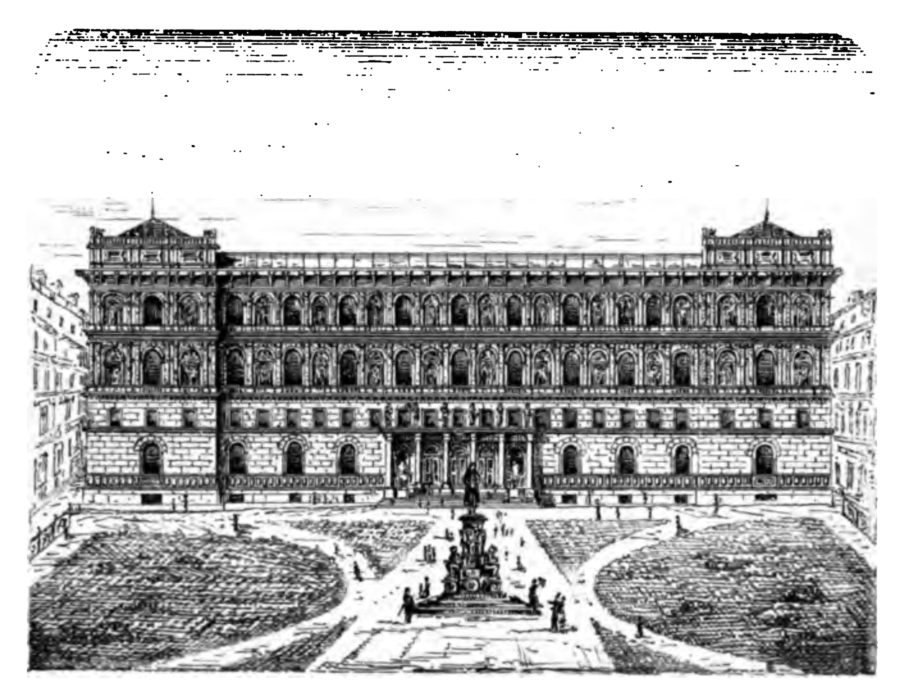


Der Albrechtsbrunnen. (Seite 1166.)

Herzogs Philipp von Württemberg (1872 in das „Hotel Imperial" umgestaltet) nach Plänen des Architekten Arnold Zanetti vollendet, der Kaiser-Ferdinands-Nordbahnhof neu gebaut (Bild Seite 1057), es erhob sich das schöne Hotel „der österreichische Hof", Ecke der Rothenthurmstraße und des Alten Fleischmarkt (Nr. 2, alt 729, vor seinem Umbau zum „goldenen Wolf" genannt und 1560 Eigenthum des berühmten Buchdruckers Rafael Hofhalter, von dem bereits Seite 625 gesprochen worden); das Gemeindehaus des Bezirkes Margarethen (Hundsthurmerstraße) nach Entwürfen des Architekten Franz Fröhlich und 1867 vollendet; die Ferdinandsbrücke wurde erweitert, und als werthvolles Verkehrsmittel am 4. October die erste Tramway (Pferdebahn)-Linie in Wien in die Alservorstadt und nach Dornbach eröffnet.

Eine der wichtigsten Verschönerungen war 1865 die Verbreiterung des Grabens und Stock-im-Eisen-Platzes durch die Demolirung von acht Häusern, durch welche die Grabengasse ihre heutige hübsche Gestaltung erlangte.

Als Opfer fielen: das Elephantenhaus, auch zur „goldenen Krone“ genannt (Bild Seite 713), das schon 1452 aus drei Häusern bestehend erscheint; das Haus „zur Katze“ (alt Nr. 621), 1441 unter der Bezeichnung „unter den Schlossern“ (daher später die Schlossergasse); das Haus des Stadtrichters Sebastian Ziegelhauser (alt Nr. 623), worin damals eine Badestube; das Haus seiner Tochter, (alt Nr. 624), beschildet zur „blauen Flasche“, das der Familie Prandstetter, im Jahre 1474 (alt Nr. 625) den Schild zur „rothen Rose“ führend; das Haus des Kupferschmiedes Michael Sacher (alt Nr. 598); das des Schlossers Jakob Zürchner, genannt zur „weißen Rübe“ (alt Nr. 599); das des Hoffporers Michael Helmer (alt Nr. 597) und die Häusergruppe (alt 600 bis 602) der Goldschmiede Niklas Cramer und Georg Mayr. Es wurde bereits hervor-



K. k. Akademie der bildenden Künste auf dem Schillerplatz. (Seite 1172.)

gehoben, daß eine theilweise Abbildung dieser abgebrochenen Häuser in einer von Karl Schütz meisterhaft gestochenen Ansicht (Bild Seite 1040) uns erhalten geblieben.

Im Jahre 1865 wurde die Schwarzenbergbrücke, welche zu dem 1710, nach Plänen Fischer's von Erlach durch Fürst Mannsfeld-Fondi begonnenen, 1725 durch Fürst Adam Schwarzenberg vollendeten Sommerpalais am Rennweg und auf die Landstraße führt, auf Kosten der Stadt nach Plänen des Ingenieurs Karl Hornbostel erbaut. Den freien nach dem Helden von Leipzig, Feldmarschall Karl Fürst Schwarzenberg (geb. 1171, gest. 1820) genannten Platz schmückt dessen von Professor H. Haehnel modellirtes Denkmal; die Enthüllung desselben hatte am 20. October 1867 statt.

Anfang des Jahres 1866 wurden die seit langer Zeit schwebenden Verhandlungen wegen Einlösung des Palais, ehemals dem Grafen Franz Anton Kolowrat-Liebsteinsky (einst Staatsminister), nunmehr dem Grafen Maxi-

milian Kolowrat-Liebsteinsky gehörig, und des daranstoßenden Zinshauses (mit den Nummern 995 alt, neu 20 in der Annagasse, und 1194 alt auf der Laurenzerbastei) zu Ende geführt. Und so entstand im Stadt-Erweiterungs-Rayon der schöne Kolowrat-Ring (Bild Seite 1153) mit den prachtvollen Neubauten nach Entwürfen der Architekten Josef Baumgartner, Romano (darunter das Palais Kinsky und das Adelige Casino, gegründet schon 1784 im Trattnerhofe, später in der Renngasse befindlich, dann auf den Kolowrat-Ring übersiedelnd), Garben, Eduard Wehrenpfennig, Heft und Ferstl.

Ferner entstand die prachtvolle Elisabethkirche auf der Wieden, nächst der Belvederelinie (ehemals Sandgestätte) auf Wunsch der Kaiserin Caroline Auguste und nach Plänen des Ober-Ingenieurs Hermann Bergmann erbaut, und am 18. November am Vorabend des Namensfestes der Kaiserin Elisabeth eingeweiht; der prächtige Azienda-Hof am Graben (neben dem Trattnerhof, an Stelle der vorhin erwähnten abgebrochenen Häuser des Schlossergäßchens) nach Entwürfen des Architekten Karl Hasenauer mit den schönen Balustraden und dem glasüberwölbten Bazar, der in die Goldschmiedgasse führt, dem Brunnen mit Statuen und schönem Stiegenhaus — eine der schönsten Neubauten Wiens. Es erwarb die Gemeinde das Palais des Fürsten Eszterhazy (Mariahilferstraße) mit dem hübschen Portal, das zu dem einstigen Sommersitz des Staatskanzlers Kaunitz führt; dorthin wurden nun das städtische Realgymnasium und die Gemeindekanzlei des Bezirkes Mariahilf verlegt, eine Markthalle errichtet und der Park der öffentlichen Benützung übergeben. Es wurde in der Wasagasse, an der Stelle des mysteriösen „Engelhauses" in der Roßau, wo man die Fundamente der von den Türken 1529 zerstörten Klosterzellen vermuthete, das „Harmonie-Theater" unter Leitung der Architekten Josef Weiß und Drasche erbaut und dasselbe am 20. Januar eröffnet. Ein recht betrübender Bau waren die in der damaligen Kriegsepoche begründeten Fortifications-Arbeiten am linken Donau-Ufer von Wien, in Floridsdorf und Umgebung (Marchfeld) mit einem Brückenkopf und 34 Redouten, welche sich vom Bisamberge bis Stadlau erstreckten; man nannte sie nur die „Achtzehnhundertsechsundsechziger-Schanzen" — damit war wohl Alles gesagt.

Im Jahre 1867 wurde die Pfarrkirche zu St. Josef auf der Laimgrube (ehemalig zum Carmeliterkloster gehörig, 1692 vollendet) einer eingehenden Restauration unterzogen; ferner das ältere Palais des Erzherzogs Albrecht auf der Augustinerbastei (vormals Erzherzog Karl, 1801 bis 1804 vom k. k. Burghauptmann Ludwig von Montoyer erbaut) einer vollständigen Restauration unterzogen, die Façade verschönert und gegen den Kaisergarten mit einem Terrassenbau versehen. An der Rampe wurde der vom k. k. Stadt-Erweiterungsfonde errichtete und vom Kaiser der Stadtgemeinde schenkungsweise überlassene Albrechtsbrunnen (Bild Seite 1164) angebracht und am 24. December 1869 enthüllt. Der Brunnen selbst bildet das Mittelstück des ganzen Bauwerkes. Ueber einem großen Becken von geschliffenem Granit erhebt sich eine Gruppe von drei kräftigen Tritonen, die den oberen Behälter unterstützen, aus dem das Wasser in das untere Bassin fällt. Diese Tritonen tragen die aus den colossalen Statuen des Danubius und der Vindobona bestehende Hauptgruppe. In den Seitennischen neben dem Brunnen stehen die Statuen der Flüsse Save und Theiß; die beiden an den Mittelbau grenzenden Flügel enthalten sechs kleinere Flüsse des Donaugebietes, nämlich die Mur, Salzach, March, Raab, Enns und Traun in Kindergestalten, die Ecknischen die Statuen der Drave und des Innflusses; die Flußgestalten sind mit sinnigen Attributen geschmückt. Alle plastischen Werke sind von dem Bildhauer Johann Meixner aus weißem, festen Carrara-Marmor in breiten, großartigen Formen gemeißelt.

Im selben Jahre erhob sich das Palais des Erzherzogs Wilhelm auf dem Parkring nach Entwürfen von Theophil Hansen im Style der edelsten Renaissance erbaut, mit einem imposanten Stiegenhause und gegen den Parkring prächtiger Façade mit jonischen Säulen, oben freistehende historische Figuren. Fürst Liechtenstein überließ sein Palais auf der Landstraße (erbaut 1802 vom russischen Gesandten Grafen Andreas Rasumofsky und beim Wiener Congreß der Schauplatz glänzender Feste) der k. k. geologischen Reichsanstalt (gegründet 1849) und dem schönen vom Kunstgärtner A. C. Rosenthal angelegten Park der Commune zur Benützung für das Publikum. Es entstand ferner das Palais des kaiserlichen Obersthofmarschalls Graf Johann Larisch (geb. 1821), entworfen von van der Nüll und Siccardsburg, gebaut von Paul Wasserburger. Im November wurde das Lagerhaus der Teppichfabrik Philipp Haas und Söhne auf dem Stock-im-Eisen-Platz eröffnet. Es ist nach den Plänen Siccardsburg's im reichsten französischen Barockstyle erbaut; das prächtige Portal, die ganze Höhe des Gebäudes einnehmend, ist nach dem Entwurfe des Architekten Victor Rumpelmayer ausgeführt. Es bildete sich in diesem Jahre der „Eislauf-Verein", der nächst dem Hauptzollamte seinen eigenen Eislaufplatz errichtete und mit den nöthigen Bauten versah. Daneben bildete sich später der Skating-Rink (Wiener Rollschuh-Club).

Im Jahre 1868 wurde das auf Anregung des Architekten Friedrich Stache von der Genossenschaft der bildenden Künstler nach den preisgekrönten Plänen des Architekten August Weber im Style der italienischen Renaissance mit der Hauptfront gegen den Wienfluß erbaute und für Kunstausstellungen, Künstlerversammlungen 2c. bestimmte Künstlerhaus in der Akademiestraße der inneren Stadt mit der dritten deutschen Jahresausstellung eröffnet. Im oberen Geschosse befindet sich der sehenswerthe, mit den Bildnissen der Stifter des Hauses geschmückte „Stiftersaal". Den ersten sensationellen Erfolg hatte das Gemälde Makart's: „Die sieben Todsünden", dann dessen „Katharina Cornara". Es wurde das Conservatorium für Musik, sogenanntes Musikvereins-Gebäude in der Künstlergasse, im Style der Renaissance von Th. Hansen erbaut und die feierliche Schlußsteinlegung am 5. Januar 1870 vollzogen. Es hat einen prachtvollen großen und einen kleineren Concertsaal mit sehr reicher ornamentaler Ausstattung; bemerkenswerth ist auch die große Orgel.

Am 2. Mai 1868 ließ der Kaiser dem Wiener Männergesangverein in Anerkennung seiner Leistungen ein prachtvolles Banner überreichen; es wurde im Stadtpark am 12. October der Grundstein zum Schubert-Denkmal (Bild Seite 1072) gelegt; der Concertsaal des ursprünglichen Conservatoriums für Musik wurde nach Uebersiedlung der Gesellschaft der Musikfreunde in die neuen Räume in ein Vaudeville-Theater und später, nach umfassenden Adaptirungs-Arbeiten, in ein freundliches Theater unter Direction des ehemaligen Pächters des Wiedener Theaters, Friedrich Strampfer, verwandelt und allgemein Strampfer-Theater genannt. Die Redaction, Druckerei, Administration 2c. des Journals „Neue Freie Presse" wurde in dem sehr geschmackvollen, vom Architekten Karl Tietz neu erbauten Hause in der Fichtegasse vereinigt.

Eine Merkwürdigkeit von Wien verschwand mit der Demolirung des bei der Ausmündung des Schottensteiges in die Hohenstaufengasse befindlichen Hauses „zum goldenen Kegel" (Schottenbastei Nr. 127 alt), im Volksmunde gewöhnlich das „Kegelhaus" genannt, sechs Stockwerke hoch und das höchst gelegene Gebäude des alten Wien. Es wurde an Stelle des „Harmonie-Theaters" ein öffentlicher theatralischer Vergnügungsort nach Art der Pariser „Cafés chantants" eingerichtet und „Orpheum" genannt, das sich nunmehr unter der Leitung des renommirten Restauranten Eduard Danzer einer ungeheueren Beliebtheit erfreut.

Ein liebevolles, aber trauriges Andenken wurde am 6. März 1868 auf dem Währinger Friedhofe errichtet: das sogenannte Sachsen-Denkmal; es ist der Anerkennung für die im unglücklichen Feldzuge des Jahres 1866 in den Wiener Spitälern an ihren Wunden gestorbenen sächsischen Soldaten gewidmet. Dasselbe war in Dresden auf Anregung des Königs Johann von Sachsen (geb. 1801, gest. 1873) angefertigt worden. In der Abtheilung des sogenannten alten Friedhofes, am Ende des mittleren Hauptganges, nahe der Friedhofsmauer, ruht auf zwei steinernen Stufen ein viereckiges, gußeisernes, bei sechs Fuß hohes Postament, welches an den oberen Kanten mit bronzirtem Laubwerk verziert und auf seiner Plattform mit militärischen Emblemen reich geschmückt ist. An der Frontseite des Denkmals befindet sich eine Tafel, auf welcher das sächsische Wappen und in goldenen Lettern die kurze Inschrift: „Sachsens tapferen Söhnen das Vaterland 1866“ angebracht ist. An der Rückseite und an beiden Seitenflächen sind die Namen von 28 sächsischen Soldaten aller Waffengattungen verzeichnet, welche in den Feldhospitälern zu Wien ihren Wunden erlegen sind. Das Grab



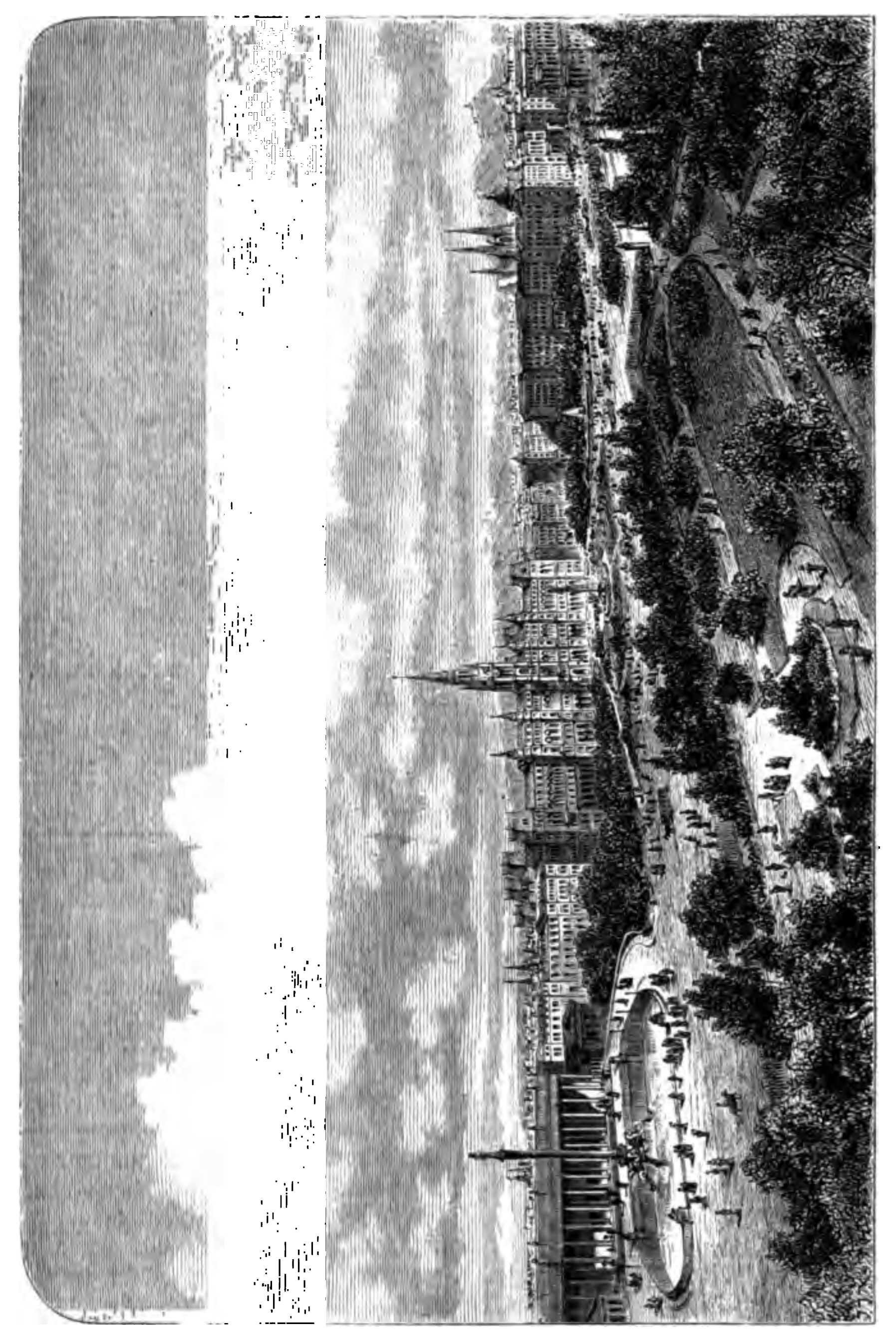
Das Stadt-Theater. (Seite 1174.)

wird alljährlich mit frischen, zahlreichen Kränzen geschmückt. Mögen sie sanft ruhen, die wackeren deutschen Brüder, welchen das Schicksal ihr Grab in fremder Erde finden ließ!

Im Jahre 1869 bildeten sich die verschiedenen Baugesellschaften, so die „allgemeine österreichische“, die „Wiener“, die „Wienerberger Ziegelfabriks- und Baugesellschaft“; es wurde der ebenerdigen Façade der erzbischöflichen Residenz, des sogenannten Bischofhofes, eine lebhaftere und modernere Form gegeben, indem die ebenerdigen Localitäten der Domseite zu eleganten Verkaufsläden umgestaltet wurden. Der Geflügelmarkt auf der Brandstatt war bereits 1864 entfernt worden; der Platz wurde 1866 mit einer reizenden Brunnenfigur, der Statue eines die Gänse hütenden Mädchens, gewöhnlich das „Gänsemädchen“ genannt, geschmückt, die, vom Bildhauer Wagner modellirt, aus Fernkorn's Werkstätte hervorging. Die Höhe der Figur beträgt 5, jene des Sockels und Brunnenbeckens 9 Fuß. Wegen des Umbaues des Gundelhofes (1874) mußte die Statue den Platz räumen und kam in das Materialdepôt; später wurde sie für den Brunnen vor der Mariahilfer-Kirche bestimmt.

Die Rundschau über die in den Sechziger-Jahren erfolgten Bastei-Demolirungen giebt folgendes Resulat: die Neuthor-Schottenthor-Bastei mit

6083 Klafter Erdbewegung, 2227 Klafter Mauer-Abbruch, 22.167 fl. 98 kr. Materialwerth, 58.614 fl. 76 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 8. Mai bis



Wien vom neuen Rathhause aus. (Seite 1175.)

9. October 1860. — Die Wasserkunst- oder Coburg-Bastei mit 6290 Klafter Erdbewegung, 2227 Klafter Mauer-Abbruch, 30.068 fl. 95 kr. Materialwerth, 70.719 fl. 4 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 18. August bis

14. December 1860. — Das neue Kärntnerthor mit 4327 Klafter Erdbewegung, 2052 Klafter Mauer-Abbruch, 36.000 fl. 37 kr. Materialwerth, 121.581 fl. 26 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer 9. Mai bis 19. September 1861. — Die Mölker-Bastei mit 8521 Klafter Erdbewegung, 1630 Klafter Mauer-Abbruch, 30.887 fl. 61 kr. Materialwerth, 78.948 fl. 29 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer 2. October 1861 bis 8. März 1862. — Das Franzensthor mit 5911 Klafter Erdbewegung, 1926 Klafter Mauer-Abbruch, 21.884 fl. Materialwerth, 68.666 fl. 76 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 18. März bis 19. September 1862. — Die Stuben-Bastei mit 1179 Klafter Erdbewegung, 750 Klafter Mauer-Abbruch, 12.325 fl. 85 kr. Materialwerth, 20.725 fl. 91 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 9. April bis 19. September 1862. — Das Carolinenthor mit 3855 Klafter Erdbewegung, 856 Klafter Mauer-Abbruch, 11.122 fl. 99 kr. Materialwerth, 35.504 fl. 8 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 19. November 1862 bis 14. September 1863.

Die Burg-Bastei mit 13.113 Klafter Erdbewegung, 1977 Klafter Mauer-Abbruch, 26.230 fl. 22 kr. Materialwerth, 20.725 fl. 91. kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 19. November 1862 bis 14. September 1863. — Die Augustiner-Bastei mit 1159 Klafter Erdbewegung, 814 Klafter Mauer-Abbruch, 12.222 fl. 22 kr. Materialwerth, 22.396 fl. 20 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 5. Juni bis 31. October 1863. — Die Franzensthor-Bastei mit 4776 Klafter Erdbewegung, 1437 Klafter Mauer-Abbruch, 11.256 fl. 70 kr. Materialwerth, 61.085 fl. 27 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 26. October 1863 bis 30. September 1864. — Die Biber-Bastei mit 10.419 Klafter Erdbewegung, 4311 Klafter Mauer-Abbruch, 49.325 fl. 59 kr. Materialwerth, 129.248 fl. 42 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 19. November 1863 bis 17. September 1864. — Der Parade- oder Exercirplatz (im Volksmunde seit alter Zeit scherzhaft „die Flegelwiese“ geheißen wegen des groben Benehmens mancher Exercirmeister gegenüber den Recruten) mit 35.248 Klafter Erdbewegung, 235.877 fl. 12 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 3. Februar 1863 bis 11. September 1864. — Die Kolowrat-Bastei mit 500 Klafter Erdbewegung, 478 Klafter Mauer-Abbruch, 10.000 fl. Materialwerth; Zeitdauer: 17. Juli 1869 bis 24. August 1870.

Im Jahre 1870 wurde der Centralbahnhof der Staatsbahn nach dem Plane des Generaldirectors Karl von Rupert an Stelle des völlig unzureichend gewordenen alten Raaber Bahnhofes erbaut. Die freistehenden Colossalfiguren über dem Haupteingange, vorstellend die vier von der Bahn verbundenen Städte: Wien, Prag, Brünn und Pest, dann die Gruppen am Giebel, Kunst und Industrie darstellend, sind vom Bildhauer Melnitzky verfertigt. Es wurde ferner die Rudolfskaserne unter der Leitung des k. k. Oberst Karl Pichal und des k. k. Majors Karl Markl erbaut; es erfolgte die Regelung der Fischerstiege, und eine am Hause Nr. 3 (alt 369) angebrachte Gedenktafel besagt, daß hier bis zu Ende des 18. Jahrhunderts das Thor an der Fischerstiege, ein Theil der Umwallung zur Zeit der Babenberger, bestanden hat. Leider ist aus dem Jahre 1870 ein entsetzlicher Unglücksfall zu melden; am Hause der Maximilianstraße mit der Nummer 11, das eben im Bau begriffen war, stürzte am 6. April das Dachgesimse in der ganzen Ausdehnung der Façade herab und durchschlug derart die Gerüste, daß eine beträchtliche Anzahl der dort beschäftigten Arbeitsleute theils getödtet, theils schwer verwundet wurden. Eine schöne Baute ist das vom Architekten Tietz ausgeführte „Grand-Hôtel“ am Kärntnerring. Sehenswerth sind die in Folge von Stiftungen des 1868 verstorbenen Bürgermeisters Dr. Zelinka und des 1870 verstorbenen Magistratsrathes Krones entstandenen Glasmalereien der Fenster des Thekla-Chors in der Stefanskirche, nach Klein von Geyling.

Am 1. März 1870 fand die Enthüllung des Rothschild-Denkmals, der vom Bildhauer Meixner verfertigten Statue des Mannes, welcher die erste Schienenstraße in Oesterreich schuf und die Nordbahn gründen half, statt. Das Monument, ein Meisterwerk des Künstlers, ist aus feinstem Cabinetsmarmor, der Sockel aus rosso di francia (französischem rothen Marmor); an der Vorderseite desselben stehen die Worte: „Die Gesellschaft der Kaiser Ferdinands-Nordbahn ihrem Gründer Salomon Freiherrn von Rothschild". Rechts am Sockel: „Er gründete die erste Bahn Oesterreichs, die mit Dampf befahren wurde"; links: „Privilegiums-Urkunde vom 4. März 1836".

Im Jahre 1871 wurde das neue Staats-Real- und Obergymnasium eröffnet; ebenso das neue Gebäude des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie (Bild Seite 1120). Dasselbe wurde nach Plänen Ferstl's im Charakter der italienischen Renaissance erbaut. Am oberen Stockwerke befinden sich Sgraffito- (Kalkzeichnung-) Malereien von Karl Schönbrunner nach Zeichnungen von Ferdinand Laufberger; dazwischen Majolica- (glasirter Thon und bemalt) Medaillons von Professor Otto König (Porträts berühmter Künstler und Kunsttechniker und Inschriften); eine prachtvolles Treppenhaus mit Spiegelgewölben schmücken allegorische Fresken von Laufberger; die Decke des rechten Saales enthält Reliefs von Melnitzky, der links am Fries Medaillons von Eisenmenger; an den Querseiten Allegorien: die Wissenschaft, Poesie, Wirklichkeit und Schönheit; an den Langseiten die Epochen der Kunst; der Säulenhof Gypsabgüsse nach plastischen Werken des Alterthums und der neueren Zeit. Des Mosaikgemäldes wurde bereits (Seite 1133) Erwähnung gethan. — Es wurde ferner das städtische Pädagogium, im einfachen Renaissance-Styl, nach Plänen des Stadtbauamtes vollendet.

Am 10. October 1871 wurde vom Gemeinderathe die Salvatorkapelle der neu gegründeten Religionsgenossenschaft, sogenannten „Altkatholiken", übergeben. Nachdem in derselben am 15. October 1871 vom „altkatholischen Pfarrer" Alois Anton (geb. 1824) der erste Gottesdienst gehalten worden, wurde die Kapelle von Seite des Kardinal-Erzbischofs Ritter von Rauscher mit dem Interdict (Kirchenbann) belegt. Da aber mittelst Verordnung des Ministeriums für Cultus vom 18. October 1877 die „Altkatholiken" als eine eigene Religionsgenossenschaft vom Staate anerkannt wurden, somit gesetzlich constatirt wurde, daß die diesem Bekenntnisse angehörigen Personen eine eigene, von der katholischen Kirche verschiedene Religionsgesellschaft bilden, fiel jene Argumentation weg, welche bei Ueberlassung der St. Salvatorkapelle an die Altkatholiken entscheidend in's Gewicht fiel, nämlich, daß dieselben auch Katholiken seien, und der „Niederösterreichische Volksverein" richtete im Monate Februar 1878 ein Ansuchen an den Gemeinderath, die Kapelle wieder den Katholiken zur ausschließlichen Benützung einzuräumen.

Auch der Beginn dieses Jahrzehents war durch Gründung mehrerer Baugesellschaften gekennzeichnet, wie derjenigen „zur Herstellung billiger Wohnungen in Wien" (1871), der „Union-Baugesellschaft" (1871), des „Wiener Bauvereins" (1872), der „Oesterreichischen Baugesellschaft für Curorte" (1872), der „Ersten österreichischen Militär-Baugesellschaft" (1872), der „Allgemeinen Wiener Bau-Actiengesellschaft" (1872), der „Actiengesellschaft für Straßen- und Brücken-Bauten in Wien" (1872), „Ersten österreichischen Bau- und Verkehrsgesellschaft" (1872), „Leopoldstädter Baugesellschaft" (1872), „Baugesellschaft des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie in Wien" (1872), „Niederösterreichischen Bauvereines" (1872), „Allgemeinen Bau- und Kohlen-Actiengesellschaft in Wien" (1873), „Stadt-Baugesellschaft" (1873), „Oesterreichische Baugewerke-Gesellschaft, (1873), „Union-Baumaterialien-Gesellschaften (1873), „Oesterreichischen Residenz-Baugesellschaft" (1873) und noch acht anderer später in

Liquidation (Schuldbezahlung) gerathener Baugesellschaften. Es sind bei dieser Gelegenheit auch Gesellschaften für den Transport anzuführen, so die „Allgemeine österreichische Transport-Gesellschaft“ (1872), die neue Wiener „Omnibus-Gesellschaft“ (1872) und die neue Wiener „Tramway-Gesellschaft“.

Die im Februar 1871 stattgehabte große, ungeheuren Schaden bringende Ueberschwemmung gab den Impuls zu dem später vom Hofrathe Wilhelm Ritter von Engerth (geb. 1814) erfundenen und angewendeten Sperrschiff in der großen Donau bei Nußdorf gegen den alljährlich gefürchteten Eisgang. Engerth ist auch zum großen Theile der Schöpfer der Wiener Weltausstellung und der Maschinenhalle daselbst. Es wurde auf dem Grunde der ehemals Althan'schen Realität der Franz Josefs-Bahnhof im italienischen Renaissance-Styl erbaut und im Juni 1872 dem Verkehr übergeben, nachdem die Bahn mit dem directen Verkehr nach Eger, Prag 2c. bereits 1870 eröffnet worden; am 10. August 1872 erfolgte die Concession zur Drahtseilbahn auf den Kahlenberg, welche sich an die Franz Josefs-Bahn beim Kahlenbergerdörfel anschloß; 1873 die der Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft, „System Rigi“, sogenannte „Zahnradbahn“.

Im Jahre 1871 wurde ferner die Kinderbewahranstalt des Währinger Frauen-Wohlthätigkeitsvereines in der Wienerstraße daselbst erbaut; 1872 stellte Architekt Wilhelm Stiaßny das Gebäude des vom Bankier Jonas Freiherrn von Königswarter gestifteten „israelitischen Blinden-Instituts“ in Heiligenstadt (eine Musteranstalt) her; in der Fortsetzung der Wipplingerstraße wurde nach Plänen des Oberbaurathes Josef Winterhalder das neue Gebäude des Telegraphenamtes erbaut, ferner das chemische Institut der k. k. Universität nach einem mit Professor Dr. Josef Redtenbacher (geb. 1810, gest. 1870) ausgearbeiteten Entwurfe, vom Oberbaurath H. Ferstel im geschmackvollen Renaissance-Styl und mit glasirten färbigen Terracotten (gebranntem Thon) verziert, hergestellt.

Am 2. Januar 1872 wurde die „allgemeine Poliklinik“ (Privat-Kranken-Ordinations-Institut) eröffnet; am 30. April ebenso das Beamten-Familienhaus „Rudolfshof“ des Ersten allgemeinen Beamten-Vereins in der Türkenstraße, erbaut nach Entwürfen des Architekten Ludwig Tischler. Dieser Verein besitzt auch ein schönes Witwen- und Waisenhaus im Vororte Währing. Es wurde das Gebäude der (1851 gegründeten) k. k. meteorologischen Central-Anstalt in Heiligenstadt nach Plänen des Oberbaurathes H. Ferstel erbaut und im Hintergrunde des Gartens ein interessantes, gänzlich eisenfreies Observatorium, zur Anstellung absoluter magnetischer Beobachtungen dienend, hergestellt. Es erfolgte (am 15. December) die Eröffnung des Maria-Theresien-Frauen-Hospitals in der Josefstadt, Laudongasse (Nr. 26, alt 100), welches Haus zum Vereinszwecke adaptirt worden; die Eröffnung (26. September) des neu erbauten (dritten) israelitischen Tempels (Synagoge) in der Turnergasse in Sechshaus, ausgeführt vom Architekten König, ein geschmackvoller Bau mit einer durch Eisengitter umzäunten Gartenanlage umgeben.

Im Jahre 1872 begann der monumentale Neubau der k. k. Akademie der bildenden Künste (Bild Seite 1165) nach Plänen des Architekten Th. Hansen in der Nibelungengasse, ein zweistöckiger, italienischer Renaissance-Bau, gemischt mit griechischen Motiven von edler Einfachheit und mit einer auf imposanter jonischer Colonnade ruhenden Vorhalle. Die Eröffnung erfolgte am 3. April 1877. Auf dem freien Platze vor dieser Baute, „Schillerplatz“ genannt, ging am 10. November 1876 in Gegenwart des Kaisers die feierliche Enthüllung des Schiller Denkmals, modellirt von Professor Johannes Schilling in Dresden, ausgeführt in der k. k. Kunst-Erzgießerei unter Leitung des Franz Pönninger und Josef Rölić vor sich. Gleichwie man am 10. November 1859, dem hundertjährigen Geburt

tage Schiller's, in Wien diesen Tag mit demonstrativer Großartigkeit beging und einen grandiosen Fackelzug arrangirte, so geschah es auch diesmal, wo sich Alles vereinigte, um das Andenken an den großen deutschen Dichter zu ehren. Am 16. November 1872 erfolgte durch den Kaiser die Schlußsteinlegung des Vereinshauses des österreichischen Ingenieur- und Architekten- und des niederösterreichischen Gewerbe-Vereins (Eschenbachgasse Nr. 9), von Otto Thienemann erbaut, die ornamentale Decoration der Façade aus dem Atelier Karl Feldbacher's, die figuralische Ausstattung von Melnitzky, die innere Ausschmückung von Schönthaler; am 11. October die Eröffnung des Schulhauses des Wiener Frauen-Erwerbvereines in der Rahlgasse (Nr. 4), von dem Architekten Ladislaus von Mojsisovicz erbaut, und eine Gedenktafel an die verewigte Urheberin, Präsidentin Gabriele von Neuwall, tragend.


Die Pfarrkirche unter den Weißgärbern. (Seite 1171.)

Im Jahre 1872 wurde das bürgerliche Zeughaus am Hof einer durchgreifenden Neugestaltung unterzogen, welcher Reform sich eine Special-Commission, bestehend aus dem Bürgermeister - Stellvertreter Franz Khunn, den Gemeinderäthen Heinrich Dolhopf, Josef Matzenauer, Dr. Wilhelm Ritter von Mauthner, Franz Sigmundt und dem städtischen Archivar Karl Weiß anschloß. — Die wissenschaftliche Richtung und Neuaufstellung dieses Institutes, nunmehr genannt bürgerliches Waffenmuseum, übernahm der k. k. Schatzmeister Quirin Leitner. Auch das Gebäude wurde vollständig renovirt. Am 1. October war auch die Reorganisation des Stadtbauamtes in Wirksamkeit getreten; es wurden die Gremial-Berathungen eingeführt und dieses Institut in Fachabtheilungen für den Hoch-, Straßen- und Brücken- sowie für den Wasserbau eingetheilt.

Die Entscheidung in der längst projectirten Angelegenheit der Weltausstellung ließ auf den Stadt-Erweiterungsgründen, namentlich an der Ringstraße, Schottenring und am Franz Josefs-Quai, dann in den Bezirken nahe den alten und den neu erbauten Bahnhöfen prachtvolle Hôtels entstehen; so das nach Entwürfen des Architekten Ludwig Tischler erbaute grandiose Hôtel „Metropole", das im griechischen Renaissance Styl erbaute und mit einer mit allegorischen Figuren gekrönten Säulen-Colonnade geschmückte Hôtel „Donau" in der Nordbahnstraße; das „Hôtel de France" auf dem Schottenring, dessen ebenerdige Localitäten mit schönen Wandmalereien vom Maler Ferdinand Lepié geschmückt wurden. Es entstand das prächtige und allen Comfort bergende „römische Bad" in der

kleinen Stadtgutgasse, nach einem von den Architekten Heinrich Claus und Wilhelm Groß mit dem Besitzer des Raizenbades in Ofen, Dr. Johann Nepomuk Heinrich von Cromoviça, entworfenen Project im Renaissance-Styl erbaut; ferner Theodor Fischer's schönes Bade-Etablissement „Margarethenbad" im 5. Bezirke, Wildenmanngasse.

Es wurde auf Anregung des Dr. Eduard Kral der Wiener Cottage-Verein gegründet, der bis heute in ausgezeichneter Weise den Zweck verfolgte: gesunde und billige Familienhäuser mit Gärten in Wien und Umgebung für seine Mitglieder gegen mäßige Ratenabzahlung des Kostenpreises herzustellen. Ein schöner Gebäude-Complex von über einem halben hundert Häusern, ein verdienstvolles Wirken des Architekten Karl Borkowski wie der Stadtbaumeister Ferdinand Oberwimmer und Johann Reinhart, steht bisher in Währing an den Abhängen der Türkenschanze — eine Art neues Nürnberg mit dem der Neuzeit dienstbar gemachten altdeutschen Baustyl. Der erste Spatenstich geschah am 26. März 1873; im Spätherbste waren 50 Häuser fertig gemauert und mit Dächern versehen.

Im Jahre 1872 wurde die über die Wien führende Tegetthoff-Brücke, nach dem System der Ingenieure Strehlin und Karl Hornbostel ausgeführt, eröffnet; im September desselben Jahres eine der herrlichsten Neubauten — das „Stadt-Theater" (Bild Seite 1168) auf der Seilerstätte (an Stelle des 1677 neu erbauten k. Feldzeugamts und Gußhauses, welches später die k. k. Steuer-Administration, das Stempelamt und die k. k. Central-Direction der Tabakfabriken aufnahm), nach Plänen des Architekten Fellner junior, eine Actien-Unternehmung, welcher der dramatische Dichter Heinrich Laube (geb. 1806) als artistischer Leiter zur Seite stand. Den Erker schmücken die Marmor-Standbilder der Dichter Shakespeare, Goethe und Schiller. Im selben Jahre wurde ferner das Residenz-Theater in der Canovagasse unter der Direction Eduard Kirschner's eröffnet; es ließ Franz Hirschberger, Pächter der Diana-Säle und Besitzer des dritten Kaffeehauses im Prater, ein Prachtgebäude mit Theater aufbauen und das ganze Etablissement mit verschwenderischer Pracht ausstatten; der Urheber verrechnete sich aber mit dem Erfolge, und nunmehr befindet sich das Etablissement im Besitze Ronacher's.

In diesem Jahre fanden mehrere Demolirungen interessanter Objecte statt, so die des Paradies-Gärtchens (Bild Seite 1041), das auf einem Theile der Stadtumwallung stand, die des Hauses „zum Steindlbäck" auf der Landstraße (Hauptstraße Nr. 16, alt 345), schon über ein Jahrhundert der alten Bürgerfamilie Khunn gehörig und eine sehenswerthe Baute. Das im Jahre 1683 noch ebenerdige Haus wurde von den Türken niedergebrannt, aber späterhin wieder neu aufgebaut. Hier versammelten sich 1809 unter dem Besitzer Andreas Khunn die Vertreter der Bürgerschaft von der Landstraße zu erfolgreichen Besprechungen, und dies gab Anlaß, daß der Besitzer 1818 mit der goldenen Verdienst-Medaille ausgezeichnet wurde; hier fanden sich 1848 viele auf die damaligen Geschicke der Stadt einflußreiche Persönlichkeiten ein. Vor etwa 200 Jahren hieß das Haus zum „Steindlbäck" (Bäcker) vom Urahn mütterlicher Seite, welcher Steindl geheißen und ein berühmt gewordenes Gebäck lieferte. Hier war 1804 der für die Bürger- und Armen-Interessen so erfolgreich wirkende Bürgermeister-Stellvertreter Franz Khunn geboren worden.

Im Jahre 1873 war die Pfarrkirche zur heiligen Margaretha unter den Weißgärbern (Bild Seite 1173) vollendet, eines der schönsten Baudenkmale Wiens, in Basilicaform nach Plänen des Oberbaurathes Friedrich Schmidt ausgeführt. Es war in Hinblick auf die Weltausstellung die Prater-Regulirung erfolgt, die berüchtigten Kegelbahnen, auf welchen die vielen

„Kosaken" (Falschspieler) eifrigste Thätigkeit entwickelt hatten, demolirt und an die Stelle vieler schlechter Hütten anmuthende oder elegante Bauobjecte gesetzt. Der Weltausstellungsplatz mit seiner imposanten Rotunde, erbaut von Johann Kaspar Harkort aus Westfalen, das Ausstellungsgebäude, dessen Länge 950 Meter, dessen Breite 205 Meter beträgt, die Maschinenhalle, die Einzelbauten u. s. w. waren bereit, die herzuströmenden Gäste zu empfangen. Im selben Jahre wurde auch das alte Kärntnerthor-Theater (dessen Geschichte bereits Seite 1000 erzählt wurde) demolirt.

Nachdem die täglich wachsende Stadt auch fast mit jedem Tage mehr das Bedürfniß eines neuen Rathhauses fühlen mußte, wurde dies um so dringlicher, je mehr in der Neuzeit den Gemeinden Pflichten und Freiheiten in der Selbstverwaltung zukamen. Es war bereits im Ringstraßen-Bauplane für ein neues Rathhaus vorgesehen gewesen; dasselbe sollte gegenüber dem Stadtparke und Curhause zu stehen kommen, der Saal des letzteren und der Garten sollten eine Ergänzung für das spätere Rathhaus bilden; es verzögerten aber die großen Kosten die Angriffnahme des Werkes. Endlich konnte damit nicht länger mehr gezögert werden; es wurde eine Preisbewerbung ausgeschrieben, und unter den 70 aus dem In- und Auslande einlaufenden Plänen erhielt der des altbewährten Dombaumeisters Friedrich Schmidt den Vorzug. Nun richtete man, um den voraussichtlich prächtigen Bau ganz zur Geltung gelangen zu lassen, den Blick nach dem riesigen, noch unverbauten Paradeplatz, und man bat, im Vertrauen auf die Güte des Kaisers, denselben um diesen Platz, der denn auch am 1. Juli 1870 der Commune übergeben wurde. Am 14. Juni fand die Grundsteinlegung zum neuen Rathhause statt. Bei einer Länge von 80 Klaftern und einer Tiefe von 65 Klaftern, umfaßt dieses Gebäude, dessen Architektur an die prachtvollen Façadenbauten Oberitaliens aus dem 13. und 14. Jahrhundert anschließt, sieben Höfe. In der Mitte der Hauptfaçade steht der Rathhausthurm mit dem Haupteingange, der zunächst in eine große Empfangshalle zu ebener Erde führt. Zu beiden Seiten dieser Empfangshalle liegen geräumige Vestibules zu den beiden Prachttreppen, über welche man zu den Festräumen im ersten Stocke gelangt. Diese bestehen in einem großen Saale von 250 Quadratklaftern mit zwei Nebensälen und anschließenden Buffets. Der große in der Mitte der Hauptfaçade gelegene Festsaal ist mit breiten Galerien versehen, welche nach außen mit einer offenen Loggia (Laubengang) in Verbindung stehen, von wo aus sich eine Uebersicht des ganzen Platzes vor dem Rathhause darbietet. (Bild Seite 1169.) Der Sitzungssaal des Gemeinderathes, sowie der Magistrats- und Ceremoniensaal liegen gleichfalls im ersten Stocke nach dem großen Hofe zu, und stehen diese Säle über breite Corridore mit den Festlocalitäten in Verbindung. Die übrigen Localitäten und Bureaux sind in praktischer Weise angebracht. Das neue Rathhaus hat seinen schönen, von Dr. Siebeck angelegten Park, es hat auch seinen „Rathhauskeller", in welchem man die köstlichsten Weinblumen Oesterreichs aufpflanzen kann.

Im Jahre 1873 wurde der Südbahnhof nach Entwürfen der Architekten Wilhelm Flattich und J. Wilhelm im Renaissancestyl umgebaut; der Bahnhof der österreichischen Nordwestbahn, die eiserne, in der Verlängerung der Maria Thereſienstraße über die Donau führende Augartenbrücke (Bild Seite 1136) erbaut; der Franzensring erhielt ebenfalls mehrere schöne Privat-Neubauten. Es wurden anläßlich von Renovirungsarbeiten in der Hofpfarrkirche zu St. Augustin daselbst von dem Maurerpolir Wenzel Petrzilek die unterirdischen Grabgewölbe (Katakomben) entdeckt. Nebst einem Berge von Todtengebeinen und Schädeln fand man einen prachtvoll gearbeiteten, bestens erhaltenen Altar mit sehr alter „Mensa" (Abendmahltisch) und Darstellungen im Relief, den Grabstein eines Augustinermönches aus dem 14. Jahrhundert (die Kirche wurde 1320 erbaut),

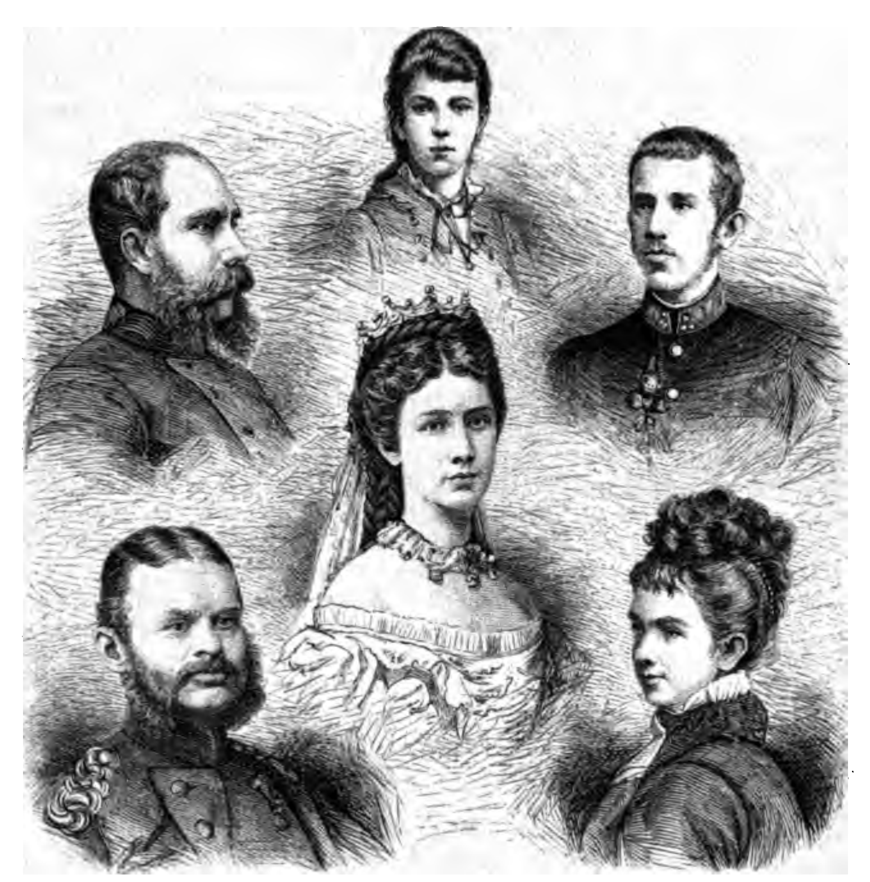
viele Särge der Familie Lamberg, das Epitaph des Obersten Johann Graf Goetz (dessen Regiment 1682 errichtet, 1683 den Entsatz von Wien mitgemacht und der 1687 hier an seiner bei Mohacs erhaltenen Wunde starb) u. s. w. Der Augarten erhielt einen ebenso zierlichen als schönen, nach einer Skizze von Anton Thomayr ausgeführten hölzernen Kaffee-Pavillon, der Prater in der Hauptallee das hochinteressante „Aquarium" (Seethier-Wasserbehälter), das von so manchen Wiener Familien leider noch immer zu wenig gewürdigt ist. (Das erste Seewasser-Aquarium in Wien wurde 1860 auf dem Michaelerplatz Nr. 2 gezeigt.) Es erwarb die Commune zum Zwecke eines Versorgungshauses den sogenannten Jakobshof in Klosterneuburg, den es sofort adaptiren ließ, ferner ließ sie auf ihre Kosten vom Baumeister Peter Rudolf Gerl das Interimsspital auf der Triesterstraße — der alten nach Steiermark und Italien führenden Reichsstraße, an welcher sich links das am 31. Mai 1868 zum letzten Mal in Bezug auf den Raubmörder Georg Ratkay benützte Hochgericht befand — erbauen. Es entstand in der Alserstraße der neue, an Stelle des ehemaligen Schuldarrestes aufgeführte Schwurgerichtssaal des k. k. Landesgerichtes in Strafsachen, und erfolgte am 26. Mai die Einstellung der Beisetzung von Leichen auf den die Stadt umgebenden Friedhöfen, worauf am 1. November die Eröffnung des großen Central-Friedhofes bei Simmering erfolgte.

Am 18. Juli 1873 wurde von Seite der Commune der Vorstadttheil, welcher in neuerer Zeit durch Ansiedelungen vor der Favoritenlinie entstand, zu einem selbstständigen, dem zehnten Bezirke, erhoben und Favoriten genannt. Der neue Bezirk erfaßte damals schon 386 Häuser und 25.800 Einwohner; 1875 belief sich die Anzahl der Gassen auf 45, die der Häuser und sonstigen Objecte auf 542, darunter das kaiserliche Arsenal, der katholische und evangelische Friedhof, das Wasser-Reservoir am Laaerberge u. s. w.

Im Jahre 1874 wurde die Pfarrkirche in der Brigittenau vollendet, ein prachtvoller gothischer Bau, nach Plänen des Oberbaurathes Schmidt, ausgeführt durch die Stadtbaumeister Eduard Kaiser und Adolf Josef Bösch; das prächtige Gebäude des k. k. General-Commando (auf dem Paradeplatz gegenüber der Votivkirche) von Professor Wilhelm Doderer ausgeführt. Es wurde in Währing das Krankenhaus der israelitischen Cultusgemeinde — sogenanntes Rothschild-Spital, nach dem Stifter — vom Architekten Wilhelm Stiaßny im Style der italienischen Renaissance, ferner am Schottenring die „Komische Oper", heute „Ringtheater" (Bild Seite 1121), vom Architekten Förster erbaut und am 17. Januar eröffnet; die Suppen- und Thee-Anstalt am Salzgries (Nr. 16, alt 186) errichtet; die Findlings-Colonie in Zillingsdorf bei Wiener-Neustadt, eine Schöpfung des Vereines von Kinderfreunden in Wien (gegründet 1870), wuchs stattlich empor; in Göllersdorf bei Stockerau wurde ein neues Gefängniß für Sträflinge eingerichtet.

Die herrliche neue Pfarrkirche St. Maria vom Siege in Fünfhaus, nach Plänen des Oberbaurathes Schmidt, der damit das Problem eines gothischen Kuppelbaues gelöst hatte, war vollendet und wurde am 17. October eingeweiht; ebenso die neue, 1872 demolirte und vom Architekten Camill Sitte erbaute Mechitaristenkirche oder Kirche der „Altglauber", wie sie im Volksmunde heißen, weil ihr Glaube der alt-römisch-katholische, ihr Ritus der syrische, ihre gottesdienstliche Sprache die armenische ist. Ihre Verpflichtung ist auch Beförderung der Wissenschaft durch Herausgabe classischer Werke, und so besitzen sie in Wien eine eigene Druckerei und Buchhandlung zu diesem Zwecke. Es erfolgte die Schlußsteinlegung des schönen Rudolfs-Kinderspitals auf der Landstraße, die Einweihung des neu erbauten Reconvalescenten-Hauses der barmherzigen Brüder in Hütteldorf, an Stelle des im Bezirke Landstraße seit 1758 bestandenen,

über Ansuchen der Commune aus Verkehrsrücksichten aufgelassenen derartigen Hauses. Der Fischmarkt wurde in die neue Fischhalle aus Holz an der Rampe des Franz Josefs-Quai verlegt. Die neu erbaute Brücke über den Westbahnhof wurde vollendet. Deren Bau erfolgte nach dem Projecte des Oberingenieurs Victor Schützenhofer, ausgeführt von der Compagnie-Bau-Unternehmung H. Schlechter, J. Prokop und F. Kraus und von dem Erzherzog Albrecht'schen Eisenwerke Teschen; die Einweihung geschah am 12. August 1876. — Eine erhebende Freude war es für das schöne, durch das Bemühen des dortigen Bürger-



Kaiser Franz Josef I. und seine Familie.

meisters Josef Schöffel zu vorher ungeahnter Höhe emporgebrachte Mödling, als Kaiser Franz Josef am 18. November 1875 „unter Anerkennung des gemeinnützigen und erfolgreichen Strebens der Gemeindevertretung und der Bürgerschaft“ den landesfürstlichen Markt zu einer Stadt erhob.

Im Jahre 1876 wurde die Reichsstraße nach Mähren hergestellt. Von ihr erhielt die prachtvolle, am 18. August 1874 eingeweihte, über die Donau führende Franz Josefs-Brücke auch den Namen Reichsbrücke. Von der daselbst projectirten neuen Donaustadt zeigen sich freilich nur einige wenige schöne Häuser, belebt von den Beamteten der dort befindlichen Dampfschiffahrts-Docks (Werfte), aber die nahe gelegene Ortschaft Kaisermühlen, eine Art Wiener Ansiedlung, kam recht hübsch empor und zählte bald mehr als 2000 Bewohner.

Zahlreich strömen die Wiener zu den dort befindlichen schönen Bädern: Communalbad (eröffnet am 15. Mai 1876) und dem „Holzer'schen Bad". Durch die Donau-Regulirung war ferner eine sonst sehr belebte Ortschaft der Demolirung anheimgefallen — Zwischenbrücken. Es wurde am 23. October das große Lagerhaus im Prater (die ehemalige Maschinenhalle der Weltausstellung) eröffnet; das Hahn-Bergel (so genannt von dem Gasthause zum „rothen Hahn" an der Ecke der Gumpendorferstraße, heute Nr. 47, Canalgasse 9, alt 97, Laimgrube, wo Josef Lanner als Knabe öfters musicirte) regulirt, wobei an der Stelle der kleinen Hütten auf der rechten Seite (darunter das obige Hahn-Wirthshaus) ein stattliches, palaisartiges Gebäude des Meerschaum-Industriellen J. Fischer erstand. In der Reichsrathsstraße wurde das schöne neugebaute „katholische Vereinshaus", sogenannte „Ressource", mit den prächtigen Säulen-Colonnaden vom Erzbischof Dr. Kutschker eingeweiht; am 24. December die restaurirte evangelische Kirche A. C. in der Dorotheergasse wiedereröffnet; der große Zubau des Officier-Töchter-Institutes zu Hernals in Angriff genommen.

Es hatte ferner der baufällige Zustand der Filiale des Wiener Invalidenhauses in Neulerchenfeld Veranlassung gegeben, daß der Hernalser Exercirplatz, bestehend aus jenen bedeutenden Ottakringer Grundstücken, welche der großmüthige Stifter van Yppen, ein Niederländer und österreichischer Unterthan, für Erhaltung von Invaliden schenkte (seinen Namen verewigt der Yppenplatz und die Yppengasse daselbst), vom Militär aufgelassen, an verschiedene Baugesellschaften verkauft und zu Baustellen parcellirt wurde; von dem Ertrage wurde hinter dem alten Hauptgebäude längs der Veronikagasse (an der Gürtelstraße, der Feld- und Brunngasse gelegen) ein stattlicher zweistöckiger Neubau aufgeführt und von den Invaliden bezogen.

Epochemachende Demolirungen und Regulirungen in der ersten Periode der Siebziger-Jahre waren: die Verschönerungen am Graben, so die Verbreiterung des Jungferngäßchens durch Umbau des „Lagusius-Hauses", was endlich einmal eines der schönsten monumentalen Baudenkmäler Wiens, die Peterskirche, dem Auge der Bevölkerung in ihrem totalen Umfange zugänglich machte. Es wurde das, schon einmal (Seite 761) erwähnte Liechtenstein'sche Arcadenhaus (Bild Seite 768) demolirt und durch die Militär-Baugesellschaft der prachtvolle Grabenhof aufgeführt. Es wurden das Lommer'sche Haus „zum Amor" an der Ecke der Spiegelgasse und das sogenannte „Duslhaus" an der Ecke des Stock-im-Eisen-Platzes demolirt und dadurch flachwändige Ecken geschaffen, welche bald mit riesigen und zahlreichen Annoncen bedeckt wurden. Der Volkswitz nannte die erste Ecke die „Reclame-Wand", die zweite „'s Communaleck", in Anspielung auf das seinerzeit ebenfalls lange bestanden habende, höchst unschöne „Communal-Loch". Am Hof wurde das „Irisgäßchen" durch Demolirung der alten zwischen dieser schmalen (in früherer Zeit „Hundsfuttgassel" benannten) Gasse und dem Gebäude der päpstlichen Nuntiatur gelegenen beiden alten Häuser erweitert. Das rechtsseitig gelegene Haus (Nr. 3, alt 320), sogenanntes „Militär-Stöckel" (d. h. Officiers-Wohnung, früher Eigenthum des Militär-Aerars und von diesem zur Bequartierung der sich zeitweilig in Wien aufhaltenden höheren Militärpersonen verwendet), war eine eigenthümlich interessante Baute mit großer Altane im ersten Stockwerk.

Die Kärntnerstraße erhielt ebenfalls hervorragende Verschönerungen. Es fand der Umbau des Bürgerspitales statt, nachdem die seit 1530 in diesem Hause befindliche Bürgerspitals-Wirthschafts-Commission am 16. October 1876 dort ihre letzte Sitzung abgehalten; die erste Baugruppe war vollendet, mit ihr der imposante sogenannte „Kärntnerhof" mit seinem Bazar und die neue Verbindungsstraße vom Ring zum Neuen Markt. Es wurde ferner

das sogenannte „eiserne Haus“ (Kärntnerstraße Nr. 16) von den Gebrüdern Franz, Jakob und Josef Thonet, Fabrikanten der eisengebogenen Möbel, hergestellt; in der Rothenthurmstraße erhob sich an Stelle des demolirten sogenannten „Bärenhauses“ (Ecke des Lichtensteg Nr. 8, alt 735) der Palast der Herzogin Iphygenia von Castries, geborenen von Sina, genannt „Germaniahof“ (bereits Seite 34 und 35 besprochen); die „Brandstatt“, der „Gundelhof“ und „Margarethenhof“ wurden demolirt, und diese Demolirung des Stefansplatzes ließ an deren Stelle neue Prachtbauten, wie auch die „Jasomirgott-Straße, entstehen. Es wurde das sogenannte „Türkenhaus“ in der Schenkenstraße (Nr. 14, alt 49), worin die Marine-Section des Reichs-Kriegsministeriums ihren Sitz hatte, demolirt, mit ihm das letzte der zwölf Häuser, welche dem nach dem Plane des Baukünstlers Gottfried Semper (geb. 1803, gest. 1879) zu gestaltenden Bau des neuen k. k. Hof-Schauspielhauses (Bild Seite 1049) zum Opfer fallen mußten. Es fiel der Demolirung auch der letzte Rest der Löbl-Bastei anheim; dann das zum Palais des Ministeriums des Aeußern gehörige Gärtchen nächst der Bellaria, mit ihm die berühmte Linde, welche 1816 Staatskanzler Fürst Metternich zur Erinnerung an den Friedensschluß und den Congreß eigenhändig gepflanzt hatte; es wurde übrigens angeordnet, dieselbe in den Volksgarten zu verpflanzen. Das „Schönbrunner-Stöckl“, die Wohnung der jeweiligen Staatskanzler seit Kaunitz während der schönen Jahreszeit, kam wieder in Aller Mund, denn es bewohnte dasselbe Fürst Bismarck, der in Begleitung des deutschen Kaisers nach Wien gekommen war (October 1873); es wurde die Veranda der k. k. Hofburg, genannt „Bellaria“, und die dahin führende Bastei-Rampe demolirt (Mai 1875) und durch eine neue zierliche Baute ersetzt; eine weitere Folge davon war die Zumauerung des neben der Wachstube und der Hofzuckerbäckerei bestandenen Thores für Fußgänger; die Mölkerbastei nächst dem Eingange in die Schottenbastei und des gleichnamigen Thores wurde durch Anlage von Gebüsch und Rasenziegeln hergestellt; endlich die Demolirung des alten Arsenals, dann der Fruchthallen der ehemaligen k. k. Verpflegs-Bäckerei des Hauses Nr. 45 (alt 183) am Salzgries vollzogen, auf welchem Raume sich nunmehr die schönen Neubauten der Börsegasse erheben.

Die Demolirung des sogenannten „blauen Freihauses“ in Mariahilf, Dreihufeisengasse Nr. 8 (alt 10), und eines Theiles des Hauses Nr. 6 (alt 7) erfolgte, um den Bauplatz für das Decorations-Gebäude der beiden Hoftheater zu gewinnen; es wurde das Thor der Mariahilfer-Linie demolirt, wodurch eine Erweiterung derselben stattfand; dagegen wurde die an der Mödlingerstrecke der Südbahn (auf der Seite gegen Laxenburg) seinerzeit errichtete Arbeiter-Colonie, d. h. die Arbeiterhäuser, etwa 40 an der Zahl und jedes mit einem kleinen Gärtchen versehen, verlassen. Dieselben waren zum Zwecke billiger Wohnungen für die in der nächstgelegenen Maschinenfabrik beschäftigten Arbeiter erbaut worden; der Stillstand der Fabrik machte die Insassen beschäftigungslos, und so standen bald die Häuser vereinsamt da. Einen nicht geringen Schrecken verursachten die Bergrutschungen am Kahlen- (nicht wie behauptet wurde, am Leopolds-) Berg (März 1876), welche indeß von keinen weiteren nachtheiligen Folgen begleitet waren. Im Jahre 1877 erfolgte die Eröffnung eines neuen Weges nächst der „Nase“ am Leopoldsberge, um dessen Zustandekommen sich auf Antrag des Ritters Heinrich von Maurer und Victor Schmidt's sen. der „Oesterreichische Touristen-Club“, durch die Tracirung und Leitung der Arbeiten das Ausschußmitglied Anton Sieberhaber große Verdienste erwarb.

Am 18. März 1877 bezogen die Pfründner das von der Commune angekaufte Schloß in Liesing, welches für sie zu einem Versorgungshause umgebaut wurde; der ehemalige „Apollosaal“, nunmehr Gebäude der Apollokerzen-Fabrik in der Zieglergasse, wurde am 27. Januar total eingeäschert und

es wurden auch die an die Fabrik angrenzenden alten Häuser demolirt, wodurch Raum für neue Zinshäuser wurde, die sich an deren Stelle erhoben; es wurde die Brigitta-Brücke an der Mündung der Alserbachstraße erbaut; demolirt wurde auch die den Wienern wohlbekannte, reizend gelegene alte Villa auf der Türkenschanze nächst Weinhaus, genannt „das Häuschen am Rain" (Rain bezeichnet die Grenzmarke, limes, zwischen zwei Aeckern oder Grundstücken), da diese Realität in den zur neuen Sternwarte (erbaut vom Architekten Fellner) gehörigen Garten einbezogen wurde. Das nahebei befindliche Gasthaus „zum König Sobieski" Nr. 373 war der Schauplatz eines viel Aufsehen erregenden, bis heute unentdeckten Raubmordes an dem Wirthspaare Josef und Aloisia Schieder (13. April 1875). Eine der segensreichsten Stiftungen ist das Haus der Barmherzigkeit zur Pflege armer schwerkranker Unheilbarer in Währing, Antonigasse Nr. 70, durch Gaben vieler Wohlthäter (seit 1870) errichtet; ein herrlicher Bau ist die St. Severinuskirche in Neu-Währing (Kreuzgasse, auf dem sogenannten Ganserlberg), nach den Plänen des Architekten Richard Jordan vom Baumeister Josef Schmalzhofer in Ziegelgothik erbaut; die Einweihung erfolgte am 20. October 1878.

Am 3. Mai 1877 wurde das Monument des um Wien hochverdienten und allgemein geschätzten Bürgermeisters Dr. Andreas Zelinka (geb. zu Wischau in Mähren am 23. Februar 1802, gest. am 21. November 1868, begraben auf dem Hundsthurmer Friedhof; Bild Seite 1160), verfertigt vom Bildhauer Franz Pönninger, im Stadtpark aufgestellt. Dessen Nachfolger war Dr. Kajetan Felder (geb. in Wien am 9. September 1841, ein bedeutender Entomologe und Schriftsteller), dem Wien viele Verschönerungen und zweckmäßige Verbesserungen dankt. Auf diesen folgte Dr. Julius Newald.

Der am 13. Juli 1878 gewählte, nunmehr fungirende Bürgermeister Doctor Juris Julius Ritter von Newald (Bild Seite 1161) wurde zu Neutitschein in Mähren am 11. April 1824 geboren. Er vollendete seine Studien 1849, trat dann als öffentlicher Sachwalter auf, wurde 1864 im Bezirke Alsergrund zum Gemeinderathe gewählt, bereits 1865 Obmann der Rechtssection, 1868 zweiter, 1869 erster Bürgermeister-Stellvertreter. Seine ganze Thätigkeit zur Lösung der Aufgaben in der Gemeindeverwaltung concentrirend, wurde er in fast alle wichtigen Commissionen gewählt, und seine zahlreichen Verdienste um die Gemeinde wurden vom Kaiser im Jahre 1866 durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Josef-Ordens, 1873 durch die Verleihung des Ordens der eisernen Krone dritter Classe ausgezeichnet. Bei seiner, mit lebhafter Befriedigung von Seite der Wiener Bevölkerung aufgenommenen Wahl war man von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Newald, wie kaum ein Zweiter, die Eignung dazu besitze, an die Spitze des großen Gemeinwesens Wiens gesetzt zu werden, dieses ebenso ehren- als mühevolle Amt auszufüllen und für das Heil und Wohl der imposanten Commune Wien das Ersprießlichste zu wirken.

Am 27. Juli 1878 erfolgte die Schlußsteinlegung der Einwölbung des Alsbaches in Hernals (begonnen am 28. Mai 1877, als erster vorortlicher Nothstandsbau), der nicht nur über 400 Arbeitern bei den traurigen Zeitverhältnissen Arbeit verschaffte, sondern auch in sanitärer Beziehung große Vortheile bot. Ebenso erfreulich war die unternommene Einwölbung des Grottenbaches (gewöhnlich Krotenbach genannt) in Unter-Döbling. Im Jahre 1879 erfolgte die Einweihung der nach den Entwürfen des Architekten Karl Sandreczki vom Baumeister Kaspar Hoffer ausgeführten neuen Volksschule in Neulerchenfeld (Neumayerplatz), die Eröffnung der Frucht- und Mehlbörse am Schottenring (Nr. 19, im eigenen neuen Hause); es konnte bereits für das Jahr 1880 die Vollendung des Erzherzogin Sophien-Spitals (gestiftet von Louise Kenyon) auf der in der Kaiserstraße Nr. 7 gelegenen Realität in Aussicht

genommen werden; am 14. December 1879 wurde das orientalische Museum, das in die neuen Räume der k. k. Börse übertragen worden, feierlich durch den Protector des Institutes, Erzherzog Karl Ludwig, eröffnet; die nach den Entwürfen des Ober-Ingenieurs Karl Mihatsch ausgeführten Erweiterungsbauten des Reservoirs der Hochquellenleitung am Rosenhügel waren am 4. September gänzlich vollendet. Der Abschluß mit der Uebernahme der Salzgries-Kaserne von Seite der Commune wickelte sich endlich zur allseitigen Zufriedenheit ab, und es stand die Inangriffnahme der Demolirung bereits für das Frühjahr 1880 in Aussicht.

In Fortsetzung der Zusammenstellung der Demolirungs-Arbeiten an den Basteiwerken ist zu bemerken: die Mölker-Bastei und der Kleppersteig mit 201 Klafter Erdbewegung, 95 Klafter Mauer-Abbruch, 25.120 fl. 34 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 24. August 1870 bis 23. October 1871. Stuben-Bastei und Jakoberhof, mit 249 Klafter Erdbewegung, 90 Klafter Mauer-Abbruch, 406 fl. 12 kr. Materialwerth, 7440 fl. Demolirungskosten; Zeitdauer: 16. Februar 1871 bis 23. Juli 1871. Paradiesgarten-Ravelin mit 4119 Klafter Erdbewegung, 1349 Klafter Mauer-Abbruch, 19.231 fl. 18 kr. Materialwerth, 85.135 fl. 40 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 6. März 1872 bis 31. Januar 1873. Löbl-Bastei und Bellaria mit 9755 Klafter Erdbewegung, 2784 Klafter Mauer-Abbruch, 12.272 fl. 68 kr. Materialwerth, 138.350 fl. 42 kr. Demolirungskosten; Zeitdauer: 20. Juli 1874 bis 25. August 1875. Die Totalsumme der gesammten Bastei-Demolirungen beträgt 130.559 Klafter Erdbewegung 34.173 Klafter Mauer-Abbruch; 408.490 fl. 23 kr. Materialwerth, 1,527.952 fl. 35 kr. Demolirungskosten.

Schade, daß bei den letzten Demolirungen in den Vororten auch so manches interessante Denkmal zu Grunde ging; so z. B. die beiden Denksteine auf dem Wege von Döbling unweit des sogenannten Währinger-Spitz, fünf Fuß hoch, ein Fuß dick, mit einem eingehauenen erhabenen Kreuze versehen, ohne Aufschrift. Beide fielen im Jahre 1878, gleich der schattenreichen Allee, dem Vandalismus zum Opfer; sie sollen zum Canalbau verwendet worden sein. Dieselben sollten den Standpunkt bezeichnen, wo sich zwei Brüder als Duellanten gegenüber standen und sich gegenseitig tödteten. Als Ursache des Zweikampfes gilt, daß keiner der Beiden freiwillig ein Stück seines Grundes zur Eröffnung dieser Straße abtreten wollte. Das Eckhaus der Neugasse in die Hirschengasse (heute Nr. 2) führte bis vor einigen Jahren den Schild: „Zu den zwei streitenden Brüdern".

Noch aber steht aufrecht das steinerne, einige Meter hohe Gedenkkreuz auf dem Fußwege von Weidling nach Klosterneuburg. Es ist dies das sogenannte „Gablerkreuz", eine große Steinsäule, die mit dem Bilde des gekreuzigten Heilands geziert war. An der Rückseite derselben ist folgende Inschrift ausgehauen:

O. A. M. D. G.

„Ach, Christenmensch, hör' an, was ich dir wil sagen,
so sich allhie vor Zeiten hat'zugetragen,
in diese Bildnus wart gotteslästerlich geschlagen
durch trunknen Bösewicht, daraus geflossen sodann rosenfarbnes Blut,
wie solches wahre Aussag bezeugen thut.
Auf das hernach der Orten in Lüften
von Teufel Einer zerrissen in Stücken.
Solches ist geschehen um das 1562. Jar,
als die lutherische Ketzerei gemein war."

Was das letztere anbelangt, lebte thatsächlich hier ein, bösem Lebenswandel und dem Trunke sehr ergebener Weinhauer, Namens Hanns Gabler, der in Folge Vernachlässigung seiner Wirthschaft immer mehr herabkam und einst, als er durch besonderen Mißwachs schweren Schaden litt, im trunkenen Zorne mit der Axt nach dem Kreuz am Steine schlug. Man fand ihn wenige Augenblicke darnach

in einer Steinschlucht, in welche er gestürzt war, ein Taschenmesser in der Hand, das er sich in die Brust gerannt. Daher soll die Bezeichnung „der Gabler" für Mißwachs stammen. In neuerer Zeit wurde ein großes Bild über die vorerwähnte Inschrift befestigt, und so ist sie heute nicht mehr zu lesen; auch jene nicht mehr, wo unter einem doppelten Wappenschild zu lesen ist: „Se. Durchlaucht Maximilian Heinrich Kurfürst zu Cöln An. 1672 die Bildniß lassen erhöhen" (aufrichten.)

Eine andere Denksäule steht am Anfange der Ortschaft Sievering; dieselbe trägt die Inschrift: „Hans Daringer, Saurischer Unterthan zu Untern-Sehffringen hat Gott zu Ehren und den Seinigen zum ewigen Gedächtniß machen lassen dieses Kreuz den XXVI. (26.) Sept. Anno MDCVI" (1606).

Am 20. December 1857 war das Handschreiben des Kaisers erschienen, durch welches die Stadt-Erweiterung genehmigt wurde; es wurde darauf zur Beschaffung von Plänen ein Concurrenztermin bis 31. Juli 1858 ausgeschrieben; 85 Pläne liefen ein, von denen gar manche trefflich waren, indeß entsprach keiner von ihnen allen Anforderungen. Nun wurde mit kaiserlicher Genehmigung und im Einverständnisse mit den Verfassern der preisgekrönten Projecte im Ministerium des Innern ein neuer Plan ausgearbeitet, dieser Plan für die Stadt-Erweiterung erhielt am 1. September 1859 die Genehmigung des Kaisers und es wurde unverzüglich an dessen Durchführung geschritten. Es erübrigt deshalb, für den Schluß unseres Buches eine Gesammt-Darstellung alles dessen zu geben, was seither in den 20 Jahren, 1859 bis 1879, geschaffen worden.

Von öffentlichen Gebäuden wurden vollendet: die Kunstgewerbeschule, das Museum für Kunst und Industrie (Bild Seite 1120), das akademische Gymnasium (Bild Seite 1144), das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus, die Handels-Akademie, die Akademie der bildenden Künste (Bild Seite 1165), das General-Commando-Gebäude, die Votivkirche, das chemische Laboratorium der Universität, die Rudolfskaserne, die Komische Oper (heute Ringtheater genannt, Bild Seite 1121), die Waarenbörse, das Stadttheater (Bild Seite 1168), das Opernhaus (Bild Seite 1064), die Detail-Markthalle nächst dem Stubenring, das Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft (Bild Seite 1152), das Telegraphenamts-Gebäude, die Effectenbörse, die Frucht- und Mehlbörse, das Pädagogium der Stadt Wien, das Staatsgymnasium in der Hegelgasse, dann jenes im Bezirk Alsergrund, die Communal-Oberrealschule ebendaselbst, die Communal-Bürgerschulen in der Zedlitzgasse, Stubenbastei, Werderthorgasse, dann die Volksschulen in der Doblhoffgasse, Bartensteingasse, Fichtegasse, endlich auf dem ehemaligen Paradeplatz die Bürgerschule in der Rahlgasse und die Schule des Frauen-Erwerbvereins; ferner die Vereinsgebäude des Ingenieur- und Architekten-, sowie des Gewerbevereins, das katholische Vereinshaus.

Im Bau begriffen und mehr oder weniger der Vollendung nahe sind zu verzeichnen: die nach den Plänen Gottfried Semper's und des Barons Hasenauer erbauten beiden Hofmuseen, in welche alle die zahlreichen und herrlichen Kunstschätze, welche sich im Besitze des kaiserlichen Hofes befinden, vereinigt zur Anschauung gebracht werden, und die aus drei Hauptabtheilungen: den Alterthums-Sammlungen, der Gemäldegalerie und der Kupferstich-Sammlung, bestehen. Die schönen Figuren auf dem kunsthistorischen Museum stammen vom Bildhauer Weyer, diejenigen auf dem naturhistorischen Museum von den Bildhauern Haertl, Fritsch und Professor Till; — das kaiserliche Hof-Schauspielhaus (Bild Seite 1049), ebenfalls von Semper und Hasenauer im Hochrenaissance-Styl erbaut; — der Justizpalast nächst dem Paradeplatz, im deutschen Renaissance-Styl nach den Plänen des Architekten Alexander von Wielemans (geb. in Wien) vom Baucomité: Oberbaurath Schwendenwein, Hofrath Albert Felner

von der Arl, Hofrath Johann Edelmann, Architekt Anton Hefft und Ober-Ingenieur Johann Bäumel ausgeführt; — das Reichsrathsgebäude (Parlament, Bild Seite 1097), im griechischen Style von Th. Hansen; — das bereits besprochene Rathhaus; — die neue Universität (Bild Seite 1096) von Heinrich von Ferstel.

An Privathäusern waren ungefähr 500 auf diesen Gründen errichtet worden; die Ringstraße wurde bereits in ihrer ganzen Ausdehnung ausgebaut, von den übrigen Bauplätzen zeigten sich nur wenige mehr frei. Von Monumenten sind zu erwähnen: der Minervabrunnen zwischen der Kunstgewerbeschule und dem Museum für Kunst und Industrie (Bild Seite 1120), das Zelinka- und das Schubert-Monument (Bild Seite 1072) im Stadtpark, wo sich auch das Donauweibchen befindet; das Schwarzenberg- und das Schiller-Monument. In Vorbereitung waren das Beethoven- und das Tegetthoff-Monument, sowie ein Monument der Kaiserin Maria Theresia in Wien. An Gartenanlagen wurden errichtet: der Stadtpark mit den dazu gehörigen Reservegärten; die auf dem Beethovenplatz, jene rings um das Künstlerhaus, die vor dem Gebäude der Akademie der bildenden Künste, die Vergrößerung des Volksgartens, der Rathhauspark, die Gartenanlage vor der Votivkirche, der Park am Franz Josefs-Quai; der Errichtung harrten noch die Anlagen vor dem Justizpalast, auf dem Börseplatz, Schlickplatz und auf dem Rudolfsplatz. Es entstanden zehn neue Plätze: Beethovenplatz, Börseplatz, Deutschmeisterplatz, Künstlerplatz, Maximiliansplatz, Reichsrathsplatz, Rudolfsplatz, Schillerplatz, Schlickplatz und Wallfischplatz. Straßen und Gassen wurden 95 eröffnet und vorwiegend zu Ehren berühmter oder verdienter Persönlichkeiten benannt.

Während des letzten Jahres (1879) wurden in Wien folgende Bauten aufgeführt: 22 provisorische ebenerdige Neubauten, 28 stabile ebenerdige: 12 einstöckige, 8 zweistöckige, 57 dreistöckige, 31 vierstöckige — zusammen 136. An Zubauten: 15 ebenerdige provisorische, 116 stabile ebenerdige, 28 einstöckige, 20 zweistöckige, 1 vierstöckiger — zusammen 165. Umbauten: 25 ebenerdige, 13 einstöckige, 9 zweistöckige, 18 dreistöckige — zusammen 65. Aufbauten: 6 einstöckige, 5 zweistöckige, 3 dreistöckige — zusammen 14. Im Ganzen wurden 417 größere Bauten vorgenommen, 1143 Adaptirungen (Zubauten) bewilligt, 642 Benützungsgenehmigungen ausgefertigt und fanden 135 Planauswechslungen statt. Was die Bevölkerung Wiens betrifft, hat das Ergebniß der letzten Volkszählung (16. April 1875) in seinen Tabellen die schon lange heiß ersehnte „Großstadt-Million" nicht nur erreicht, sondern sogar um mehrere Tausend überschritten. Recht interessant dabei waren die Zifferergebnisse jener Häuser, welche von den meisten Parteien bewohnt wurden. In erster Linie steht da das Freihaus auf der Wieden, als bewohntestes Haus der Residenz, mit der Einwohnerzahl von 1246 Personen. Neben demselben rangirt als zweites das Rimböckhaus auf auf der Simmeringer Hauptstraße mit 815, der Mölkerhof in der Josefstadt (Lederergasse Nr. 23, alt 88) mit 809, der Schottenhof (Freiung) mit 635, der Mölkerhof in der inneren Stadt (Schottengasse) mit 383, der Trattnerhof (Graben) mit 321, der Heinrichshof (Opernring) mit 301 Personen; in den Bezirken: der Schöllerhof (Obere Donaustraße Nr. 93) mit 509, das Haindorferhaus (Circusgasse Nr. 45) mit 476, das Tischlerhaus (Landstraße, Leonhardgasse Nr. 17) mit 482, der Sünnhof (daselbst, Hauptstraße Nr. 28) mit 317, das Trauhaus (Traugasse 1) mit 303 Personen u. s. w.

Und wenn man nun so die österreichische Kaiserstadt, wenn man das herrliche Wien in der Vogelperspective im Jahre 1880 betrachtet, da fällt Einem wohl so unwillkürlich ein, was würde der glorreiche Held Prinz Eugen sagen, wenn er von der Terrasse seines Lustschlosses

„Belvedere“, wie der Leser unseres Buches, hinabschauen könnte auf das so schön und harmonisch verflochtene Alt- und Neu-Wien?! Soviel der ebenso große Staatsmann als Held auch vorausgesehen und vorausgesagt hat in politischen Dingen — ein solches Bild hat ihm seine kühnste Phantasie sicher nicht vorgezaubert. Mit inniger Liebe und Anhänglichkeit blickt daher nicht nur der Wiener, sondern auch jeder Bewohner der österreichisch-ungarischen Monarchie auf Kaiser Franz Josef I. und seine Familie, welche stets das Beste angestrebt und zum Gemeingute zu machen bemüht gewesen, auf das schöne und liebliche **Wien**, dessen Bewohner durch ihre Biederkeit und ihren Wohlthätigkeitssinn sich die allgemeinste Sympathie errungen.

Und so ist denn unsere Arbeit nun zu Ende gediehen, die Geschichte der theuren Vaterstadt von den fernen Zeiten, wo zuerst die Nebel des Alterthums sich hellen, bis auf unsere Tage im Bilde aufgerollt. Das Gebäude ist — soweit es der eng begrenzte Raum erlaubte — abgeschlossen; aber ungern entfernt sich der Baumeister; ach! es ist ihm sein Werk ein gar zu liebes gewesen, und noch immer wüßte er der Verzierungen und Verschönerungen unzählige, um es weiter auszuschmücken. Doch hat der Wunsch der Leser, das Buch vollendet zu besitzen, zu viel der Berechtigung, und so muß denn geschieden sein.

Um aber bei dem Bilde zu bleiben, in welchem wir dieses uns liebe Buch mit einem Bauwerke verglichen, so ist es alte Werkmannsweise, den letzten Schlußstein mit einem frommen Spruch zu fügen, daß der Bau bestehen möge.

Hat nun der Leser nur einen Theil der Lust empfunden, die uns die Abfassung des mit ernstem Fleiß und vieler Anstrengung geschriebenen Buches bereitete, so sind wir hinlänglich belohnt, und unsere Bemühung war nicht vergeblich; — das Buch wird stets als volksthümliches Belehrungswerk seinen Werth behalten. Und so legen wir die Feder mit den Worten des alten Reimpoeten Schmelzl aus der Hand, dessen Liebe zu Wien so heiß und wahr gewesen ist, der ein so echter Wiener war, wie wir es zu sein glauben, und welcher ausrief:

„O, Edles Wienn!
Du bist die port vnd zir alzeit,
Befestigung der Christenheit.
Wer sich zu Wienn nit neren kann,
Ist ueberal ein verdorbener Mann!“



Register.

A.

G.

H.

L.

M.

N.

T.